Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Siebenzehnter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

AS
182
M82
Bd.17-18

8114

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1843.-44

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. July.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Iconographia familiarum naturalium regni vegetabilis rel. Abbildungen der natürlichen Familien des Gewächsreiches, gezeichnet und mit den Charakteren der Familien, sowie mit verschiedenen wissenschaftlichen Anmerkungen begleitet herausgegeben von Dr. Adalbert Schnizlein ꝛc. Bonn, Verlag von Henry und Cohen. 1843. 4. Erstes Heft. 6 Bogen Text und 20 lith. Tafeln.

Der Herr Verfasser begegnet durch die Herausgabe dieses Buches in der That einem lange gefühlten Bedürfnisse vor allem derjenigen Freunde der Pflanzenkunde, welchen die Benützung größerer Bibliotheken und ihrer Kupferwerke versagt ist. Aber auch den Begünstigteren ist es darum nicht überflüssig, da die Tafeln großentheils nach sehr guten und genauen Originalzeichnungen des Verfassers angefertigt sind und in den möglichst vollständigen Analysen viel Interessantes und zum Theil Neues darstellen. Die Aufgabe, welche sich der Autor gesetzt hat, ist die, alle natürlichen Familien des Gewächsreiches in einer systematischen Reihenfolge bildlich darzustellen, und in dem beygefügtem Texte die Charaktere derselben nebst den Namen der einschlägigen Gattungen und Bemerkungen über ihre Verwandtschaft, ihre Verbreitung und Nutzung vorzuführen. Für die Reihenfolge der Familien sind Endlicher's Genera plantarum zu Grunde gelegt, ist aber zugleich Rücksicht auf die bey De Candolle, Lindley u. A. vorkommenden Abweichungen in der Trennung und dem Umfang der einzelnen Gruppen genommen und deßhalb die Zahl derselben statt wie bey Endlicher auf 277 vorläufig auf ungefähr 330 angeschlagen. Zur Darstellung des Habitus bey jeder Gruppe ist, so weit es sich mit der Charakteristik verträgt, immer eine oder mehrere durch besondere Beziehungen zu dem Menschen vorzugsweise interessante Pflanze gewählt. Da für manche Familien eine Tafel nicht ausreicht, so ist die Zahl der letzteren vorläufig auf 360 gestellt. Das ganze Werk soll in 18 Lieferungen jede zu 20 Tafeln (die Lieferungen in Zwischenräumen von 3 — 4 Monaten) erscheinen und demnach in 4 — 5 Jahren fertig seyn. Man muß rühmend anerkennen, daß dabey Verfasser und Verleger gleichmäßig bemüht sind, durch den für die Leistung sehr mäßigen Preiß von 2 Thalern per Heft die Anschaffung des Werkes auch minder Bemittelten möglich zu machen.

Es dürfte nicht unpassend erscheinen, bey dieser Gelegenheit an die Umwälzung zu erinnern, welche in der systematischen d. h. in der descriptiven Botanik eintreten mußte, sobald man anfieng das Linneische System zu verlassen und selbst für Specialfloren die sogenannte natürliche Methode zu Grunde zu legen. Der Rahmen des Sexual- oder künstlichen Linneischen Systems war so glücklich gewählt und so elastisch, daß er für die Vegetation der ganzen Erde eben so paßte wie für die Flora eines auf wenig Quadratmeilen beschränkten Stadtgebietes. Ueberall war noch Reichthum und Mannigfaltigkeit der Formen genug geboten, um die 24 oder 22 Klassen des Systemes, ja selbst ihre wichtigeren Un-

selrechtes mit vorzüglicher Hinsicht auf die Wechsel-Ordnung des österreichischen Kaiserstaates. Wien 1843.

Travaux de la commission pour fixer les mesures et les poids de l'empire de Russie. Rédigés par A. Th. Kupffer. Vol. 1. 2. St. Petersb. 1841. 4.

M. W. Drobisch, Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. Leipzig 1842.

Dr. Grübenau, Das höhere Volksschulwesen in Preußen verglichen mit den gewerblichen und staatsbürgerlichen Anforderungen unserer Zeit. Danzig 1842.

Dr. Friedr. Cramer, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters. Stralsund 1843.

R. C. Bakhuizen van den Brink, Variae lectiones ex historia philosophiae antiquae. Lugd. Bat. 1842.

Amad. Wendt, De philosophia Cyrenaica. Goettingae 1841.

Aug. Schmölders, Essai sur les écoles philosophiques chez les Arabes. Paris 1842.

G. A. Gabler, Die Hegelsche Philosophie. Beyträge zur richtigeren Beurtheilung und Würdigung. Heft 1. Berlin 1843.

Dr. R. Löwenthal, Physiologie des freyen Willens. Glogau 1843.

Juan de Escobar, Historia y romancero del muy valeroso Cavallero el Cid Ruydiaz de Vibar. Madrid 1747.

Don Manuel de Leon Marchante, Obras poeticas posthumas. Madrid 1722. 4.

E. Buschmann, Rameaux. Anvers 1839.

M. Du Breil de Marzan, La famille et l'Autel ou harmonies du christianisme dans l'homme, la nature et la société. Paris 1842.

M. Gatien-Arnoult, Monumens de la littérature romane. T. I. Toulouse 1841.

Piers Ploughman, The Vision and the creed, with notes and a glossary by Th. Wright. Vol. 1. 2. London 1842.

Otto F. H. Schönhuth, Die Nibelungen-Sage und das Nibelungenlied. Eine historisch-kritische Untersuchung. Tübingen 1842.

G. E. Reventlow-Farve, Dänemark und seine Könige bis zum Antritt des Oldenburger Hauses. Th. 1. 2. Kiel 1842.

E. von Brunnow, Ulrich von Hutten. Bd. 1. 2. Leipzig 1842.

F. Pfeiffer, Göthe und Klopstock. Leipzig 1842.

Dr. Fr. Mayer, Ein hüpsch und lustig Spyl vorzeiti gehalten zu Vry in dem loblichen Ort der Eydgnosschaft, von dem frommen und ersten Eydgnossen Wilhelm Thellen. Pforzheim 1843.

Hier. de Osorio, Cartas Portuguezas publicados por Alv. de Silva. Paris 1819.

Dr. Dorow, Reminiscenzen. Göthe's Mutter nebst Briefen und Aufzeichnungen. Leipzig 1842.

Franc. Cascales, Cartas philologicas. Madrid 1779.

Gabr. Castillo Mantilla y Cossio, Laverintho poetico texido de noticias naturales hist. y gentilicas. Madrid 1691. 4.

Dr. M. A. Gessert, Die Kunst auf Glas zu malen. Stuttgart 1842.

Isid. Bosarte, Viage artistico á varios pueblos de España. Madrid 1804. 4.

D. Ant. Furio, Diccionario historico de los ilustres profesores de las bellas artes en Mallorca. Palma 1839.

J. B. Emériс-David, Histoire de la peinture au moyen age, etc. Paris 1842.

H. G. Hotho, Oeffentliche Vorlesungen über Gegenstände der Literatur und Kunst an der Universität zu Berlin. Th. 1. Geschichte der deutschen und niederländischen Malerey. Bd. 1. Berlin 1842.

Herbé, Histoire des beaux-arts en France. Livr. 1 — 4. Paris 1842. 4.

R. G. Kiesewetter, Die Musik der Araber nach Originalquellen dargestellt. Leipzig 1842.

Dr. J. Chr. Rinne, Die Staatswissenschaften nach geschichtlicher Ansicht neu entwickelt. Liegnitz 1841.

G. Regis, Der Fürst des Nicolo Machiavelli. Stuttgart 1842.

J. von Türckheim, Betrachtungen auf dem Gebiet der Verfassungs- und Staatenpolitik. Bd. 1. Freyburg 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Stirpes italicae rariores vel novae descriptionibus iconibusque illustratae auctore Vincentio e dyn. Cesati. Accedunt animadversiones in characteres plantarum pariter tabulis illustratae. Fasc. I. II. Mediolani 1840 sumtibus auctoris. Imp. fol.

Die Flora von Italien ist zwar noch nie so vollständig zusammengefaßt und dargestellt worden, wie dieses Hofmann, Roth, Reichenbach, Röhling, Koch in Beziehung auf die deutsche, Lamark, De Candolle, Duby ꝛc. rücksichtlich der französischen, Smith, Hooker Lindley, Greville, Mackay u. A. für die englische gethan haben, indessen hat es doch zu keiner Zeit an ausgezeichneten italienischen Botanikern gefehlt, welche Provinzialfloren ihrer schönen Heimath in verschiedener Ausdehnung bearbeiteten und somit reiches Material für eine zukünftige Gesammtflora zusammenhäuften. Allioni, Balbis, Bertoloni, Cyrillo, Gussone, Mauri, Meneghini, Moretti, Moris, Nocca, de Notaris, Pollini, Savi, Sebastiani, Tenore, Visiani u. A. haben einzelne Gebiete zum Theil in Prachtwerken, wie die Floren von Neapel und Sardinien bearbeitet und der ausgezeichnete Bertoloni daraus sowohl als aus dem reichen Schatze seiner eigenen Erfahrung endlich eine Gesammtflora von ganz Italien zusammen zu stellen begonnen, deren Beendigung wir mit Ungeduld entgegen sehen. Einen neuen willkommenen Beytrag hiezu liefert das oben genannte Werk, indem es sich mit der ausführlichen Beschreibung und Darstellung seltener und kritischer Pflanzen aus allen Gegenden Italiens beschäftigte. Es hat zwar bereits im Jahre 1840 zu erscheinen angefangen, ist aber nach der gewöhnlichen Schläfrigkeit des italienischen Buchhandels erst jetzt bey uns bekannt geworden. Der Hr. Verfasser hat keine Kosten gescheut, es glänzend auszustatten, leider aber freylich dadurch auch dem Privaten die Anschaffung sehr erschwert und deßhalb dürfte es geeignet seyn, den Inhalt hier in Kürze anzuzeigen.

Das erste Heft enthält außer Titelblatt, Dedication (an die italienische Naturforscher-Versammlung in Pisa) und Facsimile's von Savi's und De Candolle's Handschrift zunächst einen Vorschlag zu gemeinsamer gleichförmiger Bezeichnung der Analysen, wie Bauer, R. Brown, Endlicher u. A. schon früher gemacht und in einzelnen Werken durchgeführt haben. Sodann folgen die ausführlichen Beschreibungen und analytischen Abbildungen von 1. Ranunculus insubricus Ces. aus der Umgegend von Mailand. An die Beschreibung dieser Art knüpft sich ein Exkurs über den Werth der Kennzeichen zu Unterscheidung der Species in der Gattung Ranunculus. Der Verfasser hält zunächst die Dauer und Beschaffenheit der Wurzel, die Anheftung der Blüthen, das Verhältniß der Blumen-Blätter zum Kelche und ihre Gestalt und Farbe, besonders aber noch die bisher wenig beachtete Beschaffenheit der Honigschuppe am Grunde der Blumen-Blätter für hinreichend konstant zur Ableitung specifischer Kennzeichen. Er hätte hierunter auch die Gestalt der Blüthenknospen zählen können, auf welche schon Spenner und Schimper aufmerksam gemacht haben. Bey der

Frucht legt er vorzüglichen Werth auf die Gestalt der Achse und des Köpfchens, auf Größe und Umriß der Karpellen und die Beschaffenheit des bleibenden Griffels, geringen dagegen mit Recht auf die glatt, warzig oder stachlig variirende Oberfläche. Form und Ueberzug der Blätter dürfen nur vorsichtig in Anschlag gebracht werden. Endlich kommen Bemerkungen über die verwandten Gattungen. 2. Papaver argemonoides Ces. ebenfalls aus der Umgebung von Mailand. In dem nachfolgenden Erkurse werden wieder die charakteristischen Artenmerkmale erörtert und vorzüglich die bey einigen Arten keulenförmigen und hohlen Staubfaden hervorgehoben. 3. Euphorbia variabilis Ces. Von den Corni di Canzo am Comersee, und 4. Silene Notarisii Ces. von dem Berge Corno in den Abruzzen.

Im zweyten Hefte finden sich außer der Dedikation an die Naturforscher-Versammlung in Turin und dem Facsimile von Moris Handschrift Beschreibungen und Abbildungen von 5. Sanguisorba dodecandra Morett. aus dem Veltlin. 6. Primula glaucescens. Morett. von den Comergebirgen (Pr. calycina Duby), 7. Suffrenia filiformis Bell. mit sehr genauer Analyse, aus den überschwemmten Reisfeldern von Oberitalien. 8. Polygonum crassinerve Ces. von Nizza. 9. Saxifraga Vandellii Sternb. von den Comergebirgen. Der Beschreibung folgen Auszüge aus einem unedirten Manuskripte Vandelli's, die naturhistorische Topographie des Comersees und der Valsassina betreffend. 10. Pogonostylis (Fimbristylis R. et Sch.) squarrosa Bertol. aus Etrurien. 11. Viola Comollia Mass. (nevadensis Boiss.), 12. Sedum alsinaefolium All. aus Piemont.

Druck und Papier sind sehr schön, doch ist in der Anordnung unbequem, daß Paginirung und Bezifferung der Tafeln fehlen und selbst die Signatur der Bogen im zweyten Hefte wieder von Neuem anfängt.

Iconographia familiarum naturalium regni vegetabilis etc.

(Schluß.)

Wenn aber auch nur in den vergangenen Epochen des Erdlebens die Vegetation jedesmal eine verschiedene gewesen ist, und von nun an keine weitere Aenderung mehr zu erwarten stünde, reihen sich die untergegangenen Gruppen nicht so wesentlich zwischen die jetzt existirenden, daß die genaue Kenntniß beyder erforderlich wäre, um ein harmonisch gegliedertes Ganzes, ein wahres Systema naturale vegetabilium darzustellen? Wir wollen dabey eine andere Frage der Skepsis unerörtert lassen, nämlich die, ob der Mensch von seinem Standpunkte aus überhaupt den wahren Zusammenhang der Pflanzenwelt je werde auffassen können, ob nicht das Verständniß, welches er sich zutraut, nur eine subjective willkührliche Anschauung und Deutung sey. Diese Frage verliert ihre Wichtigkeit darum, weil sie sich mit einem unlösbaren Probleme beschäftiget und weil unsere Naturforschung überhaupt nur eine Anschauung vom menschlichen Standpunkte aus zu Grunde legen kann, die früheren zeigen uns aber eine noch weite Zukunft für die Forschung und ermuntern jede in ihrer Weise zur Beharrlichkeit in Herstellung des wunderbaren Baues, dessen einzelne Steine mit geheimnißvollen Charakteren bezeichnet, sich zuletzt alle so fügen müssen, daß eine große Inschrift, eine große Wahrheit uns darauf lesbar erscheint.

So ferne indessen auch das natürliche Pflanzensystem noch von seinem Abschlusse stehen mag, so hat es uns in seinen Resultaten doch schon unter andern wesentlich in der Kenntniß von dem allgemeinen wie von dem oft sehr differenten Auftreten der Vegetation in den verschiedenen Zonen und überhaupt unter geänderten Umständen gefördert. Nach dem Linneischen Sexualsystem war die Pflanzenwelt in jeder Lokalflora gewissermassen vollständig repräsentirt, denn man dachte weniger an die Lücken, weil nirgendwo eine der 24 Klassen völlig fehlte. Nehmen wir aber jetzt für die Vegetation der ganzen

Erde ungefähr 280 Familien an, so fehlen daraus in der deutschen Flora beyläufig 160 also über die Hälfte, und die vorhandenen 120 sind durch Lücken und fehlende Uebergangsformen aus einander gehalten. Dieselbe Erfahrung bietet jede Lokalflora einer Stadt wie eines Welttheils unter veränderten Umständen. Wenn nun nicht geläugnet werden kann, daß doch jede solche Flora auch ein in sich geschlossenes Ganzes, das Resultat aller Conditionen ihres Standortes sey, so ergeben sich daraus noch mehrere Folgerungen. Wir ersehen daraus zunächst, daß es gewisse Elemente d. h. Familien giebt, welche in jeder Flora in einer gewissen Präponderanz vorkommen, also als wesentliche Bestandtheile Aller, als Grundtypen gelten müssen, wie z. B. die meisten Familien der Akotyledonen, dann die Gräser, Halbgräser, Liliaceae, Orchideae, Polygoneae, Compositae, Rubiaceae, Gentianeae, Labiatae, Scrophularineae, Ericaceae, Ranunculaceae, Violarieae, Caryophylleae, Polygaleae, Oenothereae, Rosaceae, Papilionaceae u. s. w., während andere in ihrer Verbreitung über die Erde nur auf sehr enge Gränzen beschränkt sind wie z. B. Chlenaceae, Nepentheae, und noch andere nach Zonen und Welttheilen gleichsam für einander vikariiren, wie z. B. Palmen und Nadelhölzer. Diese sporadischen und vikariirenden Familien sind aber gerade die charakteristischen für die Specialfloren nach Ländern und Zonen, wobey die oben aufgeführten überall vorkommenden nur nach ihrer quantitativen Zumischung zählen können.

Man könnte demnach sagen, daß wie z. B. Granit, Thonschiefer, Kalk- und Sandsteinreihen in der als unorganisch erklärten Erdfeste überall das Gerippe bilden, so auch in der Pflanzenwelt zur Combination jeder Flora unbedingt nöthige Elementarfamilien existiren, an welche wie dort die eingesprengten Mineralspecies sich hier sporadische und vikariirende Gruppen anreihen. Oder auch, es ergiebt sich daraus das Skelet einer Weltflora, an welches nach den Bedürfnissen der einzelnen Gliedmassen sich die Weichtheile qualitativ und quantitativ verschieden anlegen.

Daraus ergeben sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Lokalfloren als eben so viele der Grundmischung nach identische aber durch eigenthümliche Zusätze differente Organismen, welche bis zu einem gewissen Grade sogar in kurzen numerischen Formeln charakterisirt werden könnten. Möglicher Weise können allmählig daraus auch neue hypothetische Ansätze für die Räthselexempel der vorweltlichen Flora sich ergeben, wenn man die am häufigsten vorkommenden noch erkennbaren Ueberreste als den Elementar-Familien dieser Flora angehörig betrachtet und der Analogie gemäß die passenden accessorischen Gruppen dazu sucht.

Was den Gebrauch, die Handhabung der natürlichen Methode dem Linneischen Systeme gegenüber betrifft, so fühlt besonders der Anfänger sich dabey eben so wohl erleichtert als beschwert. Erleichtert, weil er besonders die Fundamental-Gruppen jeder Flora bald heraus findet und ohne genauere Untersuchung in jedem einzelnen Falle wieder erkennt, erschwert aber, weil besonders die kleineren oft nur in einzelnen Species repräsentirten Familien ihn zu viel genaueren und complicirteren Analysen aller Blüthen- und Fruchttheile nöthigen als er bey der Bestimmung nach dem Linneischen Systeme bedarf. Daher erscheint es immer zweckmäßig sich nach letzterem eine gewisse Anzahl von Anschauungen vorerst zu verschaffen und dann erst an das Studium der natürlichen Familien zu gehen. Für den geübteren Botaniker hat neben den übrigen Vorzügen der natürlichen Methode vorzüglich der Umstand Werth, daß auch nicht blühende lebende oder trockene Exemplare wenigstens approximativ bestimmt werden können. Indessen ist das Aufschlagen und vorzüglich das Einreihen neuer Gattungen auch für den Geübtesten oft schwierig genug.

Eine ausführliche Darstellung aller Familiencharaktere in gut gewählten Abbildungen gewährt hiebey große Erleichterung, ja ist schon deßhalb unentbehrlich, weil manche exotische Familien von kleinerem Umfange auch dem Botaniker vom Fache vielleicht in seinem ganzen Leben weder in frischen noch in trockenen Exemplaren vor Augen kommen, wie z. B. Rafflesiaceae, Apostasieae, Gyrocarpeae, Homalineae, Nhandirobeae, Chlenaceae, Chailletiaceae, Alangieae, Olacineae u. s. w. Am nöthigsten ist sie dem Floristen zur übersichtlichen Aus-

füllung der in seinem Florengebiete vorkommenden Lücken oder zur Ergänzung der fehlenden Familien, deren Zahl um so größer wird, je kleiner das Areal der Flora ist. Deßhalb ist das Unternehmen des obengenannten Herrn Verfassers wahrhaft verdienstlich und für die Wissenschaft förderlich. Ueber die Details der Ausführung behalten wir uns vor bey weiterer Fortsetzung zu berichten.

Zuccarini.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Fortsetzung.)

Fr. Nebenius, Ueber die Zölle des deutschen Zollvereines zum Schutze der einheimischen Eisenproduktion. Karlsruhe 1842.

A. Senff, Das österreichische Classensystem. Wien 1842.

Jose Ferreira Borges, Principios de syntelologia: comprehendendo em geral a theoria do tributo e em particular observaçoens sobre a administraçao e despezas de Portugal. London 1831. 8.

Dr. J. H. von Thünen auf Tellow, Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirthschaft und Nationalökonomie. Zweyte vermehrte Auflage. Th. 1. Rostock 1842.

van Sparre, Die Lebensfragen im Staate in Beziehung auf das Grundbesitzthum. Th. 1. Giessen 1842.

Grundzüge einer geregelten Auswanderung der Deutschen mit besonderer Rücksicht auf Südbrasilien. Hamburg 1842.

von Damitz, Geschichte des Feldzuges von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris als Beytrag zur neueren Kriegsgeschichte. Th. 2. Berlin 1843.

Dr. P. Pickford, Beyträge zur Kenntniß des Sehens in subjectiver Hinsicht. Heidelberg 1842.

Dr. H. Hoffmann, Das Protein und seine Verbindungen in physiologischer und nosologischer Beziehung. Giessen 1842.

J. C. A. Grohmann, Untersuchungen der Phrenologie oder Gall'schen Schädellehre. Grimma 1842.

E. R. A. Serres, Précis d'anatomie transcendante appliquée à la physiologie. T. I. Principes d'Organogénie. Paris 1842.

Dr. J. Fritschi, Die bösartigen Schwammgeschwülste des Augapfels und seiner nächsten Umgebung. Freiburg 1843.

Bibliotheca homoeopathica. Lips. 1842.

Dr. Fr. Zehetmayer, Grundzüge der Percussion und Auscultation und ihre Anwendung auf die Diagnostik der Brustfell- und Lungenkrankheiten. Wien 1843.

Dr. Mich. Hager, Die Geschwülste. Th. 1. 2. Wien 1842.

Dr. Ludw. Fraenkel, Das Wesen und die Heilung der Hypochondrie. Berlin 1842.

Dr. G. v. Gaal, Das Nöthigste über Auscultation und Percussion und ihre Anwendung in der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Wien 1842.

Dr. C. Emmert, Beyträge zur Pathologie und Therapie. Heft 1. Bern 1842.

Dr. Rob. Küttner, Medicinische Phänomenologie. Lief. 1. Leipzig 1842.

F. Leuret, Du traitement moral de la folie. Paris 1840.

Dr. W. Kramer, Die Heilbarkeit der Taubheit. Berlin 1842.

Gottl. Gluge, Abhandlungen zur Physiologie und Pathologie. Jena 1841.

Dr. T. W. G. Benedict, Lehrbuch der allgemeinen Chirurgie und Operationslehre. Breslau 1842.

Ph. Fr. v. Walther, Die Lehre vom schwarzen Staar und seiner Heilart. Berlin 1841.

Dr. K. Himly, Die Krankheiten und Mißbildungen des menschlichen Auges und deren Heilung. Lief. 1 — 4. Nordhausen 1842.

Bibliotheca hydriatica. Leipzig 1842.

Repertorium für Pharmacie und praktische Chemie. I. Jahrgang. Petersburg 1842.

Dr. H. Fr. Nägele, Lehrbuch der Geburtshülfe. Th. 1. Physiologie und Diätetik der Geburt. Mainz 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. July.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Asie centrale. Recherches sur les chaines de montagnes et la climatologie comparée; par A. de Humboldt. Paris 1843. 3 Bände. 8.

Im Jahre 1804 kehrte Humboldt, nach einer Abwesenheit von fünf Jahren, aus Mexiko in die Heimath zurück; er gieng alsbald an die Ausarbeitung seiner zahlreichen, über alle Fächer der Wissenschaft neues Licht verbreitenden Werke, die ihm, wie der gebildeten Welt in allen Zonen der Erde bekannt ist, den Beynamen des zweyten Entdeckers Amerika's erwarben. Während der Beschäftigung mit diesen Werken fühlte der nach allen Seiten umschauende Forscher nicht selten das Bedürfniß, seine Beobachtungen und Entdeckungen in der neuen Welt an den physikalischen Verhältnissen der alten, vorzüglich in Asien zu messen und mit ihnen zu vergleichen. Es lag ihm namentlich sehr am Herzen zu sehen, wie die Linie des ewigen Schnees, die er in den Cordilleren beobachtet hatte, sich zu derselben Linie innerhalb des Gebirgssystems des Himalaya, des Hindokuh, des Kaukasus und Ararat verhalte. Hierin war aber zu der Zeit noch wenig geschehen. Die erdkundlichen Arbeiten, welche die ostindische Gesellschaft und die russische Regierung während der letzten Jahrzehnte in den verschiedenen Gegenden der Erde ausführen ließen, hatten damals nicht einmal begonnen; der Entdecker Moorkroft machte noch als Pferdehändler und als Veterinärarzt in der Heimath sehr gute Geschäfte und Mittelasien ward noch nicht von den Agenten der beyden Weltstaaten, Rußland und Großbritannien nach allen Richtungen durchzogen.

Humboldt faßte nun den Vorsatz, auch diese Lücke der Wissenschaft und der Erdkunde auszufüllen; er wollte sich in Asien denselben mühevollen Arbeiten unterziehen, die er in Amerika mit so großem Glücke vollendet hatte. Rasch wurden die allseitigen Vorbereitungen zur neuen Reise begonnen, worunter, wie bey Gegenden der Erde, die von Kulturvölkern bewohnt werden, unumgänglich nothwendig ist, die sprachlichen und geschichtlichen Studien eine vorzügliche Stelle einnahmen. Von den vier großen Kultursystemen, die im Laufe der Jahrhunderte das Morgenland beherrschten und beherrschen, ist das Eine, der medoparsische Feuerkultus schon längst, bis auf wenige Reste, mit Feuer und Schwert ausgerottet worden; diese aus dem Schiffbruche der iranischen Völker erretteten Bruchstücke haben aber mehr einen sprachlichen und alterthümlichen Werth, als einen geschichtlichen und erdkundlichen. Das indische Priestervolk tritt in allen den Radien, in welche es aus einander fuhr, Brahmanismus, Buddhaismus, Dschainismus und Sikhthum, der klaren Naturanschauung und geistigen Entwicklung feindlich entgegen. Geographie und Historie der Welt wie sie ist, gehörten und gehören zu den verpönten Wissenschaften; an ihrer Stelle finden sich Phantasterein verschiedener Art und ein widerlicher Mährchenkram. Es blieben also nur die Literaturen des Islam und der Völker des chinesischen Kultursystems. Araber und Perser erhielten aber erst seit ihren innigen Berührungen mit den Griechen und den byzantinisch gebildeten Armeniern

und Syrern, im neunten und zehnten Jahrhundert, einen Begriff von wissenschaftlicher Erdkunde und allgemeiner Geschichte. Auch errangen sie sich niemals eine bleibende, unbestrittene Herrschaft in den großen Ländergebieten von den Alpengauen, die im Norden Hindostan umgränzen, bis zu den tübetanischen Hochebenen und den sibirischen Tieflanden. Dieß waren aber gerade die Gegenden des Morgenlandes, welche im hohen Grade die Aufmerksamkeit und Sehnsucht des Naturforschers rege gemacht hatten. Humboldt konnte demnach bloß von den geistigen Erzeugnissen der Chinesen und der chinesisch gebildeten oder wenigstens vom Mittelreiche beherrschten Völker eine bedeutende Förderung seiner erdkundlichen Bestrebungen hoffen. Nun hatten zwar die katholischen Missionäre von Martini und Benedikt Gös bis auf Mailla und Hallerstein herab, nach allen Richtungen fleißig und tüchtig vorgearbeitet; es ist aber für den der Sprachen Ost- und Mittelasiens unkundigen Gelehrten, wäre es auch nur wegen der verschiedenen Schreibweise der chinesischen und tungusischen, der türkischen und mongolischen Wörter und Namen, beynahe unmöglich, die Werke dieser um die Wissenschaft hoch verdienten Männer zu gebrauchen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, auf diesem unsichern Boden mit jedem Schritte zu wanken und, wie wir dieß in neuerer Zeit an vorzüglichen Arbeiten erfahren haben, in Irrthümer zu verfallen. Einem Manne wie Humboldt konnte diese Gefahr nicht entgehen; er suchte sich dagegen zu wahren und zog Klaproth herbey als Lehrer und Leiter in diesen sprachlichen Labyrinthen. Es hätte sich Humboldt in der That an keinen tüchtigeren Führer wenden können; denn Niemand wird diesem Manne, bey allen sonstigen höchst tadelnswerthen Eigenschaften, eine umfassende Kenntniß des Morgenlandes, namentlich der Erdkunde, und einen scharfen der auf diesem Felde so heimischen Phantasterey entgegen tretenden gesunden Verstand absprechen wollen. Klaproth wußte überdieß durch Wege und Mittel, vor welchen die meisten Gelehrten zurückschrecken werden, sich die seltensten Quellen und die tüchtigsten handschriftlichen Arbeiten verstorbener Schriftsteller zu verschaffen; es war dieß ein Mann, der rücksichtslos seinem Zwecke entgegen eilte und ohne Scheu, wie allgemein bekannt, die Normen des Eroberers im Großen auf die Verhältnisse des gemeinen bürgerlichen Lebens übertrug. Auch der Unterzeichnete hat dieß zu seinem Verdruße und Schaden gar vielfach erfahren.

Zweymal hatte Humboldt die sicherste Hoffnung, eine Forschungsreise nach Mittelasien zu machen, in einer Weise, würdig des Mannes, der sie unternehmen, und der Zeit, in welcher sie ausgehen sollte. Es waren hiezu eine Anzahl tüchtiger Gefährten in allen Zwe'gen der Wissenschaft ausersehen, die mit allem erdenklichen wissenschaftlichen Apparate versehen werden sollten. Während der Regierung des Kaisers Alexander ist Humboldt eingeladen worden, sich der Gesandtschaft anzuschließen, die über Kaschgar und Jarkand nach Tübet sich begeben sollte; die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1812 und 1813 haben die Ausführung dieses großartigen Planes verhindert, und man hat ihn später niemals wieder aufgenommen, wie ich wenigstens glaube, zum großen Nachtheile Rußlands; denn der Dalai Lama zu Lhassa ist bey der Stellung des russischen Reiches zu den buddhaistischen Mongolen, welche alle bestimmt sind in der nächsten Zukunft dem Zepter des Zars zu gehorchen, eine sehr wichtige Person für den großen Staat der Slaven. Humboldt ward durch das Mißlingen dieser Reiseaussicht nicht entmuthigt; er beschäftigte sich im Gegentheile während eines Zeitraumes von einigen Jahren von neuem mit der persischen Sprache und Literatur, in der Hoffnung, daß es ihm gelingen möchte über Teheran und Herat nach Indien zu gelangen. Aber auch diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Der eifrige Forscher mußte aus Umständen, die nicht wegzuräumen waren, auf ein Unternehmen verzichten, das ihn mehrere Jahre beschäftigt hatte. „Dieß ist nun einmal die Bestimmung des Menschen," so spricht ein Mann, dem die Wissenschaft wohl mehr zu verdanken hat, als irgend einem andern der Zeitgenossen, „dieß ist nun einmal unsere Bestimmung; man vergleicht mit Schmerz am Ende seines Lebens das Wenige, was geleistet wurde mit demjenigen, was man zur Erweiterung unserer Kenntnisse und Einsicht leisten wollte" (Asie Centrale. II. 439).

Längst schon waren alle diese Hoffnungen und Plane aufgegeben, als Humboldt von Sr. Majestät dem Kaiser Nikolaus (1829) eine Einladung erhielt, die vor kurzem erst entdeckten Gold- und Platina-Minen im Ural, so wie die bekannten Bergwerke im Altai zu bereisen. Obgleich die Untersuchung der geologischen Verhältnisse dieser Gegenden und ihres Metallreichthums (im Allgemeinen so bekannt, daß es schon seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in einem russischen Sprichworte heißt: Sibirien habe einen goldenen Boden *), die eigentliche Aufgabe der Mission war, welche aus Humboldt selbst, seinen beyden Begleitern, Ehrenberg und Rose, und einigen russischen Beamten bestand; so wußte man doch während der wenigen Monate Zeit zu finden, auf der großen Strecke vom kaspischen Meere bis zur Gränze der chinesischen Dsongarey nicht bloß eine Menge höchst wichtiger astronomischer und magnetischer Beobachtungen zu machen, sondern auch mehrere Höhenmessungen vorzunehmen. „Es sollte die Expedition, **) dieß sind die Worte des Kaisers (Asie Centrale I. VIII.) ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Erweiterung der Wissenschaft richten, namentlich in Betreff der Geologie und des Magnetismus der Erde; der materielle Nutzen und die örtlichen Vortheile mögen in den Hintergrund treten und bloß den zweyten Rang einnehmen.“ Der Verfasser des Werkes über Mittelasien, das dem Kaiser Nikolaus gewidmet ist, hielt es mit Recht für seine Pflicht, solche edle hochherzige Worte der Nachwelt zu überliefern, damit auch sie erfahren möge, daß die wissenschaftliche Expedition, die der Kaiser aussandte, aus dem Geiste unsers Jahrhunderts hervorgegangen ist, welcher, wie Humboldt sagt, eine freye ungehemmte Entwicklung aller intellektuellen Kräfte erheischt. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise wurden zum Theil in mehreren Abhandlungen niedergelegt, welche in dem Institut zu Paris gelesen und in mehreren deutschen und französischen Zeitschriften bekannt gemacht wurden. Humboldt, welcher, wie gesagt, sich bereits seit dem Jahre 1816 mit den Gebirgen Asiens, vorzüglich in Betreff der Vergleichung der Linie des ewigen Schnees im Himalayasystem und in den amerikanischen Anden, beschäftigt hatte, ließ diesen Gegenstand der Forschung seit dieser Zeit nicht mehr aus den Augen. Die Beobachtungen vom kaspischen Meere bis nach Chonimailachu wurden, bald nach der Rückkehr des berühmten Reisenden, mit den Ergebnissen der frühern wissenschaftlichen Arbeiten zu einem Ganzen verarbeitet und im Jahre 1830 unter dem Titel: Asiatische Fragmente herausgegeben. Sie wurden von Klaproth mit allerley sprachlichen und erdkundlichen Erläuterungen ausgestattet, und erschienen zu gleicher Zeit in französischer und deutscher Sprache. Einer der Begleiter der Expedition, Hr. Rose, hat nun in den zwey Bänden der Reise nach dem Ural, Berlin 1837 und 1842, einen ausführlichen Bericht über die Reise selbst mitgetheilt und darin alle Erfahrungen und Forschungen, die sich auf Krystallographie und chemische Mineralogie beziehen, der Oeffentlichkeit übergeben. Dieses wichtige Werk ist auch bereits von einem Kundigen in unsern Anzeigen besprochen worden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Schlözer im 31. Theil der allgemeinen Welthistorie. Halle 1771. S. 394.

**) Die wissenschaftliche Expedition war am 12. April 1829 von Berlin abgereist und kehrte dahin zurück am 28. November desselben Jahres. Am 21. May gieng sie von Petersburg ab und war bereits wieder daselbst am 13. November.

Vergleichende Zoologie. Verfaßt von J. L. C. Gravenhorst, Prof. der Naturgeschichte an der Universität Breslau. Breslau 1843. 686 S. 8.

Der Verfasser hat im vorliegenden Buche den ersten Versuch gemacht, die Zoologie in einer andern als in der bisher gewöhnlichen Weise zu bearbeiten. Er spricht sich hierüber in der Vorrede folgendermassen aus:

„Nach der Methode, welche ich im vorliegenden Buche der Behandlung der Zoologie zum Grunde lege, habe ich den Titel: Vergleichende Zoo-

logie gewählt, denn wie in der vergleichenden Anatomie und Physiologie nicht einzelne Arten oder Gattungen für sich abgesondert und nach einander in allen ihren Beziehungen betrachtet, sondern von allen Thieren die einzelnen gleichen Theile und deren Functionen zusammen gefaßt und mit einander verglichen werden, so habe ich auch hier etwas Aehnliches mit der Zoologie im weitesten Sinne versucht, nur mit dem Unterschiede, daß jede einzelne Thierklasse besonders dargestellt ist. Jetzt wünschte ich freylich, daß ich dem Vorbilde der vergleichenden Anatomie ganz getreu gefolgt wäre, und die gleichen Theile und Sitten sämmtlicher Thiere aus allen Klassen vergleichend zusammen gestellt hätte. Da indeß die Abschnitte in allen Klassen dem Inhalte und der Ueberschrift nach sich gleich sind und in gleicher Reihe auf einander folgen, so wird Jedermann leicht das Zusammengehörende aus allen Klassen auffinden und zusammen betrachten können."

Dem Gesagten gemäß hat der Verf. jede einzelne Thierklasse nach folgenden Rubriken behandelt: 1) Klassification, 2) äußere körperliche Beschaffenheit, 3) innerer Bau, 4) Lebensweise, 5) Fortpflanzung, 6) besonderes Physiologisches, 7) Nutzen und Schaden. Wenn nun gleich in jedem Handbuche der Zoologie alle diese Kapitel ebenfalls zur Sprache kommen, so kann ihnen doch keine sonderliche Ausführlichkeit zu Theil werden, indem die Schilderung der einzelnen typischen Formen, der Arts-Repräsentanten, die Hauptsache darin ausmacht. In der vergleichenden Zoologie des Verf. dagegen ist die Darstellung der allgemeinen Verhältnisse jeder einzelnen Thierklasse die Hauptsache, gegen welche die Specialitäten der Arten ganz in den Hintergrund treten, so daß die Klassifikation selbst nicht weiter als bis zu den Gattungen, oder eigentlich nur bis zu den Familien herabgeht, indem nur noch die letzteren charakterisirt, die ihnen angehörigen Gattungen aber bloß dem Namen nach aufgeführt sind, und auch diese nicht vollständig, sondern in den großen Klassen mehr beyspielsweise.

Es ist eine große und schwierige Aufgabe, die sich der Verf. in seinem Buche gewählt hat, die Zoographie in innige Verbindung mit der Zootomie und Zoophysiologie zu bringen. Das Material, welches zu diesem Behufe zu bewältigen steht, ist von so ungeheurem Umfange, daß der Verf. wohl zu entschuldigen ist, wenn ihm hie und da etwas entgangen, wenn er namentlich in der Anatomie der wirbellosen Thiere nicht immer das Neueste berücksichtigt hat. Die Entdeckungen mehren sich jetzt so rasch, daß wenn auch ein Buch im Manuskripte in größter Vollständigkeit ausgearbeitet worden ist, dasselbe bis zur Beendigung des Druckes da und dort Ergänzungen und Berichtigungen durch mittlerweile erschienene Arbeiten bedarf. Im Allgemeinen aber hat der Verf. seine schwere Aufgabe in einer sehr ehrenvollen Weise gelöst, und von den allgemeinen Verhältnissen der Thierwelt eine sehr befriedigende Darstellung geliefert, so daß Allen, die sich mit selbigen bekannt machen wollen, dieses Handbuch der vergleichenden Zoologie zum großen Nutzen gereichen wird.

Der Verf. hat seinen Stoff in zwölf Abtheilungen gebracht, nach den 12 Klassen, in welche er das Thierreich folgendermassen eintheilt: 1) Protozoa, Schleimthiere, 2) Polypoidea, Polypen, 3) Medusina, Quallen, 4) Radiaria, Strahlthiere, 5) Trematoda, Saugwürmer, 6) Mollusca, Weichthiere, 7) Annularia, Würmer, 8) Arthropoda, Gelenkfüßler, 9) Pisces, Fische, 10) Reptilia, Reptilien, 11) Aves, Vögel, 12) Mammalia, Säugthiere.

Mehr über die innere Einrichtung und Ausführung des Buches beyzufügen, scheint uns überflüssig, da Vorstehendes zu seiner Empfehlung genügen dürfte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Asie centrale. Recherches sur les chaines de montagues et la climatologie comparée etc.

(Fortsetzung.)

Obgleich die drey umfangsreichen Bände (1800 Seiten) über Mittelasien, ihrem wesentlichen Inhalte nach, bloß eine zweyte Auflage der im Buchhandel längst vergriffenen asiatischen Fragmente bilden; so sind sie doch mit solch einer Menge neuer Forschungen und Abhandlungen vermehrt worden, daß man sie als ein neues Werk betrachten kann. Humboldt entwarf schon vor vielen Jahren den Plan zu einem Werke über die physikalische Gestaltung der verschiedenen Gegenden der Erde und deren Einfluß auf die Kulturverhältnisse und Schicksale ihrer Bewohner, das unter dem Titel Kosmos erscheinen sollte. Die Nachricht, daß der betagte Forscher — Humboldt ist 1769 geboren — diese großartige Unternehmung auch jetzt noch nicht aufgegeben hat, wird sicherlich die ganze denkende Welt mit Freude erfüllen. Bey den Vorarbeiten zu solch einem Werke mußte Mittelasien aus mannigfachen Gründen die Aufmerksamkeit des Forschers in hohem Grade erregen. Hieß es doch und heißt es selbst hie und da jetzt noch, daß auf dieser größten und höchsten Ebene, auf „diesem Dache der Erde," in den Urzeiten der Menschheit ein heiliges Priestervolk lebte, von welchem alle Religion und Kultur hienieden ausgieng, an deren verblichenen Resten heutigen Tags noch alle Völker sich laben, welche von dem Lichte des Christenthums nicht erleuchtet sind. Die Forschungen über diese Gegenden des Morgenlandes wurden aber im Laufe der Jahre so massenhaft, daß Humboldt sich entschloß, sie in einem selbstständigen Werke, dessen Druck bereits im Jahre 1839 begonnen hatte, zusammen zu fassen und zu verarbeiten. In diesem Werke wird nun der Zustand unserer Kenntniß dieser Länder, welche freylich sehr erweitert würde, wenn die Russen und Engländer ihre Archive öffnen möchten, *) einer kritischen Prüfung unterworfen, dann werden die Grundlagen untersucht, worauf unsere gewöhnlichen geographischen Annahmen und Angaben beruhen, wobey gelegentlich eine Masse erdkundlicher und ethnographischer Irrthümer berichtiget und der Wissenschaft neue Bahnen eröffnet werden. Humboldt tritt jedem Dogmatismus, wie und wo immer er sich in der Wissenschaft geltend machen will, entschieden entgegen; er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, zu zeigen, wie nachtheilig das feste Beharren bey hergebrachten Meynungen, das Schwören auf die Worte eines Lehrers auf die Ausbildung des menschlichen Geistes und der Wissenschaft rückwirke.

Mittelasien ist ein höchst unsicherer schwankender Name, mit welchem man bald diese, bald jene Gegenden des Morgenlandes bezeichnet. Einige

*) Rawlinson sagt in einem Hefte der Abhandlungen der königlichen geographischen Gesellschaft zu London, daß die ostindische Kompagnie über alle Gegenden Mittelasiens das reichste Material besitze, und von anderer Seite her wissen wir, daß Arthur Conolly sich selbst längere Zeit in Chokand an der Nordwestgränze des chinesischen Reiches aufgehalten hat. The Bengal Hurkaru d. h. der bengalische Eilbote vom 18. März 1843.

Geographen, und dieß vorzüglich Engländer, umfassen gewöhnlich unter dieser Benennug die Länder Afghanistan, Tübet und Kaschmir, Turkestan, Chokand und die große und kleine Bucharey. Andere beschränken diese Bezeichnung bedeutend; sie verstehen hierunter die Gegenden zwischen dem Himalaya und Altay oder gar bloß die innerhalb des letztern Gebirgssystems und des Tien schan oder Himmelsgebirges. Obwohl nun dieser Name Mittelasien solch eine schwankende, willkührliche Bezeichnung ist, so wird man ihn doch nicht leicht entbehren, und eben so wenig die Gränze dieser Ländermasse genau angeben können. Es wird immer ein allgemeiner Name für die verschiedenen Länder der vielen größeren und kleineren Herrschaften in diesen Gegenden der Erde nothwendig seyn. Humboldt nimmt Mittelasien in der beschränkteren Bedeutung des Wortes.

Bey dem Werke eines solchen Mannes erfreut man sich vorzüglich des allumfassenden Blickes; da ist kein Volk, keine Geistesrichtung, kein Verdienst, welches nicht beachtet, nicht gewürdigt wäre. Die vereinzelten Nachrichten der Chronisten, Reisenden und Geographen des Mittelreiches erfreuen sich keiner geringern Sorgfalt, als die lichtvollen Uebersichten der wissenschaftlichen Forscher des Alterthums. Es wird selbst in den Mythen der Griechen und Araber der wirkliche Hintergrund erforscht, auf welchem sie auferbaut wurden, und dann alle diese, in Zeit und Raum zerstreuten Einzelnheiten, zu dem Aufbau eines künstlerischen Ganzen zusammen getragen. Da wird an keiner Arbeit und wenn sie auch nur in kleinen unscheinbaren Dingen fördernd in die Wissenschaft eingriff, mit Mißachtung oder gar, wie dieß Gelehrte zweyten und dritten Ranges nicht selten zu thun pflegen, mit schnöden Seitenblicken vorüber gegangen. Auch der Unterzeichnete fühlt sich mit vielen Andern in dieser Beziehung dem großen Naturforscher zu besonderem Danke verpflichtet. Nicht bloß daß hier alle seine asiatischen Studien gewürdiget sind, hielt es Humboldt selbst der Mühe werth, den Inhalt eines meiner handschriftlichen Briefe an seinen Bruder (A. C. I. 245) dem Werke über Mittelasien einzuverleiben. Der ausgleichenden, allumfassenden Humanität gelingt es, die verschiedenartigsten Bestrebungen zur Erweiterung der Wissenschaft anzufeuern; man findet hier officielle Mittheilungen von dem russischen Finanzminister Cancrin (II. 273), von dem russischen General Perowski (III. 586), durch seinen Zug gegen Chiwa bekannt, von Kasimbeg, dem gelehrten Professor der persischen Sprache an der Universität Kasan (II. 491) und von einer großen Menge Gelehrter aus allen Fächern der Wissenschaft. Dabey scheut sich Humboldt nicht, zu bekennen, daß der Tag den Tag belehrt; er beschränkt nicht selten in einem Nachtrage die im Werke selbst niedergelegten Angaben; hie und da werden sie sogar ganz zurück genommen. Man vergleiche nur über den See Alagul in einem Anhange zum zweyten Bande.

Der große Gürtel des Morgenlandes, worin sich die edlen Metalle vorfinden, die Gegenden zwischen dem Gebirgssysteme des Altai, der ja bekanntlich vom Golde seinen Namen erhielt, des Kusnetsk und des Ural werden am ausführlichsten beschrieben; ihnen ist der ganze erste Band des Werkes gewidmet. Die abentheuerliche Hypothese des achtzehnten Jahrhunderts von einem ursprünglichen Kulturvolke Mittelasiens hat schon längst bey den Männern der Wissenschaft alles Ansehen verloren; die Hochebene, welche sich über ganz Mittelasien hinziehen sollte, ist ihr bald nachgefolgt. Dessen ungeachtet bleibt immer noch eine Hochebene übrig von dem nördlichen Abhange des Himalaya bis zum Changhai der chinesischen Mongolei reichend, in einer Länge von 520 französischen Seemeilen, *) wovon zwanzig auf den Grad des Aequators gehen und von einem Flächeninhalte viermal so groß als Frankreich. Man wird sich natürlich diesen großen Raum nicht als eine durchgängig zusammenhängende Fläche denken. Sie enthält im Gegentheile mehrere bedeutende Erhöhungen und Einsenkungen. Eben so irrige übertriebene Ansichten hatte man bis vor kurzem über die Höhe dieses mittelasiatischen Plateau; man weiß jetzt durch die barometrischen Messungen der russischen Akademiker, Georg Fuß und Bunge, daß die

*) Humboldt rechnet nach solchen Meilen, und ich folge ihm hierin.

mittlere Höhe des Landes von Kiachta bis Peking höchstens 4000 Fuß oder 660 Toisen erreicht, also den Hochebenen zwischen Teheran und Ispahan gleichkommt und nur zweymal so hoch emporsteigt, wie die Hochebene Kastiliens. Es ist aber hier noch Vieles zu thun übrig; denn bey der Höhe vieler Gegenden sind wir bloß auf Vermuthungen beschränkt. An dem Fuße dieser von Vulkanen empor getriebenen Erhöhungen ziehen sich die Tief- und Flachländer des östlichen, nördlichen und nordwestlichen Asiens hin, die selbst hie und da unter die Meeresfläche herabsinken; der kaspische und Uralsee bilden, wie bekannt, die stärksten Einsenkungen dieser Tiefländer. Man weiß jetzt, daß der kaspische See um 81 englische Fuß oder um 12 Toisen tiefer liegt, als der Golf, den wir gemeinhin das schwarze Meer nennen. Man könnte diesen eintönigen, einförmigen Länderstrich der Tiefebenen von dem äußersten Ende Europas, der großen Halbinsel Asiens, von den Niederlanden beginnen, ihn dann bis zu den Ufern des Ob oder sogar bis zum mittleren Laufe des Jenisei und der Lena ausdehnen, auf eine Länge von mehr als achtundsiebenzig Graden. Es sind dieß traurige, unerquickliche Gegenden, deren Namen bereits bey den verschiedenen Völkern, die sie bewohnen, wie Niederlande, Kur- und Livland, d. h. ebenes und Sandland (Schlözer zum Nestor II, 53, 54), Swayolänen, Sumpfbewohner, wie die Finnen sich nennen, Polen oder Polenier, die Natur dieses großen Erdsegmentes hinlänglich bezeichnen. Diese nordöstlichen Gegenden unserer Erde waren in den Zeiten, die über alle Geschichte hinaufreichen, sicherlich vom Wasser des Oceans bedeckt; heutigen Tags noch enthalten sie eine Menge Spuren dieser ehemaligen Zustände, worunter die zahlreichen Seen mit Salzwasser, die mit Salz getränkten Sandwüsten, die Schildkrötenschaalen und die Panzer der Krebse die augenscheinlichsten sind. Selbst bey den Mongolen hat sich eine Ueberlieferung erhalten, daß ehemals alle diese nördlichen Länder vom Wasser bedeckt waren. Dieß sey auch der Grund, warum man die Wüsten Sandmeere nenne; es werde hiemit angedeutet, daß diese Strecken in früheren Jahrhunderten nicht vom Sand, sondern vom Wasser bedeckt waren (Mém. conse. les Chinois. IV. 475). Man muß aber dagegen bemerken, daß die Gobi in dem ältesten geographisch-statistischen Documente der Weltgeschichte, in der Steuerrolle des Ju, nicht Sandmeer, sondern fließender Sand genannt wird. Innerhalb dieser großen Wüsten und zahlreichen Steppen ragen zwar einzelne fruchtbare Oasen hervor; sie sind aber zu klein und dürftig um eine dichte Bevölkerung zu ernähren; es ist hier kein Raum zum Emporkommen und zur Ausbildung großer civilisirter Staaten. Diese allgemeine Dürftigkeit des Bodens, der Mangel an Waldung, das schlechte Klima und die Menge quälender Insekten und anderer Thiere mußten am Ende auch in den abgehärtetsten Horden den Wunsch erregen, diese unheimlichen Gegenden zu verlassen, um in den glücklichen Ländern des südlichen Asiens und Europas sich neue Wohnsitze zu erkämpfen. Daher seit dem Beginne der Geschichte das endlose Drängen der nordöstlichen Völkerschaften gegen den Hoang ho und den Indus, gegen den Orus und die Donau; daher die wiederholten Einfälle in China und Indien, in Persien und das byzantinische Reich.

In diesen eigenthümlichen Naturverhältnissen des Landes liegt auch der Grund, daß hier kein Gesetzgeber oder Religionsstifter erstanden ist, welcher den vorhandenen herumwandernden Massen ein eigenthümliches Leben eingehaucht und sie zu einem Gliede in der Bildungsgeschichte der Menschheit erhoben hätte. Vergebens suchten die großen Eroberer und Geißeln der Menschheit, Attila, Tschinggis und Timur, die Natur der Dinge zu überwältigen und die widerstrebenden Elemente zu einem großen Ganzen zu vereinigen; nach ihrem Tode zerfielen die Länder alsbald wieder in ihre ursprüngliche Getrenntheit und Verwirrung zurück. In so innigem Verbande steht die Kulturgeschichte der Völker mit der Lage, der Gestaltung und der Beschaffenheit der Erdmassen.

Die Hauptrichtung Asiens ist von Westen nach Osten und diese paralelle Richtung befolgen auch seine vorzüglichsten Gebirgssysteme; der Altai (288 L.), der Tien schan (488 L.), Kuen lun (350 L.), als dessen Fortsetzung, im Widerspruche mit allen Berichten der Reisenden, namentlich des vielkundigen Dr. Lord, und mit den Annahmen der wissen-

schaftlichen Geographen, von Humboldt der Hindokuh und der persische Elbrus betrachtet wird, *) und der Himalaya (460 L. der Länge), — Gebirge, welche sämmtlich noch weiter in ihren Ausgängen nach Osten und Westen (Asie Centrale I. 194) verfolgt werden können. In meridionalen Linien laufen die Ketten des Ural, des Kusnetsk, des Bolor und der soleimanischen Gebirge in Afghanistan; auch die indischen Ghats oder Pässe und die Vindhyakette könnte man hinzurechnen. Alle diese Systeme mit ihren Alpenlandschaften und den dazwischen liegenden Hoch- und Tiefebenen, mit den Seen und Steppen, werden hier, nur mit der einzigen Ausnahme des Himalayasystems, weil Ritter erst vor kurzem diesen Gegenstand mit überwiegendem Talent behandelt habe (Asie Centrale II. 439), ausführlich beschrieben, und zwar in Vergleichung mit dem ganzen Bau unsers Planeten, so wie in Berücksichtigung der sprachlichen und Kulturverhältnisse der Bewohner dieser Gegenden. Man wird es natürlich finden, daß es bey solch einer Masse von Thatsachen, den verschiedensten Kreisen der Wissenschaft entnommen, leicht möglich ist, hie und da abweichender Meynung zu seyn, und daß sich selbst Gelegenheit zu mancher Berichtigung im Einzelnen darbieten könne. So kann wohl das Kaspatyrus der Alten schwerlich die heutige Stadt Kaschmir oder Serinagar seyn, welche nach den neuesten Untersuchungen auf einer Höhe von 5046 engl. Fuß liegt (Cunningham im Journal of the A. S. of Bengale 1841. Nr. 110. S. 114). Wie hätte wohl, wäre das der Fall, Scylax von Karvanda aus dieser Stadt auslaufen und den Strom hinab ins Meer fahren können (Herod. IV. 44.)? Es mag Kaspatyrus am Kabulfluße, in der Gegend von Dschelalabad oder Peschawar gelegen haben; wir wissen jetzt, daß es nichts Ungewöhnliches ist, von hier aus zu Wasser nach Atak — das ist die richtige Schreibart, nicht Attok — zu fahren. Ptolemäus ist der erste Schriftsteller des Westens, welcher Kaschmir unter diesem Namen — es muß bey ihm anstatt *Κασπιρία*, *Κασπειρία* gelesen werden — erwähnt und dessen Lage genau beschreibt. Die ersten Bewohner des ausgetrockneten Alpensees und der benachbarten Gebirge sollen sich Kasier genannt haben und nach ihnen wäre das Land die Gebirge der Kasier genannt worden. Mira hängt wohl mit dem Götterberg Meru zusammen (Menu X. sl. 43. Radjatarangini I. sl. 319. VI. sl. 175, 318 und 319. Erskine zu Baber Memoirs 313). Eben so wissen wir jetzt durch die trefflichen Forschungen Rawlinsons, daß das Ortospana der Alten nicht Kandahar ist (Asie Centrale I. 101) sondern Kabul und das weiße Feld bedeutet (Journal of the R. Geographical Society 1842. I. 112). Gleichwie die Eigennamen der Völker ursprünglich bloß Menschen, Völker, Eingeborne bedeuten, so die Namen der hervorstechendsten Erhöhungen der Erde, Berge (Alp *), Kuh, Tor oder Taur, Har); Weißberge (Aktag, Peschan, Montblanc); Schneeberge (Himalaya, Siunschan); Himmelsberge (Tienschan, Tengriola); Gold- und Silberberge (Altai, Kinschan, Jinschan); blaue, gefleckte, schwarze, Gürtelberge (Nilaghiri, Alaktaola, Karaola, Ural); Bergberg oder Berg der Berge (Kuhkuh, Kaukasus, Harbarath, Ararat), d. h. hohe Berge. Es sind dieß sämmtlich Namen, mit welchen ursprünglich bloß einzelne Gipfel belegt, die dann in der Folgezeit auf ganze Ketten und Systeme übertragen wurden.

*) Doch wird auf der Karte, welche dem dritten Bande beygegeben ist, eine nördliche und südliche Kette des Hindokuh unterschieden; die eine dann als Fortsetzung des Kuenlun und die andere als Fortsetzung des Himalaya betrachtet. Der Hindokuh wird bereits auf der Karte Mittelasiens von Klaproth, welche der Schrift: Beleuchtungen und Widerlegungen der Forschungen Schmidt's, Paris 1821, beygegeben ist, als eine Fortsetzung des Kuenlun dargestellt.

*) Alp oder Alb heißt Berg, sowohl im Keltischen als im Deutschen. Schmeller im bayerischen Wörterbuch unter dem Worte, und Zeuß: die Deutschen und ihre Nachbar-Stämme. Alb, wie heutigen Tags in der bayerischen Schreib- und Sprachweise, ist nach Strabo die ältere Form.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Asie centrale. Recherches sur les chaines de montagues et la climatologie comparée etc.

(Fortsetzung.)

Der Name östliches Turkestan für die kleine Bucharey (A. C. I. 192) ist den Chinesen ganz unbekannt; sie umfassen alle ihre Besitzungen im nordwestlichen Asien, mit Ausnahme von Hami, Turfan, Tihoa oder Urumtsi, Distrikte welche nach der jetzigen bereits unter Kien long angeordneten administrativen Eintheilung des Reiches, noch zum Kreise Kan su gerechnet werden, unter dem Namen Sin kiang, Neugränze zusammen, sowohl die Dsongarey als die kleine Bucharey. Die kleine Bucharey heißt wohl auch hie und da das Land der Muhammedaner und die Dsongarei die Markgrafschaft Ili im engern Sinne des Wortes. Den Namen östliches Turkestan, der übrigens ethnographisch ganz richtig ist, verdanken wir den russischen Schriftstellern. — Das Staatshandbuch des chinesischen Reiches Tai tsing Hoei tien d. h. Gesammelte Satzungen der überaus reinen d. i. regierenden Dynastie, enthält nicht bloß (A. C. I. 229) eine geographische Beschreibung des ganzen Mittelreiches, mit einer Menge Karten; sondern auch noch, was schon der Titel anzeigt, eine Menge anderer Dinge. Das Werk zerfallt in drey große Abtheilungen: in der ersten wird ein Abriß des jetzigen Zustandes des chinesischen Staates, von dem Kaiser und seiner Verwandtschaft beginnend, bis herab zu der geringsten Staatsanstalt, Erdkunde mit eingeschlossen, gegeben, — eine Abtheilung, die ich gewöhnlich mit Compendium bezeichne; in der zweyten finden sich die hierauf bezüglichen kaiserlichen Befehle und Anordnungen, gleichsam die Beweise zum Text; die dritte endlich enthält eine Sammlung von Abbildungen aller Art, Kanonen, Schwerter, Spieße, Fahnen, Uniformen, musikalische und astronomische Instrumente, Maaß- und Gewichtsnormen, mathematische, astronomische und geographische Zeichnungen, die selbst wieder mit ausführlichen Erläuterungen versehen sind. Die Verzeichnisse der Längen und Breiten mehrerer Orte und Lokalitäten, die ich Ritter mittheilte (Asien V. 432) und die später zum Theil im französischen asiatischen Journal erschienen und auch in dem Werke Humboldt's über Mittelasien mehrmals benutzt wurden, sind aus der ersten Abtheilung des Werkes, Abschnitt Astronomie (Buch 60 Bl. 12 folg.), entnommen.

Humboldt folgt der Hypothese J. E. Fischers (Quaestiones Petropolitanae Goett. 1770. 43 folg.) aus dem vorigen Jahrhundert, welche einige verstorbene Pariser Orientalisten zu unserer Zeit erneuert haben, wonach die Hunnen der Völkerwanderung Türken wären; es wird sogar mit Klaproth behauptet, daß Tschinggis Chakan und seine Familie zu den Türken gerechnet werden müssen (A. C. I. 246). Es ist hier der Raum nicht, diese allen Dokumenten des Ostens und des Westens widersprechende und die ganze Ethnographie Asiens verwirrende Hypothese ausführlich zu widerlegen; ich habe vor einigen Jahren eine Geschichte der Hunnen geschrieben, welcher die Akademie zu Kopenhagen den Preis zuerkannte, worin alle Nachrichten der

Alten, namentlich des Ammianus, über die Hunnen mit den Angaben der Chinesen über die Hiongnu, dann die Schilderung der Mongolen des 13. Jahrhunderts und heutigen Tags, sowohl bey den östlichen als den westlichen Schriftstellern mit einander verglichen wurden. Das Resultat dieser Untersuchung ist: die verschiedenen Quellen aus allen Jahrhunderten stimmen in der Schilderung des Aussehens und Benehmens, der Sitten und des Aberglaubens dieser Völker so wundervoll überein, daß man glauben könnte, es habe einer dem andern abgeschrieben. Man vergleiche nur die Sittenschilderung der Hiongnu in der Chronik des Sematsien, Seki, Buch 110 und Ammianus XXXI, mit Marko Palo I. 45, und Johannes Plankarpin bey Ramusio II. 129. Dann Pallas Sammlungen über die mongolischen Völkerschaften. St. Peterburg I. 131. D'Ohsson. Histoire de Mongoles. La Haye 1834. I. 409. Bergmanns Streifereyen unter den Kalmücken II. 129 und Hiakinths Beschreibung der Mongoley 130. Ich bemerke nur noch, daß man jetzt durch die schönen Forschungen Schotts auch in wissenschaftlicher Form weiß, daß die tatarischen Sprachen innig verwandt sind mit einander; es sind Töchter einer Mutter. Die Thatsache der Verwandtschaft ist schon längst von den Asiaten selbst bemerkt und berichtet worden, so von Abulghasi in Pallas Sammlungen. Vorrede VIII. I. 3.

Die Sprache kann also, wenn wir auch eine größere Anzahl von Wörtern übrig hätten, in Betreff der ethnographichen Stellung der Hunnen nicht allein den Ausschlag geben; die körperlichen Formen, die Sitten und Gebräuche dieser schmutzigen Barbaren weisen uns aber, wie gesagt, so bestimmt auf die Mongolen, daß es mir wenigstens unmöglich ist, den geringsten Zweifel über die von Visdelou, Gaubil und Deguignes behauptete Identität der Hiongnu, der Hunnen und Mongolen zu hegen. Schmidt weiß übrigens auch viele der vorhandenen hunnischen Namen (Siehe Abfertigung der Klaprothischen u. s. w. Leipzig 1826) aus dem heutigen Mongolischen zu erklären und schon Bergmann bemerkte (Nomadische Streifereyen I. 129.), daß der Name des Vaters von Attila, Mundiuch, nach der Schreibweise des Jordanis Mundzuc oder Munzuch, heutigen Tags noch unter den Kalmücken sehr gewöhnlich sey. Zu seiner Zeit lebte ein kalmukischer Chan, Munzak an der Wolga. Ein sonderbares Zusammentreffen ist es, daß Schmidt den Namen Mongole mit kühn und trotzig übersetzen will, während bereits ein armenischer Grammatiker am Anfange des achten Jahrhunderes als charakteristische Eigenschaft der hunnischen Sprache das Kühne und Trotzige hervorhebt (vergl. mein Mémoire sur la vie et les ouvrages de David, philosophe arménien du V^ieme^ siècle. Paris. 1829. 28). Die kaukasische Gestaltung der Großmongolen Hindostans kommt daher, weil sie in der That keine Mongolen waren, sondern östliche Türken. Baber war ein Türke und er schrieb gleich wie sein Ahne Timur, der auch kein Mongole war, seine vortrefflichen Denkwürdigkeiten in der Sprache der östlichen Türken; türkisch blieb immerdar die Muttersprache der Beherrscher von Delhi. Es ist wohl nicht nothwendig, diese Darstellung des Herkommens der Baberiden, welche in ihrer ganzen Geschichte sich abspiegelt, durch besondere Zeugnisse zu unterstützen; man könnte sonst leicht den Türken Nadir Schah (siehe das zweyte Schreiben an seinen Sohn, im zehnten Bande der asiatischen Untersuchungen) und den Schöpfer des wissenschaftlichen mongolischen Sprachstudiums in Europa, Schmidt (Mém. de l'Acad. imp. de St. Petersbourg. Sechste Serie. Sciences politiques II. 410.), so wie eine Menge anderer Beweise anführen. Der Name Mongole war nämlich seit dem dreyzehnten Jahrhundert sehr ehrenvoll und gefürchtet, daß viele Stämme und Familien sich so nannten und sogar ihre Abkunft auf Tschinggis, wenn auch nur in weiblicher Descendenz, zurückzuleiten versuchten. Daher die weite Verbreitung des Namens Mongolen.

Das Altaisystem, wie es jetzt von den wissenschaftlichen Geographen aufgefaßt wird, erstreckt sich von dem Quellgebiete des Irtisch und Jenisei bis zum innern Hingnegan und Jablonoy Chrebet, von unsern Geographen nicht selten das Apfelgebirge genannt, im Osten, und steht im Westen vermittelst einzelner Bergrücken, die sich durch das Land der

Kirgiskaisaken ziehen, mit dem Ural in Verbindung. Die Söhne des Jao und Schun haben von dieser Anschauung der nordwestlichen Gebirge ihres Reiches auch nicht einmal eine Ahnung. Die Länder jenseits ihrer Gränzen werden von den heutigen Chinesen, welche fern sind von dem verständigen Sammlerfleiß ihrer Ahnen, wenig oder gar nicht beachtet; abgeschmackte Geschichtchen, und wann die Barbaren den Tribut an den Hof brachten, sind das Einzige, das man in den neuesten erdkundlichen Werken des Mittelreiches von den fremden Nationen findet. Nach der Ansicht der Chinesen zieht sich die Gränzlinie zwischen Rußland und ihrem Reiche jenseits des Amur oder schwarzen Drachenflusses, von dem umwohnenden Tungusen Sachalien genannt, *) und aller der von Norden ihm zufließenden Gewässer, längs der von Osten nach Westen ziehenden Gebirgskette des äußern Hingnegan (Nr. 3971 und 2834 nach dem tonischen Wörterbuche des Dr. Morrison), — ein Name der zu deutsch die glückliche Ruhe bedeutet, wodurch die Note Asie Centrale I. 357 berichtigt wird. Diese Kette beginnt auf den neuesten chinesischen Karten nordwestlich des Gebietes der Chalka-Mongolen des Tsetschen Chan und geht nördlich von Nipschu und Jaksa (Albasin) nach Osten zum ochozkischen Meere (Hoeitien, Geographie, Buch 87 Bl. 5 r. Es soll dieser Gränzpunkt des Reiches bis 56° 40′ nördl. Br. emporsteigen, was sicherlich ungegründet ist). Der innere Hingnegan erstreckt sich diesseits des Amur nördlich von Mergen und Tsitsichar beginnend, zieht sich längs des südlichen Ufers des Amur und sendet einen südwestlichen Absenker in das Land der Abahanar-Mongolen der innern Verwaltung, d. h. der Mongolen südlich der Gobi unfern des Dalnor. Humboldt schlägt vor (A. C. I. 357), diesen Hingnegan den westlichen und jenen den östlichen zu nennen. Von einem Hingnegan um das Quellgebiet des Onon, den man auf der Karte Mittelasiens von Klaproth verzeichnet findet, wissen die Chinesen nichts, obgleich auf der Specialkarte der Chalka-Mongolen des Tsetschen Chan (Taitsing Hoeitien, Geographie, Buch 132. Bl. 12.), welche 23 Banner umfassen, eine Menge einzelner Berge verzeichnet sind. Der Altai, auch Kinschan d. h. ebenfalls Goldberg genannt, erhebt sich in mehreren Ketten nördlich vom Dsaisang Nor oder dem See der Edeln, zieht sich gen Nordosten, wo er den Namen Altai Urianghai, Tangnu Urianghai und Toros annimmt. Der Zuname Urianghai stammt wohl von dem tungusischen Volke der Urianghit, die ehemals in diesen Gebirgsgegenden herumzogen (Man vergleiche über sie eine Anmerkung Quatremère's in den Notices et Extraits. XIII. 274.). Klaproth rechnet jedoch, auf die Verwandtschaft der Sprachen fußend (Asia Polyglotta 146), die Urianghai zu den Samojeden. Das astronomische Kollegium zu Peking, dem ich in den Angaben der Längen und Breiten, wo nicht ausdrücklich das Gegentheil bemerkt ist, immer folge, denn hier hat man bestimmte Angaben, während die europäischen Karten gar häufig bloß Berechnungen geben, setzt den Ausfluß des Irtisch aus dem Dsaisang, wo der Altai beginnt, 48° 25′ nördl. Breite, 32° 25″ westl. Länge von Peking; nach einer handschriftlichen Angabe Gaubils, mitgetheilt von Quatremère a. a. O., würde sich das Altaigebirge 46° 20′ nördl. Br. und 20° 20′ westl. Länge von Peking endigen. Der Anfang der Kette Altai Urianghai ist, nach den astronomischen Bestimmungen zu Peking, 48° 35′ nördl. Br., 28° 35′ westl. L., des Tangnu Urianghai 50° 40′ nördl. Br., 24° 20′ westl. Länge von Peking. Ueber die Quellen des Irtisch, von den Mongolen Ertschis genannt (Geschichte der Ostmongolen 216), ist Humboldt im Zweifel; er sagt bloß (I. 370): sie scheinen aus dem südlichen Abhang der Urianghaikette, der südlichsten des Altaisystems, hervorzukommen. Ich will aus den chinesischen Karten das Fehlende ergänzen. Der Irtisch entspringt westlich der Stadt und Festung Chobdo (48° 2′ nördl. Br., 27° 20′ westl. L. von Peking. Nach einer handschriftlichen von Quatremère a. a. O. 282 mitgetheilten Angabe Gaubils wären die Quellen des Irtisch 46° 4′ nördl. Br. und 21° 20′ westl. L. von Peking, was sicherlich ungegründet ist),

*) Die Chinesen geben dem Fluß dann erst den Namen Helongkiang, schwarzer Drachenfluß, wenn er den Fluß von Nipuschu oder Nertschisk bei der Stadt gleichen Namens (51° 15′ 31″ nördl. Breite, 114° 9′ 46″ östl. L. von Paris nach der neuesten Bestimmung von Fuß) aufgenommen hat.

ganz in der Nähe eines Sees, welcher Chara oder schwarzer See genannt wird, in dem Lande der neuen Banner der Torgod. Es sind vier Wasser, die zusammenfließen und den Namen Irtischfluß annehmen; er nimmt zehn von Norden herkommende Bäche auf und ergießt sich dann nebst andern sechs Flüssen in den Dsaisan nordöstlich von Tarbagatai oder Tschugutschak 47° nördl. Br., 30° westl. L. von Peking (Taitsing Hoeitien. Geographie Buch 132 Bl. 20 Buch 117 Bl. 147). Humboldt verwirft mit Recht die Unterscheidung zwischen dem großen und kleinen Altai, wovon sich auch bey den Chinesen zu keiner Zeit ihrer Geschichte irgend eine Spur findet; eben so wenig kennen die Chinesen einen von Nordwesten nach Südosten ziehenden Bergrücken, welcher das Altaisystem mit dem des Himalaya in Verbindung setze. Ich kenne die chinesischen Karten nicht, die es Humboldt wahrscheinlich machten (A. C. I. 252), daß ein Bergrücken vorhanden sey, der vier Grade östlich von Dsaisang beginne und östlich von Hami (42° 53′ nördl. Br., 22° 32′ südl. L., oder nach der Liste, die Deshautesrayes der Uebersetzung des Tongkien Kang mu hinzufügte, 42° 53′ 20″ nördl. Br. und 22° 23′ 20″ westl. Lange von Peking) an das Himmelsgebirge reiche. Auf der Karte Mittelasiens von Klaproth findet man zwar allerley Berge, die sich westlich von Ubsasee und Barkul bis unfern Hami erstrecken, die ich auch auf den Specialkarten, welche den gesammelten Satzungen der überaus reinen Dynastie beygegeben sind, verzeichnet finde, aber nach einer zusammenhängenden Verbindungskette der beyden Systeme Altai und Tienschan forscht man vergebens. Barkulsee und Barkulstadt, jetzt und schon seit 1773 gemeinhin Tschinsi, des Westens Huth und Schutz genannt, 7334 chinesische Meilen, wovon 200 auf den Grad des Aequators gehen, von Peking entfernt, liegt bereits, wie aus der Specialkarte des angeführten Werkes (Abtheilung Geographie Buch 116 Bl. 20) hervorgeht, innerhalb zweyer Arme des Himmelsgebirges. Auf dieser Karte steht Iho (2026 und 3983 M.) als der specielle Name des Regierungssitzes des Bezirkes Barkul, woraus erhellt, daß die chinesischen Alterthumsforscher das heutige Barkul für das Reich Iho der frühern Jahrhunderte (Heu Hanschu, Chroniken der spätern Han, Buch 96 Bl. 4) erklären. Der Regierungsbezirk Tschinsi umfaßt noch drey andere Orte; Kitai im Nordwesten, Hami im Süden und Turfan im Südwesten. Das Himmelsgebirge bildet die Wasserscheide; alle südlich desselben entspringenden Flüßchen laufen gen Süden, die nördlich desselben gen Norden. Sie verlieren sich beynahe durchgängig im Sande. Ueber das noch so wenig bekannte Quellgebiet des Jenisei, von den Chinesen der große Kemfluß genannt, findet man in der Erklärung der Specialkarte der Stadt und Festung Uliasutai (47° 48′ nördl. Br., 22° 40′ westl. L. von Peking) die ausführlichsten Erläuterungen, welche schon zum Theil, nach einer von mir gelieferten Uebersetzung, in Ritters Asien benutzt wurden.

Die Gebirgssysteme Kusnetsk und Salairsk laufen beynahe in einer meridionalen Linie; sie haben in neuester Zeit eben dieser Richtung und ihres mineralogischen Reichthums wegen, welche beyde dem Ural gleichen, die vorzügliche Aufmerksamkeit der Geologen erregt. Haben doch die reichen Minen von Salairsk in einem Jahre (1827) über 10,000 Mark Silber geliefert!

Es bilden die goldhaltigen Landschaften, innerhalb der Parallelen von 50° — 60° des nördlichen Asiens, einen freilich hie und da unterbrochenen 56 Längengrade umfassenden Gürtel. Humboldt hat über diese Goldproduktion in dem vierten Hefte der deutschen Vierteljahrschrift eine Abhandlung einrücken lassen, deren wesentlicher Inhalt auch hier (A. C. I. 389) mitgetheilt wird. Manche Nachrichten und Mythen der Alten bekommen erst jetzt, wo wir diese Gegenden der Erde und die Sitten ihrer Bewohner genauer kennen lernen, ihr richtiges Verständniß. So konnte ich, um nur eines anzuführen, der Geschichte mit dem goldenen Vließ dann erst einen Sinn abgewinnen, als ich erfuhr: es sey eine Sitte vieler Stämme Asiens, Ziegen und Schaaffelle im Rinnsal der Flüsse zu befestigen, damit sich in ihren Haaren, in ihrer Wolle der goldhaltige Sand festsetze.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Asie centrale. Recherches sur les chaines de montagues et la climatologie comparée etc.

(Fortsetzung.)

Die Weise dieser Goldwaschereyen wird uns von Abul Fasel (Ayeen Akbery. London 1800. II. 136) ausführlich beschrieben. Ich kann aber Hrn. v. Humboldt hierin, so wie in der ausführlichen Beschreibung des Ural, zum Theil nach offiziellen russischen Quellen, nicht folgen. Ich werde später Gelegenheit haben, einige Bemerkungen über einzelne Angaben einzuschalten und bemerke hier vorläufig, daß die Afrikaner ihre chemischen Kenntnisse (A. C. I. 534) höchst wahrscheinlich den Arabern zu verdanken haben, welche bekanntlich in diesem Theile der Naturwissenschaft ausgezeichnet waren, und selbst mehrere Entdeckungen in der Chemie gemacht haben.

Das System des Himmelsgebirges, Tienschan im Chinesischen und Tengritag im Türkischen,*) beginnt nach Humboldt bey den tausend Quellen (Mingbulak) der westlichen Burut (41° n. Br. 44° w. L. v. P.), welche zum Türkstamm gehören, und nicht mit den mongolischen Buräten verwechselt werden dürfen; es zieht sich bis nach Kuhotun (40° 49′ 20″ n. Br. 4° 45′ 15″ w. L. v. P.) oder richtiger Köke Chotun, der Blaustadt, dem Hauptorte der Tümed, 60 bis 70 Lieues westlich des Meerbusens von Petscheli, in einer Länge von ungefähr 42 Graden. Ihren Namen haben diese Berge von den hier hausenden tatarischen Völkerschaften erhalten; es ist dieß ihr Olymp, dem sie besondere Ehrfurcht erweisen. Im Westen könnte man die Linie selbst bis gegen Samarkand ausdehnen, und im Osten den Inschan, obgleich dieser zwey Grade südlicher liegt, ebenfalls als eine Fortsetzung des Himmelsgebirges betrachten. Wollte man die höchsten Reihen des Sandmeeres (Gobi) für eine Fortsetzung des Himmelsgebirges gelten lassen, so würde der am Südostende der Gobi beginnende Inschan als ein Absenker des Himmelsgebirges erscheinen. Inschan, mit welchem Namen wir jetzt gewöhnlich die ganze den Norden des eigentlichen China's umsäumende Berggruppe belegen, ist auf ältern chinesischen Karten bloß die Bezeichnung eines einzelnen Berges, der dem Ende der Nordostbiegung des gelben Flußes gegenüber liegt, im Gegensatze nämlich zu einem weiter gen Westen gerückten, welcher Jangschan genannt wird. Jang und In sind aber die beiden Principe, die männliche und weibliche Kraft der Philosophen und Naturforscher des Mittelreiches, welche sich durch strafbares Gelüsten aus dem Absoluten (Taiki oder Wuki) entwickelt haben, wie aus meiner Natur- und Religionsphilosophie der Chinesen (Leipzig 1837), aus der Zeitschrift für die historische Theologie besonders abgedruckt, das Weitere zu ersehen ist. Jang und In bedeuten im abgeleiteten Sinne vieles Andere, wie oben und unten, stark und schwach, groß

*) Das tatarische Wort Tengri ist höchst wahrscheinlich aus den zwey chinesischen, Tienli, Himmelskraft oder Himmelsgeist hervorgegangen. Man findet noch andere chinesische Wörter, namentlich solche, die sich auf Kultur, auf Staat und Religion beziehen, in den tatarischen Sprachen, die ganz tatarisirt sind.

und klein. Auf den gewöhnlichen alten Karten ist der Jangschan in der That viel größer als der Inschan, und der Absenker des Jangschan heißt auf denselben Karten Taising schan, der große blaue Berg. Die Noten (A. C. II. 8. II. 345.) werden also wegfallen müssen. Das Wort In bedeutet zwar auch Silber, dann wird es aber mit einem ganz andern Charakter geschrieben (12294. M.)

Das Himmelsgebirge ist den Chinesen seit den frühesten Zeiten ihrer Geschichte genau bekannt; man findet das Land nördlich und südlich dieses Systems von den Zeiten der Jahrbücher der Han bis auf den heutigen Tag in einer großen Menge geschichtlicher und erdkundlicher Werke genau beschrieben; ihnen verdanken wir überdieß die Kenntniß feuerspeyender Berge und anderer vulkanischen Erscheinungen Mittelasiens, namentlich innerhalb dieses Himmelsgebirges. So erzählt uns unter andern auch Kaiser Kanghi (Mém. conc. les. Chinois IV. 476.) von erloschenen Vulkanen im Kreise Junnan und von vulkanischen Erscheinungen oder Naphtaquellen in demselben Kreise und im Lande der Mongolen. Humboldt ist geneigt (A. C. II. 96), Ritter zu folgen und die vulkanischen Erscheinungen, wovon der arabische Dollmetsch Salmas, an einer andern Stelle (A. C II. 192) Sallam genannt, den der Chalife Wasik, der Enkel des Harun al Raschid (reg. vom 6. Jannar 842 bis zum 22. August 846) nach Norden sandte, um die fabelhafte Mauer, welche der zweygehörnte Alexander gegen die wilden Tadschudsch und Madschudsch errichten ließ, die der Chalife in einem Traumgesichte gesehen haben wollte, zu untersuchen, auf die in der Nähe von Urumtsi (43° 27′ n. Br. 27° 56′ w. L. v. P.) oder auf eine andere Lokalität Mittelasiens zu beziehen. Der ganze Reisebericht des Salmas ward aber, wie der berühmte Geschichtschreiber Mirchond erzählt, schon von dem Astronomen Muhammed aus Ferganah und andern islamitischen Gelehrten für eine Dichtung erklärt, und er scheint mir auch in der That alle charakteristischen Merkmale einer absichtlichen Erfindung an sich zu tragen. D'Ohsson hat bereits die in verschiedenen historischen und geographischen Werken der Muselman zerstreuten Nachrichten herausgehoben und sie in einer lichtvollen Weise an einander gereiht (Des peuples du Caucase. Paris 1828. S. 133 folg.), worauf ich der Kürze wegen verweise. Hadschi Chalfa behauptet, der Astronom Muhammed aus Chowaresm sey der Gesandte und Salmas bloß sein Dollmetsch gewesen (Mém. de l'Acad. de St. Petersbourg X. 484). Merkwürdig ist, daß schon mehrere Anhänger des Philosophen Laotse die Erdbeben aus einer Anhäufung der unterirdischen Luft erklären, welche strebe, sich in ein Gleichgewicht mit der äußern Athmosphäre zu setzen. Die Kraft der unterirdischen Luft, fügt Kaiser Kanghi hinzu, in den kahlen, sandigen und steinichten Ebenen in Nordwesten unseres Reiches eingeschlossen, wird durch den Mangel an größern Flüssen und Regen sehr vermehrt; deßwegen sind die Erdbeben so furchtbar und häufig in diesen Gegenden der Erde (Mémoires conc. les. Chinois IV. 456). Die Chinesen lassen den Tienschan erst ungefähr 120 Li oder 9 deutsche Meilen nördlich von Hami beginnen, (Geographie des Kienlong. Buch 49. Bl. 6) und dann bis zur meridionalen Kette des Tsong *) ling d. h. des wilden Lauchgebirges oder der Bolorkette reichen. Die einzelnen Gruppen erhielten natürlich zu verschiedenen Zeiten andere Namen. Humboldt hat seiner Darstellung dieses und anderer Gebirgssysteme eine Anzahl interessanter Auszüge aus chinesischen Werken hinzugefügt, die Herr Julien in Paris übersetzte, worüber ich zum Frommen der Wissenschaft einige Bemerkungen machen muß.

Als das chinesische Kulturvolk mit den Horden und Staaten an den Gränzen seines Landes und jenseits derselben in Berührung kam, gerieth es, gleich wie die Aegypter, in Verlegenheit, die Namen und Wörter dieser Fremden nicht bloß zu schreiben, sondern auch auszusprechen. Die Sprachorgane der Bewohner des östlichen Asiens sind nämlich sehr unvollkommen; die meisten der Laute ihrer

*) Tsong bedeutet zwar Zwiebel; ich glaube, es ist hier aber von dem wilden starkriechenden Lauch die Rede, der auch sehr häufig im Himalaya gefunden wird. Vigne Travels in Kashmir, Ladak, Iskardo. London 1842. II. 228. Hiernach wäre die Stelle A. C. II. 480 zu berichtigen.

Schriftsprache, — in den Dialekten ist dieß ganz anders, endigen sich auf einen Vokal oder Diphthong; nur eine geringe Anzahl schließen sich mit n oder ng, worin jedoch das g bloß ein Nasenlaut und kaum hörbar ist. Dann findet sich in der Sprache des Mittelreiches weder ein reines r noch ein reines l, sondern ein unentwickelter Gaumenlaut, der die Mitte hält zwischen beyden; dieser Laut kann mit den Alphabeten Asiens und Europas gar nicht geschrieben werden, wie schon aus den mannigfachen Versuchen hervorgeht, welche man machte, um ihn mit unserm Tonsysteme auszudrücken. Man schreibt bald eul, ul, ulh, lh, urh und orl. Es ist eben so unmöglich harte Kehllaute oder stark aspirirte Töne mit dem chinesischen Sprachorgane auszusprechen; ein Bewohner der Mitte wird die Namen Gracchen, Macculloch, Ritter nicht über seine Lippen bringen können. Man kann sich nun leicht denken, wie unbeholfen dieses Laut- und Schriftsystem sich gebärden wird, um Namen wie Tschinggis, Chakan, Turk, Kirgis auszudrücken. Dazu kommt noch, daß die Chinesen die schlechte Gewohnheit haben, von einem mehrsylbigen, ihnen barbarisch klingenden Worte bloß eine oder zwey Sylben zu schreiben, wie fo für foto, Buddha; Pusa für Boddhisatwa; Folin für Frenkistan. Manchmal übersetzen sie sogar die fremden Namen, wie Bogdodaban, himmlischer Paß *) nordöstlich von Turfan mit Lingschan d. h. göttlicher Berg (A. C. II. 357), auf welchem wie es scheint, Fossilien von Menschenknochen gefunden werden (Mém. conc. les Chin. XIV. 21.); dann den mongolischen Klan der innern Verwaltung Dörben Keuked mit Sse tse pulo d. h. Klan der vier Söhne. Diese Umstände machen es nun, zum großen Nachtheile der Nachrichten über fremde Völker, sehr schwer und häufig ganz unmöglich in den chinesischen Umschreibungen, Abkürzungen und Uebersetzungen den richtigen Namen heraus zu finden. Diesen Mangel fühlten namentlich die Sendboten der westlichen Religionen, welche das Volk der Mitte zu ihrem Glauben bekehren wollten; Buddhaisten, Moslim und Christen (Neumann Asiatische Studien I. 14) ersannen daher im Laufe der Jahrhunderte mannigfache Wege, um diesem Uebelstande abzuhelfen. Ein sicheres Mittel, um diesem Uebelstande abzuhelfen, erfanden aber erst die Mandschu. Nachdem sie China erobert und einen großen Theil der tungusischen, mongolischen und türkischen Völkerschaften des östlichen und Mittelasiens ihrer Herrschaft unterworfen hatten, drang sich ihnen, schon aus administrativen Gründen die Nothwendigkeit auf, eine bestimmte Norm in Betreff der Rechtschreibung fremder Namen und Lokalitäten festzusetzen; sie ward nun in der Regierungsperiode Kienlong (1736 — 1796) von Staats wegen angeordnet. Das Syllabar der Mandschu Lautschrift, welche eine Tochter ist der mongolischen, ward zu Grunde gelegt und unabänderlich bestimmt, welche chinesische Zeichen zur Darstellung dieses oder jenes fremden Lautes und Wortes gebraucht werden sollen. Der Befehl, erlassen am 29. Tage des dritten Monats im 37. Jahre Kienlong (1773 u. Z.), führt folgende Ueberschrift: Kaiserliche Anordnung für den Gebrauch der Wörter und Laute gegenseitig im Chinesischen und im Mandschu. Wer nun diese Norm kennt, was bey dem Unterzeichneten leider noch nicht der Fall war, als er seinem befreundeten Gönner, dem Verfasser der vergleichenden Erdkunde eine Anzahl geographischer Bruchstücke aus den gesammelten Satzungen der regierenden Dynastie mittheilte, der wird die chinesischen Charaktere in den modernen geographischen und historischen Werken des Mittelreiches sehr leicht in die entsprechenden Worte der Mandschu, der Mongolen und Türken umschreiben können. Die westlichen Völker, namentlich die Engländer und ihre Sendboten werden bald die Nothwendigkeit fühlen, ein ähnliches wechselseitiges Charakter- und Lautsystem zur Schreibung der europäischen und chinesischen Laute, der europäischen und chinesischen Namen sowohl in den heiligen als in den profanen Geschichten festzusetzen, damit nicht dieser mit diesen und jener mit jenen Charakteren sie schreibe und so eine unsägliche Verwirrung entstünde, wie dieß die Buddhaisten (Asiatische Studien a. a. O.) zu ihrem großen Nachtheile erfahren haben. Herrn Jülien sind, wie man sieht (A. C.

*) Chatun Bogdo wird wohl Tochter des Himmels heißen und ist nicht, wie A. C. II. 36. bemerkt wird, mit Tengri tag, Himmelsberg, gleichbedeutend.

II. 464 in der Note) die offiziellen Bestimmungen des Kienlong in Betreff der Rechtschreibung fremder Namen nicht entgangen. Man wundert sich deßhalb mit Recht, warum der gewandte Sprachkenner, dem überdieß das äußerst seltene erdkundliche Wörterbuch über Mittelasien in sechs Sprachen *) zu Gebote stand, die chinesischen Laute nicht durchgängig, wenigstens die in den neuen Ausgaben der erdkundlichen Werke der regierenden Dynastie, in die von den einheimischen Völkern gebräuchlichen und gewöhnlichen Namen übertragen hat. Herr Jülien versuchte dieß zwar einigemal, ist aber dabey in Irrthümer verfallen, die der Völkerkunde Asiens zum großen Nachtheile gereichen können. Denn solche Fehler der Kundigen schleichen sich leicht in die Wissenschaft ein und bilden bey Unkundigen nicht selten den Grund zu luftigen Hypothesen. So haben die Uebersetzer und Herausgeber der Pilgerfahrt des Fahian aus Unachtsamkeit die Worte Taoschin d. h. Reisende, deren der Buddhaistische Mönch natürlich sehr viele begegnete, durchgängig durch Taosse, Anhänger des Laotse oder Geistesjünger wiedergegeben. Nun hat man neulich auf diesen Irrthum hin, den ich schon längst in der Anzeige des Berichtes über die Reiche Buddha's in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes verbessert habe, behauptet: die Religion des Laotse sey im vierten und fünften Jahrhundert in ganz Mittelasien verbreitet gewesen. Wäre nicht Aehnliches bey den Versehen des Herrn Jülien zu befürchten, wären sie gleichgültiger Art, so würde ich sie wahrlich nicht gerügt haben; denn niemand kann mehr von der Ueberzeugung durchdrungen seyn, wie sehr das leider seit Klaporth eingeführte gegenseitige Verketzern, die wahrhaft barbarische Streitsucht der wenigen Orientalisten, die sich mit dem äußerlich so undankbaren Studium der chinesischen Sprache und Literatur beschäftigen, der wahren Wissenschaft geschadet hat und noch schadet, als der unterzeichnete Siaoschin. Man nehme sich doch endlich an Männern wie Humboldt und Ritter, wie Villemain und Staunton ein Muster, welche jedes wissenschaftliche Bestreben mit Freuden begrüßen, die Schwächen gütig übersehen und, wie dieß Humboldt in dem vorliegenden Werke so häufig gethan hat, nur das Lobenswerthe mit liebevoller Anerkennung erheben.

Nun zur Sache. Die Kirgiskaisaken sind bekanntlich ein Zweig des türkischen Volkes, und erstrecken sich östlich nicht weiter als in die heutige chinesische Markgrafschaft Ili, das alte Land der Dsongaren. Nun findet sie der französische Sinolog auch östlich der Gobi (A. C. II. 343 und wiederum II. 351, wo auch statt Ilgao han, Aochan gelesen werden muß; dieser mongolische Klan der innern Verwaltung hat bloß einen Banner); noch mehr, er kennt sogar einen rechten Flügel der Kirgisen Mao Ming gan oder richtiger Möming gan (II. 349). Anstatt Kirgisen ist hier aber allenthalben Kalka oder richtiger Chalka, sie haben von den Chalkafluß ihren Namen, (Duhalde IV. 23. nach der deutschen Uebersetzung, was J. J. Schmidt Mém. a. a. O. 456 mit Unrecht bezweifelt; es sagen dieß auch die Chinesen.) zu lesen, welche keine Türken sind, sondern Mongolen. Die chinesischen Laute Cheorche müssen immer mit Chalka wieder gegeben werden; Kirgisen würden die Chinesen Kilikisse schreiben, wie z. B. in dem Berichte über die Expedition Chulagu's aus den Chroniken der Juen (Buch 42. Bl. 50 und nicht 53, wie es in den neuen asiatischen Miscellaneen von Rémusat I. 172. heißt); doch findet sich das Wort Kirgise sehr selten in den neueren Werken des Mittelreiches. Die Chinesen nennen Kirgisen jetzt gemeinhin blos Kasaka oder Kaisaken. Man vergleiche nur in der angeführten geographischen Konkordanz des Kien long die vorletzte Zeile auf der letzten Seite.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es werden hierin die Namen der Länder, Flüsse, Berge und Klane im Tungusischen, d. h. im Mandschu, Chinesischen, Mongolischen, Tübetanischen, in dem mongolischen Dialekt der Oirad oder Eleuth, d. h. der vier Stämme, womit auch höchst wahrscheinlich der Name der Avaren zusammenhängt, und im Turki aufgeführt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Asie centrale. Recherches sur les chaines de montagnes et la climatologie comparée; etc.

(Fortsetzung.)

Kasaka darf auch nicht mit Dschasak oder Tschasake verwechselt werden (Orthographie des Kienlong Bl. 56 r.), was ein mongolisches Wort ist, das einen Beamten und einen Verwaltungsbezirk bedeutet. Es gehören diese Möming gan Mongolen, gleichwie die Chortschin, Tümed, Abacha, Abachanar und mehrere andere Stämme zu den von den Chinesen sogenannten östlichen Chalka, welche zur innern Verwaltung d. h. zu den Mongolen südöstlich der Gobi gehören; die Mongolen nordwestlich der Gobi heißen die der äußern Verwaltung. Es sind dieß im Ganzen 24 Stämme, die 49 Banner bilden, worüber man die lehrreiche Abhandlung Schmidt's, die Volksstämme der Mongolen überschrieben, in dem angeführten Bande der Denkschriften der Petersburger Akademie vergleichen kann. Eben so wenig ist Kortsin ein Ort in der Mongolei (A. C. II. 483), sondern Chortschin ist der Name des zahlreichen mongolischen Klans, der sechs Banner bildet, wovon jeder ungefähr 200 Familien zählt, und unter einem erblichen Oberhaupte steht, das von dem Chakan der Mongolen, d. h. von dem Kaiser von China, bestätigt werden muß. Die Chortschin sind sehr zerstreut, sie durchstreifen das Land von den unfruchtbaren Ebenen am Südufer (Dr. Halde IV. 21.) des westlichen Liaoflußes bis zum Nordufer der Tula (Gesammelte Satzungen des Reiches, geographische Abtheilung B. 121 a. A.) in einer Ausdehnung vom 43° 37′ bis 46° 17′ n. Br. und vom 4° 20′ bis 6° 30′ östl. L. von Peking.

Es würde mich hier viel zu weit führen, wollte ich alle die Namen der Reiche und Lokalitäten richtig umschreiben und sie auf die früheren oder gegenwärtigen einheimischen Benennungen der Völker Mittelasiens zurückführen, was, wie ich wenigstens glaube, durch Vergleichung mit den topographischen Beschreibungen Moorcroft's, Burnes' und Wood's jetzt in den meisten Fällen möglich ist. Doch kann ich nicht umhin, hier noch die wichtige geographische Frage zu berühren: ob nämlich den Chinesen das kaspische Meer überhaupt und namentlich unter der Benennung Sihai, Westmeer bekannt war oder nicht? Herr Julien ist (A. C. II. 362) im Irrthume, wenn er sagt: in den Chroniken der spätern Han komme dieser Name nicht vor. Die Stelle über Tatsin aus diesen Chroniken (Heu Hanschu Buch 88. Bl. 60) hat bereits Visdelou zur Erklärung des christlichen Monumentes hinter Herbelots orientalischer Bibliothek (IV. 390 nach der Quartausgabe, à la Haye 1779) übersetzt; sie findet sich in vielen spätern chinesischen Werken z. B. in den Jahrbüchern der nördlichen Dynastien (Pe tse Buch 97 oder Lietschuen d. h. besondere Denkwürdigkeiten, Buch 85. Bl. 15 v. Ming sse, Chroniken der Ming, Besondere Denkwürdigkeiten, Buch 200 Bl. 147 u. s. w.) in abgekürzter Form wiederholt, so wie in der nach Fächern geordneten Encyklopädie des Matuanlin (Buch 339 a. A.), wo es wörtlich lautet: Das Reich Tatsin heißt auch Likien (Rikien, Rom?); es ward zuerst in den Zeiten der ersten Han be-

kannt. Dieses Reich liegt westlich des westlichen Meeres (Sihai) und wird deßhalb auch das Reich des westlichen Meeres genannt. Am Ende dieses Buches (Matuanlin a. a. O. Bl. 24 und 25) wird noch Folin oder Frenkistan besonders aufgeführt, und in einer kritischen Note hinzugefügt: aus den Jahrbüchern der Tang erhelle, daß das Reich Folin das alte Tatsin sey. Vergl. auch die Encyklopädie Kanghi's, Juen kien lui han, Buch 238 Bl. 19 flg. In der Beschreibung Tatsins ist das römische Reich zwar nicht zu verkennen, denn welches andere Reich des Westens hatte damals an 400 Städte, die mit Mauern umgeben waren; wo sonst fände man eine regelmäßige Posteinrichtung? Doch ist es verdrießlich, daß besonders hervorgehoben wird, man beschäftige sich hier (im ersten und zweyten Jahrhundert vor und nach unserer Zeitrechnung) stark mit der Seidenzucht und scheere die Kopfhaare glatt ab (Jahrbücher der spätern Han a. a. O.), — Angaben, die, wie jeder weiß, der Wahrheit durchaus entgegen sind.

Die betreffenden Stellen aus den Jahrbüchern der großen Dynastien Wei und Tang hat Visdelou ebenfalls (a. a. O. vergl. auch Tangschu Buch 216 Bl. 12. Es wird hier die Hauptstadt Schisan erwähnt, was sicherlich verschrieben ist für Bysanz, dann werden die Verhältnisse der Tasi oder Araber zum byzantinischen Reiche beschrieben) übersetzt; eine Stelle aus diesen Jahrbüchern, wo auch vom Sihai oder dem kaspischen Meere die Rede ist, findet sich in meinen Asiatischen Studien I. 157. Jeder Einsichtsvolle wird es natürlich finden, daß die Chinesen, welche ihre Nachrichten über das römische Reich des Alterthums und über das römische Reich der deutschen Nation aus zweyter und dritter Hand erhalten haben mochten, keine klaren Begriffe über das Westmeer hatten; sie verstehen hierunter bald den kaspischen See, so ausdrücklich in der Beschreibung des waldigen Landes Thabarestan oder Masanderan (Asiatische Studien I. 175), bald den Pontus und das mittländische Meer; man vergesse nicht, daß selbst der blaue See (Kokonor), Sihai genannt wird, in so allgemeinem Sinne ward der Name Westmeer genommen. Die Kenntnisse der Chinesen über die Zustände des westlichen Asiens, über die Stellung der Türken zu den Persern und dieser zu den Byzantinern und der Araber zu beyden sind aber, wenigstens seit dem Beginne des sechsten Jahrhunderts uns. Z., wahrhaft zum Erstaunen ausgedehnt und genau. Man muß freylich die häufig aus verschiedenen Jahrhunderten zusammengeworfenen Angaben der unkundigen Redactoren und die Nachrichten der Araber und Byzantiner, welche letztere bey weitem nicht so unterrichtet sind über das östliche Asien, wie die Chinesen über das westliche, sorgfältig mit einander vergleichen, um die zerstreuten Andeutungen und schiefen Ausdrücke auf die wahren Verhältnisse zurückführen zu können.

Die Nachrichten in den Chroniken der beyden Han, der Juen Wei und der Tang über Nord- und Mittelasien, über die an China gränzenden Länder und die Inseln des östlichen Archipelagus, sind, worüber die Kenner Visdelou und Gaubil, Deguignes und Rémusat schon längst sich ausgesprochen haben, das Zuverlässigste, das man über diese Gegenden aus den frühern Jahrhunderten weiß, — es ist dieß der größte historisch-geographische Schatz der asiatischen Literatur, welcher noch immer auf denjenigen wartet, der ihn zu heben vermag. Die Jahrbücher der in China herrschenden Mongolen sind im Gegentheile in ihren Nachrichten über fremde Länder und Staaten äußerst lückenhaft und überdieß sehr einsichtslos redigirt; weßhalb die Angabe (A. C. II. 470 Anmerk.) einer Berichtigung bedarf. Man kann sich leicht denken, was heraus kommt, wenn, wie dieß hier geschieht, Nachrichten, die tausend Jahre aus einander liegen, zu einem Ganzen zusammen geworfen werden.

Nicht nur die alten chinesischen Karten (A. C. II. 67) kennen bloß einen Alaktugul (Gul heißt See) südwestlich von Tarbagatai, sondern auch die neuesten in den gesammelten Satzungen haben nur einen See dieses Namens und wissen nichts von einem andern, Alagul oder Alasee genannt. In dem Alaktusee ist auch die Insel Araltube abgebildet, nicht in der Mitte desselben, wie Klaproth in seiner Karte Mittelasiens sie eingetragen hat, sondern an der Ostbiegung des Alaktugul (Taitsing Hoeitien, Geographie, Buch 117 Bl. 7). In der Erläuterung zur Karte heißt es: der Emirfluß kommt

aus dem Berge Tschurchutsch, nordöstlich von Tarbagatai, das eine Bevölkerung, die Garnison mitgerechnet, von ungefähr 10,000 Seelen haben mag (A. C. III. 414.); es sind ursprünglich zwey Bäche, die sich vereinigen und dann nach Westen fließen. Nachdem der Emir vom Norden her mehrere Flüßchen aufgenommen hat, ein Wasser aber von Süden, geht der Fluß südlich der Stadt (Tarbagatai) vorüber, läuft nach Westen, trennt sich in zwey Arme, und fällt in den Alaktusee. Es werden dann die andern Flüßchen aufgezählt, die von Norden und Süden her in den See fallen. Humboldt's Scharfsinn sah alsbald, daß in der (A. C. II. 501) angeführten Stelle des Plancarpin nicht von dem Alaktugul die Rede seyn konnte; es hatte der Reisende höchst wahrscheinlich den Balkaschsee gemeynt, und Kailak wird wohl Kuldscha, Guldscha oder Ili seyn, wie schon Reinhold Forster (Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden. Frankfurt. 1784 S. 135) richtig gesehen hat.

Sehr ausführlich werden die Tiefebenen und Steppengegenden und einzelne denkwürdige Oertlichkeiten zwischen dem Ural, Altai und Tienschan besprochen. Es wird hier auch der Lauf des Orus beschrieben und von seiner ehmaligen Mündung in das hyrkanische Meer gehandelt, was Humboldt für eine ausgemachte Thatsache hält. Ich kann mich hievon nicht überzeugen. Die Entstehung und Ausbildung dieser vielfach besprochenen Sage hat höchst wahrscheinlich folgenden Grund. Die Griechen und Chinesen hörten bloß von einem einzigen See oder Meer im Norden der Erde und glaubten nun, der Orus, chinesisch Uhu oder Fatsu genannt, *) falle in diesen See, — eine Meynung, die durch die Uebersetzung des Ptolemäus in's Arabische auch bey den Moslim verbreitet wurde, und welche auch Herbelot (Bibliotheque orientale Amou; doch läßt er, unter dem Artikel Gihon, einen Arm des Amu in den See von Chowaresm oder den Aralsee gehen) in seinen Quellen gefunden hat. Nichts desto weniger kannten die Araber seit dem neunnten Jahrhundert den Aralsee, so wie die wahre Mündung des Orus, — ein Wort, das höchst wahrscheinlich aus dem Türkischen Aksu, weißes Wasser (Ak, weiß und Su, Wasser) entstanden ist. Man suchte nun, und zwar in verhältnißmäßig neuer Zeit, diesen alten Irrthum mit der Wahrheit auszugleichen und nahm zu einer Hypothese seine Zuflucht, wonach der Orus von den Turkman abgegraben, oder durch eine Naturrevolution vom hyrkanischen Meere in den Aral geleitet worden wäre. Wo in aller Welt sollten aber die barbarischen Bewohner der nordöstlich des Kaspisees sich hinziehenden Steppen und der Oasis Chiwa die Mittel und Werkzeuge zu solch einer Riesenarbeit erhalten haben? Von einem Naturereignisse, das die Revolution veranlaßt hätte, hat sich aber nirgendwo eine Kunde erhalten. Und sah denn irgend einer der zahlreichen arabischen Geographen und Reisenden, seit dem Beginne des zehnten Jahrhunderts, wo Chordadbeh, der Vater der allgemeinen Geographie der Araber, — er starb als Postmeister in Chorasan im Jahre 912 — seinen Wegweiser der Straßen und Reiche geschrieben hat, den die Nachfolger nach östlicher Weise, bloß kopirten (Masudi I. 15. Sprenger), jemals die Mündung des Orus am kaspischen Meer? Berichten sie nicht im Gegentheile einstimmig, daß er in den Aralsee falle? Aber die bestimmten Versicherungen des türkischen Chronisten Abulghasi, welcher von 1643 bis 1663 über Chowaresm herrschte? Auch sie scheinen aus einer Sucht, den alten Aberglauben mit der neuen Erkenntniß auszugleichen, hervorgegangen zu seyn. Hätte sich ein Arm des Orus in der That noch gegen 1630 oder 1640 in das kaspische Meer gemündet, so würden die genauen arabischen Geographen und Jenkinson, der 1559 in diesen Gegenden war, uns hievon unterrichtet haben. Das alte Flußbett des Orus, welches einige Reisende gesehen haben wollen, ist höchst wahrscheinlich, wenn so ein ausgetrocknetes Rinnsal vorhanden ist, das Bett einer Wasserleitung, deren gar viele in diesen Gegenden angelegt wurden, um das benach-

*) An andern Stellen, wie bey Mantuanlin Buch 338 Bl. 20 heißt er Wei, und so wird er auch in den Schriften der Perser, im Vendidat und Bundehesch genannt. Zendavesta nach der deutschen Uebersetzung. Riga 1777. III. Index 351. Das Wort Wei oder Weh — es ist auch armenisch — bedeutet erhaben, heilig und scheint der persische oder iranische Name des Flusses gewesen zu seyn; Orus oder Aksu ist der turanische oder türkische.

barte durstige Land zu tränken. Man sehe nur den alten imaginären Lauf des Flusses vom Aral in die kaspische See, wie er auf der Karte bey Hanway (Account of the british trade over the Caspian Sea. London. 1754. I. 9.) verzeichnet wird. Wie schwer aber ein Irrthum, den man einmal eingesogen hat, auszurotten ist, sieht man an der Karte Persiens des gelehrten Olearius vom Jahre 1647, als Anhang zur Reise des Albrechts von Mandelslow, wo von einem Aralsee noch gar keine Spur ist. White, der Herausgeber der Einrichtungen Timurs, läßt selbst noch im Jahre 1783 einen Arm des Orus in das kaspische Meer gehen. Folgendes ist nun das Resultat der langen, gelehrten und scharfsinnigen Untersuchungen Humboldts (II. 295) über die Tiefebenen und Steppengegenden des nördlichen Asiens. „Diese Einsenkung ist in den vorhistorischen Zeiten Meeresboden und selbst noch in den historischen wäre der Aral höchst wahrscheinlich bloß ein Seitenweiher des kaspischen Meeres gewesen (Klaproth Mémoires relatifs à l'Asie III. 273.), mit welchem er vermittelst des nach Osten gerichteten Golfs des letztern in Verbindung gestanden habe. Durch die Trennung des Aral von dem Kaspisee, wären aber die zwey Rinnsale entstanden, wovon das zum Kaspisee führende im Laufe der Zeit austrocknete oder versandete."

Die von Süden nach Norden ziehende Kette des Bolor oder Tsong ling, ungefähr vom 36. bis 40 1/2 Grad der Breite, wo die Bolor wohnen, deren Land nach der Bestimmung des astronomischen Kollegiums 37° nördl. Br. und 43° 38′ westl. L. von Peking beginnt, bildet heutigen Tags die natürliche Gränze des chinesischen Reiches im Westen, das sich von Osten nach Westen auf 78 und von Süden nach Norden auf 38 Grade des Aequators erstreckt. An den Abhängen des Bolor wohnen die türkischen Burut, die in zwanzig Horden getheilt sind und von den Chinesen in östliche und westliche unterschieden werden (Hoeitien. Comp. Buch 53. Bl. 182). Ihr Gebiet beginnt 41° nördl. Br. und 44° westl. L. von Peking (Hoeitien. Comp. Buch 62. Bl. 157 und 170). Die Burut sind den Chinesen schon zu den Zeiten der Dynastie Tang bekannt und werden jetzt von den Russen nicht selten Gebirgs- oder schwarze d. h. zinspflichtige Kirgisen genannt. Ueber das Bolorgebirge gehen mehrere berühmte Pässe und Strassen von der kleinen nach der großen Bucharey, nach Ladakh, die in früheren Zeiten sehr besucht waren (Moorcroft, Travels I. 373), nach Kaschmir und Indien, unter welchen Strassen diejenige über Pamir oder das Dach der Erde genannt, die uns bereits die chinesisch buddhaistischen Pilger ausführlich beschreiben, die bekannteste ist. Vergl. meine Anzeige von Woods Entdeckungsreisen zur Quelle des Orus (Gelehrte Anzeigen XIII. 828 ff.), wo auch die Stelle des Marco Polo, die A. C. II. 397 mitgetheilt ist, übersetzt und ausführlich erläutert wurde. Moorcroft nennt auch (Travels II. 365) die Karakorumkette, nordöstlich von Ladakh, Pamirgebirge. Songjuutse passirte bereits im Jahre 519 dieses Hochland der Erde, wie aus meinen Pilgerfahrten buddhaistischer Priester von China nach Indien S. 50 hervorgeht. Als ich im Jahre 1833 den Reisebericht des Mönchs übersetzte, habe ich die Oertlichkeiten noch nicht zu deuten gewußt. Sie sind aber den unermeßlichen Kenntnissen und dem Scharfblicke Ritters nicht entgangen, und Humboldt, der sich mehrmals auf die Pilgerfahrten beruft (A. C. II. 391) giebt der Erklärung Ritters seine Zustimmung. Hanpanto kann aber in keinem Falle, wie Klaproth den Namen deutete, das heutige Taschbalik seyn. Hätten dann wohl die Reisenden sechs Monate (Pilgerfahrten 49.) gebraucht, um zum Bolor oder Tsong ling zu kommen? Ich bemerke noch, daß das astronomische Kollegium zu Peking Badakschan (Feisabad oder, was wahrscheinlicher ist, die östlichste Gränze dieses Fürstenthumes, das Hochland Pamir) 36° 23′ nördl. Br. und 43° 50′ westl. Länge von Peking ansetzt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Weisthümer, gesammelt von Jac. Grimm. Dritter Theil. Göttingen in der Dieterichschen Buchhandlung. 1842. IV und 900 S. 8.

Der hohe Werth der vorliegenden Sammlung und das große Verdienst, welches sich Grimm sowohl durch deren Herausgabe als schon durch die in seinen Rechtsalterthümern niedergelegte, von den überraschendsten und glänzendsten Resultaten gekrönte erste Benützung dieser bis dahin schnöde vernachläßigten deutschen Rechtsquellen erworben hat, wurde bereits bey Gelegenheit einer Anzeige des (vor dem ersten erschienenen) zweyten Theiles dieser Sammlung durch eine vollgültige Autorität in unsern Blättern *) ausgesprochen.

Die überströmende Fülle des in den bis jetzt erschienenen drey Bänden der Sammlung gegebenen Materials zu bewältigen, dasselbe durchgreifend unter vergleichende Gesichtspunkte zu bringen und zu einem Gesammtergebniß zu verarbeiten, das möchte wohl nur Grimm möglich werden, jedenfalls Keinem so, wie ihm, gelingen. Und wir können uns der Hoffnung hingeben, daß Grimm selbst diese Aufgabe lösen, daß sein Riesenarm den „noch unaufgehangenen Schöpfeimer“ zu der durch ihn zu Tage geförderten „frisch sprudelnden Quelle“ darreichen werde.

Er hat uns nämlich für den vierten und letzten Theil des Werkes neben einem Glossar zu den unmittelbarsten Schwierigkeiten des Verständnisses und neben den nöthigen Ortsverzeichnissen und Registern eine ausführliche Darlegung seiner Ansicht „von der Natur der hier mitgetheilten Denkmale, ihrem Alter, ihrer vielfachen Bedeutsamkeit“ und ihrem gegenseitigen genetischen Verhältniß, also gewissermassen den Text und Commentar zu den vorausgeschickten Documenten zugesichert, und — Grimm hat noch jede von seinen Leistungen gehegte Erwartung weitaus überflügelt.

Wenn es daher der Referent unternahm, den Lesern dieser Blätter von dem Erscheinen des neuesten Bandes der fraglichen Sammlung Kunde zu ertheilen, so konnte er sich wohl auf keine Weise für berufen halten, hiebey in eine auf das Ganze gerichtete Beurtheilung einzugehen; die gegenwärtige Anzeige beschränkt sich vielmehr lediglich darauf, die in den vorliegenden dritten Band aufgenommenen bayerischen Rechtsdenkmale der bezeichneten Kategorie, unter Hervorhebung einiger Eigenthümlichkeiten derselben und unter vorzugsweiser Berücksichtigung der bisher ungedruckt gewesenen, namhaft zu machen und im Allgemeinen zu erörtern.

Nachdem im ersten Theile die Denkmale aus der Schweiz, im zweyten jene des linken Rheinufers mitgetheilt worden, schließt sich der dritte Theil im Verfolge des zu durchlaufenden Kreises durch das niederrheinische Westphalen an den zweiten, so wie durch Tirol an den ersten Theil an; es kamen daher in dem gegenwärtigen dritten Bande neben den westphälischen, niedersächsischen, hessischen, wetterauischen, fränkischen, thüringischen, österreichischen und tirolischen auch die bayerischen Weisthümer an die Reihe. Es werden unter dieser gemeinsamen Bezeichnung von Seite 625 bis Seite

*) Gelehrte Anzeigen 1841. Bd. XII. Nr. 37—39.

679 theils in vollständigen Abdrücken theils in Auszügen die Texte von 26 Denkmalen gegeben, und zwar zuerst die Ehehaftsrechte von fünf Orten aus dem hier zu Bayern gezogenen Bisthum Eichstett, nämlich S. 625 das Schönfelder Ehehaftsrecht; S. 629 Auszüge aus den Ehehaftsordnungen zu Dollnstein, Raitenbuch, Enkering und Untermessing, sämmtlich aus Keßlers von Sprengeisen fränkischem Magazin entnommen. Sodann folgen:

S. 631 Ehehaftding zu Köfching v. J. 1527. (Aus den Monum. Boic. 18, 692. Vgl. Bayer. Annalen 1834 S. 553.)

S. 635 Ehhaft zu Oetting, (Etting, Ldg. Ingolstadt) v. J. 1577, bisher ungedruckt, und nur bezüglich der alterthümlichen Verpflichtung des Rohrmüllers, einen einäugigen Hahn zu halten, aus Chlingensperg, Seifried und Vacchiery bekannt. Interessant sind die Bestimmungen über die Rechte und Pflichten der beyden Ehehaftstafernen zu Oetting.

S. 636. Jura in Malching. Ein bisher ungedrucktes Denkmal in lateinischer Sprache aus dem XIV., der Aufzeichnung nach aus dem beginnenden XV. Jahrhunderte, die Rechte des Domstifts Freising zu Malching, einem in Niederbayern früherhin Ldgs. Simbach jetzt Ldgs. Rotthalmünster, im Bisthum Passau gelegenen Dorfe, jetzt der Sitz eines gräflich Paumgarten'schen Patrimonialgerichtes, ehemals jener eines besonderen Unterbeamten (praepositus ruralis) des Domstifts Freising, den Compler zerstreuter Besitzungen sowohl in dem genannten Dorfe selbst als in den Orten: Biberg, Enzing, Forstberg, Götting, Halbenstein (Haldenstein), Lindach, Niederhof, Oberhof, Starzenöd, Urfahr ꝛc. ꝛc. mit der dem Domstift zuständigen Niedergerichtsbarkeit in sich begreifend. Den Vorsitz in dem Ehehaftsgerichte, welches zweymal des Jahres zu Malching statthatte, (circa festum Georgij et circa nativitatem domini,) führten ursprünglich des Domstifts Vögte über die eben erwähnten Besitzungen, die im J. 1375 ausgestorbenen Grafen von Hals. Das Domstift hatte in Malching 2 Tafernen; der auch ausserdem wohl honorirte Vogt die dritte. Dem Dorfprobste (praepositus, officialis), welchen das Domstift nur mit Zustimmung (ad arbitrium) der Unterthanen in Malching einsetzen durfte, war ein Scherge (praeco) beygegeben, und die Ausübung der Niedergerichtsbarkeit übertragen, „exceptis tribus causis, quas advocatus vel suus judex habet."

S. 637. Oeffnung für Buch. Baustiftstäding der ehemals dem Kloster Frauen-Chiemsee zugehörigen Hofmark Buch am Erlbach, im Landgerichtsbezirke Landshut, Decanat Dorfen, mit den zehendpflichtigen Orten Eybach (Forsteibach), Ober- und Untererlbach und Freidling; ein gleichfalls bisher ungedrucktes Denkmal, aber seinen wesentlichen Bestandtheilen nach mit den Bestimmungen der übrigen Frauen-Chiemsee'schen Baustiftstädinge übereinstimmend. Das Kloster übte hier die gewöhnliche Niedergerichtsbarkeit aus und hatte demzufolge

„vmb alle sach ze richtten, ausgenomen drey sach, totschlag tewff vnd nottnuft. Geschäch aber, das ain flüchtig man oder dyeb in der hoffmarch begriffen vnd verrüeft würde mit dewpstal, so soll man den selbigen antwurten aus der hoffmarch als in gürttel vmbfangen hat vnd soll nyembt mit geen, dann die in berechtten wellen. Wär aber, das ain todschlag dar innen geschäch, da got vor sey, wurd der begriffen, so schol in des gotzhaus brobst aus der egenanten vnnser hoffmarch antwurtten, als in die gürttel vmbfangen hat, vnd schol die ehaft beleyben in der hoffmarch, vnd darvmb zu vrkund müessen wir dem pfleger ain lagel wein geben, als wir sy ye vnd ye von alter gen Aerding geben haben."

Die Jagdfreyheit des Klosters und der Umstand, daß das Jagdrecht die Herzoge von Bayern vom Kloster zu Lehen trugen, wird hier noch umständlicher, als es in den allgemeinen Frauen-Chiemsee'schen Baustiftssatzungen geschieht, (M. B. 2, 512. Grimm 3, 674) hervorgehoben:

„Darnach vnd zum letzten öffent man ewch, das wir vnnser freys gejayd haben von unnserm gotzhaus hintz gen Münichen an di maur, vnd auch von vns hintz gein Landshut, wann das gejayd von vns vnd vnserm gotzhaws ze

lechen ist. Wär sach, das wir mit vnnser genedigen herschaft ze jagen kämen, vnd wann dann ongeuär die hundt mit einander vber ain huntas kämen, so soll man der herschafft hundt hindanschlagen, hintz das vnnser hund des as genyessen, vnd darnach erst der herschaft hund nyessen lassen Das ist also ye vnd ye herkomen von vnnsern vorfardern, wir es also haben aufgenomen, wann wir es also ye vnd ye den eltisten herren vnd fürsten erzelt haben, sunder hertzog Steffan etc.

S. 639. Hofmark zu T. 1554. Ehehaftsrecht einer ungenannten bayerischen Hofmark, aus Rottmanners Antwortschreiben von Magister Theophilus Neumann auf das Sendschreiben des Magnus Freyherrn von Herkomman. Fronhausen 1801. abgedruckt.

S. 643. Rechte zu Langenerringen. 1378. (Aus M. B. 23, 226.) Durch Schiedsspruch festgesetzter Vergleich über gegenseitige Rechte zwischen Konrad dem Ilsung und seinen Gerichtsunterthanen, der Gebauerschaft zu Erringen (Langehring) Ldgs. Schwabmünchen, einem bereits auf schwäbischem Boden gelegenen, von Grimm aber absichtlich noch zu Bayern gezogenen Orte.

S. 646. Ehaftrecht zu Peitingau. 1435. Rechte und Gewohnheiten der ehemals Welfischen Grafschaft Peitingau Ldgs. Schongau. (Aus Lori, Urkunden zur Geschichte des Lechrains 2, 136 abgedruckt. Vgl. Zacher's Gesch. des Dorfes Peiting. Oberb. Arch. 4, 158).

S. 655. Ehaft zu Mosen, (Langenmosen, Ldgs. Schrobenhausen) nach einer bisher ungedruckten Aufzeichnung des XV. Jahrhunderts, ein altherzogliches Dorfgericht, jährlich dreymal durch den Landrichter (Pfleger) von Schrobenhausen, nach dem „geschwornen Landbuch“ abgehalten: Mairecht, Herbstrecht und das „päugeding“ (Bauding) zu Lichtmessen. Dasselbe stand hinsichtlich nicht gemeinheitlicher Rechtsangelegenheiten in einem alternativen Verhältniß zu der herzoglichen Landschranne in Schrobenhausen; wollte nämlich einer den andern beklagen vor einem dieser drey „ehlichen Rechte“, so mußte er

„ain meil wegs by scheinender sunen vmb ainen vorsprechen gien, tut er desselben nicht, so vor begriffen ist, so mag er im das selb recht wol vertziehen auf das nagst recht darnach zu Schrobenhausen auf derselben schrannen.“

(Fortsetzung folgt.)

Asie centrale. Recherches sur les chaines de montagues et la climatologie comparée etc.

(Schluß.)

Der dritte Band des Werkes über Mittelasien besteht zum Theil aus Abhandlungen, welche Humboldt während des Jahres 1831 im Institut vorgelesen hat; sie enthalten die Grundzüge einer vergleichenden Witterungskunde der Erde, namentlich Europas und Asiens. Die Grundlage zur Witterungskunde bildet das Verhältniß der Erhöhungen zu den Niederungen, welches aber in wenigen Gegenden der Erde wissenschaftlich hergestellt ist. Ueber Südamerika besitzt Humboldt ziemlich genaue Angaben, und rechnet hier das Verhältniß wie 1 zu 4. Man hat Mittelasien, wie gesagt, früher zu hoch angenommen, und dadurch die niedere Temperatur sich erklärt. Welch ein Unterschied in der Temperatur zwischen Asien und Europa stattfindet, ersieht man aus folgenden Thatsachen: der Orus wird unter einer viel südlicheren Parallele als Florenz, noch ganz mit Eis überzogen; in Peking (39° 54′ Br., 114° 16′ L. v. P.) ist es während des Sommers um 1° 2′ heißer, als in Neapel, aber in der Hauptstadt des Mittelreiches herrscht in dreyen Wintermonaten eine Kälte, wie in Kopenhagen, welches 16° nördlicher liegt. Die mittlere Temperatur Pekings gleicht so ziemlich der Lyons, das um 6° nördlicher ist. Es sind diese Temperatur-Verhältnisse in Betreff des Seidenbaues auch von praktischer Wichtigkeit. Man muß bey der Nachahmung der Normen der chinesischen Raupenzucht hierauf Rücksicht nehmen. Diese auffallenden Thatsachen

sind in einer Anzahl von Ursachen begründet, welche sich bereits in guten geographischen Handbüchern, wie in der physischen Geographie von Roon (Berlin 1838. 274) verzeichnet finden. Hiemit steht natürlich die Abweichung der Gleichwärmstriche (lignes isothermes) in genauer Verbindung. Mit der Untersuchung dieser Striche und Linien beginnt aber die wissenschaftliche Kunde des Klimas; doch kann ich hier, so wenig, wie in den Bemerkungen über die Abweichung des Magnets, wegen Beschränktheit meiner physikalischen Kenntnisse, der ausführlichen Darstellung nicht folgen.

Der Tschui oder trübe Fluß (vergl. A. C. III. 590 mit II. 361), sein Wasser sey nämlich beynahe trübe, fließt in der That aus dem Temurtusee, wie er ganz richtig auf der Karte Mittelasiens, welche dem dritten Bande beygegeben ist, eingetragen wurde. Das Wassersystem dieses Sees und Flusses Tschui wird ausführlich und genau in der geographischen Abtheilung der gesammelten Satzungen der regierenden Dynastie (Buch 117 Bl. 130) beschrieben. Der Temurtusee, heißt es daselbst, liegt südwestlich der Stadt Jli. Vom Westen her laufen in den See die Flüsse Tup und Tsirgalang und vom Süden und Norden ungefähr zehn andere Wasser. Nach Westen zu entsendet der See ein Bächlein, das zwey von Westen herkommende und nach Nordosten gehende Flüsse, Kara und Suk genannt, nachdem beyde sich zuvor vereinigt haben, aufnimmt und jetzt erst Tschui genannt wird. Der Tschui erhält nun mehrere Zuflüsse, einen von Osten her aus dem See Nogon, zwey von Norden und mehrere von Südwesten, und geht dann jenseits der Gränzen in das Land der Burut. Klaproth betrachtet auf seiner Karte Mittelasiens fälschlich den Seitenarm aus dem Nogon als den Hauptfluß.

Die Striche Sibiriens, worin Gold gefunden wird, sind in einem Anhange, größtentheils nach offiziellen Quellen, welche der Finanzminister Graf Cancrin dem Verfasser mittheilte (III. 497), ausführlich beschrieben. Sie werden in zwölf verschiedene kleine Systeme eingetheilt und erstrecken sich

auf 37° der Länge, zwischen den Paralellen 48½ bis 61°; am reichsten sind aber die Länder zwischen den Paralellen 54½ bis 56°. Alles Gold, welches von dem Jahre 1827 bis 1841 in den Minen und Waschereyen des Ural und Sibiriens gefunden wurde, beläuft sich auf 6242 Pud und 17 Pfund, in einem Werthe von ungefähr 311,950,000 Franken. Die Erträgnisse des Bergbaues in Sibirien sind aber im Steigen, während die des Ural sich vermindern. Man fand bereits in Sibirien bis zu Anfang Decembers 1842 eine Masse von mehr als 479 Pud Gold. Humboldt schätzt (III. 598) die ganze Ausbeute des Goldes in Rußland, während des Jahres 1842, auf nicht weniger als 970 Pud. Nach der Berechnung Kupfers gleicht das Pud 16 Kil., 38069.

Bey einer zweyten Auflage des Werkes oder bey der deutschen Uebersetzung werden wohl eine kleine Anzahl Druckfehler, die ich bemerkt habe, verbessert werden. So liest man z. B. in der Einleitung XXIII anstatt de l'Inde occidentale — de l'Inde orientale; II. 354 muß am Ende etwas fehlen. I. 195 anstatt Hou pih lies Hou pe. Es mangelt überhaupt eine durchgehende Gleichheit in der Schreibung der chinesischen Namen; einmal steht Kouang dann wider Kuang; Fou und Fu; Hou und Hu. In meinem Grundriß der Länder- und Völkerkunde (München 1840) finden sich die Namen der chinesischen Kreise, Distrikte und Bezirke so geschrieben, wie sie nach der Aussprache des Mittelreiches im deutschen geschrieben werden müssen. Es wäre zu wünschen, daß bey der angekündigten Uebersetzung des Werkes diese Norm zu Grunde gelegt würde.

Carl Friedr. Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Weisthümer, gesammelt von Jac. Grimm ꝛc.

(Fortsetzung.)

S. 656 **Placitum coloniae in Geroltsbach.** XV. Jahrh. Dieses bisher ungedruckte Baurecht (Baustiftstäding) des ehemals dem Domstift Freising mit der Niedergerichtsbarkeit zuständig gewesenen Dorfes Gerolsbach, Landgerichts Schrobenhausen, wurde alljährlich durch den Domprobst (Summus praepositus) und zwar je zwey Jahre nach einander an dem Orte Gerolsbach selbst, jedes dritte Jahr aber in der Stadt Freising abgehalten. Gerolsbach, an dem in die Ilm einmündenden Bache gleichen Namens gelegen, war gleich Reisen, Berenpach und Malching der Sitz eines Domstiftischen praepositus rurensis (praepositus Ylmensis) und eines ihm hergegebenen Schergen (Schreiers, praeco). Der Hof des letzteren (curia Schreiarii) war nach üblicher Weise zugleich das Detentionsort der wegen begangener Excesse oder rückständiger Dienste zu Arrest Genommenen während der ersten vierzehn Tage; nach Ablauf dieser Frist mußte der Scherge dieselben an den genannten Dorfprobst ausliefern; dieser aber sie nach Freising führen und hier an der Domstifts-Küche (ad coquinam) abgeben, wo sie der eigens für Gerolsbach bestehende Gerichtsbote (nuntius) zur Bewahrung überkam. (Dieser Bote hatte auch das Geschäft, jährlich einmal die Waldung von Gerolsbach zu besichtigen, und erhielt hiefür von dem dortigen Förster eine Art, „securim, cum qua secabit ligna in coquina.“ Aexte gehörten bekanntlich zu den gewöhnlichen Reichnissen der Förster. Vergl. Grimm, R. A. 382. Lang, Ludwig der Bart. 263.)

Dreymal im Jahre hatte der Herzog als des Domstifts Vogt (advocatus) durch seinen Richter (Landrichter) von Aichach im Dorfe Gerolsbach Gericht zu halten und zwar jedesmal an den Freitagen (proxima feria sexta) nach Michaelis, Hl. Dreikönig und Georgi, „et nihil aliut habet ibi iudicare, nisi fluentem sanguinem et stuprum mulierum et furtum. Cetera omnia iudicare debet summus prepositus.“ Hinsichtlich dieser drey landesherrlichen Gerichtstage heißt es schon in einer Urkunde Ludwig des Bayern ddto München an St. Veitstag (15. Juny) 1347: Kaiser Ludwig bewilligt nach fleißiger Bet des Bischofs Leutold zu Freising, seines lieben Fürsten und Kanzlers, der Gebaurschaft gemeinlichen zu Geroltspach, daß fürbas ewiglichen dieselben Leute ihm und seinen Nachkommen jeder Mayer daselbst von einem Hof zu dem Maien und zu dem Herbst ze Vogtey nicht mehr geben sollen, als 1 Pfd. Pfenning, von der Hube ein halb Pfd., von dem Leben 60 Pfenning für die Abhaltung („ze behaltnüsse“) der drey Rechte, die ein Richter von Aichach alle Jahre in dem Dorfe Geroltspach haben und besitzen soll zu den Zeiten als von alter Gewohnheit Herkommen ist. Es sollen auch dieselben Leute gemeiniglichen dem Richter zu Aichach 7 Vogtmutt Haber und 7 Schilling Münchner Pfenning alle Jahr richten und geben ꝛc.

S. 657. Aus der Ehhaft zu Sindelsdorf. Nur der die Befriedung der Bannzäune betreffende Artikel aus der ungedruckten Ehehafts-

Ordnung des genannten ehemals dem Kloſter Benedictbeuern gehörigen Dorfes (Landgerichts Weilheim), gemeinſam für die gleichfalls Benedictbeuriſchen Orte Großweil und Aidling aufgerichtet unter Abt Matthias (1521 — 1538).

S. 657 — 662. Elich Täding der Grafſchaft Werdenfels. Geſchrieben 1431. Unter den bisher ungedruckt gebliebenen bayeriſchen Ehehaften iſt die vorliegende der ehemals biſchöflich Freiſing'ſchen Herrſchaft Werdenfels wohl eine der intereſſanteſten, und werth, hier in einem kurzen Auszug mitgetheilt zu werden.

Ein für alle Grafendinge (Gerichtstage der Grafſchaft) beſtellter Redner verkündet auf Geheiß der vier Maier zu „Germiſchgew" (Garmiſch) allen denen die zu der Schranne gehören und dazu belehnt ſind von ihrem gnädigen Herrn von Freiſing, — deren ſind zwen und ſiebenzig Mann, die alle Jahr zweimal auf die Schranne gen Garmiſch kommen ſollen, an St. Veitstag und an dem dritten Tage vor St. Martinstag, und das Recht da beſitzen und jedem Mann des Rechtes da helfen ſollen, Armen und Reichen, und wer da zu rechten hat, — die alten Rechte und Gewohnheiten der Herrſchaft und des Landes, was zu Werdenfels gehört, aus dem Grafenbuch ſie ableſend, und nach jedem Abſatz den anweſenden Herrn Richter befragend, ob er recht vermeldet habe.

Zuerſt werden die Grenzen (march) der Herrſchaft mitgetheilt, anhebend zu Eſchenloh in dem ſchmeckenden Bach und durch das Eſchenloher Thal und mitten durch den Walchenſee gehend in weitem Umkreis das Gebirgsgelände von Mittenwald, Wallgau, Partenkirchen und Garmiſch mit Einſchluß der Burgen Werdenfels und Falkenſtein umſchließend;

„in demſelben Krayss hat nyemandt nicht zeſchaffn noch kain recht weder an wyld noch an viſchen, noch on geiayd noch an federſpyll, mit gelait noch mit vogtey, noch mit gericht noch mit dem pann vber ſchedlich lewtt, dann als ain pfleger ze Werdenfels vnd die in der herrſchafft weſentlich geſessn ſeyn."

Wer an den beyden Bergen, dem Wamberg und dem Hausberg, räumen oder räuten wolle, dem ſoll das Niemand wehren; es ſoll ſein eigen ſeyn und er hat nichts davon zu geben als den Zehend.

Wer an dem Berge, der heißt der Kramer, jagen will, Gemſe, Haſen, Hühner, Bären, Schweine oder Eichhorn, der mag das wohl thun, Rothwild und das rothe Federſpiel allein ausgenommen, das in des Biſchofs Wildbann gehört. Thäte Jemand daran Schaden, ſo ſoll er es beſſern (büſſen) als ob er es zu Freiſing aus der Kammer genommen hätte, doch ſoll Niemand da jagen, denn der häuslich mit eignem Rauch in der Grafſchaft geſeſſen iſt, und „ob den gott wyldprätz also beryett (beriethe) so sol er ainen pfleger dauon erenn."

Keinen Inſaſſen ſoll man gefänglich einziehen (fachn) als um dreierlei Sachen „ob er wär ain schedlich man, ain mörder, ain dieb, ain ketzer, oder mit wellicherlay sach er den leyb verworcht hiett." Es ſoll auch der Richter Niemanden fahen um Buſſe, ſie ſey groß oder klein; mag er ſie haben, ſo ſoll man ſie von ihm nehmen, mag er ſie aber nicht haben, ſo ſoll man ihm borgen (peydtn) oder ein Säckel an den Hals hängen, bis daß er ſie erarbeitet hat; je zwei Pfennige ſoll er behalten und davon eſſen, den dritten dem Richter geben, und das alſo treiben, bis daß er die Buſſe bezahlt, und man ſoll ihn darum weder ſtocken noch pflocken.

Wer Jemanden als einen ſchädlichen Mann feſt ſetzen läßt, hat die Begründung ſeiner Anklage mit 10 Pfd. Münchner Pfenning zu verbürgen; „überwyndt er in aber mit dem rechttn, so ist er nicht mer schuldig dann 32 pfennyg ain fürfannck dem landtrichtter, -----vnd ist, das ainer also vberwandtn wirdt so ist er verfalln dem gericht mit leyb vnd mit guett, dann ausgenomen eryb vnd aign ist der gelter vnd der erybn."

Der Pfleger darf keinen Richter oder andern Amtmann in die Grafſchaft herein ſetzen ohne der Unterthanen Willen; dieſe ſollen ihn unter ſich ſelbſt erwählen;

„mit demselben richtter mügn wir wol setzen vnsser pänn vber vnsser feld zaun vnd wilsmad vnd ander vnsser notturfft, da sol vns kain pfleger nichtz eynreden; er soll seiner puess warttn."

Den 72 Männern, die dazu belehnt ſind, alle Jahre zweimal auf die Landſchranne gen Garmiſch zu kommen, ſoll das der Landſcherg vierzehn Tage zuvor verkünden zu Haus und zu Hof, und welcher dann nicht käme und ſäumig wäre, der iſt der Herrſchaft verfallen 72 Pfenning; ein Richter zu Mittenwald hat jedoch die Gewalt, zwei Mann über ſich zu nehmen (d. h. ihre Anweſenheit durch die ſeinige zu erſetzen,) ein Scherge daſelbſt einen Mann deßgleichen, und ein Richter zu Garmiſch ebenſoviel; iſt aber ehehaftig Noth da, ſo ſoll Jedermann kommen bei der obgenannten Buſſe, und wenn es dazu kommt, daß man rechten ſoll auf der Schranne über ſchädliche Leute, ſo mag ein Pfleger wohl entbieten zu der Schranne bei Leib und bei Gut

allen denen, die mit eignem Rauch gesessen sind in der Grafschaft.

Wenn einer in der Grafschaft gesessen ist, der mehr Leben hätte, als zwey, der soll mit dem Pfleger darum abkommen.

Dem ausserhalb der vier Wälder Abwesenden bleibt sein Erbtheil lebenslang unverloren; ist er aber innerhalb eines der vier Wälder, so soll man ihm warten zehn Jahr und einen Tag.

Die Herrschaft hat einen Waidlechner zu Garmisch, der belehnt und gesetzt ist über den Wildbann. Wenn ein Pfleger von Werdenfels oder die Herrschaft von Freising jagen will, so soll dieser Waidlechner das Wildpret suchen, und man soll ihm Käs und Brod in den Aser geben, so lange er sucht. Er soll auch in der Baustift seinen Dienst am Arm tragen und der Herrschaft die Maderbälge geben. Fangt Jemand anderer einen Mader, so soll er diesen zu dem Waidlechner tragen, und ihm um drei Pfenning wohlfeiler zu kaufen geben als einem andern; unterläßt er dieses, so mag ihn ein Pfleger darum strafen, da ein Mader in den rechten Wildbann gehört.

Wenn die Zeit kömmt, daß man der Falken pflegen soll, so soll ihrer ein Waidlechner pflegen vierzehn Tage; die 14 Tage soll man ihm Kost geben von Hof; wollt' es sich aber längern über die 14 Tage, so soll man ihm zu der Kost auch noch Lohn geben.

Die von Mittenwald, die da Lehen haben von dem Bischofe zu Freising, brauchen in die Stift gen Garmisch nicht zu kommen um ihre Lehen zu empfangen oder aufzugeben, da dieß rechte Erblehen seyen; deßhalb hat ein Pfleger zu Werdenfels das Recht, daß ihm, wenn ein Lehenmann zu Mittenwald stirbt, dessen Erben das Beßthaupt vom Hornvieh geben sollen „an ains" (ein Stück zum voraus hinweggerechnet.)

Die drei Schwaigen von Grünau haben die Landschranne mit den Bänken zu versorgen, und die Ensbäume zu der Ofenlaun-Brücke zu führen und zu legen, so oft dieß nöthig ist; dafür haben sie die Freiheit, daß sie wegen Ausbleibens vom Grafending keine Busse bezahlen dürfen. Die Bernrieder Güter sollen an das Gericht den Galgen machen, und obige Brücke bestreuen, so oft dieß nöthig.

Die Bussen und Gerichtsstrafen bestanden in folgenden:

Wer einen Todschlag verübt, der ist verfallen dem Gerichte mit Leib und mit Gut, ausgenommen Erb und Eigen und liegende Habe; diese soll den „Geltern" (Ersatzleistern) und Erben bleiben.

Wenn einer dem andern droht (troumb thätt) mit freventlichen zornigen Worten und nicht Recht nehmen wollte, den mag ein Richter und ein Rath wohl zu ihren Handen um Besserung nehmen, und so lange darin behalten, bis daß Jedermann vor ihm sicher ist, und die Sache allezeit nach eines Pflegers Rath handeln, unbeschadet seiner Busse.

Wenn einer wirft mit scharfem Ort, Messer, Schwert, Art, Beil, mit Holz, Stein, Kandel, Leuchter oder wie immer der Wurf geschähe freventlich in Zorn, der ist dem Gericht verfallen um die große Busse LX (Pfenning) und fünf Pfd. Münchner Pfennig, wovon die LX Pfenning dem Unterrichter gehören.

Wer einen heimsucht (in der Wohnung überfällt) bei Nacht oder bei Tag freventlich in Zorn und mit wehrender Hand, der ist dem Gericht gleichfalls verfallen um LX und fünf Pfd. Münchner.

Wer einen beinschrot macht (ihm eine Knochenverletzung zufügt) oder an einem Gliede lähmt, der verfällt in dieselbe Busse, und dem der Schaden geschieht, soll man seine Schmerzen und Schaden wiederkehren (vergüten).

Eine fließende Wunde zehn Schilling Pfenning, ein Beulenschlag ebensoviel.

Wenn einer den andern an den Hals schlägt und beschleußt die Hand mit dem Daumen und ihm den „lockh" (?) nicht trifft, der hat 12 Pfenning verloren. Schlägt er aber einen mit offener Hand und trifft ihm den „Lockh" so ist er dem Gericht verfallen um 72 Pfenning; die Busse gehört dem Unterrichter, und hat kein Pfleger nichts daran.

Wer ein Schwert zuckt freventlich in Zorn, der ist einem Unterrichter verfallen 72 Pfenning; zuckt aber einer ein Messer, es sey lang oder kurz, der ist verfallen einem Unterrichter zwölf Pfenning aus und zwölf Pfenning ein.

Wenn einem, der in der Grafschaft gesessen ist, etwas gestohlen oder entführt wird, der mag sich dessen wohl unterwinden in der Herrschaft, ihm unentgolten gegen Pfleger und Richter im Land.

Die gewiß nicht auf Zufall beruhende Anzahl der zur vollen Besetzung der Schranne erforderten 72 Männer, an die im deutschen Alterthume so häufig begegnenden 72 Consacramentalen, 72 Dienstleute, 72 Länder, 72 Sprachen ꝛc. erinnernd, (vrgl. Grimm R. A. 220) wurde unter Bischof Philipp (1499 — 1541) nach dem Antrage der Unterthanen selbst, da sie in Folge jener Bestimmung „die ganz gemain der nachparschafft daran zu setzen" gezwungen waren, auf die gewöhnliche Zahl von zwölf Gerichtsbeysitzern herabgesetzt, und diesen ein

Lohn ausgesprochen. In einer obige Ehehaftsatzungen ergänzenden bischöflichen Verordnung über das Fundrecht aus jener Zeit heißt es daher bereits:

„Vindet ain man gut auf der strass oder wo er es vindet, es sein phenning oder welherlei gut es sei, der sol drei stund rueffen mit lauter stym, ob yemant da sei, der es verloren hab. antwurtt im niemant vmb das gut, so sol er es ze hant den zwelfen antwurtten, vnd sullen die das dem pfarrer chunt thun vnd dem richter, so sol es der pfarrer auf dem letter (Kanzel) aus aischen alle suntag jar vntag vnd der richter auf der schrannen alle moneid“ etc.

Die Grafschaft Werdenfels kam bekanntlich erst im Jahre 1294 von Graf Berthold von Eschenloh an das Hochstift Freising. Garmisch gehörte damals nicht zur Grafschaft Werdenfels, da das Hochstift diesen Ort mit der Gerichtsbarkeit schon im Jahre 1246 von Swiker von Mindelberg an sich gebracht hatte. (Vrgl. Hoheneichers kurzgefaßte aber treffliche Geschichte der Burg Werdenfels in Hormayrs Taschenbuch f. d. v. G. 1832 S. 11 — 23.) Langs Vermuthung, daß hier nur das niedere Eigenthum von Garmisch also auch nur die Niedergerichtsbarkeit an Freising gekommen, die höhere aber dem Grafen von Eschenloh zugestanden sey, (Bayerns alte Grafschaften S. 17) scheint übrigens begründet zu seyn, wie aus nachstehender Notiz erhellt, welche in einem der Traditions-Codices des Domstiftes, dem im k. Reichsarchiv liegenden sogenannten liber parvus ruber aus dem Ende des XIII. und Anfang des XIV. Jahrhunderts, hinter einer mit oben erwahnter Grenzbezeichnung der Grafschaft Werdenfels übereinstimmenden Beschreibung des „gemerche daz zu der purge ze Werdenfels gehöret“ vor dem Jahre 1294 eingezeichnet ist:

„In dem selben chraizze hat min herre der bischof von Freisingen siniv fundern reht. daz er selbe rihter ist vber sin vrbor datz Germarsgev. daz selbe gerihte heuet sich an datz Aschacher lain in dem pache vnd als wit so Germarsgeu ist, daz sin aigen ist vnd diu aigenhaft gazzen baide. dar inne hat min herre der bischof deu reht daz sin leute ze gerihte gen söln vnd ab dem gerihte an schaden gen schuln. Dannoch hat er mer swaz innerhalp Ouenlain lit vnd Chomenlain, daz ist mines herren des pischofs sunderbar gerihte vnd herschaft. da hat anders niemen mit ze schaffen. an so verre ob ein diep besprochen wirt in des pischofs gebiet vf sinem aigen, den sol sin rihter her vz antwurten, als in sin gurtel bevangen hat. ist aver daz also daz des pischofs man des graven man ainen wundet, oder er in, so sol der pischof sin pueze nemen vnd der grave die sinen.“

S. 662. Aus der Ehehaft von Niederding. 1641. Nur die Stelle:

„Den Hennengern haben die Burkholzer und Heigl zu Schwaig nach Michaeli zu mähen, doch weiter nit, als ainer vom grabweg, darauf er mit ainem fuss stehen muss, mit dem tengelhamer werfen kann.“

ist aufgenommen, aber sie allein schon liefert einen höchst erfreulichen Beleg eines in die früheste Vorzeit zurückgreifenden Rechtsgebrauches, des Hammerwurfes nämlich, zugleich aber auch, — auf das: „jactet securem saiga valentem“ unseres Urgesetzes (L. Baiuvar. XI, 6, 2. XVI. 1, 2.) hinweisend und in so ferne, der Aufzeichnung nach, die Kluft eines vollen Jahrtausends umspannend, den Beweis von dem Festhalten dieses Gebrauches oder wenigstens von der nachhaltigen Erinnerung an denselben bey unserm Volke. (Vrgl. Grimm, R. A. 55 — 58. 64 — 67)

Das hohe Alter des schon zum ursprünglichen Patrimonium des Agilolfingischen Geschlechtes gehörenden Deoinga, jetzt Ober- und Niederding im Landgerichtsbezirke Erding, ist übrigens aus unsern vaterländischen Geschichtsurkunden zur Genüge bekannt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Weisthümer, gesammelt von Jac. Grimm ꝛc.

(Schluß.)

Ebendaselbst. Aus der Ehhaft von Inning am Moosrain, (Moosinning, Landgerichts Erding). Aufgenommen ist nur die Bestimmung des Dreyfuß-Austragens bey nachläßig verwahrten Feuerstätten und folgende Stelle:

„Ob aber eines umliegenden dorfs viehehüter mit einer heerde der gemeinde zu nahe weidet, alsdan soll der hüter (von Inning) seinen hütstab einstecken, den hut daran hängen, zum zeichen, dafs der andere viehehüter mit seinem viehe weichen soll.“

Ueber den verschiedenen symbolischen Gebrauch des Stabes sowohl behufs des Aufgebens als insbesondere behufs des Besitzes der Gewalt s. Grimm, R. A. 133 — 137.

Moosinning war zwar ehemals der Sitz eines dem Kloster St. Emeram in Regensburg zuständigen Probsteygerichtes; das jährliche Dorfrecht daselbst wurde aber, in gleicher Weise wie zu Langenpreysing, Notzing, Ober- und Niederding durch den herzoglichen Pfleger des Landgerichts Erding abgehalten; in den erstgenannten Orten bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, in Oberding bis 1696, nachdem bereits im Jahre 1694 mit den übrigen Hofmarksrechten auch die Befugniß zur Abhaltung des Dorfrechtes auf den Hörl'schen Hofmarksrichter übergegangen war. Eine treffliche Geschichte des Dorfes Moosinning findet sich im Münchner Intelligenz-Blatt Jahrg. 1795. S. 163. ff.

Ebend. Paramtrecht zu Mauken und Kletheim. XV. Jahrhundert. Die Gleichnamigkeit dieses Rechtsinstitutes (eines dem Domstift Freising zuständig gewesenen Baustiftstädings über seine im Landgerichtsbezirke Erding gelegenen Erbrechtsgüter) mit einem unter den ersten bayer. Herzogen aus dem Wittelsbachischen Stamme in jener Gegend bestandenen Schergenamte gab dem Unterzeichneten zunächst Veranlassung, dasselbe zum Gegenstande eines beym historischen Vereine von Oberbayern gehaltenen und im Oberbayerischen Archive Bd. 3. Heft 3 zum Druck gelangten Vortrags zu wählen, worauf hier mit dem Bemerken hingewiesen wird, daß dem dort abgedruckten Texte der Baramtsordnung eine im k. Reichsarchiv befindliche Aufzeichnung, während dem gegenwärtigen Drucke bey Grimm das ursprünglich Hoheneicher'sche Manuscript zum Grunde liegt.

S. 664. Aus dem Rechtbuch von Vogteireut a. 1326. Das Pfarrdorf Vogtareut (Landgerichts Rosenheim) war ehemals eine Hofmark der gefürsteten Abtey St. Emeram in Regensburg. Alle zur Competenz des Fürstabts gehörenden Gegenstände (der Niedergerichtsbarkeit) mußten in dem „Dinghause“ des Orts verhandelt werden; ausserdem hatte der Vogt, unter welchem die Hofmark stand, alljährlich zwey Tädinge daselbst abzuhalten, „eines bey dem Gras das andere bey dem Heu.“ Hinsichtlich des dem Vogt gebührenden Reichnißes heißt es:

„Es ist auch ze wizzen, daz man von recht und von alten dingen von der hofmark ze Rant ze vogtt recht geben sol ze dem mayen

fünfzechen pfunt Municher pfenning, und in dem herbst auch fünfzechen pfunt Municher pfenning und fünf lemper und hundert lemper und fünf zarg und hundert zarg rokken und an zwo sechzig (also 58) zarg habern ob des gotzhauses chasten, und swas man mer nimt oder gibt, daz ist wider got und wider daz recht, und also warde es (dem) alden hertzogen Ludowigen ingeantwurt von dem gotzhause, und warde dem pischof von Regensburg genomen, dor umbe daz er daz vogttrecht meren wolde. und swenn der hertzog daz überfür, so wolt man von des gotzhauses wegen einen andern vogtt nemen, swer dem gotzhause allerpest füget."

S. 666. Aus der Ehhaft von Trostberg, nach einer Aufzeichnung von 1614, größtentheils auf landesherrlichen Polizey-Gesetzen fußend, namentlich auf der für Niederbayern bestandenen Ordnung zur Abhaltung der jährlichen Ehehaftsgerichte, hingegen von dem sehr interessanten herzoglichen Freyheits- und Marktrechtsbriefe, noch von Herzog Ludwig. dem Reichen im Jahre 1457 erneuert, keine Spur enthaltend.

S. 667. Aus dem Ehehaftsrecht zu Albaching, Landgerichts Wasserburg, vom J. 1550. Nur die Bestimmung, daß der „Gatterstall" (das Falter), wenn die Felder einmal angebaut und im Frieden liegen, nicht weiter aufgehen dürfe, als daß ein Priester mit dem hochwürdigen Sacrament durchreiten oder gehen könne, und eine andere über die Freyheit der Zehenteinführenden sind aufgenommen.

Ebend. Oeffnung zu Wildenschönau. Um 1440. des Klosters Seeon Baustift zu Wildschönau, Rattfelden und in dem Schweug. Aus M. B. 2, 164.

S. 669. Hofmark von Rot. 15. Jahrh. Aus M. B. 2, 98.

S. 671. Rechte von Chiemsee. 1393. 1492. Die in vielfacher Beziehung interessanten Gotteshausrechte des Klosters Frauenchiemsee in dessen Hofmarken auf dem Wörth (Insel Nonnenwörth), zu Seebruck, Rimbsting, Grassau und in dem Leukenthal; sämmtlich aus M. B. 2, 507 ff. hier jedoch nach der Originalhandschrift ergänzt. (Der Oeffnung zu Buch, „Puech" nicht Purch wie es M. B. 2, 514 unrichtig heißt, ist bereits oben zu S. 637 gedacht.)

Mit den im Nachtrag S. 899 mitgetheilten Rechten des Klosters Rott auf seinem Eigen zu Kötzting und in der Lamb (aus M. B. 2, 180) schließen die in die vorliegende Grimm'sche Sammlung aufgenommenen bayerischen Denkmale. Das höchst interessante Ehehaftrecht zu Wilzhut, (dem ehemaligen Sitze eines bayerischen Pflegerichtes,) sowie die Baustiftstädinge des Klosters Frauenchiemsee zu Angecht, Wising und Auxmus (aus M. B. 2, 520 — 526), im Oetzthal und zu Umhausen (bisher ungedruckt) und des Klosters Herrn-Chiemsee zu Stumm (M. B. 2, 425), dann jene des Domstiftes Freysing zu Mairhofen und Pergern, Lajan ꝛc. sind bereits unter den österreichischen und tirolischen Weisthümern eingereiht.

Da es einer Sammlung, wie der vorliegenden begreiflicherweise nicht um absolute Vollständigkeit, sondern nur um Mittheilung des in geschichtlicher und rechtsalterthümlicher Beziehung allgemein Interessanten zu thun seyn konnte, so erklärt es sich von selbst, daß die verhältnißmäßig geringe Anzahl der hier in den Kreis deutscher Weisthümer gezogenen bayerischen Rechtsdenkmale nur auf einer von dem Herausgeber getroffenen Auswahl beruhe; es darf daher nicht befremden, daß mehrere an sich keineswegs unwichtige bereits gedruckte, sowie viele handschriftliche Denkmale, von welchen der Unterzeichnete zuverläßig weiß, daß sie dem Herausgeber bekannt und zu Handen waren, in der gegenwärtigen Sammlung übergangen sind; *) in die Zahl der ersteren gehören z. B.: Vogtrecht des Klosters Altomünster (M. B. 10, 369); Ehehaft von Ebenhausen (Welsch, Reicherzhofen 198); Ehehaft von Langenpreising, (We-

*) Ueber eine von dem Ref. beabsichtigte Sammlung der altbayerischen Dorfrechte hat derselbe in einer Sitzung des histor. Vereins von Oberbayern Nachricht gegeben. Vrgl. Fünfter Jahresbericht des genannten Vereines S. 40.

ſtenrieder, Beyträge zur vaterländ. Hiſt. 7, 320); Ehehaft von Garching, (Rottmanner's) Antwortſchreiben von Mag. Theoph. Neumann ꝛc. 43); Ehehaft von Greilsberg (Seyfried, Geſchichte der ſtändiſchen Gerichtsbarkeit 1, 230).

Werfen wir indeß einen prüfenden und zuſammenfaſſenden Blick ſelbſt nur auf die in vorliegender Sammlung theils ganz mitgetheilten, theils nur ſtellenweiſe berückſichtigten bayeriſchen Denkmale, ſo kann der namhafte Werth derſelben in allgemeiner wie in ſpecieller Beziehung wohl nicht verkannt werden; ſie enthalten einen wahren Schatz intereſſanter Notizen für deutſche und bayeriſche Rechts-, Orts-, Cultur- und Sprachgeſchichte; ſie ergänzen insbeſondere die auſſerdem in den bayeriſchen Urkunden und Geſetzesdenkmalen vorkommenden deutſchen Rechtsalterthümer, und tragen übrigens, ohne deßhalb ihre gemeinſame germaniſche Abkunft zu verläugnen, ſowohl in formellem als materiellem Bezuge manche ſie charakteriſirende Eigenthümlichkeit an ſich.

Bemerkenswerth iſt es, daß kein einziges altbayeriſches Rechtsdenkmal dieſer Kategorie die Bezeichnung „Weisthum“ trägt, ſo wie denn auch das Zeitwort „weiſen“ in dem bey andern deutſchen Stämmen namentlich am Rheine üblichen Sinne von „zu Recht erkennen“ der bayeriſchen Rechtsſprache fremd, und nur in „be-weiſen“ (vorzugsweiſe durch Zeugen, daher Weiſungsproceß, Weiſungsartikel, „mit der weiſung der peſten und der eltiſten“) und in der Bedeutung von ſchenken, reichen, (daher das Weiſet, Weiſat ꝛc. oblagium, recognitio) einheimiſch iſt. Es iſt zwar ſelbſt das Weiſen der Schöffen hinſichtlich der hier in Frage ſtehenden Rechtsdenkmale factiſch kein eigentliches Urtheil-Finden, ſondern nur ein Act des Entſcheidens und Feſtſtellens mittelſt Zeugniß-Ablegung, (veritatem nicht legem dicendo,) gleichſam ein ſich fortwährend erneuernder Beweis der unfürdenklichen Zeit, (vrgl. Grimm R. A. 858.); deſſenungeachtet ſcheint das Nichtvorkommen des Ausdruckes „Weisthum“ in den bayeriſchen Denkmalen keineswegs bloß zufällig zu ſeyn und etwa nur auf provinciellem Sprachgebrauche zu beruhen, ſondern vielmehr mit einer andern (zwar vielfach angeſtrittenen) Ureigenthümlichkeit des bayeriſchen Rechts zuſammen zu hangen, nämlich mit dem durch den Wortlaut unſerer älteſten Geſetze unläugbar beurkundeten Daſeyn des für die Richtigkeit des Urtheils allein verantwortlichen Einzelnrichters vor wie nach dem urſprünglich fränkiſchen, in Altbayern zumal im oberbayeriſchen Landesantheile früh ſchon gänzlich wieder untergegangenen Inſtitute der Schöffen; wie denn auch andererſeits das in Bayern vorzugsweiſe, ja faſt ausſchließlich zur Bezeichnung der fraglichen Rechtsdenkmale in Uebung gekommene Wort: „Ehehaft, Ehehaft-Teiding“ nach einer unbefangenen Interpretation desſelben geradezu in jene älteſte Zeit des bayeriſchen Rechtslebens zurückführt. Ehehaft-Teiding iſt nämlich offenbar nichts anderes als der deutſche Ausdruck für das „placitum legitimum“ der germaniſchen Volksrechte und fränkiſchen Capitularien, das „placitum publicum und placitum (colloquium) generale der zunächſt folgenden Jahrhunderte. In ſo ferne entſpricht denn aber auch vielleicht keine andere Bezeichnung der hier in Frage ſtehenden Rechtsdenkmale dem zu bezeichnenden Gegenſtande beſſer, als eben die bayeriſche. Die Verhandlungen dieſer ungebotenen, d. h. der ſchon durch das Geſetz (lex, pactum, ewa, ee, Ehe) ein für allemal angeordneten Gerichtstage mußten ihrer Natur nach zunächſt die Aufgabe haben, die rechtlichen und gemeinſamen Angelegenheiten von Genoſſenſchaften, Volks-, Gau-, Mark- oder Dorfgemeinden zu ſchlichten, die Kunde der ihnen als ſolchen obliegenden Pflichten und zuſtehenden Rechte im Bewußtſeyn aller Betheiligten zu erneuen, lebendig zu erhalten und auf das nachwachſende Geſchlecht überzutragen. Dieß war denn zugleich auch der Grund warum ſämmtlichen Genoſſenſchaftsgliedern auf dieſen allgemeinen Verſammlungen zu erſcheinen aufgetragen war; hier hatte ihre Geſammtgegenwart Sinn und Zweck, während dieſelbe an den gebotenen, der Schlichtung einzelner Privathändel gewidmeten Gerichtstagen (placita specialia) in Folge der fortſchreitenden Entwicklung und Verwicklung der Rechtsverhältniſſe und der immer ſchwieriger gewordenen Anwendung der Geſetze bereits zur läſtigen, leeren und unausführbaren Formalität herabgeſunken war, als der

Buchſtabe des Geſetzes ſie noch forderte. Daß die ungebotenen Gerichte des ſpätern Mittelalters, ſohin auch unſere bayeriſchen Ehehaftsgerichte nichts anderes ſeyen, als die ununterbrochene Fortſetzung jener älteſten Genoſſenſchafts-Verſammlungen, und die Aufzeichnungen der deutſchen Dorfsweisthümer wie unſerer bayeriſchen Ehehaftsteidinge nichts anderes als der Inbegriff jener oben erwähnten aus den früheſten Zeiten überlieferten genoſſenſchaftlichen Verpflichtungs- und Berechtigungsnormen, unterliegt wohl keinem Zweifel und die Alterthümlichkeit ihres äußerlichen Gepräges, ihrer Sprache, ihrer poetiſchen Formeln bürgt allein ſchon hiefür. Begreiflicherweiſe erhielt ſich die Geltung dieſer Normen wie die Fortdauer der fraglichen Verſammlungen bey den Mark- und Dorfsgenoſſenſchaften und in den kleineren mit letzteren häufig in eins zuſammen gefallenen Grafſchaftsbezirken am längſten, an vielen Orten bis zum Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Die nebenbey in den verſchiedenartigſten Abſtufungen ſich entfaltende landesherrliche und Privat-Gerichtsbarkeit übte zwar auf alle dieſe dorfrechtlichen Inſtitute bedeutenden Einfluß, ſchmälerte zumal immer mehr und mehr den Kreis ihrer Competenz, aber in ihren weſentlichen Grundzügen blieben ſie unberührt und unverändert, die letzten und einzigen thatſächlichen Belege des wahrhaft öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens in Deutſchland.

Auf eine ausführlichere Erörterung dieſes Gegenſtandes einzugehen, kann hier nicht der Ort ſeyn.

Föringer.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Fortſetzung.)

J. F. C. Dietrichs, Handbuch der Veterinär-Chirurgie. Berlin 1842.

J. E. L. Falke, Univerſal-Lexikon der Thierarzneykunde. Bd. 1. Weimar 1842.

Gust. Haenel, Codicis Gregoriani et codicis Hermogeniani fragmenta, recognovit et annotatione critica instruxit. Bonn 1842. 4.

C. F. Koch, Das Recht der Forderung nach gemeinem und nach preußiſchem Rechte. Breslau 1843.

Dr. Ludw. Duncker, Das Geſammteigenthum. Marburg 1843.

Dr. H. Leo, Die malbergiſche Gloſſe, ein reſt altkeltiſcher ſprache und rechtsauffaszung. Heft 1. Halle 1842.

L. J. Skarda, Das öſterreichiſche Privilegienrecht in politiſcher, civilrechtlicher und techniſcher Beziehung. Wien 1842.

M. J. Dubreuil, Analyse raisonné de la legislation sur les eaux. Vol. I. Aubin 1842.

Proudhon, Traité du domaine de propriété ou de la distinction des biens. Bruxelles 1842.

Coleccion de cédulas, cartas patentes, provisiones reales ordenes y otros documentos concernientes à las provincias vascongadas. T. 1 — 6. Madrid 1829 — 33. 4.

E. Riecke, Ueber Strafanſtalten für jugendliche Verbrecher ꝛc. Heilbronn 1841.

Fr. J. Grund, Das Unterſuchungsrecht. Leipzig 1842.

A. Sinnhold, Der Archivar und das Archivarweſen. Weimar 1842.

Ferd. Oeſterley, Das deutſche Notariat, geſchichtlich und dogmatiſch dargeſtellt. Th. 1. Hannover 1842.

Dr. J. H. F. Röhr, Kleine theologiſche Schriften dogmatiſchen, homiletiſchen und geſchichtlichen Inhalts. Sammlung 1. Schleuſingen 1842.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Valerii Martialis Epigrammaton libri. Edidit D. F. G. Schneidewin, antiq. litt. in Acad. Georg. Aug. Prof. P. E. Grimae impensis J. M. Gebhardt. MDCCCXLII. Vol. I. et II. XIV. CXXXII. u. 738 S.

Wenn die vorliegende Ausgabe der Epigramme Martial's auf eine freudige Aufnahme Anspruch zu machen hat, so ist dieß aus ganz andern Gründen der Fall, als bey der kürzlich in diesen Blättern angezeigten Ausgabe der Werke seines Landsmannes Seneca.

Während der Letztere nach des Referenten Ansicht durch eine ehrenhafte Gesinnung sich über die ihn umgebende Sittenverderbniß zu erheben suchte, ist Martial ein ächter Sohn seiner Zeit, der in derselben lebt und webt, und sie in seinen Gedichten darstellt, wie sie ist, nicht etwa als Satyriker sich über sie erhebend, sondern mitten in derselben stehend; nicht mit strafendem Ernste, sondern mit heiterer Frivolität den Luxus und die Sittenlosigkeit dem Leser vor die Augen führend, und sich nicht entblödend, selbst einen Domitian zum Gotte zu erheben. So wenig er aber seiner Gesinnung nach des Ruhmes oder auch der Vertheidigung würdig ist, wenn er gleich versichert, keuscher zu seyn als seine Gedichte: so ist darum doch nicht in Abrede zu stellen, daß diese in anderer Beziehung als ein schätzbares Vermächtniß des Alterthums zu betrachten sind, indem es für den, der das Leben der beyden Völker, welche uns die Schriftwerke hinterlassen haben, die wir vorzugsweise die klassischen nennen, nach allen Seiten hin kennen lernen will, gewiß wünschenswerth ist, auch von der in sittlicher Hinsicht so tief stehenden Zeit der römischen Kaiser ein treues Bild zu erhalten. Ein solches wird uns hier gegeben, und zwar nirgends so, wie hier, wo die Gebräuche und Gewohnheiten des damaligen Lebens und Umgangs in allen Einzelheiten berührt werden, welche andere Schriftsteller nicht zu erwähnen veranlaßt waren. Man könnte einwenden, in dieser Beziehung machten die Satyriker diese Epigramme entbehrlich. Daß dieß aber nicht der Fall ist, geht schon daraus klar hervor, daß W. A. Becker in seinem Gallus für die Erläuterung so mancher Gegenstände aus dem häuslichen Leben den Römer Martial als einzigen Gewährsmann anführt; und käme wirklich alles, was aus ihm zu entnehmen ist, auch bey jenen Dichtern vor, so ist gar wohl zu berücksichtigen, daß bey allen Schattenseiten der Zeit, wenn sie von jenen Dichtern allein uns überliefert wären, noch der Zweifel entstehen könnte, ob sie nicht in ihrem Unwillen alles zu schwarz gemalt hätten.

Andrerseits ist aber auch anzuerkennen, daß Martial in einer Beziehung einen entschiedenen Vorzug vor seinem oben genannten Landsmanne hat, nämlich in der Art und Weise, wie er die lateinische Sprache zu behandeln wußte, welche nicht nur den in der Ferne Gebornen durchaus nicht erkennen läßt, sondern auch manchmal uns in Erstaunen darüber versetzt, wie sich die im Vergleich mit der griechischen doch gewiß schwerfälligere lateinische Sprache einer so leichten Darstellung fügte. Daher erklärt sich auch nebst dem, daß solche Gedichte dem

Zeitgeschmacke am meisten zusagten, der Umstand, daß sich die Epigramme Martial's schon bey ihrer Entstehung eines so großen Beyfalls zu erfreuen hatten, daß sie, wie er selbst sagt, in allen Theilen des großen Römischen Reiches gelesen und gesungen wurden. Unter dem Singen (cantare V, 16. VI. 61. VII, 51) ist, beyläufig gesagt, wohl nicht ein eigentliches Singen nach einer bestimmten Melodie in unserer Weise zu verstehen, sondern nur der gesangähnliche, recitative Vortrag aus dem Gedächtniß, wie er den Südländern eigen ist. Wie es Hr. Schneidewin verstanden hat, darüber hat er sich Prolegom. pag. III, wo er von der Verbreitung der Martialischen Gedichte handelt, nicht näher ausgesprochen.

Diese starke Verbreitung mußte aber der Verderbniß des Textes einen bedeutenden Vorschub leisten; eine den Forderungen der Kritik genügende Ausgabe dieses Dichters durfte daher in unserer Zeit um so mehr auf eine günstige Aufnahme rechnen, als alle Unternehmungen dieser Art in der neuern Zeit dadurch scheiterten, daß die, welche einen solchen Plan gefaßt hatten, vor der Ausführung desselben durch den Tod hinweg gerafft wurden. Hr. Schneidewin spricht sich darüber in seiner Vorrede folgendermassen aus:

„Si verum est, quod nuper summus Lobeckius iecit, omnes festinasse videri, quorum alii libri extent praeter postumos, festinavi, non diffiteor. Sed brevis aevi admonebat fatum hominum doctorum qui his proximis aetatibus Martialis editiones volverunt complurium, antequam ad finem pervenissent extinctorum, Hadr. Beverlandi, Th. Korttii, Fr. Oudendorpii, A. Roii, C. A. Boettigeri, Fr. Schmiederi, C. F. Culemanni, aliorum. Equidem immori Martiali nolebam. Quare spem resecui longam poetaeque per duo amplius saecula pessime habito et fere in desuetudinem eruditorum, quorum olim ingenia atque studia naviter exercuisset, adducto conatus sum lucem vitamque reddere et gratiam hominum reconciliare. Sed esto, festinaverim Lobeckio: certe opellam meam diu in sinu fotam non intemperantior protrusi.“

Den Vorwurf der Uebereilung wird übrigens Hr. Schneidewin nicht zu befürchten haben, denn was in diesen beyden Bänden geboten wird, erscheint, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, so wohl vorbereitet, daß nur Mißgunst eine Ausstellung in dieser Beziehung machen könnte.

Ueber die Art, wie er zu dem Entschlusse kam, den Martial herauszugeben, erklärt er sich weiter in der Vorrede in folgender Weise. Als Culemann starb, ohne eine Gudianische Handschrift, welche ihm aus der Wolfenbüttler Bibliothek zur Benützung anvertraut worden war, zurückgegeben zu haben, ersuchte Hr. Bibliothekar Schönemann Hrn. Schneidewin, die Zurückerstattung jener Handschrift zu besorgen. Nachdem er sie mit Mühe den Händen des Testaments-Executors entwunden hatte, sah er sie durch, und entschloß sich, obgleich er mit ganz andern Studien beschäftigt war, sie vor der Zurückgabe ganz zu vergleichen. Seitdem kehrte er öfters zu Martial zurück, und als Böttiger gestorben war, Weichert aber erklärt hatte, daß er sein Vorhaben, den Martial herauszugeben, erst in späteren Jahren zur Ausführung bringen wollte, faßte er den Entschluß, selbst eine Ausgabe dieses Dichters zu veranstalten, und suchte sich zu diesem Behufe einen möglichst reichen Apparat zu verschaffen.

Ueber diesen, wie über einige andere Handschriften, welche aus Katalogen bekannt sind, von ihm aber wegen allzugroßer Entfernung oder aus andern Gründen nicht benützt wurden, berichtet er in einer ausführlichen Abhandlung, welche er Prolegomena betitelt hat. Dieselbe enthält aber auch außerdem manches Schätzenswerthe, wie, gleich im ersten Kapitel, eine Geschichte der Epigramme Martials von ihrer Abfassung bis auf unsre Zeit. Es wird nach Martials eigener Angabe gezeigt, daß er schon frühe Gedichte machte, die wider seinen Willen aufbewahrt wurden; daß die späteren in verschiedenen von ihm selbst veranstalteten Ausgaben verbreitet wurden, in welche schon bey Lebzeiten des Dichters sowohl durch Einschiebung fremder Gedichte als auch durch die Nachlässigkeit der Abschreiber manches Unächte und Unrichtige sich einschlich, weßhalb Einzelne den Dichter selbst ihre Exemplare zu verbessern baten. Es werden ferner

die Spuren der Kenntniß dieser Epigramme durch das ganze Mittelalter hindurch verfolgt und besonders auf die häufigen Nachahmungen aufmerksam gemacht, als einen Beweis der Achtung, in welcher der Dichter stand, und auf einzelne Versuche zur Verbesserung des Textes schon vor Erfindung der Buchdruckerkunst. Von den gedruckten Ausgaben werden nur diejenigen erwähnt, welche eine Bedeutung für die Kritik haben; bey diesen wird aber möglichst vollständig nachgewiesen, wie sie sich zu einander verhalten und was jede Eigenthümliches bietet. Im zweyten Kapitel werden die Handschriften nach den Ländern und den einzelnen Bibliotheken durchgegangen. Wie groß die Zahl der benützten Handschriften ist, läßt sich schon daraus abnehmen, daß die auf die Vorrede (S. XIII. XIV.) folgende Explicatio Siglorum über 60 Zeichen enthält, von welchen sich nur wenige auf alte Ausgaben beziehen. Noch deutlicher geht dieß aber aus dem dritten Kapitel hervor, in welchem zuerst an einigen Beyspielen nachgewiesen wird, wie sich mitunter die allmähliche Verderbniß einzelner Stellen durch die verschiedenen Handschriften hindurch stufenweise verfolgen läßt, und dann die Handschriften in zwey Hauptklassen der besseren und schlechteren, und jene in drey Familien eingetheilt, deren jede genau charakterisirt wird.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Schluß.)

Glossarium Saxonicum e poemate Heliand inscripto et minoribus quibusdam priscae linguae monumentis collectum, cum vocabulario latino-Saxonico et synopsi grammatica. Monachii 1840. 4.

Jos. Gebringer, Synoptische Zusammenstellung des griechischen Textes der vier Evangelien nach den Grundsätzen der authentischen Harmonie. Tübingen 1842. 4.

Joh. Kirchhofer, Quellensammlung zur Geschichte des neutestamentlichen Canons bis auf Hieronymus. Lief. 1. Zürich 1842.

H. Bouchitté, Le Rationalisme chrétien à la fin du XI. siècle, ou monologium de Sainte Anselme sur l'essence divine. Paris 1842.

Dr. J. G. Th. Gräsſe, Gesta Romanorum, das älteste Mährchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Dresden 1842.

H. Reuter, Johannes von Salisbury. Zur Geschichte der christlichen Wissenschaft im XII. Jahrhundert. Berlin 1842.

Heinr. Hattemer, Denkmale des Mittelalters. St. Gallens altdeutsche Sprachschätze. Bd. I. Lief. 1. 2. St. Gallen 1842.

Mart. Martini Cantapetrensis, Libri decem hypotyphoseon theologicarum. Matr. 1771. fol.

Dr. H. E. F. Guerike, Historisch-kritische Einleitung in das neue Testament. Leipzig 1843.

Henr. Ewald, De feriarum Hebraearum origine ac ratione. Gotting. 1841.

E. W. Hengstenberg, Commentar über die Psalmen. Th. 1. Berlin 1842.

Ch. G. Wilke, Die neutestamentliche Rhetorik. Th. 1. Dresden 1842.

Dr. J. F. Bruch, Die Lehre von den göttlichen Eigenschaften. Hamburg 1842.

Dr. K. J. Ludwig, Der Kirchenfriede und dessen dauerhafte Begründung. Düsseldorf 1842.

Dr. J. W. Hanne, Der moderne Nihilismus und die Strauß'sche Glaubenslehre im Verhältniß zur Idee der christlichen Religion. Bielefeld 1842.

Gutachten der evangelisch-theologischen Fakultäten der k. preußischen Universitäten über den Licentiaten Bruno Bauer. Berlin 1842.

F. F. Fleck, Die Vertheidigung des Christenthums. Leipzig 1842.

Dr. Ed. Schmidt, Vernunftreligion und Glaube oder der Gott der Philosophen und der Gott des Christenthums. Rostock 1842.

Dr. J. Ellendorf, Antalkides. Berlin 1843.

Dr. A. Ebrard, Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Lief. 1 — 3. Frankfurt 1842.

Fr. W. Bodemann, Die Confutation, die Canones und die Glaubensbeschlüsse des tridentinischen Concils und das tridentinische Glaubensbekenntniß. Hannover 1842.

Jos. Pellicer de Ossau i Tovar, El syncello de la iglesia patriarcal de Constantinopla desagraviado. Valencia **1675**. 4.

Pedro de Calatayud, Doctrinas practicas que solia explicar en sus misiones. T. 1 — 8. Madr. **1797 — 1800**. 4.

Garcia Lossada y Sotomayor, Obra contra la palabra de el P. Ant. de Vieyra. Santiago s. a. 4.

Ant. Lobera y Albio, El porqué de todas las ceremonias de la iglesia y sus misterios. Barcelona **1791**. 4.

Joh. Fr. Dannell, Kirchengeschichte der Stadt Salzwedel, mit einem Urkundenbuch. Halle **1842**.

Thom. M. Mamachi, Origines et antiquitates christianae. Ed. 2. cur. Petr. Matranga. Vol. I. 1 — 7. Romae **1811**. 4.

Dr. Jul. Wiggers, Kirchliche Statistik oder Darstellung der gesammten christlichen Kirche nach ihrem gegenwärtigen äußeren und inneren Zustande. Bd. I. Hamburg **1842**.

Diego Castejon y Fonseca, Primacia de la santa iglesia de Toledo. Vol. 1 — 3. Madrid **1645**. fol.

Dr. Rapp, Philosophisch-geschichtliche Abhandlung über den Einfluß der Aufhebung der katholischen Klöster auf Religiosität und Wissenschaft. Stuttg. **1841**.

Ant. de Yepes, Coronica general de la orden de San Benito Patriarca de Religiosos. Vol. 1 — 7. Valladolid **1621**. fol.

Hermeneg. de San Pablo, Desempeño Hieronymiano o respuesta a un tratado que Uama question incidente el P. M. F. Greg. de Quintanilla. Valencia **1678**.

Hermeneg. de San Pablo, Defensa por la religion Geronyma de España y su antiguedad. Zaragoça **1672**.

Jos. Suarez, La libertad de la ley de Dios en el imperio de la China. Lisboa **1696**.

Al rey nuestro Señor satisfacion al memorial de los religiosos de la compañia del nombre de Jesus de la Nueva-España. s. l. **1642**. fol.

Resposta e reflexões à carta que D. Clemente José collaço leitão Bispo de Cochim escreveo ad. Salvador dos reis Arcebispo de Crangunor sobre a sentenza que a inquisição de Lisbõa proferio **1761** contra o Herege . . . Gab. Malagrida. Lisboa **1774**. 4.

Idea sucinta del origen, gobierno, aumento, excesos y decadencia de la compañia del nombre de Jesus. Madrid **1765**.

H. F. Ubden, Die Geschichte der Congregationalisten in Neuengland bis zu den Erweckungen um das Jahr **1740**. Leipzig **1842**.

Dr. Chr. G. Neudecker, Geschichte der deutschen Reformation von **1517 — 1532** wissenschaftlich nach den ältern und neuesten Quellen bearbeitet. Leipzig **1843**.

Das evangelische Bisthum in Jerusalem. Geschichtliche Darlegung mit Urkunden. Berlin **1842**.

C. F. Forstemann, Neues Urkundenbuch zur Geschichte der evangelischen Reformation. Bd. 1. Hamburg **1842**.

S. Blaupotten Cate, Geschiedenis der doopsgezinden in Groningen, Overijssel en Oost-Friesland. Deel 1. 2. Leeuwarden **1842**.

Thomas Lathbury, A history of the convocation of the church of England, being an account of the proceedings of anglican ecclesiastical councils from the earliest period. London **1842**.

Explicacion de la bula de la santa cruzada. Madr. **1785**. 4.

Constituciones de la congregacion de S. Pedro. **1685**. 4.

Coleccion diplomatica de varios papeles antiguos y mod. sobre dispensas matrimoniales y otros puntos de disciplina eclesiastica. Madr. **1809**. 4.

Luis Belluga, Memorial al rey Phelipo Quinto sobre las materias pendientes con la Corte de Roma y expulsion del Nuncio de Su Santidad de los Reynos de España. Madrid s. a.

Ensayo sobre las libertades de la iglesia española en ambos mundos. Londres **1826**.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Histoire du Pape Leon XII. par M. le Chevalier Artaud de Montor, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne, de l'Académie des inscriptions et belles lettres, de l'Académie de la Crusca, de la société de Gottingue et de l'Académie Tiberine, officier de la légion d'honneur, chevalier-commandeur de l'ordre de Saint-Gregoire-le-grand, commandeur de l'ordre royal espagnol de Charles III. Ouvrage faisant suite à l'histoire de Pie VII. par le même auteur. T. I. XXVII. 449 S. T. II. 465 S. Paris. Librairie de Adrien le Clerc et C. 1843. 8.

Die Geschichte des Nachfolgers Papst Pius VII., welcher die ungetheilte Achtung der gesammten christlichen Welt in das Grab nahm, ist nicht bloß deßhalb merkwürdig, weil derselbe kraftvoll fortzusetzen strebte, was sein erlauchter Vorgänger begonnen, sondern weil von dem Pontifikate P. Leo's XII. an jene Reform und jener Aufschwung in der katholischen Welt sich herschreibt, deren Möglichkeit noch im ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts nur zu Vielen mehr als problematisch dünken mochte. Allein die Schwierigkeiten auch nur in Bezug auf das Material sind hieben so bedeutend, daß es ungewöhnlichen Muth oder ungewöhnliche Kenntnisse voraussetzt, um an die Darstellung der Lebens- und Regierungs-Verhältnisse eines Papstes zu gehen, dessen wohlthätigen Einfluß nicht bloß der katholische Erdkreis fühlt, dessen Reformen aber auch zu viele Interessen betheiligten, als daß schon jetzt die Zeit einer ruhigen Beurtheilung gekommen wäre. Zwar ist Grund zu einer Klage in dieser Beziehung in dem vorliegenden Buche nicht gegeben; es ist nur durch seine Dürftigkeit dem wirklich großartigen Inhalte des Pontificates Leo's XII. 1823 — 1829 nicht angemessen. Es lagen zwar, wie der Verf. I. S. 128, 143 und an andern Orten sagt, officielle Actenstücke (besonders die Berichte des Herzogs von Laval an den französischen Hof) vor ihm, von welchen er mehrere in den Text aufnimmt; er hat den Inhalt der Unterredungen des Papstes mit angesehenen Personen (z. B. dem Card. Gonsalvi über die russischen Angelegenheiten) erfahren und vermag somit, besonders in Bezug auf das Verhältniß des römischen Stuhles zu Frankreich manches Neue zu berichten. Allein meistentheils gewahrt man leider, daß der Verf. nicht weiter sah, als z. B. die katholischen Journale Frankreichs und über die wichtigsten Verhandlungen mit einzelnen Staaten, wie mit Deutschland nicht mehr zu geben weiß, als was in den sorgfältig von ihm gesammelten päpstlichen Allocutionen im geheimen Consistorium enthalten ist. Ref. hat die Geschichte P. Pius VII. von Hrn. Artaud nicht gelesen, wohl aber frühere Schriften und nach diesen den Verf. als einen breiten und gutgesinnten, jedoch nichts weniger als tiefen Schriftsteller aufgefaßt.

Er findet dieses sein früheres Urtheil aufs Neue bestätigt. Der Leser wird unter vieler Spreu, gutgemeinter Phraseologie und Anekdotenkram manches Interessante finden; es steht ihm dann auch frey, jenen Gebrauch davon zu machen, den er dem Inhalte nach für angemessen erachtet. Hr. Artaud

hat ihm hiezu den von ihm gesammelten Stoff ziemlich unverarbeitet zurückgelassen. Faßt man übrigens den Inhalt der zwey dicken Bände in wenige Zeilen zusammen, so bietet sich, wenn auch nicht mit meisterhaften Zügen entworfen, doch immer ein reges und höchst lehrreiches Gemälde dar. Es ist der Kampf der Legitimität mit der Revolution und die höchst eigenthümliche Stellung, welche der römische Stuhl zu den Katholiken in den revolutionären und in den legitimen Ländern einnimmt. Der Kampf der Kirche in Italien mit dem Carbonarismus und den Freymaurern, in England mit den Vorurtheilen und Privilegien des Anglicanismus (— wer sollte es für möglich erachten, daß Peel damals den Katholiken Anbetung der Bilder zur Last legte!?), der Conflict des Papstes mit der holländischen Regierung, welche das bereits abgeschlossene Concordat wieder vernichtete und während sie officiel ihren katholischen Unterthanen religiöse Freyheiten zugestand, sie durch heimliche Erlasse wieder zurücknahm. Das letzte Auflodern des Gallicanismus und der Zwiespalt der Bourbonischen Könige mit dem Clerus einerseits und den Männern der Revolution andererseits. Die Vorbereitungen zu den gewaltsamen Auftritten des Jahres 1830, eine allgemeine Reaction gegen die in's Unbegränzte ausgedehnte Staatsgewalt. Hiezu dann das persönliche Walten des hochbetagten und mit fast ununterbrochener Kränklichkeit belasteten Papstes, welcher nach seiner Erhebung denjenigen Cardinälen sein Vertrauen schenkt, von welchen, wie Somaglia und Gonsalvi, ihn frühere Mißhelligkeiten fern gehalten hatten. Die Reformen, welche er theils beabsichtigte, theils wirklich durchsetzte, wie die Verminderung der Steuern im Kirchenstaate, die Anlegung eines Schatzes, die Unterdrückung der Banditen, die Reform des Clerus, die Erhebung des Cardinalcollegiums zu einem allgemeinen christlichen Senate durch Berufung der ausgezeichnetsten Priester aller katholischen Länder, die Feyer des Jubiläums, Leo's persönliche Theilnahme an dem Aufschwunge der katholischen Religion in England, die Lösung der verwickelten Verhältnisse in Deutschland durch Gründung der oberrheinischen Kirchenprovinz — alles dieses weist Leo XII. keinen gewöhnlichen Platz in der Geschichte an und bietet Stoff genug zu einer trefflichen Biographie, wenn der Autor den Stoff zu beherrschen versteht. Allein so wenig das Geklatsch diplomatischer Salons Geschichte ist, so wenig kann auch der Phrasenkram eines für die Ehre der Kirche und Frankreichs enthusiastischen Herzens die Anforderungen beseitigen, welche die Wissenschaft an Alle zu stellen das Recht hat. Gewiß hat man eine ernste religiöse Gesinnung, wo man sie trifft, zu ehren, und selbst wo sie einzelne Uebertreibungen sich zu Schulden kommen läßt, ist sie noch besser als die wohlfeile Weisheit allgemeiner philosophischer Sätze, mit denen man nur zu häufig die innere Leere zu bedecken sucht. Andererseits ist aber auch jenes bereitwillige Einstimmen in die Lobpreisungen französischer Blätter über neuere historische Publicationen auch nichts weniger als nachzuahmen, da es nur zu leicht seyn kann, daß, während man sich dem Strome der Empfindungen überläßt, unbemerkt der Wahrheit ein Eintrag geschieht, und einem Pamphlete die Ehre erwiesen wird, welche nur einem historischen Werke zukömmt. Man wird daher im Ganzen aus diesem Buche wohl theilweise Belehrung schöpfen können, allein es steht weit hinter den Lobpreisungen zurück, mit welchen es bereits die Franzosen so überschwänglich bedacht haben.

M. Valerii Martialis Epigrammaton libri etc.

(Fortsetzung.)

Die beyden besten Handschriften, welche Hrn. Schneidewin bey der Bearbeitung des Textes zu Gebote standen, eine Pariser, ehemals Thuanische (T) und eine Wiener (X.), welche leider nur auserlesene Epigramme enthalten, und zwar die letztern nur auf drey Blättern, machen hier die erste Familie aus. Sie geben ein altes Original ohne absichtliche Aenderungen wieder; die Thuanische aber scheint namentlich von einem ganz ungebildeten Abschreiber herzurühren, der oft, was er schrieb, nicht verstand, und deßhalb sehr viele Schreibfehler machte; eine Erscheinung, die, wie Referent in diesen Blättern gezeigt hat, sich gerade in den

besten Handschriften öfters findet. Hr. Schn. befürchtet, er möchte, da er dieser Handschrift sich vorzugsweise als Leitstern bediente, hier und da solche Schreibfehler in seine Ausgabe mit aufgenommen haben. Ref. hat die Lesarten dieser Handschrift genau beachtet, indem er schon deßhalb ein größeres Interesse an derselben nahm, weil er sie bey seinem Aufenthalte in Paris, vor vierzehn Jahren, selbst in der Hand hatte, um, weil die Kürze der Zeit nicht mehr verstattete, einige wenige Epigramme auf den Wunsch seines Freundes, des Hrn. Prof. Halm zu vergleichen, welcher die ihm übersandten Varianten Hrn. Schneidewin übergab, so daß sie auch bey dieser Ausgabe benützt wurden; jedoch ist ihm nichts in der Art aufgefallen, außer etwa Spect. 3, 9 Crinibus in nodum torti venere Sicambri, wo übrigens torti, was besonders deßhalb auffällt, weil gleich darauf folgt: Atque aliter tortis crinibus Aethiopes, auch in andern Handschriften steht.

Die Handschriften der zweyten Familie haben das Buch de spectaculis nicht. Zwey davon stammen gewiß, und die andern, über welche genauere Nachweise fehlen, wahrscheinlich von einer Handschrift her, die von Torquatus Gennadius verbessert war. Hr. Schneidewin bemerkt darüber mit Recht, daß man bey solchen Verbesserungen der älteren Zeit nicht etwa Aenderungen aus einem subjectiven Standpunkte zu fürchten habe, indem dieselben, wenigstens die der bessern Art, sich meistens streng an vorliegende Handschriften anschlossen; daß aber die Recension des Gennadius uns nicht mehr klar vorliegt, da wir sie nur aus Handschriften des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts kennen, die an nicht wenigen Stellen unter sich abweichen.

Die dritte Familie der bessern Handschriften scheint durchaus von einem Original herzurühren; doch theilen sie sich in zwey Abtheilungen; die der ersten haben bis auf eine einzige das Buch de spectaculis nicht und geben das Original mehr oder weniger treu wieder; bey der zweyten ist das erwähnte Buch durchaus von anderer Seite her hinzugefügt, wie sich denn überhaupt aus den Lesarten derselben ergiebt, daß hier die Quelle nicht so rein gehalten ist, als es bey der ersten Abtheilung der Fall ist.

Die übrigen schlechteren Handschriften, welche sämmtlich dem fünfzehnten Jahrhundert angehören, scheinen alle von der dritten Familie herzustammen, doch so, daß deren Lesarten öfters gegen andere aus Handschriften der ersten und zweyten Familie oder auch gegen Conjecturen vertauscht sind. Das Buch de spectaculis ist, wie es scheint, aus einer alten Handschrift der ersten Familie in diese übergegangen. Demnach hätte Hr. Schn., wie er die beyden Abtheilungen der dritten Familie mit Ca, Cb bezeichnet hat, diese etwa mit Cc bezeichnen können, oder die erste Abtheilung, welche das Original am treuesten bewahrt hat, mit C, die beyden andern mit Ca und Cb; doch ließ er sich wohl nicht mit Unrecht bey seiner Eintheilung von dem Gedanken leiten, daß die Handschriften der letztern Klasse bey einer Anordnung dieser Art den andern näher zu stehen scheinen würden, als es wirklich der Fall ist.

Im vierten Kapitel endlich handelt Hr. Schneidewin von den Handschriften insbesondere, welche das Buch de spectaculis enthalten, von welchem wir mit der später erst ihm zugekommenen Vossischen nur drey alte Handschriften haben, aus deren keiner, da sie alle nur auserwählte Epigramme enthalten, dieses Buch in die vielen im fünfzehnten Jahrhundert verfertigten Abschriften übergegangen seyn kann, welche es vielmehr aus einer in den früheren Jahrhunderten unbenützten und nachher auch wieder verloren gegangenen alten Handschrift entnommen zu haben scheinen.

Diese Ansichten über die Verwandtschaft der Handschriften unter einander sind von Hrn. Schn. bis zur Evidenz bewiesen, indem er nicht nur überall genau die Umstände angiebt, welche ihn auf dieselben geleitet haben, sondern, wo es nöthig scheint, auch Beyspiele anführt, aus welchen das von ihm angenommene Verhältniß zwischen einzelnen Handschriften deutlich hervorgeht.

Was die Gesammteinrichtung der Ausgabe betrifft, so geht den vierzehn Büchern, welche, in allen Handschriften und Ausgaben gleich, mit fortlaufenden Nummern bezeichnet sind, das Buch vor-

aus, das in den Ausgaben seinem Inhalte gemäß Epigrammata de spectaculis oder Spectaculorum liber betitelt, jenen vierzehn Büchern folgt, für welche Stellung jedoch nur drey der von Hrn. Schn. benützten Handschriften sprechen, während einige es zwischen den andern, bey weitem die meisten aber vor denselben haben, so ferne es nicht ganz in denselben fehlt. Es trägt hier nach dem Vorgange der besten Handschriften, den Titel Epigrammaton liber, ohne alle weiteren Zusatz, was zwar den übrigen mit Zahlen versehenen Büchern gegenüber etwas sonderbar erscheint, aber deßhalb nicht beanstandet werden kann, weil für keinen andern eine handschriftliche Gewahr vorliegt.

Hier, wie bey den übrigen Büchern stehen unmittelbar unter dem Texte die Abweichungen der Scriverschen Ausgabe vom Jahre 1621, und unter diesen mit kleinerer Schrift die Lesarten der Handschriften und der übrigen beygezogenen älteren Ausgaben. Die letzteren sind durch kleine griechische Buchstaben bezeichnet, mit Ausnahme der Römischen vom Jahre 1473, welche das Zeichen O hat, weil sie Hr. Schn. in Folge ihrer Seltenheit nicht unmittelbar, sondern nach einer von J. C. Orelli im Jahre 1833 herausgegebenen Vergleichung benützt hat. Für die Handschriften sind, wo mehrere gleiche Buchstaben nöthig waren, theils lateinische, große und kleine, theils große deutsche Buchstaben gewählt, was für die Uebersicht nicht ganz bequem ist. Vor jedem Buche sind in den Noten die Ueberschriften, welche sich in den vorzüglichsten Handschriften finden, und am Schlusse die Unterschriften angegeben; ferner findet sich vor jedem Buche ein Nachweis über die für dasselbe benützten Handschriften. Im Uebrigen finden sich in denselben außer den Lesarten, welche mit großer Vollständigkeit angeführt sind, ohne daß irgendwo ein Uebermaß zu finden wäre, und einigen längeren Noten von Scriverius nur noch die Ueberschriften der einzelnen Epigramme, welche mit Ausnahme der beyden letzten Bücher, wo sie der bisherigen Weise gemäß in den Text aufgenommen sind, ganz in die Noten verwiesen worden sind, wo nur in dem Buche de spectaculis alle, im Uebrigen, mit einzelnen Ausnahmen, nur die der ältesten und besten Handschriften angeführt werden. Hr. Schneidewin hat hierin Scriverius zum Gewährsmann, der berichtet, er habe Handschriften benützt, in denen sie gänzlich fehlten, ohne dieselben, wie es in jener Zeit gewöhnlich war, genauer zu bezeichnen. In denen, welche für die Ausgaben des Hrn. Schn. verglichen worden sind, finden sie sich durchaus, selbst in den ältesten und besten, so daß, wenn wir von diesem Apparate ausgehen, nur die außerordentliche Verschiedenheit der in den einzelnen Handschriften vorkommenden Ueberschriften, bey denen zum Theil sichtbar ist, daß sie nach einzelnen Worten in dem Gedichte, oft nach ganz falschen Lesarten, ohne allen Sinn von gedankenlosen Abschreibern, welche Originale vor sich hatten, in welchen die Ueberschriften fehlten, verfertigt worden sind, sich für die Weglassung derselben anführen läßt.

Einige in verschiedenen Handschriften dem Martial zugeschriebene Epigramme, welche Hr. Schn. und zwar wohl mit Recht, für unächt hält, 27 an der Zahl, hat er am Schlusse unter dem Titel M. Val. Martiali Epigrammata quaedam affecta zusammen gestellt. Auf diese folgt ein von einem Mitgliede des Göttinger philologischen Seminars, Namens A. Fleckeisen verfertigtes alphabetisches Verzeichniß aller Epigramme nach ihren Anfängen, an welches sich die oben erwähnten Analecta critica anschließen.

Die Kritik ist mit der Umsicht geübt, welche von dem rühmlichst bekannten Verfasser zu erwarten war. Nur, wo es durchaus nöthig schien, weicht er von der Lesart der ältesten und besten Handschriften ab; der Conjectur hat er nur selten im Texte Raum gegeben. In letzterer Beziehung könnte, wer etwa von dem Buche de spectaculis auf die übrigen schließen wollte, leicht zu einem falschen Urtheile verleitet werden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Valerii Martialis Epigrammaton libri etc.

(Schluß.)

Hier kommt es nämlich hier und da vor, daß Conjecturen in den Text aufgenommen sind, die keinesweges über allen Zweifel erhaben sind. So XVI. b *), 3, wo ein Stier, auf welchem Herkules in die Wolken empor getragen wurde, mit dem Stiere der Europa verglichen wird, und dann folgt:

Caesaris atque Jovis confer nunc, fama, iuvencos,
Par onus ut tulerint, altius iste tulit.

Hier ist fama eine Conjectur von Heinsius, die allerdings, die Anrede abgerechnet, durch Stellen, wie folgende: Spect. I, 8. Unum pro cunctis fama loquetur opus. I, 93, 6 Famaque quod raro novit, und VII, 27, 2, Aetolae fama secunda ferae empfohlen wird; allein sie hat vorzüglich das gegen sich, daß man nicht begreifen kann, wie die Lesarten der Handschriften aus diesem Worte entstehen konnten. Die beste Handschrift, welche dieses Epigramm enthält (T), hat nämlich stama, die andern stegma, scema, schema, stemma u. dgl. Hierin scheint ein weniger bekanntes Wort verborgen zu liegen, aber welches, dieß möchte nicht so leicht zu bestimmen seyn. Daß ein Vocativ hier stand, ist aus dem Imperativ abzunehmen, der sich, wenn gleich die Handschriften abweichen, des Verses wegen nicht anfechten läßt, so wie aus der Stelle im Verse, da Martial die Anrede gewöhnlich das vorletzte Wort im Verse seyn läßt. Wenn sich nachweisen ließe, daß das Wort scamma, welches bey späteren Schriftstellern vom Kampfplatze gebraucht wird, auch die versammelten Zuschauer bezeichnete, so würde Ref. vermuthen, es habe dieses, als eine ähnliche Anrede, wie XXIII, 6, turba, hier gestanden. Da ein solcher Nachweis aber nicht zu liefern seyn möchte, wäre es wohl das Geeignetste gewesen, diese Stelle, wie es Hr. Schn. bey so manchen andern gethan hat, durch ein beygesetztes Kreuz als verdorben zu bezeichnen.

Das. XIX. 3 f. wo von einem kampflustigen Stiere die Rede ist, der endlich einem Elephanten unterlag, liest man, wiederum nach Heinsius:

Occubuit tandem cornu potiore petitus,
Dum facilem tolli sic elephanta putet.

Die besten Handschriften haben hier cornuto adore, andere cornutu ardore, cornutoque ardore, cornuto ab ore, cornuto abs ore. Alles dieses führt durchaus nicht auf cornu potiore hin, was also nur als ein Nothbehelf zu betrachten ist, zumal da es auf den Elephanten gewiß nicht besser paßt, als cornuto ore. Es fragt sich nur, was noch dazwischen stand? Die

*) So bezeichnet Hr. Schn. die Epigramme, welche früher als Bestandtheile der vorhergehenden angesehen, von ihm aber, oder auch schon von früheren Herausgebern, als besondere Gedichte abgetrennt wurden.

Lesart der besten Handschriften läßt etwa Folgendes vermuthen:

Occubuit tandem cornuto adeo ore petitus,

wo adeo unserm gar entsprechen würde, nach Hand's Tursellin Bd. I. S. 147.

Das. XXVIII, 11 f. ist, ebenfalls nach Heinsius, geschrieben:

Fucinus et diri taceantur stagna Neronis
Hanc nocint unam saecula naumachiam,

während die beyden besten Handschriften tigri haben, die andern pigri. Letzteres möchte Ref., so lange nicht etwas den besseren Handschriften näher Liegendes aufgefunden wird, festhalten und annehmen, es sey in der Uncialschrift P in T verwandelt worden. Unter piger Nero könnte kein anderer als Claudius verstanden seyn, der bey Dio Cass. LX, 2 *Τιβέριος Κλαύδιος Νέρων Γερμανικός* heißt, und bey Sueton, wie Casaubonus berichtet, wenigstens in einer Handschrift in der Ueberschrift seiner Lebensbeschreibung Tiberius Claudius Nero genannt wird, wenn auch im Texte selbst nur seinem Vater der Name Nero beygelegt wird. Das Beywort piger, das Martial XII, 58, 3 ff. sich selbst beylegt, wo er sagt:

Non sum ego causidicus nec amaris litibus aptus,
Sed piger et senior Pieridumque comes,
Otia me somnusque iuvant etc.

woraus man abnehmen kann, daß nicht die verletzende Bedeutung so sehr darin vorherrscht, als wir zu glauben geneigt sind, paßt für diesen Kaiser offenbar ganz gut, von dem Sueton, nachdem er in seiner Lebensbeschreibung cap. 5. von ihm gesagt hat: super veterem segnitiae notam ebrietatis quoque et aleae infamiam subiit, cap. 8. erzählt, daß er bey dem Essen öfters einschlief, und dann auf alle Weise verhöhnt wurde, und Dio Cassius (LX, 2) eine Schilderung entwirft, deren Hauptsumme in den Worten *περιφανέστατα γὰρ τῶν ὁμοίων ἐδουλοκρατήθη καὶ ἐγυναικοκρατήθη* liegt. An ihn muß uns aber auch Fucinus et stagna zunächst erinnern, da Dio a. a. O. c. 11. von ihm erzählt, daß er ein großes Becken auf dem Lande ausgraben und vom Meere aus mit Wasser füllen ließ, und den Fucinersee ableiten wollte. Das Letztere erzählt auch Sueton c. 20, der c. 21 hinzufügt: Quin et emissurus Fucinum lacum naumachiam ante commisit, was unsere Stelle noch näher berührt. Eine Naumachie wird zwar auch in der Lebensgeschichte des Nero c. 12. erwähnt; die Beziehung des Fucinersees aber, dessen Nennung hier doch wohl mit dem Folgenden in Verbindung steht, auf ihn ließe sich aber wohl nicht erweisen.

In den übrigen Büchern ist dagegen verhältnißmäßig nur sehr selten der Conjectur Raum gegeben, und, wo es der Fall ist, fast durchaus mit Recht. So ist V, 21, 2 aus prosodischen Gründen Apollodotus statt Apollodorus geschrieben; VI, 77, 7 mit Scriver. cum compare ginno für gibbo; X, 68, 5 mit Gronov. *μέλι μου*, XIII, 46, in der Ueberschrift, nach eigener Conjectur Persica praecocia, wo die Thuanische Handschrift praecocta hat. Jenes wird empfohlen durch Macrob. Saturn. II, 15. (III, 18.). Sehr leicht und ansprechend ist auch V, 37, 22. die in den Noten mitgetheilte Conjectur Noras superbam für die Vulgata Notam, statt welcher die besten Handschriften Noram haben. Doch soll hiermit nicht gesagt seyn, daß in jenem Buche die Kritik mit weniger Besonnenheit geübt sey, als in den übrigen. Daß dieß nicht der Fall sey, ergiebt sich schon daraus, daß Hr. Schn. manche Stellen in demselben lieber lückenhaft ließ, als sie durch unhaltbare Ergänzungen auszufüllen, vrgl. VI, 6, 4. VII, 7. XXVII, 2 und XXX, 5. Vielmehr nöthigte der geringere Apparat für dieses Buch hier häufiger Conjecturen zuzulassen, unter denen übrigens auch manche billigenswerthe sind, theils von andern, wie XXX, 3. Et varia lentas necteret arte moras, theils von Hrn. Schn. selbst, wie XV, 18 Praemia cum tandem ferret, adhuc poterat.

Im Allgemeinen hat Ref. den Text so hergestellt gefunden, daß er nur an wenigen Stellen

anderer Meynung seyn zu müssen glaubte. Dahin gehört der letzte Vers des Epigramms v. 82.

Quid promittebas mihi milia, Gaure, ducenta,
Si dare non poteras milia, Gaure, decem?
An potes et non vis? Rogo non est turpius istud?
J, tibi dispereas, Gaure: pusillus homo es.

Hier ist der Wechsel des Imperativs und Conjunctivs auffallend (Anders Spect. XXIII, 6. J nunc et lentas corripe turba moras), so wie das tibi bey dispereas. Die meisten und beßten Handschriften haben: Si tibi dispereas, eine (Gudian. saec. XII.) Sic tibi. Sollte darin nicht vielleicht liegen: Sic ibi dispereas, in dem Sinne: „So, wenn dieses der Fall ist, mögest du auf der Stelle umkommen?“ Vrgl. Hand Turscll. Bd. III. S. 164.

In der Orthographie hat sich Hr. Schneidewin an die ältesten Handschriften angeschlossen. Die Richtigkeit einiger Abweichungen von denselben hat er in der Vorrede S. XI selbst in Frage gestellt. Zu diesen ließen sich noch einige andere hinzufügen, wie XII, 10, 1. millies, wo die besten Handschriften milliens, eine auch miliens hat, neben totiens (II, 29, 3.) und quotiens (XIII, 18, 2.). Fraglich ist auch XII, 14, 7. deerit, wo es zweysylbig zu lesen ist, und die beste Handschrift, welche Hrn. Schn. bey seiner Constituirung des Textes zur Hand war (T), derit hat, was auch C. L. Schneider Elementarl. S. 119 empfiehlt, während die später von ihm verglichene Vossische Handschrift (R) deerit hat, wofür sich auch Krüger in seiner Grammatik der lateinischen Sprache §. 20. Anm. 1. erklärt, und was Wagner in dem neuen vorzüglich mit Berücksichtigung der Orthographie veranstalteten Abdruck des Virgil'schen Textes Aen. VII, 262, wie auch X, 378 Deest als einsylbig, beybehalten hat. In Betreff der Assimilation des letzten Consonanten einer Präposition mit dem Anfange des Wortes, mit welchem sie zusammengesetzt ist, spricht sich Hr. Schn. in der Vorrede S. IX f. folgendermassen aus:

„Sunt alia, quae omnium scriptorum vetustioribus codicibus communia morem illorum saeculorum testentur, a consuetudine ipsorum scriptorum, nisi omnia fallunt, remota. Sic vetustiores libri, puta saec. IX. X. XI. assimilationem quam vocant praeverbiorum in compositis paene ubique neglexerunt. Quam asperitatem rudioris antiquitatis quis adducetur Martialis aevo duravisse et a cultissimo poeta fuisse ascitam?“

Hier fragt es sich, ob nicht Hr. Schn. der Gewöhnung unsres Ohres allzuviel vertraut? Ref. möchte wenigstens nicht behaupten, daß das Unrecht so entschieden auf der Seite der Handschriften liege. Ganz aufgehoben scheint die etymologische Schreibart ohne Assimilation auch zu Martial's Zeit nicht gewesen zu seyn. Wagner hat bey Virgil wohl mit Recht einen Mittelweg einzuschlagen versucht. Freylich ist es schwer, dann die rechte Gränze zu finden. Doch, wenn man die Assimilation da nicht eintreten läßt, wo sie in den guten Handschriften durchaus, oder mit ganz geringen Ausnahmen, unterlassen ist, wird man kaum fehl gehen.

Die Correctur dieser Ausgabe ist, wie die ganze äußere Ausstattung derselben zu loben. Die vorkommenden Versehen sind am Schlusse großentheils berichtigt. Es möchte etwa nur Folgendes hinzuzusetzen seyn: II, 66, 5 fehlt das A in Antoni; V. 31, 6, et zwischen Tutior und poterant; VII, 82, 6 das s am Ende des Wortes verpus; V, 38, 3 steht οὖκα für σὖκα.

So weit also hier die Leistungen des Hrn. Schneidewin für Martial vorliegen, kann nicht in Abrede gestellt werden, daß etwas Bedeutendes gewonnen ist, was bisher gefehlt hat: ein an vielen Stellen verbesserter Text, der auf einer Grundlage beruht, die auch da noch höchst werthvoll ist, wo sie nicht ganz ausreicht, d. h. wo kritische Schwierigkeiten übrig bleiben, die sich durch den vorliegenden Apparat nicht beseitigen lassen. Damit ist aber erst ein Theil der Arbeit für einen Herausgeber des Martial vollendet, und zwar bey weitem der kleinere. Denn hier sind die Schwierigkeiten nur in so ferne etwa größer als bey einem andern Schriftsteller zu nennen, als das vielfache Abschreiben seiner Gedichte mehr Verderbnisse in dieselben brachte, wobey nicht zu verkennen ist, daß bey dem Dichter das Versmaß viel dazu beyträgt, daß bey ihm das häufige Abschreiben nicht einen so verderblichen Einfluß ausübt, als unter gleichen Umständen bey dem Prosaiker, bey welchem ein solches Gegengewicht fehlt; oder auch in so ferne, als der Inhalt Beziehungen enthält, welche für uns schwer aufzufinden sind, oder Ausdrücke vorkommen, die, wenn sie einmal verdorben sind, nicht leicht sich wieder herstellen lassen. Dieser letztere Punkt führt uns aber gerade auf die andere, schwierigere Seite der Bearbeitung Martial's, auf die Erklärung, ohne welche eine Ausgabe desselben fast nur für denjenigen einen entschiedenen Werth hat, der sie zu selbstständigen Untersuchungen benützen will. Für diese ist in den beyden vorliegenden Bänden noch nichts geschehen. Wollte also Hr. Schn. hier abschließen, so würde er auf halbem Wege stehen bleiben. Die Vorrede gewährt aber bessere Aussichten, indem aus derselben hervorgeht, daß er gesonnen ist, einen erklärenden Commentar nachfolgen zu lassen, für welchen aber freylich eine längere Zeit nöthig seyn wird, so daß es gewiß nur Dank verdient, daß er nicht, wie seine Vorgänger Alles zurückhielt, bis er mit dem Ganzen hervortreten könnte, sondern einstweilen die kritische Bearbeitung herausgab, welche doch ein Ganzes für sich bildet, das als eine werthe Gabe, wenn auch nur für einen kleinen Kreis, zu betrachten ist. Uebrigens ist es erfreulich zu vernehmen, daß Hr. Schneidewin bey diesem Vorhaben, für welches, wie die Erfahrung bereits gezeigt hat, selbst ein langes Leben leicht zu kurz wird, wenn man sich ganz auf die eigenen Kräfte beschränken will, obgleich ihm eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, und was zu einem solchen Unternehmen unumgänglich nöthig ist, eine äußerst reiche Bibliothek zur Seite steht, doch von den früheren Leistungen so viel als möglich für seinen Zweck zu gewinnen sucht. Er spricht in dieser Beziehung seinen Dank gegen seinen hochverehrten Lehrer C. O. Müller aus, der ihm den Commentar verschaffte, den Fr. Schmieder in einer langen Reihe von Jahren mit vieler Sorgfalt und Mühe ausgearbeitet hatte. Dieser soll die Grundlage des neuen Commentars werden, indem er nach der Textesrecension des Hrn. Schn. umgearbeitet, und, wo es sonst nöthig scheint, geändert und erweitert wird. Die Böttiger'schen Arbeiten über diesen Dichter befinden sich in den Händen Weichert's, von dem Hr. Schn. hofft, daß er dasjenige mittheilen werde, was zur Vervollständigung des Schmieder'schen Commentars dienen könne. Unter diesen Umständen ist nur zu wünschen, daß das Unternehmen ohne Hinderniß fortschreiten und zu der in Aussicht gestellten Vollendung gelangen möge.

L. v. Jan.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 42.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. July.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 22. May las Herr Prof. Höfler die folgende Abhandlung „über das Verhältniß Kaiser Friedrich's II. zu seinem Sohne, König Heinrich VII." vor.

Die Stellung Friedrichs II. zu Deutschland war von Anfang eine überaus eigenthümliche gewesen. Die deutsche Ritterschaft, seit dem Sturze Heinrichs des Löwen von besonderer Bedeutung, hatte sich entschieden an Otto IV. in seinem Kampfe mit Innocenz III. angeschlossen, und der König Siciliens, der Pfaffenkönig, wie Friedrich II. von seinem rüstigen Nebenbuhler genannt wurde, mußte sich eben deßhalb den deutschen Fürsten, vor Allen den Geistlichen in die Arme werfen, und schon aus Dankbarkeit ihre Gerechtsame und ihren Einfluß erweitern. Daher der grelle Widerspruch mit den Handlungen desselben Mannes in seinen späteren Jahren, als er diese Stütze nicht mehr zu bedürfen glaubte. Abgesehen jedoch von der wohl kaum zu lösenden Frage, ob Friedrich schon anfänglich so anticlerikalisch gesinnt war, wie später, wodurch allein dieser scheinbare Mangel an Consequenz, wenn gleich auf Kosten seines Charakters zu erklären wäre, so geht wenigstens aus der Sprache, die der Kaiser in der ersten Zeit führte, nur das Gefühl der Dankbarkeit und der Ergebenheit gegen die geistlichen Fürsten Deutschlands hervor, die ihn auf den Königsthron erhoben hatten. Wohl wenige Regierungen begannen mit so vielen Verordnungen zu Gunsten des Clerus, als die des jungen Königs. Er leistete unter den stärksten Versicherungen, wie sehr er für die kirchliche Freyheit zu sorgen beflissen sey, auf die Ansprüche Verzicht, welche seine Vorgänger auf den Nachlaß der Bischöfe und Prälaten der königlichen Kathedralen und Abteyen erhoben hatten. *)

Eine königliche Sentenz stellte den willkührlichen Tausch oder die Veräusserung fürstlicher Besitzungen ab, nachdem Friedrich sich zuerst durch den Bischof Conrad von Regensburg dazu hatte verleiten lassen. **) Von noch viel größerem Einflusse auf die Gestaltung der Reichsverfassung war aber eine Erklärung des Königs über die Ungültigkeit der Einsetzung eines Magistrates in einer bischöflichen Stadt ohne vorhergegangene Zustimmung des Bischofes. ***) So lange aber derselbe dieses Recht zu bewahren wußte, konnte er auch dem republikanischen Elemente kräftig entgegen treten. Durch eigenthümliche Verhältnisse stellte sich nämlich der Gegensatz heraus, daß während in Italien die Kirche die Republiken begünstigte — Innocenz III. hatte sich selbst an die Spitze des toskanischen Städte-

*) 13. May 1216. ap. Pertz IV. p. 226.

**) Sententia de non alienandis principatibus. 15. May 1216. ap. eund. p. 227.

***) Eigentlich bezog sich der Fall nur auf Basel, und ward die Ungültigkeit des städtischen Rathes nach dem Ausspruche des Erzbischofes von Trier und mit Zustimmung der Fürsten, Barone und Adelichen von dem Könige ausgesprochen. Pertz IV. p. 230.

bundes gestellt, in Deutschland, wo die Bischöfe sich zu Reichsfürsten gestalteten, — durch die Verschmelzung des kirchlichen und fürstlichen Interesses, dieselben mannigfaltige Hemmungen fanden. Erst als die Städte sich in dem großen Kampfe Friedrichs gegen die Kirche zu Gunsten des Kaisers entschieden hatten, erhielten sie von diesem, besonders nachdem er geächtet worden war, nachdrückliche Unterstützung, nicht wegen ihrer Sache, sondern wegen des Dienstes, den sie hiemit ihm persönlich leisteten und weil er sich um jeden Preis in Macht und Ansehen zu erhalten suchte.

Es war übrigens als hätten die deutschen Fürsten diese nachmalige Wendung der Dinge geahndet und deßhalb sich für jeden Wechselfall sicher zu stellen gesucht. Die voraus gegangenen stürmischen Zeiten mochten sie belehren, sich von dem Freunde und Zögling der Kirche so viel zu erholen, daß auch bey eintretender Veränderung noch immer beträchtliches behalten werden konnte. Friedrich selbst schien ja unermüdlich, unerschöpflich. Kurze Zeit, nachdem er „seinem Wohlthäter und Beschützer," *) dem Papste Honorius III., dessen „ungemessene und ungezählte Wohlthaten ihm vor Augen schwebten," die bekannten Versprechungen **) seinem Sohne Heinrich, Sicilien als ein besonderes Reich abtreten zu wollen, gemacht hatte, ***) gebot Friedrich den Rückfall veräusserter Kirchengüter nach dem Tode des einzelnen Bischofs; †) in dem nächstfolgenden Jahre 1220 aber schloß er eine förmliche Conföderation mit den geistlichen Fürsten ab, durch deren Hülfe er selbst „die Höhe des Kaiserthums," ††) sein Sohn Heinrich aber, der bereits zum Könige Siciliens gekrönt worden war, die Königskrone der Deutschen erlangte. Es war dieß der Preis, um welchen Friedrich die Lossagung der deutschen Fürsten von den kirchlichen und allgemeinen Interessen erlangte; ein vorübergehender Triumph des Kaisers, der ihm selbst so bittere Früchte, seinem Sohne einen so schlimmen Ausgang brachte, vor der Hand aber freyen Spielraum für Italien verschaffte. Es waren jedoch in der Conföderation der Fürsten nicht sowohl neue Rechte zugestanden, als vielmehr bereits herkömmlichen, thatsächlichen Zuständen die rechtliche Bekräftigung ertheilt worden. Daneben wollte der neue Kaiser den Mißbräuchen, welche während der Zerrüttung des Reiches überhand genommen hatten, den neuen Zöllen, der schlechten Münze und den übrigen Unordnungen ein Ende machen, um an die Stelle eines gewaltsamen, einen geordneten Rechtszustand zu setzen.

Deutschland bedurfte damals vor allem einer umsichtigen und weisen Lenkung, um aus der Gährung, in welcher es sich befand, glücklich heraus zu treten. Die deutschen Städte hatten bereits einen Aufschwung gewonnen, der je nachdem er von oben herab einen Impuls erhielt, zum Besten des Reiches oder auf einseitige und dem Ganzen schädliche Weise sich entwickeln mußte. Der kriegerische Adel verlangte Beschäftigung und es war zu fürchten, daß er diese im Innern suche, wenn sie ihm nicht gegen Aussen zu Theil wurde. Schon hatte es Scenen gegeben, die das Aergste fürchten ließen, wenn nicht unvermuthet eine Abhülfe eintrat. Der Erzbischof von Cöln Engelbert war meuchlings von dem Grafen Friedrich von Ysenburg überfallen, mit 38 Wunden bedeckt, ermordet worden. *) Diese schreckliche That war um so furchtbarer, als der Mörder Neffe des Kirchenfürsten war und dieser selbst das ihm von dem Kaiser übergebene Reichsregiment mit solcher Umsicht und Gerechtigkeit geführt hatte, daß er den Dank und die Achtung aller rechtlichen Männer sich erwarb **), und diese

*) Protector et benefactor noster.

**) Pertz IV. p. 228. July 1216.

***) Ne forte pro eo quod nos — sumus ad imperii fastigium evocati, aliquid unionis regnum ad imperium quovis tempore putavetur habere.

†) l. c. p. 233.

††) Ad culmen imperii nos promovendo.

*) 7. Nov. 1225. v. Raumer. Cfr. Godefrid. mon. ann. ad. a. 1225. Ein ähnliches Geschick hatte 1227 der Bischof Otto von Utrecht. Godefr. ad 1227.

**) Sieh den Brief des Bischofs Conrad von Hildesheim an den Papst bey Schannat. vind. lit. coll. I. p. 191, der eine höchst bezeichnende Stelle über den Zustand Deutschlands enthält.

Jahre der Regierung Heinrichs VII., oder vielmehr Engelberts, zu den trefflichsten der deutschen Geschichte gehören. Es steht aber diese That nicht so vereinzelt da, daß sie nicht den Schlüssel zu einer tieferen Bewegung in jener Zeit gewähren würde. Abgesehen von dem Widerstande, welchen wenige Jahre später der Cardinallegat Otto in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten bey den weltlichen Fürsten Deutschlands fand, bewies insbesondere, was mit Conrad von Marburg vor sich gieng, die Stimmung der Deutschen.

Als dieser Magister *) dem P. Gregor IX. die Vollmacht übergeben hatte, Untersuchungen über die der Häresien verdächtigen Personen anzustellen, diese Gewalt mißbrauchte und in blindem Eifer ohne weiteres Verhör das Todesurtheil und andere entehrende Strafen verhängte, so brachte er, da er selbst Adeliche mit diesem Schicksale bedrohte, einen solchen Grimm gegen sich hervor, daß er zuletzt meuchlings erschlagen und der Graf von Seyn **), auf welchem der Verdacht dieser That beruhte, in ganz Deutschland als ein Beschützer des Rechts und der Unschuld angepriesen wurde. Gerade diese Begebenheit konnte jedoch die Nothwendigkeit darthun, die Gerichte über die Ketzer ***), welche in jener Zeit eine so gefährliche Haltung angenommen hatten, nicht dem Ermessen einzelner Weltpriester, sondern vielmehr einem Orden anzuvertrauen, dessen Zwecke besonders der Bekehrung von Apostaten und der Vertheidigung der Kirche gegen dieselben gewidmet war. Allein obwohl hiezu die Franciskaner- und noch mehr die Dominikanermönche von den Päpsten auserlesen wurden, so vermochten sie doch in Deutschland nicht sowohl in dieser Stellung ihren unermeßlichen Einfluß auf das Volk zu erlangen, als weil sie zwischen den Layen und Geistlichen vermittelnd eine Lücke ausfüllten, die unter den damaligen Zuständen zur unausfüllbaren Kluft zu werden drohte. War es doch schon so weit gekommen, daß, als die Spannung zwischen beyden Ständen durch die Fehde Friedrichs mit P. Gregor IX. neue Nahrung erhalten hatte, der Bischof von Eichstätt aus seinem Sprengel vertrieben und an seiner Statt ein Laye zum Bischof, ein anderer zum Propst, ein Dritter zum Decan erwählt wurde. Es ist daher wohl kein Zweifel, wären diese Orden nicht dazwischen getreten, so würde die Feindschaft der Layen im 13. Jahrhundert gegen die Geistlichen so allgemein und auch so überwiegend geworden seyn, daß die zahllosen Secten jener Zeit, welche wenigstens in diesem einen Punkte unter einander eins waren, leichtes Spiel gehabt hätten, alle kirchliche Ordnung umzustürzen; welches Schicksal aber hieraus für Deutschland erwachsen wäre, geht aus der Beschreibung der scheußlichen Verwilderung der Stedinger hervor *), von welchen wenigstens so viel als unumstößlich wahr angenommen werden kann, daß die Secten jener Zeit, welche alle ihre Consequenzen zu entwickeln vermochten, zuletzt in eine so gräuliche Verwilderung verfielen, als aus der bekannten Bulle P. Gregors IX. über die Stedinger hervorgeht.

Als Eberhard von Lachenstorf, Canonicus an der Metropolitankirche zu Passau, selbst unbescholten und ein Feind des Lasters an sich wie an andern, das unkanonische Leben seines Bischofs rücksichtslos tadelte **), ward er von dessen Getreuen überfallen und gliedweise verstümmelt. Seit den Tagen des heiligen Emmeran war so blutige That in Bayern nicht geschehen. Dagegen machte freylich nur geringes Aufsehen, wenn deutsche Bischöfe mit weltlichen Fürsten in offenen Kampf und dann auch wohl in ihre Gefangenschaft geriethen. Wichtiger aber als alle diese Unthaten und von unermeßlichen Folgen für die Zukunft konnte werden, als etwas später Bischof Conrad von Freysing, wegen eines Streites mit dem Pfalzgrafen und Herzog von Bayern

*) Ein Weltgeistlicher, wie Eckart und Quétif nachwiesen.

**) Qui magnae crudelitatis esse dicebatur. Gesta Trevir.

***) Bekannt ist, mit welcher Strenge diese von Friedrich II. verfolgt wurden, und wie er selbst P. Gregor IX. den Vorwurf machte, zu nachsichtig gegen dieselben zu seyn. Welch destructiver Art diese selbst waren, geht am besten aus Hurters Innocenz III. hervor.

*) Harzheim. Concil. IV. p. 568.

**) cfr. Brunneri virt. et fort. Boior. l. XIV. III. t. 691. 703. Ich bemerke hieben, daß ich mehrere andere, sehr bezeichnende Beyspiele der Kürze halber übergehe.

Otto, nachdem derselbe ruhig und mäßig den Papst zum Schiedsrichter aufgerufen, von dem Papste an den Kaiser appellirte, da in den deutschen Gauen dem Papste kein Recht zukomme, der Kaiser aber das lebendige Gesetz auf Erden sey. *)

Indem sich so vielfach ein Interesse kund gab, das mit demjenigen in offenem Widerspruch stand, welches Friedrich II. anfangs fast allein zu begünstigen schien, so bildete sich unvermerkt eine Richtung aus, welcher der junge König Heinrich sich selbst nicht auf die Länge versagen konnte. Friedrich hatte sich seit der Wahl seines Sohnes den deutschen Bedürfnissen entzogen, und indem er seinen selbstsüchtigen Zwecken in Italien nachjagte, sich den deutschen entfremdet. Es konnte daher nicht anders seyn, als daß die Richtung, welche Friedrich dem Reiche anfänglich gegeben, auch noch unter Heinrich sich geltend machte; allein auch die entgegengesetzte, wir möchten sagen, mehr nationale trat gleichfalls und wider seinen Willen mit Kraft hervor. So ward jetzt nach dem Ausspruche der Fürsten und Barone des Reiches den Vasallen verboten **), ohne Genehmigung ihres Lehensherrn, des Königs und des Reiches, Vereinigungen und Verfügungen zu treffen; ebenso sprachen die Fürsten den Städten das Recht ab ***), Vereinigungen und Bündnisse irgend einer Art zu schließen, ja selbst den Herren der Städte war dieses ohne die Erlaubniß königlicher Majestät nicht gestattet. Allein in dem Kampfe der neu sich bildenden Verfassung mit dem rechtlich bestehenden, wollte man doch nur ungesetzliche Neuerungen †) verhindern, und eben deßhalb ward auch wieder andererseits ausdrücklich bestimmt, es solle kein Territorialfürst ohne Zuziehung und Beystimmung der Besseren und Angesehneren seines Landes ††) neue Verfügungen treffen, neue Gesetze erlassen. Leuchtet schon aus diesem das Bestreben Heinrichs hervor, nicht wie sein Vater durch eine Partey gehoben und erhalten zu werden, sondern möglichst über den Parteyen zu stehen, und diesen ihre Stellung anzuweisen, so geht dieses noch besonders aus dem berühmten Wormser Statute K. Heinrichs zu Gunsten der Fürsten hervor *). Es war dieses eine förmliche Abgränzung und Auseinandersetzung der Rechte königlicher Unterthanen und Städte sowie der geistlichen und weltlichen Fürsten zur Aufrechthaltung und Vermehrung deutscher Freyheit — unstreitig eine der merkwürdigsten Urkunden deutscher Geschichte. Bey der Auflösung der alten großen Nationalherzogthümer waren so viele neue Verhältnisse entstanden, so vieles früher Bestandene war schwankend geworden; die den alten Herzogen unterworfenen Grafen suchten sich den neuern zu entziehen, diese durch Gründung von Städten sich zu verstärken. Die Interessen des Reiches und damit des Königs waren mit denen der Fürsten in so mannigfaltige Collisionen gerathen, daß eine friedliche und rechtliche Ausgleichung der Rechte der Fürsten und der Anforderungen der Reichsstädte, eine Feststellung der mannigfaltigen Beziehungen der einzelnen Stände höchst nothwendig ward. Dieß war denn die Absicht jenes hochwichtigen Statutes, dessen tief in das Einzelne gehende Bestimmungen die verwickeltsten Rechtsverhältnisse auseinander setzen. Hiebey ward den Fürsten noch das wichtige Recht zugesichert, ihre Städte „zu ihrem Behufe und des Reiches Gehorsam, befestigen zu dürfen.“ Damit aber die weitere Entwicklung ruhig und sicher von Statten gehe, war bereits ein Jahr vorher **) von dem Könige ein großer Landfrieden ausgeschrieben worden und wurde in Folge dessen gar manche Zwing- und Raubburg eines Ritters auf Befehl des Königs zerstört.

*) Animata lex in terris. Meichelb. chron. Frising. II. 1. p. 7.

**) 28 Dec. 1221. Pertz IV. p. 254.

***) 23. Jan. 1231. Pertz IV. p. 279.

†) novitates. l. c. p. 254.

††) nisi meliorum et majorum terre consensus primitus habeatur. l. c. p. 283. 1. Mai 1231.

*) l. c. p. 282. 1. Mai 1231.

**) Pertz: Henrici Regis tregua p. 266.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 43.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. July.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 22. May las Herr Prof. Höfler die folgende Abhandlung „über das Verhältniß Kaiser Friedrich's II. zu seinem Sohne, König Heinrich VII." vor.

(Fortsetzung.)

So standen die Verhältnisse in wechselseitiger Ausbildung begriffen, als fast plötzlich ein Wendepunkt eintrat, der Deutschland aller dieser Blüthen zu berauben schien und es den Stürmen Preis gab, unter welchen sich zwar zuletzt die so eigenthümliche ständische Verfassung des Reichs bis zu ihren äußersten Consequenzen entwickelte, aber das Reich selbst darüber beynahe zu Grunde gieng, mit jedem Jahrhunderte schwächer und hinfälliger wurde.

Alle diese Vorgänge in Deutschland standen in grellem Widerspruche mit den Ansichten und Planen des Kaisers, welchen jedwede Entwicklung von Rechten und Freyheiten, die ihren Ursprung und Ausfluß nicht unmittelbar in seiner Gnade hatten, geradezu entgegengesetzt war. Friedrich II. war nicht der Fürst, welcher von den bereits von seinem Großvater so hoch gespannten Rechtsansprüchen des Kaiserthums das Mindeste vergeben wollte. Wie sein Thron über alle Völker und Reiche erhaben war *), sein Wille das vergeistigte Gesetz auf Erden war *), so empfiengen seiner Auffassungsweise nach die einzelnen Fürsten Zierde und Glanz nur von seiner Hoheit **), waren Freyheiten und Rechte nur als kaiserliche Schankungen zu betrachten ***), das Herkommen aber, welches sich in den einzelnen Städten gebildet hatte, die corporativen Innungen, die städtischen Beamten und Räthe gelten dem Kaiser als Verkehrtheiten †). Ein Edict vom Januar 1232 vernichtete plötzlich alle diese Corporationen, und wies die Anordnung über die Städte und alle Güter ††), die vom kaiserlichen Throne verliehen wurden, für alle Zeiten an die Erzbischöfe und Bischöfe zurück. Alle urkundlichen Verleihungen und Verfügungen zu Gunsten solcher Genossenschaften, von wem und zu wessen Gunsten sie immer geschehen waren, wurden für ungültig erklärt †††); alle diejenigen ohne Ausnahme, welche dieser kaiserlichen Constitution entgegen handeln wür-

*) Super gentes et regna (Deus) constituit sedem nostram. Edictum Frid. ap. Pertz. IV. p. 286.

**) Sieh die Note oben. Man darf aber nicht vergessen, unter welchen Umständen dieß gesagt worden war.

**) cum a nostra celsitudine decus recipiant et decorem. Pertz l. c.

***) libertates et dona heißt es im Abdruck der M. H. G. Soll es nicht jura heißen?

†) consuetudines quas censemus pocius corruptelas.

††) ordinatio civitatum et honorum omnium, quae ab imperiali celsitudine conferuntur.

†††) ab hac die in antea in irritum revocamus ac frivola penitus et inania judicamus.

den, sollten in eine Strafe von 5 Pfund reinen Goldes verfallen.

Nicht leicht konnte dem ganzen deutschen Geiste und der ruhig fortschreitenden Ausbildung der deutschen Verfassung eine größere Unbild geschehen, als durch dieses Gesetz, von welchem sein Urheber erklärte, es sey nach dem Beschlusse der Fürsten, aus sicherer Kenntniß in Form Rechtens hervorgegangen, das aber von den bedeutenden Fürsten Deutschlands kaum einer unterschrieben hatte. Friedrich, dessen den Städten feindliche Gesinnungen sich hinlänglich in dem Kampfe mit den Lombarden zeigten, gegen welche er gerade damals den Hauptschlag zu führen hoffte, hatte sich hiedurch auch in eine so offene Opposition mit seinem Sohne, dem deutschen Könige gesetzt, daß Heinrich die Vermittlung der deutschen Fürsten, die die Constitution unterschrieben hatten, anrief, und dadurch auch noch eine Aussöhnung mit seinem Vater zu Cividale bewerkstelligte *). Friedrich bestätigte hierauf das Statut des Reichstages zu Worms **) zu Gunsten der Fürsten — jedoch nur ungerne***) und es war und blieb die Aussöhnung auch nur formell. Dem Kaiser mußte bey den übertriebenen Ideen von kaiserlichen Vorrechten, die er hatte, sein Sohn mehr und mehr unfähig erscheinen, die kaiserlichen und königlichen Würden mit dem Nachdrucke zu behaupten, der sich seiner Ueberzeugung nach gebührte, und Heinrich fand sich gleichfalls von seinem Vater für immer geschieden, da zur Verschiedenheit der Ansichten auch die nur zu gegründete Furcht sich gesellte, sein Vater werde die von ihm geduldete oder gestattete Beeinträchtigung des kaiserlichen Ansehens selbst dem Sohne nie vergessen noch vergeben.

Noch einige andere Ereignisse gesellten sich hinzu. Von allen deutschen Fürsten nach dem Tode Engelberts von Trier hatte wohl keiner größeres Ansehen im Reiche behauptet und die deutschen Interessen muthiger vertheidigt, als Herzog Ludwig von Bayern. Der unternehmende und muthige Fürst — wohl der beste der früheren Wittelsbacher, — hatte nicht nur die Ansprüche der Welfen auf Bayern zu beseitigen, sondern selbst auch die Pfalz an Bayern zu bringen gewußt, die seitdem mehr als ein halbes Jahrtausend dem wittelsbachischen Hause verblieben ist. Friedrich, welcher gleich nach seiner Krönung selbst bey den deutschen Fürsten den Antrag gemacht hatte, an die Stelle des Welfen Heinrich seinem lieben und getreuen Vetter, dem Herzoge von Bayern, zum Dank für langjährige Treue gegen das hohenstaufische Haus die Pfalz am Rhein zu verleihen, und der ihm dann auch die Sorge für seinen Sohn Heinrich anvertraute, mußte sich aller Wahrscheinlichkeit schon nach dem Verlaufe weniger Jahre auch an diesem mächtigen Fürsten, dieser Säule hohenstaufischer Macht in Deutschland, überzeugen, daß seine Wege nicht die des deutschen Volkes seyen.

Der Pfalzgraf bey Rhein hatte zuletzt keinen Antheil mehr an Friedrichs Streitigkeiten mit den Italienern genommen; gar nicht unwahrscheinlich, daß die steigende Kälte des deutschen Königs und Volkes gegen Friedrichs fortwährende Streitigkeiten in Italien mit ein Werk des Herzogs war. Wenigstens eben so viel als die Abneigung gegen die italienischen Händel mag die Versäumniß des Kreuzzugs von Seite des Kaisers auf Ludwig gewirkt haben, welcher den Zug nach Damiette unternommen hatte und einem glücklichen Ausgange so nahe, das ganze Unternehmen scheitern sah, als Friedrich dem Zuge sich nicht anschloß, den er schon 1215 zu unternehmen gelobt hatte. Die so mangelhaften Berichte jener Zeit, welche vielfach durch Vermuthungen ergänzt werden müssen, lassen uns auch den Eindruck nicht klar bemessen, den das Scheitern des zweyten Kreuzzuges unter der Regierung Friedrichs II. und der nutzlose Tod der deutschen Pilger und Pilgerfürsten, die der Kaiser in die ungesunden Niederungen Apuliens gelockt hatte, auf den Pfalzgrafen machten, welcher mit ganz Deutschland den herben Verlust auf das schmerzlichste betrauern mochte. Aus allen diesen Verhältnissen, welche zwar der Phantasie einen weiten, der strengen Geschichtserzählung aber nur einen sehr engen Spielraum ge-

*) Meditatio inter Fridericum et Heinricum. April 1232 M. G. H. IV. p. 290.

**) Vom Jahre 1231.

***) l. c. p. 291.

währen, ist nur so viel klar und unumstößlich, daß der Kaiser kurz nach der Rückkehr aus dem Morgenlande *) und seiner Aussöhnung mit dem Papste in solcher Feindschaft gegen H. Ludwig begriffen, daß derselbe das Aergste von ihm zu befürchten hatte.

Es hatte sich der Pfalzgraf an den Papst angeschlossen, als dieser den Kaiser bannte, welcher mit Beseitigung alles Herkommens und aller Würde, mehr wie ein Abenteuerer, denn als ein Kaiser in den Orient gezogen war und den Sultan Aegyptens angefleht hatte, **) ihm zum kaiserlichen Ansehen wieder zu verhelfen. Als dann der Cardinal Otto als päpstlicher Legat nach Deutschland kam und mit geistlichen und weltlichen Fürsten Zusammenkünfte halten wollte, um hiebey gemeinsame Maßregeln zu berathen, ***) so hielt der Herzog von Bayern diesen Umstand für geeignet, noch entschiedener gegen den Kaiser aufzutreten. Auf dieses unternahm jedoch der junge König sogleich einen Zug gegen ihn und zwang ihn von allem Widerstande gegen den Kaiser abzustehen und zu versprechen für die künftige Ruhe Geiseln stellen zu wollen. †) Dann verfolgte er den Cardinal, welcher nachdem sein erster Plan, sich an Otto von Lüneburg, den Welfen anzuschließen, schon früher gescheitert war, jetzt in Würzburg ein Concil zu halten beabsichtigte, jedoch sich in den Schutz des Bischofs von Strasburg begeben mußte, wohin ihm Heinrich folgte und erst auf Zureden der Fürsten von der Belagerung der Stadt abstand. Der König scheint aber durch diese energische Demonstration gegen die Gegner seines Hauses seine eigene Lage gefährdet zu haben, deren Sicherheit von der günstigen Stimmung der Fürsten abhieng, welche ein so rasches Verfahren gegen den Pfalzgrafen wie gegen den Bischof nicht gutheissen konnten. Seinerseits weigerte sich der Herzog sein Versprechen in Betreff der Geiseln zu erfüllen und als hierauf der Kaiser ihn durch einen besondern Boten ächtete und bannte, mußte ein so willkührliches Benehmen die Zerrüttung eher vermehren als vermindern. Unter solchen Umständen geschah es, daß der Herzog sein Leben plötzlich durch einen Meuchelmörder verlor, dessen blutige That Zeitgenossen mit dem Kaiser in Verbindung zu setzen, kein Bedenken trugen. ††) Ehe Ludwigs Sohn Otto sich auf dem Throne

*) In welchem er neue Verbindungen mit den muhamedanischen Fürsten geschlossen hatte.

**) Sieh das Schreiben Friedrichs an Malek Kamel im 4. Bande der biblioth. des croisades und Poujoulat hist. de Jerus. II. p. 139.

***) Im Jahre 1230 ad submittendum et conciliandum animos Archiepiscop. et Baronum terrae D. Papae in dispositionem (depositionem) Regis Alemaniae Henrici. Chron. Alberici Mon. II. font. ap. Leibn. auct. hist. II. p. 539. Godefr. ad. 1228.

†) Die Hauptstellen hierüber befinden sich in der viel zu wenig gewürdigten apologetica epistola Henrici R. ad Conradum Hildesh. Episcopum. Schannat. Vind. lit. I. p. 198.

††) Godefried, die sonst gut unterrichtete Augsburger Chronik bey Freher I. p. 522. und der monanchus Paduanus. Die merkwürdige Stelle Godefrieds heißt: Ludovicus D. B. a quodam Saraceno, nuntio vetuli de montanis in medio suorum est occisus. Nam idem vetulus de montanis Imperatori confoederatus multas injurias, quas ille dux imperatori intulerat, intendit vindicare. Hoc autem conscientia Imperatoris creditur gestum esse, quod Imperator ipsum ducem paullo ante diffidaverat in rebus et persona, misso ad hoc nuntio speciali. Dieses hinderte jedoch Raumer nicht diese Angabe, welche auch Ständel in seiner aus guten Quellen geflossenen Chronik wiederholet Oefele I. p. 503 und Innocenz IV. laut aussprach, ohne allen Grund und aus blinder Leidenschaft geflossen darzustellen. Es ist ferner unwahr, wenn derselbe Historiker als Gegenbeweis sagt: H. Otto II. blieb dem Kaiser treu. Wie Otto dem Kaiser Freund war, geht aus der epistola apologetica hervor; die Absetzung Heinrichs war der Preis, um welchen er und andere deutsche Fürsten dem Kaiser treu wurden. Dieß hinderte jedoch Otto nicht, sobald es nur seine Stellung erlaubte, sich gegen Friedrich zu erklären. Betrieb er doch bey der ersten Gelegenheit mit allen Kräften die Wahl eines Gegenkönigs, den Ausschluß der Hohenstaufen von dem deutschen Throne, wie aus den Actis Alberti Boh. bey Oefele deutlich erhellt.

seines Vaters festzusetzen vermochte, unternahm K. Heinrich einen neuen Zug nach Bayern und zwang den jungen Herzog, ihm seinen unmündigen Sohn als Geisel zu überliefern, daß er gegen kaiserliche und königliche Majestät nichts zu unternehmen gedenke. Somit war die friedliche Entwicklung des Reiches durch denjenigen selbst unterbrochen worden, welchem es vor Allem zukam, sie zu sichern; Heinrich aber hatte, als er gegen den angesehensten Fürsten auf eigene Faust zum Schwerte griff, das Interesse der Fürsten verletzt und seinen eigenen Boden untergraben. Wahrscheinlich als er bemerkte, wie sehr sich die Stimmung im Reiche gegen ihn verändere, verlangte oder empfieng Heinrich nun auch von andern Reichsständen Geiseln, *) und vermehrte dadurch selbst den Keim der immer größern Spannung der Verhältnisse.

In Mitten dieser Ereignisse fällt der große Reichstag zu Frankfurt, welcher durch Hintertreibung der Gefahr, die der ungestümme Eifer Conrads von Marburg für die persönliche und Gewissensfreyheit der Deutschen herbeygeführt hatte, in der Geschichte unsers Vaterlandes so denkwürdig geworden ist. Der Sieg, welchen auf diesem die deutsche Reichsritterschaft, durch die Befreyung des Grafen von Seyn von der Anklage gegen Ketzerey, die Layen über die Geistlichen davon trugen, legte zu der bereits vorhandenen Spannung ein neues Gewicht hinzu. K. Heinrich aber gerieth, als er sich nicht begnügte, das processualische Verfahren des M. Conrad dem Papste vorzulegen, sondern auch gegen den Bischof von Hildesheim auftrat, welcher im Auftrage Gregor's IX. das Kreuz gegen die Ketzer verkündigt hatte, in eine neue nachtheilige Stellung zu dem Papste wie zu den Bischöfen **). Und als der König auf demselben Reichstage zur Aufrechthaltung des Landfriedens die Burgen mehrerer Ritter zu zerstören befahl, dem Herzoge von Bayern den Zoll bey Bacharach absprach, und insbesondere die Brüder von Hohenlohe, deren Burgen durch königliche Sentenz von Heinrich von Nyfen zerstört worden waren, gegen sich aufbrachte, so wandten sich die Unzufriedenen an den Kaiser, der, wie es scheint, nicht ungern die Gelegenheit ergriff, das Ansehen seines Sohnes dem eigenen unterzuordnen. Anstatt den Zwiespalt zu vermeiden, welcher hiedurch in das hohenstaufische Haus gebracht wurde, hörte Friedrich die Klagen gegen die Amtsführung seines Sohnes willig an und vernichtete nicht nur die von dem Könige erlassenen Urtheilssprüche, sondern befahl auch zum offenen Nachtheile des königlichen Ansehens Wiederaufbau der zerstörten Schlösser der Brüder Hohenlohe, und Entlassung der Geiseln, belehnte den Herzog von Bayern mit dem Zolle von Bacharach, verpfändete willkührlich die Stadt Nordhausen, und zeigte dadurch allen den Weg, wider den Willen des Königs und die Aussprüche der Fürsten nicht sowohl zu ihrem Rechte, als zur Befriedigung aller Wünsche zu gelangen, welche sie auf der gewöhnlichen und rechtlichen Weise nicht durchzusetzen vermochten. Als hiezu sich Schreiben gesellten, aus welchen nur zu klar hervorgieng, wie wenig der Kaiser seines Sohnes zu schonen gedenke und des Kaisers willkührliche Verfügungen in offenen Widerspruch mit seinen Vollmachten traten, welche er selbst früher seinem Sohne übergeben hatte; als Heinrich gewahrte, wie diese Willkühr seine Ehre und Würde und den Vortheil des ganzen Hauses beeinträchtige, und je mehr er sich den an ihn gestellten Anforderungen zu entziehen suche, desto hartnäckiger sein Vater darauf bestand; als in dem ganzen Benehmen des Kaisers immer unverholener sich das Streben aussprach, alle Rücksichten gegen das Reich seinen Privatzwecken aufzuopfern, so darf es Niemanden wundern, wenn Heinrich den Gedanken faßte, seine Sache und die des Reiches auch offen von dem Kaiser zu trennen, dessen Streben eine der Verfassung und den Interessen Deutschlands so entschieden nachtheilige Richtung genommen hatte.

(Schluß folgt.)

*) Hist. Novient. mon. ap. Mart. thes. II. p. 1157.

**) Sieh das treffliche chronicon anonymi Erford. in Schannats vindem. I. p. 94.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 44.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 22. May las Herr Prof. Höfler die folgende Abhandlung „über das Verhältniß Kaiser Friedrich's II. zu seinem Sohne, König Heinrich VII." vor.

(Schluß.)

Allein indem man nun als Beweis für den beabsichtigten Abfall Heinrichs von seinem Vater seinen mit den Lombarden abgeschlossenen Bund *) (Nov. 1234) angiebt, übersieht man, daß in demselben der Kaiser gar nicht genannt, der Bund nur eine Anerkennung des Königs von Seiten der lombardischen Genossenschaft enthielt, deren Haupt Mailand war, und wenn mit diesem Zugeständnisse eine Erweiterung des Kostnizer Friedens, eine Schmälerung der bisher von dem Kaiser erhobenen Ansprüche verbunden war, so war doch damit nur der factische Zustand rechtlich geworden und es unstreitig weiser, was einmal nicht zu ändern war, in Güte anzuerkennen, als wie Friedrich in fruchtlosem Kampfe die edelsten Kräfte zu vergeuden. Hiebey darf man auch nicht übersehen, daß der Kaiser in den Schreiben an seine intimsten Anhänger unter den Gründen, weßhalb er seinen Sohn entsetzt, dessen Verbindung mit den Lombarden gar nicht **) erwähnt ***).

So hat denn wohl ein anderer Grund den Bruch zwischen Vater und Sohn herbeygeführt. Friedrichs Absicht, als er seinen ältesten und damals noch einzigen Sohn zum König der Römer wählen ließ, war nicht gewesen, sich selbst eines Theiles der Macht zu berauben, sondern mittels seines Sohnes die deutschen Fürsten nur desto inniger an sich zu ketten.

Allein wollte der Kaiser in seinem Sohne gleichsam nur einen Großjustiziarius für das deutsche Reich, der seinen Befehlen hier nicht minder pünktlich nachkomme, als derjenige, welchen er über sein Königreich Sicilien setzte, so empörte sich hingegen die Seele des deutschen Königs *), der während der ein und zwanzigjahrigen Abwesenheit seines Vaters seiner Würde zu gut bewußt ward, als daß er sich gutwillig hätte fügen können oder mögen.

So lag der Grund des Conflictes in der Stellung, in den Absichten beyder, in der unaussöhnbaren Verschiedenheit ihrer Regierungszwecke. Der Sohn, dem Vater längst entfremdet, konnte in dessen

*) Henrici Regis foedus cum Lombardis. m. H. G. N. p. 305.

**) Sieh die Briefe Friedrichs p. 17 u. 18 bey Hahn collectio monumentorum veter. I. p. 227. 229.

***) Daß P. Gregor IX. nicht daran Schuld sey, hat schon Raumer zur Genüge bewiesen.

*) Per dura praecepta patris nostri — non sine maxima verecundia (restituere) cogel amur sagt einmal Heinrich in seiner Apologie. Nach dieser, besonders nach Br. 17 geht übrigens ein Eingehen in die Beschwerden der Fürsten gegen Heinrich ganz unzweydeutig hervor. Da Heinrich diese gekränkt hatte, nützte ihm Alles nichts, was er zur Behauptung der deutschen Freyheit gethan und wodurch er sich eben in die schiefe Stellung zu seinem Vater gebracht. Er konnte sich dem einen wie den andern gegenüber nicht mehr behaupten.

Anforderungen nicht eingehen, ohne sich in seinen eigenen Augen gänzlich herabzusetzen und seinem Ansehen selbst den Todesstoß zu versetzen; der Kaiser aber überzeugte sich mit Schmerz von der traurigen Gewißheit, sich verrechnet und unbewußt die Erfüllung der prophetischen Worte herbeygeführt zu haben, die Papst Honorius III. aussprach, als Friedrich seinem ersten Versprechen entgegen, seinen Sohn statt zum Könige Siciliens zum Könige Deutschlands machte. Je mehr er sich von Heinrich abgezogen fühlte, desto mehr wandte er sich dem jüngern Sohne Konrad zu, in dessen Anlagen der Vater kein Hinderniß für seine Pläne entdeckte *) — und welcher zugleich nicht wie K. Heinrich durch besondere Versprechen an den römischen Stuhl gekettet war. **)

Schon im Jahre 1232 war die Spannung so weit gediehen, daß nur das eidliche Versprechen Heinrichs, sich den Befehlen und dem Gutdünken seines Vaters gänzlich fügen zu wollen, ***) einen förmlichen Bruch aufhielt. Der junge Fürst scheint aber entschlossen gewesen zu seyn, sein königliches Ansehen ungeschmälert zu behaupten und in den Stücken, in welchen er frey war, diejenigen Mittel ergriffen zu haben, welche seine Lage ihm darbot. Friedrich zählte jedoch unbedingte Anhänger in Deutschland sowohl unter den Fürsten als unter den Städten und hatte Sorge getragen, etwaigen Widerstand durch päpstliche Censuren zu beseitigen. Deutsche Fürsten hatten auf Antrieb des Kaisers sich mit Klagen an den Papst gewandt. Zu seinem Unglücke hatte der unbesonnene Fürst, †) dem es an Geld gebrechen mochte, dänische Ritter, die von Rom nach Hause kehrten, und Geistliche, welche auf der Römerfahrt begriffen waren, ihrer

*) Tu bonae indolis fili! schrieb er ihm. Hahn I. p. 227.

**) Extat in libro privilegiorum Romanae ecclesiae exemplum jusjurandi, quo Fridericus atque Henricus Rex ejus filius se in potestatem sedis Apostolicae futuros hoc anno (1223) polliciti sunt nihilque mali adversus Romanam Ecclesiam unquam molituros. Raynald. ad an. 1223. p. 19.

***) Quod mandata nostra et beneplacita penitus observaret schrieb Friedrich über ihn. Hahn. p. 227.

†) Hist. Novient. l. c.

Habe berauben lassen und dadurch sich selbst der kirchlichen Ahnung ausgesetzt. P. Gregor hatte deßhalb den Erzbischof von Salzburg beauftragt, den Bann über Heinrich zu verhängen. *) So erwirkte der Kaiser mit Leichtigkeit solche päpstliche Schreiben, wie er sie nur immer wünschen konnte. Hatte er selbst, wer immer mit Klagen an den Hof gekommen war, seit geraumer Zeit mit solchen Briefen versehen, durch welche Heinrichs Anordnungen umgestossen wurden, so war zuletzt die steigende Abneigung des Kaisers gegen seinen Sohn so unverholen geworden, daß selbst die Drohung seinen Briefen beygefügt wurde, sollte der König auch nur im Geringsten den Anordnungen des Kaisers nicht Folge leisten, so würden weder Schreiben noch Gesandte desselben mehr angenommen werden. Vergeblich suchte König Heinrich seinen Vater durch eine Gesandtschaft zu besänftigen, an deren Spitze der Erzbischof von Cöln und der Bischof von Bamberg standen, und welche die Bitte zu stellen hatte, er möge doch den nachtheiligen Berichten über ihn keinen Glauben schenken und die Unterwürfigkeit seines Sohnes nicht von sich stossen. Vergeblich forderte er auch zu gleichem Zwecke die Dienste anderer Fürsten, wie des Bischofs von Hildesheim auf. Auf das Aeußerste getrieben scheint er aber andererseits auch die Möglichkeit des Widerstandes, wenn sein Vater sich gar nicht besänftigen ließe, erwogen zu haben. Allein der Anhang, welchen er sich zu diesem Zwecke geschaffen hatte, zerstieb, als der Kaiser über Aquileja nach Deutschland kam, **) und nach Anord-

*) Rayn. 1235. p. 10.

**) Raumer läßt den Kaiser ohne Heer nach Deutschland kommen. Gottfried sagt uns deutlich, er sey von Aquileja cum multa turba et multis thesauris (damals wie später das Wirksamste) versus Austriam gekommen. Eine nicht minder wichtige Stelle gehört auch hieher. Sie ist aus dem auctor anonymus vitae Gregorii P. IX. p. 581 (Friderico) contra filium et ejus complices (Papa) concessit apostolicas literas juxta petentis arbitrium, modum petitionis et formam. Procedit itaque quasi novus ecclesiae Romanae legatus, literis papalibus praemunitus, quarum censuram Theutoniae principes tutores catholicae fidei formidantes, patris resumpto dominio de filii consortio recesserunt, quem tamen ad ejus gremium cum

nung deſſen, was gegen den Herzog von Oeſterreich geſchehen ſollte, an den Rhein zog. Der Anhänglichkeit der Seinigen nur in ſo ferne verſichert, als er dieſe durch große Geldſummen zu erkaufen vermochte, ſuchte ſich Heinrich auf die Städte zu ſtützen, deren Intereſſen er ſelbſt wider den Willen ſeines Vaters gefördert hatte. Allein das verzweifelte Mittel, zu welchem er griff, Geiſeln von ihnen zu verlangen *), beweist, wie wenig auch auf dieſer Seite Verläſſigkeit zu finden war. So blieb ihm, als alles ſich vor dem Erſcheinen der kaiſerlichen Majeſtät beugte zuletzt nichts anderes übrig, als ſeinem Vater auf dem Wege nach Worms bis Wimpfen entgegen zu eilen und ſich deſſen Gnade zu übergeben **). Der Kaiſer verſchob es jedoch, einen entſcheidenden Ausſpruch zu fällen, bis er nach Worms gekommen war, wo er ſodann die Bedingungen bekannt machte, ***) unter welchen der Sohn die Gnade des Vaters wieder erlangen ſollte. Als aber Heinrich hiebey auch ſich verpflichten mußte, die Burg Trifels †), in welcher die Reichskleinodien aufbewahrt wurden, ſeinem Vater zu überantworten und ſomit faktiſch in ſeine Abſetzung einzuwilligen, ſo ſuchte er ſich während der Vermählung des Kaiſers mit der Prinzeſſin Iſabella von England einem ſolchen Schickſale durch die Flucht zu entziehen. Allein der verunglückte Verſuch beſchleunigte nur dasſelbe. Der Kaiſer ließ ihn in gefänglichem Gewahrſam auf das Schloß ſeines Gegners, des Pfälzgrafen Otto, nach Heidelberg, dann in die Schweizer Alpen nach Altheim bringen, zuletzt aber, als er von Seiten der deutſchen Fürſten eine Bewegung zu Gunſten ihres Königs fürchtete, nach Calabrien abführen ††) und dort bis zu ſeinem Tode gefangen halten †††).

In den Sturz des unglücklichen Fürſten wurden auch ſeine beyden Söhne verwickelt. Da ſich kein Abſetzungsdecret vorfindet, ſondern nur in der Wahlacte K. Conrads geſagt iſt, Heinrich entbinde nach dem Ermeſſen ſeines Vaters die deutſchen Fürſten von dem Eide der Treue, ſo war es dem Kaiſer gelungen, ohne Beobachtung der gehörigen Formen, weil er es ſo wollte, Deutſchland ſeines Königs zu berauben und dem Hauptreiche, wie wenn es nur eine Provinz wäre, eine beliebige Anordnung zu geben. P. Gregor IX. hatte auf die Nachricht, Heinrich habe ſich ſeinem Vater unterworfen, dem Erzbiſchofe von Salzburg geſchrieben, ihn von der kirchlichen Cenſur zu befreyen, und erwartete wohl nichts weniger, als was nachher in Betreff Heinrichs erfolgte. Der unglückliche König ſtarb nach harter Gefangenſchaft im Jahre 1242; **) von ſeinen Söhnen ſtarb Friedrich ein Jahr nach dem Tode ſeines hartherzigen Großvaters, der jüngere, Heinrich aber noch in demſelben Jahre, in welchem das Geſchick ſeinen Oheim Conrad IV. in der Blüthe des Alters hinwegraffte, der nach des Vaters Willen mit Ausſchluß der Neffen den deutſchen Thron beſteigen ſollte, um die Deutſchen in Unterwürfigkeit zu erhalten.

Unſtreitig befand ſich jetzt der Kaiſer auf dem Höhepunkt ſeines Glückes und ſeiner Macht, obgleich der letzte Schritt hiezu über den eigenen Sohn gegangen war. Unaufhaltſam drängte ſich jetzt Maßregel an Maßregel den Bau zu vollenden, der bereits ſo weit gediehen war. Der Herzog von Bayern ward vor der Hand beſänftigt, als der unglückliche König ſeinem Gewahrſam überliefert wurde; der Enkel Heinrich's des Löwen, Otto, erhielt Braunſchweig und Lüneburg als Herzogthum. Dadurch ward einerſeits das Haus Wittelsbach, das auf die Erbſchaft der Welfen in Bayern und Sachſen Anſpruch machte, beſchränkt, andrerſeits der Zwieſpalt der Häuſer Stauf und Welf beſeitiget, und der neue Herzog, eine Stütze des Papſtes, in Deutſch-

supplicatione veniae redeuntem — proscriptum in Apuliam, regionem longinquam pater hoste crudelior custodiae mancipavit.

*) Hist. Novient. ap. Martene thes. III. S. 1158.

**) Anon. chron. Erford. p. 95.

***) VI. non. Jul. Godefr. mon. ad a. 1235.

†) Godefr. l. c.

††) Chron. Erford. p. 95.

†††) Das chron. Erford. ad a. 1238, das von einer Ausſöhnung mit dem Kaiſer berichtet, verdient neben Richard v. S. Germano in der Geſchichte Unteritaliens keinen Glauben.

*) Welchen Eindruck ſein Tod unter den Großen Neapels machte, geht daraus hervor, daß ein Minorit die Leichenpredigt über den Text: arripuit Abraham gladium ut immolaret filium hielt. Die Anweſenden aber glaubten nicht anders, als daß dieß dem Mönche den Kopf koſten werde. So Salimbene.

land auf die kaiserliche Seite hinüber gezogen. Der Reichstag von Mainz, auf welchem der Kaiser gewiß nicht ohne Absicht die Dienste hervorhob, welche ihm von den Bischöfen im Weltlichen wie im Geistlichen geleistet worden waren, enthielt schon deutlich den Versuch, Deutschland nach dem Muster seines Erblandes, Sicilien, verwalten zu lassen, wozu die Aufstellung eines kaiserlichen Justitiars als Einleitung angesehen werden konnte. Als die Fürsten durch eine ausgesuchte Behandlungsweise gewonnen waren, das Volk durch die Entfaltung kaiserlicher Pracht und die den Gebeinen der heiligen Elisabeth zu Marburg dargebrachte Huldigung günstig gestimmt worden, konnte ein neuer Schritt zum Ziele geschehen. Oesterreich und Steyermark, die dem rebellischen Herzoge entrissen worden, wurden kaiserlichen Statthaltern übergeben und sollten nunmehr nur von Kaisern und Königen regiert werden — ein Grundsatz, welcher seit dem Sturze der alten Nationalherzoge durch Karl den Großen nicht mehr in diesem Maße ausgesprochen worden war, und das deutsche Reich mit der Auflösung seiner Verfassung, mit dem Untergange der ihm eigenthümlichen nationalen Entwicklung bedrohte. Allein selbst damit hatte der Stern des Kaisers noch nicht seinen höchsten Glanz erreicht. Es gelang ihm auch noch die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Salzburg, die Bischöfe von Bamberg, Regensburg, Freysing und Passau, den Pfalzgrafen Otto, den König Wenzel von Böhmen, den Landgrafen Heinrch von Thüringen und den Herzog Berthold von Kärnthen als „die Väter und Lichter des Reiches“ zur Wahl des jungen Königs von Jerusalem, Conrad zu vermögen, um jede Gefahr eines Zwischenreiches zu beseitigen. Heinrich selbst hatte die Fürsten von dem Eide der Treue gegen ihn entbunden und so leisteten sie nun denselben dessen jüngerem Bruder, den der Vater sorgfältig in seinen Regierungsgrundsätzen hatte erziehen lassen, ja dem er selbst noch jene Anweisungen ertheilte, die ihm für das Interesse seines Hauses und der Krone angemessen schienen.

Dabey konnte man selbst nicht sagen, es sey aufs Neue jenes Gelübde verletzt worden, auf welches hin Friedrich die Kaiserkrone empfangen hatte, da der neue König der Deutschen nicht wie Heinrich König von Sicilien war. Hiefür war aber Deutschland bereits in eine Lage gebracht worden, welche der Frankreichs in der Zeit der ersten Capetinger nur zu sehr glich. Die Fürsten erkannten den Kaiser in der Wahlurkunde als den wahren Nachfolger seiner Vorfahren aus dem hohenstaufischen Geschlechte, fügten der Linie nach den Sohn bey und sprachen somit die Erblichkeit der Kaiserkrone mehr als faktisch aus. Ungeachtet Conrad noch nicht zum Könige von Sicilien ernannt worden war, so hatte der Kaiser, dessen Absicht hierüber nicht in Zweifel gezogen werden kann, doch schon Alles erreicht, um dessenwillen er sich nicht gescheut hatte, sein wichtigstes Versprechen zu brechen, er hatte es erreicht, ohne dießmal offen ein solches abzulegen und dadurch sich aufs Neue die Hände zu binden. Zwar hätten die großen Verwicklungen, welche in Folge des ersten Bruches den Kaiser betroffen hatten, denselben vor einem ähnlichen Versuche, den alten Plan auszuführen, zurückschrecken sollen; allein durch den klugen Ausweg, welcher jetzt aufgefunden worden war, schien alle Gefahr für immer beseitigt und es konnte der Kaiser nun den vollen Triumph feyern, welchen Ueberlegenheit des Geistes und der Besitz der Macht zu verleihen im Stande sind. Jetzt hatte der glückliche Kaiser nicht nur die Stellung wieder gewonnen, von der sein Vater zur Umwandlung der deutschen Reichsverfassung schritt, sondern auch nachdem er die Macht seines Hauses zuerst aus dem Schiffbruche in Sicherheit gebracht, schnell mehr errungen als dieser bey dem Widerspruche der Fürsten auch bey einer langen Regierung hatte hoffen können. Jetzt verharrte das Königreich Jerusalem, „das mütterliche Erbe des theuersten Sohnes Conrad,“ das Königreich Sicilien, „das herrliche Erbe von des Kaisers Mutter und das vorwaltend mächtige deutsche Reich“ ruhig im kaiserlichen Gehorsame. Nur das Königreich Italien, ringsum von kaiserlichen Besitzungen umschlossen, widerstand allein der Einheit des Reiches? Was war natürlicher, als daß diese glänzende, ja wunderbare Vereinigung so vieler Kronen auf einem Haupte den Besitzer derselben anspornen mußte, auch den letzten Widerstand zu brechen und trotz aller Verpflichtungen und Zugeständnisse an P. Gregor IX. die italienischen Städte unter Bedingungen, wie er sie wollte, seiner Herrschaft einzuverleiben.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 45.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. July.
Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

In der Sitzung vom 9. April d. J. wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1. Hr. Conservator Dr. Steinheil giebt nachstehende Notiz über den Cometen im Eridanus.

Am 18. März sah ich den Cometen zum ersten Male. Sein Schweif reichte über υ und λ Leporis bis in die Mitte zwischen κ und α Orionis. Wolken am tiefen Westhorizonte ließen den Kopf oder Kern des Cometen nicht erkennen. Die Länge des Schweifes betrug etwa 40°. Er war mehr als 2° breit und sehr hell. Am 19. fand ich noch in der Dämmerung um $7^{h}\ 21'$ den Kopf des Cometen in der Nähe von Azha (η) Eridani. Ich bediente mich eines parallaktisch montirten Fraunhofers von 34‴ Oeffnung mit schwacher, nur 20 maliger Vergrößerung. Es fehlte jedoch in dem Aufstellungslokale des Fernrohres eine Secundenuhr und so wurden die Vergleichungen mit Azha nur beyläufig, in AR durch die Taschenuhr, in δ durch Einstellen des Aequatoreals erhalten. Sie ergaben März 19.

$7^{h}\ 51'\ \alpha = 2^{h}\ 55'\ 29''8\ \ \delta = -\ 9''\ 40'\ 6''$

Anderweitige später zur Publicität gelangte Beobachtungen zeigen jedoch, daß in der Decl. ein Versehen vorgegangen ist. Dieß hat das Originalblatt der Aufzeichnung bestätigt, indem es nachweiset, daß die Differenz in δ nicht $-\ 9'$ sondern $-\ 1'$ heißen soll; damit wird $\delta = -\ 9^{\circ}\ 32'\ 6''$. Allein der Fehler ist zu spät erkannt worden und hat nachtheilige Folgen gehabt, indem die Elemente, welche mit auf diese Position gegründet wurden, nothwendig dadurch von der Wahrheit abweichen müssen.

Vom 20. an war das Beobachtungslokale mit einer Halbsecunden-Pendeluhr versehen, so wie das Aequatoreal mit einem Kreis-Mikrometer und 80 maliger Vergrößerung.

Die Positionen sind alle durch gut bestimmte Sterne erhalten und die Zeit durch Beobachtungen am Paßageinstrument regulirt.

So wurden folgende Positionen erhalten;

1843		α		δ		Anzahl d. Vergl.
M. Z. München März 20.	$7^{h}\ 48'\ 17''$	$-^{h}\ -'\ -''$	$-\ 9^{\circ}\ 13'\ 52''.7$		2	
	7 51 44	3 2 48.8	———		4	
21.	7 48 46.7	3 9 39.1	$-\ 8$	57 21.9	2	
22.	7 33 27	$49^{\circ}\ 2'\ 46''.3$	$-\ 8$	40 19.0	5	gut
23.	7 52 24	50 36 30.2	$-\ 8$	23 4.1	3	gut
30.	7 58 21	59 37 42.0	$-\ 6$	40 4.0	2	

Regen und später das Mondlicht haben bis jetzt weitere Beobachtungen verhindert. Bey der raschen Entfernung des Cometen von ☉ und ♁ und bey seiner tiefen ungünstigen Lage bleibt es zweifelhaft, ob er in unsern Gegenden noch zu beobachten seyn wird.

Indessen steht zu erwarten, daß er in Ländern der südlichen Hemisphäre, wo die Tage nun abnehmen und auch die übrigen Verhältnisse seiner Beobachtung weit günstiger sind, noch lange beobachtet werden wird.

Eine Entscheidung, ob sich dieser Comet, der der Sonne so merkwürdig nahe kam, wirklich in der hyperbolischen Bahn des Hrn. Prof. Encke, welche die Berliner Beobachtungen in der That sehr gut darstellt, bewege, oder aber nach der Vermuthung des Hrn. Conferenzraths Schumacher identisch sey mit dem von 1668 und folglich eine Umlaufszeit von 175 Jahren habe, steht erst zu erwarten von größerer Ausdehnung der Beobachtungsreihe. Es zeigt dieß, wie wünschenswerth weitere Bestimmungen sind.

---

2. Hr. Conservator Lamont gab eine Erklärung der Wärmecompensation, welche er erfunden hat um die Kraft der Magnete von den Aenderungen der Temperatur unabhängig zu machen. Ferner legte er der Classe die erst ganz kürzlich erschienene Abhandlung des Hrn. Prof. Lloyd in Dublin: „On the determination of the Intensity of the Earth's Magnetic Force in absolute measure“ vor und fügte folgende Erklärung bey:

„Bisher hat man bey absoluten Intensitäts-Bestimmungen aus dem Ausdrucke, welcher das Verhältniß des Erdmagnetismus zur magnetischen Kraft des Stabs angiebt, die höhern Glieder dadurch eliminirt, daß man Ablenkungen in verschiedenen Entfernungen vornahm. Diese Methode gewährt ziemlich unsichere Resultate, wenn die Entfernungen beträchtlich und die Ablenkungswinkel nur klein sind. Hr. Prof. Lloyd schlägt in der vorliegenden Schrift einen neuen Weg ein, indem er die Coefficienten der höhern Glieder theoretisch bestimmt, und zwar nach dem von Biot für kleine Magnete aufgestellten Gesetze, daß die magnetische Kraft in irgend einem Punkte des Stabes der Distanz vom Mittel einfach proportional sey. Auf solche Weise genügt zu einer Intensitäts-Bestimmung ein einziger Ablenkungs-Versuch: dabey wird die Mühe bedeutend vermindert und die Sicherheit des Resultates um mehr als das Fünffache vergrößert. Die höchst wichtigen von Hrn. Prof. Lloyd in Aussicht gestellten Vortheile haben mich veranlaßt seine Methode einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, und ich bin dabey zu folgenden Ergebnissen gelangt:

1) Es ist bisher allgemein und in der gegenwärtigen Schrift auch von Hrn. Prof. Lloyd angenommen worden, daß wenn der Ablenkungs-Stab um mehr als seine vierfache Länge von dem freyen Magnet entfernt ist, bey Entwickelung des Ausdrucks für das Verhältniß des Erd- und Stab-Magnetismus nur zwey Glieder (von der dritten und fünften Potenz der Entfernung abhängend) berücksichtiget zu werden brauchen. Bey genauerer Untersuchung läßt sich aber theoretisch nachweisen, daß auch das dritte Glied (von der siebenten Potenz der Entfernung abhängend) nothwendig berücksichtiget werden muß: ich habe dieß auch durch Versuche bestätiget. In dieser Beziehung wäre es demnach nothwendig, die Methode des Hrn. Prof. Lloyd zu ergänzen.

2) Was das von Hrn. Prof. Lloyd angenommene Gesetz der Vertheilung des Magnetismus in Stahlstäben betrifft, so habe ich dasselbe bey den Magneten, womit ich Versuche angestellt habe, nicht bestätiget gefunden. Auch zeigen meine Versuche, daß bey Magneten von denselben Dimensionen, selbst wenn sie auf gleiche Weise magnetisirt sind, das Gesetz der Vertheilung des Magnetismus sehr verschieden seyn kann. Uebrigens habe ich flache, nicht cylindrische Magnete wie Herr Prof. Lloyd, gebraucht: bey letzteren könnte vielleicht ein anderes Verhältniß stattfinden, jedoch wäre dieß

nur dann anzunehmen, wenn ein strengerer Beweis als der in der Schrift des Hrn. Prof. Lloyd geliefert wird, dafür gegeben ist.

In der Sitzung am 13. May d. J. wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1. Herr Akademiker Dr. v. Kobell legt der Classe in Auftrag Sr. Kaiserl. Hoheit des Herrn Herzogs von Leuchtenberg mehrere von Höchstdiesem angefertigte galvanoplastische Arbeiten vor, welche sich durch die Schärfe und Reinlichkeit der Darstellung auszeichnen.

Die Classe ersucht ihren Sekretär, dem Herrn Herzog ihren Dank dafür abzustatten. Gleicherweise wird ein vom Herrn Akademiker Jacoby in St. Petersburg verfertigtes galvanoplastisches erhöhtes Bild in Silber und vergoldet, das Abendmahl darstellend, vorgelegt.

2. Das Programm der von der Classe für die Jahre 1843 — 45 gestellten Preisaufgabe wird vorgelesen, wie folgt:

Es sollen die Atomgewichte von Schwefel, Eisen und Kupfer in Einheiten des Sauerstoffes ermittelt werden und zwar so, daß jedes dieser Atomgewichte aus allen Verbindungen mit den übrigen genannten Grundstoffen ausschließlich abgeleitet werde. Nach jeder Methode ist eine hinreichend große Anzahl eigener Beobachtungen anzustellen, um daraus theils einen hinlänglich sichern Mittelwerth zu erhalten, theils aber auch die Abweichung jedes Experimentes vom Mittel kennen zu lernen. Alle vorkommenden Wägungen sind nach Bessels Methode und Tafel auf den luftleeren Raum zu reduciren.

— Aus sämmtlichen Beobachtungsreihen sollen sodann, mit Rücksicht auf das Stimmrecht der einzelnen Methoden, die wahrscheinlichsten Werthe der genannten Grundstoffe und die Grenzen der Sicherheit ihrer Bestimmung nach der Methode der kleinsten Quadrate abgeleitet werden. — Die Beobachtungen sind in der Originalform vorzulegen, so zwar, daß jede auf das Ergebniß influenzirende Zahl bis zur ursprünglichen Aufzeichnung des Experimentes verfolgt werden kann.

Die Classe hat sich zu obengenannter Preisaufgabe veranlaßt gesehen durch nachfolgende Betrachtungen.

Bey Berechnung chemischer Analysen nach Atomgewichten ereignet sich nicht selten der Fall, besonders bey Untersuchungen organischer Körper, daß der Unterschied zwischen Rechnung und Beobachtung größer ist, als man nach der Sorgfalt des Experimentes hätte erwarten sollen. Man kann selbst zweifelhaft bleiben, bey complicirten Verbindungen nach Atomgewichten, ob das Eine Zahlenverhältniß oder das Nächstgelegene sich besser an die Beobachtung anschließt. Dieser Unterschied entspringt zum Theil aus Fehlern des Experimentes, zum Theil aber auch aus der Unsicherheit der Atom-Gewichts-Bestimmungen. Da aber die Unsicherheit der verschiedenen Atomgewichte selbst verschieden ist, und mit ihrer Anzahl in den Verbindungen wächst, so so kann dieselbe, wenn auch der Fehler in der einfachen Atombestimmung nur sehr geringe ist, doch von großem Einfluße werden auf das Resultat.

Um folglich unterscheiden zu können, welchen Antheil an der Differenz zwischen Rechnung und Beobachtung die Bestimmung der Atomgewichte trage, und um zu sehen, ob die Analyse innerhalb dieser und ihrer eigenen Unsicherheit liege, ist es erforderlich, nicht bloß die Atomgewichte selbst genau zu kennen, sondern auch zu wissen, wie viel ihre Bestimmungen möglicher Weise von der Wahrheit abweichen können. Es sind zwar die Atomgewichte aus sehr zahlreichen und zum Theil sorgfältigen Beobachtungen abgeleitet, und es könnten, wenn aus sämmtlichen Beobachtungen diejenigen Werthe durch Rechnung abgeleitet würden, welche allen Experimenten möglichst nahe entsprechen, zwar

schon sehr wesentliche Verbesserungen ihrer Bestimmungen erzielt werden; — indessen beruhen die verschiedenen Bestimmungsmethoden auf Beobachtungen von zu ungleichem Stimmrechte, als daß sich von dem Ergebnisse dieser bedeutenden Arbeit ein völlig genügendes Resultat erwarten liesse.

Man hat sich daher veranlaßt gesehen, durch obige Preisfrage neue, möglichst sorgfältige Bestimmungen zu veranlassen, um dadurch den Anfang zu machen mit einer gründlichen und umfassenden Feststellung der Atomgewichte und der Grenzen ihrer Sicherheit. Die Wahl der benannten vier Grundstoffe wurde theils durch das häufige Bedürfniß und ihre nützliche Anwendbarkeit, theils dadurch geleitet, daß sie, mit Ausnahme von Eisen und Kupfer, alle wechselseitig mehrfache und bestimmte Verbindungen eingehen, und also mehrfache Reihen von Bedingungsgleichungen abgeben werden.

Die Atomgewichte bilden übrigens bekanntlich unveränderliche Verhältnisse in der Natur; sie sind Naturconstanten. Der wissenschaftliche Werth ihrer möglichst gründlichen Erforschung bedarf daher wohl keiner weiteren Erläuterungen.

Die concurrirenden Abhandlungen können in deutscher, französischer oder lateinischer Sprache geschrieben seyn, und werden mit einem Motto und einem versiegelten, den Namen des Verfassers enthaltenden, Zettel bis spätestens den 1. November 1845 an die königliche Akademie der Wissenschaften in München eingesandt. Die Entscheidung über die Preiswürdigkeit der eingehenden Arbeiten erfolgt in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie am 28. März 1846.

Der Preis ist 100 Dukaten.

---

3. Der Herr Classensekretär verliest einen von Hrn. Prof. Dr. **Erdl** eingesendeten Aufsatz über den **Acarus folliculorum**.

Vor Kurzem kam in das hiesige allgemeine Krankenhaus auf die Abtheilung des Hrn. Director **Gietl** ein Mann von 65 Jahren, welcher an Bronchitis litt. Dieses Individuum erregte bey allen, die ihn sahen viele Aufmerksamkeit wegen einer ungeheueren Anzahl kleiner runder Geschwülste, welche über den ganzen Leib des Patienten so verbreitet waren, daß man besonders auf dem Rücken keinen Zoll breit normal gebliebener Haut finden konnte. Die Geschwülste wurden als Lipome diagnosticirt.

Ref. besuchte den Mann auch, fand an ihm ein etwas kleines, mageres, übrigens gut gebautes Subject, von der Bronchitis, wegen welcher er in das Spital kam, fast gänzlich hergestellt. Die sogenannten Lipome hatten die normale Farbe der Haut, fühlten sich sehr weich und zarter als die gewöhnliche Männerhaut an, waren rund, saßen theils auf einer breiten Basis, theils mit Stielen von verschiedener Länge und Dicke auf dem Körper und variirten an Größe zwischen der einer Erbse und der einer großen Bartnuß. Sie standen theils einzeln, theils in Klumpen beysammen, dehnten sich über die vordere und hintere Oberfläche des Rumpfes und Halses in ungeheuerer Anzahl aus, fanden sich auch, aber weniger zahlreich an Armen und Füssen, einzelne auch im Gesichte. Sie waren alle sehr weich, äußerlich mit einer sehr zarten dünnen Haut überzogen, wenig empfindlich und verursachten dem Manne nicht die geringste Beschwerde. Seiner Aussage nach hatte er diese Geschwülste schon so lange er denkt; bis zu seinem dreyßigsten Lebensjahre nahmen sie an Zahl zu, seitdem aber war mit ihnen keinerley Veränderung vor sich gegangen; Schmerz, Jucken und dgl. verursachten sie niemals.

Hr. Director **Gietl** hatte die Güte, dem Manne eine der gestielten Geschwülste abzuschneiden, was mit unbedeutendem Schmerzgefühle für den Patienten geschah, und dieselbe Ref. zur näheren Untersuchung einzuhändigen.

Die Geschwulst wurde nun genau mit freyem Auge und mit dem Mikroskope untersucht.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 46.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung vom 13. May d. J. wurden nachstehende Vortrage gehalten:

3. Der Herr Classensekretär verliest einen von Hrn. Prof. Dr. Erdl eingesendeten Aufsatz über den Acarus folliculorum:

(Schluß.)

Zunächst ergab sich, daß sie kein Lipom sey: denn in ihrer ganzen Masse war nicht die mindeste Spur von Fett zu finden. Außen war sie mit wie gewöhnlich geformter Epidermis umhüllt, auf diese folgte eine nur sehr dünne Schichte corium, welche aber nicht so gedrungen faserig, wie im normalen Zustande, sondern aufgelockert erschien. Die übrige Masse bestand aus Zellgeweb, welches weiche, ziemlich dicke concentrische Schalen bildete, die sich in einander einschachtelten. In der Mitte der Geschwulst wurden die Schalen derber und dichter und die innerste zumal fühlte sich wie weiche Knorpelmasse an, bestand aber nichts destoweniger bloß aus Zellgewebfaden gleich den übrigen. Als diese letzte innerste Schale geöffnet wurde, erschien in ihrem Inneren eine aus weißen, undurchsichtigen, runden Körnern zusammen gesetzte Traube, welche sich unter dem Mikroskope als eine degenerirte Hautdrüse erwies. Die Körner waren lappige, runde Säcke, deutlich im Inneren durch viele Scheidewände in verschieden große zellige Räume abgetheilt; jedes Körnchen besaß einen besonderen Ausführungsgang und die Ausführungsgänge aller verschmolzen mit einander zu einem einzigen ductus excretorius. In diesen Körnern und ihren Ausführungsgängen fanden sich die höchst eigenthümlichen, von Dr. Simon in Berlin im vorigen Jahre zuerst in den Mitessern und Haardrüsen aufgefundenen Milben höchst zahlreich und außer ihnen noch eine große Masse kleiner, linsenförmiger, aus Körnchen zusammengesetzter Gebilde, welche Eyer der Milbe zu seyn schienen.

Zur Bestätigung dieses Befundes erbat sich Ref. noch eine zweyte dieser Geschwülste, welche, ehe man sie abschnitt, erst unterbunden wurde, damit das in ihr vorhandene Blut nicht ausfließe und die Vertheilung der Blutgefäße in der Geschwulst gesehen werden konnte. Die Blutgefäße zeigten sich auch bey der nachherigen Untersuchung in großer Anzahl und durchzogen, häufig Netze bildend, die Zellgewebschichten der Geschwulst nach allen Richtungen. Auch die degenerirte Drüse, welche im Wesentlichen bey dieser zweyten Geschwulst ebenso beschaffen war, wie bey der ersten, zeigte sich von Gefäßnetzen umsponnen. In den Drüsenkörnern und ihren Ausführungsgängen fanden sich gleichfalls die Milben und eyerartigen Gebilde wieder. Offenbar befanden sich schon viele der Eyer in der Entwicklung begriffen, denn manche von ihnen hatten bereits eine sehr längliche Gestalt angenommen und glichen schon etwas dem Thiere, das aus ihnen werden sollte.

Die höchst eigenthümlichen Schmarotzer, von Dr. Simon Acarus folliculorum genannt, mußten an diesem Manne in einer ganz ungeheuer großen

Anzahl wohnen; denn aus jeder der beyden Geschwülste hat Ref. etliche zwanzig herausgenommen und glaubt, daß er noch lange nicht alle in der Geschwulst vorhandenen Individuen gesehen habe, da sie wegen ihrer Kleinheit gar leicht bey der Untersuchung verloren gehen können.

Alle untersuchten Exemplare dieser Milbe waren ziemlich übereinstimmend gebaut: nur war bey den einen das Abdomen länger als bey anderen und bald mit einer in verschieden große Klumpen formirten körnigen Masse ganz, oder theilweise gefüllt, bald leer. Bey allen lief das Abdomen spitz aus und war an den Seitenflächen breiter als an der Bauch- und Rückenfläche und wo es nicht mit der Körnermasse gefüllt war, zeigte es sehr deutliche, zarte, enge an einander liegende Querstreifen. Wenn die Schmarotzer auf einer Seite lagen, zeigte sich ihr Rücken mit ungemein feinen, kurzen Härchen besetzt. Bey jedem Exemplare waren vier Fußpaare vorhanden; das hinterste Paar aber war bey mehreren undeutlich, bey anderen dagegen schien es auf einer oder auf beyden Seiten doppelt zu seyn. In allem Uebrigen zeigten sie sich so gestaltet, wie sie Dr. Simon beschrieben und abgebildet hat, weßwegen eine weitere Beschreibung hier überflüßig seyn dürfte.

Bewegung fand Ref. in allen Exemplaren. Sie lagen meistens auf dem Rücken, wandten sich auf die Seite, krümmten das Abdomen nach allen Richtungen und streckten es wieder aus, auch der Thorax zeigte sich einiger seitlichen Krümmung fähig; Kopf und Füße wurden lebhaft bald ausgestreckt bald eingezogen.

Daß diese Schmarotzer nur der Larvenzustand eines anders geformten Thieres seyen, dafür scheint ihre ganze Gestalt zu sprechen; wie sie aber in dem vorliegenden Falle in die Hautdrüsen und bey anderen Menschen in die Mitesser und Haarbälge geriethen, das dürfte eine breite und wichtige Frage seyn, deren Beantwortung Ref. in einer größeren Abhandlung, die er nächstens vorzulegen die Ehre haben wird, zu geben versucht.

---

4. Hr. Akademiker Dr. Lamont berichtet über die von ihm eingeschlagene Methode zur Messung der magnetischen Inclinations-Variationen.

Während die Mittel zur Untersuchung der zwey horizontalen Elemente des Erdmagnetismus, — Declination und Intensität, — bereits einen hohen Grad von Feinheit und Einfachheit erlangt haben, ist es noch Niemanden gelungen das dritte Element (wofür man Inclination, verticale oder totale Intensität nehmen kann,) oder dessen Variationen mit der nöthigen Schärfe zu bestimmen. Die Einrichtung des Hrn. Kreil in Mailand und Prag setzt Bedingungen voraus, denen die Praxis kaum hinlänglich zu genügen im Stande ist. Aehnliches läßt sich von der magnetischen Waage des Hrn. Lloyd sagen, bey welcher die praktischen Schwierigkeiten so groß sind, daß ich nach vielfach gemachten Versuchen im Jahre 1840, mich veranlaßt gefunden habe, die anfangs beabsichtigte Herstellung eines solchen Instrumentes in unserm Observatorium aufzugeben.

Nachdem im vorigen Jahre Herr Lloyd die Anwendung des in weichen Eisenstäben inducirten Magnetismus zu Inclinations-Messungen in Vorschlag gebracht und die Ausführbarkeit seiner Idee praktisch erwiesen hatte, unternahm ich eine Reihe von Versuchen, mit der Absicht die Bedingungen zu erkennen, unter welchen das Lloyd'sche Instrument sichere Bestimmungen gewähren kann.

Den Erfolg dieser Versuche in so ferne sie auf die Variationen der Inclination sich beziehen, will ich in folgender kurzen Darstellung anzugeben versuchen.

Ich bemerke voraus, daß ich nur die Idee, nicht die Construction des Hrn. Loyd benützt habe: bey dem Inclinations-Instrumente habe ich nämlich die Grundsätze befolgt, auf welchen die Construction meines Differential-Instruments für Horizontal-Intensität beruht: beyde Instrumente haben gleiche Form und der Unterschied besteht bloß darin, daß anstatt der zwey horizontalen Ablenkungs-Magnete

des Intensitäts-Instruments das Inclinations-Instrument zwey verticale Eisenstäbe hat, wovon der eine über der Ebene der Nadel befindlich mit einem Nordpole, der andere unter jener Ebene befindlich mit einem Südpole die Nadel ablenkt.

Bey dem Instrumente kommen folgende Umstände in Betracht:

1) Eisenstäbe nehmen im Verlaufe der Zeit immer an magnetischer Kraft zu: es ist demnach nothwendig, entweder einen constanten Stand herbeyzuführen, oder die Kraftzunahme als Correction der Beobachtungen zu berücksichtigen;

2) die Wärme hat auf den Magnetismus der Eisenstabe einen Einfluß, wofür die entsprechende Correction ermittelt werden muß;

3) Die Bewegungen des Magnetismus im Eisen erleiden einen Widerstand, wodurch sie verzögert werden, so zwar, daß beym Inclinations-Instrumente die Nadel, wenn sie sich bewegt, immer um einen gewissen Betrag zurückbleibt, welcher zu bestimmen und den Beobachtungen beyzufügen ist;

4) Die magnetische Kraft der Eisenstäbe besteht aus einem Theile, der unveränderlich bleibt, und einem Theile, der mit dem verticalen Erdmagnetismus veränderlich ist, beyde müssen ermittelt werden, um die Inclinations-Aenderungen ihrer Größe nach zu bestimmen;

5) Die Aenderungen des Erdmagnetismus vermehren oder vermindern den Eisenmagnetismus: die Ablenkung der Nadel wird aber nicht allein von der Quantität sondern auch von der Vertheilung der magnetischen Kraft in den Eisenstäben bedingt. Um demnach aus den Aenderungen der Nadel auf jene der Inclination zu schließen, muß auch dieser Umstand untersucht und berücksichtiget werden.

Diese verschiedenen Umstände werde ich nun der Reihe nach näher betrachten.

1.

Die allmählige Zunahme des Magnetismus der Eisenstäbe, durch sonstige Erfahrungen bekannt, zeigte bey dem ersten im hiesigen Observatorium gemachten Versuche eine beträchtliche Einwirkung auf die Angaben des Inclinations-Instrumentes: jeden Tag nahmen die Ablesungen zu und es schien keineswegs, daß die Progression schnell sich einer Grenze näherte. Ich habe es nicht versucht das Gesetz, welches diese Zunahme befolgt und welches wahrscheinlich bey jedem Stabe eigene Constanten hat, zu bestimmen, da ich bald auf ein Mittel verfiel, wodurch die Zunahme gänzlich beseitiget wird. Man braucht bloß den Eisenstab 15 bis 20 Mal abwechselnd in heißes und kaltes Wasser zu tauchen, so nimmt er ein permanentes Verhältniß an. Es versteht sich von selbst, daß der Eisenstab hiebey beständig in der verticalen Lage zu erhalten ist; auch nach der Operation nicht mehr aus dieser Lage gebracht werden darf.

2.

Nach den im hiesigen Observatorium vorgenommenen Versuchen ergiebt sich, daß der Einfluß der Wärme auf den Eisenmagnetismus bey jedem Stabe verschieden und zwar bald positiv bald negativ ist, d. h., eine Temperatur-Erhöhung bald eine Zu- bald eine Abnahme der magnetischen Kraft zur Folge hat. Dieser Umstand ist sehr günstig, in so ferne als man im Stande ist durch gehörige Wahl der Stäbe den Einfluß der Wärme zu compensiren. Bey unserem Instrumente ist der Wärme-Coefficient für einen Stab $\alpha = +\ 0{,}0000698$ für den andern $\alpha' = -\ 0{,}0000385$. Setzt man den Ablenkungswinkel der Nadel $= \varphi$, ihr magnetisches Moment $= M'$, die Kraft womit die Stäbe die Nadel zu drehen suchen $= \mu M'$ und $\mu' M'$, und die horizontale Intensität des Erdmagnetismus $= X$ so hat man $\mu + \mu' = X \sin \varphi$ und demnach

$$\frac{\mu\alpha + \mu'\alpha'}{\mu + \mu'} T = \frac{\delta\varphi}{\mathrm{tg}\varphi}$$

wo T die Temperatur bedeutet. Da man immer

sehr nahe $\alpha = \alpha'$ hat, so kann man der vorgehenden Gleichung auch die Form geben

$$\delta\varphi = \tfrac{1}{2}(\alpha + \alpha')\,T\,\mathrm{tg}\varphi.$$

Ist ε der Angulär-Werth eines Theilstriches von der Scala des Inclinations-Instrumentes, ε' die Aenderung der Inclination, welche einem Theilstriche entspricht, so hat man der Beobachtung die Correction

$$-\frac{1}{2\sin\varepsilon}(\alpha + \alpha')\,T\,\mathrm{tg}\varphi$$

oder den Resultaten die Correction

$$-\frac{\varepsilon'}{2\sin\varepsilon}(\alpha + \alpha')\,T\,\mathrm{tg}\varphi$$

beyzufügen. Bey unserm Instrumente ist $\varphi = 44^{\circ}$, $\varepsilon = 0',525$, $\varepsilon' = 0',2201$, demnach die Wärme-Correction in Theilstrichen $= -0{,}0984\,T$, entsprechender Betrag der Inclination $= -1{,}''3\,T$.

3.

Stellen wir uns vor, daß der verticale Erdmagnetismus plötzlich um einen Betrag sich ändert, dem eine Bewegung des Inclinations-Instrumentes von N Theilstrichen der Scala entspricht, so wird das Eisen der Bewegung des Magnetismus einen Widerstand entgegen stellen, so daß die Nadel nur nach und nach die N Theilstriche zurücklegt. Es sey nach der Zeit t der Stand der Nadel x, so kann man als einfachste und zugleich naturgemäße Hypothese annehmen, daß die Schnelligkeit, womit sich die Nadel bewegt der Entfernung von ihrem eigentlichen Ruhepunkte proportional also

$$\frac{dx}{dt} = h\,(N - x)$$

sey, woraus sich ergiebt:

$$N - x = Ne^{-ht}$$

Die weiter unten angeführten Beobachtungen zeigen unterdessen entschieden, daß die Bewegung der Nadel am Anfange viel schneller, am Ende langsamer ist, als sie nach diesem Gesetze seyn würde, was mit andern analogen Erscheinungen (z. B. mit der Elasticität unvollkommen elastischer Körper) im Einklange steht. Um den theoretischen Ausdruck nach den Ergebnissen der Erfahrung zu modificiren, ist es am einfachsten, dem Exponenten eine Gestalt zu geben, daß die Progression bey wachsenden Werthen von t langsamer abnimmt. Ich habe gefunden, daß man der Erfahrung hinreichend nahe kommt, wenn man

$$N - x = Ne^{-ht/t}$$

setzt.

Für die praktische Untersuchung des Widerstandes habe ich folgende Einrichtung getroffen, die eben so leicht als sicher zum Ziele führt.

Ueber dem Inclinations-Instrumente bringt man einen kleinen Magnetstab an, der um eine horizontale Axe sich drehen läßt und dessen Mitte in der durch die Mitte der Nadel des Inclinations-Instrumentes gehenden Verticale sich befindet. Stellt man diesen Magnetstab senkrecht, so hat er auf die Nadel keinen directen Einfluß, vermehrt aber den Magnetismus der Eisenstäbe, wenn sein Nordpol abwärts geht, und vermindert ihn in der entgegen gesetzten Lage, gerade wie dieß durch eine Aenderung der verticalen Intensität des Erdmagnetismus geschehen würde. Die einzige Bedingung muß berücksichtiget werden, daß man den Magnet den Eisenstäben nicht so nahe bringt, daß das Gesetz, wornach sich der Magnetismus in den Stäben vertheilt, beträchtlicher modificirt würde als bey Aenderungen des (aus unendlicher Entfernung wirkenden) Erdmagnetismus zu erwarten ist. Von den folgenden Beobachtungsreihen ist die erstere mit einem stärkern, die letztere mit einem schwächern Magnetstabe gemacht. Dem Magnete wurde durch eine Drehung von 180° jedesmal die entgegen gesetzte Lage gegeben. Da aber die Nadel hiedurch in große Schwingungen gerieth, so konnte erst nach einer Minute mit dem Aufzeichnen des Standes begonnen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 47.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. May d. J. wurde nachstehender Vortrag gehalten:

4. Herr Akademiker Dr. Lamont berichtet über die von ihm eingeschlagene Methode zur Messung der magnetischen Inclinations-Variationen.

(Fortsetzung.)

I. Versuchsreihe.

	Nordpol unten	Nordpol oben	Nordpol unten	Nordpol oben
Stand nach 1′	137,45	3,90	137,25	4,10
1½	139,20	2,70	138,90	3,60
2	139,85	2,10	139,65	2,10
2½	140,45	1,40	140,40	1,63
3	140,65	1,25	140,55	1,48
3½	—	1,25	140,70	1,20
4	—	0,95	140,90	1,20

II. Versuchsreihe.

	Nordpol unten	Nordpol oben	Nordpol unten	Nordpol oben
Stand nach 1′	76,15	30,05	77,00	31,40
1½	76,85	29,70	77,65	30,85
2	76,95	29,65	77,95	30,55
2½	77,10	29,23	78,05	30,40
3	77,30	29,35	78,00	30,30
3½	77,30	29,10	78,20	30,25
4	77,40	29,05	78,20	30,30

Den Beobachtungen leistet man hinreichend Genüge, wenn man in der obigen Formel $h = 3{,}75$ setzt für den Fall, daß t in Minuten und N und x in Theilstrichen des Inclinations-Instruments ausgedrückt werden.

Handelt es sich um die Anwendung der gefundenen Formeln zur Correction der Inclinations-Beobachtungen, so sieht man sogleich ein, daß unter gewöhnlichen Umständen eine Correction niemals nöthig ist. Dagegen kann bey magnetischen Störungen die Anwendung einer Correction nothwendig werden, deren Betrag auf folgende Weise sich berechnen läßt. Ich setze voraus, daß man in gleichen Zeitintervallen den Stand des Instruments aufzeichne, und daß die Dauer eines solches Zeitintervals $= \tau$ sey: es seyen ferner die Bewegungen der Nadel im ersten, zweyten . . nten . . Intervalle $= d_1\ d_2\ .\ .\ d_n\ .\ .$ der Theil dieser Bewegungen, der von den Aenderungen der verticalen Kraft des Erdmagnetismus abhängt, $= \beta d_1\ \beta d_2\ .\ .\ \beta d_n\ .\ .$ so ist die Correction der nten Beobachtung

$$= \beta \frac{d_n}{\tau} \int e^{-h\,t/\sqrt{t}}\,dt + \beta \frac{d_{n-1}}{\tau} \int e^{-h\,t/\sqrt{t}}\,dt + \ldots\ldots$$

Das erste Glied ist von $t = o$ bis $t = \tau$, das zweyte von $t = \tau$ bis $t = 2\tau$ u. s. w. zu integriren.

Es ist hiebey angenommen, daß die Bewegung während jedes einzelnen Zeitintervalls als gleichförmig betrachtet werden dürfe. Die Integration des eben gefundenen Ausdruckes hat keine Schwierigkeit: man kann sich unterdessen gewöhnlich mit dem ganz einfachen Ausdrucke

$$+ \tfrac{1}{2} \frac{d_n}{\tau}\ \beta$$

begnügen. Nimmt man mit der bisherigen Erfahrung übereinstimmend an, daß die Aenderungen der totalen Kraft bey magnetischen Störungen sehr gering sind, so ergiebt sich, wenn die Inclination $= i$ gesetzt wird

$$\beta = \frac{\operatorname{tg} \varphi}{\operatorname{tg} i}\ \frac{\varepsilon'}{\varepsilon}$$

Für das Inclinations-Instrument des hiesigen Observatoriums hat man $\beta = 0{,}19$, und da gewöhnlich nur alle Minuten beobachtet wird, so ergiebt sich die Correction in Theilstrichen $= + 0{,}024\ d_n + 0{,}004\ d_{n-1} + \ldots$ Es ist bisher kein Fall vorgekommen, wo diese Correction über $\frac{1}{5}$ eines Theilstriches betragen hätte.

4.

Die Quantität des permanenten und veränderlichen Magnetismus in den Eisenstäben hat Hr. Lloyd durch Umkehren derselben zu bestimmen versucht: dadurch erhält man allerdings eine Bestimmung des ganzen inducirten Magnetismus: es ist aber kein Grund gegeben, der uns berechtigte, anzunehmen, daß, wenn der inducirende Erdmagnetismus um einen aliquoten Theil seines ganzen Betrages zunimmt, der in Eisen inducirte Magnetismus auch um denselben aliquoten Theil zunehmen werde; vielmehr wäre die Annahme einer solchen streng proportionalen Aenderung des Erd- und Eisenmagnetismus aller Analogie entgegen, denn überall, wo ein Widerstand vorhanden ist, der verhindert, daß die Wirkung der wirkenden Kraft gleichmäßig entspricht, wächst der Widerstand viel schneller als die Kraft. So wird z. B. eine Stahlfeder, mit einem Gewichte belastet, sich um einen gewissen Betrag biegen; fügt man aber dem Gewichte einen aliquoten Theil desselben bey, so wird die Biegung nicht um denselben aliquoten Theil vermehrt. Dasselbe Verhältniß ist ohne Zweifel bey der Induction vorhanden.

Eine richtige Kenntniß der Inductions-Verhältnisse überhaupt, in so ferne sie auf unsern gegenwärtigen Zweck Bezug haben, erlangt man durch folgende Methode.

Ueber dem Inclinations-Instrumente bringe man, wie wir es bey Bestimmung des Widerstandes gemacht haben, einen Magnetstab an, dessen Mittelpunkt sich in der durch die Mitte der Nadel gehenden Verticalen befindet. Der Magnetstab muß um eine horizontale Axe gedreht werden können, und zwar in einer auf die Länge der Nadel senkrechten Ebene.

Nehmen wir nun an, daß der Nordpol des Magnetstabes mit der Verticalen den Winkel ψ (vom Zenit über Westen zu rechnen) mache, und untersuchen, welche Stellung die Nadel unter dem

Einfluße der verſchiedenen darauf wirkenden Kräfte einnehmen wird. Zu dieſem Behufe ſeyen dm, dm', dμ, dμ' magnetiſche Elemente des Magnetſtabes, der Nadel, des öſtlichen und weſtlichen Eiſenſtabes, die Entfernung dieſer Elemente von der Mitte der Stäbe ſey x, x', ξ, ξ' gegen den Nordpol poſitiv zu nehmen: ferner nehmen wir an, daß, wie es bey dem hieſigen Inſtrumente der Fall iſt, die Ablenkung der Nadel, φ, weſtlich ſey, daß der Mittelpunkt des öſtlichen Eiſenſtabes um die Größe h über, der Mittelpunkt des weſtlichen um dieſelbe Größe unter der Ebene der Nadel ſich befinde, und daß die horizontale Entfernung von der Nadel für den einen wie für den andern Stab gleich und = k ſey.

Setzen wir die horizontale Intenſität des Erdmagnetismus = X, ſo übt dieſe auf die Nadel das Drehungs-Moment $\int X \sin\varphi\, x'\, dm'$ aus; dieſer Kraft entgegen wirkt der Magnetismus der Eiſenſtäbe, deren Drehungsmoment wir durch den Ausdruck

$$\iint(U + V\delta Y)\, x'\, dm'\, d\mu + \iint(U' + V'\delta Y)\, x'\, dm'\, d\mu'$$

vorſtellen können, wo $\int U d\mu$, $\int U' d\mu'$ die Wirkung des öſtlichen und weſtlichen Stabs für die mittlere Verticał-Intenſität des Erdmagnetismus, $\int V\delta Y d\mu$, $\int V'\delta Y d\mu'$ die Aenderung, welche einer Zunahme δY jener Intenſität entſpricht, bedeuten. Der Magnetſtab der über dem Inſtrumente ſich befindet, übt auf die Nadel das Drehungsmoment

$$\iint \frac{x\, x' \sin\psi\, dm\, dm'}{\rho^3}$$

aus, wo ρ die gegenſeitige Entfernung der Elemente dm und dm' bedeutet.

Um die Wirkung des Elements dm des Magnetſtabes auf den Magnetismus der Eiſenſtäbe zu finden, haben wir nur in dem obigen Ausdrucke anſtatt δY die Kraft, die das Element dm in verticaler Richtung und in den Punkten wo ſich dμ, dμ' befinden, nämlich $\frac{dm\,(e - h + \xi + x\cos\psi)}{f^3}$ und . . $\frac{dm\,(e + h + \xi' + x\cos\psi)}{f'^3}$ . . zu ſubſtituiren, wo e die Entfernung der Mitte des Magnetſtabes von der Mitte der Nadel, f und f' die Entfernung der Elemente dμ und dμ' von dm bedeuten. Berückſichtigt man, daß die letzt erwähnte Kraft den Winkel φ zu vergrößern ſtrebt, ſo ergiebt ſich für das Gleichgewicht folgende Gleichung:

$$\iint(U + V\delta Y)\, x'\, dm'\, d\mu + \iint(U' + V'\delta Y)\, x'\, dm'\, d\mu' + \iint\frac{Vx'\,(e - h + \xi + x\cos\psi)\, dm\, dm' d\mu}{f^3} +$$

$$+ \iint\frac{V'x'\,(e + h + \xi' + x\cos\psi)\, dm\, dm'\, d\mu'}{f'^3} - \iint\frac{x\, x' \sin\psi\, dm\, dm'}{\rho^3} - \int X \sin\varphi\, x'\, dm' = 0$$

Subſtituiren wir für f, f', ρ, ihre Werthe aus den Gleichungen

$$f^2 = (e - h + \xi + x\cos\psi)^2 + (k + x\sin\psi)^2$$
$$f'^2 = (e + h + \xi' + x\cos\psi)^2 + (k - x\sin\psi)^2$$
$$\rho^2 = e^2 + x'^2 + x^2\sin^2\psi$$

und entwickeln nach den negativen Potenzen von e, e − h und e + h bis zur fünften Potenz ausſchlüſſig, ſo gelangen wir unter Berückſichtigung des Umſtandes, daß in Folge der ſymmetriſchen Vertheilung des Magnetismus in den Stäben die Integrale $\int dm$, $\int dm'$, $\int d\mu$, $\int d\mu'$, dann $\int x^2\, dm$ $\int x'^2\, dm'$ u. ſ. w. = 0 ſind, zu dem ganz einfachen Ausdrucke:

$$\int(U d\mu + U' d\mu') + \delta Y \int(V d\mu + V' d\mu') - 2\cos\psi \iint\frac{V\, x\, dm\, d\mu}{(e - h)^3}$$

$$- 2\cos\psi \iint\frac{V' x\, dm\, d\mu'}{(e + h)^3} - \sin\psi \int\frac{x\, dm}{e^3} - X \sin\varphi = 0$$

oder da $Vd\mu - V'd\mu'$ eine sehr kleine Größe seyn wird

$$\int(Ud\mu + U'd\mu') + \delta Y \int (Vd\mu + V'd\mu') - 2\cos\psi\,(1 + 6\,\frac{h^2}{e^2})\int(Vd\mu + V'd\mu')\int\frac{xdm}{e^3}$$

$$- \sin\psi\int\frac{xdm}{e^3} - X\sin\varphi = 0$$

Setzen wir nun, man habe für $\psi = \psi'$ und $\psi = 180^\circ + \psi'$ an der Scala des Inclinations-Instrumentes die Ablesungen n und n' gemacht, so daß im ersten Falle $\varphi = \varphi' + n\varepsilon$, im zweyten Falle $\varphi = \varphi' + n'\varepsilon$ seyn wird. Durch Substitution dieser Werthe in der vorhergehenden Gleichung erhält man zwey Gleichungen, deren Differenz folgende ist

$$4\cos\psi'\,(1 + 6\frac{h^2}{e^2})\int(Vd\mu + V'd\mu')\int\frac{xdm}{e^3} + 2\sin\psi\int\frac{xdm}{e^3} - (n' - n)\,\varepsilon\,X\cos\varphi' = 0$$

Hat man für $\psi = \psi' + 90^\circ$ und $\psi' + 270^\circ$ die Ablesungen n'' und n''' erhalten, so gelangt man auf demselben Wege zu der Gleichung

$$-4\sin\psi'(1 + 6\,\frac{h^2}{e^2})\int(Vd\mu + V'd\mu')\int\frac{xdm}{e^3} + 2\cos\psi'\int\frac{xdm}{e^3} - (n''' - n'')\,\varepsilon\,X\cos\varphi' = 0$$

Durch Elimination von $\int\frac{xdm}{e^3}$ ergiebt sich endlich

$$\int(Vd\mu + V'd\mu') = \tfrac{1}{2}\,\frac{(n' - n)\cos\psi' - (n''' - n'')\sin\psi'}{(n' - n)\sin\psi' + (n''' - n'')\cos\psi'}\,(1 - 6\,\frac{h^2}{e^2})$$

Wird der Magnetstab, der über dem Inclinations-Instrumente sich befand, entfernt, so hat man nach dem Vorhergehenden

$$\int(Ud\mu + U'd\mu') + \delta Y\int(Vd\mu + V'd\mu') = X\sin\varphi$$

oder wenn X und φ den mittlern Stand und δX und $N\varepsilon$ die Aenderungen bezeichnen

$$\delta Y\int(Vd\mu + V'd\mu') = \delta X\sin\varphi + x\cos\varphi\,N\varepsilon$$

Werden endlich X und Y durch die totale Intensität I und die Inclination i ausgedrückt, so hat man

$$\delta i = \frac{\delta I\sin\varphi - \operatorname{tgi}\int(Vd\mu + V'd\mu')}{I\operatorname{tgi}\sin\varphi + \int(Vd\mu + V'd\mu')} + \frac{N\varepsilon\cos\varphi}{\operatorname{tgi}\sin\varphi + \int(Vd\mu + V'd\mu')}$$

Bey Anwendung der obigen Formeln ist zu berücksichtigen, daß nachdem wir bey der Entwickelung nach den negativen Potenzen von e, $e - h$ und $e + h$ die höhern Glieder vernachläßiget haben, die Distanz e hinreichend groß im Verhältniße zu den Dimensionen der Stäbe genommen werden muß. Nimmt man e ungefähr = 8 Mal der Länge des zum Ablenken angewendeten Magnetstabes, so ist man in dieser Beziehung sicher gestellt, zugleich erhält man Ablenkungen, die für den Zweck hinreichend groß sind.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 48.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. July.
Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. May d. J. wurden nachstehende Vorträge gehalten:

4. Herr Akademiker Dr. Lamont berichtet über die von ihm eingeschlagene Methode zur Messung der magnetischen Inclinations-Variationen.

(Schluß.)

Folgende Messungen sind an dem im hiesigen Observatorium aufgestellten Inclinations-Instrumente vorgenommen worden:

$\varphi' = 0$ n = 62,06	$\varphi' = 0$ n = 49,65	$\varphi' = 45^\circ$ n = 52,33
n′ = 79,05	n′ = 66,03	n′ = 89,35
n″ = 53,29	n″ = 40,32	n″ = 64,14
n‴ = 88,17	n‴ = 75,35	n‴ = 77,38

Daben war $\frac{h}{c} = 0{,}0353$. Die einzelnen Reihen geben für $f(Vdu + V'du')$ die Werthe

0,2417
0,2326
0,2353

Mit dem arithmetischen Mittel dieser Werthe erhält man in Minuten

$$\delta i = 181',7 \frac{\delta I}{I} + 0',2201\ N$$

Nach dem von Herrn Loyd angedeuteten Verfahren hatte ich früher $f(Vdu + V'du') = 0{,}26175$ und $\delta i = 127',8 \frac{\delta I}{I} + 0',2170\ N$ gefunden.

Die Abweichung dieser Zahlen von dem eben gefundenen Resultate, obwohl nicht sehr beträchtlich, deutet dennoch entschieden die Nothwendigkeit an, die von Hrn. Lloyd angewendete Hypothese zu modificiren.

5.

Die vorhergehende Bestimmungsweise berücksichtiget nicht bloß den Widerstand und die Vertheilung der magnetischen Kraft im Eisen, sondern umfaßt

sämmtliche Inductions-Verhältnisse in so ferne sie auf die Angabe des Inclinations-Instrumentes Einfluß haben können, so vollständig, daß man nach meiner Ueberzeugung nun durch dieses neue Hülfsmittel die Inclinations-Variationen eben so genau und sicher zu messen im Stande ist als man bereits die horizontalen Componenten der erdmagnetischen Kraft bestimmen konnte. Da wohl keine Beobachtungen über die Variationen der Inclination und totalen Intensität bisher bekannt geworden sind, deren Sicherheit nicht aus mehr oder minder gewichtigen Gründen einigermassen in Zweifel gezogen werden könnte, so wird es vielleicht nicht ohne Interesse seyn, aus den Tagebüchern unsers Observatoriums einige Angaben hier beyzufügen, wornach man sich von den vorkommenden magnetischen Bewegungen einen Begriff machen kann.

Resultate der Beobachtungen des Monats April 1843.

		Declin.		Inclin.		totale Intensit.			Declin.		Inclin.		totale Intensit.
Mitternacht	12h	0′	49″	0′	12″	1,00045	Mittag	1h	4′	37″	0′	16″	1,00015
	1	0	58	0	0	1,00028		2	4	24	0	24	1,00037
	2	1	1	0	1	1,00027		3	3	32	0	35	1,00047
	4	0	42	0	10	1,00021		4	2	43	0	39	1,00054
	6	0	20	0	18	1,00032		5	2	16	0	40	1,00057
	7	0	24	0	15	1,00029		6	1	21	0	32	1,00051
	8	0	0	0	34	1,00022		7	1	3	0	37	1,00050
	9	0	28	1	2	1,00010		8	0	49	0	31	1,00053
	10	1	27	1	6	1,00000		9	0	42	0	20	1,00044
	11	2	58	0	50	1,00001		10	0	30	0	10	1,00043
Mittag	12	4	5	0	31	1,00009	Mittern.	12	0	49	0	12	1,00045

Die magnetische Declination hat bekanntlich das Eigenthümliche, daß, wenn man die Secular-Bewegung abrechnet die Mittel verschiedener Tage durchaus sehr nahe übereinstimmend gefunden werden: nach den Beobachtungen des Monats April wäre man berechtigt auch bey der totalen Intensität ein ähnliches Verhältniß anzunehmen: bey der Inclination dagegen zeigen sich die täglichen Mittel in unregelmäßigen Perioden bald größer bald kleiner, ungefähr wie wir dieß beym Barometerstand bemerken.

Bey magnetischen Störungen hatte Hr. Kreil gefunden, daß die totale Intensität unveränderlich bleibe, und die störenden Kräfte nur auf die Richtung Einfluß haben. Dieses Resultat hat sich bey den hiesigen Beobachtungen auch in so ferne bestätiget gefunden, als man nur Aenderungen von wenigen Stunden berücksichtiget, dagegen scheint es nach den großen Störungen von 5. — 7. April, daß während eines Störungstages die Variationen der totalen Kraft größer sind, als an gewöhnlichen Tagen. Bey den eben erwähnten Störungen war die Differenz zwischen dem Maximum und Minimum der totalen Intensität in 24 Stunden zweymal so groß als sie das monatliche Mittel giebt. Schnelle Bewegung und ein unregelmäßiger von dem gewöhnlichen stark abweichender Gang scheint bey der totalen Intensität gar nicht vorzukommen.

---

5. Herr Akademiker Dr. Schafhäutl berichtet über die Resultate seiner Beobachtungen mittels des von ihm construirten Photometers:

Das erste Photometer, dessen Construction auf irgend eine wissenschaftliche Basis gegründet war, ist das von Pictet. Leslie wandte Pictets

Princip später auf sein Differential-Thermometer an, dessen eine Kugel er schwärzte. Es ist offenbar, daß durch dieses Instrument nur die wärmenden Strahlen des leuchtenden Körpers gemessen wurden, die man proportional zu der Intensität des Lichtes annahm. Die Untersuchungen Mellonis haben jedoch gelehrt, daß künstliches Licht, z. B. wenigstes zwey verschiedene Gattungen von Wärmestrahlen enthalte, und daß diese in Bezug zu einander selbst sowohl als zu den leuchtenden Strahlen in verschiedenen Arten künstlichen Lichtes nie in demselben numerischen Verhältnisse stehen. Leslie's Instrument eignet sich also durchaus nicht zu einem nur etwas zuverläßigen Photometer. Graf Rumford's Photometer ist bekannt. Es soll die relative Intensität zweyer Lichter messen durch Vergleichung zweyer Schatten auf von den Lichtern beleuchtetem weißen Grunde.

Allein unsere künstlichen Lichter von verschiedenen Intensitäten werfen auch verschieden gefärbte Schatten, so, daß eine eigentliche Vergleichung nicht mehr wohl möglich ist, und wenn sie auch möglich wäre, immer deßhalb unsicher seyn muß, weil wir zur Vergleichung der Intensitäten beyder Schatten keinen andern Maßstab haben, als unser Gefühl, oder die Fertigkeit unsers Geistes, zwischen den Graden des Eindruckes zweyer Schatten auf unsern Gesichtssinn zu vergleichen.

Ritchie's Photometer beruht auf einem ähnlichen Principe; mit allen diesen Instrumenten messen wir nicht Bewegung, wir vergleichen nur so gut als möglich Qualitäten von zwey Körpern.

Johann Herschel hat in neuester Zeit auch Bromsilber, auf Papier gestrichen, als photometrische Substanz angewandt, aber auch auf dieses, wie auf Leslies wirkt nur Tageslicht allein; von künstlichem, direktem oder reflektirtem Lichte wird keines dieser Instrumente afficirt.

Wollaston verglich zuerst das Licht der Sonne dadurch, daß er das von einer Queckſilberkugel reflektirte Sonnenbild durch ein Fernrohr mit einem Auge betrachtete, die Flamme der Kerze hingegen durch eine Converlinse mit dem andern Auge, und durch Veränderung der Abstände der Linse vom Auge die Bilder gleich hell zu machen suchte.

Das ingeniöse Prismen-Photometer des Herrn Conservators Steinheil habe ich erst später kennen gelernt; es verwandelt Sterne verschiedener Größen-Klassen durch Verstellung der Objective des Photometers in gleich helle Scheiben, und berechnet dann aus dieser Verstellung und dem Durchmesser der Scheiben die relativen Intensitäten des Lichtes der Sterne. Dieß Instrument ist vorzüglich zur Messung der Intensitäten des Lichtes der Sterne und gemäß der Genauigkeit, mit der es gearbeitet werden muß, mehr für die Sternwarte bestimmt, als für das gewöhnliche Leben.

Als vor zwey Jahren vom englischen Parlamente die Aufgabe gestellt wurde, photometrische Messungen zwischen dem sogenannten Bude-Licht und gewöhnlichen Gasflammen anzustellen, versagten alle damals bekannten Photometer ihren Dienst.

In einem Gespräche mit dem englischen Ingenieur M. Parks zu London über diesen Umstand, fiel mir ein Instrument bey, das ich schon vor sechszehn Jahren zu München construirt hatte, um die Dauer eines Lichteindruckes auf das Auge zu messen, und das, da diese Dauer eines Lichteindruckes im gewissen Verhältnisse mit der Intensität des Lichtstrahles stehen muß, zugleich auch als Photometer dienen kann.

Wenn die Empfindung vom Lichte auf der Retina unsers Auges durch Wellenschlage des Aethers auf diese Retina entsteht, so müssen sich diese Wellenschläge in der Hauptsache nach den Gesetzen der Wellen-Bewegung in elastischen Medien richten, so, daß, wenn z. B. der Eindruck einer gewissen Farbe in unserm Auge durch eine in einem gewissen Zeitraume erfolgende Anzahl von Wellenschlägen bestimmt wird, die Intensitat dieser Farbe von der Amplitüde der Schwingungen der Aethertheilchen abhängen muß. Nun ist aber die Intensität der Undulationen aller gasförmigen Medien sowohl, als die des Aethers im Verhältnisse des Quadrats der absoluten Geschwindigkeit eines Aethermolecules oder des Quadrates der Amplitüde dieser Schwingungen.

Wir haben alle Gründe für uns, anzunehmen, daß jede Lichtwelle nach dem Gesetze der vis viva dieser Molecule eine ähnlich schwingende Bewegung

in den Nerven der Netzhaut unsers Auges hervorbringe. *)

Die Größe dieser schwingenden Bewegungen hängt natürlich von der Größe der Original-Geschwindigkeit der Aethertheilchen ab, und sobald wir diese Original-Geschwindigkeit auf irgend eine Weise messen können, haben wir auch das Maß der Intensität der Lichtwelle.

Es ist kaum möglich, eine Messung dieser Geschwindigkeit direkt zu machen; aber da die Zeit, in der ein oscillirender Körper zur Ruhe kömmt, hauptsächlich im Verhältnisse zu der Amplitüde der Oscillationen eines vibrirenden Körpers, und also zur Geschwindigkeit desselben steht, — so könnten wir, wenn wir nur im Stande wären, die Zeit zu messen, in welcher der schwingende Nerve wieder zur Ruhe kömmt, oder die Zeit zwischen dem Anfangen und Aufhören des Lichteindruckes im Auge, gar wohl auch die Größe der Original-Geschwindigkeit der erregenden Molecule des Aethers schließen. Nun handelt es sich hier aber um eine rein mechanische Frage: Die Nerven der Retina verhalten sich, wie ein ruhender, widerstehender fester Körper, auf einem bewegten gegenüber; und da sich nach längst bekannten Gesetzen der Widerstand eines solchen gestossenen Körpers verhalt, wie die Quadrate der Geschwindigkeiten des stossenden Körpers; so wird die Intensität der Welle oder des Stosses sich verhalten, wie das Quadrat der Größe der Amplitüde und also auch der Dauer einer Vibration oder eines Lichteindruckes auf der Retina.

Die Hauptaufgabe ist also, unter diesen Umständen die Dauer solch eines Lichteindruckes auf der Retina so genau als möglich zu messen. Da die Zeit dieser Dauer sehr klein ist, so reichen unsere gewöhnlichen Meß- und Zähl-Apparate nicht mehr hin. Mons. Aimé construirte vor einigen Jahren für diesen Zweck gleichfalls einen Apparat, dessen Resultate zuverläßiger waren, als alle die früher zu diesem Zwecke construirten. Er bediente sich nämlich zweyer Scheiben aus Pappe, die sich an derselben Axe, doch nach entgegen gesetzten Richtungen drehten. Die erste Scheibe war bloß mit einem Loche durchbohrt, die zweyte hatte mehrere gleichweit von einander abstehende. Aus der Coincidenz dieser Löcher, der Dauer einer Revolution, und dem Abstande der Löcher der zweyten Scheibe von einander, ward dann die Dauer eines Lichteindruckes berechnet. Aus diesen Angaben ist zu ersehen, daß man mit dieser Construction nur bedingte und annähernde Resultate erhalten konnte.

*) J. F. W. Herschel on Light. London 4. 1830. 578.

Schon damals, als ich vor vierzehn Jahren den Plan zu meinem ersten Instrumente entwarf, überzeugt, daß man bey Messung so kleiner Zeiträume nie ein beachtungswerthes Resultat erhalten würde, wenn die Maschine, die den Eindruck im Auge erregt, und diejenige, die die Zeit seines Anfangs und Endes mißt, von einander abgesondert, oder nicht ein und dieselbe wären, wählte ich ein einfaches Pendel, dessen Schwingungen mir die Zeit angeben, während dessen Linse den Lichteindruck im Auge erregte. Die obigen schwierigen Messungen fielen hier ganz weg, und von der Maschine selbst war nichts weiters abzulesen, als die Länge des Pendels.

Da einfache Pendel von solcher Kürze nicht wohl zu construiren waren, die schnell genug vibrirten, um so kleine Zeiträume zu messen, so erwählte ich statt der Pendelstange eine Stahlfeder, die an ihrem untern Ende befestigt, an ihrem obern Ende statt der Linse einen rektangulären Schirm aus dünnem geschwärzten Kupferbleche trägt, der in der Mitte mit einer Oeffnung von bekannter Größe durchbohrt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 49.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. July.
Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung am 13. May d. J. wurden nachstehende Vorträge gehalten:

5. Hr. Akademiker Dr. Schafhäutl berichtet über die Resultate seiner Beobachtungen mittelst des von ihm construirten Photometers.

(Fortsetzung.)

In meinem Apparate ist diese Feder mit ihrem untern Ende fest eingeschraubt in eine kurze Zwinge, die rechtwinkelig an einem prismatischen oder besser dreyseitig vertikalen Stabe befestiget ist, der parallel mit der Feder und von gleicher Höhe mit ihr ist. Der Vertikalstab ist an seinem der Federseite entgegengesetzten Theile mit einem Zahnrechen versehen, und von einer Hülse umschlossen, die vermittelst eines in ihr angebrachten, horizontalen in den Zahnrechen eingreifenden Getriebes auf und nieder bewegt werden kann, gleich der Vorrichtung an Mikroskopen, die den Objektträger oder die Bühne regulirt. Statt des Objektträgers ist bey meinem Apparate eine Zwinge angebracht, welche die vibrirende Feder fest umschließt, aber doch so, daß sie sich an ihr auf- und niederschieben läßt, ohne indeß der Feder den geringsten Spielraum zu verstatten.

Diese Zwinge bestimmt die eigentliche Länge der Feder, welche also nach Gefallen verkürzt werden kann, um innerhalb einer gewissen Gränze jede mögliche Anzahl von Schwingungen hervorzubringen.

Der vertikale Stab selbst, der den Zahnrechen trägt, ist in hundert Theile getheilt, und die sich über ihn auf- und niederschiebende Hülse trägt einen Nonius, vermittelst dessen noch ein Tausendtheil der Federlänge leicht bestimmt werden kann. Kennt man jedoch einmal genau die Zahl der Schwingungen, die die Feder in ihrer ganzen Länge macht, so läßt sich natürlich die Zahl der Schwingungen, die sie in jeder beliebigen Verkürzung machen wird, leicht berechnen.

Der vertikale Stab mit dem Zahnrechen trägt an seinem obern Ende eine horizontale, von Dioptern geschlossene Röhre in solcher Höhe, daß der Schlitz in dem Schirme der vibrirenden Feder während jeder Vibration die Axe dieser Diopternröhre schneiden muß. Gesetzt nun, wir bringen das Auge an das Ocular-diopter unserer horizontalen Röhre, so wird, so lange die Feder in Ruhe ist, der schwarze Schirm das Eindringen jedes Lichtstrahles in unser Auge durch die Dioptern verhindern. Bringen wir jedoch die Feder in Schwingungen von einer dem Diameter des Schirmes angemessenen Amplitüde, so wird, indem die Oeffnung im Schirme die Achse der Dioptern schneidet, während der Zeit dieses Schneidens einem Lichtstrahlen-Bündel verstatten, in unser Auge zu dringen, das heißt, einen Lichteindruck auf der Retina unsers Auges hervorbringen, der sogleich wieder verschwindet, und erst wieder erneuert wird, wenn die Oeffnung im Schirm der Feder beym zweyten Theile ihrer Schwingung in der entgegen gesetzten Richtung die Achse der Diopternröhre

schneidet. Die Zeit, die zwischen zwey solchen Lichteindrücken verfließt, ist gleich der Dauer einer Schwingung, die aus der Länge der vibrirenden Feder leicht berechnet werden kann.

Jeder dieser Strahlenbündel nun, der die Retina in dem Momente trifft, in dem die Schirmöffnung die Achse der Diopternröhre schneidet, wird auf der Retina eine Schwingung hervorrufen, die mit der Amplitüde der Originalwelle in einem gewissen Verhältnisse steht, und fortdauert, wenn die erregende Original-Ursache bereits zu wirken aufgehört hat, und die desto länger dauern wird, je größer die Gewalt des ersten Eindruckes der Lichtwelle oder des Strahlenbündels war.

Dauert der erste Eindruck auf der Retina länger oder so lange fort, bis der zweyte Eindruck auf der Retina bey der zweyten Schwingung des Pendels oder der Feder erfolgt, so wird der Lichteindruck im Auge fortzudauern scheinen, so lange die Feder mit dem Schirme schwingt, trotz des regelmäßigen Aufhörens der erregenden Ursache. Dauert hingegen der Lichteindruck nicht bis zum Beginne des nächsten Lichteindruckes der nächsten Schwingung, so wird zwischen den mit jeder Schwingung correspondirenden Lichteindrücken ein dunkles Intervall folgen, oder der Lichteindruck wird wenigstens an Intensität abnehmen, und wird zur vollen Intensität steigen mit den zurückkehrenden Schwingungen des Schirmes, das heißt: das leuchtende Bild wird zu zittern scheinen. In beyden Fällen haben wir noch kein Maaß der Dauer des leuchtenden oder des dunkeln Intervalls. Gesetzt nun, wir haben die Schwingungen unserer Feder in so weit verlangsamt, daß wir ein dunkles Intervall zwischen zwey leuchtenden Eindrücken oder überhaupt ein Zittern des Lichtbildes bemerken, so dürfen wir nur mittels des Getriebes die Feder so lange behutsam verkürzen, d. h. die Zahl der Schwingungen der Feder vermindern, bis kein dunkles Intervall zwischen zwey leuchtenden Eindrücken bemerkbar wird, d. h. bis die Dauer eines Lichteindruckes so lange anhält, bis der zweyte erfolgt, oder bis das leuchtende Bild ruhig im Auge erscheint. So ist natürlich gerade die Dauer einer solchen Feder-Schwingung der Dauer des Lichteindruckes gleich.

Da wir jede beliebige Länge der Feder sehr genau messen können, so läßt sich auch die Anzahl der Schwingungen sehr leicht daraus berechnen; — denn diese Schwingungen werden sich umgekehrt verhalten, wie die Quadrate der Federlängen, und wenn wir also die bekannte Anzahl der Schwingungen der ganzen unverkürzten Feder in einer Sekunde mit dem Buchstaben n bezeichnen, die ganze Länge der Feder selbst mit L, die vermittelst des Nonius abgelesene Länge der Feder hingegen mit l, die Anzahl der Schwingungen, die der Federlänge l entsprechen mit N: so haben wir den Ausdruck $N = \frac{nL^2}{l^2}$ oder wenn wir die ursprüngliche Länge der Feder = 1 annehmen, so wird der Ausdruck noch einfacher, $N = \frac{n}{l^2}$.

In meinem vorliegenden Instrumente habe ich durch Vergleichung der Zahl der Schwingungen der unverkürzten Feder, eine Anzahl die sich noch sehr wohl zählen läßt, mit einer Sekundenuhr aus 15 Beobachtungen vermittelst der Methode der kleinsten Quadrate den Werth von klein n auf 4,3 Schwingungen in einer Sekunde bestimmt.

Nehmen wir ferner die gesuchte Zeit der Dauer einer Vibration S, so ergiebt sich der Ausdruck $S = \frac{l^2}{n}$, der uns also auch die Zeit der Dauer eines Lichteindruckes giebt.

Oben aber haben wir gefunden, daß das Quadrat der Dauer eines Lichteindruckes auf der Retina gleich sey der Intensität dieses Lichtstrahles, oder, wenn wir die Intensität des Lichtstrahles mit J bezeichnen, so haben wir $J = \frac{L^4}{n^2}$; bezeichnen wir aber die Intensität eines andern Lichtstrahlen-Bündels mit i, die entsprechende Länge der Feder mit l, so haben wir dafür wieder $i = \frac{l^4}{n^2}$, und wenn wir diese beyden Ausdrücke mit einander vergleichen, so ergiebt sich das Verhältniß $\frac{i}{J} = \frac{L^4}{l^4}$.

Wir erhalten auf dieſe Weiſe ein Maaß für den abſoluten Glanz eines Gegenſtandes, er mag nun keinen ſcheinbaren Durchmeſſer haben, wie z. B. die Sterne, oder einen merklichen Durchmeſſer beſitzen, wie z. B. die Sonne, Kerzen-, Gasflammen, oder beleuchtete Flächen.

Es kömmt jedoch viel häufiger bey photometriſchen Aufgaben eine andere Frage zu erörtern, nämlich: Wie verhält ſich die ſcheinbare Helligkeit eines leuchtenden Objektes zu der eines andern, das iſt, wie viel Licht von gewiſſer Intenſität ſendet ein leuchtender Körper im Vergleiche mit einem andern leuchtenden Körper von verſchiedener Area und Entfernung in unſer Auge?

Nun: die ſcheinbare Helligkeit eines Gegenſtandes iſt nach Herſchel *) der Quotient der abſoluten Helligkeit, dividirt durch das Quadrat ſeiner Entfernung vom Auge.

Die abſolute Helligkeit aber eines Gegenſtandes iſt bekanntlich gleich dem Produkte aus dem abſoluten Glanze und der Area des Gegenſtandes.

Bezeichnen wir demnach, wie vorher die größte relative Länge der Feder mit L, die kleine mit l, den der größten Federlänge entſprechenden Durchmeſſer des Objects oder auch unſerer Schirme mit Δ, den der kleinen Federlänge entſprechenden Durchmeſſer des Objects mit δ, die dem Buchſtaben Δ entſprechende Diſtanz des Objects vom Auge, oder in unſerer Maſchine die Länge der Ocularröhre mit A und die dem δ entſprechende Diſtanz des Objects mit λ, ſo verwandelt ſich unſere oben angegebene einfache Formel

$$\frac{L^4}{l^4} \text{ in } \frac{L^4 A^2 \delta^2}{l^4 \lambda^2 \Delta^2}$$

Steht nun auch die erleuchtete Oberfläche nicht ſenkrecht gegen die Achſe unſers Auges, oder ſteht die erleuchtete Oberfläche nicht ſenkrecht auf der Achſe des leuchtenden Körpers, ſo entſteht aus unſerer obigen Formel, da ſich die Helligkeit ſchief beleuchteter Flächen zur Helligkeit ſenkrecht beleuchteter Flächen verhält, wie der Sinus des Beleuchtungs-Winkels zum Radius

$$\frac{L^4 A^2 d^2 \text{ Rad}}{l^4 \lambda^2 \Delta^2 \text{ sin. a.}}$$

*) T. F. W. Herschel On light. 31.

Die Conſtruction unſers Photometers jedoch erlaubt uns noch auf einem andern Wege zu dem oben gedachten Reſultate zu kommen, der demnach als Kontrole für die oben angegebenen Experimente dienen kann.

Der ſchwarze Schirm, den unſere Feder trägt, dient uns im obigen Falle: während der Schwingung der Feder jedes andere Licht vom Auge abzuhalten, als das durch die kleine Oeffnung des Schirmes kommende. Denken wir uns nun die kleine Oeffnung des Schirmes weg, und bewegen die Feder aus ihrer Ruhe ſo weit ſeitwärts, daß der Rand des Schirmes gerade die Oeffnung der Ocularröhre frey läßt, ſo werden wir natürlich dem Lichte Zutritt in unſer Auge verſtatten. Ueberlaſſen wir nun die Feder ſich ſelbſt, ſo wird der Schirm, während er ſich vor der Oeffnung der Ocularröhre vorüber bewegt, jeden Lichteindruck abhalten, bis ſein entgegengeſetzter Rand die Oeffnung der Ocularröhre wieder verlaſſen hat.

Indem wir deßhalb während einer Vibration der Feder nach der obigen erſten Methode nur einen Lichteindruck im Auge erhalten, empfangen wir hier zwey, und wir können deßhalb auf dieſe Weiſe noch eine Zahl von Lichteindrücken im Auge erregen, die die Feder vermöge ihrer erſten einfachen Schwingungszahl nicht mehr geben könnte. Wir verkürzen natürlich auch hier die Originallänge der Feder ſo lange, bis das Bild im Auge ruhig erſcheint.

Was wir aber auf dieſe letzte Weiſe zu meſſen haben, iſt nicht, wie in unſerer erſten Methode die Dauer eines Lichteindruckes, ſondern vielmehr die Dauer des dunkeln Intervalles zwiſchen zwey Lichteindrücken, oder die Zeit, die der ſchwarze Schirm nöthig hat, bis er mit ſeinem ganzen Durchmeſſer die Achſe der Ocularröhre paſſirt hat. Die Zeit jedoch, die er dazu nöthig hat, wird von ſeinem Durchmeſſer und der Amplitüde einer Federſchwingung abhängen, da der Durchmeſſer des Schirms ſelbſt immer einen Theil des Bogenſtückes bildet, das der doppelten Amplitüde der Schwingung gleich iſt. Wenn wir deßhalb die Länge des Schwingungsbogens mit y bezeichnen, den Diameter des Schirmes mit d', ſo erhalten wir, wie wir früher geſehen haben, $\frac{l^2}{n}$, die Dauer einer Schwingung

nennen $\frac{dl^2}{yn}$ für die mittlere Dauer der Verfinsterung oder der mittlern Fortdauer des Lichteindruckes

also auch $\frac{1}{2}\left(\frac{l^2}{n} - \frac{dl^2}{yn}\right) = \frac{ly^2 - dl^2}{2\,ny}$

für die mittlere Zeit, die dem Lichte gegönnt ist, einen Eindruck auf die Retina unsers Auges hervorzubringen, da nämlich bey dieser Weise der Lichteindruck mit jeder Schwingung zweymal erneuert wird, zu beyden Seiten des Schirmes nämlich.

Nun ist aber die Fortdauer des Lichteindruckes $= \frac{dl^2}{ny}$ also die Intensität gleich dem Quadrat dieses Eindruckes $\left(\frac{dl^2}{ny}\right)^2$

Nennen wir ferner die Intensität eines andern Lichtstrahles bey einer andern Pendellänge $\left(\frac{dL^2}{ny}\right)^2$

Bey Vergleichung dieser beyden Quantitäten erhalten wir auch hier wieder das zuerst bemerkte Resultat: daß sich die Intensitäten wie die vierten Potenzen der verschiedenen Pendellängen verhalten.

So weit läßt sich die Theorie meines Instrumentes ohne alles Experiment vorher bestimmen. Bey seiner wirklichen Anwendung ergeben sich aber zwey Umstände, die man, vorzüglich was den letztern von beyden betrifft, nicht so leicht vorher gesehen haben würde.

Betrachten wir nämlich unser Photometer während der Schwingung der Feder, z. B. eine gefärbte Fläche, und haben wir das Bild im Auge durch Verkürzung der Feder zur Ruhe gebracht, so wird, wenn sich die Amplitüde der Schwingungen vermindert, plötzlich eine Zeit eintreten, in welcher das Licht der beleuchteten Fläche auffallend zunimmt, und das Bild der Fläche selbst überhaupt so deutlich wird, daß wir die kleinsten Merkmale auf der Scheibe unterscheiden können.

Wenn wir die näheren Umstände während der Erzeugung eines Lichteindruckes im Auge betrachten, wird uns die Ursache dieser Erscheinung sogleich klar werden.

Der Lichteindruck im Auge wird nur erzeugt, während die kleine Oeffnung des Schirmes die Achse der Ocularröhre schneidet. Da diese Oeffnung selbst eine Größe ist, so wird eine gewisse Zeit vonnöthen seyn, bis die Oeffnung nicht allein die Achse der Ocularröhre, sondern auch die Oeffnung der Ocularröhre passirt hat. Diese Zeit hängt aber lediglich von der Amplitüde der Schwingungen ab; denn wenn wir die Federschwingung in allen Amplitüden innerhalb der Gränzen ihrer Elasticität für isochronisch annehmen, so muß natürlich die Oeffnung des Schirmes bey einem großen Schwingungsbogen in kürzerer Zeit die Achse unserer Ocularröhre schneiden, als bey einem kleinern Schwingungsbogen. Da also bey einem kleinern Schwingungsbogen die Schirm-Oeffnung länger vor unserm Auge verweilt, und also auch die Lichtwelle Zeit hat, länger auf unser Auge zu wirken, so läßt sich aus der größern Deutlichkeit des beobachteten Bildes bey längerer Dauer des Lichteindruckes schließen, daß, um ein deutliches Bild auf der Netzhaut des Auges zu erzeugen, den Lichtwellen eine gewisse Zeit verstattet werden müsse, auf unser Auge zu wirken, was auch schon Aimé bey seinen Experimenten zu bestimmen suchte. Die nöthige Dauer bey meinem Instrumente auszumitteln, ist nichts nöthig, als eine Vorrichtung anzubringen, die die Amplitüde einer Schwingung mißt. Sie besteht in meinem Instrumente aus einem an der gezähnten vertikalen Stange dicht unter dem hintern Ende der Ocularröhre angebrachten Querstück, das als Träger zweyer Schieber dient, deren jeder an dem Ende, mit dem er den vordern Schieber berührt, ein Streifchen von Elfenbein trägt. Das eine dieser vertikal stehenden, sich aber horizontal verschiebenden Streifchen wird mit seinem Rande so gestellt, daß es mit dem Rande des Schirmes, den die Feder trägt, in Ruhe coincidirt, das andere Streifchen wird so weit hinausgerückt, daß es mit demselben Rande des bewegten Schirmes in seiner **größten Elongation** coincidirt; ein am ersten Streifchen angebrachter Nonius mißt die Distanz zwischen den Rändern der beyden Streifchen und also auch die halbe Sehne des Schwingungsbogens.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 50.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung am 13. May d. J. wurden nachstehende Vorträge gehalten:

5. Hr. Akademiker Dr. Schafhäutl berichtet über die Resultate seiner Beobachtungen mittels des von ihm construirten Photometers.

(Schluß.)

Die Formel, die wir oben für die Dauer eines Lichteindruckes nach der zweyten Weise, unser Instrument zu gebrauchen, angegeben haben, dient uns auch hier wieder, wenn wir statt den Durchmesser des Schirmes d' den Durchmesser der Oeffnung im Schirme d setzen, zu dem wir noch den Durchmesser der Oeffnung der Ocularröhre D addiren müssen, da die Oeffnung im Schirme eben so viele Zeit braucht, sich vor der Oeffnung der Ocularröhre vorüber zu bewegen, deßhalb würde die ursprüngliche Formel $\frac{d' l^2}{ny}$ verwandelt in $\frac{(d + D)\, l^2}{n\, y}$ die mittlere Zeit ausdrücken, die für eine beliebige Art von Lichtwellen nöthig ist, ein deutliches Bild auf der Netzhaut unsers Auges hervorbringen.

Ein zweyter, nicht vorauszusehender Umstand ist folgender:

Wir haben so eben gesehen, daß das Lichtbild, wenn sich die Amplitüde der Schwingungen verkürzet, plötzlich heller und vollkommen deutlich zu werden beginne. Wir werden aber auch zu gleicher Zeit bemerken, daß das früher ruhige Bild wieder zu zittern anfängt.

Um es auch bis zum letzten Momente ruhig zu machen, muß die Feder bedeutend verkürzt werden, so, daß z. B. die Federlänge 0,25, als das Bild des reflectirten Weiß ruhig geworden war, bis auf 0,1256 verkürzt werden mußte, um es auch bis zum letzten Augenblicke ruhig zu erhalten.

Aus diesen Beobachtungen geht hervor, daß der Eindruck der Lichtwelle da, wo sie das Aug mit ihrer vollen Stärke afficirt, nicht wie man erwarten sollte, länger, sondern vielmehr von kürzerer Dauer ist; daß ferner unter allen Verhältnissen das von einer weissen Scheibe zurückgeworfene Sonnenlicht einen Eindruck von kürzester Dauer, Indigoblau hingegen von längster Dauer im Auge hervorruft, daß nämlich bey Lichtstrahlen unter denselben Verhältnissen auf unser Auge einwirkend die Zeit der sekundären Vibrationen oder der Dauer des Lichteindruckes auf unsere Netzhaut im Verhältniß mit der Anzahl der Schwingungen einer gefärbten Lichtwelle stehe.

Es offenbart sich hier eine merkwürdige Verwandtschaft und wieder ein merkwürdiger Gegensatz der Lichtwellen mit den Tonwellen. Während z. B. die am geschwindesten vibrirenden Tonwellen das Ohr am meisten afficiren, afficiren im Gegentheile die am geschwindesten vibrirenden Lichtwellen das Auge am wenigsten, während die am langsamsten vibrirenden Lichtwellen, z. B. das Roth, das Auge am stärksten angreifen, gleichsam als wäre auch hier verhältnißmäßig Zeit nöthig, um den Sehnerven am stärksten zu afficiren. Was ferner die Deutlichkeit des Bildes betrifft, so scheint, wie

beym Schalle, dazu eine sehr zusammengesetzte Welle nöthig zu seyn; denn ich habe schon früher durch Experimente bewiesen, daß z. B. eine Baßsaite eines Flügels Schwingungs-Amplitüden von einer Linie haben könne, ohne daß ein Ton vernehmbar wäre, während dieselbe Saite ohne meßbare Schwingungs-Amplitüden den möglichst stärksten Ton hervorbringen könne, was nicht von der Gewalt, die die Saite angreift, abhängt; sondern von der Kraft, mit der die einzelnen Partien einer solchen Saite in Bewegung gesetzt werden.

Dieß Verhalten giebt uns zuletzt vielleicht noch einen Maaßstab der Schnelle, mit der sich die Aetherschwingungen auf die Netzhaut des Auges abdrücken, oder auch von der Schnelligkeit, mit welcher die Seele im Stande ist, diese Schwingungen in sich aufzunehmen, und sich ihrer bewußt zuwerden.

Vom Gebrauche des Instruments.

Das Instrument soll während des Gebrauches so fest als möglich stehen. Zu diesem Endzwecke ist es unten auf eine Schraubenzwinge befestiget, vermöge welcher es fest an den Rand eines horizontalen Tisches geschraubt werden kann. Die Zwinge faßt zugleich die Zunge einer regulären, gegen 6 Zoll langen Mahagoni-Platte, in deren Mitte sich ein eben so langer Schieber in einer schwalbenschwanzartigen Versenkung parallel mit der Achse der Diopternröhre vorwärts und rückwärts bewegt. In eines seiner Enden ist eine messingene Schraubenmutter versenkt, die eine vertikale messingene Säule aufzunehmen bestimmt ist, welche der nöthigen Verkürzung oder Verlängerung halber noch einen cylindrischen Stab in sich enthält, der sich in ihr als Hülse auf- und niederschieben, und vermittelst des durchbohrten Schraubenknopfes der Säule in jeder beliebigen Höhe fest stellen läßt.

Dieser cylindrische Stab trägt an seinem obern Ende einen Ring zur Aufnahme von Blättchen mit den zu prüfenden Farben bedeckt; der Ring selbst aber an seinem höchsten Punkte eine Hülse, in welcher sich ein prismatischer Stab vertikal auf die Fläche der zu prüfenden Scheiben hin- und herschiebt, der an seinem einen Ende eine geschwärzte durchbohrte Metallscheibe, parallel mit der zu prüfenden farbigen Scheibe trägt, um durch ihre Oeffnung unmittelbares oder reflektirtes Licht unter bestimmten Winkeln auf die zu prüfenden Scheiben fallen zu lassen. An dem cylindrischen Theile des eben beschriebenen vertikalen Stabes bewegen sich noch zwey vermittelst Druckschrauben festzustellende Hülsen auf und nieder, welche horizontale prismatische Arme tragen, mit eben solchen Hülsen versehen, wovon die eine dazu bestimmt ist, einen sehr kurzen Lichthalter zu tragen; die andere einen schwarzen großen Schirm, um jedes fremde Licht vom Auge selbst abzuhalten.

Der oberste dieser beyden Arme, der den Leuchter trägt, ist auch noch in entgegen gesetzter Richtung einen Zoll lang verlängert, dann vertikal niedergebogen, wo seine Schneide sich auf dem Rande eines getheilten Kreisbogens bewegt, der auf das Halsband der untern Hülse befestigt ist, wodurch sich die Winkel, welche die beyden horizontalen Arme mit einander machen, auch bey einer dreyzölligen vertikalen Entfernung von einander noch recht gut messen lassen, wodurch also das Complement des Neigungs-Winkels gemessen wird, unter welchem das Licht auf die zu prüfende Scheibe fällt.

Die Achse dieses ganzen cylindrischen Stativs steht vertikal auf der Achse der Diopternröhre und läßt sich vermittelst des Schwalbenschwanzschiebers im Mahogonibodenstücke, in welches es geschraubt ist, in dieser Achse, dem Schirme der Feder oder der Diopternröhre nähern oder entfernen.

Ich bediene mich zweyer Diopternröhren. Die eine kurze ist 1,4 englische Zoll lang, und trägt an ihren beyden Enden in Schlitzen die Schieber, die durch federnde Ringe an jeder beliebigen Stelle festgehalten werden. Diese Röhre ist für Gegenstände bestimmt, deren scheinbare Helligkeit gemessen werden sollen, und die deßhalb den Dioptern näher gebracht werden können und müssen.

Für Gegenstände am Himmel oder überhaupt von großer Entfernung bediene ich mich einer zweyten Röhre, die noch eine Auszugsröhre in sich enthält. So kurz als möglich ist sie 4,4 Zoll lang; läßt sich aber bis auf 7 Zoll verlängern, welches Maaß mit seinen Unterabtheilungen auch auf die eine Seite der Auszugsröhre gravirt ist, so daß die Röhrenlänge bloß abgelesen zu werden braucht.

Als Diopter selbst bediene ich mich vier messingener Schieber, deren jeder vier Circular-Aus-

schnitte enthält von 0,02″ bis zu 0,1″ Diameter in nicht ganz 1/2 Zoll betragenden Entfernungen von einander.

Um Kerzenflammen oder Argand'sche Flammen zu vergleichen, bediene ich mich noch eines weitern Schiebers aus zwey über einander gleitenden, in der Mitte mit rectangulären völlig gleichen Oeffnungen versehenen Theilen zusammengesetzt, deren von innen zugeschärfte vertikale Ränder in Berührung gebracht werden können. Entfernt man diese Ränder ein wenig von einander, so bilden sie einen Schlitz, dessen Weite ein an der unteren Schieberplatte angebrachter Nonius angiebt. Es wird dann zuerst ein Schieber mit einem Circular-Ausschnitte in die Diopternröhre gebracht, der gerade die Flamme ihrer Höhe nach einschließt. Hierauf wird der Schieber mit dem vertikalen Schlitze an seine Stelle gebracht, und die Oeffnung des Schlitzes so lange vergrößert, bis er die Flamme von der Seite her einschließt, so, daß sie vollkommen deutlich und helle erscheint.

Man muß überhaupt für Gegenstände am Himmel, es sey bey Tag oder Nacht, nie zu große Oeffnung wählen, die größten von 0,1 Zoll Durchmesser für die kürzeste Röhre und auf farbige Scheiben.

Durch Anwendnng verschiedener Diopter-Oeffnungen auch an den beyden Enden der Röhre; durch Verlängerung oder Verkürzung der letzteren; durch Näherung oder Entfernung des zu beobachtenden Gegenstandes selbst wird man bald jeden Gegenstand innerhalb des Bereiches unsers Instrumentes zu bringen im Stande seyn.

Zur Beobachtung von Gegenständen am Himmel muß das Instrument parallel aufgestellt werden, was auf die übliche Weise nicht angeht, da die Federschwingungen sich dem ganzen Instrumente und Gestelle mittheilen.

Ich construirte mir dazu folgende Vorrichtung: Auf einer gegen 11 Zoll im Durchmesser haltenden und gegen 2 Zoll dicken, steinernen horizontalen Scheibe, die in der Mitte sich um einen Zapfen dreht, und an der Periphie noch auf Frictionsrollen lauft, sind zwey vertikale parallele Wände in einer Entfernung von etwa 5 Zoll von einander errichtet, in ihrem Hauptschnitt ein oben etwas abgestumpftes, etwas mehr als rechtwinkliges Dreyeck darstellend.

Jeder der abgestumpften Scheitel des Dreyecks trägt ein starkes Charniertheil, in welches das Charniertheil eines andern rectangulären Brettes paßt, welches Brett nahe von der Länge des Photometers vermöge dieser Charnieren und einer Stellschraube mit seiner Fläche in jedem beliebigen Vertikal- oder Höhenkreise auf und nieder bewegt werden kann. Dieses Brett trägt in seiner Längenachse am obern sowohl als unterm Theile zwey Klemmschrauben, welche die vertikale gezähnte Stange des Photometers so nahe als möglich an seinen beyden Enden fassen und festhalten.

Die horizontale Steinplatte giebt also natürlich die horizontale Bewegung, das Längenstück, das an seinem untern Ende mittels vertikaler Charnieren an den Wänden befestigt ist, giebt die Vertikalbewegung, und das Instrument steht auch, während die Feder vibrirt, hinreichend fest, um Beobachtungen mit Sicherheit anzustellen.

Bey allen Messungen in Bezug auf Federlängen setzen wir die ganze Federlänge = 1 und geben die respectiven Längen in Bruchtheilen an.

Wir haben demnach für die Dauer eines Lichteindruckes im Auge = $S = \frac{l^2}{n}$, wo n constant ist und die schon oben angedeutete und für jedes Instrument bereits gefundene Schwingungszahl der ganzen Federlänge in Sekunden anzeigt.

$\frac{L^4}{l^4}$ giebt das Verhältniß der Intensitäten von $\frac{J}{i}$; —

$\frac{L^4}{l^4} \cdot \frac{\Lambda^2}{\lambda^2} \cdot \frac{\delta^2}{\Delta^2}$ ist die Formel für die scheinbare Helligkeit von Gegenständen.

Δ ist der, der größeren Federlänge entsprechende Durchmesser des Objects der Schirme, oder auch der Schieberöffnung.

δ ist der, der kleineren Federlänge entsprechende Durchmesser des Objects, oder der Schieber-Oeffnung.

Λ ist die der Größe L entsprechende Distanz des, Objects λ die dem kleinen l entsprechende Distanz des Objects, beyde von der dem Schirme am nächsten liegenden Diopter an gerechnet.

Um Δ mit δ vergleichen zu können, welche beyde zur Vergleichung des Durchmessers des Objects dienen, mußte, wenn zwey verschiedene Röhrenlängen gebraucht werden, die größte auf die kleinste reducirt werden: wobey natürlich, wenn a die kleine Röhrenlänge, B die größere, d den Diameter des Diopters bedeutet, die eigentlich in Rechnung zu ziehende Oeffnung $d' = \frac{ad}{B}$ seyn wird.

Auf gleiche Weise muß die Area des rectangulären Schlitzes auf eine circuläre reducirt werden, um ihren Durchmesser finden zu können.

Fällt endlich noch bey reflectirtem Lichte das Licht schief auf, so wird die ursprüngliche Formel endlich in

$$\frac{L^4\ \Delta^2\ \delta^2\ \text{Rad}}{l^4\ \lambda^2\ \Delta^2\ \text{Sin. a}},$$

wobey Sin. a der Neigungswinkel des Lichtstrahles zur Fläche ist.

Bestimmung der Dauer eines Licht-Eindruckes.

Bey allen diesen Berechnungen, wo es gilt, die Dauer eines Lichteindruckes oder einer Verfinsterung zu messen, haben wir der Kürze halber die mittlere Geschwindigkeit angenommen, mit welcher der Schirm den mittlern Theil des Bogenstückes durchschneidet. In der Wirklichkeit dagegen ist die Geschwindigkeit eines Pendels in seiner größten Elongation vom Ruhepunkte $= 0$ und in der Mitte des Schwingungsbogens am größten. Da sich jedoch bey jeder Pendelbewegung die Zeiten, in welchen gewisse Bogenstücke durchlaufen werden, wie die Wurzeln aus den Räumen verhalten, so wird sich, wenn wir mit T die Zeit einer halben einfachen Schwingung bezeichnen, mit t hingegen die Zeit, die das Pendel braucht, das Bogenstück y weniger dem Halbmesser der Oeffnung oder des Schirmes zu durchlaufen — natürlich die Zeit $= d$, die der Halbmesser der Oeffnung oder des Schirmes nöthig hat, die Achse der Diopternröhre zu schneiden, aus der Differenz $T - t$ ergeben. Wenn wir ferner den halben Schwingungsbogen mit y bezeichnen, mit D den Durchmesser der größeren Schirmöffnung oder des Schirmes selbst, mit d die Oeffnung des Diopters, so ergeben sich die Räume $= y$ und $y\ \frac{D}{2}$ und deßhalb der Zeiten T, gleich der halben Schwingungszeit $\frac{l^2}{2n}$ woraus sich

$$t = \frac{l^2 \sqrt{2y - D}}{4n\sqrt{y}};$$

ergiebt, und deßhalb die eigentliche Geschwindigkeit d

$$T - t = \frac{l^2}{2n} - \frac{l^2\sqrt{2y - (D + d)}}{4n\sqrt{y}}.$$

gleich der halben Dauer eines Lichteindruckes, wenn die Oeffnung im Schirme die Achse schneidet.

Ist nach der zweyten Art der Schirm selbst, statt der Oeffnung des Schirmes angenommen, so erhält die Formel eine etwas andere Gestalt; denn hier kömmt es darauf an, das Intervall zu messen zwischen der Achse der Diopternröhre und dem innersten Rande des Schirmes bey seiner größten Elongation, also einen Zeitraum, der vor der Verfinsterung selbst eintritt.

Hier muß die Differenz zwischen dem ganzen Durchmesser des Schirms und dem ganzen Bogenstücke y genommen werden, nämlich $y - D$; weil diese ganze Differenz innerhalb der ersten Hälfte des Bogenstückes fällt, das das schwingende Pendel beschreibt, und zwar in den Anfang der Bewegung. Wir erhalten deßhalb für t oder die Zeit, die den Lichtwellen gegönnt ist, ein deutliches Bild auf der Retina hervorzubringen

$$t = \frac{l^2\ (\sqrt{y - (D - d)})}{2n\sqrt{y}}.$$

---

6. Schreiben von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt, und von der naturforschenden Gesellschaft in Danzig, den Austausch ihrer Schriften betreffend, wurden vorgelesen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 51.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.
Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 12. Juny d. J. legte Herr Conservator Dr. Vogel eine Abhandlung vor:

Ueber das Reductions-Vermögen der schwefligen Säure auf einige Metalloxyde, welche wir hier im Auszuge mittheilen.

Außer den gasartigen Verbindungen, welche der Wasserstoff mit Phosphor, Schwefel ꝛc. eingeht, kennen wir einige mit Sauerstoff nicht gesättigte Säuren, wozu vorzüglich arsenige, phosphorige und schweflige Säuren gehören, welche das Vermögen besitzen, schon bey einer niedrigen Temperatur verschiedene Metalloxyde zu reduciren.

Das Verhalten der schwefligen Säure zu den Metalloxyden läßt sich aus einem dreyfachen Gesichtspunkte betrachten und hinsichtlich der Veränderung, welche diese Oxyde von der genannten Säure erleiden, können dieselben in drey Classen getheilt werden.

1. Oxyde, welche von der schwefligen Säure gänzlich reducirt und zu einem rein metallischen Zustand zurück geführt werden.
2. Oxyde, welche nur zum Theil, d. h. bis zu einer niederen Stufe der Oxydation reducirt werden.
3. Solche Oxyde, welche von der schwefligen Säure nicht afficirt werden, und von derselben keine Veränderung, nämlich keinen Verlust an Sauerstoff erleiden.

Berzelius sagt im 4. Bande seines Lehrbuches der Chemie, 3. Auflage S. 613: daß das Verhalten der schwefligen Säure zum Queckſilber-Oxyd noch nicht untersucht sey, und daß aus ihrer Verbindung ein neutrales schwefelsaures Oxydulsalz entstehen müsse, eine Meynung, wodurch die nachstehende Prüfung veranlaßt wurde.

Rothes Queckſilber-Oxyd.

Wird fein geriebenes rothes Queckſilber-Oxyd in concentrirte schweflige Säure getragen und damit in einer Flasche verschlossen, so verschwindet unter Freywerden von Wärme die rothe Farbe des Oxyds und es bildet sich ein weisses Pulver, welches sich allerdings als schwefelsaures Oxydul verhält, allein nach Zusätzen von einer größern Menge schwefliger Säure wird es grau und es setzt sich metallisches Queckſilber zu Boden.

Aus der abgegossenen Flüssigkeit wird auf Zusatz von noch mehr schwefliger Säure und durch Erwärmen alles Queckſilber in metallischem Zustand abgeschieden.

Sehr auffallend ist die Veränderung, welche das rothe Queckſilber-Oxyd erleidet, wenn es mit schwefliger Säure übergossen und sogleich damit bis zum Kochen erhitzt wird, nun wird die ganze Menge des Oxyds in laufendes Queckſilber verwandelt und in der nach dem Aufkochen filtrirten Flüssigkeit ist kein Queckſilber mehr vorhanden.

Man kann das rothe Queckſilber-Oxyd unter Erneuerung von ſchwefliger Säure allmählig ohne Temperatur-Erhöhung zwar gänzlich zu metalliſchem Queckſilber reduciren, allein eine vollkommene Reduction geht beſſer und ſehr ſchnell von ſtatten, wenn man das rothe Queckſilber-Oxyd mit einem Ueberſchuß von ſchwefliger Säure bis zum Kochen derſelben erwärmt; in dieſem Falle befindet ſich in der abgegoſſenen Flüſſigkeit keine Spur von Queckſilber mehr.

Queckſiber-Oxyd-Salze.

Wenn nun das rothe Queckſilber-Oxyd, namentlich bey einer Temperatur-Erhöhung ſo leicht und ſchnell durch ſchweflige Säure vollkommen reducirt wird, ſo ließ ſich erwarten, daß dieſer Fall auch eintreten dürfte, wenn das Oxyd an Säure gebunden iſt, weßhalb das Verhalten der ſchwefligen Säure auf Queckſiber-Oxydſalze unterſucht wurde.

Eine Auflöſung von ſalpeterſaurem Queckſilber-Oxyd mit ſchwefliger Säure verſetzt, wird milchicht und es bildet ſich ein weiſſer Niederſchlag, welcher ſich als ſchwefelſaures Oxydul verhält und durch Alkalien ſchwarz wird; durch einen großen Zuſatz von ſchwefliger Säure geht er aber allmählig ins Graue über. Nach 24 Stunden lag feinzertheiltes metalliſches Queckſilber zu Boden, aber in der ſich über demſelben befindenden Flüſſigkeit war noch Queckſilber aufgelöſt, obgleich ein Ueberſchuß von ſchwefliger Säure vorhanden war.

Durch Aufkochen trübte ſich die klare Flüſſigkeit aufs Neue und es ſetzte ſich die ganze darin enthaltene Menge Queckſilber in metalliſchem Zuſtand ab. Dem zu Folge kann alſo die Reduction des in der Flüſſigkeit enthaltenen mit Salpeterſäure verbundenen Queckſilber-Oxyds durch ſchweflige Säure und mit Hülfe der Wärme ganz vollkommen herbeygeführt werden.

Salpeterſaures Queckſilber-Oxydul.

Wenn nun, wie wir geſehen haben, das ſalpeterſaure Queckſilber-Oxyd durch ſchweflige Säure anfangs milchicht und nicht ſogleich reducirt, ſondern zuerſt zum Theil in ſchwefelſaures Oxydulſalz zurückgeführt wird, ſo entſteht hingegen in der Auflöſung des ſalpeterſauren Oxydulſalzes durch ſchweflige Säure ſogleich ein ſchwarzgrauer Niederſchlag. Es iſt indeſſen ſelbſt nach einigen Tagen noch nicht alles Queckſilber ausgefällt, obgleich ſich ein Ueberſchuß von ſchwefliger Säure in der Flüſſigkeit befand. Durch ein gelindes Aufkochen konnten aber leicht die letzten Spuren von Queckſilber aus der Flüſſigkeit reducirt werden.

Dieſe ſchnelle und vollkommene Reduction des Queckſilbers findet überhaupt ſtatt, wenn man eine Auflöſung von ſalpeterſaurem Queckſilber-Oxydul, welche mit einer hinreichenden Menge von ſchwefliger Säure verſetzt iſt, bis zum Aufkochen der gemengten Flüſſigkeit erwärmt.

Sublimat.

Eine concentrirte Auflöſung von Sublimat in Waſſer mit ihrem doppelten Volumen von ſchwefliger Säure vermengt, bleibt bey der gewöhnlichen Temperatur eine Zeitlang klar und fängt erſt am andern Tage an ſich ſchwach zu trüben und einen weiſſen Bodenſatz fallen zu laſſen.

So wie aber die gemengte Flüſſigkeit bis zum Kochen erhitzt wird, ſo trübt ſie ſich bedeutend, wird ganz milchicht und es ſetzt ſich ein weißer Niederſchlag in großer Menge zu Boden. Dieſer Niederſchlag mit hinreichender Menge Waſſer gewaſchen, bis ſich kein Queckſilber mehr in der abgegoſſenen Flüſſigkeit befand, wurde getrocknet.

Dieſer weiſſe in Waſſer unlösliche Niederſchlag wird durch Kalkwaſſer und Ammoniak ſchwarz, indem er ihnen Salzſäure aber keine Schwefelſäure ertheilt, iſt vollkommen ſublimirbar und verhält ſich wie reiner Calomel ohne ſchwefelſaurer Verbindung.

Durch einen neuen Zuſatz von ſchwefliger Säure und wiederholtes Aufkochen kann man endlich dahin gelangen, alles Queckſilber durch Bildung von Calomel abzuſcheiden.

Die vom letzten Bodenſatz abgegoſſene Flüſſigkeit ließ beym Abdampfen keinen Sublimat mehr zurück, ſondern nur Schwefelſäure.

Wenn man eine concentrirte Sublimat-Auflöſung mit ihrem doppelten Volumen ſchwefliger Säure

vermengt, so bringen die Alkalien, der Flüssigkeit im Ueberschuß hinzugesetzt, keinen Niederschlag mehr in derselben hervor; alles Queckſilber befindet sich in der nun sehr alkalischen Flüssigkeit aufgelöst.

Ebenso wird eine mit concentrirter Essigsäure vermengte Sublimat-Auflösung durch einen Ueberschuß von kaustischem Kali nicht mehr gelb niedergeschlagen, sondern es entsteht nur allmählig eine weiße Trübung, und in der filtrirten alkalischen Flüssigkeit befindet sich ebenfalls Queckſilber-Oxyd aufgelöst.

Auch hat Mialhe ganz neuerlich gezeigt, daß eine mit Cyan-Wasserstoffsäure versetzte Sublimat-Auflösung durch Alkalien nicht mehr verändert wird, *) Gegenstände, welche bey toricologischen Untersuchungen wohl zu berücksichtigen seyn dürften.

Calomel.

Wird fein geriebener Calomel mit schwefliger Säure in einer Flasche geschüttelt, so nimmt er zwar nach einiger Zeit eine hellgraue Farbe an, indessen ist die Action von Seiten der schwefligen Säure doch nicht so bedeutend, daß man hätte in dem Calomel Queckſilberkügelchen wahrnehmen können.

Sobald man aber die schweflige Säure mit dem Calomel bis zum Kochen erhitzt, so wird er tief dunkelgrau, fast schwarz, und die davon abgegossene Flüssigkeit enthält außer der Schwefelsäure auch Salzsäure.

Der schwarzgraue Bodensatz wurde noch dreymal mit einer neuen Menge schwefliger Säure gekocht und in jeder der abgegossenen Flüssigkeiten befand sich freye Salzsäure.

In dem langsam getrockneten schwarzen Bodensatz ließen sich indessen selbst mit bewaffneten Augen keine Queckſilberkügelchen wahrnehmen. Beym Erhitzen in einer Glasröhre sublimirte sich Calomel nebst einer geringen Menge von metallischem Queckſilber, weßhalb dieser schwarze Rückstand nicht als ein einfaches Gemeng aus Calomel und Queckſilber sondern wohl als basisches Queckſilber-Chlorür zu betrachten seyn dürfte.

Da nun das unlöslichste aller Queckſilber-Salze, der Calomel, durch die schweflige Säure zum Theil reducirt wird, so ließ sich erwarten, daß keines der übrigen Queckſilbersalze der schwefligen Säure gänzlich widerstehen würde; deßhalb wurde, um diese Reihe von Versuchen zu beschließen, nur noch das Verhalten der schwefligen Säure auf Turpethum minerale geprüft.

Turpethum minerale.

Das gelbe gut gewaschene und trockene basisch schwefelsaure Queckſilber-Oxyd wurde in einer Flasche mit schwefliger Säure geschüttelt. Es löste sich größtentheils darin auf und die Flüssigkeit wurde alsdann milchicht. Sobald dieselbe aber bis zum Kochpunkt erhoben wurde, trübte sie sich stärker; das in derselben schwebende weisse Pulver von schwefelsaurem Oxydul wurde grau und legte sich nun schnell zu Boden; es verhielt sich ganz wie metallisches Queckſilber.

Die von dem metallischen Bodensatz abgegossene Flüssigkeit hinterließ beym Abrauchen nur concentrirte Schwefelsäure ohne eine Spur von Queckſilber.

Da nun die Reduction des Queckſilber-Oxyds, so wie die der schwefelsauren und salpetersauren Oxyd- und Oxydulsalze durch schweflige Säure mit Hülfe einer Temperatur-Erhöhung ganz vollkommen von statten geht, so ist dieser Säure bey gerichtlichen Untersuchungen, wenn es sich davon handelt, die Menge des metallischen Queckſilbers aus schwefelsauren und salpetersauren Queckſilbersalzen genau anzugeben, vor der phosphorigen Säure der Vorzug einzuräumen, indem die Darstellung der phosphorigen Säure in bedeutender Menge doch manche Schwierigkeiten darbietet, was mit der schwefligen Säure durchaus nicht der Fall ist.

Silberoxyd.

Bey der übrigens so leichten Reducirbarkeit des Silberoxyds durch die Wärme und auf andere Weise, ließ sich erwarten, daß die Reduction desselben auch durch schweflige Säure schnell von stat-

*) S. Journal de pharmacie. B. 3. S. 223. März-Heft 1843.

ten gehen würde, was ſich aber beym Verſuch doch nicht ganz beſtätigte.

Das noch feuchte, aus ſalpeterſaurem Silber durch Kalkwaſſer gefällte Oxyd konnte durch ſchweflige Säure nur zum Theil reducirt werden, obgleich die Säure damit eine Zeitlang erwärmt wurde. In der vom Bodenſatz abgegoſſenen Flüſſigkeit war, des Ueberſchuſſes von ſchwefliger Säure ungeachtet, ſchwefelſaures Silber enthalten.

Wird eine Auflöſung von ſalpeterſaurem Silber mit ſchwefliger Säure vermengt, ſo entſteht ſogleich ein weiſſer Niederſchlag, welcher beym Aufkochen der Flüſſigkeit grau wurde und ſich nun ſchnell zu Boden ſenkte. Die dadurch klar gewordene Flüſſigkeit wurde nach dem Abkühlen wieder milchicht.

In der abgegoſſenen klaren Flüſſigkeit war noch ſalpeterſaures Silber enthalten; auch trübte ſie ſich von neuem durch die noch vorhandene überſchüſſige ſchweflige Säure. Es iſt demnach ſehr ſchwierig, ſelbſt bey erhöhter Temperatur, das Silber aus dem ſalpeterſauren Silber gänzlich zu metalliſchem Silber zu reduciren. Außerdem iſt das graue Pulver von metalliſchem Silber ohne Glanz und faſt immer von etwas Schwefelſilber begleitet, weßhalb die angegebene Art, das Silber durch ſchweflige Säure aus dem ſalpeterſauren Salze zu reduciren, zur Anwendung auf Darſtellung des feinen Silbers nicht zu empfehlen iſt, indem es der Reduction vermittelſt ſchwefelſauren Eiſenoxyduls ſehr nachſteht.

Zinkoxyd, Antimonoxyd und Uranoxyd.

Die Zinkblumen laſſen ſich durch ſchweflige Säure, ſelbſt bey erhöhter Temperatur nicht reduciren; ſie löſen ſich gänzlich in der Säure auf und der abgerauchte Rückſtand, welcher ſich in perlmutterartigen Schuppen darſtellt, beſteht größtentheils aus ſchwefligſaurem Zink mit etwas ſchwefelſaurem Zink.

Ebenſo wie das Zinkoxyd, widerſtehen auch das Antimonoxyd und das Uranoxyd der ſchwefligen Säure; nicht die leiſeſte Reduction der Oxyde läßt ſich wahrnehmen; in der ſauren Flüſſigkeit befand ſich nur wenig Antimonoxyd aufgelöst, aber das Uranoxyd hatte ſich gänzlich zu ſchwefligſaurem Uranoxyd aufgelöst.

Kupferoxyd.

Wenn man das geglühte ſchwarze Kupferoxyd mit ſchwefliger Säure übergießt, ſo geht die Reduction zum Oxydul nur ſehr langſam von ſtatten, indeſſen bildet ſich doch nach 24 Stunden ſo viel Oxydulſalz in der Flüſſigkeit, daß das Kali einen gelben Niederſchlag darin hervorbringt; wird aber das ſchwarze Kupferoxyd mit der ſchwefligen Säure eine Zeitlang gekocht, ſo verwandelt es ſich in ein braunrothes Pulver von Kupferoxydul.

Daß die Auflöſung des ſchwefelſauren Kupfers mit ſchwefliger Säure geſchüttelt, zum Theil in Oxydulſalz übergeht, war zum Theil bekannt; dieſe reducirende Action von Seiten der ſchwefligen Säure iſt aber viel auffallender auf eine Auflöſung von eſſigſaurem Kupfer. Wird nämlich letztere mit ihrem gleichen Volumen ſchwefliger Säure vermengt, ſo nimmt ſie ſogleich eine ſmaragdgrüne Farbe an und bey einem Ueberſchuſſe von ſchwefliger Säure bringt das Kali in der Auflöſung einen gelben Niederſchlag hervor. Sowie aber die klare Flüſſigkeit bis zum Kochen erwärmt wird, ſo trübt ſie ſich und ein großer Theil des Kupfers wird als braunrothes Kupferoxydul abgeſchieden.

Wenn man zu einer concentrirten Auflöſung von eſſigſaurem Kupfer tropfenweiſe und unter Umſchütteln ſchweflige Säure, aber nicht im Ueberſchuß hinzuſetzt, ſo wird die blaue Flüſſigkeit grün und es bildet ſich ein gelber Niederſchlag, welcher ſich auf Zuſatz von mehr ſchwefliger Säure wieder auflöst. Dieſer gelbe Niederſchlag verhielt ſich bey näherer Unterſuchung wie Kupfer-Oxydulhydrat.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 52.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 12. Juny d. J. legte Herr Conservator Dr. Vogel eine Abhandlung vor:

Ueber das Reductions-Vermögen der schwefligen Säure auf einige Metalloxyde, welche wir hier im Auszuge mittheilen.

(Schluß.)

Eisenoxyd.

Das rothe geglühte Eisenoxyd läßt sich durch schweflige Säure nicht auf einen niedern Zustand der Oxydation zurückführen, was indessen mit den Eisenoxydsalzen sehr leicht von statten geht; namentlich wird das essigsaure Eisenoxyd, wenn man es eine Zeitlang mit schwefliger Säure schüttelt oder damit erwärmt, gänzlich in Oxydulsalz umgewandelt.

Molybdänsäure.

Die geglühte Molybdänsäure so wie das in der Natur vorkommende molybdänsaure Bley werden durch schweflige Säure nicht merklich reducirt; nur wenn man das fein gepulverte molybdänsaure Bley mit schwefliger Säure bis zur Trockne abdampft, so zeigen sich einige indigoblaue Punkte, was aber wohl von der entstandenen Schwefelsäure, welche bey erhöhter Temperatur die frey gewordene Molybdänsäure reducirt, herrühren mag, wovon man sich überzeugen kann, wenn man mit fein geriebenem molybdänsaurem Bley verdünnte Schwefelsäure bis zur Trockne abdämpft, wodurch bekanntlich ein tief blauer Rückstand bleibt.

Vermengt man aber eine Auflösung von basischem molybdänsaurem Kali mit einem Ueberschuß von schwefliger Säure, so nimmt die Flüssigkeit nach Verlauf von 24 Stunden eine blaue Farbe an. Wird indessen eine Auflösung von basischem molybdänsaurem Kali mit einem Ueberschuß von schwefliger Säure bis zum Kochen erhitzt, so wird die Flüssigkeit indigoblau; die auf diese Weise entstandene blaue molybdänige Säure wird durch einen Zusatz von salpetriger Säure wieder auf die vollkommen farblose Molybdänsäure zurückgeführt.

Schluß.

Es ergiebt sich aus den angestellten Versuchen:

1. Daß das rothe Queckſilberoxyd durch schweflige Säure mit Hülfe der Wärme vollkommen reducirt wird;
2. daß das salpetersaure Queckſilberoxyd zwar langsam durch schweflige Säure, aber beym Erwärmen doch gänzlich reducirt wird. Eben so und noch schneller geht die Reduction des salpetersauren Queckſilberoxyduls durch schweflige Säure vollkommen von statten;
3. daß der Sublimat unter den angegebenen Bedingungen durch schweflige Säure nur bis auf Calomel zurückgeführt wird, und daß eine Auflösung des Sublimats, wenn sie mit schwef-

liger Säure oder mit Essigsäure versetzt ist, durch einen Ueberschuß von kaustischem Kali nicht mehr gelb niedergeschlagen wird;

4. daß der sublimirte fein geriebene Calomel durch schweflige Säure nur sehr schwierig reducirbar ist, wo hingegen das basische schwefelsaure Queckſilber-Oxyd durch schweflige Säure gänzlich reducirt wird;

5. daß das Silberoxyd durch schweflige Säure nicht vollkommen reducirbar ist, was auch von der Auflösung des salpetersauren Silbers gesagt werden muß;

6. daß die Oxyde von Zink, Antimon und Uran durch schweflige Säure nicht zu reduciren sind;

7. daß sich das geglühte schwarze Kupferoxyd durch schweflige Säure auf rothes Oxydul reducirt, daß aber das essigsaure Kupfer ohne Temperatur-Erhöhung auf ein Oxydulsalz zurückgeführt wird; beym Aufkochen des essigsauren Kupfers mit schwefliger Säure wird sogleich eine große Menge von rothbraunem Kupferoxydul gebildet und ausgeschieden;

8. daß das geglühte rothe Eisenoxyd der schwefligen Säure keinen Sauerstoff abtritt, daß hingegen das essigsaure Eisenoxyd durch schweflige Säure schnell auf Oxydulsalz zurückgeführt wird;

9. endlich daß die geglühte Molybdänsäure durch schweflige Säure nicht reducirbar ist, daß aber das molybdänsaure Kali zu einer niedern Stufe der Oxydation, zu einer blauen Verbindung von molybdäniger Säure zurückgeführt wird.

2. Schreiben von der Direktion des Gartenbau-Vereins für Preußen und von Herrn Dr. G. Vrolik, Sécrét. général de l' Institut R. des Sciences etc. des Pays-Bas in Amsterdam, den Austausch der Schriften dieser Gesellschaften betreffend, werden vorgelesen.

3. Hr. Akademiker und Conservator Dr. Vogel theilt nachstehenden Auszug aus einem Briefe von Hrn. Professor Liebig in Gießen an Dr. Vogel jun., Adjuncten des chemischen Laboratoriums dahier mit.

„Ich danke Ihnen für die interessante Notiz über den Fettgehalt des Bieres, welche als ein neues Beweisstück der deutschen Ansichten das nächste Heft bereichern soll. Wir sind hier mit lauter Aschen-Analysen beschäftigt; allein wie viele gehören noch dazu, um zu ganz sicheren Schlüssen zu gelangen. Es müssen Pflanzen-Aschen von Vegetabilien der verschiedensten Bodenarten untersucht werden, um die constanten Bestandtheile mit Bestimmtheit kennen zu lernen. Sollten Sie nicht geneigt seyn, für diese, für Pflanzenphysiologie und für die Agricultur so wichtigen Fragen ein Opfer zu bringen und die wichtigsten Pflanzen Ihrer Gegend auf die Bestandtheile ihrer Aschen zu untersuchen? Wir haben sehr merkwürdige Dinge gefunden. So geben Erbsen, Bohnen, Waizen, Roggen eine Asche, welche keine Spur kohlensauren Alkali's enthält, die aus lauter phosphorsauren Salzen und sonst nichts andrem besteht. Die Roggen- und Waizen-Asche enthält pyrophosphorsaure (zweybasische) Alkalien; die der Bohnen und Erbsen lauter dreybasische phosphorsaure Salze. Ich habe nun das Blut untersuchen lassen und es hat sich heraus gestellt, daß die Asche des Blutes ebenfalls keine Spur kohlensaures Alkali und außer Kochsalz und schwefelsaurem Alkali nur phosphorsaure Salze enthält."

4. Hr. Professor Dr. Buchner liest eine Notiz vor: Ueber die von Dr. Winckler entdeckte Identität des Bitterstoffs der Rinde von Esenbeckia febrifuga Mart. mit dem Chinovabitter.

Ich habe in der Sitzung vom 8. Januar des vorigen Jahres die Ehre gehabt, die verehrliche

Classe darauf aufmerksam zu machen, daß die sogenannten Bitterstoffe, d. h. diejenigen Educte und Producte aus organischen Körpern, die sich durch bittern Geschmack auszeichnen und sich nicht weiter zerlegen lassen als in die Elemente der organischen Körper, in chemischer Beziehung zum Theil elektropositiv oder basisch sind, wie das Chinin, Cinchonin, Morphin u. s. w. und dann Alkaloide oder Subalkaloide heißen, — und zum Theil elektronegativ oder säureähnlich, wie z. B. der Bitterstoff der Galle, und das zu diesen letztern ein von Dr. Winckler in der falschen Chinarinde, welche unter den Namen China nova im Handel vorkömmt, entdeckter und mit dem Namen Chinovabitter bezeichneter Bitterstoff gehöre, welcher im reinen Zustande weiß, aber nicht deutlich krystallinisch, und nach der neuesten Analyse von Schnedermann in Göttingen in wasserfreyen Verbindungen mit Salzbasen aus C 35 H 58 O 9 zusammengesetzt, und mit Pelletiers Chinovasäure identisch ist. Ich habe damals bemerkt, daß Winckler diesen merkwürdigen Bestandtheil nicht nur in der China nova, sondern später auch in andern Rinden aus der Familie der Cinchoneen, die wir als die ächten Chinarinden mit Recht so hoch schätzen, auffand, so daß in ein und derselben Rinde zwey sich chemisch anziehende Bitterstoffe, nämlich ein elektropositives Alkaloid und das elektronegative Chinovabitter mit einander verbunden vorkommen können.

So weit unsere bisherigen Kenntnisse reichten, schien das Chinovabitter einzig nur auf die Familie der Cinchoneen beschränkt zu seyn; kürzlich machte aber Winckler die merkwürdige Entdeckung, daß auch die bitter und tonisch wirkende Rinde jenes Baumes in Brasilien, welchen der verehrte Sekretär der mathematisch-physikalischen Classe, Herr Hofrath v. Martius an Ort und Stelle untersucht und als in die Familie der Diosmeen gehörig erkannt und Esenbeckia febrifuga genannt hat, ebenfalls Chinovabitter enthält.

Nachdem ich vor 14 Jahren selbst eine chemische Untersuchung der Esenbecks-Rinde unternommen und im 31. Bande des Repertoriums für die Pharmacie bekannt gemacht habe, wornach der Bitterstoff dieser merkwürdigen Rinde mehr basischer als säureähnlicher Natur zu seyn schien, und nachdem auch Nees von Esenbeck der jüngere, bey der von ihm angestellten chemischen Untersuchung der Esenbecks-Rinde, ein von dem Meinigen nicht sehr verschiedenes Resultat erhielt, so muß ich gestehen, daß ich Anfangs glaubte, Winckler habe sich in dieser Beziehung getäuscht. Mein Zweifel veranlaßte ihn, eine neue Reihe von Versuchen mit möglichster Sorgfalt anzustellen; — und das Resultat derselben war eine Bestätigung seiner frühern Entdeckung, daß nämlich die Rinde der Esenbeckia febrifuga wirklich Chinovabitter enthalte, und zwar zum Theil in einem ziemlich verlarvten Zustande, nämlich in Verbindung mit Kali.

Nach meiner frühern Untersuchung derselben Rinde bin ich geneigt zu glauben, daß sie ebenfalls zwey verschiedene Bitterstoffe enthalte wie die Rinden der Cinchoneen; wenn es mir gelingt, eine zur genauen chemischen Untersuchung nöthige Quantität der Esenbecks-Rinde zu erhalten, so werde ich zur Beantwortung dieser Frage möglichst genaue Versuche anstellen.

Ich zweifle nicht daran, daß Hr. Conservator Hofrath v. Martius den Baum, wovon die gedachte Rinde ist, als zu den Diosmeen, also in eine Familie, welche von den Cinchoneen ziemlich entfernt steht, gehörig, richtig bestimmt habe, und halte es daher für eine wichtige Entdeckung, daß nicht bloß chemisch indifferente und längst bekannte Gebilde, wie Stärkmehl, Gummi, Zucker, Mannit u. dgl., sondern auch mehr heroisch wirkende Stoffe, wie das Chinovabitter, in Pflanzen verschiedener Gattungen und Familien vorkommen können.

Da die elektropositiven Bitterstoffe, die sich wie Salzbasen verhalten, mit elektronegativen Pflanzenstoffen verbunden und verlarvt vorkommen, so mögen auch die säureähnlichen Bitterstoffe des Pflanzenreiches hinter Alkalien und Alkaloiden mitunter so sehr versteckt seyn, daß man ihre wahre Natur bisher nicht recht erkennen konnte; daher verdient die große Menge von Bitterstoffen, die gegenwärtig in der Pflanzenchemie aufgenommen sind, vorzugsweise einer strengen Revision unterworfen zu werden, um in das düstere Chaos der organischen Chemie, wie sie gegenwärtig steht, mehr Licht, Ordnung und Einfachheit zu bringen.

5. Untersuchung eines Gallen-Concrementes. Von Dr. A. Vogel, jun., k. Adjunct des chemischen Laboratoriums.

Bey einer in der Anatomie vorgenommenen Section eines im hiesigen allgemeinen Krankenhause verstorbenen männlichen Individuums fanden sich in der Gallenblase 10 Concretionen, keine größer als eine Erbse, mehrere aber um die Hälfte kleiner.

Da diese Gattung der Gallensteine selten vorkömmt, so unterwarf ich sie einer nähern Prüfung.

Die Oberfläche derselben ist glatt, fettig anzufühlen und von dunkelschwarzbrauner Farbe. Die Steine haben sämmtlich eine runde Form, welche aber bey den meisten durch Flächen nach einigen Seiten begränzt ist. Es läßt sich hieraus schließen, daß die Steine schon längere Zeit in der Gallenblase vorhanden waren, woselbst sie nach und nach durch langjähriges Aneinanderreiben abgeschliffen wurden. An den abgeschliffenen Seitenflächen ist die Farbe heller, als an den abgerundeten, an einigen Stellen hellgelb. Die Concretion ist von geringer Härte, mit dem Fingernagel verletzbar und unter dem Messer leicht zu zerschneiden. Bey dem Durchschnitt eines Steines läßt sich deutlich ein dunkelbrauner Kern in der Mitte wahrnehmen, von dem nach allen Punkten der Oberfläche hin ein gelbliches Gefüge strahlig ausläuft, gegen außen in verschieden nüancirten Schichten sich ansetzend. An und für sich ist die Concretion geruchlos, wird sie aber schwach erwärmt, so entwickelt sie einen unangenehmen urinösen Geruch. Das Gewicht der 10 Gallensteine zusammen betrug 1,2 Gramm.

Ein Stein von 0,20 Gramm Gewicht verlor bey 100° C. erhitzt 0,013 Gramm; er enthält daher genau 5 proc. Wasser. Auf einem dünnen Platinblech über der Weingeistlampe geglüht, verbrannte die Concretion mit starkrußender Flamme und es blieb ein unbedeutender weißer Rückstand, welcher mit Säuren aufbrauste.

In einem Agatmörser fein zerrieben, stellte die Concretion ein gelbes an den Wänden klebendes Pulver dar. Ein Theil der gepulverten Masse wurde mit absolutem Alkohol übergossen und mehrmals gekocht. Der größte Theil des Pulvers löste sich dadurch auf und noch heiß filtrirt blieb auf dem Filtrum ein braungelbes Pulver von geringer Quantität zurück. Die abfiltrirte alkoholische Auflösung war vollkommen klar und farblos. Nach dem langsamen Erkalten krystallisirte aus derselben das Cholesterin in weißen, seidenglänzenden, fettig anzufühlenden Krystallen heraus. Diese wurden nochmals mit absolutem Alkohol kochend behandelt und umkrystallisirt. Auf Platinblech erhitzt verbrannten sie ohne Rückstand zu hinterlassen und erwiesen sich bey näherer Untersuchung als reines Cholesterin.

Die Concretion besteht demnach hauptsächlich aus Cholesterin, vermengt mit einer geringen Quantität Gallenfarbestoff mit Gallenbitter und einer Spur von unorganischen Theilen.

Der nach dem Verbrennen der Concretion auf Platinblech gebliebene unorganische Rückstand brauste, wie schon erwähnt mit Säuren und löste sich in reiner Salpetersäure vollständig auf. Er zeigte sich bey der chemischen Analyse dem größten Theile nach aus kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk mit Spuren von Magnesia- und Natronsalzen bestehend. Diese unorganischen Bestandtheile betragen in 100 Theilen der Concretion 1,613, also ungefähr $1\frac{1}{2}$ proc. Der zur Analyse in zu geringer Menge verwendbare Theil der Concretion machte die specielle quantitative Bestimmung der unorganischen Salze unmöglich, die überdieß bey so unbedeutender Menge unorganischer Beymischung nicht von Wichtigkeit ist.

Die Concretion hat demnach folgende quantitative Zusammenstellung:

Cholesterin	75,625
Gallenfarbestoff . . .	22,762
Gallenbitter	
Kalk-, Magnesia- . .	1,613
und Natronsalze . .	
	100,000

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 53.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philologisch-Philosophische Classe.

Sitzung am 1. July 1843.

Der Classensekretär, Herr Hofrath und Professor Dr. Thiersch, hielt Vortrag über die neue Ausgabe der großen lykisch-griechischen Inschrift, welche von Herrn Charles Fellows im vergangenen Jahre unter dem Titel:

„The inscribed monument at Xanthus, recopied in 1842; by Charles Fellows. London etc. fol.

erschienen ist."

Lycien war bisher der Aufmerksamkeit der Reisenden entgangen, und noch Mannert bemerkt, daß die Nachrichten, die er von dem Lande zu geben habe, allein aus den Alten geschöpft und durch neuere Reisen noch in keiner Weise vermehrt seyen. Es war in unserer Zeit Herrn Texier und Hrn. Ch. Fellows vorbehalten, dieses Land gleichsam von Neuem zu entdecken und zu unserer nähern Kunde zu bringen. Hr. Ch. Fellows besonders hat sich durch die beyden über seine Untersuchungen herausgegebenen Reisewerke ein so großes Verdienst um die Kenntniß des Landes erworben, daß man ihn als den eigentlichen Urheber unserer gegenwärtigen Kenntnisse von Lykien betrachten kann.

Eines der merkwürdigsten Monumente, das er unter den Ruinen der alten Hauptstadt Xanthus am gleichnamigen Flusse gefunden und bekannt gemacht hat, ist ein hoher Pfeiler, der auf allen vier Seiten mit lycischer Schrift bedeckt ist. Auf der einen Seite wird diese Schrift durch eine griechische Inschrift von zwölf Zeilen unterbrochen, deren Ergänzung und Erläuterung der Gegenstand des folgenden Vortrages war.

Zur Begründung desselben mußte an die natürliche Beschaffenheit und Geschichte des Landes erinnert werden.

Lycien ist das am meisten südliche Land jener Küste, in welcher das vordere Asien oberhalb Phönicien von Ost nach West sich hervorstreckt, und schließt sich gen Westen an Carien, mit welchem Lande die Küste sich sofort gegen Norden wendet und bis an den Hellespont fortsetzt. Es liegt darum in der Mitte zwischen den vorderasiatischen Ländern, und zwischen denen, die sich über Pamphylien und Cilicien nach dem innern Asien hinein ziehen. Seine Gestalt ist von der Art, daß gegen das Meer das Land sich mehr ausbreitet, und nach Innen zu beyden Seiten von zwey tiefen Meerbusen verengt wird. Da, wo diese einander am nächsten kommen, ist es mit zum Theile hohen Gebirgen erfüllt, die es von den innern Ländern abschneiden und sich in mehreren Hauptzweigen südlich und südwestlich bis an die Küste erstrecken, die von vielen Buchten durchfurcht und reich an guten Häfen ist. Zwischen den zwey Hauptzügen dieser Gebirge breitet sich ein schon in der hellenischen Sage gepriesenes Thal aus, das gegen das Meer hin zu einer Ebene sich erweitert. Aus ihm kömmt der Xanthus herab, und nicht weit von seiner Mündung zurück auf einer Anhöhe sind die

Ruinen der alten Hauptstadt des Landes, welches von einer eigenthümlichen Bevölkerung besetzt und nur an den Küsten mit griechischen Stämmen vermischt war.

Die griechischen Einwohner, welche dort einwanderten, waren nirgends stark genug, selbstständige Gemeinden zu bilden; doch brachten sie griechische Sitten und Gebräuche mit sich, so wie von Lycien aus altlycische Cultur nicht ohne einen Theil des einheimischen Götterkultus nach Griechenland verpflanzt wurde. Die neuesten Untersuchungen haben bestätiget, daß der Cultus des Apollo und der Artemis und ihrer Mutter Lato (der Name bedeutet, wie man jetzt aus den lycischen Werken entziffert hat, die Herrin, die Gebieterin) nach Griechenland verpflanzt wurde. — Das Volk der Lycier, zu den stärksten, tapfersten und unbescholtensten des Alterthumes gehörend, und schon in den homerischen Gesängen durch seine Helden glänzend, zeigte seine Tugend besonders, als Harpagos, der Feldherr des Cyrus, das vordere Asien den persischen Waffen unterwarf, und auch in die lycischen Gebirge vordrang. In der Ebene des Xanthus begegneten ihm die Lycier, und stritten, wie Herodot I. 176 sagt, Wenige gegen Viele, mit dem größten Muthe.

Besiegt zogen sie sich in die Stadt zurück, wohin sie ihre Frauen, Kinder und Schätze zusammengebracht hatten. Da sie an der Möglichkeit verzweifelten, sich gegen die persische Macht zu behaupten, brachten sie Alles, Frauen und Kinder, Eigenthum und Sklaven, in die Akropolis, zündeten diese an, schwuren den Göttern die schrecklichsten Eide, thaten dann einen Ausfall, und fanden im Kampfe gegen die Perser sämmtlich den Tod. Nur achtzig Familien, zufällig abwesend, blieben zurück, und bildeten den Kern der neuen Gemeinde, die späterhin unter persischer Herrschaft auf den Ruinen der alten Stadt sich ansiedelte.

Das lycische Land folgte hierauf dem Schicksale der persischen Monarchie, und gewann nach ihrem Untergange wenigstens auf einzelne Zeiträume seine Selbstständigkeit wieder, die es sogar unter den ersten römischen Kaisern durch Besonnenheit, Rechtschaffenheit und die Bewahrung der den Römern zugesagten Treue zu behaupten wußte.

Strabo fand das Land noch in guter Blüthe, nennt die Bevölkerung ausgezeichnet durch ihre Besonnenheit, und zeigt es im Genusse einer eigenthümlichen und selbstständigen Verfassung. — Jedes Jahr wurden an einem zuvor bestimmten Orte Landtage gehalten, auf welchen die Abgeordneten der einzelnen Städte, je nach der Wichtigkeit derselben mit drey, zwey oder einer Stimme erschienen, die Vorsteher des ganzen Landes und die Richter wählten, und das Gemeinsame besorgten. — Die spätern Kaiser zogen Lycien zu ihren Provinzen, und das Land verschwindet in den Schicksalen des Orientes, es wird nur zuweilen und vorübergehend erwähnt.

Als Herr Fellows das Innere besuchte, fand er es im guten Anbaue, sattsam bevölkert, und noch jetzt die Einwohner von einer Ehrenhaftigkeit der Gesinnung, Thätigkeit und Gastfreundschaft, welche zeigen, daß die alten Tugenden daselbst sich durch alle Wechsel der Zeiten, der Regierungen und selbst des Kultus bis zu uns herab im Wesentlichen erhalten haben.

Es ist ihm gelungen, die Ruinen der alten lycischen Städte ohne Ausnahme aufzufinden, und unter mehreren derselben Denkmäler der frühesten Architektur, Sculptur und selbst der lycischen Sprache zu entdecken, welche mit Recht die höchste Aufmerksamkeit des gebildeten Europa auf sich gezogen haben.

Vorzüglich sind es die lycischen Inschriften, welche zu genauester Beachtung und zum sorgfältigsten Studium auffordern. Ihr Alphabet besteht größtentheils aus Schriftzeichen, die auch zu den Hellenen übergegangen sind; doch erscheinen dazwischen andere dem griechischen Alphabete fremde, wiewohl in untergeordneter Anzahl.

Zur Entzifferung derselben dienen die Inschriften, welche lycische und griechische Schrift neben oder nach einander haben, und aus den Namen der Götter und der Menschen in den griechischen lassen sich dieselben Namen in den lycischen, damit aber die Buchstaben, durch die sie ausgedrückt sind,

nachweisen. Schon mehrere Gelehrte haben sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, wie Grotefend in Hannover, Lassen in Bonn. Doch ist mir nicht bekannt, daß ihre Arbeiten darüber bereits seyen veröffentlicht worden, ausgenommen den Bericht über Herrn Fellows Arbeit, welchen Grotefend der Philologenversammlung zu Bonn vorgetragen hat.

Da die oben erwähnte wichtige Inschrift von Xanthus es vorzüglich ist, auf welche das Studium der lycischen Schriftsprache sich richten muß, so hielt Herr Fellows für nöthig, einen besondern und berichtigten Abdruck derselben zu liefern. Bey seinem zweyten Besuche der Ruinen traf er, wie die Einleitung sagt, Vorkehrung, die abgebrochenen Theile des Denkmales umwenden zu lassen, und konnte sofort die Charaktere der Inschrift genauer untersuchen.

Er bemerkte: „Die Copie der Inschrift, die ich jetzt gebe, ist, wie ich glaube, so vollkommen, als sie gemacht werden kann. Ich habe das Ganze von Neuem abgeschrieben, und die Abschrift mit meinem frühern Blatte verglichen. Ich habe eben so Abdrücke in Papier genommen und mit mir gebracht; nach diesen Materialien ist die gegenwärtige Zeichnung entworfen worden, nach der Scala von einem Zoll auf einen Fuß."

Nach diesen Bemerkungen darf man schließen, daß die Inschrift, wie er sie in dieser neuen Ausgabe liefert, Zug für Zug wiedergiebt, was sich auf dem Steine findet. Gleichwohl bietet sie Worte und Wortformen, die entweder ungenau wiedergegeben, oder schon von dem alten Lithographen oder Steinschreiber ungenau eingegraben worden sind. Im Folgenden werden wir die Beyspiele davon sehen.

Die griechische Inschrift ist an sich merkwürdig genug, und gewinnt an Bedeutsamkeit noch durch den Umstand, daß sie zwischen der lycischen eingegraben, sich höchst wahrscheinlich näher auf sie bezieht, und den Inhalt wenigstens eines Theiles des Lycischen im Griechischen wiedergiebt. Gelingt es also, sie zu lesen und herzustellen, so wird dadurch wahrscheinlich ein bedeutender Beytrag für die Entzifferung der lycischen Theile des Denkmales gewonnen.

Die zwölf Zeilen, aus denen sie besteht, enthalten zwölf Verse. Erst folgen sich zwey Hexameter, dann zwey Pentameter, dann zwey Disticha, und zuletzt wieder vier Hexameter. Es ist demnach ein in elegischer Form ausgeführtes, aber, wie es vorliegt, ungeordnetes Gedicht; die Lesung ist an den meisten Stellen sicher, nur zu Anfang der ersten zehn Zeilen fehlen einzelne Buchstaben, die ausgebrochen sind.

Für die Bestimmung der Zeit des Monumentes könnte von Wichtigkeit scheinen, daß im fünften Verse der Sohn des Harpagos: „ὁ δὲ Ἁρπάγου υἱός" erwähnt wird. Außer dem Feldherrn des Cyrus kennt Herodot aus der Zeit des Darius noch einen andern persischen Anführer dieses Namens; von dem er VI. 28. Nachricht giebt. Dieser zweyte Harpagos, ein persischer Mann, wie Herodot sagt, stand an der Spitze eines nicht geringen Heeres, στρατιῆς οὐκ ὀλίγης, in der Ebene des Kaikos im Lande der Mysier, als Histiäus mit seinen Schaaren vor der persischen Flotte sich aus Lesbos flüchtend, dort erschien. Es kam zu einem Kampfe zwischen den beyden Feldherren, in welchem Histiäus geschlagen und gefangen genommen wurde.

Da dieser zweyte Harpagos im Norden von Kleinasien erscheint, diese Gegend aber höchst wahrscheinlich in dem ersten Verse unserer Inschrift, wie wir sehen werden, bezeichnet wird: so tritt die Vermuthung noch näher, daß ihr Inhalt mit den beyden, von Herodot genannten Männern dieses Namens in Verbindung stehe, doch folgte daraus nicht, daß sie zu ihren Zeiten sey gemacht und gesetzt worden. Sie hat das volle attische Alphabet, wie es seit dem Archon Euklides im Laufe des peloponnesischen Krieges erst in öffentlichen Urkunden eingeführt wurde. Wenn sie mit jenen Männern in Verbindung steht, so ist sie lange nach ihnen entstanden, und erwähnt ihrer nur, weil, was sie gethan, durch öffentliche Werke, auf welche sie sich bezieht, beglaubigt und im Andenken erhalten wurde.

In der Beylage geben wir eine genaue Copie der griechischen Inschrift mit der letzten lycischen Zeile über ihr und der ersten unter ihr, indem wir noch bemerken, daß über ihr fünfzehn, und unter ihr zwey und dreyßig Zeilen lycischer Schrift, jede durchschnittlich von vierzig Buchstaben, stehen.

Die zweyte Columne hat ein und siebzig Zei-

len, die dritte fünfzig, die vierte sechs und sechzig bloß lycischer Schrift, so daß die Erscheinung von zwölf griechischen Versen zwischen einem so ausgedehnten lycischen Texte sich gleich zu Anfang als etwas Räthselhaftes darstellt.

Doch wenden wir uns zum griechischen Texte selbst.

Folgende Worte, Verstheile und ganze Verse lassen sich mit vollkommener Sicherheit lesen:

- - - - - - - - Εὐρώπην Ἀσίας δίχα πόντος - - - - - - - - - - -
- - - - - - - - - - Λυκίων στήλην τὸ πᾶν δὲ ἀνέθηκεν, - - -
Δώδεκα θεοῖς ἀγορᾶς ἐν καθαρῷ τεμένει,
- - - - - καὶ πολέμου μνῆμα τόδε ἀθάνατον,
- - - - - - - - ὁ δὲ Ἁρπάγου υἱὸς ἀριστεύσας - - - - - - - - - -
- - - - - - πάλην Λυκίων τῶν τότ' ἐν ἡλικίᾳ,
Ἄλλας δὲ ἀκροπόλεις σὺν Ἀθηναίῃ πτολιπόρθῳ
Πέρσας συγγένεσιν δῶκε μέρος βασιλεύς.
- - - - - - - - ἀθανάτοισιν ἀπεμνήσαντο δικαίαν,
Ἑπτὰ δ' ὁπλίτας κτεῖνεν ἐν ἡμέρᾳ - - - - - -
Ζηνὶ δὲ - - - - - - - τρόπαια βροτῶν - - - ἁπάντων,
Καλλίστοις δ' ἱεροῖς - - - - γένος ἐστεφάνωσεν.

Im ersten Verse zeigen die Worte, welche Trennung von Europa und Asien aussprechen, daß die Buchstaben nach *δίχα* als *ΠΟΝΤΟΣ* zu ergänzen seyen, obgleich *Ω* im Texte steht, denn das Meer ist es, welches Europa und Asien trennt; ist aber dieß der Sinn, so können die drey letzten Buchstaben *ΕΝΕ* nichts Anderes, als der Anfang des Wortes *ΕΕΡΓΕΙ* seyn, obgleich auch hier das *Ν* entgegen steht. Dieselbe Nachlässigkeit, welche *πόντος* mit dem *ω* schrieb, würde demnach sich auch hier in dem *ν* und *ε* zeigen, sey es, daß der Steinschreiber oder, was kaum zu glauben, der Abschreiber sie verschuldete. Hat man aber mit solcher Nachlässigkeit zu thun, so wird gestattet seyn, den Anfang des Verses, der... *ΕΟΤΤ* hat, als *ὅσσον ἔπ'* zu ergänzen, da dieses Wort von dem Sinne des Ganzen gefordert wird. Der Vers wäre demnach:

Ὅσσον ἔπ' Εὐρώπην Ἀσίας δίχα πόντος
εἴργει,

und bezeichnete die ganze Strecke der Länder von Asien und Europa, welche das Meer trennt, das heißt, die von dem Hellespont an bis nach der Oeffnung des Bosporus in das schwarze Meer gelegenen Landschaften.

Im zweyten Verse tritt der herametrische Rhythmus gegen das Ende in *πᾶν δ'ἀνέθηκεν* deutlich hervor, aber die vorhergehenden Worte: *στήλην τό* heben denselben wieder auf. Man darf darum von neuem Nachlässigkeit annehmen, die sich hier nicht in Verwechslung der Buchstaben, sondern in Veränderung der Wortstellung zeigt; denn offenbar lautete der Vers von *Λυκίων* an:

. . . . . Λυκίων στήλην, τὸ δὲ πᾶν
ἀνέθηκεν.

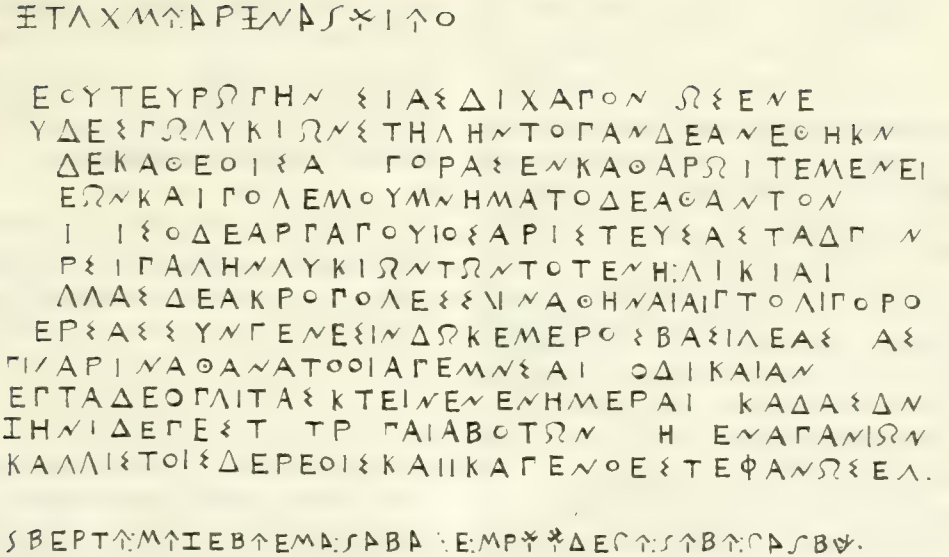
Was aber aus den Buchstaben *ΤΛΕΣΠΩ* zu machen sey, ist schwer zu sagen. Allerdings wäre: *Ἐν δήμῳ Λυκίων* eine den Vers ergänzende und von den Buchstaben der auch hier lässigen Schrift nicht zu weit sich entfernende Herstellung. — Indeß fehlt der Zusammenhang dieses Verses mit dem vorhergehenden; wir werden darauf später zurück kommen.

Der dritte Vers schließt sich als voller Pentameter dem vorhergehenden gehörig an und ergänzt auch den Sinn desselben, daß irgend Einer, dessen Name fehlt, das Ganze den zwölf Göttern in dem reinen Bezirke der *ἀγορά* aufgestellt habe:

— — — τὸ δὲ πᾶν ἀνέθηκεν
Δώδεκα θεοῖς ἀγορᾶς ἐν καθαρῷ τεμένει.

(Schluß folgt.)

Mit einer lithographirten Beylage.



Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 54.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philologisch-Philosophische Classe.
Sitzung am 1. July 1843.

Der Classensekretär, Herr Hofrath und Professor Dr. Thiersch, hielt Vortrag über die neue Ausgabe der großen lykisch-griechischen Inschrift, welche von Herrn Charles Fellows im vergangenen Jahre unter dem Titel:

„The inscribed monument at Xanthus, recopied in 1842; by Charles Fellows. London etc. fol.

erschienen ist."

(Schluß.)

Der vierte Vers hat wieder offenbar den Rhythmus eines Pentameter, und *ΑΘΑΝΤΩΝ* zeigt uns die oben erwähnte Nachlässigkeit in einem neuen Falle, hier nämlich in der Auslassung des *Α* zwischen *Ν* und *Τ*, denn offenbar war *ΑΘΑΝΑΘΩΝ* im ursprünglichen Texte. Es wäre demnach sicher:

— — — — καὶ πολέμου μνῆμα τόδ' ἀθάνατον.

Was vorher als Anathema für die zwölf Götter bezeichnet wurde, wäre sofort hier ein unsterbliches Denkmal des Krieges genannt, und gestattete den Schluß, daß in den ersten Versen von einem siegreichen Kampfe die Rede gewesen, der alle Länder vom Hellespont bis zum Pontus überzogen hat. Das Wort, welches vor καὶ als Ergänzung des Pentameter aus *ΕΩΝ* herzustellen wäre, könnte *Βουλέων* gewesen seyn, denn *βουλή*, neben *πόλεμος*, Klugheit im Rathe, das homerische *βουλὰς βουλεύειν*, und Tapferkeit im Kriege (*πολέμου*,) das homerische *ἴφι μάχεσθαι*, stimmen gut zu einander, wo von unsterblichen Denkmälern die Rede ist, die für einen Helden sollen gesetzt worden seyn. Der ganze Vers wäre demnach:

Βουλέων καὶ πολέμου μνῆμα τόδ' ἀθάνατον.

Uebrigens scheint auch hier in dem Zusammenhange Etwas locker zu seyn. Denn nachdem τὸ δὲ πᾶν vorhergegangen, läßt sich in unmittelbarer Folge *μνῆμα τόδε* mit Wiederholung des τόδε kaum denken, und da auch die Folge der Verse gestört ist, zwey Pentameter auf zwey Hexameter eintreten, so kommt dieser Umstand dazu, die Annahme zu unterstützen, die sich schon hier als eine unabweisbare darbietet, daß die Inschrift nicht nur in Orthographie ungenau, sondern auch in ihren Theilen, wie sie vorliegen, unzusammenhängend ist.

Der folgende, nämlich der fünfte Vers, nennt uns in seinem sicheren Theile einen Sohn des Harpagos, der durch Tapferkeit sich ausgezeichnet hatte; aber der Name desselben fehlt:

— — — — ὁ δὲ Ἁρπάγου υἱὸς ἀριστεύσας . . . .

Anfang und Ende des Verses sind wieder verdorben, das Ende zeigt die Buchstaben: *ΤΑΔΙΙ . . Ν*, was sich als: *Τάδε πάντα* ergänzen ließe; . . . *ἀριστεύσας τάδε πάντα* — mithin: der in allem diesen sich ausgezeichnet hatte. Zu Anfang zeigen sich in einiger Trennung zwey Striche und ein *Σ*. Diese könnten durch Annahme des Wortes ἔκτισεν ergänzt werden, und würde dieses Wort mit dem

vorhergehenden Verse verbunden, so stellte sich als Zusammenhang heraus, daß der im früheren Verse Gemeinte das Denkmal gegründet habe:

— — — — — — μνῆμα τόδ' ἀθάνατον
Ἔκτισεν·

Dieser wäre dann Harpagos, da im Gegensatze sein Sohn genannt wird, „ὁ δὲ Ἅρπάγου υἱός," und die Inschrift würde demnach im ersten Theile von Harpagos dem Vater gehandelt, seine kriegerischen Thaten genannt haben, die er an der ganzen Küste von Kleinasien ausgeführt, dann die Denkmäler, die er auf dem Markte der Lycier den zwölf Göttern aufgerichtet habe, um sofort zum Sohne des Harpagos über zu gehen und die Thaten desselben in ähnlicher Weise zu preisen. Zwar bliebe auffallend, daß der Sohn des Harpagos nicht mit seinem Namen genannt würde; aber bey der nun schon klaren Beschaffenheit der Inschrift wäre anzunehmen, daß, wie in den vorhergehenden Theilen der Name des Vaters verschwunden ist, in dem folgenden auch der seinige sich verloren habe.

Die beyden folgenden Zeilen lassen sich ohne Mühe herstellen, in dem zu Anfang der ersten *PΣI* wohl mit Sicherheit als Rest von Ὦρσε angesehen werden kann. Der erste würde lauten:

Ὦρσε πάλην Λυκίων, τῶν τότ' ἐν ἡλικίας,

und aussagen, daß der Sohn des Harpagos die ganze Jugend der Lycier zu jener Zeit zum Kampfe erregt habe, und zwar Kampf in festlichen Spielen, denn es ist Ringkampf, πάλη, genannt. Wir hätten demnach den jüngern Harpagos wohl als in Lycien einheimisch anzunehmen, und der Vers in Verbindung mit dem vorhergehenden sagte sofort aus, daß er in seiner Jugend vor allen Genossen seines Alters sich im Ringkampfe ausgezeichnet habe.

Die folgenden zwey Verse zeigen ein leicht zu ergänzendes Distichon:

Πολλὰς δ' ἀκροπόλεις σὺν Ἀθηναίᾳ πτολιπόρθῳ
Πέρσας, συγγενέσιν δῶκε μέρος βασιλεύς.

Denn daß *ΒΑΣΙΛΕΑΣ* geschrieben worden, gehört zu den Nachlässigkeiten der Inschrift. Nach diesem Worte stehen zwey Buchstaben — — *ΑΣ*, welche mit der übrigen Inschrift keinen Zusammenhang haben, denn jede Zeile derselben schließt den Vers ab; diese Buchstaben aber stehen außer dem Maße desjenigen, auf welchen sie folgen.

Da in dem Herameter dieses Distichons nicht ἀκροπόλεις steht, sondern ἀκρόπολες, so ist nicht unwahrscheinlich, wie einer unserer Herrn Collegen bemerkte, daß die Inschrift habe ἀκροπόλεας enthalten sollen, und da in ihr bloß *ΑΚΡΟΠΟΛΕΣ* eingegraben war, man *ΑΣ* als die Berichtigung an dem nächsten leeren Raum eingegraben habe.

Uebrigens geht die Inschrift sofort auf den König über, nachdem sie von Harpagos und seinem Sohne gehandelt hat. Dieser König, da von Eroberungen vieler Städte die Rede ist, wie vorher von Kriegszügen, die das ganze nördliche Kleinasien begreifen, kann kaum ein anderer, als der persische König seyn, und der Sinn wäre demnach, daß die vielen Burgen, welche derselbe seinen Waffen unterworfen, er den Verwandten offenbar als Theil ihres Besitzes oder ihrer Satrapie übergeben habe. Hat diese Meldung mit dem Vorhergehenden Zusammenhang, so können die Verwandten bloß in Bezug auf die Familie des Harpagos gedacht werden, und der Sinn wäre, daß der König den Besitz derselben durch jene Eroberungen vermehrt habe. Man brauchte nicht einmal anzunehmen, daß die Eroberungen vom König selbst gemacht worden wären, denn erschien Harpagos oder sein Sohn als sein Satrap, und eroberte die Burgen mit den Waffen des Königs, so konnte der König selbst als der Eroberer in ähnlicher Weise genannt werden, wie zu den Zeiten der römischen Kaiser die Imperatoren Eroberer der Länder heißen, die von ihren Stellvertretern oder Legaten waren besiegt worden.

Der neunte Vers zeigt wieder große Zerrüttung, offenbar zumeist durch Nachlässigkeit, denn in den Worten: *ΑΘΑΝΑΤΟΟΙ* kann nur ἀθανάτοις enthalten seyn, wie der Zusammenhang zeigt, oder vielmehr ἀθανάτοισι, welche Form der Rhythmus begehrt. Das nächstfolgende Wort, das die Buchstaben *ΑΠΕΜΝΣ . . . ΑΙ . . Ο* zeigte, ist offenbar ἀπεμνήσαντο, worauf *ΑΙΚΑΙΑΝ* deutlich ist, beyde Worte aber entscheiden über den Anfang, der die Buchstaben: *ΠΙ ΑΡΙΝ* enthält. Hier ist χάριν deutlich gegeben, was zu δίκαιαν gut paßt, und die verbindende Partikel καί ist eben so bestimmt durch den Rest ihrer Buchstaben angedeutet. Der Vers wäre demnach:

Καὶ χάριν ἀθανάτοισιν ἀπεμνήσαντο δικαίαν,

was in Verbindung mit *συγγενέσιν* gebracht den Sinn geben würde, daß die Verwandten des Geschlechtes wegen der Erweiterungen ihres Besitzthumes durch den König mit Recht den Göttern sich dankbar erwiesen hätten.

Der folgende Vers springt wieder auf eine Person über, von der gerühmt wird, daß sie sieben Schwerbewaffnete an einem Tage getödtet:

Ἑπτὰ δ' ὁπλίτας κτεῖνεν ἐν ἡμέρᾳ.

Es kann Nichts im Wege stehen, auch diese That auf den jüngern Harpagos zurückzuführen.

Die letzten Buchstaben: *ΚΛΔΑΣΑΝ* sind damit schwer in Verbindung zu bringen. Doch scheinen sie, da zu der Ergänzung von *κτεῖνεν ἐν ἡμέρᾳ* noch ein Begriff nöthig ist, diesen, vielleicht ein Beywort zu *ἡμέρα*, enthalten zu haben: etwa:

Ἑπτὰ δ' ὁπλίτας κτεῖνεν ἓν ἡμέρᾳ ἀσπιδοδούπῳ.

Der folgende Vers nennt den Zeus, *ΖΗΝΙ* und Siegesdenkmale *ΤΡ... ΠΑΙΑ*, woraus hervorgeht, daß der tapfere Kriegesheld, welcher am Schlachttage sieben Hopliten getödtet, dem Zeus Trophäen errichtet habe. Die andere Hälfte des vorletzten Verses liegt in arger Zerrüttung. Das Wort nach *τρόπαια*: *ΒΟΤΩΝ* kann nur als *βροτῶν* ergänzt werden, aber wer sagt: *τρόπαια βροτῶν*? Es würde demnach zur Ergänzung einen Superlativ nöthig haben, und diesen liefern die Buchstaben nach *Ζηνὶ δέ*, nämlich *ΠΕΣΤ* d. i. *πλεῖστα*, und der Vers begänne demnach:

Ζηνὶ δὲ πλεῖστα τρόπαια βροτῶν

Hierauf folgt ein alleinstehendes *Η* und eine Reihe von Buchstaben, welche, wenn der drittletzte *Τ* statt *Ι* gelesen wird, die Worte: *ἐν ἁπάντων* liefern. — Nimmt man an, daß die Buchstaben *Η.... ΕΝ* die Reste des fehlenden Zeitwortes sind, welches *κόσμησε* oder *ἔστησε* seyn konnte, so wäre der Vers in Ordnung. Er lautete:

Ζηνὶ δὲ πλεῖστα τρόπαια βροτῶν ἔστησεν ἁπάντων

und der letzte schlösse sich als:

Καλλίστοις δ' ἱεροῖς Καῖκα γένος ἐστεφάνωσεν

zur Ergänzung des Sinnes zweckmäßig an. Es hätte der Sieger dem Zeus das Tropäon errichtet, und mit den schönsten heiligen Preisen das Geschlecht des *Καίκας* bekränzt.

Diese Herstellung würde demnach die Verse und Distichen im Einzelnen ganz umfassen. Doch bliebe unerörtert, was als *Καῖκα γένος* zu denken sey, ob hier ein Name *Καῖκας* enthalten, der in dem Flusse *Κάϊκος* wenigstens ein Analogon hätte, oder ob in diesen Zügen ein anderer Name verborgen liegt, oder ob endlich aus ihnen:

— — — καὶ πᾶν γένος ἐστεφάνωσιν

zu machen sey.

Aus den bisher vorgetragenen Bemerkungen folgt nun zunächst, daß die einzelnen Theile der Inschrift mit einander in gar keinem oder einem sehr lockern Verhältnisse stehen, ferner daß die Inschrift ursprünglich mehr enthalten mußte, als auf dem Steine erscheint. Der Gedanke des Anfanges ist bloß angedeutet, nicht durchgeführt, und so ist auch, was vom Sohne des Harpagos gesagt wird, offenbar nur ein Theil dessen, was von ihm zu sagen war; denn daß er gut im Ringkampfe gewesen, war für ein solches Monument wohl nicht allein ein hinlängliches Motiv, ihn zu ehren.

Wird ferner auf den Zusammenhang der griechischen Inschrift mit den lycischen, die vor ihr stehen und nach ihr folgen, geachtet, so sollte man allerdings glauben, daß in dem griechischen Texte dasselbe enthalten seyn müßte, was in dem lycischen steht, da solche Inscriptiones bilingues sich gewöhnlich als Original und Uebersetzung zu einander verhalten.

Nun ist aber der lycische Text, wie wir oben bemerkten, von einer Ausdehnung, daß er nicht nur die übrigen drey Seiten des Pfeilers ganz, sondern auch von derjenigen, auf welcher die griechische Inschrift steht, ungefähr drey Viertheile einnimmt, und man wäre darum höchstens berechtiget, den Inhalt der griechischen Inschrift als eine Wiederholung desjenigen Theiles der lycischen zu betrachten, der ihr in ein und zwanzig Zeilen voran geht.

Indeß auch dieser Annahme steht Mehreres entgegen, nicht nur die Zerrissenheit des Inhaltes, sondern auch der Umstand, daß von den Namen, welche der griechische Text liefert, Europa, Asien, Lycien, Harpagos, Athene, Zeus, in dem lycischen Texte sich keine Spur zeigt. Zwar ist die Lesung derselben noch manchen Schwierigkeiten unterworfen, weil das Alphabet ein Halbdutzend eigenthümlicher Zeichen hat, deren Entzifferung noch nicht ganz gesichert ist; aber gerade die in jenen Namen vorkommenden

Buchstaben, *A*, *E*, *I*, *K*, *Λ*, *M*, *N*, *O*, *Π*, *P*, *T*, *Υ*, lassen sich auch in dem lycischen Texte leicht erkennen, sie stimmen mit den Buchstaben der ältesten griechischen Schrift vollkommen überein. Da nun gleichwohl auch mit ihrer Hülfe man keinem der genannten Namen in dem vorstehenden lycischen Texte auf die Spur kömmt, so bleibt Nichts übrig, als anzunehmen, daß die griechische Inschrift außer Verbindung mit dem lycischen, wenigstens mit dem Theile über ihr, steht. Vielleicht gelingt es späteren Untersuchungen, diesen Namen in den übrigen Theilen des lycischen auf die Spur zu kommen, was mir nicht gelungen ist, und dadurch das Verhältniß des griechischen zu dem Theile des lycischen, das jene Namen enthält, festzustellen.

Anlangend ihre innere Zerrüttung, so läßt sich dieselbe nur erklären, wenn sie als Bruchstück eines größern Ganzen angesehen wird, und dasjenige, was zur Ergänzung ihres Inhaltes fehlt, in den Versen ausgesprochen war, die sich unter den zwölf übrig gebliebenen nicht finden.

Bey der Nachlässigkeit der Steinschrift konnte man annehmen, daß von der griechischen, dem lycischen Volke fremden, Inschrift nur eben so viel aufgenommen worden wäre, als in dem noch offenen Raume Platz gefunden, und daß der übrige Theil sich auf einem in der Nähe aufgestellten oder mit unserem Pfeiler zusammenhängenden Denkmale gefunden habe. Indeß darüber ermangelt alle weitere Mittheilung, und die Sache behält auf diesem Punkte immer etwas Räthselhaftes. Wer aber ist Harpagos und sein Sohn, von welchen die Inschrift Kunde giebt? Sind es die beyden persischen Feldherren dieses Namens, welche wir zunächst aus den oben angeführten Stellen des Herodot kennen?

Hängen diese als Vater und Sohn zusammen, eine Annahme, der rücksichtlich ihrer Zeit Nichts entgegensteht; und ist von denselben Männern in unserer Inschrift die Rede, was wieder dadurch einige Wahrscheinlichkeit bekömmt, daß außer ihnen kein anderer Mann dieses Namens von einiger Bedeutung uns bekannnt ist, so wird man, um sich in dem verworrenen Inhalte unserer Inschrift und zugleich in ihrer Beziehung auf Lycien, auf die Denkmäler, die dort aufgestellt sind, auf den König und dessen Eroberungen zurecht zu finden, zu dem Schlusse berechtigt, daß die Familie des Harpagos zur Belohnung ihrer Thaten Lycien unter denjenigen Ländern empfangen habe, welche die südliche Satrapie des vordern Asiens bildeten; ihre Glieder wären demnach eine Art von erblichen Statthaltern jener Länder gewesen, und die Stadt Xanthos gehörte zu denjenigen, welche sie, nachdem der ältere Harpagos dieselbe erobert und zerstört hatte, wieder aufgebaut und mit Denkmälern geschmückt hätten.

Dieses vorausgesetzt, würde die Inschrift durch ihre ersten Verse in Erinnerung bringen, daß der ältere Harpagos den königlichen Waffen die Länder unterworfen habe, die längs dem Meere liegen, das Asien und Europa trennt, daß in Folge davon er den Markt der Lycier mit den Denkmälern geschmückt, daß sein Sohn in ähnlicher Weise hervorgeragt, als Jüngling alle Lycier in Kunde des Ringkampfes besiegt und als Mann mit den Waffen des Königs viele Burgen erobert und diese der Monarch dem Besitze der Familie zugeschlagen habe.

Dafür den Göttern dankbar, hätte derselbe dem Zeus die meisten Tropäen errichtet und die schönsten Heiligthümer ihm gebaut.

Noch aber bliebe zu erwägen, wie mit dieser Annahme die Zeit zu verbinden sey, der die Inschrift vermöge ihres Alphabets angehört. Wir bemerkten oben, daß sie durch das Alphabet bis in die Periode des peloponnesischen Krieges oder noch tiefer herab gesetzt werde. Sie fällt demnach gegen zwey Jahrhunderte später, als das Zeitalter des älteren Harpagos, und haben die oben angegebenen Hypothesen einigen Grund, so wäre sie zur Deutung des lycischen Monumentes zum Behufe der dort wohnenden Griechen erst in späterer Zeit auf dasselbe und an einer Stelle eingesetzt worden, welche für ihre theilweise Aufnahme übrig geblieben war. Auffallend bleibt auch, daß das System der zwölf Götter hier hervortritt, nicht in so ferne es von den Lyciern wäre angenommen worden; denn der innere Zusammenhang des lycischen und griechischen Kultus ist außer Zweifel, sondern weil auch die persischen Satrapen jenes Landes diesem Systeme des dort einheimischen Kultus sich wenigstens theilweise accommodirt, und ihre Denkmäler den Göttern desselben gewidmet hätten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Das zwölfjährige Mönchlein, ein Gedicht des 14. Jahrhunderts, zum ersten Male herausgegeben und mit einer Uebertragung ins Neudeutsche begleitet von Maurer-von Constant. Schaffhausen, Druck und Verlag von Franz Hurter. 1842. kl. 4. VI und 35 Seiten.

Eine gar liebliche Legende, für deren Bekanntmachung der Herausgeber allen Dank verdient. — Eine mit sieben Mädchen gesegnete Mutter wünscht sich sehnlichst einen Knaben und fleht deßhalb zu Gott um Erfüllung dieses Wunsches mit dem Gelöbniß, ihm denselben widmen und von allem Bösen rein und keusch bewahren zu wollen. Ihre Bitte wird erhört: sie gebiert einen schönen Knaben und pflegt ihn mit großer Sorgfalt. Als er sein sechstes Jahr erreicht, giebt sie ihn in ein Mönchskloster, wo er bis zu seinem zwölften Jahre in dem nöthigen Wissen unterrichtet und zur Tugend und Frömmigkeit angehalten wird. Da nahte die Christnacht und der Abt gebot den Brüdern, sich durch Fasten und Beten auf das hohe Fest vorzubereiten, dem Mönchlein aber erzählte er, wie in dieser Nacht von einer Jungfrau ein Kindlein geboren wäre, mit Namen Jesus Christus. Der Knabe, von dem lebhaften Wunsche bewegt, Jungfrau und Kind zu sehen, bittet den Abt ihn zu lehren, wie er dazu gelangen möchte. Er solle fleißig fasten und beten, war die Antwort, und seine Zelle zieren, so komme das Kindlein sicherlich zu ihm geschlichen. Voller Freuden schickt das Mönchlein zu seiner Mutter, bittet sie um einen kunstreichen Maler und läßt seine Zelle aufs schönste malen. Er schmückt sie aus mit Leuchtern, wohlriechenden Blumen und Kräutern und erwartet so fastend und betend den heiligen Abend. Die Kerzen brannten hell und klar und weit auf stund die Zelle gegen dem minniglichen Kinde.

Nû hoerent frouwen unde man
diu wunderlîchen dinc von got:
er kam geflîchen âne spot
hin für die zelle ûz erkorn
reht als ein kint niu geborn,
daz kûme sibennehtig ist. *)
ein rôten öpfel in der frist
truoc daz kleine kindelîn
in der rehten hende sîn,
der was lûter unde rein.
in der linggen hende schein
ein wîzer gilge alsô gemeit.
ein sidîn hemdlîn was sîn kleit,
vil vögellîn genaet **) daran;
ein engels lieht ob ime bran
beklaeret als der liehte tac.
daz münechlîn vor liebe erschrac,
daz im diu minne doch bekleib.
zehant den rôten öpfel scheib ***)

*) Diese Zeile ist der Frankf. Handschr. entnommen. sibennehtig heißt soviel als acht Tage alt. Vrgl. Schmeller, 2, 672. In der Schaffh. Handschr. lautet diese Zeile: daz in der selben nechten ist.

**) Die Schaffh. Handschr. gemeit.

***) scheip, praet. von schîben kugeln, fortrollen ma-

Jêſus dem jungen münechlîn;
den vieng ez mit der hende ſîn
gar ſchiere und behendeclich.
dô gedâhte ez wider ſich:
„ich wil den öpfel ob ich kan
niht ze verr von mir hin dan
ſchîben wider dem kinde:
vil lihte ez geſwinde
kumt geloufen har zuo mir,
ſô erfülle ich mîn begir
in herzen unde in ougen.“
Daz münechlîn vil tougen
zehant den rôten öpfel ſcheib
mit liſten, ſô daz er beleib
mitten in der zelle. *)
Jêſus der vil ſnelle
nâch dem rôten öpfel ſprane,
daz diu zelle dô erklanc
vil lût und vil helle.
daz münechlîn gar ſnelle
kam als ein liebart **) her gevarn,
ez zukt daz kint an ſînen arn
mit kreften (dâ was niemen wider)
und ſazte ez ſnelleclîchen nider
ûf ein geſtüele niht ze hôch.

Da ertönte die Glocke und rief die Sammlung (ſamenunge = coenobium) zur Kirche. „O weh!“ rief das Mönchlein, „daß ich ſchon von dir ſcheiden muß: der Apt hat mir geboten heute zum erſtenmale vor der Sammlung zu ſingen.“ „So will ich mit dir in den Chor gehn: thu auf und laß mich in deinen Ermel ſchlüpfen, ſo will ich verholen bey dir ſeyn.“

Dô truoc daz münechlîn gemint
ſîn ſchöpfer mit ſich in daz kôr,
und tet daz êrſte ſingen vor
und wes man in der zît bedarf;
wenn ez ein blat her umbe warf
wol geſchriben unde hel
ſô giengen im diu ougen ſnel
in den ermel an daz kint,
dâ von daz münechlîn gemint
vergaz der zîle und der buochſtaben.

Zornig gieng der Apt hinzu und gab ihm einen Backenſtreich:

Dâ von ſî dîn lîp geſchant!
war umbe ſingeſtû niht eben
in einer ſlehten wîſe?

Da verſchwand ihr beyder Schöpfer leiſe aus dem Ermel und als das Mönchlein ſeinen Verluſt gewahrte, hub es laut an zu klagen: „weh mir heut' und immer ach! Unehre folge dir! aller meiner Freude und meiner Seligkeit haſt du mich beraubt.“ Da lief die Sammlung dar und auf ihr Befragen erzählte es ihnen die Mähre. Der Apt, ſein Unrecht bereuend, erlaubte ihm in ſeine Zelle zurückzukehren: „vielleicht findeſt du dort das Kindlein wieder.“

Dô gienc daz münechlîn zehant
mit weinnden ougen ûz dem kôr
und vant daz kindelîn enbor
ûf dem beteſtuole ſîn:
„wis wilkomen, trût geſelle mîn!
ich ſage dir, dû biſt geneſen:
dû ſolt noch hiute bî mir weſen
in mînen fröuden, gloube mir.
dîn reiniu muoter hât dich mir
mit lîbe und mit sêle ergeben
ê du gewunne menſchen leben
ûf diſem ertrîche breit.“

Nun geh hin und bereite dich zu deiner Hinfahrt, empfange das lebende Brot, denn noch vor Tage wirſt du todt ſeyn und zur ewigen Freude eingehen. Nimm dieſen Brief und laß ihn den Apt in Gegenwart der Sammlung leſen.“ — Erſtaunt über dieß Wunder las dieſer ſogleich Meſſe und als das Mönchlein die Hoſtie empfieng, kam Gott ſelber in blendendem Sonnenglanze durch die Wölbung des Chores und führte unter dem Geſange der Engel die Seele des engliſchen Knaben mit ſich. Sein Leichnam ward unter dem Altare begraben.

Dieſe Legende iſt unzweifelhaft deutſchen Urſprungs: in den lateiniſchen Legendenſammlungen gelang es wenigſtens Referenten nicht eine ähnliche

---

chen. In Bayern noch heute: Kegel ſcheiben für kegeln.

*) Die Schaffhauſer Handſchrift: mit liſten daz er im beleib Jheſus der vil ſchnelle vil ſchier in die zelle nach dem u. ſ. w.

**) Die Schaffh. Handſchr.: als ein löw dort her g. Die Frankf. Handſchr.: als im liebebart gef. — liebart = Leopard.

Erzählung aufzufinden. Von den zahlreichen mittelhochdeutschen Erzeugnissen dieser Art, die meist breit, matt und farblos sind, hat sie, obwohl kunstlos in der Form, doch den großen Vorzug gedrungener, höchst lieblicher und naiver Darstellung.

Die Handschrift, die dem Abdrucke zu Grunde liegt, befindet sich auf der Stadtbibliothek zu Schaffhausen; sie ist im 15. Jahrhunderte auf Papier geschrieben und umfaßt 12 Blätter in 12. Leider giebt sie den Text in sehr verderbter Gestalt und diese Verderbnisse liegen meist tiefer, als daß ihnen ohne handschriftliche Beyhilfe durch bloße Conjecturalkritik aufzuhelfen wäre.

Um so mehr muß man daher bedauern, daß der Herausgeber von einer zweyten Handschrift dieses Gedichtes, die der Frankfurter Stadtbibliothek angehört, nur einige wenige Lesarten mitgetheilt hat; denn obwohl in dieser der Text noch verderbter als in jener und überdieß stark überarbeitet ist, so blickt doch hie und da aus der Uebertünchung das Richtige hindurch und würde eine Herstellung des Gedichtes wesentlich erleichtern. So ließe sich außer den in den oben mitgetheilten Auszügen versuchten Besserungen noch Manches herstellen. Z. B. Zeile 18 ff.

Alsô daz würd Marîen kint
von im gelobet ze aller frist.
dô gewerte Jêsus Krist
die kiusche wol bedâhte,
daz si bezîten *) brâhte
einen knaben hêrliche.
den zôch si minneclîche
sehs jâr, als ich hân vernomen u. s. w.

Z. 44. 45: man lêrte ez sunder villen (ohne Schläge)
sehs jâr, als ich hân gezalt.

Z. 58 ff. lassen sich so herstellen:
dem kinde gap er snelle
die süeze lêre ûz erkorn:
ez waere ein kindelîn geborn
von einer maget zuo dirre frist,
daz waer geheizen Jêsus Krist
mit namen vil gehiure.

*) bezîten = bald, in kurzer Zeit. In der Schaffhauser Handschrift by den zytten.

Z. 39. daz kint in daz klôster sâ (Die Handschrift gab)

Z. 69. diu beidiu vollekomen sint.

Z. 87. ist überzählig und zu tilgen.

Z. 113. als unser trôst wart geborn. In der Handschrift steht abgekürzt unsz.

Von der Uebertragung ins Neuhochdeutsche läßt sich trotz des guten Willens, den der Herausgeber seinerseits dabey an den Tag gelegt, und Referent seinerseits beym Niederschreiben dieser Anzeige hegte, doch wenig Lobenswerthes sagen: häufig ist sie ganz falsch gerathen. Dieß gilt auch von den hinten beygegebenen Anmerkungen.

Der mehrmal vorkommende Ausdruck: sunder bint wird hier sehr verschieden, immer aber unrichtig übersetzt. Z. 17. in starker huote sunder bint = in strenger Hut, jeder Sünd; Z. 179. in dem kôre sunder bint = in dem Chore; dieß mein Wille. Und in den Anmerkungen wird folgende Erklärung gegeben: „sunder bint — von binden, einschränken; also: ohne Rückhalt, Vorbehalt, d. i. vor jeder Sünde.“ Nicht doch! bint steht hier für bit, analog dem sint für sit; es ist das Substantiv von biten, säumen, warten und sunder bint heißt mithin, ohne Verzug; wofür sonst ân underbint vorkommt (âne zwîvels underbint, ân aller forgen underbint; daz er sîn hôchgeborn kint gab in den tôt ân underbint: Konr. v. Würzb. Troj. Krieg). Z. 223. steht die gewöhnliche Form: ûz dem kôre sunder bît (zît), doch in mit verderbt und darum falsch durch: sonder Neid übersetzt. Das Wort saelde (Z. 29. 207.) erklärt der Herausgeber so: „das Seltene, Einzige, Köstlichste, d. i. die Seele; so im Hebräischen: jachid, das Einzige, Unersetzliche, das Leben.“ Saelde hat vielerley Bedeutungen: Wohlseyn, Heil, Glück, Glückseligkeit u. s. w. nur mit Seele hat es nichts gemein, noch weniger mit selten und gehört einem ganz andern Wortstamme an.

Die Zeilen 297. ff.
biten wir die namen drî,
wer ditz buoch hât vernomen,
daz er müeze über komen
libes und sêle ungemach,
als dem münechlîn beschach u. s. w.

haben folgenden Sinn: Bitten wir die Dreyfaltig-

keit, daß alle, die von diesem Büchlein (d. i. dem wunderbaren Ereignisse, das der Apt aufschrieb) Kunde erhalten, frey werden (überkomen = überwinden) von Ungemach des Leibes und der Seele, als diesem Mönchlein geschah. — Z. 265. 266.

Dô gienc der apt vil snelle
über alter sicherlich

werden übersetzt: „Schnelle durch des Klosters Halle schritt sichern Schritts der Abt heran," und folgendermaßen erklärt: „der Abt, verjüngt durch die Freude, gieng schneller, als es sein hohes Alter mit sich brachte. Die Reue, dem jungen Bruder Unrecht gethan zu haben, beflügelte seine Schritte. Man sieht den würdigen Greis eilen. Von dem jetzt Mode gewordenen Buhlen der Aeltern um die Gunst der Jüngern ist natürlich hier nicht die Rede!" Das wäre Alles gar schön, wenn es nur auch wahr wäre. Alter bedeutet hier Altar: zu diesem gieng der Abt eiligst und bekleidete sich mit dem Meßgewand. „Ueber alter stên" heißt in der alten Sprache so viel als Messe lesen.

Durch den hier ausgesprochenen Tadel möge sich indeß der Herausgeber von ähnlichen Veröffentlichungen nicht abhalten lassen. Dieß wurde hier wenigstens nicht beabsichtigt und der Dank, den wir ihm für die Bekanntmachung dieser Legende schulden, ist davon ganz unabhängig. Verderbte Texte aus später Zeit und ohne Anwendung der Kritik zu übersetzen und mit Anmerkungen zu begleiten, bleibt aber für alle Fälle etwas höchst Mißliches, zumal für den Laien. Für diesen ist es wohl immer am gerathensten, sich bloß auf genaue Abdrücke zu beschränken; er läuft dann wenigstens nicht Gefahr, daß man mehr von ihm verlangt, als er zu leisten im Stande ist.

Franz Pfeiffer.

Archivio storico italiano ossia raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi risguardanti la storia d' Italia. Tomo II. Firenze presso Gio. Pietro Vieusseux editore al suo gabinetto scientifico - letterario. 1842. 8. XVI. 622 S.

Der zweyte Band dieser werthvollen Sammlung, die dereinst Muratori's scriptores ergänzen wird, ist Siena gewidmet und dem kühnen Versuche dieser Stadt, sich von der spanischen Herrschaft loszureißen und unter französischem Schutze die Freyheit wieder zu erlangen. Das Diario Alessandro's Sozzini, eines Zeitgenossen, der im Jahre 1587 per passar tempo e fuggir l'ozio die wichtigste Begebenheit der Geschichte seiner Vaterstadt niederschrieb, eröffnet die Sammlung. Es folgen dann, eine Reihe von Briefen und andern Urkunden zur Beleuchtung derselben Zeit und Begebenheit, Gedichte, die Capitulationsurkunde vom 17. April 1555, interessante Berichte an den König von Frankreich über die hohe Wichtigkeit Siena's. Dann kömmt ein längerer Bericht über die Verjagung der spanischen Garnison im Jahre 1552, womit die Erhebung von Siena begann, hierauf eine Erzählung von den bedeutendsten Vorfällen des Krieges (1554) von Girolamo Roffia; endlich werden noch Berichte über einzelne Schlachten in demselben Kriege mitgetheilt, so daß jedweder, welcher Lust dazu hat, die Geschichte der großen Jahre Siena's ausführlich zu studieren vermag. Es war dieß bekanntlich der letzte Versuch der Italiener, sich der Herrschaft der Spanier zu entziehen, welche, als er unglücklich endete, mehr als 150 Jahre lang über der Halbinsel lastete und diese auf einen Grad der Schwäche und Hinfälligkeit brachte, der selbst den Zustand Deutschlands im siebenzehnten Jahrhundert noch übertraf.

Man kann dem freylich etwas weit angelegten Unternehmen der Herausgeber des Archives nur einen erfreulichen Fortgang wünschen. Der rege Eifer, welchen die Italiener für die Geschichte ihres Vaterlandes beweisen, und welche sich auch in dem im Anhange zu diesem Bande enthaltenen Prospecte *) neuer historischer Werke über Italien beurkundet, kann als Bürgschaft hiefür gelten und dürfte manches Volk, das sich über die Italiener erhaben dünkt, zur Nachahmung auffordern.

*) Aus dieser jedoch nicht näher bezeichneten Quelle scheint die Uebersicht der historischen Literatur Italiens geflossen zu seyn, welche unlängst die A. A. Zeitung mitgetheilt hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Inscriptiones Graecae Ineditae. Collegit edidit-que Ludovicus Rossius Holsatus in Universitate Othonia P. P. O. Instituti Gall. Academm. Berolin. et Monacens. Institut. Archaeol. Rom. Socius. Fasciculus II. Insunt lapides insularum Andri, Ji, Teni, Syri, Amorgi, Myconi, Pari, Astypalaeae, Nisyri, Teli, Coi, Calymnae, Leri, Patmi, Sami, Lesbi, Therae, Anaphae et Peparethi. Athenis, e Typographeo Regio. 1842. p. 93.

Herr Professor Roß in Athen hatte dem ersten Hefte seiner Sammlung unedirter griechischer Inschriften, das im Jahre 1834 in Nauplia gedruckt wurde, bald ein zweytes im Verlag von Brockhaus folgen lassen wollen, welches Inschriften von mehreren Inseln, sowie eine ziemliche Anzahl attische und megarische enthalten sollte, allein durch einen unglücklichen Zufall sah er sich wider Vermuthen um die Frucht seiner Mühe und Arbeit gebracht, indem das Manuskript, von dem er keine Abschrift besaß, zwischen München und Leipzig verloren gieng. Seitdem blieb das begonnene Werk liegen, und erst nach Herausgabe des ersten Bandes seiner Reisen auf den griechischen Inseln, und nach vollendeter Abfassung des zweyten, der vor Kurzem die Presse verlassen hat, entschloß sich Hr. Roß zur Fortsetzung jener Sammlung, weil er besorgte, daß Manches in diesem Reisewerke als nur auf dem Zeugniß alter Steinschriften beruhend ohne Bekanntmachung derselben nicht recht verständlich seyn, vielleicht selbst keinen Glauben finden möchte. Das vorliegende, dem Meister des Fachs, August Böckh, gewidmete Heft umfaßt daher ungefähr 150 neue größere oder kleinere Inschriften von 19 Inseln des ägäischen Meeres, die der Herausgeber selbst aufgefunden oder von Andern abschriftlich erhalten hat, und soll zunächst nur zur Erläuterung oder Bestätigung dessen dienen, was in dem genannten Reisewerke niedergelegt ist, ohne auf eine tiefer eingehende Erklärung alles Einzelnen Anspruch zu machen. Wenn nun gleich das Meiste von dem hier Mitgetheilten fragmentarisch und Einiges so beschaffen ist, daß vielleicht Mancher Anstand würde genommen haben, es in solcher Gestalt sofort bekannt zu machen, so findet sich doch darin in mehrfacher Beziehung so viel Bedeutendes und Beachtenswerthes, daß die Freunde des hellenischen Alterthums sich Hrn. Roß für diese neue Gabe zum wärmsten Danke verpflichtet fühlen. Besonderes Interesse gewährt es dem Ref., das Gegebene aus dem Gesichtspunkte der Sprache zu betrachten, da nicht nur Proben aus allen Dialekten vorliegen, sondern auch manche eigenthümliche und minder bekannte Erscheinung sich darbietet, und diese Rücksicht wollen wir denn auch bey den folgenden Bemerkungen über den Inhalt des Heftes vorwalten lassen.

Zuerst stellt die Insel Andros ihr Contingent. Während das Corpus Inscr. von Böckh nur zwey unbedeutende Inschriften von da geben konnte, ist seitdem, vorzüglich durch die bekannten Architekten Schaubert und Kleanthes, die noch unter Kapodistria's Regierung Ausgrabungen auf dem Platze der alten Hauptstadt der Insel veranstalteten,

eine ziemlich große Zahl aufgefunden und größtentheils zuerst von Mustorydes bekannt gemacht, später, mit andern vermehrt und mit einem gelehrten Commentar versehen, von Lebas herausgegeben worden. Auch Hr. Roß hat bey seiner Anwesenheit daselbst im Jahre 1841 großentheils dieselben Inschriften copirt. Diese zu wiederholen schien ihm überflüssig, mit Ausnahme einiger, die von jenen Herausgebern weniger genau mitgetheilt waren. Unter diesen ist die aus römischer Zeit stammende unter Nr. 88, die sich auf die Restauration eines Tempels, vielleicht der Isis, wenn man wegen des darin vorkommenden Namens *Ἰσίδωρος* eine Vermuthung wagen darf, bezieht, durch die an sich kaum der Rede werthe Schreibweise in den Worten *ΤΠΟΠΑΛΑΙΩΤΗΤΟΣ* merkwürdig, in so fern sich nämlich an diesem Beyspiele recht klar herausstellt, wie weit auch ein bloßer Schreibfehler selbst gelehrte Leute in die Irre führen könne. Mustorydes nämlich, der Jonier, und Lebas, der Franzose, haben beyde den Fehler nicht erkannt und *ὑπὸ παλαιώσεως* geschrieben! *Ο* und *Ω* sind auch, wie natürlich, in den Handschriften unzähligemal verwechselt und unsere Ausgaben noch keineswegs überall in dieser Beziehung correct, so unglaublich es auch scheint, daß solche Dinge den scharfen Augen der Kritiker entgangen sind. Allein die allzugroße Autorität, die man den Handschriften beyzulegen gewohnt ist, das Hängen am Buchstaben läßt Fehler der Art theils gar nicht erkennen, theils trägt man Bedenken gegen das Ansehen der Codices sich zu entscheiden. Es genüge für jetzt, eine Stelle dieser Art, an der man sich viel versucht, zu berühren. Bey Herodot I, 27 sagt ein griechischer Weiser zu Krösos: *νησιώτας δὲ τί δοκέεις εὔχεσθαι ἄλλο ἢ ἐπείτε τάχιστα ἐπύθοντό σε μέλλοντα ἐπὶ σφέας ναυπηγέεσθαι νέας, λαβεῖν ἀρώμενοι Λυδοὺς ἐν θαλάσσῃ* u. s. w. Hier stimmen alle Handschriften in der Lesart *ἀρώμενοι* überein, nur in wenigen findet sich, offenbar als Verbesserungsversuch, *ἀρᾶσθαι*. Nun ist aber nach dem vorausgehenden *εὔχεσθαι* die Wiederholung desselben Begriffes, sey es im Particip oder im Infinitiv, durchaus unstatthaft. Schäfer hat deßhalb, um *ἀρᾶσθαι* aufzunehmen, *εὔχεσθαι* tilgen zu müssen geglaubt, freylich ein Verfahren, das durch nichts zu rechtfertigen ist. Von Andern ist *αἰωρεομένους, αἰωρεύμενοι, ἀράμενοι* vermuthet worden, Schweighäuser hat *ἀειράμενοι* in den Text gesetzt, in den neuern Ausgaben liest man wieder *ἀρώμενοι*. Wie aber, wenn die Betonung der drittletzten Silbe für die Abschreiber oder vielmehr diejenigen, welche den dictirten Text nachschrieben, Ursache gewesen wäre, statt des ursprünglichen kurzen Vokals einen langen unterzuschieben, gerade so wie es mit derselben Sylbe in dem Worte *παλαιότητος* der Inschrift der Fall gewesen zu seyn scheint? Oder sollte Herodot neben *ἀειράμενοι* und *ἀερθέντες* nicht auch einmal der Form *ἀρόμενοι*, und zwar in derselben Bedeutung wie jene, mit verstandenem *τὰ ἱστία*, sich haben bedienen dürfen? Gebraucht er doch auch neben dem jonischen *ἐπαείρειν* das allgemeine *ἐπαίρειν*, sowie ebenfalls *ἀπαίρειν*.

Doch kehren wir zu unsern Inschriften zurück. In derselben Nr. lesen wir auch *ἐκ πολλῶν χρόνων*, worin sich schon der neugriechische Gebrauch von *χρόνος* für *ἔτος* offenbart. Was die folgende betrifft, so führen wir sie hier an, weil wir einen Namen nicht ohne Wahrscheinlichkeit herstellen zu können glauben, obschon wir sonst dergleichen Restaurationen für etwas sehr Mißliches halten.

Die Inschrift lautet folgendermassen:

ΟΔΗΜΟΣ

ΕΓΝΑΤΙΑΝΜΑΞΙΜΙΛΑΝΤΗΝ
ΕΑΥΤΟΥΕΥΕΡΓΕΤΙΝΑΡΕΤΗΣ
ΕΝΕΚΑ

Der Name des Mannes ist auf dem Steine undeutlich, weßhalb von Mustorydes *ΓΑΕΙΤΙΟΝ*, von Trikupis (Bull. Inst. Arch. 1833. p. 90) *ΓΑΝΤΙΟΝ*, von Lebas *ΤΑΕΙΤΙΟΝ*, woraus er

ΟΔΗΜΟΣ

ΠΟΤΠΑΙΟΝΓΑΕΙΤΙΟΝΓΑΔ . .
ΤΟΝΕΑΥΤΟΥΠΑΤΡΩΝΑΚΑΙ
ΕΥΕΡΓΕΤΗΝ ΑΡΕΤΗΣ
ΕΝΕΚΑ

gar *Παπίριον* gemacht hat, und von Hrn. Roß *ΓΑΕΙΤΙΟΝ*, das er in *ΕΓΝΑΤΙΟΝ* verwandeln möchte, gegeben ward.

Wir unsers Theils glauben, daß von Trikupis das *N* vor *T* richtig erkannt worden ist, und lesen *Κοϊντιον Γάλλον*. Ein Quintius Gallus ist aus Ciceros Briefen bekannt (vergleiche ad familiar. 13, 43 und 44), und man wird es nicht für absurd halten, wenn Jemand beyde für eine und dieselbe Person zu erklären geneigt wäre.

Die bedeutendste Gabe von Andros ist ein von Hrn. Roß aufgefundener, jedoch nicht vollständig mitgetheilter Hymnus auf die Isis. Von den vier Columnen nämlich, aus welchen derselbe besteht, hat er bey der großen Schwierigkeit, sie zu lesen, nur die erste und vierte in aller Eile abschreiben können, glaubt jedoch, daß es Jemand gelingen könne, auch einen großen Theil der übrigen zu copiren. Eine Erklärung des in dorischem Dialekt abgefaßten Gedichtes ist von Hrn. Roß nicht versucht worden. Auch wir mögen um so weniger dabey verweilen, als es bereits Herm. Sauppe in Zürich mit lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen herausgegeben hat, nach dessen Urtheil der Verfasser nicht vor den Zeiten des Nonnus gelebt haben kann, woraus die Leser auf den praktischen Werth des Hymnus schließen mögen. *)

Die nun folgenden Inschriften von der Insel Jos sind meist Bruchstücke von Beschlüssen über Prorenieertheilungen, und auch unter denen von Tenos findet sich nichts Unversehrtes. Eine bessere Ausbeute, in so ferne man die geringere Verstümmelung im Auge hat, gewährte Syra, wo in neuerer Zeit ziemlich viele mit Inschriften versehene Steine gefunden wurden, die nun meistens im dortigen Museum aufbewahrt werden. Interessant ist die unter Nr. 107., welche unter den Ueberresten eines Tempels des Poseidon und der Amphitrite gefunden wurde und so lautet:

Ἐπὶ ἱερέως Νικαγόρου
τὸ κοινὸν τῶν Ἐρανιστῶν
ὧν ἠρχεράνιζε Μάρων
Ποσειδῶνι καὶ Ἀμφιτρίτει.

*) Vrgl. Gel. Anz. 1813. Nr. 127.

Hr. Roß verweist hierbey auf Wachsmuths hellenische Alterthumskunde II. 1. S. 230, worin man die nöthige Belehrung über diese zum Zwecke der Wohlthätigkeit und in anderer Absicht bey den Alten organisirten Gesellschaften schöpfen kann, ohne daß er selbst ein Wort zur nähern Erklärung beyfügt. Ob vielleicht Poseidon und das von ihm repräsentirte Element in Beziehung stand zu der Sphäre der Wirksamkeit dieser Eranisten auf Syros?

(Schluß folgt).

Tavole cronologiche e sincrone della storia fiorentina compilate da Alfredo Reumont d'Aquisgrana segretario intimo redattore nel ministero degli affari esteri di S. M. il Rè di Prussia, addetto alla sua legazione presso le corti di Toscana e di Lucca, dottore di filosofia. Firenze. Gio Pietro Vieusseux editore. 1841. gr. 4.

Der Verf., welcher dem größeren Publikum schon durch eine nicht unbedeutende Anzahl von Schriften und Aufsätzen bekannt ist, und den ein langer Aufenthalt in Mittelitalien in den Stand setzte, sich tüchtig in der italienischen Literatur umzusehen, hat seine großen Kenntnisse in der Particulargeschichte von Florenz zur Herausgabe obiger Compilation verwendet, für welche ihm die Italiener zu hohem Danke verpflichtet seyn dürfen und die für den Historiker unstreitig eine brauchbare und werthvolle Arbeit ist. Die 26 Seiten lange Einleitung enthält zuerst einen kurzen Abriß der Geschichte der Stadt und des Großherzogthums. Dann spricht der Verf. von dem Endzwecke, welchen er mit der Herausgabe dieser Tabellen verbunden, das Studium der florentinischen Geschichte zu erleichtern; wie er die alten chronologischen Daten auf unsere Zeitrechnung reducirte; welche Literatur er hiezu benützte und wie er es für nothwendig erachtet habe, eine vierfache, oder wenn man die Reihe der Päpste

und der Kaiser hinzuzählt, eine sechsfache Eintheilung zu machen: storia politica, storia letteraria, storia artistica, avvenimenti politici. Die innere Geschichte von Florenz theilt der Verf. in 6 Epochen: 1) Die Gründung der Stadt bis zur Schlacht von Campaldino, 11. Juny 1289 gegen die (neuen) Ghibellinen und die Aretiner. 2) Die Herrschaft der Guelfen bis zur Vertreibung des Herzogs von Athen. 3) Der Verfall der Macht der Großen bis 1378. 4) Der Kampf des neuen Adels mit dem Volke bis 1434. 5) Die mediceische Epoche bis zum Untergang der Republik. 6) Das fürstliche Florenz.

Wir wollen die Frage über die Zulässigkeit dieser Eintheilung nicht weiter untersuchen, bedauern aber, daß der Verf. die ältere Epoche so geradezu der Archäologie zuweiset, während sie doch in mehr als einer Beziehung für den Historiker von Bedeutung ist. Ref. glaubt nicht Unrecht zu haben, wenn er an Tabellen von solchem Umfange unter andern auch die Anforderung stellt, sie sollten, wenn auch nur in Kürze jene wichtigen Thatsachen ergänzen, welche, obgleich von Bedeutung, von einzelnen Schriftstellern übergangen wurden, was bey dem Parteyinteresse der früheren florentinischen Autoren von einem besondern Belange ist. So hat z. B. der Verf. wohl (nach Villani 1248) den Zug Friedrichs von Antiochia, K. Friedrichs II. Sohnes, nach Florenz erwähnt, der die Guelfen aus der Stadt trieb; von den für die damalige Geschichte so bedeutenden Gefechten mit den Patarinern, *) zu deren Andenken noch jetzt 2 Denkmäler in der Stadt vorhanden sind, **) wird jedoch nichts gesagt. Ein anderer Punkt von Belange scheint Ref. auch der zu seyn, daß die Geschichte von Florenz im 13. und 14. Jahrhunderte gar nicht erzählt noch klar gemacht werden kann, ohne stete Hinweisung auf die Geschichte jener Städte, die mit Florenz zur selben Partey gehörten, oder auf der Gegenseite standen. Dieses nur zu oft höchst verwickelte Verhältniß kann aber übersichtlich nirgends so gut dargestellt werden, als in Tabellen und es hätte der Verf., würde er dieses Moment berücksichtigt haben, nicht nur den wohlverdienten Dank der Männer vom Fach geärndtet, sondern sich auch ein neues Verdienst den Italienern gegenüber erworben, deren vorherrschender Hang zur neueren Geschichte eine solche Schwäche ist, daß ein Deutscher diese Gelegenheit hätte ergreifen sollen, um sie zu der lehrreichen Geschichte ihrer inneren Zwistigkeiten zurück zu führen. Es sey jedoch dieses nur als subjective Ansicht des Verfassers und unbeschadet des wirklichen Werthes dieser gründlichen Arbeit gesagt.

Nach der Einleitung kommen cenni sul governo e sui principali magistrati al tempo della republica, ein alphabetisches Verzeichniß der bedeutendsten Aemter in der Republik mit kurzer Angabe ihres Wirkungskreises. Dann folgt eine Liste der Gonfalonieri di giustiza vom Jahre 1293 — 1532, ein Stammbaum der Mediceer, der Albizzi, nach einer Handschrift von G. Ajazzi, der Capponi und der Strozzi.

Die Tabellen reichen bis zum Jahre 1840. Zum Schlusse ist ein dem Italiener wünschenswerthes Verzeichniß von Schriftstellern gegeben, welche über das deutsche Reich schrieben, wobey jedoch der Verf. irrthümlich bey Erwähnung von Chmels Regesten K. Ruprechts den König Robert (von Neapel) gemeynt zu haben scheint, da er dieselben an Heinrich VII. anreiht. Die Brauchbarkeit des so nützlichen Werkes zu erhöhen, hat der gelehrte und verdienstvolle Verf. auch noch für treffliche Indices gesorgt. Druck und sonstige Ausstattung machen dem Verleger alle Ehre.

*) Sieh Lami lezioni. XVII.

**) Auf der Piazza di S. Felicità und am pozzo a San Sisto.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Inscriptiones Graecae Ineditae etc.

(Schluß.)

Wenn übrigens Hr. Roß sagt: titulus Macedonicam fere aetatem refert: id quod confirmatur archaica tertii casus terminatione in nomine Amphitrites, *EI* pro *HI*, so vertrauen wir zwar seinem Urtheile zu sehr, als daß wir seiner Annahme hinsichtlich der Zeit der Abfassung beyzupflichten anstehen möchten, jedoch scheint uns in dem angeführten Umstande keine besondere Beweiskraft zu liegen, da diese Dativendung ja auch eben so wohl in späteren Zeiten, sey es aus Irrthum oder in Nachahmung der antiken Schreibweise angewendet werden konnte, wovon wir noch weiter unten zu sprechen Gelegenheit haben werden. Bemerkenswerth ist das Verbum ἀρχερανίζω, welches die Lexica bis jetzt noch nicht kennen, um so mehr als der Vorstand sonst ἐρανάρχης genannt wird.

Am interessantesten aber war uns der zwar aus römischer Zeit stammende, aber durch seinen Inhalt wie durch seine Abfassung gleich merkwürdige Volksbeschluß in Nr. 109. Er bezieht sich auf eine durch Tugenden und Verdienste um das Vaterland ausgezeichnete Frau, Namens Berenike oder, wie es in der Inschrift heißt, Bernike, welcher nach ihrem Tode ein goldener Kranz zuerkannt wird, und zwar, wie ausdrücklich gesagt ist, gemäß der altherkömmlichen Sitte dieses Volkes, edle Frauen so zu ehren. Eine ähnliche Auszeichnung einer samischen Frau begegnet uns in Nr. 193. Berenike hatte mehrere Aemter verwaltet, sie war Priesterin τῶν οὐρανίων θεῶν Δήμητρος καὶ Κόρης τῶν σεμνοτάτων und ἀρχείνη gewesen, welches letztere vom Herausgeber, wenn wir anders ihn nicht mißverstehen, auf ein Priesteramt bezogen wird, aber doch wohl nur von einem weiblichen Archonten verstanden werden kann, gerade so wie jene Samierin in der vorhin angeführten Inschrift als Prorenos erscheint. Betrachten wir übrigens die Form des Wortes ἀρχείνη (archina) näher und vergleichen wir es mit ähnlichen, so will es uns bedünken, als sey es nach römischem Typus (man denke z. B. an regina) gebildet und müsse mit bloßem ι wie ἡρωΐνη, ἰατρίνη u. dgl. geschrieben werden. Der Doppellaut sollte zur Bezeichnung des langen Vocals dienen, weßhalb sich auch ἡρωείνη geschrieben findet, wiewohl es ein Irrthum wäre, wollte man mit Buttmann annehmen, ει habe in späterer Zeit immer nur für ῑ gegolten, denn in der Inschrift, von der es sich jetzt handelt, sehen wir εἱέρεια und εἱερατεύσασα, so wie hinwiederum ἀφιδῶς für ἀφειδῶς, woraus zur Genüge erhellt, daß schon damals ει ganz die Geltung von ι ohne Unterschied der Quantität hatte. Als sprachliche Merkwürdigkeiten in diesem Beschluß führen wir noch an den Accusativ εὐσχήμοναν (gener. femin.), zu dessen Erklärung Hr. Roß mit Recht den neugriechischen Sprachgebrauch herbeyzieht (vergleiche in Nr. 204. γυναῖκαν), die sonderbare Phrase τὸν προβεβιωκότα χρόνον, zu vergleichen mit incorrecten deutschen Redensarten wie „den in Händen habenden Brief," den Infinitiv στεφανοῖν, was indeß nur ein Versehen scheint, und zuletzt den allen Nachlässigkeiten der Schreibart die Krone aufsetzenden Schluß: στεφανοῖ ὁ δῆμος ὁ Συρίων Βερνείκην Νεικομάχου χρυσῷ στεφάνῳ ἀρετῆς

ἕνεκα καὶ εὐνοίας τῆς εἰς αὐτήν. Denn da mit dieser Formel ἀρ. ἑ. κ. εὐν. und mit ähnlichen z. B. ἀρ. ἕνεκα καὶ καλοκἀγαθίας oder ἀρ. ἕν. καὶ εὐεργεσίας jederzeit das bezeichnet wird, was an einer Person der öffentlichen Anerkennung werth geachtet worden ist, so bleibt jede andere Erklärung ausgeschlossen und man kann nur mit Hrn. Roß annehmen, der Verfasser habe vergessen, daß δῆμος und nicht πόλις vorausgeschickt war.

Von der Insel Amorgos hatte Hr. Roß bereits fünfzehn Inschriften in den Act. Soc. Graec. Lips. bekannt gemacht, eine ungleich größere Zahl, wenn auch großentheils nur einfache Grabschriften, erhalten wir hier mitgetheilt. Wir bemerken darüber Folgendes. In Nr. 114. haben wir in den Genitiven Ἑρμοκράτου, Ἡγησικράτου, Τιμηκράτου, Θηβηγένου u. a. einen neuen Beleg, wie häufig die Eigennamen auf ης, nicht bloß im Accusativ, nach der ersten Declination flectirt werden — eine Aufforderung mehr für die Kritik, überall mit größter Behutsamkeit zu verfahren, wo ein mit den hergebrachten Regeln der Grammatik nicht im Einklang stehender Gebrauch am Tage liegt. Nr. 121., ein durch den frühzeitigen Tod eines angesehenen und wohlverdienten Mannes veranlaßter Beschluß der milesischen Gemeinde, die, wie sich eben hieraus und noch aus ein paar andern Inschriften ergiebt, auf Amorgos befand, zeigt die grammatische Bildung jener Zeit auf einer ziemlich niedrigen Stufe, ist aber gerade deßhalb nicht ohne Wichtigkeit und würde noch entscheidender seyn, wenn sich die Zeit der Abfassung genau bestimmen ließe. Wir haben hier zunächst das orthographische Moment im Auge und hegen die Ueberzeugung, daß, wäre Jemanden bey dem, was wir oben von dem Diphthongen ει behauptet haben, etwa noch ein Zweifel übrig geblieben, dieser auf das vollständigste durch die hier vorkommende Schreibung von ἐπιδῆ, ἰς, ἄνδι statt ἐπειδῆ, εἰς, ἄνδει gehoben würde. Fast möchte man glauben, daß das Schwanken zwischen η und ει in der Bezeichnung der Dativendung, wenigstens in Inschriften aus späterer Zeit, ebenfalls seinen Grund in dem bereits alterirten Laut des η habe. Denn zufällig kann es gewiß nimmermehr seyn, wenn auf der amorgischen Inschrift Nr. 126., bey welcher der Herausgeber nichts bemerkt, welchem Zeitalter sie angehören möge, die aber, aus mehreren Anzeichen zu schließen, in die ächtklassische Periode nicht zu setzen ist, wenn, sagen wir, dort neben dem Artikel *THI* und neben *NIKHCAPETH*, d. i. Νικησαρέτη, auch Ἀφροδίτει, Εὐνομίδει, Δεσμοδέτει geschrieben steht. Verfolgt man diese Spur weiter, so ist kaum zweifelhaft, daß endlich in die noch immer schwebende Frage über den Ursprung der sogenannten neugriechischen Aussprache ein Licht werde gebracht werden, von dem Niemand eine Ahnung gehabt haben dürfte.

Auf ein einziges Fragment von Mykonos folgen sodann mehrere Inschriften von Paros, deren einige von Seiten des Inhalts und der Sprache beachtenswerth sind, namentlich zwey fast unversehrt erhaltene Prorenieurkunden, wie es scheint, aus hohem Alterthume, und hierauf sehr reiche und schätzbare Beyträge in dorischem Dialekt von den Inseln Astypaläa, Nisyros, Telos, Kos und Kalymna, von denen zum Theil bis jetzt gar kein schriftliches Denkmal bekannt war. Unter denen der erst genannten Insel erlauben wir uns Nr. 154. nach der Cursivschrift des Herausgebers hieher zu setzen und mit einigen Bemerkungen zu begleiten. Die nach Hrn. Roß's Urtheil bis ins fünfte Jahrhundert vor Chr. Geb. hinaufreichende Inschrift lautet also:

Σωσικάτης Νεομή-
νιος, Δαμάτριος Θεο-
φάνεος ἀνέθηκαν
τῷ Ἀπόλλωνι τὸν
οἶκον κατάσκευο[ν?

Zuerst kann hier gefragt werden: wie viele Personen haben denn, um das Andenken an ihre Stiftung lebendig zu erhalten, ihren Namen in diesen Stein gegraben? Entweder, sagt Hr. Roß, muß man annehmen, daß die drey ersten Nomina alle im Nominativ stehen, und von drey Brüdern, Söhnen des Theophanes, die Rede sey, oder Νεομήνιος ist für den Genitiv wie Θεοφάνεος zu halten; und dieser letztern Erklärung, die allerdings die natürlichste scheint, hat er denn auch den Vorzug gegeben und demnach hinter Νεομήνιος interpungirt. Allein wenn man weiß, daß der Name

Νεομήνιος oder Νουμήνιος gar kein seltener ist, wie er z. B. in dieser letztern Form in einer lesbischen Inschrift (Nr. 197. c.), in einer von Thera (Nr. 217. b.), in dem alten attischen Katalog bey Franz Element. ephigr. gr. p. 114 erscheint, und wenn man anderntheils die größere Wahrscheinlichkeit erwägt, daß Glieder einer Familie sich vereinigt haben, ihre Verehrung des Apollo kund zu geben, so wird man eher geneigt seyn, die erstere Erklärung vorzuziehen, so lange wenigstens als nicht der Name Νεόμηνις anderswo nachgewiesen ist. Auffallend ist übrigens Θεοφάνεος, wofür man den dorischen Genitiv Θεοφάνευς erwarten sollte, zumal da man dieser Form ausschließlich in den hier mitgetheilten Inschriften von Astypaläa begegnet, indessen mag der Gebrauch nicht so constant gewesen seyn. Was ferner der gewidmete Gegenstand gewesen, ob das Wort οἶκος hier in dem gewöhnlichen Sinne zu nehmen sey oder vielleicht nach einem den Astypaläern eigenthümlichen Gebrauch in der Bedeutung von ναός oder σηκός, darüber konnte Hr. Roß nicht mit sich ins Reine kommen. Allein wenn er sich keiner Stelle bey einem guten Autor erinnern kann, wo οἶκος für Tempel gebraucht würde, so sind wir im Stande, ihm aus dieser Verlegenheit zu helfen. Bey einem Schriftsteller, gegen dessen Gräcität er zuverlässig nichts einwenden wird, nämlich bey Herodot, liest man Buch VIII, 143: ἀλλὰ θεοῖσί τε συμμάχοισι πίσυνοί μιν ἐπέξιμεν ἀμυνόμενοι καὶ τοῖσι ἥρωσι, τῶν ἐκεῖνος οὐδεμίαν ὄπιν ἔχων ἐνέπρησε τούς τε οἴκους καὶ τὰ ἀγάλματα. Hiernach wird es also wohl nicht mehr zweifelhaft seyn, wie das Wort der Inschrift zu fassen sey. Das Schlußwort ist auf dem Steine nicht ganz erhalten; da aber die übrigen Züge deutlich und gewiß sind und nur ein einziger Buchstabe zu fehlen scheint, so hat Hr. Roß mit Zuversicht κατάσκευον geschrieben, freylich ein ganz neues Wort, das er mit ἔνσκευος, κατάκισσος, κατάλιθος und ähnlichen verglichen und entweder durch κατεσκευασμένον oder durch ἔχοντα πάντα τὰ σκεύη κατὰ χώραν, omni supellectile instructum, erklärt haben will. Ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit wird dieser Conjectur allerdings bleiben, auch wenn für das Wort kein weiterer Beleg aufgefunden werden sollte.

Ungeachtet Manches zu bemerken wäre, müssen wir doch die übrigen Inschriften der obengenannten Inseln unbesprochen lassen, um etwas länger bey dem Fragment von Leros zu verweilen, hinsichtlich dessen der Herausgeber eine Ansicht zu begründen sucht, gegen die sich uns sehr erhebliche Zweifel aufdringen. Es ist dieß ein Bruchstück eines Beschlusses, der von Bewohnern (οἰκήτορες) der Insel zu Ehren eines gewissen Hekatäos (denn obwohl dieser Name nirgends ganz vorkommt, so darf doch die Richtigkeit desselben nicht bezweifelt werden) gefaßt worden ist. Damals, sagt Hr. Roß, scheint Leros von einem andern Staate abhängig gewesen zu seyn, der einen Theil seiner Bürger als Ansiedler dahin sandte, ohne daß diese jedoch ihre Bürgerrechte in der Mutterstadt eingebüßt hätten, gerade so wie das bey den athenischen Kleruchen der Fall war, und dieser hatte sich denn Hekatäos, ein Bürger des alten gemeinsamen Vaterlandes, thätig angenommen. Nun läßt sich geschichtlich nachweisen, daß Leros von den Milesiern zu einer gewissen Zeit in Besitz genommen ward, und da nach dem Zeugnisse des Herodot (V. 125) der Historiker Hekatäos, zur Zeit als Aristagoras den Milesiern eine Auswanderung vorschlug, dagegen den Rath ertheilte, Leros zu befestigen, so zieht Hr. Roß daraus den Schluß, daß eben diesem gleichsam als οἰκιστής und zum Dank für die fortgesetzte Bethätigung seines Wohlwollens gegen die milesischen Ansiedler von ihnen dieses ehrenvolle Denkmal gesetzt worden sey. Allein erstlich muß die Annahme, als hätten damals die Milesier Besitz von Leros ergriffen, ganz willkührlich genannt werden, denn daß der Rath des Hekatäos wirklich zur Ausführung kam, davon

liest man bey Herodot nichts, der vielmehr an der angeführten Stelle erzählt, daß von Aristagoras eine Colonie nach Thracien geführt worden sey. Und zweytens — was der wichtigste Einwurf ist, weit wichtiger als ein etwa aus der Orthographie hergenommener Einwand, gegen den sich Hr. Roß verwahrt — ist es nur im geringsten wahrscheinlich und denkbar, daß jonische Milesier zur Zeit jenes Hekatäos sich eines Dialektes bedient haben sollten, der von dem Charakter des Jonismus so weit entfernt ist, während sich dieser doch in den Fragmenten eben desselben Hekatäos aufs bestimmteste ausgeprägt zeigt, um von andern jonischen Monumenten desselben oder eines nicht viel jüngern Zeitalters, wie z. B. der großen teischen Inschrift (Franz Elem. epigr. gr. n. 46), zu schweigen? Damit der Leser selbst urtheilen könne, setzen wir die lesbaren Worte des sehr verstümmelten Volksbeschlusses mit den Ergänzungen von Hrn. Roß hieher:

[εὖι]οια[ν] καὶ προδυμίαν δικαίαν παρε-
[χό]μενο[ς ἐς] τοὺς ἐν τῇ νήσῳ κατοικοῦν-
τας τῶν [πολ]ιτῶν· δεδόχθαι τῇ ἐκκλησίᾳ,
ἐπ[ηνῆσθαι Ἑκ]αταῖον ὑπὸ τῶν οἰκητόρων
τῶν ἐλ Λέρῳ [ἀ]ρετῆς ἕνεκα καὶ ἐπιμελείας
ἣν [ἔχει? π]ερὶ αὐτούς *)· ὑπάρχειν δὲ καὶ
φιλίαν Ἑκατ[αίῳ] πολλὴν καὶ εὔνοιαν παρὰ
τῶν ἐν τῇ νήσῳ κατοικούντων καὶ αὐτῷ
καὶ ἐκγόνοις· τὸ [δὲ] ψήφισμα τόδε ἀν[α-
γράψ]αι εἰς στήλην λιθίνην καὶ στῆσαι κατὰ
τὴν ἀγορὰν ὅπως [τ]αῦτα .....
καθάπερ ἐψήφισται ..... τοῖς ἀνδρά-
σι τοῖς ἠρημένοις μετὰ Ἀριστοφάνευς τοῦ
Στρομβίχου.

Trügt uns nicht Alles, so gehört dieser Beschluß einer weit spätern Zeit an und die dadurch geehrte Person war eine ganz andere als der Sohn des Hegesander. Der Name Hekatäos war gewiß sehr häufig, wie denn Hr. Roß selbst am Schlusse seiner Mittheilungen von der Insel Kos die Bemerkung macht: nihil mihi in his titulis memorabilius visum est quam frequentia nominum propriorum ab Hecates nomine derivatorum, qualia sunt Ἑκαταῖος, Ἑκαταία, Ἑκατόδωρος, Ἑκατώνυμος.

Von geringerem Belang und meist nur für die Onomatologie beachtenswerth sind die folgenden Inschriften mit Ausnahme der beyden patmischen, wovon die erste einen Beschluß der Genossenschaft der Fackelläufer (τοῦ κοινοῦ τῶν Λαμπαδιστῶν) enthält und mit andern ähnlichen Urkunden den Beweis liefert von der jeglichem Verdienst in jedem Lebenskreise bey den Hellenen gewordenen Anerkennung, dem mächtigsten Sporne zur Auszeichnung, die andere aber ein aus sieben wenig lesbaren Distichen bestehendes Epigramm ist, dessen Inhalt im Allgemeinen Hr. Roß festzustellen gesucht hat, mit den übrigen metrischen Bruchstücken Stoff genug, für jeden der Lust hat, seinen Scharfsinn zu üben.

Um noch ein Wort über das Aeußere beyzufügen, so verdient hervorgehoben zu werden, daß sich dieses zweyte Heft von dem ersten in Papier und Druck vortheilhaft unterscheidet. Die Latinität des Hrn. Roß dürfte vor einem strengen Richterstuhl sich nicht immer rechtfertigen können.

Gottfried Herold.

*) Um nichts zu verschweigen, wird bemerkt, daß Hr. Roß auf den Stein ΛΟΤΟΥΣ so wie weiter unten [Τ]ΛΟΤΑ zu erkennen glaubte, was er auf Rechnung des Dialektes zu schreiben geneigt wäre.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Traditiones Possessionesque Wizenburgenses. Codices duo cum supplementis. Edidit societas historica Palatina. Spirae. MDCCCXLII. gr. 4. (Mit einem Facsimile). Praefat. XX S. Text und Indices 390 S.

„Im Januar d. J. 1814 fand ich zu Augsburg bey einem Büchertrödler 4 Bücher Handschriften, mit denen ich seit dem Jahre 1826, — in welchem ich meine Bibliothek von Augsburg nach Trippstadt bringen lassen konnte, — täglich beschäftigt bin, und aus welchen ich Belehrung schöpfe." — So besagt eine Verzeichnung von der Hand des ältern Herrn Cotta. Dieser Mann, dem Referenten von seinem Aufenthalte in Landau her bekannt, ertheilte damals manche historische Aufklärung einem größeren Publikum, wie z. B. über die wahre Lage des Ortes Ilbesheim, woselbst der für Bayern so fatale Traktat (17. November 1704) abgeschlossen wurde. Unter seines verstorbenen Vaters Papieren fand Hr. Emil Cotta, k. Bezirksrichter zu Zweybrücken, obige Verzeichnung vor, und schickte im Mai 1839 jene Handschriften nach Speyer an den dortigen historischen Verein der Pfalz, welchem er sie unter sehr annehmbaren und für Herrn Cotta ehrenvollen Bedingungen zur käuflichen Erwerbung anbot. Wirklich erkaufte sie der Verein um 50 fl.

Es befanden sich unter dieser handschriftlichen Erwerbung der liber donationum ecclesiae Wizunburgensis und Edelini liber possessionum W., welche beyde im Namen des historischen Vereins der Pfalz Hr. Prof. Dr. J. C. Zeuß, der sich zu deren Bearbeitung erboten, unter obigem Titel herausgegeben.

Unter Abt Grimold (833 — 861), zur Zeit, als Otfried in Wizenburg geblüht, zwischen den Jahren 860 — 870, ist die Urkundensammlung, der liber traditionum, von mehreren Mönchen gemacht worden, welche im Abschreiben der Diplome in Ein Buch keine Ordnung eingehalten, nur daß sie die Vergabungen aus dem Elsaßgau, — jedoch untermischt mit Urkunden aus dem Speyer- und Wormsgau, — in einen Theil, in den andern, kleinern Theil dagegen die Traditionen aus dem Sargau zusammenstellten, allein mit so weniger Umsicht, daß ein und dasselbe Diplom manchmal zweymal, eines sogar dreymal an verschiedenen Stellen zu treffen ist.

Bey der Schilderung der Schrift des Codex selbst, in so fern sie sich auf den liber donationum bezieht, vermissen wir die wissenschaftliche Charakterisirung derselben; denn es genügt nicht, bloß zu sagen: „huic aetati (860 — 870) et congrua est literarum forma et ductus etc.," sondern es muß dieser Charakter der zweyten Hälfte des neunten Jahrhunderts vollständig nachgewiesen werden: das Pergament in Dicke und Farbe, die auf demselben zur Regelung der Schrift gezogenen Zeilen und Perpendicularlinien, ob bloß mit dem Griffel oder mit Bley- oder Rothstift oder Tinte, ob durch die ganze Breite des Pergaments, oder nur bis an die Perpendicularlinien gezogen, Beschaffenheit der Tinte, Charaktere der Buchstaben über-

haupt und insbesondere, z. B. des a, ob offen oder geschlossen, des e mit ausgeschlagener Zunge, des Diphthonges ae, der Verbindung einzelner Buchstaben mit einander u. s. w., Abbreviaturen, Theilungszeichen, Interpunctionen u. s. w. Alle diese Momente sollten der Beschreibung einer Handschrift nicht fehlen. Sie zu ersetzen, ist das am Ende mitgetheilte Facsimile nicht ganz im Stande, und die Schriftproben der Hände A. B. C und F sammt der Marginalnote zu Nro. 254. p. 246 *) können, wie sie hier vorliegen, mit eben dem Fuge dem zehnten, als dem neunten Jahrhunderte zugesprochen werden; denn es ist ohnehin nicht leicht, eine Schrift aus der letzten Hälfte, oder aus den drey letzten Decennien des neunten Jahrhunderts von der des zehnten Jahrhunderts, erster Hälfte, zu unterscheiden; daher auch andere Momente mit aufzuführen gewesen wären, um die Zeit, wann der Coder geschrieben, durch die Schrift näher bestimmen zu können. Dahin wäre zu rechnen, ob die mit dem Griffel gezogenen Linien nur innerhalb der Parallelen sich befinden. Wir sind ferner begierig, zu erfahren, ob nicht im Coder selbst, — im Facsimile ist es, so viel wir sehen, der Fall nicht, — Uncialen, wie N oder T oder S unter der minuta erecta d. h. in der Mitte oder am Ende der Wörter sich befinden. Dergleichen Kennzeichen, aufgefaßt und treu dargestellt, müßten uns schon dem Alter der Schrift um ein Ziemliches näher gebracht haben; jedenfalls näher, als die Sprache, die Hr. Z. als ein Kennzeichen des Alters der Handschrift gelten lassen will, wenn er S. III. sagt: orthographiae ratio et declinationis nominum deutiscorum (huic aetati congrua est). Vix enim retentae essent a scriptoribus recentioribus antiquiora in formas sui temporis mutantibus illae antiquae formae nominum numeri pluralis" (Beyspiele). Er gesteht aber S. VI. ein, der Edelinische Coder, dessen Fertigung er in die Jahre 1280 — 84 setzt, sey alten Documenten als Vorlage gefolgt, und habe auch in Schreibung der Personen- und Ortsnamen die alte Orthographie eingehalten, weil es dem Schreiber um wortgetreue Abschrift der vorliegenden Documente zu thun gewesen sey. Demnach kann die Sprache als Kennzeichen des Alters einer Handschrift in diesem Fall nicht füglich zur Anwendung kommen. Hier entscheiden allein die Regeln der diplomatischen Graphik.

Der dritte Coder, Pergam. gr. 4. ist der Codex privilegiorum, 62 Blätter stark, im J. 1491, 11. März von Joh. Castmeier aus Maßmünster, öffentlichem Notar, auf Befehl des Decans der Straßburger Collegiatkirche St. Peter, Laurentius Hell, geschrieben.

Der vierte Coder, Papier, Fol. 117 Blätter: Liber feudorum monasterii Weissenburg.

Aelteres und bis in die Zeiten des Abtes Edelin reichendes ist im vorliegenden Werke bey den Supplementen vorgetragen.

S. XI beschäftigt sich Hr. Z. mit dem Namen Wizenburgs, wobey wir zu den vielen Orten, die diesen Namen tragen, bemerken müssen, daß es kein Weißenburg im Nordgau, wohl aber am Nordgau gegeben, welcher Ort zum Sualefeld gehörte (Mon. boic. XI. p. 4, ao. 867.)

Anfänge des Klosters. Dagobert I. wird zwar der Stifter genannt, — zuerst in einer Urkunde Heinrichs IV. von 1102, dann Heinrichs

*) Diese Marginal-Note ist jedoch weder im Texte, noch unten in einer Note des edirten Coder, sondern in der Vorrede pag. V, gegen das Ende, mitgetheilt. Sie scheint uns nach den Worten: se in coniugium non sotiat nicht ganz passend eingeschoben zu werden. Der Sinn der Urkunde ist dieser: Gebolt bleibt im Genusse 2er Huben in der uilla uuesthof bis an sein Ende, Er, seine Frau rihilt und sein gleichnamiger Sohn Gebolt; und wer von diesen drey hier genannten den andern überlebt, darf es (die 2 Huben) nutznießlich besitzen (hoc habeat) unter folgender Bedingung: „ea uero ratione ut ille qui hanc rem praefatam tunc tenet. annis singulis persoluat sol. ij. ad scm petrum iam dictum monast. uuizenb. at festiuitat. Sci. martini." Jetzt folgt sogleich: „et tamen si illa (uxor gebolti) post obitum meum uiro alio se in co(niu)gium non sotiat; was gleichfalls mit zu den Bedingungen gehört; denn heirathet sie wieder, so geht sie ihres Antheiles an der Nutznießung obiger 2 Huben verlustig. Sodann heißt es weiter: Et post exitum nostrum illa (illas res) casa dei habeat, teneat d. h. sterben alle 3, so tritt das Kloster in das volle Eigenthum jener Huben. Was gäbe es wohl für einen Sinn, wenn man nach den Worten: se in conjugium non sotiat, sofort setzen würde: ea vero ratione, ut ille qui hanc rem praefatam tunc tenet etc.? —

V. von 1111 (im Transsumte Albrechts 1303) und in der Bulle Alexanders III. 1179. Allein die älteren Diplome haben nichts von Dagobert, *) sondern sprechen vom Imperator Pippinus, der

*) Kremer rh. Franz. p. 275, not. l. sagt: bey Gudenus Cod. dipl. Mogunt. I. 25 befinde sich eine Urkunde Heinrichs IV. von 1080, dem Kloster Klingen ausgestellt, worin Dagobert als fundator abbatiae Klinga genannt wird (Siehe auch Würdtwein, Monast. Palat. II. 23 — 25). Aus der sogenannten Gründungs-Urkunde von Klingenmünster (Würdtwein l. cit. p. 13) ist bekannt, daß zur selben Zeit, wie Blidenvelt auch das cenobium, quod dicitur Wizenburch, von Dagobert erbaut worden. Kommt nun für Blidenvelt schon in der Urkunde von 1080 Dagobert vor, so muß dieß urkundliche Auftreten des Gründers Dagobert auch für Weißenburg gelten, da beyde Klöster die Zeit und den Stifter gemeinsam haben. Ueberdieß bemerkt der Anonymus bey Schannat, Vindem. liter. I. p. 7. in seiner Series abbatum monast. Weissenburg. zum XXII. Abt Adalbertus: „Extant et aliae ejusdem Imperatoris (Otto) (literae), quibus confirmat fundationem Dagoberti Regis, nec non donationes Pipini, Ludovici Imperatoris et aliorum suorum praedecessorum specificando fines Marchiae, item Abbati et Fratribus concessit, quicquid homines sui conquirere in ipsa Marcha possint. Datae sunt VIII Kal. Novemb. anno 967 (25. Octob.). Und hier wäre somit vorausgesetzt, daß der Anonymus nicht eigenmächtig den König Dagobert hier hinzugefügt, die erste Erwähnung des Stifters Dagobert zum J. 967, 25. Octob. Alsdann käme das Jahr 1080 für Blidenvelt, und wie gesagt, auch für Weißenburg. Wenn Dagobert's in den Urkunden p. 317, 318, 319 Append. nicht erwähnt wird, sondern Pippin's, so verhält sich die Sache ganz einfach so: Der Abt, welcher vor Ludovicus pius mit der Bitte um Bestätigung der Immunität der Marca seines Klosters trat, hatte keine Urkunde hierüber aufzuweisen, wohl aber bezeugten Abt und Mönche, daß der Umfang der Mark wirklich so sey, wie sie ihn dem Kaiser angegeben, und daß die Immunität auf besagter Marca ruhe. Worauf der Kaiser, da diese Thatsache ihm hinlänglich beglaubigt schien, der Bitte des Abtes willfahrte. Sie bezogen sich im Betreff ihres Immunitäts-Privilegiums beym Enkel auf die Verleihung desselben durch dessen Großvater Pippin, der die neue Dynastie der Karolinger gegründet hatte. Vielleicht schien es ihnen nicht gerathen, vor den Gliedern der neuen Dynastie der Wohlthaten und Vergabungen eines Merowingers zu erwähnen. So ließe sich einigermassen das Stillschweigen der Mönche und ihres Vorstandes über den wahren Gründer Dagobert erklären. Die Könige und Kaiser verfuhren, wenn die Erneuerung (redintegratio) und Bestätigung (confirmatio) einer früheren Vergabung erbeten wurde, also: War das Diplom noch vorhanden (siehe Cod. Wizunb. no. 279), so legte es der Abt dem Könige und seinen Großen vor Augen, und nach genommener Einsicht erfolgte die Gewährung seiner Bitte. War dagegen das Diplom nicht mehr vorhanden, z. B. in Folge von Feuersbrünsten zu Grunde gegangen (so Freysing 8. May 906, Blidenvelt oder Clingo 819); so überzeugte sich der König von der Richtigkeit des Unglücks, und ob die beym Brande verunglückten Instrumente auch wirklich dasjenige enthielten, um dessen Erneuerung und Bestätigung der Abt und seine Mönche baten. Der Erzbischof, die Bischöfe, die weltlichen Großen dieses Bezirkes konnten dieß genuin wissen. Sie bezeugten die Wahrheit der vorgetragenen Bitte und auf diese Aussagen hin ward selbe gewährt. Der Ausdruck marcam -- sub emunitatis firmatione contradidit sagt: Pippin habe zum Nutzen und Dienst der Brüder die Mark unter Bestätigung der Immunität gegeben. Nicht Er erst habe ihnen die Marca und die darauf ruhende Immunität verliehen, nein! sondern er hat die früher hergegebene Marca und die gleichfalls für diese Marca verliehene Immunität nur bestätigt. Auf firmatio liegt der Nachdruck. Damit fällt Pippin als Gründer W's. hinweg. Daß sich beym Dynastenwechsel Abt und Mönche von W. rechtzeitig um Bestätigung ihrer früher erhaltenen Besitzungen und Privilegien gemeldet haben werden, ist außer Zweifel und Pippins Confirmation der marca und emunitas beweist es es mehr als zur Genüge.

ipsam marcam utilitati et seruitio eorum (fratrum coenobii W.) sub emunitatis firmatione contradidit. Daraus folgt, daß die als Gründer angegebenen Herrscher Dagobert und Pippin geschichtlich nicht erwiesen seyen, und daß schon im zehnten Jahrhunderte die Mönche von W. nichts Zuverlässiges mehr über den Ursprung ihres Klosters gewußt haben.

Auf die ältesten Diplome des Codex donationum zurückgehend, findet Hr. Z. den Ratfridus als Abt in fortlaufender Diplomen-Folge von 693 beyläufig, gewiß von 695 bis 724.

Diesem Kloster unter Ratfrid wird von Dagobert III., nicht dem II., Baden-Baden östlich des Rheines geschenkt im J. 712, 1. August (Nr. 278 p. 266). Denn daß Dagobert der Gründer des Klosters sey, ist, wie gesagt, durchaus ungewiß. Auch soll man aus dem Umstande, daß Dagoberts II. Tochter Irmina (706. Nach Papebroche im Propyläum bey Baring clav. dipl. ed. II. p. 232 wurde Irmina am 24. December verehrt) in der Kirche zu W. begraben liegt (Append. p. 337, Nr. 12) keinen sichern Schluß auf Dagobert, ihren Vater, als Stifter des Klosters machen, denn es findet sich nichts über die Transferirung ihres Leichnames, welche vielleicht in späterer Zeit, als man bereits Dagobert für den Gründer hielt, vor sich gegangen, oder, wenn in älterer Zeit, dann dazu beygetragen, diese Meynung, Dagobert sey der Gründer, zu verbreiten.

(Angenommen, die Transferirung sey in älterer Zeit, jedenfalls vor Fertigung des Edelinischen Codex vorgenommen worden, z. B. im eilften oder gar zehnten Jahrhundert, wo man, wenn wir dem Hrn. Z. glauben, zu W. ganz und gar nichts über den Gründer wußte; wie wäre man im zehnten oder eilften Jahrhundert doch auf den Einfall gekommen, gerade eine Tochter des Königs Dagobert nach dem Münster von W. aus Trier herbeyzuholen, wenn sich unter den Mönchen nicht die Nachricht immer noch hätte erhalten gehabt, Irmina's Vater sey ihres Klosters Gründer? Dieß bewegt auch Hrn. Z. zur Annahme einer spätern Transferirung. Erst mußte, nach ihm, die Ansicht auftauchen und allgemeiner werden, Dagobert habe das Kloster gegründet, dann habe man sich nach Reliquien dieses Stifters, und da diese wahrscheinlich nicht zu erhalten waren, nach der Leiche seiner Tochter umgesehen. Allein die Mönche von W. wußten zur Zeit Otto's II. schon, und sehr wahrscheinlich die Jahrhunderte aufwärts bis zum neunten und achten Säculum, wer der Urheber ihres Klosters gewesen; das geht aus des Anonymus oben mitgetheilter Nachricht hervor.)

Der vorliegende Codex Traditt., fährt Hr. Z. fort, nennt uns aber den Erbauer (Nro. 203, p. 194). Es ist Dragobodus, der Bischof von Speyer. In einer Urkunde vom sechsten Jahre Hildiberts III., 24. Februar 700, wird er ausdrücklich als Erbauer W's. genannt „ad monasterio domno petro uuizenburgo que ipse pontifex (dragobodus) contruxsit." — Dragobod stand nach Loebel dem Bisthum Speyer von 660 — 688 vor, und ihm folgte noch zu Ende desselben siebenten Jahrhunderts Atto. Ist dieses anzunehmen, so brachte Dragobod seine letzten Lebenstage in seinem Kloster W. zu, was er neuerlich erst erbaut hatte. Wie die Traditionen von Fulda und Lauresham wenige Jahre nach Gründung dieser Klöster beginnen und in zusammenhängender Ordnung fortfahren; so muß auch der Anfang des Klosters W. nicht sehr weit von jenen Jahren, mit denen die Weißenburger Diplome beginnen, gesetzt werden, und weder 623 noch 674 ist das Gründungsjahr desselben; die Errichtung geschah vielmehr beyläufig zwischen 685 — 690, oder, noch bestimmter im Jahre 690 (gelehrte Anzeigen 1842. p. 484).

Die kurze Untersuchung dieser Behauptung soll uns weiter unten beschäftigen. Nur möchten wir hier in Bezug auf Fulda und Laureshaim erinnern, daß zu Anfang der zweyten Hälfte des achten Jahrhunderts (750 Fulda, 763 Lauresham) der Gebrauch, Aufzeichnungen über Schenkungen an Kirchen zu machen, um Vieles allgemeiner war, als in der zweyten Hälfte des siebenten Säculum.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Traditiones Possessionesque Wizenburgenses etc.

(Fortsetzung.)

Es folgt nun S. XIV — XVII die Reihe der Aebte von W. bis auf Edelin 1262 — 1293, worauf Hr. Z. ein Verzeichniß der Aebte von Principius bis Rudiger († 1545, 7. Julius) mittheilt. Seit 1545 waren die Bischöfe von Speyer auch zugleich Vorstände (praepositi) des Klosters W. von Philipp von Flersheim bis auf August Limburg von Styrum († 1795) und Wilderich Graf von Waldersdorf († 1809), der sein Bisthum Speyer und sein Kloster W. durch französische Waffen untergehen sieht.

Der Codex Traditt. geht bloß bis zum Abte Grimold (833 — 861).

Nro. 272 vom 28. Regierungsjahre Ludwigs des Deutschen ist die letzte Urkunde, sie betrifft Rätrammesuilare im Bliasaghouue.

Am Schluße der Vorrede macht Hr. Z. die Bemerkung, daß die Herausgabe solcher historischen Documente durch die historischen Vereine nützlicher sey, als das Schreiben von Abhandlungen, welcher Art sie auch immer seyn mögen, und giebt kurz die Grundsätze an, die er bey der Herausgabe des vorliegenden Werkes befolgte, nämlich möglichste diplomatische Treue im Wiedergeben des Coder unverändert, wie er ist, selbst doppelt, ja dreyfach vorhandener Urkunden, z. B. die Nrn. 205, 223, 252.

Dieß hätte aber bey den hier angeführten Nummern durch Angabe der Varianten unter dem Texte eben auch erzielt werden können. Die stets wiederkehrende Formel über die Lage des Klosters W. im Speyergau an der Lutra hätte einigemal angeführt werden, dann hinwegbleiben sollen. Von der Formula roborandi hätte man die anziehendsten in den Druck aufnehmen, die gewöhnlichen aber zur Ersparung der Druckkosten auslassen dürfen. So verfuhren wenigstens die Mannheimer Akademiker bey Herausgabe ihres Codex Laureshamensis. Wie voluminös müßte ihr Codex Traditt., der ohnehin mit dem Chronicon drey Quartbände füllt, geworden seyn, hätten sie es wie Hr. Z. gemacht. Wir hätten noch zur Seite jeder Urkunde Jahr und Tag (wo sie in den Diplomen befindlich) gesetzt gewünscht. Dafür haben wir am Ende eine chronologisch-geordnete Tabelle der Diplome. *)

*) Unsere Weise, die Regierungsjahre der merovingischen Könige zu berechnen, weicht von dem Computus des Hrn. Z. in manchen Stücken ab. Deßhalb lassen wir unsere Bemerkung zur chronologischen Tabelle folgen:

Childebert III., der jüngere Sohn Theodorichs III., zählt mindestens 16 Regierungsjahre. Wir kennen 5 Urkunden, die uns dieß 16. Regierungsjahr angeben; eine vom 29. Julius, die zweyte vom 13., die dritte vom 14., die vierte vom 21., und die fünfte vom 23. December. Er starb den XVIII. Kal. Maias (Mabill. R. Dipl. Suppl. p. 36) d. i. den 14. April 711, und ist also bis zu seinem 17. Regierungsjahr gelangt. Ziehen wir 17 Jahre von 711 ab, so erhalten wir 694 als sein erstes Regierungsjahr, was

Wir wenden uns sofort zum Inhalt des Codex selbst. Vorzugsweise soll uns der liber donationum beschäftigen.

durch zwey Diplome bey Mabillon bestätigt wird, welche beyde vom 13. und 23. December zu Compiegne im ersten Regierungsjahre ausgestellt sind. — Der 12. März wird deßhalb als der Beginn von Childeberts Regierung angenommen werden müssen, weil 2 Diplome mit dem zweyten Regierungsjahre des Königs vom 8. April und vom 6. März lauten. Wird nun für das zweyte Regierungsjahr und den 8. April das Jahr 695 angesetzt (siehe Mabill. L. VI. p. 477, 478, no. XXII), und geht aus dem zweyten Diplome vom 6. März hervor, daß es später ausgefertigt wurde, als jenes vom 8. April, so muß dieß zweyte Diplom vom 6. März dem Jahre Chr. 696 angehören. So nimmt es auch Mabillon l. c. 497 nro. XXIII. War nun der 6. März noch innerhalb dem Bereiche des zweyten Regierungsjahres K. Childeberts III. gelegen, und werden wir durch 2 Urkunden unterrichtet, daß das dritte Regierungsjahr des Königs zum 14. März und 6. April gezählt wird; so ergiebt sich daraus, daß entweder dieser 14. März selbst, oder der 13., oder, was das Wahrscheinlichste, der 12. März die Anfangszeit K. Childeberts gewesen sey. So zählt die Urkunde vom 25. Februar noch das 8. Regierungsjahr. So hebt das 12. Regierungsjahr schon mit dem 12. März an. Auch paßt diese Berechnungsweise auf alle vorhandenen Diplome, und man möchte sich entschließen, die Thronbesteigung Childeberts III. auf den 12. März 694 zu versetzen, nicht aber auf 695, wie im Index chronolog. p. 340.

Der 24. Februar des VI. Regierungsjahres des Königs gehört dem Jahre Chr. 700 an, denn das besagte Jahr beginnt den 12. März 699 und reicht bis zum 12. März 700. Vergleichen wir nun die nach Childeberts Regierungsjahren ausgestellten Urkunden des Cod. Wizenb., so gehört nach unserer aufgestellten Berechnung nro. 46, 1. April des 1. Jahres in das Jahr Chr. 694, nicht 695; nro. 13, 20. Juny des zweyten Jahres ist dem Jahre Chr. 695, nicht 696 zuzuweisen. Der 1. May (205. 223. 252) des Jahres V. fällt noch in das Jahr 698, das, wie gezeigt, mit dem 12. März 698 beginnt, mit dem 11. März 699 endet, wobey natürlich der 1. May zum Jahr 698 zählen muß. Eben dieß ist der Fall mit dem 1. Juny des V. Jahres (nro. 240), also 698 für 699 zu setzen. Die nro. 242, 243 21. May und 18. Dec. des VI. Regierungsjahres entsprechen dem Jahre Chr. 699. Nro. 229 25. Febr. Jahr XII. gehört zu 706. — Nro. 6, wo sub die III. id. Aprilis (11. April) anno III. Dagoberti — wenn hier nicht etwa, wie ich vermuthe, ein Schreibfehler bey den Regierungsjahren untergelaufen, so daß für anno II., III. gesetzt worden ist — kann nicht wohl das Jahr Chr. 713 seyn, sondern 714. Ist aber III. verschrieben für II., dann wäre allerdings 713, 11. April das hier treffende Jahr Chr., welches mit dem vollendeten 13. April sich endet, am 14. desselben Monates des Jahres (713) beginnt das III. Jahr Dagoberts. Richtig ist nro. 256, 22. April anno III. der 22. April 713 angegeben. Dieß III. Jahr erstreckte sich aber vom 14. April 713 — 14. April 714, und es ist nicht gut gethan, die nrn. 36 und 244, welche keinen Monatstag haben, ohne weiters dem Jahre 713 zuzuweisen; können sie denn nicht auch aus dem ersten Viertel von 714 und den ersten 14 Tagen des Aprils selben Jahres seyn? — In Berechnung der Jahre Chilperichs II. (Daniel) hat Hr. Z. den Anfang von dessen Regierung circa mens. Jul. gesetzt; wie wir glauben, nach dem Werke der Benediktiner, l'art de vérif. les dates etc. Dawider streitet das Datum von nro. 196, 27. Junius anno II. Umfaßt das erste Jahr dieses Königs das Jahr 715, Julius bis 716 wieder im Julius, wie kann man doch den 27. Junius der Urkunde 196 in das Jahr Chr. 716 setzen, da dieser Tag nothwendig dem ersten, nicht dem zweyten Regierungsjahre angehören muß? Das zweyte Jahr Chilperichs reicht, angenommen, es sey der Julius sein Regierungsbeginn, vom Julius 716 — 717 Julius, und der 27. Junius müßte, um in das zweyte Regierungsjahr zu fallen, in das Jahr 717, und nicht 716 gesetzt werden. Es hat jedoch mit dieses Königs Thronbesteigung die Bewandtniß, daß er entweder gleich nach seines Vorgängers Tod (Dagobert III. † 24. Juny) sofort erhoben wurde, also noch in der Zeit vom 25. Juny bis 1. July, oder daß er die Regierungsjahre gleich vom Todestage seines Vorgängers an zählte. Daß sich die Sache nach letzterer Annahme verhalte, zeigt sich am besten, wenn man den 25. Juny als Chilperichs Regierungsanfang setzt. 715, 25. Juny — 716, 25.

Indem die Mönche des Klosters W. die Schenkungsurkunden in Ein Buch zusammentrugen, verfuhren sie, wie schon Hr. Z. in der Vorrede be-

merkte, mit wenig Umsicht. Sie theilten ihren Stoff in 2 Theile nach den beyden Gauen Alisacinsis und Saroinsis: 191 Numern sind, nicht ohne Einmischung anderer Gauen z. B. Nr. 185. Nr. 272. u. a. m., dem erstern Gaue bestimmt. Nr. 192. beginnt pagus Saroinsis, über welchen 81 Urkunden vorhanden sind, von Nr. 192 — 272; jedoch auch mit Einmischung von Schankungen aus dem blisiatigovve, alasacinse (204. 203) und Spirinse (199 ꝛc.) und Salininse (193): worauf noch 7 Urkunden von Nr. 273 — 279 von einer Hand des XI. Jahrhunderts geschrieben folgen.

Junn wäre erstes Jahr; dagegen schon der 27. Junn desselben 716. Jahres dem zweyten Regierungsjahre zuzählt, weil das zweyte Jahr vom 26. Junn 716 — 25. Junn 717 reicht.

Was den Gegenkönig Chlotar betrifft, aus dessen Regierungszeit im vorliegenden Codex 3 Urkunden: nro. 261, 227, 194 (224) vom 1. October, 3. Februar und 13. Februar, alle im ersten Jahre seines Reiches, vorkommen, so hat Hr. Z. die erste in das Jahr 717, die beyden andern ins Jahr 718 gesetzt. Wenn nicht lange nach dem Treffen bey Vincy (21. März 717) Karl Martell etwa im April d. J. diesen Chlotar als Gegenkönig aufgestellt, hätte Hr. Z. das Jahr Christi 717, 1. October richtig angesetzt. Allein Fredegarii continuat. Pars II. p. 673, cap. 106 und cap. 107 (cf. Annal. Metens. apud Pertz I, 324.) schiebt zwischen die Schlacht bey Vincy die Verfolgung Chilperichs und seines Majordomus Raginfrid bis Paris, die Rückkehr Karls nach Kölln, die Einnahme dieser Stadt, die Auslieferung von seines Vaters Schätzen durch seine Stiefmutter Plechtrudis; dann stellt er in diesen Bezirken seine Herrschaft wieder her (et cuncta suo dominio restituit). Jetzt erst heißt es: regem sibi constituit nomine Chlotarium; denn Chilperich und Raginfried hatten sich aufs Neue im Vereine mit Eudo von Aquitanien gerüstet und zogen gegen Karln; dieser ihnen muthig entgegen. Eudo flieht, wird bis Orleans verfolgt und entrinnt mit Mühe, er nimmt Chilperich und seine Schätze mit sich. Dann heißt es: Chlotarius itaque rex eo anno obiit. Die Erhebung Chlotars geschah 718 und sein Tod fällt in das Jahr 719. Zum Jahr 718 führen das erstere Ereigniß die Annales Lauriss. minores bey Pertz I, 114; und Enhardi Fuldensis annal. bey Pertz I, 343 das letztere Factum (Chlotars Tod) zum Jahr 719 auf. (Nur die Annal. Moissiacens. bey Pertz I, 291 erzählen Alles mit einander zum Jahre 717. Das Breviarium Erchamberti bey Ruinart p. 1353 läßt Karln gleich nach seiner Flucht zu den Austrasiern den König Chlotar erheben und dann viele Kriege mit Chilperich und dessen Majordom Raginfried führen, welche beyde er nach Wunsch besiegte; worauf er von Plechtruden seines Vaters Schatz empfängt, und kurze Zeit darnach stirbt suus rex Chlodharius. Man erkennt, Erchambert wirft die Ereignisse durch einander.) Bis zur Erhebung Chlotars konnte, wenn alle oben angeführten Dinge ins Werk gerichtet wurden, gar wohl das Jahr 717 vom 21. März an seinem Ende sich neigen und das folgende beginnen. Fredeg. contin. pars II. und die Annal. Lauriss. min. sind für das Jahr 718 als das der Erhebung des dem Chilperich entgegen zu setzenden Königs Chlotar; sicher erfuhr Karl die Rüstungen des Majordomus Raginfried und dessen Königs Chilperich und unternah nun die Aufstellung seines Gegenkönigs, der, nachdem Karl mit dem besiegten Eudo über Chilperichs Auslieferung unterhandelt und einig geworden war, rechtzeitig starb 719. Das erste Jahr von Chlotars Regierung fällt entweder in den Spätherbst oder in die letzten Monate des Jahres 717, oder nach Annahme der Chronisten in den Anfang des Jahres 718 und geht bis 719. Der erste October ist daher zum Jahre 718 zu zählen und die Urkunde nro. 227 (3. Febr.) und 194 (13. Febr.) desselben ersten Jahres sollte der Ordnung gemäß jener vom 1. October vorgehen.

Chilperichs II. Tod wird in den December 720 gesetzt. Karl erhob Theoderich von Chelles auf den Thron. Der 10. Juli des vierten Jahres dieses Königs entspricht dem Jahre Christi 724, nicht 723 (wie zu nro. 262 steht); das fünfte Jahr, 27. Februar dem Jahre 725, nicht 724 (wie nro. 18, 257 und 40). Der erste April seines zehnten Jahres ist das Jahr Christi 731, und auch der 1. April und 28. July (nro. 266 und 16) gehören in dieses Jahr 731. — Der 22. December XIII. könnte das Jahr 733 seyn, weil man nur überhaupt weiß, daß Theodorichs Vorgänger in diesem Monate gestorben, aber doch den Tag nicht kennt; dagegen muß nro. 9, 23. März, Jahr XV. dem Jahre Christi 735, nicht 734 entsprechen. Der 5. Februar (nro. 35 und 162) des Jahres XVIII. wäre gar das Jahr Christi 738; aber Theoderich starb 737 im April, daher ist wohl anzunehmen, die Zahlen XVII und XVIII seyen Schreibfehler; setzen wir das XVII. Regierungsjahr (von 736, December bis 737 im April, wo der König starb), so entspricht der 5. Februar

In weiterer Anordnung der einen, wie der andern Diplome ließen sie sich zuweilen durch die Namen der Schenker, nicht aber durch die Regierungsjahre der fränkischen Könige leiten. Z. B. der Donator Ueroald nr. 241, 142, 243; oder Sigibald nr. 53 — 59; rihbald und gerbald Nr. 60 – 68; Ermbert Nr. 239, 240. Stießen sie bey weiterem Suchen wieder auf denselben Namen; so wurde er nicht etwa den bereits vorhandenen beygelegt, um mit diesen copirt zu werden; sondern sie reihten ihn ohne weiters ein, wie sie seiner habhaft wurden. In der Regel copirten sie die Diplome wie sie ihnen vor die Hand kamen. Das sieht man deutlich bey des Herzogs Liutfrid Charten Nr. 10, 11, 12 und 13. So viele von diesem hatten sich vorgefunden und wurden abgeschrieben. Die Charte Nr. 35. kam ihnen später zu Gesicht, und sie reihten sie unbedenklich gleich da ein, wo sie sie gefunden, und schrieben dieselbe Urkunde später nochmals ab (Nr. 162), ohne daran zu denken, daß sie bereits copirt war. Roduin's Name wurde unter die Numern 194, 195, 196, 197 zusammengerafft, ohne Rücksichtnahme, daß in Nr. 197 von Rodoin's Urenkeln die Rede ist, und überdieß erscheint die Charte 194 wortgetreu unter Nr. 224 wieder. Ermberts Schenkungsbrief ist 205, 223, 252 (240), sein Verkaufsbrief in den Numern 218, 226 und 239 auch dreymal vorgetragen; Art und Zeit des Verkaufs und auch das Object sind in allen dreyen dieselben, nur beliebte es dem abschreibenden Mönch bey Nr. 218 16, bey 226 bloß 9 und bey 239 14 Zeugen aufzuführen. Freylich ist 226 eine precaria; so wie bey Nr. 240 der in Nr. 205 und 252 zugleich mit seinem Bruder Otto (Otto) genannte Donator Ermbert hier allein in dieser Eigenschaft auftritt.

Zweymal abgeschrieben sind ferner Nr. 8 und 47, Nr. 17 159, Nr. 53 und 178, Nr. 255 und 250, Nr. 26 und 105, Nr. 110 und 154, Nr. 198 und 251, Nr. 204 und 254. Gewiß Belege genug für die oben aufgestellte Behauptung, daß die abschreibenden Mönche ihr Geschäft nachläßig betrieben! — Derselbe Vorwurf trifft sie hie und da auch in Bezug auf das Verzeichnen der Schenkungs-Objecte. So heißt es z. B. Nr. 63. mancipia tanta his hominibus, die zuverlässig im Originale aufgezählt waren, allein in der Copie fehlen.

(Fortsetzung folgt.)

---

richtig dem Jahre Christi 737, eben so auch nro. 218. 27. März.

Childerich III. Regierungszeit giebt Hr. Z. vom Jahre 743 — 752. Auch Mabillon supplem. p. 37 behauptet, die Uebertragung der königlichen Würde an Childerich sey 743 geschehen. Die Urkunde bey Mabillon p. 610 zählt das erste Regierungsjahr Childerichs zum 23. April, Crisiaco, das zweyte Regierungsjahr zum 3. März, Suessionas. Pertz III, 20, wo ausdrücklich das Jahr Christi: anno septinges. quadrages. quarto gesetzt ist. Also ist das erste Jahr 743 März — 744 März. Ich vermuthe Childerichs Erhöhung zur Zeit des Campus Martius. Irrig ist der 15. Februar des Jahres IV. in das Jahr Christi 746 gesetzt. Dieß vierte Jahr begann mit dem März 746 und gieng wieder bis zum März 747, folglich muß der 15. Februar auf letzteres, nicht auf ersteres Jahr fallen. Nro. 141 vom 5. Junius des Jahres IV. gehört allerdings dem Jahre Christi 746 an, und deßhalb es muß vor jene Urkunde vom 15. Februar, also vor nro. 146 gesetzt werden. Bey den folgenden Königen konnte Hr. Z. im Ansatze der Regierungsjahre nach Jahren Christi der musterhaften Arbeit Böhmers folgen. Nur bey nro. 151, 23. Januar paßt das 27. Regierungsjahr nicht, welches erst mit dem 28. Januar 840 beginnt und bis zu des Kaisers am 20. Juny 840 erfolgten Tod reichte. Der 23. Januar muß sohin auf das 26. Jahr der Regierung geschrieben werden, welches sich vom 28. Januar 839 bis 28. Januar 840 erstreckte. Es mag dieß ein Fehler des Schreibers seyn.

Nro. 156, 27. May der Regierung Ludwig des Deutschen im XXI. Jahre, III. Indiction. Allerdings paßt die Indiction auf das Jahr 855, aber nicht das XXI. Regierungsjahr, welches vom 29. Juny 853 — 29. Juny 854 geht; also steckt auch hier wieder ein Schreibfehler, er sey nun in der Indiction oder im Regierungsjahre! —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Traditiones Possessionesque Wizenburgenses etc.

(Fortsetzung.)

Bey Nr. 242 fehlt eine nähere Bezeichnung des Schenkungsgegenstandes gänzlich, wie diese doch in allen übrigen Urkunden angegeben ist, in der Regel unter folgender Formel: in pago Saroinse, in auduuine uilleri etc. Man kann freylich einwenden: uueroald habe all sein Eigenthum verschenkt (omnis res meas proprias quas ego pruptissima uoluntatem condonaui etc. hoc est tam terris campis mansis etc.). Allein dieß ist nur die auf das bestimmt vorgetragene, hier aber hinweggelassene Donations-Object regelmäßig folgende Formel; wie man sich aus vorliegendem Codex vielfältig von der Richtigkeit unserer Behauptung überzeugen kann.

Ganz der gleiche Fall ist es mit Nr. 247, dieselbe Unbestimmtheit wie 242, aber der Schreiber hat den Ort, von welchem Chrodoin durch die Hand Ebroins die ihm zustehende Hälfte an W. vergabt, nach dem Actum und vor den Zeugen ein — eigentlich nachgetragen. Nr. 88. hat zwar der Schreiber angesetzt, das Vergabte aufzuzählen, es sind aber nur die 3 Gauen (alisacinse, spirinse, uuormacinse), in denen des Donators Eigenthum gelegen war, jedoch ohne die Gau-Orte genannt, die also wieder in der Feder geblieben sind.

Nr. 102 erscheint zwischen den beyden Donatoren uuiniartus und milo ein ratramnus eps, von dem in der ganzen Urkunde und sonst im ganzen Codex keine Spur weiter zu finden ist. Der fehlerhafte Ausdruck in Nr. 205 und 252 „una cum basilicas in ipsa uilla (audouuino) constructas in honore sancti martini et sancti helari etc. — aedificatas quas successores nostri quondam construxerunt," kommt, wie so mancher andere, auf Rechnung des vorliegenden Originales.

Haben wir nun, wie aus dem eben Vorgetragenen zu ersehen war, Gründe genug, uns über der Weißenburger Mönche Nachlässigkeit im Abschreiben ihrer Original-Schenkungs-Urkunden zu beklagen; so werden wir vollkommen dafür entschädigt durch den reichen Inhalt dieser Vergabungs-Urkunden selbst. Da treten auf erlauchte Männer, wie Boronus (Nr. 14), der Sohn des Badaco, welchen Schöpflin, Alsat. illustr. *) I, 753 zum Geschwisterkind des Herzogs Liutfrid macht, indem er ihm Hugo I. den Sohn Eticho's, zum Vater giebt, reich begütert im Elsaß. Adalchard, vir inlux Comes (267. 243), Theotcharius dux (213. 1. April 730), im pago Salininse begütert; Gisalrih und seine Frau uadalraht schenken unter Abt und Bischof Bernharius (von Worms) in Beysenn von erlauchten Männern als Zeugen (cum testium inlustrium virorum illic adunantium, Nr. 176) ihr Eigen im pago alisacinse in den Villen Franchenhaim und Furdesfelde. Der Herzog Liutfrid, vir inluster, und sein Bruder Hebrohard (Nr. 8. 9.); letzterer, wie wir aus einer Urkunde bey Mabillon, Annal. Bened. T. II.

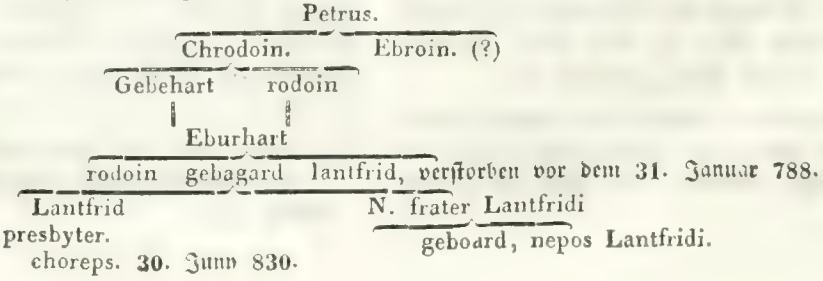
*) Leider konnte der Unterzeichnete Schöpflins Alsatia diplomatica hier nicht benutzen.

Append. p. 701 col. 1 et 2, p. 702. Nr. XXI. wissen, schon im VIII. Jahre Theoderichs des Augenlichtes beraubt, schenkt sammt seiner Frau Chimiltrudis noch im XV. Jahre Theodorichs, und im I. Jahre nach dieses Königs Tode von seinen Gütern im Elsaß an W. Die Gemahlin Liutfrids, — Schöpflin loc. cit. kennt sie nicht — hieß Hiltrudis ducissa, die Mutter Liutfrids und Eberhards, Adalberts Gattin nennt der Codex Ingyna [Ingina Nr. 162 und 35. Sie fehlt im Index onomasticus unter der Rubrik: personae superiores etc., wohin jedenfalls eine ducissa gehören muß, ist aber unter der Rubrik: homines liberi aut servi zu finden, deßgleichen ihr Gemahl Adalbert, der mit allen im Codex vorkommenden Adalberten confundirt ist. Dahin gehört aber auch Er nicht, da er urkundlich dux genannt wird bey Mabillon l. cit. „Eberhardus, filius Adalberti quondam ducis." Auch Audouinus Comes (Nr. 241 — 242) ist nicht im erstern, wohl aber im letztern Verzeichniß aufgenommen]. Eine nobilis mulier Irminburga (Irmburg, Nr. 175). Von königlichen Beamten in ihren Abstufungen erscheinen eine große Zahl. z. B. Adalbertus comes Stabuli (Nr. 69): Huc, Lantbert, gerolt, uito, adadramn, rorio, ingibert, gundhart, eggihart, sämmtlich Grafen im VII. Reg. Jahre Kaiser Ludwigs als Zeugen einer concambitio, welche zwischen dem ehemaligen Grafen Huc und dem Abt und Bischof Bernharius zu Carisiacum vorgenommen wurde. Im zweyten Jahre König Hilberichs (Nr. 196) steht an der Spitze der Zeugen otacar. ille qui in palatio rectum agit. Odalrich comes (190) im XII. Jahre Karl's des Gr.: allem Vermuthen nach der erste uns bekannte advocatus eccl. W.; ein anderer advocatus wäre Gebolt Nr. 257, und Nr. 51. Gebehart. — Adalramus comes im IV. Jahre König Dagoberts (Nr. 41). Chuonradus et purghartus Comites (Nr. 276) zum Jahre 902. Audouinus comes (241 — 242) vor 737 verstorben, und Vater jenes uueroald's, der sich in seinen Vergabungsbriefen „gracia dei monachus," oder „gracia dei indignus peccator monacus" nennt. Wilibert comes (Nr. 192) im Saargau, 1. Febr. im 2. Jahre Dagoberts. Die Centenare hardoin (chardoin Nr. 192. 195. 224. etc.) ratbert (201, 207), chrigero (263).

In geistlichen Würden erscheinen: Hartbert eps. im dritten Jahre Hildirichs (Nro. 143). Otger magonciacensium urbis aeps. im 27. Jahre Kaiser Ludwigs (Nr. 151). Drugo eps. Metensis (Nr. 51), Ludewici imperatoris frater, mit seinem Capalanus Johannes. Wir gestehen, daß diese Urkunde, in welcher dreymal Ratfridus als Abt von W. genannt wird, uns verdächtig vorkommt, und daß sie beynahe das Ansehen hat, als wäre sie ein Uebungsstück irgend eines W. Mönches, welches sich unter die Original-Documente verirrt, und dann von einem Schreiber des XI. oder XII. Jahrhunderts copirt wurde.

Folcuuicus (Nr. 251) uuormacinse urbis episcopus, zugleich Vorstand des Klosters unter Kaiser Ludwig. Ermbert, Bischof von Worms und Abt von W. (Nr. 74), hatho aeps. (Nr. 276), Adalloho eps. (69), David eps. Spirensis et abbas (136), Dragobodo (203), Einhartus abbas (Nr. 69.), u. a. m. Lantfridus corepiscopus (200, 270, 271) im VI. Jahre Kaiser Lothars. Die Vorfahren dieses Lantfrid lassen sich wegen der beträchtlichen Schenkungen, welche sie an das Kloster W. gemacht haben, bis in das dritte Jahr König Dagoberts und noch darüber hinaus in ununterbrochener Folge ermitteln *) Auch Gunduins Nach-

*) I. Landfrids Abstammung.



kommen (228, 225, 192, 37, 241, 243) kennen wir durch ihre an W. bewiesene Freygebigkeit von Childebert III. herab bis auf Werald oder Weroald, den Mönch, zum J. 737. — Wadalgarius, notarius (Nr. 38) z. J. 693. Baltramnus, cancellarius im dritten Jahre Kaiser Lothars (268), Hildiboto, cancellarius (Nr. 42) im 20. Jahre Karls des Großen. — Wolfgunda, die Tochter Wolfoalds, früher an Gunduuin vermählt, und die Mutter Ermberts und Ottos wird Nro. 228 unter König Childeberts Regierung eine deo sacrata genannt. Im vierten Jahre Hildirichs (Nr. 141) kommt Theotolintis gleichfalls als eine deo sacrata vor.

Die Art und Weise, wie die Edlen und Freyen im Elsaß, Saargau, Worms- und Speyergau ꝛc. Güter an das Kloster W. schenken, ist die aus den Traditions-Büchern hinlänglich bekannte. Es geschieht nämlich diese Schenkung ohne alle Bedingnisse, so daß das Kloster, nach geschehener feyerlicher Uebergabe des Schenkungsobjectes sogleich in dessen vollen Besitz eintritt; oder die Schenker behalten sich auf die Zeit ihres Lebens die Nutznießung vor gegen eine jährliche Zahlungsleistung an das Kloster; oder sie bedingen sich das Recht des Rückkaufes für den Fall aus, daß sie noch Descendenz erhalten; oder das Kloster bietet eine Gegenleistung für reichliche Gaben des Donators u. v. a. m.

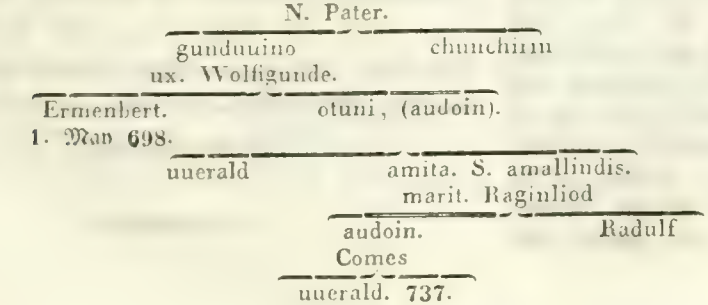
Wir heben hier nur Einiges aus der großen Masse heraus: Nordolf (Nr. 41) schenkt im vierten Jahre Dagoberts am 22. Julius zu unches stagni an die Kirche des h. Martin in der villa auduino, welche unter seinen Vorgängern erbaut worden ist, seinen Antheil an jener villa, so wie den dritten Theil desjenigen, was er von seinem Vater Gariulf ererbt. Von dieser Basilica S. Martini giebt er an Witzunburg die Hälfte ganz, jedoch unter der Bedingung, daß diese Kirche des heiligen Martin unter dem Schutz des heiligen Petrus oder des Klosters W. für alle Zeiten stehe, und daß von dorther Chrisma und Oel, so wie der Priester zum Taufen und Messe-feyern komme, und kein fremder Priester zur Taufhandlung und zum Messelesen ohne ausdrückliche Erlaubniß des Abtes und der Mönche befugt sey.

Rihbald (Nr. 68) erklärt im 28. Jahre Karls 9 namentlich aufgeführte Mancipia für so frey, als ob sie von freyen Aeltern geboren seyen, entbunden von jedweder Dienstleistung gegen seine Erben, und nur Gott allein unterworfen. Alles, was sie sich erworben und ferner noch erwerben, gehört ihnen. Sie stehen unter dem Schutz des h. Petrus zu W., und zahlen dahin alljährlich am Feste des h. Martin 4 Denare für den Schutz und für Lichter. Werden sie nachläßig im Reichen dieses Zinses erfunden, so sollen sie nach den Gesetzen gestraft werden, aber doch frey bleiben (s. auch Nr. 166, Nr. 191). —

Liuto (Nr 50), welcher (wahrscheinlich unter der Regierung Ludwigs des Deutschen) 5 Jurnales Wiesen zu Alunga in pago Alisacinse dem Kloster W. schenkt, hat dagegen vom Kloster XV Jurnales in derselben Marca mit der Bedingung erhalten, daß er das eine wie das andere lebenslänglich gebraucht, und alle Jahre am Feste des h. Martin 17 Denare zahlt, und überdieß zu Pferde

---

II. Vuerald's Abstammung.



dahin geht, wohin der Vorstand des Klosters befiehlt (also ein Sindmann, s. Mon. boic. 28. 1. p. 135). —

Gebold und Adalard (Nr. 269) haben im sechsten Jahre Kaiser Lothars ihr Eigen in der Mark Duristuolda, bestehend aus 4 Hoben und 4 Leibeigenen an das Kloster W. (cf. Nr. 268 geschenkt; aber hernach bitten sie, daß sie den Genuß dieser Güter auf Lebenszeit haben, und sie bebauen dürfen; dafür entrichten sie jährlich am Feste des heiligen Martin dem Kloster 6 Denare. Nach ihrem Tode geht das Gut, das nicht verschlimmert, wohl aber verbessert werden darf (die gewöhnliche Formel), ohne Schaden und Schmälerung an W. über.

Sigibald, Ratbalds und der Atta Sohn (Nr. 128) macht im sechsten Jahre Karls d. Gr. 3. December zu Witzunburg bedeutende Schenkungen von seinen Gütern im pago alisacinse, spirinse (und uuormacinse) mit der Bedingung, daß, wenn er mit seiner rechtmäßigen Frau einen Sohn erzeugt, dieser das Recht haben soll, alles Vergabte um 600 Schillinge zu lösen.

Odalhard (Nr. 136) schenkt unter Bischof und Abt David am 16. März im dritten Jahre Hildirichs zu Badanandouilla, in erodo, in lonenbocho im Elsaß- und Speyergau sein Eigen an W. mit der Bedingung, daß er es auf Lebenszeit besitze, und wenn er von seiner rechtmäßigen, lieben Frau einen Sohn erhält, so behalten er und sein Sohn das Eigen gegen jährliche Zahlung von 4 Denaren an Weihnachten. (Siehe auch Nr. 52.)

Heltimund (Nr. 206) zahlt im 18. Jahre Karls für den lebenslänglichen Genuß seines Eigens in der uilla gisoluinga in pago Salininse (der Ort kommt in andern Charten z. B. Nr. 216, 249 in Saroinse, Nr. 273 gar in pago achilgouue, einem Subpagus des Saroinsis vor), bestehend aus III Jurnales, und an einem andern Orte aus II Jurnales, und de aeramento omnem portionem meam quod est in illa patella, welches er an W. geschenkt, alljährlich CCC Pf. Wachs. Vergl. Nr. 207 im 24. Jahre Karls des Großen und Nr. 208 im 20. Jahre Karls.

In letzterer Urkunde erhält Heldimund am Feste des h. Martinus alljährlich unum sagellum, unum saricilum et unum camesilum (cf. Codex Lauresh. T. III. p. 185, not. und p. 187, not. aeramentum scheint hier, wo von Salzpfannen die Rede ist, alles zum Salzsieden gehörige (eiserne?) Geräthe zu seyn.

Herzog Liutfrid (Nr. 12) und seine Frau Hiltrudis kommen in Folge einer Besprechung im heiligen Forste (foreste dominico, que dicitur fasenburgo) mit dem Abte Erloald hinsichtlich ihrer eigenen Leute, 9 an der Zahl, die zu Bruningouilla und Gerlaigouillare gesessen sind, und welche schon Liutfrids Vater, Adalbertus, dem Kloster schenkte, dahin überein, daß diese 9 Hörigen ihren Zins, welchen sie dem Liutfrid gesetzlich entrichteten, fortan dem Kloster reichen und daß sie von allen Forderungen (neque freta neque stuafa nec heribanno nullumquam tempore non requiramus) des Herzogs und seiner Unterbeamten (juniores) verschont bleiben sollen, wofür sich der Herzog und seine Frau das Gebet des Abtes erbitten.

Häufig wird der Schenkung die Bitte oder der Wunsch des Donators zugefügt: „ut nomen meum in librum vitae scribatur et ut monachi uestri me recipere in eorum orationes dignentur, tam ipsi quam eorum posteres“ (Nr. 195, im dritten Jahre Hilperichs); oder: „post quoque uiro (vero) decessu meo nomen meum in libro uite recensari faciatis“ etc. Dieser Brauch, die Namen der Brüder oder Wohlthäter eines Klosters in das Buch des Lebens oder in das Martyrologium einzutragen, war seit dem Anfang des sechsten Jahrhunderts gewöhnlich (S. Dufresne Gloss. voce liber vitae und Martyrolog. auch Ant. Christi. Wedekind, Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters, Heft III. 307, 315.)

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Traditiones Possessionesque Wizenburgenses etc.

(Fortsetzung.)

Ein Verkaufsbrief, Nr. 183, in tempore Carolo ausgestellt, erinnert in seiner Sprache ganz an die Zeit der Abfassung der formulae andegavenses, in denen bekanntlich auch römische Formeln vorkommen. Ueber das Alter der form. andeg. wäre Mabillon R. Dipl. Append. p. 68 nachzusehen; demnach dürfte der hier angeführte Carolus eher Karl der Hammer, als Karl der Große seyn. Mitunter drängten sich dem Referenten in Betrachtung und Vergleichnng des Inhaltes einzelner Stücke dieses Coder Zweifel auf, die er hier vorzutragen keinen Anstand nimmt. So Nr. 10 den 16. März des zweyten Jahres post mortem Theoderici regis = 739 übergiebt zu Straßburg der erlauchte Mann, Herzog Liutfrid, mit Zustimmung seiner Gemahlin Hiltruda, sein Eigenthum, welches in der uilla burghaime (Elsaß) sein Vater Adalbert einst sterbend ihm hinterlassen und das Liutfrid auf seinen Theil seinem Bruder Hebrohard gegenüber empfangen, mit allem Zubehör, wie es Bernhard zu Lehen gehabt (in beneficium habuit), dem Abte Herloald und dem Kloster W. als wahres und volles Eigenthum.

In der gleich folgenden Numer 11, am 16. März des dritten Jahres post obitum Theoderici regis = 740 verkaufen zu Strasburg derselbe Herzog und hiltrudis ducissa ihre in pago halisacinse gelegene uilla burghaime mit allem Zugehör um den Preis von 64 Pf. Goldes, Silbers und von Pferden. Tag, Ort und Zeugen dieselben, wie bey Nr. 10, nur Theotrad fehlt; der die Urkunde ausfertigende Mönch ist hier wie dort Ansegarius. Bey Nr. 11 ist wohl im Regierungsjahre III. post obit. Theod. ein Schreibfehler, wie dieß schon Hr. Z. in der Tabelle p. 343, Nr. 56 bemerkt hat, und es wird anno II. heißen müssen. Ist dieß richtig, so hat Liutfrid am 16. März 739 die ganze uilla burghaim an das Kloster um 54 Pf. ꝛc. verkauft. — Seinen Antheil mochte immerhin Liutfrid verschenken, aber die ganze Villa verkaufen, wo noch des blinden Bruders Eberhard Theil — wenn anders die Worte: et ego contra germano meo hebrohardo in porcionem recipi et ad me peruenit den Sinn haben, daß jeder der beyden Brüder seinen Theil vom väterlichen Erbe in dieser uilla burghaim erhalten — dabey war, der doch unter den Zeugen nicht erscheint, und dessen im Verkaufsbriefe mit keiner Sylbe gedacht wird; das Ganze verkaufen am selben Tag, wo er seine Portion, wie sie Bernhard als beneficium besessen, hergeschenkt, dieß läßt sich nicht wohl annehmen. Man müßte, um sich dieß klar zu machen, Annahmen statuiren, von denen die Urkunden nicht das Mindeste sagen, etwa: daß Eberhard dem Bruder Liutfrid auch zum Verkauf seines Theiles ermächtigt, daß alsdann der Kaufpreis von 54 Pfund nur für dessen Portion gegolten, während die andere gleichzeitig durch Schenkung an das Kloster gekommen sey. Allein dieß alles wäre in die beyden Urkunden hineingelegt, nicht aus

ihnen genommen, auch nicht füglich daraus zu nehmen *).

Eine nicht geringe Schwierigkeit bieten die Schenkungs- und Verkaufsbriefe Eremberts.

Die ersteren (Schenkungsbriefe) liegen in 3 einander ganz gleichen Numern, nämlich 205, 223, 252 vor, zu welchen noch 240 genommen werden muß.

Ermbert und sein Bruder Otto (Octo), die Söhne des verstorbenen Gunduuin schenken zum Heil ihrer Seelen an das Kloster W. ihr Eigenthum in den Gauen Salininse, Saruinse und Mosalinse in folgenden Arten: in Audouuinouilla super fluvio cernuni, zugleich mit den daselbst von ihren Vorfahren zu Ehren St. Martins und St. Helarius und anderer Heiligen erbauten Kirchen (basilicas) mit allen zu dieser uilla und diesen Kirchen Gehörigen, Bobuniuillare ad Serra, Johanneuillare super fluvio Zernuni, zu Alta petra, Imminiuilla (immaniuilla Nr. 223, imminiuilare. Nr. 252), Bisariga, Mannisi, uilla gunduuino sup. fluv. biberaha mit allem Zugehörigen, chussus (Nr. 223 chassus, Nr. 252 cassus), uilla launarigo, munduni, und jenen Theil zu Johanneuilare ganz, der ihnen von ihrem väterlichen Oheim Chunchirin (Nr. 223 chunchyrin) gesetzlich zukommt; dieß alles geben sie vom gegenwärtigen Tag an dem Kloster W. als volles Eigenthum. Geschehen zu Unizenburg am 1. May im fünften Jahre der Regierung unsers Herrn des Königs Childibert. Ermbert und Otto unterschrieben diesen Schenkungsbrief (testamentum), desgleichen ihre Mutter Uuolfgunde und 18 Zeugen weiter. Eben so viele hat Nr. 223 (nur ist hier abweichend von Nr. 205 und 252 ermbertus monachus genannt) und auch Nr. 252. Jahr, Tag und Regierungszeit (V. Childiberts) ist in allen gleich. Der die Urkunde ausfertigende Mönch heißt Chrochus (choccus, chroacus).

Etwas verschieden in seiner Fassung ist Nr. 240. Im fünften Jahre Childiberts (wie Nr. 205, 223, 252) am 1. Juny übergiebt Erimbert in der uilla Didinneschaime dem Kloster W. als sein Eigenthum, was ihm von seinem Vater Gundoino und seiner Mutter zusteht in den Gauen Salininse, Saruinse, mugilinse in allen oben (205) aufgezählten Villen überall seinen Antheil: nur der vom Oheim Chunchirin überkommene Theil an Johanneuillare ist ausgelassen. — Weder der Bruder Ermberts, Otto, noch beyder Mutter Wolfgunde sind unterzeichnet; auf Ermberts Namen folgen 16 Zeugen, die alle im obigen (205, 223, 252) Zeugenverzeichniß erscheinen. Chroccus hat die Urkunde geschrieben.

Der 1. May und der 1. Junius des V. Reg. Jahres Childeberts III. fallen in das Jahr Chr. 698, und an beyden Tagen nahm Ermbert zu W. und zu Didinneschaim die Vergabungen vor.

Unter dem 1. Januar im vierten Jahr der Regierung Dagoberts verkauft (Nr. 218, 239 cf. 226) zu (Ri)muneuillare derselbe Ermbertus, Gunduuins Sohn, an den Abt Ratfrid alle seine Besitzungen im pago Saroinse und Salininse, nämlich: zu Ermenbertouilare super fluvio biberaha, zu Emmenouilla super fluuio Sara (Saroa, Nr. 218), zu alta petra (qui vocatur emmenneuilla super fluv. cernune, super fluvio qui uocatur Kerno. In beyden Briefen 218, 239 scheint mir dieß letztere emmenoneuilla eine unnütze Wiederholung, wie man aus Nr. 226 entnehmen kann), zu Johanneuillare und zu odouuinouilla super fluvio Kernone, alle seine Portionen in den aufgezählten Orten vollständig vor Zeugen um den Preis von 500 Schillingen. Auf Ermbert folgen die Zeugen, in Nr. 218 16, in Nr. 239 bloß 14 an der Zahl, darunter Chrodoin und Gundbert, von denen der Erstere den Verkaufsbrief ausfertigte, der andere ihn copirte (Nr. 218. Allein 239 ist Chrodoin allein als Schreiber genannt, und nebst Gundbert fehlt Elachus von Nr. 218).

Gleichfalls am 1. Jänner im vierten Jahre Dagoberts (Nr. 226) bekennt zu Rimuneuillare Ermenbert, Gunduns Sohn, den Verkauf aller seiner Antheile an den oben (Nr. 218 und 239)

*) Nimmt man obige Worte: et ego contra germano — peruenit so, als hätte Liutfrid bey der Theilung des väterlichen Erbes die uilla Burghaim auf sein Erbtheil erhalten; so reimt sich alsdann nicht zusammen, wie er an einem und demselben Tag erst schenkt, dann verkauft, oder umgekehrt, wobey im letztern Fall das beneficium Bernhardi vielleicht das Mehr des Schenkungsobjectes böte. Jedoch Bernhards beneficium scheint den ganzen Theil des Erbstückes Liutfrids umfaßt zu haben.

aufgeführten Orten um den empfangenen Preis von 500 Schillingen an den Abt Ratfrid, „darnach aber," sagt er, „haben wir gebeten, man möge uns obige Orte zur Nutznießung überlassen," — was ihm auch bewilligt wurde, und deßhalb hat Ermbert ihnen, den Abt und den Mönchen von W. diese Precaria ausstellen lassen (über die Bedeutung der Worte precaria und prestaria s. Mabillon R. D. L. I. cap. II. §. II. p. 3), daß, wenn er jene Sachen verläßt (hinterläßt, relinquimus), Alles, was er daselbst erwerben und verbessern gekonnt, in dem vollen Besitz des Klosters selbst sey.

Zugegeben, das vierte Regierungsjahr Dagoberts sey von Dagobert III., nicht von Dagobert II. zu verstehen, so fiele der Verkauf obiger Orte, oder vielmehr der Verkauf von Ermberts Antheil an denselben und die gleichermassen erbetene Nutznießung (precaria) auf das Jahr Christi 715, 1. Januar.

Beym Vergleiche des Jahrs, in dem die Schenkung (698 1. Mai, 1. Juni), und jenes Jahres, in welchem der Verkauf ꝛc. (715 1. Juni) statt gefunden, drängt sich ohne weiters die Frage uns auf: Wenn auch Ermbert seinen Antheil an Ermenbertouilare zu verkaufen das Recht hatte, weil die Villa unter jenen Orten der Schenkung nicht mitbegriffen ist — denn Emmenouilla oder Emmenoneuille Nr. 218 und 239 und Emmenoneuillare 226 ist das Imminneuilla von Nr. 240 und Imminiuilla von 205, — wie konnte er doch von den übrigen Villen seinen Antheil im Jahre 715, 1. Januar an W. verkaufen, welchen er bereits mit jenem seines Bruders Otto vor 17 Jahren auf eine feyerliche Weise und ohne irgend eine daran geknüpfte Bedingung vergabt hatte? —

Unläugbar enthält die Schenkung vom 1. Mai und 1. Juni 698 weit mehr, als der Verkauf, indem er außer obigen 4 Orten der Verkaufsurkunde (alter petr. Johanneu. emmenoneu. adouuinu.) auch noch weitere 7 Villen (babuneu. mannisi. bisariga. gundouuinou. chassus, launarigo, munduni) und Chunchirins Antheil an Johanneuillare hergab. Es ist nicht wohl möglich, daß Ermbert Theile desjenigen, was er ohne Vorbehalt 698 an W. gegeben, im Jahre 715 sollte verkauft haben! — Man kann sich die Sache nur dadurch erklären, daß der Verkauf seines Antheiles an obigen 4 oder 5 Villen (Nr. 218, 239) der Schenkung jener 11 oder 12 Güter (Nr. 205, 223, 252) voraus gegangen seyn müsse, oder mit andern Worten: daß der Verkauf vor dem Jahre 698, als dem der großen Schenkung, müsse vor sich gegangen seyn; dem widerspricht auch das Zeugenverzeichniß der Schenkung, verglichen mit jenem des Verkaufes nicht, indem im erstern noch 5 Zeugen aus dem Verzeichniß des Verkaufsbriefes erscheinen. Mithin hätte Ermbert, der beträchtliche Theile seines Eigenthums früher an W. verkauft, seine Liberalität gegen dasselbe dadurch an den Tag gelegt, daß er mit seinem Bruder Otto eine große Schenkung seiner verschiedenen Güter gemacht, wobey auch Ottos Antheil sich befunden, weil er sowohl als seine Mutter ihre Einwilligung hiezu durch ihre Unterschrift kund gegeben. Nur auf solche Weise vermögen wir, wie uns scheinen will, diese Widersprüche zu heben!

Als Vergabungsgegenstände kommen, wie anderwärts eben auch, ganze Villen, Kirchen, Jurnales und Hoben Ackerlandes, Weinberge, Obstgärten, Wiesen mit Angabe des jährlichen Heuertrages, Waldungen, Berge, Erzeugnisse von Salzquellen, häusliche Arbeiten der Hörigen, Leibeigene u. a. m. vor.

Die Besitzungen des Klosters W., welche dasselbe seit seiner Dotation durch die fromme Freygebigkeit der Edlen und Freyen im Verlaufe der Zeit erworben, sind in der That beträchtlich zu nennen. Sie lagen in den Diöcesen der Bisthümer Speyer, Worms, Strasburg und Metz, und erstreckten sich, natürlich untermengt mit jenen der Könige, Bischöfe, Klöster, der Edlen und Freyen, durch das ganze Elsaß, dem linken Rheinufer entlang zu beyden Seiten der Vogesen in das Gebiet der Saar mit ihren östlichen Zuflüssen z. B. der Aquila und Isca bis an die Ufer der Salia. Der südlichste Punkt dürfte wohl Deorangus (super fluvio Sorna?) oder Montecottane in pago Sornagaugiense, der nordwestlichste vicus Marsellus und medius vicus seyn. Im Salininse, Musalinse, im Bliesgau, im Speyer- und Wormsgau,

und östlich des Rheines (in pago hufgaune), ja, nach dem Codex Edelini sogar in Schwaben lagen Güter dieses Klosters. Die Erwerbungen W's. in Lothringen sind aber bereits in der zweyten Hälfte des 13. Jahrhunderts bis auf wenige Ueberreste verloren gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtrag zu der Anzeige über Humboldt's Mittelasien, in Nr. 132. f. d. J.

Seine Excellenz der Herr Graf Cancrin, Finanzminister Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, hatte die Güte bey seiner Anwesenheit in München die Blätter der Gelehrten Anzeigen, welche von Humboldts Mittelasien handeln, durchzulesen und dem Unterzeichneten über zwey Stellen derselben einige schriftliche Bemerkungen mitzutheilen. Ich halte es für meine Pflicht sie der gelehrten Welt vorzulegen, und zu gleicher Zeit Seiner Excellenz hiemit öffentlich meinen Dank auszusprechen. Man war so frey auch die Gegenbemerkungen hinzuzufügen.

„Sie werden mir erlauben," schreibt Seine Exc., „zugleich zu bemerken, daß der Ausfluß des Amu-Daria (Oxus) ins kaspische Meer allerdings unbezweifelt ist, da der Schlauch durch Reisende wie Murawief und andere gehörig verfolgt worden ist. Chiwa in seinem untern Theil ist bekanntlich ein Deltaland, von vielen künstlichen Canälen und besonders einem großen entfernteren Canal durchschnitten, die Feldabtheilungen sind mit Dämmen umgeben und mit Bäumen bepflanzt. Es ist also ein Kulturland. Die Vernehmungen der aus der Chiwaischen Sklaverey erlösten russischen Gefangenen haben darüber manches Detail gegeben; besonders über die jährliche Reinigung der Canäle, die theils den anliegenden Landbesitzern, bey den größern Canälen aber dem ganzen Lande obliegen, und wobey besonders diese geraubten Russen mit angewendet werden."

„Rußland verschließt keine Materialen, die es über Mittelasien besitzt, allein die Sprache ist ein bedeutendes Hinderniß ihrer Benutzung für das Ausland. Eines Theils wird dieß durch das in Berlin herauskommende Journal (Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland. Herausgegeben von A. Erman) ersetzt, welches ich bloß in wissenschaftlicher Hinsicht herausgeben lasse. In ihm befinden sich auch die neuesten officiellen Nachrichten über die Goldausbeute des Urals und des eigentlichen Sibiriens."

In einer Nachschrift des Briefes heißt es:

„Ich habe vergessen hinzuzufügen, daß das Trockenwerden des Oxusschlauches wohl von einer Verminderung der Wassermenge herrührt, daß er späterhin nur bey wasserreicher Zeit geflossen seyn mag, seine Verdammung keine bedeutende Arbeit seyn konnte, und bey Vermehrung der Canäle in Chiwa sich als Nothwendigkeit darstellen mochte."

Ich erlaubte mir hierauf schriftlich zu erwidern, daß mir die Nachrichten des trefflichen Reisenden Murawief (Voyage en Turcmanie et à Khiva, fait en 1819 et 1820. Paris 1823. 96.) über das ausgetrocknete Rinnsal eines großen Flusses, der sich ehemals in das kaspische Meer mündete, und alles Andere, was Humboldt und Eichwald hierüber sammelten, bekannt war, als ich meine Zweifel über den angeblichen Lauf des Oxus zum hyrkanischen See niedergeschrieben habe. — Zu der Annahme, daß Rußland reiches Material über die Zustände Mittelasiens besitze, wäre ich aber durch die Thatsachen, welche in dem nachgelassenen Werke des A. Burnes (Cabool. London 1812. 261.) enthalten sind, veranlaßt worden. Es wird nämlich daselbst erzählt, daß der bekannte polnische Lieutenant Witkiewicz dreymal in Bochara gewesen sey, daß er über diese Reisen an seine Regierung berichtet habe, diese aber, wie der Pole ausdrücklich Hrn. Burnes erklärte „nicht gewohnt sey, die Ergebnisse ihrer Untersuchungen über fremde Länder bekannt zu machen." Wir erfahren überdieß durch Humboldt (Asie Centrale I. Einleitung 54), der sich dieses Verbannten angenommen hatte, daß Witkiewicz im November 1835 von Orsk nach Bochara abreiste und, des strengen Winters ungeachtet, bereits im April 1836 nach Orenburg zurückgekehrt war. Hiedurch finden also die Angaben des unglücklichen reichbegabten Britten wenigstens zum Theil ihre Bestätigung.

E. Friedr. Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Auguſt.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1843.

Traditiones Possessionesque Wizenburgenses etc.

(Fortſetzung.)

Zwar unter Abt Gundelach (1167 — 1187) erwarb noch Wilhelm abbas Nuruacensis mit Bewilligung ſeines Kapitels duas sessas (cf. Nr. 213) apud medium vicum von der curia gaboldeis vom Kloſter W. um den jährlichen Zins von 9 Schillingen Metzer Münze, die er im Advent zu zahlen hat. Noch im Jahre 1179 hatte das Kloſter W. 14 sedes ad sal coquendum in marselen et allodium in rihe et heilichmere, und es finden ſich noch die Einkünfte von Altdorf, Kernen, Marſella und Hagenbach verzeichnet: allein von dem Verkaufe der Salzwerke in Marſal und Umgebung, den Theotcharius der Herzog am 1. April 730 mit und an W. abſchloß, wofür der Abt Chrodoin 500 Solidos zahlte, findet ſich im liber possessionum Edelini nichts weiter und das Kloſter hat zu Marſal nur 1 arca und Sartagines II.

Die vielen Orte an der Aquila und Isca, — (welche beyläufig geſagt, von den abſchreibenden Mönchen mitunter verwechſelt werden, ſo daß Orte, wie uilare machone (machonuillare Nr. 237, 265), die heute noch an der Achilla (Caquila, Aquila) liegen, ohne weiters an die Isca verſetzt werden; man müßte denn annehmen, daß es vor Zeiten an beyden Flüßchen Machonuilare gegeben. Der Irrthum iſt aber leicht erklärlich, wenn man, wie Referent aus eigener Anſchauung, weiß, daß die Isca in unbedeutender Entfernung von der Aquila ihren Lauf ſüdweſtlich, die Aquila dagegen nach Norden nimmt) — kommen gar nicht mehr zum Vorſchein!

Der vorliegende Codex ſtellt vor unſere freudig erſtaunten Blicke eine ſolche Maſſe von Gau-Orten im Elſaß und im Saargau auf, daß Alles, was wir bisher über beyde Gauen in früheren Gaubeſchreibungen beſitzen, dadurch in den Hintergrund geſtellt wird. Man vergleiche z. B. das Chronicon Gotwicense über die hier in Rede ſtehenden Gauen und die in ihnen vorkommenden Ortsnamen. Dort wird man für den Saargau mit 11, für den Elſaßgau mit beyläufig 89 Ortsnamen abgefunden. Eine wahre Armuth dem Reichthum dieſes Codex gegenüber, der im Saroinſis allein bey 49, im Elſaßgau jedoch 155 Orte angiebt. *) Wir dürfen

*) 1. Orte im Saargau (Saroinse): Haganbach, Chagambac, qui vocatur ditiagus super fluuio aquila. Mittilbrunen, Lata (alta) petra, Bergus (in uilla monte); Turestodolus (duristualda), Actulfiuillare, Bercilinga (bercilingua), Erpaldingas, Lara, Odonouilare, Elenbach, Beronouilare, Rimonouilare (uilla rimoni, rimuuilleri etc.); Mons Eburharti, Marca bettune, Dructegisomarca, Immaniuilla (?), Hessis (chassus), Nithingas, Wassensteine (?), Grimanga marca, Marca horone, Marca brandolves. Bochildingas in pago aquilinse super fluv. aquila. uillare adoaldo super fluviolo abelica (kommt Nr. 231 im pago Salininse, 232 dagegen im Saroinse wieder vor). Gebolciagus (cilbocio marca, hilbodiaga). Portionella (?), Ascouuilare. Cotinea marca. Uilla teurino super fluv. hisca. uillare macchone super fluv. hisca, urenuilare Prassoneuillare. Emmenouilla sup. fluv. Sara. Marca

zuverſichtlich erwarten, daß jene Glieder des hiſtoriſchen Vereines der Pfalz recht bald Hand an das mühevolle, aber auch höchſt lohnende Werk der Erklärung dieſes reichen Fundes mittelalterlicher Geographie legen werden, welche, unterſtützt durch genaue Kenntniß der Oertlichkeit des Elſaßes und des Saar- und Seille-Gebietes, ſo wie durch gute Special-Charten (die hier einſchlägigen Departemental-Charten reichen wegen Nichtbezeichnung der Flüſſe oder entſtellter Ortsnamen nicht hin) und topographiſche Beſchreibung des Elſaßes (z. B. Aufſchlägers 3 Bände), des Departements der Moſel, der Meurte und der Saar, ihre Anſtrengungen mit dem ſchönſten Erfolge gekrönt ſehen werden. Aus der Gaugeographie der Pfalz und hier des Speyer-Gaues tritt uns ſchon am 1. May 693 Bolinchaime, alſo um einige 80 Jahre früher, als in

charinca juxta fluvio Esca. Ueuirismarco in uilari ad tauitius choba. Uuolfgundauuilari. Uuolfsindauilare, Berengeresforst. Kimbach (fimbach). Uilla charibode super fluvio Saroa. Gerboldinga uilla super fluv. isca. Mallone uilara (vielleicht Macconeu?) Biberakauuilare (uilla biberaca). Castrum Saraburgo. Molinauna super fluv. aquila. Diluquifiaga super fluvio aquela. Raningas. Flüſſe. Bibaraha Fl., Theotbacis, Aquila, Isca, Saroa. Lagus chludulfus (ludolfes pedu?) — 55. —

2. Orte im Alisacinse. Das beygeſetzte S. deutet auf Schöpflin's Alsat. illust. T. X. Chirihcouuilare juxta fluvio Sura 742. 15. Juun. Jenul. Neofares 737. 19. Julv. S. Hovaldomonte; Teuringas. Saxinesheim. S., Uuanga S. Uuigonemonte. Cincionesuuilare. Heconheim (Eccenhaim). Modenesheim. Hohenheim, Cazfelde uilla 739. 23. October. Helinlohu. Uuicobrocho 15. Febr. 743., Hariolfes uilla. Uuestone 19. Junv. 739. Gerlaigouilla 1. April. 694. Pruningesuuilare 20. Junv 719. Berganesuuilare. Saluxsia fluv. Badenandouilare 733, 22. December. Uilla burghaime. Ciuitas argentoracinse. Fasenburgo foreste dominico. Lupfinstagni, Batsinagmi, Hischaigiti - Sagmi, Uuldromodihaime. Tuntehaime. Inginhaime. Patenhaime. Papanheime. Plitharesdorphe 28. Julv 731. Unnenhaim. Decejugariis, Chraftestate, Tolcoaldeshaime. Deorangus S. 27. Febr. 725. Kielenheimeromarca, Erbenuilare, Osterendorf. Semheim. Uilla hadana S. Bruningesdorf. Uuinidhardsdorf. Batanantesheim (batanesheim). Lonenbach. Rinkilendorf. Dauhhendorf. Alunga. Franchenheim. Aunulfouilare. Sulcia, Aldebrunnus, S. Suinderadouilla. Curta laurentione (lorancenhaim). Uuarigar. Buxuuilari uilla 12. Nov. 737. Austondorphe 1. May 693. Auduinouilla. (?) Magelstet, Ediningom, Ottinghaim. Zuzenheim, Munenberge. Chuzinchusi (chucenhusa Nr. 137.), Moduinouuilare, Uruniuuilla. Uuittreshusi, Olenchaim, Offenhaime, Ingoniuuilare, Tauginhaime, Munefridouillare, Chatenheime, Utilenchaime, Eudinhaime, Marelaigia S. Etanhaime, Meistresbaime S. Heruncouillare, Falaba (uualaba) S., Gagynhaime, Folcolfeshaime, Pluenhame. Uilla matra, Biberesdorf, Graenberge super Sura, Banenheim S. Lithaime, Altaime S., Gaizuuilare. Uuiheresheim. Sesinhaim S., Hariolfeshaim, Dhancleobahaim. Scaphhusa, Urenhaim, Uuiufridesheim. Ilunuuilare super fl. matra S. Bizzirichesheim, Creodheim, Dendunuuilare, Flaumareshaim, Belohom (uualohom), Cozzinheim. Hittendorph, Uueroldesuilare (?). Brunnon, Barra S. Froscheim. Dettunuuilari super fl. Sorna. Danoneuilare, Radulfouilla, Senppestat. Scalchenheim. Scalkenthorph. Muzzihesdorf. Chielendorph. Aginoniuilla. Thurninga. Stozzesuuilare. Ratolfesdorph. Marbergauilare. Thancratesheimouilla S. Buussouilare. Hohenuuilari. Atinheim. Sasenheim, Chachenheim. Hoholfesheim. Munifridesheim. Hlidamomarca, Hauuihaim. Rorheim. Duntenhuson. Blidolfestorf. Hulvinesheim. Furtesfeld. Bullinthorf. Scalchinbiunda. Bardesteti S. Mediouilla (?). Buozolteshusa, Houoltesheim. Liutolteshusa, Talastat, Ringinheim. Munihhusa. Baldolfesheim. Moresheim (mouinesheim). Mazoniuuilare. Marasuilari. Brohmagad S. — (155) —

Wir laſſen hier die nach dem Codex W. im pago Salininse gelegenen Orte folgen: Altdorpfo, altorfo et badgisingas. Gisoluinga (Nr. 216 im Saroinse, ſieh Nr. 206. 207. 216. 208.). Uico Marsello. Cuttingas. Uilla geboaldo. fluv. Eblica in pago Salininse, dagegen Nr. 232. u. 233 uillari geboaldo im Saroinse. Bereregas (berseregus). Autinga. Audoinda (in margine ôdinuil) ecclesia super fluvio Cernune. — Heilichmere 1179. —

Nr. 39. in loco cognominante Montecottane in pago Sornagaugiense.

den AA. Theodoro-Palatin. und dem Codex Lauresham. (12. und 29. Juny 774, und 27. July 776) entgegen. Didinneschaim erscheint den 1. Junius 698; in obigen Werken dagegen erst 906 und 1057; in Schannats Traditt. Fuldens. jedoch bereits 771. Von den Orten Otheresheim, Hohenstat und Cnutilesheim haben wir hier zuerst das sonst nirgends vorkommende Knittelsheim, 1/2 Stunde von Bellheim 808, 1. May. Unches stagni im IV. Jahre Dagoberts an der Südgrenze des Worms-Gaues kommt erst ums Jahr 812, also, wenn Dagobert III. hier angenommen wird, um 100 Jahre früher zum Vorschein u. s. w. Wir wiederholen es, wir können in dieser Beziehung den Coder mit seiner reichen Fülle von Gauorten nicht hoch genug schätzen und die historische Wissenschaft ist dem Vereine für die Pfalz dieserhalb zu großem Dank verpflichtet.

Was und wie viel des Reinhistorischen durch die Bekanntmachung dieses Coder gewonnen worden, ist im Ganzen schon oben angedeutet worden. Nur Eines sey hier noch berührt! — Das Resultat, welches Hr. Z. aus dem Inhalt des Diploms Nr. 203. gewonnen, wird für Viele — wie für den Referenten — neu und überraschend gewesen seyn. Dragobod ist ihm der Gründer W's., nicht Dagobert II. und nicht Pippin; welcher Bischof zwischen 685 — 690, und noch bestimmter im Jahre 690 das Kloster erbaut hat. Das Argument des Hrn. Z. haben wir Eingangs unsers Berichtes dargelegt.

Allerdings nennt uns die Urkunde Dragobod als des Klosters Erbauer (uuizenburgo, que ipse pontifex contruxsit). Wenn jedoch Hr. Z. behauptet, die Mönche von W. hätten bis ins XI. Jahrhundert über den Gründer ihres Klosters nichts gewußt; so haben wir dagegen oben uns zu zeigen bemüht, daß sie schon im X. Jahrhundert Dagobert als ihren Gründer erkannt.

Gebaut kann Dragobod das Kloster haben, ob aber auch dotirt? Dieß letztere dürfen wir bezweifeln. Zur Gründung eines Klosters gehörte bekanntlich zweyerley. Erstlich: der Bau desselben, zweytens die zur Subsistenz nöthige Ausstattung. Das Bauen, wie gesagt, mag Dragobod vollführt haben, wer aber gab die Ausstattung? (Sturm hat das Kloster Fulda gebaut, Karlmann und die Edlen der Buchonia aber haben die Ausstattung hergegeben). Könnte ermittelt werden, daß Dragobod einem reichen Geschlechte des Speyergaues entsprossen, und im Bezirke der nachmaligen Marca des Klosters stark begütert gewesen; so fänden wir nichts natürlicher, als daß der von seiner Würde scheidende Kirchenfürst seine Güter dem von ihm zu erbauenden und wirklich erbauten Kloster gewidmet, woselbst er seine Tage zu beschließen gedachte. Allein über Dragobods Lebens- und Vermögens-Umstände wissen wir, erstere betreffend, nur beyläufig das Jahr seines Gelangens auf den Bischofstuhl, und das Jahr seines Abtretens von selbem. Ueber seine Familien- und Vermögens-Umstände ganz und gar nichts. Wir können ihn also auch nicht zu einem in diesen Gegenden reich begüterten Mann machen.

Nimmt man an, sein Bisthum konnte daselbst begütert seyn, und auf dem Grund der bischöflichen Güter wäre alsdann durch Dragobods Verwendung und Bemühen das Kloster errichtet, also mit dem Kirchengut von Speyer ausgestattet worden, so kann auch dieß nicht füglich seyn, weil wir, abgesehen von andern Gründen, die Besitzungen des Bisthums Speyer seit dessen Errichtung bis auf Dragobod recht wohl kennen. (S. Löbel im Bde. VII. der AA. Theodoro-Palat. p. 145, 149, 152, 157, 158, 168, 173, 177—179, 181—183, 185, 186.).

Kann nun Dragobod derjenige nicht seyn, welcher dem neu gegründeten Kloster die Güter verliehen, so muß man sich nach einem Andern umsehen. Die ursprüngliche Dotation W's. war von solchem Umfang, daß man nothwendig auf den Gedanken kommen muß: hier hat kein auch noch so reicher Privatmann oder Magnat des Frankenreiches, sondern der Franken-König selbst die Schenkung gemacht. Da bieten uns nun die Documente vom X. Jahrhundert abwärts und die Tradition ihre Dagoberte an. Der I. Dagobert kann es begreiflich nicht seyn. Der III. Dagobert war seinem Alter und seiner Stellung nach ganz und gar nicht im Stande, die Dotation W's. und selbst die Schenkung von Baden-Baden an W. zu machen. Letzteres konnte der bey seinem Regierungs-Antritte 12jäh-

rige Knabe nicht ohne den Majordom und die übrigen Großen vornehmen (Loebel l. cit. 171. 172.), wovon sich in der Urkunde, die freylich die Fassung der karolingischen Zeit an sich trägt (Nr. 278.), keine Spur findet. Jemehr man die dürftigen Nachrichten über diesen Knaben-König (juvenculus rex) in den fränkischen Annalen zu Rathe zieht, desto deutlicher wird es, daß sein Wirkungskreis sich nie auf die Gegenden an der Lutra und Murga erstreckt habe. In der Regel stand Dagobert III. anfänglich unter Pippin, dann unter Plectrudis und endlich unter Theobald, dem Majordom, nach dessen Flucht unter Raginfrid (Pertz I. 290, hauptsächlich 322, 323.). Bis an seinen (Dagoberts III,) im Jahre 715 erfolgten Tod befand er sich in Raginfrids Heer, welches gegen die Austrasier zu Felde zog; er war also auf Seite der Neustrier, wohin ihn wohl die gedrückte Stellung unter Plectrud und ihrem Majordom geführt haben mochte (Pertz II, 278; Gesta abbat. Fontanell. und 280.). Was hätten Er und sein Majordom in solcher Stellung in austrasischen Landen zu sagen gehabt? — Welche Folge würde der austrasische Hausmaier einem in der Gewalt seines Gegners befindlichen Könige geleistet haben, wenn dieser ihm auf austrasischen Grund und Boden die Schenkung von Baden-Baden, oder gar die Stiftung von W. und Blidenvelt mit einer so reichen Dotation befohlen?

Kann nun der 13jährige Knabe, Dagobert III., Baden-Baden nicht an W. gegeben, und kann er auch W. selbst und Blidenvelt nicht gestiftet haben, und sprechen die Verzeichnungen dieses Klosters W. noch im X. Jahrhundert von einem Dagobert als dessen Gründer, welche Notiz sich durch das XI, XII. und die folgenden Jahrhunderte erhalten hat; so ist damit, da es der I. und III. auf keinen Fall seyn kann, nicht wohl ein anderer gemeynt, als Dagobert II. Dieser König, der bey seiner Rückkehr aus Schottland oder Ireland, im Jahre 671, 672, wohin ihn nach seines Vaters Sigeberts III. Tode der Majordom Grimoald verwiesen hatte, wenigstens 20 Jahre alt war (aetate perfecta), kann ohne Zuziehung des Hausmaiers — (nicht wie bey Dagobert III. suggerente Theobaldo Maj. dom, oder bey Childerich II. 665 per consilium Emnechilde, —) im II. Jahre seiner Regierung W. dotirt, Baden-Baden an dasselbe vergabt und eine Menge anderer frommen Stiftungen im Speyergau (Blidenvelt) und im Elsaß gemacht haben. Er hielt sich vornämlich im Elsaß auf, und regierte nicht über ganz Auster, sondern Childerich II. hatte ihm die besagte Provinz und die überrheinischen Theile abgetreten. Auch selbst nach Childerichs Tod 674 gehorchten Dagobert II. nicht alle Austrasier, sondern nur die Alsatici et Transrhenani. Zwischen Theoderich und ihm brach ein Krieg aus, der an den Grenzen Austriens und Neustriens, im Gebiete von Langres, gekämpft und durch einen Frieden beendigt worden ist (Mabillon vita S. Salabergae in den AA. SS. O. S. B. Saec. II. p. 408, 409. §. 13.).

Als nach Ostern des Jahres 680 Wilfrid, der Bischof von York von Rom zur Heimath zurückkehrte, erfuhr er seines früheren Schützlings Ermordung. Dieser König, dessen Sitz der Elsaß von 672 bis 679 im Decemb. gewesen ist, war mehr als jeder andere in den Stand gesetzt, hier und im anstoßenden Speyergau Klöster zu gründen und zu beschenken.

Die in ihrer ganzen Fassung parachronistische Stiftungs-Urkunde von W., deßgleichen jene von Blidenvelt, enthalten deßungeachtet doch 2 geschichtlich wahre Ereignisse:

1) Die Gründung der beyden Klöster durch einen Dagobert, und zwar, da es der I. und III. dieses Namens nicht seyn kann, durch Dagobert II., dessen Aufenthalt im Elsaß unbestritten ist.
2) Die Angabe der Marca des Klosters W. und die Immunität dieser Marca, welche beyde schon Pippin bestätigte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen von Dr. C. H. Schultz, Prof. an der Universität zu Berlin. (Zweytes Supplement des achtzehnten Bandes der Verhandlungen der Kais. Leopold. Carolin. Akademie der Naturforscher; Bonn und Breslau, 1841, XII. und 355 S. mit 33 Steindrucktafeln.)

Der Verfasser hat bereits im Jahre 1822 die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf die Erscheinung einer Saftbewegung im Schöllkraute gelenkt, und sich seit jener Zeit vielfach mit Untersuchungen über den Säfteverlauf in den Pflanzen und über die denselben bedingenden Organisationsverhältnisse beschäftigt. Schon damals glaubte er eine Organisation lang gestreckter und vielfach verästelter, mit einander anastomosirender Schläuche wahrzunehmen, welche ihn berechtigte, von einem förmlichen Circulationssysteme in der Pflanze zu sprechen. Er nannte es das System der Milchsaft- oder Lebenssaftgefässe, und bezeichnete die Bewegung des Saftes mit dem Namen Cyclose oder Cirkulation. Er unterschied diese Bewegung von der des Blutes bey den Thieren vorzüglich durch den Mangel eines pulsatorischen Organs, während er anderseits mancherley Analogieen in der Bewegung der Flüssigkeiten des Thieres und der Pflanze geltend zu machen suchte. Nur wenige Naturforscher brachten sich dieses System weithin durch die Pflanze anastomosirender Schläuche zur Ansicht, indem namentlich an der selbstständigen Wandung derselben anfänglich vielfach gezweifelt wurde (wie denn diese allerdings, namentlich bey der jungen Pflanze sehr zart und schwer zu beobachten ist); Andere zweifelten an der richtigen Auffassung und Deutung der, allerdings unter gewissen Verhältnissen leicht wahrnehmbaren, Bewegung des Saftes beym Schöllkraute; die Meisten aber erklärten sich entschieden gegen irgend eine weit ausgebildete Theorie von Analogie der hier vorliegenden Erscheinungen mit denen der Säfte, namentlich der Blutbewegung im Thierleibe. Die Thatsachen selbst würden sich wohl alsbald einer allgemeinen Anerkennung zu erfreuen gehabt haben, wären sie in ihrer einfachen Wesenheit, entkleidet von subjectiven Ansichten, dargestellt worden, und frey von dem Einfluß der Neigung zu generalisiren. Aber dieser Umstand und eine constructive Methode der Darstellung vom Pflanzenleben überhaupt, in den Werken des Verf. „die Natur der lebendigen Pflanze“ und „nat. System des Pflanzenreiches“ Berlin, 1823. und 1832. waren geeignet, Ungunst zu erwecken, in einer Zeit, wo sich die Naturforschung immer freyer von den Banden der Speculation und systematischer Vorstellungsweisen zu bewegen begann. In Folge dieser Stellung des Hrn. Verfassers gegenüber von den deutschen Botanikern geschah es, daß seine Lehren sich auch dann keiner entschiedenen allgemeinen Anerkennung unter uns zu erfreuen hatten, nachdem die k. Akademie der Wissenschaften zu Paris die Lehre vom Säftelauf in den Pflanzen im Jahre 1833 zum Gegenstande einer Preisaufgabe gemacht und unserm Landsmanne den Preis zuerkannt hatte. Die französische Akademie stellte damals die Fragen in folgender Weise: Existiren jene hohlen Organe, welche Herr Schultz unter dem Namen der Milchsaftgefässe (Vasa laticis, laticifera) bezeichnet hat, in einer großen

Zahl von Gewächsen, und welche Stelle nehmen sie in ihnen ein? — Sind sie von einander getrennt, oder durch häufige Anastomosen in ein Netz verbunden? — Welches ist die Natur und Bestimmung der in diesen Gefäßen enthaltenen Säfte? — Haben diese Säfte eine fortleitende Bewegung, und welcher Ursache, sey es eine innere oder äußere, ist die Bewegung zuzuschreiben? — Endlich, bis wie weit ist man berechtigt, die Meynung mancher neuen Physiologen anzunehmen oder abzuweisen, daß die Pflanzen eine Saftbewegung besitzen, die mit der Blutbewegung der Thiere verglichen werden kann?

Herr Schultz beantwortete diese Fragen in einem ausführlichen Mémoire, welches den großen Preis für das Jahr 1833 davon trug und im J. 1839 mit mehreren Nachträgen versehen, von Seiten der k. Akademie in ihren Denkschriften publicirt worden ist. Vergl. Annales des Sciences naturelles, Nouv. Série Vol. X. S. 327.

Der Hauptzweck des Verfassers in jener Schrift geht dahin, eine eigenthümliche Säftecirculation (Cyklose) in besonderen, ein selbstständiges System bildenden Gefässen nachzuweisen. Und zwar soll sich dieses Circulationssystem fast in den meisten der höheren Pflanzenfamilien, d. h. in jener großen Reihe (der Mono- und Dicotyledonen), welche Hr. Schultz wegen der organischen Ausscheidung und Gegensetzung von Zellen- und Gefäßsystem Heterorgana nennt — vorfinden. Diesem Befunde gemäß würden solche Gewächse eine weiter zusammengesetzte innere Organisation besitzen, als man ihnen gemeinhin zuzuschreiben pflegt. Hr. Schultz vindicirt ihnen, neben dem Systeme der Spiralgefässe, in seinen verschiedenen Formationsstufen, noch ein zweytes, das System der Lebenssaftgefässe. Im Verfolge eines constructiven Verfahrens schreibt er den höher organisirten Pflanzen drey Systeme der innern Gestaltung, jedes mit einer eigenthümlichen Function, zu: das der Spiralgefässe, welchem er die Aneignung der Nahrung zur Bestimmung giebt, das System der Lebenssaftgefässe für die Circulation, und das Zellensystem für die Bildungen. In seiner Preisschrift stellt der Hr. Verf. das System der Lebenssaftgefässe aus achtzig verschiedenen Pflanzenfamilien dar. Es bildet, nach ihm, ein durch die ganze Pflanze verbreitetes Netz von mehr oder weniger feinen, aus einer sehr zarten Haut bestehenden, unter einander vielfach zusammen mündenden Canälen oder Schläuchen. Was ihre Stellung im Pflanzenkörper betrifft, so sind sie vorzugsweise an die äußere Seite der Spiralgefäße angewiesen, d. h. sie verlaufen in dem einzelnen Spiralgefäßbündel auf der der Rinde zugewendeten Seite und vorzüglich in den inneren Rindenschichten selbst. Sie sind ebenfalls bündelweise an einander gelagert, und oft, besonders in der Jugend, dicht zusammen gedrängt. In dieser Vereinigung und Annäherung an einander bilden sie das, was Hr. Schultz die „Heerde der Cyklose“ nennt. Von hier aus verbreiten sie sich in feinen Verzweigungen in alle Theile des Gewächses, und zwar stets so, daß sich in ihnen die Circulation unter der Form vieler kreisförmiger, in sich zurücklaufender Strömungen darstellt. Diese Strömungen sind ohne Centralorgan und nur durch die Anastomosen mit einander im Zusammenhange; aber gerade auf diese Weise wird eine Verbindung des Säftelaufes in der ganzen Pflanze vermittelt, welcher theilweise durch Trennung einzelner Theile aufgehoben werden kann, ohne den ganzen Säftelauf zu beeinträchtigen.

Der Hr. Verf., welcher in der Preisschrift von S. 38 bis 42 die Verbindung der Lebenssaftgefässe und ihrer Theile unter einander und in verschiedenen Alterszuständen beschreibt, nimmt an, daß die Milchsaftgefässe sich in drey verschiedenen Altersstadien vorfinden. In der frühesten Jugend sind sie nach ihm äußerst zart und so contractil, daß sie sich mit vollständiger Ergießung des Saftes in den engsten Raum zusammen ziehen können, wo sie denn schwer sichtbar erscheinen. In einem ausgebildeten Zustande verdicken sich die Wandungen; die Zusammenziehbarkeit mindert sich, der Saft wird, wenn reitzende Verhältnisse eintreten, minder stark ausgepreßt, oder nicht vollständig entleert. Im alternden Zustande endlich werden die Gefässe gegliedert und verlieren ihre Contractilität. Man meint in dieser Eintheilung den Versuch wahrzunehmen, die Lebenssaftgefässe mit den verschiedenen Stufen der Spiralgefässe zu parallelisiren, an welche zur Zeit noch viele Botaniker glauben.

Was in der bisher gegebenen Darstellung vorzugsweise von der unter den Botanikern herrschenden Ansicht abwich, ist: daß diese anastomosirenden Schläuche ein ursprünglich vorgebildetes, eigenthümlich organisirtes, an ganz bestimmten Orten stets vorkommendes System seyen. Dagegen hielten Andere sie für nichts anders, als verlängerte, vermittelst der Obliteration ihrer Verbindungsenden in einander geöffnete Schläuche, mit dem am meisten ausgearbeiteten und deßhalb verdickten Zellsafte angefüllt. Noch Andere sprachen ihnen die Wandungen ab und wollten hier nichts als eine besondere Modification von Intercellulargängen erkennen. Rücksichtlich ihrer Entstehung wollte namentlich Hr. Professor Unger nachweisen, daß sie sich aus den gewöhnlichen Parenchymzellen bilden, d. h. daß Zellen von der allgemeinen Textur der übrigen, die Vasa laticis umgebenden Parenchymzellen sich unter gewissen Verhältnissen verlängern, und durch Obliteration ihrer Enden ein anastomosirendes Ganze werden könnten.

Der Saft, welcher in den sogenannten Vasis laticis enthalten ist, wurde von Hrn. Schultz in der erwähnten Abhandlung (S. 50 — 58) geschildert und als eine Art eines höheren mehr entwickelten und den letzten Bestimmungen der Ernährung dienenden Saftes dargestellt. Hieraus gieng eine, von den früheren theoretischen Vorstellungsarten verschiedene Ansicht von der Saftbewegung in den Pflanzen hervor. Die gemeine Vorstellung geht nämlich im Wesentlichen dahin, daß es Ein und derselbe Saft sey, welcher im Holze in einer Richtung aufsteige, in der Rinde aber in entgegengesetzter Richtung absteige. Dagegen nahm Hr. Schultz an, daß es im Holze und in der Rinde zwey voneinander getrennte Gefäßsysteme, jedes mit seiner eigenen relativ selbstständigen Saftbewegung gäbe, und daß die Circulation in dem Rindenkörper unabhängig geschehe von der Saftbewegung im Holze. Nach Hrn. Schultz ist die Saftbewegung in der Rinde, wie in allen Theilen des Systems, keineswegs eine bloß einfach absteigende Bewegung, sondern sie ist vielmehr eine Bewegung vieler auf- und absteigender Ströme, die netzförmig unter sich, nach allen Seiten verbunden, Reihen oder Ketten in einander mündender Kreise bilden. Dieser Eigenschaft gemäß, ergäbe sich die organische Möglichkeit, einzelne Parthieen des Gefäßsystems in den verschiedenen äußeren Theilen der Pflanze von einander zu isoliren, so daß z. B. auch die Bildung von Propfreisern, Abreisern und überhaupt die verschiedenartige Vervielfältigung der Pflanzen durch Trennung der Knospen hiedurch vermittelt würde.

Außer der Cyklose nahm Hr. Schultz noch ein System von Saftbewegung an, das er anfänglich mit Unrecht auf die Zellpflanzen beschränken wollte, die sogenannte Rotation, oder die rotirende Bewegung des Saftes in der isolirten Pflanzenzelle, als deren Typus man die zuerst beobachtete Bewegung in den Schläuchen der Armleuchter (Chara) zu betrachten pflegte.

Ich bin geflissentlich auf die Darstellung der Schultzischen Ansichten zurückgegangen, wie sie sich in der öfter erwähnten Preisschrift finden, weil die spätere Schrift, von der nun die Rede seyn soll, als eine Ausführung derselben Ansichten und Meynungen erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

Traditiones Possessionesque Wizenburgenses etc.

(Schluß.)

Alles Uebrige ist unecht, fremde, unpassende Zuthat und Mönchsausschmückung, und wir möchten auf diese Stiftungs-Urkunden W's. und Blidenwelts angewendet wissen, was Mabillon, Dipl. Suppl. cap. IV. §. I — IV. p. 16 über falsa et interpolata instrumenta vorträgt. (Er theilt sie in refecta, adulterata et absolute falsa ein): „Refecta (instrumenta) voco, quae amissorum authenticorum loco supposita sunt. Adulterata sunt ea authentica, quibus ab impostore aliquid insertum vel additum est; absolute falsa, quae nullo veri authentici fundamento nituntur etc.“ Das Diploma Lindaviense führt Mabillon p. 17 Beyspielsweise an und sagt: Es ist mit großer

Kunst gefertigt ꝛc.; aber, wie es auch immer sey, so viel ist gegen Conring gewiß, daß das Lindauer Nonnenkloster unter der Regierung Ludwig des Frommen von einem Vornehmen, Namens Adalbero gegründet worden sey und daß die Stadt dem Kloster ihren Ursprung verdankt.

Unsere Stiftungs-Urkunde von W. (und dieß gilt auch von Blidenvelt bey dem Gleichlaute beyder, und da beyde Klöster zur selben Zeit gestiftet) käme nach Mabillon's Eintheilung in die Klasse der refecta et adulterata, ist aber nicht unter die absolute falsa zu zählen, und so blieben denn die hier oben angegebenen zwey Wahrheiten trotz der falschen und ungeschickten Umkleidung. Fürwahr! Wollte man bey den Verlusten an historischem Materiale, die wir in unsern Tagen noch zu beklagen haben, das Uebrige auf uns gekommene bloß wegen seines unpassenden Aeußern verächtlich bey Seite stellen oder gar als werthlos wegwerfen; wir würden uns dadurch mancher schätzbaren Nachrichten selbst berauben; anstatt daß wir unsern Scharfsinn daran üben sollten, zu ermitteln, ob das Erhaltene völlig nutzlos sey, oder ob nicht auch in unpassender Hülle die Wahrheit verborgen liege.

Aber, höre ich einwenden, wenn Dagobert II. wirklich der Stifter W's. ist; wie kommt es doch, daß der vorliegende Coder, mit Ausnahme der Schenkung von Baden-Baden, kein einziges unter seiner Regierung ausgestelltes Diplom aufzeigt? — Wer sich erinnert, was Referent früher über Ermberts Schenkungs- und Verkaufs-Urkunden vorgebracht, der wird bald begreifen, daß die der Schenkung vorgehenden Verkaufs-Urkunden bis in die Zeit Dagoberts II. hinaufreichen; daß ferner alle jene mit dem Regierungsjahre dieses Königs bezeichneten Diplome, in denen sich im Zeugen-Verzeichnisse Personen aus den Verkaufs-Urkunden vorfinden, in diese Klasse von Urkunden Dagoberts II. gehören dürften.

Daß W. zur Zeit dieses Dagobert II. gegründet und dotirt worden sey, ergiebt sich sogar aus einer Angabe des Coder selbst: Nr. 38., gerade diejenige Urkunde, welche Hr. Z. als die älteste anführt, und zwar zum 3ten Jahre Chlodwigs III. 693 —, der freylich keine 12 Regierungsjahre zählen konnte. Zugegeben, es sey wirklich das III. Jahr Chlodwigs III.; so geht aus dieser Urkunde klar hervor, daß um diese Zeit (693) das Kloster W. bereits nicht etwa erst seit 8 Jahren (685 als Gründungsjahr) oder gar seit 3 Jahren (690); sondern eine ziemliche Reihe von Jahren vorher bestanden. Denn die hier auftretenden Personen Hildifrid und Managold handeln als freye, unter keinem Mundium stehende, gereifte Männer, von denen der Erstere im Jahre 693 schon Mönch war. Sie selbst sagen es, daß sie als Waisen und in ihrer Knabenzeit (in orphanitate uel pueritia nostra) der Sorge und Obhut des Abtes Ratfrid und seiner Mönche anvertraut, und im Kloster verpflegt und erzogen worden seyen. Gehen wir auch nur 15 oder 17 Jahre vom Datum der Urkunde Nr. 38. 693 rückwärts; so erreichen wir damit so ziemlich das von Mabillon, Schöpflin und andern Neueren aufgestellte Gründungsjahr des Klosters W. 674 (15 Jahre zurück = 678, 17 = 676.). Somit vermögen wir die Folgerungen, welche Hr. Z. aus Nr. 203 gezogen; daß weder Dagobert noch Pippin W's. Gründer seyen, sondern Dragobod dieser Gründer seyn müsse, nicht daraus zu ziehen. Im Gegentheile bleibt es uns nach dem bisher vorgetragenen eine ausgemachte Sache, daß Dagobert II. als der wahre Gründer und Wohlthäter W. in den 70er Jahren des VII. Jahrhunderts zu betrachten sey. Neu und Gewinn für die Gründungsgeschichte W's. ist Dragobod als des Klosters Erbauer. Der Einwand, daß alsdann Ratfrid von 676 oder 674 — 724, also 48 oder 50 Jahre dem Kloster vorgestanden, und daß dieß nicht wohl möglich sey, hebt sich im Hinblick auf die Verzeichnisse anderer Kloster- und Bisthums-Vorstände (z. B. bey Pertz II, p. 269), und dann ist nicht zu übersehen, daß ein Abt Ratfrid, sämmtlichen Verzeichnissen unbekannt, noch in karolingischer Zeit urkundlich (Nr. 51. 18. Februar 830) erscheint.

Zum Schlusse können wir nicht umhin, nochmals dem historischen Vereine der Pfalz unsern Dank für die reiche und herrliche Gabe auszusprechen.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen von Dr. C. H. Schultz ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Zahl der ursprünglich zur Erläuterung des Textes an die französische Akademie gesendeten Tafeln belief sich auf hundert, vorzugsweise die Organisationsverhältnisse in denjenigen Theilen vorstellend, welche in sich oder in ihrer Nachbarschaft den Säfteverlauf erblicken lassen. Mehrere dieser Abbildungen scheinen nun dieser weiteren und verbesserten Ausführung in den N. Actis der deutschen Akademie der Naturforscher beygegeben worden zu seyn.

Ehe ich im Folgenden zur ausführlichen Darstellung der anatomischen und physiologischen Ergebnisse und Sätze des Hrn. Schultz übergehe, wird es geeignet seyn, nach der Rückwirkung umzusehen, welche seine Lehre in Deutschland gehabt hat. Hier dringt sich uns die eigenthümliche Wahrnehmung auf, daß nur ein geringer Theil der vaterländischen Botaniker sich geradezu und offen für die Schultz'sche Lehre ausgesprochen hat, daß sie vielmehr zur Stunde nach vielen Seiten als apokryph betrachtet wird und daß sich Alle, denen es um die Wahrheit und nur um die Wahrheit zu thun ist, in einer Angelegenheit, welche so großen Schwierigkeiten bey der Beobachtung selbst unterliegt, der äußersten Vorsicht in Annahme der Thatsachen und in Deutung derselben befleißigen. *) Ich selbst habe die Vasa laticis des Hrn. Schultz nur bey einer geringen Zahl von Gewächsen, (z. B. dem Alisma Plantago, Chelidonium majus, Arum maculatum, Papaver somniferum) vollständig beobachtet, und bin nicht im Stande über ihre Verbreitung bey allen höher organisirten Gewächsen, denen sie Hr. Schultz zuzuschreiben scheint, ein Urtheil auszusprechen. In vielen Pflanzen habe ich sie vergeblich gesucht. Die Hr. Endlicher und Unger (Grundzüge der Botanik. Wien 1843 S. 40 — 42) lassen sich darüber im Wesentlichen so vernehmen: „Die Lebenssaftge-

*) Ich kann nicht umhin, hieben auf die eigenthümliche Stellung sehr vieler Botaniker in Deutschland aufmerksam zu machen, welche ihnen die Beschäftigung mit anatomischen und physiologischen Untersuchungen ungemein erschwert, und ihnen einen Wirkungskreis anweist, wo sie sich nur wenig oder gar nicht auf die Beantwortung von Fragen gleich der in Rede stehenden einlassen können. Es ist dieß das Verhältniß der meisten Botaniker zu ihren botanischen Gärten. Bey dem Reichthume von Pflanzen, welcher gegenwärtig jedem, auch dem kleinsten botanischen Garten, zuströmt, findet sich der Botaniker fast überall in der Nothwendigkeit, seine Zeit der Evidenthaltung des Pflanzenvorrathes und der für den öffentlichen Unterricht wichtigen, ja nothwendigen Nomenclatur in einem Institute zu widmen, wo Ordnung und richtige Bestimmung des Einzelnen ihm sowohl von Seiten seiner Oberbehörde, als von Seiten der Studierenden zur Pflicht gemacht wird. In diesem Verhältniß liegt es hauptsächlich, daß die Botaniker sich nicht mehr und nicht gründlicher mit den hochwichtigen Fragen der Physiologie und Anatomie beschäftigen können, und daß sie in den unter ihrer Leitung stehenden Gärten meistentheils die Jahr ein und Jahr aus wiederkehrende Danaiden-Arbeit des Pflanzenbestimmens, statt jener erquicklichen Studien vornehmen müssen. Dieß

fäße sind einfache (!) oder verzweigte Canäle, die aus cylindrischen, über einander gestellten Zellen entstanden sind, und einen assimilirten Saft führen. Die Gefäßwand ist anfänglich überaus zart, erleidet jedoch in der Folge häufig partielle Verdickungen, ohne daß man eine schichtenförmige oder spiralige Ablagerung in ihrem Innern wahrzunehmen vermöchte. (Letzteres habe ich niemals gesehen.) Das Lumen der Lebenssaftgefäße ist durchaus viel kleiner als das der Spiralgefäße. Sie sind durch die ganze Pflanze vertheilt, und bilden ein durch anastomosirende Verzweigungen zusammenhängendes System. Sie enthalten einen trüblichen Saft, von verschiedener Farbe, den Milchsaft, dieser führt eine größere oder geringere Anzahl von festen, meist gefärbten, gewöhnlich kugelförmigen Körperchen, denen er zum größten Theil seine Färbung verdankt. Seine Bestandtheile (Gummi, Harz, Pflanzenwachs, Kaoutschuck, Eyweiß, Zucker, Amylum, Salze, Wasser) sind in den verschiedenen Theilen einer und derselben Pflanze, und nach den Jahreszeiten und Wachsthumsperioden verschieden. Er ist in seinem Gefäßsystem in beständiger Bewegung. Er steigt in einigen Hauptgefäßen, welche parallel im Umfange des Stammes verlaufen, von der Wurzel bis zu den Blättern in die Höhe, kreist daselbst in unzähligen Verästelungen, kehrt in den feinsten Verzweigungen wieder um, um durch die Hauptäste zu den größeren Gefäßstämmen zu gelangen, die im Stamme der Pflanze bis zur Wurzel zurück verlaufen, wo er gleichfalls zahlreiche Verästlungen durchgeht, und seine aufsteigende Bewegung von Neuem beginnt. Die Milchsaftgefäße sind bisher in einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Pflanzen beobachtet worden. Die Bestimmung ihres Inhaltes, und die Ursache und Bedeutung seiner Bewegung ist nicht ermittelt."

Man sieht, daß diese Schriftsteller sich im Ganzen mit den Ansichten des Hrn. Schultz befreundet und seine Annahmen mehr oder weniger zu den ihrigen gemacht haben. Gleichzeitig hat aber ein anderer Botaniker, dessen kritische und negative Schärfe, wenn gleich häufig übertrieben, dennoch bey der dermaligen Friedfertigkeit in der botanischen Literatur bisweilen eben so günstig wirken mag, wie ein heftiger Wind, welcher schädliche Dünste verjagt, Hr. Prof. Schleiden, sich mit viel größerem Rückhalte über die Lebenssaftgefäße vernehmen lassen. Er handelt (Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik I. 1842. S. 227 fl.) die Milchsaftgefäße zunächst mit dem Bastgewebe und mit den milchsaftführenden Bastzellen der Apocyneen und Asclepiadeen ab, und diese drey Formen des Gewebes scheinen ihm in ihrem Verhältniß zu einander sich gegenseitig völlig zu vertreten. Rücksichtlich der Milchsaftgefäße ist ihm das Hauptresultat (S. 229) „daß allerdings ein großer Theil derselben eigene Wände hat." Schultz's Theorie über die Entstehung der Milchsaftgefäße, fügt er hinzu, ist ganz aus ungenügenden Beobachtungen hervorgegangen und jetzt völlig antiquirt. Unger meynte, sie entständen aus dem Zusammenfließen von Zellenreihen; ich glaube, er wird durch jede genaue Untersuchung widerlegt. — (Ebendaselbst:) Die Milchsaftgefäße sind hinsichtlich ihres Ursprungs noch unerforscht. Sie treten zuerst auf als erweiterte Intercellulargänge, und man unterscheidet keine eigene Haut, die aber so dünn seyn kann, daß man sie nicht bemerkt. Sie sind meist so vielfach und nach allen Seiten hin verästelt, daß es sehr selten gelingt, eine Zelle in ihrem ganzen Verlaufe zu übersehen, doch gelingt es, wenn man das Gewebe durch Salpetersäure in seine Theile zertrennt. Auch

---

wird nur dann anders werden, wenn, mit zunehmender Ausbildung eines wissenschaftlichen Gärtnerstandes, jene nomenclatorische Mühsal dem Cultivator zustehen, und der Botaniker glücklich genug seyn wird, in seinem Garten wie in einer Warte die verschiedenen Phasen und Processe des Pflanzenlebens zum wesentlichsten Gegenstande seiner Studien zu machen. Wenn jener günstige Zeitpunkt endlich einmal eingetreten ist, werden wir auch die Formenkreise des Pflanzenreiches aus allen Theilen der Erde genauer erforscht, ein sichereres Bild von den einzelnen Typen und ihren Wechselbeziehungen entworfen und dadurch sowohl Zeit als Nahrung für physiologische Arbeiten gewonnen haben. Für den gegenwärtigen Augenblick aber möge die eigenthümliche Stellung des systematischen Botanikers in seinem Amte ihn wenigstens vor dem Vorwurf bewahren, daß er nicht etwa eben so gut, als ein Anderer, der in seinen Amtsverhältnissen freyer gestellt ist, wisse, was der Wissenschaft Noth thut.

ohne dieses Mittel sieht man, daß sie sich zwar meist durch die ganze Länge eines Pflanzentheiles erstrecken, aber dann oft blind geendet sind. An den Seitenästen sieht man das, zumal bey den blattlosen Euphorbien so häufig, daß man sich wundern muß, wie darüber nur Streit entstehen konnte." Aus diesen Anführungen dürfte sich ableiten lassen, daß Hr. Schleiden eine solche solidarische Verknüpfung der Milchsaftgefässe zu einem großen, weit verbreiteten Systeme, dergleichen Hr. Schultz lehrt, geradezu nicht anerkennt. Ueberhaupt aber scheut sich der Erstere über diesen Gegenstand vieles Specielle vorzubringen. „Ueber das eigenthümliche Leben der Bastzellen, der gewöhnlichen, wie der bey den Apocyneen, und der Milchsaftgefässe wissen wir so gut wie gar nichts, hier ist noch Alles zu erforschen," sagt er a. a. O. S. 282.

Ich habe diese sich feindlichen Ansichten und Sätze absichtlich angeführt, um zu zeigen, daß eine kritische Darstellung der Lehre des Hrn. Schultz keinen Zoll vorschreiten kann, ohne sich nach allen Seiten hin in ein Feld des Streites, wohl auch der Mißverständnisse, zu begeben; und da mir keine vollständigen Reihen eigener selbstständiger Untersuchungen, oder selbst nur genügende concrete Anschauungen aller auf diesem Gebiete schon zur Sprache gebrachten Einzelnheiten zur Seite stehen, so mag es genügen, daß ich mich in den Schranken eines Referates über das Werk des Hrn. Schultz halte, und die Kritik des Einzelnen wie der gesammten daraus abgeleiteten Theorie Denen überlasse, welche die Sache zum Gegenstande gründlicher und vielseitiger Forschung gemacht haben.

Es wird schon aus der Darstellung der früheren Arbeit unseres Hrn. Verfassers klar geworden seyn, daß er die von ihm mit dem Namen der Cyklose bezeichnete Art der Saftbewegung in den Pflanzen nicht als isolirtes Factum zu schildern beabsichtigt, sondern darauf dringt, ihr ein bestimmtes Verhältniß zu den übrigen Functionen der gesammten Pflanzenorganisation zuzuschreiben. Somit hat er denn auch neben Beobachtungen und davon abgeleiteten Ansichten über die Organe der Cyklose Manches besprochen, was sich auf die übrigen organischen Systeme: die Spiralgefässe und deren Metamorphosen, die Zellen und die sogenannten Secretionsorgane bezieht. Auf S. 333 giebt er ein Verzeichniß von ungefähr 200 Arten aus 88 verschiedenen Pflanzenfamilien, aus deren Studium er seine Resultate gewonnen hat.

Das Werk zerfällt in zwey Theile, wovon der erste die Verhältnisse der Function der Pflanze überhaupt und der Cyklose im besondern zum ganzen Pflanzenleben betrachtet; der zweyte aber (v. S. 91 — 355) die Cyklose an sich darstellt. Im Eingange giebt der Verfasser Betrachtungen über die Stellung des Systems der Cyklose unter den übrigen Functionen der Pflanze und deren Verhältniß zur Metamorphose. Diese beschränkt er auf die von ihm sogenannten äußern Glieder der Pflanze: Wurzel, Stengel, Blätter u. s. w., in welchen er überall die Totalität der Pflanze repräsentirt und sich wiederholend denkt, so daß alle Functionen der ganzen Pflanze wiederkehren. Dieser Annahme gemäß sind ihm jene Theile keineswegs das, wofür die meisten Botaniker sie halten, Organe der ganze Pflanze, jedes mit seiner besonderen Function. Die Wurzel ist ihm „nicht Organ der Einsaugung, der Stengel nicht Organ der Ernährung, das Blatt nicht Organ der Respiration allein; sondern jeder dieser Theile übt alle Functionen der ganzen Pflanze aus, kann von dem Ganzen getrennt werden und stellt wieder das Ganze dar, indem er sich fortpflanzt und wieder neue Glieder treibt, während das Ganze ungestört fortlebt, wenn man ihm solche äussere Glieder nimmt, was nicht möglich wäre, wenn dieß seine Organe wären. Die Verschiedenheit der Wurzel, Knolle, Stengel, Zwiebel, Blatt u. s. w. beruht nur darin, daß eine der Gesammtfunctionen der Pflanze in jedem dieser Theile vorwaltet, ohne daß jedoch die übrigen fehlen; daher kann denn auch dieß Verhältniß verändert, und die Wurzel grün werden und Blattathmung verrichten, die Blätter können wurzelig werden und Wurzel treiben u. s. w. Was wir eine ganze Pflanze nennen, ist daher nicht ein aus Wurzel, Stengel, Blättern u. s. w. als verschiedenen Organen, zusammengesetztes Ganze, sondern als eine Sammlung von Gliedern zu betrachten, deren jedes das Ganze selbst repräsentirt, und worin sich das Ganze immer und

ewig wiederholt. Die Glieder wiederholen sich aber in anderen äußeren Formen, bey gleich bleibender innerer Organisation, somit beruht das Wesen der Metamorphose der Pflanzen darin, daß die innerlich gleichgebauten äußern Glieder, den Aussenverhältnissen entsprechend, so mancherley Formen annehmen. (S. 18 — 22.) Referent gesteht, daß er sich zu dieser Ansicht nicht bekennen kann, sondern, wie Schleiden, Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik II. §. 73., die Characteristik der Pflanzenorgane nach physiologischen Merkmalen, als durch eine Analogie vom Thierreiche herübergebracht, für sehr mißlich betrachtet. Man sieht aber wohl, daß dem Hrn. Verf. eine solche Annahme von der organischen Bedeutung der inneren Theile und ihrer Zusammensetzung in demselben Verhältnisse nothwendig wurde, wie er seine Cyklose und die Elementarorgane, worin sie vor sich geht, als ein wesentliches Prädicament der höheren Pflanze überhaupt betrachtet. *)

Von diesem Punkte geht der Verf. zu einer allgemeinen Bestimmung dessen fort, was er innere Organe und Grundfunctionen der Pflanze nennt, die sich niemals in einander metamorphosiren. Es wird sonach die Rinde als Träger des Grundorganes der Lebenssaftgefässe für die Function der Cyklose, das Holz als Träger des Grundorganes für die Function der Assimilation, das Zellgewebe aber, welches beyde Grundorgane vereinigt, für die Function der Bildungen angenommen. Es dürfte dem Hrn. Verf. schwer fallen, für diese Ansichten zahlreiche Anhänger zu finden, da die neuesten Resultate mehr und mehr die Wichtigkeit des einzelnen Zellenlebens, ja gewissermassen die Solidarität alles vegetativen Lebens in ihr hervorheben.

Im zweyten Abschnitte des ersten Theils geht der Hr. Verf. auf eine historische und kritische Beleuchtung der Lehre von der Saftbewegung ein. Er nimmt hierin fünf Epochen an, deren erste er durch Malpighi, Grew, Major und Perrault; die zweyte durch De la Baisse, Parent und Mariotte; die dritte durch Hales, Bonnet und Duhamel; die vierte durch Senebier, van Marum, Hedwig, Moldenhauer, die fünfte durch Cotta, Knight, Treviranus und De Candolle bezeichnet. „Das Gemeinsame in allen früheren Ansichten über Saftbewegung in den Pflanzen ist die Lehre von einem Aufsteigen und Absteigen des Saftes in einem durch die ganze Pflanze ununterbrochenen Zusammenhange, wobey weder die Functionen von Holz und Rinde, noch die verschiedenen, darin enthaltenen Säfte jemals naturgemäß unterschieden worden sind. Einige dachten sich das Auf- und Absteigen mit, Andere ohne eine Circulation.

1. Malpighi nahm ein Aufsteigen und Rückwärtsgehen des Saftes in denselben Gefäßen an. Grew glaubte, der Saft steige zu einer Zeit im Holze, zu einer andern Zeit in der Rinde auf. Beyde nehmen eine Verarbeitung des Saftes durch Fermentation und eine Art von Circulation durch die Markstrahlen an. Die Ansicht von einem Aufsteigen des Saftes im Holze und einem Absteigen in der Rinde findet sich in dieser Periode noch nicht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Schultz sagt S. 98: „Seinem natürlichen Pflanzensysteme liege die Idee zu Grunde, daß die innere Organisation die Entwicklung aller äussern Formen an der Pflanze umfaßt und regiert, und daß somit alle äussere Charaktere nur allgemeine Gültigkeit haben, wenn sie auf die innere Organisation bezogen werden, daß aber die innere Organisation selbst das höchste Eintheilungsprincip abgeben muß, eben weil nur sie allein alle besonderen äusseren Formen zusammengenommen und in höchster Einheit umfaßt." Uns scheint es unthunlich, irgendwo innere und äussere Gestaltung anders, als in ihrem Zusammenhange, d. h. mit einander zu betrachten; hier erscheint aber nur die äussere Gestaltung als das Resultat der inneren gleichsam als ihre Blüthe; und in der so ganz und gar evolutiven Pflanze hat das nach Aussen Entwickelte wohl die höchste Bedeutung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen von Dr. C. H. Schultz ꝛc.

(Fortsetzung.)

2. Diese Meynung ward zuerst von de la Baisse (1733) vorgetragen, welcher das Einsaugen gefärbter Flüssigkeiten und Aufsteigen derselben im Holze zeigte und eine wirkliche Circulation annahm, indem der aufgestiegene Saft durch die Blätter in die Rinde und so wieder zur Wurzel zurückgehe. Ausgebildet wurde diese Idee von einer vollständigen Circulation durch Parent und Mariotte, welche einen Rückgang des abgestiegenen Rindensaftes an den Wurzelspitzen in das Holz und ein Wiederaufsteigen desselben, also eine vollständige Kreisbewegung durch Holz und Rinde annahmen, ohne jedoch andere, als hypothetische Gründe für diese Ansicht zu besitzen. 3. Durch die Versuche von Hales und Duhamel ward diese Lehre von der Circulation des auf- und absteigenden Saftes gänzlich erschüttert; indem der Saft im Holze nach diesen Versuchen zu verschiedenen Zeiten sinkt und steigt. Demgemäß nahm man wieder eine auf- und absteigende Bewegung in denselben Gefäßen an. Durch Duhamels Versuche mit der Wulstbildung an geringelten Baumstämmen wurde ferner wahrscheinlich gemacht, daß in der Rinde eben so gut Saft auf- als absteigen müsse.“ Duhamels Arbeiten werden von dem Hrn. Verf. ausführlich kritisch beleuchtet und durch eigene Beobachtungen erläutert.

Es wird hier vorzüglich auf die Mangelhaftigkeit hingewiesen, welche aus der Unkenntniß von der Verschiedenheit der Säfte in Holz und Rinde und von den die Säfte enthaltenden Gefäßen, sowie aus der Verwechselung des Cambiums mit dem absteigenden Safte hervorgieng. — 4. „Noch größer wurde die Verwirrung in dieser Lehre von der Saftleitung in der Periode von Senebier, Keith, Sprengel, Hedwig und Moldenhawer. Man nahm für einen schon hypothetischen absteigenden Saft auch hypothetische, rückführende Gefäße an. — 5. Daher hielt man sich später im Allgemeinen an die Vorstellung von einem Auf- und Absteigen des Saftes überhaupt, wie sie im Grunde schon bey De la Baisse herrschend war.“

Die Mängel aller dieser Modificationen der Lehre vom Auf- und Absteigen des Saftes liegen, nach dem Verf. hauptsächlich darin, daß die ganz verschiedenen Functionen von Holz und Rinde dabey gewaltsam identificirt und als ein ununterschiedenes Ganze angesehen werden, — daß hiebey die verschiedene Natur der Säfte in beyden niemals richtig erkannt worden. Nach dem Hrn. Verf. widerspräche fernerhin eine solche einfache, durch die ganze Pflanze continuirlich fortgehende Bewegung dem isolirten Fortleben einzelner Zweige. Er macht dabey unter Anderm geltend, daß der Holzsaft so gut nach Oben, als nach Unten ausfließt, und kommt also zu dem Satze, daß es kein einfaches Aufsteigen und Absteigen des Saftes gebe; was man für den aufsteigenden Saft gehalten, sey der Holzsaft, der sich aber eben so gut nach Unten bewege. Unter dem absteigenden Safte habe man die verschiedensten Dinge verstanden, ohne jemals recht zu wissen, wie er zu charakterisiren sey.

Nach dieser Beurtheilung der früheren Theorien von der Saftbewegung schickt sich der Verf.

an, ein allgemeines Bild von derselben aus der Organisation der Pflanzen abzuleiten. Er macht hier zunächst auf eine relative Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Lebensthätigkeit in Holz und Rinde aufmerksam, so ferne zur Zeit verstärkter Bewegung im Holze die Rindenthätigkeit vermindert, zur Zeit erhöhter Thätigkeit in der Rinde dagegen die im Holze schwächer ist. Eine solche Selbstständigkeit des Holz- und Rindenlebens finde sich nicht bloß im Zusammenhang durch alle Theile der Pflanze, sondern auch in abgetrennten Zweigen. Beydes widerspreche der Theorie von Auf- und Absteigen des Saftes. Genauer läßt sich der Verf. über die Holzsaftbewegung so vernehmen. „Der Holzsaft ist von den Säften der Rinde verschieden, und der rohe Nahrungssaft wird vom Holze nicht bloß durch die Wurzel, sondern durch alle Pflanzentheile (Zweige und Blätter) eingesaugt, und zwar durch das Gefäßsystem des Holzes, welches der Verf. als das Organ der Einsaugung der Nahrungssäfte betrachtet, den Lymphgefässen im Thierreiche analog (S. 80). Die Saftbewegung im Holze ist nicht immer und nicht allein aufsteigend, sondern ist in der Regel auf- und absteigend zugleich. Es findet demnach eine Füllung der Gefässe im Holze mit Holzsaft statt, wodurch eine Spannung zwischen dem Safte und den Gefäßen entsteht, so daß nun der Saft an verwundeten Stellen nach allen Seiten und Richtungen ausgetrieben wird." (S. 81.)

Rücksichtlich der Saftbewegung in der Rinde lehrt der Verf. Folgendes. „Der Saft ist hier beständig in einer auf- und absteigenden Bewegung zugleich begriffen, und diese ist von der des Holzsaftes so unabhängig, daß sie auch dann vor sich geht, wenn diese ruht. Diese Bewegung verbreitet sich von der Rinde, als ihrem eigentlichen Heerde auch in das Mark und in das Zellgewebe überhaupt. Sie ist, obgleich durch die ganze Pflanze thätig, doch von Glied zu Glied abgeschlossen, so daß bey Verwundungen der Saft nur aus den nächstgelegenen Articulationen ausfließt. Dieser Saft nun ist dem Hrn. Verf. der ausgebildete, zur Ernährung dienliche Lebenssaft. Von ihm sind die flüssigen Secretionen zu unterscheiden, welche ohne innere Organisation und in blindsackartigen Behältern des Zellgewebes eingeschlossen sind, so daß sie keine fortschreitende Bewegung haben." (S. 83 — 88.)

In dem Angeführten glauben wir den Standpunkt genau genug bezeichnet zu haben, von welchem Hr. Schultz Lehre beurtheilt werden muß. Ehe wir zu dem zweyten Theile seines Werkes übergehen, dürfte es geeignet seyn, die entgegengesetzte Ansicht über diesen eben so schwierigen, als wichtigen Gegenstand zu berühren. Sie wird vielleicht von den meisten Pflanzenphysiologen getheilt, aber unter mancherley Restrictionen, so daß es genügen dürfte, zunächst an dasjenige zu erinnern, was Hr. Schleiden über „die Vertheilung der Flüssigkeit durch die Pflanzen und über die Resorption" (Grundzüge II. S. 493 — 504) ausgesprochen hat. Dieser Physiologe entkleidet die pflanzliche Organisation fürs erste von allen präsumtiven vitalen Eigenschaften und fragt, sind die allgemeinen physischen Qualitäten hinreichend, die Erscheinungen des Säftelaufes zu erklären? Er stellt Alles in Frage, was man bis jetzt über die Bewegung der Säfte ausgesprochen hat und bleibt bey dem Satze stehen: „die Pflanzen vertheilen die mit der Wurzel aufgenommene Flüssigkeit, indem dieselbe endosmotisch von Zelle zu Zelle geht, durch das Ganze. Wo größere Verdunstung, also größere Concentration der Säfte, wo größere chemische Thätigkeit, dadurch vielleicht Umwandlung dünnerer in dichtere Stoffe, da ist die größere endosmotische Kraft, also auch das größere Zuströmen von Säften, daher im Allgemeinen zu allen grünen Theilen und zu allen Knospen." Diese Vertheilung hängt zunächst von den meteorologischen Einflüssen ab und ist demnach bey uns in deutlichen Perioden wahrzunehmen (beyläufig gesagt, diese Perioden fehlen auch in Tropenländern nicht, ja sie sind dort oft sehr ausgesprochen). „Wir wissen nur so viel, daß eine größere Menge Flüssigkeit mit großer Kraft aufgenommen, daß die vorher abgelagerte Stärke zu Zucker und Gummi aufgelöst wird und daß demnächst die Entwickelung neuer Blätter und Knospen, bey perennirenden dikotyledonen Holzpflanzen auch die Bildung neuer Jahresringe erfolgt. Wie die einzelnen Zellen den von ihnen aufgenommenen Saft

verarbeiten, ist nur sehr im Allgemeinen für jede Pflanzenart bestimmt. Am Lichte bilden sie viel Schleim, Chlorophyll und bittere Stoffe (Gerbsäure), vom Lichte abgeschlossen mehr Gummi, Stärke und Zucker. Bestimmte Soffe werden auch von einer größeren Menge von Zellen nach specifischer Verschiedenheit und zwar als einfache Stoffe (ätherische und fette Oele, Gummi, Gallerte), in Saftgängen und als der sehr verschiedenartig zusammengesetzte Milchsaft bald in Milchsaftgänge, bald in Milchsaftgefässe hinein abgesondert. Der Proceß dieser innern Ausscheidung ist noch unbekannt." (S. 495.) Dabey macht dieser Physiologe den Satz geltend, daß die sogenannten Gefässe der meisten Pflanzen niemals Saft, nur Luft, und bey einigen wenigen Saft höchstens vielleicht während weniger Wochen führen (S. 496, 498). Er glaubt, daß die Zellen die Nahrungsflüssigkeit endosmotisch von andern Zellen aufnehmen müssen und daß die Entstehung und Fortbildung der Gefäße und Gefäßbündel nicht die Ursache, sondern die Folge einer lebhaften Saftbewegung in bestimmter Richtung sind. (S. 499.)

Aus diesen Anführungen, die wir der Kürze willen nicht weiter treiben können, ergiebt sich, daß Hr. Schleiden sehr wenig, Hr. Schultz sehr viel von einem Processe wissen will, der jedenfalls für die Physiologie der Gewächse von höchstem Interesse ist, und in diesem Interesse haben wir die divergentesten Ansichten einander gegenüber gestellt, ohne fürs Erste irgend ein Urtheil auszusprechen.

Wir gehen jetzt zum zweyten Theile der Schrift über, welcher der größere ist, indem namentlich die Darstellung der Verhältnisse des Lebenssaftes 190 Seiten einnimmt. Er handelt von der Cyklose und zerfällt in 4 Abschnitte. 1. Schicksale der Entdeckung; 2. der Lebenssaft, Latex plantarum; 3. die Lebenssaftgefäße; 4. die Cyklose. Mit Uebergehung des ersten Abschnittes, welcher sich ausschließlich mit dem Historischen beschäftigt, wollen wir zunächst die Untersuchungen des Lebenssaftes ins Auge fassen. Hier scheint uns der Verfasser Verdienstliches geleistet zu haben, denn es finden sich viele neue Beobachtungen an einer großen Anzahl von Pflanzen angestellt, und von ihnen werden mancherley Aufschlüße über das Verhältniß des Saftes zu den Secretionen und zum Ernährungsprocesse abgeleitet.

Der Lebenssaft zeichnet sich vor den übrigen Pflanzensäften durch zwey Verhältnisse aus: seine innere Organisation und Kügelchen-Bildung und seine Gerinnbarkeit (S. 104, 105). Ueber die erste hat der Hr. Verf. zahlreiche neue Beobachtungen angestellt, welche die Form, Größe, Menge und Eigenschaften derselben betreffen. Im Allgemeinen erscheinen die Milchsäfte auf mancherley Stufen der Trübigkeit, oft sogar an einer und derselben Pflanze. Ganz junge Triebe vom Attich, von Maulbeer-, Ahorn- oder Feigenbäumen, von Cichoraceen u. s. f. haben einen noch nicht milchigen Lebenssaft, und er bildet sich erst nach und nach in ältern Trieben in den milchigen Zustand um. Aehnliche Verhältnisse zeigen sich vom Keimen bis zur Entwickelung vieler Pflanzen, ferner bey verschiedenen Arten derselben Gattung und Familie, z. B. den Kürbisgewächsen, Compositis. Ja sogar dieselben Pflanzen in verschiedenen Klimaten sind bald mit milchigen, bald mit helleren Säften versehen. So milchen Cactusarten und Aroideen in Tropenländern, dagegen in unserm Klimate nicht.

Der Grund dieser Verschiedenheiten liegt nach des Hrn. Verfassers Beobachtungen in der Menge und Größe der Saftkügelchen. Je kleiner und zahlreicher nämlich die Saftkügelchen sind, desto milchiger wird der Lebenssaft, wie bey den Feigenbäumen, den Asclepiadeen. Je größer und weniger zahlreich die Kügelchen sind, desto mehr schwindet die Milchfarbe, so daß sogar derjenige Lebenssaft, welcher die absolut größten Kügelchen unter allen von ihm beobachteten Pflanzen enthält, der von Musa nämlich (wo die größten $= \frac{1}{80}$, die kleinsten $= \frac{1}{200}$ Linie im Durchmesser haben) nicht milchig ist. Doch wird auch der Milchsaft durch kleine Kügelchen nicht milchig, wenn sie nur sparsam vorhanden sind, wie bey sehr vielen Pflanzen, besonders der kälteren Klimate. Auch die chemische Constitution der Kügelchen scheint Einfluß auf die Farbe des Saftes zu haben, wenigstens sind die an Wachsfett reicheren Säfte auch die milchigsten.

Es sind diese Kügelchen in den milchigen wie in den nicht milchigen Lebenssäften vorhanden; sie

unterscheiden sich aber durch Form, Größe und Menge. „Die größten Kügelchen, bey den Musaceen, bey Sambucus, sind perlförmig kugelrund. Bey den Feigenbäumen sind sie von derselben Form, aber gleichmäßig sehr viel kleiner; ähnlich jedoch von sehr verschiedener, ungleicher Größe sind sie bey den Convolvulaceen; fast punctförmig klein bey den Syngenesisten. Wo der Lebenssaft nicht milchig, da sind die Kügelchen nicht völlig kugelrund, sondern elliptisch, eckig, höckerig und sehr sparsam.“ Bey den Euphorbiaceen kleben mehrere Kügelchen zusammen und verfließen zu einem maulbeer- oder rosenkranzförmigen, fast cylindrischen aber fast immer höckerigen Körperchen. Diese werden durch Jod, wie Amylumkörnchen, blau, später aber rothbraun. Der Hr. Verf. hat sich viele Mühe gegeben, zahlreiche dieser Kügelchen mit dem Schraubenmikrometer zu messen. Die Milch des Kuhbaumes (Galactodendron utile) ist vorzüglich reich an Kügelchen, die denen der Feigenbäume ähnlich, aber merklich kleiner sind.

Diese Körnchen schwimmen in einer Flüssigkeit, welche der Verf. Saftplasma nennt (weil sich aus ihr, wie im Blute, die Bildungen erzeugen, S. 120). Sie besitzt die Eigenschaft, zu gerinnen und dadurch das Kautschuck zu bilden. In diesem aufgelösten Zustande nennt er dasselbe Elastin, und vergleicht es in seiner durchgreifend ihn beherrschenden Analogie des Thierreichs mit dem thierischen Faserstoff. Atmosphärische Luft, Wärme, Weingeist und Aether befördern die Gerinnung. Er unterscheidet in dem Gerinnsel reines Kautschuck-Gerinnsel (Elastin) und Viscin, das er für ein Gemenge von Elastin, Wachsfett und Gummi hält. Außer dem Elastin ist in dem Plasma des Lebenssaftes Gummi und Zucker, bey wenigen Pflanzen auch etwas Eyweiß, überall sind überdieß verschiedene Salze im Plasma aufgelöst. Zucker und Gummi scheint nie zu fehlen. Alle Lebenssäfte sind sauer, manche so sehr, daß sie sauer schmecken, wie bey Sarcostemma viminale. Die Säure selbst ist meist Essigsäure, Weinsäure, oft auch Gerbsäure, wie bey Musa paradisiaca (S. 181).

Die Kügelchen enthalten einen eigenthümlichen, zwischen Fett, Wachs und Harz in der Mitte stehenden Stoff, den der Verf. Wachsfett oder Saftfett nennt. Dieselbe Substanz ist in der Milch des Kuhbaums im unreinen Zustande als Wachs oder Galactin angesehen worden. Aus frischen Milchsäften läßt sie sich theilweise durch Schmelzen absondern. Aus alt gewordenen Milchsäften hat sie der Verf. durch Behandlung des Saftes mit Aether oder heißem Alkohol, welche die Kügelchen auflösen, dargestellt. Die von den letztern zurückbleibende, unlösliche Substanz verhält sich wie Kork oder Holzfaser. Sie bildet die organische Grundlage derselben. Sonach zerfallen die chemischen Bestandtheile des Lebenssaftes 1) in solche, die in Wasser löslich sind: Gummi, Zucker, vegetabilische Säuren, Salze, bey einigen Pflanzen auch Eyweiß. Diese Stoffe bleiben bey der Gerinnung des Saftes in dem flüssigen Antheil zurück, welchen der Verf., nach seiner herrschenden Ansicht vom Parallelismus mit dem Blute der Thiere, Serum nennt. 2) Enthält der Lebenssaft in Wasser unlösliche Substanzen: das in dem Kügelchen enthaltene Wachsfett und dessen Modificationen, in denen es mehr oder minder harzähnlich wird, ferner die organische Grundlage der Kügelchen (Holzfaser) und das Elastin oder Kautschuck in seinen verschiedenen Zuständen. Das Fettwachs ist also nicht chemisch aufgelöst in dem Safte, sondern in der Form der Kügelchen demselben nur mechanisch beygemengt.

Die Lebenssäfte der verschiedenen Pflanzen unterscheiden sich theils durch das verschiedene Verhältniß der Menge, Form, Größe der Kügelchen, theils durch die verschiedenen Proportionen, in denen ihre chemischen Bestandtheile vorhanden sind. Einige enthalten viel, andere wenig Kautschuck, einige sind reich, andere arm an Gummi. Zucker und eben so Eyweiß ist mehr oder weniger in den verschiedenen Lebenssäften. Die hier vorkommende Säure scheint, wie erwähnt, meistens Essig-, seltener Weinstein- oder Gerbsäure.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen von Dr. C. H. Schultz ꝛc.

(Fortsetzung.)

An die Darstellung dieser Verhältnisse reiht der Verf. eine Aufzählung der durch ihre medizinischen Wirkungen ausgezeichneten Milchsäfte, die er (S. 184 — 192) aus zahlreichen Pflanzen, namentlich aus den Ordnungen der Artocarpeen, Cucurbitaceen, Lobeliaceen, Campanulaceen, Apocyneen, Asclepiadeen, Sapoteen, Guttiferen und Euphorbiaceen, aufführt.

In Beziehung auf diesen Theil des Werkes muß Referent vorzugsweise geltend machen, daß es ihm nach den bisherigen Erfahrungen keineswegs erwiesen scheint, daß der Milchsaft, welcher aus vielen Pflanzen ausfließt, füglich mit dem Lebenssafte, diesen als den Inhalt der eigenthümlichen veräftelten Schläuche genommen, identificirt werden dürfe. Wenn daher der Hr. Verf. die Milch des Kuhbaums und andere milchigen Säfte, die ihm in größerer Quantität zu Gebote standen, analysirt und die erhaltenen Resultate anwendet, um hieraus allgemeine Schlüsse über die Natur des Lebenssaftes und seine organische Darstellung aus dem Holzsafte abzuleiten, so sind wir doch wohl nicht zu der Annahme berechtigt, daß die milchigen Fluida wirklich ausschließlich von den Vasis laticis geführt werden. Wo immer große Quantitäten von milchigen oder trüblichen Säften ergossen werden, kommen sie wohl schwerlich lediglich aus den sogenannten Lebenssaftgefässen allein, sondern vielmehr auch aus den Bastzellen (wie namentlich bey den, an Milchsaft so reichen Apocyneen und Asclepiadeen).

Wenn ferner der Herr Verf. die Kügelchen des Lebenssaftes mit den Fettkügelchen im Chylus und in der thierischen Milch vergleicht (S. 169), so werden sich wohl nur wenige Botaniker dazu verstehen, diese Analogien anzunehmen.

Der Hr. Verfasser geht von der Ansicht aus, daß der Lebenssaft ein veredelter Holzsaft sey. Es mußte ihm deßhalb sehr viel darauf ankommen, die Möglichkeit und Wirklichkeit dieser Umbildung (wir möchten solche Processe lieber Metaschematismen nennen) nachzuweisen. Zu diesem Behufe hat er zahlreiche Analysen der Holzsäfte angestellt, welche sich nicht bloß auf die Bestätigung früher schon bekannter Bestandtheile derselben beschränken, sondern vorzüglich auf die Bildungsgeschichte derselben einzugehen und die Veränderungen zu erläutern suchen, welche die Bestandtheile des Holzsaftes erfahren.

Der Zuckergehalt des Holzsaftes ist längst bekannt. Der Hr. Verf. macht besonders darauf aufmerksam, was namentlich den Runkelrübenzuckerfabrikanten wohl bekannt ist, daß der Zucker hier in zweyerley Formen, nämlich als Rohrzucker und als nicht krystallisirbarer Traubenzucker vorkommt, von denen der erstere sich aus dem letzteren bildet. Daß der Traubenzuckergehalt anfangs größer ist, und sich später Rohrzucker auf jenes Kosten entwickelt, erscheint besonders auffallend bey den Ahornbäumen. Im rohen Nahrungssafte bildet sich zuerst Gummi. Anfänglich macht es fast den alleinigen organischen Bestandtheil in den Holzsäften aus, und es nimmt in dem Verhältniß ab, als der Zucker zunimmt.

Die Stoffmetamorphose geht also von Gummi zu Traubenzucker, von diesem zu Rohrzucker vorwärts, Gummi selbst bildet sich aus den durch Zersetzung der Düngersubstanzen entstandenen Säuren, der Humus-Gallus-Kohlen und Essigsäure, die man sämmtlich in den Holzsäften wieder erkennt, und die sich zum Theil noch in den Lebenssäften erhalten. Auch wird das Gummi und der Traubenzucker des Holzsaftes sehr leicht wieder in Humussäure und Humuskohle reducirt, schon beym einfachen Abdampfen (S. 196). Außerdem findet sich in den Holzsäften Ammoniak, durch dessen Vereinigung mit den Elementen der übrigen Bestandtheile sich vielleicht die stickstoffhaltigen Materien des Lebenssaftes bilden möchten.

Der Holzsaft ist darin bey verschiedenen Pflanzen verschieden, daß seine Bestandtheile in verschiedenen Verhältnissen verbunden erscheinen, und daß die Metamorphose von der Gummi-Bildung zu der des Rohrzuckers auf verschiedenen Stufen der Entwickelung stehen bleiben kann. Es giebt Holzsäfte, die, wie bey der Birke, niemals zur Rohrzuckerbildung gelangen, sondern bey der Traubenzuckerbildung stehen bleiben; andere dagegen, wie die Ahorne, manche Palmen bilden den Traubenzucker fast gänzlich in Rohrzucker um; wieder andere, wie der Weinstock, kommen wenig über die Gummibildung hinaus, indem ihr Saft kaum eine Spur von Zucker bildet; noch andere, wie die Buchen, behalten Gallussäure und humussaure Salze als hauptsächlich vorwaltenden Bestandtheil. Es ergiebt sich hieraus, daß der Holzsaft diejenigen Bestandtheile vorgebildet enthält, welche sich in dem flüssigen Antheile des Lebenssaftes wieder finden. Daher hält sich Hr. Schultz zu der Annahme berechtigt, „daß der Holzsaft die Elementarflüssigkeit darstellt, in welche sich die organisirten Bestandtheile des Lebenssaftes hineinbilden. (S. 204) Gummi, Zucker und vegetabilische Säuren sind im hohen Grade oxydirte Stoffe, aus denen sich durch Desoxydation die mehr desoxydirten, carbonisirten und hydrogenisirten Producte, woraus die Kügelchen, mit dem Wachsfette und das Elastin entstehen, entwickeln. Der Respirationsproceß der Pflanzen beruht daher im Wesentlichen auf Aushauchung des Sauerstoffs aus den oxydirten Stoffen des Holzsaftes durch die blattartigen Theile. Damit beginnt die Kügelchenbildung und die Umbildung des Holzsaftes in Lebenssaft. Diese ist also mit dem Respirationsproceß vom Lichte abhängig und daher sehr gering in den im Finstern aufwachsenden, gebleichten und in jungen keimenden Pflanzen.“ (Ibid.)

Aus dieser Darstellung von den Eigenschaften des Lebenssaftes erscheint es leicht die unterscheidenden Merkmale jener Secreta abzuleiten, welche unter dem Namen der eigenthümlichen Säfte „Succi proprii“ oft mit dem Lebenssafte verwechselt worden. Der Hr. Verf. rechnet dahin: die Balsame, die ätherischen Oele, das Gummi, das als gestaltlose, leblose Secretion in vielen Pflanzen vorkommt.

Im dritten Abschnitte des zweyten Theiles handelt Hr. Schultz von den Lebenssaftgefässen, Vasa laticifera. Dieser Theil des Werkes ist als eine weitere Ausführung dessen zu betrachten, was der Verfasser schon früher, namentlich in der Pariser Preisschrift, dargestellt hat. Diese wird jedoch durch gegenwärtiges Werk nicht entbehrlich, da er sich überall auf die dort gegebenen Thatsachen bezieht, besonders auf die Abbildungen aus andern Pflanzen, als welche hier untersucht sind. Es ist bekannt, daß viele Botaniker die Vasa laticifera nicht oder wenigstens viel seltener, als Hr. Schultz, gesehen haben wollen, daß man die Gefässe oft nur als Intercellulargänge betrachtete. In der lebenden Pflanze sieht man zwar den Verlauf der Gefässe durch die Saftströmung vorgezeichnet; allein beym Zerschneiden lebender Pflanzentheile ziehen sich die Gefässe zusammen, entleeren ihren Saft und sind dann vom umgebenden Zellgewebe nicht zu unterscheiden. Nur in wenigen Fällen, wie in den reifen Früchten der Ficusarten, im Marke mehrerer Asclepiadeen, im Zellgewebe von Euphorbiaceen, ist eine Darstellung im frischen Zustande möglich, obgleich die feineren Verzweigungen auch hier oft verloren gehen. Bey Musa, wo der Lebenssaft gerbsäurehaltig ist, färbt sich der Inhalt der Gefässe schwarz, wenn man Stücke der Pflanze in Eisenauflösung legt, und man erkennt so ihren Lauf. In den meisten Fällen aber ist die Maceration der Pflanzentheile im Wasser, bey der Temperatur der Som-

merwärme, das beste Mittel, die Gefässe von ihren Umgebungen rein zu isoliren, und dieses Mittels hat sich Hr. Schultz vorzüglich bedient.

Zwey Verhältnisse sind von dem Hrn. Verf. bey der anatomischen Untersuchung der Vasa laticis besonders berücksichtigt: ihre eigenthümliche Organisation uud ihre Lage in verschiedenen Pflanzen und Pflanzentheilen. Wir folgen ihm in möglichster Kürze. Was die Organisation betrifft, so spricht er zuerst von den Gefäßnetzen. Die netzförmige Verbindung bildet einen Hauptcharakter der Lebenssaftgefässe. Sie hängen dadurch seitlich zu Schichten zusammen, die sich durch Maceration oft aus der ganzen Rindenschicht ablösen lassen, wie sie auf der ersten Tafel abgebildet sind. Eine Verschiedenheit der Netze zeigt sich bey verschiedenen Pflanzen in der Länge und Kürze, der elliptischen, runden oder eckigen Form der Maschen. Durch netzförmige Anastomosen hängen nicht nur die Gefässe einer Schichte, sondern auch die übereinander liegenden jüngeren und älteren Schichten zusammen, so daß mehrere Lagen entstehen (Sonchus, Taf. 1. Fig. 2). Beym Präpariren zerreißen oft die seitlichen Anastomosen, und dann erscheinen abgebrochene Verzweigungen. Die Gefäßrandung: sie ist sehr zart, glasartig farblos durchsichtig, und erhält Farbe und Zeichnung nur durch den Lebenssaft. Darum so oft übersehen. In älteren Pflanzen, mit fleischigen Rinden werden die Wandungen oft dicker, als der Canal. — Verzweigung der Vasa laticis. Baumartige Verzweigung ist anfänglich nirgends vorhanden: alle Gefässe eines Netzes sind gleich groß. Indem aber jüngere Netze über den ältern entstehen, verzweigen sich die Netze in einander und wenn nun die Anastomosen der ältern Netze obliteriren, so erscheinen scheinbar sich frey verzweigende Stämme. Diese Verzweigungen gehen aber nicht von oben nach unten, und von unten nach oben, also nicht in die Länge der Pflanze, sondern sie gehen von Innen nach Außen, also in der Richtung der Dicke, während in der Längenrichtung die Gefässe unverzweigt gleich stark bleiben.“ Dieß ist H. Schultz's Ansicht über ein Verhältniß, das bekanntlich von andern Physiologen (z. B. Schleiden I. S. 229) anders betrachtet wird, indem sie an blindsackartige Endungen der Vasa laticifera glauben. Referent erinnert sich nicht, jemals eine Anschauung gehabt zu haben, welche ihn unmittelbar eine Obliteration und Aufsaugung eines Theils von einem Lebenssaftgefäß gelehrt hätte.

Ueber die Altersverschiedenheiten und die Entwicklungsgeschichte der Lebenssaftgefässe haben wir das Wesentlichste von Hrn. Schultz Lehre aus dessen Preisschrift schon angeführt, können daher diesen Gegenstand jetzt übergehen. Was die Größe und Form des Querdurchschnittes betrifft, so messen die feinsten im Mittel $\frac{1}{500}$ Linie, sie verengern sich aber bis $\frac{1}{1000}$ Linie; die größten messen $\frac{1}{16}$ bis $\frac{1}{14}$ Linie (Sambucus Ebulus, Euphorbiae). Sie erscheinen im Querdurchschnitt nicht immer rund, sondern eckig, wie die Zellen.

Was die Lage der Lebenssaftgefässe betrifft, so unterscheidet der Verf. die Lage in Bündeln und die in Schichten. In den Spiralgefäßbündeln nehmen die Vasa laticifera stets die äußere, der Peripherie zugekehrte Seite ein. (S. 244.) Die Organisation der Bündel zeigt zwey Hauptverschiedenheiten in den großen Abtheilungen des Pflanzenreiches, auf welche Hr. Sch. seine natürlichen Classen der Synorgana und Dichorgana gründet. Die synorganischen Gefäßbündel zeigen die Spiralgefäße mehr oder minder halbmondförmig geordnet, so daß die Lebensgefäße in dem nach Aussen gekehrten Ausschnitte gelagert sind. Die Bündel sind somit im Durchschnitte rundlich, nicht so keilförmig, wie bey den Dichorganis. Einen Hauptcharakter dieser Bündel setzt der Verf. darein, daß sie ganz von Lagen von Zellen (Bastzellen)eingeschlossen sind. Den Compler dieser Zellen, auf welche bekanntlich Moldenhawer zuerst aufmerksam gemacht hat, nennt Hr. Schultz (S. 246) Bündelscheide. Sie werden mit dem Alter immer größer und dichter, und verhindern die Trennung der Lebenssaftgefäße und Spi-

ralgefäße gänzlich, so daß beyde zeitlebens verbunden bleiben (daher im Allgemeinen für Monokotyledonen der Ausdruck: Synorgana). In den Gefäßbündeln der krautartigen Dichorgana trennen sich die beyden Elemente derselben, die Lebenssaft- und die Spiralgefäße im spätern Alter, so daß die ersteren die Grundlage des Rindenkörpers, letztere die des Holzkörpers bilden, wozu die im Kreise gestellte Lage der Gefäßbündel beyträgt. Jedoch ist diese Stellung allein kein wesentlicher Charakter, wie wir bey den Cucurbitaceen sehen. Die Hauptsache ist, daß diese Gefäßbündel keine Bündelscheiden haben, sondern nur Bündeldecken, d. h. Lagen von Baſtzellen, welche nicht ringsum, sondern nur an der äußern Seite der Bündel aufgelagert sind (S. 251). Mit dieser Anordnung ist nicht bloß eine Trennung der beyden Gefäßarten der Bündel gegeben (Dichorgana), wodurch denn die seitliche Verwachsung der Bündel zu Holzringen und Rindenschichten möglich wird, sondern zugleich eine strahlenförmige Vergrößerung der Bündel gegen den Umfang hin, womit die Bildung der Markstrahlen zusammenhängt.

Ueber die Lage und Entwicklung der Lebenssaftgefäße in den Rindenschichten der Bäume trägt der Verf. (von S. 254 — 274) seine, zum Theil neuen Beobachtungen vor, rücksichtlich welcher wir auf das Werk selbst verweisen, bloß bemerkend, daß die Entwicklung in den dichorganischen Gefäßbündeln nicht gleichmäßig bey allen Pflanzen geschieht. Bey einigen verwachsen zuerst die Spiralgefäßbündel zum Holzring, während die Lebenssaftgefäße noch einen Kreis von isolirten Bündeln bilden; bey andern verwachsen zuerst die Lebenssaftgefäßbündel in der Rinde zu einer continuirlichen Schichte, während die Spiralgefäße noch getrennt bleiben. In der mehrjährigen Rindenschicht mancher Bäume und Gesträuche (Rebe, Linde) besteht die in Einem Sommer gebildete Rinde aus mehreren, durch Zellgewebe getrennten Schichten von Lebenssaftgefäßen, während sich bey andern die Gefäßschichten verschiedener Jahre in der Rinde so ineinander schieben, daß für viele Jahre nur Eine Gefäßschicht in der Rinde zu seyn scheint.

„Die Bündel und Schichten der Lebenssaftgefäße bilden den Heerd des Systems.“ Von hier aus verbreiten sie sich auch ohne Begleitung der Spiralgefäße in das Zellgewebe der Rinde, des Markes, der Früchte, selbst in das Holz, und bilden die feinsten Verzweigungen, welche die einzelnen Zellen umspinnen. (S. 275 — 277.)

Im letzten Abschnitte handelt Hr. Schultz von der Bewegung des Lebenssaftes in den Gefäßen, oder von dem, was er Cyklose nennt. Durch die Gänge und Richtung der Gefäße ist diese Bewegung vorgezeichnet. Sie ist in den neben einander liegenden Gefäßen in entgegengesetzter Richtung eine auf- und absteigende; aber durch die Anastomosen der Gefäßnetze kehren die entgegengesetzten Ströme in einander um, so daß sich so viele Stromkreise bilden, als Gefäßmaschen da sind. Das Auf- und Absteigen ist daher überall unterbrochen, geht niemals durch die ganze Pflanzenlänge, nicht einmal durch die Gliederlänge fort, und überall in ein Kreisen nach allen Richtungen in den Netzen über. Für die Untersuchung werden zunächst die durchsichtigen, blattartigen Theile an solchen Pflanzen empfohlen, die ein helles, farbloses Zellgewebe haben, wie die Stipulae der Alisma, Sagittaria-Arten, der Feigenbäume, Ahorne, die Spreublättchen der Cichoraceen, die Kelchblätter der Mohne, des Schöllkrautes. Hier ist die Bewegung ohne weitere Präparation durchs Mikroskop zu sehen, so lange die Theile lebenskräftig genug sind.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Geschichte der Schöpfung. Eine Darstellung des Entwicklungsganges der Erde und ihrer Bewohner, von Hermann Burmeister, Professor der Zoologie zu Halle. Leipzig 1843.

Zu dem, zum Theil sinnreichen Mährchenkreise der alten Alchymisten gehört jener Homuncio, der aus Stoffen, welche bey dem natürlichen Entstehen des Menschenleibes die wichtigsten sind, auf künstliche Weise bereitet war. Die Stelle des Mutterleibes hatte, mitten im mäßig erwärmten, chemischen Ofen eine gläserne Retorte vertreten, durch deren durchsichtige Wand das bleiche Zerrbild einer kleinen Menschengestalt für solche Augen erkennbar war, denen bey ihren Forschungen das Licht der Phantasie zu Hülfe kam. Hätte sich auch am Angesicht einer solchen wissenschaftlichen Traumgestalt ein Paar der Ohren sammt einem Mund gezeigt, sie würde dennoch keinem Athanasius Kircher zur Rede gestanden seyn, denn sie konnte nicht hören noch sprechen, weil sie — in Wirklichkeit niemals vorhanden gewesen.

Vergleichbar einem solchen homuncio erscheinen jene zahlreichen Phantasiegebilde, welche die Schule einer gewissen neueren, sogenannten Geologie über die Schöpfung und Entwicklungsgeschichte der Erde aufstellte. Wir sehen, wie aus dem zerbrochenen Pfeifenrohre, das ein Knabe in Seifenwasser tauchte, eine Weltkugel, gefüllt mit Lufthauch, hervorgehen; bunte Farbenbilder spiegeln sich an ihrer Außenfläche ab, der Finger möchte die Erscheinung festhalten, doch wie er derselben nahet, zerplatzt sie.

Allen jenen Zauberbildern von Pflanzen, von Thieren, ja von einer Menschengestalt, welche sich die Phantasie der Alchymisten in dem Helldunkel ihrer wunderlich ausgestatteten Retorten erschuf, fehlte nur Eins: die Wirklichkeit des Seyns und Bestehens. Wie diese Dampfgestalten zur wirklich lebenden Pflanzen- und Thierwelt, verhalten sich aber viele unserer neueren geologischen Schöpfungsgeschichten zu dem wahren, einfachen Vorgang der Schöpfung; bey den wenigen Wörtlein: „Gott sprach und es ward“ läßt sich mehr und Sichreres denken als bey all solchen wort- und bändereichen modernen Theorien.

Der Verfasser der oben genannten Schrift ist ein ehrenwerther Forscher im Gebiet der Zoologie, namentlich der Insektenkunde; er hat sich durch manche fleißige Beobachtung, wie durch zahlreiche anatomische Arbeiten um die Erkenntniß der thierischen Natur sehr verdient gemacht; hier betrachten wir jedoch nur die von ihm so genannte „Geschichte der Schöpfung.“

Seine Theorie der Erdbildung ist zunächst jene plutonische, welche man in unseren Tagen nicht mehr neu nennen kann. Es schwebt da kein „Geist Gottes“ über den allgebährenden Wassern, sondern dieser Geist ist ein Dampf, heraufgetrieben durch ein in den Tiefen des Weltalls flammendes Feuer. In der Sonne glühet noch jetzt dieser Brand am mächtigsten, daher ihre erleuchtende und erwärmende Kraft; jene Planeten, welche, wie Saturn, wie Jupiter die geringste Dichtigkeit besitzen, stehen dem anfänglich feuerflüssigen Zustand noch am nächsten; die, deren Dichtigkeit am größesten ist, wie Merkur,

Venus, Erde, haben sich am weitesten von diesem Urzustand entfernt.

Ueber jene unermeßbaren Zeiträume, in denen der Feuerdampf, welcher weit hinaus in den Weltraum verbreitet, an der Stätte der jetzigen Erde sich befand, allmählig so weit erkaltete, daß er die festen Niederschläge bildete, aus denen die Rinde unsers Planeten bestehet, vermag der berechnende Verstand nichts zu sagen. Er muß sich mit der Erwägung jener einzelnen Zehende von Jahrtausenden begnügen, innerhalb denen die Theorie, mit welcher wir es hier zu thun haben, den ein-, ja vielleicht mehrmaligen Untergang der lebendigen Bewohner der Erde durch eine große Fluth und durch eine Bedeckung der Länder von einer viele Jahrhunderte lang lastenden Eisdecke, so wie hierauf ein neues, allmähliges Hervortreten der organischen Leiblichkeit aus dem (alchymistischen) Mutterschooß der Planetenfläche nachweisen will. Diese Ansicht von einem Wechsel des Winterfrostes mit der Frühlings- und Sommertemperatur nicht in dem kurzen Verlauf eines einzelnen Jahres, sondern einer Reihe von Jahrtausenden, sucht sich auf folgende Gründe zu stützen, deren Haltbarkeit wir übrigens nicht verbürgen möchten.

Jeder gute Kalender sagt es uns, daß die Zeit der Sonnennähe der Erde in unsren Tagen fast in die Mitte des Winters unsrer nördlichen Halbkugel (nur etwa 10 Tage nach dem Wintersolstitio und kürzesten Tag: am 1. Januar) eintrete. Dieses bringt uns, weil die Erde nach dem allgemeinen Gesetz der Gravitation den sonnennäheren Theil ihrer Bahn schneller durchläuft als den sonnenferneren, den sie während unsres Sommerhalbjahres betritt, im Vergleich mit den Bewohnern der südlichen Halbkugel den wesentlichen Vortheil, daß wir ein um 7 Tage kürzeres Winter- und ein um eben so viel längeres Sommerhalbjahr haben, als diese. Der Vortheil wäre noch beträchtlicher, wenn die Sonnennähe *genau* in die Mitte des Winters oder auf den kürzesten Tag, nicht um mehr als eine Woche später fiele, wie dieß wirklich in der Zeit des Hohenstaufen, Kaiser Friedrichs II., im Jahre 1258 der Fall gewesen ist. Damals war das Sommerhalbjahr unsrer Halbkugel um volle 8 Tage länger, als jenes der Südhälfte der Erde. Und der Vorzug des längeren Sommers, den unsre Halbkugel vor ihrer südlichen Schwester hat, wird sich im Verlauf der Zeiten wegen des steten Zurückweichens der Nachtgleichen und des Vorrückens der Sonnennähenpunkte der Erdbahn immer mehr verringern; die Sonnennähe der Erde wird allmählig immer weiter von der Mitte des Winters hinweg, nach dem Frühling hinaus fallen, eine Zeit von nahe 60 Jahren wird hierbey immer einen Tag Unterschied machen, und zugleich wird dann auch unser Winterhalbjahr um eben so viel länger werden. Endlich aber wird sich, im Verlauf der Jahrtausende, der Vortheil, welchen seit 6 Jahrtausenden die nördliche Halbkugel genoß, immer mehr der südlichen zuwenden; die Zeit der Sonnennähe der Erde wird allmählig, zuerst in die Zeiten unsres Frühlinges, endlich selbst in die Mitte unsres Sommers fallen, dann ist bey uns der Sommer um 8 Tage kürzer, der Winter um eben so viel länger als dort.

Jener Zeitpunkt, da die Winterdauer auf unsrer nördlichen Halbkugel ihren höchsten Gipfel erreichen wird, fällt in das Jahr 11,784 n. Christi Geburt, so wie er schon einmal, im Jahre 9252 vor Christo eintrat. Aber zwischen diesen beyden Endpunkten des nahe 21,000jährigen Cyklus liegen zwey andre Zeitpunkte, in deren einem (vor fast 6000 Jahren) die Sonnennähe gerade in die Tage unsrer Herbstnachtgleiche fiel, in dem andren aber, bis zu welchem unser Geschlecht noch länger denn vier und ein halbes Jahrtausend zu verleben hat, die Frühlingsnachtgleiche und die Sonnennähe sich begegnen werden. Die Folgen eines solchen Austausches der wechselseitigen Rollen der beyden Halbkugeln lassen sich berechnen.

Mit der anwachsenden Dauer des Winters und seiner Polarnacht muß auch die Kälte jetzt an dem einen, dann an dem andern Pol der Erde zunehmen, der kürzer werdende Sommer behält zum Hinwegthauen der winterlichen Eisdecke immer weniger Kraft; diese wächst an Ausdehnung ihrer Fläche so wie an Dicke; sie erfüllt zuletzt das Polarmeer bis hinab auf seinen Boden. Durch die Ungleichheit der Eismassen an beyden Polen wird aber das

Gleichgewicht zwischen beyden gestört, der Schwerpunkt der Erde wird der größern Masse genähert. Eine nothwendige Folge hievon ist die, daß sich die bewegliche Masse des Meergewässers, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, von jener Seite, wo die geringere Eismasse sich befindet, nach der andren hinzieht, wo die größere ist. Hierdurch muß auf der einen Erdhälfte das Land überfluthet, auf der andern trocken gelegt werden. Deßhalb sehen wir in unsrer Zeit, wo sich die größere Eismasse am Südpol vorfindet, den Nordpol fast überall von Festland umgeben, die Umrisse der größeren Continente laufen gegen den Südpol hin spitzig zu, weil die Tiefe des Meeres hier so bedeutend zunimmt, daß, je weiter nach Süden, desto weniger Land über seine Fläche hervorragen kann.

Aber dieses Verhältniß wird nicht immer dasselbe bleiben. In demselben Maaße, in welchem die Dauer des Winters auf der nördlichen Halbkugel zu, auf der südlichen dagegen abnimmt, wird sich auch die Eismasse des Nordpoles vergrößern, während zugleich die des Südpols anfängt zu erweichen und zu schmelzen. Wenn diese Erweichung ihren höchsten Grad erreicht hat, wird die Eisdecke des Meeres zerbrechen, es tritt dann ein Eisgang ein, „der Schwerpunkt geht plötzlich auf die Seite des andren Poles über, wobey die Wasser des Südpols gegen den Nordpol stürzen, und die Umgebungen desselben unter ihrem Spiegel begraben.“ Und nicht nur die Umgebungen des Poles, sondern alle „Ebenen“ der nördlichen Halbkugel würde dann die plötzlich hereinbrechende allgemeine Fluth bedecken, sie würde die hier wohnenden organischen Wesen ertränken, und ihre Leichname mit sich hinreißen nach der Nähe des Poles, wo sie in die hier lagernden Eismassen eingebettet würden. Auf solche Weise hat ein früheres Anwachsen des Polareises, das nach der Theorie bis ins südliche Schweden herabreichte, gewirkt; auf solche Weise auch jene große Fluth, welche die Leichname so vieler größerer Landthiere nach den nördlichen Polargegenden hinführte, wo sie, wie namentlich in Sibirien, zum Theil noch wohl erhalten im Eis verschlossen sind.

Nach solchen, auf das Eis gebauten Rechnungen, giengen auch wir, mit unsrem jetzigen Weltalter „einem unfehlbaren Untergang entgegen,“ welcher jedoch erst unsre Nachkommen, die um das Jahr 6500 leben werden, ereilen kann. Die Vorzeichen der neuen Sündfluth, die dann kommen soll, werden die seyn, daß die Eismasse des Nordpoles fortwährend zunimmt, und zuletzt bis ins südliche Schweden, ja bis nach Deutschland sich ausbreitet. Dann kommt jenes doppelte Weh des Wassers und des Winters, den schon die nordische Göttersage als das Ende der Dinge voraus verkündet.

So sehr wir dieses harte Loos unsrer Nachkommen beklagen, müssen wir es dennoch auch als einen Vorheil für sie betrachten, daß ihnen ihr Schicksal so lange voraus verkündigt wird. Und wenn wir bedenken, was schon in unsren erleuchteten Tagen durch die Macht und Majestät des Dampfes geleistet wird, dann dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß ein so viel späteres Geschlecht, welches „auf den Schultern“ von einer doppelt so großen Zahl der Jahrtausende steht, als wir, uns nicht bloß an Erleuchtung, sondern auch an Kraft des Dampfes übertreffen werde. Durch diese Kraft kann dann der Umzug aus der nördlichen, dem Gewässer wieder anheim fallenden Halbkugel, in die zu gleicher Zeit wieder aus dem Meere hervorsteigenden Festländer der südlichen keine große Schwierigkeit haben, und vielleicht findet sich da auch noch manches alte Geräthe und Obdach, dessen sich schon ein vor zehn Jahrtausenden auf dem südlichen Festland hausendes Menschengeschlecht bedient hat.

Die Cykloſe des Lebensſaftes in den Pflanzen von Dr. C. H. Schultz ꝛc.

(Schluß.)

Der Hr. Verf. geht nun in weitere Details über die verſchiedenen Modificationen der Cykloſe ein; wir ziehen aber vor, ihm hier nicht ins Einzelne zu folgen, da es uns unmöglich ſcheint, durch directe Beobachtungen zu Reſultaten zu gelangen, und demnach vieles, was hier vorgebracht iſt, ſich noch als hypothetiſch erweiſen wird. Insbeſondere verwahren wir uns auch gegen die Annahme von netzförmigen Strömungen in den Haaren mancher Pflanzen, als in contrahirten Lebensgefäſſen vor ſich gehend (S. 292 — 304.). Was wir bisher zu beobachten Gelegenheit hatten, berechtigt uns ſchlechterdings nicht zur Annahme von einem ſolchen, die Zellen des Haares ſelbſt umſpinnenden Gefäßnetze, ſondern es handelt ſich hier nur von feinen nach verſchiedenen Richtungen ſtreichenden, vom Cytoblaſt ausgehenden und zu ihm zurückkehrenden Strömchen.

Im Vorſtehenden glauben wir das Factiſche in den Unterſuchungen des Hrn. Schultz wiedergegeben und ſeine früheren wie ſpäteren Leiſtungen auf dieſem Gebiete in das rechte Licht geſetzt zu haben. Verdienſtlich ſowohl wegen der Natur des Gegenſtandes als wegen des Fleißes und der Hingebung, womit Hr. Schultz über dieſen Gegenſtand arbeitet, würden ſie ohne Zweifel mehr Anerkennung gefunden haben, wenn er nicht in ſolcher Weiſe auf eine Generaliſirung der von ihm aufgeſtellten Sätze gedrungen hätte, daß man Bedenken trug, auch da, wo die Beobachtung für ihn zu ſprechen ſchien, einer ſchematiſchen Anſicht zu folgen, welche, die Pflanze fortwährend mit dem Thiere paralleliſirend, die vegetative Natur im Allgemeinen umfaſſen und jeder Lehre von Ernährung der Pflanze, oder doch wenigſtens der Holzpflanzen zu Grund liegen ſollte. Nun finden wir aber bey ſehr vielen Gewächſen keine Spur von ſolchen Vasis laticis, und ihre Function muß daher jedenfalls durch andere Organe, namentlich durch die Zellen des Baſtes erſetzt werden. Bey denjenigen Pflanzen aber, die des Gefäßſyſtems gänzlich ermangeln, kann die Ernährung und das Wachsthum nicht von den Typen der Saftbewegung abhängig ſeyn, welche hier geſchildert worden. Während aber gegenwärtig treffliche Beobachter den Pflanzenleib ausſchließlich als ein Aggregat von Zellen betrachten und ſeine Wachsthumsthätigkeit nur aus den allgemeinen Geſetzen der Endosmoſe zu begreifen ſuchen, macht Herr Schultz eine organiſche Complication geltend, welche in ſolcher Ausdehnung und Bedeutung von vielen Botanikern nicht angenommen wird. Daß die plaſtiſche Thätigkeit in unſeren dicotyledoniſchen Pflanzen am deutlichſten und erfolgreichſten nicht an der Peripherie des Stammes und der Aeſte, da wo die unmittelbarſte Rückwirkung der blattartigen Theile ſtatt hat, ſondern weiter einwärts, eben an der Gränze zwiſchen Holz und Rindenkörper, in einer Zone ſtatt findet, welche durch die Organiſation der Baſtzellen und oft auch der, in dieſen enthaltenen, Lebensſaftgefäſſe ausgezeichnet iſt, mag immerhin die Unterſuchung zunächſt auf die Vorgänge hinlenken, welche hier in den bereits gebildeten, wie in den zu bildenden Theilen ſtatt finden; aber viel zu früh muß es erſcheinen, wenn man das verhältnißmäßig Wenige, was man zur Zeit über dieſe noch ſo dunklen und ſchwer zu enträthſelnden organiſchen Vorgänge weiß, zu Allgemeinheit erheben und auf dasſelbe eine durchgreifende Doctrin von der Ernährung und dem Wachsthum der Pflanzen errichten will.

Ω.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Kaschmir und das Reich der Siek, von Carl Frhn. von Hügel, dritter Band 1841, vierter Band 1842.

Wir gaben bereits früher, im 12. Band der gel. Anzeigen Nr. 87, eine kurze Uebersicht über den Inhalt der beyden ersten Bände dieses reichhaltigen Werkes. Jene Bände umfaßten zunächst die Beschreibung der Hinreise nach Kaschmir, so wie dieses Landes selber; was uns hier noch zu betrachten übrig bleibt, das ist die Rückkehr unsres Reisenden nach Indien, durch deren Beschreibung derselbe das Interesse seiner Leser noch in gleicher Aufregung zu erhalten weiß, als in den ersten Theilen seines Buches.

Auch das Paradies der Hindus, das herrliche Thal von Kaschmir gewährt, selbst dem begünstigtsten Reisenden, nicht lauter Genuß und Freude, sondern, namentlich im Winter, neben dem Genuß nicht geringe Beschwerden und Leiden. Die Kälte war in der letzten Zeit, welche Freyherr v. Hügel in jenem Alpenthale zubrachte, für ihn, den sein längerer Aufenthalt im heißen Indien so verwöhnt hatte, höchst empfindlich geworden. Als er am 9. Dezember, dem Laufe der Dschilun folgend, das Thal von Kaschmir verließ, da war seine leibliche Stimmung nicht mehr jene günstige und wohlthuende, in welcher er einige Wochen vorher das hochgepriesene Land betreten hatte. Er fühlte sich tief erschöpft, die Haut an dem Innern der Hände, wie an den Fußsohlen, war von der Kälte so zersprungen, daß jede Bewegung heftigen Schmerz und neue blutende Wunden erregte; selbst bey Nacht verscheuchte der Frost die ersehnte Ruhe. Doch waren alle diese Beschwerden jetzt ihrem Ende nahe. Von den Engpässen bey Baramulla — dem natürlichen Felsenthore des Kaschmirthales — an, bringt jeder Tagmarsch den Reisenden in ein auffallend milderes Klima. Die Dschilun, welche auf der ebenen Sohle des Kaschmirthales eine kaum merkliche Fortbewegung hat, wird an dem steilen Abfall, den sie von jetzt an betritt, zu einem wild reissenden Strome, der von Zeit zu Zeit mächtige Wasserfälle bildet, und so wie das Wasser des Flusses, senkt sich auch der Weg von Baramulla nach Uri Serai in raschem Uebergang abwärts.

Diese wahrscheinlich älteste Straße von Indien nach Kaschmir ist reich an erhabenen Naturschönheiten; bedeutungsvoll durch die zum Theil uralten Bauwerke der Menschen, die an ihrem Verlauf als Trümmermassen da stehen. Namentlich zeigen sich auch bey Uri Serai die Reste einer steinernen Brücke, welche vormals für Menschen, wie für Lastthiere einen sichern Uebergang über die Dschilun gewährte; das jetzige Volk des Landes vermag keine solchen Bauwerke mehr zu begründen; statt einer Brücke ist von dem jenseits des Flusses, auf senkrechter Höhe gelegnen Uri Killah ein Strick aus Pferdehäuten nach dem diesseitigen Ufer, nahe bey der kleinen Festung Ghorighur, schlaff ausgespannt, welcher in Zwischenräumen von je drey Fuß einen Knoten hat, und zu beyden Seiten von zwey höher gespannten Stricken begleitet wird, an denen der Wandrer bey dem halsbrechenden Uebergang über den tief unter ihm rauschenden Strom

sich fest halten kann. Von dort weiter abwärts hat die Dschilun sich ihren Weg öfters durch so steile Felsenwände gebrochen, daß selbst manche Orte, welche unmittelbar am gähen Ufer liegen, zuweilen an Wassermangel leiden, weil ihre Bewohner nicht im Stande sind, zum Fluß hinab zu kommen und hier Wasser zu schöpfen. Und nahe an diesen gähen Abhängen, auf losem, leicht rollendem Gestein, führt stellenweise der Weg für Fußgänger und Reiter hin, welche an der einen Seite das noch höher ansteigende, steile Gebirge, an der andern den Absturz neben sich haben, in dessen weit abgelegner Tiefe die Dschilun über Felsentrümmer hinabrauscht. Einen der gefährlichsten Punkte dieses Felsenpasses hat sich übrigens die Phantasie der Sieks und der Kaschmirer durch wunderliche Gespensterſagen noch furchtbarer gemacht. Obgleich der Reisende in jenem Engpaß öfters kaum eine Stelle findet, die so viele Ebene bildet, daß sich auf ihr ein Zelt aufschlagen ließe, war hier doch der Ort, an welchem die Armee der Söhne und Nachfolger Timur Schachs mit jener der Statthalter von Kaschmir zusammen traf, und wo beyde sich eine blutige Schlacht lieferten.

Gegen Kathai hin erweitert sich das enge Alpenthal; die Gegend trägt deutliche Spuren eines vormaligen sorgfältigen Anbaues an sich, doch auf all den unzähligen Terrassen, welche einst dem Reisbaue dienten, wächst jetzt nur hohes Gras; die Quellen und Bäche, welche zur Bewässerung der Reisfelder benutzt waren, stürzen in selbst ausgewaschenen, regellosen Betten zur Tiefe hinab.

Da Kathai in Mittelasien als der Name für China gebraucht wird, hatte unser Reisender hier etwas zu finden gehofft, was an die Verschwisterung der beyden gleichnamigen Reiche erinnern könnte. Denn auch hier dieses Kathai oder China ist ein Königreich, dessen Herrscher den pomphaften Titel: Sultan Zaberdust Khan führt, dabey aber kaum so viel Einkünfte bezieht, als die Besoldung eines Hauptmannes der ostindischen Kompagnie beträgt. Denn das ganze kleine Besitzthum scheint sich mehr zu einem Aufenthalt für Ziegen als für menschliche Bewohner zu eignen; man sieht zwar überall Oelbäume, aber es sind verwilderte, deren Früchte kein Oel geben; die Weinreben entbehren der menschlichen Pflege, wie der Feldboden des Anbaues; die Residenzstadt Kathai besteht aus zerstreuten Häusern, dabey ist eine kleine, sogenannte Festung, deren Mauern aus Erdhaufen errichtet, deren Häuser aus Lehmen und Holz gebaut sind, und welche überdieß zu ihrem Zwecke die ungeschickteste Lage hat. Dennoch betrachteten die mohamedanischen Soldaten, welche vor der Erdhaufen-Feste saßen, den Zug der Fremden mit Hohnlächeln; unser Reisender fragte sie dagegen, wo ihr Sultan Zaberdust Khan sey? obgleich er wohl wußte, daß dieser kleine Herrscher als Geissel in Kaschmir zurück gehalten werde. Die Soldaten, welche die Frage als hohe Beleidigung aufnahmen, verrammelten alsbald das Thor ihrer Feste, legten ihre Mauergewehre wie zum Schuß bereit gegen die Leute der kleinen Karavane an, welche demohnerachtet auf Befehl ihres Herrn die Zelte innerhalb Schußweite der Feste aufschlugen. Aber gerade diese Handlung der europäischen Entschlossenheit hielt die Feinde in solchem Respekt, daß sie, statt der Geschosse, nur von Zeit zu Zeit ein wildes Geschrey gegen die Reisenden ausstießen, und daß selbst der Thanadar oder Commandant der Festung, der sich gegen den Offizier der begleitenden Sieks Drohungen erlaubt hatte, die Strafrede, welche ihm unser Reisender am andern Morgen hielt, in demüthiger Unterwürfigkeit anhörte.

Kathai, welches Hr. v. Hügel schon am 12. Dez. erreicht hatte, liegt um 2200 Fuß tiefer als das Hochthal von Kaschmir; ein warmer Lufthauch, aus Indiens Ebenen herkommend, empfieng hier die Reisenden und linderte bald die leiblichen Beschwerden, welche Hr. v. Hügel als Folge der Erkältung noch an sich trug. Allmälig nahm auf dem Wege gegen Khanda hin auch die Natur einen milderen Charakter an; schon ließen einzelne Gewächse des wärmeren Südens sich sehen, einzelne Vögel des indianischen Tieflandes ihre Stimme vernehmen und bald kamen zu diesen Zügen der Natur noch andre, bedeutungsvollere Zeichen der Nachbarschaft von Indien, denn bey Hattia, wo die Reisenden am 14. Dez. ihr Nachtlager nahmen, trafen sie schon Familien der Hindu's an, von

denen sie im bisherigen Verlauf ihrer Heimreise, unter den mohamedanischen Bewohnern des Dschilunthales keine Spur gefunden hatten. Jene beyden Hindu, welche der kleinen Karawane entgegen kamen, gehörten zwar auch zur Kaste der Brahminen, sie aber und alle ihre Glaubensgenossen empfiengen den Brahminen Thaker-Das, der im Gefolge unsres Reisenden war, mit ganz besondrer Ehrfurcht, weil derselbe einen viel höheren Rang in ihrer Priesterkaste bekleidete als sie selber.

Der Khan von Mazufferabad, einem Orte, welcher 2100 Einwohner zählt, davon ein Drittel Hindu's sind, machte auf unsern Reisenden, welcher am 16. Dez. bey dieser Stadt übernachtete, einen rührenden Eindruck. Der Fürst kam zum Besuch in das Zelt des vornehmen Europäers, theils, wie er sagte, um diesem seine Ehrfurcht zu bezeugen, theils aber um bey ihm Hülfe zu suchen für seine, dem Erblinden nahe stehenden Augen und gegen eine (unheilbare) Krankheit, die an der Wurzel seines Lebens nagte. Das Angesicht dieses Greises, welcher noch jetzt den Titel Sultan führt und vormals ein Fürst von bedeutendem Ansehen war, gehörte zu jenen imposant edlen und schönen Formen, die bey den Orientalen von höherem Stande nicht gar selten gefunden werden. Ein tiefer Ernst sprach sich in allen Zügen aus, und bald öffnete das theilnehmende, freundliche Bezeugen des Fremden auch den schweigsamen Mund des Sultans; dieser erzählte unsrem Reisenden, daß sein einziger Sohn unlängst gestorben sey, und nur einen Knaben hinterlassen habe, der als Geissel in Kaschmir verwahrt werde. Es war nun der einzige, sehnlichste Wunsch des Greises, vor seinem nahen Ende noch einmal den Enkel zu umarmen. Freyherr v. Hügel versprach dem alten Fürsten, daß er durch seine Verwendung bey dem Herrscher der Sieks Alles, was er vermöge, zur Erfüllung dieses Wunsches beytragen wolle. Im weiterem Verlaufe des Gespräches und durch anderweitig eingezogene Erkundigungen erfuhr unser Reisender, daß die Einkünfte des Sultans, welche früher, als der Verkehr zwischen Kaschmir und Kabul noch sehr blühend war, sehr ansehnlich gewesen, bis auf 30,000 Rupien herab gesunken seyen und hiervon mußte er 6000, ja nach einer neuesten Forderung 12,000 an die Sieksherrschaft abgeben. Der Pallast seiner Vorfahren war eingestürzt, der Sultan, zu arm, sich ein anständiges Wohnhaus zu erbauen, bewohnte auf dem jenseits des Wildbaches gelegnen Hügel ein kleines, neu errichtetes Haus. Am Abend schlich sich mit besondrer Heimlichkeit, aus Furcht vor den begleitenden Sieks, eine Gesandschaft des Fürsten in das Zelt unsres Reisenden, welche diesem allerhand kleine Geschenke von ihrem Herrn brachte und durch mancherley vorsichtige Wendungen des Gespräches den Wunsch zu erkennen gab, daß doch die englisch-ostindische Compagnie Mazufferabad unter ihre Schutzherrschaft nehmen möchte.

Jenseits des Kischen-Gangaflusses, bey Fattihghur, ist die Gegend durch Räuberbanden sehr unsicher. Eine hölzerne Brücke, welche über die Konyar führte, war erst vor Kurzem von solchem Gesindel abgebrannt worden; die Reisenden mußten zu Fuß mit Lebensgefahr über einen halbverbrannten Balken hinüber gehen, während die Lastthiere an einer andern Stelle des Flusses durch sein ziemlich tiefes Gewässer hindurch zogen. Schon der bloße Anblick der Bewohner des kleinen Oertleins Ghäri, welche eben so schmutzig und armselig wie ihre Hütten, eben so verwildert aussahen, wie ihre Umgegend, ließ es errathen, daß diese Leute nicht von der Arbeit ihrer eignen Hände, sondern nur von fremder Beute leben; die Habgier sprach unverkennbar aus ihren wild funkelnden Augen, nur die Furcht vor der großen Zahl und vor den guten Waffen der Fremden hielt den Ausbruch zurück; die Maaßregel unsers Reisenden, den Ortsvorstand als Geißel für die Aufführung seines Diebsgesindels, während der Nachtzeit in Gewahrsam zu behalten, erschien hier zweckmäßig und nothwendig.

Dem sehnlichen Verlangen unsres Reisenden nach den Vorzügen der cultivirteren Welt, that es unbeschreiblich wohl, als er nach den beschwerlichen Tagmärschen in der Einöde der Gebirge nahe bey der Thalebene von Vergund eine zahlreiche Heerde von Kameelen, und in ihnen die Mittel zu einer bequemeren Weise des Fortkommens erblickte. Die Hirten und Hüter dieser Heerde wagten es nicht, sich vor den Fremden sehen zu lassen, denn in

dieser Gegend kennt man als Hauptgewerbe der Menschen nur das der Räuber; Jeder, wo sich ihm die Gelegenheit darbeut, treibt dieses Gewerbe; Jeder, der einem Andren begegnet, wägt diesen Andren mit seinen Blicken ab, ob dieser oder ob er selber der mächtigere Räuber und Mordgeselle sey, und je nach dem Befund dieser Abschätzung wagt er den Angriff oder erwählt die Flucht. Hier ist kein Dorf vor dem zunächst gelegenen sicher, eine dichte Umzäunung des dornigen Zizyphusgesträuches, an welcher nur ein Eingang offen gelassen wird, den man bey Nacht ebenfalls durch Zizyphusdornen verschließt, gewährt wenigstens gegen die Ueberfälle der guten Nachbarn einigen Schutz, nicht aber gegen die Mordbrenner, welche die Dornen in Brand stecken. Gegen die Anfälle von diesen sucht sich jede Gemeinde noch durch eine Art von Citadelle, in der Mitte der Ortschaft sicher zu stellen; dort werden auch die Kostbarkeiten der Einwohner aufbewahrt. Dennoch erscheint das Räuberhandwerk der Leute, welche im Thal von Vergund wohnen, mehr aus einer Art Liebhaberey, als aus Noth entsprungen zu seyn, denn der Boden ist reich, und manches der zahlreichen über das Thal verbreiteten Dörfer gewährt der jetzigen Regierung der Sieks ein Einkommen von 2 bis 3000 Rupien.

Nahe vor Monsur führte der Weg an einigen jener (15 Fuß langen und 9 Fuß breiten) Riesengräbern vorüber, welche in Afghanistan häufig vorkommen. Nahe bey Monsur ist die Gränze der Besitzungen von Rundschid Singh, des Herrschers der Siek; eben so gränzen aber auch gegen Westen hin die Besitzungen des Prinda Khan an diese Gegend. Dieser Khan betreibt das Geschäft unsrer alten Raubritter nach sehr großartigem Maaßstabe. Ganze Compagnien seiner Bauern, meist mit Stöcken bewaffnet, werden von ihm aufgeboten, um etwa ein nahe bey der Gränze gelegenes Dorf zu plündern oder eine vorbeyziehende Carawane zu berauben, wobey indeß nur selten Mordthaten verübt werden. Auch unser Reisender hielt sich in dieser Nachbarschaft nicht sicher, sondern bot Alles auf, um derselben baldmöglichst zu entkommen.

Die widerwärtigen Empfindungen, welche die Nachbarschaft eines solchen Raubgesindels und in

Nauschära ein nächtlicher Regenguß erregt hatte, der von unten wie oben in die ungünstig aufgestellten Zelte eindrang, wurden bald vergessen, als jetzt im Gebiet der Sieks mit jedem Tage die Annehmlichkeiten des indischen Klimas mehr hervortraten. Im Dorthale wird ein eigenthümlicher Ingwer, von der Größe eines Taubeneyes gebaut, welcher seiner Kräfte wegen in China, wohin man über Tibet ihn ausführt, sehr geschätzt ist. Auch Zuckerrohr gedeiht hier in solcher Fülle, daß man die Pferde mit demselben füttert und daß die Häuptlinge der Dörfer dem Reisenden überall mit einem Geschenk von Kandiszucker entgegen kommen.

Aber auch die gewöhnlichen ansehnlicheren Geschenke in Geld, welche Rundschid Singh unsrem von der englischen Compagnie ihm empfohlenen Reisenden schon auf der Hinreise durch sein Ländergebiet hatte reichen lassen, stellten sich jetzt von neuem ein. Als Hr. v. Hügel am 23. December an der Festung Kischenghur vorüberritt, da öffnete sich das Thor, ein Knabe, in Goldstoff gekleidet, mit prachtvollen Waffen geschmückt, auf einem edlen Rosse sitzend, sprengte heraus; hinter ihm ein ansehnliches Gefolge. Der Knabe, ein Sohn des Harry Singh, eines der ausgezeichnetsten Generäle des Rundschid Singh, brachte im Auftrag des Letzteren dem hochbegünstigten Fremdling ein Geschenk von 101 Rupien, und fand sich beleidigt, als der Reisende es ausschlug. „Der Fremde,“ so sprach er beym Hinwegreiten, „nimmt von mir das Geschenk nicht an, weil ich ein kleiner Knabe bin; wäre ich ein Mann, er würde das nicht wagen.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Anatomische Untersuchungen über die Edentaten. Von Wilhelm von Rapp. Tübingen 1843. 79 S. 4. mit 9 Steindrucktafeln.

Die Edentaten bilden eine an Gattungen zwar sehr arme, zugleich aber durch Mannigfaltigkeit in den äußern Formen sehr ausgezeichnete Ordnung. Schon Linné und Schreber hatten die ihnen von dieser Abtheilung bekannten Gattungen unter dem Namen Bruta zusammengestellt, und als wesentliches Merkmal den Mangel der Vorderzähne hervorgehoben. Diesem Kennzeichen gemäß enthielt ihre Ordnung Bruta nicht bloß die Gattungen Bradypus, Myrmecophaga, Manis und Dasypus, sondern auch noch das Wallroß, den Elephanten und das Nashorn, welch letzteres jedoch Linné in der zwölften Ausgabe seines Systema naturae hievon entfernte und unter die Belluae brachte. Aber auch nach dieser Berichtigung war es noch immer unnatürlich, das Wallroß und den Elephanten mit den ächten Edentaten unter einer Ordnung begreifen zu wollen, da der ganze innere und äußere Bau gegen eine solche naturwidrige Zusammenstellung sprach; abgesehen davon, daß nicht einmal das charakteristische Ordnungsmerkmal bey diesen beyden Gattungen zutraf, indem das Wallroß in der Oberkinnlade mit 2 ächten Schneidzähnen versehen ist, die Stoßzähne des Elephanten aber, als in den Zwischenkiefern eingepflanzt, ebenfalls als Vorderzähne erklärt werden müssen.

Mit Recht trennte daher Cuvier die letzt genannten Gattungen von den andern ab und bildete aus diesen eine besondere Ordnung, der er noch das Schnabelthier und den Ameisenigel beyfügte. Statt des Linneischen Namens Bruta wählte er den der Edentés und hob als wesentliches Merkmal den Mangel von Zähnen auf dem Vordertheil der Kiefer hervor, und machte dabey noch auf die langen Krallen aufmerksam. In diesen Merkmalen stimmen auch alle von ihm hieher gestellten Gattungen überein, denn wenn gleich der Dasypus setosus mit zwey Zähnen versehen ist, die wegen ihrer Stellung im Zwischenkiefer als Vorder- oder Schneidezähne gelten müssen, so stehen sie doch nicht auf dem Vordertheil der Oberkinnlade, sondern auf deren Seitentheilen.

Die Cuvier'sche Ordnung der Edentaten wurde indeß nicht von allen Zoologen in ihrem ganzen Umfange angenommen. Schon Geoffroy trennte die Schnabelthiere und Ameisenigel von ihnen als besondere Ordnung Monotremata ab, und Illiger folgte seinem Beyspiele. Seit genauerer Bekanntschaft mit ihrem inneren Baue hat man diese Thiere in nähere Beziehung mit den Beutelthieren gebracht, indem man sie diesen theils als eigene Familie anschloß, theils als eigene Ordnung ihnen folgen ließ. Letzteres möchte der schicklichste Platz seyn, den die Monotremen im Systeme erhalten dürften. Den Edentaten verbleiben alsdann bloß die beyden Familien der Faulthiere und Grabthiere, die zusammen eine sehr natürliche Ordnung bilden, indem zwar in dem jetzigen Bestande der Thierwelt zwischen den beyden Familien eine Lücke bleibt, die jedoch in der früheren Schöpfung durch das Megatherium ausgefüllt wurde, so daß man nicht

nöthig hat, wie Illiger es gethan, aus ihnen zwey gesonderte Ordnungen zu errichten.

(Schluß folgt.)

Kaschmir und das Reich der Siek ꝛc.

(Schluß.)

In der ganz nahe bey Kischenghur gelegenen Stadt Haripur fanden endlich die indischen Begleiter und Dienstleute des Hrn. v. Hügel alle die so lang entbehrten Freuden und Genüsse ihres lieben Vaterlandes wieder. Sie blieben zuletzt alle hinter ihrem Herrn, der nicht in dieser Stadt verweilen wollte, zurück, indem der Eine Dieß, der Andre Jenes in dem reich versehenen Bazar einkaufte oder beym Kaffee und Sorbet wie durch den Anblick der Tänzerinnen sich fesseln ließ. Der Reisende, als endlich nach etwa einer Stunde das Gefolge ihm nachkam, fühlte sich dennoch unvermögend, auf die Ausläufer zu schelten; sie hatten lange genug mit ihm alle Entbehrungen einer mühsamen Reise erduldet.

Aus dem Thale Dor zieht sich jetzt die Straße nach Lahore durch das Thal des Hurroflusses. In dem Dorfe Kot bemerkte unser Reisender, daß das schönste und ansehnlichste Haus des Ortes dem Armen, oder Fackhir des Dorfes gehörte, welcher ganz in Seide gekleidet so eben in einem Palankin sich vorbeytragen ließ. Dieser Arme oder vielmehr dieser reiche Bettler empfängt sein Almosen aus 30 Dörfern, welche zu seinem Bettelsprengel gehören.

In Hussein Abdall ließ unser Reisender den größesten Theil seines Gefolges und seines Gepäckes zurück, um von hier aus den Indus und die Festung Atock: den nordwestlichsten Gränzort von Indien zu besuchen. Jenseits des Indus beginnt dort das Gebiet von Afghanistan. In Atok, welches selber von augenfälliger, stattlicher Bauart von Ruinen umgeben ist, die zu noch prachtvolleren Gebäuden aus den Zeiten des großen Akbar Khan gehörten, befand sich damals Kaschmir Singh, der seinem Vater, dem Rundschid Singh, an Gaben des Geistes sehr nahe zu stehen scheint, während der älteste Prinz und künftige Thronerbe des mächtitigen Rundschid, dem Blödsinn nahe steht. Kaschmir Singh ersuchte unsern Reisenden aufs höflichste, mehrere Tage bey ihm in Atok zu verweilen, und allerdings wäre dieß für ihn von Vortheil gewesen, wenn er durch diesen Aufenthalt die kalten Regenschauer hätte vermeiden können, welche ihn in den letzten Tagen des Jahres so wie in den ersten Tagen des neuen, 1836ten Jahres heimsuchten. Aber nun war ja auch die Hauptaufgabe der Reise gelöst; in Visirabad, wo am 6. Januar ein stattlicher, vom Rundschid Singh gesendeter Glaswagen den vornehmen Fremdling erwartete, dünkte sich dieser schon in Europa zu seyn.

In Schah Derah, wo sich das prachtvolle Grabmahl Jehanghirs befindet, mußte Hr. v. Hügel das feyerliche Entgegenkommen einer Gesandtschaft des Rundschid Singh, aus dem nahe gelegenen Lahore, abwarten; in Begleitung dieses glänzenden Gefolges hielt er am 11. Januar seinen Einzug in der mächtigen, volkreichen, nach ihrer Art herrlichen Hauptstadt Lahore, wo er in dem ganz nach europäischer Weise erbauten und eingerichteten Pallast des General Ventura die freundlichste Aufnahme fand.

Nachdem der Verfasser das Versprechen, das der Titel seines Werkes: Kaschmir und das Reich der Siek dem Leser gab, schon im Vorhergehenden zum größesten Theil erfüllt hat, läßt derselbe an dieser Stelle seiner Reisebeschreibung einen Ruhepunkt eintreten, der ihm Gelegenheit und Muse zur Betrachtung der merkwürdigen Sekte der Siek und ihres jetzigen Herrschers gewährt.

In derselben Zeit, welche bey vielen Völkern der Erde an ähnlichen, geistigen Bewegungen reich war, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, unter der Regierung Babers, des großen Gründers von Timurs Dynastie in Indien (um 1530), lebte und wirkte der Guru Nanak, der Stifter der Sieksreligion. Das, was er lehrte, stimmte den Grundzügen nach mit der Hindureligion über-

ein, nur unterschied es sich durch das offen zu Tage liegende Streben, das ausschließende Uebergewicht der Brahminenkaste zu beschränken und die niederen Kasten des Volkes von ihrer geistigen Obergewalt zu emancipiren. Nach der Lehre der Hindus darf nur der Brahmin die Betrachtung dessen, was seine unsterbliche Seele betrifft, zu seinem Hauptgeschäft machen; nur er darf die heiligen Bücher, die Vedas lesen; nur er darf sich in seinen Gebeten an den einigen Gott, den Inbegriff aller Vollkommenheiten wenden, und zwar im Innersten des Tempels, in welchem kein Götzenbild, sondern nur ein Symbol der Gottheit gefunden wird. Dagegen hat der Hindu der niedren Kasten, wenn er nicht auf dem Wege der härtesten Büßung und Abtödtung zur Heiligkeit sich aufschwingt, nur dahin zu trachten, daß er durch seinen guten Wandel befähigt werde, auf dem Wege der Seelenwanderung als Brahmine geboren zu werden, um in diesem Stande für sein künftiges Seelenheil sorgen zu können. Der Nichtbrahmin kann sich in seinem Gebet nicht an den einigen Gott selber und unmittelbar, sondern nur an eine seiner Eigenschaften wenden, welche im äußern Tempel als abentheuerliche Götzenbilder vorgestellt sind. Dagegen lehrte nun Nanak, daß jeder Mensch, wie niedrig er auch geboren sey, sich im Gebete an den einigen, allmächtigen Gott wenden könne, ja daß eine stete Anbetung dieses Gottes und Friede mit allen Menschen das gemeinsame Ziel unsrer Vollkommenheit sey. Hiebey fiel dann der Unterschied der Kasten und die Anbetung der Götzenbilder hinweg, auch konnten Proselyten aus allen Religionen aufgenommen werden. Die Verbote der Speisen beschränkten sich nur auf den Genuß des Rindfleisches und des zahmen Schweinefleisches.

Aber mit der Aufhebung des gelehrten Priesterstandes traten allmählig sehr nachtheilige Folgen für die geistige Bildung der Sieks hervor. Diese fast alle, so wie sie jetzt sind, erscheinen äußerst unwissend und ungebildet; selbst unter denen vom höchsten Stande können nur sehr wenige lesen und schreiben; sie sind fast durchgehends aus den niedersten Klassen der Hindus hervor gegangen, selbst ihre Sprache ist nur jenes verdorbene Hindostanische, das vom gemeinen Volke im Pendschab gesprochen wird.

Was die äußere Macht der Siek betrifft, so vertauschten diese erst im vorigen Jahrhundert ihren früheren Stand der Ackerleute mit dem der Krieger. Und auch dieses nur dann, wenn sich dabey eine günstige Gelegenheit zum Rauben und Plündern ergab, was in den beständigen Kämpfen mit den mohamedanischen Landesherrschern und Statthaltern öfters der Fall war. In diesen Kämpfen that sich durch besondere Tapferkeit hervor Nodh Singh, der Urgroßvater des berühmten Siekherrschers Rundschied Singh. Dieser Nodd Singh, der Sohn eines armen Bauern, war der erste aus seiner Familie, der sich zur Sieksreligion bekehrte; er starb 1750. Sein Sohn Tschurud Singh war als Führer einer eigenen Bande in all seinen kriegerischen Unternehmungen so glücklich, daß er nicht nur sehr reiche Beute machte, sondern zum sichren Verwahrungsort für diese auch eine sehr gut angelegte Festung, unweit Lahore, dem Mittelpunkt der Siek-Ländereyen errichten konnte. Als er im J. 1774 bey einem Angriff auf Dschommu umkam, war sein Sohn Maha Singh erst 10 Jahre alt, und konnte nur durch den mächtigen Dschey Singh bey seinen Erbrechten geschützt werden. Der Schützling zeigte sich später nicht sehr dankbar für diese Wohlthat, vielmehr gerieth er mit Dschey Singh in einen Kampf, worin dieser überwunden ward. Alle Mittel aber, die Macht seines Hauses zu vergrößern, wußte er mit dem besten Erfolg anzuwenden; die Einnahme und Plünderung von Dschommu, in welchem große Schätze aufgehäuft lagen, machte ihn vollends zum reichsten unter allen den vielen Häuptlingen der Sieks; ein frühes Ehebündniß, das er zwischen seinem Sohne Rundschied Singh, der damals noch Kind war, und einer Enkelin seines vorhin genannten Wohlthäters des Dschey Singh abschloß, sicherte ihm das friedliche Verhältniß mit den neben ihm mächtigsten Familien, und den ruhigen Besitz seiner Güter.

Rundschied Singh selber hatte sich, durch eine Gefälligkeit, welche er dem Herrscher von Afghani-

stan, dem Schah Zeman, dem Sohne Timurs erwies, die Gunst dieses Herrn erworben, so daß ihn dieser mit Lahore belehnte, welches damals noch zur Botmäßigkeit von Afghanistan gehörte. Freylich mußte sich Rundschied Singh erst mit Gewalt der Waffen in Besitz jenes Lehens setzen, aber nicht nur dieses gelang ihm vollkommen, sondern während der innern Zerrüttungen in Afghanistan, welche der Kampf der Söhne des Timur um den väterlichen Thron herbeyführte, hatte der mächtige Oberherr der Siek seine Herrschaft so weit ausgebreitet, daß die englisch-ostindische Compagnie von den kleinen Fürsten am linken Ufer der Sutledsch zu Hülfe gerufen wurde, weil diese ihre Unabhängigkeit von der immer wachsenden Macht des Eroberers gefährdet sahen. Seit dem Vertrage von 1809 stehen sich nun beyde Mächte: die der Sieks und jene der Engländer, jede der andren Achtung gebietend, dabey aber als Freunde und Bundesgenossen, an der Sutledsch gegenüber.

Unseren Reisenden gab Rundschied Singh so viele Beweise von Zuvorkommenheit und Vertrauen, daß dieselben nur Gefühle von Dankbarkeit erregen konnten. Aber auch abgesehen von dieser partheyischeren Stimmung lassen uns die Berichte des Hrn. von Hügel, die uns öfters ganze Gespräche mit dem Herrscher der Sieks vor Augen legen, in diesem Fürsten einen Mann von außerordentlichen Gaben, großer Wißbegier und von wahrhaft höflichem Benehmen anerkennen, obgleich das letztere zunächst nur gegen solche Europäer zum Vorschein kommen mochte, welche sich, auf irgend eine Weise die Achtung des Herrschers zu erwerben wußten. Jacquemont, wie unser Reisender dieß in Lahore erfuhr, hatte nicht die Gabe gehabt, diese Achtung zu gewinnen; eine gewisse ernste Haltung und Geschicklichkeiten, deren unmittelbarer Nutzen für das bürgerliche Leben dem Rundschied Singh einleuchtete, waren es, welche diesem Fürsten wohl gefiel. Mit unsrem Landsmanne, dem Hrn. von Hügel, welcher selbst Militär war, konnte er sich über vielerley Gegenstände der Kriegskunst unterhalten; an ihn, als Nichtengländer, konnte er manche offne Frage über die Absichten und Unternehmungen der englisch-ostindischen Kompagnie thun; der reiche, hochgebildete, in der Welt so vielfach erfahrne Mann, flößte ihm eine wahrhaft freundschaftliche Zuneigung ein; er ließ ihn, so wie er in einer der letzten Audienzen in seiner Husarenuniform bey ihm erschienen war, von einem seiner Maler abbilden, erbat sich zum Andenken einen Theil jener Uniform, und gab zugleich Auftrag, ihm aus Europa die Stoffe zu einer ganzen, ähnlichen Uniform zu senden. Doch nicht diese Neugier allein war es, welche dem Rundschid Singh den Umgang mit gebildeten Europäern so wünschenswerth machte, es schien ihm ein wirkliches Anliegen zu seyn, nicht nur sich selbst, sondern auch sein Volk zu unterrichten, sein Land zu verbessern.

Die Beschreibung, welche uns Hr. v. Hügel von seinem Aufenthalt in Lahore und am Hofe seines Herrschers, so wie von dem Wesen und Treiben der Bewohner jener ansehnlichen, indischen Stadt gibt, gehört zu den schönsten, lebendigsten Gemälden des Volkslebens eines Landes, welches in unsern Tagen einer schnellen Entwicklung entgegen zu gehen scheint, und welches auf die künftige Geschichte seiner Nachbarländer vielleicht nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben wird.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Anatomische Untersuchungen über die Edentaten ꝛc.

(Schluß.)

Der Name Edentaten, mit welchem diese Ordnung gewöhnlich bezeichnet wird, ist übrigens kein glücklich gewählter, da die Mehrzahl der hieher gehörigen Gattungen mit Zähnen versehen ist. Auch der für die Benennung Zahnlose substituirte Name Zahnarme ist nicht passend, da in dieser Ordnung (bey Dasypus gigantens) die größte Zahl von Zähnen unter den Landsäugthieren vorkommt. Eben so wenig ist der von Lund vorgeschlagene Name Simplicidentata allgemein bezeichnend, als er für die zahnlosen Gattungen immer noch zu viel aussagt. Passender ist die Benennung Zahnlückige, indem das theilweise, wie das gänzliche Fehlen von Zähnen hierunter begriffen ist.

So viel auch bereits im Einzelnen für die Anatomie der Zahnlücker geleistet worden ist, so sind denn doch bisher noch große Lücken in der Kenntniß des innern Baues dieser Thiere geblieben und eine monographische Behandlung derselben wurde sehr vermißt. Zwar hatte Th. Bell in der Cyclopaedia of Anatomy and Physiology in dem Artikel Edentata eine allgemeine Uebersicht über den innern Bau dieser Ordnung gegeben, aber sie war viel zu fragmentarisch, als daß sie hätte befriedigen können; die osteologischen Verhältnisse allein waren von ihm in etwas ausführlichere Berücksichtigung genommen worden. Es ist daher der Verf. vorliegenden Werkes einem ganz zeitgemäßen Bedürfnisse entgegen gekommen, indem er seine zahlreichen anatomischen Beobachtungen über die Zahnlücker zu einer Monographie dieser Ordnung verarbeitete und zahlreiche neue Thatsachen zur Kenntniß ihres innern Baues beybrachte, wobey er namentlich der feineren Struktur desselben durch Anwendung des Mikroskopes eine besondere Aufmerksamkeit widmete. Die „anatomischen Untersuchungen über die Edentaten“ sind einer der schätzbarsten Beyträge, welche die Therologie in neuerer Zeit erlangt hat.

Der Verf. bringt seine Arbeit in zwey Abtheilungen: eine zoologische und eine anatomische. In der ersteren, welche nur wenige Seiten einnimmt, führt er die hieher gehörigen Gattungen und Arten auf und fügt jeder eine Diagnose bey, ohne auf eine ausführlichere Beschreibung sich einzulassen. Sein Schema ist folgendes:

A. Pflanzenfressende Edentaten.

I. Bradypus.

a) Subgen. Choloepus.

1. B. didactylus.

b) Subgen. Bradypus.

2. B. tridactylus.
3. B. torquatus.
4. B. cuculliger.
5. B. infuscatus.

B. Insektenfressende Edentaten.

†) Mit Backenzähnen.

II. Dasypus.

a) Subgen. Dasypus Fr. Cuv.

1. D. sexcinctus.

b) Subgen. Tatusia Fr. Cuv.

2. D. 9-cinctus.
3. D. 3-cinctus.
4. D. hybridus.
5. D. gymnurus.
6. D. villosus.
7. D. minutus.

c) Subgen. Priodontes.

8. D. gigas.

III. Chlamydophorus.

1. Ch. truncatus.

IV. Orycteropus.

1. O. capensis.

††) Ohne Zähne.

V. Myrmecophaga.

1. M. jubata.
2. M. tamandua.
3. M. didactyla.

VI. Manis.

1. M. longicaudata.
2. M. crassicaudata.
3. M. javanica.
4. M. Temminckii.

Das Anatomische wird unter folgenden Rubriken behandelt, aus denen ich einige Notizen hervorhebe.

1) Knochensystem. Unter 3 Exemplaren von Bradypus cuculliger fand der Verf. bey den beyden ältern Thieren keine Spur von falschen Rippen am achten und neunten Halswirbel, wie sie Th. Bell beschreibt. Nur bey einem unausgewachsenen Exemplare zeigte sich an der Spitze des Querfortsatzes, aber nur am neunten Halswirbel, ein sehr kleiner rundlicher Knochenkern, der durch eine sehr kleine glatte Gelenkfläche mit der Spitze des Querfortsatzes in Verbindung stand.

2) Muskeln. Der Verf. beschreibt bloß die Muskeln an der vordern und hintern Extremität der Myrmecophaga tamandua.

3) Gehirn. Das Gehirn der Faulthiere unterscheidet sich wesentlich von dem der Affen durch die geringe Zahl der Windungen, durch den Mangel der Sylvischen Grube, besonders aber dadurch, daß das kleine Gehirn gar nicht von den Hemisphären des großen Gehirns bedeckt wird.

4) Sinnorgane. Der Verf. berücksichtigt vorzugsweise den sonderbaren Bau der Zunge bey den insektenfressenden Edentaten.

5) Allgemeine Bedeckungen. Sind bey den Zahnlückern sehr verschiedenartig und zum Theil (bey Schuppen- und Gürtelthieren) ganz eigenthümlich.

6) Kehlkopf. Ist von einfachem Baue, ohne sackartige Anhängsel, wie sie am Kehlkopfe mehrerer Affen vorkommen.

7) Verdauungswerkzeuge. Hiernach theilen sich die Zahnlücker ebenfalls in zwey Familien, indem die Faulthiere viel zusammengesetztere Verdauungswerkzeuge haben, als die übrigen Gattungen dieser Ordnung.

8) Organe des Kreislaufs. Merkwürdig sind besonders die Wundernetze, die sich bey den Faulthieren und Ameisenfressern, aber nicht bey Manis, Dasypus und Orycteropus finden. Da sie unter ganz nahe verwandten Thieren bald vorkommen, bald fehlen, so bleibt die physiologische Bedeutung dieser Wundernetze höchst räthselhaft.

9) Athmungs-Werkzeuge. Die Lungen sind bey den pflanzenfressenden Edentaten nicht in Lappen getheilt, wohl aber bey den insektenfressenden, doch macht Myrmecophaga tamandua eine Ausnahme, indem sich bey ihr statt der Lappen einige seichte Einschnitte finden.

10) Harnwerkzeuge. Die Nieren haben eine glatte Oberfläche, ohne Abtheilung in Lappen; beym dreyzehigen Faulthiere sind die Nebennieren weit von den Nieren abgerückt.

11) Männliche und weibliche Fortpflanzungswerkzeuge. Die Hoden liegen wahrscheinlich bey allen in der Bauchhöhle; dieß ist wenigstens von Bradypus, Dasypus und Myrmecophaga bekannt. Bey diesen, so wie bey

Manis, iſt der Fruchthälter einfach; bey Orycteropus dagegen iſt er, wie bey den meiſten Nagern, doppelt.

Von ausgezeichneter Schönheit und Genauigkeit ſind die dieſer Monographie beygegebenen 9 lithographirten Tafeln. Tab. 1 gibt die Abbildung von Orycteropus capensis. Tab. 2 von Myrmecophaga tamandua und Manis javanica. — Tab. 3 Schädelabbildungen von Bradypus cuculliger, B. didactylus und Dasypus sexcinctus. — Tab. 4 Schädel von Orycteropus capensis. — Tab. 5 Schädel von Myrmecophaga tamandua und M. didactyla. — Tab. 6 Schädel von Manis javanica, Querdurchſchnitt eines Zahns von Orycteropus, und Zunge von Myrmecoph. tamandua. — Tab. 7 Speicheldrüſen von Dasypus 9-cinctus. — Tab. 8 Magen und Hirn desſelben Thiers nebſt dem Hirn von Bradypus. — Tab. 9 Wundernetze von Bradypus und Stenops gracilis.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Zweytes Quartal. April — Juni.

H. N. Cellier-Dufayel, Origine commune de la littérature et de la legislation chez tous les peuples etc. Paris 1843.

Bibliotheca veterinaria. Leips. 1842.

Paulin Paris, Les manuscrits françois de la bibliothèque du Roi etc. Vol. 4. Paris 1842.

Fr. W. Otto, Commentarii critici in Codices bibliothecae academiae Gissensis graecos et latinos philologicos et medii aevi historicos ac geographicos. Gissae 1842.

Revue de bibliographie analytique. Redigée par C. Miller et A. Aubenas. 1 — 3e année. 1840 — 42. Paris.

Giornale dell' J. R. istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti e biblioteca italiana compilata da varj dotti nazionali e stranieri. Volum. V. Milano 1842.

Ad. Jocher, Obraz bibliograficzno historyczny literatury i nauk w Polsce, od wprowadzenia do nieji druku po rok 1830 wlacznie. T. II. 11. Wilno 1842.

Michala Wiszniewskiego, Historya literatury polskiéj. Vol. 1 — 4. w Krakowie. 1840 — 1842.

Félix Ravaisson, Rapports au ministre de l'instruction publique sur les bibliothèques des Départements de l'Ouest, suivis de pièces inédites. Paris 1841.

Fr. Rob. Muñiz y Castañeda, Biblioteca Cisterciense Española. Burgos 1793.

Ad. Mickiewicza Kurs drugoletni (1841 — 42) Literatury slawianskiej. Paris 1842.

Mary-Lafon, Tableau historique et littéraire de la langue parlée dans le midi de la France et connue sous le nom de langue Romano-Provençale. Gekrönte Preisſchrift. Paris 1842.

Reformacion por mandado de S. M. en la universidad de Alcalà de Henares. . . 1665. fol.

A. Baron, Histoire abregée de la littérature française depuis son origine jusqu'au XVII. siècle. Vol. 1. 2. Bruxelles 1841.

Miller et Aubenas, Du mouvement scient. et littéraire en Europe pendant l'année 1840. Paris 1841.

Dr. O. F. Gruppe, Lehrfreiheit und Preßunfug. Berlin 1842.

Chriſt. G. Ehrenberg, Rede über die naturwiſſenſch. und mediziniſch völlig unbegründete Furcht vor körperlicher Entkräftung der Völker durch die fortſchreitende Geiſtesentwicklung. Berlin 1842. 4.

Fr. von Schlegel, Geſchichte der alten und neuen Literatur, bis auf die neueſte Zeit fortgeführt von Th. Mundt. Bd. 1. 2. Berlin 1841 — 42.

Encyclopédie du dix-neuvième siècle. Repertoire universel des sciences, des lettres et des arts, avec la biographie de tous les hommes célèbres. T. 1 — 4. Paris 1842.

M. Laurentie, Theorie catholique des sciences. Introduction à l'encyclopédie du XIX. siècle. Paris 1841.

Transactions of the Royal Irish Academy. Vol. 1 — 19. Dublin 1787 — 1815. 4.

— — of the geological society of London. Vol. 1 — 6. Second Series. Lond. 1838 — 41. 4.

— — of the geological society of Pensylvania. Vol. I. Philadelphia 1835.

Rendiconto delle adunanze e de' lavori dell' accademia delle scienze. T. I. Napoli 1842. 4.

The annual register or a view of the history and politics of the year 1841. London 1842.

Proceedings of the academy of natural sciences of Philadelphia. Vol. I. Philad. 1842.

Bulletin de l'académie royale de Médecine. Vol. 1 — 6. Paris 1836 — 1841.

— — de la société impériale des naturalistes de Moscou. Année 1842. Moscou 1841.

Annuaire historique pour l'année 1843. Paris 1842.

Proceedings of the Linnean society of London. Nr. 1 — 14. London 1838 — 1842.

Mémoires de la société ethnologique. Vol. 1. 2. Paris 1841.

Mémoires de l'académie royale de Medécine. Vol. 1 — 9. Paris 1838 — 41. 4.

— — de la société royale des antiquaires du Nord. 1838 — 39. Copenhag. 1840.

Annuaire de l'académie royale de médecine. Paris 1839.

Het institut of verslagen en mededeelingen, uitgegeven door de vier klassen van hat K. nederl. instituut van wetenschappen, letterkunde en schoone kunsten over den jare 1841. N. 1 — 4. Amsterd. 1841.

J. P. Lange, Vermiſchte Schriften. Band 1 — 4. 1841.

Wilh. von Humboldt, Geſammelte Werke. Bd. 3. 4. Berlin 1843.

F. K. Grieshaber, Vaterländiſches aus den Gebieten der Literatur, der Kunſt und des Lebens. Raſtatt 1842.

Ugo Foscolo, Prose e poesie edite ed inedite, ordinate da Luigi Carrer e corredate della vita dell' autore. Venezia 1842.

Dr. Lud. Wilh. Schröter, Die Wiſſenſchaft des Lebens. Heft 1 — 4. Bremen 1842

Fliegende Blätter für Fragen des Tages. III. Cenſurfrage. IV. Zeitungen, Eherechtsreform, öffentliche Meinung. V. Das Vertrauen. Correſpondenz. Ein Geſpräch. Aufruf an den Journalismus. Berlin 1843.

Dr. K. Hagen, Fragen der Zeit vom hiſtoriſchen Standpunkte beleuchtet. Bd. 1. Stuttgart 1843.

Pedro Mesia, Silva de varia leccion en la qual se tratan muchas cosas muy agradables y curiosas. Toledo 1643. 4.

Dr. K. F. Becker, Organism der Sprache. Frankfurt 1841.

Ulfaz udwiyeh, or the materia medica in the arabic, persian and hindevy languages, compiled by Noureddeen Mohammed Abdullah Shirázy, with an english translation by Fr. Gladwin. Calcutta 1793. 4.

Dictionarium scoto-celticum: a dictionary of the gaelic language. Vol. 1. 2. Edinb. 1828.

Aemil. Roediger, Chrestomathia Syriaca. Hal. Sax. 1838.

Fr. João de Sousa, vestigios da lingoa arabica em Portugal, ou lexicon etymologico das palauras e nomes portuguezes que tem origem arabica, composto por ordem da Academia real das sciencias de Lisboa. Lisboa 1830. 4.

Meerza Mohammed Ibraheem, A grammar of the Persian language. Lond. 1841.

Leach, A grammar of the Pashtoo or Afghanee language. Calcutta 1839. 8.

H. H. Wilson, An introduction to the grammar of the Sanskrit language. Lond. 1841.

Jos. Taylor, A dictionary, hindoostanee and english. Vol. 1. 2. Calcutta 1808. 4.

John Gilchrist, A grammar of the Hindoostanee language, or part third of volume first of a system of Hindoostanee Philology. Calcutta 1796. fol.

Dr. G. L. Städler, Wiſſenſchaftliche Grammatik der franzöſiſchen Sprache. Berlin 1843.

J. F. M. A. Le Gonidec, Grammaire Celto-Bretonne. Paris 1838.

Bartolomeo Gamba da Bassano, Serie dei testi di lingua. Venezia 1839.

José Fonseca, Novo diccionario da lingua portugueza, augmentado dos synonymos portuguezes. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Emanuel del Mar, A concise and simplified grammar of the spanish language. London 1840.

A. Schott, Die Deutſchen am Monte-Roſa mit ihren Stammgenoſſen im Wallis und Uechtland. Stuttg. 1840.

Thomas Richards; Antiquae linguae britannicae thesaurus: being a british or welsh-english dictionary. Vol. 1. 2. Bristol 1753.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 55.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August.
Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 19. August, zur Feyer des Allerhöchsten Gebnrts- und Namensfestes Seiner Königlichen Majestät.

Die Sitzung eröffnete als Vertreter des abwesenden Vorstandes der Secretär der ersten Classe, Hr. Hofrath Thiersch, mit einem Vorworte, in welchem als Grund der Verlegung dieser Feyer auf einen früheren Tag das bevorstehende Jubelfest der Universität Erlangen, wozu auch die Akademie geladen sey, erwähnt, und davon Anlaß genommen wurde, des huldreichen Antheils, welchen Se. K. Majestät diesem Jubelfeste gewidmet, zu gedenken, auch die Wünsche der Akademie für das fernere Gedeihen der Hochschule Erlangen auszusprechen. Nachdem hierauf von den Arbeiten und Erfolgen der jetzt endigenden Ständeversammlung, von welcher eine ansehnliche Zahl Mitglieder der Sitzung beywohnte, anerkennende Erwähnung geschehen war, schloß das Vorwort mit Folgendem:

„Unter so glücklichen Auspicien hat die Akademie der Wissenschaften, seit ihrer letzten öffentlichen Sitzung, ihre Thätigkeit in den drey Classen für Philosophie und Philologie, für Naturwissenschaften und Mathematik, und für allgemeine und vaterländische Geschichte, unverdrossen fortgesetzt und die Früchte ihrer Arbeiten in den von ihr herausgegebenen mannigfaltigen Werken niedergelegt. Sie vertraut auf das öffentliche Urtheil, das sie auch in ihren jüngsten Leistungen erstrebt und, so viel an ihr lag, geleistet hat, was ihr obliegt, rerum cognoscere causas, und daß sie, ihres Wahlspruches: tendit in aequum, eingedenk, des Beyfalles von König und Vaterland sich nicht unwürdig erwiesen hat.

Von den Wahlen einheimischer und auswärtiger Mitglieder, welche von den Classen und hierauf in der allgemeinen Sitzung vom 20. Juni vollzogen wurden, haben folgende durch allerhöchste Entscheidung vom 6. August die königliche Bestätigung erhalten.

1. Als Ehrenmitglieder:

1) Graf v. Demidoff.
2) Vicomte de Santarem in Paris.

2. Als ordentliche Mitglieder der historischen Classe:

Professor Dr. Döllinger zu München.

3. Als außerordentliche Mitglieder

a. bey der historischen Classe:

1) Legationsrath Frhr. v. Aretin.

b. bey der physikalischen Classe:

2) Außerordentlicher Professor Dr. Erdl zu München.

4. Als auswärtige Mitglieder

a. bey der philos. philolog. Classe:

1) Borghese, Staatssecretär der Republik San Marino.

b. bey der physikalischen Classe:

2) Flourens, Professor in Paris.
3) Arago, Sekretär des Pariser Instituts.

c. bey der historischen Classe:

4) Genois, Archivar in Genf.

5. Als Correspondenten:

a. bey der philos. philolog. Classe:

1) Paul Joseph Schaffarik in Prag.

b. bey der mathem. phys. Classe:

2) Kreil, Astronom in Prag.

c. bey der historischen Classe:

3) Adolph Menzel in Breslau.
4) Gino Caponi in Florenz.
5) Moreau de Jones in Paris.

Durch ferneres Allerhöchstes Rescript vom 10. August haben Se. Majestät der König den k. Hofrath, ordentlichen Professor an der Universität München,

Dr. von Bayer,

zum ordentlichen Mitgliede der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften allergnädigst zu ernennen geruht.

Es bleibt mir nur übrig, die ehrerbietigsten Wünsche der Akademie für das dauernde Wohl unsers erhabenen Monarchen bey dieser feyerlichen Gelegenheit auszusprechen. Möge die göttliche Vorsehung auch das neu beginnende Jahr seines glorreichen Lebens als eine Zeit hoher Entschlüsse und ruhmreicher Thaten sich entfalten lassen, und durch seinen Sinn und Geist mit dem Glück und Ruhm von Bayern zugleich das Wohl und steigende Gedeihen von ganz Deutschland befestiget werden, das er als unauflösbar mit dem Heil des eigenen Reiches verbunden achtet.

Die Akademie feyert sein erhabenes Namensfest durch die Vorträge, welche die öffentliche Einladung bezeichnet hat und ich lade zunächst die Herren Classensekretäre ein, die ihrigen zu halten.

Hiernächst wurden von dem Herrn Marquis de Rezende, Oberkammerherrn Ihrer Majestät der Herzogin von Braganza, welcher die Versammlung mit seiner Anwesenheit beehrte, einige Worte gesprochen, womit er seine Wahl

als Ehrenmitglied der k. Akademie einer dankbaren Anerkennung würdigte, und zugleich die Versicherung gab, in einer der nächsten akademischen Versammlungen eine Abhandlung über die portugiesische Sprache und Literatur vortragen zu wollen.

Hierauf las der Sekretär der zweyten Classe, Hr. Conservator, Ritter von Martius, folgende Ehrengedächtnisse verstorbener Mitglieder dieser Classe.

Wenn es immer eine schmerzliche Verpflichtung ist, der Verluste zu gedenken, welche die Akademie durch den Tod ihrer Mitglieder erlitten hat, so fällt es doppelt schwer, von dem Manne zu sprechen, der noch vor wenigen Monaten sich erboten hatte, heute auf demselben Platze zu reden, von welchem aus nun verkündet werden muß, daß er uns am 19. May ist entrissen worden.

Desberger, Rector der polytechnischen Schule, Prof. der Mathematik an der Ludwigs-Maximilians-Universität, gehörte erst seit Kurzem der Akademie als außerordentliches Mitglied an. Kaum war diese gelehrte Körperschaft im Falle gewesen, sich auch in ihrem Wirkungskreise der klaren Schärfe, der Feinheit und Sicherheit dieses freyen, selbstständigen Geistes zu erfreuen, — und schon sieht sie sich seiner für immer beraubt. Obgleich er aber dem Namen nach nur kurze Zeit der unsrige war, so ist doch seine Thätigkeit auf dem Felde der Wissenschaft immer eine akademische gewesen, und nur gerecht die Anerkennung seiner Verdienste von unserer Seite.

Ich stehe nicht an, gerade das an Desberger hervorzuheben, daß er ein akademischer, d. h. ein freyer, der Wissenschaft um der Wissenschaft willen huldigender Geist, — daß er ein ganz selbstständiger literarischer Charakter war, ungebeugt durch den Zwang einer Schule, ungeblendet von dem Glanz einer Autorität, frey von den Fesseln irgend eines Systems, nur der Liebe zur Wahrheit unterthan. Und alle diese Eigenschaften hatte er ent-

wickelt und festgehalten mitten in einem Leben voll äußerer Drangsale, ringend, von der Wiege bis zum Grabe, mit beengenden Verhältnissen. Arm an Glücksgütern und verhältnißmäßig erst spät in einer seinen Anlagen entsprechenden Thätigkeit, war er dennoch reich in den Genüssen eines Geistes, der sich auf breitester Unterlage einer classischen, wie einer kosmopolitisch modernen Bildung entfaltet hatte, reich in der Gewißheit einer segensvollen amtlichen Wirksamkeit und im Besitz der Liebe seiner Familie und Schüler, der Achtung und Freundschaft vieler Männer, welche verstanden, den catonischen Charakter, wie einen Edelstein in rauher Fassung, zu würdigen.

Ich entnehme einige Züge aus dem Lebensbilde dieses eigenthümlichen Mannes der Schilderung, welche sein Schulfreund, Schmeller, unser verehrter College, entworfen hat.

Franz Eduard Desberger, geboren am 4. Januar 1786 zu München, war der Sohn eines aus Essingen in der Rheinpfalz gebürtigen Schuhmachers, der sich hier als Händler mit Heiligenbildern und Rosenkränzen niedergelassen hatte. Neben der Dürftigkeit seiner Aeltern hatte er auch mit einem schwächlichen Körper zu kämpfen. Doch erkannten schon in den Volksschulen, die er von 1792 bis 1797 besuchte, seine Lehrer (von denen Herr Rector Fischer und Herr Prof. Wankerl noch unter uns leben) die hervorragenden Talente des Knaben. Er ward zum Studiren bestimmt und der für solche Fälle in der Münchner Bürgerschaft immer lebendige Wohlthätigkeitssinn ließ es auch ihm nicht an der nöthigsten Unterstützung fehlen, so daß er von 1797 an die lateinischen Schulen besuchen, und sie im Jahre 1804 ausgerüstet mit einer allseitigen klassischen Bildung und erleuchtet von den Funken freyer philosophischer Forschung verlassen konnte. Für Mathematik war er hier durch Prof. Holzwart's consequente und anregende Vorträge gewonnen worden. Wenn er nun nicht auf eine Universität übergieng, so geschah es wahrscheinlich nur aus Mangel der nöthigen Mittel. Aus jener Zeit stammt sein erster literarischer Versuch „über Völkerwanderungen“ (abgedruckt in Johann Christ. v. Aretin Beyträgen zur Geschichte und Literatur, Band V. S. 327 — 336. S. 385 — 397). Dieser ausgezeichnete Literator prophezeyte schon daraus dem 18jährigen Jünglinge glückliche Erfolge in der Wissenschaft.

Von den Jahren 1807 bis 1814 war Desberger mit Unterbrechung als Geodät bey der Steuerkataster-Commission verwendet. Im Jahre 1816 wurde er, auf Veranlassung des damaligen Ministers Gr. v. Montgelas als Lehrer an das Fellenbergische Institut zu Bern berufen. Von dort im Jahre 1818 ins Vaterland zurückgekehrt, fand er erst 1822 am Lyzeum zu Dillingen und einige Monate später an der neu errichteten landwirthschaftlichen Schule zu Schleißheim eine fixe Anstellung.

Aber schon nach zwey Jahren erlosch seine dortige, ihm wegen der praktischen Richtung vorzugsweise werthe Thätigkeit, in Folge einer Reorganisation des Institutes, wobey die eigenen Lehrstühle der Mathematik, Physik und Chemie wieder eingezogen wurden. Doch wurde er 1826 bey Versetzung der Universität von Landshut nach München dem höheren Lehrfache als außerordentlicher Professor der Mathematik wiedergegeben, und ein Jahr später erhielt er auch die Professur der Mathematik an der in München neu errichteten polytechnischen Schule, welcher er, nach seines Freundes v. Utzschneiders Tode, als Rector vorstand.

Desbergers Anlagen konnten sich vorzugsweise im Lehrfache geltend machen. Das Wesen seines Geistes war eindringliche Schärfe, klare Sonderung und Gliederung der Gedanken. So wird auch die Präcision und Ordnung seines Vortrags und Unterrichts von allen denen dankbarst verehrt, welche hinreichend begabt und vorgebildet waren, einem Lehrer zu folgen, der auf der Höhe der Wissenschaft stand, und deßhalb nicht gemeine Ansprüche an seine Schüler machte. Als Schriftsteller beurkundete er dieselben Eigenschaften. Seine Darstellung war lichtvoll, prägnant, bündig und umsichtig. Die im Jahre 1827 erschienene Schrift „über öffentlichen Unterricht und über polytechnische Schulen insbesondere,“ welche ihren Gegenstand aus den höchsten und weitesten Gesichtspunkten betrachtet, gehört zu dem Gediegensten, was über diese Materie

gesagt worden. Sie erntete allgemeines Lob, eben so die „Arithmetik von der Rechnung mit benannten Zahlen“ (München 1832, zweyte Aufl. 1836) und die „Algebra oder die Elemente der mathematischen Analysis“ (München 1831). Dem eigenthümlich logisch scharfen Gang seiner Darstellung entspricht ein bündiger correcter Ausdruck. Von einem größeren Werke „Statik der festen Körper“ ist zur Zeit nur das erste Buch „die Gesetze des Gleichgewichts bey freyen, festen Systemen“ veröffentlicht worden. Es ist zu wünschen, daß auch die übrigen Theile dieses trefflichen Werkes, worin Desberger den alten synthetischen Weg verlassend der analytischen Methode huldigt, noch bekannt gemacht werden mögen. Das zweyte Buch behandelt die Lehre vom Schwerpunkte; das dritte die von dem Gleichgewichte bey nicht freyen und veränderlichen Systemen. Desberger beurkundet hier die ganze Gründlichkeit und Tiefe seines lebhaften Geistes.

Uebrigens beruht Desbergers Verdienst nicht bloß in der Wissenschaftlichkeit und strengen Consequenz seiner Methode, sondern vorzüglich auch in der glücklichen Anwendung der abstracten Wissenschaft auf das Leben. Seinem hellen Blicke eröffnete sich stets die praktische Seite in allen mathematischen Untersuchungen, und er verstand es, sie mit der größten Leichtigkeit und Umsicht zu entwickeln und zu handhaben. Von diesem Gesichtspunkte aus würdigte er auch insbesondere die beschreibende Geometrie, welcher in unserem polytechnischen Lehrplane die geeignete Geltung zu geben großentheils sein Verdienst ist. Bey allen praktischen Beziehungen kam ihm gar sehr zu statten, daß er richtige Einsicht in die verschiedensten Gewerbe mit ausgebreiteten Kenntnissen in allen Naturwissenschaften verband, und selbst hervor gegangen aus dem Volke, die sittlichen und gewerblichen Zustände der Nation, so wie ihr Verhältniß zu andern auf das richtigste und unbefangenste beurtheilte.

Ein Mann von solchen Eigenschaften war wie geschaffen, die wohlthätigen und patriotischen Absichten des polytechnischen Vereins in Bayern zu fördern, und so hat er auch seit dem Jahre 1828, dem engeren Verwaltungs-Ausschusse desselben angehörig, auf das rühmlichste für die Entwickelung der bayerischen Industrie gewirkt. So oft er hier oder auf amtliche Veranlassung seine Stimme erhob, durfte man vertrauen, ein wohlbegründetes, sicheres, scharfes, von keiner Seite her bestochenes Urtheil zu vernehmen.

In dieser Thätigkeit zur Ausbreitung mathematischer Studien und zum Besten der vaterländischen Industrie, wie in seinen weitgreifenden wissenschaftlichen Privatarbeiten gar oft durch große körperliche Leiden — den Folgen einer tiefwurzelnden Gicht — gehemmt und unterbrochen, vergaß er doch niemals für die Veredlung und Verschönerung seines inneren Ideenkreises zu arbeiten. Er las und schrieb mit Eleganz fast alle neueren Sprachen, und erquickte sich an ihren Dichtern. Der spanischen und englischen Sprache war er so mächtig, daß er in ihnen sein Tagebuch zu führen pflegte. Kosmopolist im reinsten Sinne, jeder Veredlung menschlicher Zustände mit dem wärmsten Enthusiasmus zugethan, verstand er von dem Ernste seiner Studien unter den Genüssen der schönen Literatur oder bey den Vaterpflichten auszuruhen, welche er gegen eine zahlreiche Familie mit seltener Gewissenhaftigkeit und nie erkaltender Liebe erfüllte. Aber diesen Reichthum des Geistes und Gemüthes verbarg er unter einer catonischen Hülle. Nur die genaueren Freunde wußten, daß unter der äußeren Strenge und Unbiegsamkeit, die bisweilen in scharfem Urtheil oder sarkastischem Humor hervorbrach, eine tiefe Reizbarkeit des Gefühles, ein großartiger Enthusiasmus für alles Gute und Edle pulsirte. — So war Desberger.

Der Redner thut einem allgemeinen Gefühle der mathematisch-physikalischen Classe Genüge, wenn er bey diesem feyerlichen Anlasse erklärt, daß sie den seltenen Mann schmerzlich vermisse, und ihm gerne dieß Opfer der Erinnerung weihe.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 56.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. August.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Fortsetzung der vom Sekretär der zweyten Classe, Hrn. Conservator Ritter von Martius, gelesenen Ehrengedächtnisse verstorbener Mitglieder dieser Classe.

In den Schicksalen dieses uns nahen Collegen zeichnet sich nur ein nach Innen bewegtes Leben. Anders die zwey hervorragenden Männer, welche der Akademie als auswärtige Mitglieder, in der zweyten Classe, verbunden, ihr seit einem Jahre entrissen wurden: Baron Larrey, der berühmte französische Chirurg und Arzt, Van Mons, der belgische Chemiker.

Ein Blick auf das Leben dieser Männer führt uns zurück in jene an Thaten und Verhängnissen so reiche Zeit, die unter gewaltigen Zuckungen aller Weltverhältnisse die Mutter der Gegenwart geworden ist.

Der Baron Larrey, Doctor der Medizin, Ancien Professeur d'Anatomie et de Physiologie à l'Ecole militaire de Médecine et de Chirurgie du Val-de-Grace, ancien inspecteur général, premier Chirurgien de la grande armée en Russie, en Saxe et en France; Membre de l'Institut d'Egypte, Membre titulaire de l'Acad. R. de Médecine, Chirurgien inspecteur honoraire des hopitaux militaires; chirurgien consultant du Roi; chirurgien en chef de l'hôpital de la Garde Royale, Commandeur de l'ordre R. de la légion d'honneur, Chevalier de l'ordre de la Couronne de fer, — seit 1829 Mitglied des Institut de France, Académie des Sciences — gehörte unserer Akademie schon seit dem Jahre 1808 an. Jean Dominique Larrey*) war 1766 in dem kleinen Dorfe Baudeau bey Bagnères de Bigorre (Dept. Hautes Pyrenées) geboren. Vom 15. bis 22. Jahre erlernte er bey einem Oheim zu Toulouse die praktische Medizin. Im J. 1787 geht er an Bord der Fregatte La Vigilante als Schiffschirurg in die Colonien ab. Nach 6 Jahren sehen wir ihn bey der franz. Armee am Rhein als Chirurgien major zuerst die sogenannten Ambulances volantes herstellen, und durch diese, seitdem allgemein gewordene Einrichtung das officielle Lob des Generals Beauharnais verdienen. Er gründet eine chirurgische Schule in Toulon, wird (1796) Prof. der Anatomie u. Chirurgie in der Schule des Val-de-Grace. — Er wird Bewunderer und Freund Napoleons, den er auf dessen Verlangen in die italienischen Feldzüge begleitet. Er theilt in dem glühenden Sande Aegyptens in der Schlacht der Pyramiden die letzten Tropfen seiner Provisionen mit den verwundeten Kameraden, und verbindet sie mit seinem Hemde; — er führt in St. Jean d'Acre unter dem Feuer der Belagerten in der Bresche selbst an dem künftigen Herzog von Padua eine Ligatur der äußern Carotis aus, er besorgt dort die Verwundeten Duroc, Lannes

*) Vergl. Gazette Médicale de Paris. Aug. 1842. Nro. 33, 34.

und Eugen Beauharnais — er steht in den Pestspitälern von Jaffa, nach dem Tode von 28 Aerzten, allein mit kühnem Muthe aufrecht; er pflegt in Spanien nach den Gefechten von Somo-Sierra und Benevente mit gleicher Menschenliebe englische und französische Kranke, bis auch ihn der Typhus ergreift, — er folgt als Premier Chirurgien de la grande Armée allen Wechselfällen seines Kaisers in Polen, Rußland und Deutschland, — er wird bey Waterloo verwundet, soll, gefangen genommen, erschossen werden, erkännte nicht der junge Chirurg, der ihm die Augen verbindet, den großen Lehrer —, er zieht sich nach dem Falle des Kaisers während der Restauration zurück, und erscheint nach der July-Revolution von Neuem auf dem Schauplatze als die höchste medizinische Autorität in der Armee, — er geht, 76 Jahre alt, nach Algier, um die Medizinal-Anstalten amtlich zu besichtigen, und stirbt, von dort zurückkehrend, zu Lyon am 27. July 1842, nachdem er 26 Feldzüge mitgemacht, bey 60 Schlachten und gegen 400 Gefechten thätig gewesen und dreymal verwundet worden war.

So gehört Larrey der Kriegsgeschichte Frankreichs in einer bedeutungsvollen Epoche an; aber mehr noch, er ist einer der bezeichnendsten Repräsentanten der französischen Medizin und Chirurgie in jener Zeit. Es ist dieß die Periode, welche von Bichat, Pinel und Chaussier an datirt, und an deren Ausgangspunkt gewissermaßen Broussais steht, mit seiner Médecine physiologique, einer materialistischen Uebertragung Brown'scher Begriffe auf die erweiterten Lehren von den Geweben. Die vorstechenden Züge in der chirurgischen Schule Larrey's sind: Kühnheit und Einfachheit in der Conception, Dexterität in der Ausführung der Operationen, richtigere Würdigung der organischen Bedingungen des Heilprozesses und demzufolge eine einfachere, naturgemäßere Behandlung. Larrey hat fast alle die größten Operationen der neueren Chirurgie glücklich ausgeführt. Aber auch in der inneren Medizin *) hat er Großes geleistet. Ich erwähne seiner Arbeiten über den Sitz der orientalischen Pest, über das gelbe Fieber und die Cholera, den Scorbut, die

*) Durch Vermittelung eines literarischen Freundes steht mir eine Notiz aus Larrey's eigener Feder zu Gebote, welche von ihm bey Bewerbung um die nach Pelletans Tode (Dez. 1829) erledigte Stelle in der Académie des Sciences in Paris verfaßt wurde. Es scheint geeignet, nach ihr Larrey's Leistungen auf verschiedenen Gebieten zusammenzufassen.

Anatomie und Physiologie. Seine Versuche über die Wirkungen des Galvanismus auf getrennte Theile des lebenden menschlichen Körpers sind in den Bulletins de la Société philomathique, May u. Juny 1793, enthalten. — Ebendaselbst, July 1817, über die Eigenschaften der Iris des menschlichen Auges und über die Ursachen, welche die Bewegungen der Pupille hervorbringen. — Im achten Theile des Bulletin de la Société médicale hat er eine Abhandlung bekannt gemacht über die verschiedene Wirkungsart der Nerven, je nach der Verschiedenartigkeit der Theile, welchen sie angehören.

Medizin. Larrey gehört zu den Ersten, welche auf positive Weise den Sitz der Pest, den Gang der Krankheit und ihre Resultate zu bestimmen suchten. Man vergl. seine Abhandlung in dem großen Werke über Aegypten.

In seinen Memoires et Campagnes giebt er Nachrichten und Reflexionen über das gelbe Fieber und die Cholera Morbus, über die Art und Weise, wie sie am menschlichen Organismus wirken, so wie über die Typhus- und exanthematischen Fieber, zugleich mit Angabe einer neuen Behandlungsart. — Eben daselbst neue Reflexionen über Land- und Seescorbut und dessen Behandlung. Während der Belagerung von Alexandria hat die von Larrey angerathene Benutzung von Pferdefleisch wesentlich beygetragen, um die scorbutische Epidemie abzuschneiden. — Deßgleichen über die endemische Augenentzündung von Aegypten, über die wahren Ursachen, den Gang, den Ausgang und die Curmethode dieser Krankheit. Ueber die Leberentzündung der heißen Klimate, ihren Ausgang durch Abscesse, und die geeignetsten Indicationen für die dabey eintretende chirurgische Behandlung. In den Mémoires et Campagnes d' Egypte.

In den Campagnes d'Espagne befindet sich Larrey's Arbeit über die Kolik von Madrid, deren

ägyptische Augenentzündung, die Kolik von Madrid, die Plica polonica, die Nostalgie, welche er zunächst als eine Krankheit des Gehirnes und nicht

wahre Ursachen und Behandlung er zuerst bekannt gemacht hat. In der Relation vom polnischen Feldzuge ist Larrey's Arbeit über den Weichselzopf enthalten, worin er beweist, daß dieß eine durchaus künstliche Krankheit sey. Auch über epidemische Fieber und Epizootien, welche er oft mit Glück behandelt, und deren Ausbreitung er gehemmt, finden sich mehrfache Nachweise in den angeführten Schriften.

Chirurgie. Larrey hat die Frage beantwortet, welche lange Zeit im Schooße der Académie Royale de Chirurgie verhandelt worden: in welcher Epoche die, einmal aus richtigen Indicationen, vorgeschriebene Amputation der Gliedmaßen vorzunehmen sey.

Im zweyten Bande seiner Mémoires et Campagnes sind merkwürdige Thatsachen aufgeführt, um die Vorschläge zu begründen, die Larrey gemacht hat, um eine Gegen-Oeffnung im Cranium zur Entfernung fremder Körper unter diesem Knochengewölbe zu machen.

Er hat mit Präcision die Fälle bestimmt, wo der Trepan bey Kopfwunden indizirt und contraindizirt ist, und hat von der wahren Ursache der Leberabscesse in Folge von solchen Wunden gehandelt (Mem. et Camp. 4. Theil).

Er hat zuerst die von einigen Praktikern vorgeschlagene unmittelbare Schließung von penetrirenden Brustwunden vorgenommen; — die Operation des Empyems verbessert und die Erscheinungen, welche bey diesen Leiden bis zu voller Genesung eintreten, erklärt. Eine Abhandlung über diesen Gegenstand wurde dem Institut vorgelegt, und zugleich wurden mehrere geheilte Individuen gezeigt, darunter eines, wo die ganze Dicke einer Rippe durchschnitten werden mußte, um eine seit 4 Jahren in der Brust liegende Kugel zu entfernen. Es genas vollständig.

In einem sehr ausführlichen Memoire über die Wunden des Unterleibs mit Verletzung oder Vorfall der Eingeweide gab Larrey neue Ansichten über die Reduction des Epiploon, und über die Sutur der Gedärme, die er mit Erfolg vorgenommen.

der Organe des plastischen Lebens darstellte, und wo er durch Krankheitserscheinungen nachzuweisen suchte, welche partiellen Läsionen im Gehirne und

In dem Journal complémentaire du Diction. des Sciences méd. hat er eigenthümliche Beobachtungen über complicirte Brüche und eine Verbesserung der Bruchoperation angegeben. Desgleichen neue Bemerkungen über die Wunden der Blase, ihre Folgen und die Mittel dagegen; neue Operationsmethoden der Hydrocele und Sarcocele, Vereinfachung der Operation der Fistula Ani.

Eine Abhandlung über die Exstirpation des Armes aus dem Schultergelenke enthält seine zahlreichen Beobachtungen über diese große Operation, bey welcher er nur den zehnten Patienten verloren hat. Die hier angegebene Methode ward vom Institute und von Sabatier als die geeignetste anerkannt. — Larrey ist der Erste, welcher die Amputation des Unterschenkels in der Dicke der Gelenkköpfe der Tibia empfahl, statt der des Oberschenkels, und hat die Exstirpation des Oberschenkels im oberen Gelenke oft mit Glück ausgeführt.

Er ist Verfasser dreyer Abhandlungen über den Wundstarrkrampf und zweyer über die Gangrän erfrorner Theile, worin neue Thatsachen enthalten sind.

In einer Schrift über die Operation des Aneurisma, welche er an der Arteria humeralis und femoralis mit großem Erfolg vorgenommen, giebt er Reflexionen über die Entwickelung neuer Arterien und über die andern Veränderungen in dem Gliede, dessen Haupt-Schlagader obliterirt ist. (Bull. de l'anc. Société de médec. de l'Ecole.)

Ueber den Bruch des Schenkelbeinhalses und die Knochenverwachsung, so wie über die Behandlung von mit Wunden complizirten Brüchen hat er in seinen Memoires zwey Abhandlungen gegeben. Andere über Caries der Wirbelknochen und des Schenkelbeinkopfes hatten besonders den Zweck, die große Wirkung der Moxa hervor zu heben. Dieß Mittel ward auch bey Lungenschwindsucht und bey skirrhöser Anschoppung des Magens, der Leber, der Milz, des Uterus durch zahlreiche Beobachtungen empfohlen. Er schrieb auch über den skirrhösen Kropf und ein Beyspiel einer glücklichen Exstirpation desselben von ungeheurer Größe.

mit welchen Wirkungen eintraten. Larrey war ferner einer der Ersten, welche in Frankreich die galvanischen Experimente mit getrennten Theilen des lebenden menschlichen Körpers anstellte, und seine Untersuchungen über die Anatomie der Iris, über das Zusammenheilen getrennter Nerven, und über die Wirkungsweise der Nerven haben seiner Zeit die Aufmerksamkeit der Physiologen und Anatomen in Anspruch genommen. Er war auch fruchtbarer Schriftsteller. Ich erwähne seine Relation chirurgicale de l'Armée d'Orient en Egypte et en Syrie (1803), seine Mémoires de Chirurgie militaire et Campagnes (4 Bände von 1812—17), und den Recueil de mémoires de chirurgie et de médecine (1821). Man findet in diesen Werken unter Anderm viele der schätzbarsten Beobachtungen und Bemerkungen über die physische Constitution und den Krankheits-Charakter der Einwohner und der stationirenden Armeen, über das Klima u. s. w. in den entlegensten Ländern, in Neufundland, Aegypten, Syrien, Italien, Oestreich, Sachsen, Preußen, Polen und Rußland; die thätigste, wohlwollendste, muthigste Menschenliebe führte den vielbeschäftigten und einflußreichen Arzt überall dahin, wo er helfen konnte. Drey Springfedern bewegen, wie seine Bewunderer rühmen, diese kräftige, antike Natur: die Religion der Pflicht, hohe Achtung des Menschen, Liebe zum Ruhm. Es mag als ein schönes Lob für den Mann gelten, daß Napoleon von ihm sagte: C'est l'homme le

Unter seine glücklichsten Thaten in der militärischen Laufbahn pflegte Larrey die Einführung der fliegenden Ambulancen zu rechnen, die den Arzt in die Reihen der Fechtenden führten und den Verwundeten unmittelbar Hülfe brachten, desgleichen im sächsischen Feldzug von 1813 eine Untersuchung vieler Verwundeten, die beschuldigt waren, sich selbst verstümmelt zu haben. Seiner eindringlichen, nur an Gerechtigkeit gewöhnten Stimme gelang es im letzteren Falle, die ungünstige Meynung zu zerstreuen, welche Napoleon gegen mehr als tausend, freywilliger Verstümmelung Angeklagte gefaßt hatte. — Schon im Jahre 1793 hatt er den von der Acad. R. de Chirurgie ausgesetzten Preis wegen chirurgischer Nadeln erhalten.

plus vertueux, que j'aie connu. Larrey steht mit einem Legate von 100,000 Francs in dem Testamente des Kaisers, und die französischen Kammern übernahmen diese Verbindlichkeit durch ein besonderes, fast einstimmig votirtes Finanzgesetz.

Bezeichnend für das Leben Larrey's ist, daß er Nichts fürchtete, und diese Gesinnung war die Frucht seiner Philanthropie, seines Enthusiasmus für das Wohl der Mitmenschen.

Auch von Van Mons kann man sagen, daß er in einem bewegten Leben nichts gefürchtet, und unwandelbar seinen Weg gegangen sey. Er aber handelte unter ganz andern Eindrücken und Bestimmungsgründen. Sein Enthusiasmus war zunächst der politische.

Ebenfalls ein Kind jener stürmischen Zeit der Revolution, hat er jedoch ganz verschiedene Einwirkung von ihr empfangen. Auch er ist ein streng ausgebildeter, selbstständiger Charakter, aber von republikanischem Gepräge. Er ist einer von jenen refractären Geistern, die die Wahrheit auf störrisch gewählten, steil unwegsamen Bahnen suchen, von jenen, die mit dem unerquicklichen Nil admirari oft nichts gewinnen, als die traurige Genugthuung, sich selbst gleich geblieben zu seyn, während Menschen, Staaten und Wissenschaft im schöpferischen Umschwunge sich verändern.

Jean Baptiste van Mons*) ist am 11. Nov. 1765 zu Brüssel geboren, wo sein Vater Rentmeister des großen Versorgungshauses (Receveur du grand Béguinage) war. Er erlernte die Apothekerkunst, wodurch er alsbald dem Studium der antiphlogistischen Chemie zugeführt wurde. Schon als zwanzigjähriger Jüngling eröffnete er seine literarische Laufbahn mit einer Darstellung dieses neuen Systemes.

*) Diese Notiz ist entnommen dem Annuaire de l'Académie Roy. de Bruxelles. 1843. p. 177 bis 225.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 57.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Schluß der von dem Sekretär der zweyten Classe, Hrn. Conservator, Ritter von Martius, gelesenen Ehrengedächtnisse verstorbener Mitglieder dieser Classe.

Zwey Jahre später (1787) erhielt er, nach glänzend überstandenem Examen, die Meisterrechte in dem Brüsseler pharmazeutischen Gremio. Inzwischen brach die Brabanter Insurrection aus. Van Mons ergriff mit der Lebhaftigkeit seines südlichen Charakters die Parthey der Vonkisten, was ihm fast verderblich geworden wäre, denn er wurde ergriffen, und nur seine Jugend konnte die Vollstreckung des Todesurtheils von ihm abwenden. Schon damals besaß Van Mons zahlreiche literarische Verbindungen in Frankreich. Diese hatten in jener Zeit auch eine politische Beziehung, und erhielten höhere Wichtigkeit, nachdem die österreichischen Niederlande der französischen Republik einverleibt, in neue Departements eingetheilt und auf französischem Fuß organisirt wurden. Van Mons spielte eine nicht unbedeutende Rolle in jenem politischen Drama, worin sein Freund Roberjot eine der Hauptpersonen war. Insbesondere half er zur Organisation des öffentlichen Unterrichtes, welchen gänzlich umzugestalten sich die neue Regierung sogleich mit Energie angelegen seyn ließ. Es waren hiebey mehrere Mitglieder des französischen Institutes thätig, und so wurde Van Mons schon am 22. März 1796 in diesen gelehrten Körper als membre associé aufgenommen. Seine genaue Kenntniß des Landes und der fähigsten Personen eignete ihn zu solchen administrativen Geschäften; die Beweglichkeit und Vielseitigkeit seines Geistes und sein feuriges Temperament machten ihn zu einem geschickten Organe sowohl für die Verbreitung der politischen Grundsätze, die er bekannte, als für ausgedehnte wissenschaftliche Betriebsamkeit und Verbindungen. Demgemäß ward Van Mons während der nun folgenden Kriegszeiten ein glücklicher Vermittler auf dem Felde physikalischer und chemischer Wissenschaften. Er hatte (1795) wesentlichen Antheil an der Gründung der Société de Médecine, Chirurgie et Pharmacie de Bruxelles, welche sich später als Société de Médecine de Bruxelles reorganisirte. Er stand mit den ausgezeichneten Männern seines Faches in Italien, Deutschland, Frankreich und England, namentlich mit Volta, Vauquelin, Fourcroy, Berthollet, Chenevix, Brugnatelli, Bucholz, Trommsdorf in vielfachem Verkehr und war eine Zeit lang Mitredakteur der Annales de Chimie. Später (1802) schuf er sein eigenes Journal de Chimie et Physique. Er übersetzte Werke von Brugnatelli, Swediaur, Davy, gab eine neue Ausgabe von Fourcroy's Philosophie chimique mit seinen Noten heraus, und arbeitete in verschiedenen Zweigen der Chemie, Physik und Pharmazie.

Wenn uns in der Geschichte der Naturwissenschaften und zumal der Chemie besonders zahlreich jene Köpfe begegnen, welche ohne einen bestimmt

vorgezeichneten Plan ihrer Thätigkeit vorzugsweise nur daran arbeiten, den einzelnen Thatsachen andere, nicht minder isolirte, hinzuzufügen, so gehört Van Mons zu jener kleineren Zahl, denen es um das Allgemeine, um höhere Gesichtspunkte, um Gesetze zu thun ist. Er war beherrscht von der Idee der Einheit in der Erkenntniß, ein systematisch organisirender Kopf, und darum auch jenen Irrwegen näher, welche der skeptische Elektizismus zu vermeiden weiß.

Seine chemischen Ansichten waren zwar zunächst auf Lavoisiers Lehren gegründet, wichen aber vielfach von allen andern Theorieen ab. Er gieng in seiner Theorie speculirend bis zu einer allgemeinen Geschichte der Materie, bis zur Schöpfung des rohen Stoffs (matière brute), der nach ihm nur aus Orygene und Hydrogene bestünde, zurück. Mit Lavoisier und der ganzen damaligen Schule nahm er die materielle Natur des Wärmestoffs an; aus den Verbindungen dieses Wärmestoffs mit dem Sauer- und Wasserstoff wollte er alle verschiedenen irdischen Stoffe ableiten. Nur Wasser- und Wärmestoff bestehen, nach ihm, im Zustande der Freyheit. Verbrennung ist ein Austausch, den die Sauer- und Wärmestoff enthaltenden Körper mit ihrem Wärmestoff vornehmen, um dagegen Wasserstoff oder einen dieß Element enthaltenden Körper aufzunehmen.

Es ist hier nicht der Ort, des Weitern auf diese chemische Theorie einzugehen *). Die Chemie hat zur Zeit einen andern Weg eingeschlagen; aber immerhin werden die Versuche des scharfsinnigen, feurigen Mannes, durch allgemeine Theorie Tiefe und Einfachheit in eine Doctrin zu bringen, welche unter der Breite der Thatsachen fast erlag, Anerkennung finden.

Ich übergehe die Leistungen Van Mons in der Pharmazie, wo er *) sehr wesentlich zur Verbreitung theoretischer und praktischer Kenntnisse beygetragen hat.

Auf dem Gebiete der Physik beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Electricität, wo er die Hypothese Franklins zu erhärten suchte, ferner mit Untersuchungen über die Stürme und ihren Einfluß auf Menschen und Thiere und über die Nebel.

Von Jugend auf hatte er eine große Neigung für die Obstbaumzucht. Er stellte das System auf, daß die Veredlung der Racen durch eine Succession von Samenpflanzen zu erzielen sey und führte es praktisch in einer Folge von acht bis neun Generationen aus. Seine Verdienste um die Theorie der Pomologie und die Systematik der Sorten sind groß und allgemein anerkannt. Er bewirkte durch Lehre, Beyspiel und Mittheilung seiner Anzuchten eine große Reform in dem Obstbau seines Vaterlandes. Ja diese Wirksamkeit erstreckte sich jenseits des Oceans, denn in Nordamerika cultivirte man 1834 über 300 Sorten edler Birnen, die aus seinen großartigen Anlagen hervorgegangen waren. In der Pépinière de la Fidelité bey Brüssel pflegte er im Jahre 1819 80,000 veredelte Stämmchen, und als diese Anlage städtischen Bauten Platz machen mußte, hatte er den Muth, sie nach Löwen zu übertragen, wo er seit 1817 die Professur der Chemie und Agronomie bekleidete. Ja selbst die Verwüstung dieser neuen Schöpfung bey der Belagerung der Citadelle von Antwerpen konnte ihn nicht abschrecken, seine Veredlungsversuche auch noch auf einen dritten Platz zu übertragen **)

*) Van Mons hat sie zunächst in der Théorie de la Combustion, Brux. 1802 und in seiner Lettre à Bucholz, sur la formation des métaux ou essai de réforme générale de la théorie chimique. Brux. 1810 dargestellt. Auch in seinem letzten Werke, Chimie des Ethers (1837), das er nicht mehr vollendet, waltet das Bestreben zu generalisiren.

*) Durch seine Pharmacopée Manuelle Brux. 1800, durch eine neue Ausgabe von Swediaurs Pharmacopée universelle (1817), den conspectus mixtionum chemicarum (Lor. 1827) und das Compendium materiae medico-pharmaceuticae.

**) Seine Erfahrungen auf dem Gebiete der Pomologie sind zunächst enthalten in: Arbres fruitiers et leur Culture. Low. 1835. 36. 2 Vol. 12.

Van Mons starb am 6. Sept. 1842 zu Löwen. Schon seit längerer Zeit hatte er sich, fast unzugänglich, in die Einsamkeit zurückgezogen, und seine unmittelbare Wirkung auf die mit ihm Lebenden war erloschen; doch vergaßen seine Mitbürger nicht, die menschenfreundliche klassische Natur des alten Republikaners anzuerkennen, dessen literarische Leistungen ihm einen Platz in der Geschichte seiner Wissenschaften sichern. Unsere Akademie beklagt in ihm eines ihrer ältesten Mitglieder, denn er ward ihr bald nach ihrer Reorganisation im J. 1809 verbunden.

Demnächst wurde von dem Sekretär der dritten Classe, Herrn Staatsrath von Stichaner, verlesen: Ehren-Rede auf Herrn Joseph v. Fink, k. Ministerialrath im Ministerium des k. Hauses und des Aeußern, Commenthur des Verdienstordens vom heiligen Michael, Ritter des Verdienstordens der bayerischen Krone, ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Die Akademie der Wissenschaften hat in diesem Jahre durch das Hinscheiden des Herrn Joseph von Fink, k. Ministerialrathes im Ministerium des k. Hauses und des Aeußern, einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten.

Er starb am 14. April an den Folgen eines Schleimfiebers, 73 Jahre alt, beweint von seinen Hinterlassenen, betrauert von allen, die ihn kannten, und hart vermißt von der k. Akademie, deren Mitglied er seit 1821, sohin 22 Jahre lang, gewesen ist.

Wir haben in ihm in seinem Leben nicht nur stets einen treuen, biedern Freund erkannt, sondern er war der Akademie mit seiner ganzen Thätigkeit angehörig, er war eines der Glieder, welche nicht ohne große Beschädigung und Schmerz von dem Körper hinweggenommen werden können.

Pflicht ist es daher, hier seinem Andenken noch einige Worte unserer Verehrung in das Grab nachzusenden, und die wichtigsten Momente seines Lebens und Wirkens zusammen zu fassen.

Herr Joseph Alois von Fink war geboren zu Nabburg in der Oberpfalz am 10. Februar 1771, und erhielt seinen Unterricht theils an den Gymnasien in Regensburg, theils am Lyceum zu München, endlich auf der Hochschule zu Ingolstadt.

Im Begriffe, die akademische Würde zu erwerben, und zu diesem Ende aus ungedruckten Quellen eine historische Abhandlung zu verfassen, befand er sich in Nabburg, als sein Vater Georg Lorenz Fink, Stadtschreiber daselbst, im April 1792 vom Schlage getroffen, starb.

Die Verhältnisse der Hinterlassenen seines Vaters bewogen ihn, die Verleihung des durch dessen Tod erledigten Amtes nachzusuchen, was alsobald sowohl durch die Landesregierung, als auch durch die Hofkammer der Oberpfalz vorläufig geschehen ist, und worüber die höhere Genehmigung aus dem Grunde den Aufschub erhielt, weil er sich den zu jener Zeit bekannten Erpressungen des berüchtigten Grafen von Bettschart nicht unterwarf. Zehnjährige innere Unruhen hatten die Verwaltungsangelegenheiten jener Stadt in Verwirrung gebracht. Ihm war es vorbehalten, die Ruhe und Ordnung ohne Zwangsmittel herzustellen.

Schwierige Landeshoheits-Streitigkeiten am Reichskammergerichte veranlaßten, daß er auf den Vorschlag der oberpfälzischen Landesdirection im J. 1801 zum Supernumerär-Rath in der staatsrechtlichen Deputation berufen worden, worauf im Jahre 1804 die Ernennung zum statusmäßigen Landesdirectionsrath erfolgte.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der seit dem Monate März bis May inclusive an die k. Akademie der Wissenschaften eingegangenen Büchergeschenke.

I. Vom Inlande.

Von gelehrten Gesellschaften.

Von dem ärztlichen Verein in München:

Die deutsche Medicin im neunzehnten Jahrhundert. Eine Festgabe, dargebracht Herrn von Walther, k. geh. Rath, zu dessen 40jährigem Dienstesjubiläum. München 1843. 4.

Von dem historischen Filial-Verein in Neuburg:

Collectaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns, insbesondere für die Geschichte der Stadt Neuburg. Vierter bis achter Jahrgang. 1 — 3. Heft des zweyten Bandes. 1. und 2. Heft des dritten Bandes. 1838 1842. Neuburg 8.

Von dem historischen Vereine von Oberbayern:

a) Fünfter Jahresbericht (für das Jahr 1842). München 1843. 8.

b) Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte von und für Oberbayern. IV. Band. III. Heft. München 1843. 8.

II. Vom Auslande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Vom k. Niederländischen Institut der Wissenschaften, Literatur und schönen Künste zu Amsterdam:

Het Instituut, of Verslagen en Mededeelingen uitgegeven door de vier Klassen. Over den jare 1842. No. 1. Amsterdam 1843. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen in den Monaten August bis December 1842 und Januar bis März 1843. Berlin 1842. 1843. 8.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußischen Staaten in Berlin:

a) Verhandlungen VII — XVI. Band 1830 — 1842. Berlin. 4.

b) Sach- und Namenregister zu den Verhandlungen. Erster Band zu der ersten bis einschließlich 21. Lieferung der Verhandlungen. Berlin 1836. 4.

Von der Academia Caesarea Leopoldino-Carolina in Bonn und Breslau:

Nova acta physico-medica. Bd. X. Vratislaviae et Bonnae 1836. gr. 4.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Danzig:

Schriften:

II. Bandes 2 — 4. Heft. Halle 1827 — 1831.

III. Bandes 1 — 4. Heft. Königsberg und Danzig 1839 — 1842.

IV. Bandes 1. Heft. Danzig 1843. 4.

Von dem vogtländischen alterthumsforschenden Vereine in Hohenleuben:

Siebenter Jahresbericht. Jahr 1842. Herausgegeben von Alberti. Gera 1842. 8.

Von dem Museum Francisco-Carolinum in Linz:

a) Erster bis sechster Bericht. Linz 1835—1842. 4. u. 8.

b) Museal-Blatt auf die Jahre 1839 — 1841 (redigirt von Prof. Jos. Gaisberger). Linz 1839 — 1841. 4.

c) Zeitschrift auf das Jahr 1842 (redigirt von Gispert Kapp). Linz 1842. 4.

Von der Geological Society zu London:

Proceedings. Vol. III. Part. II. 1842. No. 91. London 1842. 8.

Von dem Vereine für Naturkunde in Mannheim:

Neunter Jahresbericht nebst einem Anhange, die Beschreibung einiger fossilen Knochen enthaltend und dem Mitglieder-Verzeichniß. Mannheim 1843. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 58.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.
Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Schluß der von dem Sekretär der dritten Classe, Herrn Staatsrath von Stichaner, verlesenen Ehrenrede auf Herrn Joseph von Fink, k. Ministerialrath im Ministerium des k. Hauses und des Aeußern, Commenthur des Verdienstordens vom heiligen Michael, Ritter des Verdienstordens der bayerischen Krone, ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Als im Jahre 1808 die Landesdirection im Königreiche aufgehoben, und das Centralisationssystem dafür eingeführt worden, ward er zur Lehen- und Hoheitssection bey dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und zwar sowohl mit der Bestimmung eines vortragenden Legationsrathes, als auch als Archivar des neu zu errichtenden Lehenarchives versetzt. Seine Leistungen in Lehens- und Jurisdictions-Sachen waren von wichtigem Einflusse auf die inneren Staatsverhältnisse.

Auch die Lehen- und Hoheitssection erreichte im Jahre 1817 ihr Ende. Es wurde ihm nicht gestattet, einem Rufe an das damalige Finanzministerium zu folgen, vielmehr wurde er bey dem Ministerium des Aeußern als Staatsarchivar mit dem Range eines Ministerialrathes zurückbehalten.

Hiemit wurden auch mehr und mehr die Functionen eines vortragenden Ministerialrathes verbunden, so, daß er schon seit 1824 als ordentlicher Ministerialrath mit der Nebenfunction als Staatsarchivar in den Staatshandbüchern bekannt gemacht wurde.

Die Regierung hat dessen Verdienst auch anderweitig anerkannt. Im Jahre 1817 wurde er zum Ritter des Civilverdienstordens der bayerischen Krone ernannt, und am Anfange des Jahres 1838 wurde ihm das Commenthurkreuz des Civilverdienstordens vom heiligen Michael verliehen.

Von den Aufträgen, welche er mit besonderm Erfolg vollzog, werden bloß nachstehende erwähnt.

Im Jahre 1805 löste er die schwierige Aufgabe, die böhmischen Lehenhintersassen in der Oberpfalz, welche in dem Pflegamte Pleystein und in den Herrschaften Plößberg und Wildenau, vertrauend auf böhmische Unterstützung, der bayerischen Regierung den Gehorsam verweigerten, lediglich durch persönlichen Einfluß zur Pflicht und Ordnung zurückzuführen.

Als Geschäftsmann wurde er im Jahre 1834 der bayerischen Mission zu dem Congresse in Wien beygegeben, wo dessen Wirksamkeit dem Interesse seines Souverains entsprach.

Seine Theilnahme an gelehrten Gesellschaften begann im Jahre 1820, als er zum außerordentlichen, correspondirenden und Ehrenmitglied der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde ernannt wurde.

Bald darauf wurde er im Jahre 1821 von der bayerischen Akademie der Wissenschaften zum außerordentlichen frequentirenden Mitglied der historischen Klasse gewählt, und in dieser Eigenschaft im Jahre 1827 wiederholt bestätigt.

Im Jahre 1829 wurde er Allerhöchsten Ortes zum ordentlichen frequentirenden Mitglied der historischen Classe ernannt. Der historische Verein für den Regenkreis, jetzt für die Oberpfalz und Regensburg, wählte ihn im Jahre 1832 zum Mitglied.

Als Schriftsteller ist er hauptsächlich im historischen, zum Theil auch im politischen Fache bekannt geworden.

Anfänglich trat er mit historischen Aufsätzen in dem oberpfälzischen Wochenblatte von 1801 — 1804 hervor. Verschiedene Gelegenheitsschriften, politischen Inhaltes, sind theils in der Zeitschrift: Der Genius von Bayern (I. B. 2. H.), theils einzeln in den Jahren 1808, 1809, 1815, theils in der Landtagszeitung von 1819 (I. Heft) erschienen.

Die Zeitschrift für Bayern und die angränzenden Länder, wovon er die Redaction gegen ihr Ende übernommen, enthält mehrere historische Abhandlungen von ihm, in dem Jahrgange 1817 Hefte 10, 11, 12.

Im Jahre 1819 erschien von ihm unter eigenem Verlage die — bereits vergriffene — Druckschrift unter dem Titel: Versuch einer Geschichte des Vizedomamtes Nabburg, ein Beytrag zur mittleren Geschichte Bayerns.

Hierauf gründete er im Jahre 1821 eine von ihm redigirte Zeitschrift, welche den Titel führte: Die geöffneten Archive für die Geschichte des Königreiches Bayern, herausgegeben von k. bayerischen Archivsbeamten, welche in 3 Jahrgängen eine Anzahl von ihm aus ungedruckten Quellen geschöpfter geschichtlichen Abhandlungen enthält.

Er hatte aus besonderem Auftrage an mehreren bayerischen Staatsschriften in der sponheimischen Successionsfrage Antheil nehmen müssen.

Als Mitglied des historischen Vereines der Oberpfalz und Regensburgs lieferte er geschichtliche Abhandlungen in den Vereinsverhandlungen seit 1836, dergleichen die gelehrten Anzeigen der k. b. Akademie der Wissenschaften B. VII. und VIII. gleichfalls enthalten.

Seine vielen literarischen Arbeiten und Schriften sind übrigens in dem in diesem Jahre hinausgegebenen Almanach der k. b. Akademie der Wissenschaften aufgezeichnet.

Die Vollendung des Druckes seiner letzten, für die gelehrten Anzeigen bestimmten Abhandlung, über die Autonomie der oberpfälzischen Ritterschaft, hat er nicht mehr erleben können. — Ein Sohn der Oberpfalz, hat er auch dieser seine meiste Vorliebe bewiesen.

Als Mensch, als Staatsmann und als Gelehrter war unser verstorbener Freund gleich verehrungswürdig. Seine Anhänglichkeit an den König und sein Patriotismus waren hervorragende Züge seines Charakters.

Hochgeachtet von dem Vorstand des Ministeriums, welchem er angehörte, geliebt von seinen Mitarbeitern im Staatsdienste, befreundet mit allen seinen Umgebungen gieng er durch die Welt, ohne die rauschenden Vergnügungen derselben aufzusuchen, seinem Berufe und seinen Studien ganz ergeben, welche er allen übrigen Freuden des Lebens vorzog. —

Multis ille bonis flebilis occidit.

Er ruhe in Frieden! — in unserm Andenken aber soll er fortleben, — seine Verdienste sollen nicht untergehen, und die Erinnerungen an sie werden noch in späteren Zeiten seinen Schatten aus dem Grabe hervorrufen.

Ferner verlas Hr. Staatsrath von Stichaner folgende Ehrenrede auf Franz Kurz, Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian in Oesterreich.

Der Tod des Geschichtsforschers Franz Kurz, Chornherrn von St. Florian, ist ein Ereigniß, welches der Geschichte einen ihrer thätigsten Baumeister entzogen, und alle ihre Freunde mit Betrübniß erfüllt hat.

Dem Kaiserstaate Oesterreich angehörig, war er auch unserem Vaterlande nicht fremd, eben so wenig, als die Geschichte dieses Staats isolirt, und ohne Rückbezug auf Bayern in allen früheren Zeiten gedacht werden kann.

Die Akademie der Wissenschaften hat daher schon in dem Jahre 1832, sohin vor 10 Jahren, sich den Verblichenen als correspondirendes Mitglied beygesellt, und die Verbindung mit ihm bis an seinen Tod ununterbrochen erhalten.

Kurz hatte sich, wie schon bey einer anderen Gelegenheit bemerkt wurde, das schöne Ziel vorgesteckt, einem künftigen Livius oder Tacitus seines Vaterlandes vorzuarbeiten, das heißt: die Bearbeitung einer allgemeinen Geschichte Oesterreichs durch vorausgehende spezielle Regentengeschichten zu erleichtern.

Sein Nekrolog ist bereits von einer Meisterhand verfaßt, und in der Beylage zur allgemeinen Zeitung vom 7. Aug. d. J. niedergelegt worden.

Von dem darin entworfenen trefflichen Bilde wollen wir hier nur die Worte entnehmen, welche den Gesammteindruck seiner literärischen Thätigkeit bezeichnen sollen:

> Nicht der Geschichtforschung, sondern der Quellenforschung gehörte sein Leben. — Alle Pflichten des Geschichtforschers hat er getreu erfüllt. — Er war unermüdet im Suchen, glücklich im Finden, und in Wahl und Sichtung des Gefundenen umsichtig, in den Angaben partheylos.

Die vielen und reichhaltigen Werke des Verstorbenen werden sein Verdienst nicht untergehen lassen. — Sein Vorbild wird seinen Nachfolgern immer vorleuchten, und sie den besten und sichersten Weg, welchen sie zu nehmen haben, führen.

Uns soll sein Andenken immer werth und heilig bleiben. —

Zuletzt hielt Hr. Prof. Schafhäutl, außerordentliches Mitglied der zweyten Classe, einen Vortrag über die Geologie in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Naturwissenschaften.

Verzeichniß

der seit dem Monate März bis May inclusive 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingegangenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Von der Accademia di Padova:

Saggi scientifici e letterarj. Tom. I — IX. 1786 — 1810. Padova. gr. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. (Premier semestre.) Tom. XVI. No. 3 — 15. Janvier Avril 1843. Paris 1843. gr. 4.

Von der Inprimerie royale à Paris:

Journal des Savants. Janvier 1843. Paris 1843. gr. 4.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux à Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France dirigée

par M. de Caumont. 9. Volume. No. 2 — 4 incl. Paris 1843. 8.

Von der Geſellſchaft für vaterländiſche Alterthümer in Zürich:

a) Mittheilungen. VI. Heft. 1842. Die Stiftung des Kloſters Kappel und das Geſchlecht der Frhrn. von Eſchenbach. VII. Heft 1843. Geſchichte der Inſeln Ufenau und Lützelau im Zürichſee. Zürich 1842. 1843. 4.

b) Mittheilungen der antiquariſchen Geſellſchaft. Erſter Band. Zürich 1841. gr. 4.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Herrn Dr. Argelander, Direktor der k. Sternwarte in Bonn:

De fide Uranometriae Bayeri. Bonnae 1842. 4.

Von dem Herrn Dr. Bartolomeo Biaſoletto in Trieſt:

Viaggio de S. M. Federico Augusto Rè di Sassonia per L'Istria, Dalmazia e Montenegro. Trieste 1841. 8.

Von dem Herrn Auguſt Böckh, Akademiker in Berlin:

Corpus inscriptionum graecarum. Vol. secund. fasciculus tertius. Berolini 1843. gr. fol.

Von dem Herrn M. Flourens in Paris:

(Académie royale des sciences.) Eloge historique de Pyramus de Candolle. Paris 1842. 8.

Von dem Herrn Dr. Foelix in Paris:

a) Revue étrangère et française de législation, de jurisprudence et d'économie politique, 3. Serie. 10. année. 1843. Tom. deuxième. No. 3 — 5 inclus. Mars — Mai. Paris 1843. 8.

b) Traité du droit international privé ou du conflit des lois de différentes nations en matière de droit privé. Paris 1843. gr. 8.

Von dem Herrn Dr. Georg Göth, Prof. am Johanneum zu Grätz:

a) Das Herzogthum Steiermark geographiſch-ſtatiſtiſch-topographiſch dargeſtellt und mit geſchichtlichen Erläuterungen verſehen I. und II. Thl. Wien 1840. 1841. 8.

b) Vordernberg in der neueſten Zeit oder geſchichtliche Darſtellung der Vereinigung der Radgewerken. (Mit Atlas. 18 lith. Tafeln in gr. Fol.) Wien 1839. gr. 8.

Von S. Herpain de Genappe:

Première, deuxième et troisième épitres d'Usamer à ses contemporains. Langage physiologique. Nivelles. 12.

Von dem Herrn Prof. Lloyd in Dublin:

On the determination of the intensity of the Earth's magnetic force in absolute measure. Dublin 1843. 4.

Von dem Herrn Baron Rottenburg, k. k. Oberlieutenant in Görz am Iſonzo:

Verſuch einer Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Pola in Iſtrien. Trieſt 1843. 8.

Von dem Herrn J. T. Silbermann, préparateur de physique au conservatoire des arts et métiers in Paris:

Notice sur l'Héliostat. Paris 1843. 8.

Von dem Herrn C. Tſcheffkin, Chef d'Etat major du corps des ingénieurs des mines in St. Petersburg:

Annuaire magnétique et météorologique ou recueil d'observations magnétiques et météorologiques par Kupfer. Année 1840. Petersbourg 1842.

Von dem Herrn Bartolomeo Zanon, Pharmazeut in Belluno:

Analisi dell' acqua minerale idrosolforosa di Valgrande nel Comelico superiore, provincia di Belluno. Milano 1842. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele, von Dr. Franz Vorländer. Berlin, Enslin'sche Buchhandlung. 1841. gr. 8. (XVI. u. 531 S.)

Bey der fast gänzlichen Ungenießbarkeit und Unerquicklichkeit so mancher Schriften, welche in der jüngsten Zeit auf dem philosophischen Gebiete erschienen, thut es wahrhaftig wohl, wenn man nur hier und da wieder einem Werke begegnet, das in der gerügten Beziehung eine Ausnahme macht, und sich durch Inhalt sowohl, als Form von den jetzt so häufigen Produkten eines beschränkten System-Geistes unterscheidet. Durch diesen kleinlichen System-Geist und blindes Nachtreten in der Meister Fußstapfen, gleichwie andererseits durch die Eitelkeit und Aufgeblasenheit unreifer Köpfe, von denen jeder schon gleich als Schöpfer und Begründer eines neuen Systemes sich betrachtet haben möchte, hat die Literatur der Gegenwart einen Zuwachs erhalten, der ganz geeignet wäre, das Studium der Philosophie jedem nur einigermaßen gesunden Geiste für immer zu verleiden, wenn dergleichen Erzeugnissen überhaupt irgend ein Einfluß und eine Bedeutung zukommen könnte, und ihnen ein anderes Schicksal bevor stände, als ungelesen zu bleiben und in kürzester Frist den Weg der Makulatur zu wandern. Wir wollen übrigens hoffen und wünschen, daß diese Periode, in welcher der alles verdunkelnde Formalismus philosophischer Systeme die einfache Sprache, zu der doch das klassische Studium führen sollte, mehr und mehr verdrängt hat, und selbst bey manchen sonst tüchtigen und achtungswerthen Schriftstellern zur leidigen Gewohnheit geworden, — daß diese Periode bereits ihrem Ende naht, und man dann nicht so bald wieder zu einer Behandlungs- und Darstellungsweise der Philosophie zurückkehren werde, die, noch weiter getrieben — zu einer völligen wissenschaftlichen Anarchie, Ideenverwirrung und Sprachbarbarey führen müßte.

Auch gegenwärtige Schrift können wir zu den erfreulichen Erscheinungen rechnen, welche von dem in dieser Hinsicht jetzt eingetretenen Wendepunkte bereits mehrfaches Zeugniß geben, und es erregt schon die Vorrede ein günstiges Vorurtheil, insoferne darin an das Urtheil der freyen Männer in der Wissenschaft — im Gegensatze zu jenen „sogenannten Philosophen, welche sich mit ihrem Wissen in dem Mechanismus ihrer Formeln so festgeschraubt haben, daß sie nichts Anderes mehr zu verstehen im Stande sind", appellirt wird. Diesen „freyen Männern aller Ansichten und Schulen, so wie den aufstrebenden Jünglingen" übergiebt der Verf. seine „Grundlinien", und hofft, daß ihre Ausführung, wenn sie gleich noch nicht so weit gediehen, als er gewünscht, dem Kritiker doch nicht als eine indigesta moles erscheinen, sondern ein redliches, nicht ganz erfolgloses Streben erkennen lassen werde. Die darin entwickelte Grundansicht habe sich ihm, seit einer längeren Reihe von Jahren, mit seinem innern geistigen Leben fortschreitend nach allen Seiten entwickelt; sie sey nicht aus einer Durcharbeitung der bisherigen Systeme entstanden, wie die heutige Mode-Ansicht von einer neuen Theorie ver-

lange, wohl aber habe sie mit derselben sich fortgebildet.

Sein Hauptstreben war, wie der Verf. in der Vorrede weiter bemerkt, eine bestimmtere objektive Anschauung des Seelenlebens zu gewinnen, d. h. die Thatsache desselben tiefer und umfassender in ihren Beziehungen zu einander und zum Ganzen und Einen zu begreifen.

„Die Philosophie der alten Schule begnügt sich, die Seele als schöpferisches Wesen zu denken, die elementarischen Erscheinungen des Seelenlebens empirisch zu analysiren und den Grund derselben in einzelnen Vermögen hinzu zu denken: hierbey konnte von einem tiefer eindringenden Begreifen nicht die Rede seyn. Mit Recht hat die neuere Wissenschaft geltend gemacht, daß die Thatsachen nur aus sich selbst verstanden werden können. Aber die einzelnen Erscheinungen und Thatsachen des Seelenlebens führen uns auf ein ideelles Wesen zurück, welches fortschreitend in der Einigung mit der ganzen Objektivität sich entwickelt: folglich können die einzelnen elementarischen Thatsachen nur in dieser ideellen Thatsächlichkeit verstanden werden, und diese wiederum nur als in und mit jenen sich entwickelnd. Die Psychologie der neuern Zeit hat zu sehr beydes getrennt; es stehen sich zwey entgegengesetzte Betrachtungsweisen gegenüber: die empirisch-elementarische und die philosophische, speculative. Die erstere bleibt bey den einzelnen elementarischen Erscheinungen stehen und verliert das ideelle Wesen, jene Urthatsache ganz aus dem Auge. Wogegen die speculative den Geist als das Absolute allein verfolgt, ohne die natürlich-weltlichen Thatsachen zu beachten; sie denkt den menschlichen Geist als absolute Productivität, als absolute Negativität gegen das Endliche. Indem sie ihn auf diese Weise aller Natürlichkeit und Weltlichkeit entkleidet, aus der Gemeinschaft mit Gott herausreißt, und wie ein vernichtendes Gespenst den endlichen Thatsachen gegenüber stellt, ist an ein Begreifen der letztern nicht zu denken: der Geist muß vielmehr dieselben als unwahre, nichtige gänzlich auflösen, um zu sich selbst, zum reinen Nichts zu gelangen."

Jener Forderung, die Thatsachen des Seelenlebens aus sich selbst zu erklären, könne nun, glaubt der Verf., nur durch eine Betrachtung genügt werden, welche das ideelle Wesen und seine Thatsächlichkeit in der wirklichen, natürlichen und weltlichen Offenbarung und Entwicklung anschauend zu begreifen sucht, welche das Subjekt in der von Gott gesetzten, ursprünglichen und unmittelbaren Einigung (nicht Einheit) mit der Objectivität, mit Natur, Welt und Gott, auffaßt. Denn die Seele sey weder ein bloßer Spiegel der Dinge, noch eine einsame Monade, noch auch eine abstract sich aus sich selbst pruduzirende Idee, sondern sie sey ein in Natur nnd Welt sich darstellendes Selbstwesen, hervorgehend und existirend in der Lebensfülle der unendlichen Objectivität. Die Entwicklung aus sich selbst müsse daher zugleich als ein Werden in dieser Objectivität gedacht werden; hierdurch aber bekomme die Wissenschaft von der Seele eine von der bisherigen ganz abweichende Gestalt, oder vielmehr sie erhalte erst eine bestimmte, objective, gesetzmäßige Gestaltung. Indem nämlich die Seele in ihrer fortschreitenden Anneignung aus diesem Ganzen der Objectivität und innerhalb der angeeigneten Substanz wiederum in ihrer individuellen Productivität angeschaut werde, so sehe man in dieser objectiven Anschauung der ideellen Thätigkeiten, welche nicht mit der momentanen Erscheinung verschwinden, sondern zur bleibenden Natur, zum Eigenthum und Organ der Seele werden, ein immer mehr sich organisirendes, ideelles Ganze im freyen Selbstwesen entstehen, worin jede einzelne Seelenthätigkeit, jedes Element und jeder Prozeß ein bestimmtes organisches Verhältniß zur ganzen Seelenthätigkeit habe und diese wiederum im gegebenen Ganzen verstanden werde, weil sie nur in und mit diesem sich entwickle. Es verstehe sich von selbst, daß dieser ideelle Organismus nicht als ein physischer gedacht werden dürfe, obgleich er im Naturorganismus sich auf endliche Weise offenbare und darstelle, und daher auch in dieser endlichen Einigung betrachtet werden müsse; denn nur hierdurch könne man die Phänomene der Affekte, der Leidenschaften und des Bösen zum Verständniß bringen. In einer solchen, sicher fortschreitenden organischen Wissenschaft der ideellen Thatsachen, welche die Seele in ihrer fortschreitenden Einigung mit den endlichen Offenbarungen und der Selbstoffenbarung Gottes verfolgt, sey es dann auch möglich, die höchsten Thatsachen des Geisteslebens bestimmter zu denken.

In der Einleitung berührt der Verf. zunächst das Unzureichende der bisherigen Erkenntniß-

Theorien. Die Psychologie selbst sey noch wenig über den Empirismus hinaus gekommen; trotz der fleißigen und scharfsinnigen Bemühungen vieler Neueren sey sie im Ganzen und Großen noch kaum eine Wissenschaft zu nennen, da noch überall die Grundbegriffe schwanken, und sie bey einzelnen Prozessen, Elementen, Vermögen stehen bleibe und es nirgends zu einer Anschauung des göttlichen Ebenbildes bringe.

Unter der Ueberschrift „Idee und Gestaltung der Psychologie im Verhältniß zum philosophischen System", wird die Psychologie definirt: „als die Wissenschaft von den Offenbarungen der Seele oder des Geistes, insofern sie in der einzelnen, individuellen Seele sind und entwickelt werden." Daß die Psychologie, heißt es im weiteren Verlaufe, nur den geistigen Menschen, nicht den naturgeschichtlichen zum Gegenstande habe, also nicht Alles umfasse, was ziemlich unwissenschaftlich unter dem Namen der Anthropologie zusammen geworfen werde, bedürfe kaum der Erwähnung. Wohl aber setze die Psychologie mancherley Naturkenntnisse und Naturanschauungen voraus, in so fern nämlich die Seelenoffenbarungen mit dem Naturleben geeinigt erscheinen. Gerade aber diese Einigung und unzertrennliche Wechselwirkung beyder Sphären, möchten wir hiergegen erinnern, führt uns ja immer wieder auf den ganzen Menschen zurück, und sollten dann nicht auch beyde Wissenschaften, die Psychologie, wie die Somatologie oder Physiologie in einer höheren, dritten, die eine, wie die andere gleichheitlich umfassenden Wissenschaft ihren Schlußpunkt haben und erst in dieser ihre wechselseitige, vollständige Erklärung und Begründung finden können? Wir geben gerne zu, daß, was wir bis jetzt unter dem Namen „Anthropologie" besitzen, noch lange nicht als ein solches letztes und wissenschaftlich befriedigendes Resultat der vereinten vorgenannten Disciplinen betrachtet werden könne, und daß überhaupt nur wenige, bevorzugte Geister zu einem solchen schwierigen und umfassenden Werke berufen seyn seyn mögen; aber wenn Männer, wie Schubert, Steffens, Burdach, Carus u. A. es versuchen, den ganzen Menschen zum Gegenstande ihrer Untersuchungen und Darstellungen zu machen, so dürfen wir der Wissenschaft nur Glück dazu wünschen, und es wird ihr, so wenig streng wissenschaftlich auch manche Materie, nach dem dermaligen Standpunkte der speculativen und empirischen Forschungen, noch behandelt und an eine ganz genügende systematische Anordnung schon jetzt gedacht werden kann, dennoch aus einer lebendigen und geistvollen Erfassung der Totalität der menschlichen Persönlichkeit ein ungleich größerer Gewinn erwachsen, als aus den meistens nur abstracten und einseitigen Betrachtungen, die eine isolirte Behandlung der Lehre von dem seelischen und leiblichen Leben so leicht nach sich zieht.

Vollkommen aber sind wir mit dem Verf. darüber einverstanden, daß mit der Unbestimmtheit des Inhaltes und des Umfanges der bisherigen Psychologie in genauer Uebereinstimmung der Mangel an wissenschaftlicher Form und das hieraus entstehende Schwanken in Bestimmung ihres Verhältnisses zum philosophischen System stehe.

„Früher unterschied man bekanntlich die rationale Psychologie als integrirendes Glied der Metaphysik von der empirischen: die eine hatte keine Gemeinschaft mit der andern, die eine handelte in ganz principloser abstracter Reflexion über die Einfachheit und Substanz der Seele u. dgl., die andere war nichts als eine abstract-empirische, man möchte sagen, mechanische äußerliche Analyse der obern und untern Seelenvermögen. In der neuern Zeit ist fast nur die empirische Psychologie angebaut worden, und diese gewöhnlich empirisch reflectirend oder analysirend, ohne besondere oder ausdrückliche Beziehung zum philosophischen System. Einige (worunter besonders Beneke) erwarten alles Heil von der Psychologie, die sie aus reiner unverfälschter Erfahrung aufzubauen unternehmen; allein, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß der Empirismus manches Vortreffliche auch in der Psychologie geleistet hat, so bleibt er doch immer bey dem Elementarischen, Einzelnen stehen und wird daher im System der Philosophie immer eine untergeordnete Stellung behalten. Die Einzigen unter den Neueren, welche auch die Psychologie nach einer speculativen Methode bearbeitet haben, sind Hegel und Herbart. Hegel insbesondere stellt an die Wissenschaft vom Bewußtseyn die Forderung, daß sie das erkennende Bewußtseyn auf den speculativen absoluten Standpunkt des Erkennens führen solle. Mit dieser Forderung aber steht in Widerspruch, daß ohne Weiteres die absolute Methode, also das absolute

Erkennen selbst, in Anwendung gebracht wird. Es müßte nach dieser Forderung vom Standpunkt des nicht-absoluten Bewußtseyns die Nothwendigkeit, zu jenem fortzuschreiten, nachgewiesen werden; Hegel's Phänomenologie aber hat von vorn herein in allem Bewußtseyn nur die absolute Identität des Wissens und Seyns zum Gegenstande, und so ist das Resultat, zu welchem sie gelangt, die Negativität oder Auflösung des gewöhnlichen Bewußtseyns, nicht Resultat einer Untersuchung oder Entdeckungsreise, wie Hegel diese Schrift genannt hat, sondern dasselbe ist in seinem ganzen Umfange von vorn herein angelegt, vorausgesetzt, dogmatisch hingestellt. Es wird also von Anfang an ein Maaßstab zu Grunde gelegt, der auf keine Weise geprüft, noch viel weniger gerechtfertiget wird. Bey Herbart nimmt die Psychologie keine ähnliche Stellung ein; sie soll indeß auch über gewisse metaphysische Begriffe Auskunft geben, während sie selbst sich schon der speculativen Methode, d. h. der Methode der Beziehungen bedient. Da aber diese Methode sich auf das reflectirende Entfernen von Widersprüchen der Begriffe beschränkt, so bleibt das Verhältniß beyder Disciplinen zu einander ein sehr loses, äußerliches."

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

G. F. Graham English; or the art of composition. London 1842.

C. G. Teichelmann und C. W. Schürmann, Outlines of a grammar, vocabulary and phraseology of the aboriginal language of South-Australia, spoken by the natives in and for some distance around Adelaide. Adelaide 1840.

H. Gérard, Essai sur les livres dans l'antiquité, particuliérement chez les Romains. Paris 1840.

Jo. B. de Erro y Aspiroz, Alfabeto de la lengua primitiva de España. Madr. 1806. 4.

Dr. A. J. Sjögren, Ueber das Werk von Finn Magnusen, Runamo og Runerne betitelt. Petersburg 1842.

Dr. J. Ed. Erdmann, Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie. Bd. 2. Abth. 2. Leipzig 1842.

Fr. Passow, Vermischte Schriften, herausgegeben von W. A. Passow. Leipzig 1843.

Doctorum hominum commentarios in Plutarchi vitas parallelas Demosthenis et Ciceronis, edidit C. X. Frotscher. Vol. I. Lips. 1843.

Mythographi graeci et latini ed. A. Westermann. Brunsw. 1843.

Moralistes anciens. Paris 1840.

A. Meineke, Delectus poetarum anthologiae graecae, cum adnotatione critica. Berol. 1842.

— — Analecta Alexandrina. Berol. 1843.

Croxall's edition of the fables of Aesop, translated from English into Persian, by Moulu-vee Abdool Ruheem of Calcutta. Calcutta 1830. 4.

M. A. Plautus, Aulularia. Ad fidem codicum qui in bibliotheca Musei Britannici exstant aliorumque nonnullorum recensuit, notisque instr. J. Hildegard. Cantabrigiae 1839.

Muhammad al-Sharastáni, Book of religious and philosophical sects. Part I. Now first edited by W. Cureton. London 1842.

Abol Fédâ Ismaël, Géographie d'en Arabe, publiée par Charles Schier, Liv. 1. 2. Dresd. 1842. fol.

Abu Zakariya Yahya El-Nawawi, the biographical dictionary of illustrious men chiefly at the beginning of Islamism. Now first edited by F. Wüstenfeld. Part. II. Gotting. 1842.

Sâdee, The persian and arabic works. Vol. 1. 2. Calcutta 1795. fol.

Timour improperly called Tamerlane. Institutes political and military, written originally in the Mogul language; first translated into Persian by Abu Taulib Alhusseini and thence into English by Davy. By Jos. White. Oxford 1783. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele, von Dr. Franz Vorländer. Berlin, Enslin'sche Buchhandlung. 1841. gr. 8. (XVI u. 531 S.)

(Schluß.)

Wird nun aber, frägt der Verf., die Wissenschaft der Seele nicht speculativ, d. h. nicht als ein Theil des philosophischen Systems aufgestellt, woher soll sie begründet werden? Jedes philosophische System solle, darüber sey man einig, einen Organismus bilden. So wenig nun aber in der Natur ein Organismus mit Nichts anfange, sondern von der Idee eines schon vorhandenen Organismus ausgehe und in einem organischen Keime anfange; so wenig könne auch das philosophische System aus einem einzelnen abstracten Gedanken-Element entstehen, sondern müsse gleichfalls in der eben bezeichneten Weise sich entwickeln. Ehe daher die Idee des Wissens im philosophischen Systeme zu einem selbstständigen Organismus sich ausbilde, werde sie in der Entwicklung des gewöhnlichen Bewußtseyns ein embryonisches Leben durchlaufen. Das speculative System, in so fern es ungetheiltes menschliches Wissen sey, könne sich nicht negirend gegen das nicht-speculative elementarische Wissen verhalten; es könne nur ein höheres Wissen werden durch höhere Entwicklung; ja das systematisch-speculative Wissen könne nur wissenschaftlich entstehen, indem es sich aus einem sich selbst begränzenden elementarischen Wissen entwickle, und ein solches solle nun eben die „organische Wissenschaft der menschlichen Seele" hervorbringen. Sie mache daher zwar nicht Anspruch darauf, speculatives System zu seyn, allein ihre speculative Geburt könne und dürfe sie nicht verläugnen.

Mit Interesse folgt man dem Verf. S. 9. ff. in seiner Kritik der verschiedenen psychologischen Standpunkte und Methoden. Es werden hier im Wesentlichen dreyerley Standpunkte und Verfahrungsweisen unterschieden: die analytische, die synthetische und die speculative. Ueber die analytische Betrachtungsweise, welche am wenigsten den wissenschaftlichen Forderungen entspreche, erklärt sich der Verf. zuvörderst im Allgemeinen, sodann aber auch weiter unten S. 66 ff., wo er die „Theorie der Vermögen und elementarischen Prozesse" einer besondern Kritik unterwirft, noch ausführlicher, und macht davon nachstehende treffende Schilderung:

„Nach der Theorie der Vermögen ist die Offenbarung des Bewußtseyns durchaus der Willkühr untergeordnet und äußerlich getheilt: Gemüth, Verstand, Phantasie, alle diese kleinen Statthalter der Seele haben ihre eigene Herrschaft; wie sie sich dabey zum obersten Regenten selbst und zum Ganzen verhalten, bleibt unbestimmt, und deßhalb pflegen sie denn auch in ihren Handlungen sehr eigenmächtig und gesetzlos zu verfahren: bald ist es die Phantasie, welche die Zügel der Herrschaft ergreift, bald unterdrückt das Gemüth den Verstand, oder dieser jenen, und es läßt sich nicht bestimmen, wo das Recht oder Unrecht dieser kleinen Tyrannen aufhört. Es gewährt uns diese psychologische Theorie des vorigen Jahrhunderts fast ein Gegenbild des damaligen deutschen Reiches. Ein höchster Regent, die Seele sitzt auf dem Thron in hohen Würden und mit vielen Titeln geschmückt, aber er hat in der That über das Ganze fast gar keine

Gewalt; an seiner Stelle herrschen die einzelnen Vermögen als Fürsten, erheben sich bald gegen, bald für das Reich, bald streiten sie unter einander. Aber auch ihre Gewalt war nicht selten sehr prekär, denn die untern Vermögen mit ihren besondern Privilegien hatten gewöhnlich mehr reelle disponible Macht, und konnten sich Vieles erlauben: so konnte z. B. das untere sinnliche Begehrungsvermögen für gewisse Perioden sich der höchsten Gewalt bemächtigen, ohne daß den obern Begehrungsvermögen die Sache sehr zu Herzen gegangen wäre. Der hohen Geistlichkeit der religiösen Ideen und Vernunftbegriffe war zwar hohe Ehre und auch große weltliche Macht zugestanden, aber gegen die untern Vermögen konnten sie nicht viel ausrichten und hielten es heimlich mit ihnen. — Kant's Kritik der reinen Vernunft berief die verschiedenen Stände zuerst zu einer Generalversammlung; er gieng darauf aus, dem vernachläßigten tiers-état der Erfahrung sein Recht zu verschaffen; allein die constituirende Versammlung der Kategorieen warf sich statt der Seele selbst zum Gesetzgeber auf. Hierdurch wurde das Band der scholastischen Feudal-, d. h. Vermögen Herrschaft, auch hier gelöst, und die Revolution der neuern Philosophie nahm mit dem Terrorismus der Freyheit und Gleichheit im Fichteschen und Schelling'schen System ihren Anfang. Das ancien régime wurde verbannt, behielt aber in der gewöhnlichen Psychologie seine Freunde. Später hat ihnen besonders Herbart den Krieg erklärt, allein wie verständig er auch gegen sie eifert, und bey seiner Mechanik und Statik der Vorstellungen sie entfernt, so kehren sie doch im analytischen Theile, der von den einzelnen positiven Erscheinungen des Bewußtseyns handelt, so wie auch im Lehrbuch der Psychologie zurück. So ist denn der Kampf zwischen der alten Dynastie der Vermögen und den verschiedenen neuern Mächten noch nicht entschieden. Ob der absolute Begriff der Hegel'schen Philosophie, oder die schwebenden Vorstellungsreihen Herbart's, oder die „Urvermögen, Reize und Angelegtheiten" Beneke's den Sieg gegen sie behalten, ist noch sehr zweifelhaft. Eine konstitutionelle Monarchie der Seele ist in diesen Theorien keineswegs vorbereitet, und noch neuerlich haben die Vermögen gegen Beneke einen Vertheidiger gefunden in Fries (psych. Anthrop. 2. Ausg. 2. Bd. Vorr.)."

Das synthetische Verfahren hat nach der Ansicht des Verf. vor dem analytischen zwar den Vorzug, daß es überall auf die lebendige Anschauung des Einzelnen leite, aber indem es seinen Standpunkt im Gegebenen der Erscheinung, in den einzelnen Elementen nehme, bleibe die Anschauung und mit ihr die wissenschaftliche Methode auf das Einzelne beschränkt. Der formell analytischen Behandlung habe sich zuerst am entschiedensten Locke entgegengestellt, indem er alle Seelenoffenbarungen auf das Gegebene der äußern und innern Erfahrung, Sensation und Reflexion zurückgeführt habe. Die schottische Schule habe Locke's verdienstliche Bemühungen fortgesetzt, und in neuester Zeit habe auch bey uns diese Richtung einen Vertreter in Beneke gefunden. Die Art und Weise, wie derselbe die Thatsachen des Bewußtseyns aus den ursprünglich gegebenen Vermögen und Reizen und den hieraus gebildeten „Angelegtheiten" abzuleiten sucht, sey nicht ohne Scharfsinn und Verdienst, bleibe aber zu atomistisch beym Elementarischen stehen; es komme nichts Bestimmtes und Ganzes zum Vorschein. Eine synthetische Methode sey auch die in frühern Zeiten gebräuchliche mathematische Methode, welche aus allgemein bekannten Elementen durch Analyse und Synthese die weitern Probleme aufzulösen sucht. Diese Methode bewege sich nur in der Trennung und Verknüpfung allgemeiner abstracter Elemente, und sey am wenigsten anwendbar auf dem speculativen Gebiete. Selbst Spinoza, der sie am meisterhaftesten angewandt, habe in seinem Systeme, wie abstract es sich auch gestaltet, im Fortgang der Betrachtung unvermerkt ganz andere Elemente aufgenommen, als die aus seinen anfänglichen Definitionen und Axiomen folgen. Aus demselben Grunde bleibe auch die heuristische Methode des trefflichen Stiedenroth mangelhaft, dessen fleißige, geistvolle Behandlung sich indeß sehr vortheilhaft vor den früheren, sowohl synthetischen, als analytischen auszeichne.

Erst die neuere deutsche Philosophie, heißt es eben daselbst, habe das lose abstracte Gewebe der metaphysischen und das scholastische Fachwerk der empirischen Psychologie zerstört. Der geniale Schöpfer der Wissenschaftslehre habe das unsterbliche Verdienst, die große Idee der absolut geistigen Production und Entwickelung alles Bewußtseyns zuerst an's Licht gefördert zu haben. Von nun an haben die wissenschaftlichen Methoden Entwicklungsmethoden werden müssen. Fichte und der jugendliche Schelling seyen indeß bey ihrem Unternehmen, das menschliche Bewußtseyn aus

dem absoluten Subject sich produciren zu lassen, zu keiner bestimmten, klaren wissenschaftlichen Methode gelangt. Dieß sey Hegel und Herbart vorbehalten gewesen, jedoch in abweichenden Richtungen. Die Hegel'sche Idee einer absoluten, durchaus objectiven Methode sey als das wichtigste Resultat der im Ablauf begriffenen abstracten Epoche der deutschen Philosophie zu bezeichnen; nur dürfe man bey der von Hegel geleisteten Ausführung dieser Idee nicht stehen bleiben, da ihre reelle Gestaltung mangelhaft, beschränkt und in ihrer Absolutheit unwahr sey. Von dieser speculativen Richtung abweichend, habe der scharfsinnige Herbart eine atomistische Theorie der Seelenoffenbarungen aufgestellt. Wir heben hierüber aus einem späteren Abschnitte S. 92 „von der relativen Selbstständigkeit der Elemente und elementarischen Prozesse oder dem psychologischen Mechanismus" die folgende Beurtheilung aus:

„Herbart sucht das geistige Leben aus der Verschmelzung und Hemmung der einzelnen Vorstellungen abzuleiten. Der Grund der geistigen Regsamkeit liegt in den Vorstellungen selbst; alles übrige Thun und Geschehen in der Seele, die Gefühle, Begehrungen, Bestimmungen des Ich werden auf die Vorstellungen, als die ursprünglichen einfachen Selbsterhaltungen der Seele, zurückgeführt. Nur unter der Voraussetzung, daß die Vorstellungen ganz und gar selbstständige Kräfte sind, ist eine Statik und Mechanik des Geistes möglich. Allein diese Theorie leidet an derselben Einseitigkeit, wie die Zellentheorie Schwann's: Die elementarischen Phänomene werden vereinzelt, als ob sie allein das wirklich Existirende wären; die Selbsterhaltungen, die Vorstellungen sind nach Herbart das Einzige, was wahrhaft geschieht. Das wirklich Geschehende, Erscheinende ist aber das, was der Erklärung bedarf, und diese Erklärung kann nicht in bloßer Analyse und Synthese der einzelnen Theile desselben bestehen. Wir geben zu, diese Verschmelzungen und Hemmungen der Vorstellungen, welche Herbart der Rechnung unterwirft, haben Realität, allein sie haben dieselbe nur in der Seele, in der Wechselwirkung mit einem Ganzen, was bey Herbart hinter dem Vorhange bleibt, oder nur als mögliche Vorstellungsmassen atomistisch die wirklichen berührt. Die Verschmelzungen und Hemmungen der Vorstellungen sind Facta, aber sie sind nicht das einzige Thun und Geschehen in der Seele: sie sind zugleich mit ideellen Thatsachen gesetzt. Deßhalb hat Herbart's Betrachtung und Anwendung der Mathematik auf diesen Mechanismus nur eine hypothetische und getheilte Wahrheit. Es muß nämlich angenommen werden: diese oder jene Gesetze der Statik und Mechanik des Bewußtseyns haben Wahrheit, vorausgesetzt, daß die ideellen Facta, denen die Vorstellungen angehören, auf eine bestimmte Weise gesetzt sind. Es läßt sich durchaus nicht behaupten, daß die Mathematik keine Anwendung auf psychologische Phänomene erleide; nur werden die Probleme, die sie löst, immer nur eine elementarische und hypothetische Wahrheit haben. Ferner ist Herbart's Theorie darin mangelhaft, daß sie die Betrachtung bey dem wirklichen Geschehen der Vorstellungen abbricht, und nicht auf den Grund dieses Mechanismus zurückgeht; hätte sie das letztere gethan, so hätte sie einerseits nicht das Seelenleben in diesem psychologischen Mechanismus können aufgehen lassen, und andrerseits hätte sie die Vorstellungen nicht auf abstracte atomistische Weise als den Grund aller Phänomene setzen können."

Am Schlusse der Kritik aller dieser verschiedenen psychologischen Standpunkte und Methoden gesteht der Verf. selbst, worauf auch wir bereits oben hingedeutet, daß allerdings das, was in dieser Wissenschaft geleistet worden sey, nicht aus der besondern Methode der Reflexion hervorgegangen, sondern daß es vielmehr eine geniale innere Naturanschauung der Seelenoffenbarungen sey, welche uns das Bessere, Tiefere eröffnet habe. Er erwähnt hier zunächst eines Platon, Aristoteles, Spinoza, Leibnitz, und wendet sich sodann unter den neueren vor Allem zu dem „geistvollen" Steffens, der am tiefsten eine Naturanschauung der Geistesoffenbarungen erstrebt habe. Derselbe gelange hiebey zwar nicht zu einer ausgebildeten Methode, aber seine Werke seyen reich an tiefen Blicken in das Geistesleben; mit Recht finde er in der Natur überall die Vorbilder der geistigen Offenbarungen, und letztere bilden ihm selbst eine höhere Natur; er suche deßhalb auch in diesen das Ganze, Organische nachzuweisen, wobey er jedoch seine Betrachtung mehr auf Staat und Religion und die universellen Offenbarungen überhaupt lenke, als auf die individuellen in der Wissenschaft von der Seele. Ueberhaupt erscheine die eigentlich psychologische Betrachtung bey ihm am wenigsten ausgeführt und, weil die Entwicklung und Durchbildung des Einzelnen fehle, zuweilen etwas unklar. Steffens sey hierin der Antipode von Schleiermacher, bey welchem

die dialektische Durchbildung eben so sehr vor der Naturanschauung überwiege, als es bey Steffens umgekehrt sich verhalte.

Bis hieher konnten wir dem Verf. in kurzem Auszuge folgen. Einen weiteren zu liefern ist bey der Menge von Materien, die in diesem Buche besprochen werden, einestheils nicht wohl möglich, anderntheils würden wir damit die der gegenwärtigen Anzeige zugemessenen Grenzen überschreiten. Wir begnügen uns daher, zum Schlusse nur noch eine Uebersicht der von dem Verf. behandelten Hauptgegenstände und ihrer Eintheilung und Anordnung zu geben. Das ganze Werk zerfällt in vier Theile. Der erste speculativ-kritische Theil behandelt die Theorie der Seelenoffenbarung überhaupt, und zwar 1) die Seele in ihrem Verhältniß zu Natur, Welt und Gott, 2) die Idee der Entwicklung, 3) die Seele in ihrer individuellen, einzelnen Offenbarung und 4) die Seele als individuelle oder die Individualität. Der zweyte Theil beschäftigt sich mit dem Seelenleben des Naturmenschen. Hier kommen zur Sprache: 1) das natürliche Selbstgefühl und das natürliche Bewußtwerden, 2) das menschliche Selbstgefühl und das vorstellende Bewußtseyn, 3) die natürliche Individualität und 4) die natürliche Darstellung und Bezeichnung der Seelenoffenbarungen. Im dritten Theile wird entwickelt das selbstbewußte, weltliche Seelenleben, und zwar 1) das menschliche Selbst in seinen individuellen Elementen und Prozessen, 2) das bewußte Vorstellen oder das Denken, 3) die Entwicklung des menschlich-weltlichen Selbst überhaupt und 4) die weltliche Individualität. Der vierte und letzte Theil handelt von dem selbstbewußten Vernunftleben des Geistes, und zwar 1) von der Grundbedingung der höheren Vernunftentwicklung, 2) von der Entwicklung des selbstbewußten Vernunftlebens und 3) von der Entartung desselben.

Beckers.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Tulasidās Rāmāyan. 4.

Magha's Tod des Ciçupala. Ein sanskritisches Kunst-Epos, übersetzt und erläutert von Dr. C. Schütz. Abth. 1. Bielefeld 1843.

Macrizi, Historia regum islamiticorum in Abyssinia ed. Fr. Th. Rinck. Lugd. Bataviae. 1840. 4.

— — Takieddin Almakrizi tractatus de legalibus Arabum ponderibus et mensuris, ed. Ol. Gerh. Tychsen. Rostoch. 1800.

C. J. Tornberg, Ibn-Khalduni narratio de expeditionibus Francorum in terras Islamismo subjectas. Stockh. 1840.

Abulghasi Bahadür Chani, Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Casani 1825. fol.

Hemachandra Kosa. (Das Wörterbuch des Hema-Tschandra). Calcutta 1807. 8.

Gita Govinda von Dschajadeva.

A code of Gentoo laws or ordinations of the Pundits from a Persian translation, made from the original, written in the sanscrit language. London 1776. fol.

J. Baillie, an entire and correct edition of the five books upon arabic grammar. Vol. 1 — 3. Calcutta 1802. 4.

Amaru Sataka et Ghata Karparam. Calcutta.

Amara Kosa. Trikanda Sesha. Haravali. Medini Kosa. Calcutta 1818.

P. Fr. v. Siebold, Isagoge in bibliothecam Japonicam et studium literarum Japonicarum. Lips. 1842. fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Paléographie universelle, collection de fac-simile d'écritures de tous les peuples et de tous les temps, tirés des plus authentiques documents de l'art graphique, chartes et manuscrits existant dans les archives et les bibliothèques de France, d'Angleterre, d'Allemagne et d'Italie, publiés etc. par **Silvestre** et accompagnés d'explications historiques et descriptives par MM. **Champollion-Figeac** et **Aimé Champollion fils**, gravés par **Girault**. Dedié à M. J. M. Massani de Rome. Paris, typographie de Firmin Didot frères, 1841 (1842.) Vol. 1 — 4. gr. fol.

Ueber die ersten 36 Lieferungen dieses zu den bedeutendsten Erscheinungen der neueren Literatur gehörenden Werkes wurde bereits unsern Lesern ausführliche Nachricht ertheilt *); die Fortsetzung desselben nahm raschen und ungehemmten Fortgang, und schon seit mehreren Monaten ist es vollendet in unsern Händen.

Wir haben in jener Anzeige die Anlage und allgemeine Beschaffenheit des Werkes angedeutet, und zur Begründung unsers individuellen Urtheils über den Gehalt der von den beyden Herren Champollion gelieferten die Schriftmustertafeln begleitenden Textes die aus Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek dahier gewählten Blätter näher erörtert. Wir haben hiebey insbesondere die Art und Weise anzugeben versucht, wie es dem damals noch rückständig gewesenen letzten Drittheile des Gesammtwerkes vielleicht noch hätte gelingen können, den diesem vorgesetzten an das Unerreichbare gränzenden Titel einigermaßen zu rechtfertigen.

Die vorliegenden letzten Lieferungen des Werkes (37 — 51) haben nun allerdings eine große Anzahl von bis dahin noch obwaltenden Lücken ausgefüllt, sie enthalten namentlich höchst interessante, größtentheils aus dem unerschöpflichen Handschriftenschatze der Pariser Bibliotheken entnommene Schriftmustertafeln, vorzüglich Repräsentanten der bisher noch nicht gehörig bedachten asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Sprachen, und insbesondere sehr schätzenswerthe Abbildungen aus den in der k. Bibliothek zu Paris befindlichen von dem Hrn. Herausgeber **Champollion-Figeac** in einem selbstständigen Werke *) bekannt gemachten Handschriften auf Papyrus.

Wir haben ferner in jener Anzeige bemerkt, wie sehr der Grad der wirklichen Brauchbarkeit des Werkes von der demselben voranzustellenden **Einleitung** und der den vereinzelt vorliegenden Blättern anzuweisenden Reihenfolge abhänge. Da näm-

*) Gelehrte Anzeigen 1841, Bd. XIII. Nro. 229 — 231.

*) Chartes et manuscrits sur papyrus, de la bibliothèque royale; collection de fac-simile accompagnés de notices historiques et paléographiques. Cap. 1 — 5. Paris 1835 — 1840. fol.

lich der jeder einzelnen Schriftmustertafel beygefügte Text in der Regel lediglich nur das auf dieser Tafel gegebene Facsimile und die Handschrift, aus der es genommen ist, behandelt, in eine vergleichende Bezugnahme auf zeit- und gattungsverwandte Handschriften und ihre der Silvestre'schen Sammlung einverleibten Facsimile nicht eingieng, und, wegen des Mangels einer den definitiven Zusammenhang der einzelnen Blätter festhaltenden äußern Bezeichnung, nicht wohl eingehen konnte, so war es eine sich von selbst verstehende Voraussetzung, daß die für den Schluß des Werkes reservirte Einleitung, auf welche die Herausgeber an mehreren Orten des erwähnten Textes förmlich verweisen, jenem Uebelstande abhelfen und nach Vorausschickung der nöthigen allgemeinen Gesichtspunkte eine die Gesammtmasse überschauende paläographisch-kritische Würdigung der gegebenen Schriftmuster liefern, die charakteristischen Merkmale so wie die geschichtliche und nationale Schriftausbildungsstufe der betreffenden Originale nachweisen und beleuchten, und hiedurch zugleich die für das Ganze gewählte Ordnung und Gliederung genetisch nachweisen und motiviren werde. — Dieser Erwartung entspricht die nun vor uns liegende von Hrn. Champollion d. ä. allein verfaßte Introduction leider nicht; denn, so weitläufig sie auch ist, so enthält sie doch nichts als ganz allgemein gehaltene Betrachtungen über die Geschichte der Schrift („Considérations pour servir à l'histoire de l'écriture"), und berührt, man kann es kaum glauben, das Silvestre'sche Werk selbst und dessen Inhalt mit keiner Sylbe, außer daß auf dem vorletzten Blatte dem Herrn Silvestre für seine allerdings ausgezeichnete Kunstleistung das ihm in vollstem Maße gebührende Lob ertheilt, und in seinem Namen der Förderungen und Unterstützungen dankbar gedacht wird, deren sich das Werk von Seite der verschiedenen Bibliothek-Vorstände *) zu erfreuen hatte. Daß eine einleitende Abhandlung über die Geschichte der Schrift, d. h. über die Erfindung, über die Anfänge so wie über die Verbreitung der Schrift unter den Völkern hier, an der Spitze eines Werkes über allgemeine Paläographie ganz am rechten Orte sey, ja, daß sie unerläßlich war, ist für sich selbst einleuchtend; es gebührt insbesondere dem hier aufgestellten Entwicklungssystem der Alphabete nach Verwandtschaftsgruppen das Lob eines sehr verdienstlichen Versuches; allein man kann doch bey der bezeichneten Beschaffenheit des gegebenen Textes von den oben angedeuteten Anforderungen einer directen und erschöpfenden Bezugnahme der Einleitung auf das Hauptwerk selbst, ohne den Zweck des letzteren aus den Augen zu verlieren, unter keiner Bedingung abstehen, und daher das Ungenügende der vorliegenden Einleitung nicht anders als sehr schmerzlich fühlen.

Es leistet zwar die nach dieser folgende: Table générale et méthodique des notices et des planches," in welcher die Uebersicht der dem Ganzen gegebenen Eintheilung dargelegt und den auf die Textblätter gedruckten provisorischen Nummern die methodische, d. h. die durchlaufende Nummer des Systems nebst den (unter sich häufig in Widerspruch stehenden) Ueberschriften des Textes und der Tafeln gegenüber gestellt ist, für den erwähnten Mangel einigen Ersatz; allein leider dient diese Uebersicht zunächst nur dazu, sich zu überzeugen, daß diese Eintheilungsordnung erst hinterdrein entworfen worden, nachdem bereits das Werk selbst so zu sagen planlos in die Welt geschickt war, so wie auch daß die Besitzer des Werkes, selbst mit dieser table méthodique in der Hand, in der peinlichsten Verlegenheit und rathlos gelassen sind, was sie hinsichtlich der wirklichen und definitiven Ordnung des Werkes anzufangen haben. Die fragliche table méthodique ist nämlich keineswegs so abgefaßt, daß man, wie man meynen sollte und wie es bey andern ähnlichen lieferungsweise erschienenen Werken der Fall ist, nach Anleitung derselben die einzelnen Textblätter und Tafeln nur aus ihrer bisherigen provisorischen Reihenfolge nehmen und in die systematische und definitive Ordnung legen könnte; es ist nämlich für jede provisorische Nummer auch die

*) Unter den „conservateurs des bibliothèques publiques, qui se montrèrent jaloux de faciliter une si utile entreprise" werden in Bezug auf München genannt: „le baron Klenz et M. Schmeller"; erstere Angabe kann wohl nur auf einer Verwechslung mit dem k. Bibliothekdirector v. Lichtenthaler beruhen.

entsprechende definitive ausgeworfen, es werden z. B. öfter mehrere provisorische Nummern unter einer ganz einzigen definitiven zusammen gefaßt, so daß die Anzahl der provisorischen 300, jene der definitiven Nummern aber nur 251 beträgt; da nun, wie bereits erwähnt worden, nur die provisorischen Nummern auf die einzelnen Folioblätter des erklärenden Textes gedruckt sind, und zwar nur auf diese, die Schriftmustertafeln hingegen aller äußern die Aneinanderfolge festhaltenden Bezeichnung entbehren, so muß die systematische oder definitive Nummer auf sämmtlichen Blättern erst handschriftlich nachgetragen und hiebey die unter einer und derselben systematischen Nummer zusammengefaßten provisorischen Nummern mit einer beliebigen Unterabtheilungsbezeichnung versehen werden, wenn man sich anders nicht außer Stand gesetzt sehen will, erforderlichen Falles irgend ein bestimmtes Blatt auffinden oder citiren, oder Citate nachschlagen zu können.

Es ist allerdings in hohem Grade zu beklagen, daß man bey einem solchen Werke von der Nothwendigkeit einer solchen Nachhülfe zu reden bemüßigt ist. Allein leider ist dieses noch nicht das Aergste; es kommt nämlich noch obendrein dazu, daß die dem Ganzen gegebene Eintheilung, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, schwerlich auf allgemeine Billigung Anspruch machen kann, und daß wahrscheinlich jeder Besitzer des Werkes die bis jetzt bestimmungslos daliegenden Blätter nur mit innerem Widerstreben in jene Ordnung zu bringen sich entschließen wird, welche die erwähnte table méthodique vorschreibt. Die Eintheilung des Werkes ist nämlich dieser gemäß folgende:

Das Ganze besteht aus vier Abtheilungen; diesen entsprechend wurde auch das Werk selbst in vier Bände zerfällt, während es nach dem Prospectus nur aus zwey Bänden bestehen sollte; die erste Abtheilung enthält Schriften orientalischer Völker (Nro. méthod. 1 — 23); die zweyte Abtheilung enthält in ihrem ersten Abschnitte die griechische Schrift (Nro. method. 24 — 61), im zweyten Abschnitte die lateinischen Schriften im Allgemeinen (Nro. méthod. 62 — 100); die dritte und vierte Abtheilung enthalten die Schriften des modernen Europa, und zwar die dritte jene der südlichen Länder (Région méridionale. §. 1. Ecritures romaines d'Italie. Nro. méth. 101 — 127. §. 2. Ecritures romaines de France. Nro. méth. 128 — 168. §. 3. Ecritures romaines d'Espagne et de Portugal. Nro. méth. 169 — 173.); die vierte Abtheilung hingegen die Schriften des nördlichen Europa (§. 4. Ecritures romaines d'Angleterre et d'Irlande. Nro. méth. 174 — 191. §. 5. Ecritures romaines de Flandre et de (Hollande.) Nro. méth. 192 — 197. §. 6. Ecritures romaines d'Allemagne. Nro. méth. 198 — 227. §. 7. Ecritures romaines de Hongrie, d'Islande et Moesogothique. Nro. méth. 228 — 233. §. 8. Ecritures slaves Cyrillienne, Glagolitique, Russe, Bulgare, Moldave et Serbe dérivées de l'écriture grecque Nro. méth. 234 — 249. §. 9. Ecritures conventionelles, figuratives et latines du nouveau monde. Nro. 250 — 251.)

Dieser Eintheilung fehlt es denn offenbar an einem paläographisch-systematischen, das genealogische Verhältniß, in welchem die verschiedenen Schriftgattungen unter sich stehen, berücksichtigenden Princip. Man könnte ihr indeß alle Systematik erlassen, wenn sich nur das Gleichartige, das Zusammenhängende bequem, practisch, aneinander gereiht fände; allein leider ist auch dieß nicht der Fall. Es wäre hiezu vor Allem nothwendig gewesen, die Bilder- und Zeichenschrift gänzlich von der Buchstabenschrift auszuscheiden; es wurden aber z. B. die ägyptischen Hieroglyphen (Nro. méthod. 22. Nro. provis. 110 — 117) unter den orientalischen Schriftarten vorgetragen, während hingegen die beyden Tafeln, welche dem mit der Aufschrift: Ecritures conventionelles, figuratives etc. versehenen § 9. der IV. Abtheilung, also noch unter der Hauptrubrik der römischen Schriftarten des nördlichen Europa zugetheilt wurden, Muster von mexikanischer und peruvianischer Zeichenschrift enthalten.

Doch — wir begeben uns des unerfreulichen Geschäftes, die Namhaftmachung von einzelnen dem vorliegenden an sich so großartigen Werke anklebens-

den Mängel weiter fortzuführen und beschränken uns nur darauf, unsere Ansicht bezüglich einer Gesammtwürdigung desselben schlüßlich dahin auszusprechen:

daß das Werk zwar auf den Charakter eines wissenschaftlich-organischen, seinen Gegenstand vollständig erschöpfenden Ganzen nicht Anspruch machen könne, daß ihm aber nichts desto weniger das Prädicat des Ausgezeichneten, des Einzigen in seiner Art unbedingt zugestanden werden müsse. Es ist durch dasselbe für ein umfassendes Studium der Paläographie, insbesondere aber für Bücherhandschriftenkunde, eine Materialien-, eine Quellensammlung gegeben, wie (die trefflichen durch das vorliegende keineswegs überflüssig gewordenen paläographischen Werke eines Mabillon, Walter ꝛc. bey ihren vollen Ehren belassen —) bisher keine ähnliche existirte. Es läßt das Werk in Bezug auf Zugänglichkeit und allgemeine Brauchbarkeit, so wie an inner Bestimmtheit und Bündigkeit eine große Anzahl billiger Wünsche unerfüllt; allein die obwaltenden Mißstände und Ungelenkigkeiten sind fast sämmtlich von der Art, daß ihnen ohne viele Schwierigkeit zureichende Abhülfe geleistet werden kann. Unter diese Abhülfsmittel dürfte vor Allem das baldige Erscheinen eines gründlichen, seine Aufgabe klar überschauenden theoretischen Werkes über allgemeine Paläographie zu rechnen seyn, das sich die vorliegende Silvestre'sche Facsimile-Sammlung zunächst zum Gegenstande specieller durchgreifender Prüfung und Benützung wählte, und dadurch bewirkte, daß die Summe von so ausgezeichneten künstlerischen und so bedeutenden pecuniären Kräften, welche dem Werke gewidmet worden, mehr als es bisher durch die Herren Herausgeber geschehen, zu fruchtbringenden Resultaten verarbeitet und zum wahren Frommen der Wissenschaft ausgebeutet werde.

F.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

G. Flügel, Concordantiae Corani Arabicae. Lips. 1842. 4.

Abu Ishak-El-Farssi-el Isstachri, Il Segistan ovvero il corso del fiume Hindmend. Milano 1842. 4.

Dr. W. Ebel, Zwölf Tage auf Montenegro. Heft 1. Königsberg 1842.

Abel Dupetit-Thouars, Voyage autour du monde sur la frégate la Venus pendant les années 1836 — 39. Atlas d'histoire naturelle. Zoologie Livr. 1. 2. Paris 1842. fol.

J. Dumont D'Urville, Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie. Text. Physique, par M. Vincendon, Dumoulin et Coupvent-Desbois. T. I. Paris 1842.

Atlas d'histoire naturelle. Zoologie par M. Hombron et Jacquinot. Livr. 1 — 4. Atlas d'histoire naturelle. Botanique. Livr. 1 — 4. Paris 1842. fol.

Reise des Prinzen Maximilian von Wied durch Nord-Amerika. Bd. 2. Atlas Lief. 19. 20. Schluß des Werkes. Coblenz 1841.

Jules Mareschal, Souvenirs d'Allemagne. Livr. 1. Paris 1842. 4.

Dr. J. T. C. Ratzeburg, Forstnaturwissenschaftliche Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands. Berlin 1842.

Gio. B. Ramusio, Il viaggio di Giovan Leone e le navigazioni di Alvise da Ca da Mosto, di Pietro di Cintra, di Annone, di un piloto Portoghese e di Vasco di Gama. Venezie 1837.

J. F. Neigebaur, Handbuch für Reisende in Deutschland. Leipzig 1843.

(Fortsetzung.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Hegelsche Philosophie. Beyträge zu ihrer richtigern Beurtheilung und Würdigung. Von Georg Andreas Gabler. Erstes Heft. Das Absolute und die Lösung der Grundfrage aller Philosophie bey Hegel im Unterschied von der Fassung anderer Philosophen. (Zunächst in Bezug auf Adolf Trendelenburgs logische Untersuchungen und dessen Aufsatz in der Neuen jenaischen Literaturzeitung. Erster Jahrgang. Nr. 97 — 99.) Berlin 1843.

Des Verf. Recensionen über die „logischen Untersuchungen“ erscheinen hier als eine selbstständige Schrift, mit unwesentlichen Umänderungen, einigen Vermehrungen und Zusätzen. Von dem polemischen Ursprunge und der literargeschichtlichen Veranlassung dieser Schrift abzusehen, nöthigen uns äußere und innere Gründe.

Vor Allem die Pflicht der Kritik die Einheit des Gesichtspunktes zu bewahren, ihre Aufgabe in bestimmte Gränzen einzuschließen, — und die Ueberzeugung, daß die logische Frage nicht auf diesem Wege literarischer Polemik, sondern nur durch selbstständige Forschung gelöst werden wird: untergeordnete Gebiete des Lebens und der Wissenschaft mögen den Kampf der Parteyen zulassen und erfordern, die höchsten Probleme des Geistes erfordern die freye, vom Kampf der Parteyen unabhängige, die unzerstreute Betrachtung.

Abgesehen also von der literarischen Fehde, welche die Herausgabe dieser Schrift veranlaßt und sie in Haltung und Ton zu einer Streitschrift gemacht hat, ist des Buches Inhalt die logische Frage, die Untersuchung, was das Princip der Logik sey. Wie hat der Verf. dieß Problem gelöst, was hat er zur Lösung dieses Problemes beygetragen?

Das Object der Logik ist der Gedanke. Aus dem Wesen des Gedankens folgt ein dreyfacher Gesichtspunkt für die Wissenschaft der Logik. Der Gedanke schließt in sich selbst drey Probleme, indem er zuerst die Denkthätigkeit, den Act des Bewußtseyns und der Erkenntniß, den formellen Wahrheitsbegriff, sodann die Realität des Gedachten, die objective Wahrheit des Seyns, und drittens die Einstimmung des Gedankens mit dem Gedachten, die inhaltsvolle Wahrheit bezeichnet. Ohne diese Uebereinstimmung des Denkactes mit dem Denkgegenstande ist auch die Erkenntnißfähigkeit im Subjecte und die Erkennbarkeit der Objecte undenkbar. Diese Zusammengehörigkeit, diese Uebereinstimmung, diese Einigkeit von Denken und Seyn ist das wahre Princip der Logik, der Logik wahres Problem. Die wahre Wissenschaft der Logik müßte diese drey Probleme umfassen: als subjective, formelle Logik, die Lehre vom subjectiven Gedanken, den formellen Begriff der Wahrheit, — als objective, reale Logik, die Lehre vom objectiven Geiste in der Natur und Geschichte, den objectiven Wahrheitsbegriff, — als metaphysische, universale, als gehaltvolle und geistige Logik, die Lehre von der ursprünglichen Einheit des Gedankens mit seinem Gegenstande, von der gehaltvollen und productiven Wahrheit, vom Geiste Gottes.

Denn nur im Geiste Gottes, nicht im mensch-

lichen Geiste, ist die Einheit von Denken und Seyn eine ursprüngliche, eine productiv selbstgewisse. Nur unter der Voraussetzung einer ursprünglichen Synthese des Gedankens und des Seyns können wir uns die Erkenntnißfähigkeit des Subjectes, die Erkennbarkeit des Objectes erklären, erklären, wie wir die Objecte als das, was sie sind, zu erkennen, und zu dem, was sie seyn sollen, zu machen vermögen. Eine solche ursprüngliche Einheit und Einungskraft ist der freye Act eines in sich vollkommenen Wesens, — eines Wesens, das, indem es aus sich selbst thätig ist, zugleich in sich selbst beschlossen und in sich selig ist, dessen Selbstthätigkeit Liebe und Friede ist. Daß der Act der göttlichen Freyheit seiner Liebe Verwirklichung, daß seiner Liebe Erfüllung die Darstellung seiner Allgenugsamkeit ist, — daß Gott schafft, indem er denket, dieß ist der Begriff productiver Wahrheit. Die wahre Wahrheit, die höhere Einheit des formellen und objectiven Wahrheitsbegriffes ist Vollkommenheitsselbstbewußtseyn, Vollkommenheitsselbstverwirklichung, Einstimmung, Einigung, Einheit von Freyheit und Liebe, von Selbstthätigkeit und Friede im göttlich persönlichen Geiste.

Wie mannichfach das Verhältniß dieser drey Probleme gefaßt und wie mannichfach die Behandlung und Darstellung der Logik durch diese Fassung des Princips modificirt werden mag, als Organon, Kanon, Dialektik, Topik, Logik, Heuristik, Dianoiologie, Ideologie, Verstandeslehre, Vernunftlehre, Denklehre, Weg zur Wahrheit, Gewißheit u. s. w., es ist in der Wissenschaft nur der aus dem Wesen des Objectes erfolgende Unterschied ein für die Geschichte bedeutungsvoller. Der subjectiven, analytischen Logik Urheber ist Aristoteles; die objective Logik ist die Logik aus dem Gesichtspunkte der Naturphilosophie; die Logik als wahrhaft selbstständige Wissenschaft, die ihren Grund im göttlichen Gedanken hat, ist die von unserer Zeit gesuchte Wahrheitswissenschaft. Die analytische Logik kennt nur den formellen Begriff der Wahrheit, die Logik der Naturphilosophie kennt die Wahrheit nur als Uebereinstimmung des Objectes mit sich selbst, die geistige Logik sucht die lebendige, productive Wahrheit, die Wahrheit als selbstständige Macht, als unendlichen Selbstzweck, als Form und Verhältniß des göttlichen Geistes in sich.

In der Metaphysik und in der Lehre von der Seele hat Aristoteles eine ursprüngliche und wesentliche Synthese von Denken und Seyn vorausgesetzt (s. bes. der Metaphys. XII. B.), in seinen Werken concreten Inhalts hat er die Vernünftigkeit der Natur, des Staates, der Geschichte zur Grundlage seiner Forschung gemacht; im Organon hat er das Bewußtseyn als subjective Denkthätigkeit, als formellen Act zum Gegenstand einer selbstständigen Wissenschaft gemacht. Die Analytica des Aristoteles bilden eine der drey wesentlichen Sphären einer universalen Wissenschaft der Wahrheit, die Lehre von der Form des Gedankens, die Lehre vom Syllogismus und vom Beweise. Von unwesentlichen Modificationen abgesehen, ist die Logik von Aristoteles bis auf Kant die formelle Logik geblieben: „Wissenschaft der Form des Denkens“ (Kant), „scientia dirigendi facultatem cognoscitivam in cognoscenda veritate“ (Wolf), — ein Inbegriff von Regeln, die der denkende Geist zu befolgen, von Formen, welcher das Bewußtseyn fähig, von Gesetzen, welchen der Verstand unterworfen ist. Unterschied sich die Logik in dieser spätern Ausbildung durch systematische Vollständigkeit und Einheit von der aristotelischen, so hat sie sich doch nicht durch lichtvollere Erkenntniß vom Wesen des Gedankens, nicht durch größere Tiefe und Klarheit von ihr unterschieden.

Kants Forderung einer transcendentalen Logik und Fichte's Lehre vom Verhältnisse des Gedankens zur Anschauung hat zuerst die Logik über den Begriff des analytisch formellen Gedankens erhoben. Den Begriff der objectiven Wahrheit, daß die Wahrheit im Objecte selbst ist, daß die Natur belebt, beseelt und begeistet, daß die Welt der Objecte den Charakter und die Form der Vernünftigkeit habe, diesen Gedanken der dem Object immanenten Wahrheit uud Vernünftigkeit hat die Naturphilosophie zum herrschenden Bewußtseyn des Zeitalters gemacht. Die Logik der Naturphilosophie ist die heglische Logik; das Princip der Logik Hegels ist

die Formthätigkeit der Substanz, die Substanz in der Abstraction ihrer Selbstvermittlung.

Formell unterscheidet sich die heglische Logik von den frühern Gestaltungen der Naturphilosophie, d. i. eben dadurch, daß sie Logik ist, daß sie die Formthätigkeit der Substanz zum selbstständigen Princip gemacht, daß sie die Substanz als Subject gefaßt hat. Aber diese Subjectivität ist wesentlich nicht von der Substantivität unterschieden, hat nicht in sich selbst die Lebenskräfte und Freyheitsfähigkeit, die den Geist als solchen von der Substanz unterscheiden. Geist ist nicht Geist durch die absolute Negativität, durch die Formthätigkeit, sich von sich zu unterscheiden, um sich mit sich identisch zu setzen, sondern des Geistes Wesen ist die Einheit bestimmter Verhältnisse, der Freyheit und der Liebe, der Wahrheit und des Friedens. Des Geistes Wesen ist Einigung seiner, Einheit seiner mit sich selbst — aber nicht Einheit irgend welcher dialektischer Momente, nicht Einheit dialektischer Gegensätze — sondern — Einheit solcher Verhältnisse, die in sich selbst specifisch bestimmt, Momente der Vollkommenheit sind, Einheit einer Selbstthätigkeit, welche die freye That der Liebe, und eines Selbstgefühls, welches der Wahrheit Selbstgefühl, Gefühl der Vollkommenheit ist. Die Subjectivität bey Hegel ist die Formthätigkeit, die Idealität, die Selbstbeziehung, die Selbstbejahung der Sache, des Objectes, der Substanz. So ist „die Sache der Gedanke," das Object in sich selbst vernünftig, — die Wahrheit Uebereinstimmung des Objects mit sich selbst. Das Princip der Logik Hegels ist die Form des Absoluten, wie es die Naturphilosophie gedacht, für sich isolirt und verselbstständiget.

Diese Verselbstständigung des Objectes und die isolirte Fassung seiner Formthätigkeit das ist der Form der Subjectivität ist der Gedanke der hegelschen Logik, ihr Verdienst und zugleich ihre Schranke. Ihr Verdienst, so fern sie uns genöthigt hat, für Subject und Object die höhere Einheit zu suchen, die gemeinschaftliche Quelle der formellen und der objectiven Wahrheit im Wesen des Geistes zu suchen. Aber auch ihre Schranke und ihr Irrthum ist diese Verselbstständigung des Objects; und die Voraussetzung, als könnte der objective Gedanke für sich bestehen, als wäre ein Reich des reinen Gedankens denkbar, ohne im lebendigen Geiste begriffen zu werden, ist die Quelle aller Irrthümer, die auf diesem Gebiete mit natürlicher Nothwendigkeit sich erzeugen. Der Gedanke ist nur denkbar als im Geiste begriffen — als sich selbst ergreifende Selbstthätigkeit, als Selbstbethätigungsact des Geistes. Der Geist, dessen Selbstbethätigungsact der Gedanke ist, der ist wahrhaftes Subject, selbstständiges, durch sich selbst bestehendes und um seiner selbst willen seyendes Subject. Der Gedanke in dieser Abstraction, als die Sache, die sich selbst auf sich bezieht, sich in der Einheit von sich unterscheidet, im Unterschiede mit sich identisch ist, hat bloß die Form der Subjectivität. Die Wahrheit ist kein Abstractum, sondern Leben, Freyheit, Geist — Genuß und Bethätigung, Darstellung und Verwirklichung der Selbstständigkeit. Wahrheit ist der Selbstbethätigungsact der Genugsamkeit. Sie ist Leben und Freyheit, selbstständig und selbstgenugsam, so fern sie eine That der göttlichen Vernunft, ein Act des göttlichen Geistes ist.

Die subjective Logik war unfähig zur Erkenntniß des Objectes zu führen; mit Selbstbewußtseyn hatte sie sich als Wissenschaft der Form des Denkens gedacht, die sich gegen den Inhalt gleichgültig verhielte, die einer Ergänzung durch das Object bedürfe: die Uebereinstimmung von Denken und Seyn blieb ihr also ein undenkbar Geheimniß; beyde schlossen sich aus, wie sollten sie sich verbinden, gegenseitig sich bestimmen? Die Naturphilosophie hat erkannt, daß dieselbe Vernünftigkeit, die im denkenden Geiste ist, auch seyn müsse in der Welt der Objecte. Aber sie hat nicht den wahren Grund dieser Uebereinstimmung, nicht die gemeinschaftliche Quelle beyder Vernünftigkeitssphären erkannt, sie hat, um die Vernünftigkeit des Objects zu begreifen, die Selbstständigkeit und Freyheit, die Geistigkeit und Unsterblichkeit des Subjectes geläugnet. Denn nicht die Form der Subjectivität macht das Subject zum Geiste, sondern der Gehalt dieser Form. Die Formthätigkeit der hegelschen Subjectivität ist absolute Negativität und die Momente dieser Eini-

gung sind Gegensätze, eben deßhalb, weil Hegels Princip nicht der Geist ist, der freye und liebende, sondern nur das Object, das sich dialectisch bewegende, das Object als Subject gedacht.

Durch diese Verselbstständigung des Objectes ist aber nicht nur das Subject seiner Selbstständigkeit beraubt, sondern auch das Object in seinem Daseyn bedroht, — denn, indem es selbstständig seyn soll, ohne dieß zu seyn und ohne es seyn zu können, indem es nicht auf seinen wahren Grund zurückgeführt, indem die Wahrheit, die es für sich hat, nicht aus der göttlichen Wahrheit abgeleitet werden ist, hört es auf, wahres Object, reale Wahrheit, gehaltvolle Wahrheit zu seyn. Die Fülle und der Reichthum des Lebens, welcher Schellings Auge entzückt hatte, ist in dieser Abstraction der Logik Hegels auf die Bedeutung einer dialektischen Bewegung beschränkt worden.

Wir bedurften einer andern Logik als der aristotelischen, die Logik bedurfte einer metaphysischen Grundlage, sie bedurfte der Ergänzung durch den Begriff objectiver Wahrheit und Vernünftigkeit. Aber wir bedürfen auch einer andern Logik als der hegelschen, denn die Logik bedarf nicht nur der ontologischen, sondern der pneumatologischen Grundlage, des lebendigen, gehaltvollen, geistigen Wahrheitsbegriffes, sie kann die Uebereinstimmung von Denken nur aus der ursprünglichen Einheit ableiten, die allein im göttlichen Geiste besteht. — Hat nun der Verf. dazu beygetragen, daß dieser höhere Standpunkt gewonnen werde? Der Verf. wird diese Forderung einer Begründung der Logik durch die geistige Wahrheit anerkennen, ohne daß diese Anerkennung einen durchgreifenden, seine Lehre von der „Grundfrage aller Philosophie“ wesentlich umgestaltenden, verjüngenden und befreyenden Einfluß hat: der Verf. führt das Princip der Logik auf Gott zurück, aber die Bestimmtheit, in der er Gott denket, ist keine andere als das Princip der hegelschen Logik; die Methode der hegelschen Logik, die Methode der absoluten Negativität, hält er für die absolute Norm der Wissenschaft, es ist ihm unmöglich, anders zu denken, als in der Form dieser Dialektik des sich selbst aufhebenden Widerspruchs.

„Das Eine aber (sagt der Verf. S. 120), aus welchem Alles seinen Ursprung, wie seine Ableitung und Erklärung hat, ist, was alle Welt Gott nennt, wie er auch näher gefaßt und bestimmt werden möge, und die Philosophie das Absolute, in dessen Fassung zugleich das tiefste philosophische Denken selbst seine letzte absolute Befriedigung durch die gefundene Lösung der vorgefundenen Räthsel und Widersprüche erhalten soll.“ „Daß ein solches Eines sey, ist überflüssig noch besonders beweisen zu wollen, denn jedes Denken und Bewußtseyn hat es schon und vermag es nicht von sich abzuweisen, da es mit dem eignen substantiellen Leben des Geistes auf das Innigste zusammenhängt. Gott absolut läugnen zu wollen wäre Verrücktheit. Wenn es einen Atheismus giebt, kann er sich nur auf eine bestimmte Fassung Gottes oder Folge einer solchen Fassung beziehen. (S. 121.) Alles kommt aber darauf an, wie das Eine als das Erste und Ursprüngliche gefaßt, oder als was es nach solcher Fassung bestimmt werde, um dem Bewußtseyn wirklich seine absolute Befriedigung zu gewähren. Hierin aber oder in der Art und Weise, wie das Absolute für das Wissen und Bewußtseyn ist, tritt zwischen Religion und Philosophie ein Unterschied ein, ohne daß jedoch die Philosophie darum aufhörte, religiös zu seyn, und den Grundton der Religion verlöre.“

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

Nr. 157 S. 229 Z. 18 von unten ist für „praktischen Werth des Hymnus“ zu lesen: poetischen.

Nr. 158 S. 234 Z. 17 von oben ist für „i“ zu lesen: ī (oder lang i).

S. 235 Z. 18 von unten für „befand“ zu lesen: bestand.

S. 236 Z. 17 in der Inschrift für „Σωτηάτης“ Σωσικράτης.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Hegelsche Philosophie ꝛc.

(Schluß.)

Von diesem allgemeinen Postulate aus geht der Verf. auch zu näheren Bestimmungen fort, indem er nicht nur Hegels „Subject“ als ein höheres Princip der Substantialität der Naturphilosophie entgegensetzt, sondern auch eine selbstbewußte Intelligenz als Erstes fordert. Ob diese Bezeichnung in diesem Zusammenhang immer Wahrheit habe, werden wir aus der Art erkennen, wie er diese „ursprünglich selbstbewußte, denkend selbstthätige, denkend schöpferische Intelligenz“ (S. 135) begreift und erklärt.

„Die philosophische Frage nach dem ursprünglich Einen stellt sich alsbald als die Aufgabe, Gottes Verhältniß zur Welt zu erkennen, dar. (S. 123) — „Es ist nicht hinreichend zu sagen, daß Gott diese Einheit sey, wie allerdings die größten Philosophen anzunehmen nicht umhin konnten, sondern auch hier vielmehr die Forderung diese, daß, wie Gott diese Einheit sey, für die Erkenntniß dargethan und die Einsicht in die Sache gegeben werde. Dieß also ist die Grundaufgabe der Philosophie und jedes philosophische System nur dadurch ein System, daß es in dem von ihm an die Spitze gestellten Princip eine bestimmte Antwort auf jene Grundfrage ertheilt, und zugleich von diesem Princip, welches seine Lösung der Hauptaufgabe auf eine bestimmte Weise enthält, darzuthun verspricht, daß es wirklich das durch Alles hindurchgreifende und Alles erklärende Eine sey. Hieran hat jedes System zugleich seinen Maßstab, an welchem es selbst in der ganzen Entwicklung und Durchführung seines Principes als der Realisirung des Einen zu prüfen und in seiner Consequenz zu messen ist.“ (S. 125 und 126.) — (S. 128 und 129) „Ist die Voraussetzung oder Hypothese eines solchen Einen eine nothwendige Forderung für die Philosophie, so muß es als eine noch höhere Forderung geltend gemacht werden, daß jenes Eine auch ein Begreifliches sey und zwar in der Art und Weise selbst, wie es das vorher sich Widersprechende für sich selbst zu seiner Auflösung bringt und in sich als ein Nicht-Widersprechendes vereinigt. — Wir fordern daher das Eine als ein solches, welches durch seine Selbstunterscheidung in sich und von sich, ohne daß es darin seine Identität mit sich verliere, doch das Setzende des absolut Unterschiedenen werde, aber eben so auch und zwar nicht bloß für uns und unser Erkennen die längst geforderte Vermittlung enthalte, sondern von sich aus und für sich selbst, in seiner Ursprünglichkeit, das in seinem von ihm gesetzten absoluten Unterschiede und Gegensatze sich mit sich Selbstvermittelnde und in seiner Identität mit sich Wiederherstellende sey. Und wir behaupten, daß die Erkenntniß eines absoluten Einen von solcher Beschaffenheit die nothwendige höchste Forderung und Aufgabe der Philosophie sey und nur durch deren adäquate Lösung dem erkennenden Denken seine letzte und höchste Befriedigung, welche die Religion schon unmittelbar hat, gewährt werde. Es läßt sich aber alsbald erkennen, daß nur ein Selbst und ein Thätiges und zwar ein Absolut-Thätiges und Lebendiges das gefoderte Erste und Ur-

sprüngliche seyn könne." — (S. 130) „Hier zeigt sich alsbald, daß man mit dem Begriff der bloßen Substanz nicht vom Fleck kommt und die Substanz mithin selbst nicht der höchste Begriff, noch der adäquate und erschöpfende Ausdruck des Absoluten seyn könne."

Aber dieses Postulat eines Selbstes, einer selbstbewußten Intelligenz hat, in diesem Zusammenhang, keine innere Wahrheit und Nothwendigkeit, keine Begreiflichkeit und Evidenz, und hat eben deßhalb nicht wahrhaft umgestaltend, umbildend, verjüngend und befreyend auf des Verf. logisches System gewirkt. — Denn wie ist Selbstheit und selbstbewußte Intelligenz denkbar? Nur als in einem Wesen, das in sich vollkommen ist, nur als Verhältnißform eines Wesens, das in sich allgenugsam ist. Absolute Selbstthätigkeit ist Selbstthätigkeit eines Wesens, das sich, indem es sich aus sich verhält, sich zu sich verhält, das frey ist, indem es liebt, — und absolute Intelligenz ist Selbstbewußtseyn des Geistes, der die Wahrheit ist, indem er im seligen Frieden seiner selbst gewiß, seiner Vollkommenheit gewiß ist, seine Vollkommenheit selbst bezeuget.

Dieß Eine aber, dessen Erkenntniß nach dem Verf. „die Grundaufgabe der Philosophie" ist, das „durch Alles hindurchgreifende und Alles erklärende Eine," das den Maßstab giebt, „an welchem das System in seiner ganzen Entwicklung und Durchführung seines Princips als der Realisirung des Einen zu prüfen und in seiner Consequenz zu messen ist" — dieß „Eine, Erste, Ursprüngliche" ist nach dem Verf., obwohl er es Absolutes nennt oder Gott als Geist, in seinen logischen Consequenzen und nach seinen metaphysischen Voraussetzungen nicht ein solches selbstständiges, auf seiner Selbstständigkeit beruhendes, in sich allgenugsames Wesen, das in sich ursprüngliche Einheit von Denken und Seyn ist, alles Lebens, aller Wahrheit Grund und Bestätigung, sondern das Princip der hegelschen Logik, der reine Gedanke, die νοήσις νοήσεως. Intelligenz sollte nur die Selbstthätigkeit des persönlichen Geistes genannt werden, selbstbewußte Intelligenz ist nicht eine solche „reine Thätigkeit," sondern Selbstbezeugung des in sich schöpferischen Geistes: schöpferisch ist der Geist nur in der Einheit mit der Liebe, die Wahrheit ist er nur in der Einheit mit dem Frieden, als in sich genugsamer Geist. Die Wahrheit als der Vollkommenheit Selbstbewußtseyn, ist der Logik geistiges Problem und Princip.

Dem Verf. aber ist der Logik Princip — die „reine Thätigkeit." (S. 157.) „Denken oder Seyn? welches von beyden ist das frühere? Es ist aber eine sehr einfache Erkenntniß, ja ein Factum, daß es überall kein Seyn giebt, ohne ein Wissen und Denken und daß alles Seyn nur ist für ein Wissen und Denken." (S. 139). Eine müßige, gehaltlose Frage, welches das frühere sey von diesen beyden Gegensätzen, deren jeder um des andern willen ist, durch das andere besteht. Es sind überhaupt nicht die „res cogitans und die res extensa," es sind nicht „Denken und Seyn" die wahren Attribute der Einheit, die wir suchen, sondern Freyheit und Liebe, Wahrheit und Friede, Selbstständigkeit und Seligkeit, — die Selbstgenugsamkeit des unendlichen Geistes ist das Erste, Ursprüngliche, das Allerklärende, Alleinende. Gott ist, wie er sich denkt, und er denkt sich, wie sich zu denken seiner Vollkommenheit gemäß ist.

Der Verf. fährt fort an diesem Gegensatze von Denken und Seyn seine Lehre zu entwickeln und zu rechtfertigen. (S. 141.) „Wir behaupten, daß ursprünglich das Seyn das Denken voraussetzt, daß es, wie nur für das Denken, so auch schlechthin nur durch das Denken, nur durch dessen That und das von ihm Gesetzte ist. Gott als das Ursprüngliche und absolute Denken ist selbst, ist für sich das Setzen seines Seyns und dadurch das Wissen von sich und seinem Seyn, und ist dieses als die absolute und ursprüngliche Thätigkeit. „Absolute und ursprüngliche Thätigkeit? Ursprünglichkeit, Thätigkeit und ursprüngliche Thätigkeit sind selbst nur denkbar als begriffen, nicht zwar im Seyn, sondern als mit dem Seyn zugleich begriffen im selbstgenugsamen Geiste. Zwar sagt der Verf. (S. 144): „Kurz, für unsere speculative Erkenntniß gilt Gott nur als Geist d. h. als absolut denkendes und denkend thätiges, eben damit intelligentes und selbstbewußtes Selbst und Subject."

Dessenungeachtet reducirt er den Gehalt des Geistes auf die leersten Abstractionen, ja auf die einzige Kategorie der Thätigkeit. (S. 148) „Wenn aber das Absolute Geist und dieser selbst das Princip der heglischen Philosophie ist, so kommt für das nähere Verständniß derselben auch Alles darauf an, den Begriff des Geistes selbst zu fassen und die ewige und absolute Natur des Denkens zu erkennen.“ Also der Begriff des Geistes? (S. 149) „Der Geist aber ist in seinem ganzen Wesen nichts Anderes als Denken.“ In seinem ganzen Wesen? Woher hat der Verf. die Vorstellung einer Ganzheit, wenn er diese Ganzheit auf eine besondere Bestimmtheit beschränkt? In Wahrheit, Denken so für sich allein, als in seiner Besonderheit isolirt, ist nicht nur nicht des Geistes ganzes Wesen, sondern eine völlig leere, nichtssagende, geistlose Abstraction: Denken ist nicht Thätigkeit als formelle Bewegung überhaupt, sondern die allerbestimmteste, die geistigste Thätigkeit, die Thätigkeit, in der der Geist sein ganzes Wesen selbst erkennt und bezeugt. Des Geistes Wesen aber ist eine Fülle von Bestimmungen, die lebendige Einheit der Freyheit und der Liebe, des Lebens und der Seligkeit, der Tugend und des Friedens.

Nach dem Verf. ist „das Denken wesentlich nichts Anderes, als diese Thätigkeit und Selbstbethätigung selbst (— wessen Selbstbethätigung? was soll sich im Denken selbst bethätigen?), die schlechthin nur als Thätigkeit existirende Wirklichkeit, nirgendwo Seyn als ruhendes und unmittelbares, vielmehr überall dessen Negation, nur Selbstsetzen seiner in jedem Punkte und jeder seiner Bestimmtheiten, ewiges Hervorbringen seiner selbst für sich u. s. f.“ Alle diese Prädicate erhalten nur dadurch Gehalt, Wahrheit, daß sie als Acte und Verhältnisse im lebendigen Geiste begriffen werden. Wahrhaftes Freyheitsgefühl, wahrhafter Erkenntnißtrieb bedarf eines lebendigen Begriffes von dem Wesen und der Natur des Gedankens: der Act der Gedankens ist nur ein lebendiger, wenn er im selbstständigen Geiste Eins ist mit der Empfindung, die Wahrheit ist nur die productive, wo sie im selbstständigen Geiste Eins ist mit dem Frieden, die Freyheit ist nur wahrhaft und beglückend, so ferne sie im selbstständigen Geiste Eins ist mit der Liebe. Die Wissenschaft des Gedankens ist die erhabenste Wissenschaft, die freyeste und selbstständigste, denn sie ist die Lehre von der geistigen Freyheit, sie muß befreyt werden von dieser leeren Abstraction eines actus purissimus: nur im Frieden ist Wahrheit, nur in der Liebe ist Freyheit.

Der Verf., wie gesagt, giebt die höhere Forderung zu, läßt sie aber unerfüllt, er wählt solche Bezeichnungen, die dem unendlichen Geiste angehören, tilgt aber durch seine Erklärung diesen höheren geistigen Charakter in den Kategorien. Er würde nicht zu denen gehören wollen, von denen Jakobi sagt, daß sie, anstatt des Bissens, den sie schneiden, zu genießen, die Handlung des Schneidens genießen wollen, aber er giebt die Prämissen nicht auf, die einer solchen Sinnesart zu Grunde liegen: er sagt mit Hegel (S. 161), der Geist sey selbst die Wahrheit und alle Wahrheit, substituirt aber dem Begriffe Wahrheit die allerabstracteste Abstraction; der Geist ist nach dem Verf. „die ewige Energie, seine unendliche Möglichkeit in seine unendliche Wirklichkeit überzusetzen für sich und darin bey sich selbst zu seyn.“ (!) In einem ähnlichen Widerspruche befindet sich der Verf. in Bezug auf die Methode. Einerseits giebt er zu, daß die Methode Hegels wie jede andere als Schematismus mißbraucht werden könne und läugnet, daß die absolute Methode als das Absolute selbst gefaßt werden könne, andrerseits hält er sie für die allgemeine Form der Wahrheit. Die Meisterhaftigkeit und Musterhaftigkeit der heglischen Methode liegt aber nicht in einer solchen Allgemeingültigkeit, Allgemeinnothwendigkeit, und allgemeinen Anwendbarkeit, sondern im Gegentheil in der vollkommenen Angemessenheit für den Gegenstand, in der vollkommenen Einheit dieser Methode mit dem Princip der heglischen Logik, so daß diese Dialektik die Bewegung der Sache selbst ist, die Selbstbewegung des Inhalts, die vollkommen adäquate Form einer auf diesem Principe beruhenden Wissenschaft. Diese heglische Methode, die Methode der Naturphilosophie, die Methode der Evolution gehört der Lebendigkeit an — nicht dem Geiste. Die allgemein-

gültige und nothwendige Methode ist die Erfindungskraft und die Freyheit des Geistes, die mit der Kategorie, dem Problem, mit dem Principe einer Wissenschaft zugleich die diesem Gehalte entsprechende und mit ihm identische Methode entdeckt und hervorbringt. Methode ist die Genesis und die Entwicklung des Gegenstandes: wer einen großen Gegenstand ergreift in Geist und Gemüth, so daß dieser Gegenstand in seiner innern Wahrheit ihm klar wird, der erkennt diese innere Genesis und Entwicklung: wer neue Principien entdeckt und neue Kategorien geltend macht, der entdeckt auch neue Methoden. Diese Freyheit des Geistes ist so unnachahmlich, kann so unmöglich zur schematisirenden Fertigkeit werden, als die schaffende Kraft eines jeden Genies, sie ist so frey und selbstständig, so ihrer selbst gewiß und gesetzgeberisch, als die Tugend, die Schönheit, die Wahrheit.

Als ein Beytrag zu einer wichtigern Beurtheilung und Würdigung der heglischen Philosophie soll diese Schrift betrachtet werden. Indessen wiederholt der Verf. die Versicherung, daß er nur seine eigene Auffassung dieser Philosophie vertrete und als sein eigenes System anerkenne. Er verbindet mit dem heglischen Princip was er festhält, Consequenzen, die aus diesem Principe nicht erfolgen, Begriffe, die aus der Entwicklung dieses Principes nicht resultiren; er legt Hegel so aus, als hätte dieser gesagt, wovon er wünscht, daß Hegel es gesagt hätte. Vergebens ist dieser Versuch, die Kategorie des Geistes in diesem Zusammenhang der heglischen Logik als Momente der Entwicklung, der Selbstbewegung der absoluten Idee erscheinen zu lassen: die „absolute Idee" der heglischen Logik ist nicht selbstständiger Geist. Deßhalb bedürfen wir einer andern, die der heglischen Logik, eine universelle Wissenschaft der Wahrheit, die ihre Quelle, ihren Grund, ihr Princip in der Wissenschaft des selbstständigen Geistes hat; dessen Selbstvergewisserungsthat, dessen Selbstbewußtseyn die Wahrheit ist. Intelligenz, Freyheit und geistige Lebendigkeit, — Geistigkeit, selbstständiger Geist, sind von der theoretischen und praktischen Vernunft, — geforderte, in der heglischen Philosophie nicht in ihrer wahren Bedeutung anerkannte Begriffe: Begriffe, die nicht der Logik entgegen und in andere Gebiete verwiesen werden sollen, sondern der Logik als der Wissenschaft der Wahrheit eigenst eigen sind: und alle Formen und Gesetze des Gedankens, alle Formen und Gesetze der objectiven Vernünftigkeit sind nur aus diesen Verhältnißformen und Arten des selbstständigen Geistes abzuleiten und zu begreifen.

Also: nachdem der neue Geist die alte Form zersprengt hat, statt der heglischen Logik eine Wissenschaft der Wahrheit, die durch die Wissenschaft des Geistes begründet ist, die die lebendige gehaltvolle, freymachende Wahrheit als ihr Princip erkennt, — die Wahrheit als Selbstbethätigung der Vollkommenheit.

Bayer.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

G. H. Hugi, Wanderungen in der Gletscherwelt. Zürich 1843.

Aucher-Eloy, Relations de voyages en Orient de 1830 à 1838. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Dr. A. J. Kahlert, Erinnerungen an Italien besonders an Rom. Breslau 1843.

E. Dieffenbach, Travels in New Zealand with contributions to the Geography, Geology, Botany and natural history of that country. Vol. 1. 2. London 1843.

Will. Betham, Etruria-Celtica. — Etruscan literature and antiquities investigated, or the language of that ancient and illustrious people compared and identified with the Iberno-Celtic and both shown to the Phoenician. Vol. 1. 2. London. 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Raphaels Schule von Athen. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Von Adolf Trendelenburg. Mit den Umrissen nach Giorgio Mantuano. Berlin 1843.

Dieses kleine Schriftchen, durch welches ein im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehaltener Vortrag des Hrn. Trendelenburg weitere Verbreitung findet, scheint dem Unterzeichneten eine kurze Anzeige wohl zu verdienen: zunächst um des Gegenstandes willen, der in Rücksicht auf den Zweck des Vereins als ein sehr glücklich gewählter bezeichnet werden muß. Oder wen sollte es nicht erfreuen, ein ausgezeichnetes Kunstwerk, die Schöpfung eines göttlich begabten Genies, durch Entwicklung der historischen Motive, sey es in lebendiger Erinnerung oder mit der Macht des ersten Eindruckes, vor die Anschauung gebracht zu sehen? Wenn aber irgend eine malerische Composition, so verdient und erwartet diese einen philosophisch gebildeten und der Philosophie kundigen Interpreten. Sehen wir doch auf diesem Bilde die Repräsentanten fast sämmtlicher philosophischer Schulen des Alterthums vereinigt und auf solche Weise die Geschichte einer umfassenden geistigen Entwicklung in künstlerischer Auffassung dargestellt, wodurch die Erklärung über das Bedürfniß eines einfach historischen Vorgangs hinausgehoben und auf die im Gegenstande liegende Anforderung eines tieferen Verständnisses hingewiesen wird. Es leuchtet daher auch von selbst ein, daß die Composition Raphaels nicht im beschränkten Sinne des Wortes ein historisches Bild genannt werden kann, dessen Gränzen und Gesetze es weit überschreitet, sondern schon durch den Gegenstand der Darstellung sich zu einer eigenthümlich poetischen Conception erhebt und einer Gattung angehört, für welche die Kunstsprache kein unterscheidendes Wort ausgeprägt hat.

Bey dem Reichthum des Stoffes, welcher sich hier darbot, war der Verfasser in seinem guten Rechte, die ästhetische Beurtheilung ganz auszuschließen und sich an die anspruchslosere Aufgabe eines Exegeten zu halten, die aber um so achtungswerther erscheint, als sie, würdig gelöst, hoffen darf, besser als dieß auf dem Wege der Kunsttheorie zu erreichen ist, dem natürlichen Gefühle den Sinn für die Schönheit und den künstlerischen Tiefsinn des Werkes aufzuschließen und dasselbe zum begreifenden Anschauen der Ideen, welche den Künstler bey der Conception und Ausführung seines Werkes geleitet, zu erheben. Und gewiß wird Niemand, der die Schrift gelesen oder den Vortrag mit angehört, Hrn. T. dieses Lob vorenthalten wollen. Die Darstellung ist einfach und edel, dem Zweck und Gegenstande angemessen; zugleich lebendig und anregend. Was den Inhalt betrifft, so ließ die von dem Verfasser durch seine bisherige literarische Thätigkeit bewahrte Vertrautheit mit der griechischen Philosophie schon voraussetzen, daß dem Hörer und Leser nichts oberflachlich Gewöhnliches geboten werden würde. Die leuchtenden Gestalten, welche Raphaels Pinsel erschaffen, werden nicht bloß trocken bezeichnet und durch historische Daten erklärt, sondern treten in lebendiger Charakteristik vor unsere Seele. Wir heben folgende Stelle über Sokrates aus S. 18:

„Sokrates steht in der Mitte eines aufmerksamen Kreises. Vergleichen wir ihn mit den Männern der früheren Gruppen. Er schreibt in kein Buch, wie der tiefsinnige Pythagoras; sein Buch ist das Gemüth des Menschen, in das er seine Rede mit großen Zügen einprägt; er hat keinen Zirkel, mit dem er demonstrirt, wie der beweisende Archimedes; sein demonstrirender Zirkel ist seine sprechende Hand, die die Bewegung seiner Rede bekräftigt; er hält keinen Globus, über den er spräche, wie die Astronomen; sein Weltglobus ist das Bewußtseyn der Menschen, das er selbst erregt und gestaltet. S. war unbefriedigt von den Philosophen hinweggegangen und suchte die Wahrheit im Leben bey Handwerkern, Künstlern und Staatsmännern, indem er das Bewußtseyn der Menschen und sein eigenes durchforschte, und das tief inwendige Gesetz des Guten suchte. — — Die Männer, die um den S. herum stehen, haben einen sehr verschiedenen Ausdruck. Besonders stehen zwey gegen einander ab. Der Eine, auf den Ellenbogen gelehnt, ist ganz dem Worte des S. hingegeben; sein Gesicht voll Liebe hat die Züge einer reinen und edeln Seele. Neben diesem Jüngling, der an den Johannes erinnern könnte, steht ein Mann, in seiner Haltung gemein, die Arme in den Mantel hängend, ohne Adel der Regsamkeit, verdrießlich, weil S. an den Geistern rüttelt, bis sie erwachen. Er stellt die träge Masse der Menschenseelen dar, in welche vergebens der Gedanke einschlägt; denn er entzündet und besiegt sie nimmer. Männer von so alltäglichem Stoff faßen nach des Künstlers Vorstellung unter den Richtern der Heliäa, welche den S. verurtheilten. Denn sie lieben nicht einen Mann, der sich, wie das Gewissen der Leute, auf dem Markte herum bewegt und jeden an dem Mantel zupft, und das in sich sichere und selbstgefällige Bewußtseyn mit schalkhafter Ironie aufregt und beschämt, und keinem Ruhe läßt, bis er besser geworden. Ein solcher Mann ist, meinen sie, nicht zu dulden; denn er macht unzufrieden und verderbt die Jugend.“ —

Der in den Schriften Platons Belesene wird leicht die wohl benutzten Züge wieder erkennen, während auch der dem griechischen Alterthume ferner stehende von dem sprechenden Bilde einer solch' tief originellen, von ihrer Zeit nicht verstandenen, aber durch die Wirkung auf die Gemüther weniger Edlen durch alle Zeiten hindurchreichenden Persönlichkeit sich mächtig' ergriffen fühlen wird. Zugleich mag ein solcher Eindruck sich als Gegengewicht geltend machen, gegen die auch in unserer Zeit vernommene Anklage, die freylich, statt sich streng, wie es ihr Beruf war, an das historisch Gegebene zu halten, um den löblichen Vorsatz historischer Gerechtigkeit durchzuführen, es vorzog, wahre und falsche, ja sogar romanhafte Züge in ein wirres Bild zu vereinigen. Viel edler ist das Bestreben Hrn. Trendelenburgs, von jeder Schule das Wahre, den Mittelpunkt, an den sich wohl auch manche irrige Auswüchse angeschlossen haben, aufzufinden und darzulegen. Vernehmen wir, wie S. 23 die stoische Lehre charakterisirt wird:

„Die schönste Veredelung dieser entsagenden Lehre (der cynischen) war die Schule der Stoiker, die mitten in einer gebrochenen Zeit das Ideal eines Weisen entwarfen und sich in den Stolz der selbstgenugsamen Tugend hüllten. Wir sehen ihren Vertreter oben unter der Statue des Pallas. Einsam steht er für sich sinnend da, und der zusammengenommene Mantel und die übereinander gelegten Hände stimmen zu dem Ausdruck einer still in sich geschlossenen Größe. Wenn der Mann unten in der Mitte des Vordergrundes, der nachläßig dasitzt, düster in sich gekehrt, denkend, was er schreiben will, Epiktet ist, wie ihn die Ueberlieferung nennt: so gehört er eben hierher. Indem er die Dinge der Welt in solche scheidet, welche in unserer Gewalt, und solche, welche nicht in unserer Gewalt stehen: soll der Mensch nur jene wollen und die Gemeinschaft mit diesen fliehen. Sein Inneres soll er von allem Aeußeren abschließen, und statt sich der Welt zu öffnen, sich selbst zu einer uneinnehmbaren Festung machen. Zur Zeit der römischen Kaiser flüchteten und retteten sich die Bessern in eine solche Lehre.“

Ausführlicher werden die beyden Hauptfiguren besprochen, die der Künstler in die Mitte des Bildes gestellt, um sie, nach dem Urtheile seiner Zeitgenossen, von dem auch die Folgezeit nicht abgewichen ist, als den geistigen Mittelpunkt des von ihm dargestellten Ganzen zu bezeichnen. Des Verf. Absicht gieng natürlich nicht dahin, neue Forschungen darzulegen oder eine gründlich erschöpfende Darstellung über das Wesen und die Philosophie dieser Männer zu liefern; aber das Gesagte steht auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung und entspricht daher vollkommen dem gegenwärtigen Bedürfnisse. Der Raum erlaubt nicht, Mehreres hier auszuheben; wir beschränken uns daher auf eine kürzere Stelle, S. 30, welche sich unmittelbar auf die Action des Bildes bezieht:

„Aber wenn auf solche Weise Plato und Aristoteles gegen einander stehen, so ist es doch kein Streit auf Leben und Tod. Schon im Alterthum und namentlich auch zu Raphaels Zeit arbeitete man an der Ausgleichung der platonischen und aristotelischen Philosophie. Ist denn der Himmel, zu dem Plato in die Höhe und die Erde, auf die hier zunächst die sichere Hand des Aristoteles weist, dergestalt auseinander gerissen, daß sie nicht Ein Gedanke, Ein Ganzes umschlöße? Wir schauen auf die Ruhe beyder Gestalten und glauben an eine Wahrheit, die beyden innewohnet, an einen Gedanken, in dem beyde sich einigen werden."

Der Verf. schließt seine Erklärung mit den schönen Worten, die den Sinn und die Berechtigung seines Vortrags ausdrücken: „So steht überhaupt in den Männern der Schule von Athen keine Vergangenheit vor uns, sondern die bleibende Gegenwart der Geschichte" — indem er noch unserer Zeit und ihren Bestrebungen in der Wissenschaft einen Blick widmet. Das hier dargestellte streitende Gespräch führt ihn auf den Kampf der Gegenwart, bey dem Hr. T. bekanntlich nicht unbetheiligt geblieben ist. Um so mehr freuen wir uns der würdigen Mäßigung und unparteyischen Schätzung, der wir hier begegnen.

Der Erklärung ist ein lithographirtes Blatt beygegeben, die Umrisse nach einem alten Kupferstiche des Giorgio Mantuano vom Jahre 1550 enthaltend. Dasselbe ist natürlich nicht bestimmt, die Anschauung einer vorzüglicheren Nachbildung zu ersetzen, sondern mehr die Erinnerung zu beleben durch Gewährung eines sicheren Bodens. Jedenfalls leistet es so viel, den Betrachter die hehren Gestalten des Alterthums, wie sie der Künstler, theils in frey schöpferischer Idee, theils den aus jener Zeit herübergeretteten vorbildlichen Mustern folgend, aufgefaßt, erkennen zu lassen, die schöne, lebendige Gruppirung des Einzelnen, so wie die wohlthuend symmetrische Verknüpfung des Ganzen, die der Würde des Gegenstandes entsprechend, hier nicht einer freyeren malerischen Anordnung aufgeopfert werden durfte, hervortreten zu lassen.

Durch Herrn Trendelenburgs Arbeit aber finden wir es auf eine vorzügliche Weise dargethan, wie neben Geschichte und Natur, den unerschöpflichen Quellen, reich an Stoff auch für solche Mittheilungen, in welchen sich die Wissenschaft zu dem gesellschaftlichen Verkehr mit dem Leben herabläßt, die Kunst, die natürliche Vermittlerin zwischen Wissenschaft und Leben, als würdige Genossin sich geltend macht. Und warum sollte dieß auch schon durch frühere Vorgänger bewährte Beyspiel nicht Nachahmung finden? warum sollten es die Männer der Wissenschaft verschmähen, da, wo der Anschauung die Fülle der Kunst in ausgezeichneten Werken aller Zeiten zur Bildung des Sinnes aufgethan ist, dem Verständniß in solch' anspruchlos belehrender Weise zu Hülfe zu kommen? Um so mehr aber bedarf dieß unsere Zeit, je weniger gegenwärtig, wie in dem Zeitalter Raphaels, die Kunst in dem Boden des allgemeinen Bewußtseyns wurzelt, obgleich für dieses Werk schon den Zeitgenossen des Künstlers das richtige Verständniß theilweise entschwunden war. Gewiß wird es vielen wohlthuend seyn, sich aus der geräuschvollen, parteyzerrissenen Gegenwart der Wissenschaft von dieser ausgesöhnten Ruhe einer entrückten Gegenwart umgeben zu sehen, und auch der Philosoph wird gerne in diese erlauchte Versammlung blicken und sich in das Anschauen dieser geistig erhabenen Gestalten vertiefen, beystimmend dem Worte des Verfassers:

„In dem griechischen Alterthum schafft der Geist ursprünglich und daher sind seine Gestalten nicht, wie meistens die Gestalten des modernen Lebens, bunt und künstlich, sondern klar und einfach, nicht abgeschliffen und in sich wechselnd, sondern ruhig und ausgeprägt. Von diesem großartigen Geiste werden wir ergriffen, wenn wir in die Halle der Schule von Athen hineinblicken."

Cron.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

W. Wachsmuth, Hellenische Alterthumskunde. Zweyte Aufl. Th. 1. Halle. 1813.

Th. Panofka, Bilder antiken Lebens. Heft 1. 2. Berlin 1843.

Dr. G. Seyffarth, Die Grundsätze der Mythologie und der alten Religionsgeschichte. Leipzig 1843.

Herculanensia: or archeological and philological dissertations, containing a manuscript found among the ruins of Herculanum. London 1810. 4.

Dr. Janssen, Musei Lugduno-Batavi inscriptiones graecae et latinae. Leiden 1842. 4.

E. Gerhard, Etruskische und Kampanische Vasenbilder des k. Museums zu Berlin. Berlin 1843. fol.

— — — Griechische und etruskische Trinkschalen des k. Museums in Berlin. Berlin 1840. fol.

Engelhard, Beschreibung der in Pompeji ausgegrabenen Gebäude. Berlin 1843. 4.

Dr. L. Köhne, Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde. Jahrgang 1 — 3. Berlin 1841 — 43.

F. A. Voßberg, Geschichte der Preußischen Münzen und Siegel von frühester Zeit bis zum Ende der Herrschaft des deutschen Ordens. Berlin 1843. 4.

Don Matéo Fernandez de la Ferreria, Nuevo tratado de reduccion de monedas, efectivas é imaginarias, de estos Reynos de España, á reales de vellon. Madr. 1785.

Dr. C. Behse, Die Weltgeschichte aus dem Standpunkte der Cultur und der nationalen Charakteristik. Bd. 1. 2. Dresden 1842.

Serre, Histoire politique de l'année 1842. 3. année. Paris 1843.

H. Kollataja, Rozbiór krytyczny zasad historyi o poczatkach rodu ludzkiego z rekopismu wydal Ferd. Kojsiewicz. W Krakowie 1842. Vol. 1. 2.

W. Bickmore, A course of historical and chronological instruction. London 1842.

Dr. M. G. Schwartze, Das alte Egypten. Th. I. Abth. 1. 2. Leipzig 1843. 4.

Dr. Fr. Kortüm, Römische Geschichte. Heidelberg. 1843.

Ludw. Flathe, Gustav Adolph und der dreyßigjährige Krieg. Bd. 1. 2. Dresden 1841.

Pierre de Tchihatchoff, Coup d'oeil sur la constitution géologique des provinces méridionales du royaume de Naples. Berl. 1842.

von Hofmann, Zur Geschichte des Feldzuges von 1813. Berlin 1843.

Regimento e ordenações da fazenda. Lisboa 1548. fol.

Ordenações da India por D. Manuel I. Lisboa 1548. fol.

Jer. Osorio, Da vida e feitos d'el rey D. Manoel. Vol. 1 — 3. Lisb. 1804. 8.

Ped. Rodr. Campománes, Noticia geografica del reyno, y caminos de Portugal. Madrid 1762.

Duarte Galvão, Chronica do principe D. Affonso Henriquez I. rey de Portugal. Lisboa 1727. fol.

Ruy de Pina, Chroniken des Königs D. Sancho I., D. Affonso II., D. Sancho II., D. Affonso III., D. Diniz. Lissabon 1727 — 1729. Fol.

Recopilacion de diferentes resoluciones y ordenes . . consultas . . . representaciones de Sevilla y Cadiz sobre las casas . . de Indias. Madrid s. a. fol.

Don Franc. Martinez Marina, Teoria de las cortes o grandes juntas nacionales de los reinos de Leon y Castilla. P. 1 — 3. Madrid 1813. 4.

Jorge de Juan y Ant. Ulloa, Dissertacion historica y geographica sobre el meridiano de Demarcacion entre los Dominios de España y Portugal. Madrid. 1749.

G. B. Venturi, Storia di Scandiano. Modena 1822. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Fontes rerum germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands herausgegeben von Johann Friedrich Böhmer. Erster Band. Johannes Victoriensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im vierzehnten Jahrhundert. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1843.

Auch unter dem Titel:

Johannes Victoriensis und andre Geschichtsquellen Deutschlands im vierzehnten Jahrhundert. 488 S. 8.

Mit der größten Freude zeigt Ref. diesen herrlichen Anfang einer Sammlung deutscher Geschichtsquellen von den Zeiten Rudolphs von Habsburg ab, den Lesern unserer Blätter an. Ohne äußere Unterstützung, wohl aber mit großer persönlicher Aufopferung, unternahm es der auf dem Gebiete deutscher Geschichtsforschung so sehr bewanderte Herausgeber, die Ergebnisse jahrelanger, mühevoller Forschung an in- und ausländischen Bibliotheken und Archiven dem Drucke zu übergeben. — Demnach bietet hier der Herausgeber theils schon früher gekannte Quellen in gebesserten Abdrücken, theils bisher unbekannte zum ersten Male in der Hoffnung dar, „dem Selbstbewußtseyn unseres Volkes, soweit dieses auf Kenntniß der Vergangenheit ruht, einigen Vorschub zu leisten.“ So lange die Quellen der deutschen Geschichte aus einer Masse von Folianten zusammengeholt werden mußten, war der Zugang zu ihnen Sache nur sehr weniger Personen und die Kenntniß selbst mußte eine mehr individuelle werden, je nachdem dieser oder jener in die Quellen eingedrungen war oder nicht. Zu einer richtigen Ansicht der Geschichte hilft aber bekanntlich die Lectüre eines Quellenschriftstellers mehr als ganze Stösse unserer mit der Anschauungsweise des 19. Jahrhunderts ausstaffirter Compendien. Sollen die Deutschen fühlen, was sie einst waren — und möchten sie doch daraus erkennen, was sie jetzt sind; sollen sie erkennen, was aus ihnen hatte werden können, so müssen sie sich an die Quellen wenden, und wenn sie auch daraus in Bezug auf Erhabenheit der Gedanken und Majestät des Styles nicht so viel zu lernen vermögen, als ein an exemplaria graeca gewöhnter Sinn etwa wünscht, so vermag doch dem Deutschen über das, was die Aufgabe seines Volkes ist, was der Einzelne selbst leisten kann und soll, kaum Etwas so viele Aufschlüsse zu geben, als die an guten und schlimmen Erfahrungen so reichen fontes rerum germanicarum.

„Als ich, so beginnt der treffliche Herausgeber seine gehaltvolle Vorrede, vor mehreren Jahren bey Bearbeitung der Regesten Kaiser Ludwig des Bayern die gleichzeitigen Geschichtsquellen durchlas, um den geeigneten Theil ihres Inhaltes mit den Urkundenauszügen zu vergleichen, bedauerte ich die Unvollkommenheit, die Zerstreutheit, und die Unbequemlichkeit der Abdrücke jener Quellen um so lebhafter, je unerwarteter ich mich von dieser Zeitperiode angezogen fühlte, und je mehr ich mich überzeugte, daß auch nach den verdienstlichen Leistungen neuerer Schriftsteller, namentlich meines Landsmannes von Olenschlager, hier noch sehr viel zu thun sey, und daß ein vollständiges und richtiges Bild vorzugs-

weise nur aus der Vergleichung der auf verschiedenen Standpunkten stehenden mitlebenden Beobachter unter sich und mit den Urkunden geschöpft werden könne."

„Denn jene Zeitperiode gehört zwar nicht mehr zu den großartigen und eigentlich erfreulichen unsrer Vaterlandsgeschichte; die drey großen Häuser aus Sachsen, Franken und Schwaben, die glorreich an der Spitze der Nation gestanden hatten, waren dahin. Eine Minderjahrigkeit und ein dadurch veranlaßter Thronstreit hatten die Kraft des hohenstaufischen Hauses schon vor seinem Erlöschen wankend gemacht; die Landeshoheit, welche sich mit und nach dem Zerfall der Herzogthümer zu entwickeln begann, enthielt den Keim der Auflösung des Reichs. Vielleicht hätte sich diese noch aufhalten lassen, denn reich begabt gleich seinen Ahnen wuchs endlich Friedrich heran. Aber der verhängnißvolle Besitz Siciliens entfernte ihn aus Deutschland, die Bildung einer Zwischenmacht im lombardischen Bunde schnitt ihn davon ab, und statt in der Heimath die Zügel des Regiments mit seiner kräftigen Hand zu halten und von dort aus zu wirken, verpflanzte sein trauriger Streit mit der Kirche neue und unheilbarere Entzweyung in das verwaiste Vaterland."

„Indessen war auch damals noch nicht alles verloren. Gerade jene Unwissenheit über die öffentliche Verfassung, welche das anmaßliche Hervortreten sieben ausschließlicher Churfürsten im dritten Viertel des dreyzehnten Jahrhunderts möglich gemacht hatte, diese hatte auch damals — und wie lange! den Umschwung der Dinge minder bemerkbar gemacht und dessen tiefere Einwurzelung verhütet. Wilhelm und Richard waren zwar nur Könige im Rheingebiete, aber endlich nöthigte doch das Verlangen der Nation, besonders auch der Bund ihrer Städte, zu einer einmüthigen und würdigen Wahl. Nachdem Rudolf die neue Macht im Osten gebrochen und die Festigung seines Hauses in Oestreich vollbracht, alterte er allerdings, ohne die Kaiserkrone auf dem Haupte zu tragen, und die Wahl eines kleinen Grafen ihm zum Nachfolger zeigte, was der Uebermuth der Churfürsten wagen mochte. Allein Albrecht hatte wieder Macht und Willen, das Reich herzustellen und wenn ihn auch darum der Mordstrahl traf, so hatte doch Heinrich von Lützelburg noch einmal die Erinnerung alter Größe geweckt, deren Verwirklichung sein früher Tod nur aufzuhalten, nicht zu hindern schien."

„Damals als es noch zweifelhaft war, ob der Strom deutscher Geschichte wieder in Einheit gesammelt nochmals mächtig durch Stufenländer dahin brausen, oder ob er schon zu seinem Delta gelangt nun in Sand und Schlamm sich verlieren solle; da erfolgte die Doppelwahl Friedrichs und Ludwigs. Nun schwankte die Wage ein drittel Jahrhundert hindurch zwischen Habsburg — Oesterreich und Bayern und Lützelburg. Es war eine Zeit, in der viel und zum Theil sehr geheim unterhandelt wurde, aber auch noch wurde das Schwert geführt. Die Verhältnisse zum Ausland waren zwar nicht mehr gleichgültig, seit Frankreich auf den von keinem Kaiser mehr geschirmten päbstlichen Stuhl Einfluß gewonnen, sie gaben aber noch nicht wie später die Entscheidung; diese lag noch in der innern Kraft. So wechselvoll aber waren die Schicksale, daß dreyen Zeitgenossen, deren von einander unabhängige Aufzeichnungen dieser Band enthält, das „ludit in humanis divina potentia rebus", Wahlspruch der Zeit zu seyn schien. Da sehen wir die schöne Einigkeit des habsburgischen Hauses, die Treue Friedrichs, die Tapferkeit Lupolts, die Weisheit Albrechts des Gelähmten, der es dennoch erlebte, jene bey sich Hülfe suchend zu sehen, die ihm einst den theuren Bruder bezwungen. Dann Ludwig, der seine Erhebung nicht gesucht, aber auch nicht abgelehnt hatte, unruhig aber auch unermüdet, hin und her schwankend, weil seine Macht für sich allein nirgends den Ausschlag gab, mehr als einmal im Begriff auf das Reich zu verzichten, aber immer wieder gehoben, mit keinem verbündet mit dem er zu anderer Zeit nicht auch gestritten hätte, unfriedlich mit Bruder und Vetter, zuletzt, nachdem er Brandenburg, Holland und Tyrol an Söhne verliehen hatte, das so oft getheilte Bayern fast ganz in seine Hand vereinigend, aber dennoch bis an das Lebensende nicht gesichert und dem Waffentodeskampfe um die Krone nur durch plötzliches Sterben enthoben. Endlich König Johanns ungestüme Heftigkeit, gestützt auf ein Königreich, das er er-

obert hatte, aber nicht liebte, nun kämpfend, nun verhandelnd, sey es an der Gränzen Lithauens, am Fusse des Apennins oder in den Ebenen Flanderns, in Deutschland sein Gewicht bald in diese, bald in jene Wagschale werfend, berathend in Avignon, siegend vor Krakau, sterbend bey Cressi; während sein Erstgeborner klüger, aber nicht tapferer heranwächst, und die Krone, die ihm der Vater wie im Fluge aufgesetzt hatte, sicher zu tragen weiß, aber auch die Krone nur, denn sie war nun ohne Macht, bald auch ohne Glanz! Diesem allen aber gegenüber die eiserne Consequenz und gehaltene Würde Johanns XXI.; die wirkungslose Milde Benedicts XII., das schneidende Eingreifen Clemens VI.!"

Sicher sind die Leser nicht ungehalten, daß wir ihnen diese kernhafte, ja meisterhafte Schilderung deutscher Zustände vorführten, ehe wir auf die Besprechung der 13 Quellen eingehen, welche dieser erste Band enthält.

1. **Monachi Fürstenfeldensis (vulgo Volkmari) chronica de gestis principum** (1273 — 1326). Der Herausgeber giebt die wichtigsten Lebensnachrichten des unbekannten Autors (Volkmar starb schon 1314, kann also der Verfasser dieser Chronik nicht seyn), erwähnt Vorzüge und Mängel und verbreitet sich über das Verhältniß der von ihm benützten (Münchner) Handschrift zu dem Abdrucke bey Oefele. Auf gleiche Weise werden sodann auch die übrigen Quellen besprochen, wodurch ihr eigenthümlicher Standpunkt und der Grad ihrer Glaubwürdigkeit ermittelt wird.

2. **Nicolai episcopi Botrontinensis relatio de Henrici VII. J. itinere italico ad Clementem P. V.** 1310 — 1313. Von dem Herausgeber mit vollem Rechte als Schriftsteller ersten Ranges bezeichnet. Hier ist der Abdruck des Baluze zu Grunde gelegt (vitae Papar. Avinion. II. 1147 — 1230).

3. **Chronicon de ducibus Bavariae**, verfaßt 1372, wieder abgedruckt nach Oefele. I. S. 40 — 44.

4. **Vita Ludovici IV. Imp.** — corrigirter Abdruck nach Pez script. rer. Austr. II. 415 — 426.

5. Der Streit zu Mühldorf — eines der ältesten Denkmale geschichtlicher Prosa in deutscher Sprache. Diese Erzählung ist doppelt mitgetheilt, nach der ältesten Handschrift und einer von Hrn. v. Karajan in Wien besorgten Vergleichung des MS., dessen sich Rauch zu den script. rer. Austr. II. S. 309 bediente.

6. **Notae historicae ex codice coenobii servorum B. Mariae Virg. de la Scala Veronae** — aus Verci storia delle marca Trivigiana — über den Eintritt Ludwigs in Italien.

7. **Albertini Mussati Ludovicus Bavar.** Der Text ist nach den Varianten Muratoris berichtigt, ja erst lesbar geworden.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Lod. Sauli, Della colonia dei Genovesi in Galata. Vol. 1. 2. Torino 1831.

Guis. Romegialli, Storia della Valtellina e delle già contee di Bormio e Chiavenna. Vol. 1 — 3. Sondrio 1834 — 36.

Jo. Franc. Fara, De rebus Sardois liber primus. Calari 1580. 4.

M. Amari, Un periodo delle Istorie Siciliane del secolo XIII. Palermo 1842.

Fr. Guicciardini, Legazione di Spagna. Pisa 1825.

Cesar Famin, Histoire des invasions des Sarrazins en Italie du VII — XI. siécle. Vol. I. Paris 1843.

Al. Cantú, Sulla storia Lombarda del secolo XVII. Milano 1842.

Ireneo Affo, Storia della cittá di Parma. Vol. 1 — 4. Parma 1795.

C. L. Doyen, Histoire de la ville de Beauvais. Vol. I. Beauvais 1842.

Simonde de Sismondi, Précis de l'histoire des Français. Vol. 1. 2. Paris 1839.

Le Comte P. de Suzor, Napoléon II., Duc de Reichstadt. Bruxelles 1841.

F. Solar et Louis Dufau, Précis historique des régences en France. Paris 1842.

M. J. de Petigny, Etudes sur l'histoire, les lois et les institutions de l'epoque Merovingienne. T. I. Paris 1843.

Hipp. Carnot, Mémoires de Barère. Vol. 3. Paris 1843.

Alfred Nettement, Vie de Marie-Therese de France. Paris 1843.

Le prince de la Moskowa, Des régences en France. Paris 1842.

Memoires authentiques du Duc de la Force, Maréchal de France et de ses deux fils, publiés par le Marquis de la Grange. Vol. 1 — 4. Paris 1843.

J. B. P. Jollois, Mémoire sur quelques antiquités remarquables du Département des Vosges. Paris 1843. 4.

L. Gaudreau, Histoire de Vaugirard ancien et moderne. Paris 1842.

Ph. de Beaumanoir, Les Coutûmes du Beauvoisis. Nouv. édit. par le comte Beugnot d'aprés les manuscrits de la bibliothèque royale. Vol. 1. 2. Paris 1842.

John Froissart, The Chronicles of England, France, Spain and the adjoining countries from the latter part of the reign of Edward II. to the coronation of Henry IV. Translated by Th. Johnes. Vol. 1. 2. London 1839.

Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg. T. I. part. 1. Chroniques d'Alsace. Strasbourg 1843. 4.

H. Castillon d'Aspet, Histoire des populations pyrénéennes, du Nebouzan et du pays de Comminges. Vol. 1. 2. Toulouse 1842.

J. W. Neumann, Geschichte der Landstände des Markgrafthums Niederlausitz und deren Verfassung. Abth. 1. Lübben 1843.

J. C. Wittmann, Die Geschichte des Königreichs Würtemberg vom Jahre 1806 bis auf unsere Zeit. Ulm 1841.

F. Menk-Dittmarsch, Der Main von seinem Ursprung bis zur Mündung mit Städten, Ortschaften, Ritterburgen und Sagen, historisch-topographisch. Mainz 1843.

W. von Hodenberg, Diepholzer Urkundenbuch. Hannover 1842. 4.

Hamburgisches Urkundenbuch, herausgegeben von Lappenberg. Bd. 1. Hamburg 1842. 4.

Codex Pomeraniae diplomaticus oder vollst. Sammlung der die Geschichte Pommerns und Rügens betreffenden Urkunden, nach den Originalien herausg. von Hasselbach, Kosegarten ꝛc. Bd. 1. Greifswalde 1842. 4.

J. Wildner, Edler von Maithstein, Ungarns Verfassung. Leipzig 1843.

E. Duller, Maria Theresia und ihre Zeit. Heft 1. Wiesbaden 1843.

Dr. A. Fr. Riedel, Novus codex diplomaticus Brandenburgensis. Vol. III. Berol. 1843.

Dr. J. Schneider, Die Trümmer der sogenannten Langmauer. Ein Beitrag zur Alterthumskunde im Rheinlande. Trier 1843.

C. Fr. von Bechelde, Aus dem Tagebuche des Generals Fr. L. von Wachholtz. Braunschweig 1843.

A. Kuhn, Märkische Sagen. Berlin 1843.

Die Grundgesetze über die innere Verwaltung des Preußischen Staates. Berlin 1842.

Reden Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. seit seiner Thronbesteigung. Gesammelt und mit historischen Einleitungen versehen von J. Killisch. Berlin 1843.

J. P. Kur, Organismus und vollständige Statistik des Preußischen Staates aus zuverläßigen Quellen. Leipzig 1842.

Beyträge zur Geschichte des Jahres 1813. Von einem höheren Offizier der preußischen Armee. Bd. I. 1. 2. Potsdam 1843.

E. Im-Thurn und H. W. Harder, Chronik der Stadt Schaffhausen. Lief. 1 — 3. Schaffhausen 1842.

O. von Corvin-Wiersbitzki, Der niederländische Freyheitskrieg. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

The letters and journals of Robert Baillie, principal of the university of Glasgow. 1637 — 1662. Edited from the author's manuscripts by Dav. Laing. Vol. 3. Edinb. 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Beyträge zur Geschichte Deutschlands in den Jahren 1805 — 1809, aus brieflichen Mittheilungen Friedrich Perthes, Johann v. Müllers, General Frhrn. v. Armfelts und des Grafen d'Antraigues. Veröffentlicht durch den Herausgeber der „Briefe an Joh. von Müller." Schaffhausen Hurter'sche Buchhandlung 1843. XVIII und 178 S. in 8.

Die Stimmen dreyer erlauchter Todten über Schmach und Noth der Zeit, wie sie kaum je in einer Epoche der Menschheit durch die Gegensätze, hier der brutalen Willkür, dort der moralischen und intellectuellen Jämmerlichkeit, gezeugt, auf derselben lastete; die Stimmen der Repräsentanten dreyer Nationalitäten: der deutschen, der schwedischen und der französischen, zusammenklingend in ihrem Grundton: des Hasses gegen das erste jener Elemente, bitterer Klage über das zweyte; dann aber in streng geschiedenen, gegenseitig sich ausschließenden und dennoch wieder ergänzenden Charakteren: der Deutsche unablässig hinweisend auf unentmutigtes, stilles Wirken in zweifelloser Hoffnung einer bessern Zukunft; der Schwede keck und trotzig, um zuletzt Alles gegen Alles zu setzen; der Franzose wuthschnaubend über die allerwärts obenan stehenden „Schurken und Esel," die dem Corsen so zu sagen die Karten mischen.

Ohne Frage sind die Briefe des biedern Perthes, wie der Menge nach die zahlreichern, so ihrem Gehalt nach die anziehendern, gemüthlichern, zwar in tiefer innerer Bewegung, aber nicht stürmisch geschrieben. Schon im August 1805, als bereits die Vorzeichen eines neuerdings gegen Deutschland heranziehenden Ungewitters sich bemerklich machten, durchzuckte ihn der Gedanke: „man müsse dahin arbeiten, daß ein Kern der Erneuerung doch bleibe und nicht ein paar unglückliche Schlachten ein allzugutes Volk, wie wir Deutsche sind, dem Joch des Uebermüthigen unterwerfe." Dieser Gedanke ist der Lichtpunkt, der durch alle Briefe sich durchzieht; und wie in der düstern Zeit, die bald darauf ausbrach, der edle deutsche Mann niemals von demselben den Blick wendete, und wie in Verbindung mit den wichtigsten seiner Zeitgenossen er denselben allleitenden Stern bewahrte, wissen wir. „Wenn solche Männer (Müller) an unsern Zeiten verzagen, — wer denn? Ich bin nicht so hoffnungslos, und gerade die letzte Zeit wächst mein Muth." Während er noch am 27. Oct. schreibt: „Preussen kann Oesterreichs Retter werden! — muß es werden, bey Gefahr eigenen Verderbens," hatte Armfelt schon vier Monate früher doch richtiger gesehen: „Preussen, sagt er, wird sich mit Noten und Hoffnungen begnügen, und siegt das Ungeheuer, so hätte es sehr Unrecht, dieses liebe Schooßkind nicht zu füttern und zu hätscheln, welches, den Muth ausgenommen, alle seine großen Eigenschaften im Kleinen an sich hat." Nach dem Unglück bey Austerlitz (worüber man — S. 178 — nur ein Viertel der öffentlichen Nachrichten glauben solle), hegt Perthes die Hoffnung, daß vielleicht mit des Höchsten Hülfe ein „Thaten-Bund sich schließe," um dessen Ausbreitung ihm nicht bange wäre, der sich fortwälzen würde; und am 13. Oct. 1806 wünscht

er, er könnte „seinen Kopf auf einen militärischen Rumpf setzen.“ Mehrere der folgenden Briefe beziehen sich auf die Verdächtigungen und das Gerede, welchem vom Januar 1807 an Müller in Berlin sich bloß gestellt sah; unentbehrlich für einen künftigen Biographen desselben. Welche trefflichen Urtheile, welche goldene Winke enthält nicht der 34ste Brief! Als Perthes Müllers Bestimmung nach Cassel vernahm, schrieb er ihm: — „den großen Weltplanen des Kaisers sollen Sie hülfreiche Hand leisten — die Selbstständigkeit (!) und das Prosperiren der Monarchie Ihres Königs sollen Sie begründen — Sich selbst und Ihre Nation — den von Ihnen ausgesprochenen Ueberzeugungen von Freyheit und Nationalität sollen Sie treu bleiben und nichts vergeben! Diese Aufgaben sollen Sie lösen. — Was Sie thun, werden Sie doch von allen Seiten verkannt werden.“

Armfelts Briefe beginnen mit dem 22. Januar 1805 unter Schwedens Kriegsrüstungen. Wohlberechneten, kräftigen, andauernden Widerstand gegen das „Aeffchen Karls des Großen“ erwartet er von nirgends her. „Zu Wien sieht man an der Spitze der Regierung, was die Erde Erbärmlichstes hervorgebracht hat an Geist, Moralität und Gaben“ (man vergleiche hiemit die Erinnerungen aus dem Befreyungskriege und die Briefe von Gentz an J. v. Müller Bd. 1. den Brief an denselben). Oesterreich gleicht einem vom Ungeziefer zerfressenen Körper; er wird dazu dienen, die ersten Lorbeeren in des corsischen Tigers Kranz zu flechten! Bonaparte hat seine Creaturen im Rathe Franz II.;“ hiefür will Armfelt auf Verlangen handgreifliche Beweise geben *). S. 95 sind wahre politische Prophezeyungen. Am 11. August 1805 schreibt er: „Ich will Dienste thun, sterben oder Ruhm erwerben, in Rußland, Oesterreich, mit Insurgenten, mir ists Eins, wenn ich nur Antheil am Krieg nehmen kann. Ich verlange nichts — weder Pension noch Platz, wenn Friede geschlossen wir.“ — Am 21. Febr. 1806 meldet er Müllern, daß die russischen Generale und Soldaten die Preussen gründlich hassen und, was noch schlimmer, verachten. „Wenn Bonaparte dem König von Schweden vorschlüge, seinen theuern Herrn Vetter von Grund aus zu vertilgen, und von seiner ganzen Monarchie nichts als den Sarkophag Friedrichs des Großen übrigzulassen — Seine schwedische Majestät würde sich dem Auftrag des Corsen willig unterziehen. Bis auf diesen Grad haben Verachtung und Zorn über den alteingewurzelten Haß nun die Oberhand.“ — „Europa ist übrigens verloren und es handelt sich nur um den kürzern oder längern Aufschub bis zum Fall aller Throne und zur gänzlichen Umwälzung aller Staaten.“ Der 13. Brief wirft einen kummervollen Blick auf Europas Gegenwart und Zukunft. Der Schreiber sieht voraus, daß der Nachfolger der Gustave, ohne Talent, ohne Erfahrung, bey einem reichen Schatz von Eigensinn, Unbiegsamkeit und Launen nothwendig früher oder später fallen müsse. „Die Erbärmlichkeit des russischen Ministeriums ist handgreiflich,“ u. s. w.

Antraigues Briefe sind v. Jahr 1803, ursprünglich französisch geschrieben, hier übersetzt. Sie enthalten nicht nur wilde, sondern selbst wüste Worte, die der Herausgeber (S. XIII) nur ungern wiedergab. Sie drücken, jedoch in derberer Form, den gleichen Unmuth über die Nichtswürdigkeit derjenigen aus, welche damals meistenorts an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stunden. „Das Räthsel unserer Tage ist unlösbar, ob, da Spitzbuben siegen und Esel am Staatsruder sitzen, es besser ist, zu leben oder zu sterben.“

Von den Fragmenten zur Charakteristik Müllers und seiner Zeit, S. 162 ff., sagt der Herausgeber XVI selbst, sie enthalten neben Unbedeutendem auch viel Beachtungswerthes. Diese Müller'schen Abschnitzel dürften ähnliche Aufnahme wie die Göthe'schen Sächelchen erwarten dürfen; seyen sie doch etwas mehr.

*) Vergl. S. 99 noch schneidendere Aeußerungen.

Fontes rerum germanicarum etc.

(Schluß.)

8. Der Hoftag zu Coblenz, doppelt abgedruckt; aus der flandrischen Chronik und aus Henr. Knyghton bey Twysden Hist. Angl. script.

9. Briefe Ludwig des Bayern oder ihn selbst betreffend. Der größere Theil von diesen (29 Stücke) ist erst durch die Bemühungen des Herausgebers aufgefunden worden. Die unbekannten sind mit gedruckten, aber wenig benützten, und gleich bedeutungsvollen untermischt und dadurch eine Einsicht in die Lage Ludwigs gegeben, wie sie durch Chroniken nicht möglich ist. Für die Bekanntmachung dieser Briefe allein verdient der Herausgeber bereits den wärmsten Dank des Geschichtsforschers. Der Römerzug Ludwigs insbesondere gewinnt dadurch ein ganz neues Licht, da die Motive, welche in den Briefen (z. B. Nr. 6.) höchst unsträflich erscheinen, erst dadurch klar hervortreten. Der Römerzug erscheint nämlich als ein nicht im Mindesten vorher beabsichtigtes Unternehmen, sondern rein als aus den Umständen hervorgegangen, welche sich aus der Versammlung der italienischen Reichsstände zu Trient ergaben. Andere Briefe erweisen Ludwigs Vorhaben, im Jahre 1330 einen zweyten italienischen Zug zu unternehmen, in welcher Absicht auch die im Jahre 1330 statt gehabte Aussöhnung mit dem österreichischen Fürsten erfolgte. Die späteren Briefe geben nicht alle so rühmliches Zeugniß von des Kaisers Sorge für das Reich, und der Herausgeber weist S. 215 Note 1 darauf hin, wie trotz den in Nr. 20. enthaltenen Versicherungen Ludwigs, daß er nie daran gedacht habe, auf das Reich Verzicht zu leisten, Ludwig wie bekannt, nicht bloß deßhalb mit seinem Vetter Heinrich in Unterhandlungen stand, sondern auch bey dieser Gelegenheit der ganze romanische Theil des Reiches von der Saone und der Rhone östlich bis an die Lombardey mit dem Bisthum Cambray an Frankreich abgetreten werden sollte. Der letzte Brief an Carl IV. (Karolo qui se gerit marchionem Moravie) vom 7. Jun. 1347 ist ein Antwortschreiben auf Carls Ermahnung an Ludwig, seinen Kaisertitel und seine Ketzereyen abzulegen, und in höchst verächtlichem Tone abgefaßt.

10. Vita Caroli IV. Imp. ab ipso Carolo conscripta. 1316 — 1346 — die der Verf. einen eigenthümlichen Nationalschatz nennt, der zugänglicher gemacht werden müsse, als er es in der allein noch bekannten schlechten und seltenen Ausgabe Freher's ist. Durch Benützung einer Wiener Handschrift ist der Text namhaft verbessert worden; geographische Noten des Herausgebers verleihen diesem Abdrucke noch einen besondern Werth.

11. Johannes Victoriensis 1211 — 1343. Da dieses Geschichtsbuch in drey verschiedenen Gestalten auf uns kam, endlich auch die Originalhandschrift, jedoch in sehr unleserlicher Schreibart aufgefunden wurde, so vermochte der Verf. mit großer Mühe und großem Geschicke, wenn auch nicht, was die Herausgeber der Mon. Boica beabsichtigten, eine völlige Copie des Originalmanuscriptes, aber doch die wahre und getreue Gestalt dieses Schriftstellers ersten Ranges vorzulegen. Würde nicht die Abschrift, welche die Herausgeber der M. B. besorgten, verloren gegangen seyn, so hätte Hr. F. Böhmer sein Ziel auf leichtere Weise erreichen können, während es ihm jetzt zum besonderen Verdienst gereicht, dennoch den Text so hergestellt zu haben, daß selbst die Auffindung jener Abschrift nur Berichtigung über einzelne Stellen verschaffen könnte. Da Johannes seinem Werke keinen bestimmten Titel vorgesetzt zu haben scheint, schlägt der Herausgeber vor, historia australis als den passendsten zu wählen.

12. Michaelis de Leone canonici Herbipolensis annotata historica. Zerstreute Nachrichten enthaltend, welche vorwaltend sich auf das Bisthum Würzburg beziehen.

13. Lupoldi de Bebenburg Ritmaticum querulosum et lamentosum dictamen de modernis cursibus et defectibus regni ac imperii Romanorum. Die Klage eines auch durch andere Schriften bekannten deutschen Patrioten über den

Verfall des deutschen Reiches, dessen Ursachen ziemlich genau wie in dem Eingange zur goldenen Bulle angegeben werden.

Noch sollte eine alte deutsche Chronik, aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts (aus der Münchner Hofbibliothek) diesem Bande einverleibt werden; allein die selbstische Bekanntmachung eines Theiles derselben (eines Volksliedes auf König Adolf) durch einen Literaten, dem der Herausgeber seinen Fund im Vertrauen zeigte, verleidete ihm den Plan, weßhalb er am Ende der Vorrede nur den Schluß, der sich auf Ludwig den Bayer bezieht, mittheilte.

Um aber die Thätigkeit des Herausgebers richtig zu würdigen, möge der Leser nicht nur in Anschlag bringen, daß derselbe bereits treffliches Material für die folgenden Bände der fontes gesammelt hat, sondern auch nächstens die zweyte Auflage der Kaiserregesten von 1246 — 1313 erscheinen lassen wird. Die Vervollständigung derselben ist in solchem Maße erfolgt, daß die Regesten Rudolfs von Habsburg von 600 Urkunden zu 1100 angewachsen sind.

Indem Ref. die Hoffnung hegt, daß eine so unermüdliche Thätigkeit den gedeihlichsten Fortgang nehmen möge, spricht er gewiß nur den Wunsch aller Freunde geschichtlicher Studien aus, die dem Herausgeber zu dem größten Danke verpflichtet sind. Möge insbesondere in Bayern, dessen Archive und Bibliotheken dem Herausgeber so reiches Material liefert, und welches für die Kenntniß früherer Zeiten stets so regen Sinn hatte, der Herausgeber sein edles Streben mit dem besten Erfolge gekrönt sehen. Seine aufopfernden, rein der Sache gewidmeten Bemühungen, so weit entfernt, aus deutscher Geschichtsforschung ein Monopol zu machen, und doch die Vollendung einer großen deutschen Quellensammlung so sehr fördernd, werden gewiß die vollste Anerkennung finden, wie sie auch am geeignetsten sind, jene Wirkungen hervorzubringen, welche der Zweck geschichtlicher Forschungen stets seyn sollen, die Masse der Gebildeten für das gemeinsame Vaterland, dessen Ehre und Ruhm zu begeistern, die Geschichte als Wissenschaft von dem Handwerkszwange einiger Wenigen zu befreyen und eine lebensvolle Theilnahme für die großen Erfahrungen

früherer Jahrhunderte zum Besten der Gegenwart hervorzubringen.

Da Ref. bey der letzten Anwesenheit des Herausgebers dieser fontes durch eine langwierige Krankheit verhindert war, demselben jene Hülfe zu leisten, zu welcher persönliche Hochachtung und Aehnlichkeit der Studien berechtigen, war es ihm auch nicht möglich, die Handschriftensammlung durchzugehen, welche sich bey der historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften befindet, und von welcher noch am ehesten Hoffnung vorhanden war, daselbst die von Hrn. Böhmer gesuchte Copie des hiesigen Codex Johanns von Victring zu entdecken. Allein hier zeigte sich wohl das zur Herausgabe und selbst auch zur Revision der Monumenta Boica nöthige Material neben manchen anderen Handschriften so vollständig vorhanden, als es bey den vielen Veränderungen möglich war, die die Akademie im Laufe von 4 oder 5 Jahrzehnten erlitten hat. Aber wie durch diese ein ganzer Band der Monumenta boica, wie einer der wichtigsten Codices für die bayerische Geschichte spurlos zu Grunde gehen konnten, so mag es auch mit der Copie ergangen seyn, welche die früheren Herausgeber der Monumenta verfertigen ließen und die wahrscheinlich gleich den bezeichneten Schriften in Hände fielen, welche eher für alles Sinn hatten, als für historische Forschungen. Bey dem Durchsuchen der Manuscripte der historischen Classe kam daher dem Referenten nicht mehr die gewünschte Copie, Johanns von Victring, aber doch die eines Pergamentcodex zu Gesichte, welcher unstreitig derselbe war, den der Herausgeber bey seiner Recension des Textes der Fürstenfelder Chronik vor sich hatte. Der letztere Theil, wahrscheinlich von Oefele benützt, ist abhanden gekommen; der erstere enthält die auch von Hrn. Böhmer eingesehene Chronik des Bruders Martin von Alderspach, jedoch nur vom Jahre 1250 — 1286. Von einer anderen, weitläufigeren Chronik in deutscher Sprache, über die Ereignisse Deutschlands im fünfzehnten Jahrhunderte, wird wohl noch später ein ausführlicher Bericht erstattet werden können.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Un periodo delle istorie Siciliane del secolo XIII. scritto da Michele Amari. Palermo. Poligrafia Empedoclé. 1842. gr. 8. 308 S. Ind. documenti XXX Ind.

Wie das Wehen sicilianischer Lüfte, wie das vulkanische Blut trinakrischer Reben, so wirkt die Lectüre dieses mit vollster Kraft vaterländischer Begeisterung, mit dem Feuer südliche Denkungsart und einem Studium, das der schönsten Zeiten Italiens werth ist, geschriebene Buch auf den nordischen Leser. Ein Talent nicht gewöhnlicher Art spricht sich hier aus, das sich sowohl in der glänzenden, lebhaften Diction, wie in der ganzen Anordnung des Stoffes zeigt und den Leser nicht minder hinreißt, als der Fremde die horchende Menge an dem Munde des Erzählers an den Gestaden des neapolitanischen Golfes hängen sieht. Die Glanzepoche Siciliens wird vor unsern Augen enthüllt. Mit einem Male gewinnt nach langer Verschollenheit die Insel eine Bedeutung, daß alle Küstenstaaten des mittelländischen Meeres, Neapel, Rom, die ital. Republiken, Provence, Frankreich, Aragonien und die moslemischen Staaten wie durch einen Zauber festgehalten ihr Geschick mit dem Siciliens verbunden sehen. Ja selbst in den Orient erstrecken sich die Nachwirkungen der Vorgänge in Sicilien und der Verlust der christlichen Besitzungen in Asien steht in innigster Verbindung mit der Emancipation Siciliens von der neapolitanischen Herrschaft, dem Inhalte dieses Buches. Ja noch mehr; ein großer Theil des Kampfes, der seit Friedrich II. die Welt bewegte, ward in Sicilien ausgestritten und der Aufschwung, welchen die Insel durch Losreißung von Carl von Anjou nahm, ist nur dadurch erklärbar, daß Sicilien nicht nur dem allgemeinen Streben der Zeit nach größerer Freyheit nicht ferne war, sondern dasselbe auch auf die eigenthümlichste Weise auszubilden begonnen hatte.

„Ich habe mir vorgenommen, beginnt nach wenigen einleitenden Worten der Verfasser, ich, ein Sicilianer, die Veränderung der Herrschaft zu erzählen, welche in meinem Vaterlande gegen Ende des 13ten Jahrhunderts statt fand. Und in der That, sieht man ab von den zu entfernten Zeiten, die durch Sitten, Religion, Sprache und jede Art der Civilisation zu verschieden waren, so erscheint Sicilien vom Jahre 1282 — 1302 am ruhmvollsten — obwohl 20 Jahre vorher ein solches Uebermaß von Tyranney, wie wohl selten ertragen wurde, statt fand. Auch scheint mir kein Schriftsteller diese merkwürdige Periode ganz umfaßt, noch gehörig erforscht, noch würdig beschrieben zu haben. Ich nehme mir zwar nicht heraus, dieß zu vollenden, aber gewiß werde ich mir dazu alle Mühe geben. Ich werde weder Zorn noch Liebe verbergen, was Jemand, der die Schicksale der Menschen erzählt, vergeblich verspricht. Wohl aber werde ich mich hüten, daß sie mich nicht zur Entstellung von Thatsachen verleiten, was weniger absichtlich als durch Verblendung geschehen könnte. Allein ich halte die Lüge, von welchem Grunde sie immer ausgehen mag, immer für schändlich und schädlich; ja im Gegentheile ich halte es selbst für eine Pflicht, meinem Vaterlande mit gleicher Unbefangenheit sowohl die Tugenden als die Uebelthaten, die fröhlichen wie die

traurigen Tage jener Generationen in das Gedächtniß zu rufen, welche einst dieselben Herde besaßen.“

Es mag dieses genügen, den Leser mit dem Zwecke des Verfassers bekannt zu machen; über seine Person ist in öffentlichen Blättern bereits berichtet geworden, daß H. Amari kurz nach dem Erscheinen dieser Geschichte zur Verantwortung nach Neapel berufen worden sey, sich aber auf einem englischen Schiffe aus Sicilien geflüchtet habe. In wie ferne sein Werk zu einer politischen Verfolgung Anlaß geben konnte, wird, wenn der wissenschaftliche Standpunkt hiezu ausreicht, nach Erörterung des Ganzen, weiter unten besprochen werden können. Die Erlaubniß des Ministeriums des Innern, die neapolitanischen Archive zu seinen literarischen Zwecken auszubeuten, setzte ihn in den Besitz wichtiger Documente, welche, abgesehen von jeder Zuthat des Verfassers, seinem Werke allein schon einen bedeutenden Vorrang vor früheren verschaffen.

Ohne daß der Leser zu ahnden vermöchte, welche Zwecke Amari verfolge, zeigt der Verf. in dem ersten der 20 Kapitel seines Buches den Unterschied der Entwicklung Siciliens von dem anderer europäischer Länder bis zu dem Augenblicke, als P. Innocenz IV. die Unzufriedenheit der Neapolitaner und Sicilianer gewahrend, Unteritalien zum Aufstande gegen hohenstaufische Fiscalität aufrief. Wie auf dem festen Lande von Italien der Streit der Kaiser mit der Kirche wesentlich zur Unabhängigkeit der Städte beytrug, welche an den Päpsten ihre natürlichen Vertreter gegen die Gewaltherrschaft der erstern sahen, so geschah es, wenn gleich um ein Jahrhundert später, in Sicilien. Nach dem Tode Conrad's IV. erhoben sich Palermo, Patti, die Städte des Aetna und andere, verjagten den Vicekönig Pietro Russo, den Friedrich II. eingesetzt und Conrad zum Grafen von Catanzaro gemacht hatte, ein päpstlicher Vicar erhielt die Regierung und so gelangte Sicilien für zwey Jahre (bis 1256) zur Freyheit, die es jedoch wieder an Manfred verlor. Schon hier bemerken wir, wie der Verf., als er in dem nächsten Verlaufe der Erzählung auf die Bemühungen Innocenz IV. zu sprechen kömmt, Sicilien und Apulien an der Stelle der schwäbischen Herrscher ein Haupt zu geben, von seinem Patriotismus sich zu Ausdrücken hinreißen läßt, mit welchen der ruhige Geschichtschreiber sich kaum wird einverstanden erklären können. So z. B. von Innocenz IV. bedient er sich des Ausdrucks mentr' ei qui chiamava i popoli a libertà, mercatavali come gregge. Aehnliche Ausdrücke kommen aber noch öfter vor und beweisen, daß der Verf. seiner Absicht ungeachtet manchmal durch ungerechten Zorn zu ungerechten Behauptungen sich hinreißen läßt, wie er denn S. 19 aus eigener Machtvollkommenheit Clemens IV. beschuldigt, gleich Carl von Anjou den Tod Conradins gewünscht zu haben, Bonifaz VIII. nach der Weise so vieler neuerer Schriftsteller noch Aergeres zumuthet und so den Sicilianer mehr, als den besonnenen Historiker zeigt, welcher sich in die Stellung der verschiedenen Personen und Parteyen zu versetzen sucht. Es sind dieß Excesse des Patriotismus, mit denen man sich wieder versöhnt, wenn man den Grad bedenkt, bis zu welchem das Feuer desselben empor gelodert ist.

Wie richtig sonst der Verf. die Verhältnisse zu würdigen weiß, zeigt sich an seiner Darstellung des Sturzes Manfreds (Cap. 2. S. 15). Die Unzufriedenheit der Völker mit dem hohenstaufischen Regierungssysteme richtete die Partey Friedrich's II. zu Grunde und bewies aufs Neue die so oft verkannte Wahrheit, daß jedes ungerechte System, wenn es auch eine noch so glänzende Außenseite haben sollte, zuletzt den eigenen Gründer am empfindlichsten schlägt. Dem Untergange Manfreds folgt im dritten Kapitel die Heeresfahrt, der Kampf und die Hinrichtung Conradin's, in deren Schilderung Amari den ganzen Glanz seiner blühenden Diction erweist. Kurze Sätze, scheinbar aufgelöst und durch eigenthümliche Sprachwendungen, die dem Uebersetzer große Schwierigkeiten bereiten, wieder miteinander in Verbindung gebracht, geben dem Style einen Schwung, eine hinreißende Lebendigkeit.

„Ein Knabe von 16 Jahren, letzter Erbe so großer Kaiser und Könige, rechtmäßiger Herr Siciliens und Apuliens, ward am 29. October 1268 zum Schaffot auf den Marktplatz von Neapel geschleppt; eine Schaar gefesselter Schlachtopfer (una funata di vittime) folgte, auf daß die Störung

tyrannischer Muße desto reichlicher gerächt werde. Paarweise mit ihm langte der Herzog von Oestreich, von Jugend auf sein geliebtester Gefährte an. Beyde blond und freundlich, ohne Schrecken in ihren Zügen, beschleunigten unbefangen ihre Schritte und hielten am Blutgerüste. Dieß war wie zu königlichem Prunk mit Purpur bedeckt, mit bewaffneten Haufen umstellt, dicht gedrängt die Menge auf dem Platze, von der Höhe eines Thurmes herab schaute jener Tiger von einem Carl zu. Conradin bestieg das Gerüste, zeigte sich und als ihm das Urtheil verlesen worden, das ihn sacrilegischen Verräther nannte, protestirte er feyerlich vor Gott und dem Volke. Auf diese Worte hörte man ein augenblickliches Murren vom Volke, aber wie erstarrt von Furcht ward es stille und blickte dumpf und entfärbt zu Conradin auf. Als dieser den Blick auf diese Fluth erschrockener Gesichter warf, durchzückte ihn eine bittere Verachtung, dann erhob er die Augen zum Himmel und entschlug sich aller irdischen Gedanken. Da weckte ihn ein Schlag. Er sah das Haupt des Herzogs von Oestreich schon vom Rumpfe getrennt auf dem Schaffotte; mit Begierde ergriff er es, drückte es an die Brust und bedeckte es mit hundert Küssen, er küßte die Anwesenden, den Henker, legte das Haupt auf den Block und das Beil fiel."

Die volle und sprühende Kraft seines Styles entfaltet der Verf. bey der Darstellung der Gräuel der anjouinischen Schreckensregierung. Daß die Kirche einen weltlichen Beschützer brauchte, leidet wohl keinen Zweifel; daß von einem Bruder Ludwigs IX., einem Sohne der frommen Bianca, eher ein ritterlich frommer Sinn, als die Grausamkeit eines Ungeheuers zu erwarten war, wird auch zugegeben werden müssen; die Bedingungen, unter welchen Carl die Krone erhielt, waren von der Art, daß die größte zu besorgende Gefahr, wie sie von Seiten der Hohenstaufen gedroht hatte, abgewendet schien — alles war in Erwägung gezogen, nur nicht das tückische Naturell Carls von Anjou, das wie bey dem Tiger, mit dem ihn Amari mit Recht vergleicht, erst mit dem Augenblicke schrecklich sichtbar wurde, als er Blut gesehen und die Krone Manfreds auf sein Haupt gedrückt hatte. Wie anders wären wohl die Dinge geworden, wenn die Herzoge Ludwig und Otto von Bayern ihren Neffen zu bewegen vermocht hätten, statt im Knabenalter, im Mannesalter den gefährlichen Zug zu unternehmen; wenn Conradin, zuerst von den Guelfen nach Italien beschieden, als Friedensstifter, und nicht als Haupt einer dem Untergange verfallenen Partey aufgetreten wäre. — Schade, daß Machiavelli die Geschichte Carls von Anjou nicht näher gekannt hat. Er würde haben gestehen müssen, daß nicht Cäsar Borgia, daß zehnmal besser der französische Fürst es verstanden, eine Herrschaft zu erringen und die Kräfte eines Landes zu Einem Zwecke zu vereinigen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Daniel O'Connell, A memoir on Ireland, native and Saxon. Vol. I. Dublin 1843.

J. E. Reigebaur, London. Leipzig 1843.

Thomas Keightley, The history of England. Vol. 1. 2. London 1841.

Dr. H. E. Zober, Stralsunder Chroniken. Th. 2. Die Stralsunder Memorialbücher Joachim Lindemanns und Gerhard Hannemanns (1531 — 1611). Stralsund 1843.

H. L. von Minutoli, Topographische Uebersicht der Ausgrabungen griechischer, römischer, arabischer und anderer Münzen und Kunstgegenstände. Berlin 1843.

E. G. Fabricius, Urkunden zur Geschichte des Fürstenthums Rügen unter den eingebornen Fürsten. Bd. 1. 2. Stralsund 1843.

Ueber die Banken. Von einem schwedischen Fürsten. Deutsch von F. E. Feller. Leipzig 1843.

De la situation de la Valachie sous l'administration d'Alexandre Ghika. Bruxell. 1842.

Capodistrias. Zur Vorbereitung für die künftige Geschichte der politischen Wiederherstellung Griechenlands. Aarau 1842.

L. Klein, Die innern Communicationen der vereinigten Staaten von Nordamerika von Fr. A. v. Gerstner. Bd. 2. Wien 1843.

Wilson. Ariana antiqua. A descriptive account of the antiquities and coins of Afghanistan, with a memoir of the buildings called Topes by C. Masson. Lond. 1841. 4.

Hammer-Purgstall, Geschichte der Ilchane, das ist d. Mongolen in Persien. Bd. 2. Darmstadt 1843.

Charles Texier, Description de l'Arménie, la Perse et la Mésopotamie. Livr. 1 — 4. Paris 1842. fol.

Ch. Rotalier, Histoire d'Alger et de la piraterie des Turcs dans la Mediterranée, à dater du seizième siécle. Vol. 1. 2. Paris 1841.

H. Ternaux-Compans, Notice historique sur la Guyane française. Paris 1843.

Fr. Trucchi, De primi scopritori del nuovo continente Americano paragone di Christof. Colombo e Amerigo Vespucci. Firenze 1842.

Cooke Taylor, A popular history of British India, commercial intercourse with China and the insular possessions of England in the eastern seas. London 1842.

Guil. de Poussin, De la puissance Américaine. Origine, institutions, ésprit politique, resources militaires, agricoles, commerciales et industrielles des états-unis. Vol. 1. 2. Paris 1843.

A. de Humboldt, Asie centrale. Recherches sur les chaines de montagnes et de la climatologie comparée. Vol. 1 — 3. Paris 1843.

D. J. Gala, Memorias de la colonia francesa de Santo Domingo, con algunas reflexiones relativas a la isla de Cuba. Madr. 1787.

M. Eduard Biot, Dictionnaire des noms anciens et modernes des villes et arrondissements de 1re, 2me et 3me ordre, compris dans l'empire chinois. Paris 1842.

Henry Vaughan, Memoir and remains. London 1842.

Dr. Fried. Rupstein, Dr. Heinrich Philipp Sextor. Hannover 1839.

H. J. Monk Mason, The life of William Bedell. London 1842.

M. A. Geffert, Ritterliche Thaten Götz von Berlichingens mit der eisernen Hand. Pforzheim 1843.

Dr. D. A. Fechter, Thomas Platter und Felix Platter, zwey Autobiographien. Ein Beytrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Basel 1840.

Thomas Barlett, Memoirs of the life, character and writings of Jos. Butler, late Lord Bishop of Durham. London 1839.

Dr. Ant. Arteta, Elogio de Felix O-Neille, Capitan general del Reyno de Aragon. Madr. 1796 fol.

Gesenius. Eine Erinnerung für seine Freunde. Berlin 1843.

E. v. Heister, Ethnographische und geschichtliche Notizen über die Zigeuner. Königsberg 1843.

Galileo Galilei, Le opere, prima edizione completa condotta sugli autentici manoscritti Palatini. T. I. Firenze 1842.

J. L. Raabe, Die Differenzial- und Integralrechnung mit Functionen mehrerer Variabeln. Th. 1. 2. Zürich 1843.

W. Salzenberg, Vorträge über den Maschinenbau. Berlin 1842. 4.

Franz Xaver J. Mascheck, Neue Theorie der menschlichen und thierischen Kräfte. Prag 1842.

Alex. Ferd. von Quast, Die altchristlichen Bauwerke von Ravenna vom 5 — 9. Jahrhundert, historisch geordnet und durch Abbildungen erläutert. Berlin 1842. Fol.

Domenico Lo Faso Pietrosanta Duca di Serradifalco, Del duomo di Monreale e di altre chiese Sic. Normanne. Palermo 1838. fol.

Lem Baptista Alberto, Los diez libros de Architectura. Madr. 1582.

C. F. v. Ehrenberg, Baulexikon. Zweyte Auflage. Frankfurt 1843.

F. Garnier, Traité sur les puits artésiens. Paris 1826. 4.

Le comte Daru, Des chemins de fer et de l'application de la loi du 11. Juin 1842. Paris 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Un periodo delle istorie Siciliane del secolo XIII. etc.

(Fortsetzung.)

Schon im dritten Capitel erwähnt der Verf. die grausame Strenge, mit welcher Carl den Aufstand der conradinischen Partey in Sicilien bestrafte. Das vierte Capitel führt aus, wie der neue König den Mißbrauch der Gewalt und die fiscalischen Bedrückungen der Hohenstaufen zu Grund legte, um consequent fortfahrend das System von Monopolen und Staatseinkünften bis in jenes Unmaß auszudehnen, das zuletzt den Aufstand der Sicilianer veranlaßte, wie es früher den Untergang der Hohenstaufen herbeygeführt hatte. Wohl noch nie wurde die Last dieser Bedrückungen so ausführlich und mit ihren so tief eingreifenden Folgen dargestellt, als es hier der Fall ist. Carl hatte dem römischen Stuhle geschworen, die willkührlichen Auflagen der hohenstaufischen Periode abzustellen und die Regierung nach der Weise Wilhelm des Guten zu führen; allein wie all seine Eide dem augenblicklichen Vortheile und der Herrschsucht aufgeopfert wurden, so auch dieser.

Die Lasten, welche die frühere Epoche auf den Clerus gehäuft, blieben, die confiscirten Kirchenländereyen wurden nicht zurückgegeben, die Bestimmungen des päpstlichen Legaten hierüber wurden nicht vollzogen, die Hospitaliter und Templer wurden bedrückt wie vorher, den Neapolitanern ward der Handel mit päpstlichen Unterthanen verboten. Alle hohen Aemter, alle Kirchenwürden, endlich vor allem die Lehen wurden von Carl an seinen fremden Anhang vergeben. Eine ängstliche Untersuchung über die Güter Manfreds und der Seinigen machte jedweden Grundbesitz unsicher, da von allen Lehen die Erwerbstitel gefordert und aufs Neue untersucht wurden, um Anlaß zu haben, den Grundbesitz nach Belieben dem Einen zu nehmen, dem Anderen zu geben. So ward die ausgedehnteste Fremdlingsherrschaft — ärger als die frühere der Normannen, in Unteritalien begründet, die neuen Besitzer aber, wie der König, hatten nur Ein Interesse, das Volk zu bedrücken, das Land auszusaugen. Waren früher alle Leistungen der Unterthanen und die Steuern bestimmt, so trieb die Willkühr Carls, was die Hohenstaufen aus dem rechten Geleise gebracht hatten, zu solcher Höhe, daß Saba Malaspina von seinem Golddurste sagt, er gleiche dem eines Wassersüchtigen. Von den Reicheren wurde der ganze Ertrag der Aerndte in Geld verlangt; er verschlechterte die Goldmünze und verlangte unter Confiscation der Güter und Verlust einer Hand, Annahme derselben zu vollem Werthe; bey seinen Operationen mit der Scheidemünze gewann er 80 Procent. In Zeit von 4 — 5 Tagen galten dann 50 Denare so viel als 6 und eine Woche später einen. Allein nicht bloß dieses richtete den Handel zu Grunde, das Mauth- und Zollsystem nahm die ungeheuerste Ausdehnung, der nur das Monopolwesen gleich kam. Erstreckte sich dieses früher auf Stahl, Seide, Salz u. dgl., so legte Carl königliche Mühlen, dort Bäckereyen an, woselbst die Unterthanen ihren Bedarf erholen mußten. Die Habsucht der Rentmeister verband sich mit der seinigen, um den Druck des Volkes zu vollenden. Betrogen jene den König und er ge-

wahrte es, so theilte er auch wohl mit ihnen den Raub. Auf den Domänen ward alles bis auf das Geringste verpachtet, der Pachtzins aber ohne alle Rücksicht unbarmherzig eingetrieben. Seine Heerden sandte er auf fremde Fluren, oft in die schönsten Saatgefilde. Nach Belieben wurden Felder der Privaten in Forste umgewandelt und dann die strengen Jagdgesetze verkündet, was bey den Baronen die schnellste Nachahmung fand. Nicht minder wurden die persönlichen Dienstleistungen vervielfältigt und erschwert. Entflohen Matrosen von den königlichen Schiffen, so wurden ihre Verwandten, Aeltern, Brüder, Schwestern ins Gefängniß geworfen. Die Barken wurden nach Belieben weggenommen, so die Lebensmittel auf dem Markte, die besten Weine, alles im Namen des Königs. Das Einquartierungsrecht öffnete der Habsucht das Innere der Häuser und zwang die Bewohner zu niedrigen und entehrenden Dienstleistungen gegen ihre übermüthigen Gäste. Da die Unterthanen entwaffnet waren und die Sieger allein Recht und Gewalt auf ihrer Seite hatten, war Abhülfe gegen den Uebermuth der Einzelnen nirgends zu finden — invalidum legum auxilium. Schon Friedrich hatte seine Gesetzgebung durch seine fiscalischen Zwecke befleckt; Carl, der für die Anstellung der Richter Geld von ihnen bezog und dadurch sie feil machte, überschritt auch hierin alles Maß. Seine Criminal- und Polizeygesetze sind mit Blut geschrieben. Ueberall blickt der eine Geist hindurch, der alles beherrscht — Habsucht und Grausamkeit. Und dennoch war dieses noch wenig im Vergleiche zu dem Abgrunde, welchen die Gesetze über Majestätsverbrechen öffneten. Gefangenschaft, Exil, Hinrichtungen, Confiscation, das quälendste gerichtliche oder eigentlich polizeyliche Verfahren wurde in der größten Ausdehnung verhängt. Die Virtuosität, welche die Geschichte in dieser Beziehung mancher Periode der neuern Zeit zusichert, wird streitig gemacht, wenn man liest, daß Frauen, welche ihren Gatten in seiner Verbannung unterstützten, ihrer Habe beraubt wurden. Kinder von Hochverrathsverbrechern durften ohne besondere Genehmigung des Königs zu keiner Ehe schreiten. Männlichen Erben von Lehengütern ward die Ehe verboten, auf daß ihre Güter dem Könige schneller anheim fallen möchten; Erbfräulein aber mußten ihre Hand fremden Abentheurern reichen. Es ergrimmt das sicilianische Herz unsers Verfassers über eine so unsinnige Tyranney. Mit den lebhaftesten Farben schildert er sie; er faßt nochmal die Hauptzüge in ein treffendes Bild zusammen; knirschend thut er es, aber er wird auch die Rache erzählen (fremendo io le scrivo, ma ne racconterò la vendetta). Als P. Clemens, als P. Gregor X., ein wahrer Engel des Friedens, Bitten, Vorstellungen, Drohungen aussprachen, setzte Carl diesem Allen nur eine grauenvolle Verstocktheit entgegen. Ob ich ein Tyrann bin, schrieb er dem letzt genannten Papste, der ihn mit dem Zorne Gottes bedroht hatte, weiß ich nicht; wohl aber, daß der höchste Gott mich bisher leitete und, wie ich hoffe, auch immer führen wird.

Im fünften Capitel beschreibt der Verf. die Anschläge und Versuche Carls, sich zu seiner Herrschaft über Anjou, Provence, Neapel und Sicilien auch Mittelitalien und das griechische Kaiserreich zu verschaffen. Allein die Päpste hatten in der That nicht deßhalb der Universalmonarchie der Hohenstaufen den entschiedenen Widerstand entgegengesetzt, um der Tyranney eines noch undankbareren Schützlings, als Friedrich II. gewesen, Carls von Anjou, zu verfallen. Während aber hier sich ein Sturm zusammenzog, den Carl durch Erweiterung seines Einflusses auf das Cardinalscollegium und die Wahl Martin's IV. wieder bemeisterte, rüstete der Eidam Manfreds, Peter von Aragonien, zum Rachekrieg, um die Ansprüche seiner Gemahlin Constanza auf Sicilien geltend zu machen.

Bey dieser Gelegenheit kömmt der Verf. auf Johann von Procida zu sprechen, welcher bekanntlich von Vielen als der eigentliche Anstifter der sicilianischen Vesper angesehen wird. Amari, welcher diese Frage in dem Appendice weitläufig bespricht (S. 288), zeigt das Irrthümliche dieser Ansicht, und wie derselbe, nachdem er an dem Hofe des K. Peter als ehemaliger Diener Manfreds gastliche Aufnahme gefunden, als des Königs vertrauter Rath eine geheime Reise nach Constantinopel unternahm und mit sicilianischen Großen in Unterhandlung stand. Während aber Peter mit dem Gelde des Paläologen seine Rüstungen unermüdet betrieb und die sicilianischen Ghibellinen von ihm das Zeichen zum Auf-

stande erwarteten, Carl aber die größten Vorbereitungen zu einem Kreuzzuge traf, erfolgte ganz unerwarteter Weise der Schlag am 31. März 1282, die sicilianische Vesper, die Erhebung der Palermitaner gegen die Franzosen, welcher bald eine gleiche Demonstration von Seiten anderer Städte folgte.

Bey der Erzählung des entsetzlichen Blutbades, das unter dem Namen der sicilianischen Vesper eine so traurige Berühmtheit erlangte, tritt wieder der Sicilianer in seiner Eigenthümlichkeit hervor. Mit wenigen, aber kraftvollen Worten durchgeht er, was sich für und wider die blutige That sagen läßt und bleibt endlich an der harten Nothwendigkeit stehen, welche Sicilien zu dem Aeußersten getrieben habe. Gerade aber das Entsetzliche der Vesper, welches keinen Rückweg mehr gestattete, sey für Sicilien von Heil gewesen.

Weit entfernt aber, daß an einem Tage überall ein Aufstand gegen die Franzosen ausgebrochen wäre, mußte Palermo alle Sorgfalt anwenden, um Messina dafür zu gewinnen und erst als diese Stadt am 15ten April sich erklärt hatte, war die Revolution entschieden. Die Städte gaben sich wieder republikanische Verfassung, die Insel aber wurde „unter das Dominium der sacrosancten römischen Kirche“ gestellt. Da der Abfall allgemein war, mit der Niedermetzlung von 4000 sieggewohnten Franzosen und der Einnahme so vieler fester Plätze in wenigen Wochen begleitet war, mußte er allen Zeiten als etwas außerordentliches erscheinen. Mit Vorliebe bleibt Amari hiebey stehen und rühmt die Eintracht, welche damals die Sicilianer beseelte. Gerade die Einrichtung von Republiken ist ihm aber auch ein Beweis von dem Mangel an Verbindung der Sicilianer mit Peter von Aragonien, indem sonst wohl dessen Name, nicht aber der der Freyheit gehört worden wäre. Erst 3 Monate später segelte Peter mit seiner Flotte ab, aber nicht nach Sicilien, sondern nach Afrika und erst als die Gefahr immer dringender wurde, riefen ihn die sicilianischen Barone zu sich, und empfingen ihn als ihren König. Nur dadurch lasse sich die sonst so widerspruchsvolle Geschichte in's Klare setzen. Seitdem sich frühe die Romanschreiber Johann's von Procida bemächtiget, sey Dichtung auf Dichtung in die Geschichte hineingetragen worden und habe so dieselbe verwirrt und entstellt.

Noch 20 Jahre über das Ereigniß hinaus, unstreitig die denkwürdigste Zeit der sicilianischen Geschichte, führt der Verf. die Erzählung. Zuerst bespricht er die Versuche Carl's, die verlorne Herrschaft wieder zu erlangen. Bey dem Zuge des Königs ist es interessant zu hören, daß mit den Guelfen der Lombardey und Toskana's auch 1000 Saracenen von Luceria unter Carl's Fahnen treten. Es waren die Reste derjenigen, mit welchen Friedrich II. seinen Kampf gegen die Kirche geführt hatte. Es erfolgte die denkwürdige Belagerung von Messina durch den König, den die heldenmüthigen Einwohner im Sept. 1282 zu einem schmachvollen Abzuge nöthigten. Noch während dieser Belagerung war bereits von dem in Palermo versammelten Parlamente dem Könige Peter die Krone von Sicilien angetragen worden — meditato colpo di scena, setzt der Verf. hinzu, sviluppo delle pratiche dei nostri ottimati con re Pietro. „In dem Parlamente, aber nicht in der Vesper, triumphirte die frühere Verschwörung.“ Da gerade damals Peter den Papst Martin IV. um Bewilligung von Kirchenzehnten zum Kriege mit den Saracenen in Afrika angegangen hatte, jetzt aber der König die ihm angebotene Krone annahm und damit sich in einen Krieg mit demjenigen christlichen Könige verwickelte, welcher — bey allen seinen Unthaten — zuletzt doch noch am meisten die christliche Herrschaft im Oriente herzustellen vermochte, so ward durch die Annahme der sicilianischen Krone durch Peter der ganze Zustand nicht bloß Südeuropa's in Frage gestellt, sondern auch der Anfang zu einer Entwicklung gemacht, welche wir, da sie auch von Amari zu wenig berücksichtigt worden, unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Amedeo Avogadro, Fisica de corpi ponderabili. T. 3. 4. Torino 1841.

J. M. F. Wright, A commentary on Newton's principia. Vol. 1. 2. London 1833.

Georges Cuvier, Histoire des sciences naturelles depuis leur origine jusqu'à nos jours, complétée par M. Magd. de Saint-Agy. Vol. 4. Paris 1841.

R. P. Lesson, Nouveau tableau du règne animal. Mammifères. Paris 1842.

Captain W. Cornwallis Harris, Portraits of the game and wild animals of Southern Africa. Vol. 5. Schluß des Werkes. London 1841. fol.

Dr. F. J. C. Mayer, Beyträge zur Anatomie der Entozoen. Bonn 1841. 4.

R. P. Lesson, Moeurs, instinct et singularités de la vie des animaux mammifères. Paris 1842.

J. G. Elsner, Das Edelschaf in allen seinen Beziehungen. Stuttgart 1842.

Dr. J. L. C. Gravenhorst, Vergleichende Zoologie. Breslau 1843.

M. C. Morren, Observations sur l'anatomie et la physiologie de la fleur du Cereus grandiflorus. Bruxelles 1840.

Ch. Morren, Observations anatomiques sur la congélation des organes des végétaux. Bruxelles 1840.

Dr. H. Br. Geinitz, Gäa von Sachsen. Dresden 1843.

M. Ch. Morren, Morphologie des ascidies. Bruxelles 1840.

K. Hasskarl, Over de ontwikkeling van warmte in planten. Batavia 1838.

Dr. G. Hartig, Lehrbuch der Pflanzenkunde in ihrer Anwendung auf Forstwirthschaft. Abth. 1. Berlin 1843.

M. Ch. Morren, Observations sur l'anatomie des Musa. Bruxelles 1840.

— —, Notice sur une nouvelle espèce de Malaxis. Bruxelles 1840.

Dr. F. C. A. Schenkenberg, Die lebenden Mineralogen. Stuttgart 1843.

Rud. von Bennigsen-Forder, Das Zahlengesetz in den Gesteins-Formationen in Bezug auf Vertheilung von Thälern, Quellen, fließenden und stehenden Gewässern, Erhöhungen und Ortschaften vornehmlich in Nord-Frankreich. Berlin 1843.

L. Zierl, Die Lehre des Landbaues. Abth. 1. 2. München 1843.

H. G. Pernitzsch, Untersuchungen über Zuwachs, Bewirthschaftung, Ertrag, Rente, Besteurung und Kapitalwerth der Wälder. Frankfurt 1842.

Dr. Joh. Müller, Der Tabak in geschichtlicher, botanischer, chemischer, medizinischer und diätetischer Hinsicht. Mainz 1842.

W. A. Krenssig, Experimental-Oekonomie für d. Gegenstände des Feldbaues und der Viehzucht. Braunschweig 1843.

A. F. Lenz, Die Wildbaumzucht. Stuttgart 1843.

C. P. Laurop, Das Forst- und Jagdwesen und die Forst- und Jagdliteratur Deutschlands. Stuttgart 1843.

J. Julliany, Essai sur le commerce de Marseille. Vol. 1 — 3. Paris 1842.

Ad. Soetbeer, Ueber Hamburgs Handel. Hamburg 1840.

Dr. Fr. Liebe, Entwurf einer Wechselordnung für das Herzogthum Braunschweig sammt Motiven. Braunschweig 1843.

Dr. Jos. Fischer, Lehrbuch des österreichischen Handelsrechts. Wien 1842.

Dr. C. Weerth, Die Entwicklung der Menschenracen durch Einwirkungen der Außenwelt. Lemgo 1842.

Dr. Gust. Schwetschke, Paläographischer Nachweis der Unächtheit der Kölner Freymaurer-Urkunde vom Jahre 1535. Halle. 1843.

F. Nork, Etymologisch-symbolisch-mythologisches Real-Wörterbuch. Bd. 1. Stuttgart. 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Un periodo delle istorie Siciliane del secolo XIII. etc.

(Schluß.)

Weder der Charakter P. Martin's IV., welcher aus Eifer für den geliebten Carl dessen Interessen mit dem der Kirche identificirte, noch das Benehmen des letzteren waren im Stande, besondere Sympathien für sich in Anspruch zu nehmen, weshalb es denn wohl kam, daß man übersah, welchen Riß die Rebellion der Sicilianer in das ganze Staatensystem jener Zeit machte. Es schloß dieselbe nichts Geringeres in sich, als den Versuch, die seit dem Concil von Lyon 1245 aufgekommene Ordnung der Dinge in Frage zu stellen. Außerdem war die Zumuthung, eine Revolution, welche sich gleich anfangs mit Blutvergießen angemeldet hatte, zu bekräftigen, dem Princip der Kirche so sehr entgegen, daß auch ein Carl'n weniger ergebener Papst hierauf nie hätte eingehen können. Nun kam aber noch dazu, daß durch die Einmischung Peters ein Princip verletzt wurde, welches durch alle Jahrhunderte von den Päpsten mit Kraft behauptet wurde, die Aufrechthaltung des Friedens unter den christlichen Staaten, um die ungetheilte Kraft gegen die Ungläubigen zu verwenden. So unmäßig deßhalb auch die Anwendung der kirchlichen Censuren gegen die Sicilianer und die Krone von Aragonien, so nachtheilig diese für das Ansehen des römischen Stuhles selbst wurde, so sieht man doch ein, daß der Papst in seiner Stellung als allgemeiner Wächter und Garant der bestehenden Ordnung in Europa kaum eine andere Wahl hatte. Als aber hiezu noch die Thatsache sich gesellte, daß die sicilianische Revolution durch die politische Verwirrung, die sie anrichtete, wesentlich Ursache an dem unglücklichen Schicksale und zuletzt dem Untergange der christlichen Besitzungen im Oriente wurde, so begreift man, daß auch Martin's Nachfolger, so unähnlich sie ihm sonst seyn mochten, durch den Widerstand der Sicilianer zu gleichen Maßregeln zu greifen sich genöthigt sahen. Aus dem Ganzen aber erhellt, welch' wesentliches Element in der Auflösung der in der Blüthezeit des Mittelalters geschaffenen Ordnung die sicilianische Vesper war, an welche sich dann die Schweizer Eidgenossenschaft und jene vielfachen Bündnisse anreihten, welche, wenn auch Neues kraftvoll gestaltend, doch auf das Bestehende auflösend wirkten.

Die nächsten Capitel sind dem Fortgange des Krieges und der Befestigung der aragonischen Dynastie gewidmet. Jacob, der älteste Sohn Peters von Constanze, ward zum Nachfolger seines Vaters in Sicilien bestimmt; dieser selbst eilte nach Bordeaux, wo ein Zweykampf mit Carl von Anjou über den Besitz der strittigen Krone entscheiden sollte, wo beyde erscheinen, äußerlich ihr Wort zu lösen, und beyde ein Zusammentreffen zu hindern wissen. Während der Papst den König Peter auch der Krone Aragonien verlustig erklärte, siegten die Sicilianer unter dem kühnen Loria im Golfe von Neapel über die französisch-neapolitanische Flotte. Dieser Sieg verschaffte bekanntlich der Schwester der Königin Constanze, Beatrice die Freyheit, indem unmittelbar nach der Schlacht und der Gefangennehmung Carls des Lahmen der siegreiche Admiral deren Befreyung erzwang. Von der Wiege an bis

zu diesem Tage, 5. Juni 1284, war diese unglückliche Fürstentochter mit ihren 3 Brüdern im Kerker gewesen. Während aber von den letztern die Kunde nur bis 1294 reichte, beleuchten zwey von dem Verf. mitgetheilte Documente (nicht Doc. XXXI. und XXXII., wie S. 44 Nr. 4 irrthümlich steht, sondern XXV. und XXVI.) ihr Schicksal noch in so ferne, daß K. Carl II. am 25. Juni d. J. dem Castellan von S. Maria in Monte befahl, Heinrich, Friedrich und Enzio sogleich in Freyheit zu setzen und zu ihm nach Neapel zu senden, und ein anderer Befehl von demselben Datum gebot, ihnen auf Kosten des Aerars Kleider machen zu lassen und Pferde zu miethen, damit sie gebührend erscheinen könnten. Der Verf. vermuthet jedoch, daß die Absicht, sie ihrem Neffen, dem Könige Jacob von Aragonien zu überantworten, bald aufgegeben worden sey und sie aufs Neue ein Kerker aufgenommen habe. Darnach ist also die Geschichte des Unterganges des italienischen Zweiges der Hohenstaufen zu berichtigen, was Ref. auch gleich selbst in Bezug auf die kürzlich ausgegebene dritte Abtheilung des dritten Bandes der Abhandlungen der histor. Classe der k. Akademie der Wissenschaften S. 6 ausgesprochen haben will.

Indem wir aber die unwillkührliche Ausdehnung dieser Anzeige mit dem noch vor uns liegenden Werke vergleichen, drängt es uns, zum Schlusse zu eilen. Kurze Zeit nach der großen Seeschlacht, deren Unglück K. Carl vergeblich durch die Belagerung von Reggio wieder gut zu machen gesucht hatte, starb dieser Fürst in Foggia, 65 Jahre alt, am 7. Januar 1285, nachdem er in den letzten Tagen noch die Nothwendigkeit einer Umwandlung der Regierung ausgesprochen hatte. Ehe P. Martin diese in das Werk setzen konnte, überraschte auch ihn der Tod, und nun säuberte P. Honorius IV. durch zwey Decrete (S. 150, 151) den kirchlichen und bürgerlichen Zustand des Reiches von den Bedrückungen und Rechtsverletzungen der Regierung Carl's I. Das 12. Capitel erzählt die Ereignisse des Krieges in Spanien bis zu dem Tode des Königs Peter, welcher den Kampf mit dem Papste, mit K. Karl, mit K. Philipp III. von Frankreich siegreich bestanden hatte und mit allen diesen Fürsten im verhängnißvollen Jahre 1285 starb. Da kurze Zeit später K. Alfonso, sein Nachfolger in Aragonien, sich mit dem Papste auszusöhnen suchte, so wäre Sicilien schon damals seinem Schicksale überlassen worden, würde nicht der unvermuthete Tod des Königs 1291 den König Jacob von Sicilien auf den aragonesischen Thron berufen haben. Allein dieser, welcher bereits mit den Häuptern der Revolution zerfallen war, unterhandelte nun selbst wegen eines Friedens, zu welchem bey der schlimmen Lage des Orients mehr als je Hoffnung vorhanden war. P. Bonifacius VIII. bot jetzt Alles auf, den Infanten Friedrich, Jacobs Bruder, zur Verzichtleistung auf Sicilien zu vermögen und dadurch das letzte Hinderniß eines allgemeinen Friedens aus dem Wege zu räumen, zu welchem Aragonien, Frankreich und Neapel bereits die Hand geboten hatten. Als aber Friedrich, schon fast gewonnen, die Krone Siciliens annahm, ward auch diese Aussicht zerstört, durch ihn das wieder gut zu machen, was die Revolution Siciliens für das heilige Land Unglück gebracht hatte; der Kampf mit Neapel begann aufs Neue, der Papst wandte alle geistliche Macht des römischen Stuhles an, Sicilien zu bezwingen; dieses sah Verrath unter seinen eigenen Söhnen, bis es zuletzt unter der gegenseitigen Erschöpfung Neapels und Siciliens K. Friedrich gelang, die Krone dieses Landes für sich zu behaupten. Vieles wäre hier noch ausführlich zu berichten. So, wie der Verf. in der Darstellung P. Bonifacius VIII. schlechten Quellen viel zu sehr Glauben geschenkt, während derselbe, ehe er zum Aeußersten schritt, alle Mittel der Milde und der Aussöhnung aufbot. Offenbar reißt den Verf. seine Vorliebe für Sicilien auch hier wieder zu mannigfacher Ungerechtigkeit hin und anstatt sich über den beschränkten Gesichtskreis seiner von Parteyleidenschaft bethörten Landsleute zu erheben, verwirft er die zur Rettung angebotenen Mittel, ohne daß ihm die unglücklichen Folgen der falschen Richtung die Augen zu öffnen vermöchten. — Dann, wie der tapfere Loria selbst sich von Friedrich abwendet, K. Jacob sich mit Carl II. von Neapel gegen Sicilien verband, die sicilianische Flotte bey Cap d'Orlando geschlagen wurde, Catania abfiel, Sicilien für Friedrich verloren schien. So rechtfertigte bereits der Erfolg, was P. Boni-

facius zur Züchtigung Siciliens unternommen; die Bezwingung Siciliens war die Bedingung zur Wiedereroberung des heiligen Landes geworden, zur Unterdrückung des Parteykampfes in Italien, zur Regulirung des Verhältnisses des deutschen Kaiserthums zum römischen Stuhle, wie umgekehrt, als sich der Aufstand bekräftigte, der Kampf der neuen Guelfen und Ghibellinen in Italien dadurch einen entsetzlichen Fortgang nahm. In dieser richtigen Würdigung der Verhältnisse, nicht in leidenschaftlicher Anmaßung, belud Bonifacius Sicilien mit den stärksten Censuren, welche aber, unbeachtet, auf den Urheber selbst verwundend zurückfallen mußten.

Der Krieg Friedrichs um Sicilien, welchen der Graf von Platen bey seinem letzten Aufenthalte in Sicilien sich zum Gegenstande eines besonderen Werkes vorgezeichnet hatte, welcher aber nur in der Verbindung, wie Amari ihn auffaßte, ein größeres Interesse gewinnt, wird mit dem Unheile, das er über Sicilien brachte, in den letzten Capiteln beschrieben. P. Bonifacius, welcher die den Franzosen erwiesenen Wohlthaten nachher so theuer büssen mußte, hatte den bekannten Carl von Valois zum Generalcapitain der Kirche ernannt und unter ihm, Robert und Raimund Berengar, den Söhnen Carl's II., zog nun das fünfte oder sechste Heer zur Bezwingung der Insel über die Meerenge. Als aber dieses Heer vor Sciacca durch Seuchen zu Grunde gieng, führte die wechselseitige Erschöpfung erst den Vertrag von Calta Bellota und die Räumung Siciliens, endlich die Aussöhnung Friedrichs und der Sicilianer mit P. Bonifacius herbey (1303). Friedrich ward auf Lebenszeit König von Trinacria, heirathete Eleonoren, Roberts Schwester, Carl's II. Tochter, und versprach dem Papst den Lehenseid und Lehenszins zu leisten. Kurze Zeit später brach er aber diese Bedingungen und während der König früher gegen den Beschluß des sicilianischen Parlaments i. J. 1296 in die Bedingungen dieses Vertrages eingewilligt hatte, so ließ er sich dann durch dasselbe die Succession beylegen und vernichtete hierauf (1314), als Heinrich VII. sich zum Zuge gegen K. Robert rüstete, eigenmächtig alle mit dem römischen Stuhl eingegangenen Stipulationen.

Das 20. und letzte Capitel beantwortet die Frage, was Sicilien vor der Vesper war, was es wurde, was davon blieb. Zwanzig Jahre hatte der Krieg gedauert, 4 Seeschlachten, 3 große Landtreffen neben einer starken Anzahl kleiner hatten die Sicilianer gewonnen, 3 feindliche Heere aus Sicilien getrieben, 2 Belagerungen von Messina, 2 von Syrakus bestanden, 2 Seeschlachten verloren, 3 Jahre hindurch eine feindliche Invasion ausgehalten, die Zehnten von ganz Europa, der Schatz der Päpste, die Beysteuer der guelfischen Städte Italiens, an 300,000 Unzen Gold, Kreuzzüge und das Blut so vieler Tapfern ward fruchtlos vergeudet, die Insel nicht bezwungen. Zu gleicher Zeit ward im Innern die Macht des Parlamentes erweitert, das Steuerwesen geregelt, die Bewegung der Gemeinden gefördert, das öffentliche Verfahren allgemein, Uebermuth und Raubsucht der Beamten gezähmt, so daß unter allen Staaten Italiens Sicilien an Ruhm, Freyheit und Kraft einzig dastand.

Es wäre jetzt noch die Frage zu beantworten, ob in dem Werke sich gegründeter Anlaß finde, daß, wie die Zeitungen meldeten, die neapolitanische Regierung gegen den Verfasser einschreiten zu müssen glaubte. Ref. will diese Frage weder von dem politischen Standpunkte, noch von dem irgend einer Theorie erörtern. In dem ganzen Buche webt aber nur Ein Gedanke, daß Sicilien nach Abschüttlung des Joches einer fremden Dynastie sich politische Unabhängigkeit und damit selbst mehr als bloße Gleichstellung mit Neapel erkämpfte. Alles übrige, was er von der Superstition des Mittelalters oder von dem Versuch im Anfange dieses Jahrhunderts, das alte Parlament wieder herzustellen, sagt, möchte dagegen unbedeutend seyn. Es gibt unstreitig Zeiten, wo jedes Lob, das der Vergangenheit gespendet wird, wie ein Tadel der Gegenwart klingt. Was aber die Sicilianer Großes im dreyzehnten Jahrhunderte thaten, wird ihnen hier auf eine solche Weise zu Gemüthe geführt, daß Vergangenheit und Gegenwart neben einander nicht zu bestehen vermögen.

Amari hat den Versuch, einen Abschnitt einer Specialgeschichte in Mitten tausendfacher Beziehungen aufzufassen und in seiner universalhistorischen

Bedeutung darzuſtellen, mit genialer Kühnheit gelöst. Aller Temperamentsſünden ſeines Verfaſſers ungeachtet wird das Werk, wir zweifeln nicht daran, von bleibender Dauer, von großer Nachwirkung ſeyn. Es iſt eine vorzügliche Bereicherung nicht bloß der italieniſchen Geſchichte; es gehört der europäiſchen Literatur an und eröffnet dem Geſchichtsforſcher eine Periode, deren Wichtigkeit für die allgemeinen Angelegenheiten von Europa jetzt erſt erkannt werden kann.

Höfler.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortſetzung.)

A. Schrader, Germaniſche Mythologie und deutſche Alterthümer überhaupt. Berlin 1843.

Dr. J. C. Kröger, Abriß einer vergleichenden Darſtellung der Indiſch-Perſiſch- und Chineſiſchen Religionsſyſteme. Eisleben 1842.

Dr. W. Sauſe, Verſuch einer Einrichtung der Schulen aus dem Geſichtspunkte des Lebens im Staate. Th. 1 — 3. Halle 1843.

J. Willm, Essai sur l'éducation du peuple ou sur les moyens d'améliorer les écoles primaires populaires et le sort des instituteurs. Paris 1843.

Dr. G. M. Schreber, Das Turnen vom ärztlichen Standpunkte aus. Leipzig 1843.

J. Burian, Nereologie oder die Lehre vom Schwimmen. Prag 1842.

Dr. Ph. Marheineke, Zur Kritik der Schelling'ſchen Offenbarungsphiloſophie. Berlin 1843.

F. Bruch, Etudes philosophiques sur le christianisme. T. I. p. 1re. Paris 1839.

Pierre Leroux, De l'humanité. Vol. 1. 2. Paris 1840.

Dr. A. Sammter, Die Unſterblichkeit unſerer Perſon, wiſſenſchaftlich beleuchtet. Liegnitz 1843.

Dr. L. C. Michelet, Entwickelungsgeſchichte der neueſten deutſchen Philoſophie. Berlin 1843.

Dr. G. W. Gerlach, Syſtem der Philoſophie. Th. 1. Fundamentalphiloſophie. Halle 1843.

Dr. W. Hebenſtreit, Wiſſenſchaftlich-literariſche Encyklopädie der Aeſthetik. Wien 1842.

La commedia di Dante Alighieri col comento di N. Tommaseo. Vol. 1 — 3. Venezia 1837.

Fr. Santos, El rey Gallo y discursos de la hormiga. Valencia 1694.

Romancero del Cid. Publicado par Adel. Keller. Suttg. 1840.

Man. C. Pimenta de Aguiar, Theatro tragico Portuguez. Vol. 1 — 10. Lisb. 1816 — 1820.

Dr. Vincens Garcia, Poesias jocosas y serias. Barcelona 1830. 4.

M. de Souza, Oeuvres. Nouvelle édition par M. Sainte-Beuve. Paris 1842.

Lerou de Sincy, Recueil de chants historiques français depuis le XII. jusqu'au XIII. siècle. Vol. 1. 2. Paris 1842.

Henri IV. poète. Paris 1827. fol.

J. Payne Collier, The works of Will. Shakespeare. The text formed from an entirely new collation of the editions with e the variour readings, notes, a life of the poet and a history of early english stage. Vol. 1 — 7. London 1842.

J. M. Firmenich, Germaniens Völkerſtimmen. Sammlung der deutſchen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern ꝛc. Liefer. 1. 2. Berlin 1843. 4.

A. Rodnagel, Deutſche Dichter der Gegenwart. Heft 1. 2. Darmſtadt 1842.

Th. Mundt, Geſammelte Schriften. Bd. 1. Leipzig 1843.

Kritiſche Noten zur magyariſchen Journaliſtik. Leipzig 1842.

Moritz Haupt, Die Lieder und Büchlein und der arme Heinrich von Hartmann von Aue. Leipzig 1842.

J. G. Seidl, Ludwig Halirſch's literariſcher Nachlaß. Th. 1. 2. Wien 1840.

James Dallaway, Anecdotes of the arts in England or comparative observations on architecture, sculpture and painting. London 1800. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Götter und Heroen der alten Welt. Nach klassischen Dichtern dargestellt von C. E. Geppert, Dr. phil., Privatdocent an der Universität zu Berlin. Leipzig 1842. Verlag von T. O. Weigel. X und 316 S. gr. 8.

Die Mythologie der alten Völker wurde im Verhältniß zu andern Theilen der Alterthumswissenschaft lange vernachlässigt und nur wenig angebaut, bis Creuzer durch sein ausgezeichnetes Werk über Symbolik und Mythologie der alten Welt größere Theilnahme für sie erweckte, und nicht bloß zu einer sorgfältigeren Pflege, sondern auch zu einer ungleich gerechteren Würdigung dieses Zweiges der Alterthumskunde anführte. Nachdem er einmal die Bahn gebrochen hatte, überzeugte man sich immer mehr, daß eine genaue Kenntniß der alten Mythologie zur richtigen Auffassung der alten Geschichte, besonders der Culturgeschichte, so wie zum Verständniß der Denkmäler der alten Kunst und Poesie durchaus nothwendig sey. Auch ist allgemein bekannt, daß besonders in den letzten zwanzig Jahren theils durch ausführliche Werke, theils durch kürzere Abhandlungen für Aufhellung der schwierigsten Theile der alten, besonders der griechischen und römischen Mythologie, sehr viel geleistet wurde.

Auf der andern Seite läßt sich aber auch nicht läugnen, daß die meisten Schriften, welche in der neuesten Zeit über Mythologie erschienen, zunächst für Gelehrte bestimmt sind, und daß es immer noch an einem Handbuche fehlt, welches die Ergebnisse der neuesten Forschungen, mit Ausscheidung alles Unnöthigen und Unbedeutenden, in einer zweckmäßigen Ordnung und in einer faßlichen Darstellung enthielte, und eben sowohl gebildeten Lesern überhaupt die nothwendige Einsicht in das Wesen und die Bedeutung der alten Mythologie verschaffte, als auch insbesondere Studirenden die Möglichkeit gewährte, durch gehörige Benützung desselben die Werke der alten Dichter vollständiger zu erfassen. Denn, so viele Vorzüge auch die zwey besten Handbücher über römische und griechische Mythologie, wir meinen jene von Fiedler und Geib, im Allgemeinen haben, so lassen dieselben doch im Einzelnen viel zu wünschen übrig. Daher ist es, wie Herr Geppert (S. V) ganz richtig bemerkt, kein unverdienstliches Werk, wenn man den Stoff der Mythologie auf's Neue sammelt, und so darstellt, wie es der gegenwärtige Zustand der Wissenschaft und das Bedürfniß des gebildeten Publikums erfordert.

Da Herr Geppert sein Werk nicht für Gelehrte, sondern vorzugsweise für das größere Publikum bestimmte, so können wir auf eine nähere Beurtheilung der einzelnen Mythen nicht eingehen, sondern müssen uns darauf beschränken, die Art und Weise, wie er den Stoff behandelte, zu berücksichtigen, um zu ermitteln, ob er seine Aufgabe vollständig gelöst hat. Ehe wir aber dieses Geschäft beginnen, wollen wir zuvörderst die Ansicht, die der Herr Verfasser von dem Wesen der alten Mythologie hat, in Kürze anführen: „Der Polytheismus, sagt Herr Geppert (S. 80 fg.), kann seiner innersten Natur nach nicht ohne den Mono-

theismus bestehen, und hat diesen zu seiner nothwendigen Voraussetzung. Dieß erkennt man zum Theil schon aus der Geschichte, zum andern Theile aber aus der Gestalt, in welcher er sich zeigte. Was den ersten Punkt angeht, so sehen wir, daß der Polytheismus bey den Griechen nur einen Durchgangspunkt bildet, und zwischen jener Form des Monotheismus, wie ihn der Orient hervorgebracht hatte, und der, in welcher wir ihn bey den griechischen Philosophen finden, mitten inne steht, nach keiner Seite hin völlig abgeschlossen. Der Glaube an Einen Gott ist dem Menschen ursprünglich, ja er ist ihm nothwendig, weil die menschliche Vernunft nur Eine ist, und selbst das Individuum als solches sich gedrungen fühlt, sein ganzes Thun und Treiben, seine Wünsche und Befürchtungen, sein Sehnen und Denken auf Einen Punkt zu concentriren und somit Einem Gotte anheim zu geben. — Aber verschieden von dem (S. 81), was die Dichter sagten, war das, was das Volk übte. Nur auf dem Olymp, in dem idealen Gebiete der Dichtkunst, war jene Vereinigung der Götter zu einem Pantheon zu finden, nur dort herrschte Zeus in der vollen Bedeutung des Wortes, und theilte jedem Einzelnen sein Lehen und seine Würden zu; im Cultus selbst verhielt sich das ganz anders. Hier sehen wir, daß die Verehrung Eines Gottes in der Regel die der anderen in den Hintergrund zurückdrängte, oder wohl gar gänzlich ausschloß."

Daß allem Polytheismus Monotheismus vorausgieng, wird gewiß Keiner, welcher die alte Geschichte kennt, bestreiten. Allein dieser Monotheismus beruhte nicht, wie Hr. Geppert meint, auf der Einheit der menschlichen Vernunft, sondern auf jener unmittelbaren Offenbarung, welche den ersten Menschen geworden ist. Als aber die ersten Menschen nach dem Sündenfalle das Paradies verlassen mußten, als mit ihrer Vermehrung ihre Verkehrtheit wuchs, als sie sich allmählig nach verschiedenen Richtungen zerstreuten, und mannigfaltigen Beschäftigungen hingaben, geriethen bey dem größten Theile jene wahren und erhabenen Ansichten von Gott, welche sie durch unmittelbare Offenbarung empfangen hatten, immer mehr in Vergessenheit, und man fing nur zu bald an, statt des Urlichtes, wie Stolberg eben so schön, als wahr sich ausdrückt, die sichtbaren Lichtkörper, Sonne und Mond und andere Gegenstände zu verehren. Nur bey den Hebräern hat sich der geoffenbarte Glaube an den Einen wahren Gott erhalten. Der hl. Paulus sagt in seinem Briefe an die Römer (c. I. §. 23.) von den Heiden, „daß sie die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Gleichnisse und Bilde des vergänglichen Menschen, auch der Vögel und vierfüßigen und kriechenden Thiere vertauschten." Die Heiden haben nämlich aus den Prädikaten, welche sie der Sonne, dem Monde und den übrigen Gegenständen ihrer Verehrung beylegten, in so ferne sie sich unter jedem Namen ein besonderes Wesen dachten, sich allmählig eine Menge von Göttern gebildet, welche sie theils in menschlicher Gestalt auftreten ließen, theils in den Gestalten verschiedener Thiere, durch die sie ursprünglich die Kraft und Wirksamkeit, so wie die Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten der verehrten Gegenstände veranschaulichten.

Da man aber nicht an allen Orten dieselben Gegenstände verehrte, da selbst in Griechenland die einzelnen Provinzen und Städte theils verschiedene Objekte anbeteten, theils die Objekte ihres Kultus mit verschiedenen Namen bezeichneten, so kann es nicht befremden, daß jeder Ort seine besonderen Götter hatte, und unter diesen einer selbst dann noch die höchste Verehrung genoß, als durch eine Reihe von Dichtern die einzelnen Götter zu einer großen Familie vereinigt, und bey den Griechen Zeus, bey den Römern aber Jupiter an die Spitze derselben gestellt worden war. Wenn auch dann, als Zeus diese Stellung durch die Sänger erhalten hatte, die einzelnen Stämme und Städte ihre eigenthümlichen Schutzgötter zu verehren fortfuhren, und diese zunächst bey allen wichtigen Verhältnissen anflehten, so ward doch Zeus selbst bey denjenigen, deren unmittelbarer Gott er nicht war, allmählig als oberster Leiter aller Götter und Menschen betrachtet, und die Kraft, welche die übrigen Götter besaßen, erschien bloß als ein Ausfluß seiner Macht, so daß sie nur in so ferne ihren Verehrern Hilfe gewähren zu können schienen, als er ihnen verschiedene Vorzüge verliehen hatte. Die Erhebung des

Zeus zum Gebieter des Olympus trug sehr viel dazu bey, daß der Polytheismus sich dem Monotheismus wieder näherte.

Auch hat sich die ursprüngliche Offenbarung bey den Heiden keineswegs gänzlich verloren, vielmehr haben sich bey allen Spuren derselben erhalten, und je erfreulichere Fortschritte sie in der Bildung machten, desto deutlicher traten dieselben wieder hervor. Bey dem Einflusse, welchen die Hebräer in religiöser Beziehung, wenn auch nur mittelbar, auf einen großen Theil des Orientes ausübten, bey der vielfachen Berührung, in welche die Griechen später mit den Völkern des Morgenlandes kamen, mußte der Glaube an die Leitung aller menschlichen Angelegenheiten durch Ein höchstes Wesen sich allmählig wieder geltend machen, so daß die vielen übrigen Götter nur als Diener desselben angesehen werden konnten.

Ganz grundlos ist die Annahme des Herrn Verfassers (p. VII), daß die Mythen im eigentlichsten Sinne des Wortes nur von Dichtern erschaffen, und für die Dichter ausgebildet worden seyen. Die Mythen haben durch Dichter allerdings eine große Verschönerung und mannigfaltige Verknüpfungen erfahren, aber sie verdanken ihnen deßhalb keineswegs ihre Entstehung. Sie giengen aus der eigenthümlichen Denk- und Anschauungsweise der ältesten Völker hervor, so daß man sie nie als Erfindungen einer einzelnen Classe, der Sänger, betrachten kann.

Auch mit den Ansichten, welche Hr. Geppert (S. 78 ffg.) über die Verschmelzung der Götter ausspricht, können wir nicht ganz einverstanden seyn. Richtig ist es, daß zum Theil schon die Griechen, aber noch ungleich mehr die Römer fremden Göttern neben den ihrigen eine Stelle gestatteten, und sie später mit diesen in eine Vorstellung vereinigten, d. h. diese oder jene ausländische Gottheit, welche in Bezug auf ihre Eigenschaften und ihre Wirksamkeit mit einer einheimischen Aehnlichkeit hatte, sehr bald für ein und dasselbe Wesen mit dieser hielten.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Dr. C. W. Wolfsohn, Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen. Mit literärisch-historisch-kritischen und biographischen Notizen über jeden Autor. Th. I. Abth. 1. Leipzig 1842.

Leop. Haupt und J. E. Schmaler, Volkslieder der Wenden in der Ober- und Nieder-Lausitz. Bd. 1. 2. Grimma 1842. 4.

W. von Waldbrühl, Slawische Balalaika. Leipzig 1843.

Die ungöttliche Komödie. Aus dem Polnischen von K. Batormiki. Leipzig 1841.

E. Gachet, Lettres inédites de Pierre Paul Rubens. Bruxelles 1840.

J. L. Cornwallis, The private correspondence, 1613 — 41. from the originals in the possession of the family. London 1842.

J. Lopez de Mendoça: Proverbios. Anvers 1594.

Pietr. Selvatico, Sull' educazione del pittore storico odierno italiano pensieri. Padova 1842.

Memorie originali italiane risguardanti le belle arti. Serie I — III. 1840 — 42. Bologna.

Cyrill. Volkmar Machado, Colleção de memorias, relativas as vidas dos pintores, e esculto-res, architetos, e gravadores Portuguezes. Lisb. 1828. 4.

Henry Fuseli, Lectures on Painting. London 1820. 4.

Mich. Chevalier, Essais de politique industrielle. Souvenirs de voyage, France, republique D'Audorre, Belgique, Allemagne. Paris 1843.

C. G. de Chamborant, Du pauperisme. Paris 1842.

G. v. Rennenkampff, Ueber einen Haupttheil des Gefängnißwesens. Oldenburg 1843.

Ueber die neueren Straf- und Verbesserungs-Systeme. Berlin 1842.

Ambroise Paré, Oeuvres complètes, revues et collationnées par J. F. Malgaigne. Paris 1840 — 1841.

J. Heine, Physio-pathologische Studien aus dem ärztlichen Leben von Vater und Sohn. Stuttgart 1842.

L. A. Kraus, Kritisch-etymologisches medizinisches Lexikon. Heft 1. Göttingen 1843.

Dr. Rud. Wagner, Lehrbuch der speciellen Physiologie. Zweyte verb. Aufl. Leipzig 1843.

G. von Struve, Die Geschichte der Phrenologie. Heidelberg 1843.

Dr. Fr. Gerber, Handbuch der allgemeinen Anatomie des Menschen und der Hausfäugethiere. Mit Atlas in Fol. Bern 1840.

Dr. C. E. Bock, Handatlas der Anatomie des Menschen. Leipzig 1841.

Dr. Joh. Müller, Ueber den feinen Bau und die Formen der krankhaften Geschwülste. Lief. 1. Berlin 1838. Fol.

Dr. Joh. G. Hechenberger, Hygiea Tyrols. Th. 1. Innsbruck 1842.

Dr. K. E. Hasse, Specielle pathologische Anatomie. Bd. 1. Anatomische Beschreibung der Krankheiten der Circulations- und Respirationsorgane. Leipzig 1841.

Dr. C. A. W. Richter, Dr. Schönlein und sein Verhältniß zur neueren Heilkunde. Berlin 1843.

Dr. C. L. Elsässer, Der weiche Hinterkopf. Stuttgart 1843.

L. Buzorini, Luftelectricität, Erdmagnetismus und Krankheitsconstitution. Constanz 1841.

P. L. A. Cazenave, Traité des syphilides. Paris 1843.

G. Andral, Essai d'hématologie pathologique. Paris 1843.

Alf. Becquerel, Séméiotique des urines. Paris 1841.

Dr. Jos. Kammerlacher, Bruchstücke aus dem Gebiete der Chirurgie. Wien 1842.

Dr. J. Heine, Ueber spontane und congenitale Luxationen ꝛc. Stuttgart 1842.

Dr. G. Carabelli Edler von Lunkaszprie, Systematisches Handbuch der Zahnheilkunde. Bd. 1. 2. Wien 1842.

Dr. Joh. Wendt, Die eisenhaltigen Quellen zu Altwasser in Schlesien. Breslau 1841.

Dr. Alex. L. Frömm, Abhandlung über die Vergiftung mit arseniger Säure. Wien 1842.

Dr. Eckhoff, Das Seebaden oder das Meerwasser und seine Heilkräfte. Kiel 1843.

J. Bögner, Die Entstehung der Quellen und die Bildung der Mineralquellen. Frankfurt 1843.

Dr. G. H. Nicolai, Handbuch der gerichtlichen Medicin nach dem gegenwärtigen Standpunkte dieser Wissenschaft für Aerzte und Criminalisten.

Dr. K. F. Göschel, Zur theologisch-juristischen Biographie und Literatur. Abth. 1. 2. Schleusingen 1842.

Basilicorum libri LX. T. III. Sect. 4.

Dr. Heinr. Graichen, Gewerbsrechtliche Mittheilungen für Deutschland. Bd. I. 1. 2. Leipzig 1842.

Dönniges, Die Landculturgesetzgebung Preußens. Bd. I. 1. 2. Berlin 1843.

Dr. W. Bornemann, Systematische Darstellung des Preußischen Civilrechts mit Benutzung der Materialien des allgemeinen Landrechts. Bd. 1. 2. Berlin 1842.

F. H. Sonnenschmidt, Ueber die Redaction eines allgemeinen deutschen Gesetzbuches und die in dieser Hinsicht dem Zollvereine beyzulegende Bedeutung. Greifswald 1843.

L. E. W. Schmidt, Das Preußische Familienrecht nach dem allgemeinen Landrechte, mit Rücksicht auf das gemeine und deutsche Recht, dogmatisch-kritisch dargestellt. Leipzig 1843.

von Kamptz, Aktenmäßige Darstellung der preußischen Gesetz-Revision. Berlin 1843.

Dr. Ad. Leonhardt, Zur Lehre von den Rechtsverhältnissen am Grundeigenthum. Hannover 1843.

Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Großherzogthum Hessen, mit Motiven. Abth. I. Bd. 1. 2. Darmstadt 1842.

Henry Jeremy, An analytical digest of the reports of cases, decided in the courts of common law and equity, of appeal and nisiprius, and in the ecclesiastical courts in the year 1842. London 1843.

Vasco Pinto de Sousa Coutinho, Memorias sobre algunas cortes Portuguezas extraidas fielmente de manuscritos autenticos de biblioteca real de Paris. Paris 1832.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Götter und Heroen der alten Welt ꝛc.

(Schluß.)

Was er aber von der Verschmelzung ächt griechischer Götter (S. 80) sagt, möchte wohl grundlos seyn. Es wurden keineswegs, wie er glaubt, erst in der späteren Zeit Apollo mit Helios, Artemis mit Selene, Gäa mit Themis vereinigt, sondern während ein Theil der Griechen den Apollo als Sonnengott und Artemis als Mondgöttin verehrte, beten andere dieselben als Gestirne unter den Namen Helios und Selene an. Auch bildete man aus den vielen Beynamen der einzelnen Götter, sobald man sich unter jedem Namen ein besonderes Wesen dachte, eine Menge selbstständiger Götter, die man mit jenen, aus deren Prädicaten sie hervorgiengen, in ein genealogisches Verhältniß brachte, so daß man sie als Kinder, oft auch als Eltern derselben darstellte. Wenn diese Kinder mit ihren Eltern, oder umgekehrt die Eltern mit ihren Kindern große Aehnlichkeit haben, und Vater und Sohn oder Tochter und Mutter als ein und dasselbe Wesen angesehen wurden, oder wenn man später die Verwandtschaft zwischen Artemis und Selene, zwischen Apollo und Helios erkannte, so läßt sich dieß nicht als eine Verschmelzung verschiedener Götter in ein Wesen betrachten.

Sehr wünschenswerth wäre es gewesen, wenn Hr. Geppert gezeigt hätte, wie die große Genealogie, in welche die einzelnen griechischen Götter gebracht wurden, allmählig entstand, und welche Umstände dazu beytrugen, daß der Olymp als Wohnsitz derselben betrachtet wurde.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir die Einrichtung des in Frage stehenden Buches in Kürze betrachten.

Was zunächst den Stoff anbelangt, so läßt sich nicht verkennen, daß Herr Geppert denselben im Verhältniß zu früheren Bearbeitungen dieser Art um ein Bedeutendes vermehrt hat, d. h. die Anzahl der Sagen in größerer Vollständigkeit giebt, als dieß in den früher erschienenen Handbüchern geschah. Allein in Bezug auf die Behandlung der einzelnen Mythen läßt sich dieß nicht sagen. Besonders hat er die griechischen Hauptgötter keineswegs mit jener Ausführlichkeit behandelt, welche zum Verständnisse ihrer Bedeutung durchaus nothwendig ist; er hat weder die einzelnen Sagen, welche sich über dieselben erhielten, in der gehörigen Vollständigkeit zusammengestellt, noch auch die Prädicate, welche sie trugen, die Attribute, welche sie führten, die Orte ihrer Verehrung und die Art und Zeit derselben in der Weise angedeutet, daß sich ihr Wesen erkennen, und manche Stelle der alten Dichter besser verstehen ließe.

Dagegen verdient es allen Beyfall, daß er bey der Darstellung der römischen Götter es sich angelegen seyn ließ, nachzuweisen, worin sich dieselben von den analogen griechischen Vorstellungen unterschieden, und diejenigen hinzufügte, welche den Römern durchaus eigenthümlich waren. Wenn ihm dieses löbliche Streben nicht ganz gelang, so darf man nicht vergessen, daß diese Aufgabe zu schwierig

ist, als daß sich eine vollkommen befriedigende Lösung derselben in Bälde erwarten ließe. Dieß ist nach unserer Ueberzeugung erst dann möglich, wenn man sich über das Verhältniß, in welchem die einzelnen Völkerschaften Italiens theils zu einander, theils zu den Griechen standen, und über den Einfluß, welchen diese auf jene ausübten, ganz verständigt hat.

Die Heroengeschichte der Römer erhielt durch Herrn Geppert in so ferne eine neue Gestalt, als er auch die älteste Geschichte der Stadt Rom zum großen Theile in dieselbe hineinzog; allein für einen großen Gewinn können wir diese Zugabe nicht betrachten, da er sich auf eine bloße Zusammenstellung der Angaben beschränkte, und die Erklärung derselben Andern überließ. Größeren Werth hat nach unserm Dafürhalten der Anhang über die allegorischen und fremden Gottheiten, der vorzugsweise für Künstler bestimmt ist, und sich beynahe ausschließlich mit der Erklärung und plastischen Darstellung dieser Gottheiten beschäftiget.

Auch mit der Form, in welcher Herr Geppert die einzelnen Mythen vorführt, können wir nicht ganz zufrieden seyn. Es ist allerdings nothwendig, daß man sich bey der Erzählung der einzelnen Sagen so genau, als nur möglich ist, an die Quellen halte, und die alten Schriftsteller selbst sprechen lasse, daß man die einzelnen dichterischen Züge nicht verwische. Es ist ganz richtig, daß die Mythen dadurch, daß man sie ihres poetischen Schmuckes entkleidet, nicht verständlicher, sondern nur noch räthselhafter werden. Allein so richtig dieses ist, so nothwendig es uns erscheint, daß man die Worte der Alten bey der Erzählung, so weit dieß möglich ist, beybehalte, so wenig können wir es billigen, daß Hr. Geppert viele wichtige Mythen nach einem Schriftsteller darstellt. So hat er z. B. Achilles und Odysseus nach Homerus, Prometheus nach Aeschylus, Oedipus nach Sophocles, Medea nach Euripides gezeichnet. Auf diesem Wege läßt sich die alte Mythologie nicht sonderlich fördern. Wer bey Achilles bloß den Homerus im Auge hat, und die vielen und verschiedenen Nachrichten, welche sich über diesen Heros bey andern Schriftstellern erhalten haben, nicht sorgfältig benützt, der ist nicht im Stande, das Wesen desselben kennen zu lernen, oder andern verständlich zu machen. Wir glauben, daß die Aufgabe des Mythographen darin bestehe, daß er die ursprüngliche Gestalt der einzelnen Sagen, so weit dieß möglich ist, ausmittle und dann nachweise, welche Erweiterung und Umbildung dieselben im Laufe der Zeit unter dem Einflusse verschiedener Umstände und örtlicher Verhältnisse erhielten, um auf diese Weise zu einem richtigen Verständnisse zu führen. Wenn auch diese Behandlungsweise in einem Handbuche nicht vollständig eingehalten werden kann, so darf derjenige, welcher ein solches schreibt, doch keine Angabe über irgend eine Gottheit oder einen Heros, welche wichtige Aufschlüsse über das Wesen desselben gibt, deßhalb mit Stillschweigen übergehen, weil sie sich bey jenem Dichter nicht vorfindet, der diesen oder jenen Mythus am schönsten ausgebildet oder am ausführlichsten behandelt hat.

Zum Schlusse dieser Anzeige wollen wir noch unsere Ansicht über die Tendenz des vorliegenden Buches in Kürze aussprechen: „Ich habe, sagt Hr. Geppert (S. VII und VIII), die Mythen der alten Welt nicht gesammelt, um mich an ihrer Deutung zu versuchen, denn die meisten derselben sind zur Zeit noch ungelöste Räthsel; auch nicht deßhalb, um den Volksglauben und das religiöse Bewußtseyn der Alten von der Natur Gottes daraus zu entwickeln, sondern allein in Bezug auf ihre Versinnlichung durch Poesie und Plastik. Deßhalb ist von mir wissentlich kein Mythus übergangen worden, der in irgend einem uns noch erhaltenen bedeutenden Kunstwerke seine Verherrlichung gefunden hat.“

Allerdings kann man nicht verlangen, daß der Vers. eine vollständige Deutung aller Mythen liefere, zumal da über eine große Anzahl derselben die Ansichten der Gelehrten noch so getheilt sind, daß eine Erklärung derselben ohne umständliche Erörterungen, welche die Gränzen eines solchen Buches übersteigen, nicht versucht werden kann. Auf der andern Seite läßt sich aber auch nicht verkennen, daß manche Mythen in der neuesten Zeit eine allerdings befriedigende Deutung erhielten, und daß man selbst in einem Handbuche, ohne den Umfang desselben bedeutend zu vergrößern, viele Winke geben könne,

welche ſowohl für Künſtler höchſt förderlich ſind, als auch das Verſtändniß der alten Dichter erleichtern. Herr Geppert hätte in dieſer Beziehung nach unſerer Anſicht ungleich mehr thun können, als er gethan hat. Dagegen wird kein billiger Leſer verlangen, daß ein Handbuch der Mythologie zugleich eine vollſtändige Darſtellung des Volksglaubens und des religiöſen Bewußtſeyns der Alten enthalte. Zwar iſt für dieſe Aufgabe, welche zu einem beſondern Werke Stoff genug bietet, in der neueſten Zeit viel geſchehen, aber die Vorarbeiten ſind noch keineswegs in der Art geſchloſſen, daß ſich eine vollſtändige Löſung derſelben ſchon jetzt erwarten ließe.

Nach dieſen Bemerkungen wird jeder Leſer von ſelbſt einſehen, daß Herrn Geppert's Werk zwar viele Vorzüge vor den früheren Schriften dieſer Art habe, aber keineswegs jene Vollkommenheit, daß dasſelbe allen Anforderungen, welche man gegenwärtig an ein ſolches Buch zu machen berechtigt iſt, genügte. Die äußere Ausſtattung desſelben iſt ganz vorzüglich zu nennen.

Prof. Uſchold.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortſetzung.)

Man. Fer. Thomaz, Repertorio general, ou indice alphabetico das leis extravagantes do Reino de Portugal. T. 1. 2. Coimbra 1815. fol.

Visc. de Santarem, Memorias para a historia, e theoria das Cortes geraes, que em Portugal se celebrarão pelos tres estados do Reino ordenadas, e compostas no anno de 1821. Vol. 1. 2. Lisb. 1828. 4.

Juan Sempere, Historia del derecho español. T. 1. 2. Madrid 1822.

Silv. Pinheiro-Ferreira, Projectos de ordenações para o reino de Portugal. T. 1. 2. Paris 1831.

Novissima recopilacion de las leyes de Espanna dividada en XII libros, en que se reforma la recopilacion publicada por el Señor Don Felippe II. en el año de 1567, reimpresa últimamente en el de 1775. T. 1 — 6. Madrid 1805 — 29. fol.

Luys Peguera, Practica, forma y stil, de celebrar corts generals en Catalunya y materias incidents en aquellas. Barcelona 1632.

Ordenanzas del consejo real de las Indias establecidas año de 1636. Madrid 1636. fol.

Ordenancas de Sevilla. Recopilacion fecha por catholicos reyes Don Fernando y Doña Isabel. Sevilla 1632. fol.

Ordenações e leis de Reino de Portugal, publicadas em 1603. Livr. 1 — 4. Coimbra 1797.

Ordenaçoens do Senhor rey D. Manuel. Vol. 1 — 3. Coimbra 1797. 4.

Ordenaçoens do Senhor rey D. Alfonso V. Vol. 1 — 5. Coimbra 1786. 4.

Repertorium fororum et observantiarum regni Aragonum, auctore Mich. de Molino. Zarag. 1585. fol.

Observaçoens sobre a carta constitucional do reino de Portugal e a constituição do imperio do Brasil. Paris 1831.

Antiquiores Barchinonensium leges. Barcello. 1594. fol.

Berth. Ginart, Repoertori general, y brev sumari per orde alph. de totes les materies dels Furs de Valencia fins les Cortes del any 1604. Valencia 1608.

Fuero-Juzgo, El fuero viejo de Castilla. — El ordenamiento de leyes que D. Alfonso XI. higo en las cortes de Alcala el año 1348. Publ. c. n. Asso y Manuel. Madr. 1771.

Forus antiquus Gothorum regum Hispaniae, olim liber judicum: hodie Fuero Juzgo nuncupatus XII. libros continens. Auctore Alf. à Villadiego. Madr. 1600. fol.

Discusion del projecto de decreto sobre el tribunal de la inquisicion . . . Cadiz 1813. 4.

Diario de las actas y discusiones de las cortes estraordinarias del año de 1821. T. 1 — 8. Madr. 1821. 4.

Geron. de la Cruz, Defensa de los estatutos y noblezas Españolas. Zarag. 1637. fol.

Collecçaõ de legislaçaõ antiga e moderna do Reino de Portugal. I. Legislaçaõ antiga. P. 1 — 3.

II. Legislaçaõ moderna. P. 1 — 3. Coimbra 1789.

Collecçao da legislaçaõ moderna Portugueza. Vol. 1 — 3. Lisboa 1823. 4.

Actos de Cortes del Reyno de Aragon, con todas las Annotaciones y Escolios de Fueros que tienen los actos de Corte impressos en el año 1584. Caragoça 1608. fol.

Coleccion de Cortes de los reynos de Leon y de Castilla, dada a luz por la real academia de la historia. Madr. 1836. 4.

Capitols dels drets y altres coses del general del principat de Cathalunya y comtats de Rossello y Cerdanya. Barcelona 1577. 4.

Alonso el Sabio, Continuacion de las obras del rey Don Alonso el Sabio. T. 1. 2. Madrid 1836. 4.

Coleccion de los decretos y ordenes que han expedido las córtes generales y extraordinarias desde su instalacion de 24 de Setiembre 1810 hasta igual fecha de 1811. T. 1 — 10. Madr. 1820 — 23. 4.

Collecçaõ da legislaçaõ portugueza desde a ultima compilaçaõ das ordenações, redegida pelo desembargador Antonio Delgado da Silva. Legislaçao de 1750 a 1820. Vol. 1 — 6. Lisboa 1830. fol.

C. J. A. von Bothmer, Erörterungen und Abhandlungen aus dem Gebiete des Hannoverschen Criminalrechts und Criminalprocesses. Heft 1 — 3. Hannover 1813.

Dr. Heinr. Luden, Handbuch des deutschen, gemeinen und particularen Strafrechtes. Bd. I. Heft 1. Jena 1842.

Henry J. Stephen, Handbuch des englischen Strafrechts und Strafverfahrens. Aus dem Englischen übersetzt von E. Mühry. Abth. 1. Götting. 1843.

Dr. A. D. Krug, Ueber die Concurrenz der Verbrechen und insbesondere über den Begriff des fortgesetzten Verbrechens nach gemeinem und sächsischem Rechte. Leipzig 1842.

Dr. Aug. Wilh. Hefftter, System des römischen und deutschen Civilprocesses. Zweyte umgearb. Auflage. Bonn 1843.

Heinr. Ewald, Geschichte des Volkes Israel bis Christus. Bd. 1. Göttingen 1843.

H. Hattemer, Denkmale des Mittelalters. St. Gallen's altdeutsche Sprachschätze. Bd. 1. Lief. 3. St. Gallen 1842.

Glossarium mediae et infimae latinitatis, conditum a Carolo Dufresne domino Du Cange . . . ed. G. L. Henschel. T. I. fasc. 10. 11. Paris 1842. 4.

Dr. J. E. R. Käuffer, Biblische Studien von Geistlichen des Königreiches Sachsen. Jahrg. I. Dresden 1842.

Dr. Fr. Bleek, Der Brief an die Hebräer, erläutert durch Einleitung, Uebersetzung und fortlaufenden Commentar. Abth. 1. 2. Berlin 1840.

Henry Edw. Manning, The unity of the Church. London 1842.

M. V. Cousin, Des pensées de Pascal. Paris 1843.

Dr. A. G. Rudelbach, Reformation, Lutherthum und Union. Leipzig 1839.

Dr. Ch. G. Neudecker, Die christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit von Prof. Dr. Riffel. Darmstadt 1842.

Dr. H. Gelzer, Die Straußischen Zerwürfnisse in Zürich von 1839. Zur Geschichte des Protestantismus. Hamburg 1843.

Dr. H. Ad. Daniel, Theologische Controversen. Halle 1843.

The works of the most reverend father in God, John Bramhall, D. D., sometime Lord Archbishop of Armagh, Primate and Metropolitan of all Ireland. Vol. 1. 2. Oxford 1842.

Dr. Heinr. Merz, Das System der christlichen Sittenlehre in seiner Gestaltung nach den Grundsätzen des Protestantismus im Gegensatze zum Katholicismus. Tübingen 1841.

Jos. Xav. Rodriguez de Arellano, Doctrina de los expulsos extinguida. Madr. 1768. 4.

Dr. Ludw. Döderlein, Zur Erinnerung an Dr. Jos. Kopp. Erlangen 1842.

Carl von Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes. Th. 1. Der evangelische Kirchengesang im ersten Jahrhundert der Kirchenverbesserung. Berlin 1843. 4.

Verfolgung und Leiden der katholischen Kirche in Rußland. Mit noch ungedruckten Dokumenten. Von einem russischen Staatsrath. Aus dem Französ. übersetzt von M. Zürcher. Schaffhausen 1843.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Cicero's sämmtliche Werke. In deutschen Uebertragungen, unter Mitwirkung von Fr. K. v. Strombeck, Friedrich Jacobs, J. G. Droysen, A. Westermann, A. W. Zumpt u. A. m. herausgegeben von Reinhold Klotz. Zweyter Band: der philosophischen Schriften zweyter Theil. Leipzig, 1841. Verlag von Carl Focke. 710 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Cicero's philosophische Schriften. In deutschen Uebertragungen u. s. w. Zweyter Theil.

Ueber den Plan, welcher dieser Uebersetzung des Cicero zu Grunde liegt, und die Einrichtung derselben im Allgemeinen ist schon bey der Anzeige des ersten Bandes (1841 Nr. 226 — 228) berichtet worden; wir haben daher für jetzt nur auf den Inhalt dieses zweyten Bandes und die Eigenthümlichkeiten der in demselben enthaltenen Uebersetzungen Rücksicht zu nehmen.

In diesem zweyten Bande sind alle philosophischen Schriften aufgenommen, welche in dem ersten Bande keinen Platz gefunden hatten, und zwar:

1) Cato oder vom Alter, übersetzt von Fr. Jacobs S. 1 — 46.
2) Lälius oder von der Freundschaft von demselben S. 47 — 88.
3) Paradoxe Sätze der Stoiker, von Joh. Friedr. Schröder S. 89 — 116.
4) Zwey Bücher akademischer Untersuchungen. Von Ant. Westermann S. 117 — 214.
5) Fünf Bücher tusculanischer Unterredungen. Von dem Herausgeber. S. 215 — 470.
6) Timäus oder von dem All. Ein Bruchstück. Von demselben. S. 471 — 492.
7) Die Bücher vom Staate. Von Friedrich v. Kobbe. S. 493 — 608.
8) Die Bücher von den Gesetzen. Von Aug. Wilh. Zumpt. S. 609 — 710.

Die Ungleichheit der in diesem Bande enthaltenen Uebersetzungen ist in einer Beziehung nicht so groß, als bey dem ersten. Es findet sich nämlich hier keine, welcher der Vorwurf der Undeutschheit in gleichem Grade gemacht werden könnte, als es bey einer in jenem Bande der Fall war, und dieß muß als ein anerkennenswerther Vorzug der uns vorliegenden Fortsetzung des Unternehmens betrachtet werden, welches von vielen Seiten her große Hoffnungen erregte, die man bey den ersten Leistungen, welche davon der Oeffentlichkeit übergeben wurden, keineswegs durchaus befriedigt befand. Uebrigens soll damit nicht gesagt seyn, daß nicht auch hier in dieser Beziehung Manches zu wünschen übrig bliebe, und daß die einzelnen Uebersetzungen in ihrem Ausdrucke so gleich seyen, daß sie wie ein Werk aus einem Gusse betrachtet werden könnten. Vielmehr wird sich im Folgenden zeigen, daß so-

wohl im Einzelnen bey den verschiedenen Uebersetzungen in Betreff des Ausdruckes noch Manches zu erinnern ist, als auch die stylistische Haltung in denselben von Grund aus verschieden genannt werden kann. Diejenigen Stellen, bey denen es sich um lateinische Worterklärungen handelt, welche wir in der vorigen Anzeige ausführlicher besprochen haben, geben hier weniger den Ausschlag, da weniger solche vorkommen, welche, so ferne sie einer Erörterung bedurften, (vgl. Tusc. III, 9. IV, 7; de leg. I, 23; de rep. IV fragm. ap. Nonium s. v. ignominia), bey den einzelnen Uebersetzungen zur Sprache kommen sollen; wie denn überhaupt jede derselben für sich betrachtet werden muß, da auch bey diesem zweyten Bande unter den Bearbeitern der verschiedenen Schriften keine weitere Vereinbarung über den dabey einzuschlagenden Weg Statt gefunden hat, was der Herausgeber selbst zugesteht, wenn er in der Einleitung zu den tusculanischen Unterredungen sagt: „Was endlich die Uebertragung selbst betrifft, so glauben wir, ohne dem Genius der deutschen Sprache nahe getreten zu seyn, das Original etwas treuer, als die Mehrzahl unserer Vorgänger, wiedergegeben zu haben."

Für die erste Schrift, Cato oder vom Alter, hat der Herausgeber an Friedrich Jacobs gewiß den geeignetsten Bearbeiter gefunden; denn wem könnte es besser gelingen, die in einer andern Sprache über die Vorzüge des Alters ausgesprochenen Gedanken in die unsrige überzutragen, als dem Manne, welcher als das schönste Bild des würdevollsten und zugleich glücklichsten Alters vor uns steht, dem es vergönnt ist, nicht nur auf eine lange Reihe der anerkannt trefflichsten Leistungen und eine in jeder Hinsicht gesegnete Wirksamkeit zurückzublicken, sondern auch seine Thätigkeit in den Jahren, die gewöhnlich nur der Ruhe gewidmet sind, auf eine seltne Weise fortzusetzen, wie er selbst in seinen Personalien S. 278 f. im Jahre 1840 berichtet hat: „Da der schlechte Zustand meines Gehörs mir die Theilnahme an gesellschaftlichen Unterhaltungen sehr erschwert, und ich mich fast immer, um nicht lästig zu seyn, der Welt entziehe, so verlaufen meine Tage still und einförmig unter den Geschäften meines Amtes und den wenigen literarischen Arbeiten, die mir die alternde Kraft noch erlaubt. . . Meine Sehkraft ist für meine Geschäfte genügend, so daß ich bis jetzt zum Lesen und Schreiben jeder Art von Schrift keine Gläser nöthig habe. . . Gewöhnlich bin ich des Tages dreyzehn Stunden bey der Arbeit; leichter Art freylich, aber doch sitzend; worüber sich Viele verwundern," und dieses in heiterer Stimmung und auch sonst glücklichen Verhältnissen, wie er am Schlusse seiner biographischen Nachrichten (S. 297) sagt: „Ich beschließe sie aber mit tief gefühltem Danke gegen die göttliche Vorsehung für das viele Gute, das sie mir auf meiner langen Laufbahn beschieden hat; für die wohlthätige Wendung, die auch das, was Böse schien, durch Gottes weise Fügung genommen; für die Gesundheit, die ich noch jetzt in meinem sechs und siebenzigsten Jahre genieße; für die Liebe, die mir die Meinigen beweisen; für die Freude, die meine wohlgerathenen Enkel mir machen; für den heitern Sinn, den ich auch im Alter nicht verloren habe; für das Wohlwollen so vieler nahen und fernen Freunde; für die Huld endlich, die mir von den Fürsten, in deren Diensten ich gestanden habe und noch stehe, zu Theil geworden ist." Uebrigens ist dieses persönliche Verhältniß hier nicht in der Weise hervorgewendet, wie es in einer andern kürzlich erschienenen Uebersetzung dieser Schrift, die Ref. nur aus einigen kurzen Beurtheilungen kennt, der Fall zu seyn scheint; und außer demselben trägt bey diesem Verfasser noch so Manches dazu bey, die Erwartung höher als gewöhnlich zu spannen.

Um so mehr ist es zu bedauern, daß sich in die Uebersetzung dieser Schrift, wenn sie gleich im Ganzen des Namens, welcher ihr voransteht, vollkommen würdig ist, doch im Einzelnen manche Unebenheiten eingeschlichen haben, die aber nicht etwa als ein Tribut des Alters betrachtet werden dürfen, da sie uns in der Uebersetzung der Schrift von der Freundschaft nicht auf gleiche Weise entgegentreten, sondern in einer äußern Veranlassung, vielleicht allzu großer Eile der Abfassung, ihren Grund zu haben scheinen, dem größten Theile nach aber dem Verfasser der Stuttgarter Uebersetzung, W. M. Pahl, mit zur Last fallen. Vollkommen befriedigend ist die vorausgeschickte Einleitung, in welcher von der

Zeit der Abfassung der Schrift, und der Absicht, welche Cicero dabey hatte, der Zeit, in welche das Gespräch verlegt ist, den Personen, welche in demselben auftreten, und dem Inhalte desselben die Rede ist. Sehr zweckmäßig sind besonders die in einer Anmerkung gegebenen chronologischen Notizen aus dem Leben der Hauptperson, des ältern Cato, und die Nachweisung des Einflusses, welchen der Eingang der platonischen Republik auf Cicero's Schrift gehabt zu haben scheint.

Um den oben gegen die im Uebrigen den Inhalt des Originals in würdevoller, ganz entsprechender, Sprache wiedergebende Uebersetzung, obschon höchst ungern ausgesprochenen Vorwurf zu rechtfertigen, sehen wir uns veranlaßt, die Stellen, worauf sich derselbe gründet, etwas genauer durchzugehen, um so mehr, da ein großer Theil der zu erhebenden Anstände, wie schon bemerkt wurde, die nächst vorangegangene Uebersetzung mit berührt.

Gleich im Anfange (cap. 1. §. 3.) ist bey Uebersetzung des Satzes hunc librum ad te de senectute misimus die Präcision der lateinischen Sprache etwas allzu gewaltsam in das Deutsche übergetragen: „Die gegenwärtige Schrift soll von dem Alter an dich abgehen.“ Da ferner der Ausdruck Alter, wie hier, durchaus für senectus gebraucht wird, ist es wohl nicht zu billigen, daß (cap. 2. §. 4.) auch praeterita aetas „das vergangene Alter“ übersetzt wird, wo sich leicht der Ausdruck Lebenszeit dafür wählen ließ. — Die Worte intus domique (cap. 4. §. 12.) sind übersetzt: „in seinem Innern und zu Hause.“ Daß aber vielmehr der Sinn derselben ist: „im Innern des Hauses“ zeigt der Gegensatz in luce atque in oculis civium. Bezeichnender für diese Bedeutung von intus als alle von Hand Tursell. II. p. 466 angeführten Stellen ist eine dort unberücksichtigt gelassene, p. Deiot. 11. §. 30, Ubi enim id, quod intus est atque nostrum, impune evolare potest contraque nos pugnare, fit in dominatu servitus, in servitute dominatus, wo vorausgeht: hoc est omnibus familiis bellum indicere und nulli parietes nostram salutem custodient. — Ein Versehen eigener Art ist c. 5. §. 13. dadurch entstanden, daß ein Hauptsatz in einen abhängigen verwandelt worden ist. Es heißt nämlich dort von dem Isokrates: „der von sich selbst berichtet, daß er die Panathenaicus betitelte Schrift im vierundneunzigsten Jahre geschrieben, und dann noch fünf Jahre gelebt habe.“ — Bey den Worten (c. 7. §. 22.): „Und die Rechtsgelehrten, die Priester, die Auguren, die bejahrten Philosophen“ sollte das Beywort, das doch wohl nicht auf die Philosophen allein geht, entweder ganz voran, oder ein adverbialer Ausdruck, etwa „im hohen Alter,“ wie im Lateinischen senes, ganz am Schlusse stehen. Daselbst sind die Worte: fabulam, quam in manibus habebat, et proximo scripserat, wohl nicht richtig übersetzt: „das Stück, das er eben in den Händen hielt und kurz vorher vollendet hatte.“ Es ist doch nicht anzunehmen, daß er das Stück nur zufällig in den Händen hielt, sondern daß er auch damit, etwa um es zu verbessern, beschäftigt war, wie ad Att. XIII. 47 omnia, quae in manibus habebam, abieci, oder Turc. II 26, 62. Itaque semper Africanus Socraticum Xenophontem in manibus habebat. — Die Worte: moderatio modo virium assit et tantum, quantum potest, quisque nitatur, nae ille non magno desiderio tenebitur virium (cap. 10. §. 32.) sind übersetzt: „Besitzt einer nur mäßige Kräfte, und wendet diese so weit an, als er kann, so wird er kein großes Verlangen nach Kräften hegen.“ Hier möchte moderatio virium vielmehr die Regulirung, den richtigen Gebrauch der Kräfte bezeichnen, wie in Verr. act. I, c. 7. extr. omnia in unius potestate ac moderatione verterentur. Auch läßt sich damit das in den Fragmenten des vierten Buches vom Staate vorkommende moderari uxoribus zusammen stellen, was Hr. v. Kobbe „den Frauen ein Maß setzen“ übersetzt hat, während es wohl dem bey Dionys. Halic. Antiqu. Rom. II, 25 vorkommenden τῆς γυναικὸς κρατεῖν entsprechend, bedeutet, sie in seiner Gewalt haben, regieren. Für desiderium ist auch Verlangen nicht das rechte Wort; richtiger hat Hr. Jacobs selbst unten (§. 38. und 44.) desiderare mit vermissen wiedergegeben; an der ersteren Stelle steht wohl nur durch einen Druckfehler für non magnopere nicht mehr. Wohl auch nur in Folge eines Versehens ist (das.

§. 34.) in dem Satze: „daß sein Körper die größte Trockenheit habe, und er daher alle Geschäfte und Pflichten eines Königes besorgen könne," der Conjunctiv gesetzt, während vorher der Indicativ steht. — Pocula minuta atque rorantia (c. 14. §. 46.) bezeichnet nicht, wie die Stelle Xenophons, auf welche sich Cicero bezieht, deutlich zeigt, „kleine, schäumende Becher," sondern „kleine, nur anfeuchtende," was sich auf das Trinken nach Bedürfniß, in kleinen Zügen, bezieht. In der gleich darauf folgenden Stelle: „wo ich täglich einen vollen Tisch von meinen Nachbarn habe, und wir die Mahlzeit, so viel möglich, bis tief in die Nacht, unter mannichfaltigen Gesprächen ausdehnen," sind die Worte quam maxime possumus offenbar falsch auf ad multam noctem statt auf vario sermone bezogen; denn er konnte mit seinen Nachbarn, so lange er wollte, zusammen sitzen, die Mannichfaltigkeit der Gespräche war aber durch den engen Gesichtskreis dieser Leute beschränkt. Etwas weiter unten ist gegen die so lange als möglich einzuhaltende Regel, für dasselbe Wort im Original auch wieder dasselbe in der Uebersetzung zu brauchen, gefehlt, wenn caret bald mit „entbehrt" bald mit „vermißt" übersetzt ist, und noch dazu sind an der letzteren Stelle die Worte non omnino ganz weggelassen. — Für agricolae (c. 15. §. 21.), worunter (c. 16. §. 56.) auch Senatoren verstanden werden, ist der Ausdruck „Landleute" nicht gut gewählt; es sind hier vielmehr die, welche an der Landwirthschaft Gefallen finden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Entstehung der Verfassung der Spartaner. Programm zum Jahresberichte an der k. Studienanstalt in Amberg. Verfaßt von Prof. Uschold. Amberg 1843.

Obwohl der Absicht des Verf. nach diese kleine Abhandlung von 10 Seiten nur der erste Theil und Auszug einer größeren seyn soll, sey es uns dennoch vergönnt, die Leser in Kürze mit dem Gange der Beweisführung bekannt zu machen und dadurch das Interesse derselben für das Ganze selbst in Anspruch zu nehmen. Zuerst sucht der Verf. darzuthun, daß die Verfassung der Spartaner in den ältesten Zeiten und den Anfängen der spartanischen Geschichte keine wesentliche Veränderung erlitt, „demnach weder eine neue (lycurgische) Gesetzgebung, noch auch eine Herstellung der alten Verhältnisse nothwendig war." Dann wird bewiesen, daß die spartanische Verfassung in ihren Grundzügen identisch war mit der Verfassung der achäisch-hellenischen Völker des heroischen Zeitalters, von welcher die meisten Griechen in der Folge der Zeit abfielen indem sie sie auf eine ihnen eigenthümliche Weise veränderten. Die weiteren eigenthümlichen Züge der spartanischen Verfassung bildeten sich aber aus dem Verhältnisse der erobernden Dorer zu den bezwungenen Achäern, Verhältnisse, welche bereits bei der Eroberung des Landes sich bestimmten und nicht erst im Anfange des neunten Jahrhunderts (durch die sogenannte lycurgische Verfassung) angeordnet wurden. Aus diesen Thatsachen stellt sich dann die Behauptung des Vers. fest: „daß die Gesetze der Spartaner schon in der Urzeit entstanden, nicht erst im Anfange des neunten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung." Den Beweis, wie es gekommen, daß Lycurg so lange als Gesetzgeber der Spartaner galt, und die Ermittlung der Zeit, welcher er angehörte, hat sich der Verf. zum Gegenstande einer andern Abhandlung ausgewählt.

Ref. glaubt, daß sowohl die Beweisführung als die Sache selbst geeignet seyn dürften, nicht nur das gelehrte Publicum, sondern auch die Freunde geschichtlicher Studien im Allgemeinen für die Forschungen des Verf. lebhaft zu interessiren. Ist der Beweis geführt, daß es keine lycurgische Verfassung gab, so wird man sich auch um so eher von gewissen Lieblingsauffassungen der neueren Geschichte lossagen können, welche eine kritische Restauration der Geschichte gleichfalls unbarmherzig in das große Fabelreich verweist.

Ref. kann diese kurze Anzeige nicht schließen, ohne den Wunsch auszudrücken, die Vorstände der königlichen Studienanstalten möchten regelmäßig ihre Jahresberichte an die Redaction der gelehrten Anzeigen einsenden, damit die Programme zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden können.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Ciceros sämmtliche Werke ꝛc.

(Fortsetzung.)

Vom Weinstocke läßt sich ferner nicht wohl sagen: „damit seine Reiser nicht allzu sehr in das Holz gehen“ für ne silvescat sarmentis (das. §. 52.). Das Wort Reis ist bey dem Weinstocke überhaupt, und namentlich in dieser Verbindung, nicht im Gebrauch. Man sagt statt dessen: „damit er nicht allzu sehr in das Holz schießt,“ oder „damit er nicht einen ganzen Wald von Schößlingen bekommt.“ Dasselbe gilt von den Worten: sarmentorum ea quam dixi aliorum amputatio aliorum immissio (§. 53.) „das Beschneiden der Reiser, wovon ich gesprochen habe und das Einsenken anderer.“ Außerdem bezeichnet immissio der amputatio gegenüber nicht das Einsenken, sondern das Wachsenlassen, wie es oben heißt: in iis quae relicta sunt, denn entweder schneidet man die Schößlinge ab, oder man läßt sie wachsen; die Worte quam dixi beziehen sich aber wohl auf Beydes: „das Verfahren, wovon ich gesprochen habe, einige Schößlinge abzuschneiden, andere wachsen zu lassen.“ Der Ausdruck „die nach dem Krähenfuße geordneten Reihen“ für directos in quincuncem ordines (c. 17. §. 59.) wäre wenigstens für den Ref. ohne den Text unverständlich.

Im Uebrigen giebt in Betreff des Ausdruckes nur Einzelnes Anstoß, wie S. 27 „dieses göttliche Geschenk und Gabe“ und „von der höchst denkbaren Wollust,“ oder Versehen, wie „schreitest du länger vor,“ statt weiter, für longius, (c. 19. §. 70.); „was ist mehr der Natur gemäß,“ statt so, tam, eben das. Anderes ist wohl als Druckfehler zu betrachten, wie S. 39. (c. 19.) „glücklicher“ für beatus, das. „der Könige“ für regis, S. 43. (c. 21. extr.) „So unser Plato“ für haec Platonis fere d. i. ungefähr. Ausgelassen sind c. 6. §. 16. die Worte censorque superiorem ante consulatum fuisset, c. 10. §. 32. der Name Acilius, c. 14. §. 29. atque terrae, c. 17. §. 59. Lacedaemonius.

Die Uebersetzung der darauf folgenden Schrift, Lälius oder von der Freundschaft, von demselben Verfasser, hat mit der eben besprochenen die Vorzüge, aber nicht die Mängel gemein, wie wir schon oben angedeutet haben, so daß sie mit mehr Muße ausgearbeitet zu seyn scheint. Die Anstände, welche hier etwa erhoben werden könnten, sind alle nicht von großer Bedeutung. Etwas eigen klingt, von einem Manne gebraucht, der Ausdruck Gleichförmigkeit für aequalitas (c. 5. §. 19.). — Wenn der Uebersetzer (c. 9. §. 32.) auf die Worte: „Den Ursprung der Freundschaft seht ihr nun, es wäre denn, daß ihr außerdem noch etwas verlangtet,“ den Fannius antworten läßt: „Fahre du vielmehr fort,“ so ist damit das Lateinische Tu vero perge nicht ganz entsprechend ausgedrückt. In diesem Sinne würde man immo vero erwarten. Der Gegensatz paßt aber auch gar nicht zum Vorhergehenden, das man, um ihn halten zu können, erst mit dem Stuttgarter Uebersetzer in: „wenn ihr nicht etwa noch Einiges zu erinnern habt,“ abändern muß. Es liegt übrigens in Tu vero perge,

was ſich Acad. I. 5. §. 18. eben ſo wiederholt, nur die Aufforderung fortzufahren, ohne einen directen Gegenſatz zu nos; „Fahre doch ja fort.“ Aehnlich findet ſich Tu vero mit dem Imperativ am Anfange eines Briefes (ad fam. XVI. 23) Tu vero confice professionem, si potes, wie es Wieland überſetzt: „Mache die Faſſion immer fertig.“ — Auch in folgender Stelle iſt der Sinn des Originals nicht ganz richtig wieder gegeben: Es iſt alſo keine Entſchuldigung für ein Vergehen, wenn es einem Freunde zu Liebe begangen worden; denn da der Glaube an die Tugend der Vermittler der Freundſchaft iſt, ſo fällt es ſchwer der Freundſchaft treu zu bleiben, wenn der Andre von der Tugend abgefallen iſt.“ Hier iſt eine Veränderung der Perſon in die Ueberſetzung gebracht, welche in den Worten des Originals (c. 11. §. 38.) difficile est amicitiam manere si a virtute dececeris durchaus nicht liegt, und deßhalb iſt auch manere nicht richtig wieder gegeben. Der Sinn iſt ganz einfach der: „Man irrt ſich, wenn man glaubt, die Freundſchaft dadurch zu erhalten, daß man mit einem andern Unrecht thut; thut man dieſes, ſo kann die Freundſchaft nicht fortbeſtehen.“ Für das Wort iudicium ſteht wohl (c. 17. §. 62.) nur durch ein Verſehen: „Erfahrung,“ eben ſo (c. 5. §. 17.) Ueberlegung ſtatt Uebung für exercitatione. Ausgelaſſen ſind nur c. 18. §. 65. die Worte: qui rebus iisdem moveatur.

Den paradoxen Sätzen der Stoiker hat Hr. Schröder eine kurze Einleitung voraus geſchickt, in welcher er unter anderm über den Titel der Schrift ſagt: „Wenn man paradox dasjenige nennt, was gegen die allgemeine Meynung ſtreitet, oder was wenigſtens auf den erſten Anblick mit derſelben zu ſtreiten ſcheint, ſo können von den von Cicero in der nachfolgenden kleinen Schrift behandelten Sätzen kaum der vierte und fünfte als ſolcher gelten. Denn man ſieht in der That nicht ein, wie z. B. Jemand den Ausſpruch: „das Sittlichgute (oder das Sittlichſchöne) iſt allein ein Gut“ ſo gar auffallend oder ſeltſam finden ſollte. Das Paradoxe der meiſten dieſer Sätze liegt größtentheils nur in ihrer Form und Auffaſſung; es ſind ſtoiſche Kernſprüche, voll energiſcher Kürze.“ Hierin iſt Ref. nicht derſelben Meynung. Cicero gieng, wie bey allen ſeinen philoſophiſchen Schriften, gewiß auch bey dieſer darauf aus, die griechiſche Philoſophie auch denen ſeiner Landsleute zugänglich zu machen, welchen die nöthigen Studien abgiengen, um ſie aus den Quellen kennen zu lernen. Für dieſe war aber das in dieſen Sätzen Ausgeſprochene allerdings auf den erſten Anblick unbegreiflich, und die Stoiker brauchten ſelbſt nicht ohne Grund allen in ihre Philoſophie nicht Eingeweihten gegenüber von dieſen Sätzen den Namen παράδοξα, nicht ſowohl der Form wegen, als wegen der ſittlichen Strenge in denſelben und der hohen Bedeutung, welche ſie darin der Philoſophie beylegten, woran die erſtern natürlich uns, die wir durch unſere Religion auf einen ganz andern Standpunkt geſtellt ſind, weit weniger auffallend erſcheinen muß. — In Betreff der Zeit der Abfaſſung ſchließt ſich Hr. Schröder der Anſicht Gernhard's an, daß dieſe Schrift nicht in längern Zwiſchenräumen abgefaßt ſeyn könne, und nimmt für dieſelbe die Zeit kurz nach Vollendung des Brutus in Anſpruch.

Die Ueberſetzung iſt getreu, und lieſt ſich im Ganzen recht gut. Nur hie und da iſt auf die Wortſtellung zu wenig Aufmerkſamkeit verwendet. So S. 97, „Dieſer Mann hielt nicht einmal das Spielzeug des Glückes für ſein Eigenthum, was wir ſogar Güter nennen,“ wo das Aufgeben der lateiniſchen Wortſtellung ne sua quidem dem Gedanken einen ganz ſchiefen Sinn gegeben hat. Auch iſt mitunter der Satzbau etwas ſchwerfällig, wie S. 92: „Ich für meinen Theil habe in Wahrheit den M. Regulus niemals für von Trübſal heimgeſucht, noch für unglücklich, noch für elend gehalten,“ oder S. 102: „Es kann ihr nichts hinzugefügt, daß ſie in höherem Grade Tugend ſey, nichts von ihr genommen werden.“

Wenn außerdem in der Entwickelung des erſten Satzes (§. 6.) überſetzt wird: „Niemals in der That habe ich weder die Geldſummen jener Leute, noch prachtvolle Wohnungen, noch Vermögen, noch Herrſchaften, noch die Vergnügungen, an die ſie am meiſten gekettet ſind,

für Dinge gehalten, welche unter die guten und wünschenswerthen gehören," so ist wohl erstens istorum im Lateinischen auch auf die folgenden Worte zu beziehen; ferner ist opes nach pecuniae nicht Vermögen, sondern Macht, wie es Hr. Jacobs übersetzt in den Worten (de am. 6. §. 22.) Ceterae res opportunae sunt singulae rebus fere singulis, divitiae ut utare, opes ut colare, honores ut laudere, voluptates ut gaudeas. Ferner ist der Plural Herrschaften für imperia ganz unpassend, dem in der angeführten Stelle das ihm im Civilverhältniß parallel stehende honores entspricht. — Der dritte Satz ist in der Uebersetzung ganz unverständlich: „Daß zwischen Sünden und guten Thaten ein ähnliches Verhältniß Statt finde;" auch paßt dazu die Bemerkung gar nicht: „Daß Gleichheit hier in quantitativer, nicht aber in qualitativer Hinsicht gemeynt sey, versteht sich wohl von selbst." Uebrigens ist der Sinn dieses Satzes in folgenden Worten der Auseinandersetzung vollkommen deutlich ausgedrückt: „Wenn die Tugenden unter einander gleich sind, so müssen nothwendig auch die Laster gleich seyn." — Zwey Stellen erhalten dadurch einen schiefen Sinn, daß aliquantum mit „ein wenig" übesetzt ist, während es doch das Vorhandenseyn einer Sache in unbestimmbarer Quantität bedeutet, aber in einem solchen Grade, daß es nicht abgeläugnet werden kann, weßhalb es gewöhnlich etwas nicht Unbedeutendes bezeichnet, ja bey Cicero p. Quint. 12. §. 40. sogar zu paulo in steigernden Gegensatz tritt. Jene Stellen sind in der Erläuterung des dritten Satzes c. 1.: „Mag der Steuermann ein mit Gold beladenes Schiff umwerfen, oder eines mit Spreu, in der Sache ist ein wenig Unterschied, in der Unkunde des Steuermanns nicht der geringste," und in der Erläuterung des sechsten Satzes c. 3.: „doch was spreche ich von mir, der ich in Folge der fehlerhaften Richtung der Sitten vielleicht selbst ein wenig auf den Irrweg des Jahrhunderts gerathen bin," wo sich Cicero offenbar nicht so hätte ausdrücken können, ohne zu erröthen, wenn er auf sein prachtvolles Haus und den kostbaren Tisch, von dem Plinius (N. H. XIII. 15. f. 29) erzählt, geblickt hätte. In beyden Fällen können wir es etwa mit allerdings übersetzen. Ganz unrichtig steht eben daselbst: „M. Manilius war mit einem Worte arm" für pauper tandem fuit. Dieß kann tandem sicherlich nicht bedeuten; es bezeichnet hier vielmehr wohl Folgendes: „da der Luxus immer höher stieg, kam es endlich dahin, daß er für arm galt," also etwa: „er war am Ende arm." An Anderem trägt wohl der Drucker die Schuld, wie wenn S. 92 „nach dem Tode" statt: „nach dessen Tode" steht; S. 98, 99, 100 dreymal L. für C., Caius; S. 112 „eine Furcht" für eine jede, omnis. S. 115. der, welcher überspart, cui superat.

Die Bemerkungen zu dieser Schrift sind ziemlich zahlreich und meistens sehr zweckmäßig. Worauf sich aber Hr. Schröder bezieht, wenn er S. 99. Nr. 22 von dem corinthischen Erze sagt: „Neuere sehen es für ein Naturproduct an, für eine Art natürliches Messing, dessen Erzgruben den Corinthiern allein bekannt gewesen seyen" ist dem Ref. unbekannt. Am nächsten kommt dieser Ansicht das, was aus Fiorillo's Nachlaß im Kunstblatte zum Morgenblatte 1832. Nr. 97. S. 387 mitgetheilt ist, wo man unter anderm liest: „Jene vorgebliche Mischung von Gold und Silber und Kupfer ist nicht mehr gebräuchlich, und hat auch gewiß nie bey den Kunstgießern existirt" und: „das corinthische Erz hat weder Gold noch Silber enthalten; die Alten schätzten es hoch, so wie sie das Messing selbst dem Golde vorzogen und auch das Electrum höher hielten." Hr. Klotz citirt S. 389. N. 79. über denselben Gegenstand Winckelmanns Werke von Meyer und Schulze, Bd. 5. S. 135. S. 430 f. Die dort ausgesprochene Ansicht, welche auch Becker in seinem Gallus Thl. I. S. 142 zu der seinigen gemacht hat, weicht von dieser ganz und gar ab, indem das corinthische Erz dort als eine Composition betrachtet wird, deren Geheimniß schon im Alterthum verloren war; es wäre also wohl die Sache des Herausgebers gewesen, diese verschiedenen Ansichten mit einander auszugleichen.

Der Uebersetzung der zwey Bücher academischer Untersuchungen von A. Westermann geht eine sehr zweckmäßige Einleitung voraus, über

das Verhältniß zwischen den beyden unter diesem Titel von Cicero herausgegebenen Werken, von deren jedem wir ein Fragment besitzen, von der ersten Bearbeitung, welche nur aus 2 Büchern bestand, das zweyte, und von der zweyten, welche in 4 Bücher eingetheilt war, das erste Buch nur theilweise. Das letztere Fragment ist der von Görenz befolgten Ordnung gemäß vorangestellt, was Ref. nur billigen kann, da der Inhalt beyder Bearbeitungen der Hauptsache nach derselbe war, und diese Ordnung also das für sich hat, daß sie sich an den von Cicero befolgten Gang der Untersuchung anschließt, während die andere, die sich in der Orelli'schen Ausgabe findet, sich auf die Zeitfolge der Abfassung gründet.

Diese Uebersetzung weicht unter den in diesem Bande vereinigten am meisten von den übrigen ab. Sie liest sich unter allen offenbar am fließendsten. Bey dem Bestreben, überall den üblichsten deutschen Ausdruck zu wählen, fehlt es sich natürlich nicht, daß die deutschen Worte mehr, als es sonst der Fall ist, von dem Originale abweichen, und daß mitunter das antike Gepräge etwas verwischt ist: doch ist das Anschließen an den modernen Gesprächston mit so vielem Geschmacke geschehen, daß man sich nur selten übel dadurch berührt fühlt. Als Proben geben wir einige der ersten Sätze:

„Als jüngst Freund Atticus bey mir auf meinem Landgute bey Cumä war, ließ M. Varro uns wissen, daß er am Abend zuvor aus Rom angelangt sey, und sogleich zu uns gekommen seyn würde, wäre er nicht von der Reise ermüdet gewesen. Auf diese Nachricht glaubten wir uns nicht länger den Anblick eines Mannes versagen zu dürfen, welcher eben so sehr durch die Gleichartigkeit wissenschaftlicher Bestrebungen als durch die Dauer freundschaftlicher Gesinnungen mit uns verbunden war. Wir machten uns daher eiligst auf den Weg zu ihm. . . . . Als ich nun nach den ersten Begrüßungen nach Neuigkeiten aus Rom fragte, so sagte Atticus: Bitte, laß das ruhen, was ohne Verdruß sich weder erfragen noch mit anhören läßt. Frag' lieber, ob er selbst etwas Neues vor hat, denn länger als gewöhnlich schweigen Varro's Musen. Doch denke ich, er fevert nicht, sondern will uns nur nicht wissen lassen, was er unter der Feder hat. Ganz und gar nicht, entgegnete Jener."

Als Beleg dafür, daß der deutsche Ausdruck hier nicht immer dem lateinischen ganz entsprechend gewählt ist, mag Folgendes gelten.

Gleich im ersten Kapitel wird intermittere mit aufgeben übersetzt, so daß also der Begriff „ganz von einer Sache abgehen," statt des im lateinischen Worte liegenden: „etwas einstweilen bey Seite legen" eingesetzt wird. Eben daselbst wird illustrare, das doch Or. I, 39. als Synonymum von patefacere erscheint, und hier wohl eben so zu verstehen ist, übersetzt: „jene alte vom Socrates gestiftete Philosophenschule in lateinischer Sprache zu Ehren bringen." — Die Worte: Soritas hos vocant, quia acervum efficiunt, uno addito grano werden, wie wenn im Texte stände: singulis additis granis, übersetzt: „Sie nennen das Sorites, weil, wenn man immer ein Korn hinzulegt, endlich ein Haufen daraus wird." Richtiger Moser: „weil man durch Hinzulegen Eines Korns einen Haufen (zu einem Haufen) macht," der diese Worte in seiner Bemerkung zu denselben gut erläutert. Kap. 29. hat Hr. Westermann selbst übersetzt: „Wenn ich zu der Zahl, bey welcher du stehen bliebst, noch Eines hinzufüge, ist's dann Viel?" — Wenn es c. 19. §. 60. heißt: Non solemus, inquit, ostendere, so liegt darin offenbar nicht das Gehässige, wie in der Uebersetzung: „da heißt es aber: Wir pflegen das nicht an den Ersten Beßten wegzuwerfen." — Wenn die Worte Ubi est illa definitio, effatum esse id quod aut verum aut falsum sit (c. 30. §. 95.) übersetzt werden: „Was wird dann mit jener Definition, ein Ausspruch sey entweder wahr oder falsch," so sieht man nicht ein, was hier das Wort Definition soll, das im Lateinischen ganz an seiner Stelle steht. — Als bloßes Versehen ist es wohl zu betrachten, wenn die Worte: ut ii . . Antiochii vocarentur (c. 22. §. 70.) in der Uebersetzung lauten: „es würden die, welche sich ihm anschließen, den Namen Antiochus bekommen," und quod nusquam esset (c. 47. §. 146.) „was niemals war." — Ausgelassen sind die Worte: quae παράδοξα nominantur (c. 44. §. 136.).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Ciceros sämmtliche Werke ꝛc.

(Fortsetzung.)

Von den Bemerkungen beziehen sich nur wenige auf die Kritik des Textes; in den meisten wird entweder Einzelnes kurz erklärt, oder auf andere Stellen hingewiesen, wo etwas dem Sinne nach Aehnliches zu finden ist. In einer derselben (86. S. 180) hat sich Hr. Westermann allzu sicher auf Görenz verlassen; es heißt nämlich daselbst: „Das Richtige ist vielleicht 180 Stadien oder 4 1/2 Meile, worauf Macrob. somn. Scip. I, 15. führt: centum et octoginta (oder octogena nach der Vermuthung von Görenz, während im Texte octingenta steht) stadios non excedit acies contra videntis.“ Es möchte nämlich in keiner Ausgabe des Macrobius octingenta zu finden seyn. Sie haben alle, wie Görenz aus seinen drey Handschriften anführt, octoginta, bis auf die ältesten, welche octuagınta haben.

Die Einleitung zu der Uebersetzung der fünf Bücher tusculanischer Unterredungen zeichnet sich vor den übrigen durch genaue Erörterung des Inhaltes und der Eigenthümlichkeiten dieses Werkes und der Entstehung desselben aus. Den Text hat Hr. Klotz einer nochmaligen Revision unterworfen; die vorgenommenen Aenderungen aber nur selten angegeben, indem er deßhalb auf einen Anhang zu seiner Einzelausgabe dieser Bücher verweist. Bequemer wäre es für die Benützung dieser Uebersetzung jedenfalls gewesen, wenn sie wenigstens mit einigen Worten angedeutet wären; denn so kann man sie ohne jenen Anhang, von dem Ref. nicht weiß, ob er wirklich erschienen ist, oft nur errathen, wie wenn die Worte: itaque soli sumus liberi (V. 11. §. 33.) übersetzt werden: „und deßhalb sind wir frey und ungebunden,“ was auf itaque soluti sumus ac liberi führt, und opsonare ambulando famem (V. 34. §. 97.) „er verschaffte sich durch sein Spazierengehen Zukost,“ wo famem gestrichen zu seyn scheint. — Wie schon oben bemerkt wurde, hat Hr. Klotz sich bemüht, das Original treuer als die Mehrzahl seiner Vorgänger wieder zu geben, ohne dem Genius der deutschen Sprache zu nahe zu treten. In wie ferne dieses gelungen ist, ergiebt sich aus dem Folgenden.

Es ist allerdings selten der Fall, daß sich eine bedeutende Abweichung vom lateinischen Texte findet, wie wenn die Worte: sed si invenero, (I, c. 7. §. 14.) übersetzt werden: „doch nicht eher, bis ich ein besseres gefunden habe,“ oder, si quid ad usum velint (II. c. 16. §. 37.) „wenn sie etwas zum Gebrauche nöthig haben,“ oder quod quidem citius dixerim solum quam non summum bonum, „was ich nicht nur das höchste, sondern sogar das einzige Gut nennen möchte.“ Oefters befriedigen aber die gewählten Ausdrücke nicht, indem sie gegen den Sprachgebrauch in der Form oder der Bedeutung verstoßen. So liest man (I. c. 20.): „Wie Physiker und Aerzte lehren, giebt es gewissermassen eine Art Wege zu den Augen, den Ohren und der Nase, welche von dem Sitze des Geistes nach Außen durchbrochen sind,“ wie auch der Stuttgarter Uebersetzer, Kern hat, wäh-

rend, wenn dieser Ausdruck für perforatae gewählt werden sollte, es doch durchgebrochen heißen müßte. — An einer andern Stelle (I. c. 24. §. 57.) übersetzt Hr. Klotz wieder mit jenem Uebersetzer gemeinschaftlich: „Denn in der Menon betitelten Schrift fragt Socrates einen kleinen Knaben . . . Hierauf antwortet jener nicht anders als ein Knabe; und doch sind die Fragen so leicht, daß er Schritt vor Schritt antwortend, eben dahin gelangt, als wenn er die Geometrie erlernt hätte.“ Eine leichte Frage ist doch wohl eine solche, welche an sich leicht gelöst werden kann; hier ist aber der Sinn offenbar der, daß sie sich mit Leichtigkeit an einander reihen, also etwa: „und doch nehmen die Fragen einen so leichten Gang.“ Ganz ungeeignet ist es, daß (I, 33 §. 80.) wenige Zeilen von einander einmal animus mit Geist und mens mit Seele, das andere Mal animi mit Seelen, und mens mit Geist gegeben wird, wo die Uebersetzung an der letztern Stelle gewiß die richtige ist. — Allzu feyerlich ist der Ausdruck: „Aber es ist Zeit, von hinnen zu scheiden (hinc abire I c. 41. §. 99.) für mich, damit ich sterbe, für euch, damit ihr lebet;“ dagegen ist der Ausdruck Fourage für cibaria (II c. 16. §. 37.) trivial und sogar geradezu unrichtig, da jenes sich auf das Futter für die Thiere, dieses auf die Nahrungsmittel für die Menschen bezieht. Auffallend ist es auch, daß das Wort Idee öfters (vergl. S. 323, 364, 366) für opinio gebraucht ist, und namentlich an der ersten Stelle (II c. 26. §. 63.), wo durch die Uebersetzung: „Aber demungeachtet ist der Fall nicht selten, daß auf die große Masse der Unverständigen die Idee des Anständigen Einfluß übt, ob sie schon solches nicht mit Augen sehen“ ein ganz anderer Gegensatz hervorgerufen wird, als in dem Original durch opinio honestatis und ipsam. — Fast unverständlich ist zu Anfang des dritten Buches der Ausdruck „bey unserm Bestand aus Geist und Körper“ für cum constemus ex animo et corpore und III c. 9, „wenn sie (die Hand) sich in Schwulst befindet.“ Als Versehen ist es wohl zu betrachten, daß III c. 12. §. 26. socrus mit Eidam übersetzt ist; und eigen klingen auch III. c. 31. die Worte: „welche so lange sie lebte, in Trauer lebte und unter ihrem Einfluß sich aufzehrte,“ und V. c. 15.: „Weil ausgelassene Freude auf Vorurtheil in Hinsicht von Gütern beruhe;“ V. c. 20 „daß sie ihm mit glühenden Nußschalen Bart und Haar versengten.“ V. c. 23. einige unbedeutende Sechsfüßler (senarios). — Unpassend sind auch V. c. 36. §. 103. die für leviculus und levius gewählten Ausdrücke in den Worten: „Etwas Leichtsinn verräth Demosthenes in der That, der, wie er sagte, sich an jenem Geflüster eines Weibes ergötzte, das, wie es in Griechenland Sitte ist, Wasser trug und der (einer) andern in's Ohr flüsterte: Das ist jener Demosthenes. Was ist leichtsinniger? Allein welch ein Redner?“ Leichtsinn bezeichnet einen Mangel an Aufmerksamkeit, Nachdenken und Erwägung. Hier aber handelt es sich darum, daß ein Mann, dem man ein durchaus würdiges und gehaltenes Benehmen, was der Lateiner durch gravis ausdrückt, zutrauen sollte, sich Eindrücken hingibt, welche nur bey unbedeutenden Menschen zu haften pflegen. Also wäre etwa zu übersetzen: „Einen etwas kleinlichen Sinn verräth unser Demosthenes“ und „was ist kleinlicher.“ Daran würde sich dann das folgende At quantus orator! in der Uebersetzung: „aber wie groß steht er da als Redner“ auch besser anschließen. Im Folgenden ist levitates weit besser „eitles Haschen“ übersetzt.

Besondere Schwierigkeit bereiten im vierten Buch dem Uebersetzer die einzelnen Benennungen der Störungen der Gemüthsruhe. Herr Klotz hat in den meisten Fällen hier wohl das Richtige getroffen; in einigen wenigen können wir uns aber mit den von ihm gewählten Ausdrücken nicht zufrieden geben, wie wenn er (c. 7.) schreibt: Die Scheelsucht (invidentia) — denn wir müssen, um uns deutlicher zu machen, uns eines minder gebräuchlichen Ausdruckes bedienen, da Mißgunst (invidia) nicht allein von dem, der mißgönnt, sondern auch von dem gesagt wird, dem man mißgönnt.“ — Es schlägt dieß in das in der Anzeige des ersten Theiles ausführlicher besprochene Feld der lateinischen Worterklärungen ein; wir wollen es daher etwas genauer in das Auge fassen. Vor allem ist zu bezweifeln, ob sich für das deut-

sche Mißgunst die hier besprochene passive Bedeutung, wie für das lateinische invidia nachweisen läßt. Dieses vorausgesetzt, ist aber nicht klar, warum für die lateinischen Wörter eines Stammes, bey denen es nur auf die active Endung des einen ankommt, im Deutschen so von Grund aus verschiedene Ausdrücke gewählt sind. Der Grund davon ist wohl in einer andern Stelle (III. c. 9.) zu suchen, welche Herr Klotz übersetzt hat: „Denn könnte der Weise in Kümmerniß fallen, könnte er auch in Mitleid, könnte er auch in Scheelsucht (in invidentiam) fallen. Ich habe nicht gesagt in Mißgunst (in invidiam), die dann Statt findet, wenn man Einem etwas nicht gönnt; vom Scheelsehen (ab invidendo) aber kann man richtig sagen Scheelsucht (invidentia), damit wir dem doppelsinnigen Worte Mißgunst (invidia) entgehen. Das Wort kommt daher, wenn man allzu sehr auf das Glück des Andern hinblickt (a nimis intuendo fortunam alterius), wie es im Melanippus heißt:

Wer sah denn meiner Kinder Blüthe scheel?
(Quisnam florem liberum invidit meum?)

Es scheint sprachlich falsch, aber im Grunde ist es doch trefflich gesprochen von Accius: denn wie sehen (videre), so ist auch die Blüthe scheel sehen (invidere florem) richtiger, als auf die Blüthe (flori).“ Doch ist wohl zu beachten, daß hier von dem für invidere gewählten Worte: scheel sehen, indem Scheelsucht daraus gebildet wird, nur der Theil übrig bleibt, welcher erst durch die Uebersetzung hinein getragen ist, das Sehen aber, im Originale die Hauptsache, ganz bey Seite gelassen, und die active Endung auch nicht berücksichtigt ist. Eher ließe sich das Scheelsehen billigen; dann müßte aber das Wort Mißgunst beseitigt werden, etwa auf folgende Weise: „dann könnte er auch in Scheelsehen, invidentia, verfallen. Ich habe invidentia nicht invidia gesagt, da dieses Wort (auch) dann gebraucht wird, wenn auf einen scheel gesehen wird. Von invidere kann ganz gut invidentia abgeleitet werden, damit wir dem zweydeutigen Worte invidia entgehen. Das Wort kommt daher, daß man allzu sehr auf das Glück eines Andern hinblickt, wie es im Melanippus heißt:

Quisnam florem liberum invidit meum?
(Wer sah auf meiner Kinder Blüthe scheel?)

. . . wie videre, so wird auch invidere richtiger mit dem Accusativ florem, als mit dem Dativ flori verbunden.“ Es ist eine reine Sprachbemerkung, also ist hier auch die Ausdrucksweise, deren wir uns bey solchen Bemerkungen zu bedienen pflegen, an ihrer Stelle. Die lateinischen Worte a nimis intuendo etc. sind absichtlich weggelassen, da sie eine Sacherklärung, nicht eine Worterklärung, enthalten. Auch sonst ist am Ausdrucke Manches nicht ohne Absicht geändert; zweydeutig lauten bey Hrn. Klotz besonders die Worte: „die dann Statt findet, wenn man Einem etwas nicht gönnt.“ Hier ist deßhalb das Passivum beybehalten und „auch“ in Klammern beygesetzt, da die Worte quae tum est, cum invidetur wohl verstümmelt sind, und Cicero ursprünglich schrieb: quae tum est cum invidet alteri aliquis, tum cum ipsi invidetur oder etwas Aehnliches, wie sich nach der Stelle vermuthen läßt, von welcher wir ausgegangen sind, die wir etwa so übersetzen würden: „Das Scheelsehen, invidentia, dieses minder gebräuchlichen Wortes muß man sich der Deutlichkeit wegen bedienen, da invidia nicht allein von dem gebraucht wird, welcher scheel sieht, sondern auch von dem, auf welchen man scheel sieht.“ — Daselbst wird exanimatio mit Entmuthigung übersetzt, und also auf animus zurückgeführt, während es doch eigentlich Beraubung des Athems (anima) ist, etwa Beklommenheit, was freylich mehr Angst als Furcht bezeichnet. Das Letztere ist auch bey dem für timor gewählten Ausdrucke Bangigkeit der Fall, wofür Bangen bezeichnender wäre. Für formido ist Furchtsamkeit wohl zu schwach; besser wäre Beben, wie unten (V. c. 30.) reformidare mit zurückbeben bezeichnet ist. — „Ein verstörter Geist“ und „ein beständiger“ stehen sich IV. 24. nicht so gut gegenüber als perturbatus und constans, etwa ein beruhigter und gleichmüthiger.

Die Satzfügung hat nur selten durch das Streben, sich möglichst an das Original zu halten, gelitten, wie (V. 36.): „Oder richten Virtuosen auf Blas- und Saiteninstrumenten nach ihrem, nicht

nach dem Geschmacke der Menge, ihr Spiel und ihre Töne ein; ein weiser Mann, der mit einer viel höheren Kunst ausgerüstet ist, soll zu erforschen suchen, nicht was die meiste Wahrheit für sich hat, sondern was das Volk will?“ In der Stuttgarter Uebersetzung ist die erste Hälfte der Periode nicht als Frage behandelt, wodurch sie für den Deutschen verständlicher wird.

Wenn die Worte: Mitte alios, etiamne nobis expedit? (I. c. 34. §. 84.) übersetzt werden: „Abgesehen von andern, ist es nicht auch für mich vortheilhaft,“ so liegt wohl ein Versehen zu Grunde; eben so wenn commove (sc. coenum IV. c. 24. §. 54.) übersetzt wird: „Rühre ihn an“ statt „auf.“ Gleich darauf liest man: „Jener kriegerischer Jähzorn,“ und S. 403 „jene Störung der Art,“ S. 407 „bey jener Bewegung“ statt „jede“ und „jeder.“ Auslassungen hat Ref. nicht bemerkt.

Zu den Bruchstücken des Timäus oder vom All, welches ebenfalls von Herrn Klotz bearbeitet ist, hat er er nur eine ganz kurze Einleitung gegeben, welche von der Zeit der Abfassung der Schrift (nach dem Jahre 709 nach Roms Erbauung), den Schwierigkeiten, welche für Cicero die Uebertragung des Buches aus dem Griechischen hatte, und der Beschaffenheit des Textes handelt.

Daß dieses Bruchstück in kritischer Hinsicht nicht wenig entstellt auf uns gekommen, der Inhalt desselben aber an manchen Stellen schwer aufzufassen ist, läßt sich auch für denjenigen, welcher den lateinischen Text und den griechischen des Plato nicht zur Hand hat, leicht daraus abnehmen, daß die Worte der Uebersetzung oft ganz unverständlich sind, und wer der Sache weiter nachzugehen sucht, wird leicht das Eine oder das Andere als Ursache erkennen.

Eine Stelle der erstern Art ist gleich der Anfang des zweyten Kapitels, welcher in der Uebersetzung lautet: „Was ist das, was immer ist, noch irgend einen (vielmehr: und keinen) Ursprung hat, und das, was entsteht und niemals ist? von denen das Eine mit Ueberlegung und Verstand erfaßt wird, was allzeit eins und dasselbe ist; das andere das ist, was zu ungewisser Einbildung der der Vernunft entbehrende Sinn bringt, was ganz auf Wahn beruht; dieß entsteht und vergeht und kann niemals wirklich seyn.“ Hr. Klotz liest hier, alterum quod opinioni sensus rationis expers adfert; eben so Orelli, nur mit Auslassung des quod. Vergleicht man das Griechische: *τὸ μὲν δὴ νοήσει μετὰ λόγου περιληπτὸν ἀεὶ κατὰ ταὐτὰ ὂν, τὸ δ' αὖ δόξῃ μετ' αἰσθήσεως ἀλόγου δοξαστὸν, γιγνόμενον καὶ ἀπολλύμενον, ὄντως δὲ οὐδέποτε ὄν,* (p. 27 ed. Steph.) so ist leicht einzusehen, daß *νοήσει* und *δόξῃ*, ferner *μετὰ λόγου περιληπτὸν* und *μετ' αἰσθήσεως ἀλόγου δοξαστόν* einander entspricht. Dieß ist aber nicht der Fall im Lateinischen, wenn man an der einen Stelle Quorum alterum intelligentia et ratione comprehenditur liest, an der andern: alterum quod opinioni sensus rationis expers; daher muß eine auf eine solche Anordnung der Stelle sich gründende Uebersetzung nothwendig unverständlich werden. Orelli sagt, er habe die ganze Stelle nach der Anführung derselben von Boethius in seinem Commentare zu den Topicis bey Leopardus, Emendd. VIII. 20, gegeben; er hat aber nicht beachtet, daß dort intelligentiae ratione steht, was vermuthen läßt, daß auch opinionis sensus daselbst zu lesen ist, wie auch habet fälschlich dort statt habeat steht. Uebrigens möchte Ref. darum noch nicht behaupten, daß Cicero wirklich so geschrieben habe. Der Platonischen Stelle würde am meisten entsprechen: alterum quod intelligentia et ratione comprehenditur: . . . alterum quod opinio et sensus rationis expers adfert, quod totum opinabile est. Läßt man quorum alterum, so muß auch das zweyte quod wegfallen. Für opinio et sensus, läßt sich die bey Cicero früher allgemeine Lesart opinionem anführen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Ciceros sämmtliche Werke ꝛc.

(Fortsetzung.)

Stellen der zweyten Art finden sich vorzüglich in dem siebenten Kapitel, wo aus einander gesetzt wird, wie der Schöpfer die Welt einrichtete, um dem Geiste die Herrschaft über den Körper zu verleihen. Namentlich, wo mathematische Verhältnisse in das Spiel kommen, scheint hier Hr. Klotz Wort für Wort übersetzt zu haben, ohne sich eine Vorstellung von der Anordnung des Ganzen zu machen; auch sind hier, wo sie so nothwendig wären, die Bemerkungen ganz weggeblieben. Gleich am Anfange dieser Auseinandersetzung heißt es: „Zuerst entnahm er den einen Theil aus dem Ganzen, den zweyten aber doppelt so groß, als den ersten Theil.“ Hier steht im Griechischen nur *μίαν μοῖραν* (p. 35. Steph.), also war auch nur „einen Theil“ zu übersetzen. Weiter hin sind die Worte: Deinde instituit dupla et tripla intervalla explere ganz unrichtig übersetzt: „Hierauf begann er doppelt und dreymal so viele Zwischenräume auszufüllen.“ Richtiger, doch immer noch ziemlich unverständlich liest man auf der folgenden Seite; „im doppelten und dreyfachen Zwischenraume.“ Der Sinn dieser Worte ergibt sich am besten aus der Weise, wie sie Macrobius (Comment. in somn. Scip. II, 2) wieder gegeben hat: post hoc spatia, quae inter duplos et triplos numeros hiabant, insertis partibus adimplebat, wonach sie zu übersetzen sind: „Nachher begann er die durch Verdopplung und Verdreyfachung entstandenen Zwischenräume auszufüllen.“ Eben so unrichtig ist, was gleich darauf folgt: „wieder die Theile von dem Ganzen abschneidend, die er also in Zwischenräume aufstellte, daß sich in jedem zwey Mittelräume befanden, denn kaum wage ich zwey Mittelheiten zu sagen, was die Griechen mit *μεσότητες* bezeichnen, ... die eine dieser Mittelheiten also, welche auf derselben Seite die äußersten Theile überschreitet und auf derselben überschritten wird, die andere, welche nach gleicher Zahl die äußersten Theile überschreitet und nach gleicher Zahl überschritten wird.“ Hier möchte es freylich wohl Hrn. Klotz schwer geworden seyn, seinen Lesern klar zu machen, was er dabey gedacht hat. Die gänzliche Unrichtigkeit dieser Uebersetzung rührt einmal von der Verkennung der mathematischen Verhältnisse her, dann aber auch daher, daß der platonische Dialog, den Cicero in der Schrift, von der wir ein Bruchstück vor uns haben, übersetzt hat, nicht zu Rathe gezogen wurde. Schon hieraus hätte sich abnehmen lassen, daß die Worte: quas intervallis ita locavit nicht zu übersetzen waren: „die er also in Zwischenräumen aufstellte,“ da es im Griechischen heißt: *τεθεὶς εἰς τὸ μεταξὺ τούτων*; ferner daß pars hier nicht die Seite heißt, da im Griechischen *ταὐτῷ μέρει* steht. Sucht man sich aber die mathematischen Verhältnisse nur einigermaßen klar zu machen, so ergibt sich, daß die bina media nicht Mittelräume seyn können, sondern nur zwey verschiedene Mittel, und zwar einmal das geometrische, welches um eben denselben Theil größer als das eine, und kleiner als das andere der äußern Glieder ist (eadem parte praestantem extremis eademque superа-

tam), und dann das arithmetische, welches um eine gleiche Zahl größer als das eine und kleiner als das andere der äußern Glieder ist, (pari numero praestantem extremis, parique superatam).

Dieß mag genügen, um zu zeigen, daß in Betreff des Sinnes hier Manches zu wünschen übrig bleibt. Gegen den Ausdruck ist weniger einzuwenden, wenn gleich Einzelnes auch in dieser Beziehung Anstoß gibt, wie S. 487: „und man kann es schwer Umgang haben, Leuten, die von Göttern entsprossen sind, nicht Glauben beyzumessen.“ Ausgelassen sind (c. 2) die Worte quod gignitur.

Eine freye Seite am Schlusse dieses Buches ist zu der Uebersetzung zweyer bey Augustinus sich vorfindenden Bruchstücke der verlornen Schrift über das Lob der Philosophie, welche Hortensius betitelt war, benützt.

Der Uebersetzung der Bücher vom Staate, von Friedrich von Kobbe, geht eine kurze Einleitung voraus, in welcher von Cicero's Absicht bey Abfassung des Werkes, dessen Verhältniß zu dem platonischen gleichen Namens und dem Inhalte desselben die Rede ist, so weit es sich aus dem Uebriggebliebenen und den Nachrichten des heil. Augustinus nachweisen läßt, so wie von der Art und Weise, wie das, was von dem Werke übrig ist, bekannt geworden, indem in Betreff des Weiteren auf eine eigene Abhandlung darüber im Archive für Philologie und Pädagogik verwiesen wird.

Bey diesen uns nur bruchstückweise erhaltenen Büchern, läßt sich zuvörderst die Frage aufwerfen, in wie weit ein Uebersetzer die Lückenhaftigkeit derselben getreu wieder geben müsse? Herr von Kobbe ist nach unserer Ansicht hierin etwas allzu weit gegangen, indem er die halben Sätze, wie sie im Original stehen, so gut es eben geht, übersetzt, und in den Noten nichts weiter angibt, als die Zahl der Seiten, welche nach Mai's Angabe in der Handschrift ausgefallen sind. Weit leichter hat es Moser in der Stuttgarter Uebersetzung dem Leser gemacht, indem er in den Bemerkungen theils von ihm selbst, theils von Andern herrührende Ergänzungen des Fehlenden gegeben hat. Auch hat er im Anfange darauf aufmerksam gemacht, daß eine Seite in der Originalhandschrift nur ungefähr acht bis zehn Zeilen in dem Drucke jener Uebersetzung ausmacht, was auch von Hrn. v. Kobbe hätte geschehen sollen, weil sonst die Angabe der Zahl der ausgefallenen Seiten zwecklos ist, oder vielmehr leicht zu dem Irrthum führen kann, die Lücken seyen viel größer als sie wirklich sind.

Im Uebrigen ist nicht zu verkennen, daß sich Hr. v. Kobbe viele Mühe mit seiner Uebersetzung gegeben hat. Er hat sich sogar (nach der Anmerkung zu S. 585) mit dem Auffinder dieser Bücher, dem jetzigen Cardinale Ang. Mai, in brieflichen Verkehr gesetzt. Es ist ihm aber, auch abgesehen davon, daß er sich bey den Dichterstellen in Sinn und Form zu wenig an das Original gehalten und jenen allzufrey wieder gegeben und diese sich ganz willkührlich gebildet hat, nicht nur nicht immer gelungen, die sich ihm entgegen stellenden Schwierigkeiten zu überwinden; sondern er ist auch da oft in Irrthum verfallen, wo sich der rechte Weg kaum verfehlen ließ, und wo, wenn er seinen Vorgänger hätte zu Rathe ziehen wollen, dieser ihm ein sicherer Führer gewesen wär.

Um das ausgesprochene Urtheil zu begründen, wollen wir die bedeutenderen Unrichtigkeiten der ersten Bücher im Folgenden kurz besprechen.

Daß die Worte: Qui enim iudicatur iste optimus (I, c. 33.) nicht zu übersetzen sind: „denn wer werde für ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit und Fleiß gehalten,“ ist leicht einzusehen; eben so, daß die Worte „ich fühle, daß ich von dir geleitet werde,“ etwas ganz anderes bedeuten, als das einfache adducor (c. 37.) — In den Worten: „So wird jedes Uebermaß . . . fast in seinen Gegensatz verwandelt“ (c. 44.) hätte schon der Sinn darauf aufmerksam machen können, daß fere hier gemeiniglich heißt. An zwey Stellen desselben Kapitels hat die Stellung von saepe eine falsche Beziehung dieses Wortes herbeygeführt, wobey übrigens auch noch Anderes im Ausdrucke zu beanstanden ist: „der frech und grausam (impurus) die oft um den Staat sehr verdienten Männer hämisch (proterve) verfolgt,“ wo durch Weglassung des Artikels leicht zu helfen wäre, und: „das-

selbe erfolgt aus der oft vortrefflichen aristokratischen Verfassung.“ — Ein starkes Versehen ist es, daß c. 46. cumulate munus hoc . . . effecero wieder gegeben ist: „so werde ich das gehäufte Geschäft vollkommen ausgeführt haben.“ Im Folgenden (c. 47.) entsprechen die Worte: „oder von der besten Staatsverfassung? in der, wenn wir sie hätten, obgleich wir sie jetzt nicht haben, doch niemand mehr als du glänzen würde,“ offenbar dem Texte nicht, indem man liest: aut de optimo statu civitatis? quem si habemus, etsi ne nunc quidem, tum vero quis te possit esse florentior. Freylich hat schon Mai, dem auch Moser folgt, zu den Worten: etsi ne nunc quidem aus dem Vorhergehenden habemus ergänzen wollen; allein so ist das folgende tum vero ganz bedeutungslos, und ein solcher Bedingungssatz würde im Lateinischen auch anders ausgedrückt werden müssen. Ref. glaubt daher aus dem Folgenden ergänzen zu müssen: etsi ne nunc quidem quisquam te florentior est, in dem Sinne: „Wenn wir diese einmal haben, wer möchte wohl dann, obwohl es auch jetzt schon nicht der Fall ist, mehr glänzen, als du?“

Die ausführlichsten Erörterungen macht das zweyte Buch nöthig. Die vielbesprochene Stelle (c. 5.) übersetzt Hr. v. Kobbe: „Dadurch, daß er die Stadt am Ufer eines beständig und gleichmäßig fließenden Stromes . . . anlegte, auf dem die Stadt ihre Bedürfnisse vom Meere erhalten, und ihren Ueberfluß wieder versenden, und zugleich auf demselben Fluß die zum Unterhalte und zum Lebensgenusse nothwendigsten Sachen nicht nur vom Meere den Strom hinaufführen, sondern auch die bereits eingeführten vom Lande erhalten konnte.“ Die Moser'sche Uebersetzung schließt sich auch hier dem Sinne nach dieser so ziemlich an; in den Worten sed etiam invectas acciperet e terra liegt aber gewiß keine Beziehung auf die vom Meere her vorher eingeführten Waaren; es bildet vielmehr ex mari und ex terra einen Gegensatz, und invehi kann sich eben so wohl auf die Einfuhr vom Lande in die Stadt, als vom Meere in das Land, beziehen. Die Uebersetzung der Worte: „den Strom hinaufführen“ beruht auf Niebuhr's Vorschlag, subveheret statt absorberet zu schreiben, wofür Moser das noch entferntere arcesseret aufgenommmen hat. Da accipere ex mari schon da war, möchte Ref. lieber, worüber er das Weitere für einen andern Ort aufsparen will, schreiben: eodemque ut flumine res ad victum necessarias non solum mare absorberet, sed etiam invectas acciperet ex terra, in dem Sinne: „daß vermittelst desselben Flusses die zur Nahrung und zum Wohlleben nöthigen Dinge aus dem Lande nicht nur das Meer wegnimmt, sondern auch sie (die Stadt) dieselben eingefahren erhält. — Am Schlusse des folgenden Kapitels erkennt man die Worte des Originals kaum wieder in der Uebersetzung: „denn die Luft zwischen den Hügeln wird vom Winde rein erhalten, und zugleich geben sie den Thälern Schatten;“ denn abgesehen davon, daß die Construction ganz aufgelöst ist, ist colles perflantur ganz mißverstanden, was sich auf den Luftzug auf den Hügeln selbst bezieht, wie namentlich das dabey stehende ipsi zeigt, und Stellen, wie folgende (Ovid. Remed. Am. 369): perflant altissima venti. — Mehrfach zu beanstanden ist auch der Anfang des siebenten Kapitels: „Alles dieses brachte er mit der größten Schnelligkeit zu Stande .... und befolgte, um dem neuen Staate Festigkeit zu geben, einen neuen und etwas rohen Plan, der aber, um die Macht seines Reiches und seines Volkes zu sichern, einen Beweis seiner Klugheit und seiner Fürsorge für die Zukunft gab, indem er Sabinische Jungfrauen ... rauben ließ und sie in die ersten Familien verheirathete.“ Ref. würde etwa so übersetzen: „und er schlug ein in Absicht der Begründung eines neuen Bürgerverbandes allerdings neues und ziemlich rohes, aber, in Absicht der Sicherung der Macht seiner Herrschaft und seines Volkes, eines großen und damals schon die Zukunft wohl berechnenden Mannes würdiges Verfahren ein, indem er Sabinische Jungfrauen rauben ließ und sie zu den Stammmüttern der angesehensten Familien machte.“ Die Verschrobenheit der Construction bey Hr. v. K. fällt sogleich in die Augen; civitas hat er hier, wie unten in den Worten Sabinos in civitatem adscivit mit Staat übersetzt; besser Hr. Zumpt S. 655. mit Bürgerverein. Von einem Verhei-

rathen in die ersten Familien konnte aber damals zu Rom offenbar nicht die Rede seyn. — Wenn ferner (c. 8.) übersetzt wird: „Als aber nach dem Tode des Tatius die ganze Herrschaft an ihn zurückfiel, theilte er, obgleich er mit Tatius im königlichen Rathe die Oberen erwählt hatte, . . . das Volk . . . in drey Tribus und in dreyßig Curien . . .; und obgleich dieses Alles schon so bestimmt war, als Tatius noch lebte, regierte Romulus doch, nachdem dieser getödtet war, viel freyer durch das Ansehen und den klugen Rath der Väter:“ so ist die Eintheilung des Volkes mit der Erwählung der Senatoren in einen Gegensatz gebracht, der im Original nicht existirt, und die Wendung in demselben ganz verwischt, vermöge welcher der erste Satz mit quamquam, unten durch sed quamquam wieder aufgenommen wird. Endlich bezieht sich multo etiam magis Romulus patrum auctoritate consilioque regnavit, offenbar nicht auf eine freyere Regierung, sondern darauf, daß er den Senatoren noch einen größeren Einfluß als bisher auf die Regierungsgeschäfte verstattete.

(Schluß folgt.)

Versuch einer Geschichte des deutschen Ritterordens im Kanton Bern. Ein Beytrag zur Geschichte der Stadt und des Cantons Bern. Bern bey Fischer 1842. VI und 86 S. in 8.

Zu Köniz, unfern der Stätte, von welcher nachmals Bern sich erhob, bestand eine Probstey Augustiner-Ordens, von der Königin Bertha gestiftet. König Heinrich VII. (Kaiser Friedrichs II. Sohn) übergab sie im Jahre 1227 sammt dem Patronate über die Kirche von Bern den Deutschherren. Das Haus Köniz ward die Mutter derjenigen zu Sumiswald, und des geistlichen Ordenshauses in Bern, dessen Glieder unter Vorstand des Leutpriesters den Gottesdienst daselbst zu versehen hatten, bis es im Jahre 1484 mit Einverleibung

einiger Klöster durch Innocenz VII. in ein Chorherrnstift verwandelt ward, doch, als Gegensatz des Verfahrens in unserer Zeit, gegen Entschädigung an den Orden. Die Geschichte dieser Häuser verläuft fast ausschließlich in Schankungen, Vermächtnissen und Käufen von dem umliegenden Adel, dessen Geldnoth den Rittern viele Erwerbungen möglich machte, so wie er mit seinen Hülfsmitteln der Stadt Bern zu Hülfe kam, und hiefür ihren Schutz erwarb. So grundverdorben muß kurz vor der Reformation der Clerus in allen seinen Gliedern doch nicht gewesen seyn, wenn das eifrige Predigen des Leutpriesters Johann von Stein es bewirken konnte, daß ein neu erbautes Frauenhaus in ein Schulhaus verwandelt wurde. Als der Rath von Bern im Jahre 1528 die Einführung der Reformation decretirte und die Ritter zu Köniz und Sumiswald um den Uebertritt zu jener die lebenslängliche Nutznießung ihrer Häuser nicht erkaufen wollten, so wurde der Beschluß der Einziehung der „Gottesgaben“ auch auf diese ausgedehnt. Man konnte sich aber der fortwährenden Reclamationen des deutschen Ordens nicht erwehren. Beyde Häuser wurden im Jahre 1552 zurück gegeben unter Beding, daß dieß der eingeführten Reformation unnachtheilig seye, daß für die nächsten 12 Jahre Bürger zu Bern angestellt werden müßten, für die bisher bezogene Nutzung keine Forderung gemacht, bey allfälligem Verkauf Bern der Vorzug eingeräumt werden solle. Daß das Walten der deutschen Herren jetzt wie früher ein mildes war, sieht man aus den Verträgen derselben mit ihren Hintersassen; besonders aus dem Umstand, daß bey dem Bauernkrieg im Jahre 1653 (ungeachtet von Sumiswald ein wesentlicher Anstoß dazu ausgieng) gegen sie gar keine Beschwerden vorkamen. Im Jahre 1698 wurde Köniz für 36000, bald nachher Sumiswald für 120,000 Reichsthaler (zu zwey Gulden) an Bern verkauft. — Daß der Verfasser die Vergangenheit aus seiner Zeit anschaue, sieht man aus verschieden beyläufigen Bemerkungen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Ciceros sämmtliche Werke ꝛc.

(Schluß.)

Im folgenden Kapitel ist optimi cuiusque ganz unpassend übersetzt: „aller Vornehmen;“ eben so c. 10. „nachdem Lycurg die Gesetze aufzuzeichnen beschloß“ für scribere instituit. Was dieses heißt, ergiebt sich daraus, daß Tim. cap. 7. Cicero das griechische Imperfectum ἐυνεπλήρουτο durch instituit explere übersetzt. — In dem bey Nonius u. d. W. exsultare erhaltenen Fragmente (c. 41.) ist acerbis funeribus ganz falsch: „durch die widerlichen Leichname“ übersetzt, womit sich (lib. VI. c. 2.): „da die Leiche plötzlich geschmückt war,“ für: de subito funus ornatum zusammenstellen läßt, wogegen in der Rede p. domo (c. 16.) funus miserum atque acerbum, so wie (Tusc. IV. c. 8.) interitu acerbo die wahre Bedeutung klar vor Augen stellt, an welcher letztern Stelle Hr. Klotz sich mit der Uebersetzung „wegen des unzeitigen Untergangs“ etwas allzu enge an das von Forcellini verglichene θάνατος ἄωρος angeschlossen hat.

In der Inhaltsangabe des dritten Buches nach Augustinus entsprechen die Worte: „indem er sich freylich davon freyzusprechen sucht, daß er diese Ansicht nicht selbst theile,“ allzuwenig dem Original: purgans se praecipue, ne hoc ipse sentire crederetur. — Für pestilens domus steht c. 19. einmal „ein angesteckes Haus,“ das andere Mal: „ein von ansteckenden Krankheiten heimgesuchtes.“ Daß der Begriff der Ansteckung gerade nicht in pestilens liegt, ist aus Döderlein's Synonymen Bd. II. S. 62 ersichtlich. Oben (II. 6) ist richtig übersetzt: „in einer ungesunden Gegend.“ Hier leitete wohl das dabeystehende insalubrem irre; doch hätte Moser als Führer auf den rechten Weg dienen können. — Ganz undeutlich sind c. 33. die Worte: „und ich sehe auch nicht ein, wie in der Volksherrschaft die Benennung Staat Anwendung finden könne.“ Es kommt daher, daß das im Original stehende magis weggelassen und multitudo unrichtig mit Volk übersetzt ist, welches Wort gleich darauf wieder für populus gebraucht ist, ferner res publica mit Staat, was hier auch nicht an der Stelle ist.

Aus den Fragmenten des vierten Buches heben wir nur das oben schon berührte hervor, in welchem die nota censoria als ignominia bezeichnet wird, dessen letzte Hälfte Hr. v. Kobbe so übersetzt hat: „Und da dieser Ausspruch nur in der Benennung bestand, so wird jener Tadel für eine Beschimpfung gehalten.“ Die beygegebene Bemerkung: „Hier wird eine etymologische Erklärung gegeben, die nicht genau übersetzt werden kann,“ entschuldigt nicht die ganz unpassende Uebersetzung des Wortes nomine. Ziemlich wörtlich ließe es sich mit Namen und Namensschändung, oder Ehre und Verunehrung, geben; denn versatur tantummodo in nomine heißt nichts anders, als: „er hat nur auf den guten Namen Einfluß.“

In den letzten Büchern kommen im Ganzen weniger Verstöße gegen den Sinn vor, weßhalb

wir diese ganz übergehen wollen; nur eine Stelle (VI. 6) können wir nicht ungerügt lassen, wo die Worte des Macrobius Hunc ordinem Tullius non minore iudicio reservans, quam ingenio repertus est, übersetzt sind: „Diese Anordnung hat Tullius mit nicht weniger Einsicht beybehalten, als mit Scharfsinn aufgefunden.“ Welchen Begriff muß Hr. v. Kobbe von der Latinität des Macrobius haben! Hätte er ihm die Ehre erwiesen, sich bey ihm nach dem Zusammenhange umzusehen, so hätte er seiner eigenen Ehre den größten Dienst damit erzeigt, denn wenn er gesehen hätte, daß es sich um die Ordnung bey Plato handle, so hätte er gewiß nicht aus repertus est den Sinn entnommen, Cicero hätte sie aufgefunden!

Die Form dieser Uebersetzung läßt verhältnißmäßig weniger zu wünschen übrig, wenn gleich in dem Ausdrucke hier und da Anstößiges vorkommt, wie S. 503: „denn Viele sind wir bereit,“ S. 527. Staatsdiener für magistratus. Eigentliche Auslassungen finden sich nicht; nur einige einzelne Worte sind in der Uebersetzung unberücksichtigt geblieben, wie II, 9 primum, II, 31 coepisset, III, 9 dicitur. Von Druckfehlern haben wir nur den schon oben erwähnten auch hier anzuführen, daß statt C., Caius, sich L. findet, S. 554 zweymal, und S. 562.

Dem letzten Werke, welches dieser Band enthält, den Büchern von den Gesetzen, ist von dem Uebersetzer, Hrn. A. W. Zumpt, eine ziemlich ausführliche und sehr zweckmäßige Einleitung vorausgeschickt, in welcher er zunächst über den Inhalt des Werkes spricht, den er dahin bestimmt, daß Cicero als Staatsmann einer Nation, der die Welt unterthan war, hier eine Constitution aufstellen wollte, nicht begründet auf einem philosophischen Ideale, sondern auf der Wirklichkeit, die in der Hauptsache vom Erfolge erprobt ist, die er aber nach seinen Erfahrungen zu verbessern und der Vollkommenheit zu nähern sucht.

Daraus ergiebt sich nach der hier aufgestellten Ansicht, daß diese Schrift nicht zu den eigentlich philosophischen gehört, und daß sie also, wenn sie gleich schon vollendet war, nicht wohl unter den philosophischen Werken Ciceros am Anfange des zweyten Buches de divinatione aufgeführt werden konnte, während Andere (vrgl. Bake in seiner Ausgabe dieser Schrift, Leyden 1842) aus dem Nichterwähntseyn die Folgerung ableiten, Cicero habe die Herausgabe dieser Bücher nicht selbst besorgt, sondern sie seyen erst nach dessen Tode durch Tiro in das Publikum gebracht worden. Ferner wird das Verhältniß dieses Werkes zu dem andern über den Staat und dem gleichnamigen des Plato erörtert, und dasselbe nach seiner Composition betrachtet. Zum Schlusse wird noch mit Recht bemerkt, daß der Text dieses Werkes bis jetzt noch ziemlich vernachlässigt ist, was den Uebersetzer veranlassen mußte, mehr als es bey den Uebersetzungen der andern Werke der Fall ist, an dem vorliegenden Texte, (dem Orelli'schen) zu ändern. Diese Aenderungen hat er unter dem Texte angegeben, wodurch er für die Bequemlichkeit des Lesers besser gesorgt hat, als Hr. Klotz. Schon eine flüchtige Durchsicht zeigt, daß fast keine Seite leer ausgegangen ist. Sie einzeln zu besprechen, würde natürlich hier zu weit führen, wir fügen daher nur einige Worte über zwey unmittelbar auf einander folgende Bemerkungen (101 und 102. zu Buch II. Kap. 2.) bey. In der ersteren wird die Conjectur et συμφράτορες iidem et Attici als Grundlage der Uebersetzung angeführt. Unter den vorhandenen Verbesserungsvorschlägen hat dieser allerdings am meisten für sich; doch läßt sich der Uebergang in die Vulgata symphrantidem nicht wohl erklären. Eher wäre dieß der Fall, wenn man als das Ursprüngliche annähme συμφράτορες erant iidem et Attici; da, wenn das griechische Wort mit lateinischen Uncialen geschrieben war von FRAT sehr leicht ein Abirren auf ERANT Statt finden konnte. In der andern heißt es: „Wir lesen hier mit ganz unbedeutender Veränderung des handschriftlichen Textes: e qua reipublicae nomen universae civitatis sit.“ Die Uebersetzung: „wonach das Gemeinwesen des gesammten Bürgervereins seinen Namen hat,“ ist offenbar etwas schwerfällig. Ref. möchte daher vermuthen, Cicero habe geschrieben: e qua publicum nomen universae civitati sit, in dem Sinne: „woher der ganze Bürgerverein seinen Namen als Staatskörper hat,“ wofür sich anführen ließe

(Cic. Inv. I, 27): Publicum est, quod civitas universa aliqua de causa frequentat, ut ludi, dies festus, bellum.

Stellen, an welchen die gewählte Lesart so übersetzt ist, daß man eine offenbare Unrichtigkeit darin erkennen muß, möchten nicht viele nachzuweisen seyn. Wir haben wenigstens in dieser Beziehung nicht viel zu beanstanden gefunden, wie wenn es (II, 8) heißt: „Die Deuter aber des beßten und größten Juppiter, die vom Staate bestellten Augurn, sollen aus Zeichen und Beobachtung des Vögelfluges rückwärts schauen und an ihrer Lehre halten.“ Hier ist die ohne Zweifel verdorbene Lesart postea vidento, aber freylich so übersetzt, daß man sich nicht dabey beruhigen kann. Seeger, der Stuttg. Uebersetzer, ist der Conjectur postera gefolgt; Ref. möchte aber lieber portenta lesen, wogegen sich kaum einwenden läßt, daß sich dieses Wort im folgenden Kapitel in anderer Bedeutung findet, da es dort Substantivum ist, hier aber Participium, in einem Sinne, in welchem sich das Verbum namentlich bey Livius öfters findet, z. B. (XXVI, 41, 18): iidem (dii) auguriis auspiciisque et per nocturnos etiam visus omnia laeta ac prospera portendunt. Gleich darnach ist iisque apparento mit Seeger etwas allzubedeutungslos übersetzt: „und sich darnach richten,“ und im nächsten Kapitel etwas verschroben: „An öffentlichen Spielen ... soll das Vergnügen des Volkes im Sang und Zitterspiel gemäßigt seyn und man soll dasselbe nur zu Ehren der Götter veranstalten.“ Hier ist wohl moderanto und iungunto auf die vorher genannten Priester zu beziehen und zu übersetzen: „Bey öffentlichen Spielen ... sollen sie das Vergnügen des Volkes in Gesang und Citherspiel in Schranken halten und mit der Verehrung der Götter in Verbindung setzen,“ wenn man nicht lieber in vor cantu streichen will, so daß man den Sinn erhält: „durch Gesang und Citherspiel leiten.“ — Am Schlusse des 11. Kapitels liest man: „oder das Geburtsglück, welches uns von der Geburt an begleitet,“ und in der Note: „Ich lese vel Primigenia a gignendo comes. Tum feriarum etc.“ Obgleich Seeger derselben Ansicht folgt, kann sich Ref. doch nicht überzeugen, daß a gignendo heißen könne: „von der Geburt an.“ Es kann dieses vielmehr nicht anders gefaßt werden, als in der eben besprochenen Stelle (Tusc. III, 3, 9) ab invidendo, nämlich so, daß das Verbum ohne Beziehung auf ein Subject und ohne Rücksicht auf seine Bedeutung als Stamm betrachtet wird; d. i.: „von dem Verbum gignere.“ Im Folgenden muß dann freylich eine Lücke angenommen werden. Im Uebrigen ist der Sinn getreu und in angemessener Sprache wieder gegeben, so daß diese Uebersetzung der besten beygezählt werden kann, welche dieses Unternehmen bis jetzt zu Tage gefördert hat. Die Partikeln hätten, wie in der im ersten Bande befindlichen Uebersetzung der Bücher von den Pflichten (von demselben Verfasser), mitunter etwas mehr Berücksichtigung verdient, wie wenn man (I, 2.), freylich nach Vorgang der Stuttgarter Uebersetzung, liest: „Doch auch dieser wurde nie für einen Redner eures Ranges gehalten, und hat in der Geschichte etwas beynahe Kindisches,“ während im Lateinischen offenbar neque — et in Gegenbeziehung steht; an einer andern Stelle (I, 10.) ist dagegen eine solche Verbindung auf Kosten der deutschen Construction beybehalten: „Denn sowohl alles Sinnliche wird von uns auf gleiche Weise aufgefaßt, als auch geschehen die Eindrücke“ ꝛc. Außerdem ist vellem fortasse (II, 7) ungeeignet übersetzt: „ich möchte es wirklich gerne; at mehercule (III, 8) aber ich frage wirklich gar sehr; de qua dicemus aliquid fortasse (III, 13) „von der wir vielleicht sprechen wollen u. a. — Sonst ist der Ausdruck gut gewählt; nur erinnert er bisweilen zu sehr an die moderne Geschäftssprache, wie S. 628 ein freyes und geschäftsloses Commissarium (Commissorium?) für libera legatio, S. 669 Aristokraten für optimates. Etwas eigen klingen auch (II, 3) die Worte: „unser Staat könne mit vollstem Rechte diesem Municipium danken, weil aus ihm zwey seiner Retter hervorgegangen seyen,“ wo in duo sui conservatores das Pronomen wohl als Objectsgenitiv zu fassen ist, so daß der Sinn ist: „weil ihm aus demselben zwey Retter hervorgegangen seyen.“ Auch

in den Gesprächsformeln stößt man hie und da auf kleine Unebenheiten, wie (II, 1) „willst du welche haben“ für quid plura, (II, 7) „wenn es dir recht ist“ statt genehm, für si placet; doch sind diese Ausstellungen nicht von der Erheblichkeit, daß sie an dem ausgesprochenen Urtheile etwas änderten. — Ausgelassen ist nur (II, 26) das Wort lege; folgende sinnstörende Druckfehler sind aber zu berichtigen: S. 645 ein braver Mann, für kein, S. 687: „Die Pracht bey den Grabmälern müsse verweigert werden“ (statt verringert). Auf der letzten Seite findet sich Dennoch für Demnach, und außerdem noch 4 andere kleinere Druckfehler, so daß man glauben sollte, der Drucker, C. P. Metzler in Leipzig, könnte seinen Namen nicht ohne Erröthen unter derselben stehen sehen.

Vor allem ist demnach für die Fortsetzung des Unternehmens größere Correctheit zu wünschen. Wenn sich eine größere Gleichheit unter den einzelnen Uebersetzungen erzielen ließe, so wäre es auch als ein Gewinn zu betrachten; doch verhehlen wir uns die Schwierigkeiten davon keineswegs. Wohl möglich wäre es aber für die Redaction, daß sie im Einverständniß mit den Uebersetzern offenbare Unrichtigkeiten vor dem Drucke beseitigte. Im Allgemeinen dürfte dabey eine gewissenhaftere Benützung der Arbeiten der Vorgänger anempfohlen werden, indem aus dem oben Angeführten vielfach hervorgeht, daß diese entweder, wo sie das Richtige haben, unberücksichtigt geblieben sind, oder zur Richtschnur gedient haben, wo eine sorgfältige Prüfung in dem, was sie geben, den Irrthum nicht verkennen läßt.

L. v. Jan.

Nachtrag zu Nr. 141.

In der Anzeige des Martial von Schneidewin ist Nr. 141. dieses Jahrgangs Sp. 102 unten vor den Worten: „Was die Gesammteinrichtung der Ausgabe betrifft“ ein ganzer Absatz ausgefallen, den wir, zumal da sich Sp. 104 die Worte „die oben erwähnten Analecta critica“ darauf beziehen, hiermit nachtragen wollen:

Ein Anhang unter dem Titel Analecta critica enthält einen Nachweis von den Hülfsmitteln, welche Herrn Schneidewin zu spät zukamen, als daß er sie bey seiner Bearbeitung des Textes noch hätte benützen können, und zwar so, daß die einzelnen Handschriften beschrieben und die Lesarten derselben nachgetragen, unter diesen aber alle, welche er aufgenommen haben würde, wenn sie ihm früher bekannt gewesen wären, durch gesperrte Schrift hervorgehoben werden. Unter diesen Handschriften befindet sich die älteste unter allen Handschriften des Martial, eine Vossische in der Leydener Bibliothek (R), welche nach Geel's Urtheil eher zu Anfang als zu Ende des IX. Jahrhunderts geschrieben ist, und von Hrn. Schn. für diejenige gehalten wird, von welcher Jos. Voß, (vergl. Prolegg. S. LXXXVIII.) sagte, daß er sie zu Paris in der Bibliothek des Petavius gesehen habe. Sie enthält ähnlich wie die Thuanische nur auserlesene Epigramme, doch oft solche, welche in dieser übergangen sind, so daß sie als willkommene Ergänzung jener betrachtet werden kann. In den Epigrammen, welche sie beyde enthalten, stimmen sie oft selbst in offenbaren Fehlern überein; beyde haben die Eigenthümlichkeit, daß die obscönen Worte in denselben gewöhnlich durch andere, oft gar nicht in den Sinn passende, ersetzt werden, so daß kaum ein Zweifel darüber obwalten kann, daß beyde Auszüge von einem Originale herstammen, diese Handschrift also auch der ersten Familie beyzuzählen ist. Sie ist für Martial nur von Jos. Scaliger benützt worden; für die lateinische Anthologie, zu deren Bearbeitung Herr Schneidewin bey dieser Gelegenheit Hoffnung macht, außerdem noch von Burmann, der sie aber nicht gewissenhaft genug verglich, und obgleich er an einer Stelle selbst aussprach, die schedae Scaligeri, die er zur Hand hätte, schienen aus derselben Handschrift entnommen, doch beyde immer als verschiedene Quellen neben einander stellt, worin ihm auch Hr. Mayer folgt. Hr. Schn. hat die Lesarten dieser Handschrift so genau angegeben, daß er bey streitigen Stellen, selbst wo sie mit der von ihm aufgenommenen Lesart übereinstimmt, das in derselben sich findende in Klammern beygesetzt hat. —

Außerdem sind noch nachfolgende Druckversehen zu berichtigen: Nr. 140. Sp. 90 Z. 15 der für den, Sp. 93 Z. 27 eingetheilt werden, Nr. 142. Sp. 107 Z. 10 norint für nocint.

J.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Grundriß der Logik und Metaphysik. Für Vorlesungen von Dr. Joh. Eduard Erdmann, ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Halle. 1841.

Eine Bearbeitung der Hegel'schen Logik von einem durch Klarheit und Consequenz so ausgezeichneten Denker, wie Hr. Professor Dr. Erdmann, gehört unstreitig zu den das philosophirende Publikum interessirenden Erscheinungen.

In der Einleitung setzt sich der Verfasser die Aufgabe, die Vereinigung der Logik und Metaphysik zu rechtfertigen. „Habe die alte Logik, die meistens nur als Beschreibung des richtigen Denkens oder auch als Anweisung dazu angesehen worden sey, die Achtung, die sie durch zwey Jahrtausende genossen, verloren, indem ihre Regeln allerdings nur für das endliche Denken richtig seyen, so könne dem allgemein gefühlten Bedürfniß einer Reform derselben nur eine solche Darstellung dieser Wissenschaft genügen, welche die Regeln der alten Logik nicht sowohl verwerfe, als begreife, und wenn jene nur das endliche Denken berücksichtigte, so auch das freye oder absolute Denken betrachte.“ In einer Note erklärt er das endliche Denken für das Denken eines fertigen Gegenständlichen, erklärt sich aber nicht darüber, was er unter freyem absoluten Denken versteht.

Im §. 3. definirt er die Metaphysik, diese πρώτη φιλοσοφία, als die Lehre von dem Seyn oder auch dem Wesen der Dinge, hält sie für gleichbedeutend mit Ontologie und schließt daran die richtige Bemerkung, sie habe nur so lang als der eigentliche Mittelpunkt der Philosophie gelten können, als man die Erkennbarkeit der Dinge zugegeben habe.

Auch darin hat er Recht, daß zunächst der Versicherung, die Metaphysik sey unmöglich, die Versicherung, sie sey möglich, neutralisirend entgegen stehe. Die eigentliche Widerlegung der erstern Meinung, die durch Kant herrschend wurde, versucht er in der Einleitung psychologisch, indem er zeigt, daß das Denken, mit dem es die Logik zu thun habe, die Thätigkeit des Geistes sey, welche das Allgemeine zu ihrem Product habe. Das Nachdenken oder die denkende Betrachtung eines Gegenstandes, verallgemeinere ihn also, d. h. es verändere ihn. Dennoch aber glauben wir, durch das Nachdenken das Wesen des Dinges inne zu bekommen. Da nun aber, was wir durch das Denken inne bekommen, nichts anderes seyn könne, als Gedanke, d. h. etwas Subjectives, zugleich aber wir meinen, durch das Denken die Sache in ihrer Wahrheit, d. h. etwas Objectives inne zu bekommen, so liege also in unserem gewöhnlichen Bewußtseyn, daß es Denkbestimmungen gebe, welche eben so wohl subjective Gedanken, als auch zugleich objective Verhältnisse der Wirklichkeit seyen. Diese eben so wohl subjectiven als objectiven Gedanken nenne man nach Aristoteles Kategorien und die Totalität derselben bilde das System der Vernünftigkeit oder die Idee. So weit der Verfasser.

Abgesehen davon, daß die Gegenstände dadurch, daß sie in ihrer objectiven, ihre Bestimmtheit

begreifenden, Allgemeinheit und mithin in der Totalität ihres Begriffs erfaßt werden, nicht verändert, sondern vielmehr in ihrer wahrhaften Wirklichkeit wissenschaftlich erkannt werden, so folgt aus der Verinnerlichung des Gegenstandes durch die denkende Betrachtung desselben keineswegs, daß er als ein durch das Denken verinnerlichter, nichts anderes sey, als Gedanke, da vielmehr das objective Denken oder Erkennen die Selbstständigkeit oder Objectivität des objectiv Gedachten oder Erkannten voraussetzt. Daß wir aber nicht nur meynen, sondern überzeugt sind, durch das objective Denken oder das wissenschaftliche Erkennen des Gegenstandes die Sache in ihrer Wahrheit als etwas Objectives zu erfassen, diese Ueberzeugung hat ihren Grund in der Einheit des wissenden Subjects mit der eben so wohl für dieses seyenden oder sich ihr offenbarenden als an sich oder an und für sich existirenden Objectivität, als einer selbstständigen Wirklichkeit. Diese Einheit (nicht Identität) des Subjects mit der Objectivität und das darin begründete wesentliche Verhältniß des gegenständlichen Bewußtseyns zum Selbstbewußtseyn, wornach die subjective Wahrheit des Denkens im engeren Sinne die Grundform der objectiven Wahrheit des Erkennens im weiteren Sinne ist, wird nicht nur von unserem gewöhnlichen Bewußtseyn vorausgesetzt; ihre Anerkennung ist die Grundbedingung alles vernünftigen Wissens. Denn scheiden wir dualistisch die Subjectivität von der Objectivität, und halten wir mithin die Wahrheit des Denkens für eine andere als die Wahrheit des Seyns, so negiren wir nicht nur alle vernünftige Erfahrung, welche auf der Voraussetzung beruht, daß der Mensch als Vernunftwesen das Maß aller Dinge sey, sondern wir heben sogar die Möglichkeit alles vernünftigen Denkens auf, dessen Princip und Zweck die Erkenntniß der Einheit des Wissens und Seyns ist.

Vortrefflich bemerkt der Verfasser in der Beleuchtung der Kategorien des Ansichseyns und des Fürandereseyns §. 39 — 41, worauf er in der Einleitung verweist: die Kantischen Einwände gegen die Erkennbarkeit der Dinge beruhen auf dem Festhalten und Auseinanderhalten derselben, indem die Kantische Philosophie sich großentheils in dem Gegensatze dessen, was etwas an sich und was es für Anderes oder für das Bewußtseyn ist, bewege. Wenn er aber die Einheit des Ansichseyns und des Fürandereseyns zu erweisen sucht, so fällt er nach Hegels Vorgang in das ihrer gewaltsamen Abstraction entgegengesetzte Extrem, so fern er ihre Beziehung in dem subjectiv idealistischen Sinne als Identität faßt, wornach das Ansichseyn des Gegenstandes nur sein Seyn für anderes oder für das Bewußtseyn und mithin sein Wesen nur unser Wissen von ihm wäre. Aus dieser von Hegel durch eine petitio principii in der Phänomenologie erschlichenen Identität des Gegenstandes mit dem Denken erklärt sich des Verfassers Behauptung, was wir „durch das Denken inne bekommen, könne nichts anderes seyn, als Gedanke.“ Nur auf diesem subjectiv idealistischen Standpunkt ist' es ferner erklärbar, daß der Verfasser die sogenannte Metaphysik nach Aristoteles, der sie als πρώτη φιλοσοφία im Sinne einer Wissenschaft von Principien abhandelte, zwar für die Wissenschaft vom Seyn oder Wesen der Dinge oder Vernunftgegenstände (τὰ ὄντα) erklärt, aber sie nichts desto weniger auf die Logik als Wissenschaft von den Kategorien reducirt, die er ganz richtig als ursprüngliche und allgemeine Verhältnißbestimmungen oder Stammverhältnisse definirt. Denn werden die Gegenstände der Vernunft, welche in der Metaphysik als materieller Vernunftwissenschaft bis auf Hegel Probleme der objectiven Vernunftforschung waren, zu immanenten Bestimmungen des sich aus sich selbst realisirenden abstracten Denkens subjectivirt, so werden sie zu bloßen Formen des sich durch sie entwickelnden logischen Begriffs herabgesetzt. Während daher auf dem Standpunkte, wornach die objective Wahrheit nur als Uebereinstimmung, nicht aber als Identität des Denkens mit dem Seyn gefaßt wurde, die sogenannte Ontologie als Kategorienlehre nur die Voraussetzung der Metaphysik als der Wissenschaft der Ideen z. B. der Gottheit, der Welt, der Seele und des allgemeinen Geistes bildete, wird auf dem Standpunkte, auf welchem die Kategorien als „die eigentlichen Wesenheiten und Gegenstände der Vernunft, auf die es allein

ankomme*)," angesehen werden, die Metaphysik als materielle Vernunftwissenschaft auf die Logik reducirt, welche dadurch, daß sie ontologisch als Wissenschaft der wahren Form oder Gesetzmäßigkeit des Seyns und Denkens oder der eben so wohl objectiven wie subjectiven Kategorien abgehandelt wird, nicht aufhört, formelle Wissenschaft zu seyn, wofür sie Hegel ausdrücklich erklärte, wenn sie gleich nach ihm als Wissenschaft der absoluten Form allen wahrhaften Inhalt in sich selbst enthalten soll.

Diese Reduction der Gegenstände des vernünftigen Erkennens auf die bloßen Formen des abstract immanenten Denkens macht die Hegel'sche Philosophie eben zu dem Formalismus, welcher die logische Idee für den Schöpfer der Welt ausgibt und daher die Natur nur für das Andersseyn, den Geist nur für das an und für sich Seyn von jener erklärt und selbst die Gottheit nur für die absolute Idee hält, welche den Schluß der Logik bildet. Consequenterweise werden demnach die Fragen über die Schöpfungs- oder Entwicklungsgeschichte der Natur als eines relativ selbstständigen Reiches des Lebens, über das Wesen der menschlichen Seele, die der Verfasser ächt formalistisch in der Schrift über Leib und Seele für „die innere Allgemeinheit des Leibes" erklärt, über die Unsterblichkeit des Geistes und über das bestimmte Verhältniß Gottes zu sich selbst und zu der Welt oder über seine persönliche Existenz und die Offenbarung seiner selbst für überflüssige Untersuchungen gehalten. Unerachtet der Verfasser über den subjectiv idealistischen Standpunkt der hegel'schen Philosophie nicht wahrhaft hinaus gekommen ist, so findet sich in seinem Grundrisse doch ein Gesichtspunkt, welcher eine Instanz gegen Hegels Princip bildet, was um so wichtiger ist, je weniger der Verfasser sich neuerungssüchtig zeigt, und je bestimmter er zu denken bemüht ist.

Wenn nämlich Hegel das absolute Denken als „objectivirendes Thun" oder als productives Erkennen für das Princip der Logik erklärt, und diese mithin als „absolute allen wahrhaften Inhalt in sich begreifende Wissenschaft" definirt, so daß er ausdrücklich erklärt, „der logische Begriff sey zwar abstract und formell, aber er erhalte nie und nirgends einen andern Inhalt als sich selbst*)," so macht der Verfasser die Entwicklung der Logik (§. 24.) von dem bloßen Entschlusse, sich denkend zu verhalten, abhängig und erklärt sie nur für die Grundlage oder Voraussetzung der Realphilosophie. Nichts desto weniger behauptet er von der Logik, daß sie die ganze Wahrheit im Keime enthalte, was er nur unter der Voraussetzung, daß die Wahrheit nur eine formelle sey, behaupten kann, denn in seinem Grundrisse sind die Ideen der Gottheit, der Natur, des menschlichen Geistes und seiner Freyheit und Unsterblichkeit, weil er die Logik mit Recht nur als Wissenschaft der realen Formen des Denkens bestimmt, nicht einmal als Keime der concreten philosophischen Wissenschaften enthalten. Nur wenn er die Metaphysik als materielle Grundwissenschaft der Vernunft in der Einheit mit der ihr vorausgesetzten Logik als formeller Grundwissenschaft dargestellt hätte, könnte er mit Recht behaupten, sein Grundriß der Logik und Metaphysik als sich ergänzender Theil der allgemeinen Venunftwissenschaft enthalte die ganze Wahrheit (also sowohl die Wahrheit des Inhalts, wie der Form) im Keime.

(Schluß folgt.)

*) Hegels Logik III. Bd. S. 25.

*) Encycl. §. 164., wo von dem logischen Begriffe weiter behauptet wird, er sey „als die absolute Form alle Bestimmtheit in ihrer Wahrheit" und sey mithin „ob er gleich abstract sey, das schlechthin Concrete."

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1843.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Schluß.)

Fleury, The ecclesiastical history from the second ecumenical Council to the end of the fourth century. Translated with notes and an essay on the miracles of the period by J. N. Newmann. Oxford 1842.

And. Charvaz, Origine dei Valdesi e carattere delle primitive loro dottrine ricerche istoriche. Torino 1838.

A. N. Mouravieff, A history of the church of Russia. Translated by R. W. Blackmore. Oxford 1842.

Artaud de Montor, Histoire du pape Léon XII. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Jos. de Valles, Primero instituto de la sagrada religion de la Cartuxa etc. Madr. 1663. 4.

Jos. Perezius, Dissertationes ecclesiasticae in quibus pleraque ad historiam eccl. et politicam Hispaniae . . spectantia discutiuntur. Salmanticae 1688. 4.

Fr. Hermengildo de San Pablo, Origen y continuacion de el instituto y religion Geronimiana. Madr. 1669. fol.

Reflexoēs de hum Portuguez sobre o memorial apresentado pelos Padres Jesuitas á santitade do Papa Clemente XIII. Lisboa 1759.

Causa jesuitica de Portugal, o documentos autenticos, bulas, leyes reales . . . que precedieron à la reforma, y motivaron despues la expulsion de los Jesuitas de los Dominios de Portugal. Madrid 1768. 4.

Apologia de el instituto de los Jesuitas. P. 1. 2. Avinon 1765.

Basilio Sancho de Santa Justa, Exemplares de carta, tado al publico en Madrid . . 1769. Manila 1760.

Bern. Ibanez de Echavarri, Reyno Jesuitico del Paraguay. Madrid 1768. 4.

Ephemerides de la guerra de los Guaranies desde el año de 1754 por el P. Tadeo Henis. Madrid 1768. 4.

Dr. C. Riffel, Chriſtliche Kirchengeſchichte der neueſten Zeit von dem Anfange der großen Glaubens = und Kirchenſpaltung des 16. Jahrhunderts bis auf unſere Tage. Bd. 1. 2. Mainz 1842.

K. Zittel, Zuſtände der evangeliſch = proteſtantiſchen Kirche in Baden. Karlsruhe 1843.

Franc. L. Hawks, Contributions to the ecclesiastical history of the united states of America. Vol. 1. 2. New York 1836 — 39.

J. M. Neale, Herbert Tresham, a tale of the great rebellion. London 1843.

Das anglo = preußiſche Bisthum zu St. Jakob in Jerusalem. Freyburg 1842.

John Parker Lawson, History of the Scotish episcopal church from the revolution to the present time. London 1843.

Sam. Chriſt. Burchardi, Ueber Synoden. Oldenburg 1837.

Edw. Cardwell, Synodalia. A collection of articles of religion, canons and proceedings of convocations of Canterbury from the year 1547 to the year 1717. Vol. 1. 2. Oxford 1842.

Andr. Advocat. Barbéri, Magnum bullarium Romanum summorum Pontificum Clementis XIII, Clementis XIV, Pii VI. et VII, Leonis XII. et Pii VIII. Fasc. 83 — 90. Romae 1842. fol.

Dr. Fr. B. Weber, Syſtematiſches Handbuch der neueſten deutſchen ökonomiſchen Literatur aus den Jahren 1831 — 1840 incl. Grimma 1842.

Alex. Vinet, Ueber die Freyheit des religiöſen Cultus. Gekrönte Preisſchrift. Aus dem Franzöſiſchen von Volkmann. Leipzig 1843.

Jos. de Antequera y Cástro, Cartas escritas al Sr. Maestro Don Fray Jos. de Palos, Obispo Taliense, y coadjutor de la dicha provincia del Paraguay. Madrid 1768. 4.

Dominio Rod. a Cunha, Tractatus de primatu Bracharensis ecclesiae in universa Hispania. Bracharae 1632. fol.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Abhandlungen von Ernst von Lasaulx, 1) über die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniß zu dem Einen auf Golgotha. Würzburg 1841. S. 27; 2) über die Gebete der Griechen und Römer, 1842. S. 13; 3) über die Linosklage, 1842. S. 10; 4) über den Fluch bey Griechen und Römern, ebend. 1843. S. 21. gr. 4.

Unter allen Theilen der Alterthumskunde verdient keiner größere Beachtung und eine sorgfältigere Pflege, als die Culturgeschichte, besonders der Theil derselben, welcher die Ansichten der alten Völker über Religion und Sittlichkeit in sich faßt. Aber gerade dieser Theil wurde lange auf eine auffallende Weise vernachläßigt Es ist bekannt, daß die Geschichtschreiber, mit wenigen Ausnahmen, noch am Ende des vorigen Jahrhunderts sich zunächst mit der Erzählung der Kriege, welche die einzelnen Staaten mit einander führten, und mit der Darstellung der Veränderungen, welche diese durch die Erfolge der Kämpfe und andere Umstände erfuhren, beschäftigten, um die bürgerlichen und politischen Verhältnisse aber sich wenig bekümmerten, und an jene wichtigere, welche die besten Aufschlüsse über die Schicksale und Leistungen der einzelnen Völker in Kunst und Wissenschaft geben, fast gar nicht dachten.

Auch diejenigen, welche sich mit der Behandlung der einzelnen Zweige der Alterthumswissenschaft befaßten, richteten ihre Aufmerksamkeit fast bloß auf die Sammlung der mannigfaltigen Nachrichten über die verschiedenen Gebräuche und Eigenthümlichkeiten der einzelnen Völker, keineswegs auf eine sorgfältige Ermittlung ihrer ganzen Denkungsart und Anschauungsweise, ihrer Ansichten über Religion und Sittlichkeit, obschon man ohne eine genaue Kenntniß derselben die verschiedenen Erscheinungen im Leben der Alten, in Kunst und Wissenschaft nicht vollständig begreifen kann.

Erst in der neuesten Zeit gelangte man zu der Einsicht, daß die Geschichte und Alterthumskunde eine höhere Aufgabe zu lösen haben, und entfernte sich von der Einseitigkeit, mit welcher man diese Gegenstände früher zu behandeln pflegte. Die Folge dieser bessern Ueberzeugung war, daß diese Gegenstände besonders in den drey letzten Decennien wesentlich gefördert wurden. Indeß läßt sich, wenn man diese Fortschritte auch noch so gerne anerkennt, auf der andern Seite doch nicht in Abrede stellen, daß dieselben nur als erfreuliche und viel versprechende Anfänge zu betrachten sind, und daß auf diesem Gebiete noch ungleich mehr zu leisten übrig ist, als wirklich schon geleistet wurde, wenn die alte Geschichte und die Alterthumskunde jene Vollkommenheit erreichen sollen, welche man nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaften zu fordern berechtigt ist. Besonders müssen die religiösen Ansichten und Verhältnisse, welche die Grundlage des ganzen Lebens bilden, noch ungleich mehr, als dieß bisher geschah, berücksichtigt, und die verschiedenen Veränderungen, welche sie erfuhren, ermittelt werden. Für die heroische Zeit hat Nägelsbach in

seiner homerischen Theologie Vorzügliches geleistet, und Klausen hat auch über die Zeit vor den Perser-Kriegen durch seine Theologumena Aeschyli viel Licht verbreitet; allein wie groß sind die Lücken, welche zwischen diesen beyden Werken noch unausgefüllt liegen, wie viel ist ferner zur Aufhellung des großen Zeitabschnittes von den Perser-Kriegen bis zur Auflösung des Heidenthums noch zu thun, wenn die griechische Geschichte ihre Vollendung erreichen soll! Wie viel ist selbst nach den ausgezeichneten Leistungen, welche die neueste Zeit über römische Geschichte aufzuweisen hat, für die Culturgeschichte der Römer noch zu erforschen übrig! Doch dürfen wir bey dem regen Eifer, welchen man gegenwärtig allen Zweigen der alten Geschichte und Alterthumskunde zuwendet, hoffen, daß sich die Anzahl der Beyträge zur Culturgeschichte der alten Welt bedeutend vermehren, und auf diese Weise die Zeit immer näher rücken werde, wo man an eine allseitige und befriedigende Bearbeitung des großen Ganzen sich wagen kann.

Zu den vorzüglichsten Beyträgen, welche in den letzten Jahren geliefert wurden, gehören die oben genannten Abhandlungen des Professors Dr. Ernst von Lasaulx, welcher alle Eigenschaften besitzt, die zu einer erfolgreichen Behandlung dieser Gegenstände erforderlich sind, einen tiefen philosophischen Blick, Schärfe des Urtheils, große Gelehrsamkeit, einen wahrhaft religiösen Sinn und große Unbefangenheit. Der wissenschaftliche Gehalt dieser Abhandlungen ist um so bedeutender, als der Herr Verfasser nicht bloß alle Quellen, aus welchen sich Aufschlüsse gewinnen ließen, auf das sorgfältigste benützte, sondern auch die neuesten Forschungen gehörig beachtete.

Besonders ist die erste der genannten Abhandlungen über die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniß zu dem Einen auf Golgotha bey der Vollständigkeit und Gründlichkeit, womit er diesen für die Religionsgeschichte so wichtigen Gegenstand behandelte, ein wahrer Gewinn für die Wissenschaft. Der Verfasser hätte zur Feyer des Geburts- und Namensfestes unsers Königs keine schönere Festschrift verfassen können. Da der Verfasser seinen Gegenstand mit der größten Umsicht behandelt, und jede Behauptung und Folgerung durch eine Reihe von Zeugnissen aus den Werken der Alten belegt, so halten wir es für überflüssig, seine Ansichten durch noch mehrere Stellen zu bekräftigen, und glauben, daß es zweckmäßiger ist, wenn wir den Inhalt dieser ausgezeichneten Abhandlung und den Ideengang in Kürze andeuten.

Zuvörderst spricht der Verfasser (S. 3.) von der Bedeutung der Opfer, und zeigt, daß Gebet und Opfer die älteste und allgemeinste Art der Gottesverehrung sind, und sich überall finden, wo ein specifisch religiöses Bewußtseyn ist, und führt sodann (S. 4.) die Ausdrücke an, welche sich bey den Griechen und Römern für Opfer und opfern finden. Da sich aber aus diesen der religiöse Grundgedanke der Opfer nicht vollständig ermitteln läßt, so sucht er (S. 4. flg.) die Entstehung und ursprüngliche Bedeutung der Opfer bey den Alten psychologisch zu ergründen. „Alle Opfer sind als eine Folge der Sünde unserer Stammältern ursprünglich wesentlich Sühnopfer, ihrer Form nach aber sind sie stellvertretend, indem sie durch die Darbringung des äussern Lebens die mangelhafte Hingabe des innern Willens zu integriren suchen. Als Sitz und Träger des Lebens aber gilt allen Völkern des Alterthums das Blut.“ Blut und Leben sind ihnen, wie der Verfasser (S. 5.) zeigt, identisch. „Wenn aber im Blute das Leben ist, so bewirkt nicht sowohl das vergossene Blut die Versöhnung, sondern das dargebrachte Leben oder die dargebrachte Seele, wie dieß auch Philo geradezu ausspricht, indem er die Vergießung des Blutes als eine Spende der Seele selbst bezeichnet.“

Hiernach läßt sich (S. 5. 6.) in den Sühnopfern durch vergossenes Blut eine dreyfache Succession unterscheiden, indem ursprünglich der Sünder 1) selbst sein Leben freywillig zum Opfer brachte, 2) darnach statt des Schuldigen ein Anderer unschuldig in den Opfertod gieng, endlich 3) statt des Menschen stellvertretend ein Thier geopfert wurde. Weil für den Menschen das Leben ein Geschenk der Gottheit ist auf die Bedingung, daß er ihre Gebote erfülle, so hat, streng genommen, jeder Sünder gegen Gott sein Leben verwirkt. In so

ferne aber alle Menschen in wesentlicher Lebensgemeinschaft stehen, und als Glieder eines lebendigen Ganzen der Gottheit solidarisch verpflichtet sind, ist es möglich, daß einer für und statt des andern gesetzt, d. h. sowohl gegeben als angenommen werde, möglich, daß einer für den andern sich zum Sühnopfer darbringe, und zwar hat das freywillige Opfer der Unschuld eine um so größere Wirksamkeit, je reiner und also den Göttern angenehmer hier der stellvertretende Wille des sich Opfernden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Grundriß der Logik und Metaphysik ꝛc.

(Schluß.)

Die Methode bestimmt der Verfasser zunächst als verständige Betrachtung, welche den Begriff in seiner festen Bestimmtheit oder Einheit mit sich fasse: so fern aber nur da von Nothwendigkeit, welche den Charakter der Wissenschaft ausmache, gesprochen werden könne, wo zwey z. B. Grund und Folge untrennbar verbunden oder identisch seyen, so müsse, wie auf die ruhige Bestimmtheit, eben so auch (welche Folgerung!) auf den Widerspruch hingewiesen werden. Der Verfasser verwechselt mithin nach Hegel gleich von vorn herein den Widerspruch als negativen Gegensatz mit dem immanenten oder wesentlichen Unterschiede als positivem harmonischen Gegensatze, eine Verwechslung, die in diesem Zusammenhange um so auffallender ist, da der Verfasser §. 12. u. 13. „die unterschiedenen Bestimmungen, welche das Nothwendige in sich enthalte," oder welche vielmehr das nothwendige Verhältniß constituiren, in der Beziehung von Grund und Folge sich als unzertrennlich verbunden denkt, eine wesentliche Beziehung, welche eben nur da möglich ist, wo sich diese Momente nicht widersprechen, sondern entsprechen. Dessenungeachtet wird §. 14. zuversichtlich behauptet: „es ist aber das Nothwendige drittens beydes zumal, es ist und enthält den Widerspruch in sich. Darin ist es etwas Concretes." In einer Note wird hinzugefügt: Das Abstracte ist, was nur eine, das Concrete, was mehrere Bestimmungen enthält. Aber folgt denn daraus, daß es Widersprüche in sich enthält? Ist nicht vielmehr das Nothwendige das Widerspruchsfreye, und ist nicht das Daseyn, welches den Widerspruch in sich enthält und sich dadurch selbst negirt, ein vergängliches und mithin nicht nothwendiges? —

Womit beweist der Verfasser, daß die Gegensätze, deren concrete Einheiten die Gegenstände der Vernunft sind, z. B. die Systeme des Organismus (z. B. Sensibilität und Irritabilität) die entgegen gesetzten Erweisungen oder Formen des geistigen Lebens (Receptivität und Selbstthätigkeit) oder die Gegensätze, in welche sich das Reich des allgemeinen Geistes unterscheidet, z. B. die Sphären der Kirche und des Staates, sich nothwendig widersprechen, da vielmehr ihre positive Beziehung oder ihre Ergänzung zu einem harmonischen Ganzen, das durch ihre Idee begründete und sich bewährende Verhältniß ist? Wie nun der Widerspruch, weil er als negative Beziehung der Momente des Lebens seine Einheit stört und verkehrt, überwindbare und zu überwindende Daseynsform ist, so ist auch nur die Dialektik eine wahre, welche die Widersprüche aufhebt, um die Idee in der Bestimmtheit der ihr wesentlichen, ihre Einheit vermittelnden Gegensätze oder Unterschiede zu begreifen. Wird dagegen die Selbstunterscheidung des Gegenstandes in seine wesentlichen harmonischen Gegensätze und mithin sein organisches Anderswerden oder seine geistige Entwicklung und Bildung mit seiner Entzweyung in Widersprüche verwechselt, so muß man entweder mit Heraclit diese disharmonische Existenz für die alleinige Lebendigkeit der Natur und des Geistes erklären, oder wenn man, was der Verfasser fordert, zur Aufhebung der Widersprüche fortgeht, so kommt man zu einer Einheit, welche, weil sie nicht als Harmonie des seiner Idee entsprechenden Daseyns begriffen wird, selbst nur als Princip von Widersprüchen erfaßt wird, so daß jede Stufe der Begriffsbestimmung nur zu überwindendes Moment oder Uebergang eines dialektischen Fortschritts ist, welcher die Wahrheit der sich durch entsprechende Gegensätze organisirenden Idee nie erreicht. Daher kommt es in einer durch diese Methode entstehenden Wissenschaft weder zu wahrhaften Begriffen, welche

sich durch Aufhebung des Widerspruchs als concrete Einheiten sich ergänzender Gegensätze erweisen, noch vermitteln die besondern Begriffe durch vollständige Coordination und Subordination das System eines durch sich entgegengesetzte aber entsprechende Sphären und wesentliche Stufen sich organisirenden Ganzen.

Durch den Entschluß, sich rein denkend zu verhalten, wird, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, nichts Bestimmtes, Gegenständliches, sondern nur die unmittelbarste und mithin in sich unterschiedslose Kategorie des Denkens selbst gedacht. Welches ist nun der Begriff dieses einfachen Anfangs alles Denkens? Offenbar der Gedanke der Identität, da sie als die unmittelbare Einheit die Voraussetzung aller Bestimmung oder Unterscheidung des Denkens ist.

Warum faßt nun aber der Verfasser dieses Grundgesetz alles Denkens nicht als Kategorie oder formell, da ihm doch die Logik nichts Anderes, als Kategorienlehre ist, sondern materiell als reines Seyn? Deßhalb, weil Hegel, der die Logik als „Selbstbestimmung des Absoluten" darzustellen versuchte, alle Kategorien als eben so viele Definitionen Gottes faßte und mithin das Seyn als die erste Bestimmung des Absoluten bezeichnete, dessen Verwirklichung durch die Stufen des Universums im Fortgange des abstract immanenten d. h. analytischen Denkens sich manifestire. So fern nun der Verfasser in der weitern Entwicklung der Logik im Ganzen zwar Hegeln folgt, aber seinen Grundriß doch nur als Kategorienlehre faßt und bezeichnet, so hat er das Verdienst, den Begriff der Logik bestimmter abgegränzt zu haben, als sein großer Vorgänger, wenn er gleich dadurch, daß er die Metaphysik schlechthin mit der Logik identificirt, noch weniger als Hegel versucht, die allgemeinen und wesentlichen Gegenstände oder Probleme der Vernunft, oder die Ideen, durch welche sie begriffen werden, in ihrer Einheit und Totalität als sich ergänzende Principien einer materiellen Vernunftwissenschaft zu entwickeln. Indessen ist diese absolute Reduction der Metaphysik auf die Logik die nothwendige Folge der Voraussetzung, das wissenschaftliche Denken sey als immanente Entwicklung des abstracten Begriffs wesentlich analytisch, da nur im synthetischen Fortschritt des Erkennens nicht nur die wesentliche Form, sondern eben so der wesentliche Inhalt des Vernunftwissens sich entwickeln läßt.

Was nun das nähere Verhältniß der vorliegenden Schrift zu Hegels Werk betrifft, so kann sie im Ganzen als eine präcisere und faßlichere Darstellung der Logik betrachtet werden, als das letztere. Nur Schade, daß der Verfasser eher durch eine Beschränkung und Verflachung der Hegel'schen Logik, als durch eine eigentliche Vertiefung in den innern Sinn und Geist derselben zu der Demonstration gekommen zu seyn scheint, die seinem Grundrisse eigen ist. Obwohl Hegels Logik als das Werk genialer Dialektik in vieler Beziehung über die relative Unvollkommenheit und Unwahrheit seines Standpunktes hinausweist, so giebt der Verfasser doch keine Probe einer wesentlichen Fortbildung weder von Hegels Logik, noch von seiner Realphilosophie, indem er z. B. in seinem anthropologischen Versuche über Leib und Seele, in welchem er beyde als gleich wesentliche und gleich wichtige Factoren der Persönlichkeit betrachtet, sogar weit hinter Hegels unendlich tieferen Bestimmungen zurückleibt, und eben so sehr den Begriff der menschlichen an sich freyen Seele, als sich selbst und den Leib bestimmenden und wissenden Princips oder Subjects, wie den Begriff des menschlichen Leibes verkennt, welcher keine andere Bestimmung hat, als die freye Entwicklung und Bildung der Seele zu dem seine Idee erkennenden und realisirenden Geiste zu vermitteln. Indessen gebührt dem Verfasser unerachtet der erwähnten Mängel dennoch das Verdienst, daß er die Hegel'sche Philosophie mit großer Klarheit bearbeitet und sie dadurch ihrem Verständnisse und ihrer Krisis näher bringt.

Fischer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Abhandlungen von Ernst von Lasaulx ꝛc.

(Fortsetzung.)

Eine rein gesinnte Seele, wenn sie es freywillig thut, ist wohl im Stande, für Tausende genug zu thun, läßt Sophokles (Oed. Colon. 498 flg.) den seiner Verklärung entgegen gehenden Dulder Oedipus sagen. Als später der freywillige Opfertod (S. 8.) seltener wurde, bildete sich in Athen der schaudervolle Gebrauch, alljährig zwey arme, verlassene Menschen beyderley Geschlechtes auf Staatskosten zu ernähren, und sie dann am Feste der Thargelien zur Sühne des Volkes, gleich als ob sie die Sünden desselben auf sich genommen hätten, zu tödten. Aehnliche Sühnopfer fanden sich auch in andern griechischen Staaten (S. 9.). Dieselben religiösen Ideen (S. 10 und 11.) lagen den Menschenopfern im alten Rom zu Grunde; was aber in Griechenland und Rom der Fall war, fand sich, wie der Verfasser (S. 11 — 13.) beweist, fast bey allen morgen- und abendländischen Völkern.

Nachdem der Verfasser durch hinreichende historische Zeugnisse dargethan, wie stark und allgemein in dem religiösen Bewußtseyn aller alten Völker die Nothwendigkeit der Reinigung und Versöhnung des sündigen Menschen mit Gott empfunden wurde, und daß man das Mittel einer solchen Entsündigung in vergossenem Menschenblute zu finden glaubte, zeigt er, daß selbst später, wo sich das mildere Gefühl gegen wirkliche Menschenopfer sträubte, doch der religiöse Glaube an ihre Nothwendigkeit noch so stark war, daß er wenigstens vergossenes Menschenblut verlangte (S. 13.).

Neben solchen Mitteln aber, die religiöse Forderung der Hingabe des Lebens zu umgehen, machte sich frühzeitig noch ein anderes geltend. Sobald man nämlich die ursprüngliche Idee der Hingabe des Lebens selbst mit dessen Träger, dem vergossenen Blute, vertauscht hatte, so war nun, in so ferne das substantielle Leben, die Blutseele, in allen lebendigen Geschöpfen dieselbe ist, der nächste Schritt der (S. 14.), daß man die anima vicaria eines Thierlebens statt der bessern eines Menschenlebens als ἀντίψυχον den Göttern zur Versöhnung darbrachte.

Dieser stellvertretende Charakter der Thieropfer statt der Menschenopfer ist besonders in dem ägyptischen Gebrauche klar ausgedrückt, wornach den rein und makellos befundenen Opferthieren ein Siegel aufgebrannt wurde, das einen knieenden Menschen vorstellte, dem die Hände auf dem Rücken gebunden und ein Schwert an die Kehle gesetzt war. Eben so unzweydeutig ist der Uebergang der Menschenopfer in Thieropfer in griechischen Sagen (S. 14.) ausgesprochen. Das Princip der Stellvertretung wurde aber (S. 15. flg.) noch weiter ausgebildet. Zu Heliopolis in Aegypten, wo man früher der Hera täglich drey Menschen opferte, wurden später auf Befehl des Königs Amasis, welcher diesen Gebrauch abschaffte, statt der wirklichen Menschen eben so viele Wachsbilder dargebracht, und auch an andern Orten der alten Welt fanden sich ähnliche Opfer (S. 16.).

Hieraus ergiebt sich, daß man in der histori-

schen Entwicklung der Sühnopfer allmählig wieder auf den ursprünglichen Begriff derselben, die Hingabe des Willens, zurückkam. Doch sind diese und ähnliche Erscheinungen (S. 17.) nur als Ausnahmen zu betrachten; Regel waren im Heidenthum überall, wie im Judenthum, wirkliche Thieropfer, neben ihnen in einzelnen Fällen auch Opfer vegetabilischer Substanzen, wie denn auch nicht nur zur Sühne, sondern überall, wo der Mensch der Götter bedurfte, bey allen bedeutsamen Momenten des Lebens, Opfer dargebracht wurden, um die continuirliche Verbindung mit Gott manifest zu erhalten (S. 17.).

Mit Recht hat der Hr. Verf. es unterlassen, eine ausführliche Aufzählung der Thieropfer zu geben, und sich auf die Hervorhebung charakteristischer Züge beschränkt, in welchen sich der ursprüngliche Gedanke und der innere Zusammenhang der religiösen Vorstellungen klar ausspricht (S. 19 — 24.).

Aus diesen Erörterungen erhellet (S. 24.), daß die Alten die Erlösungsbedürftigkeit sehr wohl fühlten, und einsahen, daß diese Erlösung nur durch einen Unschuldigen möglich sey. Falsch aber ist die Art, wie die Heiden diese nothwendige Sühne bewerkstelligen zu können glaubten. Es ist vollkommen wahr, daß nur ein Unschuldiger für die Schuldigen genug thun könne, vorausgesetzt, daß er ein Unschuldiger und im Stande sey, die ganze Schuld zu bezahlen. Hier aber liegt das πρῶτον ψεῦδος aller heidnischen Opfer. Denn unter den Menschen befindet sich der Unschuldige nicht, welcher durch freywillige Darbringung seines schuldlosen Lebens das verwirkte Leben der Schuldigen vollkommen sühnen könnte. Ferner bedarf es zur Herstellung des ursprünglichen Verhältnisses des Menschen zu Gott nicht nur einer Sühne der menschlichen Sünde und eine dadurch bewirkte Versöhnung des Menschen mit Gott, sondern auch einer wirklichen innern Restauration des menschlichen Willens, damit die krankhafte Affection des Bewußtseyns überwunden, und die ursprüngliche Identität desselben hergestellt, damit also nicht bloß die Schuld gesühnt, sondern auch das, was die Sünde zerrüttet hat, wieder integrirt werde, was aber nur durch erneute wirkliche Einpflanzung des ursprünglichen Lebens geschehen kann (S. 25.). Durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes in Christus und seinen Versöhnungstod auf Golgotha allein ist beydes bewirkt worden: Sühne der Sünde und Versöhnung Aller, die es wollen, mit Gott und zugleich die Möglichkeit einer innern Regeneration der Menschheit.

Vorzügliche Berücksichtigung verdient auch die zweyte Abhandlung über die Gebete der Griechen und Römer, in so ferne sie über das geistige Leben dieser zwey Völker des Alterthums eine Reihe höchst schätzbarer Aufschlüsse liefert. Von der höchsten Bedeutung des Gebetes, welches die Scheidewand zwischen Zeit und Ewigkeit aufhebt, und das tägliche Brod der Seele ist (S. 3.), finden sich zwar in den Religions-Systemen des heidnischen Alterthums nur wenige Spuren; indeß läßt sich auf der andern Seite doch nicht verkennen, daß das Gebet auch im Leben der Griechen und Römer eine sehr hohe Bedeutung hatte, da mit allen wichtigen Handlungen des Lebens, keineswegs bloß mit den religiösen, ja fast mit allen Momenten der täglichen Gewohnheit Gebete verbunden waren, was zum Theil schon die verschiedenen Ausdrücke für die verschiedenen Arten des Gebetes beweisen (S. 4. 5.).

Die Götter, welche man jedesmal anrief, lassen sich nicht genau bestimmen. Nur so viel ist gewiß, daß selbst später, wo Zeus durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände die erste Stelle erhalten hatte, und als Beherrscher der Götter und Menschen betrachtet wurde, die einzelnen Orte in der Regel die Götter, welche sie vorzugsweise verehrten und als ihre Beschirmer ansahen, anzurufen pflegten, oder jene, von welchen man glaubte, daß sie die Bitte am sichersten gewähren könnten. Natürlich wurden auch die Heroen der einzelnen Orte nicht vergessen. Für die Angelegenheiten des Hauses und der Familie hatten die Alten ihre besonderen Götter, an welche sie sich zuvörderst zu wenden pflegten.

Sehr gut wäre es, wenn sich eine größere Anzahl von Volksgebeten aus dem Alterthume erhalten hätte, weil uns der Inhalt derselben die wichtigsten Aufschlüsse über die Stufe der Bildung,

auf welcher die einzelnen Zweige und Stämme ſtanden, gewähren würde. Indeß ſind doch einige auf uns gekommen, welche uns einen tiefen Blick in das geiſtige Leben der Griechen thun laſſen. So wiſſen wir (S. 6.), daß die Lacedämonier die Götter um nichts baten, als daß ſie ihnen das Gute zu dem Schönen verleihen, außerdem die Kraft gewähren möchten, erlittenes Unrecht ertragen zu können. In dem Gebete, welches uns der Verfaſſer des zweyten Alcibiades aufbewahrt hat, wird Zeus angerufen, nur zu verleihen, was gut iſt, ſelbſt wenn wir nicht darum flehen, und das Böſe uns zu verſagen, ſelbſt wenn wir darum bitten (S. 6. 7.).

Solche Gebete, ſagt Socrates, gefallen Gott beſſer, als alle Schlachtopfer; denn es wäre ja ſchrecklich zu denken, daß die Götter auf unſere Gaben und Opfer ſchauten, nicht aber auf die Seele, ob ſie heilig und gerecht ſey. Bey Plutarch (Moral. p. 351. c.) heißt es, alles Gute ſollten die Menſchen von den Göttern erbitten, vorzüglich aber richtige Gotteserkenntniß. Juvenalis aber lehrt (Satyr. X. 350. sq.), daß der Menſch den Göttern theurer ſey, als ſich ſelbſt, und daß ſie eben darum ſeine thörichten Bitten nicht erfüllten; beten ſollte jeder um eine geſunde Seele in einem geſunden Körper, um Stärke des Geiſtes in Ertragung der Leiden dieſes Lebens, um ein von Zorn und Begierde freyes Gemüth; denn nur auf dem Wege der Tugend werde wahre Seelenruhe gefunden (S. 8.).

Schon aus dieſen wenigen Stellen kann man abnehmen, wie leichtfertig die Behauptung iſt, die Heiden hätten ihre Götter niemals um Tugend, ſondern bloß um Geſundheit und irdiſches Glück angefleht. In den Gebeten der Römer (S. 8.) tritt beſonders der Glaube an die Erhörung des Gebetes und die zwingende Magie desſelben hervor. Die Worte, ſagt Ovidius (Fast. I, 182.), ſind kein leerer Schall, es iſt Kraft in ihnen.

Bey der Wichtigkeit, welche das Gebet auch bey den Griechen und Römern hatte, läßt ſich leicht erachten, daß ſie keinen wichtigen Schritt ohne Gebet unternahmen. Plato ſagt (S. 9.), für einen tugendhaften Mann ſey das Schönſte und Beſte, was er thun köune, und was die Glückſeligkeit ſeines Lebens am meiſten fördere, daß er die Götter mit Opfern verehre, und durch Gebete und Opfer fortwährend Gemeinſchaft mit ihnen unterhalte; alle, die mit Ueberlegung handeln, ſollen beym Beginne jeglichen Unternehmens, des geringen, wie des großen, Gott anrufen.

In der älteſten Zeit, welche dem Sabäismus zunächſt liegt, pflegte man (S. 9, 10.) vorzugsweiſe in der Stille der Nacht unter freyem Himmel mit unbedecktem Haupte die Götter anzurufen, ganz hingegeben dem lebendigen Gefühle der Unendlichkeit, womit der Anblick des geſtirnten Himmels die Seele erfüllte. Sonſt war die Zeit des Gebetes regelmäßig am Morgen und am Abende und beym Anfange, wie beym Schluſſe des Mahles (S. 10.). Außerdem wurden nicht bloß die religiöſen Handlungen, die mit Opfern verbunden waren, ſondern alle bedeutenden Momente des menſchlichen Lebens mit Gebeten eröffnet. Die äußern Gebräuche beym Gebete waren verſchieden je nach der Gottheit, welche man anrief; als allgemeine Vorſchrift galt, daß man mit keuſchem Herzen und, zum Zeichen desſelben, mit unbefleckten, reinen Händen den Göttern nahen ſollte.

Mit dieſer gediegenen Abhandlung hängt jene über den Fluch bey Griechen und Römern ihrem Inhalte nach ſo innig zuſammen, daß ſie eine Fortſetzung derſelben bildet. Deßhalb wollen wir dieſelbe, obſchon ſie ſpäter erſchien, als jene über die Linosklage, gleich hier in Kürze betrachten. „Mit dem Glauben an die magiſche Kraft des Willens im Gebete, ſagt der Herr Verfaſſer (S. 3, 4.), hängt nothwendig zuſammen der Glaube an die Macht des Fluches, der ſich neben jenem gleichfalls bey allen Völkern des Alterthums findet. Auf derſelben Zauberkraft des Willens, der im Worte ſich formirt hat, beruht der Glaube an die Macht wie des Segens, ſo des Fluches, und wie der Wille des Menſchen Gutes und Böſes in ſich ſchließt, ſo ſpielen auch in ſeinem Ausdruck durch das Wort beyde Begriffe mannigfach in einander (S. 6.).“

Wir glauben, daß der Herr Verfaſſer hier der Kraft des Willens eine zu mächtige Wirkung bey-

legt, und den Glauben an die Gerechtigkeit der Götter zu sehr in den Hintergrund stellt, auf welchem nach unserer Ansicht der Glaube an die Verwirklichung des Fluches zunächst und hauptsächlich beruhte. Wenn dieser Glaube auch nicht bey allen Völkern klar ausgesprochen ist, so lagen doch die Keime desselben tief in ihren Herzen, und bey jedem Fluche, welchen sie ausstießen, schwebte ihnen doch wenigstens eine dunkle Ahnung von einer gerechten Vergeltung der Gottheit vor. Selbst bey solchen Flüchen und Verwünschungen, welche die Menschen über sich selbst ausstossen, läßt sich dieß nicht verkennen. Denn der Mensch thut dieß gewöhnlich in solchen Augenblicken, wo er seine Verkehrtheit und Verworfenheit erkennt, oder in Folge großer Unfälle und des Scheiterns aller seiner Plane und Entwürfe, und wenn er sich in diesem letztern Falle verflucht, so hadert er entweder in thörichter Vermessenheit mit der Gottheit, oder er erklärt sich, wie uns scheint, als ein unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft, das sich und andern zur Last ist, und giebt sich der strafenden Gerechtigkeit anheim, deren Zorn über sein Leben und Handeln das Mißlingen aller seiner Wünsche und Entwürfe herbeyführte.

Auch der Fluch, den Jehova selbst über die Schlange, welche die ersten Menschen verführte, und gegen das Ackerland des gottflüchtigen Menschen ausspricht, wird wegen Verletzung eines großen Gebotes ausgesprochen, und weiset demnach auf die strafende Gerechtigkeit hin. Auch Jehova spricht diesen Fluch bloß zur Vergeltung eines verübten Frevels aus. Anders verhält es sich freylich mit den Wirkungen der Zauberlieder, wodurch die Alten selbst das Blut einer frischen Wunde zu stillen hofften (S. 5.). Dieser Glaube beruht auf ihren Vorstellungen von der Macht des Gesanges und der Musik, und hängt nach unserer Ansicht mit ihrem Glauben an die Kraft des Fluches nicht so innig zusammen, wie der Herr Verfasser meynt.

Im Uebrigen sind wir mit den Ansichten des Herrn Verfassers, welcher auch in dieser für die alte Culturgeschichte höchst schätzbaren Abhandlung seine große Gelehrsamkeit bewährte, ganz einverstanden, weßhalb wir uns auf eine kurze Angabe des Inhaltes beschränken. Historisch war bekanntlich nirgendwo der Fluch mehr ausgebildet, als bey den Hebräern (S. 6 — 8.). Aber auch bey den Griechen findet er sich schon in den ältesten Göttermythen (S. 8, 9.), und gleich jener hebräischen Segen- und Fluchstätte bey Sichem in Samarien gab es auch in Attika in der Heroenzeit eine Fluchstätte (S. 10.). Welch' eine Bedeutung man dem Fluche beylegte, läßt sich zum Theil schon aus einer Angabe Plato's (S. 9.) abnehmen, der bemerkt, daß nichts den Kindern größeres Heil bringe, als wenn Sie ihre Aeltern und Großältern ehren, wie umgekehrt nichts mehr sie schädige, als der Fluch der Aeltern, welchen die Götter immer hören.

Wir wollen nun die vorzüglichsten Fälle anführen, in welchen die Alten den Fluch anwendeten. Nach Plato soll der Fluch des Ζεὺς ὁμόγνιος jenen treffen, welcher es unterläßt, Mißhandlungen der Aeltern oder Großältern durch ihre Kinder oder Enkel zu verhindern, wenn er zugegen ist. Ferner verfiel derjenige dem Fluche des Gesetzes, welcher jene Mörder, die einen seiner Blutsverwandten getödtet, nicht verfolgte (S. 9.). Wie die Juden die von ihrem Glauben Abtrünnigen verfluchten, so verfluchten auch die griechischen Amphiktyonen jene, welche ihre heiligen Gesetze (S. 11.) verletzten. Nicht selten wurden feyerliche Flüche ausgestossen gegen die Uebertreter dessen, was als Gesetz und allgemeine Bürgerpflicht aufgestellt war (S. 13.).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Systema Materiae medicae vegetabilis Brasiliensis. Composuit Car. Frid. Phil. de Martius. Lips. apud Frid. Fleischer, Vindobon. apud Frid. Beck. 1843. 8. XII. 24. 155 S. 1 fl. 30 kr. oder 20 g. Gr.

Seitdem man angefangen hat, das Pflanzenreich innerhalb der Gränzen eines gegebenen Gebietes in seiner Gesammtheit, d. h. in seinen physikalischen Beziehungen zu Erde und Himmel, zu Boden, Wasser und Klima, zum Thierreich und zum Menschen aufzufassen und in allgemeinen großen Bildern darzustellen, hat nicht bloß die Pflanzengeographie sehr gewonnen, sondern die Geographie selbst hat ein neues Element erhalten, und es ist damit ein neuer Standpunkt für die Beurtheilung des ethnographischen Charakters der Einwohner, für die Würdigung von ihrem häuslichen, sittlichen, gewerblichen und commerciellen Zustand erworben worden. Solche Gemälde von dem Pflanzenreiche irgend eines Landes sind um so interessanter, je selbstständiger und eigenthümlicher das Florengebiet ist, welches sie zum Gegenstande haben. So wie aber ein jedes dieser selbstständigen Florenreiche eine besondere Physiognomie hat, vermöge des ihm zuständigen Charakters seiner Pflanzenformen und der Art ihrer Vertheilung, so hat es auch einen gewissen pharmakodynamischen Charakter. Dieser gehört, wie jene, zu den reizendsten und fruchtbarsten Vorwürfen der Pflanzengeographie. Der pharmakodynamische Charakter eines gegebenen Florenreiches spiegelt sich zunächst in den Verhältnissen der Pflanzenfamilien, welche, als wesentlich bezeichnend für jenes Gebiet, eben so wie durch gewisse Formen und Bildungsrichtungen, auch dadurch sich geltend machen, daß sie die Träger gewisser Stoffe und namentlich gewisser Heilstoffe sind. Je weiter wir nämlich in der Kenntniß jener eigenthümlichen pflanzlichen Formenkreise oder Gewächsgruppen kommen, welche man Pflanzenfamilien zu nennen pflegt, um so deutlicher treten uns auch gewisse chemische und pharmakodynamische Eigenschaften an ihnen hervor, und wir können uns manche dieser Gruppen nicht vergegenwärtigen, ohne zugleich auch an gewisse Stoffe zu denken, die sich hier in größerem oder geringerem Verhältnisse, als Resultat der Vegetation, entwickeln. Jede Gewächsgruppe ist die natürliche Niederlage von Stoffen, die hier bald ausschließlich bald vorzugsweise, bald rein und ungemischt, bald in regelmäßigen Verbindungen mit andern Stoffen, erscheinen. Jede hat demnach auch eine gewisse pharmakodynamische Beziehung zu dem thierischen, zumal dem menschlichen Organismus. So nehmen die Zapfenbäume vermöge ihres großen Gehaltes an balsamreichen Harzen, so die Lippenblüthler vermöge ihrer ätherischen Oele eine eigenthümliche Stellung unter den Nervenreizmitteln ein, so haben die Asperifolien durch ihren Gehalt an Schleim und Salzen die Bedeutung leichter Antiphlogistica, so sind die Solaneen durch die in ihnen vorwaltenden Alkaloide bestimmt, ganz individualisirte Wirkungen auf das Sensorium oder auf gewisse Sphären des Nervensystems hervorzubringen. Alle einzelnen Pflanzenfamilien erscheinen also dem Naturforscher als eigenthümliche Naturfacta von ganz besonderer Geltung und Bedeutung nicht bloß darum, weil sie eine gewisse Stufe der organischen Ausbildung und

der damit correlaten Functionen in der Gesammtheit des Pflanzenreiches repräsentiren, sondern auch darum weil sie eine gewisse Pharmacodynamis entwickeln, wenn sie mit dem thierischen Organismus in Beziehung gesetzt werden. Erst durch diese Eigenschaften, womit sie aus ihrem reinpflanzlichen Charakter heraus in einen größeren, allgemeineren Lebenskreis übertreten, kündigen sich uns diese Pflanzenfamilien so recht eigentlich als ausgeprägte Naturideen an, welche, Glieder des Macrocosmus, ihren Lebensformen höhere Bedeutung ertheilen, sofern sie auch Kräfte an sich darstellen, welche über das Einzelleben hinausgehend, auf das Ganze wirken.

Vermöge dieser Kräfte erscheinet uns die eine Pflanzenfamilie, die lediglich Träger von milden, nährenden Stoffen ist, in einer gütigen, dem Menschengeschlechte befreundeten — die andere aber, reich an differenten oder giftigen Stoffen in einer dämonischen Gestalt. Alle Pflanzenfamilien aber von diesem Gesichtspunkte aus, als die Niederlagen von gewissen Heil- und Nährstoffen betrachtet, nehmen die Theilnahme und Aufmerksamkeit des Naturforschers als die Verkörperungen der in der Natur selbst liegenden Heilideen in Anspruch. Eine vollendete Materia medica ist ohne die richtige Würdigung und Anerkennung dieses in der Natur selbst liegenden, nach, zur Zeit noch unerkannten, Gesetzen vertheilten Apparatus medicaminum nicht zu denken.

Diese kosmische Bedeutung der Pflanzenfamilien als Träger gewisser, eigenthümlich gearteter und abgewandelter Heil- und Nährstoffe muß uns unter andern, obschon engern, doch nicht minder interessanten Gesichtspunkten erscheinen, wenn wir sie nur innerhalb eines gewissen Florenreiches betrachten. Die Totalität der Arzneypflanzen, welche hier zwischen den, von der Natur mehr oder minder deutlich abgemarkten Gränzen eines Florenreiches ursprünglich oder auch unter Vermittlung menschlicher Cultur, vorkommen, ist die ursprüngliche Niederlage von vegetabilischen Heilkräften für jenes Land. Wir können die einzelnen Florengebiete auch in dieser Hinsicht mit einander vergleichen, und wir finden hier nicht selten die frappantesten Thatsachen.

Bey Betrachtung dieser Verhältnisse können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß fortgesetzte Erfahrungen und Studien einstens eine zur Zeit noch kaum in ihren Anfängen geahnte Lehre von der gesetzmäßigen Vertheilung der vegetabilischen Heilstoffe über den Erdboden erwerben werden. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß ich hiebey vorzüglich an die in neuester Zeit entdeckten organischen Alkaloide denke. Aus wenigen Grundstoffen werden sie, unter dem Einflusse gewisser tellurischer und klimatischer Bedingungen, nach gesetzmäßigen Mischungsgewichten, von individuellen Lebenskräften hervorgebildet. Meistentheils sind diese differenten Stoffe in ihrem Vorkommen an gewisse Localitäten gebunden. Und die verschiedenen, über die Erde nach besondern Gesetzen vertheilten Pflanzenarten und Pflanzenfamilien erscheinen uns als große Destillirapparate der Natur, hier in großen, weitausgedehnten Bezirken, für Wachs, für Schleim oder Gummi, oder Harz, dort, innerhalb engerer Gränzen, für Strychnin, Caffein oder Cinchonin u. s. w. Vielleicht erhalten Bemerkungen, wie die gegenwärtigen in demselben Verhältniß erhöhte Theilnahme, jemehr sich der Naturforscher zu der Ueberzeugung hingetrieben sieht, daß Nichts auf dem Gebiete seiner Forschung zufällig, nichts ohne Zusammenhang mit allem Uebrigen ist, und daß viele Naturfacta, die man stets nur isolirt, oder höchstens mit andern nahestehenden Thatsachen in Beziehung gedacht hat, auch auf andere Gebiete, ja sogar auf die geistige Sphäre des Menschen von einem, wenn schon verborgenen, darum doch nicht weniger wirksamen Einflusse gewesen oder noch sind. Ein solcher Einfluß ist von manchen Gewächsen, wie z. B. von unseren Cerealien, vom Weinstocke, vom Lein, von der Baumwolle, dem Pisang, der Cocospalme schon lange anerkannt. Man kann sich nicht verbergen, daß die Culturgeschichte unseres Geschlechtes durch vielfache Fäden mit diesen Pflanzen und ihrem Anbaue zusammenhängt, und es ist nur ein kleiner Schritt weiter, wenn wir eine analoge historische Bedeutung auch noch vielen andern Gewächsen, wie z. B. dem Hanfe, der Arecapalme, der Asa-foetida-Pflanze, dem Mohne, dem Safran, den Bäumen, welche das arabische Gummi liefern, u. s. w. zuschreiben.

Sicherlich dürfen wir demgemäß bey einer allgemeinen Entwickelungsgeschichte der Völker auch die Kenntniß und Benützung von Pflanzen mit in Ansatz und Rechnung bringen, welche seit Jahrtausenden im Arzneyschatze derselben gewirkt, oder auf Sitten, Gebräuche, Handel und Gewerbe einen mehr oder weniger tief eingreifenden Einfluß geübt haben.

Solche Beziehungen weiter auszuführen, ist hier nicht am Orte; doch will ich noch bemerken, daß sie uns besonders auffallen müssen, wenn wir uns daran erinnern, welche große Veränderungen plötzlich in der Heilkunst vor sich gegangen sind, als nach der Entdeckung Amerika's eine Menge, vorher unbekannter Heilpflanzen, z. B. das Guajak, die Ipecacuanha, die Salsaparille, der Sassafras-, die Chinarinden, der Tabak u. a. m. in den Arzneyschatz der europäischen Aerzte aufgenommen wurden. Niemand wird läugnen, daß die Geschichte dieser Gewächse in dem großen Gemälde von dem Entwickelungsgange der Menschheit auch ihre, ganz eigenthümliche Stellung einnimmt, daß sie in der pragmatischen Geschichte unseres Geschlechtes eben so ein Capitel verdienen, wie die Geschichte der Nutzpflanzen und Hausthiere, wie die Krankheiten und Seuchen, gegen welche man sie zu Hülfe gerufen, oder wie die Geschichte des Handels mit ihnen und ihrer Rückwirkung auf unsere Sitten. *)

Diese allgemeinen Betrachtungen glaubte ich mir wohl erlauben zu dürfen, ehe ich zu der Darstellung vom Wesentlichen in der oben bezeichneten Schrift übergienge, denn sie liegen dem Naturforscher sehr nahe, der sich mit dem Studium der natürlichen Pflanzenfamilien beschäftigt, und sie konnten es wünschenswerther machen, zu übersehen, welche Heilkräfte bis jetzt aus einem Lande bekannt sind, dessen Pflanzenreichthum bereits sprichwörtlich geworden ist. Während nämlich auch der regste Fleiß der nächsten Jahrhunderte die so reiche Flora jenes großen Landes schwerlich ganz erschöpfen wird, besitzen wir doch bereits Materialien genug, um die pharmakodynamische Geltung derselben im Allgemeinen zu zeichnen; und ich schmeichle mir, daß einige der hier aufgeführten Thatsachen sowohl ein allgemein-naturhistorisches als ein ärztliches Interesse zu erwecken vermögen.

Die Zahl aller hier aufgeführten Arzneygewächse beläuft sich auf 470. Sie sind zunächst nach den vorwaltenden chemischen Eigenschaften, welche sich in ihnen, im Ganzen oder in einzelnen Theilen, oder in von ihnen herrührenden Droguen annehmen lassen, in folgenden Classen aufgeführt worden: Amylacea, Mucilaginosa, Pingui-oleosa, Saccharina, Acida, Amara, Adstringentia, Acria, Aethereo-oleosa, Resinosa et Balsamica, Narcotica. Als Anhang sind noch die vegetabilischen Farbestoffe aufgeführt. In diesen Hauptclassen wurden noch mehrere Unterabtheilungen nach den Verbindungen der einzelnen, besonders wesentlichen chemischen Bestandtheile gemacht. So sind die schleimigen Mittel abgetheilt in Chlorophyllo-Mucilaginosa oder Oleracea, in Mucilaginosa adstringentia, Amaricantia, acridulo vel resinoso und in reine Mucilaginosa und Gummata. In ähnlicher Weise kehren die Verbindungen zwischen stärkmehligen, bitterstoffigen, schleimigen, zuckerigen, adstringirenden, ätherischen (aromatischen), scharfen und harzigen Bestandtheilen u. s. w. in jeder Classe wieder.

Als ein weiteres Eintheilungsmoment bot sich die Zusammenordnung der Heilpflanzen nach den natürlichen Familien dar, und sie schien mir um so mehr am Orte, als das Werkchen vorzugsweise bestimmt ist, die systematische Kenntniß jener brasilianischen Arzneypflanzen zu fördern. Die numerische Uebersicht derselben nach solcher Familien-Eintheilung gewährt ein eigenthümliches Bild, dessen Bedeutung insbesondere bey Vergleichung mit irgend einer europäischen Flora medica ins Auge fallen wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) In literarhistorischer Hinsicht liefern Monardes und Garcia ab Horto den besten Beweis von der überraschenden Thätigkeit, mit welcher sich das Arztthum der neu angepriesenen Mittel aus Indien und aus der neuen Welt bemächtigte. Ihre Werke wurden fast in alle europäischen Sprachen übersetzt und in zahlreichen Ausgaben verbreitet.

Abhandlungen von Ernst von Lasaulx ꝛc.

(Schluß.)

Von einem alten Priestergeschlechte wird erzählt, daß es jeden mit dem Fluch belegte, der seinem Nebenmenschen die allgemeinen Pflichten der Menschlichkeit versagte. Aehnlich der jüdischen und griechischen Sitte war auch in den ältesten Gesetzen der Römer (S. 15.), bey welchen der Fluch sowohl im Privatleben als auch im öffentlichen eine sehr große Rolle spielte (S. 17, 18, 19.), gewöhnlich ein Fluch gegen diejenigen beygefügt, welche denselben zuwider handelten. Am häufigsten aber kam der Fluch in Athen, wie in Rom, bey feyerlichen Eiden vor, die fast immer mit einer Selbstverwünschung für den Fall des Meineides verbunden waren (S. 20.). Ferner geschah es auch schon im Alterthume, daß man in Momenten großen Schmerzes und finsterer Lebensverzweiflung sich und andere verwünschte (S. 16.). Endlich wurden auch solche verflucht und verwünscht, welche es wagten, Testamente zu verändern, um die Bestimmungen derselben mehr zu bekräftigen.

Die Linosklage, welche in der neuern Zeit vielfach erörtert wurde, hat Hr. v. Lasaulx ebenfalls mit einer solchen Gründlichkeit und Umsicht behandelt, daß er in dieser Beziehung alle seine Vorgänger weit übertrifft. Aber mit dem Resultate, welches er aus seinen Untersuchungen und der Vergleichung dieser Sage mit andern ähnlichen zieht, können wir nicht einverstanden seyn. Er glaubt, daß der Name Linos Menschenloos, Lebensschicksal bezeichne (S. 10.), und nichts anderes sey, als ein mythischer Ausdruck des Schicksals der ursprünglichen Menschheit; übrigens stellt er nicht in Abrede, daß die Sagen, welche sich über Linos und andere, ihm ähnliche, mythische Wesen erhalten haben, neben diesem theologischen Inhalte auch eine Beziehung auf die großen Katastrophen des Naturlebens haben können, auf Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Blühen und Verwelken, Wachsen und Vergehen, Saat und Erndte und den ganzen Kreislauf des Werdens, in welchem stets das reife Leben stirbt, und aus verstorbenem neues wieder ersteht, kurz auf alle Schmerzen und Freuden der Natur, welche des Menschen Seele mit empfindet.

Allerdings hat sich die Erinnerung an den Fall unserer Stammältern auch bey den Griechen erhalten, und mehrere Sagen weisen ganz deutlich auf denselben hin; allein jene über Linos können wir nicht zu dieser Classe rechnen. Wir glauben vielmehr, daß die Sagen über den Tod des Linos und Adonis aus den Ansichten entsprangen, welche die Alten von dem Untergange der Sonne, den sie symbolisch mit dem Tode bezeichneten, in den frühesten Zeiten hatten, so wie aus den Vorstellungen, welche sie von dem Ersterben der Natur im Herbste in Folge der Entfernung der Sonne, so wie von ihrer Verjüngung im Frühlinge in Folge ihrer Annäherung sich machten. Deßhalb hatte das Lied von Linos, so wie die Feste des Adonis, sowohl eine traurige, als auch eine heitere Seite.

Am Schlusse dieser Anzeige können wir nicht unterlassen, den Wunsch auszusprechen, daß Hr. Professor v. Lasaulx auch ferner zu den Abhandlungen, die er den Lectionsverzeichnissen der k. Universität zu Würzburg vorausschickt, ähnliche Stoffe sich auswählen, und die alte Geschichte mit einer recht großen Anzahl so vortrefflicher Monographien bereichern möge. Endlich wünschen wir, daß auch in Zukunft an die Buchhandlungen ein Theil der gedruckten Exemplare abgeliefert werden möge, damit auch jene Freunde des Alterthumes, welche in keiner Universitätsstadt wohnen, sich diese Abhandlungen verschaffen können. Die typographische Ausstattung der vier angezeigten ist ganz vorzüglich zu nennen.

Prof. Uschold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Systema Materiae medicae vegetabilis Brasiliensis etc.

(Fortsetzung.)

Es sind hier aufgeführt:

I. Aus der Reihe der Acotyledonen oder Kryptogamen.

Familie	Gattungen	Arten
Lichenes	2	5
Lycopodineae	1	1
Filices	8	16

II. Aus der Reihe der Monocotyledonen oder Pflanzen mit schrägem Faserlaufe (Loxines Mart.)

Familie	Gattungen	Arten
Gramineae	9	15
Cyperaceae	3	3
Araceae	8	15
Commelineae	2	2
Alismaceae	1	3
Liliaceae	2	5
Smilaceae	2	7
Palmae	8	19
Dioscoreae	1	3
Amaryllideae	1	3
Bromeliaceae	2	2
Irideae	2	3
Orchideae	1	2
Marantaceae	1	4
Amomeae	4	9
Musaceae	1	2

III. Aus der Reihe der Porenzeller (Tympanochetae).

Familie	Gattungen	Arten
Coniferae	1	1

IV. Aus der Reihe der Dicotyledonen oder Pflanzen mit geradem Faserverlaufe (Orthoines).

Piperaceae	2	9
Chlorantheae	1	1
Urticaceae	5	9
Artocarpeae (et Moreae)	3	9
Cannabineae	1	1
Loranthaceae	1	1
Myristicineae	1	2
Aristolochieae	1	8
Laurineae	9	12
Chenopodeae	1	1
Phytolacceae (et Petiveraceae)	3	4
Amarantaceae	3	5
Nyctagineae	2	2
Polygoneae	2	6
Scrofularineae	5	5
Bignoniaceae (et Sesameae)	6	11
Labiatae	9	18
Borragineae	3	4
Solaneae (et Cestrinae)	8	34
Convolvulaceae	4	13
Cuscuteae	1	2
Cordiaceae	1	1

Familie	Gattungen	Arten
Verbenaceae	4	10
Myoporineae	1	1
Gentianeae	4	6
Spigeliaceae	1	1
Loganiaceae	2	4
Apocyneae	13	19
Plumbagineae	1	1
Myrsineae	1	1
Ilicineae	1	4
Sapotaceae	4	8
Styraceae	2	3
Symploceae	2	2
Compositae	16	24
Caprifoliaceae	1	1
Rubiaceae	17	42
Begoniaceae	1	7
Papayaceae	1	3
Cucurbitaceae	9	20
Nhandirobeae	3	4
Leguminosae	29	76
Amygdaleae	2	5
Combretaceae	2	2
Dryadeae	1	2
Magnoliaceae	1	1
Dilleniaceae	3	4
Anonaceae	3	16
Olacineae	1	1
Menispermeae	2	10
Capparideae	2	2
Cruciferae	3	3
Papaveraceae	1	1
Polygaleae	1	1
Krameriaceae	1	1
Ampelideae	1	1
Lythrarieae	1	2
Umbelliferae	2	2
Rhizophoreae	1	1
Onagrariae	2	4
Jonidieae	2	6
Turneraceae	1	1
Hippocrateaceae	1	2
Malpighiaceae	1	2
Sapindaceae	2	4
Erythroxyleae	1	5
Rhamneae	2	2

Familie	Gattungen	Arten
Ternströmiaceae	2	4
Euphorbiaceae	18	36
Anacardiaceae	4	9
Amyrideae	1	4
Burseraceae (et Spondiaceae)	3	4
Rutaceae et Simarubeae)	8	10
Xanthoxyleae	1	2
Ochnaceae	1	2
Tropaeoleae	1	1
Oxalideae	2	10
Lineae	1	1
Bixineae	1	2
Passifloreae	1	9
Samydeae	1	1
Büttneriaceae	3	7
Sterculiaceae	3	8
Malvaceae	7	11
Tiliaceae	2	4
Hypericineae	2	5
Clusiaceae	4	4
Canellaceae	2	2
Rhizoboleae	1	4
Aurantiaceae	1	2
Humiriaceae	2	3
Meliaceae	6	8
Loaseae	2	3
Portulacaceae	2	3
Nopaleae	3	6
Melastomaceae	1	4
Myrtaceae	7	26
Granateae	1	1
Lecythideae	2	4
Pomaceae	1	1

Im Ganzen 470 Arten aus 226 Gattungen. Von den Arten gehören 22 den Acotyledonen, 97 den Monocotyledonen, 1 den Porenzellern und 348 den Dicotyledonen an.

Es bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung, daß in einer so beträchtlichen Zahl von Arzneypflanzen, wie die gegenwärtige, sich viele befinden, welche nur geringe Heilkräfte besitzen. Viele werden auch zur Zeit nicht von den brasilia-

nischen Aerzten verordnet, sondern gehören ausschließlich der Medicina domestica an. Es sind in jene Zahl auch mehrere europäische und asiatische Pflanzen aufgenommen worden, wie z. B. unsere Getreidearten, der Lein, der Hanf und der Quittenbaum, welche in den südöstlichen Provinzen des Reiches cultivirt werden, oder wie der Muscatnuß-, der Gewürznelken-, der Zimmet- und der Campher-Baum, die Pfefferrebe, der Thee- und Kaffestrauch, welche entweder in dem Aequatorial-Gebiete oder überall innerhalb der Wendekreise in Brasilien gebaut werden. Solche fremde, aber bereits mehr oder weniger acclimatisirte Formen hinzugerechnet, ist der Reichthum Brasiliens an Heilpflanzen in der That ausserordentlich groß, und es findet sich hier fast jeder der Haupttypen des Gewächsreiches repräsentirt.

In der Einleitung habe ich die Quellen angegeben, aus welchen den Brasilianern die Kenntniß von ihrem dermaligen vegetabilischen Arzneyschatze gekommen. Ein großer Theil, und zumal die wesentlichsten, kräftigsten von diesen Arzneypflanzen waren den Ureinwohnern Brasiliens schon vor der Entdeckung Amerikas bekannt. So roh und ungebildet auch das einst große und mächtige Tupi-Volk, dessen zahlreiche Stämme die Hauptbevölkerung Brasiliens ausmachten, war, so hatte es doch die Heilkräfte der Ipecacuanha, der Contrayerba, der Spigelia, des Copaivabalsam, des Elemi-Gummi, des Copales und mehrerer anderen Pflanzen erkannt und im Gebrauche. Alle diese und viele andere Pflanzen sind unter Namen aus der Tupi-Sprache, (deren südlicher Stamm bekanntlich die Guarani-Sprache ist und die vielfache Verwandtschaft mit der Sprache der Caraiben zeigt) durch das ganze Reich bekannt. Wie aber eine Sprache, die durch Schrift nicht fixirt, innerhalb eines sehr ausgedehnten Gebietes gesprochen wird, vielfacher dialektischer Abwandlung und Verderbniß unterliegt, so finden sich auch diese Pflanzennamen auf das seltsamste, bis ins Unkenntliche verändert. Das Wort Ipecacuanha z. B. heißt unverdorben Ipé-Caá-Goéne, „gewundenes Kraut, das Brechen erregt.“

Rücksichtlich der Nutz- und Arzneypflanzen Brasiliens, welche den Indianern bekannt waren, muß man noch einen wesentlichen Unterschied machen. Einige nämlich von diesen, wie das türkische Korn (Zea Mais), der Cacao (Theobroma Cacao), der spanische Pfeffer (Capsicum annuum, frutescens), und andere Arten, die Brechnuß (Jatropha Curcas), die Manioc-Pflanze (Manihot utilissima und Aypi), der Papaia-Baum (Carica Papaya), der Orleanstrauch (Bixa Orellana), die Baumwollstaude (Gossypium vitifolium), die eckige Pisang (Musa paradisiaca), der Flaschenkürbis (Lagenaria vulgaris) und vielleicht auch der Acapi-Baum (Anacardium occidentale), kommen gegenwärtig nicht mehr wild vor, sondern stets nur angebaut oder ausgewildert. Ihre Geschichte hängt mit der Urgeschichte der amerikanischen Menschheit zusammen. Niemand weiß, woher und wie sie sich in Amerika verbreitet haben. Es ist nun, im Gegenhalte mit diesen Gewächsen, allerdings sehr auffallend, daß die Heilpflanzen, welche der brasilianische Wilde kennt, fast alle nur im wilden Zustande erscheinen. Hierunter gehört auch der Brasilienholz-Baum (Caesalpinia echinata), aus welchem die Autochthonen übrigens eine rothe Farbe zu bereiten verstanden, ehe das Land von Europäern betreten ward.

Eine zweyte Quelle für den gegenwärtigen Arzneyschatz Brasiliens öffneten die eingewanderten Portugiesen, indem sie von Naturgefühl und Analogie geleitet Pflanzen, welche denen Portugals ähnlich sahen, oder sich durch andere leicht wahrnehmbare Eigenschaften hervorthaten, statt der in Portugal üblichen anwendeten und mit denselben Namen bezeichneten. Dieser Richtung gemäß findet man auch gegenwärtig in Brasilien noch sehr viele Pflanzen in der Medicina domestica angewendet, weil während der nächstvergangenen Jahrhunderte auch in Europa ein viel reichlicher Arzneyschatz in Uebung war, als jetzt. Die mittelalterlichen und arabischen Vorstellungen von dem System der Signaturen mußten sich in einem von der europäischen Bildung und Wissenschaft abgeschlossenen Lande noch viel länger aufrecht erhalten, als bey uns.

Ueberdieß hatte der rege Verkehr der Portu-

gieſen mit Oſtindien zur Folge, daß die oſtindiſche Pharmakologie der Brahminen auf verwandte braſilianiſche Pflanzenformen übertragen wurde.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen phyſikaliſchen Inhaltes in J. E. Poggendorff's Annalen der Phyſik. Bd. LVI. (Zweyte Reihe Bd. XXVI. 1842.)

A. Elektricität und Magnetismus.

Schon vor einigen Jahren hatte Hr. L. F. Schönbein den Satz aufgeſtellt, daß Waſſer, durch welches der Strom einer Säule gegangen, nur dann polariſirt erſcheine, wenn daſſelbe durch Platin zur Kette geſchloſſen wird. In gegenwärtiger Abhandlung unterſucht derſelbe dieſe wichtige Sache neuerdings, und überzeugt ſich, daß im chemiſch reinen Waſſer, mit welchem zwey durch eine Membrane verbundene Glasgefäſſe gefüllt waren, Gold-, Silber- und Kupferſtreifen durchaus keinen Strom erzeugen, daß derſelbe aber ſogleich erſcheint, wenn Platinſtreifen eingetaucht werden, und zwar in einer Richtung, welche derjenigen entgegengeſetzt iſt, in welcher der Strom der Säule durch das Waſſer der beyden Gefäſſe gegangen iſt. Dieſe Richtung des Stromes iſt auch übereinſtimmend mit derjenigen, welche zwey Platinſtreifen zeigen, wenn an dem poſitiven Pole ein Goldſtreifen, am negativen ein Platinſtreifen eingetaucht wird, während eine Verwechslung der Streifen keinen Strom giebt, und wenn die Elektrolyſe des Waſſers in den Gefäſſen einige Zeit gedauert hat, ſo entſteht ein ſecundärer Strom von der angegebenen Richtung, welcher ſeinen Grund nur in demjenigen Waſſer zu haben ſcheint, welches mit dem negativen Pol communicirt.

Wird aber chemiſch erzeugter Waſſerſtoff mit chemiſch reinem Waſſer durch Schütteln verbunden, und dieſes Waſſer mit reinem Waſſer durch Platinſtreifen verbunden, ſo zeigt die Ablenkung der Galvanometernadel auf Poſitivität der Waſſerſtofflöſung. Daſſelbe iſt der Fall, wenn anſtatt eines Platinſtreifens ein Gold-, Silber-, Kupfer- oder Eiſenſtreifen geſetzt wird, woraus zu folgen ſcheint, daß der Waſſerſtoff die nächſte Urſache dieſer Stromerſcheinung iſt. Allein nicht die Berührung der Waſſerſtofflöſung mit gewöhnlichem Waſſer iſt es, was die elektriſche Spannung zur Folge hat; denn ſonſt müßten ſie immer einen Strom geben, mit welchem Metalle man ſie zur Kette verbände, was nur geſchieht, wenn Platin in die Waſſerſtofflöſung getaucht wird, und daher kann man nicht umhin, den durch Platin, Waſſerſtoff und Waſſer erzeugten Strom von einer chemiſchen Urſache abzuleiten. Wollte man annehmen, daß Platin in Folge ſeiner eigenthümlichen Wirkung auf den Waſſerſtoff in einer Waſſerſtofflöſung die Bildung eines Suboxydes bewerkſtellige, ſo würde ſich dieſe Stromerſcheinung freylich ganz einfach erklären laſſen, und es iſt allerdings möglich, daß ein Theil des an der negativen Elektrode auftretenden Waſſerſtoffes ſich mit Waſſer zu Waſſerſtoffoxyd verbinde, ganz ſo, wie der am poſitiven Pole ausgeſchiedene Sauerſtoff mit dem Oxyd eines in der Zerſetzungszelle vorhandenen Blenſalzes ſich zu Hyperoxyd verbindet, beſonders da das Waſſerſtoff im „naſcirenden" Zuſtande deſto leichter Verbindungen eingehen kann.

Hr. Sch. beruft ſich im Verfolg ſeiner Arbeit auf die Erfahrung, daß Platin und Gold, nachdem ſie im reinſten Waſſer als poſitive Elektrode gedient haben, ſich in einem auffallenden Grad negativpolar gegen Gold und Silber verhalten, und vermuthet, der Grund davon möchte in der von ihm in die Phyſik eingeführten riechenden Materie (Ozon) liegen, ſo wie die negative Polarität des Goldes und Platins, welche ein Strom in Salzſäure, Bromwaſſerſtoffſäure, oder in der wäſſerigen Löſung irgend halogenhaltigen Elektrolyten hervorruft, ihren Grund in einer Umhüllung von frey gewordenem Chlor, Brom oder irgend einem andern Salzbildner hat. (S. 135 — 150.)

2. Wie bekannt iſt, hat Hr. Faraday zuerſt auf die Exiſtenz eines Gegenſtromes (Extracurrent) geſchloſſen, und vermuthet, daß entſprechende Effekte durch eine Spirale und einen Elektromagneten jedesmal entſtehen, wenn der Elektromotor geſchloſſen wird. Dieſe Effecte müſſen im erſten Moment einen Widerſtand, alſo etwas dem Schlage und Funken Entgegengeſetztes bewirken. Da es aber ſchwer ſchien, Mittel für die Nachweiſung ſolcher negativer Effecte anzugeben, ſo ſuchte Hr. Faraday ſie indirect durch poſitive nachzuweiſen, welche gleichzeitig in einer Nebenſchließung entſtehen. Hr. H. W. Dove ſucht hier durch Verſuche an einer eigens von Hrn. Oertling conſtruirten Sarton'ſchen Maſchine die herrſchende Lücke auszufüllen. Die Conſtruction dieſes Apparates, welchen Hr. D. Pachytrop nennen zu dürfen glaubt, iſt wohl weitläufig angegeben, aber ohne Zeichnung nicht verſtändlich, weßwegen ſie Ref. auch übergehen, und diejenigen Leſer, für welche dieſe Unterſuchung Intereſſe hat, auf die Abhandlung ſelbſt verweiſen muß. (S. 251 — 271.)

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Systema Materiae medicae vegetabilis Brasiliensis etc.

(Schluß.)

Eben so blieb auch die Einführung zahlreicher Negersclaven aus Afrika und der Handel zwischen Guinea und den brasilianischen Küsten nicht ohne Einfluß auf die Wahl von Heilpflanzen. Aus allen diesen Umständen ist es leicht erklärlich, wie wir jetzt eine so beträchtliche Anzahl von Medicinal-Pflanzen aus einem Reiche anführen können, das in seinen weitläuftigen Provinzen mehrere von einander wesentlich verschiedene Florenreiche beherbergt.

Werfen wir nun einen Blick auf die Natur der Heilstoffe selbst, welche hier vorkommen, so zeigt sich, daß fast alle Hauptclassen vielfach repräsentirt sind, zumal, wenn wir die aus andern Tropenländern eingeführten Gewächse, wie z. B. die Pfefferrebe, den Thee- und Caffeestrauch, den Zimmt- und Gewürz-Nelken-Baum, die Agrumen, die Aloëstaude, den Ingwer, das Zuckerrohr, die ächte surinamische Quassia u. s. w. mit in Rechnung bringen.

Unter den ursprünglich einheimischen Mitteln, welche in Europa schon längere Zeit bekannt, und in unsere Pharmakopöen aufgenommen sind, treten als die wichtigeren auf: die Salsaparilla (welche nach den neuesten Untersuchungen Griesebachs in Endl. und Mart. Flora Brasil. Heft V. von Smilax papyracea Poir. abzuleiten ist), die Ipecacuanha, die verschiedenen Sorten von Elemi-Gummi (Icica Icicariba DC. und andere Arten), die Copalarten von Hymenaea, der Copaivabalsam aus zahlreichen Arten von Copaifera, die Dorstenia-Arten, der Cacao-, das elastische Gummi (welches in Pará und Rio Negro von zwey Arten, Siphonia elastica und rhytidocarpa gesammelt wird), die Pechurimbohnen, die Nelkenzimmtrinde (Dicypellium caryophyllatum). An sie schließen sich viele andere an, welche eben so gut als die erwähnten verdienen dürften, in den europäischen Arzneyschatz aufgenommen zu werden. Ich nenne von diesen die Rinde des Buranhem (Chrysophyllum Buranhem), womit neuerlich unter dem Namen Monesia besonders in Frankreich viele Versuche sind angestellt worden (vergl. Dierbach neueste Entdeckungen in der Mat. med. II. 207.), die dem Sassafras verwandte Casca pretiosa (Mespilodaphne pretiosa), die der Angusturarinde analoge Rinde der Esenbeckia febrifuga, aus welcher neuerlich das Chinovabitter als wirksamster Bestandtheil dargestellt worden, den sogenannten Cortex adstringens brasiliensis des Dr. Merrem (von Pithecollobium Avaremotemo und Stryphnodendron Barbatimão), die anthelminthischen Samen mehrerer Andira-Arten, die bittere Rinde des Páo Pereiro, einer noch nicht genug bekannten Apocynea, worin schon brasilianische Chemiker ein eigenthümliches Alcaloid entdeckt haben, die Rinde der Bowdichia major, welche unter dem Namen Sepibira schon bey Piso vorkommt, die bereits durch klinische Versuche als treffliches Hydragogum erwiesene Cainça-Wurzel, von mehreren Arten der Gattung Chiococca (vrgl. Loewenstein de radice Caincae, Berol. 1828), die Wurzel der

Anchietea salutaris, Sipo Sumá im Lande genannt, deren emetische und alterirende Wirkung sie zu einem unschätzbaren Mittel für die Brasilianer gemacht hat, die Tayuyá, eine der Coloquinte analog wirkende Cucurbitacea (Trianosperma Tayuyá), die Blätter einer Bignoniacea, Cybistax antisyphilitica, welche gegen Wassersucht und Syphilis von ausgezeichneter Wirkung sind, den Manacá, von Franciscaea uniflora, ebenfalls ein sehr kräftiges Alterans und Incidens.

Brasilien erscheint nach der hier gegebenen Aufzählung vorzüglich reich an adstringirenden, fieberwidrigen Rinden, an scharfen Schleimharzen, die mit Cautschuck verbunden sind, und an reinen bitteren Extractivstoffen. Die ersteren gehören theils der Familie der Hülsenfrüchte, theils den Rutaceen, den Meliaceen und den Rubiaceen an, und in jeder Familie erscheint das Tannin auf eigenthümliche Weise mit Bitterstoffen, Harzen, ätherischem Oele und Alcaloiden verbunden. In letzter Beziehung zeichnen sich die Rubiaceen aus, welche der ächten China analoge Rinden in großer Anzahl darbieten. In der vorliegenden Schrift werden 3 Cinchonae aus dem Minenlande, 1 aus Cujabá und 4 aus dem nördlichen Brasilen, überdieß 4 Arten Exostema, die Buena hexandra (quina do Rio de Janeiro) und die Coutarea speciosa (quina de Pernambuco) aufgeführt. An scharfen Schleimharzen und flüchtiger Schärfe reich erscheinen ganz vorzüglich die Euphorbiaceen, unter denen Mehrere äußerst giftige Milchsäfte führen.

Die Sapindaceen sind durch einige höchst eigenthümliche Heilpflanzen repräsentirt. Die meisten Paulliniae, wie grandiflora und pinnata, sind scharf narkotisch, und in ihren Wirkungen dem Aconit vergleichbar. Die Paullinia sorbilis liefert die Guaraná-Paste, deren wirksamstes Princip das Coffein ist. Die Identität des früher unter dem Namen Guaranin bekannt gemachten Stoffes mit dem Coffein hat Theodor Martius durch Elementar-Analyse erwiesen. Somit findet sich dieses eigenthümlich wirkende Princip in dem Coffé, dem Thee und dem Guaraná, also in den weit von einander liegenden Familien der Rubiaceen, der Ternströmiaceen und der Sapindaceen. Es verdiente wohl eine sorgfältige Untersuchung, ob dasselbe Element sich nicht auch aus dem Cacao und dem Paraguaythee darstellen läßt. Die Pflanze, welche den letzt genannten, in Südamerica weit verbreiteten Thee liefert (Ilex paraguariensis), kommt nicht bloß in den ehemaligen Jesuiten-Reductionen am Paraguay vor, sondern wächst auch in einem großen Theile des südöstlichen Brasiliens. In Velloso's Flora Flumin. ist sie Vol. I. t. 106 als Chomelia amara abgebildet. An diese Pflanze schließt sich, rücksichtlich der Wirkungen, das Erythroxylon Coca an, welches in den westlichen Gegenden der Provinz Rio Negro, eben so wie in Peru gebaut wird, und in seinen getrockneten und gepulverten Blättern die sogenannte Cuca der Peruaner, das Ypadú der Tupis liefert, ein in seinen Wirkungen dem Opium und den Fröhlichkeitspillen der Orientalen analoges Mittel.

Die bisherigen Anführungen mögen hinreichen, um zu beweisen, daß der ursprüngliche Arzneyschatz Brasiliens ungemein reich ist, und wohl verdient, den europäischen Aerzten genauer bekannt zu werden. Die Aerzte Brasiliens wenden bereits einen großen Theil desselben in ihrer Praxis an, und so sind z. B. manche der von mir bereits früher bekannt gemachten Heilstoffe in das „Formulario ou Guia medica do Brazil" des Dr. Chernoviz Rio de Janeiro, 1841. 12., übergegangen; inzwischen ist zur Zeit die dortige Materia medica noch ganz abhängig von den Lehren der europäischen Schulen, und es werden in Brasilien zahlreiche europäische Arzneypflanzen verordnet, die das Land nicht hervorbringt und der Handel sehr oft in einem ungeeigneten Zustande zuführt. Unter diesen Verhältnissen schien es mir sehr zweckmäßig, eine Concordanz zwischen den in Europa üblichen Arzneypflanzen mit jenen Brasiliens auszuarbeiten. Die bisherigen klinischen und chemischen Erfahrungen sind dabey zu Grund gelegt, außerdem aber nach Analogie und Induction die correspondirenden Mittel von ganz gleicher, von stärkerer oder von schwächerer Wirkungsart einander gegenüber gestellt worden. Es ergibt sich aus dieser Vergleichung, daß nur wenige der in Europa üblichen Arzneypflanzen

und Stoffe durch keine Pflanzen der brasilischen Flora ersetzt werden können. Es sind dieß folgende: Helmintochorton, der Agaricus Chirurgorum, die Belladonna, Cichorium, Colchicum, Veratrum album, Rheum, Rubia tinctorum, Leontodon Taraxacum, Guajacum, Juniperus communis, Conium maculatum, Lavandula vera, Humulus Lupulus, Crocus, Papaver somniferum und mehrere der europäischen Doldenfrüchte, wie Fenchel, Anis, Kümmel, Coriander, Phellandrium aquaticum, ferner der Traganth u. das Sandarac, die Schleimharze des Ammoniacum, der Asa foetida, des Galbanum und die Myrrha. Alle übrige finden sich dort entweder wild oder cultivirt, oder lassen sich durch andere von analogen, ja sehr oft von Pflanzen mit kräftigeren Wirkungen ersetzen. Dieß Resultat ist ohne Zweifel sehr günstig, und wird die literarische Betriebsamkeit der brasilianischen Aerzte auffordern, fortan an der Ausbildung einer Doctrin von so viel praktischem Nutzen zu arbeiten, indem sie Substituenda für die oben erwähnten aufsuchen, und die Wirkungsweise der schon bekannten Mittel im Gegenhalte mit den europäischen genauer erforschen.

Der wesentlichste Nutzen, welchen ich den dortigen Aerzten geschafft zu haben glaube, beruht darin, den ganzen vegetabilischen Arzneyschatz ihres Landes zur Uebersicht gebracht, und die in verschiedenen Provinzen unter verschiedenen Namen gekannten Pflanzen auf eine systematisch gültige Nomenclatur zurückgeführt zu haben. Dazu war auch die Prüfung der Synonymie in der voluminösen Flora Fluminensis des Mariano da Conceigaõ Velloso nöthig, welche der Bischof von Anemuria, Antonio de Arrabida auf Kosten D. Pedro I. hat herausgeben lassen, so wie eine erneuerte Kritik der Werke von Piso und Marcgrav. Diesem Doppelgeschäfte habe ich mich mit Sorgfalt unterzogen, und die Resultate sind bey allen treffenden Pflanzen angegeben. Auch die Originalabbildungen des Marcgrav, welche in der k. Bibliothek zu Berlin unter dem Namen des Liber Principis aufbewahrt werden, und von welchen ich mir Delcopien verschafft habe, sind bey dieser Synonymik der brasilianischen Arzneypflanzen benützt und mit ihren, oft wie es scheint durch die Hand des Abschreibers sehr verunstalteten Namen citirt worden.

Dr. v. Martius.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

3. Hr. De la Rive hat, wie aus Bd. XL. bekannt ist, die Hypothese aufgestellt, daß von den Polen der Säule aus eine doppelte Entladung statt habe, eine nämlich durch den Schließungsdraht, die andere durch die Säule selbst, so daß der Strom bey einer Säule, deren Pole nicht metallisch verbunden sind, gänzlich in die Säule zurückgeht und aufgehoben wird, bey einer Säule aber, deren Pole durch Metall verbunden sind, nicht etwa erst ein Strom erzeugt, sondern nur dem Rückstrom ein Abzugskanal eröffnet wird, und man daher bey allen Versuchen nur diesen abgeleiteten Theil des Rückstromes wahrnimmt.

Obschon diese Hypothese bey den übrigen Physikern wenig Anklang, von einigen selbst Tadel erfahren hat, so glaubte Hr. Poggendorf doch, dieselbe neuerdings strenger prüfen zu müssen, weil es für die Theorie der Säule von Wichtigkeit ist, mit Bestimmtheit zu wissen, ob ein solcher Rückstrom existirt, und ob dem gemäß der im Schließungsdraht beobachtete Strom ein bloß partieller oder der volle der ganzen Säule ist.

Das sicherste Mittel bietet die Ohm'sche Theorie dar, und es würde sich, wenn man den Strom einer Volta'schen Kette durch den einer magneto-elektrischen genau compensirte, nachdem die elektromotorische Kraft eines jeden Stromes für sich nach der Ohm'schen Formel bestimmt hat, sogleich zeigen, ob diese einander gleich oder von einander verschieden sind. Allein Hrn. P. stand keine magneto-elektrische Maschine zu Gebot, und er stellte daher seine Untersuchung auf eine andere, aber nicht minder sichere Weise an. Es ist nämlich klar, daß, wenn man den Widerstand des Schließdrahtes um eine gewisse Größe vermehrt, und den in der Flüssigkeit um eben so viel vermindert, oder umgekehrt den ersten Widerstand um eben so viel vermindert als den letzten vergrößert, so kann nach der gewöhnlichen Ansicht keine Aenderung in der Intensität des Stromes hervorgehen, wohl aber müßte dieß der Fall nach Hrn. De la Rive's Hypothese geschehen.

Hr. P. bewerkstelligte dieß dadurch, daß er mittels eines Paares homogener Platten eine veränderlich lange Strecke einer Flüssigkeit in den Schließungsdraht einschaltete, während er zugleich die Flüssigkeit zwischen den Erregerplatten um ein gleiches verkürzte oder verlängerte.

Mehrere Reihen solcher Versuche, die mit aller Sorgfalt und Unpartheylichkeit angestellt wurden, lieferten den vollgültigen unzweydeutigen und directen Beweis, daß in der Volta'schen Säule kein solcher Rückstrom existirt, wie Hr. De la Rive voraussetzt. (S. 353 — 369.)

4. Schon vor zwey Jahren hatte Hr. E. Lenz Versuche über den Leitungswiderstand des menschlichen Körpers gegen magneto-elektrische Ströme mittels einer Clarke'schen magneto-elektrischen Maschine mit den für physiologische Wirkungen nöthigen Spiralen aus dünnem Draht angefangen. Hr. Ptschelnikoff, Gehülfe des Hrn. Lenz, und Lehrer der Physik an dem pädagogischen Hauptinstitute, setzte diese Versuche genau nach Hrn. L's Methode fort an Personen verschiedenen Alters und Geschlechtes, so, daß sie bald einen, bald zwey, bald vier Finger der beyden Hände, bald die ganzen Hände in die leitende Flüssigkeit tauchten. Die Resultate zeigten, daß a) die Oberfläche des eingetauchten Theiles des Körpers, b) die Stärke der angewendeten Säure, und c) das Alter der Personen, an welchen die Versuche angestellt wurden, bedeutenden Einfluß auf diesen Widerstand hat. Die Eintauchung von vier Fingern gab einen beynahe viermal kleinern Widerstand als die Eintauchung von nur einem Finger, im Newawasser war er fast viermal so stark als in vierprocentiger Säure, und während er bey einem Manne von 13 Jahren in einprocentiger Säure und Eintauchung der ganzen Hand 6,06 betrug, stieg er unter gleichen Umständen bey einem Knaben von 17 Jahren auf 8,12. Sonderbar war, daß, als der Strom durch Hände und Füße geleitet wurde, immer die Wirkung in der Diagonale von der rechten Hand zum linken Fuß größer war, als von der linken Hand zum rechten Fuß.

Was die größere oder kleinere Heftigkeit der Erschütterungen betrifft, fand Hr. Ptschelnikoff, daß sie in der verschiedenen Reizbarkeit des Nervensystemes ihren Grund habe.

Bey einem und demselben Individuum war die Erschütterung stärker, wenn der Anker aus der verticalen in die horizontale Lage gedreht wurde, und schwächer, wenn die Drehung in umgekehrter Ordnung geschah.

Endlich zeigte sich, daß die Empfindung heftiger ist an derjenigen Stelle, wo der Strom in den Körper eintritt, also gegen die Verzweigung der Nerven gerichtet ist, und schwächer in dem Theil, wo der Strom austritt, also mit den Nerven sich verzweigt. (S. 429 — 441.)

5. Hr. Daniell hatte beobachtet, daß, als er in drey seiner zehnzelligen Batterie anstatt der Zinkstäbe Zinnstäbe substituirte, in einer Stunde 25 C. Z. Knallgas, als er aber die drey Zinnkupferzellen ganz ausschloß, dieselbe Quantität Knallgas schon in 8 Minuten erhielt. Darin, meynt nun Hr. Daniell, liege eine Erscheinung, welche die Contacttheorie schwerlich mit ihren Grundsätzen werde zu vereinigen wissen. Hr. Poggendorff stellt aber sehr richtig entgegen, daß, wenn dieß auch der Fall wäre, doch die chemische Theorie bey der Erklärung dieser Erscheinung mit gleicher, wenn nicht größerer Schwierigeeit zu kämpfen habe. Seiner Ansicht nach hat zwar dieser Versuch für die Frage über den Ursprnng der Volta'schen Elektricität keine Bedeutung. Weil er aber doch in anderer Hinsicht nicht ohne Interesse ist, so entschloß sich Hr. P., denselben zu wiederholen und zu prüfen, und aus mehreren angestellten Versuchen, obwohl nicht frey von Anomalien, glaubt sich Hr. P. doch zu den Schlüssen berechtiget, daß 1) die elektromotorische Kraft von Zinnkupfer nur ungefähr die Hälfte der von Zinkkupfer beträgt, 2) daß das Gesetz der Säule auch bey diesen Ketten mit solcher Annäherung erfüllt wird, daß die Abweichungen davon nur Nebenumständen zugeschrieben werden können, und daß daher bey Hrn. Daniell's Versuchen Umstände stattgefunden haben müssen, über welche nur er Auskunft zu geben vermag. (S. 150 — 156.)

6. Man erinnert sich aus den Auszügen des vorigen Bandes, daß Hr. De la Rive die Behauptung aufgestellt hat, Gold und Platin könne mit Sauerstoff auf eine unmittelbare Weise in chemische Verbindung treten. Hr. L. F. Schönbein glaubt aber diese Behauptung geradezu widersprechen zu müssen; denn aus den von Hrn. D. l. R. angeführten Thatsachen folge zwar allerdings, daß Sauerstoff auf der Oberfläche eines als positive Elektrode dienenden Platinbleches hafte, nicht aber, daß dasselbe mit dem Metalle eine chemische Verbindung eingegangen habe, indem die Oberfläche desselben, in welcher Menge es auch Sauerstoff verschluckt, durchaus metallisch glänzend bleibt, während die allergeringfügigste Oxydation die Oberfläche eines Metalles sehr wahrnehmbar verändert. Daher ist es wahrscheinlich, daß der Sauerstoff unter diesen Umständen an dem Metalle nur mechanisch hafte, wenn man auch, wie Hr. D. l. R. sagt, unter dem besten Mikroskope nicht das geringste Gasbläschen am Platin wahrzunehmen oder durch Reiben davon zu entfernen vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels in New Zealand, with contributions to the Geography, Geology, Botany and Natural History of that country. By E. Dieffenbach M. D., late Naturalist to the New Zealand Company. Lond. 1843. Vol. I. p. 451, Vol. II. p. 396. 8.

Obschon Tasman Neu-Seeland bereits vor zweyhundert Jahren (1643) entdeckt hatte, so erhielten wir von diesen großen Inseln doch nicht eher eine genauere Kenntniß, als bis sie Cook im Jahre 1769 von Neuem auffand. Diese erweiterte sich immer mehr, seitdem die Missionäre der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft im Jahre 1815 einen bleibenden und segensreichen Eingang unter den rohen Kannibalen, die Neu-Seeland bewohnten, sich gebahnt hatten. Eine meisterhafte Beschreibung lieferte uns namentlich Yate in seinem 1835 erschienenen Account of New Zealand and of the formation and progress of the Church Missionary Society's Mission in the Northern Island. Aus dieser höchst interessanten Beschreibung ersieht man, daß Neu-Seeland keinem andern Theil der Erde an Schönheit, Fruchtbarkeit und gesunder Lage nachsteht, und es wird daraus begreiflich, wie in neuerer Zeit die Blicke der Auswanderer und Spekulanten sich immer mehr auf diese Inselgruppe hingewendet haben.

Dieffenbach bereiste im Dienste der englisch-neuseeländischen Compagnie Neuseeland in den Jahren 1839 — 1841 mit dem Auftrage, seine Aufmerksamkeit insbesondere auf die Naturerzeugnisse zu richten. Die Berichte, welche über die Fauna und Flora dieser Insel in seinem Werke enthalten sind, machen das Werthvollste von demselben aus. Nächstdem aber giebt seine Beschreibung interessante Aufschlüsse über die Colonisation Neuseelands und über die Erfolge, die von ihr zu erwarten sind. Zu bedauern ist es, daß Dieffenbach, gleich Yate, nur die nördliche Insel bereisen konnte; die mittlere und südliche, welche den Einwanderern allerdings weit geringere Vortheile darbieten, sind noch immer sehr wenig gekannt.

Gleich im Eingange seiner Beschreibung gibt der Verf. einen allgemeinen Ueberblick über die Colonisationsverhältnisse Neuseelands und rühmt insbesondere dieselben im Gegensatze zu den ungesunden Niederlassungen auf den tropischen Inseln, wo schwarze Sklaven den Stand freyer Bauern und Handwerker ersetzen, und das Leben der Weißen von Krankheiten stets bedroht ist. Ganz anders ist es dagegen auf Neuseeland, wo das Klima nicht nur dem von England ähnlich, sondern selbst milder und zugleich gesund und stärkend ist. Die in diesen Gegenden gebornen Kinder der Europäer zeigen keinen Abfall von der Schönheit des Original-Stammes, wie dieß auf Neu-Südwallis und Vandiemensland der Fall ist. Ein großer Theil des Landes gewährt alle die Nahrungsmittel, welche zum Unterhalte der Europäer nothwendig sind, namentlich Korn, Kartoffel, Früchte und jede Art von Gartengewächsen. Es besitzt in seinem Bauholze, Marmor und Quadersteinen die Materialien zum Schiff- und Häuserbau; seine Kohlen werden für

Dampfmaschinen und Manufakturen ausreichend seyn; seine Küsten sind mit guten und sichern Häfen versehen und sein Inneres ist von Flüssen und Bächen durchschnitten. Kurz Neuseeland besitzt alle Bedingungen, um neben den Eingebornen noch eine ansehnliche Kolonie zu fassen, und insbesondere einen Mittelstand, zumal unter den Landbebauern, gedeihlich zu begründen.

Es ist allerdings kein geringes Lob für ein Land, wenn es der Art ist, daß Fleiß und Geschicklichkeit sich in demselben Unabhängigkeit und selbst Ueberfluß verschaffen kann, daß in ihm keine Dürre des Kolonisten Anstrengung zu nichte macht, noch Seuchen sein Leben bedrohen, ja daß, wenn er um sich schaut, er sich in England, anstatt bey den Antipoden, wähnen könnte, wenn nicht das Immergrün der Haine und Wälder, was dem Lande eine unvergleichliche Frische und Fruchtbarkeit gibt, ihn daran erinnerte, daß er sich in einer neuen Heimath befinde. Mehr jedoch als alle diese großen Vorzüge wurde von den Kolonisten, welche in den letzten beyden Jahren zu Tausenden einwanderten, erwartet. Zu ihrer Verwunderung und Mißbehagen fanden sie eine fast ganz bergige Gegend, während das culturfähige Land sehr zerstreut und abgetheilt war, ferner für Rindvieh und Schafe nur spärliches Futter, während sie ausgedehnte Weidegründe erwarteten, endlich statt Grasplätze hohe Farnkräuter, Gestrüppe und dichte Waldungen, deren ineinander geschlungene Wurzeln die Urbarmachung sehr beschwerlich machten, während sie nur an eine bequeme und mühlose Niederlassung gedacht hatten. Die meisten dieser Einwanderer waren nicht gesonnen, die neue Kolonie zu ihrer zweyten Heimath zu machen, sondern wollten nur in der kürzesten Zeit sich bereichern; viele kamen in der Absicht, um mit Ländereyen wucherisch zu spekuliren.

Als Ausfuhrartikel, von denen man sich die größten Vortheile versprach, kamen besonders Bauholz, Flachs und Oel in Betracht; allein seitdem die Kolonie angelegt wurde, haben diese Artikel kaum mehr eine Ausfuhr gewährt und können auch nicht für die Zukunft als gewinnbringende Mittel betrachtet werden. Was das Bauholz anbelangt, so können nur große und lange Stämme zum Schiffbau die Kosten eines weiten Transportes bezahlt machen; solche Stämme sind jedoch nach des Verf. Untersuchungen auf der nördlichen Insel selten und finden sich nicht in geschlossenen Waldungen beysammen. Andere Holzsorten haben auf Neuseeland selbst bereits einen solchen Preis, daß Bretter mit Vortheil aus Europa eingeführt worden waren. Uebrigens ist allerdings eine große Menge Holz aller Art vorhanden, welches für den Verbrauch auf der Insel selbst noch von großer Wichtigkeit werden wird, wenn ihre Hülfsquellen verständiger benutzt werden. Die Ausfuhr des von den Eingebornen präparirten Flachses ist in den letzten Jahren fast auf Nichts herabgesunken, da sie bey ihrer vermehrten Berührung mit den Europäern durch etwas Ackerbau in den Stand gesetzt wurden, alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen und daher der Bereitung des Flachses abgeneigt wurden. Uebrigens ist es richtig, daß diese Pflanze ungeheure Districte bedeckt und daß sie in größter Menge geschafft werden könnte, wenn eine wohlfeile Zubereitungsweise ausgemittelt würde; zur Zeit aber kann sie nicht als ein Mittel betrachtet werden, das zur Hebung des Handels der Kolonie geeignet wäre. Auch die Ergebnisse des Wallfischfanges an den Küsten Neuseelands sind von sehr geringem Belange, wegen der unterschiedslosen Niedermetzlung der Walle in den letzten fünfzehn Jahren, ohne Rücksichtnahme auf die Weibchen und Jungen.

Hieraus geht demnach hervor, daß Neuseeland gegenwärtig keine Ausfuhrartikel darbietet, die als Ersatz für die Einfuhr geboten werden können, daß solche also erst durch den Anbau des Landes producirt werden müssen, und daß die Fruchtbarkeit desselben dazu vortrefflich geeignet ist, wenn Mühe und Sorgfalt darauf verwendet wird. Bisher galten auf Neuseeland alle Anstrengungen dem Handel, die Erfahrung hat aber gezeigt, daß dieser allein nicht lohnend ist, sondern daß der Ackerbau ihm zu Hülfe kommen muß, um den Schiffen Provisionsmittel zu liefern.

Was die Eingebornen anbelangt, die ihres Kannibalismus wegen ein Schrecken der Seefahrer waren, so haben die wohlthätigen Wirkungen des Christenthums unter ihnen sich immer mehr geltend

gemacht, und nach wenig Jahren wird wohl das Heidenthum daselbst ganz gestürzt seyn. Merkwürdig ist es aber auch hier, wie die Eingebornen an Zahl und Stärke abnehmen, indem sie durch mancherley Krankheiten geschwächt und hinweggerafft werden. Der Verf. findet die Hauptursache darin, daß sie einen Theil unserer Nahrung und Kleidung, aber nicht das Ganze angenommen haben, und daß die leichtere Ernährungsweise in der jetzigen Zeit ihnen mindere körperliche Anstrengung verursacht als früherhin, was ihrer Gesundheit nicht zuträglich ist. Dieselbe Erfahrung ist auch auf andern Inseln in der Südsee gemacht worden, daß Krankheiten und Sterblichkeit überhand nahmen, wenn die Eingebornen ihrer alten Lebensweise theilweise die europäische beyfügten, welche mit jener nicht zusammen paßte. Dieß sind nothwendige Folgen des Zusammenlebens zweyer auf verschiedenen Culturstufen stehenden Menschenrassen, die sich aber heben werden, wenn die Eingebornen ganz in die europäische Lebensweise und Beschäftigungen eingehen. Einen auffallenden Beleg hiefür haben die Hottentotten geliefert, die am Aussterben waren, als die Missionäre ihre letzten Reste sammelten und die nunmehr, nachdem sie auf europäische Weise herangebildet wurden, in ihrer Anzahl sich wieder beträchtlich gemehrt haben. Für die Neuseeländer ist insbesondere dasselbe auch zu hoffen, weil sie dem Genusse des Branntweins sich nicht ergeben haben, sondern denselben als Gift verabscheuen.

Indem wir die ausführlichen Mittheilungen, welche der Verf. sonst über die Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner gibt, übergehen, da das Meiste aus früheren Darstellungen schon bekannt ist, erlauben wir uns desto ausführlicher bey der Schilderung der Fauna und Flora Neuseelands zu verweilen, da durch Beyhülfe anderer Naturforscher in diesem Werke Alles, was bisher hierüber an Materialien vorliegt, zusammengestellt und hiemit ein höchst werthvoller Beytrag zur Kenntniß der geographischen Verbreitung der organischen Wesen geliefert worden ist.

Um mit der Fauna zu beginnen, so war von dieser, wie überhaupt von den Naturproducten Neuseelands, vor Cook's erster Reise nichts bekannt. Auf dieser wurde er von Banks, Solander und Parkinson begleitet, welch letzterer als ein ausgezeichneter Künstler die neu entdeckten Thiere und Pflanzen, worunter viele neuseeländische, zeichnete. Auf seiner zweyten Reise wurde Cook von beyden Forsters, Reinhold und Georg, begleitet, von denen dieser eine beträchtliche Anzahl Thiere zeichnete. Die von Parkinson und G. Forster gemachten Zeichnungen befinden sich gegenwärtig, zugleich mit Solanders handschriftlichen Notizen, im brittischen Museum; die von beyden Forsters gemachten Notizen sind in der Berliner Bibliothek aufbewahrt und werden jetzt endlich von der Akademie publicirt; die auf die Fische bezüglichen Bemerkungen hat bereits Schneider in seinem Systema Ichthyologiae mitgetheilt. Nach jenen Zeichnungen haben sowohl Latham in seiner Synopsis of Birds, als Kuhl in seiner Monographie der Procellarien viele neue Arten aufgestellt. Den Ichthyologen gewähren sie zugleich das einzige verlässige Mittel, sich der von Schneider nach Forsters Notizen aufgestellten Arten zu versichern, weßhalb Cuvier und neuerdings Richardson beyde Collectionen zu Rathe zogen. Von den an Wirbelthieren gesammelten Exemplaren sind nur noch einige Fische und Vögel vorhanden.

Die Sammlung von Conchylien scheint sehr zahlreich gewesen zu seyn, indem sie die meisten Originale zu Martyn's prachtvollem Bilderwerke gewährte. Die auf diesen Reisen gesammelten Insekten wurden von Fabricius beschrieben, als er zu Besuch in England war.

Bis auf die letzten Jahre scheinen keine Sammlungen aus Neuseeland eingegangen zu seyn, mit einer einzigen Ausnahme, indem im Jahre 1812 oder 1813 Kapitän Barclay einen Vogel mitbrachte, den Shaw als Apteryx australis beschrieb.

Drey der neuen französischen Entdeckungsreisen berührten Neuseeland: die Coquille unter Duperrey 1824, der Astrolabe unter Dumont D'Urville 1827, und die Favorite unter Laplace 1831. Von der zweyten Reise lieferten Quoy und Gaimard die Beschreibungen vieler neuseeländischer Thiere, doch sind mehrere schon früher nach den von Cook's Reisen herrührenden Sammlungen charakterisirt worden. Seitdem sind durch englische und französische Rei-

sende weitere Materialien von der Fauna dieser Insel gebracht worden, zu deren Schilderung wir nun übergehen.

I. Säugthiere, bearbeitet von F. E. Gray (S. 181). Es ist ein höchst merkwürdiger Umstand, daß auf Neuseeland gar keine Landsäugthiere ursprünglich vorkommen, wenn nicht eine Fledermaus und eine Ratte, welche beyde jedoch auch aus einer andern Gegend eingewandert seyn könnten.

Die Fledermaus ist schon auf den Abbildungen von Forster als Vespertilio tuberculatus dargestellt und scheint nach Dieffenbach's Bemerkung die einzige dort vorkommende Art zu seyn. Nach 2 Exemplaren erklärt sie Gray (S. 296) für eine neue Gattung, 4) von Emballonura und Urocryptus verschieden, indem sie nur 2 große Schneidzähne in der Mitte des Oberkiefers hat; der Pelz ist dicht, aufrecht, dunkelbraun, mit kurzen weißen Spitzen, die Unterseite blasser. Um die Basis der Schnautze findet sich eine Reihe kurzer, starrer, schwarzer Borsten; die Schwingen sind am Leibe und den Knochen der Gliedmassen verdickt und quer ausgehöhlt; die Klappe ist länglich, pfriemenförmig. Diese Fledermaus mag Mystacina tuberculata genannt werden."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Daß Gold- und Platinbleche, wenn sie eine Zeitlang in einer oxy-elektrolytischen Flüssigkeit abwechselnd als positive und negative Elektroden gedient, an ihrer Oberfläche sich eben so, wie jedes oxydirbare Metall mit einem Metallpulver belegen, ist außer allem Zweifel, aber daß diese Erscheinung einer Auflockerung der Oberfläche durch abwechselnde Oxydation und Desoxydation zuzuschreiben sey, wie Hr. D. l. R. meynt, wäre nur dann anzunehmen, wenn die Oxydirbarkeit des Goldes und Platins, wie die des Kupfers u. dgl. schon anderweitig bewiesen wäre. Vielmehr läßt sich vermuthen, daß der einfache Strom schon einen desaggregirenden Einfluß auf den Zusammenhangszustand der fraglichen edlen Metalle ausübe, oder daß der an diesen Metallen stattfindende Wasserstoffbildungsproceß auf irgend eine Weise mechanisch trennend auf die Theilchen derselben wirkt, und daher diese Auflockerung durch rein physikalische Thätigkeiten des Stromes verursacht werde, und man daher vielmehr berechtiget sey, den Schluß zu machen, daß der in Hrn. D. l. R's. Versuchen am positiven Pole fehlende Sauerstoff nicht chemisch mit dem Metalle verbunden ist, sondern nur mechanisch an dem Platin haftet, um so mehr, als reines Platin auch noch so lange mit kochender reiner Salpeter- oder Schwefelsäure in Berührung gelassen nichts von seinem Gewichte verliert.

Da nun die Oxydirbarkeit des Platins und Goldes weder im Sauerstoffe, noch in Salpeter- und Schwefelsäure als bewiesen angesehen werden kann, so scheint auch Hrn. D. l. R's. Ansicht, als rühre die positive Polarität, welche die negative Elektrode während des Stromdurchganges erlangt, davon her, daß der an ihr während der Wasserelektrolyse auftretende Wasserstoff die Oxydhülle, welche das Gold oder das Platin im natürlichen Zustand immer umgebe, reduciet, nicht beygepflichtet werden zu können. (S. 235 — 251.)

7. Hr. Petrina in Linz machte mannigfaltige Versuche über die Einwirkung der Flamme auf Elektricität, welche zeigen, daß die Flamme auf elektrisirte Körper so wirkt, daß die Elektricität durch sie aufgehoben wird, und Hr. P. glaubt, daß die Ursache davon weder in der durch den Verbrennungsproceß bewirkten Bewegung der Luft, noch in der Wärme der Flamme, noch in ihrem Lichte, noch in ihrer Spitzheit, sondeen in dem Verbrennungsproceß selbst liege. Er meynt vielmehr, der Sauerstoff gehe vielleicht nur bey einem bestimmten elektrischen Zustand (vielleicht Nullzustand) die chemische Verbindung ein, und leite die überflüssige Elektricität, wenn er positiv ist, in die Ferne, oder ziehe die mangelnde aus der Ferne an, wenn er negativ ist (?) (S. 459 — 463.)

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels in New Zealand etc.

(Fortsetzung.)

Die einheimische Ratte, welche ehemals allgemein verbreitet war und von den Eingebornen gegessen wurde, ist durch die eingeführte englische Ratte (nicht die Wanderratte) so selten geworden, daß Dieffenbach kein Exemplar sich verschaffen konnte. Die Eingebornen vergleichen ihre eigene Ausrottung, welche sie von den Engländern erleiden, mit der, die ihre einheimische Ratte durch die englische erfahren hat. — Die Hausmaus soll ebenfalls eingeschleppt worden seyn. Was sonst von Landsäugthieren vorhanden ist, ist absichtlich eingeführt worden.

Den neuseeländischen Hund benennt zwar Gray als Canis Dingo, aber Dieffenbach sagt, daß der Hund der Eingebornen nicht der australische Dingo, sondern eine viel kleinere Varietät sey, dem Schackal ähnlich und von schmutzig gelblicher Färbung. Er wird nunmehr auch selten, da fast die ganze Rasse der Insel aus Blendlingen besteht. Da die Eingebornen ihren Hund auch bisweilen mit dem spanischen Namen Pero bezeichnen, so wäre es möglich, daß noch vor Tasman spanische Seefahrer ihnen den Hund gebracht hätten.

Die Hauskatze ist von den Kolonisten eingeführt und hat sich zum Theil verwildert. Auch die Schweine kommen in manchen Gegenden in großer Menge verwildert vor; sie sind eine eigene Rasse mit kurzen Beinen und Köpfen und compactem Körper. Obschon neuerdings von den Kolonisten häufig eingeführt, scheinen sie doch, wie auf andern Inseln, den Eingebornen schon vor der Ankunft der Engländer bekannt gewesen zu seyn. Ganz neuen Datums sind Pferde, Esel, Schafe, Ziegen und Ochsen.

Mehr Arten von Säugthieren als das Land, hat die See aufzuweisen, wie Polack und Andere angeben, doch da keine Exemplare nach England gebracht wurden, ist Gray außer Stande für die Richtigkeit der systematischen Benennungen einzustehen. Genannt sind folgende:

1) Phoca proboscidea Péron (Bottlenose Seal Pol.), bewohnt Uwona. 2) Phoca jubata Schreb. (Sea Lion Pol.), bewohnt die südlichen Inseln. 3) Phoca ursina Linn. (Sea Bear Pol.), von Neuseeland. Die Robben des Handels (wahrscheinlich von letzterer Art) wurden sonst in großer Anzahl an der mittleren Insel von Neuseeland, und auf der Insel Stewart und Chatham erlegt. Der gegen sie geführte Vernichtungskrieg hat es dahin gebracht, daß nur noch vereinzelte Individuen gesehen werden.

4) Delphinus Zelandiae Quoy aus der Cook's Straße, und 5) Grampus oder Killer Pol. (Delph. orca?).

6) Physeter macrocephalus, ändert in der Farbe: weiß, schwarz, ockerfarben, schmutzig roth und gefleckt.

7) Balaenoptera, wovon Polack aufführt den Humpback, Finback, Pike-headed Balaena (Black Physeter), und large-lipped Whale (B. musculus), letzterer gemein an Neuseeland. Wahr-

scheinlich gehören alle hier genannten Finnfische zu Schlegels Balaena sulcata antarctica.

8) Balaena Antipodum Gray, von Schlegel schon früher als Balaena Mysticetus antarctica benannt. Eine gute Zeichnung nach einem 60′ langen Thiere ist beygefügt.

In der Cooksstraße haben die Engländer mehrere Niederlassungen für den Wallfischfang begründet. Ihr Hauptgegenstand ist der eigentliche Wallfisch. Zwar jagen sie auch Finnfische, doch geschieht es selten, weil diese nicht bloß weniger Oel liefern, sondern auch schwieriger zu erlegen sind. Pottfische sind in den Breiten von Neuseeland ebenfalls nicht selten und werden oft eine Beute der Wallfischfänger auf der hohen See, dagegen nähern sie sich nicht den seichten Küsten, da ihre Lebensweise von der der Wallfische verschieden ist.

Der eigentliche Wallfisch der Südsee ist kleiner als der nördliche. Fast alle, welche an der Küste von Neuseeland erlegt werden, sind Weibchen und ihre Junge, indem die Männchen nicht so nahe an die Küste kommen, auch scheuer und wilder sind. Der Fang wird vom May bis zum October betrieben. Zu Anfang May nähern sich die Weibchen den Küsten, um hier ihre Jungen zu werfen; mit ihnen kommen auch die vorjährigen Jungen. Gewöhnlich bringt das Weibchen nur ein Junges zur Welt; bisweilen sieht man es jedoch auch mit zweyen herum schwimmen.

Ueber die Wanderungen der Wallfische theilt Dieffenbach einige beachtungswerthe Angaben mit. Sie kommen im May an den Küsten von Neuseeland aus dem Norden an, passiren die Cooksstraße, indem sie sich längs der Küste der nördlichen Insel halten und zwischen dieser und der Eingangs-Insel durchziehen; an der entgegengesetzten Küste werden sie niemals gesehen. Von der Eingangs-Insel schwimmen sie in die Cloudy Bay, und zu Ende Octobers gehen sie entweder ostwärts oder kehren nordwärts zurück. Vom Juny an beginnen sie sich an der Insel Chatham, 150 Seemeilen östlich von Neuseeland zu zeigen, wo ihre Zahl mit dem Ende der Saison anwächst. Während der übrigen sechs Monate des Jahres begegnen die Schiffe, welche den „Wallfisch-Grund“ durchsegeln, vielen Wallfischen. Dieser sogenannte Wallfisch-Grund dehnt sich von der Chathams-Insel bis im Osten der nördlichen Insel von Neuseeland aus und von da bis zur Norfolk-Insel. Der Wallfisch-Grund soll nach Angabe der Wallfänger nichts als eine Untiefe seyn.

Die Zahl der jährlich von den 4 Niederlassungen erlegten Wallfische beträgt 120. Auf den Wallfisch rechnet man durchschnittlich 6 Tonnen Oel, was im Ganzen 720 Tonnen ausmacht, von denen jede an Ort und Stelle mit 10 L., in London aber mit 27 L. bezahlt wird, so daß hier die Ausbeute an Oel im Ganzen um 20,000 Pfund Sterling verwerthet wird. Hiezu kommen noch 3000 L. für Fischbein, wovon ein großes Thier ungefähr 5 Centner liefern kann. Da der Fang der Wallfische an den Küsten für die Fischerey sehr verderblich ist, indem er nur die Weibchen und Jungen betrifft, so hat die Zahl der Wallfische sich von Jahr zu Jahr vermindert, und wenn die Regierung diese Art des Fanges nicht ganz verbietet, so werden in nicht sehr ferner Zeit die Wallfische an den Küsten Neuseelands eben so ausgerottet werden, wie dieß bereits mit den Robben geschehen ist.

II. Verzeichniß der bisher auf Neuseeland, Chatham und Auckland gefundenen Vögel von G. R. Gray (II. S. 186). Im Ganzen 84 Arten, worunter mehrere, die bisher nur auf diesen Inseln gefunden wurden.

a. Raubvögel: 1) Falco harpe Forst. (F. Novae Zeelandiae Gm.?); 2) F. brunneus Gould (F. australis Homb.).

3) Strix (Athene) Novae Seelandiae Gm.

b. Singvögel. 4) Glaucopis (Callaeas) cinerea Gm.

5) Fringilla albicilla Less. 6) Alauda Novae Seelandiae Gm.

7) Aplonis (Lamprornis) zelandicus Quoy, 8) A. obscurus, 9) A. australis Sparm. 10) Creadion (Sturnus) carunculatus Gm.

11) Rhipidura (Muscicapa) flabellifera Gm., 12) Rh. macrocephala Gm., 13) Rh. melanura n. sp. — 14) Miro (Turdus) albifrons Gm., 15) M. longipes Less., 16) M. Forsterorum

n. sp., 17) M. Dieffenbachii n. sp., 18) M. toitoi Less.

19) Turdus crassirostris Gm. — 20) Synallaxis punctata Quoy. — 21) Curruca igata Quoy. — 22) Certhiparus senilis, 23) C. Novae Seelandiae Gm., 24) C. maculicaudus (Parus zelandicus Quoy).

25) Acanthisitta (Motacilla) citrina Gm., 26) A. tenuirostris Lafr., 27) A. punctata Quoy, 28) A. longipes Gm. — 29) Mohua ochrocephala Gm. (Certhia heteroclites Quoy). — 30) Meliphaga concinnata Temm. (Merops Novae Selandiae Gm.), 31) M. cincta Dubus. — 32) Anthornis (Certhia) melanura Sparm., 33) A. melanocephala n. sp. *)

c. Wiedvögel. 34) Neomorpha Gouldii. — 35) Alcedo sacra Gm. (A. valjans Less.).

d. Klettervögel. 36) Cuculus taitensis Sparm., 37) C. lucidus Gm.

38) Platycercus Novae Seelandiae Wglr., 39) Pl. auriceps Vig., 40) Trichoglossus aurifrons Less., 41) Nestor hypopolius Wglr.

e. Tauben. 42) Columba Novae Seelandiae Gm,, 43) C. aenea, var. β Lath., 44) C. brunnea Lath.

f. Hühner. 45) Coturnix Novae Seelandiae Quoy.

g. Laufvögel. 46) Apteryx australis.

h. Sumpfvögel. 47) Rallus australis Sparrm., 48) R. assimilis n. sp., 49) R. Dieffenbachii n. sp. — 50) Porphyrio melanotus.

51) Charadrius xanthocheilus Wagl., 52) Ch. obscurus Gm., 53) Ch. Novae Seelandiae Gm. — 54) Anarhynchus frontalis Quoy. — 55) Haematopus picatus Vig. (H. austral. Gould.) — 56) Himantopus Novae Zealandiae Gould.

57) Ardea australis Cuv., 58) A. jugularis Forst.

i. Schwimmvögel. 59) Lestris antarctica Less. — 60) Larus fuscus Linn., 61) L. scopulinus Forst. — 62) Sterna striata.

*) Polack führt auch noch einige einheimische Namen als bezüglich auf Schwalben an.

63) Pelecanoides urinatrix Cuv., 64) Puffinus aequinoctialis, 65) Procellaria gigantea Gm., 66) P. Cookii n. sp., 67) Prion vittatus Cuv. — 68) Diomedea exulans.

69) Sula australis Gould. — 70) Graucalus carunculatus, 71) G. cirrhatus Gm., 72) G. punctatus Gm., 73) G. auritus Less., 74) G. varius Gm., 75) G. carboides Gould, 76) G. flavirostris Gould,

77) Anas variegata Gm., 78) A. superciliosa Gm., 79) A. malacorhynchus Gm., 80) A. rhynchotis Lath., 81) A. Novae Seelandiae Gm.

82) Podiceps rufopectus n. sp. — 83) Spheniscus minor. — 84) Catarrhactes antipodes Homb.

Der merkwürdigste unter allen diesen Vögeln ist der Kiwi (Apteryx australis), über dessen Aufenthalt und Lebensweise Dieffenbach I. S. 230 weitere Aufschlüsse giebt. Er selbst konnte sich nur ein einziges Exemplar dieses seltsamen Vogels verschaffen, das er von einem Kolonisten in der Lauriston Bay zum Geschenk erhielt. In den meisten Gegenden benachrichtigten ihn die Eingebornen, daß Hunde und Katzen alle Kiwis ausgerottet hätten. In den bergigen und dunklen Waldungen zwischen Mango-nui und Hokianga sollen sie noch existiren, so wie auch in einem sumpfigen Gebirgsstrich in der Nähe von Waimate; doch vereitelte die Indolenz der Eingebornen alle seine Bemühungen. Andere Plätze, wie die kleine Barrier-Insel im Golf von Hauraki, einige Distrikte am Ostkap und die Westküste der mittlern Insel, wo Kiwi ebenfalls vorkommen sollen, hatte Dieffenbach keine Gelegenheit zu besuchen. Die Zeit seiner völligen Ausrottung scheint nicht mehr ferne zu seyn, daher man jetzt um so mehr darauf bedacht seyn muß, Nachrichten über ihn einzuziehen.

Der Kiwi bewohnt die einsamsten, dicht bewachsenen Gegenden der Waldungen, wo er, als ein ganz nächtlicher Vogel, bey Tage in den Hohlungen der Bäume sich verbirgt. Ein Pärchen hält sich zusammen und behauptet einen gewissen Distrikt. Sobald die Nacht anbricht, verläßt er seinen

Schlupfwinkel und geht seinem Futter nach, was in Insektenlarven besteht, die jedoch nicht seine einzige Nahrung auszumachen scheinen, indem Owen in seinem Magen Sämereyen fand, die Dieffenbach als solche von Elaeocarpus hinau erkannte; auch soll er, wie die Eingebornen sagen, sehr lüstern nach den Samen der Hamelinia veratroides seyn. Nach ihrer Angabe soll der Kiwi zur Brütezeit unter Baumwurzeln eine große Grube ausgraben und ein Ey von grünlicher Farbe hineinlegen. Männchen und Weibchen sollen abwechselnd brüten. Der Kiwi läßt Nachts ein lautes Geschrey ertönen, das die Eingebornen nachahmen und ihn so herbeylocken, um ihn dann mit Hunden zu fangen, oder durch eine plötzlich angezündete Fackel ihn zu blenden, wodurch sie ihn lebendig bekommen. Das Männchen ist weit größer als das Weibchen und hat einen längern Schnabel.

III. Amphibien, beschrieben von J. E. Gray (II. S. 202). Nur wenige Arten sind bisher gefunden worden und darunter unter den landbewohnenden keine giftigen.

Skinke. 1) Tiliqua zelandica n. sp. 2) T. ornata n. sp.

Geckonen. 3) Naultinus elegans Gray, 4) N. pacificus Gray, 5) N. punctatus n. sp.

Agamiden. 6) Hatteria punctata Gray.

Wasserschlangen. 7) Pelamys bicolor. Dieffenbach bemerkt, daß er weder See- noch Landschlangen gesehen habe.

Schildkröten. Eine kleine Landschildkröte soll am Wanganuifluße in der Cook's-Straße gefunden worden seyn; die Eingebornen erwähnten nie eines solchen Thieres gegen den Verfasser.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. LVI. (Zweyte Reihe Bd. XXVI. 1842.)

(Fortsetzung.)

8. Um durch einen thermoelektrischen Apparat den größtmöglichsten Effect zu erhalten, müssen Säule und Galvanometer in einem gehörigen Verhältniß stehen. Um dieses zu finden, geht Hr. A. F. Svanberg von der allgemeinen Formel für den Effect thermoelektrischer Ströme $S = \frac{m\,n\,k}{r + r^1 + R}$ aus, in welcher m die Anzahl der galvanometrischen Windungen, n die Zahl der Stäbepaare, k eine mit der elektromotorischen Kraft eines jeden Paares proportionirte Größe, r, r^1, R den Leitungswiderstand in der Säule, dem Galvanometer und dem beyde vereinigenden Theil der Kette anzeigen, und kömmt zu einem Ausdruck für das Maximum von S, gemäß welchem dasselbe variirt, gerade wie die Quadratwurzel aus dem halben Flächeninhalt des Querschnittes der Säule in die zu den Galvanometerwindungen bestimmte Querschnittsfläche, und umgekehrt wie die Quadratwurzel aus dem Product der Länge jedes Wismuth- oder Antimonstabes in die Länge einer jeden Windung.

Zugleich beschreibt Hr. S. einen solchen von der gewöhnlichen Construction etwas abweichenden von dem Universitätsmechanikus Backmann in Upsala verfertigten Apparat, welcher nach einer angestellten Rechnung $\frac{2}{3}$ des größtmöglichen Effectes giebt, der bey den angenommenen Dimensionen desselben erreichbar ist. (S. 122 — 129.)

9. Bey häufigen Versuchen, einen elektromagnetischen Rotationsapparat anzufertigen, machte Hr. Prof. Alexander in München die unangenehme Erfahrung, daß sein Hufeisen aus weichem Eisen, der mittels einer Grove'schen Batterie von fünf Elementen zum Elektromagnet wird, bey Oeffnung der Kette nicht alle Anziehung verliert, sondern vielmehr den Anker mit einer bedeutenden Kraft fest hält. In der Meynung, das angewendete Eisen möchte nicht weich genug seyn, ließ er es mit aller Vorsicht kirschroth glühen, und 36 Stunden in der Asche abkühlen. Allein der Erfolg blieb derselbe. Er erreichte aber seinen Zweck, als er von den beyden Polen aus das Hufeisen durch eine Weingeistflamme erwärmte und mehrere Stunden den galvanischen Strom durch den Kupferdraht des Hufeisens leitete. Es scheint also, daß ein Elektromagnet, der die Eigenschaft des plötzlichen Verschwindens der Anziehungskraft nicht besitzt, dadurch dazu gebracht werden könne, daß man ihn nochmal erwärmt, und einen galvanischen Strom durch die Kupferspirale leitet. (S. 455 — 459.)

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskabs naturvidenskabelige og mathematiske Afhandlinger. Niende Deel. Kjöbenhavn. 1842. XCII und 399 S. 4. mit 19 Tafeln.

Das Studium der Naturwissenschaften bietet immer mehr Schwierigkeiten dar, als nicht nur sein Inhalt der Breite und Tiefe nach sich rascher ausdehnt, sondern auch in der immer größer werdenden Concurrenz Sprachen sich hervorthun, die man bisher getrost ausser Acht lassen konnte. Das an und für sich wohl berechtigte Streben unserer nördlichen und östlichen Nachbarn, sich in ihrer Volksthümlichkeit geltend machen zu wollen, hat aber für das wissenschaftliche Verständniß den nicht geringen Nachtheil herbey geführt, daß nun die Discussion zum Theil in Sprachen geführt wird, welche der Mehrzahl der Naturforscher ganz unbekannt sind. Die Kenntniß des Englischen, Französischen und Italienischen will jetzt auf unsern Gebieten nicht mehr ausreichen: das Slavische in seinen drey Hauptstämmen, das Magyarische, das Holländische, Dänische und Schwedische fordern immer mehr ein Recht auf Beachtung; zum Glück möchte man sagen, ist Spanien und Portugal von der Concurrenz freywillig abgestanden. Was wird nun die Folge dieser nationalen Anstrebungen seyn? Werden sie es durchsetzen, ihren Sprachen eine gleiche Anerkennung mit denen zu verschaffen, die ihrer Bedeutsamkeit nach bereits allgemeine Geltung erlangt haben? Die Antwort dürfte wohl nicht zu ihren Gunsten ausfallen, wie dieß schon der bisherige Erfolg hinlänglich documentirt hat. Ein guter Theil der französischen und englischen Naturforscher besitzt nicht einmal von der deutschen Sprache so viel Kenntniß, um aus ihr übersetzen zu können und ignorirt daher ganz unbesorgt unsere Leistungen. Wie dürfte man von diesen erwarten, daß sie mit dem Erlernen slavischer oder skandinavischer Sprachen sich anstrengen würden.

Aber auch bey uns Deutschen, die wir den zweydeutigen Ruhm haben, um die auswärtigen Leistungen uns fast mehr, als um die eignen zu bekümmern, darf man fragen, werden die nationalen Bestrebungen unserer nördlichen und östlichen Nachbarn uns bestimmen können, mit eigner Anstrengung ihnen entgegen zu kommen, oder mit andern Worten, werden wir, zum Theil selbst im vorgerückten Lebensalter stehend, uns durch die Zumuthungen unserer Nachbarn bestimmen lassen, das Magyarische, Böhmische, Polnische, Russische, Holländische, Dänische und Schwedische den übrigen Sprachen, die wir bereits erlernt haben, noch zuzulernen? Wenn eine solche Anforderung dem Linguisten, dem die Sprache Zweck ist, unerläßlich, wird sie es auch dem Naturforscher seyn, dem die Sprache nur ein Mittel zum Zwecke ist?

Vor Allem wird hier zuerst die Vorfrage zu beantworten seyn, ob denn unsere Nachbarn mit so bedeutsamen naturwissenschaftlichen Leistungen hervortreten, daß sie an uns die nicht geringe Zumuthung stellen dürfen, ihre Sprachen uns anzueignen. Die Antwort, die hierauf zu geben ist, wird in so weit beruhigend für uns ausfallen, als sie uns belehrt, daß im Bereiche des magyarischen und slavi-

schen Sprachgebietes die naturhistorischen Leistungen noch so unbedeutend sind, daß es voreilig seyn würde, um des geringen Lohnes willen an einer Bewältigung dieser schwierigen Sprachen sich versuchen zu wollen. Diese können wir demnach ruhig für sich gewähren lassen, ohne in unserem Streben nach Universalität beeinträchtigt zu seyn.

Nicht so hält es sich aber mit den Dialekten, die dem großen germanischen Sprachgebiete angehören. Das Holländische und Schwedische, neuerdings auch das Dänische, treten mit so bedeutenden naturwissenschaftlichen Leistungen hervor, daß sie ohne Nachtheil nicht wohl ignorirt werden können. Wem es daher bey uns um gründliche Berücksichtigung der Literatur zu thun ist, wird es allerdings nicht unterlassen können, sich mit diesen Sprachen wenigstens in soweit bekannt zu machen, daß er zur Nothdurft sich seinen Bedarf aus ihnen holen kann. Immerhin steht aber zu besorgen, daß selbst in Deutschland die Mehrzahl der Naturforscher darauf warten wird, bis ihr aus zweyter Hand dieser Bedarf zugebracht wird, und daß in Frankreich und England die in holländischer, dänischer und schwedischer Sprache verfaßten Arbeiten ganz unbekannt bleiben, wenn ihre Verfasser sich nicht entschließen, für ihre Uebersetzung in eine der gangbaren Sprachen selbst Sorge zu tragen. Zu Letzterem werden sich am Ende unsere nordischen Verwandten wohl noch verstehen müssen, da es ihnen doch nicht gleichgültig seyn kann, im literarischen Weltverkehr die Beachtung nicht zu erhalten, welche nach der Tüchtigkeit ihrer Arbeiten sie ausserdem anzusprechen berechtigt wären.

Auch der vorliegende neunte Band der naturwissenschaftlichen und mathematischen Abhandlungen der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften ist ganz in dänischer Sprache geschrieben und eine kurze Anzeige seines Inhaltes dürfte daher Manchem, dem selbige fremd ist, nicht unerwünscht seyn, wobey jedoch Ref. im Voraus bemerken muß, daß er nur die in sein Fach einschlagenden Artikel aus der Zoologie und Zootomie, die allerdings die Hauptsache in diesem Bande ausmachen, in umständlichere Berücksichtigung ziehen, die andern bloß kurz erwähnen wird.

Den Anfang macht das Verzeichniß der Mitglieder und eine ausführliche „Uebersicht über die Verhandlungen der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften und der Arbeiten ihrer Mitglieder aus den Jahren 1840 und 1841“ (S. XVII — XCII). Diese Uebersicht ist in diesen Blättern von einem andern Ref. bereits zur Anzeige gekommen. Alsdann folgen die neuen Abhandlungen.

I. Anatomische Beschreibung des Chelyosoma Mac-Leayanum, von D. F. Eschricht (S. 1 — 16 mit Tab. 1). — Dieses sonderbare, zur Familie der Ascidien gehörige Thier wurde zuerst von Broderip und Sowerby im Jahre 1829 nach seiner äußern Beschaffenheit beschrieben. Den innern Bau lehrt uns hier Eschricht an zwey Exemplaren kennen, von denen er eine sehr sorgfältige Beschreibung ihres Muskels-, Verdauungs-, Gefäß-, Nerven-, Athmungs- und Fortpflanzungs-Apparates vorlegt, und auf einer sehr sauber gearbeiteten Tafel zur Anschauung bringt.

II. Geognostisch-geologische Untersuchungen der Waldmoore Vidnesdam- und Lillemose in dem nördlichen Sjelland, mit Beyfügung vergleichender Bemerkungen über Dänemarks Wald-, Sumpf- und Heidemoore. Von J. J. Sm. Steenstrup. (S. 17 — 120). — Die dänische Akademie hatte im Jahre 1836 folgende Preisfrage gestellt: „In den Torfmooren Dänemarks und der Herzogthümer kommen in großer Menge Baumstämme und darunter häufig von Nadelholz vor, was demnach zu beweisen scheint, daß in ältern Zeiten bey uns eine Vegetation von diesen Holzarten bestanden hat, welche seitdem verschwunden und erst in neuerer Zeit durch Kunst wieder hergestellt worden ist. Da diese Thatsache von großer Wichtigkeit ist hinsichtlich der Veränderungen, welche, wie man annehmen darf, die organischen Wesen in der gegenwärtigen Erdperiode erlitten haben, so wünscht die Gesellschaft eine umfassende Beschreibung des Verhaltens, unter welchem die Nadelholzstämme in unsern Torfmooren gefunden werden. Da es nicht wahrscheinlich ist, daß Jemand im Stand seyn dürfte, von allen diesen Verhältnissen im Vaterlande eine ausführliche Beschreibung zu liefern, so will die Ge-

sellschaft jede eingereichte Abhandlung belohnen, welche eine ausführliche Beschreibung von einigen der wichtigsten Plätze, an welchen das erwähnte Verhalten vorkommt, enthält.“ In einer eben so ausführlichen als gründlichen Weise hat Steenstrup die Lösung dieser Aufgabe versucht und den von der Akademie ausgesetzten Preis hiemit erlangt. Es wäre zu wünschen, daß diese umfassende Abhandlung durch eine Uebersetzung bey uns in größern Kreisen bekannt werden möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Travels in New Zealand etc.

(Schluß.)

Nackthäuter. Polack führt an, daß Kröten und Frösche nicht ungewöhnlich sind, und meynt, daß sie nicht von den europäischen verschieden seyen, was wohl nicht der Fall seyn dürfte. Dieffenbach hat keine gesehen.

IV. Fische, von Richardson verzeichnet und mit Beschreibung der durch Dieffenbach mitgebrachten neuen Arten von J. E. Gray und Richardson (II. S. 206). Im Ganzen 92 Arten, darunter nur wenige Süßwasserfische.

V. Mollusken, von J. E. Gray (II. S. 228). Gleich den in andern Theilen des südlichen Oceans gefundenen Conchylien sind viele von ansehnlicherer Größe und lebhafteren Farben als die unter gleichen Breitegraden in der nördlichen Halbkugel vorkommenden Arten, was besonders mit den Landschnecken der Fall ist. Die Gattung Struthiolaria ist Neuseeland eigenthümlich. Gray zählt 231 Arten von Mollusken auf, doch sind die ältern Angaben der Wohnorte nicht immer verlässig. Ausserdem führt er auch 9 verschiedene Strahlthiere an, denen in einem Nachtrage (S. 292) noch 18 andere beygefügt werden.

VI. Gliederthiere, von A. White und E. Doubleday (II. S. 265).

Krustenthiere . .	20	Arten.
Cirrhipeden . .	9	„
Myriapoden . .	2	„
Arachniden . .	11	„
Coleopteren . .	50	„
Orthopteren . .	4	„
Neuropteren . .	5	„
Hymenopteren .	5	„
Hemipteren . .	7	„
Lepidopteren . .	23	„
Dipteren . . .	4	„
Aphanipteren . .	1	„

Ueber die Flora Neuseelands hat Dieffenbach selbst (I. S. 419) eine kurze Uebersicht nach Familien gegeben. Obschon Neuseeland in seiner Flora einige Verwandtschaft hat mit den zwey großen Kontinenten, Amerika und Australien, zwischen welchen es liegt, und selbst eine Anzahl identischer Arten mit Europa besitzt, so ist doch die größere Anzahl von Arten und selbst Gattungen den Inseln eigenthümlich. Die Zahl der gegenwärtig bekannten Arten beläuft sich auf 632, wovon 314 Dicotyledonen, und 318 Monocotyledonen und Acotyledonen sind. Wer Neuseeland besucht, wird sich wundern über die Seltenheit jähriger und blühender Pflanzen, von denen nur wenige lebhafte Farben besitzen. An ihrer Stelle wird er finden eine Anzahl Bäume und Farn verschiedener Art, welche den Hauptbestandtheil der Flora ausmachen und der Vegetation einen eigenthümlichen Character geben. Den aus Neu-Südwallis Kommenden fällt es auf, daß die graue Färbung einer neuseeländischen Landschaft, wie sie durch die Eucalypten, Casuarinen, Acacien und Banksien ihrer offenen Waldungen hervorgebracht wird, in Neuseeland durch das saftige Grün einer geschlossenen und gemischten Waldung ersetzt wird, oder daß die Landschaft, wenn sie mit geselligen Farnkräutern bedeckt ist, einen braunen Ton bekommen hat. Mit seinen Baumfarn, Palmen und Dracaenen, welche auf Neuseeland in Menge vorhanden sind, gleicht das Land einem tropischen und namentlich den schönen Eilanden der Südsee.

Die Acotyledonen haben 245 Arten aufzuweisen, unter denen die Farn und farnähnlichen Pflanzen die zahlreichsten aus der ganzen Flora sind, sowohl hinsichtlich der Zahl der Gattungen und Arten, als auch hinsichtlich der Zahl der Individuen einer und derselben Art. Ungeheuere Distrikte bedeckend, ersetzen sie die Gräser anderer Gegenden, und geben allen offenen Landschaften ihren Charakter. Einige von ihnen werden 30 Fuß und darüber hoch, und die Mannigfaltigkeit und Eleganz ihrer Formen, von der kleinsten Art bis zu den Giganten dieser Gattung, ist verwundernswerth. Bereits sind 94 Arten von Farn bekannt und werden fortwährend neue entdeckt. Unter ihnen finden sich 3 Baumfarn, die Cyathea medullaris und dealbata, nebst der Dicksonia squarrosa, auch die Mahrattia elegans erlangt ein baumähnliches Ansehen. Die Cyathea dealbata wird am höchsten, der Verf. maß einige von 40 Fuß Länge. Diese Bäume wachsen gewöhnlich in Gruppen.

Im Vergleich mit den Acotyledonen ist die Zahl der Monocotyledonen gering, indem man nur 76 Arten kennt. Die Gräser werden durch Farn ersetzt. An der Küste sah der Verf. Gräser in keiner andern Weise als in einzelnen Exemplaren. Etwas mehr fand er in dem fruchtbaren Distrikt von Kaitaia; und auf dem dürren vulkanischen Tafelland des Innern vertritt ein grobes hartes Gras von schmutzig gelblicher Färbung die Stelle der Farnkräuter. Die Palmen sind auf Neuseeland durch die Areca sapida repräsentirt. In der tiefsten Einsamkeit der Waldungen wird der Wanderer durch den Anblick dieses herrlichen Baumes erfreut, welcher auf der ganzen Insel vorkommt und öfters die Höhe von 40 Fuß und einen Fuß Durchmesser erreicht.

Es ist ein sehr nützlicher Baum für die Eingebornen, welche mit seinen großen gefiederten Blättern ihre Häuser decken und die jungen Blatttriebe essen. Die nahe verwandten Asphodeleen haben mehr Species aufzuweisen, und wie die Baumfarn und die Areka-Palme den dunkeln Waldungen einen Charakter geben, so sind mehrere Glieder dieser Familie charakteristisch für das offene Alluvialland, namentlich die Gattungen Dracaena, Cordyline und Phormium, welches letztere allenthalben wächst und eine der vorzüglichsten Nutzpflanzen ist.

An Dicotyledonen sind 314 Arten von sehr verschiedenen Familien bekannt. Das werthvollste Bauholz liefern die Coniferae und Taxineae, von welchen 8 Arten beschrieben sind. Die einzige zapfentragende Conifera, die Dammara australis, ist auf den äußersten Norden der nördlichen Insel beschränkt. Im Süden herrscht Podocarpus totara und Phyllocladus trichomanoides in manchen Gegenden vor, doch kann man kaum sagen, daß eine der Fichtenarten einen Wald bildet, wie dieß in der alten Welt der Fall ist. Die Arten heißen:

Dammara australis.
Phyllocladus trichomanoides.
Podocarpus ferruginea.
— totara.
Dacrydium mai.
— plumosum.
— excelsum.
— cupressinum.

Außer diesen fand der Verf. noch 3 andere Fichtenarten, welche zu Phyllocladus, Dacrydium und Podocarpus gehören.

Von Proteaceen sind Persoonia tora und Knightia excelsa die einzigen bekannten Arten. Die letztere liefert ein sehr schönes Holz und ist mit ihren dunkel purpurfarbigen Blüthen ein prächtiger Baum, der als der neuseeländische Repräsentant der Banksien angesehen werden kann, von welchen Neu-Südwallis eine solche Menge Arten aufzuweisen hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskabs naturvidenskabelige og mathematiske Afhandlinger.

(Fortsetzung.)

III. Fortgesetzte Bemerkungen über Brasiliens ausgestorbene Thierwelt, von Dr. P. W. Lund (S. 121 — 136). — Von höchstem Interesse sind die Untersuchungen, welche Lund über die antediluvianische Thierwelt Brasiliens seit längerer Zeit angestellt hat und fortwährend verfolgt, wobey er auch der lebenden Thiere nicht vergißt. In den vorliegenden Bemerkungen macht er zuerst darauf aufmerksam, daß er sein Verzeichniß der lebenden Säugthierarten mit 3 Arten, sämmtlich aus der Familie der Raubthiere, vermehrt hat. Das erste ist ein Stinkthier, von dessen Vorkommen in der Provinz Minas Geraes er sich nun überzeugt hat, obgleich es ihm noch nicht gelungen ist, sich dasselbe zu verschaffen, um die Art bestimmen zu können. Von den Brasilianern wird es Jaratataca genannt und als sehr selten ausgegeben. Daß Letzteres der Fall ist, geht auch schon aus dem Umstande hervor, daß weder Spix noch der Prinz von Neuwied ein Exemplar erhalten konnten, und Johann Natterer, der doch 18 Jahre in Brasilien sich aufhielt, nur ein Exemplar in den südlichen Provinzen auftreiben konnte, aus dessen Besichtigung sich mir ergab, daß es zu Mephitis suffocans Ill. gehörig sey.

Die andere Art ist die von Fr. Cuvier aufgestellte Felis mitis. Lund ist um so mehr erfreut, sich dieses Thier verschafft zu haben, als er sich hiedurch in den Stand gesetzt sieht, alle Zweifel aus dem Wege zu räumen, welche der Prinz von Neuwied und Rengger über die Aechtheit dieser Art aufgestellt haben, indem sie sowohl in ihrer äußern Gestaltung und Farbenzeichnung als im Knochengerüste von den verwandten Arten, Felis macrura und pardalis, vollkommen verschieden ist, welchen sie auch an Größe bedeutend nachsteht.

Die dritte Art gehört zur Hundegattung und wird von Lund für unbeschrieben angesehen. Außer dem Wolfe (Canis jubatus) gibt es in genannten Gegenden 2 Hundearten, welche mehr oder weniger Aehnlichkeit mit Füchsen haben. Die eine Art, welche er vollständig zu Canis Azarae Auct. rechnen will, obschon sie in einigen Stücken von Azara's und Rengger's Beschreibung abweicht, ist größer und lebt nur im Innern der Waldungen, weßhalb sie von den Brasilianern den Namen Rapozão oder Rapoza do mato, d. i. großer oder Waldfuchs erhalten hat. Die andere Art ist kleiner (32″ lang, wovon der Körper ohngefähr 20″ wegnimmt, oben weißlich grau, unten weißlich, Beine hell ockergelb, Spitze des Schwanzes und ein Fleck auf seiner Mitte schwarz; ein Fleck unter den Augen nebst dem Unterkiefer schwärzlich, Spitze des letztern weiß), viel hellfarbiger und hält sich nur in den offenen Feldern auf, wo man sie am hellen Tage jagen sieht. Sie wird von den Brasilianern Rapozinha oder Rapoza do campo, d. i. kleiner oder Feldfuchs genannt. Junge von dieser Art sind noch heller als die Alten, während bey dem Waldfuchse die Jungen schwärzlich sind. Eine Eigenschaft, wo-

durch sie, wie Lund meynt, nicht nur von der vorhergehenden Art, sondern von allen eigentlichen Füchsen abweicht, sieht er in dem Umstande, daß ihre Pupille sich nicht linienförmig wie bey diesen zusammenzieht, sondern vollkommen kreisrund bleibt, selbst wenn das Thier gegen die Sonne sieht, wie er sich hievon an einem zahmen Individuum überzeugte. Lund will diese Art Canis vetulus genannt wissen.

Bedeutender ist der Zuwachs in dem Verzeichniß von ausgestorbenen Arten, indem er seit seinem letzten Berichte 12 neue Arten endeckte.

4 von diesen Arten gehören zur Familie der Faulthiere. In dieser Familie hat sich Lund genöthigt gesehen, eine neue Gattung aufzustellen, welche er bisher unter Megalonyx mitbegriffen hatte, so lange noch das Zahnsystem für die typische Art dieser Gattung, Megalonyx Jeffersonii unbekannt war. Nachdem nun aber letzteres bekannt geworden ist, hat sich eine bedeutende Verschiedenheit des erwähnten Thieres von Megalonyx gezeigt, weßhalb Lund aus ihm eine eigne Gattung mit dem Namen Platyonyx errichtet, nach dem sehr augenfälligen Merkmale, daß während dieses etwas flach gedrückte Krallen hat, bey den eigentlichen Arten von Megalonyx diese dagegen stark zusammen gedrückt sind. Das wesentlichste Kennzeichen jedoch, wodurch sich beyde Gattungen von einander unterscheiden, liegt in der Form und Anzahl der Zähne, von welchen sich bey Megalonyx 4 in jedem Kiefer finden, während Platyonyx 5 auf jeder Seite des Oberkiefers und 4 im Unterkiefer hat.

Was seine Gattung Coelodon anbelangt, so reiht sie jetzt Lund bey Megalonyx als M. maquinensis ein, mit welchem sie in der Form der Klauen und Zahl der Zähne übereinkommt. Auch das Megatherium hat er jetzt aufgefunden, indem er einen Zahn erhielt, der auf eine Art von derselben Größe wie die, deren Skelet in Madrid aufgestellt ist, schließen läßt.

Die Ordnung der Dickhäuter hat ihm 2 neue Arten gewährt, nämlich ein Nabelschwein, an Größe die übrigen fossilen Arten übertreffend, und was am merkwürdigsten ist, das Pferd. Das kostbare Document, worauf diese wichtige Thatsache begründet ist, besteht in einem Mittelfußknochen, dessen Beschaffenheit und Vorkommen glücklicher Weise von einer Art ist, daß jeder Zweifel über sein Alter schwinden muß. Er hat wie die ächten fossilen Knochen eine licht röthlich gelbe Färbung auf der Oberfläche und rein kreideweißen Bruch, auch hat er seine Elasticität verloren, so daß er, obschon steinhart, doch sehr spröde ist und stark an der Zunge klebt. Das Entscheidendste jedoch ist das Vorkommen. Er wurde aus dem Innern einer Höhlung einer steinharten Knochenbreccie ausgehauen, zugleich mit Knochen von Canis troglodytes, Dasypus punctatus und Chlamydotherium Humboldtii. Da man fossile Pferdeknochen sowohl in den vereinigten Staaten von Nordamerika als in der Provinz Uruguay gefunden haben will, so dienen diese Fälle theils zur Bestätigung dieser Beobachtung, theils belehren sie uns über die interessante Thatsache von der Existenz des Pferdes in alten Zeiten in der ganzen Erstreckung der heißen und gemäßigten Zone der neuen Welt, aus der es verschwunden ist, bis es durch des Menschen Vermittlung daselbst wieder neu eingeführt wurde.

Die Raubthiere sind ebenfalls mit 2 neuen Arten vermehrt worden: die eine von der Gattung der Katze und der Größe des Jaguars, die andere den Stinkthieren angehörig.

Die Handflügler haben 3 neue Arten geliefert, die den Gattungen Phyllostoma, Dysopes und Vespertilio angehören und mit keiner der jetzt lebenden Arten identisch sind.

Auch die Affen sind mit 2 neuen Arten bereichert worden: die eine von der Gattung Jacchus und derselben Größe wie die nun hier lebende Art, der J. penicillatus; die andere von der Gattung Cebus, etwas größer und sehr verschieden von dem einheimischen Cebus cirrifer.

In einem Nachtrage (S. 135) macht der Verf. bemerklich, daß er seitdem Temminck's Monographies des mammiferes erhalten und sich hieraus überzeugt habe, daß keine der 7 hier lebenden Arten von Didelphys darin enthalten sey. Die Art, welche er früher für Didelphys murina hielt,

sieht er jetzt für neu an und gibt ihr den Namen D. elegans; eben so findet er jetzt die von ihm als D. tricolor bestimmte Art für sehr verschieden von ihr und mehr der D. brachyura Pall., unter deren Namen er sie nun aufnimmt, sich annähernd, von welcher sie sich jedoch als Art dadurch zu unterscheiden scheint, daß die Seiten nicht rostroth sind, wie die Schriftsteller angeben, sondern blaß ockergelb. Was die aus dieser Ordnung untergegangene Gattung betrifft, welcher er früher den Namen Thylacotherium gab, so zieht er sie jetzt ganz zurück, indem er erwartet, daß neue Auffindungen ihm mehr Klarheit über dieselbe gewähren dürften. Einer andern Bemerkung des Verf. zufolge sieht er jetzt seinen Nelomys sulcidens für eine Art von Aulacodus an und legt ihm den Namen A. Temminckii bey. Ich zweifle indeß sehr, daß weitere Untersuchungen diese Zusammenstellung haltbar finden dürften.

IV. Blick auf Brasiliens Thierwelt vor der letzten Erdumwälzung von Dr. P. W. Lund. Vierte Abhandlung: Fortsetzung der Säugthiere. (S. 137 — 208 mit Tab. 28 — 38.) — Diese um 9 Monate später als die vorige abgeschickte Abhandlung liefert reichliche Beyträge zur Kenntniß der antediluvianischen Säugthier-Bevölkerung Brasiliens und ist zugleich ein Beweis von des Verf. Genauigkeit in der Bestimmung ihrer Arten und seiner klaren Auffassung ihrer richtigen Stellung im Systeme. Lunds neue Beyträge beziehen sich auf folgende Ordnungen und Familien.

a) Zahnlose. Schon früher hatte Lund unter den fossilen Thierüberresten einen urweltlichen Ameisenfresser erkannt und ihn als Myrmecophaga gigantea bezeichnet. Weitere Untersuchungen haben ihm ergeben, daß die wenigen Ueberreste desselben, die er bisher erhalten hat, zwey Arten angehören, die hiernach nicht von den beyden hier lebenden unterschieden werden können. Gedachte Ueberreste bestehen in einem zweyten Mittelhandknochen und zweyten Gliede des dritten Fingers, gleich denen von M. jubata, und in einem vierten Mittelfußknochen gleich dem von M. tetradactyla.

b) Gürtelthiere. Zu Dasypus hat Lund 2 neue Arten zugefügt. Von Chlamydotherium gigas hat er sich überzeugt, daß ein Theil der Ueberreste nicht hieher, sondern zu einer ganz andern Familie, der der

c) Faulthiere gehört und eine eigene Gattung Oenotherium ausmachen. Wie er hinzusetzt, haben die Backenzähne dieses Thieres die meiste Aehnlichkeit mit denen von Chlamydotherium, von welchen sie nur durch eine anatomische Analyse unterschieden werden können, indem sie, wie die Zähne aller zur Familie der Faulthiere gehörigen Gattungen, auswendig mit einer Lage von Rindensubstanz versehen sind, welche dem Chlamydotherium wie allen Gürtelthieren mangelt.

Hierauf geht Lund zu einer sehr ausführlichen Besprechung der Stellung über, welche das Megatherium und der ihm nahe verwandte Platyonyx im Systeme einzunehmen hat. Bekanntlich hat Blainville in neuerer Zeit mit großer Zuversicht die Behauptung ausgesprochen, daß die Zusammenstellung des Megatheriums mit den Faulthieren eine ganz verfehlte sey, daß weder sein Schädel, noch das Schultergerüste, noch die Gliedmassen, noch das Zahnsystem fast in Nichts mit dem übereinkämen, was bey den Faulthieren vorhanden ist, daß es im Gegentheil mit den Gürtelthieren in Verwandtschaft gestanden, gleich diesen einen Panzer getragen, auf dem Boden gelebt, Fleisch gefressen und nach Ameisen in der Erde gescharrt habe. Lund unterwirft nun diese Behauptungen eine nach der andern einer sehr gründlichen Prüfung, wobey er den Platyonyx zu Grunde legt, indem ihm von diesem die größte Anzahl von Ueberresten zu Gebote steht.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

10. Ueberzeugt, daß die gewöhnlichen Beobachtungsmethoden zur directen Bestimmung der magnetischen Inclination und der Aenderungen derselben vielen Schwie-

rigkeiten unterworfen seyen, wählte Herr Humphry Lloyd eine indirecte Methode, welche der von Herrn Gauß und Weber vorgeschlagenen ziemlich ähnlich ist. Nachdem Hr. Ll. hier die mathematischen Principien seiner Methode aufgestellt, beschreibt er den dazu angeordneten Apparat selbst, und geht dann zu den Versuchen über, welche zur Prüfung desselben angestellt worden sind. Die Unterschiede zwischen den beobachteten und berechneten Resultaten übersteigen allgemein nicht den Betrag, den man billig Beobachtungsfehlern zuschreiben kann, und es läßt sich als Thatsache feststellen, daß die Veränderungen der durch Vertheilung erregten Kraft des Stabes innerhalb den beobachteten Gränzen denen der vertheilenden Wirkung proportional sind, und diese Versuche können „als strenge Zeugen der Leistungen des Instrumentes angesehen werden," besonders da nun die Ablesung mit Sicherheit bis unter ein Zehntel-Minute geschehen kann.

Als an diesem Instrumente regelmäßige Beobachtungen 5 Wochen hintereinander Tag und Nacht jede zweyte Stunde angestellt, und die Mittel berechnet wurden, ergaben sich Kurven, deren Abweichungen von dem Mittel nur von der Art waren, wie sie aus den bekannten Unregelmäßigkeiten in der Richtung der erdmagnetischen Kraft hervorgehen. (S. 411 — 415.)

B. Licht.

1. Bey der in unseren Tagen so häufig vorkommenden Untersuchung über die Wirkungen des Lichtes, die man chemische nennt, liegt die Frage nach der Art der Wirkung des Lichtes überhaupt auf die Retina sehr nahe. Hr. L. Moser gab sich in einer schönen und weitläuftigen Arbeit dieser Untersuchung hin, welche darauf hinführt, daß das Licht auf der Retina materielle Veränderungen hervorbringt.

Der eigentlich beabsichtigten Untersuchung schickt Hr. M. den experimentellen Beweis der drey Sätze voraus: a) daß die violetten und blauen Strahlen nicht ausschließlich die chemisch wirkenden genannt werden können, b) daß das Licht nicht eine materielle Trennung chemisch mit einander verbundener Substanzen bewirkt, und daß c) auch die anhaltendste Lichtwirkung nur die äußerste Oberfläche der Substanzen zu afficiren vermag. Diese drey Sätze als bewiesen angenommen müssen nothwendig auch die stärksten Einwürfe gegen die Ansicht des Hrn. V. beseitigen.

Der Hr. V. begegnet wieder der Einwendung, die aus der Analogie des Hörens mit dem Sehen als Oscillationen gemacht werden könnte. Die Perceptionen des Auges und des Ohres sind nämlich bey ähnlichen äußeren Bedingungen so verschieden, daß sie (auch abgesehen davon, daß hier von einem ponderablen, dort von einem imponderablen Stoffe die Rede ist) wenig Vergleichung erlauben, indem jede Vergleichung zeigen würde, daß es bey dem Act des Sehens anders zugeht als beym Act des Hörens, und wenn beym Hören etwa die Tausende von Schwingungen in einer Sekunde gezählt werden, beym Sehen die Hunderte von Billionen derselben nicht gezählt werden.

Eben so begegnet Hr. M. dem Einwurf, daß verschiedene Farben auf Jodsilber, Guajak u. dgl. auf gleiche Art wirken, und man also fragen könnte, warum auf die Retina verschiedentlich? — Ohne zum Mangel an hinlänglicher Kenntniß von der Wirkung des Lichtes auf verschiedene Körper seine Zuflucht zu nehmen, ist gewiß, daß alle Farben auf das Silberjodid so weit gleich wirken, als das Jodid die Eigenschaft hat, Quecksilberdämpfe zu condensiren, und bey anhaltender Wirkung schwarz zu werden. Ganz dasselbe findet beym Auge statt, indem bey anhaltender Wirkung alle Farbenverschiedenheit verschwindet, und nur der allgemeine Lichteindruck übrig bleibt, was am entschiedensten ein ohne alle Schwierigkeit gelingendes Experiment von Hrn. Brewster nachweiset, indem bey anhaltender Betrachtung einer Lichtflamme durch ein Prisma zuerst Roth, Grün und etwas Blau, dann sogar das Gelb verschwindet, und statt der prismatischen Farben nur ein gleichmäßig weißes längliches Bild der Flamme erscheint, ein Resultat, welches die gewöhnliche Meynung über den Act des Sehens gewiß nicht zu erklären weiß, und die Annahme einer Entwickelung complementarer Farben nur als einen Nothbehelf erscheinen macht.

Man hat in unsern Tagen viel von chemischen Strahlen des Lichtes gesprochen. Aber Hr. M. zeigt durch seine Versuche, daß sie sich von den leuchtenden in Bezug auf Brechung, Reflexion, Interferenz und Polarisation durchaus nicht unterscheiden, und daß daher ihre Annahme nicht zu rechtfertigen ist. Vielmehr muß man annehmen, daß von den verschiedenartigen Strahlen eines leuchtenden Körpers nur ein gewisses System auf einen, ein anderes auf einen anderen sensiblen Stoff wirke.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskabs naturvidenskabelige og mathematiske Afhandlinger.

(Fortsetzung.)

Den Schädel des Platyonyx findet er in folgenden Punkten mit dem des Faulthieres in Uebereinstimmung. 1) Kürze des Gesichtstheils gegen den Hirnkasten und als Folge hievon Vorrückung des Jochbeines. 2) Eigenthümliche Form des Jochbeins mit seinem absteigenden Fortsatz und Abstutzung hinterwärts. 3) Die schmale zugespitzte Form des Zwischenkieferbeins, dem der aufsteigende Theil fehlt und das in loser Verbindung mit den Kieferbeinen steht. 4) Kürze der Kieferbeine, mit den unter einem rechten Winkel entspringenden Jochfortsätzen, in deren senkrechter Wand das Unteraugenhöhlenloch liegt. 5) Durchbohrung des Gaumens mit zahllosen Löchern. 6) Kürze des knöchernen Gaumens im Allgemeinen und insbesondere des Theils, der vom eigentlichen Gaumenbein gebildet wird. 7) Bedeutende Größe von den unteren flügelförmigen Ausbreitungen des Keilbeines und deren Absonderung durch eine Nath. 8) Weite Vorrückung der Stirnbeine und ihre Umschließung des hintersten Theils der Nasenbeine. 9) Glätte der Stirn- und Scheitelbeine auf ihrer Außenfläche (ein Merkmal, das allen unbepanzerten Thieren von der Faulthiergruppe zukommt). 10) Anzahl, Stellung und Struktur der Zähne.

Die Aehnlichkeit des Schädels von Platyonyx mit dem der Faulthiere ist so groß, daß wenn man von seinem Knochengerüste weiter nichts als den Schädel besitzen würde, das Thier hiernach nothwendig unter die Gattung Bradypus im Linneischen Sinne müßte eingereiht werden, indem er nicht nur alle Merkmale derselben besitzt, sondern auch von den nun lebenden Untergattungen der Faulthiere nicht mehr als diese unter sich selbst abweichen. Umgekehrt fehlen diesem Schädel alle Merkmale, welche das Gürtelthier auszeichnen.

Daß das Megatherium kein fleischfressendes Thier gewesen sey, so wenig als es die Gürtelthiere sind, weist Lund sehr überzeugend nach und giebt bey dieser Gelegenheit nähere Aufschlüsse über die Nahrungsweise der letzteren, worüber bisher die Angaben nicht einstimmig waren. Die Tatu's gehören zu den allesfressenden Thieren. Ihr Hauptfutter besteht in Insekten, als Käfern, Skolopendern, Tausendbeinen und andern kleinen in der Erde lebenden Thieren, auch in Ameisen, wie der Verf. sich selbst hievon überzeugte. Daß sie zugleich sich von Pflanzentheilen nähren, wenn sie nicht allzu hart sind, kann keinem Zweifel unterliegen, und namentlich richten sie in Maisanpflanzungen dadurch großen Schaden an, daß sie das in die Erde gelegte Korn auskratzen, sobald es zu keimen beginnt und dadurch einen Theil seiner Härte verloren hat. In der Gefangenschaft essen sie fast alle vegetabilischen Substanzen, wenn sie durch Kochen weich gemacht sind. Indeß sind sie auch sehr begierig nach Fleisch, ohne daß man deßhalb berechtigt wäre sie unter die fleischfressenden Thiere zu zählen. Sie rühren nämlich kein frisches Fleisch an, sondern suchen es nur auf, wenn es ganz stinkend und durch

die Fäulniß vollkommen weich geworden ist. Aber auch selbst in diesem Zustande wäre das wilde Thier nicht im Stande das Fleisch, auf das es doch so begierig ist, zu genießen, wäre es lediglich auf den Gebrauch seiner Zähne beschränkt, deren ganze Beschaffenheit zum Zerreißen des Fleisches untüchtig ist. Der Tatu geht daher in der Art zu Werke, daß er das Fleisch mit den vordern Zähnen faßt, auf die Hinterbeine sich setzt, und nun mit einer äußerst schnellen Bewegung der Vorderbeine das Fleisch mit seinen starken Krallen zerreißt. Ist es noch mit Haut und Haaren umgeben, so vermag er nichts mit demselben auszurichten. — Was Blainville's Vermuthung anbelangt, daß das Megatherium auch von Ameisen sich genährt haben möge, so weist Lund zur Widerlegung mit Recht darauf hin, daß die von Ameisen lebenden Thiere die schwächsten oder gar keine Zähne haben, was aber bey dem Megatherium keineswegs der Fall ist.

Der Verf. widerlegt hierauf die Meynung, als ob das Megatherium und Platyonyx mit einem Panzer bekleidet gewesen sey. Er macht zuerst darauf aufmerksam, daß auf den Lagerstätten zwar Panzerstücke zugleich mit den Knochen von Hoplophorus, aber niemals mit denen von Megatherium und Platyonyx gefunden worden seyen. Lund selbst entdeckte neuerdings ein ganzes Skelet von Platyonyx und zwar noch in seinem natürlichen Zusammenhange, aber ohne irgend eine Spur von Panzer, während ein seitwärts von diesem liegendes Skelet von Dasypus punctatus eine solche Menge Schilder aufzuweisen hatte, daß ihre Anzahl zu der der Knochen sich wie 10 : 1 verhielt. Alsdann wendet sich der Verf. der von Blainville ausgesprochenen Behauptung zu, als ob die Abplattung der obern Ränder an den Dornfortsätzen der Rückenwirbel, was bey Megatherium wie bey Dasypus stattfinden soll, einen Beweis für die Panzerbekleidung des ersteren abgeben könne. Er weist zuerst nach, daß zwischen dem Grade der Abplattung dieser Dornfortsätze und der Bepanzerung keine Relation bestehe, indem der am besten geharnischte Tatu, der Dasypus gilvipes, diese Abplattung im allerschwächsten Grade oder eigentlich gar nicht zeigt. Ueberdieß findet sich dieses Verhalten nicht ausschließlich bey den Gürtelthieren, sondern auch, und zwar in noch höherem Grade, bey den Ameisenfressern und Faulthieren, woraus es sich klar ergiebt, daß aus gedachter Abplattung kein Schluß auf die äussere Bekleidung gezogen werden kann. Den Hauptgegenbeweis aber findet Lund in der außerordentlichen Entwicklung der vordersten Gelenkfortsätze der hintersten Rücken- und Lendenwirbel und deren schräg aufsteigender Richtung, was allein bey den Gürtelthieren, aber nicht bey Megatherium vorkommt, so daß man hienach berechtigt ist, für letzteres zu folgern, daß ihm eine andere Bedeckung als dem Tatu zugekommen sey. Am schlagendsten ist dieser Beweis geworden, den Lund auch, gleich Owen, von der Stärke und Richtung der eigenthümlichen Fortsätze gedachter Wirbel hergenommen hat.

Von der Beschaffenheit der Hand- und Fußknochen liefert der Verf. eine sehr ausführliche Beschreibung, wobey zur richtigen Einsicht in die Zusammensetzung der ersteren der berichtigende Nachtrag auf S. 361 zugezogen werden muß. Mit den Faulthieren findet die Uebereinstimmung statt, daß bey allen Arten von Platyonyx das große vielwinklige Bein mit dem Mittelhandknochen des Daumens verschmolzen ist, wovon kein anderes Beyspiel bekannt ist. Hiezu kommt bey den Arten von Platyonyx, die nur 6 Handwurzelknochen haben (andere zeigen 7), noch eine Verwachsung, indem das kleine vielwinklige Bein mit dem Kopfbein verwachsen ist; ein Verhalten, das beym dreyzehigen Faulthier wieder gefunden wird. Wie bey letzterem und bey Megatherium ist die Vorderhand von Platyonyx nur mit 3 starken Krallen bewaffnet, aber die Stellung ist verschieden, denn während bey jenem der 2te, 3te und 4te Finger die Krallen trägt, ist es bey Platyonyx der 1ste, 2te und 3te Finger, was einzig in seiner Art zu seyn scheint. Die beyden äußersten Finger haben nur 2 verkümmerte Phalangen, ohne Kralle. Als Hauptresultat aller Vergleichungen mit der Hand anderer Thiere hebt Lund hervor, daß die wesentlichste Analogie in der Zusammensetzung der Handknochen zwischen Platyonyx und den Faulthieren gefunden wird, und daß das Megatherium in der Hauptsache ebenfalls hiemit übereinstimmt.

Höchst auffallend ist die Bildung des Hinterfußes. Der vollkommene Mangel der 1ten und 2ten Zehe, die ungewöhnlich kräftige Entwicklung der 3ten, die unförmliche Breite des 5ten Mittelfußknochens, der eine ungewöhnliche Breite des ganzen Mittelfußes zur Folge hat, endlich die ganz abweichende Form des Sprungbeines sind Verhältnisse, die den Platyonyx von allen nun lebenden Thieren entfernen, ihn aber dagegen dem Megatherium annähern. Der Verf. folgert aus seinen Untersuchungen über den Platyonyx, daß, wenn dieses Thier auf seinen Beinen aufrecht wie andere Thiere stehen wollte, es mit dem äußern Rande der Fußsohlen auftreten würde; eine Stellung, die offenbar sehr beschwerlich wäre, auch ihm nicht gestatten würde, seinen Platz zu verlassen, indem der Fuß sich nicht wie bey andern Thieren auf und nieder in der Richtung der Achse des Unterschenkels bewegen, sondern nur an selbigem rotiren kann. Mit andern Worten: Platyonyx wäre auf dem Boden in seiner Bewegungsweise eben so beschränkt wie das Faulthier, d. i. es könnte weder stehen, noch gehen, sondern nur auf dem Bauche liegend fortrutschen. So unbehülflich aber seine Bewegungen auf dem Boden wären, um so kräftiger und sicherer müssen sie werden, wenn sie auf einer senkrechten, statt auf einer wagrechten Stützfläche vor sich gehen. Die gegen einander gewendeten Fußsohlen, welche bey allen Faulthieren eine so wesentliche Bedingung zum sichern Klettern sind, müssen alsdann von einer um so größern Wirksamkeit werden, als sie mit dieser vortheilhaften Stellung zugleich eine unverhältnißmäßige Breite vereinigen, welche eine größere Kraft zum Umspannen und Festhalten verleiht. Wir können demnach den Fuß von Platyonyx als den höchsten Typus des Kletterfußes betrachten, dem sich in der lebenden Thierwelt der des Faulthieres am meisten annähert.

Aus Allem geht demnach hervor, daß die untergegangenen Gattungen Coelodon, Megalonyx, Platyonyx und Megatherium keinen andern Platz als in der Familie der Faulthiere einnehmen können.

Unter den Wiederkäuern hat Lund eine ausgestorbene Art des Hirsches aufgefunden von der Größe des Cervus paludosus; doch fehlen ihm noch die Mittel, um sie mit letzterem zu vergleichen.

d) Raubthiere. Eine sehr wichtige Berichtigung seiner frühern Angabe des Vorkommens einer urweltlichen Hyäne in den Höhlen Brasiliens bringt hier der Verf. bey. Er hatte zuerst nur die Vorderzähne von diesem Thiere gekannt, welche in ihren spitz konischen und in ihren rückwärts liegenden, durch eine Längsfurche getheilten Erhöhungen mit denen der Hyäne übereinkommen. Später fand er Eckzähne, deren Einlagerung ihm keinen Zweifel ließ, daß sie mit jenen Vorderzähnen zusammengehören, die aber eine ganz andere Bildung als bey der Hyäne zeigen. Es ist nämlich ein solcher Eckzahn sehr zusammengedrückt, hat vor- und rückwärts einen schneidenden Rand und ist sehr wenig gekrümmt. Unter den lebenden Thieren zeigten nur die Eckzähne des Cuatis hiemit Verwandtschaft, aber die des ausgestorbenen Thieres übertreffen Alles an Größe, was man von dieser Art von Zähnen kennt. Was Lund sonst noch von diesem Thiere besitzt, beschränkt sich auf ein Sprungbein, das in seiner Form ganz das Mittel zwischen dem der Katze und des Bären hält, etliche Mittelhandknochen, die eine auffallende Uebereinstimmung im Detail ihres Baues mit denen der Katze zeigen, während sie ihren Proportionen nach nur mit den plumpesten unter den Bären verglichen werden können, ferner einige Phalangen, die nicht von denen des Bären zu unterscheiden sind, und die den Verf. früher verleiteten, sie dieser Gattung zuzuweisen. Was die Größe von diesem merkwürdigen Raubthiere anbelangt, so läßt sich aus seinen Ueberresten schließen, daß es sich mit den größten Arten aus den Gattungen der Katzen und Bären messen darf. Lund legt ihm jetzt nach der Form der Eckzähne den Namen Smilodon (σμίλη, scalprum) bey.

Eine weitere Entdeckung des Verf. sind die Ueberreste eines Fischotters, einer Gattung, welche bisher dem Verzeichniß der antediluvianischen Thiere Brasiliens abgieng. Auch die Katzen wurden mit einer neuen Art vermehrt von der Größe der Felis pardalis.

e) Nager. Von dieser Ordnung hat Lund keine neue Art aufgefunden, jedoch Gelegenheit gehabt einen

strittigen Punkt hinsichtlich des Pakas zur Entscheidung zu bringen. Man findet nämlich bekanntlich von diesen Thieren Schädel, welche außerordentlich tiefe Raubigkeiten zeigen, während diese bey andern verhältnißmäßig sehr unbedeutend sind, ohne daß sich ein Uebergang von der einen Sorte zur andern gezeigt hätte. Zahlreiche Untersuchungen haben dem Verf. dargethan, daß die Differenz lediglich von der Geschlechtsverschiedenheit herrührt, doch hat er vergessen anzugeben, wie die beyden Schädelsorten an die beyden Geschlechter vertheilt sind.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zu diesen sensiblen Stoffen gehört nun auch die Retina, deren Empfindlichkeit ihrem Grad und ihrer Veränderlichkeit nach sich nicht ungewöhnlich von den anderweitigen der Lichtwirkung unterworfenen Substanzen unterscheidet. Die Entstehung des Bildes auf Jodsilber bedarf nämlich bekanntlich einer Zeit, und Hr. Draper erhielt das Bild einer argand'schen Gasflamme schon in 15 Sekunden, und auch das gewöhnliche normale entsteht nicht instantan, sondern bedarf einer, wenn auch kleinen Zeit. Es scheint hier wie bey empfindlichen Papieren zu geben, die anfangs rasch afficirt werden, aber eine lange Zeit erfordern, ehe die späteren Erscheinungen sich darstellen.

Was die Veränderung der Empfindlichkeit betrifft, so ist kein Zweifel, daß diese dem Auge zukomme, weßwegen eine starke Beleuchtung auf das Aug betäubend wirkt, und dasselbe erst nach einiger Zeit fähig wird, bey einer solchen Beleuchtung zu sehen. Umgekehrt stellt sich auch für geringere Lichtintensitäten der höhere Grad der Empfindlichkeit erst nach einiger Zeit ein. Die Pupille ist aber dabey nur in einem geringen Grade betheiliget, und die Mittel, wodurch die Empfindlichkeit der Retina modificirt wird, müssen anderswo gegeben seyn.

Da Hr. M. glaubte, es könnte vielleicht der Druck auf die Retina das fragliche Mittel seyn, so untersuchte er, ob nicht etwas dem Aehnliches bey den anderen für das Licht empfänglichen Stoffen vorkomme. Ausgehend von der lange bekannten Thatsache, daß, wenn man auf einer gut polirten Glastafel mit gewissen Substanzen schreibt, und sie hierauf reiniget, die Charaktere jedesmal, wenn man darauf haucht, zum Vorschein kommen, fand er, daß man dieses Phänomen zu sehr beschränkt habe, und dehnte deßwegen die Behauchungsversuche auf verschiedene Weise aus, und es ergab sich, daß Quecksilber-, Jod-, Chlor-, Chlorjod-Dämpfe dasselbe leisten, ohne daß die verschiedene Temperatur eine Aenderung bewirkt, so daß als allgemeine Thatsache hervorgieng: „Wenn eine Oberfläche an einzelnen Stellen von irgend einem Körper berührt worden ist, so hat sie die Eigenschaft erhalten, alle Dämpfe, die überhaupt an ihr adhäriren, oder mit denen sie eine chemische Verbindung eingeht, an diesen Stellen anders als an den unberührten zu condensiren," wodurch das Abbild des berührenden Körpers entsteht, und daher durch diese Dämpfe die Wirkung des Lichts nachgeahmt wird. Weitere Versuche führten zu dem allgemeinen Satz: „das Licht wirkt auf alle Substanzen, und man kann seine Wirkung durch alle Dämpfe prüfen, die an der Substanz adhäriren oder auf sie chemisch wirken." Durch schlagende Beweise hergenommen aus der Vergleichung der Wirkung der Dämpfe und des Lichtes zeigt der Hr. V. weiter daß ungeachtet der anscheinend so heterogenen Bedingungen doch „durch die Condensirung der Dämpfe auf Platten in diesen dieselbe Modification erzeugt werde, als wenn das Licht auf sie wirkt," und endlich allgemein „daß Berührung, Condensirung von Dämpfen und Licht auf alle Substanzen dieselben Effecte haben, und daß durch sie die Affinität aller Substanzen für die Dämpfe modificirt werde." Vielleicht, meynt Hr. M., hängt diese Modification nahe mit dem bis jetzt so dunkeln Phänomen der Phosphorescenz zusammen, was aber erst weitere Versuche entscheiden können.

Wenn aber nun das Licht in allen Körpern eine und dieselbe Modification hervorruft, so muß dieß natürlich auch in der Substanz der Retina (selbst abgesehen davon, daß sie ein organisches Gebilde ist, und die Nervensubstanz sich so leicht wieder ersetzt) der Fall seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Lehrbuch der Stöchiometrie und der allgemeinen theoretischen Chemie. Von C. F. Rammelsberg, Doctor der Philosophie, Privatdocenten der Chemie an der Universität zu Berlin ꝛc. Berlin 1842 bey C. G. Lüderitz. gr. 8. 386 Seiten.

Seit der Zeit, da die Chemie eine so folgenreiche Zugabe durch die Stöchiometrie erhalten, welche ihr ein mehr wissenschaftliches Gepräge aufdrückte, sind verschiedene Arbeiten über diesen Gegenstand erschienen, unter welchen sich die von Bischoff, Meineke, Mensing und Buff besonders auszeichnen. Dessen ungeachtet war die Lehre von der Stöchiometrie noch nicht erschöpft, verschiedene Punkte hatten noch Lücken und Dunkelheiten, weßhalb sich der Verf. obiger Schrift veranlaßt fand, den Gegenstand wieder vorzunehmen und darüber eine neue Arbeit zu verfassen, welche zunächst als Leitfaden für seine Vorträge bestimmt ist. Das Werk soll, den Absichten des Verf. gemäß, in einer Form, welche die Erfahrung als zweckmäßig bewährt zu haben scheint, die Studierenden der Chemie in das Gebiet der theoretischen Lehren einführen, wie sie heutzutage die herrschenden sind, wobey er sich das Ziel gesetzt hat, diese Ansichten mit einer gewissen Vollständigkeit und in einer systematischen Ordnung möglichst klar und verständlich vorzutragen.

Bey der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes hält der Verf. den vorliegenden Versuch hinreichend gerechtfertiget, wenn er zur Beseitigung von Schwierigkeiten beyträgt, welche dem angehenden Chemiker beym Studium der Stöchiometrie und der allgemeinen theoretischen Chemie nur zu oft entgegentreten.

In der Einleitung will der Verf. unter theoretischer Chemie nur die wirklich theoretische Seite derselben verstanden wissen, nämlich: „die aus einer gewissen Summe von Thatsachen abgeleiteten Regeln und Gesetze, wonach sich die chemische Wirkung der Körper auf einander richtet.“ In so weit sich diese Regeln und Gesetze mit Zahlengrößen beschäftigen, die Gewichtsmengen ausdrückend, nach welchen sich die Körper unter einander verbinden, hat man diesen rechnenden Theil der Chemie als Stöchiometrie bezeichnet, obgleich er sich von dem übrigen theoretischen Theil der Wissenschaft nicht wohl ganz trennen läßt.

Als man das Verhalten der Körper zu einander genauer kennen lernte und als durch die Entdeckung neuer Stoffe die Thatsachen zahlreicher wurden, ergab eine Vergleichung derselben, daß manche unter sich in einer näheren Beziehung stehen und sich unter einem allgemeinen Gesichtspunkt zusammenstellen lassen, ja es gelang endlich, die Art und Weise der gegenseitigen Einwirkung zweyer Körper in manchen Fällen im Voraus bestimmen zu können. So bildete sich in der Chemie neben dem rein erfahrungsmäßigen, dem empirischen ein speculatives Element und da man den innern Zusammenhang einzelner Theile auffaßte, so war es ganz natürlich, und dem denkenden Geiste des Forschers angemessen, eine Ursache dieses innern Zu-

sammenhanges finden zu wollen. Indem man in einzelnen Thatsachen das Gemeinsame erkannte, entstanden theoretische Betrachtungen; es gelang für viele einzelne Erscheinungen Gesetze aufzufinden und so bildeten sich endlich chymische Theorien.

Dieser theoretische Theil hat die Chemie zur Wissenschaft erhoben, er macht ihr geistiges Element aus, ohne welches sie nur eine Summe von Erfahrungssätzen, von rein empirischen Thatsachen seyn würde.

Der Verf. hat seine Schrift in vierzehn Abschnitte eingetheilt. Der erste Abschnitt enthält die Verwandtschaftslehre, d. h. die Lehre von der Kraft, vermöge welcher sich die kleinsten Theile verschiedenartiger Körper gegenseitig anziehen. Der erste Chemiker, welcher den Ausdruck Verwandtschaft in die Chemie einführte, war Barchusen, denn in seiner Pyrosophia succincta, 1698, sagt er unter andern: Corpora arctam atque reciprocam inter se habent affinitatem, und Boerhave in seinen Elementis chemiae definirt den Proceß der Auflösung eines Metalls: Particulae solventes et solutae se affinitate suae naturae colligunt in corpora homogenea.

Die Verwandtschaft hat die verschiedensten Abstufungen, und die Zersetzung chemischer Verbindungen beweist dieß durch unzählige Beyspiele, wobey die Erfahrung gelehrt hat, 1) die Verwandtschaft der Körper ist um so größer, je größer die Unterschiede in ihren chemischen Eigenschaften sind, 2) die Stärke der Verwandtschaft vermindert sich in dem Maaße, als die Körper eine zusammengesetztere Natur annehmen; letzteres gilt indessen nur für die Mehrheit der Fälle.

Unter die Umstände, welche auf die Verwandtschafts-Aeußerung von besonderem Einfluß sind, gehören vorzüglich die Wärme, die Expansion und die Cohäsion. Der Verf. schließt diesen Artikel mit Berthollet's Verwandtschaftslehre und mit der katalytischen Kraft, Gegenstände, welche wir hier mit Stillschweigen zu übergehen für geeignet halten.

Im zweyten Abschnitte wird die Classification der chemischen Verbindungen behandelt. Die unorganische Chemie ist die Lehre von den einfachen Radikalen und ihren Verbindungen, die organische Chemie hingegen ist die Lehre von den zusammengesetzten Radikalen und deren Verbindungen. Die Gesetze, nach welchen sich einfache und die Stelle einfacher vertretende Körper verbinden, sind in der unorganischen und organischen Chemie dieselben. Die Verbindungen erster Ordnung sind diejenigen eines einfachen Körpers mit einem andern einfachen oder seine Stelle vertretenden zusammengesetzten Körper, wie z. B. Kali = Kalium + Sauerstoff, Cyankalium = Kalium + Cyan. Die Verbindungen zweyter Ordnung entstehen, wenn zwey Verbindungungen erster Ordnung sich unter einander vereinigen, nämlich die Verbindungen zweyer Oxyde, Sauerstoffsalze ꝛc.

Die Verbindungen dritter Ordnung treten hervor, wenn zwey Verbindungen aus der zweyten Ordnung sich unter einander verbinden, wohin die Amphiddoppelsalze gehören, z. B. wasserfreyer Alaun = schwefelsaure Thonerde + schwefelsaures Kali. Die Verbindungen vierter Ordnung gehen aus dem Zusammentreten zweyer Verbindungen dritter Ordnung hervor. Die Darstellung derselben ist bis jetzt auf künstlichem Wege noch nicht gelungen und ihre Existenz scheint noch etwas problematisch zu seyn, nur unter den Mineralien ist z. B. der Mesolith eine Verbindung von 2 Doppelsalzen, nämlich von kieselsaurem Thonerde-Natron mit kieselsaurem Thonerdekalk.

Dritter Abschnitt. Der chemische Proceß und die electrochemische Theorie. Der chemische Proceß, welcher oft von einer Entwicklung von Licht, Wärme und Electricität begleitet ist, besteht in dem Vorsichgehen von Verbindungen und Zersetzungen, welche in Folge von Verwandtschafts-Aeußerungen eintreten. Die beym chemischen Proceß angeführten Ursachen der Feuererscheinungen sind allgemein bekannt, weßhalb wir diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen.

Nachdem Becquerel gefunden hatte, daß Electricität frey wird bey jeder Auflösung eines Metalls in einer Säure, bey Vereinigung einer Säure mit Basen und selbst bey Fällungen von Salzen, gründete Berzelius, auf diese Thatsachen gestützt,

eine Hypotheſe, welche die electrochemiſche Theorie genannt wurde, weil ſie in jedem chemiſchen Proceſſe zugleich einen electriſchen wahrzunehmen glaubt; nach dieſer Theorie iſt das Verbrennen nichts anderes, als die bey jeder chemiſchen Verbindung erfolgende Neutraliſation der entgegengeſetzten Electricitäten, welche hierbey die Feuererſcheinung hervorbringt, wie bey der Entladung der Leidener Flaſche, der Voltaiſchen Säule und dem Blitze.

(Schluß folgt.)

Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskabs naturvidenskabelige og mathematiske Afhandlinger.

(Schluß.)

Hinſichtlich der in den Höhlen mitunter vorkommenden Menſchenknochen getraut ſich der Verf. noch keine entſcheidende Antwort hierüber zu geben, ob ſie mit den antediluvianiſchen Thierüberreſten gleichen Alters ſind.

Am Schluſſe theilt der Verf. ein neues Verzeichniß der von ihm bisher gefundenen Säugthiere im Thale des Rio da Velhas mit, woraus erſichtlich iſt, daß er bisher an lebenden Arten 88, an ausgeſtorbenen 111 unterſchieden hat.

Anhangsweiſe fügt Lund (S. 201) noch die Beſchreibung einer neu entdeckten Gattung unter den lebenden Säugthieren bey. Mehrmals hatte er von Jägern gehört, daß in den Wäldern ein Thier geſehen werde, das in kleinen Heerden ſich zuſammenhalte, das Anſehen eines Hundes habe, aber mit einem ſehr kurzen Schwanze und von einer Färbung wie Galictis barbara; es verfolge das Wild mit einem kurzen Bellen (Glam?) gleich dem der Hunde. Lange trachtete Lund vergeblich nach einem ſolchen Thiere, bis endlich es ihm gelang, dasſelbe ſich zu verſchaffen. Etliche junge Leute, die Mauleſel hüteten, hörten plötzlich eine Art Hundgebell im Walde und da ſie zuliefen, ſahen ſie einen kleinen Trupp des unbekannten Thieres gegen ſich anrennen. Es glückte ihnen mit Stöcken zwey niederzuſchlagen, wovon das eine getödtet wurde, das andere aber am Leben blieb; beyde wurden an Lund überbracht. Er ſah hieraus, daß dem äußern Habitus nach das Thier ein Mittelding zwiſchen Hund und Vielfraß iſt; die Unterſuchung des Zahnſyſtemes belehrte ihn aber weiter, daß es zur Familie der Marder gehöre, da es nur einen Höckerzahn hinter dem Reißzahne ſowohl im Ober- als Unterkiefer hat, daß es jedoch eine eigene Gattung bilden müſſe, durch welche die Marder in nähere Verbindung mit den Hunden gebracht werden. Beyde Exemplare waren junge Thiere, zum Theil noch mit Milchzähnen. Das kleinſte hatte von der Schnautze bis zur Schwanzſpitze eine Länge von 23 1/2 Zoll, wovon der Schwanz nur 4 1/2 Zoll einnahm. Der Kopf iſt lang geſtreckt und zugeſpitzt und hat etwas Aehnlichkeit mit dem des Hundes; die Ohren ſind kurz und abgerundet. Seine Haltung iſt ein Mittelding zwiſchen der der Hyrare (Galictis barbara) und der des Hundes, aber es iſt hochbeiniger als jedes andere zur Marderfamilie gehörige Thier und ein vollkommener Zehengänger. Sowohl an den Vorder- als Hinterfüßen ſind 5 Zehen, die mit einer Spannhaut verſehen ſind. Die Farbe iſt tief ſchwarzbraun, oben auf dem Halſe rothgelb. Die Anzahl der Zähne iſt wie bey den Mardern, indem ſie oben 3, unten 4 Lückenzähne haben; der untere Reißzahn hat (wie beym Iltiß und der Galictis vittata) keinen innern Zacken. Durch zwey Merkmale unterſcheiden ſie ſich von allen Gattungen in der Marder-Familie und zeigen eine merkliche Verwandtſchaft mit den Hunden, nämlich in der Form des Reißzahns und des obern Höckerzahns. Bey den Mardern hat der erſtere einen anſehnlichen, quer ausſpringenden und etwas vom Vorderende zurückgerückten Anſatz; bey dem neuen Thiere iſt dagegen dieſer Anſatz ſehr unbedeutend und ganz in die vordere Ecke gerückt. Der kenntlichſte von allen Zähnen iſt jedoch der obere Höckerzahn. Bey allen Gattungen der Marderfamilie hat dieſer Zahn einen ſehr ſtark entwickelten innern Anſatz, ſo daß er innen ſo breit oder noch breiter als außen iſt. Bey dem neuen Thiere iſt dieſer innere Anſatz ſo unbedeutend, daß der Zahn innen viel ſchmäler iſt und alſo eine dreyeckige Form hat, wodurch er mit dem hinterſten obern Höckerzahn des Hundes überein-

ſtimmt. Mit dieſem hat er weiter die dreylappige Form der Vorderzähne gemein, während im Unterkiefer der Höckerzahn rudimentär iſt, wie bey den Mardern. Lund giebt dieſem Thier den Namen Cynogale venatica.

V. Monographiſche Darſtellung der nordiſchen Arten der Gattung Hippolyte, von H. Kröyer. Mit Beyträgen zur Entwicklungsgeſchichte der Dekapoden. (S. 209 — 360 mit Tab. 1 — 6). — Kröyer, durch ſeine vortrefflichen Unterſuchungen über die niedern Thiere rühmlichſt bekannt, hat hier abermals einen ſehr ausführlichen und gründlich gearbeiteten Beytrag zu ihrer Kenntniß geliefert. Bey der Reichhaltigkeit dieſer Abhandlung iſt es mir hier nicht möglich ſie bis in ihr Detail zu verfolgen, ſondern ich muß mich begnügen in der Kürze die Rubriken zu bezeichnen, unter welchen der Verf. ſeinen Gegenſtand behandelt. 1) Charakteriſtik der Gattung Hippolyte und allgemeine Bemerkungen über ihre Formverhältniſſe. 2) Beytrag zur Entwicklungsgeſchichte von Hippolyte polaris, Homarus vulgaris und Cymopolia Cavonii. 3) Ein Paar Bemerkungen über die Schmarotzerthiere von Hippolyte, welche bey dieſer Gattung ſehr häufig ſind, meiſt Bopyrus, aber auch eine ganz eigenthümliche Form, die der Verf. bey einer andern Gelegenheit ausführlich beſchreiben will. — 4) Ueber die geographiſche Verbreitung der Gattung Hippolyte, die hauptſächlich den nordiſchen Meeren angehört. — 5) Ueber die Eintheilung der Arten in Gruppen. Der Verf. hält es am natürlichſten und ſicherſten die Arten nach dem Vorhandenſeyn oder Mangel von Palpen an den äußern Kieferfüßen, ſo wie nach dem Vortreten oder Verſchwinden einer Ranke an etlichen Fußpaaren einzutheilen. — 6) Beſchreibung der nordiſchen Arten, deren er 14 aufzählt: Hippolyte smaragdina K., Fabricii K., Gaimardii Edw., gibba K., mutila K, Sowerbii Leach., macilenta K., turgida K., Phippsii K., pusiola K., polaris Sab., borealis Owen, aculeata Fabr., microceros K. Die mit K bezeichneten Arten ſind von Kröyer aufgeſtellt; alle mit muſterhafter Genauigkeit beſchrieben.

VI. Unterſuchung des Reſtes in der Lagrange'ſchen Reihe von C. Ramus (S. 365 — 377).

VII. Ueber eine Eigenſchaft bey den lineären Differential-Gleichungen mit 2 Variabeln von C. Ramus (S. 379 — 388).

Man ſieht aus vorſtehender Anzeige, daß der neunte Band der däniſchen Denkſchriften zur Förderung der Wiſſenſchaft, namentlich der Zoologie und Zootomie, mit ausgezeichneten Abhandlungen auftritt. Beſonderer Erwähnung erfordern noch die ihm beygegebenen 19 Tafeln mit Abbildungen, die in artiſtiſcher Hinſicht mit den beſten Leiſtungen auf dieſem Gebiete wetteifern. Auch Papier und Druck verdienen eine rühmliche Erwähnung. Nimmt man noch hinzu, daß die mathematiſch-phyſikaliſche Klaſſe der Kopenhagner Geſellſchaft der Wiſſenſchaften jetzt jährlich einen ganzen Band ihrer Abhandlungen im Drucke herausgiebt, ſo muß man es ehrend anerkennen, daß ſie unter allen Akademien den regſten Eifer zeigt und daß hiemit ein kleines Land als Muſter für die übrigen ſich hinſtellt. Ehre der Regierung und den Gelehrten, welche zur Förderung der Wiſſenſchaft ſo kräftiglich zuſammenwirken.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Lehrbuch der Stöchiometrie und der allgemeinen theoretischen Chemie ꝛc.

(Schluß.)

Nachdem die Bestandtheile eines Körpers sich in Folge der Ausgleichung ihres entgegengesetzt electrischen Zustandes mit einander verbunden haben, so verharren sie in der Verbindung, die nicht durch mechanische Mittel, sondern nur durch eine stärkere electrische Einwirkung, wodurch die Polarität ihrer Atome gesteigert wird, wieder aufgehoben werden kann. Was die Ursache der electrochemischen Verschiedenheit der Körper betrifft, woher es nämlich komme, daß ein Körper electropositiv und ein anderer electronegativ ist, so verläßt uns die Erfahrung bey Beantwortung dieser Frage und sie fallen ganz und gar dem Gebiet des Hypothetischen anheim.

Vierter Abschnitt. Die bestimmten Proportionen. Gesetz der Neutralitätsreihen. Als man in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts anfieng, den Gewichtsverhältnissen, nach denen sich die Körper mit einander vereinigen, größere Aufmerksamkeit zu schenken, bemühte sich Wenzel, die Zusammensetzung der Salze genau zu bestimmen, indem er eine große Menge von Salzanalysen lieferte, welche sich durch eine für jene Zeit bewundernswürdige Genauigkeit auszeichnen. Durch diese damals angestellten Versuche hat er den Grund zu der Lehre von den bestimmten Proportionen gelegt und vorzüglich durch die Beobachtung, daß wenn 2 Salze sich gegenseitig zerlegen, stets wieder 2 neutrale Salze entstehen. Dieß von Wenzel im Wesentlichen aufgefundene Gesetz heißt das Gesetz der Neutralitätsreihen, obwohl dieser Ausdruck erst von Richter eingeführt wurde.

Was die Sättigungscapacität betrifft, so ist es eine längst bekannte Thatsache, daß aus Silbersalzen durch metallisches Kupfer der ganze Silbergehalt abgeschieden und dafür Kupfer aufgelöst wird, ebenso daß schwefelsaure Kupferlösung von metallischem Eisen gefällt wird, indem dabey ein Eisenoxydulsalz entsteht. Aus vielen Beyspielen der Art, welche der Verfasser mittheilt, ist die Erfahrung hervorgegangen, daß zwar die Quantitäten von Silberoxyd, Kupferoxyd und Eisenoxydul, welche sich mit der nämlichen Menge Säure verbinden, sehr ungleich sind, auch in keinem einfachen Verhältniß zu einander stehen, daß aber diese Ungleichheit nur die Menge des darin enthaltenen Metalls betrifft, während die Menge des Sauerstoffs in allen dieselbe ist. Folgende Tabelle giebt davon eine deutliche Uebersicht:

100 Theile Schwefelsäure verbinden sich mit:

117,71	Kali	= 97,76	Kalium	+ 19,95	Sauerstoff.
77,99	Natrum	= 58,04	Natrium	+ 19,95	„
190,93	Baryt	= 170,98	Baryum	+ 19,95	„
71,04	Kalk	= 51,09	Calcium	+ 19,95	„

51,55	Magnesia	= 31,60	Magnesium	+ 19,95	Sauerstoff.
278,25	Bleyoxyd	= 258,30	Bley	+ 19,95	„
100,41	Zinkoxyd	= 80,46	Zink	+ 19,95	„
272,53	Queckſilberoxyd	= 252,58	Queckſilber	+ 19,95	„

Wenn alſo die Quantitäten der verſchiedenen Baſen, welche die nämliche Menge irgend einer Säure ſättigen, ſehr verſchieden ſind, ſo erſtreckt ſich dieſe Verſchiedenheit nur auf die Menge ihres metalliſchen Radikals, die Menge des Sauerſtoffs iſt unveränderlich. Da das was hier von der Schwefelſäure nachgewieſen wurde, für alle Säuren gilt, ſo iſt es ein allgemeines und wichtiges Geſetz: eine und dieſelbe Menge einer Säure erfordert zur Sättigung von den verſchiedenen Baſen ſo viel, daß in allen die Menge des Sauerſtoffs gleich groß iſt. Dieſe Sauerſtoffmenge der Baſis in einem Salze ſteht nun zu der Sauerſtoffmenge der Säure in einem einfachen Verhältniſſe. Die letztere iſt gewöhnlich ein Multiplum von jener, d. h. doppelt, drey-, vier-, fünfmal ſo groß als letztere, wozu der Verf. eine große Zahl von treffenden Beyſpielen als Beweis anführt. Der Verf. geht nun zu den multiplen Proportionen über. Wenn ſich 2 Körper in mehreren Verhältniſſen mit einander vereinigen, ſo ſteht bey gleicher Menge des einen Beſtandtheils die Menge des andern in den Verbindungen in einem einfachen Verhältniß. Die letztere iſt nämlich in den höheren Verbindungsſtufen ein Vielfaches (Multiplum) nach einer ganzen Zahl oder einfachen Bruchtheilen von der Menge dieſes Beſtandtheiles in der niedrigſten Verbindungsſtufe; ſie iſt $1\frac{1}{2}$, 2, $2\frac{1}{2}$, 3, 4, 5, 6 mal ſo groß als letztere, weßhalb wir das von Dalton entdeckte Geſetz der multiplen Proportionen auch ſo ausſprechen können: Wenn ſich ein Körper A in mehreren Verhältniſſen mit einem Körper B verbindet, ſo beſtehen die Verbindungen aus 1 A + 1 B, 1 A + $1\frac{1}{2}$ B, 1 A + 2 B, ꝛc. ein Geſetz, welches von dem Verf. durch einige Beyſpiele erläutert wird.

Fünfter Abſchnitt. Die atomiſtiſche Theorie.

Der Verf. hebt hier beſonders den Antheil hervor, den die Arbeiten von Berzelius an der Entwicklung aller dieſer Lehren gehabt haben. Dieſer berühmte Chemiker Schwedens iſt es, welcher nicht nur die Verdienſte von Wenzel und Richter zur gebührenden Anerkennung gebracht, ſondern er hat eigentlich der Stöchiometrie denjenigen Grad von Ausbildung und Vollkommenheit gegeben, welchen ſie jetzt beſitzt. Er iſt es, welcher nicht nur über die Urſachen, welche den beſtimmten Proportionen bey Verbindung der Körper zu Grunde liegen, ſehr ſcharfſinnige Anſichten aufſtellte und die von Dalton in die Chemie eingeführte atomiſtiſche Hypotheſe vollſtändig begründete, ſondern mit dieſen Verdienſten zugleich ein anderes verband, nämlich eine bis dahin unerreichte Genauigkeit und Schärfe in dem empiriſchen Theile der Wiſſenſchaft, die ſich in einer großen Zahl von Analyſen der verſchiedenſten Verbindungen zu erkennen gab. Dieſe analytiſchen Arbeiten wurden von ihm in der Abſicht unternommen, die ſtöchiometriſchen Geſetze zu bewähren und ſicher zu begründen; ſie haben dieſen Zweck in dem Grade erreicht, daß jene Geſetze jetzt als Fundamental-Wahrheiten der Chemie daſtehen, von Niemand bezweifelt werden und die ihnen zum Grunde liegenden Zahlen, z. B. die der Aequivalente, faſt von allen Chemikern angenommen und als Baſis aller chemiſchen Berechnungen benützt werden.

Wenn nun, wie die Erfahrung lehrt, daß die Körper ſich nur nach feſt beſtimmten unveränderlichen Gewichtsmengen mit einander verbinden, ſo daß die Gewichtsmenge des einen ſich verdoppelt, verdreyfacht, kurz in einer ganz einfachen Proportion fortſchreitet, ſo entſteht die Frage, welche Urſachen dieſen ſtöchiometriſchen Geſetzen zu Grunde liegen und warum die Körper ſich nicht in jedem beliebigen Verhältniß, welcher Anſicht Berthollet zugethan war, mit einander verbinden. Bey Unterſuchung dieſer Frage können wir nicht mehr an die Erfahrung appelliren, ſondern wir gelangen auf das Gebiet der Speculation, d. h. die Theorie,

welche wir uns bilden, wird eine Hypothese. Eine Aufstellung von Hypothesen kann indessen unter gewissen Umständen zulässig werden, wenn naturwissenschaftliche Forschungen etwas mehr als empirische seyn sollen und überhaupt liegt es ja in der Natur des menschlichen Geistes, von den Erscheinungen auf die Ursachen zurück zu gehen.

Dalton gebührt das Verdienst eine Theorie der einfachen und multiplen Proportionen gegeben zu haben; es ist dieß die atomistische Theorie, welche die Verbindungen der Körper nach bestimmten Gewichtsverhältnissen erklärt. Da ihr keine Thatsache entgegensteht, so findet die von Kant begründete dynamische Hypothese unter den Chemikern wohl schwerlich noch irgendwo Beyfall.

Der Verf. versucht es nachzuweisen, in wie fern die Atome die Ursache der chemischen Proportionen seyn können und führt dazu mehrere Beyspiele an, wovon wir nur das folgende heraushebe. Wenn sich Kalium und Sauerstoff mit einander zu Kali verbinden, so werden stets 490 Gewichtstheile Kalium mit 100 Gewichtstheilen Sauerstoff zusammentreten. In der Annahme, daß beyde Körper aus Atomen bestehen, wird bey der chemischen Verbindung beyder, welche ein so homogenes Ganzes liefert, in welchem mechanische Mittel nirgends die Bestandtheile nachweisen, an jedes Kaliumatom sich ein Sauerstoffatom anlegen. Nehmen wir zugleich an, daß das Gewicht eines Kaliumatoms sich zu dem Gewicht eines Sauerstoffatoms = 490 : 100 verhält, (d. h. das jenes 4,9 mal schwerer ist, als dieses) so wird dadurch die Thatsache erklärt; denn wenn die Körper aus Atomen bestehen, so können sie sich auch nur nach Atomen mit einander verbinden, nicht aber nach dazwischenliegenden Theilen, da dieß dem Begriff der Atome zuwider ist. Da man jene Zahlen Aequivalente genannt hat, so läßt sich auch sagen, daß die Aequivalente der Körper das Verhältniß des Gewichts ihrer Atome ausdrücken. Die atomistische Teorie zeigt also, daß der Grund, weßhalb sich die Körper nach bestimmten Gewichtsverhältnissen verbinden, in dem Daseyn der Atome liegt und wenn es einen Beweis für die Richtigkeit dieser Hypothese geben kann, so liegt er gewiß vorzüglich in den fest begründeten Gesetzen der chemischen Proportionen, welche die Erfahrung kennen gelehrt hat.

In den folgenden Abschnitten wird das Verhältniß der Begriffe von Atom und Aequivalent abgehandelt, ferner die chemischen Zeichen und Formeln, dann Atom und Volum bey einfachen gasartigen, festen und flüssigen Körpern, so wie das Verhältniß von Atom und Volum in chemischen Verbindungen ꝛc., Gegenstände welche mit großer Klarheit vorgetragen und durch viele sehr geeignete Beyspiele erläutert sind. Der Amorphie, Dimorphie und Isomorphie hat der Verf. ebenfalls besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Die beyden letzten Abschnitte des vorliegenden Werkes enthalten die Lehre von der atomistischen Constitution und die Anwendung der Stöchiometrie bey chemischen Rechnungen.

Wenn schon die Anzahl der Atome, welche sich zu einem zusammengesetzten Atom verbinden, nur als ein Gegenstand der Speculation betrachtet werden kann und deßhalb keiner faktischen Prüfung zu unterwerfen ist, so gilt dieß fast noch mehr von der Frage über die Constitution der Körper.

Unter Constitution atomistischer Construction versteht man die gegenseitige Stellung der einfachen Atome zu einander in dem zusammengesetzten Atom der Verbindung; man nennt dieß die Gruppirung der Atome, ausgehend von der Corpusculartheorie, nach welcher alle zusammengesetzte Körper dadurch entstehen, daß sich die Atome ihrer Bestandtheile an einander legen.

Beym ersten Blick könnte eine Speculation über diesen Gegenstand entbehrlich scheinen, da sie die Thatsachen nicht zu ändern vermag und da die Existenz der Atome selbst auf einer bloßen Hypothese beruht. In 1 Atom schwefelsaurem Kali (K S) sind 1 Atom Kalium, 1 Atom Schwefel und 4 Atome Sauerstoff enthalten, wobey es nun nicht ganz gleichgültig ist, nach ihrer gegenseitigen Stellung zu fragen und man wird sich nicht damit begnügen, zu sagen, daß das schwefelsaure Kali eine Verbindung von Kalium, Schwefel und Sauerstoff sey. Man könnte annehmen, der Körper, welchen wir

schwefelsaures Kali nennen, sey eine Verbindung von Schwefelkalium und Sauerstoff: $K + S + O^4 = KS + O^4$, also ein Oxyd von Schwefelkalium, oder er sey $KO^4 + S$ oder $K + SO^4$, oder endlich $KO + SO^3$, nämlich eine Verbindung von Schwefelsäure und Kali, welch letzterer Annahme man allgemein den Vorzug gegeben hat. Der Name der Verbindung „schwefelsaures Kali" schließt also schon mehr als etwas Faktisches in sich, er gründet sich auf die Hypothese, daß jener Körper Schwefelsäure und Kali als solche in sich enthalte. Daß die Annahme, das schwefelsaure Kali enthalte Kali und Schwefelsäure, nicht streng bewiesen werden kann, ist leicht einzusehen, denn wenn dieser Körper durch direktes Zusammentreten von jenen beyden entsteht, so berechtigt dieß im Grunde noch nicht zu der Behauptung, daß sie als solche in ihm enthalten seyen.

Der Verf. berührt hier auch die von Dumas aufgestellte Substitutionstheorie oder Metalepsie und bemüht sich darzuthun, daß sie noch sehr wenig begründet ist. Vorzüglich hat Berzelius die unsichere Basis der Substitutionstheorie mit großer Klarheit nachgewiesen und die Widersprüche hervorgehoben, in welchen die Behauptungen ihres Urhebers unter sich und mit vielen wohlbegründeten chemischen Erfahrungen stehen. Eben so hat sich auch Liebig über die Richtigkeit der Substitutionstheorie offen geäußert und das Streben Dumas, aus einzelnen Erfahrungen sogleich allgemeine Gesetze zu abstrahiren, welche durch neue Thatsachen unaufhörlich verändert werden müssen und dadurch ihren Charakter als wirkliche Gesetze ganz verlieren, in das hellste Licht gesetzt.

Der letzte Abschnitt, welcher das Werk beschließt, enthält die Anwendung der Stöchiometrie bey chemischen Rechnungeu. Besonders wird hier die Anwendung der Zahlengesetze, welche die Theorie der bestimmten Proportionen umfassen, durch Beyspiele erläutert, nämlich die Anwendung der Stöchiometrie bey synthetischen und bey analytischen Operationen.

Am Schlusse können wir nicht umhin, unsere Meynung dahin auszusprechen, daß wir das vorliegende Lehrbuch als eine sehr gelungene Arbeit betrachten, indem der Verf. sich bemüht hat, den schon bekannten Thatsachen alles Neue anzureihen und die Lehren mit Umsicht und großer Klarheit vorzutragen, weßhalb sich erwarten läßt, daß dieß Werk von den Kennern mit Beyfall aufgenommen werden dürfte.

A. B.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Die Modification, welche das Licht bewirkt, ist ihrer Natur nach verschiedener Grade fähig, und kann durch eine und dieselbe Lichtintensität in sehr verschiedener Zeit hervorgebracht, aber auch gewöhnlich eben so leicht wieder aufgehoben werden, selbst auch ohne äußeres Hinzuthun vergehen besonders auf der Retina, wo eine kurze Ruhe schon dazu hinreicht, während sie beym anhaltenden Sehen besonders sehr beleuchteter Gegenstände nicht sobald wieder auf ihren normalen Zustand zurückkömmt, und sogar bleibende Nachtheile erleiden kann. Da der modificirte Zustand der Retina durch sehr geringfügige Ursachen verändert und zerstört werden kann, so können auch die im Auge vorhandenen Nachbilder doch nicht zerstörend einwirken. In dieser Beziehung wirkt wohl auch der Druck der äußern Augenmuskeln, dessen Wirkung sich bis auf die Retina erstreckt, und die beständige Bewegung des Auges fördernd mit.

In einem Nachtrag zu dieser interessanten Abhandlung zeigt Hr. M. noch, daß nicht unmittelbare Berührung der sich abbildenden Gegenstände nothwendig ist, und daß sich zwey Körper schon aufeinander abbilden, wenn sie hinreichend einander genähert werden. Allein Hr. M. glaubt nicht, daß dazu eine neue Kraft der Körper nachgewiesen ist. Vielmehr ist er der Meynung, daß man jeden Körper für einen selbstleuchtenden werde erklären müssen, eine Eigenschaft, die in verschiedenen Graden an verschiedenen Körpern angenommen leicht die Deutlichkeit der Abbilde selbst in größerer Entfernung, die Mitwirkung der Erwärmung und der Politur erklären kann, und welche, da die Versuche immer gleiche Resultate geben, allen Körpern inwohnt, und in manchen Fällen selbst als sehr bedeutend angesehen werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Nyt Magazin for Naturvidenskaberne. Udgivet af den physiographiske Forening i Christiania. Bd. I. 1837 — 38. 428 S., II. 1838 — 40. 408 S., III. 1841 — 42. 413 S., IV. 1stes Heft 1843. 96 S. Christiania 8.

Die Erweiterung der literarischen Verbindungen, welche unsere Akademie seit etlichen Jahren vorgenommen hat, beginnt immer reichlichere Früchte zu tragen, indem seitdem mehr und mehr die Schriften der auswärtigen gelehrten Gesellschaften, welche zum großen Theil durch den Buchhandel nicht zu beziehen sind, und daher uns nur dem Titel nach bekannt seyn konnten, uns zugeschickt werden. Unter die in solcher Weise erlangten Acquisitionen gehört auch das neue Magazin für Naturwissenschaften, welches unter diesem Titel seit 1837 von dem physiographischen Vereine in Christiania in fortlaufenden Heften ununterbrochen herausgegeben wird. Nur wenige der darin niedergelegten Abhandlungen sind uns bisher aus Uebersetzungen bekannt geworden, haben aber hingereicht, uns auf die Wichtigkeit dieser Zeitschrift aufmerksam zu machen. Es ist uns daher sehr erfreulich, selbige jetzt vollständig zu besitzen. Sie ist reich an wichtigen Beyträgen aus den verschiedenen Fächern der Naturwissenschaften, und giebt ein ehrenvolles Zeugniß von dem wissenschaftlichen Sinne des norwegischen Volkes, das, obschon nicht viel über eine Million Individuen zählend, doch im Stande ist, ein eigenes wissenschaftliches Journal zu unterhalten und durch ausgezeichnete Abhandlungen demselben eine Bedeutung zu geben.

Um unsere Leser mit dem Inhalte dieser Zeitschrift bekannt zu machen, mag es vor der Hand genügen, die darin enthaltenen Abhandlungen der chronologischen Reihenfolge nach anzuführen. Ueber einzelne derselben behält sich Ref. vor, späterhin in diesem oder einem andern Journale weitere Auskunft zu geben.

I. Band. — 1) Theorie des Granits und der übrigen sogenannten massiven Felsarten nebst der der krystallinischen Schiefer, vorgetragen in Vorlesungen über die Geologie an der Universität Christiania 1836 von B. M. Keilhau (S. 1). — 2) Beyträge zur Höhenbestimmung mit dem Barometer, vorgenommen auf einer Reise zwischen den Bergen von Walders und Gulbrandsdal, von Ing. Cap. Th. Brock (S. 73). — 3) Ueber das Erzfeld und die Silbergänge von Kongsberg (S. 86). — 4) Untersuchungen, in wie weit sich in Norwegen sowohl als in Schweden Spuren von einer Emporhebung des Erdbodens in der neueren und neuesten geologischen Zeit finden, von B. M. Keilhau (S. 105). — 5) Beyträge zur nordischen Fauna, von L. Esmark (S. 255). — 6) Botanische Reise im Sommer 1836, von Blytt (S. 257). — 7) Fortsetzung derselben (S. 321). — 8) Verzeichniß und Bemerkungen über die in Norwegen vorkommenden Vögel, von H. Rasch (S. 356). — 9) Ueber das Funkeln der Sterne, von Chr. Langberg (S. 390). — 10) Blennius gracilis nov. sp. beschrieben von P. Stuwitz

(S. 406). — 11) Notiz über zwey verschiedene Arten Kobalterze in den Gruben von Skutterud, von Th. Scheerer (S. 421). — 10) Glyceria norvegica, entdeckt und beschrieben von S. C. Sommerfeldt (S. 426).

II. Band. — 1) Geognostische Bemerkungen über den südlichen Theil von Oesterdalen, von Keilhau (S. 1). — 2) Technische Bemerkungen, von Maschmann (S. 31). — 3) Ueber eine Methode Kobaltoxyd, Nickeloxyd und Manganoxyd vom Eisenoxyd, Arsenik und Arsenikſäure zu scheiden, von Th. Scheerer (S. 46). — 4) Ueber die isochromatischen Curven und die Interferenzen der polarisirten Lichtstrahlen in combinirten einarigen Krystallen nach den Grundsätzen der Undulationstheorie, von Langberg (S. 63). — 5) Fortsetzung (S. 103). — 6) Untersuchungen über die Entwicklung einiger niederer Thiere, von M. Sars (S. 139). — 7) Geognostische Bemerkungen über den südlichen Theil von Oesterdalen, von Keilhau (Forts. S. 167). — 8 Periodische Veränderungen in der magnetischen Intensität der Erde ꝛc., von Hansteen (S. 207). — 9) Botanische Reise im Sommer 1837, von Blytt (S. 241). — 10) Bericht über einen an das Museum in Bergen aus Nordland eingesandten Trachypterus, von Stuwitz (S. 277). — 11) Ueber einige transcendente Functionen, von Broch (S. 297). — 12) Reise im Lister- und Mandals-Amt im Sommer 1839, von Keilhau (S. 333). — 13) Einige Bemerkungen über Gänge in der Königsgrube bey Kongsberg, von Möller (S. 401).

III. Band. 1) Beytrag zur Bestimmung verschiedener Constanten für Christiania, von Hansteen (S. 1). — 2) Ueber eine allgemeine Eigenschaft bey den Integralen von algebraischen Differentialen (S. 85). — 3) Magnetische Beobachtungen, angestellt auf einer Fahrt im Mittelmeere mit der norwegischen Corvette, dem Adler (Oernen) im Sommer 1840 von den Capitains Konow und Baleur (S. 89). — 4) Ueber die Merkmale einer allgemeinen Abreibung, welcher unser nordischer Felsboden ausgesetzt gewesen ist, von Keilhau (S. 115). — 5) Reise von Christiania nach dem östlichen Theil von Christiansands-Stift im Sommer 1840, von Keilhau (S. 169). — 6) Magnetische Beobachtungen auf einer Reise durch Dänemark und einen Theil des nördlichen Deutschlands im Sommer 1839, von Hansteen (S. 227). — 7) Fortsetzung von Nro. 1. — 8) Magnetische Terminsbestimmungen im magnetischen Observatorium zu Christiania, von Hansteen (S. 291). 9) Magnetische Beobachtungen, angestellt auf einer Uebungsfahrt mit der norwegischen Korvette, der Adler, nach Lissabon und den azorischen Inseln im Sommer 1841, mitgetheilt von Hansteen (S. 302). — 10) Beytrag zur Bestimmung der mittleren Temperatur von Throndhjem, von Münster (S. 308). — 11) Sonnenfinsterniß den 8. Juli 1841, beobachtet zu Christiania von Hansteen (S. 313). — 12) Minimum der Inclination der Magnetnadel in Christiania, von Hansteen (S. (315). — 13) Einige Bemerkungen und Versuche über die Atomtheorie, von Th. Scheerer (S. 319). — 14) Bericht über Errichtung der Wasserstands-Zeichen an der norwegischen Küste im Sommer 1839, von Schive (S. 390). — 15) Optische Notizen von Langberg (S. 402). — 16) Jährliche Veränderung der Temperatur in Dresden, aus den zehnjährigen Beobachtungen des Insp. Lohrmann's ausgezogen von Hansteen (S. 405).

IV. Band 1stes Heft. — 1) Beschreibung einer zur Gattung Thyroptera gehörigen Fledermans, von H. Rasch (S. 1). — 2) Chemische Untersuchung der Mineralquelle in Eidsvold, von Thaulow (S. 11). — 3) Ueber die Benützung der Gichtgase beym Hochofen, von Scheerer (S. 49). — 4) Ueber den Effect des warmen Gebläses, von Scheerer (S. 54). — 5) Meteorologische Beobachtungen auf dem Observatorium in Christiania, mitgetheilt von Münster (S. 78). — 6) über das Vorkommen des Nickels in Norwegen, von Scheerer (S. 91).

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Wenn aber diese Erscheinungen allerdings vorläufig auf Rechnung der von allen Körpern ausgehenden Lichtwirkungen gesetzt werden müssen, so zweifelt Hr. M. doch nicht an dem Einflusse des Druckes, da hinreichend bewiesen ist, daß auf der Retina bey dem Prozeß des Sehens nichts anders vor sich geht, als auf allen übrigen Substanzen, wenn ihre Oberflächen von Lichtstrahlen getroffen werden. Da nun bey ihr der Druck so entschieden dieselben Phänomene wie das Licht hervorbringt, so wird dasselbe auch bey den übrigen Körpern stattfinden, obschon der eigentliche Beweis dafür nicht geliefert werden kann. (S. 177 — 234.)

Hr. Moser trägt (S. 569 — 571) noch mehrere Erfahrungen über das unsichtbare Licht (Selbstleuchten) der Substanzen nach, und seine vielfältigen Erfahrungen deuten ganz darauf hin, daß es keine Substanz gibt, die nicht selbst leuchtet. Zu den Versuchen hierüber ist aber durchaus kein Zustand der Finsterniß nothwendig; denn die Effecte ergeben sich eben so im Sonnenlichte, ohne daß dieses darauf störend oder befördernd einwirkt, vielmehr bringen die sichtbaren und unsichtbaren Strahlen gleiche Wirkungen für sich hervor, und wenn jene mehrere Stunden brauchen, um Bilder auf Flachen hervor zu bringen, so geschieht es durch diese schon nach 10, sogar nach 2 Minuten, zum offenbaren Beweis, daß das gewöhnliche Licht zu den letztern nicht mitgewirkt hat.

Daß bey diesen Versuchen die Wärme den Erfolg nicht bedingt, ergibt sich daraus, daß von Sonnenstrahlen, die durch ein gelbes Glas auf eine Silberplatte gefallen, wenn die Platte nachher in Dämpfe gebracht wurde, die Sonnenbahn sich nicht stark, wenn sie durch violettes Glas gegangen waren, sehr gut, durch rothes Glas aber gar nicht sehen ließ, was der Transmission der Wärme offenbar nicht zusagt, indem gerade rothes Glas die meiste Wärme durchläßt.

2. Nach Hrn. Melloni geschieht das Sehen vermöge äußerst rascher Schwingungen, welche die Nerven-Molecule der Netzhaut unter dem Einfluß einer gewissen Reihe von Aetherundulationen erfahren. Diese Vibrationen hängen aber nicht von der Quantität der Bewegung ab, sondern entstehen durch die größere oder geringere Leichtigkeit, mit welcher die Theilchen der Netzhaut dieser oder jener Aetherschwingung folgen. Die außerhalb der beyden Gränzen des Spectrums liegenden Undulationen können auf der Netzhaut keine Vibration erregen, die zwischen Gelb und Orange (nach Fraunhofer dem Maximum der Lichtstärke) liegenden Undulationen müssen den Moleculen dieser Haut die ausgeprägteste Vibrationsbewegung mittheilen. Die Lichtmenge hängt aber nothwendig auch nach dieser Ansicht ab von der Intensität der Strahlung, die für uns aus der Weite der molecularen Vibrationen entspringt. Wird nun angenommen, daß zwischen den Aetherundulationen und der Spannung der die Netzhaut zusammensetzenden Nerven-Molecule ein mehr oder weniger vollständiger Accord statt finde, so läßt sich begreifen, daß eine Zunahme der Strahlungskraft eine Abnahme in der Lebhaftigkeit der Lichtempfindung hervorbringen kann, indem, wenn die orangefarbenen und rothen Undulationen eine geringere Consonanz auf der Netzhaut finden, als die gelben, die ersteren eine geringere Lichtmenge geben können.

Es wären demnach dem allgemeinen Princip der Schwingungsbewegung gemäß diejenigen Substanzen weiß, welche unter der Wirkung von Lichtwellen jeglicher Länge mit gleicher Leichtigkeit schwingen, farbig aber solche, welche unter dem Einfluß einer oder mehrerer Arten von Lichtwellen mit größerer Intensität schwingen, woraus nothwendig folgt, daß eine Substanz, deren Theilchen unter der Einwirkung dieser oder jener Lichtundulation besser schwingt, nothwendig farbig ist, und daher, weil die gelben Undulationen durch Consonanz das Maximum des Effectes auf die Netzhaut ausüben, die Netzhaut selbst gelb, und nicht, wie man bisher geglaubt hat, farblos seyn müsse. Dieß sucht denn auch Hr. M. durch eine genaue neue Art der Anatomie des menschlichen Auges ausführlich nachzuweisen. Merkwürdig ist dabey, daß, wie Hr. Melloni behauptet, dieses Gelb der Netzhaut, besonders des mittleren Sömmering'schen (Buzzi'schen) Fleckes mit dem Alter immer mehr erblaßt, dagegen die Klarheit und Farbenlosigkeit der Krystall-Linse vom 25. oder 30. Jahre immer mehr abnimmt, indem sie jetzt eine strohgelbe Farbe annimmt, bey Greisen von 70 — 80 Jahren bernsteinfarben ist, und dadurch den Abgang der gelben Farbe auf der Netzhaut ersetzt. Hr. M. überzeugte sich überdieß factisch davon, daß die Krystall-Linse auf die Netzhaut von Augen des verschiedensten Alters gelegt immer dieselbe Nuance von Gelb, und eine alte Krystall-Linse neben eine junge Netzhaut gelegt ungeachtet der ungeheuren Verschiedenheit der Constitution nur eine einzige Farbe zeigen. Das Erscheinen und Fortschreiten der gelben Farbe in der Linse ist daher das Mittel, das Aug auf einem und demselben Lichtton zu erhalten, und nur deßwegen kann und muß in jedem Alter das Weiß als Weiß erscheinen.

Zugleich liegt aber auch darin eine unabweisbare Bestätigung des Satzes vom Maximum der Consonanz der gelben Undulationen mit den Molecular-Vibrationen der Netzhaut. (S. 574 — 587.) *)

3. Die Undulationstheorie hat bekanntlich durch das vereinte Zusammenwirken der beobachtenden Physik und der berechnenden Mathematik ein so großes Uebergewicht über ihre ältere Schwester (die Emissionstheorie) erlangt, daß wohl kein Physiker über die Wahl in Zweifel seyn kann, obschon die Annahme eines materiellen Aethers und der tausendfach verschiedenen Wellen in demselben nicht ohne Anstoß geblieben sind, da die mechanische Theorie der Undulationen immer so dargestellt zu werden pflegt, als ob sie nothwendig mit einer atomistischen Grundansicht verbunden wäre. Hr. Dr. E. Schmid, Privatdocent in Jena, unternimmt es deßwegen zu zeigen, daß man die Resultate der Undulationstheorie auch „ohne Annahme einer mechanischen Hypothese auf rein inductorischem Wege erlangen kann, indem man von der Erfahrung ausgehend den mathematischen Ausdruck des Gesetzes aufsucht, welches die Erscheinungen umfaßt." Der Gang dieser Entwickelung begreift in sich nothwendig die Hauptmomente dieser Theorie, nämlich a) Lichterzeugung (Richtung der Lichtätherbewegung und ihre Geschwindigkeit), b) Lichtfortpflanzung (Geschwindigkeit, Richtung, Brechung und Polarisation der Strahlen), c) Vereinigung der Schwingungs- und Fortpflanzungs-Gesetze. Da die ganze Entwickelung rein und consequent mathematisch durchgeführt ist, so ist dieselbe keines Auszuges fähig. (S. 393 — 106 u. 511 — 557.)

4. Hr. Bar. Ev. v. Leyser beschreibt eine von ihm erfundene Camera clara dioptrica, deren Vorzüge vor jedem ähnlichen Apparate und Einrichtung ausführlich beschrieben werden. Wenn aber schon dieser Apparat manche Vorzüge, namentlich die Entbehrlichkeit eines Spiegels und ein Sehfeld von 35° — 40° besitzt, möchte doch die Construction für ihren Zweck zu kostspielig seyn. (S. 107 — 121.)

C. Wärme.

1. Ueber die Temperatur, bey welcher destillirtes Wasser siedet, hat Hr. F. Marcet neue Versuche angestellt, und will daraus gefunden haben, daß der Siedepunkt in einem Glaskolben von 100,°2 bis 102° C. schwankt, die Temperatur des entstandenen Dampfes aber beständig sehr nahe gleich bleibt, aber in jedem Gefäß beständig niedriger ist, als die der siedenden Flüssigkeit. Bey Glasgefässen war der Unterschied durchschnittlich 1°,06 C., bey Metallgefässen zwischen 0°,15 und 0°,20. Identisch wird aber die Temperatur, wenn die innere Wand des Gefässes mit einer Schichte von Schwefel, Schellack, oder irgend einer anderen Substanz überzogen wird, die keine merkliche Adhäsion zum Wasser besitzt. Aber in diesem Falle ist in Metallgefässen (und selbst in Glaskolben) der Siedpunkt um 0°,20 bis 0°,25 C. niedriger, als im gewöhnlichen Metallgefäß.

Wird ein Kolben von dünnem grünem Glase, in dem die Siedehitze ungefähr 100°,50 C. ist, einige Stunden hindurch mit concentrirter Schwefelsäure gefüllt, so ändern sich, nachdem jede Spur der Schwefelsäure gänzlich getilgt worden ist, die Erscheinungen des Siedens auffallend. Es steigen wenige Luftblasen auf, das Phänomen des Singens (chant) ist kaum vernehmbar, und das Thermometer steigt auf 101°. Dasselbe bewirkt concentrirte Kalilauge, und wahrscheinlich auch die Erhitzung eines neues Glasballons auf 300° bis 100° C. Nicht nur Wasser, sondern auch Alkohol zeigte Hrn. M. dieselbe Erscheinung, indem er in einem Ballon, der Schwefelsäure enthalten hatte, erst bey 82°,5 C. zum Sieden kam, während derselbe in einem gewöhnlichen Ballon schon bey 79° C. in volles Sieden gekommen war.

Die Ursache dieser Erscheinung glaubt Hr. M. in einer Molecular-Adhäsion des Wassers zu finden, indem sich diese mit dem Zustand desselben auffallend verändert, und die, wenn man diese Substanz von jeder Unreinigkeit oder jedem fremden Stoff befreyt, bedeutend zunimmt, wie dieß durch Schwefelsäure und Kalilösung geschieht. (S. 170 — 171.)

(Fortsetzung folgt.)

*) Unser ausgezeichneter Hr. Prof. Dr. Erdl hat auf Ansuchen des Ref. die Güte gehabt, an den Augen von 25 Leichen verschiedenen Alters und Geschlechtes diese Behauptung zu prüfen. Allein die aus seinen Untersuchungen hervorgegangenen Resultate scheinen dieselbe (wenigstens im Allgemeinen) keineswegs zu bestätigen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Der Mongolen Einfall im Jahre 1241. Eine kritische Zusammenstellung und Sichtung aller darüber vorhandenen Quellennachrichten, mit besonderer Rücksicht auf die Niederlage der Mongolen bey Olmütz, von Franz Palacky, ständischem Historiographen des Königreichs Böhmen, Ausschußmitglied und Geschäftsleiter der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen, ordentl. Mitglied und beständ. Secretär der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, Mitglied der k. bayer. Akademie der Wissenschaften in München ꝛc.

Aus den Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften (V. Folge Bd. 2.) besonders abgedruckt. Prag 1842. 4.

Seit den Tagen Attilas und Abderhamans war bekanntlich das christliche Europa nicht mehr so im Innersten bedroht worden, als durch den Einfall der Mongolen unter Batu, im Jahre 1241. In 3 ungeheuern Heersäulen griffen sie die deutschen und slavischen Reiche an. Die eine Colonne überwältigte in der furchtbaren Schlacht bey Liegnitz 9. April 1241 die Polen, das Hauptheer die Ungarn, das Schicksal Deutschlands schien entschieden. Die Bestürzung war so ungeheuer, daß die Holländer nicht mehr auf den Häringsfang ausfahren wollten und König Ludwig von Frankreich sich rüstete, „entweder die Mongolen zur Hölle zu senden oder selbst die Krone des Paradieses zu erringen.“ Da wandten sich die Mongolen plötzlich um, und verschwanden auf eine fast räthselhafte Weise. Gerade deßhalb war es sehr natürlich, daß wie die ganze Thatsache, so auch die Gründe dieses plötzlichen Verschwindens zu vielen willkührlichen Conjecturen Anlaß gaben.

So fühlt sich z. B. Cortüm in seiner Geschichte des Mittelalters I. S. 490 berufen, bey dieser Gelegenheit dem P. Gregor IX. und der Priesterpartey eine Lection zu geben, weil jener „taub gegen die Leiden der Christenheit und kräftige Rettungsmitteln gewesen,“ (während er selbst von Friedrich II. bedrängt in Rom kaum seines Lebens sicher war), „weil das stäte Entgegenwirken dieses die kräftigen Mahnungen des Kaisers gehemmt habe. Endlich seyen die Mongolen durch K. Conrad und Enzio bey Neustadt geschlagen, durch Krankheiten geschwächt worden und hätten deßhalb der auf den Westen gerichteten Heerfahrt entsagt.“

Schlosser, welcher eine unwiderstehliche Neigung besitzt, mit historischen Persönlichkeiten wegen Dinge zu keifen, die sie gethan haben sollen, factisch aber nur von ihm ihnen imputirt werden, bindet bey diesem schönen Anlaß mit dem Böhmenkönige Wenzel I. an, welcher sich vor den Mongolen verborgen haben soll, als sie durch sein Land zogen ꝛc.

Nach Raumer rettete die Schlacht bey Liegnitz und der Heldentod des Herzogs Heinrich von Niederschlesien das Abendland; jedoch nur zur Hälfte gebühre ihm dieser Ruhm, die andere Hälfte müsse den Hohenstaufen und Babenbergern vindicirt werden, indem erst Conrad und Enzio die Mongolen

schlugen und im darauffolgenden Jahre diese von dem Herzoge Friedrich von Oesterreich und dessen Verbündeten gleich nachdrücklich zurückgeworfen wurden.

Das Verdienst, unter diesen und so vielen andern willkührlichen Annahmen für die wahre und rechte Darstellungsweise aufgeräumt zu haben, gebührt aber Hrn. Palacky, welcher in der ersten Abtheilung des zweyten Bandes seiner Geschichte von Böhmen der Erforschung dieses wichtigen Gegenstandes besondere Sorgfalt widmete. Aus seiner Darstellung gieng aber als sicher hervor:

1) daß König Wenzel gleich anfänglich die kräftigsten Maßregeln ergriff, sein Land vor dem Einfalle der Mongolen zu verwahren,

2) daß es den Mongolen nicht gelang, durch die wohlverwahrten Pässe (von Ottmachau) nach Böhmen zu dringen, selbst nicht, als der siegreiche Heerhaufen von Liegnitz sich mit den mittleren Haufen, den die meisten Geschichtschreiber gänzlich aus dem Auge verlieren, vereinigt hatte.

3) Dafür ward nun von den beyden vereinigten Abtheilungen der Einbruch in Mähren versucht und ausgeführt. Als hiebey nur 3 Städte widerstanden und die Hauptmacht der Barbaren sich vor dem festen Olmütz concentrirte, gelang es dem böhmischen Befehlshaber daselbst, Jaroslaw von Sternberg, die Mongolen zu schlagen und unter ihnen einen der zahlreichen Enkel Dschingischans zu erschlagen. Die geschlagenen warfen sich nach Ungarn zu Batus Heere.

4) Als nun die Mongolen aus Ungarn nach Deutschland ziehen wollten, bewog sie der noch im Sommer des J. 1241 erfolgte Zug des Königs von Böhmen, der Herzoge von Oesterreich und Kärnthen, — Enzio befand sich damals in Italien und mit den Zurüstungen zu dem Ueberfall der Prälaten (3. May 1241) beschäftiget — so wie der Tod Ugetais, des Großchans zum Abzug aus den überschwemmten Ländern.

5) Gehörte der Einfall der Tartaren in Oesterreich in das Jahr 1241, und nicht 1242, wodurch Conrad und Enzio's Heereszug ihr historisches Fundament verlieren.

Die vorliegende Abhandlung untersucht nun noch einmal die Frage: ob und in wie fern die Böhmen und Mähren den Fortschritten der mongolischen Eroberungen in Europa im Jahre 1241 ein Ziel gesetzt haben? Zuerst giebt der Verf. nur eine allgemeine Uebersicht der Quellen, was dann den Sieg bey Olmütz als einen nur partiellen nachweist. Dann geht Hr. Palacky zu einer speciellen Uebersicht der Quellen über; er beleuchtet hiebey die gleichzeitigen Schriftsteller, ohne jedoch Pernold als solchen gelten zu lassen, welchen Hr. Palacky in einer eigenen Abhandlung als eine Impostur Hanthalers gleich dessen Ortilo erwies und damit auch die bis 1243 fortgeführten Mongoleneinfälle (Raumers Hypothese) über den Haufen warf. Den Chronisten der ersten Reihe folgen die der zweyten Reihe, welche bereits in Bezug auf den Sieger bey Olmütz nähere Angaben enthalten, und endlich die mährische Ueberlieferung darüber. Aus allem diesen geht dann eine Reihenfolge der Ereignisse hervor, die wir, weil der Gegenstand von so vielen Historikern mannigfaltig behandelt wurde, den Hauptdaten nach mitzutheilen uns gedrungen fühlen.

Nachdem Kiew am 6. Dec. 1240 genommen worden, theilte am 13. Febr. 1241 Sendomir und in demselben Monate Krakau dieses Schicksal. In den Anfang März fällt das Sendschreiben K. Wenzels an die deutschen Fürsten, 10. März der Brief des Landgrafen Heinrich von Thüringen an den Herzog von Burgund. 12. März drang Batu durch die Karpathenpässe, 15. März erschienen Mongolenschwärme vor Pesth, 17. März ward Waitzen zerstört, um dieselbe Zeit erfechten die Tartaren den Sieg bey Oppeln über H. Boleslaw von Sendomir und Wladislaw von Oppeln. Am Ostersonntage (31. März) ward die Bergstadt Rudna-Banja zerstört, dann K. Bela am Sajoflusse geschlagen. Anfang April zieht Wenzel cum innumera multitudine exercitus über Zittau nach Niederschlesien. 9. April Schlacht bey Liegnitz; dann Vorrücken Wenzels, worauf die Mongolen die Flucht ergreifen,

(sich zurückziehen) und durch die Grafschaft Glatz nach Böhmen einzudringen suchen. Vor dem 9. May Einbruch der Mongolen in Mähren, 19. May nimmt K. Conrad in Esslingen das Kreuz, — Ausbreitung der Mongolen in Mähren, K. Wenzels Brief, Reichsversammlung in Merseburg und allgemeine Kreuzannahme. 25. Juny Niederlage der Mongolen bey Olmütz. 1. July Erster Termin für die Sammlung des deutschen Kreuzheeres bey Nürnberg. 3. July Schreiben des Kaisers über den Mongoleneinfall. — Einfall der Mongolen in Oesterreich und Heranzug des Königs von Böhmen, der Herzoge von Kärnten und Oesterreich, Rückzug der Mongolen. — 25. July Zweyter Termin für das deutsche Reichsheer. domi remansere nach der gleichzeitigen Chronik von Garsten — innerhalb Deutschland ließen sich keine Mongolen mehr sehen. 25. Dez. Neue Streifereyen der Mongolen über die gefrorene Donau. Schon Anfang 1242 begann der Rückzug der Hauptmacht der Mongolen nach Asien.

Nun sucht der Verf. die Niederlage der Mongolen bey Olmütz gegen etwaige Einwendungen zu erhärten. Er zeigt die innere Nothwendigkeit eines im Juny 1241 in Mähren über die Mongolen erfochtenen Sieges, die Gewißheit der Belagerung und der Nichteinnahme von Olmütz, und erklärt, warum Chronisten erster Reihe hievon stillschweigen konnten. Eine andere Frage ist, ob der Sieger Jaroslaw (nach der Königinhofer Handschrift) oder Zdislaw geheissen. Der Verf. entscheidet sich für das erstere, untersucht dann noch die Sage von der Ermordung einer mongolischen Kaiserin durch die Bürger von Neumarkt, welche jedoch einen Raubmord nicht an Mongolen, sondern an russischen Reisenden verübten, und wirft dann die Frage auf: warum drangen die Mongolen nicht weiter in Europa vor? Ihre Absicht war unzweifelhaft auf Deutschland gerichtet, allein eine kurze Uebersicht der vorher erwähnten chronologischen Data reicht hin, klar einzusehen, daß sie durch die kriegerische Haltung der Böhmen, als der natürlichen Gränzwächter Deutschlands gegen östliche Einfälle, daran gehindert wurden.

„Die Mongolen hatten sich durch die Kämpfe im Jahre 1241 stark verblutet und waren doch erst an die Thore von Deutschland gekommen! Diese Thore aber hütete ein wackerer Kämpe und ein tapferes Volk, K. Wenzel I. und seine Böhmen, vor welchen die Barbaren zuerst in Schlesien, dann in Mähren, endlich in Oesterreich zu fliehen gezwungen worden waren. Nun sah wohl Batu ein, daß die Aufgabe, noch weiter westlich vorzudringen, schwieriger war, als er sich gedacht hatte. Er, der schon vor der Schlacht am Sajoflusse Mühe hatte, sein von Schrecken ergriffenes Heer von allgemeiner ungeordneter Flucht abzuhalten und den glänzenden Sieg nur seiner heroischen Geistesgegenwart und Entschlossenheit verdankte, mochte wohl Bedenken tragen, durch ein weiteres Vordringen nicht nur seinen Ruhm, sondern auch die bis dahin errungenen Vortheile aufs Spiel zu setzen. Es gab wohl auch einen Unterschied zwischen den meist von Holz gebauten Festungswerken in Rußland und Polen und zwischen den „opere Romano“ aufgeführten Stadtmauern in den westlichen Ländern. Hatten doch die Mongolen weder Olmütz noch Brünn einnehmen können! Setzen wir noch dazu, daß Batu im Westen keine Ebenen mehr (wie vom Ural bis an die Karpathen), sondern nur Gebirgsländer vor sich hatte, wo seine Reiterschaaren nicht mehr ungehindert manöveriren konnten; so werden wir begreifen, daß er, dem ein überlegenes Feldherrntalent und richtige Berechnung seiner Mittel nicht abzusprechen sind, Bedenken trug, sein Glück noch weiter zu versuchen.“

Der Verf. findet für nothwendig noch hinzuzusetzen: „Ueber die Verdienste des Germanismus bey Abwehrung der Mongolen ist in den letzten Jahren mehrfach geschrieben worden. Wie diese beschaffen waren, kann man aus der bisherigen Erörterung von selbst entnehmen. Trotz der Zwietracht, welche die Reichsstände wegen des ewigen Haders zwischen Kaiser und Papst beherrschte, ist nicht zu zweifeln, daß die Deutschen jenen Barbaren den tapfersten Widerstand würden geleistet haben — wenn es zum Kampfe mit ihnen gekommen wäre. Allein es kam nicht dazu, weil K. Wenzel I. die Mongolen nicht bis nach Deutschland vordringen ließ. Darin liegt die Lösung des großen Räthsels nicht minder wesentlich, als im Tode Ogteys.

Somit ist die Geschichte mit einem neuen Factum bereichert. Die slavischen Völker, gewöhnlich erst im Zeitalter der Osmanenkriege als die Hüter und Wächter europäischer Civilisation betrachtet, be-

urkunden sich siegreich als solche bereits auf der Höhe des Mittelalters und retten Deutschland, von wo aus sie selbst ihr Centrum, ihr Lebensprincip empfangen hatten, von einer der größten Gefahren, womit es bedroht worden war. Möchten die Czechen, wenn sie dieser ihrer schönen Triumphe gedenken, ihrer erhabenen Aufgabe, unter den Völkern Europas, Gränzhüter gegen den Andrang östlicher Barbarey zu seyn, nie uneingedenk werden!

Noch muß erwähnt werden, daß, wie so manche Angabe der unter dem Namen des Matth. Paris bekannten Compilation aus Roger von Howeden auch die über den Zug Enzios und Conrads gegen die Tartaren (Paris. 1644. p. 381) aus der Reihe der Thatsachen wird verschwinden müssen, und der Lorber, welcher den Hohenstaufen wegen ihres Antheils an der Abwendung der größten Gefahr für Europa gewunden ward, zu früh und umsonst gepflückt wurde. —

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

2. Hr. Boussingault untersuchte vom 11 — 14. Februar 1842 die Ausstrahlung des Schnees täglich zweymal (Morgens 7 und Abends 5½ Uhr) dadurch, daß er auf einem mit Winterkorn besäten Felde ein Thermometer A in der Luft 12 Meter über dem Boden, ein zweytes B auf der Oberfläche des Schnees, und ein drittes C unter dem $0^m,1$ dicken Schnee mit einer Seite in Berührung des Bodens beobachtete. Seine Resultate gaben im Mittel am Abend für

A + 3,0, für B — 1,3, für C 0°, am Morgen aber A — 1,4, für B — 6,5, für C — 1,8. (S. 604.)

3. Nach Hrn. Forbe's Beobachtungen in der Umgegend von Edinburg in den Jahren 1837 — 1840 sinkt die jährliche Temperatur-Variation auf 0°,01 C. herab (im Mittel)

in Trapp in der Tiefe von	55,6
in Sand in der Tiefe von	66,1
in Sandstein in der Tiefe von	96,7 pariser Fuß herab.

Die Geschwindigkeit, mit welcher die Wärme sich in das Innere des Bodens fortpflanzt, gibt auf einen par. F.

in Trapp	Maximum	= 7,2,	Minimum	= 6,2
in Sand	„	= 6,8,	„	= 5,5
in Sandstein	„	= 4,1,	„	= 3,4

(S. 616.)

D. Gravitations-Aufhebung.

Schon im vorigen Band (S. 517 — 519) wurde die Anzeige gegeben, daß es Hrn. J. Plateau gelungen ist, fettes Oel in die Mitte eines Gemisches von Wasser Wasser und Alkohol, welches eine der des Oeles gleiche Dichtigkeit hatte, zu bringen, und es so unabhängig von der Wirkung der Schwerkraft zu machen. Ließ Hr. P. die Oelkugel langsam rotiren, so plattete sie sich an den Polen ab, und schwoll am Aequator an. Brachte er ein Röhrchen selbst von 4,1 par. Lin. Durchmesser und 48,8 par. Lin. Länge in das Oel, so stieg dasselbe langsam bis zu oberst dieses Röhrchens.

Neuere Untersuchungen waren insbesondere auf die Capillarwirkungen gerichtet. Nachdem Hr. P. manche Schwierigkeiten, die ihm entgegen traten, zu beseitigen gelernt, ergab sich, daß das Steigen des Oeles seiner Zähigkeit wegen seine Gränzen habe, indem es in einem Röhrchen von 14 Millimeter Durchmesser mit verlangsamter Bewegung bis zur Höhe von 16 Centimetern stieg, und dann stehen blieb. Ganz anders verhielt sich das weingeistige Gemisch, bey welchem, wie Hr. P. theoretisch vermuthet hatte, nicht nur keine Gränze des Steigens statt hatte, sondern das Steigen auch mit Beschleunigung geschah, indem in einer 40 Centimeter langen Röhre bey einem inneren Durchmesser von einem Centimeter der erste halbe Decimeter in 82″, der achte in 47″, und bey einem Durchmesser von 15 Millim. der erste halbe Decimeter in 51″, der achte in 37″ gemacht wurde.

Durch Vergrößerung der Drehungsgeschwindigkeit gelang es Hrn. P., auch einen Ring von der isolirten Oelkugel abzusondern, und dadurch eine Analogie mit dem Saturnsring darzustellen. (S. 167 — 169.)

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Von Karl Friedrich Eichhorn. Fünfte verbesserte Ausgabe. Erster Theil. Göttingen bey Vandenhoek und Ruprecht 1843. 773 S. 8.

Eine neue Auflage dieses Werkes, welches bereits zweyen Generationen als viel gebrauchter Leitfaden beym Studium der geschichtlichen Grundlagen der Gegenwart diente (die erste Auflage des ersten Bandes erschien schon im Jahre 1808), würden wir selbst dann als eine willkommene Erscheinung begrüßt haben, wenn auch bey dem wiederholten Abdrucke nichts Anderes beabsichtigt gewesen wäre, als den Buchladen für die immer noch zunehmende Nachfrage nach dieser gründlichen Erkenntnißquelle unsrer Vorzeit mit neuen Vorräthen zu versehen. Erfreulicher noch ist es, daß der Titel besagt, der Verfasser habe auf's Neue Hand angelegt und sich einer Revision des Buches unterzogen.

Da das Urtheil der Sachverständigen über die Licht- und Schattenseiten des Werkes in der Hauptsache längst feststeht, und die Meinungsverschiedenheit der Beurtheiler mehr den äußern Ausgangspunkten des Verfassers, als der Frage gilt, ob und wie derselbe dasjenige, was er von *seinem* Standpunkte aus zu erreichen sich vorsetzte, wirklich geleistet habe, so kann sich die gegenwärtige Anzeige darauf beschränken, die Verbesserungen anzugeben, welche der vorliegende Band durch diese fünfte Ueberarbeitung gewonnen hat.

Auf den ersten Blick scheint es hiebey, es habe die neue Durchsicht den Erfolg gehabt, daß eine kräftige Feile das Buch um einen guten Theil verkürzte, indem der erste Band in der letzten Ausgabe 838 Seiten, mithin vier Bogen mehr umfaßte, als in der gegenwärtigen. Bey näherer Einsicht indeß findet sich, daß diese Differenz nur durch eine kleine Aenderung des Formates veranlaßt, der Text hingegen nicht nur unverkürzt erhalten, sondern auch durch Nachtrag neuerer Literatur und manche eigene Zusätze und Berichtigungen des Verfassers bereichert sey. Im Vergleiche mit der schwunghaften Thätigkeit, welche auf dem Gebiete der germanistischen Forschung seit dem Erscheinen der letzten Auflage herrschte, wie z. B. ein Blick in die jährlichen Uebersichten der deutschrechtlichen Literatur in Reyscher's und Wildas Zeitschrift lehrt, ist freylich die Berücksichtigung fremder Leistungen etwas karg zu nennen. Auch stellt dieß der Verfasser selbst in dem Vorworte nicht in Abrede, sondern rechtfertigt es durch verschiedene Gründe, namentlich durch Hinweisung auf die Tendenz seines Werkes, welches nur eine ausreichende geschichtliche Grundlage des spätern deutschen Rechtes zu geben beabsichtige. Betrachten wir indeß die fast durchgängig schmale Abfertigung fremder Arbeiten, während der Verfasser auch rein antiquarische Parthieen mit eigenem Lichte ausführlich beleuchtet, so können wir uns der Vermuthung nicht erwehren, es habe ihn unbewußt neben jenen in dem Vorworte angeführten Umständen noch ein anderes Motiv geleitet. Eine bekannte Wahrnehmung nämlich ist es, daß der Widerwille gegen fremde Auctorität, welcher mit der Liebe zur freyen Forschung natürlich verbunden ist, sehr leicht in eine Abneigung gegen Leistungen Anderer überhaupt umschlägt, so daß für große Forscher meist eine

Art Selbstüberwindung nöthig ist, um fremden Producten die gebührende Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen. Dieß ist freylich gerade bey systematischen Werken, wie das unsre, ein mißlicher Umstand, indem die Ergebnisse von Monographien eben dann erst ihre volle Bedeutung gewinnen, wenn sie dem ganzen Systeme eingefügt werden, anderer Seits aber auch die großartigsten Kräfte die Gesammtmasse des Stoffs zu beherrschen nicht vermögen, wenn sie es verschmähen, sich auf Einzelbearbeitungen zu stützen.

Von den seit der jüngsten Ausgabe erschienenen einschlägigen Schriften berücksichtigt E. in kurzen Bemerkungen: Dahlmanns Geschichte von Dänemark (S. 47), Stälins würtembergische Geschichte (S. 96, 288), Schaumanns Geschichte des niedersächsischen Volkes (S. 133, 135, 136, 500), Wildas Strafrecht der Germanen (S. 57, 234, 248, 387, 396, 577, welches Werk etwas kalt behandelt wird), von Woringen's Beyträge (S. 396), Ungers altdeutsche Gerichtsverfassung (293, 647), Gaupp's Gesetz der Thüringer (S. 575, 576) und Knust's Abhandlung über Benedicts Capitulariensammlung (S. 595). Ausführlichere Würdigungen neuerer Ansichten finden sich nur in § 26 S. 191 not. m und § 47 S. 283, wo die Lesart arimania bey Marculf. form. I, 18 de regis antrustione gegen Löbell (Gregor von Tours S. 60), welcher arma vorzieht, vertheidigt, und auf dem bisher angenommenen Verhältnisse der Antrustionen bestanden wird (durch einen sinnstörenden Druckfehler ist die Ansicht, welche E. über die Vereinigung der Lesearten in der angeführten Note ausspricht, beynahe unverständlich); ferner in § 59 a S. 347, wo der Widerlegung der von Beseler (Erbverträge S. 22 f.) aufgestellten Theorie über die vestitura ein ausführlicher Excurs gewidmet wird; dann § 36 b S. 243, wo E. Leos origineller Ansicht, welcher in der malbergischen Glosse einen Rest altceltischer Sprache und Rechtsauffassung zu erkennen glaubt, beyzutreten sich geneigt erklärt; endlich in § 36 b. S. 240 geschieht der neuerlich von Pertz über die verschiedenen Recensionen der Handschriften der lex Salica aufgestellten Ansicht Erwähnung, ohne daß jedoch E. sich hiedurch bewogen fände, seine bisherige Meinung zu ändern.

Eben so wenig als durch fremde Forschungen fand sich der Verfasser durch die fortgesetzten eigenen Studien zur Umarbeitung ganzer Abschnitte bestimmt. Einzele kleinere Emendationen und Zusätze, welche mehrentheils ihre Veranlassung in der Benützung der neuen Ausgabe der Capitularien von Pertz fanden, ziehen sich durch den ganzen Band. So werden namentlich §. 35 S. 224 u. 225 die Zusätze der Frankenkönige Childebert II. und Chlotar II. zum salischen Volksrechte genauer behandelt, als in der vorigen Ausgabe. Der § 143 S. 559 erhielt eine Erweiterung durch die Aufführung der Capitularien, welche die auf dem Reichstage von 802 beschlossenen Verbesserungen der Volksrechte enthalten. In einem ausführlichen Zusatze zu § 146 S. 572 und 574 rechtfertigt E. seine nunmehr geänderte Meynung über die peinlichen Strafen, welche Karl der Große im Gesetze der Sachsen festsetzte. Während nämlich in der letzten Ausgabe behauptet worden war, daß dieselben dem alten sächsischen Gewohnheitsrechte sicher nicht angehört hätten, werden sie nun als ein aus dem früheren eigenthümlichen Gewohnheitsrechte der Sachsen stammendes, aber durch fränkische Gesetzgebung ermäßigtes Strafrecht bezeichnet, und als Rechtfertigungsgrund dieser Meynungsänderung vornämlich das Cap. Saxonum vom Jahre 797 c. 10 allegirt. Die §§ 136 und 166 (S. 529, 650, 651, 652, 656 und 657) wurden vervollständigt durch Aufnahme von Capitularien über die Heerbannspflicht und Verpflegung des Heerbanns; § 206 erhielt einen kleinen Zusatz, die Rüge gewisser Verbrechen durch die Unterbeamten des Grafen betreffend. Endlich im §. 143 (S. 567), § 151 (S. 587), § 162 (S. 633), § 163 (S. 655) werden die durch die Monumente angeregten Zweifel gegen die Capitularien von 799 und 803 nebst den damit zusammenhängenden Actenstücken bey verschiedenen Anlässen wiederholt berührt, ohne daß sich jedoch E. definitiv für die Aechtheit oder Unächtheit dieser Gesetze erklärte. Referent hat hiebey zu bedauern, daß eine von ihm vor zwey Jahren herausgegebene Schrift dem Verfasser nicht bekannt

geworden zu seyn scheint, indem er dort nicht nur die Unächtheit der in der Sammlung des Benedict Levita lib. I. c. 35 und 36, und lib. III. c. 281 aufgeführten Capitularien nachgewiesen zu haben glaubt, sondern auch die eigentliche Veranlassung und den innern Zusammenhang dieser Impostur, so wie ihren Gegensatz gegen die von Pseudoisidor in demselben Betreffe erdichteten Stücke (von welchen E. meint, daß sie parallele Richtung mit Benedicts Capitularien befolgten), auseinander gesetzt hat, worin ihm auch Walter in der neuesten Ausgabe seines Kirchenrechts beygetreten ist.

Zur Erleichterung der Vergleichung mit der letzten Ausgabe fügen wir noch ein Verzeichniß der §§, welche unbedeutendere Aenderungen und Zusätze erhalten haben, bey; diese sind § 1 (S. 2), § 5 (S. 11 und 17), § 10 (S. 34), § 11 (S 36), § 20 (S. 89 und 96), § 21 b (S. 117), § 21 d (S. 133), § 22 (S. 138 und 141), § 23 (S. 153, 154), § 24 (S. 160), § 26 (S. 187, 193), § 27 (S. 196, 197), § 33 (S. 213), § 35 (S. 220, 226), § 36 a (S. 234, 238), § 38 (S. 248, 251), § 39 (S. 254), § 40 (S. 255), § 42 (S. 258, 259), § 46 (S. 268, 269, 274), § 47 (S. 279, 280, 284), § 49 (S. 299), § 57 (S. 324, 328), § 59 a (S. 342), § 62 a (S. 358 und 359), § 84 b (S. 430), § 134 (S. 513), § 135 (S. 517, 518), § 136 (S. 531, 532), § 142 (S. 558), § 143 (S. 561, 563), § 144 (S. 569), § 145 (S. 571), § 146 (S. 572, 573), § 147 (S. 575), § 150 (S. 584, 585), § 154 (S. 595, 609), § 161 (S. 631), § 168 (S. 669), § 201 (S. 755), § 205 (S. 763).

Vortheilhaft hat sich die äußere Ausstattung des Werkes geändert, doch sind auch einige Druckfehler aus der vorigen in die neue Auflage übergegangen, z. B. S. 33. 35, 137 not. rr.

Dr. Hildenbrand.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. LVI. (Zweyte Reihe Bd. XXVI. 1842.)

(Schluß.)

E. Meteorologie.

1. Hr. Herm. Kopp, Privatdocent in Gießen beschreibt weitläufig ein von ihm erfundenes abgekürztes Barometer, welches auf dem von Hrn. August zuerst angewandten Princip, daß verschiedene Quecksilberhöhen den verschiedenen Dichtigkeiten der drückenden Luft proportional sind, beruht. Wird nun eine Masse Luft in einem Gefäß durch einen Stempel, über dem sich Quecksilber befindet, so zusammen gedrückt, daß das Quecksilber in dem Gefäß zu einer bestimmten Höhe steigt, so muß dasselbe auch in eine an der oberen Fassung eingepaßte Glasröhre zu einer gewissen durch eine Skale angezeigten Höhe aufsteigen. Kennt man nun aus mehreren Beobachtungen den Coefficienten, mit welchem die Höhe der Quecksilbersäule von der Oberfläche im Gefäß bis zum Stand an der Skale multiplizirt werden muß, um den wahren Barometerstand zu geben, so läßt sich allgemein aus den Angaben des Instrumentes der am Ort und in der Zeit der angestellten Beobachtung statt gehabte Barometerstand bestimmen, wenn die abgelesene Höhe mit dem früher ausgemittelten Coefficienten multiplicirt wird.

Hr. K. beschreibt nun mehrere Einrichtungen, und zuletzt diejenige, welche ihm die vortheilhafteste zu seyn scheint. Er gesteht zwar, daß sein Instrument vollkommen genaue Resultate, wie sie ein Barometer zu geben im Stande ist, nicht liefern könne, glaubt aber, daß ihm doch der Vorzug der Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit und eine hinlängliche Genauigkeit wenigstens auf eine halbe Linie nicht abgesprochen werden könne, und daß ein Barometer von „gewöhnlicher Construction das abgekürzte eben so wenig unnöthig mache, als der

genauere Theodolith den Sextanten oder selbst die Winkelbussole nutzlos macht." (S. 511 — 511.)

2. Die Beobachtungen an dem artesischen Brunnen im Militärhospitale zu Lille zeigen 1) das Maximum des Ergusses 63, 55 Litre pro Minute, das Minimum 33, das Medium 48, 55. 2) Das Maximum der Wasserhöhe nach unterbrochenem Ausfluß ist 2^m, 385, das Minimum 1^m, 956, das Medium 2^m, 253. 3) Diese Veränderungen scheinen von der Ebbe und Fluth des 8, 5 geogr. Meilen entfernten Meeres bedingt zu seyn; denn die Maxima correspondiren mit den Syzygien, die Minima mit den Quadraturen, und das Maximum des Ergusses tritt 8 Stunden nach dem Eintritt der höchsten Fluth zwischen Dünkirchen und Calais ein. (S. 641. 642.)

3. Hr. E. Heiden beobachtete zu Lemberg am 18. December 1839 zwischen 10 und 11 Uhr Abends einen Mondring, welcher aus einem Kreis vom Halbmesser 21° 30′ und einem zweyten vom Halbmesser 26°, dessen Peripherie durch den Mond gieng, bestand. Dem Monde gegenüber aber berührten sich zwey Kreissegmente, von welchen das eine bey einem Halbmesser von 49° concentrisch mit dem ersten, das andere bey einem Halbmesser von 75° concentrisch mit dem zweyten Kreise war.

Eben derselbe beobachtete am 19. December 1839 auch bey Aufgang der Sonne über derselben einen Halbkreis von 11° 12′ Halbmesser. (S. 633. 644.)

4. Hr. Necker de Saussure berichtet an Hrn. Arago über einige Nordlichter, welche er bey Edinburgh, aber schöner und complicirter auf der Insel Sky, wo sie beständig über das Zenith hinausgehen, gesehen hat. Nie vernahm er aber ein Geräusch, auch bey der größten Ruhe und tiefsten Stille, während auf den Shetlandsinseln dieß Geräusch allgemein behauptet und mit dem einer Schwinge, in welcher man Getreid reiniget, verglichen wird.

Mehrmal waren die Nordlichter von Reif begleitet, und den meisten folgten große Schnee- oder Regenfälle und heftige Windstösse und Stürme, weßwegen sie in Schottland als Vorboten von schlechtem Wetter angesehen werden. (S. 510. 511.)

5. Hr. Dr. Quirino Barelli Filopanti hatte im Herbst 1840 Gelegenheit, in drey Nächten das seltene Phänomen des Irrlichtes zu sehen. Das erste stieg senkrecht von der Erde auf, erhob sich auf 3 — 4 Meter Höhe, und verschwand mit einem kleinen Knall. Das zweyte bewegte sich horizontal, und wurde von dem Winde über den Fluß Idice getragen. Ein drittes sah er in der Nähe einer Haufröste gegen 11 Uhr in einer regnigten Nacht, welches die Gestalt einer gewöhnlichen Flamme oben mit Rauch hatte, fast ein Decimeter dick war, und langsam von Süd nach Nord vorwärts schritt. Als Hr. F. das an einem langen Stock befestigte Werg in dieselbe brachte, wurde dieses ergriffen und die Ueberreste des Werges rochen nicht knoblauchartig, wie es dem Phosphor eigen ist, sondern hatten einen gewissen sehr schwachen Geruch, den Hr. F. nicht zu bezeichnen weiß, der ihm aber etwas schwefelartiges und ammonikalisches zu haben schien. (S. 350 — 352.)

6. a) Hr. J. de Malbos berichtet, daß am 13. Juny 1842 Ab. 9 Uhr in Berries und Mende (Dep. Lozere) und St. Beauzire (Dep. Haute-Loire) in der Nähe des Zeniths eine Feuerkugel gesehen worden, welche von NO. nach SW. ziehend, ehe sie den Horizont erreicht hatte, zersprang, und ein rollendes donnerähnliches Getöse verursachte. Von gefallenen Steinen hat man aber nichts aufgefunden. (S. 641.)

b) Nach der Wiener Zeitung vom 22. und 23. May 1842 hat sich am 26. April Nachmittags 3 Uhr zu Pusinko Selo unweit Milena in Croatien ein Meteorsteinfall ereignet bey heiterm Himmel und mit drey Donnerschlägen dem Knall abgefeuerter Kanonen ähnlich. Hr. Dr. Kocerar in Begleitung dreyer Beamten fand noch ein $2\frac{1}{2}$ Pfund schweres Stück, welches Neugierige von einer bedeutenden Masse übergelassen hatten, dessen specif. Gewicht = 5, 5 seyn mochte. Eine halbe Meile von Pusinko Selo war ein anderer ähnlicher Stein gefallen, von welchem aber Hr. Dr. K. nur ein 4 Loth schweres Stück erhalten konnte. (S. 349. 350.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Der Religionskrieg in Deutschland. Von Dr. Söltl, Professor. 3 Bde. Hamburg 1842.

Die Gelehrten Anzeigen haben bisher von diesem Buche — ohne Zweifel aus guten Gründen — keine Notiz genommen. Der vor Kurzem erschienene III. Band enthält jedoch eine so gehässige Anschuldigung gegen das Andenken des größten aller Wittelsbacher, welche in den verflossenen Jahrhunderten über Bayern geherrscht haben, daß der unterzeichnete Referent der an ihn ergangenen Aufforderung, jene Vorwürfe näher zu beleuchten, sich um so weniger entziehen zu können glaubte, als bereits norddeutsche Literatur-Blätter, eines nach dem andern, großes Freudengeschrey über die Sache zu erheben beginnen. Prof. Söltl hat nämlich am Schlusse dieses Bandes unter der Aufschrift: „Wie kam Elsaß an Frankreich?“ Auszüge aus der amtlichen Correspondenz zwischen dem Kurfürsten Maximilian I. und seinen Gesandten am westphälischen Friedens-Congreß abdrucken lassen. Wir wollen hier nicht näher darauf eingehen, in wie ferne der Verf. zu dieser Publication befugt war; auf jeden Fall muß man zugestehen, daß sich eine große Liberalität von Seite der Behörden hierin offenbart, und es steht nur zu wünschen, daß ein Mißbrauch derselben, wie wir ihn vor einiger Zeit von Hrn. Sugenheim und jetzt neuerdings von Hrn. Söltl machen sahen, nicht zu strengeren Maßregeln in Bezug auf die Benützung von Archivalien Anlaß geben möchte, worunter dann auch andere Geschichtsforscher zu leiden haben würden.

Was aber allerdings eine größere Strenge in dieser Beziehung entschuldigen würde, das ist der Mangel an historischer Gewissenhaftigkeit, welcher sich so oft bey derley unberufenen Arbeiten kund giebt, und welchem wir leider auch in dem vorliegenden Falle begegnen.

Gleich der erste Bericht, mit welchem Hr. Söltl seine Auszüge beginnt (S. 378), und welcher „Münster, 15. December 1644“ datirt ist, kann offenbar nicht in dieser Weise geschrieben seyn. Es ist darin die Rede von der Wohnung des Grafen Trautmannsdorf, und von dessen Abreise von Münster nach Osnabrück. Nun ist aber bekanntlich dieser Minister erst im October 1645 auf die dringenden Vorstellungen des Kurfürsten von Bayern vom kaiserlichen Hoflager zu Linz nach Westphalen abgeschickt worden. Er war also im December 1644 weder in Münster noch in Osnabrück.

Einen noch schlagenderen Beweis der Unrichtigkeit seiner Auszüge giebt aber der Verf. S. 387 und 388. Es heißt daselbst in einem Berichts-Extracte vom 4. März 1645: „Der Nuntius schrieb von Paris: der Cardinal Mazarini habe geäußert, man solle lieber den Frieden, als den Waffenstillstand fördern. Aber die Uneinigkeit Richelieus und Mazarinis hindere Alles.“ Hr. Söltl scheint also nicht zu wissen, daß der Cardinal Richelieu zu dieser Zeit bereits zwey Jahre lang im Grabe lag. Zur Vergleichung fügen wir die treffende Stelle aus den Gesandtschaftsberichten selbst wörtlich hier an; unsere Leser mögen darnach urtheilen, welchen Glauben jener Auszug und überhaupt die ganze Compilation verdient:

. . . „wozu die große und beharrliche Dissension beyder französischer Plenipotentiarien viel hilft; und sind sie beyde (wie der savoyische Gesandte, so von dem Principal-Gesandten allher geschickt worden, dem Herrn Bischof zu Osnabrück noch gestern erzählt) noch verwichenen Sonntag etlichmal, und zuletzt auch wegen des Cardinals de Richelieu in Uneinigkeit gerathen; indem dieser Cardinal den Comte d'Avaux sehr befördert, auch seinen ältesten Bruder Chef des Finances zu Paris gemacht, dahingegen den Servient verfolgt und von Hof abgeschafft, — der Cardinal Mazarini aber ihn wiederum ad negotia gezogen. Als derentwegen vermeldter Comte d'Avaux per discursum mehr gemeldten Cardinals de Richelieu hohen Verstand und große Thaten gerühmt, habe Servient darauf geantwortet, daß kein ehrlicher Cavalier mit Wahrheit diesen Cardinal loben könnte, worauf sie beyde fast an den Degen gekommen. Sodann gebe es auch sogar unter ihren Leuten Factionen ab, daß ein Theil Servientisch, die Anderen dem d'Avaux adhäriren, und leichtlich unter ihnen ein Unglück fürgehen möchte; — und als unlängsten der d'Avaux mit rechter Proposition herausgehen wollen, hat Servient von ihm dissentirt und selbiges verhindert, daß also, was der eine will, der andere verwirft, und schwerlich in solcher Contrarietät mit ihnen zu negoziren. Auch obwohl vom Parlament und geheimen Rath dem d'Avaux Befehle zukommen, so schreibt dennoch der Cardinal Mazarini dem Servient absonderlich das Gegenspiel, woraus erfolgt, daß die negotia also unter- und gegen einander laufen, daß mit Nutzen nichts zu handeln, sondern viel Zeit und Kosten ohne Frucht verzehrt werden müssen. Dieses Alles ist uns insgeheim und im Vertrauen zu mehrerer Nachrichtung communicirt worden;" u. s. w.

Wenden wir uns jetzt zu dem Hauptvorwurfe selbst! Ohne Zweifel meynt der Verf. eine ganz neue und höchst wichtige Entdeckung gemacht zu haben, und es scheint ihm unbekannt zu seyn, daß in den Berichten der französischen Gesandten, welche seit länger als hundert Jahren gedruckt sind, in der Hauptsache schon dasselbe enthalten war. Aus diesen hat ja auch schon Hr. von Raumer die Anklage geschöpft: „Mazarin fand an Maximilian von Bayern einen Mann, der Deutschlands vergessend in die französischen Plane eingieng, um die eigenen durchzusetzen;" u. s. w. Im Allgemeinen haben es aber die Einsichtigeren unter den neueren Geschichtschreibern gern vermieden, von der ganzen Angelegenheit zu reden; denn sie haben recht gut gefühlt, auf wen die eigentliche Schuld zurückfällt.

Wie verhält sich nun aber die Sache in der Wirklichkeit? Wie kam das Elsaß an Frankreich? Wer lieferte dieses Land in französische Hände?

Im Jahre 1634 — nach der Nördlinger-Schlacht — waren die Schweden und Protestanten im Eroberungsbesitze des ganzen Landstriches; Rheingraf Otto Ludwig befehligte hier die Streitkräfte des Heilbronner Bundes. Er war es, der am 26. Sept. (6. Octb.) den Vertrag unterzeichnete, durch welchen alle Städte des Oberelsaßes den französischen Truppen überantwortet wurden. Bestechung hatte wohl das Meiste gethan; die französischen Agenten streuten das Gold mit vollen Händen aus. — „So ist der Rest des alten alemannischen Elsaßes mit seinen fruchtbaren Ebenen, weinreichen Geländen, prangenden Städten und festen Burgen von Deutschland abgekommen", klagt Barthold bey Gelegenheit dieses Vertrages. (Die Festung Philippsburg hatten Schweden und Protestanten schon früher an die Franzosen verkauft.)

Unterdessen war das französische Cabinet mit Bitten bestürmt worden, am deutschen Kriege thätigen Antheil zu nehmen. Den 1. November 1634 wurde in Paris durch zwey Abgeordnete des Heilbronner Bundes, welchen ebenfalls Käuflichkeit Schuld gegeben wird, ein weiterer Vertrag unterzeichnet, der die Franzosen zu Herren des ganzen Elsaßes machte. „Que le pays d'Alsace en deça du Rhin soit mis en dépôt et la protection de sa majesté," lauten die Worte dieser Urkunde, von welcher Schmidt (N. Geschichte der Deutschen, Bd. V. S. 190) sagt: „Ein mehr auf Schrauben gesetzter und für die deutsche Nation schimpflicherer Vertrag ist nie geschlossen worden." Bemerken wir noch, daß die verbündeten protestantischen Stände ihn am 18. (28.) December 1634 zu Worms, wo sie eine Versammlung hielten, unbedingt ratificirten. (Ausführlich kann man die ganze traurige Geschichte bey Barthold und Röse lesen.)

Von dieser Zeit an betrachteten die Franzosen das Elsaß als ihr Eigenthum, und ihr alter Plan, die Gränze Frankreichs bis an den Rhein

vorzurücken (vrgl. Mém. du Card. de Richelieu, T. I.) war keine Chimäre mehr.

Wer war es aber, der jetzt die entschiedensten Anstrengungen machte, die französischen Streitkräfte am Oberrhein zu bekämpfen, und zu verhindern, daß sie sich hier festsetzten? Eben dieser Maximilian von Bayern, den man eines heimlichen Einverständnisses mit Frankreich beschuldigen will. Von den kaiserlichen Generalen nur schwach unterstützt, war es das bayerische Heer, das zwölf Jahre lang Süddeutschland gegen die Invasionen der Franzosen und ihrer deutschen Miethstruppen mit größerem und geringerem Erfolge vertheidigte. Als Bernhard von Weimar — welchem Parteygeist den Beynamen des Großen gegeben, etwa weil er als französischer Söldling sein Vaterland plünderte und verwüstete — die Festung Breisach, den Schlüssel des Oberrheins, belagerte, lieferte das bayerische Heer zwey blutige Schlachten, um diesen Platz zu entsetzen. Wenn man den Berichten der bayerischen Feldherren glauben darf, so trugen nur die kaiserlichen Generale die Schuld des Mißlingens. — Die Bayern waren es auch, welche im November 1643 bey Duttlingen in Schwaben einen der glänzendsten Siege des ganzen Krieges über die vereinigten Franzosen und Weimarer erfochten. Die Niederlage derselben war so vollständig, daß von dem ganzen gegen 20,000 Mann starken Heere nicht die Hälfte über den Rhein zurück kam.

Es war zu erwarten, daß Cardinal Mazarin Alles aufbieten würde, diese Scharte wieder auszuwetzen. Bey den Conferenzen, welche im Februar 1644 von kaiserlichen, spanischen und bayerischen Abgeordneten zu Passau gehalten wurden, um über die Anstellung des nächsten Feldzuges zu berathen, ließ daher auch Maximilian erklären: er halte für nothwendig, gegen die Schweden einstweilen nur vertheidigungsweise zu verfahren, und dagegen alle Kraft gegen die Franzosen zu wenden. Denn die Krone Frankreich sey der Hauptfeind; sie sey das Directorium aller auf ihrer Seite kriegenden Parteyen, als Schweden, Portugal, Catalonien, Staaten von Holland, Savoyen, Hessen, u. s. w., welche alle von ihr und ihren Mitteln dependirten. Gelänge es, den Franzosen noch eine Niederlage beyzubringen, so würde die ganze Lage der Dinge sich ändern, und man würde dann auch dem Kaiser gegen die Schweden mit vereinigten Streitkräften beystehen können. Die Instruction führt sodann weiter aus, wie es bey den Franzosen „Universal-Maxime" sey, daß sie, um bey sich zu Hause die Rebellionen und innerlichen Unruhen zu verhüten, den Krieg am Rheine fortführen müßten. Sähen sie aber, daß sie ihren Zweck nicht erreichten, so würden sie doch endlich zum Frieden sich bequemen. Der Krieg gegen Frankreich sey also das Hauptwerk, und müsse „mit höchstem Ernst und rechtem Nachdruck" geführt werden. Die bayerischen Abgeordneten wurden demnach angewiesen, „sich nach äußerster Menschen-Möglichkeit zu bemühen," wie sie diese Ansichten den Kaiserlichen und Spaniern begreiflich machen, und dieselben dahin bringen könnten, daß „alle Consilia, Vires und Mittel" angewendet würden, der Franzosen große Macht am Oberrhein zu brechen. (Instruction für die nach Passau deputirten Räthe, dd. München den 4. Februar 1644. Man sieht hieraus, wie sehr es dem Kurfürsten Ernst war, die Franzosen zu bekriegen und vom deutschen Boden zu vertreiben.)

Diese Ansicht des bayerischen Herrschers erhielt aber nicht die Zustimmung des kaiserlichen Hofes; die kaiserliche Hauptarmee unter Gallas ward angewiesen gegen die Schweden zu operiren, und die Bayern allein konnten nichts Entscheidendes gegen die Franzosen am Oberrhein vornehmen. Doch bezeugen die blutigen Tage von Freiburg, mit welcher Thatkraft und Aufopferung Maximilian seine schwierige Aufgabe zu erfüllen suchte. — Im folgenden Jahre (1645) ward Turenne durch bayerische Truppen bey Herbsthausen vollkommen geschlagen, und auch in dem mörderischen Treffen von Allerheim behaupteten die Bayern ihren Waffenruhm. Hier ward der französische Marschall Grammont gefangen; Maximilian ließ ihn nach München kommen, um ihn als Mittelsmann in den mit Frankreich angeknüpften Unterhandlungen zu gebrauchen, über welche wir die folgenden näheren Aufklärungen zu geben im Stande sind.

Schon im Frühjahre 1644 hatte Maximilian, da er klar einsah, daß er mit seinen geringen Hülfsmitteln trotz aller Anstrengungen auf die Länge der französischen Uebermacht nicht zu widerstehen vermöge, und da bey den Passauer-Conferenzen seine Plane von den Kaiserlichen und Spaniern nicht angenommen worden waren, durch den Cardinal Grimaldi dem Cardinal Mazarin Eröffnungen machen lassen, welche aber nicht sowohl auf ein besonderes Verständniß zwischen Frankreich und Bayern, als vielmehr auf die Herstellung des allgemeinen Friedens der Christenheit zielten.

Man war indessen in Paris über diese Mittheilung sehr erfreut. „Cette avance," schrieb Mazarin an die französischen Botschafter zu Münster — „faite par un prince du crédit que vous savez, d'une prudence si consommée, qui agissant suivant des maximes qu'il a temoignées jusqu'à cette heure, ne peut avoir d'autre intérêt que ceux-là mêmes que nous avons (?), fait juger, comme j'ai toujours fait, vous en ayant déjà entretenu au long, que vous n'avez peut-être point de pièces que vous puissiez employer dans le cours de votre négociation plus avantageusement que celle-ci." Die Antwort von d'Avaux und Servient zeigte keine große Vorliebe für Bayern, giebt aber eben dadurch ein glänzendes Zeugniß für die deutsche Gesinnung unsers Kurfürsten: „Nous ne savons pas, si les dispositions que M. le Duc de Bavière fait paraître à S. M. auront de bonnes suites, mais nous apprenons de tous côtés que c'est le prince de toute l'Allemagne qui est le plus contraire aux intérêts de la France."

Durch die Vermittlung Grimaldi's wurde dieser Anfang von Unterhandlungen fortgesetzt; Maximilian gab noch im Sommer 1644 dem kaiserlichen Hofe hievon Nachricht, so wie von seiner Absicht, zu diesem Zwecke eine vertraute Person nach Paris zu schicken. Der Kaiser ertheilte auch nicht nur seine Zustimmung, sondern übersandte sogar dem Kurfürsten zwey Briefe an die Königin-Regentin von Frankreich — einen hatte er selbst, den andern die Kaiserin geschrieben —, von welchen der bayerische Agent (P. Vervaux, des Kurfürsten Beichtvater) eintretenden Falles Gebrauch machen sollte.

Mazarin hörte die bayerischen Vorschläge zwar mit anscheinender Theilnahme an, verwies aber zuletzt das Ganze an die Gesandten zu Münster, welche auf alle Weise das Mißtrauen gegen den Kurfürsten von Bayern zu nähren suchten. „Le moyen le plus assuré de ranger ce prince à la raison, est de le presser vivement par les armes et dans la négociation," sagen sie in einem Berichte vom 14. Januar 1645, und in einer späteren Depesche nennen sie ihn: „Prince qui se peut dire un des plus raffinés et adroits qui vivent aujourd'hui et qui ayent été de longtemps dans le monde, — qui a déjà en d'autres occasions passées eu de pareilles recherches qui ont cessé avec le péril qu'il appréhendait."

Als nun in der Schlacht von Allerheim Maximilian seinen trefflichen Feldherrn Mercy und den größten Theil seiner alten Truppen verloren hatte, — als die französischen Fahnen siegreich am Lech wehten, da wurden die bayerischen Gesandten zu Münster angewiesen, sich mit den französischen Botschaftern in nähere Verabredungen einzulassen. Diese Weisung ist zwar vom 2. August datirt, aber offenbar erst nach der Schlacht von Allerheim geschrieben; es liegen bey den Acten zwey andere Weisungen vom 2. August, in ganz verschiedenem Sinne abgefaßt. Ohne Zweifel wurde jene in der Absicht vordatirt, die französischen Botschafter glauben zu machen, Maximilian habe sich schon vor der verlornen Schlacht zu dieser Concession entschlossen, wie denn auch wirklich die bayerischen Gesandten zu Münster die Franzosen auf das Datum aufmerksam machten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Cours de l'histoire de la philosophie. Par M. V. Cousin. — Histoire de la philosophie du XVIII. siècle. Tom. I — II. Nouvelle édition revue et corrigée. Paris, Didier. 1841. (IV, 472 u. 513 S.)

Wenn wissenschaftliche Werke des Auslandes sich nicht der Gunst einer Uebersetzung zu erfreuen haben, oder nicht alsbald die journalistische Kritik sich ihrer bemächtigt, so stehen sie in dem Nachtheile, daß sie gemeiniglich nur dem kleinsten Theile unseres gelehrten Publikums zugänglich sind, indem nur wenige der größeren Bibliotheken Deutschlands hinreichende Mittel besitzen, um auch der ausländischen Literatur in allen ihren Zweigen eine umfassendere Rücksicht zu widmen. Daher kömmt es denn, daß selbst von bedeutenderen ausländischen Werken bey uns oft nicht viel mehr, als ihre Titel gekannt sind, und man in Lehrbüchern des einen und anderen Faches vergeblich nach näheren und genügenden Aufschlüssen, namentlich über die neuere ausländische Literatur sich umsieht. Besonders ist dieß der Fall auf dem philosophischen Literaturgebiete, weßhalb es hier wohl an der Stelle seyn mag, Werke des Auslands etwas ausführlicher zu besprechen, da in Ermanglung ihres Originales eine möglichst vollständige und getreue Skizze desselben wenigstens einigen Ersatz dafür bietet.

Das vorliegende Werk ist zwar nur ein revidirter und verbesserter Abdruck der ersten Ausgabe; aber abgesehen davon, daß wir uns nicht erinnern, eine ausführlichere deutsche Anzeige der früheren Edition irgendwo gelesen zu haben, dürfte schon die erneute Aufmerksamkeit, die sich gegenwärtig in Frankreich der dortigen Philosophie wieder zuwendet, und der lebhafte Kampf, in den sie vor Kurzem durch Angriffe auf ihre Tendenz verwickelt worden, Grund genug seyn, um auch deutscher Seits wieder unsere Blicke auf die philosophischen Bestrebungen unserer Nachbarn zu richten, wozu uns dieses Werk ihres berufensten Wortführers wohl die entsprechendste Gelegenheit darbietet.

Dasselbe wird mit einem Vorworte nicht des Verfassers selbst, sondern des Herausgebers eröffnet, und beginnt mit der Bemerkung, daß diese von Cousin im Jahre 1829 gehaltenen Vorlesungen sich von denen des vorangegangenen Jahres (Introduction à l'histoire de la philosophie) dadurch unterscheiden, daß es ihm in den gegenwärtigen darum zu thun gewesen, durch eine geschichtliche Darstellung und Prüfung der neueren Philosophie eine noch nachhaltigere geistige Einwirkung auf seine Zuhörer zu erzielen, als ihm dieß in der früher gegebenen bloß allgemeinen Uebersicht seiner philosophischen und historischen Principien möglich gewesen. Die Systeme aber, welche im 18. Jahrhundert hervorgetreten, könne man ohne ihre Vorläufer nicht begreifen und erklären, und man müsse folglich auf die Geschichte der ganzen Philosophie einen Rückblick werfen, weßhalb auch Cousin der Untersuchung jener Systeme eine Uebersicht der alten und mittleren Philosophie vorausgeschickt, und derselben die ganze erste Hälfte seines Curses gewidmet habe.

Es gebe, fährt der Herausgeber fort, Cousin zufolge, vier große Systeme, von denen alle übri-

gen nur mehr oder minder gelungene Combinationen seyen. Der Sensualismus glaube nur an die Autorität der Sinne und an die Realität des Materiellen, der Idealismus nur an die Autorität der Ideen und die Realität des Geistigen; der Skepticismus stelle die Legitimität dieser beyden Autoritäten und die Existenz dieser beyden Welten in Frage; der Mysticismus endlich gehe auf die ursprüngliche und spontane Intuition zurück, und wolle durch Steigerung dieses Vermögens Angesicht zu Angesicht, auf unmittelbare Weise, die Wahrheit und das Wesen der Dinge im Schooße der Gottheit schauen. Die Ordnung, in der diese vier Systeme sich folgen, lasse sich unschwer aufzeigen. Der menschliche Geist fange mit dem Glauben an. Hier nun seyen die ersten Thatsachen, die ihn zur Beobachtung antreiben, die sinnlichen Erscheinungen, die gröberer und faßlicherer Natur seyen, als die anderen, überhaupt die Eindrücke dieser äußeren Welt, die auf ihn von allen Seiten einwirkt, und von der er sich noch nicht recht zu unterscheiden weiß. Statt von diesen Thatsachen einfach ihr Daseyn zu affirmiren, behaupte er, überrascht und noch ganz eingenommen von ihnen, ihre alleinige Existenz, und dieß sey sein Irrthum. Sein Unvermögen, über alle die Elemente, die sich in dem menschlichen Geiste finden, Rechenschaft zu geben, sporne zu neuen Untersuchungen. Die Reflexion entdecke nicht nur noch viel zartere und verborgenere Thatsachen, als die sinnlichen, sondern auch Thatsachen von nicht minderer Realität. Sie lasse sich durch diese neuen Thatsachen, wie durch die ersteren präoccupiren, und so entstehe der Idealismus, der so ausschließend und falsch, wie sein Vorgänger und Veranlasser, der Sensualismus, sey. Zwischen diese beyden entgegengesetzten und gleich maaßlosen Behauptungen trete der Skepticismus, der die Nichtigkeit der einen, wie der anderen in ihrem Gegensatze darthue, und an Stelle derselben nichts als einen allgemeinen Zweifel zurücklasse. Aber der Skepticismus zerstöre sich selbst, und überhaupt könne der denkende Geist sich nicht beym Zweifel beruhigen; es erscheine daher jetzt der Mysticismus. Dieser sey, nach dem Ausdrucke Cousin's, nichts anderes, als ein „Akt der Verzweiflung der menschlichen Vernunft, die, indem sie auf der einen Seite sich gezwungen sieht, dem Dogmatismus zu entsagen, andererseits auch nicht beym Skepticismus sich beruhigen kann, aber eben so wenig auch ihrer Selbstständigkeit entsagen will, eine Art von Vergleich zwischen der religiösen Inspiration und der Philosophie zu schließen versucht.“ Allen diesen Systemen komme, eines gegen das andere gehalten, ihr Werth und ihre Bedeutung zu; und wenn man ihrem eigentlichen Verdienste mit forschendem Blicke nachspüre, so gelange man zu einem weisen Eklekticismus, der, indem er die Mischung des Wahren und Falschen in jedem derselben zur Scheidung bringt, die sinnlichen Thatsachen und die Ideen, die sichtbare und die unsichtbare Welt zugleich anerkenne, den Zweifel sich zum Schutze gegen die Verirrungen des Dogmatismus aufspare, und zur unmittelbaren Anschauung noch die Reflexion, die nur zu sehr Gefahr läuft, in ihrer eigenen Spitzfindigkeit unterzugehen, zu Hülfe nehme. Nachdem Cousin auf diese Weise alle philosophischen Lehrgebäude eingetheilt, und ihnen darnach ihre Stelle angewiesen, führe er seinen Zuhörern die ganze Geschichte der Philosophie übersichtlich vor, von ihrem Ursprunge an bis zur Erscheinung des „Versuches über den menschlichen Verstand.“ Er umfasse darin sogar die indische Philosophie, welche selbst der gelehrte Tennemann, in Ermanglung der Hülfsquellen, die erst später ein Colebrooke eröffnet, unberührt gelassen habe. Von den Gesichtspunkten aus, die er hier festgestellt, orientire er sich in Mitte dieser Systeme ohne Datum, und lege, logisch und speculativ fortschreitend, den Grund zur ganzen Chronologie derselben. Diese Uebersicht zeichne sich durch zwey Eigenschaften aus, die man selten vereinigt finde, durch Gedrängtheit und Gründlichkeit, und zeuge von dem großen Talente des Verfasiers, die unterscheidenden Züge einer jeden Lehre hervorzuheben und darzustellen, und ihrer Verkettung und weiteren Entwicklung zu folgen. Erst nach dieser Einleitung könne Cousin endlich auf das 18. Jahrhundert übergehen. Den Anfang mache hier die sensualistische Schule, und in derselben Locke als ihr Haupt und Wortführer. Cousin unterwerfe zuvörderst den „Versuch über den menschlichen Verstand“ einer ausführlichen und gewissenhaften Analyse, folge Locke'n Schritt für Schritt in alle Details seines

Systems, und, indem er die Ansichten, auf die er hiebey stößt, bald den eigenen Grundsätzen dieser Philosophie, bald der Vernunft gegenüber stellt und damit vergleicht, bringe er nach der Reihe deren Irrthümer und Inconsequenzen an's Licht. Mehr nach dem Guten, als dem Verwerflichen dabey fragend, suche und sammle er sorgfältig die bleibenden Resultate, setze sie sich selbst in's Klare, und zeige sich überall von jener warmen Liebe zur Wahrheit beseelt, welche die philosophischen Discussionen adelt und fruchtbar macht. Er beschränke sich nicht darauf, das System Locke's zu bekämpfen und zu vermitteln; er weise dessen Theorie nur im Namen und im Interesse einer neuen zurück, die er auf das umfassendste entwickelt. Die Kritik erscheine hier weniger als Zweck, denn als Prätext, und es sey sehr leicht, aus dieser Widerlegung einen vollständigen Traktat der Psychologie auszuziehen. Eine Arbeit der Art sey auch wirklich von Henry *) in Neu-York geliefert worden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Religionskrieg in Deutschland ꝛc.

(Schluß.)

Nun enthält allerdings dieses auf den 2. August vordatirte Rescript die Weisung für die bayerischen Bevollmächtigten, dem französischen Botschafter Grafen d'Avaux (welcher sich für Bayern stets günstiger gezeigt hatte, als sein Collega Servient) zu erklären: daß Bayern „nicht nur das Werk" (die französische Entschädigung betreffend) „bey Ihrer kais. Majestät mit guter Manier intaminiren, sondern auch bey derselben äußerstem Vermögen nach cooperiren wolle, damit die Krone Frankreich über ihre Erklärung möglichste Satisfaction erlangen möge." (Es ward den Gesandten besonders zur Pflicht gemacht, über den Wortlaut dieser Vorschrift nicht hinauszugehen.) „Zumalen wir verhoffen" fügte Maximilian bey — „weilen Ihre Majestät die größte Begierde zum Frieden bisher jederzeit sowohl in Worten als dem Werke selbst contestirt haben, dieselben werden auf unsere treuherzigen, eifrigen und beweglichen Erinnerungen sich auch in diesem Falle großmüthig überwinden;" u. s. w.

Dieß ist das Aktenstück, auf welches Hr. Söltl seine schwere Anklage gegen Maximilian I. gründet. Wir haben oben darauf hingewiesen, wer die Franzosen nach Deutschland gerufen, wer eigentlich das Elsaß in französische Hände überliefert hatte. Seitdem waren eilf Jahre verflossen; die Franzosen hatten sich nicht nur hier im Elsaß, sondern an beyden Ufern des Rheins bis nach Coblenz hinab festgesetzt; ihre Heere standen siegreich mitten in Deutschland; die Kräfte des Kaisers, des Kurfürsten von Bayern und der übrigen katholischen Stände waren erschöpft; Friede aber war das dringendste Bedürfniß für ganz Deutschland. Dieses schöne Land war zur Mördergrube geworden, in welcher fremde und einheimische Würger auf unmenschliche Weise mit Plünderung, Mord und Brand wütheten. Franzosen und Schweden, besonders aber ihre deutschen Söldner, aus denen die Mehrzahl ihrer Heere bestand, wünschten nichts sehnlicher, als eine Fortsetzung dieses Zustandes, der eine gräulich verwilderte Soldatesca zu Herren des Landes machte. Kann man es unter diesen Umständen so tadelnswerth finden, wenn Maximilian darauf antrug, einen kleinen Theil zu opfern, um das Ganze zu retten, wenn er es überdieß billig fand, daß gerade das österreichische Haus, zu dessen Rettung die katholischen Stände bey Beginn des Krieges die Waffen ergriffen hatten, ein Opfer bringe, und zur Erlangung des Friedens auf einen Landstrich verzichte, dessen Wiedereroberung ohnehin außer den Gränzen der Wahrscheinlichkeit, ja beynahe der Möglichkeit lag?

Es ergiebt sich aus den Acten, daß Maximilian in dieser häckelichten Angelegenheit stets mit großer Offenheit gegenüber dem Kaiserhofe zu Werke gieng. Sobald er die Nothwendigkeit einsah, daß das Haus Oesterreich sich zu jenem Opfer entschlöße,

*) Elements of psychology included in a critical examination of Locke's Essay on the human underskunding, by C. — S. Henry. Second edition prepared for the use of colleges. New-York, 1838.

erklärte er dieß geradezu sowohl dem Kaiser als seinen Ministern, namentlich dem Reichsvicekanzler Grafen Kurz, als dieser im August 1645 nach München gekommen war.

Am deutlichsten ersehen wir die Lage der Dinge, wie sie sich damals gestaltet hatten, und besonders die gegenseitigen Verhältnisse der beyden Höfe aus einer Denkschrift, welche der nach Wien gesandte Hofkammerpräsident Mändl zu Ende Septembers auf Maximilians Befehl dem Kaiser überreichen mußte.

„Eure kaiserliche Majestät" — so beginnt diese Vorstellung — „werden noch in gutem gnädigsten Angedenken haben, wasgestalten Sie die Kurfürstl. Durchlaucht in Bayern, meinen gnädigsten Kurfürsten und Herrn, in Gnaden ersucht, an dem französischen königl. Hof, auch nach des Beichtvaters P. Vervaux Abreisen von dannen, die Correspondenz zu unterhalten, und dasjenige, was zur Beförderung des Friedens dienen kann, zu erinnern und zu penetriren. Dieweil denn Ihre kurf. Durchlaucht hierzu kein füglicheres Mittel gewußt, als den zu Paris residirenden päpstischen Nuntium, so haben sie mit demselben die Correspondenz bisher continuirt, und was dero von ihm zugekommen, nicht allein Eurer Majestät, nachdem es der Sachen Nothdurft und Wichtigkeit erfordert, durch Schreiben, sondern auch unlängst durch dero geheimen Rath und Vicekanzler Graf Kurz communicirt, insonderheit was Ihre kurf. Durchlaucht eben damals sowohl von ihm Nuntio als von den französischen Plenipotentiariis zu Münster vermittels ihrer Abgesandten der von Frankreich prätendirten Recompens halber für Special-Bericht zugekommen, welches ohne Zweifel der Herr Graf Kurz Eurer Majestät gebührend referirt haben wird."

„Nachdem Ihrer kurf. Durchlaucht aber erst bey nächster Post von obgemeldtem Nuntio aus Paris abermal ein Schreiben, welches E. kais. Majestät im Original gesehen und gelesen, zugekommen, und daraus klar und lauter erscheint, daß einmal bey Frankreich kein Frieden zu hoffen, da E. kais. Majestät auf der Total-Restitution alles dessen, was selbige Krone occupirt und inne hat, sollten bestehen und beharren wollen: als haben Ihre kurf. Durchlaucht nicht unterlassen können noch sollen, Eurer Majestät von dieser endlichen Resolution der Krone Frankreich gehorsamste Communication thun und dabey dasjenige, was Sie dieser französischen Recompens halber vor diesem schon öfters sowohl durch Schreiben als den Reichsvicekanzler aus getreuer Sorgfalt erinnert, nochmals wiederholen zu lassen, daß nämlich kein anderes Mittel sey, den so höchst nothwendigen Frieden im römischen Reich zu erhalten, und desselben vor Augen stehenden gänzlichen Ruin abzuwenden, als daß E. kais. Majestät der Krone Frankreich etwas von den occupirten Ländern werden in Handen lassen, und sich deßhalb mit derselben, wie man kann und mag, vergleichen müssen."

„Welche Meynung durch besagten Nuntii Schreiben noch mehr bestätigt und nunmehr so oft wiederholt wird, daß man daran weiter im wenigsten nicht zu zweifeln, noch einige Gedanken, bevorab bey den glücklichen Progressen und großen Vortheilen, welche sie im Reiche erlangt, machen kann, daß sie davon weichen und alles restituiren werden; zumalen sie nicht allein vorhin nur gar zu wohl wissen, daß weder E. kais. Majestät noch das Reich derzeit die Mittel haben, dem Franzosen solche occupirte Land und Leute mit Gewalt wieder abzunehmen, sondern vielmehr die Hoffnung hegen - und sich dessen öffentlich verlauten lassen, — sich in Bälde des ganzen römischen Reiches zu bemächtigen und Meister zu machen;" u. s. w.

Wir könnten noch viele Aktenstücke beybringen, welche in gleichem Sinne abgefaßt sind; doch läßt sich aus dem hier mitgetheilten der Gesichtspunkt, von dem Maximilian die ganze Angelegenheit betrachtete, hinlänglich beurtheilen, und kein Unbefangener wird ihn als einen undeutschen bezeichnen können. Somit dürfen wir uns wohl der Ueberzeugung hingeben, daß es nach allem diesen keiner weiteren Ausführung mehr bedarf, um das Andenken eines Fürsten zu rechtfertigen, welcher stets gezeigt, daß sein Herz warm schlug für das Wohl des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, — welchem es heiliger Ernst war, wenn er ausrief: „Lieber das Aug' im Sarge schließen als Fremdherrschaft in Deutschland schauen."

Aretin.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Cours de l'histoire de la philosophie etc.

(Fortsetzung.)

In kurzer Zeit habe dessen Buch, ob es gleich zunächst nur für die gelehrte Welt bestimmt gewesen, auch außer derselben sein Publikum gefunden; es sey an den Universitäten benützt und von den Studirenden mit außerordentlicher Begierde gelesen worden; und auf wiederholtes Verlangen habe sich der Verfasser entschlossen, eine zweyte Ausgabe hievon zum Schulgebrauche zu veranstalten. Gegenwärtig sey dieses Werk das Handbuch der Philosophie in allen Collegien. Ripley *) in Boston, der Verfasser der Mélanges philosophiques, die eine Sammlung verschiedener übersetzter Abhandlungen von Cousin, Jouffroy und Benjamin Constant enthalten, gebe in einer lesenswerthen Einleitung die Gründe an, woher es komme, daß die Philosophie Cousin's in Amerika eine so günstige Aufnahme finde. Was ihn nämlich in diesem Lande empfehle, sey der erhebende Spiritualismus, den er an die Stelle der verzweifelnden Theorien des 18. Jahrhunderts gesetzt habe; es sey ferner seine Hochachtung gegen die Ueberzeugungen und unzerstörlichen Hoffnungen der Menschheit, die edle Haltung seiner Vorlesungen und Schriften, durch die sich gleichsam eine fortlaufende Appellation an alle höheren Instinkte der Seele ziehe; dann diese starke und weise, von allen Ueberschreitungen gleich weit entfernte Unabhängigkeit, die sich keinem Systeme blindlings unterwerfe, aber auch keines gering schätze, und ihre Kräfte dahin richte, sie in einer verständigen Synthese zu versöhnen, und nur umfassender und vollständiger in sich aufzunehmen; und endlich diese eben so klare, als tief eindringende Entwicklung der abstracten Begriffe, wodurch die Metaphysik in einer Weise populärisirt worden, daß sie von ihrer Höhe nicht herabsinke, sondern nur in ihren Anfängen faßlicher erscheine, und wobey nur zu bewundern sey, mit welchem Geschicke Cousin eine Sprache, die für solche Abstractionen wenig Fügsamkeit zu besitzen scheine, meistere, ohne je dabey ihrem Geiste und ihren Forderungen entgegen zu handeln. Von allen Freunden der Philosophie werde übrigens bedauert, daß Cousin in Folge der Unterbrechung seiner Lehrthätigkeit, zu der er 1830 genöthiget worden, diese kraftvolle Dialektik, die ein hervorragender Zug seines Geistes sey, nicht auch auf die noch übrigen Systeme angewandt habe. Eine Idee wenigstens von dem Gange, den er dabey eingeschlagen hätte, und von dem, was dieses leider unvollendete Werk noch hätte leisten können, lasse sich aus den Vorlesungen von 1819, welche Vacherot *) veröffentlicht habe, entnehmen.

Vollendet dagegen stehe da die Einleitung zu gegenwärtiger Kritik. Die fruchtbare Idee, in der

*) Specimens of foreign standard literature, edited by George Ripley. Boston, 1838.

*) Cours d'histoire de la philosophie morale au XIII. siècle, professé à la Faculté des lettres en 1819 et 1820, par M. Victor Cousin, publié par M. Vacherot; 2 volumes.

Geschichte der Philosophie, zum Behufe ihres richtigen Verständnisses, die Beobachtung des Bewußtseyns in's Mittel treten zu lassen, und hinwieder die Psychologie durch die Geschichte zu controliren, die Thatsachen auf unveränderliche Gesetze zurückzuführen, und im menschlichen Geiste selbst die Wurzel der verschiedenen Systeme und den Grund ihrer Zahl und ihrer Aufeinanderfolge nachzuweisen, — diese Idee und ihre glänzende Ausführung, könne man sagen, habe schon damals in lebhaftes Erstaunen gesetzt; und seit jener Zeit sey keine Geschichte der Philosophie erschienen, die nicht von der Wirkung der Vorlesungen von 1829 gezeugt.

So weit der Herausgeber, von dem man es natürlich findet, daß er das Buch, das er edirt, und dessen Autor dem Publikum bestens zu empfehlen sucht. Ein Mann, wie Cousin, bedarf jedoch nicht erst einer solchen Empfehlung, und am wenigsten hat derselbe von Seite der deutschen Philosophie eine Mißkennung seiner Verdienste zu besorgen. Was aber insbesondere seine Bemühungen auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie betrifft, so genügt hier, an das Urtheil zu erinnern, das Schelling in seiner beurtheilenden Vorrede zu „Viktor Cousin über französische und deutsche Philosophie" ausgesprochen, woselbst es heißt: „Alles, was Cousin über Geschichte der Philosophie und ihre Behandlung hier und anderwärts im Allgemeinen gesagt hat, ist durchaus trefflich und trägt das Gepräge tiefer Kenntniß, wie es sich von dem geistvollen Uebersetzer Platon's, dem Herausgeber des Proklos nicht anders erwarten läßt."

Cousin selbst erklärt sich über die Absicht seiner Vorträge und die Motive, die ihn zur Wahl dieses geschichtlichen Stoffes bestimmten, in seiner ersten Vorlesung unter anderem, wie folgt:

„Meine Absicht ist, die historischen Principien, die ich im verflossenen Sommer in der Einleitung zur Geschichte der Philosophie entwickelt, dadurch noch klarer zu machen, und noch allseitiger und fester zu begründen, daß ich sie auf eine besondere Epoche, auf irgend ein großes Jahrhundert der Geschichte der Philosophie in Anwendung bringe. Zuerst dachte ich daran, Sie nach Griechenland zu führen. . . Gewichtige Gründe aber haben mich von diesem Vorhaben abgebracht. Die Geschichte, m. H., ist nicht bloß da, um die gelehrte Wißbegierde zu befriedigen, oder um der Einbildungskraft des Künstlers Tableaux zu liefern; sie ist vor allem eine Schule für die Zukunft. Ein ernster Geist vertieft sich nicht in ein mühsames Studium der Vergangenheit, um hier lediglich dasjenige kennen zu lernen, was war, sondern um sich daraus die Lehre dessen zu ziehen, was seyn soll; und eine Geschichte der Philosophie, die eine wahrhaft philosophische seyn will, muß zu positiven Schlußsätzen über die der Philosophie noch weiter bevorstehenden Schicksale gelangen. Hierauf ist auch mein Bestreben gerichtet: von welchem Jahrhundert der Geschichte der Philosophie auch mein Vortrag handeln mag, immer richte ich dabey meine Worte an Sie: immer habe ich Frankreich vor Augen, und zwar das Frankreich des 19. Jahrhunderts. Durch eine Rückkehr bis zu Aristoteles und Plato hätte ich mich nun, meines Bedünkens, von unserem Frankreich wohl etwas gar zu weit entfernt. Ohne Zweifel enthalten das System eines Plato und eines Aristoteles unvergängliche Elemente, die dem menschlichen Geiste für immer angehören, und die demzufolge allen Völkern und allen Jahrhunderten entsprechen; aber die Verbindung dieser Elemente, ja selbst die Form dieser Verbindung ist durchaus hellenisch; sie zählt zweytausend Jahre, und um unter dieser alten Form die ewigen Probleme der Philosophie zu unterscheiden und wieder zu finden, bedarf es schon einer Vertrautheit mit diesen Problemen, die aller Scharfsinn der Welt nicht zu ersetzen vermag. Ueberdieß, um mich hierüber ganz und völlig gegen Sie auszusprechen, habe ich auch noch die besonderen Umstände in Betrachtung gezogen, in denen sich bey uns die Philosophie befindet, und bin hierdurch zur Ueberzeugung gelangt, daß, wenn ich unter diesen Verhältnissen von der Bahn der Zeitfragen und Erörterungen mich entfernen und in's Alterthum zurückwenden wollte, ich damit gleichsam meinen Posten verlassen, und der Sache der wahren Philosophie abtrünnig werden würde Dieß also hat mich bestimmt, noch einige Zeit auf den Gebieten der neueren Philosophie zu verweilen; und in so ferne in den neueren Zeiten uns kein Jahrhundert näher liegt, als das 18te, habe ich eben dieses zum Gegenstande meiner Vorträge gewählt."

Indem der Verfasser auf dieses sein Thema näher eingeht, verhehlt er sich nicht die Schwierigkeiten, die die Behandlung desselben darbietet. Jedes Jahrhundert, so wie es von dem Schauplatze der Welt verschwunden — und das 18te, das von so großen Ereignissen erfüllt sey, noch mehr als irgend ein anderes — hinterlasse auf lange Zeit ein

Erbtheil entgegengesetzter Interessen. Das 18te Jahrhundert habe daher unter uns nothwendig seine Bewunderer, wie seine heftigen und argwöhnischen Gegner; und in diesem Kampfe sich entgegen stehender Leidenschaften würde die philosophische Unabhängigkeit nicht wenig Gefahr laufen, wenn sie nicht in sich selbst wie ihre Kraft, so ihren Lohn und Ersatz fände. Vor allem bedürfe es hier der klaren Erkenntniß des Principes, daß die Philosophie eines Jahrhunderts aus allen Elementen, welche dasselbe enthält, hervorgehe, und daß man, um die Philosophie einer jeden Epoche recht zu begreifen, sie zuerst in der allgemeinen Civilisation, aus der sie entsprungen, studiren müsse. Auch er (Cousin) habe daher, um seinen Zuhörern einen genauen und vollständigen Begriff der Philosophie des 18. Jahrhunderts, und zwar nicht bloß von der in Frankreich, sondern von ganz Europa zu verschaffen, und um ihnen das volle Verständniß ihres Wesens und eigenthümlichen Charakters zu erschließen, vorher das 18te Jahrhundert und seine Geschichte im Allgemeinen, unabhängig von seiner Philosophie in's Auge zu fassen:

„Welches ist nun die Aufgabe des 18ten Jahrhunderts? Welches sind seine Beziehungen zu den ihm vorausgegangenen? Worin ist es ihnen ähnlich, und worin von ihnen unterschieden? Ich antworte, es ist ihnen ähnlich, in so weit es ihre That fortsetzt; es unterscheidet sich von ihnen, in so weit es dieselbe auf einer höheren Stufe ausführt. Und worin besteht diese That? In nichts Geringerem, als in der Geburt der neuen Welt, in dem Bruche der neuen Zeit mit der alten, mit dem Mittelalter. . . . Das 16te und 17te Jahrhundert hatten das Mittelalter untergraben und wankend gemacht. Die Mission des 18ten war, es umzustürzen und ihm somit ein Ende zu machen."

Und nachdem der Verf. die hieraus abzuleitenden Hauptcharaktere des 18ten Jahrhunderts zuerst im Allgemeinen und dann noch insbesondere in seinen einzelnen großen Erscheinungen, den politischen, religiösen und moralischen, den literarischen und scientifischen, zur Sprache gebracht, reassumirt er das hierüber Gesagte, wie folgt:

„Dieß also ist beyläufig das Inventar des 18ten Jahrhunderts. Widmet man diesem Jahrhundert ein aufmerksames Studium, so erkennt man in allen seinen Schöpfungen, gleichwie in allen neuen Errungenschaften, die sich an die Vermächtnisse der früheren Jahrhunderte angeschlossen, das Gepräge eines und desselben Charakters. Der Geist des 18ten Jahrhunderts verlangt über Alles und Jedes Rechenschaft, er dringt bis in die innersten Elemente der Dinge, der Wesen, der Fragen und Thatsachen; er beruhigt sich nicht eher, als bis er bey den einfachsten Elementen, bey Elementen, die er nicht weiter zerlegbar findet, angekommen: hier bleibt er stehen, weil seine Kraft nicht weiter reicht. In solcher Weise aber zu Werke gehen, das Verbundene trennen, in seine Bestandtheile zerlegen, was heißt dieß anders, als eben auflösen — zerstören. . . . Die Mission, welche das 18te Jahrhundert zu erfüllen hatte, war, wie schon bemerkt: das Mittelalter zu Grabe zu tragen. Diese tragische Mission hat es erfüllt, aber auch nur diese; denn einem Jahrhundert sind nicht zwey Missionen zugleich übertragen; es hat zerstört, hat aber nichts wieder aufgebaut; mehr zu vollbringen, war es außer Stande. Ueber dem Abgrunde der ungeheueren Revolution, den es geöffnet und den es geschlossen, hat das 18te Jahrhundert nichts als Abstractionen zurückgelassen; in diesen Abstractionen aber liegen unvergängliche Wahrheiten, die Keime der Zukunft. Das 19te Jahrhundert hat sie in Empfang genommen; seine Mission ist, ihnen Wirklichkeit zu geben durch eine lebenskräftige organische Entfaltung."

An diese allgemeine Charakteristik des 18ten Jahrhunderts schließt sich sodann die specielle der Philosophie dieses Jahrhunderts. Zu diesem Behufe wirft Cousin in seiner zweyten Vorlesung vorerst einige flüchtige Blicke auf das Wesen und die Elemente der Philosophie überhaupt und auf ihre Gestaltung in den vorausgegangenen Zeiten, im Oriente, in Griechenland, in der Scholastik und im 16ten Jahrhundert, in welchem die Vernunft ihre Selbstständigkeit vindicirt, und wendet sich dann zum 17ten Jahrhundert und den beyden Männern Bacon und Cartesius, welche zu der nun folgenden philosophischen Umwälzung den Anstoß gegeben. Beyden sey gemeinsam das gegen die Scholastik gerichtete Streben und die Berufung an die Selbstständigkeit des Geistes. Aber Bacon's Ruf und Einfluß seyen anfänglich mehr auf England beschränkt gewesen, und erst in einem späteren Jahrhundert sey sein Name ein europäischer geworden. Der wahre philosophische Heros des 17. Jahrhunderts sey Cartesius. Das Resultat der Cartesischen Umwälzung sey die radicale Zerstörung der peripatetischen und scholastischen Form gewesen. Cartesius habe in der berühmten Societät des Port-Royal

und unter dem gelehrten Clerus Eingang gefunden. Arnauld und Pascal, Fenelon und Bossuet, gleichwie Malebranche, seyen Cartesianer gewesen. Heinrich Morus habe den Cartesianism in England eingeführt, Spinoza in Holland, Leibnitz in Deutschland. Italien und Spanien haben damals in der Philosophie keine Rolle gespielt. Die französische Literatur des 17. Jahrhunderts, deren Einfluß in Europa ein so mächtiger gewesen, habe daselbst den Cartesischen Geist verbreitet, und gegen 1700 sey dieser Geist unter der Elite des denkenden Europa's der herrschende gewesen. Die Scholastik habe sich nicht einmal mehr vertheidigt; man dürfe die sämmtlichen Werke der Philosophie, die im Anfange des 18. Jahrhunderts erschienen, aufschlagen: es werde darin nach der Scholastik fast gar nicht mehr gefragt; kaum vernehme man noch etwa ein schwaches Echo der Anklagen und der Erbitterung des 16. und 17. Jahrhunderts gegen dieselbe. Kurz, man könne sagen, daß mit dem Anfange des achtzehnten der zweyte Schritt, die zweyte Bewegung der philosophischen Umwälzung stattgefunden.

„Lassen Sie uns sehen, was das 18. Jahrhundert in dieser Beziehung gethan. Seine Mission war eine noch größere, als die des 17. Es sollte die That des vorangegangenen Jahrhunderts fortsetzen, aber nach einem umfassenderen Plane. Dieß hat es gethan; das 18. Jahrhundert hat in der Philosophie dieselbe Richtung, wie in allem Uebrigen verfolgt. Nachdem die Scholastik gestürzt war, befand sich das Princip des Cartesianism, der Geist der Selbstständigkeit nämlich, dem Principe der Autorität Angesicht gegen Angesicht gegenüber. Daher — der nothwendige Kampf des allgemeinen Princips der Freyheit gegen das allgemeine Princip der Autorität, da es an aller Vermittlung gebrach. In diesem Kampfe bestand die Mission, das Werk des 18. Jahrhunderts. In der That hat es das Princip der Cartesischen Umwälzung zum allgemeinen gemacht, und es zu seiner ganzen Macht und Höhe gesteigert; ja noch mehr, es hat dieses Princip zuerst durch alle Klassen der Gesellschaft, und dann durch alle Länder Europa's fortgepflanzt und ausgebreitet. Um die Verallgemeinerung des Princips der philosophischen Unabhängigkeit im 18. Jahrhundert zu erkennen, genügt ein Blick in die sämmtlichen philosophischen Werke dieses Jahrhunderts. Wenn ein Mensch von einer andern Welt diese Werke lesen würde, er würde darin so sehr den Sieg des Princips der philosophischen Selbstständigkeit gewahr werden, daß es ihm unmöglich wäre, die Existenz einer entgegengesetzten Autorität daraus zu entnehmen. Lesen Sie Condillac, Reid, Kant. Obgleich verschieden in den Systemen, selbst in der Methode, oder der Anwendung der Methode, sind sie doch eins in der Einheit ihres Jahrhunderts, sind eins in einer und derselben Unabhängigkeit. Condillac war Abbé; ich frage Sie, ob sie hievon irgend einen Zug in seinen Schriften finden. Reid war ein Prediger des heiligen Evangeliums: einige Zeilen ausgenommen, die noch den Schotten und Presbyterianer verrathen, erscheint er mit den Principien der Freyheit also vertraut, daß er selbst nicht einmal davon spricht; übrigens macht er davon reichlich Gebrauch. Bey Kant, der im Grunde nur der um ein Jahrhundert später gekommene Cartesius ist, begegnen wir derselben freyen Richtung des Geistes, die vielleicht mit weniger Frische und Lebendigkeit des Genies, aber mit desto mehr Umfang und Tiefe in den Entwürfen und Planen gepaart ist. Kant, nach Cartesius gekommen, begreift seine Aufgabe besser, als dieser, weil er sie noch allgemeiner faßt. Er fängt mit dem an, womit der Cartesianism hätte enden sollen, mit der strengen und präcisen Ausscheidung der Theologie; und an dieser Ausscheidung hat er unverbrüchlich stets festgehalten. Wohl möglich, daß er mit seinem Zeitalter zu viel Scheue vor der Theologie sowohl, als dem Mysticismus gehabt, oder daß sich überhaupt seine Philosophie in einer reinen Kritik etwas zu negativ, fast möchte ich sagen, zu skeptisch gestaltet hat. So nun verfährt man im 18. Jahrhundert allenthalben; entweder man greift das Princip der Autorität an, oder (was noch schlimmer, oder besser ist) man kümmert sich gar nicht darum. Dieß alles zeugt von der Verallgemeinerung des Geistes der Unabhängigkeit. Was aber seine Ausbreitung anbelangt, so dürfte ich wohl des Nachweises derselben bezüglich Frankreichs überhoben seyn. Blicken Sie umher, und urtheilen Sie selbst. Alles, was schreibt, von Voltaire an, bis zum unbedeutendsten Literaten, schreibt — zu Gunsten und im Interesse der Philosophie. Lesen Sie einen Marmontel, Thomas, Chamfort, La Harpe: die ganze Taschen-Literatur des 18. Jahrhunderts ist das Echo, das Werkzeug der philosophischen Revolution; sie breitet sie überall hin aus, ohne weitere Ueberlegung und ganz auf's Gerathewohl. Und so verhielt es sich mehr oder weniger in allen Ländern Europa's. . . . Es bildete sich allenthalben eine große philosophische Einheit, zwar nicht des Systems und auch nicht der Methode, aber des Charakters und des Geistes."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Cours de l'histoire de la philosophie etc.

(Fortsetzung.)

Dem allen zufolge, heißt es sodann im weiteren Verlaufe, könne man wohl nicht in Abrede stellen, daß die Philosophie im 18. Jahrhundert im eigentlichsten Sinne eine Macht gebildet, und eine That vollbracht habe, die der allgemeinen Mission dieses Jahrhunderts analog ist. Auch die philosophische Mission desselben sey keine andere gewesen, als der mittelalterlichen Philosophie ein Ende zu machen. Dieß habe aber keinen anderen Sinn, als den, daß die Philosophie dieses Jahrhunderts darauf ausgegangen, das Princip der Autorität zu vernichten und die Theologie auf ihr eigenes Gebiet zurückzuweisen. Dieß sey aber kein so leichtes Unternehmen gewesen, sondern ein mühevolles und mannigfach verwickeltes, und habe sein Schlimmes, wie sein Gutes nach sich gezogen. Namentlich sey nicht zu läugnen, daß die Philosophie des verflossenen Jahrhunderts theilweise in große Zügellosigkeit ausgeartet sey. Statt lediglich die religiöse Autorität auf ihre Grenzen zurückzuführen, sie nämlich auf das Gebiet der Theologie zu beschränken, was eigentlich die Aufgabe gewesen sey, habe man vielfach die Theologie und die Religion selbst, ja jede legitime Autorität angegriffen. Aber diese wahnsinnigen und frevelhaften Versuche, durch welche die edle Sache der philosophischen Selbstständigkeit entehrt worden, seyen doch nur von Einzelnen ausgegangen, denen eine ganze Reihe der hochachtbarsten Namen gegenüber gestellt werden könne, Namen von Männern, deren ernste wissenschaftliche Bestrebungen mit jenem frivolen Geiste durchaus nichts gemein haben. Uebrigens sey dieses Jahrhundert mit Recht das philosophische genannt worden; denn erst in demselben sey die Philosophie mit voller Selbstständigkeit und ganz nur unter ihrem eigenen Namen in die Welt getreten, und habe allein erst die Stellung einer öffentlichen Macht mit nicht weiter bestrittenen Rechten und Titeln sich errungen; und dieß sey das ehrwürdige Vermächtniß, welches das 18. Jahrhundert dem 19. hinterlassen habe. Von da an aber, nachdem die Philosophie wieder zur Anerkennung ihrer Selbstständigkeit gelangt war, nach diesem Gewinne, der ihr aus den gewaltigen Bewegungen während der drey letztverflossenen Jahrhunderte erwachsen, sey es an der Zeit gewesen, daß Alles wieder in seine rechtmäßige Ordnung und seine naturgemäßen Schranken zurückgekehret.

„Auf der einen Seite übt jetzt die Religion wieder auf die Gemüther ihre segensreiche Macht aus; sie befestigt ihre heilige Autorität eben dadurch, daß sie dieselbe auf die Materien des Glaubens und die eigentliche Theologie einschränkt, und begnügt sich damit, der wahren Philosophie fruchtbare Inspirationen an die Hand zu geben. Andererseits ist die Philosophie des 19. Jahrhunderts nicht mehr diese aufrührische Sklavin, deren Zügellosigkeiten eben nur von langer Knechtschaft Zeugniß geben; sondern sie ist eine zu Ansehen gekommene Freygelassene, der die ruhige und gemäßigte Sprache der Selbstständigkeit wohl anstehet. Die noch revolutionäre, zu keinem beruhigenden Abschlusse gekommene Philosophie des 18. Jahrhunderts dachte, da sie noch mitten im Kampfe stand, mehr nur an den Sieg, als daran, den Sieg auch gut zu benützen. Die Philosophie des neunzehnten ist eine siegreiche und legitime Macht, die aber jetzt in ihre Schranken zurückzukehren und nach

organischer Gestaltung zu streben hat. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn es mir in diesen meinen Vorlesungen durch die stets rücksichtsvolle, aber feste und unerschütterliche Vertretung der Unabhängigkeit der französischen Philosophie gelingen würde, zur Einlenkung derselben in jene friedliche Richtung beizutragen, die allein ihrer Bestimmung entspricht und mit dem allgemeinen Geiste unseres Zeitalters im Einklange steht."

In der zunächst folgenden dritten Vorlesung geht Cousin auf die Betrachtung der Methode der Philosophie des 18. Jahrhunderts über, bespricht zuerst die Methode im Allgemeinen, nach ihrer Unterscheidung in Analyse und Synthese, und das Verhältniß dieser beyden zu einander, sodann ihr Hervortreten in den verschiedenen früheren Systemen und endlich den Sieg derjenigen Methode des 18. Jahrhunderts, welche aus dem Principe der Philosophie desselben habe hervorgehen müssen, nämlich der Analyse, welche gerade so, wie ihr Princip, auf Alles angewandt und auf die höchste Spitze getrieben, überall hin ausgebreitet und zu einer förmlichen Macht erhoben worden. Auch auf andere Wissenschaften habe diese Methode Einfluß gewonnen, denen dadurch ein neuer Impuls gegeben worden.

„Lesen Sie das Werk des Schöpfers der französischen Chemie, und es wird Ihnen nicht entgehen, daß es in Lavoisier's Absicht gelegen, auch in die Chemie die analytische Methode einzuführen. Die philosophische Analyse ist, so zu sagen, die Mutter der neuern Chemie; und dieß ist keines ihrer geringsten Verdienste. Eben so ist auch die Physiologie Bichat's eine Frucht derselben. Und nicht minder finden wir sie in den moralischen Wissenschaften, in der Kritik und Grammatik. Es liegt daher am Tage, daß der Charakter der philosophischen Methode im 18. Jahrhundert ein ausschließlich analytischer gewesen."

Ueber die Licht- und Schattenseite dieser Methode sich dann weiter verbreitend, bemerkt Cousin, wie der wahre Weg, den man hiebey verfehlt, eben der gewesen wäre, die Rechte der Analyse und der Erfahrung wieder geltend zu machen, ohne deßhalb die gesetzmäßige Synthese zu vernachlässigen. Man hätte klüglich die cartesianischen Hypothesen fallen, und dennoch dem Geiste des Cartesianism Gerechtigkeit angedeihen lassen können. Habe man im 18. Jahrhundert die Sache aller vorausgegangenen in letzter Instanz zur Entscheidung bringen wollen, so hätte man auch all den großen philosophischen Bewegungen, durch die man zu diesem Ziele gekommen, gerechte Würdigung zu Theil werden lassen sollen; man hätte dem Orient, Griechenland, dem Mittelalter, dem 17. Jahrhunderte, welches das 18. vorbereitet und ausgeboren, die verdiente Aufmerksamkeit schenken müssen. Eine merkwürdige Erscheinung aber in dieser Hinsicht sey die Unkenntniß und die Geringschätzung der Vergangenheit, der man hier selbst bey den größten Männern begegne. Nicht einmal Kant mache hierin eine Ausnahme. Selbst dieser (und in ihm habe man doch den gelehrtesten vor sich) ignorire die Geschichte der Philosophie in ihren nur etwas im Hintergrunde liegenden Zeiträumen. Er kenne nur die ihm zunächst vorangegangene Philosophie, nämlich den Cartesianism, und erzeige sich überhaupt gegen seine Vorgänger strenge. Hierin liege aber eine eben so große Ungerechtigkeit, als Inconsequenz. Denn der Vergangenheit, und denen, die vor uns waren, keinerley Rücksicht zuwenden, heiße nichts anderes, als die Geschichte der Wissenschaft selbst, mit der man sich beschäftigt, völlig außer Acht lassen, über seine eigenen Leistungen im voraus den Stab brechen, oder in dem Wahne befangen seyn, daß bis hieher alle Jahrhunderte in Täuschung und Irrthum sich befunden, daß aber endlich das Zeitalter gekommen, dem es vorbehalten war, die Wahrheit zu entdecken und den Schleier zu lüften, der sie vor Aller Augen verborgen hatte.

Fasse man nun den gegenwärtigen Zustand der Dinge in's Auge, und gebe man sich Rechenschaft von dem, was das 18. Jahrhundert vollbracht, und welche Aufgabe uns selbst noch obliege, so lasse sich nicht verkennen, daß heut zu Tage die philosophische Unabhängigkeit zur Genüge gesichert erscheine, weßhalb es nun wohl an der Zeit sey, unnütze und thörichte Feindseligkeiten einzustellen. Denn die Philosophie könne und dürfe nicht länger anstehen, wie mit Ehrfurcht, so mit Selbstständigkeit der Religion die Hand zu bieten. Ingleichen könne die Analyse, die das 18. Jahrhundert dem 19. vermacht, sich erstarkt und ihrer Sache sicher

genug fühlen, um sich der Synthese ungescheut an die Seite zu stellen. Die Analyse völlig aufgeben wollen, hieße nicht viel weniger, als dem 18. Jahrhundert ganz und gar den Rücken kehren, und eine rückgängige Bewegung machen; rein nur auf die Analyse sich beschränken, hieße nichts anderes, als einer an sich zwar wahren, aber unvollständigen, exclusiven und ungenügenden Methode sich ergeben, einer Methode, rücksichtlich welcher es eine ausgemachte Sache sey, daß sie nur zu einem unvollkommenen Wissen führen könne. Man schritte zwar auf solche Weise nicht gerade zurück, gewänne aber auch nicht den mindesten Fortschritt. „Lassen Sie uns daher," ruft Cousin seinen Zuhörern am Schlusse dieser Vorlesung noch zu, „lassen Sie uns fortschreiten, lassen Sie uns die Analyse zwar nicht aufgeben, aber auch vor der Synthese keine weitere Scheu und Besorgniß haben. Wie das 18. Jahrhundert sein Werk vollbracht hat, vollbringe das 19. das seinige. Schreiten wir immerhin vorwärts, aber nur mit der allergrößten Vor- und Umsicht; weichen wir nicht vor der Synthese zurück, aber folgen wir auch ihrer Führung nicht, ohne die Fackel der Analyse zur Hand zu haben und auf dem Wege derselben zu jener gelangt zu seyn."

Die vierte Vorlesung handelt von den philosophischen Systemen, welche im 18. Jahrhundert an's Licht getreten, und sucht darzuthun, daß diese Systeme in allen bedeutenderen Epochen der Geschichte der Philosophie bereits ihre Vorläufer gehabt, und daß sie insgesammt ihre Wurzel in dem menschlichen Geiste haben, woraus sich der Ursprung 1) des Sensualismus, 2) des Idealismus, 3) des Skepticismus und 4) des Mysticismus ableiten lasse. Diese elementaren Systeme der Geschichte der Philosophie werden sodann noch nach der Reihenfolge ihrer Entwicklung, nach ihrem relativen Werthe und ihrem inneren Verdienste in Betrachtung gezogen.

Von der fünften bis zur zwölften Vorlesung werden die Vorläufer dieser eben erwähnten vier Hauptsysteme — und zwar zuerst in der orientalischen Philosophie, dann in der griechischen, alexandrinischen, scholastischen und in der Philosophie des 15. und 16. und des die neuere Zeit eröffnenden 17. Jahrhunderts von diesen Gesichtspunkten aus nachzuweisen gesucht, und bald mehr, bald minder ausführlich in lebendiger übersichtlicher Darstellung an dem Zuhörer vorüber geführt.

In der dreyzehnten Vorlesung, welche den zweyten Band eröffnet, wird zuvörderst von der Methode der Beobachtung und der Induction auf dem Gebiete der Geschichte gehandelt, und gezeigt, wie, der auf die Beobachtung aller früheren Erscheinungen in der Geschichte der Philosophie gestützten Induction zufolge, auch die Philosophie des 18. Jahrhunderts in vier Systeme zerfalle, deren Unterscheidung der viergliedrigen Eintheilung der europäischen Schulen in eine sensualistische, idealistische, skeptische und mystische entspreche.

Die in diesen vier Schulen sich entwickelnde Philosophie des 18. Jahrhunderts nehme aber, wird im Eingange der vierzehnten Vorlesung bemerkt, ihren eigentlichen Anfang erst in der zweyten Hälfte dieses Jahrhunderts, von 1750 an, und ziehe sich auch in die ersten Jahre des darauf folgenden noch hinüber. Nach der Ordnung, in welcher die erwähnten vier Schulen auf dem Schauplatze der Geschichte erschienen, seyen sie auch in Betrachtung zu ziehen, und so komme denn die sensualistische Schule vor den übrigen an die Reihe, und müsse zuerst besprochen werden. Nach einem vorläufigen Ueberblicke und einer kurzen Skizze der in England, Frankreich, Deutschland, der Schweiz und in Italien hervorgetretenen Systeme dieser Schule, stellt sich Cousin sodann die Frage, in welcher Ordnung er sich nun mit diesen beschäftigen solle. Gegen die zunächst sich darbietende ethnographische Methode erhebt sich nach seiner Ansicht ein dreyfaches Bedenken. Für's erste, bemerket er, sey sie eine willkührliche, sie zeige ferner nicht die Verkettung, die Wechselwirkung der Systeme in dem gesammten Europa, und gewähre endlich drittens keine eigentliche Belehrung. Es handle sich also darum, eine Methode zu finden, die diese Mängel vermeide. Das Letztere sey aber nur möglich, wenn die chronologische, historische und scientifische Ordnung zugleich in's Auge gefaßt werde. Denn alle diese drey Ord-

nungen seyen gleich unentbehrlich, finden sich — eine in der andern wieder, und seyen nur die verschiedenen Seiten einer und derselben Ordnung; welche allein die wahre, oder mit anderen Worten der auf die Geschichte angewandte philosophische Geist sey.

„Die chronologische Ordnung ist ohne Widerrede der Grund der Geschichte; jedoch allein angewandt und einseitig erfaßt, bringt sie kein Licht in dieselbe, und giebt nur auf einander folgende Daten, Erzählungen, verschiedenartige Darstellungen von größerem oder geringerem Interesse, aber ohne eigentlichen Zusammenhang und folglich ohne Licht und Klarheit, mit Einem Worte, Chroniken. Nun sind allerdings Chroniken vortrefflich, da wo sie nur Wahrheit enthalten, nämlich in der Kindheit der Civilisation der Völker, da der Mensch das, was unter seinen Augen vorgeht, ohne es zu begreifen, ja ohne nur den Versuch zu machen, es zu begreifen, mit naiver Treuherzigkeit wieder erzählt, und die Anstellung einer nachdenkenden Betrachtung darüber den späteren Generationen überläßt. Aber heut zu Tage ist die Chronik, da sie ihres ursprünglichen Charakters verlustig gegangen, ein wahrhafter Anachronism. Die Geschichte kann und darf nicht mehr bloß eine unterhaltende Lektüre seyn, und sich lediglich an die Einbildungskraft wenden. Sie muß auch zur Vernunft des Menschen sprechen. Es reicht nicht hin, daß sie nur ein Gemälde ist, sie muß Belehrung gewähren, und dieß kann sie nur, in so weit sie die Wirkungen auf ihre Ursachen beziehet, und die Thatsachen nicht bloß in ihrer chronologischen Folge, sondern in jener Verkettung, die eines durch das andere in seiner wechselweisen Erzeugung erklärt, vergegenwärtiget. Hierdurch allein lassen sich gewisse Thatsachen, gewisse Systeme begreifen. Es giebt manches metaphysische System, das, für sich allein betrachtet, dem durchdringendsten Nachdenken sich nicht erschließt, und für dasselbe bedeutungslos und dunkel bleibt. So wie man aber dieses System mit denjenigen Systemen, die auf dasselbe folgen und die es erzeugt hat, in Verbindung bringt, ändert sich mit einem Male die ganze Scene; diese vorher dunkle Masse erhellet und verwandelt sich in ein lichtvolles und fruchtbares Princip, das seine eigenthümliche Natur durch seine Wirkungen erkennen läßt, durch die Systeme nämlich, die es erzeugt, und die nur als Anwendungen und Consequenzen desselben erscheinen. Und diese Consequenzen ziehen wieder andere nach sich, die die ersteren weiter entwickeln, bis endlich, von Consequenzen zu Consequenzen und von Systemen zu Systemen, die Macht des Princips oder des ursprünglichen Systemes sich erschöpft hat. Ist nun das System falsch, so begreift man, von welcher Wichtigkeit es ist, dasselbe durch alle die Systeme zu verfolgen, welche es nach sich gezogen, und allen seinen Consequenzen nachzugehen, deren Maßlosigkeit dann von selbst zum Verräther der Fehlerhaftigkeit ihres Principes wird, die außerdem, hätte man das System für sich allein betrachtet, unentdeckt geblieben wäre . . . Endlich aber genügt es auch nicht, bloß die Verkettung der Systeme unter einander aufzuzeigen; die Geschichte der Philosophie würde ihrer selbst, nämlich ihres eigentlichen speculativen Charakters ermangeln, wenn sie nicht zugleich die Erziehung zur Philosophie im Auge hätte. Denn was ist das Leben eines Individuums, was die politische Geschichte anderes, denn Erziehung? Und muß es dann die Geschichte der Philosophie nicht ebenfalls seyn? Die philosophische Erziehung aber kann nicht darin bestehen, daß man über Materien, die unter sich in keinerlen Zusammenhange stehen, nur flüchtig hinweg geht, und keine Rücksicht darauf nimmt, daß alles Geschichtliche, während man es betrachtet und zu erforschen bestrebt ist, sich verändert und einer beständigen Metamorphose unterworfen ist. Man muß ein zusammenhängendes Ganzes analoger Materien zum Gegenstande seiner Studien machen, wenn man eine wahrhafte Belehrung daraus ziehen will. Die scientifische Ordnung, d. h. die Ordnung einer Analogie der Materien unter sich, muß sich daher an die historische Ordnung anschließen, an die Ordnung der Abhängigkeit der Systeme von einander, welche aus der Succession dieser Systeme und der chronologischen Ordnung — als der nothwendigen Basis und dem Principe der beyden anderen — hervorgeht."

Von diesen drey Gesichtspunkten aus will nun Cousin auch die Geschichte der sensualistischen Schule des 18. Jahrhunderts behandeln. Der Vater und das Haupt dieser ganzen Schule ist Locke; er ist in chronologischer, historischer und scientifischer Hinsicht der Grundpfeiler der Metaphysik des ganzen verflossenen Jahrhunderts. Mit ihm also muß angefangen werden, und er bildet auch den Inhalt nicht bloß der nächsten, sondern der sämmtlichen noch folgenden Vorlesungen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Mit Angabe der Literatur nach den Quellen bearbeitet von Dr. G. O. Marbach. 1. Abtheilung. Einleitung und Geschichte der griechischen Philosophie. 2. Abtheilung. Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1838, 41. gr. 8. (1. Abth. XIV und 320 S. — 2. Abth. XIV und 361 S.).

„Es muß dahin kommen, daß sich jeder Dorfschulmeister für einen Hegelianer hält, und daß die wahren Anhänger Hegel's die Gegner der Hegel'schen Philosophie sind, wie seiner Zeit Aristoteles der wahrste Platoniker war.“ Diese Worte, welche in der Vorrede zur zweyten Abtheilung des vorliegenden Werkes S. VI stehen, können füglich als Motto für gegenwärtige Anzeige dienen. Sie bezeichnen im voraus den Standpunkt des Verfassers. Daß dieser Standpunkt im Allgemeinen für die Behandlung nicht bloß der Geschichte der Philosophie, sondern alles Geschichtlichen überhaupt, auch bey dem größten Aufwande von Geist und Scharfsinn, ein wenig ersprießlicher sey, ist schon von so vielen Seiten zur Genüge nachgewiesen worden, daß es wohl kaum nöthig ist, hierauf von neuem zurückzukommen. Auch der Verf. dieses Lehrbuches giebt sich — man fühlt es wohl — keine geringe Mühe, durch das vor ihm liegende geschichtliche Gebiet sich überall die breite Bahn zu brechen, deren ein Schüler Hegel's bedarf, um allen geschichtlichen Stoff so schnell als möglich fort und bey Seite zu schaffen, auf daß sodann hinlänglicher Raum für den reinen Gedanken bleibe. Dieser reine Gedanke aber, weil er immer nur unter denselben Formen und Redensarten, und zumeist mit eben so viel Pathos, als Selbstgefälligkeit und Anmassung wiederkehrt, erregt nachgerade eine so widrige Empfindung und so unsägliche Langweile, daß selbst die hausbackenste Prosa als eine noch anziehendere Lektüre erscheinen dürfte, als ein in solchem speculativ-pretentiösen Tone geschriebenes Buch.

Leider ist dieser pretentiöse Ton in der letzteren Zeit vielfach Mode geworden, und namentlich hat sich desselben die Hegel'sche Schule bey allen Gelegenheiten bestens zu bedienen gewußt, wo es galt, den außer dieser Schule Stehenden mit möglichster Geringschätzung zu bedeuten, auf welch' niedrigem Standpunkte sie sich sammt und sonders noch befinden, und wie ihre Stimmen auf dem wissenschaftlichen Gebiete im Grunde gar nicht zu zählen seyen. Alles übermüthige Erheben währt indeß nur kurze Frist, und so dürfte denn der Augenblick nicht mehr ferne seyn, ja vielleicht schon gekommen seyn, da man auch von jener Seite her einzusehen anfängt, wie Noth es thut, in eine besonnenere Richtung einzulenken, und eine bescheidenere und gemäßigtere Sprache zu führen.

Auch unseren Verf. sehen wir bereits halbwegs einlenken und möglichst nach dem Centrum der Hegel'schen Schule sich wenden. Wie begreiflich kann er aber auch hier für eine geschichtliche Arbeit, wie die seinige, unmöglich einen festen und sichern Boden gewinnen, und hat überdieß mit einem Stoffe zu kämpfen, dessen Behandlung die größte Reife

des Urtheils, die anhaltendste, ja ununterbrochene Beschäftigung mit dem gewählten Gegenstande nicht etwa nur durch etliche Jahre, sondern durch Decennien erheischt, wenn anders etwas wirklich Gediegenes zum Vorschein kommen soll. Freylich wissen wir wohl, daß heutzutage gar viele unserer jüngeren Gelehrten und Schriftsteller in einer Lage sich befinden, die ihnen zwischen Schreiben und Nichtschreiben, zwischen Druckenlassen und Nichtdruckenlassen weiter keine Wahl läßt. Und darum wäre es unbillig, wollte hier die Kritik nicht jede Nachsicht üben, die nur immer mit ihrer Aufgabe vereinbar ist, insbesondere aber da, wo sie im Ganzen einem ernsten wissenschaftlichen Streben und dem guten Willen, das Möglichste mit den vorhandenen Kräften und Hülfsmitteln zu leisten, begegnet.

(Fortsetzung folgt.)

Cours de l'histoire de la philosophie etc.

(Schluß.)

In diesen Vorlesungen, von der 15. bis zur 25. und letzten, wird zuvörderst die Biographie Locke's und eine Uebersicht seiner Werke gegeben, sodann aber dessen „Versuch über den menschlichen Verstand“ einer speciellen und ausführlichen Kritik unterworfen, und zwar zuerst im Allgemeinen, dann noch insbesondere nach den einzelnen Abtheilungen dieses Werkes.

In der letzten Vorlesung werden die drey gewichtigen Theorieen, denen man in dem „Versuche über den menschlichen Verstand“ begegnet, nach der Reihe geprüft, nämlich 1) die Lehre von der Freyheit, welche sich zum Fatalismus neigt, 2) die Lehre von der Natur der Seele, welche sich zum Materialismus neigt, und 3) die Lehre von der Existenz Gottes, welche sich fast ausschließlich nur auf äußere, der Sinnenwelt entlehnte Beweise stützt. Und hierauf folgt dann noch zum Schlusse eine gedrängte Recapitulation alles dessen, was in den vorangegangenen Vorlesungen über die Licht- und Schattenseite des Locke'schen Systems zur Sprache gebracht worden, und zwar in sieben Punkten, deren Inhalt im Wesentlichen folgender ist:

1) In Ansehung der Methode, heißt es daselbst, zeichne sich der „Versuch über den menschlichen Verstand“ dadurch aus, daß in demselben von der Psychologie als der Basis aller gesunden Philosophie ausgegangen werde. Locke fange mit dem Studium des Menschen, seiner Vermögen und der wahrnehmbaren Erscheinungen des Bewußtseyns an, und schließe sich dadurch der großen Cartesischen Bewegung und dem Geiste der neueren Philosophie an: dieß sey die gute Seite der Methode Locke's. Ihr Falsches liege darin, daß Locke, statt den Menschen, seine Vermögen und die Erscheinungen, die aus der Entwicklung dieser Vermögen hervorgehen, in dem Zustand und mit den Charakteren zu beobachten, welche diese Erscheinungen in ihrer unmittelbaren Gegenwart darbieten, in die dunkle und gefährliche Frage nach der ursprünglichen Beschaffenheit dieser Erscheinungen, nach den ersten Entwicklungen unserer Vermögen oder dem Ursprunge unserer Ideen sich vertiefe.

2) Durch diesen Fehler der Methode, daß nämlich die Frage nach dem Ursprunge unserer Ideen, die erst auf jene nach den in der Wirklichkeit gegebenen folgen sollte, vor der Zeit erörtert wird, ehe noch die Thatsachen, um deren Erklärung es sich handelt, hinreichend erkannt und gewürdiget sind, gerathe Locke in ein System, das den Ursprung aller Erkenntnisse und aller Ideen lediglich aus der Sensation und Reflexion herleitet.

3) Dazu komme noch, daß Locke nicht jedem dieser beyden ursprünglichen Vermögen einen gleichen Antheil an unserem Erkennen zugestehe, sondern daß er der Sensation einen größeren Spielraum einräume und sie bevorzuge.

4) Eben dadurch aber, daß Locke für diese Herleitung aller Ideen und Begriffe aus der Sensation und Reflexion, und zwar vorzugsweise aus der Sensation, Partey genommen, werde er zu einer Vermengung und Verwechslung

gewisser Ideen mit anderen genöthiget. So gebe es Ideen (wie z. B. die folgenden sieben: die Idee des Raumes, der Zeit, des Unendlichen, der persönlichen Einheit, der Substanz, der Ursache, des Guten und Bösen), welche erweislich in den menschlichen Verstand nicht durch die Pforte der Sensation, noch selbst auch der Reflexion gelangen können. Locke sey also gezwungen, um sie auf den menschlichen Verstand übertragen zu können, sie mit den Ideen von Körper, von Succession, von Endlichem oder der Zahl, von Bewußtseyn, von Collection der Eigenschaften, von Aufeinanderfolge der Erscheinungen, von Strafen und Belohnungen, von Vergnügen und Schmerz, zu verwechseln, die allerdings durch die Sensation, oder Reflexion erklärbar sind; d. h. er sey gezwungen, entweder die Antecedentien, oder die Consequenzen der Ideen des Raumes und der Zeit, des Unendlichen, der Substanz und Ursache, des Guten und Bösen, mit diesen Ideen selbst zu verwechseln.

5) Diese Verwechslung sey als der Hauptfehler zu betrachten, welcher sich durch die Philosophie Locke's hindurch ziehe; und dieser Fehler trete in seiner ganzen Blöße in der Theorie des Bewußtseyns und der Urtheilskraft hervor. Locke gründe das Bewußtseyn und die Urtheilskraft auf die Perception einer wechselseitigen Beziehung zweyer Begriffe, d. h. auf die Vergleichung; während doch in gar vielen Fällen die Beziehungen und das Erfassen einer Beziehung, weit entfernt, unsere Urtheile und Erkenntnisse zu begründen, im Gegentheile nur einzelne Funken von ursprünglichen Erkenntnissen und Urtheilen seyen, die auf Rechnung der eingebornen Kraft des Verstandes kommen, der, vermöge seiner eigenen Wirksamkeit, oft nur vermittelst eines einzigen Begriffes urtheile und erkenne, und folglich nicht erst der Vergleichung zweyer Begriffe bedürfe, um hierdurch zur Erkenntniß einer Beziehung zu gelangen.

6) Eine gleiche Bewandtniß habe es mit der Theorie der Sprache. Locke schreibe der Sprache Vieles und mit Recht zu; aber man dürfe nicht glauben, daß jeder Streit ein Wortstreit, jeder Irrthum rein nur ein verbaler, jeder allgemeine Begriff das bloße Erzeugniß der Sprache sey, und selbst eine Wissenschaft in nichts, als ihrem geschickten Gebrauche bestehe, bloß deßhalb, weil allerdings die Worte in unseren Streitigkeiten und Irrthümern eine große Rolle spielen, weil es keine allgemeinen Begriffe ohne Sprache giebt, und ein richtiger Gebrauch derselben die Bedingung oder vielmehr das natürliche Ergebniß einer wahren Wissenschaft ist.

7) In den Haupt- und Grundlehren endlich, durch welche — als ihre letzten Ergebnisse — alle Philosophieen sich selbst ihr Urtheil sprechen, nämlich in den Lehren über Gott, Seele und Freyheit, sehe man wohl, wie Locke den Willen mit dem Vermögen der Bewegung, oder, wie er sich ausdrückt, mit dem Vermögen, zu handeln, diese oder jene äußere Thätigkeit zu entwickeln, verwechsle, und die Freyheit in einem, in so ausgedehntem Sinne genommenen Willen, folglich da suche, wo sie nicht ist, und sie solcher Gestalt läugne und preisgebe, wie etwas ganz Zufälliges und Unwesentliches, während sie doch ein eigenthümlicher und wesentlicher Charakter des menschlichen Willens sey. Durch die Angewöhnung ferner, allenthalben nur den äußerlichsten, sichtbarsten und handgreiflichsten Standpunkt aufzusuchen, werde er in dem Gedanken bestärkt, daß die ihrer Natur nach unergründliche geistige Substanz sich füglich auf die materielle Substanz zurückführen lasse, und daß das Denken wohl nur ein Modus der Materie, ganz so wie die Ausdehnung sey. Endlich sehe man, wie er auch in der Theodicee dem Geiste seines Systemes fortwährend getreu bleibe, indem er sich hier mehr auf das Zeugniß der Sinne, als das des höheren Bewußtseyns berufe, mehr die Natur, als die Vernunft befrage, den Beweis a priori des Cartesius verwerfe, und nur den Beweis a posteriori zulasse.

Am Schlusse dieser seiner reassumirten Kritik bekennt Cousin, daß es hauptsächlich Reid's und Kant's Argumente seyen, die er derselben, wenn auch nicht mit ihren Worten, doch ihrem Inhalte und Sinne nach, zu Grunde gelegt. Denn die Sprache dieser Beyden sey eine der französischen Ausdrucksweise widerstrebende, und könne ohne einen besonderen Commentar nicht so leicht verstanden werden. Bis er selbst auf diese beyden Männer zu sprechen komme, verweise er einstweilen seine Zuhörer bezüglich Reid's und Stewart's auf die von deren Werken erschienenen Uebersetzungen *). Die schottische Philosophie werde sie auf die deutsche vorbereiten. Was nun aber noch übrige, und den Vorlesungen des nächsten Jahres (die jedoch, wie schon am Eingange erwähnt worden, in Folge der Unterbrechung durch die Ereignisse von 1830 nicht mehr zu Stande kamen) vorbehalten bleiben müsse, sey die Entwicklung der Consequenzen der Philosophie Locke's, d. h. aller derjenigen Systeme, welche diese reiche und fruchtbare sensualistische Schule, deren erstes Denkmal bereits enthüllet worden, im 18. Jahrhundert nach sich gezogen habe.

Ob und wie weit Cousin auch jetzt noch Alles unterschreiben möchte, was er damals im J. 1829 vom Katheder herab gesprochen — unter Einflüssen einer Zeit, da man sich mit gar manchen Illusionen noch trug, die eine spätere Erfahrung zu nichte machte, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Sicherlich aber ist auch bey ihm an die Stelle der einen und anderen sanguinischen Hoffnung inzwischen eine kühlere Betrachtung getreten, nachdem sich im Laufe der jüngsten Zeit mehr und mehr herausgestellt, wie weit wir noch von einem allgemein und wahrhaft befriedigenden Abschlusse auf dem Gebiete der Philosophie entfernt sind, und wie das negative Princip, in dessen ausschließlicher Herrschaft Cousin mit Recht den Charakter des 18. Jahrhunderts erblickt, auch in dem unsrigen noch lange nicht bewältigt, ja erst kürzlich wieder bis zu einer Spitze getrieben worden, wo die von Cousin vorgeschlagenen und gebrauchten Gegenmittel kaum mehr ausreichen dürften. Das Gefühl dieser Unerklecklichkeit scheint uns denn auch der eigentliche, innere Grund der erneuten heftigen Angriffe zu seyn, denen die französische Philosophie eben jetzt wieder von theologischer Seite her ausgesetzt ist. Ein negativer Geist der Zeit kann — dieß leuchtet ein — nur durch einen positiven in seine Schranken zurück gewiesen werden. Hiezu scheint nun allerdings ein bloß eklektischer Geist, wie der in Cousin's Philosophie, zu schwach. Dagegen aber ist das, was wir bis jetzt von positiver Philosophie besitzen, theils selbst noch in seiner ersten Entwicklung und Krisis begriffen, theils überhaupt noch nicht zur allgemeineren und vollständigen Kenntniß gelangt, und welche Kämpfe eine solche — schon wegen der unvermeidlichen Grenzstreitigkeiten zwischen Philosophie und Theologie — zu bestehen haben werde, deuten schon jetzt einzelne Erscheinungen an, und ist auch für die Zukunft unschwer vorauszusehen. Welches übrigens die weiteren Schicksale der Philosophie auch seyn mögen, immer wird Cousin's Ermahnung zu einem friedlichen und besonnenen Fortschritte an der Stelle seyn, und aus dem von ihm so nachdrücklich seinen Landsleuten empfohlenen Studium der Vergangenheit und aus einer weisen Verbindung der Methode der Analyse und Synthese nur Gutes und Heilsames erwachsen können.

H. Beckers.

*) Oeuvres complètes de Reid, avec les leçons de M. Royer Collard, par M. Jouffroy, 6 vol. — Esquisses de philosophie morale, de D. Stewart, trad. par M. Jouffroy; 1 vol. — Eléments de la philosophie de l'esprit humain, de D. Stewart, trad. par M. Prevost de Genève et par M. Farcy; 3 vol. — Essais philosophiques de D. Stewart, trad. par Huret; 1 vol. — Histoire abrégée de la philosophie moderne, de D. Stewart, trad. par M. Buchon; 3 vol. — Leçons de philosophie morale, de D. Stewart (développement des Esquisses) trad. par M. Simon; 2 vol. — Mélanges philosophiques de Makintosh, par le même; 1 vol.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Lehrbuch der Geschichte der Philosophie ꝛc.

(Fortsetzung.)

Und dieses Streben, dieser Wille läßt sich denn auch in dem vorliegenden Werke nicht verkennen, wenn man gleich mit dem Geist und Tone desselben und der Auffassung des Geschichtlichen, namentlich in der zweyten Abtheilung, nicht überall einverstanden seyn kann. Es bleibt immerhin, abgesehen von seiner eigenthümlichen Tendenz, ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte der Philosophie schon durch die fleißige Sammlung und Zusammenstellung eines reichen geschichtlichen und literarischen Materials, und ergänzet auf diese Weise den Tennemann'schen, von Am. Wendt überarbeiteten Grundriß der Geschichte der Philosophie in vieler Hinsicht, wie dieß auch (nach Vorrede zur ersten Abth.) in der Absicht des Verf. gelegen. Nicht minder ist zu loben, daß der Verf. bemüht war, so viel als thunlich die eigenen Worte der Philosophen, und zwar in selbst versuchter Uebersetzung, wieder zu geben. Denn wenn eine solche auch den Original-Text nicht überflüssig machen kann, und dieser, wo es von Gewicht ist, immer wieder selbst aufgesucht und verglichen werden muß, so dient erstere doch vielfach, wie der Verf. mit Recht bemerkt, — als die kürzeste und schärfste Interpretation, vorausgesetzt, daß der Uebersetzer sich der möglichsten Treue und Genauigkeit beflissen hat.

Was über die erste Abtheilnng, welche die Einleitung und Geschichte der griechischen Philosophie enthält, im Einzelnen zu erinnern ist, kann hier wohl füglich aus anderen und früheren Anzeigen und Beurtheilungen dieses Theiles, da derselbe schon 1838 an's Licht getreten, als bekannt vorausgesetzt werden.

Ueber die zweyte Abtheilung welche die Geschichte der Philosophie des Mittelalters behandelt, wollen wir aber jetzt den Verf. selbst sprechen lassen. Schon die erste Seite seines Vorworts, das hauptsächlich gegen die Junghegelianer gerichtet ist, wird in dem ruhigeren Leser eine Stimmung erwecken, der wir nicht erst Worte zu leihen haben.

„Es hat sich ereignet, daß die Hegel'sche Philosophie ein Bollwerk geworden ist für ihre verachtetsten Gegner. Diese, die einst am erbittertsten gegen jene kämpften, kleiden sich gegenwärtig in ihre Livree und rühmen sich, in ihrem Dienste große Thaten des Geistes zu vollbringen. Der fade Liberalismus, d. h. der Aerger, an der Schöpfung der Gegenwart aus geistiger Impotenz nicht Theil nehmen zu können, der flache Rationalismus, d. h. der Groll gegen das den geistig Blinden nicht wahrnehmbare Ewige, die abgeschmackte Kritik, d. h. die Gefühllosigkeit für die Schönheit der Idee in jeder ihrer Gestaltungen — dieses Triumvirat mit ihrem flatternden Paniere des gesunden Menschenverstandes trug noch vor Kurzem Kantische Uniform, bis diese endlich durchaus abgeschabt geworden und im Windmühlflügelkampf gegen die Mächte des Weltlebens zerlumpt war. Da ist das Kantische Lederkoller in den Schmutz geworfen und die Löwenhaut der Hegel'schen Philosophie umgethan worden. Unter dieser sollen nun alle Schwächen und Blößen vor den Augen der Welt verborgen seyn, und sind es auch wirklich eine Zeit lang, bis die Menge, welcher diese Rhapsoden der Willkühr predigen, endlich das Eselsohr hervorragen sieht un-

ter der Löwenhaut und ihnen diese unter Hohngelächter wieder zum schäbigen Lederkoller kahl gerbt."

Es sey übrigens, fügt der Verf. im weiteren Verlaufe hinzu, nicht zu verwundern und nicht zu beklagen, daß die Hegel'sche Philosophie von ihrer aristokratischen Höhe habe heruntersteigen müssen, daß die Demagogen sie von ihrem Throne reißen, und ihre Schätze an alles Volk vertheilen. Noch jede Philosophie habe dieses Schicksal gehabt. Aber werde jene deßhalb auch nicht besser begriffen, als vorher, so habe sie doch nun einen gut gedüngten Boden gefunden, in dessen Unmittelbarkeit sie nunmehr als fruchtbarer Keim einer Zukunft der Wissenschaft und des Weltlebens ruhe, welcher eines Tages sich mächtig entfalten werde. Die Blüthe der Hegel'schen Philosophie sey abgefallen, ihre Frucht gereift und gleichfalls in den Schmutz herunter gefallen, aber nicht um hier verloren zu gehen, sondern um neue Wurzeln zu schlagen, neuen Keim, Blüthe und Frucht zu treiben.

Der Verf. will also die wahre Hegel'sche Lehre von der falschen, durch ihren Mißbrauch und durch unstatthafte Popularisirung entstandene unterschieden wissen, und fährt in der Apologie der ersteren in folgender Weise fort:

„Die Einkleidung des flachen, im Widerspruch sitzenbleibenden Verstandesräsonnements in die Form Hegel'scher Philosophie hat für den Augenblick die nachtheilige Folge, daß die Wissenschaft bey außer der Philosophie stehenden, aber in der Unmittelbarkeit des Lebens an der Gestaltung der Zeit thätigen und zu dieser Thätigkeit innerlich und äußerlich berufenen und darum ehrenwerthen Männern in den Verdacht kommt, als sey sie die Ursache aller jener Seichtigkeiten und Thorheiten, welche unter ihrem Namen zu Tage gefördert werden. Dieß ist der Grund, weßwegen man bey Gelegenheit ernst wissenschaftlicher Productionen jenem falschen Treiben entgegentreten, die Gemeinschaft mit demselben von sich ablehnen muß. Innerhalb der Wissenschaft selbst hat dieses anfängliche Denken längst seine Erledigung gefunden. Wenn z. B. die Ansicht angedeutet, ja wohl auch direct ausgesprochen worden, als müsse es in der Welt dahin kommen, daß die Religion durch die Philosophie übrig gemacht und ersetzt werde, so ist es ein längst abgemachtes Bewußtseyn der Wissenschaft von sich selbst, daß sie, die Erscheinung des sich zu sich selbst vermittelnden Geistes, niemals an die Stelle des unmittelbaren Daseyns des Geistes, in welchem sich der Geist in der Religion besitzt, treten könne, so wenig wie ein Wissen über den Blutumlauf im Menschen an die Stelle des Gefäßsystems zu treten vermag. So hat man ferner die ewige Persönlichkeit Gottes und des Menschen mit Autorität der Hegel'schen Philosophie geläugnet, während gerade der große Fortschritt der Philosophie durch Hegel darin besteht, daß der Geist über den Schein der Nothwendigkeit zum Bewußtseyn der Freyheit, d. h. Selbstbestimmung, d. h. ewigen Persönlichkeit sich erhebt. Solche thörichte Meynungen sind nun nicht allein als Frucht der Philosophie ausgegeben, sondern auch von Männern, welche sich wissenschaftlicher Bildung rühmen, ernstlich dafür angenommen und benutzt worden, die Philosophie anzufeinden und zu verketzern."

Ein vergeblicher Versuch wäre es, den Verf. zu einer anderen Ansicht und Ueberzeugung bezüglich dessen, was als letztes Resultat der Hegel'schen Philosophie zu betrachten ist, bringen zu wollen. Wenn wirklich der Glaube an einen persönlichen Gott und an eine persönliche Unsterblichkeit in dieser Philosophie seine speculative Begründung gefunden hätte oder überhaupt finden könnte, so wäre Hegel's System schon darum, weil es von allen bisherigen vielleicht das fertigste, consequenteste und in sich abgeschlossenste ist, auch allen anderen vorzuziehen, und die Arbeit des Nachdenkens über diese höchsten Interessen und Glaubensartikel der Menschheit hätte ganz und gar ihr Ende erreicht. Aber man müßte sich dabey billig über nichts mehr wundern, als daß es dem Begründer dieses Systems so wenig, ja eigentlich gar nicht darum zu thun war, dieses größten und unschätzbarsten aller Ergebnisse einer Philosophie sich irgendwo und irgendwie zu rühmen, oder desselben auch nur einmal ausdrücklich zu erwähnen. Oder sollte, was dem Gründer des Systems entgangen, erst hinterher durch seine Schüler entdeckt worden seyn, oder sollten diese erst jetzt haben finden und veröffentlichen können, was jener, so lange er lebte und lehrte, gleichsam als den innersten Kern und das Mysterium seiner Lehre, stets nur verborgen gehalten hätte? Wäre dieß der Fall, so wäre es in der That das erste Beyspiel, das ein Philosoph gerade mit denjenigen Resultaten seiner Lehre, die mit dem allgemeinen religiösen Glauben der Menschheit im vollsten Einklang stehen, zurückgehalten, und absichtlich

den Schein eines entgegen gesetzten Lehrens erregt hätte.

Doch kehren wir wieder zu dem Verf. zurück, und folgen wir seiner ferneren Erklärung gegen die Junghegelianer, welche nach ihm, ohne es zu wissen, mit den berührten Ansichten noch ganz im Mittelalter festsitzen. Dieses repräsentire den Standpunkt des Geistes, auf welchen eine Auflösung des Glaubens im Wissen für möglich und nothwendig erachtet worden, aber freylich nicht um den Glauben als überflüssig aufzuzeigen, da dieser als das Gebiet, auf welchem der Geist seine Erfahrungen über sich selbst zu machen habe, um nachher mit dem Verstande diese Erfahrungen zu begreifen, seinen unzweifelhaften Werth behalten. Die Geschichte der Philosophie des Mittelalters stelle die allmähliche Erhebung über diesen Standpunkt dar, wie der Geist durch sich selbst allmählig dazu gekommen sey, Glauben und Wissen dergestalt zu trennen, daß der Glaube nicht in Wissen überzugehen habe, um von seiner innern Wahrheit Zeugniß abzulegen, und daß das Wissen nicht um des Glaubens willen und für ihn, sondern um seiner selbstwillen und für sich selbst sich zu construiren habe. Diese Erkenntniß sey die Frucht, welche wir im Mittelalter von der unscheinbaren Knospe bis zur Blüthe und bis zum Zerfall der Blüthe in sich selbst gedeihen sehen, während die Philosophie der neuen Zeit diese Frucht entwickelt und zur Reife gebracht habe.

Was die historische Entwicklung der Scholastik anbelangt, so meynt der Verf., daß es bisher nicht gelungen sey, diese zu entdecken. In Hegel's Geschichte der Philosophie, wo man am meisten eine derartige Darstellung zu suchen berechtigt sey, seyen die Scholastiker fast ganz fallen gelassen, man finde nur Lückenbüßer, welche bey der Redaction besser ganz weggelassen worden wären. Werde doch selbst des tiefsinnigen, Hegel so nah verwandten Erigena nur mit einigen äußerlichen Notizen Erwähnung gethan. In dem vorliegenden Werke nun habe er, wie viele Fehler und Unvollkommenheiten dasselbe auch noch haben möge, (was bey einem durch seine Massenhaftigkeit so schwer zu bewältigenden Gegenstande wohl zu entschuldigen sey,) die historische Entwicklung der scholastischen Philosophie in's Licht gestellt. Dieß sey geschehen, indem er das, was wahrhaft philosophisch an den Scholastikern sey (das Bewußtseyn über Philosophie selbst und über den Gegensatz, welcher, Resultat der griechischen Philosophie, durch das Christenthum in der Unmittelbarkeit des Glaubens aufgehoben worden), hervorgehoben und nicht in den weitläufigen, sich vielfach wiederholenden theologischen Discussionen und in den Aeußerlichkeiten der Scholastik habe untergehen lassen.

Worin dieser Nachweis der Entwicklung der Scholastik von Seite des Verf. besteht, vernehmen wir S. 218:

„Der Widerspruch zwischen Welt der Wahrheit und Welt des Scheins, oder allgemeiner, zwischen Bewußtseyn und Gegenstand, ist von uns als Resultat der griechischen Philosophie erkannt worden. Wir haben ferner gesehen, wie im Christenthum dieser Widerspruch gesühnt war auf unmittelbare Weise. Diese Versöhnung ist das Wesen des Christenthums, so wie dasselbe aber zum Gegenstande wissenschaftlicher Betrachtung gemacht wurde, stellte sich an ihm selbst jener Widerspruch auf eine unbegreifliche Weise zur Versöhnung gebracht wieder dar. Die Scholastik hat das Christenthum in solcher Weise zum Gegenstande und hat damit die Aufgabe, den Widerspruch zur Erscheinung im Bewußtseyn zu bringen, indem sie sich an ihrem Gegenstand entwickelt. Diese Entwicklung ist dann näher die, daß die verschiedenen Seiten des Widerspruchs gleichzeitig in's Bewußtseyn treten, aber nach einander einseitig festgehalten werden, dieß aber nicht nach Willkühr, sondern so, daß die eine Einseitigkeit in die andere aus sich selbst, durch ihre consequente Durchführung ein- und überschlägt. Die Vermittlung des Widerspruchs bleibt den Scholastikern in der Religion, sie kommen mit aller Anstrengung nicht weiter, als bis zum allseitigen Bewußtseyn des Widerspruchs und bis zur Erkenntniß von der Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Lösung desselben, aber diese Lösung selbst prästiren sie nicht. Wie innerlich das Wesen der Scholastik der Widerspruch ist, so stellt sich dieß auch äußerlich in der Disputirsucht dar, durch welche die Scholastiker berüchtigt sind."

Hiernach werden in der Scholastik vier Abtheilungen oder Perioden unterschieden. In der ersten Abtheilung, von Erigena, dem Vater der Scholastik, bis Anselm von Canterbury, tritt der Gegensatz zwischen Gegenstand und Bewußtseyn noch nicht als Widerspruch hervor, und der Geist

befriedigt sich bey der Vermittlung, welche dieselben durch den Glauben gefunden; die Scholastik ist noch fast ganz in platonischer Vorstellungs- und Ausdrucksweise befangen; über die Philosophie hat man noch kein anderes Bewußtseyn, als daß sie dem menschlichen Verstande den Glauben expliciren solle. In der zweyten Abtheilung, vom ersten Auftauchen des Gegensatzes zwischen Realismus und Nominalismus bis auf Bekanntwerdung des gesammten Aristoteles, tritt jener Widerspruch zwischen Bewußtseyn und Gegenstand auf, und hat eine rationalistische Richtung der Scholastik zur Folge, durch welche es zu einem schwachen Bewußtseyn von der Möglichkeit der Selbstständigkeit der Philosophie kommt; aber der Nominalismus wird vom Realismus verdrängt, dessen Entwicklung die dritte Abtheilung darstellt, in welcher die Stiftung der Universitäten und die Bekanntschaft mit Aristoteles tiefgehenden Einfluß ausüben. Die Scholastik geht von dem einen Extrem, vom entschiedenen Realismus, Schritt für Schritt bis zum Nominalismus fort, in welchen sie in der vierten Abtheilung mit Occam überschlägt, damit aber auch nach vollständiger Herausarbeitung aller Seiten des Widerspruchs zwischen Bewußtseyn und Gegenstand sich vollkommen erschöpft und ihre Aufgabe erfüllt hat. So ist sie ganz äußerlich geworden und löst sich in dieser Aeußerlichkeit auf.

Mit Recht bemerkt der Verf. in einer Note hiezu, daß die scholastische Philosophie häufig auf das ungerechteste beurtheilt worden, theils weil protestantische Gelehrte den Haß gegen den Katholicismus auf sie übergetragen, theils weil man nur die Aeußerlichkeiten derselben in's Auge gefaßt habe. Auch berührt er S. 219 den Vorwurf, den man den Scholastikern wegen ihres barbarischen Lateins gemacht, und hält ihn zwar für gegründet, sieht jedoch darin nur einen Beweis von der Macht und Kühnheit des Geistes bey den Scholastikern, indem sie eine todte und noch dazu armselig steife und ungefüge Sprache, wie die lateinische, lebendig und gelenk zu machen vermocht haben, wobey sie freylich oft mit eben so viel Geschmacklosigkeit als frevelhafter Willkühr zu Werk gegangen, und in Folge dessen wahrhaft widerliche, gespenstige Verrenkungen und Verzerrungen dieser todten Sprache zum Vorschein gekommen seyen. *)

Was der Verf. S. 14 äußert, daß es in der Darstellung der Philosophie des Mittelalters schwer sey, überall zu unterscheiden, was philosophische Bedeutung habe, geben wir zu. Allerdings „wissen die Philosophen jener Zeit von keiner Grenze, wo die philosophische Untersuchung aufhört, und die religiöse Betrachtung beginnt, und man muß sich daher begnügen, zu zeigen, wie sie sich mit der Philosophie in der Religion orientirt, und wie sie dabey selbst zu einer immer vollkommneren Auffassung der Philosophie gelangten.“ Wenn aber auch „ein anderes Interesse das des Theologen und das des Philosophen ist,“ so dürfte es dennoch kaum gelingen, weder den einen, noch den andern ganz zu befriedigen, bevor jene Zeit mit ihren merkwürdigen philosophischen und theologischen Erscheinungen in ihrer Totalität zur lebendigeren und umfassenderen Anschauung gebracht ist.

*) Ein anderes und nach unserer Ansicht gegründeteres Urtheil fällt hierüber Krause (in seinen Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft. Göttingen 1829. S. 305): „Ein wesentliches Verdienst der scholastischen Philosophie ist die freyere Ausbildung der Kunstsprache der Wissenschaft, wodurch die lateinische Sprache zu dieser Absicht bereichert und umgebildet wurde, so daß aus dieser scholastischen Terminologie viele Tausende von Wörtern nicht nur in die Wissenschaftssprache unserer Zeit, sondern auch in die romanischen Volkssprachen und in die englische, und durch Uebersetzung auch in die deutsche Volkssprache übergegangen sind. In diesem sprachkunstlichem Streben war den Scholastikern Aristoteles vorangegangen, der mit ähnlicher Freyheit seine griechische Muttersprache behandelte, und vorzüglich dadurch seinen Lehrer Platon in der Kunst des wissenschaftlichen Vortrages weit übertraf. Daher sollte die Schulsprache der mittelalterlichen Philosophie nicht ein Gegenstand des Spottes, sondern des Studiums und der kritischen Sichtung seyn.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Zweyter Theil. Die Naturphilosophie. Hegels Vorlesungen, herausgegeben von Dr. Carl Ludwig Michelet. Berlin 1843.

Die Naturphilosophie ist nach der herrschenden Ansicht diejenige Wissenschaft, in welcher Hegel am wenigsten gethan habe, während er der eigentliche Urheber der Philosophie der Geschichte als der speculativen Wissenschaft der Entwicklung des allgemeinen Geistes sey. Wenn wir dagegen erwägen, daß der Urheber der deutschen Naturphilosophie durch seinen genialen Entwurf eines Systems der Natur und seine lichtvollen Ideen in dieser Sphäre Hegeln am meisten vorarbeitete, so läßt es sich erklären, daß des letztern Naturphilosophie einen entschiedenen Vorzug vor seiner Philosophie der Geschichte habe, wenn gleich nicht die erstere, sondern die Logik die Wissenschaft ist, durch welche er sich das größte Verdienst erworben hat. Wie wenig Hegels Philosophie der Geschichte dem Begriffe dieser Wissenschaft entspricht, erhellt schon daraus, daß er darin meistens nur erzählt (und zwar von dem chinesischen Volke, welches unter allen weltgeschichtlichen Nationen die Idee des Geistes am unvollkommensten realisirt, am meisten) und höchstens treffende Bemerkungen in seine Berichterstattung einstreut, eine wissenschaftliche Entwicklung der Bildungsgeschichte der Menschheit aber so wenig versucht, daß der Strom seiner Rede um so seichter wird, je höher die Stufen sind, in welchen der menschliche Geist in den Sphären der Religion, des Staates, der Kunst und der Wissenschaft seine Idee im Fortschritte der Weltgeschichte manifestirt und erfaßt.

Dagegen hat er in der Naturphilosophie den achtenswerthen Versuch gemacht, das System der Natur, welches Schelling sowohl durch intellectuelle Anschauung, d. h. durch die Entwicklung ihrer nur der Vernunft oder dem Geiste (intellectus, mens) erkennbaren Idee als durch vielseitige empirische Forschung zu construiren bestrebt war, durch die immanente Dialektik des Begriffes zu erkennen.

Da nun aber der allgemeine Begriff oder die logische Idee der allgemeinen Form oder Gesetzmäßigkeit aller Wirklichkeit und sogar aller besonderen Sphären des Geistes wie der Natur entspricht, so kann die eigenthümliche oder specifische Bestimmtheit der realen Gegenstände der Forschung z. B. eben der Natur, nicht nur logisch erkannt werden. Daher ist Hegels auf die Voraussetzung der Identität des Denkens und Seyns, diese petitio principii, begründete Erklärung: die logische Idee sey Schöpfer in der Natur und diese nichts anderes als die äußerlich erscheinende logische Idee, nur ein nothdürftiges Surrogat des wahrhaften bestimmten Begriffs der Natur. Eine Folge dieses logischen Idealismus und Formalismus, wornach die logische Idee Ein und Alles seyn soll, ist die Unstatthaftigkeit, daß Hegel die Idee sich schon innerhalb der Logik selbst zum Leben, dessen Proceß und Organisation er darinnen entwickelt, realisiren läßt, so daß die Naturphilosophie consequenterweise nur die Wiederholung oder höchstens die weitere Ausführung der Logik seyn könnte. Aber er bricht diese Consequenz ab, indem seine Naturphilosophie im Ganzen

eine andere Begriffsentwicklung darstellt, als seine angeblich objective Logik, so daß er in jener in einer der Logik entgegengesetzten Ordnung von dem Quantitativen zum Qualitativen übergeht. Dieses Verfahren sucht er zwar in der Encycl. S. 254 durch die Bemerkung zu rechtfertigen, daß „die Natur nicht wie das logische Seyn das absolut Erste und Unmittelbare, sondern wesentlich schon ein Vermitteltes, Aeußerlich- oder Andersseyn enthalte.“ Allein außerdem, daß das logische Seyn selbst nichts absolut Erstes oder Unmittelbares, sondern vielmehr durch die Abstraktion, deren letzter Rest es ist, vermittelt ist, so steht es doch der schon in der Logik nicht nur zum Leben der Natur realisirten, sondern selbst „zum absoluten Begriff“ vollendeten logischen Idee schlecht an, daß sie sich zum zweytenmale in die Natur entläßt, um in der Form des äußerlichen zufälligen Seyns zu erscheinen, dessen Sphären und Stufen sie nicht einmal adäquat zu realisiren vermag.

Statt nun diese Unzulänglichkeit des abstracten Denkens, die Natur systematisch zu entwickeln, zuzugeben, erklärt Hegel diesen Uebelstand aus der „Unmacht der Natur selbst (§. 250.), den Begriffsbestimmungen treu zu bleiben und ihnen gemäß ihre Gebilde zu bestimmen und zu erhalten.“ Da er nun aber die logische Idee als das Princip der Natur bezeichnet, so fällt die Regellosigkeit der letztern auf jene (die Idee) selbst zurück, deren eigene Schuld oder Unmacht es ist, daß sie sich in die Natur, oder (um das Kind beym rechten Namen zu nennen) in der Naturphilosophie Hegels nicht wahrer und reicher realisirt. Gesetzt aber, die Natur bliebe den abstracten Begriffsbestimmungen treu, was erführe man durch die Naturphilosophie, was man nicht aus der Hegelschen Logik zum voraus wüßte? Es ist mithin am Tage, daß sich die Natur rein logisch oder durch die analytische Entwicklung des abstracten Begriffs in ihrer specifischen concreten Bestimmtheit nicht erkennen läßt, und daß die Erklärung, wonach Hegel im III. Bd. der Logik S. 25 die Idee „zu der Stufe sich erheben läßt, von der aus sie Schöpferin der Natur wird,“ oder wonach er Encycl. §. 244. sie „sich entschließen läßt, das Moment ihrer Besonderheit oder ihres Andersseyns, als ihren Wiederschein, sich als Natur frey aus sich zu „entlassen,“ Metaphern sind, welche das die Wirklichkeit und Wahrheit begreifende Denken unbefriedigt lassen, indem das objectivirende Thun und die gegenständliche Manifestation des selbst bewußten freyen Urgeistes als Weltschöpfers auf die hypostasirte und personificirte logische Idee übertragen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Lehrbuch der Geschichte der Philosophie ꝛc.

(Schluß.)

Denn erst, wenn uns einmal das ganze Bild jener großen Persönlichkeiten, welche in das geistige Triebrad der damaligen Jahrhunderte so wirksam und energisch eingriffen, klar und lichtvoll vor Augen getreten, können wir hinterher zur rechten Unterscheidung und Auseinandersetzung der einzelnen Elemente ihres geistigen Lebens gelangen. Bis übrigens die große Frage, in wie weit überhaupt Religion und Philosophie in einander zu greifen haben, und welches die Grenzen für beyde seyen, — eine Frage, die gerade in der Gegenwart wieder von neuem zu lösen versucht wird — bis dieser Cardinalpunkt zur Entscheidung gekommen, hat man bey Behandlung dieses Theils der Geschichte der Philosophie ohnehin nur die Wahl zwischen völlig willkührlicher Bestimmung und Beobachtung jener Grenzen, oder der engsten Beschränkung auf das rein Logische und rein Metaphysische in den verschiedenen Systemen.

Wie der besondere Titel der ersten Abtheilung des vorliegenden Lehrbuches die Ueberschrift führt: Geschichte der griechischen Philosophie, so ist die zweyte noch ebenfalls besonders überschrieben als: Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Schon aus diesem unmittelbaren Anschlusse der Geschichte der Philosophie des Mittelalters an die der griechischen Philosophie ersieht man, daß der Verf. hier den Ausdruck „Mittelalter“ nicht in seinem eigentlichen engeren, sondern im weitesten Sinne nimmt. Er gebraucht ihn also im Grunde für „mittlere

Zeit," im Gegensatz zur alten und neuen Zeit, und hätte wohl am beßten gethan, sich gleich dieser einfachsten Unterscheidung zu bedienen. So aber kömmt er in die Verlegenheit, die Neuplatoniker zur Philosophie des Mittelalters ziehen und sich darüber natürlicher Weise besonders rechtfertigen zu müssen. Auch möchte es nicht wohl angehen, in dieser mittleren Zeit eben so, wie in der alten, dem Geschichtlichen ein Vorgeschichtliches vorauszuschicken. Wenigstens ist nicht klar, weßhalb die alexandrinische (jüdische und heidnische) Philosophie und die der Araber zum Vorgeschichtlichen gerechnet werden sollen, und dagegen das Geschichtliche erst mit dem Christenthume zu beginnen habe, unter welcher letzteren Rubrik sodann folgende Ueberschriften erscheinen: A. Kirchenväter. B. Allmähliger Untergang griechischer Bildung und Anfänge christlich germanischer Bildung. — C. Die Scholastiker (in vier Abtheilungen).

Der Grund, den der Verf. S. 11 ff. für diese Unterscheidung anführt, daß nämlich von einer Geschichte der Philosophie erst bey denjenigen Bestrebungen die Rede seyn könne, welche auf eine Vereinigung des Christenthums mit der Philosophie ausgehen, weil diese in einem streng historischen Zusammenhange stehen, wogegen die früheren Bestrebungen mehr oder weniger vereinzelt und außer Verbindung mit der sich bey den Scholastikern consequent durchführenden Arbeit des Geistes erscheinen, — dieser Grund leuchtet uns schon darum nicht ein, weil dadurch der Begriff des Geschichtlichen ganz willkührlich beschränkt, und auch der Zeit nach Späteres ausgeschlossen und zum Vorgeschichtlichen gerechnet werden müßte, sobald sich kein strenger Zusammenhang desselben mit Früherem ermitteln ließe, wie denn auch deßhalb wirklich der Verfasser in der Anmerk. S. 12 die späteren jüdischen und mohammedanischen Bestrebungen als nicht mehr zur historischen Zeit der Philosophie des Mittelalters gehörend bezeichnet.

Was die Neuplatoniker betrifft, „welche man bisher fast allgemein noch zur alten Philosophie gezogen," so ist der Verf. darum anderer Meynung, weil, wie er sagt, sich in ihnen schon auf das entschiedenste das Princip der Philosophie des Mittelalters ausspreche. Eine selbstständige Entwicklung der Philosophie habe in ihnen durchaus schon aufgehört; ein neues unphilosophisches Element sey hinzugekommen, welches ihnen wesentlich Inhalt gebe. Und aus denselben Gründen, weßhalb die Neuplatoniker zu der Geschichte der Philosophie des Mittelalters gezogen werden, wird dann auch die Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften von ihm abgesondert, und „die Zeit der ersten kräftigen Regungen des Strebens nach Gedankenfreyheit und des Wiederaufblühens der Wissenschaften in der Vorgeschichte der Geschichte der selbstständigen Philosophie neuerer Zeit" betrachtet.

So viel über Tendenz, Plan und Eintheilung des Ganzen. Eine Kritik, die in's Einzelne gienge, würde uns hier zu weit führen. Doch können wir nicht umhin, noch einer Stelle, gegen den Schluß des Vorwortes hin, zu erwähnen, woselbst der Verf. bemerkt, wie gleichgültig es ihm sey, was nun die lauten junghegelischen Schreyer zu einem Werke sagen werden, in welchem das Christenthum in seiner ursprünglichen historischen Gestalt und in seiner Erscheinung als Kirchenlehre nach seiner ganzen Würde und Selbstständigkeit anerkannt sey.

Eine solche Erklärung — von einem Bekenner der Hegel'schen Lehre — will allerdings viel sagen, und man wird uns daher schon erlauben, auch den speculativ-christlichen Standpunkt des Verf. noch in Kürze darzustellen. Seine Christologie ist in den beyden §§. 159 und 160, welche die Ueberschrift führen „das Christenthum" niedergelegt, und geht zunächst von der Betrachtung aus, daß, nachdem der Gegensatz als Geist und Materie ausgesprochen worden, es darauf ankomme, das Aufgehen des einen der entgegengesetzten in das andere zu begreifen, d. h. auf die Versöhnung des in sich und bey sich seyenden Geistes mit dem außer sich (von sich selbst entfremdeten) in einem anderen in der Materie daseyenden Geiste — auf die Versöhnung zwischen Gott und Mensch. Es komme darauf an: daß Gott Mensch, Mensch Gott werde. Diese Aufgabe sey von den nichtchristlichen Philosophen sämmtlich wohl erkannt und mit absichtlicher Vermeidung des Christenthums oder in Unkenntniß desselben im Elemente des Selbstbewußtseyns, also des ver-

mittelten Daseyns des menschlichen Geistes, zu lösen gestrebt worden. Die Unmöglichkeit dieser Art der Lösung liege in dem noch unüberwindlichen Widerspruche, daß der erkennende Geist (der Mensch) sich, um zu erkennen, nothwendig stets dem zu erkennenden Geiste (dem Gotte) als seinem Gegenstande gegenüber stellen müsse, daher es in der Erkenntniß zu keiner Identität beyder, zu keiner Versöhnung zwischen Gott und Menschen kommen zu können scheine. Daher schiebe Philon die Versöhnung in die unendliche Ferne seines Messias; daher setzen die Neuplatoniker jene Versöhnung über alles Denken und Erkennen. Im unmittelbaren geistigen Daseyn des Menschen sey aber jene Versöhnung, jenes in der Materie Beysichselbstseyn des Geistes enthalten; erst mit dem Verstande (dem sich vermittelnden Daseyn) komme die Differenz; also müsse der nach der Versöhnung strebende Mensch zu seiner eigenen Unmittelbarkeit zurückkehren, werden wie das Kind, allen Eigenwillen aufgeben gegen den Willen des Gottes, der in seiner eigenen Brust lebendig werde. Der unschuldige, im Frieden der unmittelbaren Einheit mit Gott selige Mensch in seinem natürlichen Daseyn sey das noch des Selbstbewußtseyns ermangelnde Kind: der Mensch, welcher diese Unmittelbarkeit mit der über alle Verstandesthätigkeit erhebenden Genialität oder (was dasselbe: durch die Gnade Gottes) zum klaren Selbstbewußtseyn erhebe, sey der Christ, welcher in Jesus von Nazareth prototypisch historisch existirt habe. Der vollendete Christ sey wahrer Gottmensch, in so ferne ja unter Gott zu aller Zeit der Geist verstanden worden sey, welcher, um sich als er selbst zu besitzen, keiner Vermittlung bedürfe. Das Christenthum sey ursprünglich kein der Verstandesdiscussion ausgesetzter Lehrbegriff, sondern die historische Existenz eines Gottmenschen, die dem Verstande stets unbegreifliche Thatsache eines Menschen, der den Geist nach seiner über allen Widerspruch zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit erhabenen, d. h. ewigen Selbstbestimmung, d. h. Freyheit, in sich wisse. Die Ausbreitung des Christenthums sey daher auch nicht durch verständige Ueberzeugung erfolgt, sondern durch die aus der hingebenden Liebe zu Jesus geborene sympathische Stimmung der Menschen. Wie der in die Nähe eines elektrischen Körpers gebrachte unelektrische Körper auch elektrisch werde, so habe sich das Christenthum ausgebreitet zu aller Zeit. Nicht die Lehre, daß Ein Gott sey, daß derselbe gewisse Eigenschaften besitze, daß der Mensch der Tugend nachstreben müsse u. s. w., überhaupt keine als Verstandessatz auszusprechende Lehre sey das Wesentliche am Christenthum, und nicht der Beyfall des Verstandes habe ihm Bekenner verschafft, sondern die Beseligung der Gläubigen, das Innewerden Gottes, das Gefühl der Versöhnung aller Widersprüche, welche der Verstand in's Bewußtseyn bringe. . . . Das Christenthum sey die Frucht, welche das Menschengeschlecht getragen. Was der Schöpfer desselben von Anbeginn in dieses hineingelegt, dieß, das Göttliche, sey als Menschliches zur Erscheinung gekommen: der Gott, welcher Mensch sey — Christus. Jesus von Nazareth sey kein zweyter klügerer Philon, kein Philosoph und auch kein genialer Dichter gewesen, sondern er sey der verklärte Adam, der wahrhaftige Gottmensch. Jesus sey aber auch der Erlöser des Menschengeschlechts; denn mit der Religion, dem Christenthum, dem Glauben an den Gottmenschen und der Liebe zu ihm gehe im endlichen Menschen eben die innere Gewißheit seiner Göttlichkeit auf, trotz allem Schein der Endlichkeit, den er als Schein wisse, und der so auch für sein Bewußtseyn alle Macht verliere.

Was von Seite der positiven Theologie über diese Entwicklung der Christus-Idee zu sagen ist, mag billig deren Vertretern überlassen bleiben, und wäre hier wohl auch nicht an seinem Orte; der bedächtigere Philosoph aber wird seine Verwunderung nicht unterdrücken können über die ungemeine Gefügigkeit der dialektischen Formen der Hegel'schen Schule, aus deren Model jetzt bald so viele verschiedene Christologien hervor gegangen seyn werden, als es einzelne Systemgestaltungen und Fractionen innerhalb dieser Schule giebt.

Beckers.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften ꝛc.

(Fortsetzung.)

Daraus folgt aber nicht, daß das System der Natur nicht aus ihrem erkannten Wesen und mithin aus ihrem bestimmten Begriffe in einer ihrer Ordnung entsprechenden Entwicklung deducirt werden könne und solle. Wenn nämlich nur die Erkenntniß sich eben so subjectiv als objectiv bewährt, welche sich in der Einheit des Wissens und Seyns realisirt, und mithin sowohl die allgemeine Dialektik des Denkens durch concrete Begriffsbestimmung und Vermittlung realisirt, als die innere wesentliche Entwicklung des Gegenstandes denkend wieder giebt oder reproducirt, so wird allerdings die Methode des anschauenden Denkens die Wahrheit der gegenständlichen Forschung seyn.

Wenn der begriffslose Empirismus theils nur beobachtet und beschreibt, theils, weil man doch nicht auf alles Denken verzichten kann, nach unkritisch gewählten Principien oder Denkbestimmungen eintheilt und erklärt oder urtheilt, so vertieft sich dagegen die geistvolle Naturforschung in die objective Harmonie des Universums oder sie denkt objectiv oder im Schauen. (So bezeichnete z. B. Heinroth in seiner Anthropologie Göthe'n als einen gegenständlichen Denker, der im Schauen denke, eine Erklärung, welche der letztere so wahr fand, daß er behauptete, *) sie characterisire seine Forschung am treffendsten.)

*) In den Gesprächen mit Eckermann.

Aber diese nur in der Objectivität vertiefte Forschung wird sich der Methode ihres gegenständlichen oder anschauenden Denkens nicht bewußt, um die reale Gesetzmäßigkeit des Seyns dialektisch zu begreifen und den objectiven Begriff mit innerer Nothwendigkeit zu concreter Erkenntniß zu realisiren. Aus diesem Mangel ist es zu erklären, daß die sogenannten Naturphilosophen z. B. ein Steffens, Oken, Schubert und Andere, so genial ihre Forschung ist, dennoch weder sich noch andern vollkommene Rechenschaft über die Methode ihres Erkennens geben, und daher neben den tiefsten Einsichten auch manche willkührliche Ansichten zeigen. Hegeln dagegen war es vorbehalten, nachdem sich die speculative Forschung in den vielseitigsten Formen ausgebildet hatte, den Begriff des lebendigen und geistigen Wissens zu erfassen. Je eifriger er aber bemüht war, die rein logische Form speculativ auszubilden, und je größer der Fortschritt ist, der dadurch begründet wurde, desto eher läßt es sich erklären, daß er es für den Triumph der Philosophie hielt, allen reellen Inhalt auf die abstract logische Form zu reduciren. Zwar ist nicht zu läugnen, daß durch die Entwicklung des objectiven Begriffes oder des bestimmten Denkens des Gegenstandes die Erfahrung in gewisser Weise und Beziehung anticipirt werden könne, ein ächter Triumph der Vernunfterkenntniß, welchen alle nicht bloß zufälligen, sondern wissenschaftlichen Erfindungen beweisen. So dachte z. B. Keppler die bekannten Gesetze der Planeten durch den Begriff der Potenzenverhältnisse und erst nachdem er sie durch den Gedanken anticipirt hatte, konnte er durch Beobachtung und Rechnung die empirische Probe der Wahr-

heit seines vernünftigen und mithin an sich wahren Gedankens machen, Leibnitz und Kant widerlegten den Atomismus, der selbst kein Resultat der bloßen Empirie, sondern der subjectiven Reflexion ist, durch den Begriff des Lebens oder der lebendigen nur durch den Proceß ihrer Kräfte existirenden Materie, eine vernünftige Hypothese, deren Wahrheit sich empirisch bestätigt, indem sich nur durch sie die Erscheinungen oder Vorgänge des allgemeinen Lebens wahrhaft erklären lassen, während die atomistische Physik nicht einmal die specifische Dichtigkeit der Körper viel weniger ihre qualitativen Daseyns-Formen und Veränderungen zu begreifen vermag, sondern durch die bloße Versetzung oder Vermischung der als unveränderlich vorausgesetzten Grundbestandtheile eben das unerklärt läßt, was zu erklären ist. Der Gedanke des eben so sehr in sich zurückkehrenden wie von sich ausgehenden animalen Organismus war die Voraussetzung der sinnreichen Versuche, wodurch Harvey diese begriffsmäßige Anschauung des Kreislaufes der Säfte empirisch nachwies, und Schultz hat in der neuesten Zeit das Verdienst, diesen Begriff selbst in Beziehung auf das vegetative Leben geltend gemacht und durch Versuche bestätigt zu haben.

Ob nun gleich Hegels Wirkung auf die Naturwissenschaft minder bedeutend ist, als auf andere Wissenschaften, so ist es doch eine unbestreitbare Thatsache, daß Schelling durch seine intellectuelle Anschauung im erwähnten Sinne empirische Entdeckungen der neuesten Zeit durch die Idee anticipirt hat, und aus seiner Schule hervorgegangene Forscher sind es, welche wie z. B. Oken, Döllinger, Carus u. A. durch das Princip der genetischen Entwicklung, der gesammten Erforschung des organischen Lebens eine neue Richtung und Gestaltung verliehen, und des Ersteren aus der Specification des Begriffes des Organismus sich ergebendes zoologisches System erweist sich in seinen allgemeinen Grundzügen als die natürliche Classification des Thierreiches.

Daß aber Hegel, so weit er das System der Natur aus dem reinen Denken durch die immanente Selbstbewegung des abstracten Begriffs zu deduciren versucht, eben nur subjective Bestimmungen producirt, und daß sich seine Naturphilosophie nur so weit bewährt, als sie durch ein objectives Erkennen die reellen Begriffe der Dinge entwickelt, davon wird unsere ganze Beurtheilung derselben den Beweis liefern.

In dieser Hinsicht verdient sogleich bemerkt zu werden, daß seine Naturphilosophie in empirischer Beziehung eben so sehr die bestimmte Gestaltung der Naturwissenschaft seiner Zeit zur Grundlage hat, wie sie die begriffliche Darstellung von Schellings Naturphilosophie ist, welcher in neuerer Zeit es für höchste Aufgabe der Realphilosophie erklärt, die Entwicklungsgeschichte der Natur und des Geistes wissenschaftlich zu reproduciren oder das von dem göttlichen Geiste gedachte und verwirklichte System der natürlichen und geistigen Schöpfung speculativ geschichtlich zu begreifen.

Prüfen wir vorerst Hegels Eintheilung der Natur, welche sich aus der Unterscheidung ihres Begriffes ergeben soll, so liegt ihr Schellings Voraussetzung, daß die gesammte Natur Ein Organismus sey, dessen besondere Momente oder Bildungsstufen die Dinge und Naturwesen bilden, zu Grunde, eine Voraussetzung, von welcher die Meynung, daß die letztern nichts als Produkte der elementaren Natur seyen, eine nothwendige Folge ist. In diesem Sinne sagt Hegel §. 251.: „die Natur ist an sich lebendiges Ganzes, die Bestimmung ihrer Idee durch ihren Stufengang ist näher diese, sich als das zu setzen, was sie an sich ist, oder was dasselbe ist, aus ihrer Unmittelbarkeit und Aeußerlichkeit, welche der Tod ist, in sich zu gehen um zunächst als Lebendiges zu seyn, aber ferner auch diese Bestimmtheit, in welcher sie nur Leben ist, aufzuheben und sich zur Existenz des Geistes hervor zu bringen, der die Wahrheit und der Endzweck der Natur und die wahre Wirklichkeit der Idee ist.“

Da nun die Idee der Natur als lebendigen Ganzen als ihr immanentes Wesen oder, wenn man lieber will, als ihre Seele in Hegels Sinne zu begreifen ist, so wäre der Geist, der in den selbstbewußten Subjecten existirt, das letzte Resultat des Stufenganges, in welchem die Natur als lebendiges Ganzes in sich geht und die selbst bewußte Existenz wäre nur die Vollendung dieses Insichgehens oder dieses idealistischen Fortschrittes der Natur.

Allein diese Erklärungsweise läßt sich auf dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft, auf welchem die zu Hegels Zeit vielfach angenommene generatio aquivoca immer entschiedener widerlegt wird, weder empirisch beweisen, noch folgt sie aus der Specification der Idee des Lebens. Denn ist diese Specification eine wirkliche oder wahrhafte, so werden durch die bestimmten Begriffe, in welche der allgemeine Begriff unterschieden wird, eben so viele eigenthümliche neue Principien und Sphären des Daseyns erkannt werden, welche sich eben so sehr von einander unterscheiden, oder sich entgegengesetzt sind, wie sie sich auf einander beziehen, und dadurch die Einheit des Ganzen vermitteln. Hat nicht Hegel selbst den quantitativen Gegensatz und selbst den Unterschied des bloßen Grades oder der bloßen Entwicklung als unzureichend zum Begreifen der wesentlichen oder specifischen (qualitativen) Bestimmtheit erwiesen, indem durch eine nur vielfachere oder höhere Entwicklung nichts wahrhaft Neues entsteht oder erklärbar ist, da vielmehr alles wahrhafte Werden oder Entstehen, wie Hegel bemerkt, ein Uebergehen vom Nichtseyn zum Daseyn oder positiv von dem was nur seyn kann, oder von der Möglichkeit zum Daseyn oder zur Wirklichkeit ist?

So nothwendig nun aus der allgemeinen Einheit der Natur folgt, daß die höheren Principien und Sphären durch die untergeordneten bedingt und vermittelt sind, so wesentlich ist die aus dem Princip der Specification und Individuation sich ergebende Einsicht, daß sie an sich neue Reiche oder neue Ordnungen der Schöpfung bilden, und daß die Existenzen, je individueller und subjectiver ihr Daseyn oder Leben sich gestaltet oder bestimmt, desto weniger aus ihren natürlichen Voraussetzungen oder Bedingungen und desto entschiedener aus ihren ewigen Wesenheiten oder ihren innern Principien zu begreifen sind, deren allgemeine absolute Ursache nur als das sich selbst und die Objectivität bestimmende und wissende Ursubject begriffen werden kann. Wenn daher schon die Principien der Selbstentwicklung oder des individuellen Lebens und der Selbstempfindung und der Selbstbewegung oder des subjectiven Lebens nicht als bloße Producte des allgemeinen elementaren Lebens, (das sie nur bedingt und vermittelt, nicht aber begründet und verursacht,) erklärt werden können, so kann noch unvergleichbar weniger das innere Wesen des an sich freyen seiner selbst bewußten Geistes als das Resultat und die Wahrheit der Natur begriffen werden. Vielmehr werden wir, nicht um die Consequenz abzubrechen, sondern um sie zu vollenden, die Leiblichkeit des Geistes als das Resultat und die Wahrheit der Schöpfung und Entwicklung der Natur zu begreifen haben, so fern der menschliche Leib die der Idee des Lebens adäquate Organisation darstellt und sich mithin zu den übrigen Organismen als ihr Ideal verhält. Aber als diese Wahrheit der äußern Natur ist der menschliche Leib nur Organ eines Geistes, welcher sein Wesen durch die Verwirklichung einer ideellen Welt manifestirt und erfaßt.

Prüfen wir nun die Hegel'sche Eintheilung der Natur *), so erscheint das Insichseyn, wodurch er den Begriff der physikalischen Sphäre zu bestimmen sucht, als eine Bezeichnung, welche erst die Sphäre des subjectiven Lebens characterisirt, da es nur ein anderer Ausdruck für die Selbstempfindung ist, zu der es in der Sphäre der Physik noch nicht kommt. Die Subjectivität aber, welche sich als ideelle Einheit selbst gefunden hat und für sich ist, ist als geistiges Princip nicht die sinnliche Seele, von wel-

*) Theils um einen Beweis seiner abstrusen Terminologie zu geben, theils um an seiner schwierigen Begriffsbestimmung nichts zu ändern, citiren wir seine eigenen Worte §. 252 S. 10: „Die Idee als Natur ist erstens in der Bestimmung des Auseinander, der unendlichen Vereinzelung, außerhalb welcher die Einheit der Form, diese daher als eine ideelle, nur an sich seyende, und daher nur gesuchte ist, die Materie und deren ideelles System, — Mechanik: zweytens in der Bestimmung der Besonderheit, so daß die Realität mit immanenter Formbestimmtheit und an ihr existirender Differenz gesetzt ist, ein Reflexionsverhältniß, dessen Insichseyn die natürliche Individualität ist, Physik: drittens in der Bestimmung der Subjectivität, in welcher die realen Unterschiede der Form eben so zur ideellen Einheit, die sich selbst gefunden und für sich ist, zurückgebracht sind, — Organik."

cher als dem Wesen des subjectiven natürlichen Lebens Hegel anderwärts vortrefflich bemerkt: sie sey „in den Leib versenkt," das heißt, sie habe sich nicht gefunden und existire nicht für sich oder „ihrer selbst bewußt." Diese für sich seyende Einheit setzt als an sich freye, vernünftige Seele den Leib zum bloßen Verwirklichungsmittel ihrer ideellen Verwirklichung zum Geiste herab, und deßhalb begründet ihr Begriff nicht bloß die höchste Sphäre der Naturphilosophie, sondern vielmehr das Princip der Psychologie des Menschen als selbstständiger Wissenschaft.

Zeigt sich in der allgemeinen Eintheilung von Hegels Naturphilosophie nicht die der Idee der Natur immanente, aus ihrer wesentlichen Specification sich ergebende Begriffsbestimmung ihrer Gebiete, so ist auch seine specielle Entwicklung ihrer Momente nicht wahrhaft und vollkommen wissenschaftlich. So fällt z. B. im ersten Abschnitte vor Allem die Inconsequenz auf, wornach Hegel den Raum, welcher als die Form des gleichgültigen Gewordenseyns oder des bloßen Außereinanderseyns der Zeit als der allgemeinen Form des Werdens vorausgesetzt, da doch diese dem Begriffe nach die Voraussetzung von jenem ist.

Dagegen ist es in der Natur der Sache begründet, daß er die Deduction der Materie dem Begriffe des Lichts vorangehen läßt, da jene selbst die Voraussetzung von diesem ist, durch welche sie idealisirt wird. Ist nämlich die Materie das in sich verschlossene Seyn, so wird das Princip oder der Proceß, durch welchen ihre Unterscheidung oder Individualisirung bedingt und die Entwicklung des individuellen und subjectiven Lebens vermittelt wird, allerdings idealisirend wirken, daher das Licht wohl als „die Identität der Materie" bezeichnet werden konnte. Der Subjectivität aber, welche als sensibles Individuum oder als ideale Einheit ihres Lebens in sich selbst Licht ist *), wird es in der Mannigfaltigkeit der Farben, zu welchen es sich in der Beziehung zur Körperwelt modificirt, das Universum offenbaren *).

Diese Bestimmung des Lichts scheint Hegels Lehre davon zu Grunde zu liegen, allein wenn eine eigentliche Theorie des Lichts zu den schwierigsten Problemen der Naturforschung gehört, so daß schon die ersten Grundlinien derselben der Nachsicht bedürfen, so wird sie durch eine Methode unmöglich, welche die Begriffsbestimmung zum Theil in baaren Widersprüchen versucht, durch welche die Einheit des Begriffs nicht vermittelt, sodern negirt wird. So ist es z. B. unmöglich, Hegels Bestimmung des Lichts §. 275 S. 129 und 130 als „erster qualificirter Materie und als der Reflexion in sich oder des Insichseyns, welches da ist gegen das Daseyn," mit einander und mit den Bestimmungen im nächsten §. S. 137, wornach es „als abstractes Selbst der Materie das absolut-leichte und als Materie" (eine absolut-leichte Materie ist dasselbe, was ein unschwerer Körper ist) „unendliches Außersichseyn" (das unmittelbare Gegentheil des Insichseyns) seyn soll, denkend zu vereinigen oder in der Einheit des Begriffs zusammenzudenken; man müßte denn Hegels S. 139 in einem Zusatze darüber ausgesprochene contradictio in adjecto „das Licht ist immaterielle Materie" (eine eben solche Unmöglichkeit, wie eine ungeistige Geistigkeit) für diese Einheit halten. Schon seine Definition des Lichts als allgemeines Selbst der Materie widerspricht seiner Erklärung: es sey als unendliches Außersichseyn nichts als Manifestiren, wornach es eben nur für Anderes, nicht aber für sich ist, welches Fürsichseyn eben das Wesen des Selbsts ist.

*) In dieser Beziehung sagt Hegel in der zweyten Ausgabe der Encycl. §. 350 S. 332: der Organismus des in sich seyenden Subjects behält in seinem Processe nach aussen die selbstische Sonne inwendig.

*) „Das Auge, sagt Göthe in dem Vorworte zu seiner Farbenlehre S. XXXVII, bildet sich am Lichte für's Licht, damit das innere Licht (die Sensibilität) dem äußeren entgegen trete."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften ꝛc.

(Fortsetzung.)

So scharfsinnig er endlich die Widersprüche und Mängel der Newton'schen Emanationslehre und der neuen Theorien über das Licht und die Farben nachweist, und so geistreich er bemüht ist, der Göthe'schen Farbenlehre ihr Recht zu vindiciren, so ist er doch auf die Vibrations- und Undulationstheorie, die schon zu seiner Zeit eine große Ausbildung erreicht hatte, nicht soweit eingegangen, um ihr die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Wahrhaft desultorisch ist endlich sein Urtheil über die Sternenwelt, worin er so wenig „Vernunft oder Gesetzmäßigkeit ahnt, als in einem Fliegenschwamm“ S. 92, und eigentlich barbarisch ist sein Zusatz: „dieser Lichtausschlag ist so wenig bewundernswürdig als einer am Menschen.“ Wenn er ganz richtig S. 154 Kepplers Gedanken: „die Anordnung des Sonnensystems nach den Gesetzen der musikalischen Harmonie zu fassen,“ gegen Laplace, der darin nur die Verirrung einer träumenden Einbildungskraft sah, durch die Bemerkung vertheidigt: „das Unvernünftige ist, den Gedanken der Zufälligkeit dabey zu Grunde zu legen und nicht den tiefen Glauben, daß Vernunft in diesem System ist, hochzuschätzen, ein Glaube, welcher der einzige Grund der glänzenden Entdeckungen dieses großen Mannes gewesen ist,“ so erscheint es als eine des Philosophen am wenigsten würdige Willkühr, daß er die schöpferische Manifestation der göttlichen und das Nachdenken der menschlichen Vernunft auf unser Sonnensystem beschränkt und meynt, wo ihm, so zu sagen, der Begriff ausgeht oder der Verstand stille steht, da höre die Welt auf, ein vernünftiges oder gesetzmäßiges Ganzes zu seyn. Durch diese Rohheit und Anmaßung verderbt er den Eindruck seines sinnreichen und der empirischen Astronomie nicht widersprechenden Versuchs, die Himmelskörper, nach Schellings Vorgange, wirklich als Momente und Entwicklungsstufen eines Systems zu begreifen, dessen „abstracte Individualisirungen:“ die Sterne die Voraussetzungen der Planeten als concreter Weltkörper bilden, von welchen die Erde als „individuelle Totalität“ der Einheitspunkt des kosmischen Ganzen sey; ein Versuch, gegen welchen die unbegründete Hypothese: die Fixsterne seyen mit ihren vermeyntlichen Planeten bloße Wiederholungen unseres Sonnensystemes, keine wissenschaftliche Instanz ist. Aber eine weitere Begründung und Ausbildung dieser mit der urchristlichen Lehre übereinstimmenden Weltanschauung, welche durch das Copernicanische System im Wesentlichen nicht aufgehoben wird, müßte auf die neuen astronomischen Beobachtungen genauer eingehen, als Hegel, dessen S. 154 mitgetheilte Aeußerung gegen den verdienstvollen Bode: „die doppelte Erfahrung, daß auf Kometen gute Weinjahre folgen, wie in den Jahren 1811 und 1819, sey eben so gut, ja besser als die über die Wiederkehr der Kometen,“ weder seinem Verstande noch Herzen Ehre machte *).

*) Hegel erwähnt S. 153: er habe durch diese Aeußerung jenen ehrwürdigen Astronomen zum Seuf-

In dem Abschnitte: die Physik der besondern Individualität, widerlegt Hegel den Versuch, die specifische Schwere durch erdichtete Atome und Poren zu erklären, zwar treffend *), aber er vergißt sich oder vielmehr den Begriff der Sache nicht wenig, wenn er eben daselbst behauptet: „Ein Beyspiel von existirendem Specificiren der Schwere ist die Erscheinung, daß ein auf seinem Unterstützungspunkte gleichgewichtig schwebender Eisenstab, wie er magnetisirt wird, sein Gleichgewicht verliert, und sich an dem einen Pole jetzt schwerer zeigt, als an dem andern. Hier wird der eine Theil so inficirt, daß er ohne sein Volumen zu verändern schwerer wird; die Materie, deren Masse nicht vermehrt worden, ist somit specifisch schwerer geworden.“ Was hier Hegel specificirende Schwere nennt, ist wohl nichts Anderes, als die Neigung des Nordpols der Magnetnadel oder eines magnetisirten Eisenstabes, welche (die Neigung oder Inclination) in seiner bestimmten Beziehung zum Magnetismus der Erde ihren Grund hat.

Ist die erwähnte Erklärung unwahr, so ist dagegen sein Versuch, in demselben Abschnitte §. 300, die Wärme aus dem Klange abzuleiten, höchst einseitig, da diese Wärmeerzeugung eben so secundär, wie particulär ist, wogegen er aus Schellings Erklärung der Wärme durch die Wechselwirkung des Lichts *) mit der Körperwelt die wesentliche allgemeine Entstehung der Wärme hätte ersehen können.

Dagegen erkennt er nach Schellings Vorgange im Magnetismus §. 314 die physikalische Verwirklichung des allgemeinen Gesetzes, „das Identische different und das Differente identisch zu setzen“ (die Einheit zu unterscheiden und das Unterschiedene zu einen) „in der Sphäre der materiellen Räumlichkeit“ (gleichnamige Pole stoßen sich ab und ungleichnamige ziehen sich an). Die Totalität des Magnetismus bezeichnet er auf folgende Weise §. 312: „der Magnetismus ist eine der Bestimmungen, die sich vornämlich darbieten mußten, als der Begriff sich in der bestimmten Natur vermuthete und die Idee einer Naturphilosophie faßte. Denn der Magnet stellt auf eine einfache naive Weise die Natur des Begriffes, und zwar in seiner entwickelten Form als Schluß (§. 181) dar. Die Pole sind die sinnlich existirenden Enden einer realen Linie (eines Stabes, oder auch in einem nach allen Dimensionen weiter ausgedehnten Körper): als Pole haben sie aber nicht die sinnliche mechanische Realität, sondern eine ideelle; sie sind schlechthin untrennbar. Der Indifferenzpunkt, in welchem sie ihre Substanz haben, ist die Einheit, in der sie als Bestimmungen des Begriffs sind, so daß sie Sinn und Existenz allein in dieser Einheit haben; und die Polarität ist die Beziehung nur solcher Momente.“

Allein es fragt sich, mit welchem Recht er den Magnetismus, dessen Thätigkeit wesentlich in der Dimension der Länge **) wirkt, oder, wie er sich S. 262 selbst ausdrückt „nur ein Lineares beseelt,“ als Princip und Proceß der Gestaltung bezeichnet, da doch erst der chemische Proceß, weil er nach allen räumlichen Dimensionen wirkt, die Körper auflöst oder zersetzt und combinirt oder bildet, daher nicht der erstere, sondern der letztere das Princip der individuellen Gestaltung oder der Kry-

---

zen gebracht, aber worüber mag er geseufzt haben?

*) „Die Sätze, welche die Physik bey ihrer Art die Dichtigkeit vorzustellen voraussetzt, sind: 1) daß eine gleiche Anzahl gleich großer materieller Theile gleich schwer ist; wobey 2) das Maaß der Anzahl der Theile das Quantum des Gewichts ist, aber 3) auch der Raum, so daß, was von gleichem Gewichtsquantum ist, auch gleichen Raum einnimmt; wenn daher 1) gleiche Gewichte doch in einem verschiedenen Volumen erscheinen, so wird durch Annahme der Poren die Gleichheit des Raums, der materiell erfüllt sey, erhalten. Die Erdichtung der Poren im vierten Satze wird nothwendig durch die drey ersten Sätze, die nicht auf Erfahrung beruhen, sondern nur auf den Satz der Verstandes-Identität gegründet, daher formelle, daher apriorische Erdichtungen sind, wie die Poren.“ S. 191.

*) In der zu wenig berücksichtigten zweyten Ausgabe der Ideen zu einer Philosophie der Natur.

**) Daher hat er nach einem Göthe'schen Versuche auf einen Körper, dessen Dimensionen nicht entschieden sind, z. B. einen Cubus keine Wirkung.

stallisation seyn wird. Statt nun die Electricität, welche als Flächenthätigkeit eben so sehr in der Dimension der Breite wie der Länge wirkt — als Uebergang vom Magnetismus zum Chemismus als durchdringenden Proceß abzuhandeln, schiebt Hegel nicht nur die Krystallographie, sondern selbst die Lehre von den Farben und den Eigenschaften des Geruchs und Geschmacks zwischen die Lehre vom Magnetismus und der Electricität ein, und stört dadurch die wesentliche, bestimmte Begriffsentwicklung dieser Processe nicht wenig. So sinnreich nun seine einzelnen Bestimmungen über den electrischen Proceß sind, so stimmt es doch weder mit dem Begriffe einer bestimmten Ordnung, noch mit der Erfahrung überein, wenn er die electrischen Gegensätze für schlechthin relativ nimmt, da doch schon die Lichtenberg'schen Versuche specifisch differente Resultate der Wirkung der positiven oder der negativen electrischen Thätigkeit beweisen, und seit Ritter immer bestimmtere Versuche, das electrische System der Körper, von denen sich zwey als äußerste Gegensätze eines gegen alle anderen nur positiven oder nur negativen Verhaltens erweisen, zu ordnen gemacht worden sind. Die weitere Aufgabe aber ist, die bestimmten electrischen Verhaltungsweisen der Körper aus ihrer eigenthümlichen Natur abzuleiten, wozu schon achtenswerthe Versuche gemacht worden sind, die Hegel zum Nachtheile seiner Entwicklung ignorirte.

Dagegen scheint er uns in Schellings Sinne, der den Galvanismus schon vor den interessanten Entdeckungen der neuesten Zeit als Einheit des magnetischen, electrischen und chemischen Processes bestimmt hatte *), mit Rücksicht auf Pohls Meisterwerk „der Proceß der galvanischen Kette“ im Ganzen wahrhaft begriffsgemäß entwickelt und die Meynung, welche darin nur Electricität sieht, factisch widerlegt zu haben. In der That geht selbst die empirische Physik zu der Einsicht fort, daß im Galvanismus das eine Mal die Form der Electricität festgehalten oder vorherrschend gemacht, das andere Mal die chemische Wirksamkeit verstärkt werden kann. So fern nun die Krystallisation als das letzte Product des chemischen Processes die Voraussetzung der Organisation ist, betrachtet Hegel den Chemismus mit Recht als die letzte Sphäre der Physik. Aber es folgt eben so sehr aus dem Begriffe der Organik, daß er die wesentlichen Momente derselben aus dem Princip des Organismus selbst abzuleiten versucht und deßhalb das Verfahren verwirft, wornach die subjectiven Thätigkeiten des beseelten Lebens, z. B. die Sensibilität durch den electrischen Proceß erklärt werden. Doch sind von diesen unstatthaften Erklärungsversuchen die begründeten Untersuchungen zu unterscheiden, in welchen Weisen das organische Leben die allgemeinen Naturprocesse und sogar den Mechanismus als accidentelle Momente seiner Einheit mit sich unterordne. Den Organismus selbst bezeichnet Hegel als die dem Begriffe entsprechende Realität, so zwar, „daß er die sich eben so sehr in ihre Momente unterscheidende, wie durch Aufhebung des Unterschieds in sich zurückgehende concrete Einheit und hiemit der unendliche, sich selbst anfachende und unterhaltende Proceß sey.“

Wie es nun eben so wohl dem Begriffe der Sache, wie der Erfahrung widerspricht, daß Hegel S. 422 „den chemischen Proceß durch den Untergang der Gestalt in den Organismus übergehen“ läßt, so ist die erwähnte Definition des letztern in so fern unzureichend, als sie das wesentliche Princip des organischen Lebens unberücksichtigt läßt. So wenig die unorganische Natur nichts weiter, als der nach seinen besondern Momenten äußerlich erscheinende logische Begriff ist, so wenig oder noch weniger ist der Organismus nichts weiter, als die vollständige Realität desselben. Vielmehr folgt es aus dem Wesen der Sache, daß die unorganische Natur als relativ selbstständiges Daseyn die gesetzmäßige Verwirklichung des allgemeinen Lebens darstellt, und als solche nur die Voraussetzung und Vermittlung des individuellen und subjectiven Naturlebens bildet, welche als Realisirungen eigenthümlicher, neuer Principien, die schon von Aristoteles als plastische und empfindende Seele von den allgemeinen Naturmächten unterschieden wurden, die besondern

*) Im zweyten Hefte des ersten Bandes der Zeitschrift für speculative Physik 1800. §. 58 u. 59. S. 76 — 79.

Sphären der organischen Natur begründen. Deßhalb und aus den früher erwähnten Gründen können wir nicht damit einverstanden seyn, daß Hegel von einem geologischen Organismus spricht und hiemit die Erde als ein organisches Wesen betrachtet, eine Unstatthaftigkeit, welche den oben widerlegten ungeheuern Irrthum zur Folge hat: die Thiere und selbst die Menschen seyen nur Parasiten oder nur Kinder dieses großen Organismus als ihrer allgemeinen Mutter. Dieser Irrthum muß um so mehr befremden, je weniger das Unvollkommne als der zureichende Grund des Vollkommnen sich begreifen läßt, und je bestimmter empirische Untersuchungen zeigen, daß mächtige Lagerungen von Steinen oder Erdschichten im eigentlichen Sinne nur residua, nur todte Ueberreste des organischen Lebens sind. Ein lebendiges Ganzes ist die Erde gewiß, und als solches, wie Hegel richtig sagt, das allgemeine System der individuellen Körper oder der Mineralien. Aber bezeichnet man sie einmal als Organismus, so liegt es nahe, mit Hegel S. 459 von „den Quellen der Erde als Lungen und Absonderungsgefässen für ihre Ausdünstung" zu reden, und eben daselbst „die Vulcane als ihre Leber" zu bezeichnen, Betrachtungsweisen, die weit willkührlicher sind, als die von andern Naturphilosophen, z. B. von Oken gebrauchten Analogieen.

Wenn dagegen ein Cuvier durch seine geologischen Untersuchungen zu der Einsicht kam, daß im Allgemeinen die Perioden der Schöpfung der Stufenordnung des Systems der Natur entsprechen, so ist diese wissenschaftliche Erfahrung für die Philosophie von desto größerem Interesse, als sie die der Vernunft wesentliche Ueberzeugung, daß die Geschichte der Natur wie die Geschichte des Geistes im Großen und Ganzen einen gesetzmäßigen Fortschritt darstelle, bestätigt. Behauptet Hegel S. 439, „das allgemeine Gesetz der Folge von Formationen ist zu erkennen, ohne daß man dazu der Form der Geschichte bedürfte," während er doch S. 434 selbst eingestehen muß, daß „die Erde eine Geschichte gehabt habe," so läßt er sehr unphilosophisch die begriffmäßige und geschichtliche Entwicklung der Natur aus einander fallen, so fern er diese nicht als Realisirung von jener begreift. Dessen unerachtet fehlt es auch in diesem Abschnitte nicht an tiefsinnigen, geistreichen Bemerkungen. Den Abschnitt: die vegetabilische Natur, begründet er §. 343, S. 470 durch folgende treffende Charakteristik: „Die Subjectivität, nach welcher das Organische als Einzelnes ist, entwickelt sich in einem objectiven Organismus, die Gestalt, als einen Leib, welcher sich in Theile gliedert, die von einander unterschieden sind. In der Pflanze, der nur erst unmittelbaren subjectiven Lebendigkeit, ist der objective Organismus und die Subjectivität desselben noch unmittelbar identisch; wodurch der Proceß der Gliederung und der Selbsterhaltung des vegetabilischen Subjects ein Außersichkommen und Zerfallen in mehr Individuen ist, für welche das Eine ganze Individuum mehr nur der Boden, als subjective Einheit von Gliedern ist; der Theil — die Knospe, der Zweig u. s. f. — ist auch die ganze Pflanze. Ferner ist deßwegen die Differenz der organischen Theile nur eine oberflächliche Metamorphose, und der eine kann leicht in die Function des andern übergehen." Wir bedauern, die weitere Begriffsbestimmung des vegetabilischen Organismus, die Hegel mit Beziehung auf das vortreffliche Werk von Schulz „die Natur der lebendigen Pflanze" versucht, nicht weiter verfolgen zu können, um noch Raum für eine gedrängte Charakteristik der folgenden Abschnitte zu gewinnen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften ꝛc.

(Schluß.)

Den Begriff der animalischen Natur bestimmt er dahin, „daß sie in der Wirklichkeit und Aeußerlichkeit der unmittelbaren Einzelheit eben so wesentlich in sich reflectirte Subjectivität sey.“ Die Wahrheit seiner Behauptung, das animalische Subject stelle den Begriff in seinen entwickelten und so in ihm nun existirenden Bestimmungen dar, beweist er in so fern und in so weit, als er die wesentlichen Verhaltungsweisen seines Lebens in folgender Weise durch die Momente der Begriffsbestimmung darlegt: „Das animalische Subject ist: a) sein einfaches, allgemeines Insichseyn in seiner Aeußerlichkeit, wodurch die wirkliche Bestimmtheit unmittelbar als Besonderheit in das Allgemeine aufgenommen und dieses in ihr ungetrennte Identität des Subjects mit sich selbst ist, — Sensibilität; b) Besonderheit als Reizbarkeit von Außen und aus dem aufnehmenden Subjecte kommende Rückwirkung dagegen nach Außen, — Irritabilität; c) die Einheit dieser Momente, die negative Rückkehr zu sich selbst aus dem Verhältnisse der Aeußerlichkeit und dadurch Erzeugung und Setzen seiner als eines Einzelnen, — Reproduction, die Realität und Grundlage der erstern Momente.“

Aber wenn er gleich hiedurch und durch die weitere Ausführung zeigt, daß sich der Lebensproceß in abstracto auf die Begriffsbestimmungen und deren Dialektik zurückführen läßt, so fehlt doch selbst in den allgemeinen Grundzügen seiner Theorie die wahrhafte Bestimmtheit. So folgt es z. B. aus dem Begriffe der Reproduction, daß sie als Erhaltungsproceß des Individuums nicht die Einheit der Sensibilität und Irritabilität ist, wofür sie Hegel ausgiebt, sondern vielmehr das reelle Verhältniß des Subjects zu sich selbst begründet, während von den beyden andern Hauptsystemen das erstere (in der Selbstempfindung und der gegenständlichen Empfindung und Wahrnehmung) das ideelle Verhalten des Subjects zu sich und zu der Objectivität, und das zweyte (in der willkührlichen Bewegung und Reaction) sein reelles Verhalten zu der letzteren vermittelt.

In der nähern Erklärung der Sensibilität sagt er wohl, „sie ist unendlich bestimmbare Receptivität, welche in ihrer Bestimmtheit nicht ein Manchfaltiges und Aeußerliches wird, sondern schlechthin in sich reflectirt ist,“ und er bestimmt ihre Specification in die Unterschiede der besondern Sinne, deren Verhältniß zu den äußeren Naturprocessen er im Wesentlichen nach Oken entwickelt.

Aber in der bestimmten Erklärung der Sinnes- und Hirnthätigkeit, wodurch das lebendige Subject die äußeren Erscheinungen und Vorgänge verinnerlicht oder inne wird, ist er viel weiter zurück, als die geistvolleren Physiologen seines Jahrhunderts z. B. ein Purkinje, Burdach, Carus und Andere. In der Beurtheilung seiner Anthropologie werden wir zeigen, daß in dieser Sphäre seine Versicherun-

gen, den absoluten Begriff als die Wahrheit aller Wirklichkeit erwiesen zu haben, noch weniger Probe hält, als in der Naturphilosophie, indem er z. B. von der specifischen, den bestimmten Formen der geistigen Thätigkeit entsprechenden Organisation des menschlichen Gehirns und von der Art und Weise, in welcher sich die Seele ihre Selbstbestimmung durch jenes vollkommenste Organ ihrer Wirksamkeit vermittelt, so viel wie nichts zu sagen weiß; während z. B. die erwähnten Forscher doch jedenfalls höchst sinnreiche Versuche, dieses räthselhafte Problem zu erforschen, gemacht haben. Nichts desto weniger hat Hegel auch im Gebiete der Physiologie unvergleichlich mehr geleistet, als ihm seine Gegner zugestehen, und die ihm eben nicht schwer nachzuweisenden Mängel und Irrthümer können nur als Instanzen gegen die Meynung, er habe nicht nur einen wichtigen Beytrag zum denkenden Erkennen des Lebens gegeben, sondern die Naturphilosophie vollendet, geltend gemacht werden. Um nicht allzu weitläufig zu werden, können wir auf seine Entwicklung der organischen Processe nicht weiter eingehen. Nur in der Kürze ist noch hervorzuheben, daß Hegel seine Unfähigkeit, ein wissenschaftliches zoologisches System zu begründen, auf die eclatanteste Weise, um den Schein eines absoluten Wissens nicht zu verlieren, durch die schon erwähnte „Unmacht der Natur, den Begriffsbestimmungen wahrhaft zu entsprechen" S. 651 mit der Bemerkung zu verdecken sucht: „Die Unmittelbarkeit der Idee des Lebens macht es, daß der Begriff nicht als solcher im Leben existirt: sein Daseyn sich daher den vielfachen Bedingungen und Umständen der äußern Natur unterwirft, und in den ärmlichsten Formen erscheinen kann; die Fruchtbarkeit der Erde läßt Leben allenthalben, und auf alle Weisen ausschlagen. Die Thierwelt kann fast noch weniger, als die andern Sphären der Natur, ein in sich unabhängiges vernünftiges System von Organisation darstellen, an den Formen, die durch den Begriff bestimmt wären, festhalten, und sie gegen die Unvollkommenheit und Vermischung der Bedingungen vor Vermengung, Verkümmerung und Uebergängen bewahren. — Diese Schwäche des Begriffs in der Natur überhaupt unterwirft nicht nur die Bildung der Individuen äußerlichen Zufälligkeiten — das entwickelte Thier (und der Mensch am meisten) ist Monstrositäten ausgesetzt —, sondern auch die Gattungen ganz den Veränderungen des äußern allgemeinen Naturlebens, dessen Wechsel das Thier mit durchlebt (vergl. Anm. §. 392.), und damit nur ein Wechsel von Gesundheit und Krankheit ist. Die Umgebung der äußerlichen Zufälligkeit enthält fast nur Fremdartiges, sie übt eine fortdauernde Gewaltsamkeit und Drohung von Gefahren auf sein Gefühl aus, das ein unsicheres, angstvolles, unglückliches ist."

Diese Meynung bestreitet er zum Theil selbst in der Religionsphilosophie II. Bd. S. 460 in den Worten: „Man hat die Vorstellung, daß die Natur in sich so eine producirende Kraft ist (das heißt doch welche „„Leben allenthalben und auf alle Weise ausschlagen läßt""), die blind erzeuge, aus der die Vegetation hervorgehe; aus dieser trete dann das Animalische hervor und dann zuletzt der Mensch. Wenn nun aber so das Organische und der Mensch zufällig hinzukommt, so fragt es sich, ob er vorfinde, was ihm nothwendig ist oder nicht? Das Organische ist an ihm selbst das Zweckmäßige, es ist sich das Erste (oder vielmehr Wesentliche) das Unorganische hat nur den Schein des Seyns von ihm." So widerlegt sich Hegel in gewisser Beziehung selbst.

Und da nur die Unvernunft an der Vernünftigkeit oder der Gesetzmäßigkeit der Schöpfung im Einzelsten, wie im Allgemeinsten zweifelt, *) wäh-

*) Wie wahr sagt Plato sowohl in Beziehung auf die physische, als die moralische Weltordnung: „Halten wir die Gottheit nicht für schlechter, als sterbliche Bildner, welche, je trefflicher sie sind, ihre Werke durch eine und dieselbe Kunst im Kleinen wie im Großen um so vollendeter ausführen. Sollte nun die Gottheit, welche vermöge ihrer höchsten Weisheit auf das Geringe Rücksicht nehmen kann und will, es auf keine Weise berücksichtigen? Leg. p. 109. ed. Steph.

rend die erkennende Vernunft, was Göthe so schön von ächten Naturforschern und bestimmt von Keppler rühmt, „nur Gott und die Natur ehrt,“ *) so wird die dermalige Unfähigkeit das System der Natur und das Thierreich insbesondere vollständig zu begreifen, in der großen Unvollkommenheit ihren Grund haben, welche die Naturwissenschaft unserer Zeit mit allen übrigen Wissenschaften theilt.

Der Umstand, daß „die Natur,“ wie Hegel sich ausdrückt, „die wesentlichen Grenzen durch mittlere und schlechte Gebilde, oder durch Mißgeburten vermische,“ beweist nur, daß ihre Gesetzmäßigkeit nicht nur eine logische ist, aber die Einförmigkeit, wenn der Begriff (nach Encyclop. §. 164.) keinen andern Inhalt als sich selbst zu begreifen hätte, wäre eine Vernünftigkeit, die ihrer selbst überdrüssig würde, indem alle Naturforschung nur den Zweck haben kann, um in Hegels eigner Terminologie zu reden, „die Idee in ihrem Andersseyn“ zu erforschen. Deßhalb ist die Aufgabe in der Natur nicht nur die Idee an sich oder den logischen Begriff, sondern, um in Hegels Sinne zu reden, die im Leben der Natur anders erscheinende Idee in ihrer concreten Bestimmtheit zu erfassen.

Was aber die verkrüppelten Pflanzen und Thiere betrifft, so sind sie allzu schlechte Instanzen gegen „die Selbständigkeit und Würde der Begriffsbestimmung des organischen Lebens,“ die in einer Zeit, in welcher die Bildungshemmungen als bestimmte Abänderungen der normalen Gestaltung begriffen und aus dem Zurückgehaltenseyn auf niedrigen Lebensstufen erklärt werden, entschieden genug geltend gemacht wird. Noch entschiedener setzt die Erkenntniß „der Uebergänge“ oder vielmehr der Mittelglieder von einer Classe oder Ordnung zur andern die Bestimmung des specifischen Characters derselben voraus, welcher selbst in den Gattungen oder Arten in dem Grundtypus der Organisation sich so gleich bleibt, daß die organischen Aenderungen, welche die Thiere und in gewisser Weise selbst die Menschen z. B. durch verschiedene Klimate erfahren, nach dem Urtheile von Sachkennern unwesentlich sind.

Wird die Eintheilung des Pflanzen- und Thierreiches nicht nach einseitigen, untergeordneten Gesichtspunkten, auf welche sich Hegel §. 370. beschränkt, versucht, so ergiebt sie sich aus der Specification der Idee des vegetativen oder des beseelten Organismus, dessen Urtypus der menschliche Leib realisirt, so zwar, daß die Hauptsysteme und Organe die Principien der allgemeinen Classen und Ordnungen der organischen Natur bilden, welche eben so viele Entwicklungsstufen oder Bildungsformen des vegetativen und animalen Lebens darstellen. Durch diese physiologisch begründete Classificirung wird der Grund eines schon von Herder und Göthe geahnten, aber erst von Oken entworfenen, eben so begriffsmäßigen, wie natürlichen Systems gelegt, dessen vollständige Entwicklung aber, da die Natur das lebendige Werk und die äußere gegenständliche Offenbarung des in der scheinbaren Willkühr und Verworrenheit einen ewigen Weltplan realisirenden göttlichen Genius ist, die Aufgabe aller Zeiten seyn wird; daher die einzelnen Systematiker nur mehr oder weniger adäquate Versuche, die Ordnung dieses wundervollen Ganzen zu erkennen, aufzuweisen haben.

Um nun zum letzten Abschnitt der Hegel'schen Naturphilosophie überzugehen, so erwähnen wir seine treffende Definition der „Gesundheit als der Proportion des organischen Selbsts zu seinem Daseyn.“ Sie bestehe (oder realisire sich vielmehr) „im gleichmäßigen Verhältniß des Organischen zum Unorganischen, so daß nicht ein Unorganisches für den Organismus sey, welches er nicht überwinden könne.“ Demnach bestimmt er den Begriff der Krankheit als des Gegensatzes der Gesundheit dahin, daß sie eine Disproportion des organischen Seyns und seines Selbsts oder seiner Subjectivität sey. Die Ursache der Krankheit liege theils im Organismus selbst, theils in äußeren negativen Einwirkungen. Der Organismus „befinde sich im Zustande der Krankheit, in so fern eines seiner Systeme oder Organe im Conflict mit der unorganischen Potenz erregt sich für sich feststetze und in seiner besondern Thätigkeit gegen die Thätigkeit des Ganzen beharre,

*) Materialien zur Geschichte der Farbenlehre im Abschnitte über Kepplers Ansicht S. 217.

deſſen Flüſſigkeit oder vielmehr Einheit und durch alle Momente hindurch gehender Proceß hiemit gehemmt ſey."

Das Heilmittel errege den Organismus dazu (§. 373.), die beſondere Erregung, in der die formelle Thätigkeit des Ganzen fixirt ſey, aufzuheben und die Flüſſigkeit oder vielmehr Einheit des beſondern Organs oder Syſtems mit dem Ganzen herzuſtellen. Dieß beweist das Mittel dadurch, daß es ein negativer Reiz ſey, wodurch dem in der Krankheit ſich entfremdenden Organismus (S. 684) ein ihm äußerliches Fremde dargeboten werde, gegen welches er ſich zuſammennehmend und in Proceß tretend die mit ihm identiſch gewordene Beſchränktheit, in welcher er befangen war, bekämpfe und überwinde, wodurch er zum Selbſtgefühl oder zur ſubjectiven Einheit wieder mit ſich gelange."

So trefflich dieſe Begriffsbeſtimmung der Heilung im Ganzen iſt, ſo fragt es ſich doch, ob die Betrachtung der Arzneymittel als negativer Reize der einzige Geſichtspunkt der Heilung iſt, und ob es nicht einen weſentlichen Unterſchied macht, ob der Organismus durch die Reaction, in welcher er ein Mittel überwindet und ausſcheidet, oder durch ſeine Aſſimilation, in welcher er es in ſich verwandelt und ſich dadurch ergänzt, zur Einheit mit ſich ſelbſt und mithin zur Geſundheit gelangt. Aber jedenfalls iſt ſeine Meynung, es ſey eine wichtige Folge des Browinanismus, daß durch ihn die Anſicht des Partikulären und Specifiſchen, ſowohl der Krankheiten als der Mittel erweitert und in beyden vielmehr das Allgemeine, als das Weſentliche erkannt worden ſey, theoretiſch und practiſch gleich unwahr und unbefriedigend.

Denn wie das Denken nur durch das beſtimmte Begreifen zum wahrhaften und wirklichen Wiſſen wird, ſo daß die beſtimmte Unterſcheidung der Krankheiten und die Erkenntniß der ſpecifiſchen Wirkſamkeit der Mittel die weſentlichſte Bedingung einer wiſſenſchaftlichen Noſologie oder materia medica iſt, ſo wird derjenige Arzt am zweckmäßigſten und erfolgreichſten wirken, welcher in der Diagnoſe der Krankheiten und in der Wahl der Mittel am wenigſten auf allgemeine Geſichtspunkte beſchränkt iſt, und die beſondere Beſtimmtheit der erſteren am klarſten einſieht, um die ihnen entſprechendſten Mittel zu verordnen.

Iſt die Krankheit als phyſiſches Uebel relativer Widerſpruch des Organismus mit ſich ſelbſt, ſo iſt dagegen der Tod als abſoluter Widerſpruch ſeine Auflöſung. Die Nothwendigkeit des Todes erklärt Hegel theils aus der Unangemeſſenheit des natürlichen Individuums zu der Allgemeinheit oder dem Ganzen, deſſen einſeitiges particuläres Moment jenes iſt, theils aus der innern Negativität ſeines Lebensproceſſes ſo, daß es eben ſo ſehr an einem innern, wie äußern Schickſal zu Grunde geht, oder, wie Hegel ſagt, ſich eben ſo ſehr „aus ſich ſelbſt tödtet," wie im Conflict mit der Außenwelt negirt wird. Den Gedanken, daß die geiſtige Individualität oder die Perſönlichkeit die Freyheit und Univerſalität ihres ſelbſtbewußten Weſens durch eine unſterbliche Exiſtenz bewähre, hat er an einigen Punkten ſeiner Philoſophie entſchieden anticipirt. Aber aus den von ihm vorausgeſetzten wiewohl nicht bewieſenen Principien der abſoluten Negativität, der Unweſentlichkeit der Individualität überhaupt und endlich des abſoluten Diesſeits folgt, daß er den Untergang aller Individualität, die ihm als ſolche nur ſinnliche oder natürliche Beſtimmtheit iſt, im Zuſammenhange ſeines Syſtems als ein eben ſo gerechtes wie nothwendiges Schickſal betrachtet.

Fiſcher.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 59.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Academie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 19. August 1843.

1. Bericht des Herrn Academikers und Conservators Dr. Siber über die in Athen vom 1. November 1839 bis 30. Juni 1842 durch Herrn Prof. Bouris angestellten meteorologischen Beobachtungen.

Ich habe die Ehre, der verehrlichen Classe Bericht zu erstatten über die ersten meteorologischen Beobachtungen, welche in Athen von Hrn. G. K. Bouris, ord. Professor an der athenienfischen Universität, vom 1. November 1839 bis 30. Juni 1842 gemacht und mir von unserem verehrten Hrn. Classensecretäre mitgetheilt worden sind.

Die Beobachtungen umfassen a) den Luftdruck, b) die Temperatur, c) den Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre, wozu vom Julius 1840 auch noch d) die Beobachtungen der Reinheit des Himmels und e) der Witterung kommen.

Der Beobachtungsort war beynahe in der Mitte von Athen, der Kirche der heiligen Irene gegenüber über drey Treppen.

Die Beobachtungen wurden in der Regel des Tages dreymal, Morgens 8 Uhr, $12\frac{1}{2}$ Mittags, und Abends 5 Uhr gemacht.

Um der verehrlichen Classe ein beyläufiges Bild von den meteorologischen Verhältnissen Athens zu geben, habe ich eine Darstellung derselben im Jahre 1840, und für diejenigen Beobachtungen, welche erst mit 1. Julius 1840 begonnen worden sind, die Monate Julius bis December 1840, und die Monate Januar bis Juni 1841 gewählt.

a) Luftdruck.

Der Luftdruck wurde, wie Hr. Bouris in einem einleitenden Vorworte sagt, an einem Barometer beobachtet, dessen Scale nach deutschen Zollen (γερμανικοὶ δακτυλοι) und Linien eingetheilt ist, ohne anzugeben, welches deutsche Maaß darunter verstanden ist. Ob vielleicht rheinländisches, oder wie von einer Seite versichert wird, gar bayerisches, oder welches andere, konnte nicht ausgemittelt werden. Indessen mag dieses Maaß nun seyn, welches es wolle, so habe ich aus allen Maximis und Minimis jedes Monates das Mittel gesucht, und es ergab sich daraus für den

	Max.	Min.	Differenz.
Januar	28″ 2‴,7	27″ 8‴,4	6‴,3
Februar	„ 2,4	„ 7,4	7,0
März	„ 1,9	„ 6,0	7,9
April	„ 0,7	„ 5,7	7,0
May	„ 0,8	„ 9,1	3,7
Juni	„ 0,3	„ 10,1	2,3
Juli	27 11,5	„ 9,0	2,5
August	„ 11,7	„ 9,0	2,7
September	28 0,4	„ 9,2	3,2
October	„ 0,5	„ 5,4	7,1
November	„ 1,9	„ 5,6	8,3
December	„ 4,0	„ 9,8	6,2

Der höchste Barometerstand fiel auf den 28. December mit 28″ 4‴,5
der niederste auf den 13. November mit 27″ 0‴,0
Daher die jährliche Differenz 1″ 4‴,5
Das Mittel aus den drey täglichen Maximis ist 28″ 1‴,2
das Mittel aus den drey Minimis 27″ 7,9
Daraus ergiebt sich das beyläufige Mittel für 1840 27″ 10,5
oder 334‴,5

Waren unter den deutschen Zollen rheinländische gemeynt, so würden diese auf pariser reducirt = 323,187 und wären gar bayer'sche verstanden, so würde diese Barometerhöhe in paris. Linien = 309,5. Welche Höhe müsse Athen über dem Meeresspiegel haben? Und man versichert mich doch, daß von Euböa ebener Weg nach Athen führe.

b) Temperatur.

Die Temperatur wurde sowohl an einem Fahrenheit'schen als einem hunderttheiligen (Celsius'schen) Thermometer beobachtet, deren Angaben aber immer um einige Decimalen der hunderttheiligen Scale differiren.

Ich habe mich an die Centesimalscale gehalten, und nach derselben ergiebt sich das Mittel der Maxima und Minima aus den täglichen drey Beobachtungen für den

	Max.	Min.	Differenz.
Januar	18°,8	5°,4	13°,4
Februar	18, 1	5, 3	12, 8
März	18, 8	4, 9	13, 9
April	19, 4	9, 2	10, 2
May	28, 3	13, 1	15, 2
Juni	29, 1	20, 7	8, 4
Juli	35, 0	26, 3	8, 7
August	33, 8	25, 6	8, 2
September	30, 3	22, 9	7, 4
October	27, 9	13, 9	14, 0
November	24, 7	9, 6	15, 1
December	17, 2	4, 4	12, 8

Der höchste Thermometerstand fiel auf den 26. Juli Abends 5 Uhr mit 36°,9, der niedrigste auf 3. December Abends mit + 1°,6, also mit einer jährlichen Differenz von 35°,3.

Nie stand aber das Thermometer auf 0 oder unter 0, denn „in dem vortrefflichen Clima von Athen, sagt Hr. Bouris in seinem Vorworte, hat man selten Eis, und wenn es auch einige Male in der Nacht gefriert, so thaut es mit dem Aufgang der Sone wieder auf.“

Das Mittel aus den drey täglichen Maximis ist 25°,0
aus den drey täglichen Minimis 13°,48
und daraus das beyläufige Mittel für 1840 = 19°,24

c) Feuchtigkeit der Atmosphäre.

Ich muß gestehen, daß ich den Hygrometer, an welchem die Beobachtungen gemacht worden sind, nicht errathen kann. Hr. Bouris nennt ihn in seinem Vorworte ἐγχόρδον ὑρομέτρον, was nach den griechischen Wörterbüchern, die ich berathen habe, nichts heißen kann, als besaitetes (mit Saiten bezogenes) Thermometer. Ich glaube daher, das ὑρομέτρον sey ein Schreib- oder Druckfehler anstatt ὑγρομέτρον, und meyne, es sey hier von einem Darmsaitenhygrometer die Rede, um so mehr, als nach Hrn. Bouris Bericht das gebrauchte Instrument in 100 Theile getheilt ist. Auf jeden Fall wird dasselbe keineswegs den absoluten Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre angeben, sondern nur eine Vergleichung verschiedener Zustände zwischen 0 und 100 gestatten.

Nach den Beobachtungen müßte der Feuchtigkeitszustand der Luft in Athen und der Wechsel desselben sehr bedeutend seyn; denn (den Monat Juni mit 66 Maximum und 8 Minimum ausgenommen) ist kein Monat, in dem das Maximum nicht ein oder mehrere Male = 100 war, aber auch kein Monat, in dem das Minimum mehr als 4, häufig nicht mehr als 1 betragen hat. Die Größe des monatlichen Wechsels betrug (wieder den Juni mit 58 ausgenommen) nie weniger als 98.

Wenn wir aus der Summe aller mittleren Maxima und Minima des ganzen Jahres das Mittel suchen, so ergiebt der mittlere Feuchtigkeitszustand Athens = 50.

d) Reinheit des Himmels.

Wie gesagt, sind vom 27. Juni 1840 an diesen Beobachtungen auch die der Reinheit des Himmels und der Witterung beygefügt, welche mit 0, 1, 2, 3, 4 bezeichnet sind, so daß 0 in Beziehung auf den Himmel den ganz reinen wolkenfreyen Himmel, 1, 2, 3, 4 aber die Grade der Bewölkung bis zur vollkommenen Bedeckung anzeigt.

Da diese Beobachtungen erst im Juli 1840 begimen, so sind die Monate Januar bis Juni (inclus.) des Jahres 1841 hinzugesetzt worden, um so ein ganzes Jahr übersehen zu können.

Daraus ergiebt sich aber, daß, wenn die Bezeichnungen 0 und 1 für heiteren Himmel genommen werden, in Athen 1840

im Juli 84, August 59, September 62, October 33, November 41, December 29,

1841 Januar 39, Februar 33, März 62, April 26, May 61, Juni 44,

also 573 Male heiterer Himmel beobachtet wurde, während die Zahl der Beobachtungen eines mehr oder weniger bedeckten Himmel (2, 3, 4) 542 war, ein Resultat, welches den athenienſischen Himmel als sehr heiter darstellt, und dieß um so mehr, als in diesem Jahre Athen 138 Male, also ungefähr ein Drittheil des Jahres, den ganzen Tag hindurch heitern Himmel hatte.

Den heitersten Himmel gab übrigens (mit 26) der Monat Juli, und nach ihm (mit 18) der August und (mit 19) der September. Dagegen war der Himmel am wenigsten heiter im Februar, wo gar kein heiterer Tag vorkömmt, und nach ihm im December (mit 4) und im Januar (mit 5).

e) Die Witterung

betreffend ergiebt sich aus den vorliegenden Beobachtungen vom 1. Juli 1840 bis 30. Juni 1841 gute Witterung (0. 1) im Juli 44. August 48, September 52, October 45, November 43, December 46, Januar 53, Februar 57, März 51, April 68, May 67, Juni 36, in Summa das ganze Jahr hindurch 600mal. Den ganzen Tag anhaltendes gutes Wetter beoabachtete man 107mal, also weniger als die Hälfte des zwischen 2 und 4 liegenden schlechteren Wetters.

f) Winde.

Ueber den Gang der Winde liegt keine Beobachtung vor, weil, wie der Herr Beobachter sagt, die Localität und die bis jetzt zu Gebot stehenden Mittel keine Beobachtung möglich machen. Doch sind 10 Stürme angezeigt, von welchen 7 aus Süd, 3 aus NW. kamen.

g) Einzelne Meteore,

welche den monatlichen Beobachtungen beygeschrieben sind, beginnen erst mit dem März 1840 und geben vom Juli 1840 bis Juni 1841 Folgendes:

1) Die Zahl der in dieser Zeit ohne Gewitter gefallenen Regen ist 35, die Zahl der Gewitter 6. Am öftern regnete es im December und April (7mal in jedem Monat) aber kein Monat, den Juli ausgenommen, war ohne Regen.

2) Schnee fiel nur einmal (11. März Abends), schmolz aber sogleich wieder.

3) Eben so hagelte es nur einmal (25. März).

4) Erdbeben beobachtete man

a) am 9. März 11½ Uhr Abends. Demselben gieng ein schwacher Regen voraus, bald nach demselben erhob sich ein starker Wind. Der Barometer stand auf 27″ 5‴,5, der Thermometer zeigte 11°,9.

b) Am 21. April 5 Uhr 40 Minuten Nachmittas. Man bemerkte ungefähr 10 aufeinander folgende Schwingungen in der Richtung von West nach Ost. Während und nach demselben fiel Regen, und zeigte sich ein Regenbogen. Um 7 Uhr Abends stand der Barometer ungefähr wie am Mittag.

c) Am 22. April spürte man wieder ein schwaches Erdbeben.

d) Am 5. Juni bemerkte man mehr als 20 Erdstösse, welche in einzelnen Sekunden aufeinander folgten. In der Nacht darauf Regen mit Blitz und Donner.

5) Am 16. März hat man Abends eine Nebensonne, die wie die Sonne leuchtete, in gleicher Höhe mit ihr stand, und zwey Grade von ihr entfernt war, gesehen. Das Phänomen dauerte 15 Minuten.

6) Am 13. Juni 7 Uhr Abends will man ein anderes Meteor, welches eine leuchtende Linie in der Richtung von Nord nach Süd darstellte, bemerkt haben. Eben so am 15. und 17. desselben Monates.

Die verehrliche Classe sieht aus diesem Vortrag, daß die Beobachtungen, welche nun in Athen gemacht werden, Manches zu wünschen übrig lassen. Aber es ist erfreulich, die ersten Blüthen einer aufkeimenden Cultur auch von dieser Seite wahrnehmen zu können. Ich bin überzeugt, daß die verehrliche Classe dem wackern Hrn. Beobachter mit mir ausdauernden Eifer, und die nothwendige Unterstützung, um seine Beobachtungen immer mehr vervollkommnen und ausdehnen zu können, von Herzen wünsche.

3. Ueber die Einwirkung der schwefligen Säure auf Kupferoxyd-Salze von Herrn Academiker und Conservator Dr. Vogel.

Bey Anstellung meiner Versuche über das Reductions-Vermögen der schwefligen Säure auf einige Metalloxyde glaubte ich der sichern Meynung seyn zu dürfen, daß das schwefelsaure Kupferoxyd durch schweflige Säure zum Theil in Oxydulsalz verwandelt wird, ohne jedoch hierüber in neuerer Zeit directe Versuche angestellt zu haben; nur aus früher gemachten Beobachtungen schwebte mir diese Thatsache noch im Gedächtniß vor. Nun ist aber

im Laufe dieses Jahres von Berthier in einer Abhandlung die Meynung ausgesprochen worden, daß die Kupferoxydsalze in ihren Auflösungen weder in der Kälte, noch in der Wärme von der schwefligen Säure eine Reduction erleiden *), eine Autorität, welche mich veranlaßte, auf diesen Gegenstand noch einmal zurück zu kommen.

Ich war zu jenem Schluß einer theilweisen Reduction des Kupferoxyds dadurch verleitet worden, daß, wenn man eine Auflösung von schwefelsaurem oder salpetersaurem Kupfer unter Zusatz von schwefliger Säure schwach erwärmt, ohne die letzte ganz zu verflüchtigen, in den Auflösungen nun durch eine geringe Menge von kaustischem Kali nicht mehr blaue, sondern gelbe Niederschläge entstehen. Es wird freylich durch anhaltendes Erwärmen der schwefelsauren und salpetersauren Kupferoxyd-Auflösungen mit schwefliger Säure kein rothbrauner Niederschlag von Kupferoxydul gebildet, aber wohl nur aus dem Grunde, weil die Gegenwart der frey gewordenen Säure die Entstehung desselben nicht gestattet.

Um dieses muthmaßliche Hinderniß zu vermeiden, bediente ich mich eines Kupferoxydsalzes, wobey der angegebene Fall nicht zu befürchten war. Ich brachte nämlich frisch niedergeschlagenes schwach getrocknetes kohlensaures Kupferoxydhydrat mit schwefliger Säure zusammen, wodurch sich das grüne Pulver unter Aufbrausen schnell auflöste.

(Schluß folgt.)

*) Annales de chimie et de phys. Tom. VII. p. 80. 1813, übersetzt in Erdmanns Journal B. 29. S. 73.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 60.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Academie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 19. August 1843.

2. Ueber die Einwirkung der schwefligen Säure auf Kupferoxyd-Salze von Herrn Academiker und Conservator Dr. Vogel.

(Schluß.)

Bey schwachem Erwärmen der Flüssigkeit setzte sich ein großer Theil des Kupfers als braunrothes Oxydul zu Boden und in der Auflösung befand sich nur noch sehr wenig Kupfer. Diese Reduction des kohlensauren Kupferoxyds auf Oxydul geht auch vor sich, obgleich schwieriger, mit dem in der Natur vorkommenden kohlensauren Kupferoxydhydrat.

Wird nämlich das fein geriebene Kupferlasur von Chessy bey Lyon mit schwefliger Säure erwärmt, so löst es sich zum Theil auf unter Aufbrausen, und statt des angewendeten blauen Pulvers bleibt ein braunrothes Kupferoxydul zurück. Da nun in diesen beyden bezeichneten Fällen die Kohlensäure entwichen und kein großer Ueberschuß von schwefliger Säure angewendet war, so konnte das rothbraune Kupferoxydul unter diesen Umständen leicht abgeschieden und auch in diesem Zustand erhalten werden, indem sich die vom Kupferoxyd abgeschiedene Säure entwickelt und deßhalb auf das gebildete Oxydul keinen Einfluß mehr ausüben konnte. Eine Reduction des kohlensauren Kupferoxyds auf rothes Oxydul ist übrigens auch schon von Berthier wahrgenommen worden. Aus dem nämlichen Grunde entsteht durch Erwärmen des arsenikfauren und phosphorsauren Kupfers mit schwefliger Säure kein rothbrauner Niederschlag, weil die frey werdenden energischen Säuren von Arsenik und Phosphor die Bildung desselben nicht gestatten, es werden aber die Auflösungen des arsenikfauren und phosphorsauren Kupfers in schwefliger Säure durch kaustische Alkalien gelb gefällt. Berthier hat indessen das arsenikfaure und phosphorsaure Kupfer durch Kochen mit schwefligsaurem Ammoniak auf rothes Kupferoxydul zurück geführt, ein Salz, welches ich bey meinen Versuchen nicht in Anwendung gebracht habe. Erwärmt man hingegen arsenigtsaures Kupfer mit schwefliger Säure, so entsteht sogleich das rothbraune Kupferoxydul, welches hier von der frey gewordenen schwachen arsenigen Säure nicht aufgelöst wird. Daß die arsenige Säure selbst durch schweflige Säure keine Reduction erleidet, davon habe ich mich zu überzeugen Gelegenheit genommen.

In meiner früher mitgetheilten Abhandlung habe ich schon erwähnt, daß das essigsaure Kupfer in seiner Auflösung sehr leicht und schnell durch

schweflige Säure auf Kupferoxydul reducirt wird. Die bey dieser Zersetzung des Kupfersalzes frey werdende Essigsäure, welche sich beym Kochen auch zum Theil verflüchtigt, wirkt nicht sehr auflösend auf das sich gebildete Kupferoxydul.

Auch das ameisensaure Kupfer, welches man mit schwefliger Säure erwärmt, wird auf die Weise reducirt, daß sich rothbraunes Kupferoxydul aus der Auflösung absetzt. Eben so wird aus einer blauen Auflösung des Kupferoxyds in Ammoniak durch einen Zusatz von schwefliger Säure fast alles Oxyd als rothbraunes Oxydul mit etwas schwefliger Säure verbunden, abgeschieden.

Aus den angeführten Versuchen glaube ich schließen zu dürfen, daß alle Kupferoxydsalze durch schweflige Säure auf Oxydul zurück geführt werden, und daß sich das rothbraune Oxydul nur in den Fällen in Pulverform abscheidet, wenn das Oxyd nicht mit einer starken energischen Säure verbunden war.

3. Ueber das Verhältniß, nach welchem sich magnetische Störungen an verschiedenen Orten äußern. Von Herrn Acad. und Conservator Dr. Lamont.

Bey Vergleichung magnetischer Störungen bin ich kürzlich zu einem Resultate gelangt, welches mir so merkwürdig scheint, daß ich nicht unterlassen kann, es hier mit wenigen Worten zu erwähnen. Als ich den dritten Band der Kreil'schen Beobachtungen in Prag erhielt, stellte ich einige gleichzeitig in München und Prag beobachtete Störungen zusammen, und fand dabey die von mir nach früher verglichenen Beobachtungen ausgesprochene Ueberzeugung bestätiget, daß zwischen den magnetischen Variationen zweyer Orte nur eine allgemeine Aehnlichkeit nicht ein genauer Zusammenhang in der Weise bestehe, daß die Bewegungen an dem einen Orte zu den Bewegungen am andern in einem einfachen oder überhaupt in einem bestimmten Verhältnisse stünden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die magnetischen Bewegungen in ihrer Ausbreitung vielfach modificirt werden, und in dieser, wie in den meisten andern Beziehungen, mit den meteorologischen Phänomenen Aehnlichkeit haben. So wie aber bey meteorologischen Phänomenen, wenn man die Beobachtungen verschiedener Orte vergleicht, eine größere Uebereinstimmung in Bezug auf die Intensität als in Bezug auf den Verlauf sich zeigt, so vermuthete ich, daß dieß auch bey magnetischen Störungen der Fall seyn würde und ich stellte deßhalb die Intensität der Declinations-Störungen d. h. den Unterschied zwischen dem Maximum und Minimum einer jeden Störung, in so weit solche in Prag und München correspondirend beobachtet worden sind, neben einander, wie folgende Tabelle zeigt:

Zeit.			Größe der Störung		Verhältniß-Zahl.
			Prag	München.	
1840	August	19.	32,7	31,5	1,04
	Sept.	21.	29,9	27,3	1,09
	Nov.	14.	16,4	13,2	1,24
	Nov.	15.	23,8	21,2	1,12
	Decbr.	20.	19,4	16,3	1,19
	Decbr.	21.	28,8	26,1	1,10
1841	Jan.	31.	20,8	19,3	1,08
	Febr.	7.	55,3	50,7	1,09
	.	. .	47,3	41,1	1,14
	Febr.	9.	32,6	28,5	1,15
	März	22.	19,6	17,3	1,13
	July	24.	20,8	20,3	1,02

Die hier gegebenen Verhältnißzahlen drücken die Größe der störenden Kraft in Prag aus, wenn die Kraft in München = 1 gesetzt wird.

Man sieht, daß in Prag jede Störung der Declination größer ist als in München und zwar nähern sich die obigen Zahlen so sehr demselben Verhältnisse (die Verhältnißzahl wäre im Mittel für Prag = 1,11), daß man nothwendig voraussetzen muß, es sey eine constante Ursache vorhanden, welcher dieser Erfolg zuzuschreiben ist.

Das Vorhandenseyn eines *constanten Verhältnisses* zwischen der Größe der Kräfte, welche in München und Prag bey magnetischen Störungen wirksam sind, schien mir eine so wichtige Thatsache, daß ich sogleich anfieng bey den bisher an verschiedenen Punkten Europas aufgezeichneten Terminbeobachtungen alle außergewöhnlichen Bewegungen der Nadel herauszuheben, um zu untersuchen, ob ein ähnliches constantes Verhältniß auch sonst bestehe: ich erhielt auf solche Weise das überraschende Resultat, daß wenn eine magnetische Störung der Declination eintritt, sie sich *an allen Punkten Europas nach einem constanten Verhältnisse äußert*. Die folgende Zusammenstellung mag dazu dienen, dieses Gesetz für Mailand, Leipzig, Berlin und Göttingen nachzuweisen: man kann zugleich daraus ersehen, innerhalb welcher Grenzen die einzelnen Fälle mit dem Gesetze übereinstimmen.

Termin	Zeit (ungefähr)	Größe der Störung in Mailand	Verhältnißzahlen (Mailand = 1 gesetzt)		
			Leipzig	Berlin	Göttingen
1837 Jan.	8h 55′ — 9h 30	7,6	1,2	1,6	1,7
März	20 15 — 24 0	17,8	1,1	1,1	1,1
July	14 30 — 15 55	8,2	1,6	1,8	2,1
Aug.	9 25 — 10 0	7,5	1,6	2,0	2,3
Aug.	10 0 — 10 25	11,3	1,4	1,8	2,1
Sept.	12 35 — 14 15	11,3	1,4	1,6	1,8
Nov.	6 20 — 8 55	3,1	1,4	2,1	2,2
	8 55 — 10 40	4,9	1,5	1,9	1,7
	10 40 — 11 40	7,5	1,4	1,6	1,5
	11 40 — 13 35	5,9	1,4	1,5	1,8
	13 35 — 14 20	4,7	1,3	1,7	1,9
	14 20 — 15 50	4,5	1,5	2,0	2,1
1838 Nov.	6 30 — 8 30	9,6	1,4	1,6	1,7
1839 Febr.	12 20 — 13 55	17,9	1,2	1,3	1,6
	13 55 — 15 40	10,7	1,3	1,5	1,8
Aug.	10 45 — 11 5	11,8	1,4	1,8	1,9
	11 5 — 11 25	3,9	1,8	3,1	2,6
	18 40 — 20 10	13,7	1,2	1,4	1,5
1840 Aug.	10 25 — 12 10	22,9	1,4	1,7	2,0
	12 10 — 14 45	25,7	1,3	1,6	1,9
	14 45 — 17 20	28,3	1,2	1,4	1,7
1842 Febr.	12 55 — 13 35	11,3	1,1	1,4	1,8
	14 30 — 15 40	9,1	1,3	1,5	1,8
Aug.	11 5 — 12 55	9,9	1,6	2,1	2,5

In Beziehung auf die Abweichungen, welche in der vorhergehenden Tabelle sich zeigen, muß bemerkt werden, daß die Terminbeobachtungen überhaupt nicht besonders geeignet sind, das Gesetz der Störungen darzustellen, weil an den Termintagen fast niemals größere Oscillationen vorgekommen sind,

und bey kleinen Bewegungen die Fehler der Instrumente eben so wie die etwa stattfindenden geringern Abweichungen von dem Gesetze selbst, sehr bedeutenden Einfluß auf die Verhältnißzahl haben.

Folgende Tabelle giebt für diejenigen Orte, von welchen eine größere Anzahl von Beobachtungen vorhanden sind, die Verhältnißzahlen und das Gewicht derselben (welches der Summe der beobachteten Störungs-Intensitäten proportional ist) an, zugleich habe ich die geographische Breite beygefügt.

Ort	geogr. Breite.	Verhältnisse der störenden Kraft	Gewicht
Mailand	45°28′	1,00	1,0
Kremsmünster	48 21	1,09	0,5
München	48 8	1,10	—
Krakau	50 3	1,21	0,5
Prag	50 5	1,22	0,5
Brüssel	50 51	1,32	0,5
Leipzig	51 20	1,34	1,0
Marburg	50 48	1,38	1,0
Greenwich	51 28	1,48	0,2
Berlin	52 31	1,52	1,0
Breslau	51 6	1,57	1,0
Breda	51 35	1,60	0,9
Göttingen	51 32	1,83	1,0
Upsala	59 51	1,86	1,0
Dublin	53 23	2,07	0,2
Kopenhagen	55 40	2,21	0,7
Stockholm	59 20	2,38	0,2

Wir sehen hier wieder eine merkwürdige Thatsache, nämlich eine allmählige Zunahme der Störungsgrößen mit der geographischen Breite und zwar eine so regelmäßige Zunahme, daß man zwischen beyden Größen leicht ein einfaches Verhältniß herstellen könnte. Die einzige erhebliche Ausnahme ist Upsala. Man könnte vermuthen, daß im hohen Norden wie bey allen magnetischen Verhältnissen auch in Beziehung auf die Störungen weniger Regelmäßigkeit statt finde: ehe indessen hierüber mit einiger Sicherheit entschieden werden kann, wäre es nöthig vorerst festzusetzen, wie viel von Lokalverhältnissen, und wie viel von den Fehlern der Instrumente abhängt. Daß Einflüsse dieser Art sehr beträchtlich oft einwirken müssen, scheint aus den Terminbeobachtungen selbst hervorzugehen, wo man bisweilen, während sonst auf der ganzen Linie von Süden nach Norden ein sehr regelmässiges Verhältniß sich zeigt, bey einem einzelnen Orte eine beträchtliche Abweichung findet; was kaum der bloßen Wirkung einer sonst auf so große Räume sich ausdehnenden Kraft, wie die magnetische, zugeschrieben werden kann.

Bey den vorhergehenden Zusammenstellungen ist auf die Verschiedenheit der Horizontal-Intensität an den einzelnen Punkten keine Rücksicht genommen; überhaupt lag es nicht in meiner Absicht auf theoretische Untersuchungen einzugehen, wozu die bisherigen Data ganz unzureichend sind, sondern nur auf die Wichtigkeit der Störungsbeobachtungen aufmerksam zu machen, und diesen Gegenstand insbesonders sorgfältiger Beachtung an magnetischen Observatorien zu empfehlen.

Außerdem berichtete Herr Conservator Dr. Lamont über ein von ihm angewendetes Prismen-Mikrometer mit der Bemerkung, daß er auf die Leistungen dieser Vorrichtung bey anderer Gelegenheit zurückkommen werde. — Herr Academiker Dr. v. Kobell zeigte einige von Hrn. Prof. Böttger in Frankfurt verfertigte und zur Einsichtnahme der Classe mitgetheilte Lichtbilder vor, deren eines mit Gold, das andere mit Kupfer galvanisch fixirt, das dritte nach einer neuen, noch nicht veröffentlichten Methode colorirt ist. Die Classe nahm unter Anerkennung der vortrefflichen Ausführung dieser Lichtbilder dankbar Kenntniß von denselben und der Art ihrer Herstellung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Fragmens philosophiques par le Marquis Gustave de Cavour. Turin. Imprimerie d'Alexandre Fontana. 1841. (gr. 8. 395 S.).

Des Motto's auf dem Titelblatte dieser Schrift: Tout sort de la pensée, et l'histoire du monde n'est que l'histoire de son développement — könnte sich etwa auch ein Autor aus der Hegel'schen Schule füglich bedienen. Im Sinne dieser Schule ist es aber hier nicht zu nehmen; denn der Verf. gehört weder zu dieser, noch irgend einer anderen deutschen oder französischen Schule, sondern derselbe bekennt sich zu der Lehre des italienischen Philosophen Abbé Rosmini-Serbati, dem auch die vorliegenden Fragmens als témoignage de haute estime et d'inaltérable amitié dedicirt sind. Da diese Lehre in Deutschland noch wenig bekannt ist, und sich durch eine Eigenthümlichkeit und zum Theil Originalität auszeichnet, die ohne näheres Eingehen auf die ihr zu Grunde liegenden Ideen und deren Entwicklung nicht wohl klar zu machen ist, so wird eine etwas weitläufigere Besprechung der vorliegenden Schrift nach ihren zwey bemerkenswerthesten Seiten hin — der Metaphysik des Abbé Rosmini und der darauf gegründeten Philosophie des Christenthums — von selbst ihre Entschuldigung finden.

Es ist übrigens nicht das erstemal, daß der Verfasser für den ebengenannten, von ihm über alles hochgeschätzten Philosophen in die Schranken tritt; vielmehr hat derselbe schon früher in mehreren Abhandlungen, welche in der Bibliothèque universelle de Genève *) erschienen sind, die Werke Rosmini's ausführlich besprochen, und den Werth und die Bedeutung des von demselben entwickelten Systemes hervorzuheben gesucht. Wir können hierüber auf den Bericht verweisen, der in dem ersten Jahrgange unsers „Repertoriums der in- und ausländischen Literatur der gesammten Philosophie" (Heft II. S. 46 ff.) damals erstattet worden. **) Die erste dieser Abhandlungen, von denen dort Mittheilung geschehen, bezieht sich auf das Werk Rosmini's: Nuovo saggio sull' origine delle idee (Milano 1836); die zweyte trägt die Ueberschrift: De l'état actuel de la philosophie morale. — Philosophie de la Morale par A. Rosmini (Filosofia della Morale. Milano 1837.).

Aus diesen früheren Arbeiten scheint nach und nach die gegenwärtige Schrift hervorgegangen zu seyn. Obgleich indeß die einzelnen Bestandtheile derselben, wie in dem Vorworte bemerkt wird, unter der Form von Fragmenten dem Publikum hier geboten werden, sind sie dennoch der Reihe nach unter dem Einflusse eines einzigen Gedankens geschrieben und als Theile eines und desselben philo-

---

*) Sept. 1837. — Mars et Juin. 1838.

**) Auch in den historisch-politischen Blättern von Phillips und Görres (1843. XI. Bd. 8. Heft. S. 471 — 79) ist kürzlichst, unter der Aufschrift „die Philosophie und die Philosophen Italiens in der Vergangenheit und Gegenwart (der Redaction mitgetheilt von einem Italiener)," eine kurze Darstellung des Inhalts der verschiedenen Schriften Rosmini's gegeben worden.

sophischen Systemes aufgefaßt worden. Die Schwierigkeit aber, das so weite Gebiet der Speculation in seiner ganzen Ausdehnung zu umfassen, hat den Verfasser bestimmt, in abgesonderten, einzelnen Untersuchungen die gewichtigsten Punkte in's Auge zu fassen, ohne sich damit die Verbindlichkeit aufzulegen, sie unter sich zu einem harmonisch geordneten Ganzen zu verbinden und in einem solchen ihre letzte Begründung zu versuchen. Denn, bescheidet sich der Vers., eine vollständige Lösung des großen Problems, das in der Ergründung und bestimmten Nachweisung der wirklichen Quellen des Glaubens und Fürwahrhaltens der Menschheit besteht, sich vorzusetzen, und die ganze bisherige Geschichte dieser Frage darzustellen und zu zeigen, wie die Bestrebungen der verschiedenen philosophischen Schulen ihre Lösung vorbereitet und immer näher gebracht haben, — einer solchen Aufgabe könne sich nur ein Schriftsteller gewachsen fühlen, dessen Kräfte in völlig entsprechendem Verhältnisse zu seinen Wünschen stehen. Durchdrungen jedoch von dem Gefühle seiner Unmacht, einem so großen Werke gegenüber, begnüge er sich damit, dem Publikum nur die Früchte seines Nachdenkens über dieses weite Feld darzubieten, ohne dadurch entmuthigt zu werden, daß er sich in der unvermeidlichen Lage befinde, in der Reihenfolge seiner Beweisführungen zahlreiche Lücken zu lassen, und viele wichtige Fragen kaum obenhin zu berühren. Indem er auf so schwierige und umfassende Probleme die Aufmerksamkeit der nicht sehr zahlreichen Freunde der rein speculativen Wissenschaften lenke, und es ihm dabey vor Allem darum zu thun gewesen, mit sich selbst in's Reine zu kommen, habe er gedacht, daß gegenwärtige Fragmente durch die Grundidee, aus welcher sie geflossen, zur Genüge in ein einheitliches Ganzes verflochten werden. Dieser vorläufigen Erklärung müsse er aber noch eine Bemerkung über den Sinn eines Ausdruckes beyfügen, dessen er sich in dieser Schrift sehr häufig bedient habe. Wenn er nämlich in derselben von dem Bedürfniß einer transscendenten Philosophie spreche, so wolle er durch diesen Ausdruck nicht ausschließlich die Lehre Kant's bezeichnen, auf welche gewisse Schriftsteller dieses Epitheton gewöhnlich allein anzuwenden scheinen. Denn ob er gleich die ganze Größe des Geistes dieses tiefen Denkers anerkenne, so werde er doch niemals zugestehen können, daß demselben die vollständige und definitive Lösung des Problems von dem Ursprunge der menschlichen Erkenntnisse gelungen sey. Seine Lehre erscheine ihm vielmehr in mehreren Hauptpunkten als höchst mangelhaft; aber dennoch halte er es für gut, in der Wissenschaft an den Ausdrücken „transscendente Principien und transscendente Fragen," die durch ihn mehr, als durch irgend einen Anderen, in Gebrauch gekommen, als ganz besonders bezeichnenden, fortan festzuhalten. Nur müsse man diesen Worten ihren wahren und eigentlichen Sinn wieder geben. Im Lateinischen heiße eben transscendere das, was der Franzose mit dépasser bezeichne, und demnach sey alles dasjenige transscendent zu nennen, was über die Erfahrung hinausgeht, oder auch schlechtweg ihr vorangeht; sey es nun ein Princip, das die Erfahrung überhaupt erst möglich macht, oder sey es eine Formel, welche, die Erfahrung überschreitend, in ihrer Anwendung nicht bloß die wirkliche Welt, sondern auch noch die unendliche Welt der idealen Möglichkeiten umfaßt. Er werde also diese Ausdrücke in einem von jenem sehr verschiedenen Sinne gebrauchen, auf den sie Kant habe einschränken wollen. Transscendent werde er nicht dasjenige nennen, was die Grenzen unserer Erkenntniß überschreitet, sondern lediglich das, was zwar die Grenzen unserer Erfahrung überschreitet, was wir aber oft nichts desto weniger kraft eines höheren Principes gesetzmäßig erfassen können. Zugleich dürfe er sich dazu Glück wünschen, daß dieses Wort durch seinen häufigen Gebrauch allen fremdartigen und technischen Klang verloren habe, und dadurch seine Einführung in die gewöhnliche Sprache erleichtert werde. In der That scheine die Anwendung dieses oft so bequemen, zuweilen unentbehrlichen Ausdruckes für die Zukunft in die gemeinsame Sprache aller Philosophen übergehen zu sollen, und nicht mehr zur Charakterisirung einer besonderen Schule dienen zu können, die ihn zwar in Gebrauch gebracht, aber doch nicht zu ihrem ausschließlichen Eigenthume habe machen können.

An der Spitze dieser Fragmente steht eine Abhandlung mit der Ueberschrift: Sur la marche et

le caractère général des sciences philosophiques. Der Verfasser spricht darin zuvörderst von dem Zwecke und der hohen Bedeutung der Philosophie, sodann von der philosophischen Methode, und endlich von den vornehmsten Ergebnissen der Philosophie der Geschichte in ihrer Anwendung auf die letzten Jahrhunderte. Hierauf folgen unter dem Titel: sur l'histoire de la philosophie moderne einzelne Betrachtungen und Untersuchungen über Descartes, Locke, Laplace, Bentham, die schottische Schule, Kant, die Nachfolger Kant's und den französischen Eklekticismus. Den Schluß dieses historischen Theiles der Fragmente bildet eine Esquisse de la doctrine métaphysique de l'Abbé Rosmini, woran sich sodann noch reihen ein Essai sur la nature du principe moral und Fragmens sur la philosophie du Christianisme. Sowohl mit der ersteren, wie auch mit der letzteren dieser Abhandlungen werden wir uns nachher noch insbesondere zu beschäftigen haben. Was aber den Inhalt des Versuches über die Natur des moralischen Principes betrifft, so werden darin nach einander besprochen: der Unterschied zwischen den moralischen Begriffen und dem moralischen Geiste, der Ursprung der Begriffe von Pflicht und Tugend, der Begriff der wahren Tugend, die Natur des moralischen Principes, die Unterscheidung und das wechselseitige Verhältniß von Moralität und Freyheit, das moralische Princip in seinen verschiedenen Beziehungen zum Zustande der Vollkommenheit und Unvollkommenheit, das Verdienst und die negative Schuld, die positive Schuld, die Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, die Verläugnung und Aufopferung seiner selbst und der Unterschied zwischen schweren und leichten Vergehungen.

Ehe wir jedoch jetzt zur Darstellung der Rosmini'schen Lehre uns wenden, wollen wir zur näheren Charakterisirung des Standpunktes, den unser Verfasser den übrigen Richtungen der modernen Philosophie gegenüber einnimmt, aus dem siebenten und achten Abschnitte seiner „Fragmente über die Geschichte der neueren Philosophie," welche von den Nachfolgern Kant's und dem französischen Eklekticismus handeln, Einiges mittheilen. In dem ersteren dieser Abschnitte werden Fichte, Schelling, Jacobi und Hegel nach der Reihe besprochen. Die ganze Skizze und Beurtheilung der Lehren derselben nimmt indeß kaum acht Blätter ein, und schon deßhalb kann hier, wie begreiflich, von einem eigentlichen und gründlichen Eingehen auf die Systeme dieser Philosophen, die von den meisten Ausländern ohnehin nur aus einigen dürftigen philosophischen Geschichts-Compendien gekannt sind, keine Rede seyn. Von Schelling rühmt der Verfasser, daß dessen System erhabene und große Gedanken enthalte, die dem Geiste des Urhebers desselben zu aller Ehre gereichen. Indeß scheine ihm, daß Schelling, so weit er (der Verf.) bey der unvollständigen Kenntniß, die er von dessen System besitze, hierüber urtheilen könne, das ideale Absolute mit dem realen Absoluten confundirt und die Identität beyder, die nur in Gott vorhanden, auch auf die Welt übergetragen habe, was nothwendig und unvermeidlich zum Pantheismus oder zu dem Systeme Spinoza's führe. Gegen diesen von seinen Gegnern ihm gemachten Vorwurf habe sich zwar Schelling mit Energie vertheidigt, und deßhalb komme es ihm, dem Verfasser, auch nicht zu, einem Mann von Genie eine Ansicht zuzuschreiben, die dieser zurückweise. Dennoch sey es in der Geschichte der Philosophie eine eben nicht seltene Erscheinung, daß Urheber philosophischer Systeme mit allem Nachdrucke Consequenzen zurückweisen, zu denen ihre Lehre in der weiteren Entwicklung nichts desto weniger führe. Rücksichtlich Hegel's bekennt der Verf. ohne Hehl, daß er das System desselben nicht verstehe, was auch überhaupt, wie er meynt, ohne tiefere Kenntniß der deutschen Sprache rein unmöglich sey. Uebrigens glaube er hierin nicht zu irren, daß die Sonderbarkeit der Sprache, der man bey Hegel begegne, unzertrennlich von dem Gange und der Entwicklung seiner Gedanken sey. Und nicht minder scheine ihm auch die Lehre dieses Philosophen mit einem reinen Pantheismus zu endigen, und deren dunkle Form und Terminologie vielleicht mit Absicht gewählt worden zu seyn, um nicht in gar zu offenen Wideespruch mit den christlichen Glaubenswahrheiten zu gerathen. Das jedoch glaube er behaupten zu dürfen, daß, wenn das System Hegel's in der That eine wahrhafte Lösung der großen von Kant aufgedeckten Schwierigkeit

vollbracht hätte, diese Lösung von den tiefen Denkern, deren Deutschland eine so große Anzahl besitze, begierig aufgenommen worden wäre, und unzweifelhaft auch in's Ausland sich einen Weg gebahnt hätte. Im Gegentheile aber seyen die ausgezeichnetsten Geister dieses gelehrten Landes darüber einig, daß bis jetzt dieses Problem noch immer nicht jene Lösung gefunden, die alle Ansichten zu vereinigen und die Controversen für immer zu beseitigen im Stande wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Erster Band. Einsiedeln 1843. XL und 152 S. in 8.

Wir räumen einer Anzeige dieser Actensammlung Platz in den Gel. Anz. nur deßwegen ein, weil dieselbe nach der ersten Lieferung zu schließen eine der gehalt-, daher werthvollsten zu werden verspricht. Unabhängig von der allgemeinen schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft und anfangs von Zürich her, wo man von einer Hegemonie in dergleichen Dingen träumt, scheel angesehen, hat sich in den fünf schweizerischen Centralcantonen, aus Bewohnern dieser bestehend und deren Geschichte ins Auge fassend, am 10. Jänner d. J. jener Verein constituirt. Seine Forschungen werden eine doppelte Richtung haben: die kirchliche und die politische; jene das Bisthum Constanz in seinen Pfarreyen, Decanaten und Archidiaconaten (dieß auch außerhalb der fünf Orte und mit Benützung auswärtiger Archive), dann die allgemeinen kirchlichen Verhältnisse umfassend; diese ihr Augenmerk vorzüglich richtend auf Geschichte, Zustände, Sitten und Verhältnisse der fünf Orte, Hof- und Dorfrechte u. s. w., Orts- und Bundesrechte; endlich sollen auch vorchristliche Alterthümer, für welche auf diesem Boden bisher noch wenig geschehen, berücksichtigt werden.

Unter der Ueberschrift „Reichssachen" enthält der erste Abschnitt die höchst genau abgefaßten Regesten 21 kaiserlicher und königlicher Urkunden des Stadtarchivs zu Lucern vom J. 840 — 1350, sodann 16, größtentheils noch ungedruckte Urkunden, den „Reichszoll zu Fluelen im Lande Ury betreffend," von 1313 — 1353. Das aufmerksame Durchlesen dieser letztern Urkunden gäbe zu manchen, sowohl die Specialgeschichte als die allgemeinen Rechtsverhältnisse betreffenden Bemerkungen reichen Stoff, die wir aber, als zu weit führend, hier nicht berühren können.

Will man sich einen Begriff machen, welchen kaum geahneten Schatz von geschichtlichen Notizen der geistreiche Forscher auch den anscheinend geringfügigsten Urkunden entnehmen könne, so lese man das von Meisterhand (man würde dieselbe auch ohne die Unterschrift E. Kopp, Vorstand, erkennen) geschriebene Vorwort S. XI — XXXVI zu 33 Urk. (1241 — 1429), kirchliche Sachen, und 25 anderen, Hofrechte, Stadtrechte, Burg- und Landrechte u. s. w. betreffend. Möchte man diesen beyden Sammlungen vorwerfen, sie seyen disjecta membra, es lasse sich aus dem Mitgetheilten kein Plan entnehmen, so findet sich hierüber S. IV des Vorwortes eine genügende Rechtfertigung. Wir können es ganz wohl begreifen, warum es dem Verein daran liegen mußte, ein Lebenszeichen zu geben, sobald es ihm nur immer möglich; und wahrlich, er darf sich nicht scheuen, mit seiner Gabe neben anderen ähnlichen Gesellschaften, die schon länger bestehen und über größere Kräfte und Hülfsmittel zu gebieten haben, an die Seite zu treten.

Den Schluß machen die Annales Einsiedlenses majores aus dem Liber Heremi (die minores und notae variae, beyde unwichtig, folgen am Ende), mitgetheilt von dem Stiftsarchivar S. Gall Morell. Der Liber Heremi ist nur noch in einer von Tschudi geschriebenen Handschrift (das Original ist wahrscheinlich bey dem Klosterbrand am 23. April 1577 zu Grund gegangen) vorhanden. Die Frage über Ursprünglichkeit der Handschrift, im Gegensatz zu bloßen Tschudischen Collectaneen (was Haller Bibl. d. Schw. Gesch. III, Nro. 1199 anzunehmen scheint), wird von dem Herausgeber in ersterm Sinne entschieden. Den von ihm angeführten Gründen möchten wir noch beyfügen: 1. den Jahresanfang mit Christi Geburt, welcher zu Tschudis Zeit in der Schweiz nicht mehr üblich war; 2. daß Tschudi (S. 132) schwerlich bohemannicus statt bohemicus und (S. 138) Comes de Caloën statt Calwe würde geschrieben, oder (135) die Lage von Hohenstaufen bezeichnet haben: quod est inter Vuormatiam et Spiram. Auch der Widerspruch über die Abstammung des Abts Wernher (S. 139) wäre von ihm kaum in solcher Form gegeben worden, deutet daher auf Abschrift eines alten Originals.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Fragmens philosophiques par le Marquis Gustave de Cavour etc.

(Fortsetzung.)

Der achte Abschnitt mit der Ueberschrift „der französische Eklekticismus“ wird von dem Verf. mit der Bemerkung eröffnet, daß Frankreich in Folge der außerordentlichen politischen Krisen, die früher seine ganze Aufmerksamkeit absorbirt haben, lange Zeit der großen Bewegung des philosophischen Geistes, welcher in Deutschland erwachte, fremd geblieben sey. Dennoch sey schon damals eine Reaction gegen die Herrschaft des sensualistischen Systemes eingetreten, nachdem dasselbe bis zu einem Punkte sich entwickelt, wo man die Trostlosigkeit seiner Lehre habe ganz erkennen müssen. J. J. Rousseau und Madame de Staël seyen mit bewundernswerthem Talente für die Sache der Realität und Nothwendigkeit des moralischen Sinnes, die der Materialismus vernichtet hatte, in die Schranken getreten, und die ausgedehnte Popularität, welche sie erlangt, diene zum Beweis, daß die menschliche Natur sich niemals ganz verläugnen lasse, und daß Frankreich, der dogmatischen Unterweisung eines Helvetius und Cabanis zum Trotz, dennoch lebhaft die Unzulänglichkeit des Materialismus empfunden habe. Jene großen Schriftsteller seyen indeß mehr Philosophen durch Instinct und den unwiderstehlichen Zug ihres Geistes gewesen, als in Folge einer aus Vernunftgründen hervorgegangenen Hinneigung zu einem Systeme wissenschaftlich geordneter Erkenntnisse. Ihre Bedeutung sey eine höchst gewichtige in der Geschichte der philosophischen Entwicklungen; aber sie zählen beynahe nicht in der Geschichte der eigentlichen Wissenschaft im strengeren Sinne, da sie dieselbe mit keiner einzigen neuen Erkenntniß bereichert haben. Inzwischen habe sich allmählig, gegen den Anfang dieses Jahrhunderts hin, die Reaction, wenn gleich noch etwas schüchtern, auch des philosophischen Unterrichts in Frankreich bemächtigt, und man habe angefangen, sich von den Lehren Condillac's behutsam zu entfernen. La Romiguière habe in dieser Beziehung den ersten Schritt gethan, indem er die gewichtige Thatsache nachzuweisen gesucht, daß die Seele in der Wahrnehmung der äußeren Objecte sich nicht gänzlich passiv verhalte, und sich überhaupt ihr Geschäft nicht auf eine einfache Receptivität beschränke. Demzufolge habe er zum Behufe der Erklärung, wie sich die Begriffe bilden, den Act der Aufmerksamkeit zu statuiren für nöthig erachtet, und da in diesem eine Thätigkeit liegt, so habe er durch diese richtige Beobachtung gegen Condillac bereits einen ersten Vorsprung gewonnen. Maine de Biran aber sey noch einen Schritt weiter gegangen. Mit Hume bemerkend, daß die Beobachtung der äußeren Erscheinungen uns wohl die Idee der Succession an die Hand giebt, keineswegs aber die der Ursache, habe er sich alle Mühe gegeben, darzuthun, daß wir diesen Grundbegriff aus uns selbst schöpfen. Der Wille des Menschen und die Muskelkraft, die jenem Folge leistet, stehen nämlich unter sich in dem Verhältnisse von Ursache und Wirkung. Wir ziehen demnach aus dem Bewußtseyn dieses Verhältnisses, das wir in uns selbst wahrnehmen, den ersten Begriff einer Ursache, einen Begriff, den wir nachher nur in

seiner Allgemeinheit erfassen und auf das gesammte Universum übertragen. Diese Beobachtung nun sey von hoher Wichtigkeit, und obschon sie nicht ausreiche, um die Allgemeinheit des Principes der Ursache zu erklären, indem dasselbe seinem Ursprunge nach ein in der That transscendentes sey, so gebe sie doch allein den Schlüssel an die Hand zur Nachweisung des Begriffes einer freyen Ursache, eines Begriffes, der nur aus der Erfahrung, in der Weise, wie sie von Maine de Biran so wahr und richtig beschrieben worden, sich ableiten lasse. Nach diesem Philosophen sey Royer Collard als derjenige zu nennen, der sich noch weiter von dem Sensualism entfernt habe, und dessen Streben dahin gegangen, im Anschluß an die Principien der nüchternen schottischen Schule, die Philosophie des sens commun in Frankreich einzubürgern. Von da an seyen in Folge eines mit Gewissenhaftigkeit und Ernst behandelten Unterrichtes in Bälde aus der Normalschule junge Philosophen hervor gegangen, die der Wissenschaft eine neue Wendung gegeben. Der ausgezeichnetste dieser Zöglinge, der sich bald zum Meister empor geschwungen, sey ohne Widerrede Cousin. Anfänglich von schottischen Doctrinen genährt, habe er später das Bedürfniß empfunden, sich in die deutsche Philosophie zu vertiefen, die man in Frankreich damals noch so wenig gekannt. Alsbald habe er auch versucht, die Hauptresultate dieser Philosophie unter seinen Landsleuten zum allgemeineren Verständniß zu bringen. Der Zauber seiner leichten und gewandten, von großartigen Bildern überströmenden Rede habe ihn bey diesem seinen Bemühen mächtig unterstützt. Das Aufsehen, das die öffentlichen Vorlesungen desselben von 1828 bis 1830 erregt, und der Wiederhall, den sie gefunden, seyen so außerordentlich gewesen, wie man dergleichen seit Jahrhunderten in ähnlichen Fällen nicht erlebt habe. Cousin scheine ihm durch das Studium der deutschen Philosophie zu der Ueberzeugung gekommen zu seyn, daß es unmöglich sey, das von der transscendentalen Kritik aufgestellte Problem zu lösen. Derselbe habe wohl zu sich sagen müssen, daß da, wo metaphysische Genies von einer Größe, wie Kant, Fichte und Schelling, gescheitert, da, wo eine ausdauernde und keine Anstrengung scheuende Nation, wie die deutsche, fruchtlos ein halbes Jahrhundert hindurch mit Forschungen und Studien sich abgemüht, nicht mehr der Hoffnung Raum zu geben sey, einer Lösung zu begegnen, auf deren Erzielung man habe verzichten müssen. Er habe daher, um den philosophischen Studien eine neue Wendung zu geben, für nothwendig erachtet, sich auf zwey Methoden, unter Hinweisung auf deren sichere Vortheile, zu beschränken. Die eine ist die psychologische, auf die innere Beobachtung gegründete Methode, von welcher schon die Schotten treffliche Beyspiele gegeben, die sich aber noch weiter ausbilden läßt. Die andere ist die historische Methode, die darin besteht, daß man die Resultate der Untersuchungen der großen Männer, welche in allen Jahrhunderten die philosophischen Fragen zum Gegenstande ihres Nachdenkens gemacht, sammelt und zu einem einheitlichen Ganzen ordnet. Diese beyden Methoden müssen sich wechselseitig Licht geben, einander zur Probe und Bestätigung dienen. In so ferne aber die historische Methode uns allein vor Mängeln bewahren kann, denen wir bey alleiniger Anwendung der psychologischen Methode kaum entgehen dürften, gebührt ihr, Cousin zufolge, eigentlich die Hauptanerkennung, und eben darum habe auch derselbe seiner Philosophie den Namen Eklekticismus gegeben. Was nun diesen insbesondere betrifft, so sey, meynt der Verf., nicht in Abrede zu stellen, daß er in so weit ein wahres und fruchtbares Princip aufstelle, als er der Philosophie es zur Aufgabe macht, in den verschiedenen Systemen, wie nach der Wahrheit, die sie enthalten, so auch nach den Ursachen ihrer Irrthümer zu forschen. Wenn man aber auch einerseits ihm hierin Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse, so lasse er sich doch andererseits nur als ein unvollständiges System betrachten, indem er keine genügende Lösung des transscendentalen Problemes in Betreff der Gültigkeit und Gewißheit unseres Erkennens zu geben im Stande sey. Ein noch schwererer Vorwurf aber, der sich an die Lehre Cousin's knüpfe, sey der, daß sie Keime des Pantheismus in sich berge, und ungeachtet der Läugnungen, die Cousin dieser Folgerung entgegen setze, sey es dennoch nicht schwer, die metaphysischen Irrthümer nachzuweisen, welche früh oder spät zu dieser Consequenz führten. Drey

Hauptpunkte sind es, auf welche unser Verfasser diese seine Anklage bezüglich des Pantheismus stützt. Der erste ist, daß Cousin in seinen Vorlesungen v. J. 1828 das Schaffen Gottes einmal durch die Analogie des freyen Willensactes, in Folge dessen wir z. B. uns bewegen und somit eine Bewegung schaffen, erkläre, und noch hinzufüge, auch Gott verfahre, indem er schaffe, nicht anders. Zweytens sage er bald darauf, daß es unmöglich sey, eine Substanz aus Nichts hervorgehen zu lassen, und daß demzufolge Gott die Welt nur in der Art erschaffen, daß er sie aus seiner eigenen Substanz habe hervorgehen lassen. Und endlich drittens sey es kein geringer metaphysischer Irrthum, wenn Cousin, von den Sätzen ausgehend, daß Gott eine Ursache sey, und sich deßhalb in deren Wirkungen manifestiren müsse, zuletzt zu der Behauptung gelange, daß die Schöpfung als eine nothwendige und nicht als das Resultat des freyen Willens der Gottheit zu begreifen sey. Nur mit Bedauern, lauten die Schlußworte dieser Anklage, werde hier auf diese Irrthümer eines Philosophen aufmerksam gemacht, dessen Talent alle Anerkennung verdiene; aber es erscheine als wirkliches Bedürfniß, zu zeigen, daß der Eklekticism, wie breit auch immer die Basis sey, auf welcher er beruht, dennoch von einem vollständigen Systeme weit entfernt sey, und das letzte Wort der Philosophie noch keineswegs ausgesprochen habe. Jouffroy, der Freund und Nachfolger Cousin's auf dem philosophischen Lehrstuhle, theile mit diesem so ziemlich die eben erwähnten Verdienste und Mängel. Seine Phantasie sey weniger poesiereich; dafür aber scheine er jenen durch eine Klarheit der Ideen und durch eine Bündigkeit der Darstellung, die einen ganz seines Gegenstandes mächtigen Geist verrathen, zu übertreffen. Seine Schriften seyen ein Muster philosophischen Styles und der Kunst, die hohen Fragen der Wissenschaft der Fassungskraft gewöhnlicher Geister entsprechend zu behandeln. Leider aber begegne man auch bey ihm trostlosen Behauptungen, deren Rechtfertigung ihm nicht gelungen. So sage Jouffroy mehrere Male, daß nach seiner Ansicht der transscendentale Skepticism sich nicht direct widerlegen lasse, indem es ein Beweis sey, der sich stets nur im Kreise bewege, wenn man die Autorität der Vernunft durch die Vernunft selbst wieder beweisen wolle. Und nicht minder errege es ein peinliches Gefühl, wenn man ihn da, wo er von dem großen Probleme der menschlichen Bestimmung (in einer seiner Vorlesungen, welche in den Mélanges philosophiques abgedruckt ist) handelt, jedesmal, so oft er auf diese Frage zu sprechen kommt, sie eine trostlose, melancholische und traurige nennen höre. Also aber könne und dürfe eine wahre Philosophie ein Problem nicht bezeichnen, dessen einzig vernunftgemäße Lösung in dem Nachweise bestehe, daß der Mensch die Bestimmung hat, der Ewigkeit, der Unermeßlichkeit und der Unendlichkeit, welche vor ihm liegt, einstens theilhaftig zu werden. Angesichts eines solchen Problemes müsse das Herz des Philosophen, gleich wie jenes des einfachen und ungebildeten Christen, in welchem der Glaube die Wissenschaft ersetzt, höher schlagen, aber auch die Seele des einen, wie des anderen von einer großen und glorreichen Hoffnung, einer unaussprechlichen Freude und einer wahren Liebe zur Tugend, die uns als der sichere Weg zu so edlen Errungenschaften angewiesen ist, erfüllt werden. — Dieß also sey der Zustand der Philosophie in Frankreich, der, so viel Erfreuliches er darbiete, und von so bedeutenden Fortschritten er zeuge, dennoch keine volle Befriedigung gewähre. Auf dem Punkte, bey dem die Philosophie in der Gegenwart angelangt, sey es ein gebieterisches Bedürfniß, der Wurzel alles menschlichen Erkennens und Glaubens auf den Grund zu kommen, ferner genau zu bestimmen, welches die absoluten Principien seyen, auf die sich die Vernunft in Wahrheit stützt, und eben so auch die Gränzen ihrer Herrschaft festzustellen, und endlich einmal auf eine positive und unumstößliche Weise es zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, daß es eine Ordnung nothwendiger Wahrheiten für das moralische Leben der Seele giebt, welche die Vernunft nicht zu beweisen vermag, die sie aber mit Vertrauen, als von Gott stammend, in sich aufnehmen, und kraft des Glaubens erfassen muß. Allen diesen Forderungen nun aber, welche heutzutage an die Philosophie ergehen, entspricht am vorzüglichsten, nach des Verf. Ansicht, die Lehre des Abbé Rosmini, weßhalb sie auch in dem folgenden Abschnitte einer besonderen und ausführlichen

Darstellung gewürdiget wird, deren wesentlicher Inhalt in Kürze folgender ist.

I. Ausgangspunkt des Abbé Rosmini. Die Kant'sche Streitfrage über die menschliche Vernunft ist während eines Zeitraumes von sechzig Jahren, ungeachtet der mannigfachsten und geistreichsten Versuche, sie zu schlichten, ungelöst geblieben. Am nächsten kam Schelling ihrer Lösung, indem er die Nothwendigkeit erkannte, von einem absoluten Begriffe in der Wissenschaft auszugehen; er wies jedoch denselben nicht durch psychologische Analyse als einen in den Tiefen der Seele wirklich subsistirenden und als die Geburtsstätte aller übrigen Principien nach. Diese Nachweisung und vollständige Entwicklung eines absoluten Ausgangspunktes ist nach der Ansicht des Verf. erst Rosmini gelungen. Mit Kant ist zugegeben und steht fest, daß wir durch die äußere Wahrnehmung nur die Erscheinungen der Dinge, nicht das Wesen, das Ansich derselben erfassen. Aber auch darüber ist alle Welt einig, daß etwas wirklich existirt. Denn Niemand kann ein Ganzes von Erscheinungen ohne irgend eine positive Existenz, die ihnen so zu sagen als Stütze und Wurzel dient, begreifen. Die natürliche Schlußfolge, die sich hieraus ziehen läßt, ist, daß die Idee des Seyns, welche uns die Erfahrung niemals geben kann, eine durchaus transscendente, d. h. eine aller Erfahrung vorausgehende und sie übersteigende ist. Rosmini gelangt aber zu eben diesem Schlusse auf einem anderen Wege. Er geht dabey zuvörderst aus von der höchst wichtigen Unterscheidung der zwey so ganz verschiedenen psychologischen Phänomene, der Sensation und der reinen Verstandesthätigkeit. Die erstere kann nun aber schlechterdings nicht ohne die Mitwirkung der letzteren gedacht werden, was auch, seit man den Sensualism verlassen, mehr und mehr erkannt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Della mistione dei due popoli Longobardo e Romano ossia indagini su d'alcune cose avvenute in Italia durante il medio-evo; Memoria del dottore Carlo Redarelli con appendice. Mantova cò tipi virgiliani di L. Caranenti. 1841.

Zwey Meynungen haben sich bis jetzt über das Verhältniß der Longobarden zu den von ihnen bezwungenen Römern geltend gemacht. Die eine, Gibbon's, stellt den Satz auf, daß die Italiener unter ihnen eine mildere und bessere Regierung genossen, als in irgend einem der auf den Trümmern des römischen Reiches gegründeten Staaten. Im Widerspruche mit dieser und mit steter Berufung auf die Quellen wird beynahe einstimmig von den neueren und italienischen Geschichtschreibern behauptet, daß der Zustand der Eroberung und Gewalt nur zeitweise dem gesetzmäßigen Platz machte und eine der Hauptursachen des Umsturzes longobardischer Herrschaft die fast beständige Anfeindung des römischen Elementes durch die Longobarden war. Der letzteren Ansicht tritt der Verf. der vorliegenden kleinen Schrift entgegen, indem er vorzüglich aus den longobardischen Gesetzen das Bestreben einzelner Könige nachzuweisen sucht, wechselseitige Heirathen zwischen den beyden Völkern zu erleichtern. Allein da er bisher den viel wichtigeren Beweis noch schuldig blieb, daß solche Verbindungen wirklich in dem Grade statt fanden, daß eine förmliche Annäherung der beyden Völker als solche entstehen konnte, oder auch nur, daß dadurch der Scheidung nach besondern Rechten, wie man sie urkundlich noch im eilften Jahrhunderte nachweisen kann, ein anderes, jene Scheidung milderndes Verhältniß sich entgegen gebildet hätte, so muß man seine Argumentation wohl noch auf sich beruhen lassen. Dazu kömmt, daß sich der Verf. in eine Masse von Willkührlichkeiten verliert und unter andern kein Bedenken trägt, allen Codices zum Trotze Paul Warnefrieds: populi aggravati per longobardos hospites partiuntur, weil es seinem Systeme besser behagt, in: populi aggravati expensas per Longobardos hospites patiuntur, umzuwandeln!?

Ref. weiß nicht, welchen Anklang diese Beweisführung in Italien finden wird; man sollte aber meynen, daß der natürliche Verstand in jedem Lande sich dagegen sträuben müsse.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Fragmens philosophiques par le Marquis Gustave de Cavour etc.

(Fortsetzung.)

Insonderheit hat Kant hierauf sein Augenmerk gerichtet, und deßhalb in der sinnlichen Anschauung Raum und Zeit als die beyden reinen Formen derselben, als transscendente Begriffe nachzuweisen gesucht. Hiermit ist aber Rosmini nicht einverstanden, sondern er erklärt diese Annahme für eine grundlose, indem es, seiner Ansicht zufolge, nur ein einziges Element giebt, welches sich als ein mit dem sinnlichen Eindrucke nothwendig verknüpftes Verstandeselement behaupten läßt, und dieß ist der Begriff von der Objectivität einer diesen sinnlichen Eindruck erzeugenden Ursache, einer Ursache, welche als das Substrat des Phänomens der Sensation zu begreifen ist. Dieser objective Begriff nun ist das, was unser Philosoph die Idee des Seyns (l'idée de l'Etre) nennt. Diese Idee ist der Ausgangspunkt seines Systems, und er bedarf keines weiteren Principes, indem aus der einzigen Idee des Seyns, welche die ursprünglichste des Geistes und von der Sensation völlig unabhängig ist, sich alle übrigen Principien ableiten lassen. Die vier Eigenschaften, welche dieser transscendenten Idee des Seyns zukommen, und zu deren Erkenntniß wir durch eine strenge Deduction von Thatsachen gelangen, die wir in uns selbst beobachten, sind: dieselbe ist 1) eine absolute oder nothwendige, 2) eine allgemeine oder unendliche, 3) eine unveränderliche oder ewige und 4) sie erscheint uns schlechthin als eine solche, die nur eine Möglichkeit, keineswegs aber eine Realität aussagt. Nach der Unterscheidung und Entwicklung dieser vier Attribute, durch welche jedoch die metaphysische Einheit der Idee keineswegs aufgehoben wird, unternimmt es Rosmini, aus dieser einen Idee nun sogleich die obersten Principien aller unserer Urtheile abzuleiten. Jedes Urtheil ist nach ihm ein Resultat der eigenen Thätigkeit des Ich's oder der Seele, welche zwey verschiedene Elemente verknüpft und identificirt, wovon das eine stets eine Idee, das andere dagegen mehrentheils eine sinnliche Empfindung ist. Es leuchtet aber ein, daß in den allerersten Urtheilen die einzige Idee, welche der Seele zu Gebot steht, die transscendente Idee des Seyns ist, die vermöge ihrer Allgemeinheit mit jedem sinnlichen Eindrucke sich verbindet, und die, weil sie den Charakter der bloßen Möglichket an sich trägt, sich jedem Begriffe eines realen Objectes stets zugleich als allgemeiner Begriff anschließt, und dadurch die Bildung universeller Ideen und Begriffe bewirkt. Aus der Allgemeinheit und Nothwendigkeit der Idee des Seyns ergeben sich dann noch ferner das Princip der Substanz und das der Ursache, welche man nur ungenau angeborne Begriffe nennt, da das Ich oder die intelligente Seele es ist, welche sie durch Anwendung der in ihr liegenden Idee des Seyns entweder bildet, um den wechselnden Erscheinungen der Sinnenwelt etwas Festes und Beharrliches unterzulegen, wodurch sie zu dem Begriffe einer Substanz gelangt, oder um das Princip einer geschehenen Handlung oder eingetretenen Veränderung zu erfassen, wodurch sie den Begriff von einer Ursache gewinnt. Die absolute Allgemeinheit dieser beyden Principien, der Substanz und der Ursache, hat also darin ihren

Grund, daß es unmöglich ist, auch selbst nur in Gedanken die Idee des Seyns von was immer für einer Realität auszuschließen. Noch evidenter, als diese beyden Principien, ja das evidenteste von allen ist ein drittes Princip, nämlich das des Widerspruchs. Forschet man nach dem transscendenten Ursprunge dieses Princips, so ist man auch hier genöthigt, zuzugestehen, daß die Idee des Seyns dem Verstande mit ihrem absoluten Character beharrlich also entgegentritt, daß das, was ihm widersprechen würde, sich weder denken ließe, noch in der Wirklichkeit bestehen könnte. Noch ein weiteres Princip, das die menschliche Vernunft besitzt, ist, wie wir es nennen wollen, das Princip der Analogie, auf dem die empirische Gewißheit beruht, und welches von einem ganz anderen Charakter ist, nichts desto weniger aber ebenfalls nur durch die Idee des Seyns vermittelt wird.

II. Von der Natur der allgemeinen Ideen. Um einen Gegenstand wahrzunehmen, muß man dessen Idee erfassen, d. h. die Idee des Seyns an ein Ganzes von Sensationen knüpfen. Hebt man in Gedanken die wirkliche Beziehung dieses Verstandesbegriffes zu unserer erregten Sinnlichkeit auf, so erscheint derselbe in seinem Charakter einer universellen Idee, welche eine unbeschränkte Möglichkeit ähnlicher Objecte in sich schließt, eine Möglichkeit, die keine Gränze, weder in der Zeit, noch im Raume hat. Jede Idee im eigentlichen Sinne ist daher wesentlich universell, die durch sie gesetzte Möglichkeit ewig und unwandelbar, und das ihr zu Grunde liegende Element, nicht aber auch das, was mit ihm in der Sinnenwelt zu einem Ganzen sich verbindet, göttlicher Natur. Aber was bürgt uns dafür, frägt hier der Idealismus, daß diese Ideen, deren unumstößliche Autorität man rühmt, der äußeren Wirklichkeit in Wahrheit entsprechen? Schelling hat sich in seiner Identitätslehre darauf berufen, daß die Gesetze der Natur und die des Geistes identisch seyen, da beyde nur als eine Offenbarung des Absoluten zu betrachten, das sich nicht widersprechen könne. Dagegen aber ist zu erinnern, daß wohl den Gesetzen des Geistes, den logischen Gesetzen, nicht so aber auch den Gesetzen der Natur ein absoluter Charakter zukömmt,

indem die letzteren nicht immer existirt haben, und einst noch eine Veränderung von Grund aus zu erfahren haben, jene aber absolut unerschütterlich sind. Eben deßwegen aber kann auch mit den Gesetzen der Logik keine Wirklichkeit, nichts Existirendes im Widerspruche stehen. Und da diese Gesetze unmittelbar aus der durch den Verstand direct erfaßten Möglichkeit des Seyns fließen, so kann es offenbar kein particulares Seyn in der Wirklichkeit geben, oder ein solches auch nur gedacht werden, das mit der Möglichkeit einer Existenz im Widerspruch wäre. Weit entfernt also, mit Schelling zu behaupten, daß die Natur und der Geist Geschwister seyen, werden wir vielmehr sagen müssen, daß der Geist die Natur beherrscht und mit einer souveränen Autorität die Bedingungen ihrer Existenz festsetzt *). Man begreift dieß, wenn man erwägt, daß es im Menschen ein höheres Vermögen giebt, dessen eigenthümliche Function darin besteht, die Ideen zu schauen. Durch dieses Auge des Geistes gelangen wir zu dem unumstößlichen Bewußtseyn von dem Vorhandenseyn der Idee, welche für uns eine vollkommen klare ist. Diese also erfaßte Idee kann uns weder täuschen, noch zum Irrthum verleiten, gerade weil sie in Folge ihrer universellen Natur in Beziehung auf ein äußeres und wirkliches Object nichts affirmirt, sondern der reine Ausdruck einer Möglichkeit ist. Und diese bloße Möglichkeit, die die Alten das Wesen (essence) der Dinge nannten, ist weder durch den Raum, noch die Zeit determinirt; und der Kant'schen Ansicht entgegen, muß daher behauptet werden, daß Raum und Zeit wohl die Bedingung

*) Es braucht hier wohl nicht erst bemerkt zu werden, was der Verf. übersieht, daß auch in dem unendlichen Subject-Object der Identitätsphilosophie nur der Begriff eines absoluten Subjects gelegen, „das seiner Natur nach sich objectivirt, aber aus jeder Objectivität siegreich wieder hervor- und nur in eine höhere Potenz der Subjectivität zurücktritt, bis sie, nach Erschöpfung ihrer ganzen Möglichkeit (objectiv zu werden) als über alles siegreiches Subject stehen bleibt." (Schelling's Vorr. zu Cousin. S. XIII.)

aller materiellen Existenz, aber von keiner Wesenheit sind, welche von dem Geiste unmittelbar erfaßt wird, und daß sie demnach nicht als ursprüngliche und nicht weiter zurückzuführende Begriffe zu betrachten sind, sondern als solche, welche ein nothwendig aus der Erfahrung abzuleitendes Element in sich tragen.

III. Differenz zwischen dem Princip des Abbé Rosmini und dem Schelling's. Vor allem frägt es sich hier, ob das Wesen (essence), welches in dem Verstande unter der Form einer Idee vorhanden, wohl ein und dasselbe sey, was in dem materiellen Gegenstande durch die Existenz seine Erfüllung findet, d. h. ob es eine absolute Identität des Princips gebe, welches diesen beyden Manifestationen zu Grunde liegt. Die Antwort hierauf ist: Es giebt in Wahrheit eine Identität des Wesens, welches hier in Gedanken, dort in der Wirklichkeit sich findet, das aber dessen ungeachtet nicht eins und identisch ist. Dasselbe ist eins, in so ferne seine Allgemeinheit und Unabhängigkeit von Raum und Zeit auch durch das Complement, das man reale Existenz heißt, keine Einschränkung erleidet, und stets dieselbe bleibt. Absolut und auf ewig von einander verschieden aber sind die beyden Formen seines Bestehens, in so ferne sie zwey ursprüngliche und incommunicable Formen des Seyns constituiren, deren eine wir die reale, und deren andere wir die ideale nennen wollen, und wobey wir uns des Ausdruckes „Form" im Sinne der alten Philosophie als activen Princips, im Gegensatze zur Materie als dem passiven Principe, bedienen. Ungeachtet jedoch diese beyden Formen niemals in einander übergehen können, wird die Einheit des Seyns selbst dadurch nicht alterirt. Diese Unterscheidung von zwey Urformen des Seyns scheint bisher unseren neueren Philosophen entgangen zu seyn, und Abbé Rosmini dürfte deßhalb der Wissenschaft der Metaphysik zu einem bedeutenden Fortschritte eben dadurch verholfen haben, daß er diesen Unterschied hervorgehoben und entwickelt hat. Von dem Schelling'schen Systeme aber, das ebenfalls eine absolute Identität der Ideen und des der realen Welt zu Grunde liegenden Wesens behauptet, unterscheidet sich die Lehre Rosmini's dadurch, daß sie von einem Princip Rechenschaft giebt, welches von Schelling vernachlässigt worden zu seyn scheint, nämlich davon, daß es in den Dingen außer dem Wesen, das ihre Möglichkeit ausmacht, noch eine Realität giebt, die nichts mit einer Idee gemein hat, und die wir Existenz nennen. Die Existenz aber findet sich in keiner Idee. Wir können erstere empfinden, in der Wirklichkeit sinnlich wahrnehmen, aber wir können sie nicht begreifen, können uns keine Idee davon machen. Wir wissen wohl, daß sie ist, aber über das Wie ihres Seyns befinden wir uns in völliger Ungewißheit. Schelling's Irrthum scheint daher darin zu liegen, daß er in unseren Ideen den absoluten Ausdruck der Dinge erblickt, während wir dagegen in ihnen nur den Ausdruck ihrer Möglichkeit erblicken. Diese Vermengung fundamentaler Begriffe mußte die Philosophie Schelling's zum Pantheism und Idealism führen — Tendenzen, die, wie uns scheint, auch auf das aus dieser Philosophie entsprungene Hegel'sche System übergegangen sind. Vor diesen beyden Klippen glauben wir uns durch unsere Unterscheidung der beyden Urformen des Seyns, der idealen und der realen, hinlänglich gesichert.

IV. Von den intellectuellen Worten und deren Verhältniß zu den Ideen. Die Metaphysiker des Mittelalters hatten die Nöthigung gefühlt, im Denken etwas von den Ideen Verschiedenes anzuerkennen, das die Wirklichkeit der Existenzen affirmirt. Sie nannten den Act des Denkens, der eine Wirklichkeit affirmirt, das Verbum mentis, was wir mit verbe intellectuel wiedergeben können. Ein solches inneres Wort begreift zwar eine Idee in sich, die der Verstand erfaßt; aber es zeigt überdieß eine Handlung der ganzen ungetheilten Seele an; wodurch sie die Existenz affirmirt, welche sie nicht in der Idee wahrnimmt, sondern von der sie anderswoher die Ueberzeugung erhält. Der Verstand, in so ferne er im strengen Sinne als das Vermögen, die Ideen aufzunehmen, betrachtet wird, ist nur ein passives Vermögen. Es ist das immaterielle Auge, durch welches wir dasjenige sehen, was evident ist. Das intellectuelle Wort dagegen ist das Product der ganzen Seele in ihrer auf die Affirmation eines Dinges gerichteten Thätigkeit. Es steht im wesentlichen Zusammen-

hange mit dem Willen, der das unmittelbare Princip der Thätigkeiten der Seele ist, und eben so mit der Substanz der Seele selbst, oder mit der ursprünglichen Kraft, die ganz eigentlich das Ich ausmacht, und den Verstand schon in sich findet. Ein solches Wort spricht der Geist in uns zu allererst aus in der Erfassung des ersten äußeren Gegenstandes, welcher sich dem neugebornen Kinde darbietet. Die Seele desselben bezieht nämlich, sobald ihre Thätigkeit durch die Sinnenwelt erregt wird, von selbst die Sensation auf die Idee des Seyns, die schon in ihr ist, und indem sie diese allgemeine Idee unter der Form des Princips der Ursache in Anwendung bringt, spricht sie ein intellectuelles Wort aus, affirmirt eine Existenz, und erlangt damit zugleich eine bestimmte Idee. Die intellectuellen Worte dieser Art sind jedoch nur als die erste Entwicklung des Gedankens zu betrachten. Das eigentliche Raisonnement ist noch unmöglich, so lange die Seele sich nicht zu einer höheren Sphäre von Begriffen erhoben, und nicht mit Hülfe eines besonderen intellectuellen Wortes die abstracten Ideen gebildet hat. Zu aller eigentlichen Abstraction aber bedarf es willkührlicher, mit den Begriffen verbundener Zeichen, und diese Zeichen bietet die Sprache. Indem nun die Seele in ihrem Denken mit einem abstracten Ausdrucke einen bestimmten Sinn verbindet, spricht sie ebenfalls ein intellectuelles Wort aus, das dem gewählten Zeichen eine Art von rein logischer Existenz ertheilt. Dieses Vermögen des menschlichen Geistes, einen abstracten Sinn mit conventionellen Zeichen zu verbinden, konnte sich übrigens nicht von selbst entwickeln, sondern mußte anfänglich durch einen Impuls zur Thätigkeit erweckt worden seyn, der von einer Intelligenz ausgegangen, die schon im Besitze dieses kostbaren Hülfsmittels des Raisonnement war. Hiermit ist im Vorbeygehen zugleich die Antwort auf die Frage nach dem Ursprunge der Sprache angedeutet, der nur ein göttlicher seyn kann. Ueber und außer diesen beyden Arten von intellectuellen Worten, von denen das eine die realen Existenzen, das andere die logischen Existenzen affirmirt, ist aber jetzt auch noch eine dritte anzuerkennen, welche den Geist in eine neue und wahrhaft transscendente Sphäre führt. Es sind dieß die intellectuellen und moralischen Worte, durch welche die Seele die Moralität einer Handlung und die Realität ihrer Consequenzen in Beziehung auf das Verdienst und die Schuld des Handelnden anerkennt und affirmirt. Auch hier wieder ist das intellectuelle und moralische Wort, welches sich von der Idee durchaus unterscheidet, von einer Thätigkeit der ganzen und ungetheilten Seele bedingt, bey welcher stets der Wille, wenigstens durch seine Zustimmung, mitwirkt. Daß dem also ist, geht schon daraus hervor, daß man die Realität einer moralischen Verpflichtung läugnen kann, ohne deßhalb die moralische Idee zu läugnen, wie dieß auch wirklich von Seite des Skepticismus in der Moral geschieht. Es ist daher von Wichtigkeit, von den idées morales die verbes moraux zu unterscheiden, zu deren Aussprache jedoch die menschliche Seele zu allererst ebenfalls nur durch einen Impuls gelangen konnte, der ihr von einem schon mit Moralität begabten Geiste gegeben worden. Denn der menschliche Verstand verhält sich in seinen ersten Operationen stets passiv, und muß erst durch ein äußeres Princip befruchtet werden, um seine anfänglichen Begriffe zu erzeugen. Die drey so eben nachgewiesenen Sphären von Begriffen liegen in der That zu sehr aus einander, als daß der Gedanke sich von der einen zur anderen erheben könnte, ohne durch einen Succurs unterstützt zu werden, den er sich nicht selbst zu verschaffen vermöchte, sondern der ihm von Außen zukömmt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Fragmens philosophiques par le Marquis Gustave de Cavour etc.

(Fortsetzung.)

Es finden sich also, wenn wir das Bisherige reassumiren, im menschlichen Denken drey Arten intellectueller Worte vor. Die der ersten Art, welche auf Veranlassung der Sensation in der Seele ausgesprochen werden, affirmiren die wirkliche Existenz der sinnlichen Dinge. Die der zweyten Art, durch die der Geist mit abstracten Ausdrücken einen bestimmten Sinn verbindet, verhelfen zu den Ideen, welche diese Ausdrücke eigentlich bezeichnen, und dienen zum logischen Gebrauche und zu den Raisonnements. Die der dritten Art fügen zu der rein logischen und abstracten Idee des Sollens und der Pflicht und zu allen daraus fließenden Begriffen die Affirmation ihrer unabweislichen Autorität für den Willen hinzu. Alle Begriffe des Menschen, ohne irgend eine Ausnahme, lassen sich auf eine dieser Kategorien zurückführen. Die Realität, die Idealität und die Moralität sind drey Principien oder Ordnungen, die sich nicht confundiren lassen und beständig von einander zu unterscheiden sind. Aber trotz der positiven und absoluten Verschiedenheit dieser drey Ordnungen von intellectuellen Worten, giebt es doch nur eine einzige Natur von Ideen, da diese auf keine Existenz, sondern nur auf deren Möglichkeit sich beziehen. Jede dieser drey Existenzen ist schon von den verschiedenen Schulen geläugnet worden, was nicht möglich wäre, wenn nicht die Existenz sich stets von den Ideen der genannten Ordnungen in Gedanken trennen ließe. Die Idee selbst kann der Mensch nicht läugnen, weil der Verstand sich ihr gegenüber so passiv verhält, wie das materielle Auge, wenn es etwas Sichtbares betrachtet. Daher — die absolute und unwiderstehliche Macht der Evidenz, welche den rein mathematischen und logischen Ideenbeziehungen inwohnt. Die Existenzen dagegen kann der Mensch läugnen, weil bey dem Aussprechen eines intellectuellen Wortes, das eine Existenz affirmirt, eine Thätigkeit stattfindet, der er sich, alles Antriebs hiezu ungeachtet, enthalten kann. Durch die genaue Unterscheidung der intellectuellen Worte von den Ideen, mit denen sie eine so große Aehnlichkeit haben, dürfte daher für den Fortschritt einer gesunden Philosophie nicht Unbedeutendes geleistet worden, und hierin das einzige Mittel zu erkennen seyn, eine Menge von Irrthümern zu widerlegen, die bis jetzt nur allzusehr noch accreditirt sind.

V. Von der Natur und den Charakteren der Idee des Seyns. Rein subjective Begriffe können keine absolute Wahrheit geben. Die Speculation bedarf daher eines vom subjectiven Denken unabhängigen Standpunktes, der allein in der Idee des Seyns zu finden ist, da diese das einzige wahrhaft objective und transscendente Princip des Verstandes ist, und sich von dem in allen übrigen Ideen sowohl, als intellectuellen Worten vorhandenen subjectiven Elemente unterscheiden läßt. Es giebt nämlich in allen Ideen etwas Absolutes, von dem man wohl sagen kann, daß es in uns ist, aber das nicht wir selbst sind, und dieß kann nur die Idee des Seyns seyn, welche in dieser ihrer Unabhängigkeit und Transscendentalität, dem

Ich gegenüber als gedachte Idee noch genauer ausgedrückt, von Rosmini das ideale Seyn (l'Etre idéal) genannt wird. Dieses ideale Seyn ist der Grund und die Basis aller unserer Ideen, die nur Manifestationen, Determinationen und Limitationen desselben sind. Was von der Idee des Seyns ausgesagt worden, kommt nothwendig auch jenem zu, als dem absoluten Wesen, das mit allen Existenzen durch ein Band verknüpft ist, welches für den Menschen ein so dunkles und unbegreifliches ist, als alle Existenz überhaupt. Universalität, Ewigkeit, Unermeßlichkeit, Unläugbarkeit, metaphysische Einfachheit — sind seine Prädicate. Obwohl aber Gott und Welt nur durch eine einzige Idee, die des Seyns, gedacht werden können, so muß nichts desto weniger eine absolute Diversität zwischen ihren Existenzen zugestanden werden. Und so wenig die Natur divinisirt werden kann, so wenig dürfen auch die Ideen es werden. Eine Lehre der Art erscheint — wenn auch nicht auf den ersten Blick — als eben so destructiv, wie der Pantheismus. Gott muß mehr seyn, als eine bloße Idee, um Gegenstand des Glaubens und der Anbetung seyn zu können. Aus einer einfachen, bloßen Idee kann keinerley Existenz hervorgehen, sondern alle Existenzen können nur in Gott ihren Ursprung haben.

VI. Von dem Zusammenhange und dem Unterschiede zwischen der Idee des Seyns und dem Begriffe Gottes. Gleichwie es unzulässig ist, mit Malebranche in den aus der Idee des Seyns fließenden Wahrheiten Gott selbst schon erblicken zu wollen, so darf man auch nicht mit Kant das transscendentale Ideal oder den Begriff des absoluten Wesens für den Begriff Gottes selbst nehmen. Die Idee des Seyns ist wohl das Höchste, was der Verstand erfassen kann, aber um zum Begriffe der höchsten Realität zu gelangen, müssen noch andere Elemente zur bloßen Idee hinzukommen. Wir dürfen jedoch Gott keine undeterminirten Ideen, wie wir sie besitzen, zuschreiben, sondern müssen — im Einklange mit der Lehre des Christenthums — uns von Gott die Vorstellung machen, daß er von und in alle Ewigkeit ein intellectuelles Wort denkt, nicht aber Ideen gleich den unsrigen, die nur Möglichkeiten ausdrücken. Ein intellectuelles Wort aber setzt eine intelligente Natur voraus, die es in sich selbst ausspricht, somit setzt das göttliche Wort eine Realität voraus, von der es ausfließt, und diese erste und höchste Realität, die Quelle des ewigen Wortes, muß, wie dieses, absolut, unabhängig von Raum und Zeit und unveränderlich seyn. Ihre Natur aber ist für uns, die wir nicht einmal die Existenzen der endlichen und beschränkten Wesen begreifen können, eine völlig verborgene, und es wäre ein vergebliches Bemühen, von der höchsten Existenz, die das reale Fundament aller übrigen ist, selbst jener der Ideen, uns einen anschaulichen Begriff machen zu wollen. Wir können daher nicht Gott selbst erkennen und schauen; sondern es ist nur das von ihm ausgesprochene Wort, das ihn uns dunkel erkennen läßt, und nicht schon hier, sondern erst im Jenseits haben wir nach den Verheißungen der christlichen Religion die Hoffnung, den Schleier fallen zu sehen, und als höchsten Lohnes der Anschauung Gottes theilhaftig zu werden. Enthält aber der rein logische und abstracte Begriff eines allmächtigen Wesens nur erst die zwey Bestimmungen des intellectuellen Wortes und der es aussprechenden Realität, so enthält dagegen der christliche Begriff von Gott noch eine dritte nicht minder wesentliche, nämlich die, daß aus dieser göttlichen Intelligenz ein höchstes Princip der Moralität und der Güte emanirt. Wir finden also auch in dem Begriffe Gottes, wie bey der Analyse des menschlichen Gedankens, drey Kategorien genau zu unterscheidender Begriffe: Die Realität, die Idealität und die Moralität. Diese drey verschiedenen Ordnungen in dem menschlichen Verstande entsprechen den drey Principien, die in Gott sich identificiren, ohne sich zu confundiren, und die ein einziges Wesen (un seul Etre) ausmachen, weil Verstand und Wille sich auch nicht einmal in Gedanken von einem wirklich existirenden Subjecte, dem sie inwohnen, trennen lassen. Der Mensch kann sich also wohl eine Idee von Gott bilden, aber eine bloße Idee ist viel zu dürftig, und kann erst durch die positive Bestimmung der Realität und der Moralität zu einem wahren Inhalt gelangen. Auch schließt die bloße Idee von Gott den Atheismus noch keineswegs aus, der nur die Existenz, nicht die Idee läugnet.

VII. Von dem Principe unserer natürlichen, auf die Analogie gestützten Urtheile. Außer den aus der unmittelbaren Anwendung der transscendenten Idee des Seyns entspringenden drey untrüglichen Principien, denen des Widerspruchs, der Substanz und der Ursache, giebt es noch ein viertes, das der Analogie, welches nach Rosmini ebenfalls aus dieser Idee fließt. Es ist daher gleich jenen drey Principien ein transscendentes, kann aber keine absolute Evidenz, wie diese, sondern nur Wahrscheinlichkeit oder empirische Gewißheit gewähren. Aus dem maßlosen Vertrauen, das kühne Geister hin und wieder in dieses Princip gesetzt, entsprangen meist deren Irrthümer, wie z. B. die falsche Behauptung Laplace's, daß die Grundgesetze der Natur unveränderlich seyen, und die Präsumtion, der zufolge große Physiker die Möglichkeit der Wunder geläugnet, indem sie die Möglichkeit verkannten, daß der, welcher den Gang der Natur geregelt, es sich vorbehalten, ihn ausnahmsweise zu verändern, wenn er hiezu durch Gründe bestimmt wird, die der, über die physische so erhabenen, moralischen Ordnung der Dinge angehören.

VIII. Lösung der vier von Kant aufgezeigten Antinomien der reinen Vernunft. Die von Kant gegen die Vernunft erhobene Anklage, die sich auf die vier Antinomien derselben stützt, und wornach die Vernunft ein trügliches Vermögen wäre, ermangelt der Begründung. Denn die erste dieser Antinomien, welche auf der gleichen Unmöglichkeit beruht, einerseits die Ewigkeit und andererseits die Erschaffung der Welt zuzugestehen, findet ihre Lösung durch die Erwiderung: daß man vor die Welt in Gedanken nicht die Zeit, sondern die unbewegliche Ewigkeit setzen muß, und daß, sobald man anders Gott eine wahre und absolute Freyheit einräumt, auch nichts der Annahme entgegen steht, daß derselbe durch eine völlig freye Wahl einen Augenblick in der Ewigkeit gewählt habe, um die Welt zu schaffen, ohne zu dieser Wahl durch irgend etwas anderes, als durch eben seinen Willen bestimmt worden zu seyn. Der Widerspruch der zweyten Antinomie, die sich auf die Theilbarkeit der Materie bezieht, welcher Gränzen zu setzen eben so schwer scheint, als keine zu setzen, verschwindet, wenn man die ideale und die reale Ordnung der Dinge gehörig unterscheidet. In der idealen Ordnung ist die Theilbarkeit der Materie unendlich, weil die ideale Möglichkeit der Ausdehnung niemals aufhört; in der Ordnung der erschaffenen Realitäten aber muß man nothwendig zu dem Atom der neueren Chemie gelangen, weil die gegentheilige Annahme sich mit dem Begriff einer durchaus beschränkten und endlichen Existenz nimmermehr vereinbaren läßt. Gegen die dritte Antinomie, die auf dem Widerstreite zwischen der Causalität nach den Gesetzen der Natur und der Causalität durch Freyheit beruht, ist zu erinnern: daß der Begriff der Ursache, welcher uns nöthigt, jeder Wirkung ein Wirkendes vorhergehen zu lassen, keineswegs ausschließt, daß diese Ursache, wie in der Körperwelt eine nothwendige, so in der Geisterwelt eine freye sey, d. h. sich bestimme, ohne dabey genöthigt zu seyn, einem äußeren Antriebe zu folgen. Die Freyheit selbst übrigens kann nur durch den inneren Sinn in Erfahrung gebracht werden, und ist ein nicht mehr und nicht weniger unbegreifliches Vermögen, als die Sensibilität, der Verstand und jedes andere ursprüngliche Vermögen. Ihre Realität kann nur durch Berufung auf das Zeugniß des Bewußtseyns bewiesen werden. Endlich in Ansehung der vierten, schon durch das vorher Bemerkte gelösten Antinomie, welche die Existenz eines schlechthin nothwendigen Wesens als Ursache der Welt zugleich affirmirt und negirt, genügt die Bemerkung: daß alle triftigen Argumente, womit man die Existenz eines absolut nothwendigen Wesens als Ursache der Welt beweist, auf die Existenz Gottes ihre Anwendung finden; daß dagegen jene, denen zufolge behauptet wird, es existire überall kein schlechthin nothwendiges Wesen als Ursache der Welt, auf eine schlagende Weise das christliche Dogma bestätigen, daß der göttliche Wille, durch den die Welt aus nichts geschaffen worden, kein nothwendiger war. — Hiermit glauben wir die Vernunft von der gegen sie erhobenen Anklage gereinigt, und dem Skepticismus seine am meisten zu fürchtenden Waffen entrissen zu haben. In dem nachgewiesenen Einen Principe, auf dem unser gesammtes Erkennen beruht, haben wir den festen Punkt des Archimedes

gefunden, und diesem gegenüber muß der Skepticismus seine Unmacht bekennen.

Vorstehende Skizze der Metaphysik des Abbé Rosmini, die wir so gedrängt, aber auch, in Ansehung ihrer Hauptpunkte, so erschöpfend als möglich zu geben uns bemüht, dürfte den Leser hinlänglich in Stand setzen, sich ein Urtheil über das Charakteristische derselben zu bilden, und wir haben daher, mit Uebergehung der Abhandlung „über die Natur des moralischen Principes," dessen Begründung theils aus dem bereits Mitgetheilten, theils aus dem noch Nachfolgenden ohnehin im Allgemeinen ersichtlich ist, und der ebensfalls in's Detail zu folgen uns hier der Raum verbietet, nur noch den Ideengang des Verf. in den Fragmenten über die Philosophie des Christenthums in Kürze darzulegen.

Die Untersuchung der in dem ersten Abschnitte dieser Fragmente vorangestellten Frage, wie sich die wahre Metaphysik zur christlichen Religion verhalte, wird von dem Verfasser mit einem geschichtlichen Rückblicke eingeleitet — auf die Erschütterungen, welche die Moral durch den Sensulalism, Materialism und Skepticism erfahren, sodann auf Kant, Jacobi, Fichte und Schelling, die nach einander zuerst die Vernunft, dann den Menschen und endlich die Natur und den Menschen zugleich divinisirten, den eigentlichen Ursprung der moralischen Begriffe aber unerklärt gelassen, der nicht ein menschlicher ist, sondern nur in Gott begründet seyn kann. Denn alles moralische Gefühl kann seinen Grund nur in den Eigenschaften und dem Charakter desjenigen Objectes haben, durch das es die Anregung zum Guten erhält. Eine moralische Affection ohne Object erscheint als Absurdität, und es ergiebt sich daher hieraus die Nothwendigkeit der Erkenntniß eines vergeltenden Gottes (Dieu rémunerateur) als Grundlage und Bedingung aller Entwicklung der Moralität. Und diese Theorie schließt sich vollkommen an die über den Ursprung und die Natur der Ideen an. Denn auch in der moralischen Ordnung begegnen uns einfache moralische Ideen, welchen als Ausdruck bloßer Möglichkeiten keinerley Einwirkung und Einfluß auf den Willen zukommt. Erst das moralische Gefühl verleiht der Seele ein Motiv zur Ergänzung der moralischen Idee und zur Affirmirung ihrer Autorität, und diese moralische Affection allein bewirkt, daß der Geist, statt in den Ideen der Gerechtigkeit und der Pflicht bloße Möglichkeiten und Abstractionen ohne Subsistenz zu erblicken, ihre wahre Realität inne wird (sent), und das Ideal der Tugend als wirklichen und positiven Zweck des Lebens mittelst der verbes intellectuels et moraux, die nicht bloß die Ideen, sondern auch die Realität der Pflichten affirmiren, erfaßt.

In der hierauf im zweyten Abschnitte folgenden Untersuchung über den Glauben erinnert der Verf. zuvörderst an die drey Kategorieen des Sinnlichen, Idealen und Moralischen, und die Unterscheidung der idealen und realen Seite des letzteren, und macht darauf aufmerksam, daß die Realität des Moralischen weder durch den Sinn, noch den Verstand, sondern nur durch den Glauben verbürgt sey. Jenen Kategorien entsprechend, sind daher die Sensation, die Intelligenz und der Glaube als die drey Fundamente aller Erkenntniß zu betrachten. Die neuere Philosophie hat im Grunde bloß die zwey ersten Principien anerkannt, damit aber auch der Moral ihr ganzes Fundament entzogen. Die natürliche Vernunft setzt nothwendig den Glauben voraus und implicirt denselben. Was die Unterscheidung zwischen religiösem und philosophischem Glauben anbelangt, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß man dabey zur Erkenntniß zweyer wichtiger Wahrheiten gelangte: erstens einmal, daß es etwas giebt, was weder die Physik, noch die Logik zu erklären vermag, und was rein Sache des Glaubens ist, und zweytens daß dieser Glaube mit Moralität und Tugend in wesentlichem Zusammenhange steht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Fragmens philosophiques par le Marquis Gustave de Cavour etc.

(Fortsetzung.)

Die Unterscheidung des Glaubens aber in einen moralischen, religiösen und kirchlichen ist unvereinbar mit der christlichen Lehre, da es weder eine von der Religion getrennte Moral, noch einen von dem wahren kirchlichen Glauben, der nur Einer seyn kann, verschiedenen religiösen Glauben geben kann. In ersterer Beziehung besteht der Grundirrthum in der Verkennung des Princips, daß der Mensch sich durch sein Denken zu Gott nicht erheben kann, ohne daß Gott durch eine auf die menschliche Natur ausgeübte Action sich demselben zum Theil zu erkennen gegeben. Diese Action, welche Gnade heißt, ist es, die den Menschen die ersten religiösen Glaubenswahrheiten und insbesondere die eines höchsten Vergelters (souverain rémunérateur) inspirirt hat. Der Glaube kann daher lediglich als ein reines Gnadengeschenk des Schöpfers, also keineswegs als ein wesentliches und constitutives Princip der menschlichen Natur, sondern nur als ein ihr eingeimpftes und gleichsam auf sie erst gepfropftes Princip (comme un principe inoculé dans la nature humaine, et en quelque sorte greffé sur elle) betrachtet werden. Verhielte es sich mit demselben nicht also, so könnte er nicht auch verloren gehen, wie uns die Beobachtung und Erfahrung schon so oft gezeigt, und es hätten dann die christlichen Schulen ihm nicht den Namen einer übernatürlichen Disposition der Seele gegeben.

Der dritte Abschnitt ist der Prüfung des Werthes der natürlichen Beweise für das Daseyn Gottes und ihres Einflusses auf die Moralität des Menschen gewidmet. Das Schlußurtheil hierüber ist: Die Beweise für das Daseyn Gottes, welche aus der natürlichen und idealen Ordnung der Dinge abgeleitet werden, lassen uns allerdings Gottes Allmacht und Weisheit erkennen, so zwar, daß der Atheist, der sie nicht anerkennen wollte, nicht zu entschuldigen wäre; soll jedoch Gott für uns Gegenstand eines wahrhaft moralischen und religiösen Glaubens werden, so muß in ihm eine dritte wesentliche Eigenschaft erkannt werden, die sich nur aus der moralischen Ordnung beweisen läßt. Eben diese setzt aber, wie bereits früher gezeigt worden, den Glauben an einen vergeltenden Gott schon voraus, und entbehrt ohne diesen ihres ganzen Fundamentes. Aus diesem circulus vitiosus, bey dem wir hiermit angelangt, giebt es nur den einen, durch das Christenthum uns gezeigten Ausweg, daß wir die Gnade und ihre mysteriöse Wirkung als die erste Ursache und die verborgene Quelle des uns zur geistigen Wiedergeburt verhelfenden Glaubens anerkennen. Alle Beweise der natürlichen Religion haben noch einige Dunkelheit in sich, und schließen den Zweifel niemals völlig aus, was uns zur Einsicht der Schwäche unserer Natur und der Nothwendigkeit einer uns von außen kommenden Hülfe und sicheren Führung bringen mag, oder mit anderen Worten, was den philosophischen Hauptbeweis für die Nothwendigkeit einer Offenbarung an die Hand giebt.

Der vierte Abschnitt handelt von dem Verhältnisse der Religion zur Philoso-

phie. Hier wird zunächst die Schwierigkeit der wechselseitigen Verständigung zwischen dem Gläubigen und Ungläubigen besprochen, und bemerkt, daß dem letzteren gegenüber die Philosophie sich darauf zu beschränken habe, die bloße Möglichkeit des Glaubens zu zeigen, wobey ihr die Geschichte der Menschheit hülfreiche Hand leiste. Der religiöse Glaube hat nämlich so große Wirkungen in der Welt vollbracht; er hat die Völker so von Grund aus erschüttert, und ihre Sinnes- und Lebensweise dergestalt umgewandelt, daß es für einen Menschen von offenem und gesundem Sinne unmöglich ist, hierin die Wirkung einer mächtigen Ursache zu verkennen, deren Energie sich in ungeheuren Erscheinungen offenbart. Diese Thatsache und die Existenz eines allem Glauben inwohnenden reellen Gefühles hat auch der Ungläubige nicht das Recht in Abrede zu stellen, und wenn er sie auch als Täuschung des Geistes, der zufolge der Mensch in den Gegenständen seines Cultus nur sein eigenes Werk anbetete, erklären wollte, so ist er doch außer Stande, sie ganz zu läugnen, und muß demzufolge wenigstens die Möglichkeit des Glaubens zugestehen. Hat aber auch die Philosophie dem Ungläubigen zunächst nur das Zugeständniß der Möglichkeit des Glaubens abzunöthigen, so folgt daraus doch keineswegs, daß sie etwa dem Glauben gegenüber überhaupt nur eine passive oder neutrale Rolle zu spielen habe. Im Gegentheile obliegt der wahren Philosophie, in den Gemüthern das Verlangen nach dem Glauben, ja das Bedürfniß desselben zu erwecken, indem sie da, wo es sich um die Erkenntniß der Bestimmung des Menschen handelt, zeigt, daß die menschliche Natur incomplet, gebrechlich und mangelhaft ist, und demzufolge eines höheren Principes bedarf, das ergänzend, rettend und lenkend auf sie einwirkt. Verstand und Vernunft, diese hehren Gaben, die unstreitig den Menschen zum König der Schöpfung machen, sind durch eine bemerkenswerthe Eigenheit unvermögend, ohne hülfreiche Mitwirkung des Glaubens den Zweck des menschlichen Lebens zu erkennen. Während die Vernunft mit ungemeiner Klarheit und unwiderstehlicher Autorität uns die Mittel weist, einen schon gegebenen Zweck zu erreichen, ist sie außer Stande, für sich selbst den höchsten Zweck unseres Daseyns festzusetzen. Sie muß die Bestimmung hierüber nothwendig erst empfangen, sey es nun durch den Glauben, oder den Instinct. Im ersteren Falle ist es Gott, im zweyten ist es die Lust, zwischen welchen, als den einzigen Triebfedern, die Freyheit wählen kann. Denn obschon der Mensch durch sein Denken das Absolute und Unveränderliche erfaßt, so offenbart sich ihm dasselbe in der That doch nur unter der idealen Form; und unter dieser Form, in der es der Subsistenz ermangelt, übt es keinen Einfluß auf seinen Willen aus. Der Glaube allein also, indem er da, wo der natürliche Verstand nur Idealitäten sieht, eine absolute Realität zeigt, verhilft zu einem naturgemäßen wirksamen Gesetze, indem er an die Stelle einer sublimen Abstraction des Denkens den Willen Gottes setzt.

Welches wird nun aber das philosophische Kriterium der wahren Religion seyn? Mit dieser Frage beschäftigt sich unser Verfasser in dem fünften Abschnitte, gleich von vorneherein bemerkend, daß dieses Kriterium nicht gerade ein einziges und einfaches seyn müsse, sondern auch aus einer Gesammtheit von Indicien und Beweisen sich ergeben könne. Das Resultat dieser Untersuchung ist: daß, wenn der menschliche Geist vom Unglauben, oder vom Zweifel in Ansehung seiner wahren Bestimmung mit Hülfe der Philosophie sich zu befreyen sucht, er die Lehren, die sich gleichmäßig als geoffenbarte ankündigen, nach drey verschiedenen Beziehungen hin der Prüfung unterwerfen muß, um sich über ihren relativen Werth entscheiden zu können. Zuvörderst muß er sich die Gewißheit verschaffen können, daß die Dogmen, um deren Annahme es sich handelt, weder Widersprüche, noch Ungereimtheiten enthalten; dieß aber ist auch Alles, was die Vernunft bey dieser ersten Prüfung zu fordern berechtigt ist. Sodann hat er darauf zu sehen, ob die Lehre, welche er untersucht, in Einklang mit den Principien der natürlichen Religion steht, und ob die positiven Vorschriften, die sie damit verbindet, mit den Bedürfnissen der Seele und unserer moralischen Natur harmoniren. Hiermit ist aber keineswegs die Beschränkung ausgesprochen, daß es nichts über die Vernunft geben, und die Offenbarung uns nicht Aufschlüsse ertheilen könne, die außer dem Horizonte der Vernunft liegen, ohne ihr deßhalb zu

widersprechen. Als Beyspiel können hier die Lehren von der Wirksamkeit des Gebets und von der Dreyheit in der göttlichen Einheit dienen, die beyde der Vernunft nicht im mindesten widersprechen, aber auf einer über sie hinausgehenden Offenbarung beruhen. Endlich drittens kommt es dem menschlichen Geiste zu, die Beweise für das Factum einer Offenbarung, deren Angemessenheit und Möglichkeit uns die Philosophie hat erkennen lassen, deren Realität aber uns allein das Factum lehren kann, der Prüfung zu unterwerfen. Von dem Augenblicke aber an, da die Lösung eines Zweifels auf einer Frage nach dem Factum beruht, muß man offen bekennen, daß die Untersuchung hierüber nicht mehr der bloßen Speculation und reinen Theorie angehört. Hier ist allein die Erfahrung competent; an sie muß man nothwendig sich wenden, und was sie bezeugt und lehrt, muß mit offenem und unbefangenem Sinne aufgenommen werden.

Der siebente Abschnitt, welcher davon handelt, wie die nothwendige Uebereinstimmung der philosophischen und der religiösen Wahrheit zu verstehen sey, schließt mit der Bemerkung: daß die mit aufrichtigem und unpartheyischem Geiste behandelte Philosophie jeden wahrheitsliebenden Menschen nicht bloß zur Erkenntniß der Möglichkeit einer Offenbarung führen, sondern auch das lebhafteste Verlangen in ihm rege machen müsse, einer solchen theilhaftig zu werden. Alles, was man nach diesem ersten Schritte von dem Menschen, der dem Zweifel in religiösen Dingen entsagen will, fordern kann, ist dieß, daß er den Werth der Beweise für das übernatürliche Factum, das in der Idee einer Offenbarung enthalten ist, einer Prüfung unterwerfe, und es nicht mache, wie gewisse Geister, die, indem sie im voraus sich dahin entschieden haben, nichts zuzugeben, was über den gewöhnlichen Gang der Dinge hinaus geht, alle Zeugnisse für wunderbare Thatsachen und alle Indicien einer über der Natur stehenden Macht zurückweisen.

Was nun aber die Beweise für die Thatsache der Offenbarung selbst anbelangt, deren Erörterung der siebente Abschnitt gewidmet ist, so wendet sich der Verf. hier zunächst zu den historischen Beweisen, glaubt jedoch mit diesen sich nicht näher beschäftigen zu dürfen, da dieselben von den Apologeten des Christenthums längst auf das gründlichste entwickelt und erschöpft worden, sondern auf eine andere, bisher weniger berücksichtigte und nicht minder kräftige Beweisart, die besonders für die Gegenwart sich eigne, aufmerksam machen zu müssen. Es führen dazu folgende Betrachtungen. Die Grundlehre des Christenthums ist die von der göttlichen Gnade, und diese hängt auf das innigste mit der Lehre von den Sacramenten und deren mysteriösen Wirksamkeit zusammen. Diese Wirksamkeit der Sacramente ist nun aber eine Thatsache, die sich durch die Erfahrung, wenn nicht durch eigene, doch durch fremde, constatiren läßt. Denn, wenn z. B. ein Philosoph, der schon von Jugend auf im Unglauben herangewachsen, Menschen sieht, die mit Leichtigkeit und voll Freude schwere Tugenden üben, dann wieder andere, die, vorher noch mit Schuld und Verbrechen belastet, durch die Reue gänzlich verändert und gewissermaßen umgewandelt worden; besonders aber wenn er solche sieht, die die größten und wahrhaft heroische Opfer, die von einer gänzlichen Selbstverläugnung zeugen, bereitwilligst bringen; und wenn eben die Menschen, welche diesen außerordentlichen Anblick gewähren, auf das lauteste versichern, daß sie hiezu selbst nicht durch die äusserste Anstrengung ihrer Willenskraft, sondern nur durch die Einwirkung eines Gefühles bestimmt worden sind, das sie durch Inspiration in Folge der Uebung des christlichen Cultus empfangen haben; so muß er dann doch wohl erkennen, daß es in der christlichen Heilsordnung, deren Ceremonien scheinbar unwirksam sind, eine verborgene, aber über allen Zweifel erhabene Macht giebt, die auf das Herz und den Willen des Menschen wirkt. Geben wir aber nur einmal dieß Eine zu, dann bieten alle übrigen Beweisführungen keine weitere Schwierigkeit dar. Nur dieser erste Schritt kostet der Vernunft ein wenig Mühe, der nämlich, womit sie, um mit der alten Sprache der Schule zu reden, von der natürlichen Ordnung der Dinge zur übernatürlichen übergeht. Die Schwierigkeit dieses Uebergangs hat das Christenthum selbst beständig ausgesprochen, indem es ein viel geringeres Gewicht auf die Evidenz der Beweise, als auf eine

moralische Prädisposition des Herzens legt. Während daher die Völker der alten Zeit von dem Heidenthume durch den Glauben an die Wunder, die die Verkündigung der neuen Lehre begleiteten, bekehrt wurden, kann es sich in unseren Tagen fügen, und muß wohl sehr oft der Fall eintreten, daß moderne Skeptiker ihre Rückkehr zum Christenthume damit beschließen, daß sie an die Wunder des Evangeliums glauben, und zwar lediglich auf den Glauben hin, den ihnen das Gefühl der Heiligkeit seiner Lehren und die Wirksamkeit seiner durchdringenden Kraft einflößt. Auf diesem Wege dürfte es am allereheften gelingen, in den Ungläubigen unseres Jahrhunderts den eingeschlummerten Glauben wieder zu erwecken; denn kein historisches Zeugniß kann in ihren Augen ein Gewicht haben, um die Wirklichkeit eines Wunders zu beweisen, so lange sie a priori jedes Wunder für unmöglich halten. Auf solche Geister macht allein das Schauspiel der mächtigen Wirkung, welche das Christenthum auf die ganz von ihm erfüllten Gemüther ausgeübt hat und noch fortwährend übt, einen Eindruck, indem sie hierin eine Art innerer Beweise erblicken, die für sie ein größeres Gewicht haben, als die historischen Beweise, die man in früheren Zeiten in die erste Reihe zu stellen Grund hatte. Wenn es indeß auch wahr ist, daß die Moralität, und die Güte des Christen für die Ungläubigen einen der mächtigsten Beweise für die Wahrheit des Christenthumes darbieten, und derselbe überdieß bey Geistern, die den Werth der historischen Zeugnisse nicht zu würdigen wissen, einzig und allein noch Eingang findet, so darf man dennoch nicht versäumen, zugleich das negative Kriterium der christlichen Religion in sein rechtes und volles Licht zu setzen, d. h. ihren Zusammenhang und ihre Analogie mit den Principien der Vernunft aufzuzeigen. Denn obgleich diese beyden letzteren Bedingungen nicht hinreichen, um eine vollständige Beweisführung herzustellen, so könnte doch in der That, fehlten dieselben wirklich, auch kein factischer Beweis einer an sich selbst schon mangelhaften Lehre zur Begründung dienen. Die Obliegenheit und Pflicht des christlichen Apologeten ist also hierdurch genau bestimmt. Handelt es sich um das Dogma selbst, so wäre es ungereimt, durch natürliche Mittel dasjenige beweisen zu wollen, was uns als ein von Natur aus Verborgenes gegeben worden. Alles, was zur klaren Einsicht gebracht werden soll, beschränkt sich auf die Möglichkeit und den inneren Zusammenhang der Lehre; es muß gezeigt werden, daß man nichts Absurdes glaubt, nicht aber, daß man nichts Uebernatürliches glaubt. Sobald es sich aber um die Thatsache der Offenbarung handelt, muß der Apologet eine andere Rolle übernehmen. Denn wenn er sich bis hieher auf der Defensive gehalten, sich vorzüglich darauf beschränkend, nur die Angriffe von sich abzuwenden, so liegt ihm jetzt ob, was wohl in's Auge zu fassen ist, nicht der Beweis einer Theorie, sondern der einer Thatsache. Der wahrheitsliebende Philosoph dagegen auf der anderen Seite hat kein Recht, noch mehr zu verlangen. Seine Vernunft gewährt ihm kein Princip, dem zufolge er alles das, was den gewöhnlichen Lauf der Natur überschreitet, für unmöglich erklären könnte. Wenn er auch an der Wirklichkeit einer Offenbarung zweifeln kann, ihre Möglichkeit vermag er nicht zu läugnen. Eine gesunde Philosophie fühlt in dieser Beziehung ihre Schwäche und Unmacht, und zeigt folglich dem Menschen, daß er nicht berechtigt sey, dasjenige mit stolzer Geringschätzung zu behandeln, was religiösen Menschen als unmittelbare göttliche Offenbarung gilt. Es ist also eine Einsicht von großem Gewicht, daß man, wenn es sich von einer Lehre handelt, die die Nothwendigkeit des Glaubens verkündigt, sich in einen Widerspruch durch die Forderung verwickelt, daß es hier jener Art von Beweisen bedürfe, welche man evidente nennt, und die von jedem Geiste bloß darum, weil er Verstand besitzt, nothwendig anerkannt werden müssen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Fragmens philosophiques par le Marquis Gustave de Cavour etc.

(Schluß.)

Der achte und letzte Abschnitt führt die Ueberschrift: Von dem gegenwärtigen Streben des menschlichen Geistes nach einer Rückkehr zur christlichen Lehre. Drey Principien sind als die Quelle aller menschlichen Erkenntniß nachgewiesen worden: 1) das Zeugniß der Sinne, 2) der Verstand mit seinen die sinnliche Erfahrung transscendirenden Principien, und 3) der religiöse Glaube. Die beyden ersteren sind uns angeboren, das dritte aber ist es nicht, sondern ist unserer Seele eingeimpft, kömmt uns von außen zu. An diese Nothwendigkeit einer Uebertragung (transmission) des Glaubens knüpft sich die Lehre, die uns in dem Christenthume nicht bloß ein harmonisches System speculativer Wahrheiten, sondern auch ein sicheres Mittel, den Willen und alle praktischen Bestrebungen des Menschen zu regeln, bietet. Es frägt sich daher jetzt, ob eben diese Lehre sich wohl versprechen dürfe, die Geister der Gegenwart unter den auf sie einwirkenden Einflüssen wieder für sich zu gewinnen, und ob die Tendenzen der modernen Philosophie der Hoffnung Raum geben, daß sie dahin gelangen könne, Dogmen anzuerkennen, gegen die sie annoch einen gewissen Widerwillen äußert. Ein Blick auf die europäische Philosophie im Ganzen und auf die Resultate des Ganges, welchen die Philosophie in unseren Tagen verfolgt, eröffnet uns in dieser Beziehung die tröstlichsten und erfreulichsten Aussichten. Zwar begegnen wir in der Geschichte der modernen Zeitalter, wenn wir ihre geistige Entwicklung in's Auge fassen, und dieselbe auf ihren einfachsten Ausdruck zurückführen und reassumiren, einer ungeheuren Reaction gegen das Princip der Autorität — einer Reaction, die, wie dieß stets bey allen großen Bewegungen der Menschheit der Fall ist, zum Theil begründet war, zum Theil aber auch durch Leidenschaft und Irrthum angefacht und weiter verbreitet worden. Aller Irrthum aber findet nothwendig seine Grenzen, und nur dem Fortschritte in der Wahrheit sind keine Schranken gesetzt. Nach einander wurde der Skepticismus, der Sensualismus und der Rationalismus seiner Unzulänglichkeit und Trostlosigkeit überführt, und noch in der neuesten Zeit sah sich die rationalistische Schule genöthigt, zur Anerkennung des Glaubens, wenn auch nicht des übernatürlichen, doch des natürlichen, zurückzukehren. Um nun aber die Philosophie zu dem weiteren Schritte zu vermögen, von der irrthümlichen Behauptung eines angebornen Glaubens hinweg zur Anerkennung seines übernatürlichen Ursprunges sich zu wenden, giebt es nur ein einziges Mittel, auf das hier eine Berufung stattfinden kann, — die Erfahrung. Zeige man uns, daß die Lehren des reinen religiösen Rationalismus einen lebendigen und thätigen Glauben als Quelle bewunderungswürdiger Tugenden und hoher Selbstverläugnung erzeugen: daß der vermeyntliche rationale Glaube die Wunder bewirke, welche seit achtzehn Jahrhunderten der christliche Glaube in den gläubigen Gemüthern wirkt, und wir wollen dann dem Rationalismus das Recht zuerkennen, sich

dem Christenthume, dessen Nebenbuhler er sich in diesem Falle nennen könnte, zu widersetzen. Was aber bey dem Versuche eines solchen Beweises sich ergeben wird, können wir ohne Wagniß voraussagen. So sehr der Rationalismus ganz und gar da an seiner Stelle war, wo es sich um Bekämpfung des Sensualismus handelte, eben so ist er verurtheilt, allemal nur seine Schwäche zu zeigen, wenn er es ernstlich versuchen will, für sich allein eine befriedigende und vollständige Lösung des großen Problemes der menschlichen Bestimmung zu erzielen. Dieses radicale Unvermögen des Rationalismus erscheint uns durch die Geschichte der neueren Philosophie zur Genüge erwiesen und an den Tag gekommen zu seyn. Gewiß giebt es in dem Systeme Kant's gar Manches, was auch jetzt noch immer Beachtung verdient; aber von da an, als dieser eben so tiefe, als kühne Denker laut erklärte, daß die reine Vernunft unfähig sey, auch nur mit einem einzigen Worte auf die große Frage nach der menschlichen Bestimmung zu antworten, haben alle weiteren, auf die Lösung dieser Frage gerichteten Versuche und Bemühungen nur dazu gedient, es immer klarer zu machen, daß hier ein Räthsel vorliegt, dessen lösendes Wort die auf ihre eigenen Kräfte beschränkte Vernunft nicht zu finden im Stande ist. Warum der Mensch hienieden, welches die ihm übertragene Rolle, und was das wahre Ziel seiner Bestimmung sey, was er jenseits des Grabes zu hoffen und zu fürchten habe, — auf alle diese capitalen Fragen, in Ansehung deren sich die Menschheit unmöglich gleichgültig verhalten kann, bedarf es einer bestimmten, den ganzen Menschen befriedigenden Antwort. Außer diesen beyden gewichtigen Thatsachen, über welche uns der gegenwärtige Zustand der philosophischen Wissenschaften das vollste Licht gegeben, daß uns nämlich einerseits der Rationalismus über unsere Bestimmung nicht vollständig aufzuklären vermag, andererseits die Menschheit auch nicht im Indifferentismus und Zweifel über eine solche Lebensfrage verharren kann, giebt es aber noch eine dritte Wahrheit, die nicht erst der Entwicklung bedarf, und von der heutzutage jeder Gebildete überzeugt ist: daß nämlich unter allen auf diesem Erdenrunde herrschenden Religionen sich eine einzige, und diese ist das Christenthum, mit der Vernunft verträgt und mit ihr in vollkommenem Einklange steht. Womit indeß nicht gesagt seyn soll, daß die Vernunft allein — ohne den Glauben genügte, um die Wahrheit der christlichen Lehre zu begründen, sondern eben nur dieß, daß diese religiöse Lehre die einzige ist, an der die Vernunft weder eine Ungereimtheit, noch einen Mangel an Zusammenhang auszustellen im Stande ist. Diese drey schlagenden Thatsachen berechtigen unbedenklich zu der Behauptung, daß eine Rückkehr der europäischen öffentlichen Meynung zu den reinen Lehren des Christenthums in der Natur der Dinge und Verhältnisse liegt, und durch sie nothwendig herbeygeführt werden muß; daß die unveränderlichen Gesetze des menschlichen Geistes uns dieselbe gebieten; und daß die vielfachen Anzeigen, die seit mehreren Jahren diese Rückkehr anzudeuten scheinen, keine bloß vorübergehenden und ephemeren Erscheinungen sind, sondern einen tieferen philosophischen Grund haben, der ihre Fortdauer und Solidität verbürgt. Auch kann es überdieß dem nicht bloß oberflächlichen Beobachter kaum entgehen, daß die große Reactionsbewegung gegen die Autoritäten, denen das Mittelalter seine Verehrung zollte, und gegen die Institutionen dieser Epoche eine völlig veränderte Richtung genommen. Sie beherrscht zwar noch die Massen, und die politische Ordnung empfindet noch immer schmerzlich die Nachwehen ihres Einflusses; aber in den höheren Kreisen der Intelligenz ist davon keine Spur mehr zu finden. Unsere Denker fühlen jetzt, daß es das erste Bedürfniß der Wissenschaft ist, alles zu begreifen und alles zu erklären; daß man, um zu diesem Ziele zu gelangen, die Thatsachen der Geschichte, so wie sie wirklich sich begeben, annehmen muß; daß man ferner, um die Vergangenheit gerecht zu würdigen,

weder von Haß noch Leidenschaft gegen sie eingenommen seyn darf; und endlich daß für loyale Menschen von verschiedenen Ansichten, wenn sie mit einander in Berührung kommen, es eine positive Verpflichtung ist, eine wechselseitige Verständigung zu erstreben, damit sie selbst dann, wenn keine Uebereinstimmung unter ihnen hat erzielt werden können, nicht ungerechter Weise sich beschuldigen. Wir sehen bereits, daß eine gesunde Philosophie es nicht weiter Hehl hat, daß sie unvermögend ist, das große Problem der Bestimmung des Menschen vollkommen zu lösen. Mehr ist von ihr nicht zu verlangen. Wenn auch die Massen eben dahin gekommen seyn werden, was in die Länge nicht ausbleiben kann, da die öffentliche Meynung stets, wenn auch von ferne, dem Gange der höheren Geister folgt, so wird der Mensch keine andere vernünftige Wahl mehr vor sich haben, als entweder einem absoluten Zweifel über jene große Frage sich zu ergeben, oder offenen und empfänglichen Sinnes die ihm durch das Christenthum gebotene Lösung hinzunehmen. Aller Skepticismus aber kann nur zerstörend wirken und die Menschheit ihres Trostes und ihrer theuersten Hoffnungen berauben, nie aber kann er auf sie einen dauernden Einfluß gewinnen und sie beherrschen. Auch er übrigens war in den Planen der Vorsehung gelegen als Mittel und Weg zur Rückkehr zum Glauben. Mit dem Rationalismus ist zuzugeben, daß das Christenthum seine Mission — als moralische Erziehung des Menschengeschlechtes — noch nicht beendiget hat. Aber es ist dieß in einem noch anderen Sinne, als in dem obigen zu verstehen; denn des Menschen wahre Heimath ist nicht hienieden, sondern jenseits, und erst am Ende der Zeiten, wo uns ein neuer Himmel, eine neue Erde und eine unsterbliche Ueberkleidung verheißen ist, wird das Christenthum seine ganze Mission erfüllt haben.

Nach einer so ausführlichen Berichterstattung, wie die eben beendigte, können wir für eine in's Einzelne gehende Beurtheilung der vorliegenden Schrift kaum noch einen Raum ansprechen, weßhalb wir uns auf einige kurze, allgemeine Schlußbemerkungen über dieselbe beschränken. Das Hauptinteresse, das diese „Fragmente“ dem deutschen Leser gewähren, liegt wohl zunächst darin, daß man daraus erfährt, wie nun auch in der ausländischen Philosophie sich nachgerade Stimmen erheben, welche mit der neuesten deutschen Philosophie in einem gemeinsamen Resultate sich vereinigen, in einem Resultate, zu dem zwar beyde auf verschiedenen Wegen gekommen sind, das aber hier wie dort, in der gewonnenen Erkenntniß und Einsicht sich ausspricht: „daß es unmöglich ist, mit dem rein Rationalen an die Wirklichkeit heranzukommen.“ *) Freylich sind die Folgerungen, die auf beyden Seiten hieraus gezogen werden, von ganz verschiedener Art. Die deutsche Philosophie hat in der Gegenwart, weit entfernt sich durch das Mißlingen ihrer bisherigen Bemühungen entmuthigen zu lassen, vielmehr einen neuen Versuch gemacht, die Wirklichkeit auf speculativ-geschichtlichem Wege zu erklären, und dadurch ein wahrhaft positives Wissen zu erzielen. Rosmini dagegen und der sich ihm anschließende Verfasser dieser Fragmente sehen das wahre Heil der Philosophie nur in dem Aufgeben aller weiteren Hoffnung, die Wirklichkeit, die Existenz der Dinge je erklären zu können, und demzufolge in der strengsten Zurückführung dieser Wissenschaft auf die ihr durch die Wirklichkeit gezogenen Grenzen. Innerhalb dieser Grenzen reicht, Rosmini zufolge, eine einzige transscendente Idee hin, nämlich die Grundidee des Seyns, um auf ihr das ganze Gebäude der Ideologie (Logik und Metaphysik) aufzuführen.

*) Man sehe Schelling's Vorrede zu Cousin ꝛc. S. XV.

Da diese Idee die bloße Möglichkeit des Seyns in sich schließt, so ist jeder Widerspruch, jede Collision mit irgend einer gegebenen Wirklichkeit unmöglich. Diese letztere aber ist an sich völlig unbegreiflich, und ist eine dreyfache; denn es giebt eine reale, ideale und moralische Welt, die von einander absolut verschieden, und deren Principien nur in Gott ursprünglich eins sind, und denen im menschlichen Geiste die Sensation, die Intelligenz und der Glaube entsprechen. Die beyden ersteren Vermögen sind angeborne, den Glauben aber empfangen wir erst durch eine besondere Einwirkung von Oben, durch die göttliche Gnade. — Nimmt man keinen Anstoß an dem absoluten Gegensatze dieser drey Ordnungen oder Principien, der, wie ausdrücklich behauptet wird, keiner Vermittlung fähig und bedürftig ist, und giebt man überhaupt einmal die Vordersätze zu, von denen hier ausgegangen wird, dann kann man auch in deren Consequenzen sich wohl zurecht finden. Dann aber müßte man auch auf den ganzen Fortschritt der neueren Philosophie, der, wie Schelling erst jüngst noch bemerkt hat, „nicht in dem Materiellen ihrer Sätze, sondern in ihrer Methode liegt,“ *) verzichten. Kann und will man dieß nicht, so bleibt nichts übrig, als zu zeigen, daß man auch in der That zu leisten im Stande ist, was man verspricht, ein System nämlich zu begründen, welches eine die Menschheit in ihren höchsten und heiligsten Interessen wahrhaft befriedigende, positive Erklärung der Wirklichkeit gewährt. Da jedoch der vollständige Beweis der Möglichkeit eines solchen Systemes erst noch zu erwarten ist, indem die Lehre, die diese umfassenden Aufschlüsse zu geben sich anheischig gemacht, noch nicht vollends an's Licht getreten, so mögen wir immerhin auch derjenigen Philosophie, die sich ein nur bescheidenes und beschränkteres Ziel setzt, das Wort gönnen, und nicht vergessen, daß es der Weltweisheit immerhin besser ansieht, ihr Unvermögen, die Wirklichkeit der Dinge zu erklären, offen zu bekennen und derselben geradezu aus dem Wege zu gehen, als sich ihr gegenüber mit unerklecklichen dialektischen Künsten zu brüsten, und sie etwa nach Hegel'scher Art ganz zu escamotiren. Ueberhaupt aber wäre es unbillig, an philosophische Schriften des Auslandes lediglich den Maßstab der deutschen Philosophie anlegen zu wollen. Wie viele theils widersprechende, theils einschränkende, oder berichtigende und ergänzende Bemerkungen von Seite dieser über die hier entwickelten Lehren im Ganzen, wie im Einzelnen vorzubringen wären, bedarf nicht erst der Erwähnung. Dieß hindert jedoch nicht, dem eben so bescheidenen, als ernsten und besonnenen, und von wahrer christlicher Humanität und Duldung beseelten Forschergeiste, der sich sowohl in dem Systeme Rosmini's, als auch in diesen Fragmenten allenthalben ausspricht, die vollste Anerkennung zu zollen, und auch unsererseits mit den Worten des Verfassers zu schließen: Que les penseurs qui marchent à la tête du mouvement intellectuel, adoptent cette antique devise: Unité de doctrine dans les choses nécessaires; liberté dans les douteuses; bienveillance dans toutes: et le calme renaissant dans les ésprits ne tardera pas à se manifester aussi dans la marche des évenemens du monde politique.

H. Beckers.

*) Ebendaselbst S. XXV.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Mit einer Einleitung zur Aesthetik der historischen Kunst überhaupt. Von Wilhelm Roscher, Doctor der Philosophie und Privatdocenten der Geschichte und Staatswissenschaft in Göttingen. Göttingen, bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1842.

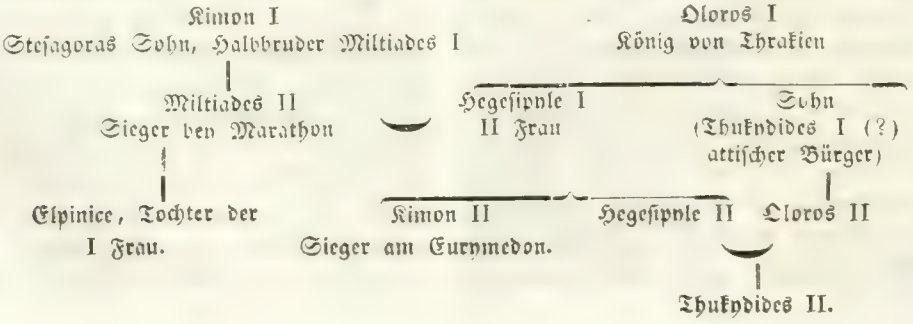
Wenn der Unterzeichnete, freylich später als er hoffte und wünschte, dem ehrenvollen Auftrag Genüge leistet, obiges Werk über Thukydides in diesen Blättern anzuzeigen, so that er dieses vorzüglich aus zwey Gründen: erstlich, weil er in diesem Buche ein rechtfertigendes Beyspiel zu jenen Behauptungen zu finden glaubte, welche er jüngst (vgl. Nr. 78 d. J.) aufzustellen Gelegenheit hatte; zweytens, weil dieses Buch nicht nur wegen des Gegenstandes und des wissenschaftlichen Zweckes, den sich der Autor gesteckt hat, Beachtung und Würdigung verdient, sondern auch als der Vorläufer eines größeren und zusammenhängenden Werkes zu betrachten und zu beurtheilen ist. Denn es soll, wie aus der Vorrede erhellt, in einem zweyten Theil über Herodot und Xenophon, in einem dritten über die fünf (?) großen römischen Historiker in ähnlicher Weise gehandelt werden. Warum, möchte vielleicht Einer fragen, hat der Verf. bey diesem Vorhaben die Zeitenfolge verlassen und den Thukydides vor Herodot abgehandelt, zumal da ihm, wie er sagt, das Studium der Historie vornehmlich zur Erkenntniß der Entwicklungsgesetze des Staats behülflich seyn soll? Lassen wir ihn selbst antworten: „Für einen jungen Historiker, der nicht bloß zu lernen, sondern sich erst auszubilden hat, — und die Bildung ist für ihn noch wichtiger, als das Wissen, — scheint es unendlich wünschenswerth, in seinen Quellen Muster zugleich für Geist und Herz zu finden. Studien nach der Antike sind für den Geschichtschreiber eben so unerläßlich, wie für den bildenden Künstler. Was würde mir in dieser Hinsicht die Völkerwanderung oder das neunte Jahrhundert geboten haben? Jetzt aber waren Thukydides und Herodot, Aristophanes, Sophokles und Platon meine Hauptquellen. Schon die Lectüre derselben, von aller Forschung abgesehen, war Entzücken für mich. Ich hatte als Knabe empfunden, daß ein tägliches Trinken aus diesem unsterblichen Borne der Menschlichkeit und Schönheit zum wahren Leben nothwendig sey; daß hier ein Brunnen ewiger Gesundheit und Jugend fließe. So habe ich den größten Meister meiner Kunst zum Gegenstande meines Werkes erkoren.“ Ich glaube, eine eben so freymüthige als genügende Apologie. Was man nun aus jenem Meister und unerreichbaren Muster lernen kann, faßt der Verf. in diese drey Hauptpuncte: „keinerley Mühe zu scheuen, und seine Arbeit höchstens für halb gethan zu achten, wenn man das Material dazu gewonnen hat; niemals, weder im größten Buche, noch im kleinsten Worte, mehr scheinen zu wollen, als man ist; endlich den Ruhm und die Freyheit hoch zu halten, das Vaterland höher, aber die Wahrheit über Alles.“ Diese drey Entschlüsse müsse die Lectüre des Thukydides stets erneuern. Nebenbey bemerkt derselbe noch, wenn es einen Unterschied zwischen Philologie und alter Geschichte gebe, so stehe er natürlich auf Seite der letztern. Durch die hy-

pothetische Form dieses Ausspruches mildert sich von selbst, was der Verf. daran knüpft, daß das Werk des Thukydides als ein politisches für einen Historiker, für einen Staatsmann unendliche Schätze berge, die vom bloßen Philologen kaum geahnt werden. Denn diese „bloßen Philologen" wer sind sie? Ich glaube die, denen der Verf. alles Recht in Beziehung auf Erklärung der Sprache und Sicherstellung des Textes seines Meisters zukommen läßt; sollten aber dieselben bey dieser schwierigen Arbeit so gar vieles nicht einmal ahnen? Nein, der Historiker und der Philolog wird in Thukydides den Historiker des perikleischen Athens und dieses in jenem zu erkennen streben, beyde werden in diesem Streben gleiche Befriedigung und gleich große Lust empfinden, nur die Anwendung des Gewonnenen und Erkannten wird eine verschiedene seyn müssen, sobald beyde von der gemeinschaftlichen Quelle, welche sie lange genährt, auf verschiedenem Steig hinweggegangen sind. Doch nicht überall ist bereits gemachter Weg; es giebt noch, um bekannte Worte hier anzuwenden, „Dornen und Hecken wegzuhauen, Pfüzen auszufüllen," und als solche „Waldrechter, welche Bahn brechen und zurichten müssen," arbeiten manche rüstig und in edelster Absicht, wenn sie auch selbst nicht mehr bauen und pflanzen, säen und begießen. Wohl denen, welchen Kraft und Muße zum Arbeiten, wie zum Schaffen gegönnt ist!

Die Prolegomena, welche der Verf. den eigentlichen Untersuchungen über Thukydides vorausschickt, zerfallen in folgende Capitel: 1) Verschiedenartige Stufen und Aeußerungen des Kunsttriebes im Allgemeinen; 2) Unterschied des historischen Kunsttriebes vom poetischen und philosophischen; 3) Werth der historischen Kunst; 4) Entwicklungsstufen der historischen Kunst; 5) zur Charakteristik des hellenischen Volkes überhaupt. Die in ihnen niedergelegten Betrachtungen sind höchst lesenswerth, nicht sowohl, weil uns damit neue Reflexionen und seltene Combinationen geboten würden, im Gegentheil ruhen dieselben und mit Recht auf der Autorität der Männer, welche hierüber in alter und neuer Zeit ein entscheidendes Urtheil ausgesprochen haben, als wegen der Einfachheit und Klarheit der Gedanken — ein Vorzug, den wir heutzutage in ähnlichen Dingen so oft vermissen —, wegen des gesunden Urtheils und der Lebendigkeit der Darstellung. Wir gehen jedoch, ohne das Einzelne zu berühren, zum Gegenstand selbst fort.

Nachdem Hr. R. im ersten Capitel dasjenige über die äußern Lebensumstände des Thukydides zusammengestellt, was sich aus den alten ziemlich unsichern Quellen (das schönste wenn auch allgemeine Urtheil bleibt das des Plinius Hist. Nat. VII, 30: Thucydidem imperatorem Athenienses in exilium egere, rerum conditorem revocavere, eloquentiam mirati, cujus virtutem damnaverant) und nach den Untersuchungen von Bredow, Dahlmann, Krüger u. s. w. in verschiedenen Graden der Wahrscheinlichkeit bestimmen läßt *),

*) Ich füge hier die ergänzende Stammtafel bey, welche der Verf. nach den Angaben des Marcellin, Plutarch und Herodot entwirft zur Vergleichung mit den Stemmatis bey Goeller. Die feinen Linien sind hypothetischer Natur.



wendet er sich im zweyten Capitel zu den Quellen und der Quellenkritik des Thukydides. Daß Thukydides bey seinem Werke mit größter Sorgfalt verfahren, weder seiner subjectiven Ansicht noch den Berichten Anderer leichthin Folge geleistet, bezeugt er selbst (I. 22); daß er aber durch seine Verhältnisse wohl im Stande war, alles genau zu prüfen, ja Vieles aus eigner Erfahrung, als Augenzeuge historisch festzustellen, bekennt er gleichfalls (V, 26 ἐπεξίων δὲ διὰ παντὸς αὐτοῦ (sc. πολέμου) αἰσθανόμενός τε τῇ ἡλικίᾳ καὶ προσίσχων τὴν γνώμην, ὅπως ἀκριβές τι ἔσομαι). Aus seinen genauen Notizen über die Einwanderung der Sikelier (VI, 2) glaubt Hr. R. vielleicht annehmen zu dürfen, Thukydides habe an Ort und Stelle Erkundigungen eingezogen. Dieß ist nicht unwahrscheinlich; denn in der That gehört dieser Theil seiner Geschichte zu den vollendetsten; er ist in allen Stücken mit den syrakusanischen Verhältnissen innigst vertraut; vgl. Herrn R. Note 6 p. 111; läßt ihn ja Timäus nicht nur sein Exil in Italien verleben, sondern sogar daselbst begraben seyn. Geschriebene Quellen hatte Th. vorzüglich in den Originalien der verschiedenen Verträge oder in den Berichten der Feldherrn, wie sie z. B. Nikias nach Hause sandte; diese ἐπιστολαὶ bestanden theils in mündlichen Aufträgen, theils in geschriebenen Depeschen, vgl. VII, 10. Ebenso nehme ich cap. 11 ἐν ἄλλαις ἐπιστολαῖς. Daß Th. die früheren Historiker alle gelesen, wird aus I, 97 gefolgert; ob den Herodot, ist neuerdings von Dahlmann bestritten worden, welcher bekanntlich auch die Erzählung, daß Thukydides einer Vorlesung Herodots beygewohnt habe, sehr zweifelhaft gemacht hat. Die Einwürfe Dahlmanns, die besonders auf einem chronologischen Mißverhältniß und auf innern Widersprüchen im thukydideischen Werke basiren, scheint mir Hr. R. glücklich beseitigt zu haben. Darin jedoch stimmt derselbe mit Dahlmann überein, daß Herodots Geschichte zur Zeit des peloponnesischen Krieges noch kein Volksbuch war. Endlich dienten noch Inschriften und mündliche Ueberlieferung, wie Familien- und Stammestradition, dem Th. als spärliche Quelle, die er höchst vorsichtig benützte. Im dritten Capitel über die Sagenkritik des Thukydides zeigt der Verf., wie nach den Vorarbeiten in Behandlung der Tradition — besonders von Seite der Philosophie, — nach dem Loswinden der Historie aus der Logographie, namentlich durch Hekatäus und dann in mächtigem Fortschritt Herodot, Thukydides in der Kritik der Mythen verfahren; Th. ist der erste, zugleich aber auch der einzige hellenische Geschichtschreiber, der ohne Glauben an die Sage und ohne Zweifel daran, das Sichere aus ihr für die historischen Zwecke zu benutzen wußte. Dieß ist der allgemeine Schlußsatz des Verf. In dem Genannten bestand also gewissermassen das Material, aus dem Th. sein historisches Monument heraus- und auszuarbeiten hatte; wie er es gethan, das sucht der Verf. in den folgenden Abschnitten seines Buches zu erörtern. Nicht mit Unrecht geht derselbe zunächst an die Reden des Thukydides, welche stets nicht bloß wegen ihres quantitativen Umfanges, sondern vorzüglich durch ihre bewundernswürdige Tiefe und Wahrheit als eine Auszeichnung seines Werkes gegolten haben, eine Auszeichnung, nicht zum Schmuck und Prunk, sondern zum Verständniß und Erkennen des Geistes, der ihn getrieben. Der Verf. rechtfertigt, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, die häufige Einschiebung der Reden aus dem Charakter der thukydideischen Zeit, wo die Staatsberedtsamkeit neben der dramatischen Poesie in voller Blüthe stand und also nothwendig auf Gestalt und Form, selbst eines prosaischen Kunstwerkes, einwirken mußte; allein dieß ist bloß ein äußeres Motiv, die Reden des Th. haben einen ganz andern aus der Seele des Autors entsprungenen, wohlberechneten Zweck und eben deßwegen ist ihre Wirkung so evident, ja erst in ihnen und durch sie gelangen wir so weit, dem großen Geiste nachzufolgen, nachzudenken. Wir haben die Reden des Thukydides als die vornehmsten Mittel zu betrachten, wodurch er die äußerlichen Thatsachen auf ihre geistigen Motive zurückführt, so vollgültig wahr der Verf. Wenn nun Th. in Beziehung auf seine Reden sich I, 22 also ausspricht: καὶ ὅσα μὲν λόγῳ εἶπον ἕκαστοι ἢ μέλλοντες πολεμήσειν ἢ ἐν αὐτῷ ἤδη ὄντες, χαλεπὸν τὴν ἀκρίβειαν αὐτὴν τῶν λεχθέντων διαμνημονεῦσαι ἦν, ἐμοί τε ὧν αὐτὸς ἤκουσα καὶ

τοῖς ἄλλοθέν ποθεν ἐμοὶ ἀπαγγέλλουσιν· ὡς δ' ἂν ἐδόκουν ἐμοὶ ἕκαστοι περὶ τῶν ἀεὶ παρόντων τὰ δέοντα μάλιστα εἰπεῖν, ἐχομένῳ ὅτι ἐγγύτατα τῆς ξυμπάσης γνώμης τῶν ἀληθῶς λεχθέντων, οὕτως εἴρηται — so liegt darin das beste Kriterium einerseits für das Verhältniß der wirklich gehaltenen Reden zu den thukydideischen und dann für die historische Bedeutsamkeit derselben zum Ganzen. Ueber beydes enthält der Abschnitt des Verf. eben so richtige Urtheile, als interessante Erörterungen, wie z. B. über die obliquen Reden und das häufige Vorkommen gerade dieser im achten Buche des Th. In wie weit sich Spuren der damals bereits herrschenden kunstmäßigen Rhetorik in den Reden des Th. nachweisen lassen, darüber ist es geziemend, das Urtheil des Mannes abzuwarten, den wir so oft und mit Schmerzen in unsrem philologischen Kreise vermissen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Drittes Quartal. Juli — September.

Diego de Saavedra y Faxardo, Republica literaria. Madrid 1759. 4.

Catalogus librorum impressorum bibliothecae Bodleianae in academia Oxoniensi. Vol. 1 — 3. Oxonii 1843. fol.

Mickiewicz, Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Th. 1. 2. Leipzig 1843.

Joh. Ludw. Ehrenreich Graf von Barth-Barthenheim, Oesterreichs Schul- und Studienwesen mit besonderer Rücksicht auf die Schul- und Studien-Anstalten im Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns. Abth. 1. 2. Wien 1843.

Alfr. Michiels, Histoire des idées littéraires en France au dix neuvième siècle et leurs origines dans les siècles antérieures. Vol. 1. 2. Paris 1842.

Juan Pablo Forner, Oracion apologética por la España y su mérito literario. Madrid 1786.

A. de Vries, Eclaircissemens sur l'histoire de l'invention de l'imprimerie. Trad. du Holl. par Noordziek. La Haye 1843.

Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. 1. Bonn 1842.

Archaeologia Americana. Transactions and collections of the American antiquarian society. Vol. 1. 2. Cambridge 1836.

Dr. C. Thomä, Geschichte des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau und des naturhistorischen Museums zu Wiesbaden. Wiesbaden 1842.

The American journal of science and arts. Conducted by Prof. Silliman and Benj. Silliman. jr. Vol. 40 — 43. New-Haven 1841.

Just. Möser, Sämmtliche Werke. Neu geordnet und aus dem Nachlasse desselben gemehrt durch B. Abeken. Th. 9. Berlin 1843.

Georg Forster, Gesammelte Schriften. Mit Einleitung von G. Gervinus. Bd. 1. Leipzig 1843.

João Pinto Ribeyro, Obras varias sobre varios casos. Coimbra 1729. fol.

D. Jos. Pellicer de Ossau, y Tovar, Bibliotheca formada de los libros i obras. Valenc. 1671. 4.

Dr. G. B. Mendelssohn, Moses Mendelssohn's sämmtliche Schriften. Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben. Th. 1 — 3. Leipzig 1843.

Jos. Franc. de Isla, Rebusco de las obras literarias, así en prosa como en verso. Vol. 1. 2. Madrid 1798.

Luys Carrillo y Sotomayor, Obras. Madrid 1611. 4.

Fr. Delbrück, Ergebnisse academischer Forschungen. Sammlung 1. Bonn 1843.

Dr. C. Michelsen, Zur Philosophie der Grammatik. Thl. 1. Berlin 1843.

J. Giger, Vergleichende Sprachlehre der deutschen, französischen, italienischen und englischen Sprache. Luzern 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides ꝛc.

(Fortsetzung.)

Im fünften Capitel, welches die Ueberschrift hat: Pragmatismus des Thukydides, sucht Herr R. vorzüglich den Zweck der th. Geschichtschreibung, den innern bewegenden Trieb, oder, um ein modernes Wort zu gebrauchen, die Tendenz des Autors darzulegen; hiebey läugnet er vornämlich den praktischen Zweck des Buches; Th. habe nicht zu regelrechter Belehrung des großen Publikums geschrieben, nur für gleich gesinnte, oder wie der Verf. sagt, historisch gestimmte Seelen. Deßwegen mußte auch die Stelle aus Th. selbst besprochen werden, wo er erklärt, nach welcher Männer Urtheilsvermögen er sein Werk eingerichtet habe. I, 22: *καὶ εἰς μὲν ἀκρόασιν ἴσως τὸ μὴ μυθῶδες αὐτῶν ἀτερπέστερον φανεῖται· ὅσοι δὲ βουλήσονται τῶν τε γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν, καὶ τῶν μελλόντων ποτὲ αὖθις κατὰ τὸ ἀνθρώπειον τοιούτων καὶ παραπλησίων ἔσεσθαι, ὠφέλιμα κρίνειν αὐτὰ ἀρκούντως ἕξει.* Herr R. nennt diese Stelle zweydeutig, je nachdem man die Interpunction vor oder nach *αὐτὰ* setzt; im ersteren Fall nämlich sey der Sinn: Denen werde sein Buch Genüge thun, welche die Vergangenheit klar erkennen, für die Zukunft aber nützliche Lehren daraus ziehen wollen. So schon Polyb. III, 31, 12. Lucian. de conscr. hist. 42. (Tom. II, p. 40 ed. Jacobitz). Setze man das Komma hinter *αὐτὰ*, so werde der Satz von jenem praktischen Zwecke vollkommen gereinigt. Es genügt alsdann dem Thukydides, wenn diejenigen sein Buch für nützlich erklären, welche die Vergangenheit und Zukunft klar durchschauen wollen: denn die Zukunft pflege nach menschlicher Weise der Vergangenheit ähnlich wiederzukehren. — Bey dieser Erklärung erscheint mir mehreres auffallend; vor allem erlaubt sich Herr R. eine zu große Freyheit, wenn er im ersten Fall solche Leser annimmt, die die Vergangenheit klar erkennen, für die Zukunft aber nützliche Lehren aus dem Buch ziehen wollen; im zweyten aber solche, welche Vergangenheit und (Herr R. urgirt das Wort) Zukunft klar durchschauen wollen, denn u. s. w. Gesetzt nämlich, wir nähmen die Verschiedenheit der Interpunction an, so ändert doch nicht das Komma zugleich die vorausgehende Verbindung von *τῶν τε γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν καὶ τῶν μελλόντων κ. τ. ἑ.* Ebenso müßte auch der nachfolgende Satz des Grundes der erstern Abtheilung zugestanden werden. Zweytens kann und darf, wenn man ein Komma setzt, dieß nur nach *αὐτὰ* gestellt werden und dieß geschah, soviel ich aus den bereit liegenden Editionen ersehe, überall; denn so gestellt hätte *αὐτὰ* eine andre Bedeutung und wäre nicht zu entschuldigen; die Beziehung zum Vorhergehenden ist ganz klar und nothwendig. Somit endlich liegt die Zweydeutigkeit nicht in der verschiedenen Interpunction, sondern, wenn es eine giebt, darin, ob wir zu *ἀρκούντως ἕξει* — *ἐμοὶ* ergänzen oder *τούτοις*. Betrachtet man die Stelle genau und im Zusammenhang mit dem vorhergehenden Satz *καὶ εἰς μὲν ἀκρόασιν* etc., was Hr. R. übersehen hat, so ergiebt sich Erklärung und Sinn ganz einfach, ohne daß man zu einem Suchen nach Ellipsen seine Zuflucht nehmen muß. Th.

sagt: dieß mein schmuckloses, nicht romanhaftes Werk wird zwar wohl für eine momentane Unterhaltung (εἰς ἀκρόασιν) wenig Stoff darbieten, aber der Zweck ist immer erreicht (ἕξει), wenn es von denen für brauchbar geachtet wird, so viele (ὅσοι) die Absicht haben, so wohl das, was geschehen ist, in seiner Klarheit zu durchschauen, als auch das, was einmal wieder nach dem gewöhnlichen Gang der Menschheit so und ähnlich eintreffen wird. Wenn hiemit Th. sein Werk nicht als ein Unterhaltungsbuch betrachtet wissen will, so erklärt er es damit nicht schlechthin für ein Lehr- oder Exempelbuch, aus dem sich jeder nehmen könne, was er will oder braucht; vielmehr stellt er es hin als ein dauerndes historisches Kunstwerk, als ein geistiges Besitzthum, das er der Menschheit geschaffen, aber nicht den gleichgültigen Alltagsmenschen, sondern denen, welche die Wahrheit suchen und lieben, und die berufen sind, ihre Erwerbnisse zur Fortbildung des Menschengeschlechts zu verwenden. Darum setzt auch Th. im Gefühl seiner Meisterschaft und im edlen Bewußtseyn seiner erhabenen Wirksamkeit hinzu: κτῆμά τε εἰς ἀεὶ μᾶλλον ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν ξύγκειται. Durch diese Auffassung der Stelle erleidet weder das allgemeine Urtheil des Verf. einen Eintrag, ja sie macht dasselbe noch evidenter, (später, wie ich sehe, spricht Hr. R. selbst in diesem Sinn, wenn er S. 288 sagt: Den Thukydides haben allzeit nur diejenigen bewundert, welche Vergangenheit und Zukunft und die menschliche Natur in beyden klar zu erkennen begehrten,) — noch die Erklärung der gewöhnlich hier von den Interpreten angezogenen Stelle II, 48; wenn dort Th. sagt, er beschreibe die Pest, wie sie war, und so, daß sie einer sogleich wieder erkenne, wenn sie wieder ausbräche, so spricht er das nämliche für diesen speciellen Fall aus, wie an der obigen Stelle im allgemeinen; der Historiker giebt die klare Erkenntniß einer Thatsache, und somit die Möglichkeit der Erkenntniß des nämlichen oder ähnlichen Factums; damit hängt natürlich die Erkenntniß der Ursachen und Folgen dieser Ereignisse nicht unmittelbar zusammen.

Nachdem gezeigt war, warum und für wen und mit welchen charakteristischen Ansichten Thukydides den peloponnesischen Krieg geschrieben, mußte in natürlicher Folge der Autor im Lichte seiner Zeit gewürdigt werden; dieser Forderung genügt der Verf. in den folgenden fünf Abschnitten: Charakteristik der perikleischen Zeit im Allgemeinen, Religion des Thukydides, historische Unparteylichkeit des Thukydides, Thukydides und die gleichzeitigen Historiker, Thukydides und Aristophanes. Das Einzelne dieser Capitel hier darzulegen, würde uns über die nothwendigen Schranken hinausführen; die Untersuchungen sind mit großer Klarheit geführt und erhalten durch einzelne Blicke auf gegenwärtige oder kaum vergangene Verhältnisse ein allgemeineres Interesse; was vielleicht für den Leser störend seyn möchte, sind die zahlreichen Unterabtheilungen dieser größeren Abschnitte; ein Umstand, der nicht sowohl den Fortschritt in der Darstellung hemmt, als vielmehr den Leser hie und da an schon Erwähntes erinnert und so nöthigt, das, was füglich vom Anfang zusammengestellt werden konnte, sich selbst zu ordnen; zugleich aber war der Verf. dadurch gezwungen, sich gewissermassen zu wiederholen; man vgl. z. B. was in verschiedenen Stellen über die religiöse Ansicht des Th. Capit. 5. §. 2. 7, §. 4. vorgebracht ist. Daß kein andrer Schriftsteller zur Beurtheilung des perikleischen Zeitalters und zwar fast in allen Beziehungen des athenischen Volkslebens mehr Ausbeute gewährt, als Aristophanes, wird und muß Jeder zugestehen, welcher ihn zu begreifen vermag; wer seine Komödien nicht als historische Geisteserzeugnisse mit politischer Tendenz anerkennt, der mag immerhin an seinen ingeniösen Erfindungen sich ergötzen, über seine feinen Witze lachen, über die Keckheit seines Spottes staunen, ja auch die Pracht seiner Dichtung bewundern, aber er sage nicht, daß er den Mann selbst kenne und enthalte sich jedes Urtheils über seine Person sowohl als über Werth und Bedeutung der attischen Komödie überhaupt. Nicht so Herr R., er erkennt des Aristophanes Komödien als politische an und findet deßhalb keine bessere Parallele zu Thukydides, als eben den größten Komiker, oder, wie er sich selbst treffend bezeichnet (im Frieden V. 736), den ἄριστον κωμῳδιδάσκαλον. Eben deßwegen stellt er beyde Meister nicht nur am Anfang dieser Un-

terſuchungen als gleich geſinnte und in ihren Kunſtwerken ſich ergänzende Gewährsmänner zuſammen, ſondern widmet ihnen einen eigenen und ausführlichen Abſchnitt, der für Ref. um ſo anziehender war, weil er mit Vergnügen aus ihm erſah, daß Herr R. in der Hauptſache mit ſeinem eigenen Urtheil über Ariſtophanes harmonirt, welches er früher freylich nur kurz und beyſpielsweiſe veröffentlicht hat. Beſonders theilt derſelbe vollſtändig das faſt überſprudelnde Lob, welches Herr R. den „Vögeln“ des Dichters angedeihen läßt, einem Stück, welches ſo vielfach gedeutet und mißverſtanden worden iſt. Vgl. meine Commentatio de Aristophanis Avibus p. 14 sqq. Nachdem der Verf. im eilften Capitel über die Sprache des Thukydides das Eigenthümliche des Ausdrucks und der Conſtruction — den altattiſchen Charakter und die Kürze des Th. beleuchtet hat, geht er ſofort zum dritten Moment über, nämlich zur näheren Zergliederung des Kunſtwerks ſelbſt. Zunächſt nimmt er hiebey das achte Buch gegen die Vorwürfe eines nicht authentiſchen Theils des Ganzen in Schutz, und allerdings ſind die ſupponirten Verfaſſer leicht als ſolche zu erkennen — während für die Aechtheit dieſes Buches theils der Bericht des Kratippus, eines Zeitgenoſſen des Th., in Betreff des Mangels an Reden ſpricht, theils die Citate andrer Autoren und die handſchriftlichen Zeugniſſe es beſtätigen. Wenn aber dieſes Buch in einzelnen Stücken von der Form und dem Charakter des übrigen Werkes abweicht, ſo hat dieß, wie der Verf. im vierten Cap. bereits gezeigt hat, ſeinen natürlichen Grund darin, daß dem Th. die letzte Feile anzulegen nicht mehr geſtattet war. Als den Gegenſtand des thukydideiſchen Werks bezeichnet Hr. R. den peloponneſiſchen Krieg und zwar ausſchließlich; dabey habe Th. die Unterbrechung des Kampfes durch den Frieden des Nikias nicht als Trennung in zwey Kriege betrachtet, ſondern nur als Stillſtand eines und desſelben innerlich zuſammenhängenden Nationalſtreites angeſehen wiſſen wollen (V, 26). Würde Th. ſein Werk vollendet haben, ſo hätte er nach des Verf. Anſicht als dritten Haupttheil den dekeleiſchen Krieg bis zur Einnahme von Athen geſchildert. Eben dieß ſtrenge Sicheinſchränken auf einen Gegenſtand unterſcheidet ihn einerſeits von den früheren Logographen und den ſpäteren Atthidenſchreibern und hält ihn, wenn man ſo ſagen will, wie vom Epiſchen des Herodot, ſo vom Ethiſchen des Xenophon und der ſpäteren entfernt. Dieſer einen das Ganze lenkenden Kraft entſpricht auch die Einheit und Geſchloſſenheit des Products und als dieſe Einheit bezeichnet Herr R.: das Herabſinken Athens von ſeiner perikleiſchen Höhe, ſoweit dasſelbe durch den peloponneſiſchen Krieg offenbart und bewirkt wurde. Wie verhalten ſich aber bey ſolcher Beſtimmtheit und Ausſchließung alles Fremdartigen die eingeflochtenen längeren Epiſoden zum Ganzen? Das richtige Gefühl leitet auch hier den Verf. auf eine naturgemäße einfache Erklärung.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

James R. Ballantyne, Elements of Hindi and Braj Bhākhā grammar. Lond. 1839. 4.

— — — A grammar of the Mahratta language. Edinb, 1839. 4.

Isaac Nordheimer, A critical grammar of the hebrew language, Vol. 1. 2. New York 1838.

Ant. Mórri, Vocabolario romagnolo-italiano. Fasc. 1 — 14. Faenze 1840. 4.

Fr. Ludw. K. Weigand, Wörterbuch der deutſchen Synonymen. Bd. 3. Schluß, Nachträge und Regiſter. Mainz 1843.

A. J. Murko, Theoretiſch praktiſche Grammatik der ſloweniſchen Sprache in Steyermark, Kärnten, Krain und dem illyriſchen Küſtenlande. Zweyte umgearbeitete Auflage. Grätz 1843.

L. Apulejus, Opera omnia ex fide optimorum codicum aut primum aut denuo collatorum rec. Dr. G. F. Hildebrand. Vol. 1. 2. Lipsiae 1842.

Plutarchi Chaeronensis scripta moralia ed. Fred. Dübner. Vol. 1. 2. Paris 1842.

Collection orientale. Manuscrits inédits de la bibliothèque royale, traduits et publiés par ordre du Roi.

Le Livre des Rois par Abou'lkasim Firdousi, publié, traduit et commenté par M. Jules Mohl. T. II. Paris 1842. fol.

Dr. Winternitz, Das diätetische Sendschreiben des Maimonides (Rambam) an den Sultan Saladin. Wien 1843.

Agmer-Ben-Ab-Dala, Tratado de las aguas medicinales de Salam-Bir que comunmente Haman de Sacedon escrito en lengua Arabe, traducido al Castellano por Mariano Pizzi. Madrid 1761. 4.

Dr. Joh. Fallati, Einleitung in die Wissenschaft der Statistik. Tübingen 1843.

Joh. Rußegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835 — 1841. Bd. 5. 6. 7. Stuttgart 1843.

Voyage autour du Monde exécuté pendant les années 1836 et 1837 sur la corvette La Bonité. Physique par U. de Tessan. T. III. Observations magnétiques Paris 1843.

K. Koch, Reise durch Rußland nach den kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Stuttgart 1843.

Sammlung physikalischer und hydrographischer Beobachtungen, welche am Bord der k. preußischen Seehandlungsschiffe auf ihren Reisen um die Erde und nach Amerika angestellt worden sind. Geordnet und herausgegeben von Dr. H. Berghaus. Abth. 1. Reisen um die Welt. Breslau 1842. 4.

Pedro Sarmiento de Gambóa, Viage al estereecho de Magallanes en los annos de 1579 y 1580. Madrid 1768. 4.

J. Dumont D'Urville, Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie, sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée, exécuté pendant les années 1837 — 1840. Atlas pittoresque. Historique. Livr. 14 — 24. fol.

Paul Gaimard, Voyages de la commission scientifique du Nord en Scandinavie, en Laponie au Spitzberg et aux Feröe pendant les années 1838, 1839 et 1840. Partie historique. Atlas livr. 1 — 4. Text. Géologie, Minéralogie, metallurgie et chimie par M. J. Durocher. I. partie. Paris 1843.

Relacion del viage, que por orden de su magestad y acuerdo de el real consejo de Indias hicieron los capitanes Barth. Garcia de Nodal y Gonzalo de Nodal al descubrimiento del estrecho nuevo de San Vicente, que hoy es nombrado de Maire, y reconocimiento del de Magallanes, lleva añadido las derrotas de la America occidental que dió á luz Don Manuel el Echavelar. Cadiz 1766. 4.

Roteiro oriental para a navegação das costas do grande oceano Atlantico e oriental. Lisboa 1783. 4.

Ch. Masson, Narrative of a journey to Kalât, including an account of the insurrection at that place in 1840, and a memoir on eastern Balochistan. London 1843.

Isid. Loewenstern, Le Mexique. Paris 1843.

M. Blanqui, Voyage en Bulgarie pendant l'année 1841. Paris 1843.

Pedr. Mantuano, Casamientos de España y Francia. Madrid 1618. 4.

Definiciones de la sagrada religion y cavalleria de Santa Maria de Montesa y Sant Jorge. Valencia 1589.

Ceremonial de como se arma cavaleiro, lança o habito, faz profissaõ na ordem militar de nosso Senhor Jesu Christo. Madrid 1626. 4.

G. F. Ruperti, Handbuch der römischen Alterthümer. Th. II. 2. Regierung und Verwaltung des römischen Staates. Hannover 1843.

Th. Panofka, Bilder antiken Lebens. Heft 3. Berlin 1843.

J. A. Ambrosch, Ueber die Religionsbücher der Römer. Bonn 1843.

Dr. H. Francke, Der böotische Bund. Wismar 1843.

Th. Mommsen, De collegiis et sodalitiis Romanorum. Kil. 1843.

C. B. Engelbregt, De legibus agrariis ante Gracchos. Lugd. Bat. 1842.

A. Schöll, Archäologische Mittheilungen aus Griechenland nach Karl Otfried Müller's Papieren herausgegeben. I. Athens Antiken-Sammlung. Heft 1. Frankfurt 1843. 4.

Luigi Canina, L'architettura antica. Sezione I. fasc. 2 — 5. Roma 1843. fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides ꝛc.

(Schluß.)

Alles, was sich vor unsern Augen entwickelt, läßt uns während dieses Processes kaum einen stätigen Haltpunkt zu sicherer Betrachtung gewinnen; nur da, wo eine Bildungsstufe erreicht ist, vermögen wir über den Verlauf und das Ende der Veränderung Urtheil und Rechenschaft abzugeben — so pflegen wir in dem unendlichen Reich der sich entwickelnden Menschheit große Epochen nicht bloß als Marksteine zu setzen, sondern als Ruhebänke, wo wir Zeit haben, wie von einer Anhöhe, die verschiedenen Wege zu übersehen, auf denen gleichzeitig die Völkermassen gewandelt sind; zugleich aber auch Gelegenheit, die Denkmale zu beschauen, welche sie als Zeugen ihrer Größe auf diesen Bahnen hinterließen — und so dienen denn auch die thukydideischen Episoden als Ruhepunkte, weil sie zugleich Hauptepochen der athenischen Geschichte sind, nämlich die Geschichte von der theseischen Zusammenziehung der attischen Demen (II, 15), von der verunglückten Tyranney des Kylon (I, 128 — 138), von der Herrschaft der Pisistratiden (VI, 54 — 59), vom Ausgang des Pausanias und Themistokles (I, 128 — 138). Sie erscheinen also nicht als bloße diverticula amoena, um mit Livius zu reden, sondern als nothwendige Schlußsteine des Gebäudes; sie sind ebenso am rechten Ort, wie die Reden.

Daß Th. gerade den peloponnesischen Krieg zum Gegenstand seiner Forschung und Geschichte gemacht hat, darin wollte Gervinus wahrnehmen, daß Th. absichtlich in den sich bekämpfenden zwey Hauptparteyen zwey Gegensätze gegenüber stellen wollte und findet hierin die Größe des Historikers. In Athen und Sparta sollen „jene beyden Hauptrichtungen des moralischen Menschen vortreten, nach welchen die eine Hälfte der Menschheit in Fülle und Befriedigung der Bedürfnisse, die andere in Enthaltung und Entbehrung Heil und Glückseligkeit sucht.“ Damit stimmt zum Theil das Urtheil von Fr. Chr. Schlosser Universalhist. Uebers. der Gesch. der alten Welt und ihrer Cultur II, 2, 563, wenn er sagt: „Sallustius wie Thukydides haben nicht die Menschheit, sondern nur den Theil derselben im Auge, der von der Civilisation große Vortheile herleitet, im Besitz aller künstlichen Genüsse ist, und durch diese verdorben wird.“ Das ist nun freylich wahr, aus dem gewaltigen großen Kampf zwischen Athen und Sparta taucht für den denkenden Leser dieser überall waltende Gegensatz des menschlichen Dichtens und Trachtens fühlbar hervor, aber für den Autor war es nicht der Gegensatz im Kampf, sondern die Größe des Kampfes, was ihn zur Wahl dieses Gegenstandes geführt hat; deßwegen verweist Herr R. ganz richtig auf die eigenen Gründe, die Th. klar und bestimmt als Motive angegeben hat (besonders I, 1 und 23). Der gewichtigste Gegenstand schien ihm der peloponnesische Krieg, weil die beyden streitenden Mächte denselben auf dem Gipfel ihrer Kraft, in voller Rüstung (παρασκευῇ τῇ πάσῃ) begannen und alle Hellenen, ja selbst die Barbaren in die stürmische Bewegung mit hineingezogen wurden (κίνησις γὰρ αὕτη μεγίστη δὴ τοῖς Ἕλλησιν ἐγένετο καὶ

μέρει τινὶ τῶν βαρβάρων, ὡς δὲ εἰπεῖν, καὶ ἐπὶ πλεῖστον ἀνθρώπων); dann weil er der hartnäckigste und verderblichste war, den die Hellenen je geführt (τούτου δὲ τοῦ πολέμου μήκός τε μέγα προὔβη παθήματά τε ξυνηνέχθη γενέσθαι ἐν αὐτῷ τῇ Ἑλλάδι οἷα οὐχ ἕτερα ἐν ἴσῳ χρόνῳ).

Am Ende des Abschnitts giebt der Verf. noch die Hauptfäden an, welche Th., entweder vor der eigentlichen Abfassung seines Werkes in seiner Seele bereits abgesondert, oder die er aus den Thatsachen mit größter Meisterschaft heraus- und zusammengearbeitet habe; sie sind seines Erachtens vier: die Umwandlung der politischen Gesinnung, die Umwandlung der auswärtigen Politik, die Seemacht und die Bundesherrschaft. Um diese Fäden kenntlich und wahrnehmbar zu machen, folgt vom 13. bis 16. Capitel eine genaue Zergliederung des ganzen Werkes. Dieser Theil des Buches wird ohne Zweifel für jeden von ersprießlichem Vortheil seyn, welcher sich aus der Lectüre des Th. ein getreues und bleibendes Bild der Verhältnisse und Bewegungen jener großen Epoche in der Geschichte der Hellenen erschaffen will. Nebenbey ist dem Texte manche wichtige Bemerkung oder Andeutung angefügt, bald in größerer Ausdehnung, wenn die Sache mehr an die Untersuchung selbst sich anreiht, wie S. 381 über den Ostrakismus, in welchem Herr R. freylich fast zu modern nichts anderes erkennt, als einen unserer constitutionellen Ministerwechsel, oder S. 388 (vgl. S. 448 ff.) über das lacedämonische Staatsleben, besonders am letzten Ort über den Unterschied einer altdorischen und jungdorischen Partey; ähnlich S. 443 ff. über die oligarchischen Bewegungen in Athen, oder in kurzen Notizen und erschöpfenden Citaten, oder auch, ich möchte sagen, als feine Zukost für den Leser, wie die kurze Inhaltsangabe des Aristophaneischen Friedens S. 458 f. In Betreff dieser Zugaben erlaube ich mir nur eine Erinnerung anzuknüpfen. Herr R. glaubt S. 408, im Oedipus Tyrannus habe Sophokles nicht sowohl Theben, als das von der furchtbaren Seuche heimgesuchte Athen im Auge gehabt, und will dieses aus mehreren Stellen des Stückes erhärten. Wohl mag die tief ergreifende Schilderung der Pest auf die Abfassungszeit der Tragödie schließen lassen, allein weder die Bitte um Abwehr des Ἄρης ἄχαλκος ἀσπίδων (V. 185), noch die Anrufung der Athene, der Artemis und dann erst des pestheilenden Apollon berechtigen meines Erachtens zu einer solchen speciellen Beziehung auf Athen; was der Ares bedeutet, ist bekannt; vgl. Wunder zu dieser Stelle. Daß Athene vor Apollon angerufen wird, mag vielleicht absichtlich seyn, wie in dem letzten Monolog des Ajas sein Lebewohl an die κλειναὶ Ἀθῆναι, allein wenn wir bedenken, daß Apollon schon in der Strophe mit ἰήϊε Δάλιε Παιάν angefleht, in der Antistrophe aber die drey Götter als ἀλεξίμοροι zusammen vom Chore angerufen werden, so brauchen wir auch hier keine besondere Absicht des Dichters zu suchen, unter diesen drey behauptet Athene den Vorrang. Wenn aber der Priester am Ende seiner Rede zu Oedipus sagt V. 56 u. 57:

ὡς οὐδὲν ἐστιν οὔτε πύργος οὔτε ναῦς
ἔρημος ἀνδρῶν μὴ ξυνοικούντων ἔσω,

so denkt wohl Niemand unwillkührlich an das Athen jener Zeit und an die Kriegsführung des Perikles; es ist dieß eine so allgemeine Sentenz, daß sie auch außer jenem Zusammenhang ihre Geltung behielte; vgl. die von Fr. Jacobs zu den citirten Versen angeführten Beyspiele; fast das nämliche läßt Sophokles in der Antigone den Hämon seinem Vater gegenüber sagen V. 737. Hämon hatte gesagt:

πόλις γὰρ οὐκ ἔσθ' ἥτις ἀνδρός ἐσθ' ἑνός.

Darauf sagt auffahrend Kreon:

οὐ τοῦ κρατοῦντος ἡ πόλις νομίζεται;

und nun erwiedert Hämon mit bitterer Ironie:

καλῶς ἐρήμης γ' ἂν σὺ γῆς ἄρχοις μόνος.

Wer sollte sich hier versuchen lassen, an den Mann zu denken, von dem es freylich selbst bey Thukydides an einer bekannten Stelle heißt: ἐγίγνετό τε λόγῳ μὲν δημοκρατία, ἔργῳ δὲ ὑπὸ τοῦ πρώτου ἀνδρὸς ἀρχή. Solche politische Seitenblicke scheinen mir der tragischen Muse ganz fremdartig zu seyn. Deßwegen kann ich auch mit der Deu-

tung der Antigone, welche Herr R. S. 271 ff. ausgesprochen hat, als habe Sophokles darin sein Bedenken niedergelegt über die damalige politische Entwicklung von Athen, die den Sturz des Thukydides, des Milesias Sohn, nach sich führte, durchaus nicht einverstanden seyn, ohne daß ich damit läugne, man könne aus den Tragödien überhaupt auf Gesinnung, Charakter und Gesittung des Autors zurückschließen.

Endlich handelt Herr R. in vier Beylagen über die übrigen Leichenreden des Alterthums im Vergleich zu der des Perikles, über die angeblich xenophontische Schrift vom Staat der Athener, über die Aufführungszeit der Herakliden des Euripides, und über die literarischen Schicksale des thukydideischen Werks im Alterthume. Ich schließe diese Bemerkungen mit aufrichtigem Dank für manche Belehrung und Erkenntniß, die mir aus dem Werke des Herrn R. zu Theil geworden; seine Belesenheit, Genauigkeit und Klarheit läßt uns in der Fortsetzung seiner Arbeit noch reifere Früchte eines gesunden und nüchternen Studiums erwarten. Durch solche und nur durch solche Einzelnarbeiten wird es mit der Zeit möglich, das Gebäude der hellenischen und lateinischen Vorwelt aus seinen Trümmern wieder aufzuführen; man muß im Thukydides nur den Thukydides, im Tacitus nur den Tacitus suchen und finden wollen, nur ihre Zeit zu erkennen streben; nicht aber aus einem inhaltsreichen Zeugen der Geschichte etwa „einen typisch-prophetischen Charakter“ mit Hülfe von philosophisch-moderner Magie hervorlocken und durch solche Experimente seine Lamponsnatur mit dem weiten Mantel christlicher Gesinnung verhüllen.

Dr. Thomas.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Drittes Quartal. Juli — September.

Champollion-Figeac, Chartes et manuscrits sur papyrus de la bibliothèque royale; collection de fac-simile accompagnés de notices historiques et paléographiques. Fasc. 1 — 5. fol. Paris 1835 — 1840.

Champollion-le-Jeune, Monuments de l'Egypte et de la Nubie. Livr. 42. 43. Paris 1842. fol.

Ed. Gerhard, Etruskische Spiegel. Heft 9 — 12. Berlin 1843. 4.

Charles Fellows, The Xanthian marbles; their acquisition and transmission to England. London 1843.

G. H. Wathen, Arts, antiquities and chronology of ancient Egypt. London 1843.

J. R. Steuart, A description of some ancient monuments with inscriptions, still existing in Lydia and Phrygia; several of which are supposed to the tombs of the early Kings. Lond. 1842. fol.

L. C. F. Petit-Radel, Recherches sur les monuments pélasgiques ou cyclopéens. Paris 1841.

G. Pietro Campana, Di due sepolcri Romani del secolo di Augusto scoverti tra la via latina e l'appia presso la tomba degli Scipioni. Roma 1840. fol.

Jul. Löwenberg, Historisch-geographischer Atlas. Lief. 1. Carlsruhe 1843.

J. J. Altmeyer, Résumé de l'histoire moderne. Bruxelles 1842.

Henry Fuynes Clinton, Fasti Hellenici. The civil and literary chronology of Greece from the earliest accounts to the death of Augustus. Vol. 1 — 3. London 1831.

M. Capefigue, L'Europe pendant la révolution française. Vol. 1 — 4. Paris 1843.

Hier. Torres y Aguilera, Chronica y recopilacion de varios successos de guerra que ha acontescido en Italia. Caragoça 1579. 4.

José Accursio das Neves, Historia geral da invasão dos Francezes em Portugal e da restauraçaõ deste reino. Vol. 1 — 5. Lisboa 1811. 8.

Visc. de Santarem, Memoria sobre a prioridade dos descobrimentos portuguezes na costa d' Africa occidental. Paris 1841.

Jo. Jos. Rodr. de Brito, Memorias politicas sobre as verdadeiras bases da grandeza das naçoẽs e principalmente de Portugal. Lisboa 1803. Vol. 1 — 3.

Silv. Pinheiro-Ferreira, Projecto de codigo politico para a nação portugueza. Paris 1838.

— — — Projectos de ordenaçoẽs para o reino de Portugal. Vol. 1 — 3. Paris 1831.

Rob. Wilson, A narrative of the campaigns of the loyal Lusitanian legion. Lond. 1812.

José Marugan y Martin, Descripcion geográfica, fisica, politica, estadistica, literaria del reino de Portugal y de los Algarbes, comparado con los principales de Europa. Vol. 1. 2. Madrid 1833.

Christ. Ferreria y Sampayo, Vida y hechos del principe perfeto Don Juan rey de Portugal II. Madrid 1626. 4.

Censo de la poblacion de España de el año de 1797 executado de orden del rey en el de 1801. s. l. et a. fol.

Ignac. Abadia, Resumen sacado del inventario general historico que se hizo en el año de 1793 de los arneses antiguos, armas blancas y de fuego con otros efectos de la real Armeria. Madrid 1793.

Luis Jos. Velasquez de Velasco, Noticia del viage de España. Madrid 1765.

Van der Hammen y Leon, Don Juan de Austria. Historia. Madrid 1627. 4.

— — — Don Filipe el prudente segundo deste nombre rey de las españas y nuevo mundo. Madrid 1632. 4.

Jos. Vicente de Olmo, Lithologia o explicacion de las piedras y otras antiquedades halladas en las canjas que se abrieron para los fundamentos de la Capilla de nuestra Señora de los Desamparados de Valencia. Madrid 1653.

Jos. Hipp. de Ozaeta y Gallaiztegui, La Cantabria vindicada y demostrada, segun la extension que tuvo en diferentes tiempos. Madr. 1779. 4.

Gasp. Mercader y de Cerbellon, Retrato politico de el Señor Rey Don Alfonso el VIII. Valencia 1679. 4.

Gabr. Baca, Los thoribios de Sevilla. Madrid 1766. 4.

J. Maldonado, El movimiento de España, ó sea historia de la revolucion conocida con el nombre de las communidades de Castilla. Madrid 1840. 4.

Fr. Bremundan Fabro, Viage del rey nuestro Señor D. Carlos II. al reyno da Aragon. Madr. 1680. 4.

Domingo Jos. Martinez Falero, Historia de la villa de Pedro Muñoz que es una del priorato de Santiago de Uclés en el reyno de Toledo. Madrid 1781. 4.

Directori de la visita del general del principat de Catalunya y comptats de Rossello y Cerdanya. Barcel. 1672. 4.

Diego Jos. Dormer, Discursos varios de historia. Zaragoza 1683. 4.

Fr. Inghirami, Storia della Toscana. Fasc. 2 — 10. Fiesol. 1843.

Archivio storico italiano, ossia raccolta di opere e documenti finora inediti e divenuti rarissimi risguardanti la storia d'Italia. Vol. 2. 3. Firenz. 1842.

And. Adami, Storia di Volseno, antica metropoli della Toscana. Vol. 1. 2. Roma 1737. 4.

Tom. Fazello, Historia di Sicilia. Venetia 1573. 4.

Ricordi storici di Filippo di Cino Rinuccini dal 1282 al 1460 preceduti dalla storia genealogica della di lui famiglia e dalla descrizione della cappella gentilizia in S. Croce con documenti ed illustrazioni per cura ed opera di G. Aiazzi. Firenze 1840. 4.

Fab. Mutinelli, Añali urbani di Venezia dall' año 1810 al 12 Maggio 1797. Venezia 1841. 4.

E. v. Rodt, Die Feldzüge Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund und ſeiner Erben. Bd. 1. Schaffhauſen 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Specimens of the popular poetry of Persia, as found in the adventures and improvisations of Kurroglou, the banditminstrel of northern Persia and in the songs of the people inhabiting the shores of the Caspian sea. Orally collected and translated, with philological and historical notes by Alexander Chodzko. London 1842. (Gedruckt auf Kosten der Gesellschaft für Uebersetzungen östlicher Werke.)

Die Werke, welche über das Morgenland geschrieben wurden, sind zwiefacher Art; es sind entweder Schriften, von Einheimischen selbst verfaßt, die den rohen Sammlungen oder künstlerischen Erzeugnissen der Westländer über die Erd- und Völkerkunde des Orients zu Grunde liegen, oder es sind Reisebeschreibungen aus der Anschauung, aus den Erfahrungen und Ansichten der Fremden hervorgegangen, die hin- und hergezogen im Lande. Sind die letztern Werke von kundigen Männern verfaßt, welche die Zustände mit Einsicht und Unbefangenheit schildern, so wird sie der wissenschaftliche Forscher allen sogenannten Quellen zur Kenntniß des östlichen Lebens weit vorziehen. Es ist in keiner Literatur der orientalischen Völker ein Werk vorhanden, das sich im Entferntesten mit den Reiseberichten des Herodot oder Marco Polo, mit der Beschreibung Arabiens von Niebuhr, oder mit der Darstellung Afghanistans von Elphinstone messen könnte. Die geistigen Erzeugnisse der Orientalen, namentlich der Perser, bewegen sich beynahe durchgängig, wenn man so sagen darf, in den höheren Kreisen der Gesellschaft, in conventionellen wesenlosen Formen; sie sind keineswegs das gesunde Erzeugniß eines geraden kräftigen Sinnes auf dem Fundamente der wirklichen Zustände empor gewachsen, sondern das krankhafte Produkt einer schwankenden feigherzigen Phantasterey und eines erlogenen Larvenlebens. Dieß gilt aber nicht bloß von den poetischen, sondern auch von einem großen Theile der sogenannten historischen Leistungen der Morgenländer; es sind Luftgebilde, welche mit dem wahren Leben und Weben der armseligen, verwilderten Geschöpfe in sehr geringem Zusammenhange stehen. Die Chinesen und Araber der früheren Jahrhunderte bilden in dieser, wie in mancher anderer Beziehung eine höchst rühmliche Ausnahme; es haben beyde Völker vorzügliche historische Werke aufzuweisen. Die Chinesen sind jedoch die einzige Nation des Ostens, welche ein bürgerliches Drama geschaffen hat; sie allein haben den Roman der Wirklichkeit ausgebildet, — eine Gattung der Literatur, die sich sonst nur bey den civilisirten Völkern des modernen Europas findet. In diesen Romanen werden ebenfalls gleichwie bey den bessern Erzeugnissen dieser Dichtgattung im Westen, die Vorfälle des gemeinen gewöhnlichen Lebens, die Familiengespräche und freundschaftlichen Ergüsse, das leidenschaftliche gehässige Getriebe im Frauengemache, wie die wandelbaren Geschicke einer Familie und die täglichen Plackereyen des Hauswesens, um eine ihrer Entwicklung entgegen eilende Begebenheit gereiht und mit Geschick und Einsicht zu einem Ganzen verbunden. Das Drama der Hindu, die religiösen, un-

förmlichen Spektakelstücke der indochinesischen Völkerschaften und Perser, die Ritterromane der Beduinen und die arabischen Mährchen stehen in dieser Beziehung weit hinter den Erzeugnissen des östlichen Asiens zurück; sie schildern uns wohl manche Sitten und Gewohnheiten des Volkes; sie geben uns aber kein der Wirklichkeit entsprechendes Bild von dem ganzen Leben und Weben, von der Denk- und Fühlweise der Massen. Die Schönheit der Schirin und das reitzende Wesen der Nur Mahal, die Hochherzigkeit des Nuschirwan und die Tugenden der Schah und Sultane alter und neuer Zeiten sind erfunden; von der Moral des Dschami und der Weisheit der Brahmanen sind in der Wirklichkeit kaum kennbare Spuren vorhanden. Und zeigt uns denn der vielgepriesene Rustem ein wahres Muster des Characters, der Sitten und Bildung seiner persischen Landsleute der früheren Jahrhunderte oder der laufenden Zeiten? Ich glaube es nicht. Firdusi und Rustem mögen es mir verzeihen, wenn ich ihnen Unrecht thue.

Was nun die ganze persische Literatur nicht leistet, das wird uns in dem vorliegenden Werk des Alexander Chodzko geboten. Durch die Volksdichtungen der Perser und Turkmanen, welche der gelehrte einsichtsvolle Pole während seines elfjährigen Aufenthaltes in Asien gesammelt hat, erhalten wir ein getreues Bild der gemeinen Wirklichkeit; es werden uns die Hoffnungen und Wünsche, die Tugenden und die bey weitem überwiegenden Laster dieser barbarischen und verwilderten Völkerschaften in ihren eigenen Geisteserzeugnissen vorgeführt, deren Treue und naturgemäße Auffassung keinem Zweifel unterworfen ist. Es lohnt sich deßhalb wohl der Mühe, diese seltene Erscheinung auf dem Gebiete der östlichen Literaturen genauer zu betrachten.

In allen Ländern und Zeiten, die der Buchdruckerkunst entbehren, wo Lesen und Schreiben und geistiges Treiben überhaupt nicht die nothwendige Eigenschaft eines jeden Menschen, sondern als das Geschäft irgend einer bevorrechteten Klasse der Gesellschaft betrachtet wird, finden wir Rhapsoden und öffentliche Erzähler, welche das Volk in seinen Mußestunden ergötzen und belehren. Es sind diese Erzähler zweyerley Art; sie recitiren entweder bloß den vorhandenen Stoff mit mancherley Ausschmückungen, oder es sind schöpferische Geister, die neue Welten des Denkens und Fühlens ins Daseyn rufen, und die wilden Geschlechter auf der Bahn der Menschlichkeit vorwärts treiben. Dieß sind die heiligen Sänger, mit welchen eine neue Aera in allen Völkergeschichten beginnt. Man erinnere sich an Linus und Orpheus, an die priesterlichen Lieder der alten Römer und die Gebetsammlungen in den Vedas der Brahmanen. Homer und Ossian sind selbst bloß solche aus dem grauen Alterthume herüberschimmernde Bardengestalten. Die meisten Völker des Orients stehen aber heutigen Tags noch auf dieser Stufe der Gesittung. Nur wenige Menschen haben die Mittel und von diesen sind nur wenige geneigt, sich einer geistigen Arbeit zu unterziehen; das Leben der bey weitem größeren Massen ist abwechselnd der Jagd und dem Kriege, den Raubzügen und dem Müssiggang gewidmet. Diese langen Stunden der Trägheit zu verkürzen, bey Gelagen und Festlichkeiten für grobe und feine Scherze zu sorgen, das ist das Amt einer eigenen Klasse, des Erzählers oder Lustigmachers, von den Persern die verliebte Person genannt, ohne Zweifel aus demselben Grunde, weßhalb die Erzählungen in den romanischen Sprechweisen der mittlern Jahrhunderte bald die ausschließende Bedeutung von Liebesgeschichten erhielten. Diese Barden, deren in jeder Stadt, ja in jedem größeren Orte oder herumziehenden Stamme der sogenannten Iliat *) Persiens und Mittelasiens mehrere sind, werden nach den

*) Iliat, wie die herumziehenden Horden in Persien genannt werden, ist eine ungewöhnliche barbarische Mehrheitsform, von dem Worte Il (W. Jones a grammar of the Persian language. 4.) das im Türkischen und Mongolischen eine Horde, einen Stamm bedeutet. Der Häuptling heißt Ilchan, doch sollen jetzt nur zwey Häuptlinge bedeutender Stämme, in Kurdistan und Fars, diesen Namen führen (Chodzko 380); ein Schutzloser heißt Ilsiß, ein Stammloser. „Kann wohl demjenigen eine Festung etwas nützen," lautet es in einem türkischen Liede, „der kein Glück, keinen Stamm hat (Ilsiß)?"

Gedichten, die sie recitirend absingen, in gewisse Klassen eingetheilt. Die Erzähler des Firdusi heißen Heldenbuchs-Sänger; die des Karroglu, von dem sogleich die Rede ist, Karroglu-Sänger. Diese Gedichte sind aber von zu großem Umfange, um auf einmal recitirt zu werden. Sie werden deßhalb, wie die Iliade und Odyssee, in gewisse Rhapsodien eingetheilt, im Persischen Versammlungen genannt, welche in einer Sitzung nach herkömmlichen, höchst einfachen Melodien, wovon Chodzko ebenfalls einige Proben mitgetheilt hat, abgesungen werden. Es ist Sitte, daß beym Schlusse eines jeden Gesanges der Barde über das treulose Geschick sich beklagt, das ihn mit so geringen Glücksgütern segnete. Er empfiehlt den Zuhörern Weisheit und Enthaltsamkeit in allen Dingen und wünscht ihnen ein Leben von 999 Jahren; so lange nämlich hat Noah gelebt, — natürlich dieß Alles bloß in der Voraussetzung, daß die dankbaren Zuhörer eine Fülle Goldes und Silbers in die leeren Taschen des süßen Sängers und Schmeichlers regnen lassen. Eine große Anzahl dieser Volksdichtungen werden niemals aufgeschrieben; sie gehen von Mund zu Mund, und jeder Barde schmückt sie aus nach eigener Weise. Es hatte der gelehrte Reisende viele Mühe, bis er eine vollständige Abschrift der turkmanischen Volkslieder erhalten konnte und zwar unverbrämt mit Phrasengeklingel persischer Rhapsoden.

Ruschan, oder mit seinem Spitznamen Karroglu, *) der Sohn des Blinden genannt, ist eine Art Rinaldo Rinaldini; ein poetischer Räuberhauptmann, welcher plündert und mordet, aber von Zeit zu Zeit auf Unkosten anderer den Großmüthigen spielt; durch Tapferkeit und List überragt er die ganze Bande, welche aus davongelaufenem Gesindel besteht, und hält sich deßhalb für berechtigt, Alles an sich zu reißen, was er mit Gewalt, mit Lug und Trug zu erreichen vermag. So lange der Sohn des Blinden vollauf hat, kennt seine Vergnügungssucht keine Gränzen. Tritt aber Mangel ein, so stürzt er, wie ein hungriger Tiger aus seiner Höhle und zerreißt Alles, was ihm entgegen tritt; doch kann er sich nicht gleich in den Kampf stürzen. Ein wildes Lied muß seinen Muth aufstacheln; ihm ist die Dichtkunst das Rasseln der Klapperschlange, das Zischen der Natter. Das turkmanische Volksepos des Karroglu besteht aus solchen Liedern, vor dem Beginne des Kampfes gedichtet und gesungen, die durch prosaische Erzählungen zu einem Ganzen verbunden wurden; die schönsten dieser Lieder leben im Gedächtnisse eines jeden ächten Sohnes Turkestans. Während die Barden der Perser die Thaten des Rustem singen, lassen die Turkmanen die Schlachtgesänge des Räuberdichters erschallen. Haben sie dann ihr Schwertlied vollendet, haben sie gesungen: Es ist genug, genug des Redens und Prahlens! Was sind in meinen Augen 30, 60, 100 eurer Krieger? Was sind eure Felsen, eure Schluchten, eure Wüsten unter dem Hufe meines Pferdes? In mir schaut ihr den Leoparden der Berge und Thäler, *) — dann erst beginnen die blutigen Kämpfe zwischen den tapfern Iliat und dem feigen Gesindel der Schahinschah. Die ersten gehen, wie man sich leicht denken kann, gewöhnlich als Sieger aus diesen Kämpfen hervor.

(Schluß folgt.)

*) Der Name ist türkisch; Oglu bedeutet Sohn und Karr blind.

*) Diese Stelle aus Karroglu ist das gewöhnliche Schlachtlied der Türken.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Ad. Michel, L'ancienne Auvergne et le Velay; histoire, archéologie, moeurs, topographie. Livr. I. 1. 2. Moulins 1843.

J. L. Belin et A. Pujol, Histoire civile, morale et monumentale de Paris depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Paris 1843.

A. de Courson, Histoire des origines et des institutions des peuples de le Gaule armoricaine

et de la Bretagne insulaire, depuis les tems les plus reculés jusqu'au cinquième siècle. Paris 1843.

Abbé Barthélemy, Histoire de Charles V., roi de France. Paris 1843.

A. C. Thibaudeau. Histoire des états généraux et des institutions représentatives en France, depuis l'origine de la monarchie jusqu'à la revolution de 1789. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Du système conservateur. Examen de la politique de M. Guizot et du ministère du 29. Octobre 1840, par un homme d'état. Paris 1843.

J. F. Kratzsch, Vollständiges topographisch-justitiarisches Handbuch der sämmtlichen deutschen Bundesstaaten. Abth. I. 1 — 6. Naumburg 1843.

Joh. Fr. Böhmer, Fontes rerum germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands. Bd. 1. Johannes Victoriensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im 14. Jahrhundert. Stuttgart 1843.

G. F. Ed. Crusius, Geschichte der vormals kais. freyen Reichsstadt Goslar am Harze. Osterode 1843.

Alterthümer der Stadt und des Landes Braunschweig. Braunschweig 1842.

K. Schwartz, Der Bruderkrieg der Söhne Ludwigs des Frommen und der Vertrag zu Verdun. Nach den Quellen dargestellt. Fulda 1843.

Jos. Valentinelli. Specimen bibliographicum de Dalmatia et agro Labeatium. Venetiis 1842.

Dr. H. Meynert, Geschichte Oesterreichs, seiner Länder und Völker und der Entwicklung seines Staaten-Vereines von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Lief. 1 — 8. Pesth 1843.

Fürst E. M. Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg. Th. 7. Wien 1843.

J. G. L. Barth-Barthenheim, Das Ganze der österreichischen politischen Administration mit vorzüglicher Rücksicht auf das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns. Lief. 24 — 28. Wien 1843.

— — — — Oesterreichs landwirthschaftliche Cultur in ihren politisch-administrativen Beziehungen. Wien 1843.

G. J. Kemény, Deutsche Fundgruben der Geschichte Siebenbürgens. Bd. 1. 2. Klausenburg 1840.

Ungarn im Jahre 1841. Leipzig 1842.

Beyträge zur Geschichte des Jahres 1813. Von einem höheren Offiziere der preußischen Armee. Bd. 2. Schluß. Potsdam 1843.

F. von Bilow, Geschichtliche Entwickelung der Abgabenverhältnisse in Pommern und Rügen seit der Einführung des Christenthums bis auf die neuesten Zeiten. Greifswald 1843.

E. Fidicin, Berlin, historisch-topographisch. Berlin 1843.

Dr. L. F. W. J. Haeberlin, Systematische Bearbeitung der in Meichelbecks Historia Frisingensis enthaltenen Urkundensammlung. Th. 1. Rechtsgeschichte. Berlin 1842.

A. L. Lusson, Souvenirs d'un voyage à Munich. Paris 1843.

St. Behlen, Geschichte und Beschreibung von Aschaffenburg und dem Spessart. Aschaffenburg 1843.

Ant. v. Tillier, Geschichte der helvetischen Republik von ihrer Gründung im Frühjahre 1798 bis zur Auflösung im Frühjahre 1803. Th. 1 — 3. Bern 1843.

G. Groen van Prinsterer, Handbook der geschiedenis van het Vaderland. Aflev. 1. 2. Lyden 1842.

London. Darstellung der öffentlichen Gebäude in ihrem Innern nebst den darinn stattfindenden Gebräuchen und Ceremonien. Heft 1 — 3. Leipzig 1843. 4.

Historical collections, relating the originals, conversions and revolutions of the inhabitants of the Great Britain to the Norman conquest. London 1706. 8.

Dr. P. A. F. K. Possart, Die russischen Ostsee-Provinzen Kurland, Livland und Esthland. Th. 1. Stuttgart 1843.

Br. W. von Reden, Das Kaiserreich Rußland. Statistisch-geschichtliche Darstellung seiner Kultur-Verhältnisse, namentlich in landwirthschaftlicher, gewerblicher und kommerzieller Beziehung. Berlin 1843.

Dr. Fr. Kruse, Necrolivonica; die Alterthümer Liv-, Esth- und Kurlands bis zur Einführung der christlichen Religion in den k. russischen Ostsee-Gouvernements historisch dargestellt. Dorpat 1842. Fol.

Dr. E. Herrmann, Beyträge zur Geschichte des russischen Reiches. Leipzig 1843.

Kraszewski, Wilno od poczalków jego do roku 1750. Vol. 1 — 4. Wilno 1840 — 42.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Specimens of the popular poetry of Persia, as found in the adventures and improvisations of Kurroglou, the bandit-minstrel of northern Persia and in the songs of the people inhabiting the shores of the Caspian sea etc.

(Schluß.)

Gleich der Eingang des Epos, welches zu den Zeiten Schah Abbas II. von Persien (1641 — 1666) spielt, schildert uns den furchtbaren Zustand der schmachvollen Willkühr und des gesetzlosen Wesens der türkischen Horden und ihrer Häuptlinge. Der Vater des Ruschan war Stallmeister irgend eines Sultans jenseits des Orus, der ihn des Augenlichtes berauben ließ, weil unter den Fohlen des Gebieters zwey unwürdig dieses großen Herrn befunden wurden. Der Hirt aber war zu gleicher Zeit ein großer Astrolog; er wußte, daß gerade diese schlechten Fohlen zu Wunderpferden heranwachsen. Ruschan erhielt auf seine Bitte eines derselben geschenkt, das dann durch die Künste des Vaters zu einem Rosse herangebildet ward, wie man kaum jemals eines gesehen hatte. Die Beschreibung des Kirat oder Kastanienbraunen, welche bey den Pferdekennern und Pferdehändlern Persiens eines unbestreitbaren Ansehens sich erfreut, — sie dient selbst bey allen vorkommenden Streitigkeiten als Entscheidungsgrund, — wollen wir hier vollständig mittheilen:

„Fürst!“ so singend tritt Karroglu dem erstaunten und erzürnten Sultan entgegen, „Fürst! hier bin ich, vernimm, woran man ein Roß, mein edles Roß erkennt. Solch ein Roß ist frisch und voller Leben. Schaue zu, wie seine Nasenlöcher abwechselnd aufschwellen und zusammenschrumpfen, wie seine zarten Glieder den Gliedern der Gazelle gleichen, zu jeder Minute bereit, den Wettlauf zu beginnen. Die Hüften gleichen den Hüften der Gemse, und der zarte Mund folgt der leisesten Bewegung des Zügels, gleichwie der Mund des jungen Kamels. Wenn so ein Pferd ißt, so zermalmen seine Zähne die gleichwie unter einer Mühle zerkrachenden Haberkörner. Es ist ein hungriger Wolf, der die Speise verschluckt. Der Rücken erinnert an den eines Hasen; die Mähnen sind weich und seiden; sein Rückgrad steigt hoch empor und gleicht dem eines Pfauen. Solch ein Pferd muß zwischen dem vierten und fünften Jahre geritten werden. Schau seinen Kopf; er ist klein und niedlich, die Augen stehen heraus, wie zwey Aepfel, und die Zähne sind Diamante. Die Form des Mundes gleicht dem des Kamels; und die Glieder sind niedlich gedreht und geformt; etwas rundlicht und länglicht ist ihre Gestalt. Kommt solch ein Pferd aus dem Stall, sogleich spielt es und macht Männlein. Seine Augen gleichen den Augen des Adlers und es dreht sich unruhig herum, wie ein hungriger Wolf. Der Bauch und die Rippen füllen gerade die Gurte aus. Ein junger Mensch von guter Herkunft, leiht ein geneigtes Ohr den Worten der Eltern und behandelt sein Pferd mit der größten Aufmerksamkeit; er kennt auswendig seine Abstammung, sein reines Blut und prüft häufig die Kraft der Gelenke in den Knien.“

Karroglu ergreift, um die Unbill, die seinem Vater widerfahren, zu rächen, ein Freybeuterleben. Er haust anfangs in den Gegenden jenseits des Orus, dann zieht er sich in die kurdischen Gränzprovinzen zwischen den beyden Reichen der Perser und Türken zurück. Seine Thaten und

Abentheuer bilden den Inhalt dieses denkwürdigen Gedichtes.

Man wird es natürlich finden, daß das Banditenhandwerk von den Persern, wie von den Türken mit ziemlich milden, hie und da selbst mit reitzenden Farben geschildert wird. Ihr ganzes Staats- und bürgerliches Leben ist ja ebenfalls bloß ein organisirtes Räuberwesen; der Schah und der Sultan unterscheiden sich bloß von dem gemeinen Wegelagerer durch die Erblichkeit ihrer Würde und durch eine Art religiöser Weihe, wodurch ihr gesetz- und rechtloses Treiben in den Augen der dummen Menge geheiliget wird. Solch ein Gedanke tritt uns, obgleich noch nicht klar genug entwickelt, aus den dreyzehn Gesängen des turkmanischen Volksepos entgegen. Die Dschik, so werden die Rhapsoden genannt, lassen zwar Karroglu zahlreiche Grausamkeiten begehen; er mordet den Feind und jeder Wohlhabende ist des Räubers Feind, mag er ihm bewaffnet oder wehrlos entgegen kommen. Doch ist der Räuber zu Zeiten bis zur Tollheit großmüthig und tapfer. Toller, Wahnsinniger ist auch einer seiner Lieblingstitel; so wird er von den Banditen angeredet und der Hauptmann selbst würdigt sie dieser Ehrenbenennung. Bey alledem ragt Karroglu über das ganze zahlreiche Gesindel der Pascha's und Wesire, der Agha's und Beglerbeg weit hervor; sie werden uns sämmtlich als feige und niederträchtige, jedes bessern Gefühles unfähige Seelen geschildert.

Der Raschedi, das heißt, der Gerechte, so nennen sich bekanntlich die Schüten selbst, wähnt ein gutes Werk zu thun, wenn er den Sunniten ausplündert und ermordet. Man ersieht aus diesen Volksdichtungen, daß das Herz dieses verwilderten Muselmans weder Liebe noch Freundschaft kennt. Die Vielweiberey zerknickt alle zarteren Gefühle, alle edlen häuslichen Tugenden, die zu allen Zeiten die einzige sichere Grundlage eines geordneten Gemeinwesens bilden. Das Weib ist dem Turkman ein liebliches Spielzeug, das er, wenn es ihn nicht mehr ergötzt, in den Winkel stellt; die Kameraden sind ihm Zech- und Raubgenossen, für welche er weder Achtung noch Freundschaft hegt. Nur sein Pferd, sein Pferd ist ihm Alles; das liebt und vergöttert er; es bringt ihn ja eilenden Laufes zur reichen Karawane und errettet ihn, wenn der Raub gelungen, durch seine Gewandtheit und Schnelligkeit von den nacheilenden Feinden.

Mehrere der kleinern turkmanischen Lieder, die hier mitgetheilt werden, sind jedoch aus dem Gefühle für Recht und Tugend hervorgegangen; sie leben dessen ungeachtet im Munde aller Stämme. Vorzüglich zeichnen sich in dieser moralischen Beziehung die Gesänge der turkmanischen Barden Karagoglan und Mehdun Kuli aus, die Rückert der deutschen Sprache aneignen sollte. Man sieht, daß aus diesen Menschen durch eine bessere Erziehung etwas zu machen wäre. Es sind dieß Liebeslieder oder sie beschreiben die Vorfälle bey einem Tschappah, wie man dort einen Raub- oder Plünderungszug nennt, und sind durchgängig in einer kühnen, Freyheit und Unabhängigkeit athmenden Sprache abgefaßt. Nicht so die persischen Volkslieder. So weit die türkische Literatur hinter den Geisteserzeugnissen der Perser steht, so weit bleibt das persische Volkslied heutigen Tags hinter dem turkmanischen zurück. Die staatlichen Verhältnisse des Kadscharen-Reiches mögen der Grund hievon seyn. Persien ist schwach und entmuthigt; es mühet sich ab zwischen den beyden mächtigen Nachbaren im Norden und Südosten, wankend und schwankend zwischen Rußland und England, einen nichtigen Schein von Unabhängigkeit zu bewahren. Diese unsichere kraft- und saftlose Stellung spiegelt sich ab in dem persischen Volksliede, von welchem uns Hr. Chodzko ebenfalls einige Proben mitgetheilt hat.

Bevor ein Tschappah unternommen wird, versammelt sich die ganze Horde und alle Familienhäupter sitzen im Kreise herum. Es wird nun über die Unternehmung, wohin sie gehen solle, gesprochen. Am Ende fordern die Häuptlinge die Krieger auf, sich zu erklären, ob sie an dem Zuge Antheil nehmen wollen, oder nicht. Ist eine hinlängliche Anzahl Abentheuerer beysammen, so wählen sie einen Häuptling, Siedar genannt, dessen Befehlen dann alle Theilnehmer des Tschappah, Häuptlinge wie Gemeine, unbedingt sich fügen müssen.

Von großem alterthümlichen und sprachlichen Interesse sind die Lieder, welche auch zum Theile im Originale mitgetheilt sind, aus den persischen Provinzen südlich des kaspischen Meeres zwischen dem Fluß Ostara, der Persien einerseits von Rußland trennt und dem Karasu, auf der Gränze zwischen Persien und Turkmanien, die verhältnißmäßig erst sehr spät zum Islam übergiengen. Es ist dieß bekanntlich das Land, worin nach den sichersten Ueberlieferungen Zoroaster gelebt, geweißaget und geschrieben haben soll. Es werden hier drey verschiedene Dialekte gesprochen: das Taulische von der Wüste Moghan bis zur Mündung des Flusses Dinachal, in welchem ein großer Vokalreichthum und viele andere Eigenthümlichkeiten und Elemente des Zend vorkommen. So vermeidet auch das Taulische beynahe durchgängig den Buchstaben l; das Ghilek von Dinachal bis zur Mündung des Flusses Pilorud, dann das Masenderani von dem Pilorud bis zur Mündung des Karasu. Die äußerliche Form der lyrischen Gesänge dieser Gegenden gleicht vollkommen der ältesten Weise der asiatischen Poesie, den Psalmen Davids und dem hohen Liede Salomons; sie bestehen in Distichen, innerhalb welcher ein Gedanke, die Beschreibung eines Gegenstandes oder die Darstellung eines Gefühles enthaltend, abgeschlossen ist. Die Bewohner nennen heutigen Tags noch ihre Gedichte Pahlewan, ein Wort, das bereits bey Hafis und Saadi in diesem Sinne vorkommt. Das Zend scheint zu einer gewissen Zeit hier die Landessprache gewesen zu seyn; denn jetzt noch finden sich eine Menge reiner Zend- und Sanskrit-Wörter in den Sprechweisen dieser Gegenden, welche in dem modernen Persischen nicht mehr vorkommen, und deren Herr Chodzko (455 flg.) einige gesammelt, und zur Erklärung der geographischen und anderen Namen aus den alten und neuen Zeiten benutzt hat. *)

Viele der Volksgesänge südlich des kaspischen Meeres tragen ganz den Charakter der bayerischen Schnatterhüpflein, die Schmeller so vortrefflich in seinem bayerischen Wörterbuche (III, 499) geschildert hat. Liebe und Witzesspiele, die Mährlein des Korans und der Aberglauben des Landes bilden abwechselnd den Inhalt dieser Lieder.

Carl Fr. Neumann.

*) So heißt z. B. Wasch im Zend und Ghilek eine Pflanze (es ist dieß unstreitig das deutsche Wachsen) was in Riwasch oder Rhabarber wörtlich Rinnpflanze, sich wieder findet. Es ist also jetzt einmal die richtige Etymologie des Wortes Rhabarber gefunden. Herr Chodzko findet heutigen Tags in Ghilan und Masenderan alle Namen wieder, welche in der Beschreibung dieser Gegenstände im elften Buche des Strabo vorkommen. Ich gestehe aber, daß mir manche Etymologien und Zusammenstellungen des Alten mit dem Neuen sehr gewagt und selbst willkührlich scheinen, so z. B. wenn die Οὔαρτοι, in welchem Namen viele neuere Forscher mit eben so geringem Rechte die Hunnen finden wollen, von dem heutigen Dorf Winia abgeleitet werden u. s. w.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung folgt.)

Marquis de Custine, La Russie en 1839. Vol. 1 — 4. Paris 1843.

Dr. W. Binder, Der Untergang des polnischen Nationalstaates. Pragmatisch entwickelt. Th. 1. Stuttgart 1843.

F. E. Göhring, Polen unter russischer Herrschaft. Bd. 1 — 3. Leipzig 1843.

M. Feyjoo, Relacion descriptiva de la ciudad y provincia de Truxillo de Peru. Madrid 1763. fol.

Vinc. Eyre, The military operations at Cabul which ended in the retreat and destruction of the British army, January 1842. London 1843.

Frz. von Erdmann, Kritische Beurtheilung der von Quatremère herausgegebenen Histoire des Mongols de la Perse. Kasan 1841.

Fr. v. Erdmann, Vollständige Ueberſicht der älteſten türkiſchen und mogholiſchen Völkerſtämme nach Raſchid-Ud-Din's Vorgange. Kaſan 1841.

Lettres sur les îles Marquises ou mémoires pour servir à l'étude religieuse, morale, politique et statistique des îles Marquises et de l'Océanie orientale par le Père Mathias G***, prêtre. Paris 1843.

Silv. Pinheiro-Ferreira, Observaçoēs sobre a constituição do imperio do Brazil e sobre a carta constitucional do reino de Portugal. Paris 1835.

Tad. Henis, Efemerides de la guerra de los Guaranies desde el año de 1754.

M. A. Boullée, Notice sur le général la Fayette. Paris 1841.

Bransby Blake Cooper, The life of Sir Astley Cooper, Bart. Vol. 1. 2. London 1843.

C. von Orelli, Spinoza's Leben und Lehre. Aarau 1842.

Walther von der Vogelweide. Eine biographiſche Skizze. Würzburg 1843.

Alonso de Cespedes, Compendio de las mas sennaladas hazañas que orho el captitan Alonso de Cespedes, publicalo Rodrigo Mendez Silva. Madrid 1647.

Dr. L. Heller, Nicolaus Hunnius. Sein Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Kirchengeſchichte des 17. Jahrhunderts. Lübeck 1843.

P. S. Frandsen, C. Cilnius Maecenas. Eine hiſtoriſche Unterſuchung über deſſen Leben und Wirken. Altona 1843.

Geron. Man. Davila y San-Vitores, El rayo de la guerra, hechos de Sancho Davila. Valladol. 1713. 4.

Dr. P. von Bohlen's Autobiographie, herausgegeben von J. Voigt. Zweite mit Briefen vermehrte Auflage. Königsberg 1843.

K. Türk, Geſchichtliche Studien. Bd. I. 2. Die vereinigten Staaten von Nordamerika. Roſtock 1843.

Galileo Galilei, Le opere, prima edizione completa condotta sugli autentici manoscriti Palatini. T. II. Firenze 1843.

Thomas Tredgold, Practical essay on the strength of cast iron and other metals. Part I. London 1842.

J. A. Schubert, Elemente der Maſchinenlehre. Abth. 1. Mit Atlas. Dresden 1842.

Dr. Fr. W. von Reden, Die Eiſenbahnen in Europa und Amerika. Abth. 1. Die Eiſenbahnen Deutſchlands. Berlin 1843.

Dr. Fr. Argelander, Neue Uranometrie. Berlin 1843.

The nautical Almanac and astronomical Ephemeris for the year 1846. London 1842.

Connaissance des temps ou des mouvemens célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs pour l'an 1846. Paris 1843.

Ph. J. Kretzſchmar, Beyträge zu der Lehre von dem Leben. Th. 2. Entſtehungslehre. Frankf. 1843.

K. Snell, Newton und die mechaniſche Naturwiſſenſchaft. Dresden 1843.

Fr. Klee, Der Urzuſtand der Erde und die Hypotheſe von einer ſtattgehabten Aenderung der Pole. Stuttgart 1843.

Dr. Fr. Göbel, Ueber den Einfluß der Chemie auf die Ermittelung der Völker der Vorzeit oder Reſultate der chemiſchen Unterſuchungen metalliſcher Alterthümer. Erlangen 1842.

Dr. Fr. Köhler, Die Chemie in techniſcher Beziehung. Berlin 1840.

Dr. C. J. B. Karſten, Philoſophie der Chemie. Berlin 1843.

Natural history of New York. Part I. Zoology by J. E. de Kay. New York 1842.

Elzear Blaze, Histoire du chien chez tous les peuples du monde d'après la bible, les pères de l'église etc. Paris 1843.

Georg Graf zu Münſter, Ueber die Clymenien und Goniatiten im Uebergangskalk des Fichtelgebirges. Bayreuth 1843. 4.

Ch. Darwin, The structure and distribution of Coral Reefs. London 1842.

Dr. F. Unger, Die Pflanze im Momente der Thierwerdung. Wien 1843.

St. Endlicher und Fr. Unger, Grundzüge der Botanik. Wien 1843.

Georg Graf zu Münſter, Beyträge zur Petrefaktenkunde. Heft 1. Bayreuth 1843.

C. Hartmann, Handbuch der Mineralogie. Bd. 1. 2. Weimar 1843.

Dr. A. Breithaupt, Vollſtändiges Handbuch der Mineralogie. Bd. 1. 2. Dresden 1841.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Archivio storico italiano. T. III. Firenze 1842.

Auch unter dem Titel:

Cronache milanesi scritte da Giovan Pietro Cagnola, Giovanni Andrea Prato e Giovan Marco Burigozzo ora per la prima volta publicate. Volume unico. Firenze, Gio. Pietro Vieusseux, editore 1842.

Seit längerer Zeit ist es unser Bestreben gewesen, den Lesern dieser Blätter die bessern Erscheinungen der italienischen Literatur auf dem Gebiete der Geschichte vor Augen zu führen, um sie dadurch an dem Entwicklungsgange dieser merkwürdigen Nation Theil nehmen zu lassen, sie dafür zu interessiren. Ein neues Leben scheint in geschichtlicher Beziehung in Italien erwacht und die Publicationen, die an Inhalt wie an Zahl zunehmen, beurkunden den Antheil, der an geschichtlichen Forschungen genommen wird. Im Anfange dieses Jahres hat sich in Siena der Gouverneur, Graf Luigi Serristore mit 200 tosk. Thalern an die Spitze einer Subscription gestellt, um den gelehrten Doctor Gaetano Milanesi in den Stand zu setzen, ein Compendium der sienesischen Geschichte bis zum Jahre 1560 herauszugeben. Schnell kam die nothwendige Anzahl von Subscribenten zusammen und man sieht der Veröffentlichung dieser Geschichte mit Spannung entgegen. Ein Tractat über Civil- und Militärarchitectur von dem sienesischen Architecten Francesco di Giorgio Martini aus dem fünfzehnten Jahrhunderte, in welches die künstlerische Blüthe Sienas fällt, wird durch Carlo Promis herausgegeben, nachdem der Cav. Saluzzo, einer der bedeutendsten Kenner der italienischen Kriegskunst, hiezu die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Die einst so mächtige Familie Aldobrandeschi, berühmt in der Geschichte des Papstthums, der Kunst und der Stadt Siena insbesondere, erhielt durch eine Schrift des Daniel Berlinghieri neues Licht. Die toskanischen Maremmen, ein Gegenstück zu den pontinischen Sümpfen und noch mehr als diese, durch die glücklichere Sorgfalt des jetzt regierenden Großherzogs von Toskana, auf dem Punkte, in fruchtbare Gefilde umgeschaffen zu werden, gehörten dieser mächtigen Familie an und der erbärmliche Zustand, in welchen sie allmählig verfielen, scheint mit der Feudalpolitik dieses Hauses in inniger Verbindung zu stehen. Zwey wichtige catalonische Chroniken, welche wir bereits bey Amari erwähnt treffen, Muntaner's und d'Esklot's, die über den Zug Carls von Anjou nach Italien, den Untergang der Hohenstaufen, die sicilianische Vesper und die Kriege der Arragonier um Sicilien zum Theile als Zeitgenossen berichten, sind durch Filippo Moisé übersetzt, mit werthvollen Documenten und Erläuterungen versehen, und dadurch die Quellen für die Geschichte des dreyzehnten und den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wesentlich vermehrt worden. Vincenzo Carrari, Canonicus an der Metropolitankirche zu Ravenna, welcher gegen Ende des sechszehnten Jahrhundertes eine Geschichte der Romagna schrieb nnd sorgfältig Stadt für Stadt dieser Provinz durchgieng, ward durch Antonio Vesi aus langer Vergessenheit befreyt und mit Zusätzen und Documenten ver-

sehen herausgegeben. In eine entlegenere Epoche greift die zweyte Ausgabe von Micali's Geschichte der alten Völker Italiens ein, welche, was in den eilf Jahren seit dem Erscheinen der ersten Auflage die italienische Literatur in der Alterthumswissenschaft Bedeutendes leistete, um so weniger unberücksichtigt lassen kann, als die Wirksamkeit des istituto archeologico zu Rom gerade in dieser Beziehung neue Thatsachen an das Licht gefördert hat. Noch wichtiger als alle diese Werke scheint die Geschichte Italiens im Mittelalter von dem Grafen Carlo Troja, von welcher wir noch ausführlich Rechenschaft zu geben haben. Der erste Band, welcher seiner Vollendung erst im Laufe des nächsten Frühjahres entgegen sieht, besteht aus fünf Theilen, soll aber selbst nur einen Theil der storia propria d'Italia bilden. Das Erscheinen der ersten Abtheilung, 1839, ward von den gelehrten Journalen Italiens mit einer Art von Jubel begrüßt, und der Graf, welcher an der Spitze eines, mit Herausgabe eines Quellenwerkes beschäftigten Vereines neapolitanischer Gelehrten steht, gilt als einer der bedeutendsten Literaten der Halbinsel, auf dessen tiefe Gelehrsamkeit stolz, „Italien nicht mehr nothwendig haben werde, benachbarte Nationen zu beneiden." Viele andere Publicationen reihen sich an diese an. Die Vollendung der meditazioni storiche di Cesare Balbo, eine zweyte Auflage der interessanten studj sul secolo XIII. von G. La Farina, welche, nachdem die erste schnell vergriffen, bis zur neunten Lieferung bereits erschienen ist; ein epistolario inedito del Cardinal Mazarino, herausgegeben von dem durch seine Forschungen über die lombardischen Städte bekannten Polygraphen Carlo Morbio; eine Vertheidigung Bonifacius VIII. in seinem Kriege mit den Colonnesen (discorso di Agostino Peruzzi. Bologna 1842); ein Tractat über die Finanzen des römischen Volkes von Lodovico Guarini (Napoli 1841). Insbesondere aber hat die Specialgeschichte wesentliche Bereicherungen erhalten. Ueber Casale di Monferrato gab Vincenzo di Conti notizie storiche heraus, Giac. Milan Massari ein frammento del libro VIII di una storia di Vicenza, Fr. Cusani die fünf Bücher des Canonicus G. Ripamonti über die Pest zu Mailand im Jahre 1630; Promis beleuchtete die monete dei Reali di Savoia. Zwey Werke, von Oreste Brizi und Melch. Delfico verbreiten sich über die Geschichte von San Marino. Martini schrieb eine Kirchengeschichte, der Baron J. Manno eine storia moderna von Sardinien. Pezzana setzte die Geschichte Parma's fort bis zum Jahre 1449; Strocchi schrieb über die Kirche und Bischöfe von Faenza, de' Angelis über die Stadt und Kathedrale von Monte Fiascone, Scaciga della Silva über Val d'Ossola, Ant. Zambaldi monumenti storici di Concordia. Venedig und sein Gebiet hat in den letzten zwey Jahren wieder eine eigene Literatur bewahrt. Casoni schrieb über die Verschwörung des Boemund Tiepolo, Mutinelli über den venetianischen Handel und venetianische Annalen bis zum Untergange der Republik. Unter dem Titel: due documenti inediti di storia Veneta del secolo XVI, empfängt der Leser eine Rede des Aloys Gritti über die Sicherheit der Stadt und Republik, vom Jahre 1542, und den Bericht einer Unterredung des Dogen Aloys Mocenigo mit K. Heinrich III. von Frankreich vom Jahre 1574. Von demselben Dogen wurden 6 Briefe an eben diesen König in einer kleinen Sammlung von ungedruckten Urkunden publicirt (lettere diplomatiche inedite. 1840); an diese reihen sich die Depeschen des Johann Mocenigo über die Ermordung Heinrichs IV., ein Brief desselben Königs über seine Rückkehr zur katholischen Kirche, endlich ein Brief des Lord Bathurst an die Deputirten von Tirol in Betreff des Aufstandes (12. Nov. 1809). Leider ist diese kleine Schrift nicht in den Buchhandel gekommen. Ihr Verfasser ist der Engländer Rawdon Brown, welchem die Literatur ein gelehrtes Werk über den venetianischen Geschichtschreiber Marin Sanuto verdankt, dessen Diarien von 1490 — 1535 in der Originalhandschrift die kaiserliche Bibliothek in Wien besitzt. In zwey starken Octavbänden erschien die Geschichte der Herrschaft der Carrareser in Padua von Giov. Cittadella (1842), bekanntlich eine höchst romantische Episode der italienischen Geschichte. Verci schrieb die Geschichte der Ty-

rannen derselben Stadt und Umgebung im dreyzehnten Jahrhunderte, der Ezzellini (Venedig 1841). Die Geschichte des Valtellins von Romegiatti, der Valsassina von Arrigoni, des Königreichs Neapel von Massimo Rugnez, der edlen Familien von Savoyen von Monneret, der Fremdherrschaft in Italien von Moisé, die Geschichte von Lucca bis 1817 (zweyte Auflage) von dem Marchese A. Mazzarosa befinden sich unter der Presse und werden in periodischen Lieferungen mitgetheilt. Die große Sammlung neapolitanischer Chronisten, veranstaltet von del Ré hat bereits 8 Lieferungen ausgegeben und in diesen die Chronik des Erzbischofs von Salerno, Guarna von 1121 — 1178, die 4 Bücher des Abtes von Telese über König Ruggiero 1127 — 1135, die Chronik des Falco von Benevent 1102 — 1440, endlich die des Ugo Falcando mit Uebersetzung und Noten begleitet abgedruckt. Dem Unternehmen scheint eine ähnliche Absicht unterzuliegen, wie bey der Herausgabe französcher Geschichtsquellen durch die société hist. die Quellen zugänglich zu machen und das Studium der Geschichte der Masse der Gebildeten zu erleichtern.

Unsere Leser mögen es uns verzeihen, wenn wir erst nach so langen Umschweifen zu dem Archivio storico italiano zurückkehren. Der dritte Band dieser interessanten Sammlung ist ausschließlich Mailand gewidmet und zwar wieder derjenigen Periode seiner Geschichte, welche die letzten Zeiten der Selbstständigkeit des Herzogthums und dessen Verfall und Niedertretung durch die Fremden enthalten. Cagnola, der seine Chronik im Jahre 1497 endigte, war Castellan der Rocca di Sartirane, und unternahm zu seiner eigenen Zerstreuung, Ludovico Sforza, dem Gebieter Mailands, die Geschichte der Verheerungen Italiens durch die Ausländer (da giente barbare et externe) zu erzählen. Der Herausgeber, Cesare Cantu, einer der tüchtigsten Forscher Italiens in der Gegenwart, meynt, Tausende von Irrthümern fänden sich in dieser Chronik und begnügt sich, die hauptsächlichsten Auslassungen und des Autors Verhältniß zu seinem jüngeren Zeitgenossen, dem bekannten Corio, auseinander zu setzen. Zur Charakteristik Cagnola's genüge, daß er den Urheber alles Uebels, das Italien im sechzehnten Jahrhundert betroffen, den ränkevollen und erbärmlichen Ludovico Moro als denjenigen bezeichnet, welcher „mit seiner hochweisen Regierung und Rathe nicht nur seinen Staat, sondern auch Italien von so großer Gefahr und so großen Augaben, in welche sie gekommen waren, befreyte.“ Man glaubt einen modernen Journalisten vor sich zu haben, wenn man diese elende Creatur seinem noch elenderen Götzen Weihrauch streuen sieht. Die zweyte Chronik ist von Johann Andreas Prato, einem gelehrten Manne von ruhiger, friedfertiger Art, welcher sich über die Parteyen zu stellen sucht, und dessen Aussprüche in der Zeit, wo die Leidenschaft auch einem Machiavelli den Kopf verrücken konnte, wohl thun. Ereifert sich dieser über die Päpste seiner Zeit, welche immer fremde Völker nach Italien beriefen, so wundert sich Prato über dieselben, daß sie die ihnen zugefügten Unbilden so leicht vergäßen und heute mit ihrem Widersacher von gestern Freundschaft schlößen, morgen das erst geschlossene Bündniß lösten, ogni cosa facendo perchè la loro quiete non si turbi e le anime non si perdano. Prato setzte den Corio fort vom J. 1495 — 1519; seine Chronik ist reich an mitgetheilten Aktenstücken und es hätte der Mühe gelohnt, sie mit einigen anderen handschriftlichen Geschichten derselben Periode, mit der storia di Milano von Bernardino Arluno, der cronaca di Antonio Grumello, der storia della Famiglia Trivulziana von Isaia Prato, der Chronik der Francesco Muralto von 1492 — 1520, insbesondere aber, wenn möglich, mit dem carteggio des Girolamo Morone zu vergleichen, der in alle wichtige Verhältnisse seiner Zeit eingeweiht, durch seine Briefe und officiellen Aktenstücke erst die rechten Aufschlüsse zu geben vermöchte. Die cronaca Milanese di Gianmarco Burigozzo von 1500 — 1544 ist von einem pizzicarolo geschrieben, einem Krämer, dessen Verkaufsartikel Butter, Eyer, Schinken, Würste, Käse ꝛc. waren, von einem Salzstößler, nach der Diction unserer Stadt, welcher von Jahr zu Jahr die wichtigsten Begebenheiten niederschrieb, kurz, bündig, so recht auf seine Weise — era una gran cosa questa, de questa con-

cordanza de tutta questa generazione u. dgl. m. Da aber die Geschichte nicht bloß aus dem besteht, was die Fürsten, deren Räthe und Soldaten thun, so ist diese Stimme aus der Mitte des Volkes oft recht angenehm zu hören. Er sieht vieles, was den andern unbekannt blieb und was das Volk litt; das plectuntur Achivi ist aus ihm besser, als aus vielen andern zu entnehmen.

Während der dritte Band des Archives ausgegeben ward, befanden sich der vierte und fünfte unter der Presse und ward das Material zu dem sechsten, siebenten und achten gesichtet und zum Drucke vorbereitet, so daß dieselben wohl noch bis zu Ende dieses Jahres erscheinen werden. Der vierte ist den Lebensbeschreibungen berühmter Italiener gewidmet (Filippo degli Scolari, Bartolommeo Valori, Lorenzo Ridolfi, Bernardo Giugni, Agnolo Acciaioli, Piero de Pazzi, Bartolommeo Fortini, Alfonso I. etc.). Der fünfte Band enthält bisher unbekannte Schriften des Doge Marco Foscarini; der sechste die 16 Bücher der istorie Pisane des Francesco Bonaini; der siebente und achte Band giebt die venetianischen Annalen des Senators Domenico Maligiero, von 1457 — 1500 und die Depeschen des Franz Foscari und anderer Gesandten bey K. Maximilian vom letzten May bis 3. November 1496. Die Publication der venetianischen Chronik des Martin de Canale (bis 1275), welcher in französischer Sprache als der den meisten bekannten und geläufigen die Ereignisse seiner Zeit und Vaterstadt beschrieb, ist in Aussicht gestellt und dadurch der Geschichte des dreyzehnten Jahrhunderts eine neue und erhebliche Beleuchtung vorbehalten.

Höfler.

The history of Hydur Naik, written by Meer Hussein Ali Khan Kirmani; translated by Colonel W. Miles. London 1842. (Gedruckt auf Kosten der Gesellschaft für Uebersetzungen östlicher Werke.)

Die Geschmacklosigkeit der modernen persischen Historiographie ist allgemein bekannt und ward auch in unserer vorhergehenden Anzeige kurz berührt; das hochtönende leere Wortgeklingel, die gereimten Gassenhauer, mit welchen sie, um einen Ausdruck Blaires zu gebrauchen, ihre rasend gewordene Prosa ausschmücken, sind uns unerträglich. Colonel Miles hat deßhalb ganz recht gethan, uns mit solchen läppischen Rhetorenkünsten ganz zu verschonen und aus der Geschichte des Haider Naik von Mir Hussain nur diejenigen Thatsachen zu übersetzen, die lehrreich sind, und unsere Kenntnisse der Geschichten und Zustände Asiens erweitern. Hätte doch auch der wackere Uebersetzer des Tabari diesen Weg eingeschlagen! Haider, der Vater des bekannten Tippu Sahib, stammt nach Mir Hussain aus den Koreischiten, dem Clane des Propheten von Mekka und ward im Jahre 1721 geboren. Als Jüngling trat er in die Dienste des schwachköpfigen, halb blödsinnigen Radschah von Maisor und schwang sich im Laufe weniger Jahre durch Verrath, durch Mord und Todschlag zum Herrn der Länder seines Gebieters empor. Dem weitern Umsichgreifen dieses glücklichen Räuberhauptmanns, wenn auch in anderer Form als Korroglu, stellten sich die Engländer unter Sir Eyre Coote entgegen, und dieß natürlich mit großem Erfolge. Aus Gram hierüber, so wird wenigsten von den Kundigsten und namentlich auch von Colonel Miles behauptet, starb Haider Nawab im Jahre 1781. Mir Hussein spricht in seinem Werke wie ein zweyter Machiavelli. Treulosigkeit und Grausamkeit gelten ihm für Heldenmuth und Staatsweisheit. Die bekannten englischen Berichte werden durch die Angaben des einheimischen Annalisten vollkommen bestätigt; überdieß ersieht man hieraus, in welcher großen Achtung die Britten im südlichen Indien stehen. Man findet hier unter andern solche Redensarten wie „die stürmischen kriegerischen Engländer, welche wie Löwen auf dem Gesichte der ganzen Erde einherfahren“ u. s. w.

C. Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Das Kieler Stadtbuch von dem Jahre 1264 bis zum Jahre 1289. Aus der Handschrift herausgegeben von Dr. Johannes Friedr. Lucht, Rector der Kieler gelehrten Schule. Kiel 1842. XXXIV und 70 Seiten in 4.

Diese der Oeffentlichkeit dargebrachte Gabe darf um so willkommener heißen, als derley Ueberreste, die in das Einzelne städtischer und bürgerlicher Zustände im XIII. Jahrhundert einen Blick thun lassen, nicht eben häufig sind, während sie unter den Documenten für die specielle Geschichte des Ortes, den sie betreffen, eine der ersten Stellen einnehmen.

Von den Städten Schleswigs und Holsteins besitzt, wie der Herausgeber bemerkt, keine ein schriftliches Denkmal gleichen Alters und Umfangs und wenn auch in Lübeck und vielleicht noch in andern Städten des nördlichen Deutschlands, namentlich in solchen, welche mit dem Lübischen Rechte bewidmet waren, ähnliche Denkmäler in den Archiven aufbewahrt werden, so ist doch wenigstens bis jetzt keines durch den Druck Allen zugänglich gemacht.

Das vorliegende Stadtbuch ist das von dem Rathe der Stadt Kiel geführte amtliche Protocoll, in welches vorzugsweise alle Verlassungen und Verpfändungen von Grundstücken eingetragen wurden, dann aber auch, weil es zur Zeit noch das einzige in seiner Art war, alle Anordnungen, Vereinbarungen und Bestimmungen von Seiten des Rathes und der Privaten, sowohl einheimischer als auswärtiger, welchen man auf diese Weise Anerkennung für die Gegenwart und Beglaubigung für die Zukunft geben wollte.

Daß diese Art Protocolles auch über die oben benannte Epoche herab fortgesetzt worden sey, ist an sich höchst wahrscheinlich und wird aus Excerpten daraus, die noch Asmus Bremer in seinem Chronicon Kiliense tragicum curiosum um 1712 benutzen konnte, zur Gewißheit. Indessen findet sich im Kieler Archiv diese Fortsetzung nicht mehr. Was noch vorliegt ist ein vom Jahre 1411 anfangendes bis 1472 in lateinischer, sofort in plattdeutscher, von 1601 an aber in hochdeutscher Sprache vom Rathe geführtes Verlassungsprotocoll.

Auch jenes dem XIII. Jahrhundert angehörige Stadtbuch ist, mit Ausnahme von ein paar unvermeidlichen deutschen Ausdrücken, in lateinischer Sprache abgefaßt (während im Süden von Deutschland z. B. das Augsburger Stadtbuch von 1276 bereits ganz deutsch ist). Sämmtliche Aufzeichnungen, welchen darin ein Platz eingeräumt worden, sind ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Inhalts an einander gereiht und sehr häufig wird bey einer neuen nicht einmal eine neue Zeile angefangen. Der Herausgeber hat in diesem Abdrucke sämmtliche Aufzeichnungen nach ihrem Inhalt unter 10 Rubriken gebracht, die einzelnen Stücke jeder Rubrik numerirt und die Stelle, wo sie sich in der Handschrift finden, nach Blattzahl und Blattseite angegeben.

Anerkennenswerth ist die Mühe, mit welcher derselbe all die Beyträge, die dieses Stadtbuch zu einem allgemeinen Bilde von dem Zustande und

den Verhältnissen der Stadt und ihrer Bewohner liefert, in der Einleitung zusammengestellt hat.

Ein oppidum Kyl wird zuerst erwähnt um 1072 vom Scholiasten des Adam von Bremen. Um diese Zeit scheint die Stadt von den Wenden gänzlich zerstört worden zu seyn, da ihrer erst zwischen 1139 und 1164, wo unter dem Grafen Adolph II. von Holstein aus den Niederlanden, Friesland und Westpoalen neue Pflanzbürger berufen wurden, weiter gedacht wird. Ihr Name soll hergenommen seyn von einer Art Schiffes („Kiol, chiola"), worauf auch das Wappen anspielt. Wenn indessen der Herausgeber S. XIII den urkundlichen Ausdruck „juxta kyil" übersetzt „bey dem kleinen Kiel," und S. XII sagt: „die sich an die Burg (castrum) anlehnende Stadt war früher ganz mit Wasser umgeben, da der kleine Kiel bey dem dänischen Thor mit dem Hafen in Verbindung stand, wie jetzt noch bey der Holstenbrücke," so mochte ein mit den sonstigen Local-Verhältnissen Unbekannter leicht auf den Gedanken gerathen, der Ort habe, wie so viele andere, von der Lage, also von der an diesem kyil, Kyl den Namen erhalten. Der jetzt sogenannte kleine Kiel ist ein vom Hafen und vom großen Kieler Busen (Fiord, Wiik) hinter die Stadt eintretender Wasserarm, dessen Namen man, wenn er überhaupt ein deutscher ist, gewöhnlich als Keil niederdeutsch Kil) erklärt.

Zunächst wird der Versuch gemacht die im alten Protocoll erwähnten Localitäten, Straßen, Brücken u. s. w., sodann die Kirchen und geistlichen Stiftungen, so weit es möglich, in denen einer spätern, so wie der neuesten Zeit nachzuweisen.

Was die Stadt als städtische Commune betrifft, so zeigt sich, obgleich das Stadtbuch richterliche Entscheidungen nur in geringer Anzahl enthält, daß der Rath schon die Gerichtsbarkeit besitzt. Bey der mit Gerüfte erhobenen Klage über Vergehen gegen Personen und Eigenthum trat die Verfestung (proscriptio) ein. Wurde die Klage gegen den verfolgten, aber nicht ergriffenen Verbrecher, ehe die That übernächtig war, und der Beweis sogleich durch Zeugen geführt, so wurde der Verbrecher sogleich verfestet; war die That aber übernächtig, so mußte der Beklagte dreymal vorgeladen werden und wurde dann verfestet. Den verfesteten oder friedelosen Mann durfte niemand beherbergen und der Kläger konnte sich seiner bemächtigen und ihn gefangen vor Gericht führen. Die in einer Stadt geschehene Verfestung galt für alle Städte mit Lübischem Rechte.

Neben dem Rathe bestand der von dem Grafen (von Holstein) eingesetzte Vogt (Advocatus), dessen Einfluß indessen schon auf einzelne Fälle beschränkt scheint. Wenn auf S. 4 (Fol. 18 b. der Handschrift) von einem auf einen Todtschlag bezüglichen Handel berichtet wird, daß er in dem Gothing (wohl Gau-ding, Land-ding) auf dem Megetheberge (Megedeberg bey Plön) secundum jura legis terrae Holsatiae, und abermals in der Betheiligten Lutthing (kleinem Ding, oder aber Volksding?) in Dragse abgethan worden, so mag derselbe in keiner Beziehung auf die Stadt selbst gestanden haben.

Daß sich unter den im Stadtbuche angeführten Handwerksleuten kein Bierbrauer findet, ist wohl nur zufällig, da doch ein Theil des Landbesitzes der Stadt in orti hummulorum bestand, die der Herausgeber noch in der heutigen Hummelwiese zu erkennen meynt.

Hierauf sagt der Herausgeber einiges über die im Stadtbuche vorkommenden Maße, und vergleicht das damalige Geldwesen mit dem heutigen. Kiel hatte im Jahre 1318 vom Grafen Johann II. das Münzrecht empfangen und im Laufe des XIV. Jahrhunderts wirklich Geld gemünzt. Größere Summen wurden nach Marken Silbers oder nach Marken Pfenninge berechnet. Die Mark Pfenninge wurde in 16 Schillinge zu 12 Pfenningen eingetheilt und hatte den halben Werth der Mark Silbers. Das Pfund Pfenninge dagegen betrug 20 Schillinge oder 240 Pfenninge.

Bey Schuldverschreibungen ohne Hypothek wurde gewöhnlich das persönliche Einlager (obstagium, in Oberdeutschland die Laistung) des Schuldners ausbedungen, wornach er sich in Kiel zu stellen, und da so lange auf seine Kosten zu zehren hatte, bis die Schuld bezahlt war, ein Rechtsmittel, welches, nach dem Herausgeber, in

dem größten Theile Schleswigs und Holsteins noch jetzo gesetzliche Gültigkeit hat. Der in den vorkommenden Fällen niedrigste Zins (pensio) für eine entliehene Summe betrug 6 2/3, der höchste 33 1/3 vom hundert. Eine dem Münchner Ewiggeld zu vergleichende Art Erbzinses wird als jus quod dicitur Wichileth, Wichilesrecht, Wichelerecht (Weichbildrecht) aufgeführt.

Folgt eine Aufzählung der bedeutendern im Stadtbuche genannten Geschlechter, von welchen nur eines noch fortblüht, worauf eine ähnliche von persönlichen und Ortsnamen den Schluß macht. Unter den männlichen Namen kommen verschiedene vor, die anderwärts weniger erhört sind, z. B. Boyo, Hecco, Heyco, Nanno, Themmo, Thodo, Vigo, Emeco, Ludico, Meneco, Reinnico, Weneco, unter den weiblichen Heylika, Modeca, Odeca, Thammeca, Thebeca, Wibeca und noch öfters bloß Wiba, Thesed, Wendelsed, Alburgis, Elburgis, Gerburgis, Menburgis, Remburgis, Rigburgis, Wendelburgis, Wicburgis. Zu den Vornamen gesellen sich allerley, um diese Zeit wohl noch bloß persönliche und nicht in der Familie vererbende Zunamen, die theils von dem Gewerbe, das jeder trieb, theils von geistigen und körperlichen Eigenschaften, Gebrechen, Gewohnheiten u. s. w. hergenommen sind. Neben Zunamen wie Flaminger, Friso, Hasso, Holender kommt auch Slavus (ein Christianus Sl., Miltiggus Sl., Thetlevus Sl.) vor. So ist die Rede von einem Orte Brocov slavicum, das der Herausgeber nicht bestimmt zu deuten weiß. Wenn gleich die meisten Ortsnamen in dem einst von den slawischen Wagern (Wagri) besetzten Theile Holsteins deutsches Gepräge tragen (Rendsburg heißt im Protocoll noch Renoldesborg, Itzehoe Hezehov, Schleswig bloß Sles), so werden doch manche noch auf slawische Namengebung zurück zu führen seyn. Darunter scheint Preetz (Kloster und Flecken an der Schwentine und Bornbeke) zu gehören, das nach Urkunden wie nach dem im Protocoll auf Bl. 61 a. vorkommenden „Praepositus Porecensis" ursprünglich Porece (Porecie am Flusse gelegener Ort, Aue) geheißen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Fr. Ferrara, Storia naturale della Sicilia che comprende la mineralogia con un discorso sopra lo studio in vari tempi delle scienze naturali in quest' isola. Catania 1813. 1.

Dr. Ferd. Ad. Wilda, Die Landwirthschaft als Wissenschaft und die Bildung des Landwirthes. Kiel 1843.

G. W. Fr. v. Wedekind, Die Fachwerksmethoden der Betriebsregulirung und Holzertragsschätzung der Forste mit Nachweisung ihrer Quellen kritisch zusammengestellt und beleuchtet. Frankfurt 1843.

Dr. C. G. Knaus, Der Flurzwang in seinen Folgen und Wirkungen und die Mittel zu dessen Beseitigung. Stuttgart 1843.

Dr. Luigi Cicconi, Storia del progresso dell' industria umana. Vol. 1. 2. Torino 1842.

M. Amédée Burat, Géologie appliquée ou traité de la recherche et de l'exploitation des minéraux utiles. Paris 1843.

Dr. C. F. A. Fischwitz, Handelsgeographie. Th. 1. Leipzig.

F. Matinelli, Del commercio dei Veneziani. Venezia 1835.

Memoria dos trabalhos da commissão para o melhoramento do commercio desta cidade de Lisboa creada por determinação das cortes geraes da nação Portugueza de 26 de Agosto de 1821. Lisboa 1822. 1.

Consulado del mar de Barcelona, traducido en Castellano por Don Caj. de Pallejá. Barcellona 1732. fol.

José da Silva Lisboa, Principios do direito mercantil e leis de marinha. Vol. 1. 2. Lisboa 1815—19. 1.

Ordinacions y cridas fetas per lo illustrissim y fidelissim consistori dels Senjors deputats y

oydors de Comptes del General del principat de Cathalunya y sos comtats. Barcellona 1704. 4.

Rafael Diaz Arenas, Memoria sobre el comercio y navegacion de las ilas Filipinas. Cádiz 1838. 4.

Fr. Baguer y Ribas, Memoria sobre el comercio de los puertos del Mar Negro, de Azow y del Danubio. Madrid 1832. 1.

Dr. G. Klemm, Allgemeine Kulturgeſchichte der Menſchheit. Bd. 1. Leipzig 1843.

K. von Raumer, Geſchichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klaſſiſcher Studien bis auf unſere Zeit. Bd. 2. Von Bacos Tod bis zum Tode Peſtalozzis. Stuttgart 1843.

Greg. de Tapia y Salzedo, Exercicios de la Gineta. Madrid 1643.

K. Roſenkranz, Schellings Vorleſungen. Danzig 1843.

Schelling, Friedr. Wilh. Joſ. von. Ein Beytrag zur Geſchichte des Tages von einem vieljährigen Beobachter. Leipzig 1843.

Al. Schmidt, Beleuchtung der neuen Schellingſchen Lehre von Seiten der Philoſophie und Theologie. Berlin 1843.

E. Biedermann, Die deutſche Philoſophie von Kant bis auf unſere Zeit, ihre wiſſenſchaftliche Entwicklung und ihre Stellung zu den politiſchen und ſocialen Verhältniſſen der Gegenwart. Bd. 2. Leipzig 1843.

Dr. J. Thürmer, Verſuch die Anhänger Hegel's und Schelling's durch eine vernunftgemäße Offenbarungslehre zu verſöhnen. Berlin 1843.

E. Frantz, Grundzüge des wahren und wirklichen abſoluten Idealismus. Berlin 1843.

Dr. H. M. Chalybäus, Hiſtoriſche Entwicklung der ſpeculativen Philoſophie von Kant bis Hegel. Dritte umgearbeitete Auflage. Dresden 1843.

Dr. H. E. G. Paulus, Die endlich offenbar gewordene poſitive Philoſophie der Offenbarung, oder Entſtehungsgeſchichte, wörtlicher Text, Beurtheilung und Berichtigung der von Schelling'ſchen Entdeckungen über Philoſophie überhaupt, dann Theologie und Offenbarung des dogmatiſchen Chriſtenthums im Berliner Winterſemeſter 1841/42. Darmſtadt 1843.

J. N. Ehrlich, Die Lehre von der Beſtimmung des Menſchen als rationale Theologie. Th. 1. Analytiſcher Theil. Wien 1842.

W. Hebenſtreit, Ueber das Schauſpielweſen aus dem Standpunkte der Kunſt, der Geſetzgebung und des Bürgerthums. Wien 1843.

Edélestand Du Méril, Poésies populaires latines antérieures au XII. siècle. Lipsiae 1843.

Al. Manzoni, I promessi sposi, storia milanese del secolo XVII. Storia della colonna infama inedita. Disp. 85 — 100. Schluß. Milano 1842.

Luis Ulloa Pereira, Obras. Madrid 1674. 4.

Luis Jos. Velasquez, Origenes de la poesia Castellana. Malaga 1754. 4.

Fr. de Sá de Menezes, Malaca conquistada pelo grande Affonso de Albuquerque. Lisboa 1779. 4.

D. Ant. Hurtado de Mendoza, Obras liricas y comicas, divinas y humanas. Madr. 1728. 4.

P. Jos. Franc. de Isla, Historia del famoso predicador Fray Gerundio de Campazas. T. 1 — 4. Madrid 1813.

Flores de el parnaso cogidas para recreo del entendimiento por los mejores Ingenios de España: En loa, entremeses y mogigangas. Zaragoca 1708.

Jose de Espronceda, Poesias. Madrid 1840.

Elpino Duriense, Poesias. Vol. 1 — 3. Lisboa 1812 — 1817.

Miguel de Cervantes Saavedra, El ingenioso hidálgo Don Quijote de la Mancha comentado por Don Diego Clemencin. T. 1 — 6. Madr. 1833 — 39. 4.

Franc. de Castro, Libro nuevo de entremeses intitulado Comico festejo . . . Madrid 1742. 4.

Christ. de Benna, Fabulas politicas. London 1813.

Don Diego Agreda y Vargas, Novelas morales utiles por sus documentos. Barcell. 1621. 8.

Joſ. Frhr. von Auffenberg, Sämmtliche Werke. Bd. 1. Siegen 1843.

Bibliothek der geſammten deutſchen National-Literatur von der älteſten bis auf die neueſte Zeit. Bd. 9. Sanct Alexius Leben in acht gereimten mittelhochdeutſchen Behandlungen. Herausgegeben von G. F. Maßmann. Quedlinburg 1843.

Dr. F. v. Sommer, Karl der zweyte, König von England. Th. 1. 2. Berlin 1843.

H. Kurtz, Schillers Heimatjahre. Th. 1 — 3. Stuttg. 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Historische Entwicklung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel. Zu näherer Verständigung des wissenschaftlichen Publicums mit der neuesten Schule dargestellt von Dr. Heinr. Mor. Chalybäus. Dritte theilw. umgearb. Aufl. Dresden und Leipzig. 1843. S. 459.

Ein gewisser esoterischer Character der Philosophie scheint mit ihrem Wesen enge verknüpft zu seyn. Drangen doch selbst in jener Blüthezeit hellenischer Bildung, wo nicht eine barbarische Schulsprache, nicht Dunkelheit der Anschauungen und des Ausdrucks, nicht Mangel an Reiz der Darstellung von der genaueren Bekanntschaft mit ihr abschreckten, verhältnißmäßig nur Wenige tiefer in dieselbe ein, und während ein ganzes Volk sich fähig zeigte, seine Dichter zu genießen und zu verstehen, blieben seine großen Philosophen mit ihren tieferen Lehren auf den engen Raum der Schule beschränkt — der Akademie, des Lyceums. Ein deutlicher Wink möchte hierin liegen, wie schwer es sey, jenes Esoterische der Philosophie den weiteren Kreisen einer für sie exoterischen Bildung zugänglich zu machen. Und in Wahrheit, wer sich diesem Geschäft unterzieht, wird nur schwer Gefahren entgegengesetzter Art vermeiden. Einmal nämlich die Gefahr: den Weg zum Verständniß eines größeren Publicums gar nicht zu finden, und trotz aller Bemühungen ihm ferne zu bleiben; dann aber die: zwar den Weg zum Publicum, nicht aber den Weg wieder zurück zur tieferen Philosophie zu finden, und so die Philosophie in die Sphäre des dem Publicum schon geläufigen Denkens herabzuziehen, statt dieses zur Philosophie zu erheben. Und nicht minder schwer möchte es seyn, das größere Publicum auf ein unbefangenes Urtheil über philosophische Erscheinungen hinzuleiten, und zu dem Ende die eigene philosophische Ueberzeugung im Hintergrunde zu halten, und doch darüber sich nicht bey einem unbestimmten Hin- und Herreden, bey einem überzeugungslosen Raisonniren betreffen zu lassen, wodurch die Halbwisser verführt werden, sich mit ihrer eben gewonnenen unreifen Einsicht sogleich über den Parteyen zu stellen, und vornehm auf die sich abmühende philosophische Forschung herabzublicken.

Wir müssen es der vorliegenden Schrift im Allgemeinen nachrühmen, daß sie die angedeuteten Gefahren glücklich vermieden, daß der Hr. Verf. dem Publicum gegenüber den Philosophen weder zu wenig noch zu viel verläugnet, und ohne der Würde der durch ihn vertretenen Wissenschaft etwas zu vergeben, ihr in weiteren Kreisen Freunde geworben hat, was um so dankenswerther ist, da sich gegenwärtig so viele gewiß nicht durch die Philosophie selbst, wohl aber durch die Behandlung, welche sie von Seiten der neuesten Schule erfährt, von ihr zurückgestossen fühlen. — Daß die belobte Eigenschaft des Werks auch die ihr gebührende Anerkennung gefunden, beweist, daß seit 1837, wo es zum erstenmal erschien, schon die dritte Auflage nöthig wurde, und es ist nur zu wünschen, daß diese Anerkennung ihm auch verbleiben möge, da andere neue Schriften, die in ziemlich gleicher Absicht ausführlicher noch, als das vorliegende, denselben Ge-

genstand behandeln (das von Fichte jun. *) jedoch um ähnlicher, zum Theil noch mehr hervorragender Vorzüge willen ausgenommen), den oben berührten Gefahren nicht entgangen sind. Denn die beyden hieher gehörigen Werke Michelets **) zeigen nach Inhalt und Form zu viel Befangenheit in der Lehre und Methode der hegel'schen Schule, und zu viel einseitig polemisches Interesse, als daß sie eine getreue Darstellung der andern Systeme außer demjenigen seines Meisters (und dieses nur in geistloser Copie) bieten könnten. Das neueste Werk aber von Biedermann in Leipzig ***) verräth schon auf dem Titel, daß es im Dienst jener verkehrten neueren Richtung verabfaßt ist, welche Poesie und Philosophie erst in die trüben Fluthen politischer Leidenschaft und die unsteten Strömungen des Zeitgeistes und Zeitinteresses eingetaucht wissen will, wenn sie der rechten Weihe theilhaftig werden sollen. Es ist dieß hinsichtlich des letzteren Werks um so mehr zu bedauern, da es, abgesehen von der verfehlten Tendenz und einem sehr unzulänglichen philosophischen Urtheil, von einer schönen Darstellungsgabe Zeugniß ablegt. Unser Verf. hält sich von der Einmischung alles der Liebe zur Philosophie fremdartigen Interesses auf eine anerkennenswerthe Weise frey. Er will nicht den Zeitgenossen die Mühe sparen, sich mit den Quellen der neueren deutschen Philosophie selbst vertraut zu machen, und ihnen etwa bloß eine Lücke in der von so manchen erstrebten encyclopädischen Bildung auszufüllen, damit sie nach kurzer Lehrzeit desto rascheren Fußes von der Philosophie hinweg zu Wichtigerem, „zu den socialen Interessen" eilen können; — er will vielmehr bey allen nicht Unempfänglichen eine dauernde Achtung vor der geistigen Macht, die in unsrer deutschen Philosophie lebt, und Liebe zu ihr begründen; er will sie durch seine Darstellung nur zu tieferem Eindringen reitzen und befähigen. Sein Buch soll deßhalb auch wenigstens den Jüngern nur „als Begleiter dienen, nicht freylich um sich bey ihm zu begnügen, sondern um sich dadurch in den Stand gesetzt zu sehen, aus den Quellen selbst zu schöpfen" (Vorrede p. IV). Und eben so wenig, als für irgend eine einseitige Richtung des Zeitgeistes, oder für irgend eines der vorhandenen Systeme, ist es seine Absicht, für seine eigene philosophische Ueberzeugung, die er demnächst in dem Grundrisse einer Ethik dem Publikum vorzulegen gedenkt, im Voraus Anhänger zu werben. Er spricht sich vielmehr in der Vorrede, die überhaupt ein Zeugniß für die Klarheit ist, mit der er seine Aufgabe gefaßt hat, dahin aus (p. V), daß er das Hervortreten seiner eigenen philosophischen Ueberzeugung in einigen beurtheilenden Schlußbetrachtungen nur da, wo die Systeme der Gegenwart aufhörten, sich selbst zu kritisiren, oder diese Kritik noch sub judice sey, am Ende der Entwicklung für berechtigt und nöthig angesehen, damit seine „Unparteylichkeit selbst nicht als zweydeutige Tugend erscheine, die den Leser nur in skeptische Unentschiedenheit hineinführe, um ihn darin rathlos sich selbst zu überlassen, somit aber am Ende mehr abschrecken, als ermuntern würde."

Gehen wir etwas näher auf Form und Inhalt des Werks ein, so sehen wir die erstere besonders dadurch bedingt, daß der Verf. uns seine Darstellung in einer Reihe von Vorlesungen vorführt, welche er im Winter 1835/36 zu Dresden „vor einem Kreise von Männern, größtentheils dem höhern Staatsdienst angehörig, zum Theil selbst Notabilitäten in verschiedenen Zweigen der Literatur" gehalten hat.

Der Beyhaltung dieser Form ist wohl mancher Vorzug zu danken, den wir an der Darstellung des Herrn Verfassers zu bemerken Gelegenheit ha-

*) Beyträge zur Charakteristik der neueren Philosophie, oder kritische Geschichte derselben von Descartes und Locke bis auf Hegel. Zweyte Aufl. Sulzbach 1811.

**) Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Teutschland von Kant bis Hegel. Berlin 1837 — 38. 2 Bände. — Entwicklungsgeschichte der neuesten teutschen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf den gegenwärtigen Kampf Schellings mit der hegel'schen Schule. Dargestellt in Vorlesungen an der Universität zu Berlin. Berlin 1842.

***) Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsere Zeit, ihre wissensch. Entwicklung und ihre Stellung zu den polit. und socialen Verhältnissen der Gegenwart von Dr. C. Biedermann, a. Prof. der Philos. zu Leipzig. Leipzig 1842. 2 Bände.

ben, so wie auch das Vorhandenseyn manches Störenden in derselben, und das Fehlen manches außerdem Erwarteten damit zu entschuldigen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Collezione de' migliori autori italiani antichi e moderni. Vol. XXXIX. La guerra del vespro Siciliano o un periodo delle istorie Siciliane del Secolo XIII per Michele Amari. Seconde edizione accresciuta e corretta dall' autore e corredata di nuovi documenti. Parisi. Baudry, librerie europea 1843. Vol. I S. VIII. 348. Vol. II S. 372. 8.

In der Voraussetzung, daß dem Leser die Anzeige der ersten Auflage der periodo delle istorie Siciliane noch erinnerlich sey, wollen wir nur in Kürze die Veränderungen bemerken, welche der Verf. bey der zweyten Auflage anbrachte und die seinem Werke nach Innen wie nach Außen eine neue Gestalt gaben. Die letztere Seite zuerst hervor gehoben, so sind an die Stelle eines mit doppelten Columnen und kleinen Lettern auf Kleinfolio-Seiten eng gedruckten Bandes zwey Bände in kleinerem und also auch bequemeren Formate mit schönen Lettern auf weniger feinem Papiere getreten. Der Aufenthalt in Paris, wohin sich der Verfasser begab, um einer Verantwortung über sein Buch zu entgehen, ward von Amari nicht, wie wir fürchteten, benützt, um etwa einem verhaltenen Grolle gegen die Regierung seines Vaterlandes von sicherer Stätte aus Luft zu machen, sondern sein Werk einer neuen Prüfung zu unterwerfen, den Styl zu verbessern und mit Benützung werthvoller Documente aus Bibliotheken und Archiven den thatsächlichen Inhalt zu vermehren. Somit liegt denn das Werk in wesentlicher Umgestaltung vor uns und wir fühlen uns deßhalb gedrungen, die wichtigsten Bereicherungen hervorzuheben.

Schon im zweyten Capitel begegnen wir einer solchen an dem Plane P. Urban's IV., Karln von Anjou das Königreich beyder Sicilien, nicht wie er es nachher erlangte, zu überlassen, sondern mit Zurückbehaltung von Neapel, Puzzuoli, Caserta, Nola, Sora, Gaeta (Benevent und Pontecorvo ohnehin) für den römischen Stuhl. Der Plan war klug genug und würde dem Uebermuthe Karl's für immer ein Ziel gesetzt haben; allein auch Karl war klug genug, darauf nicht einzugehen. Die Capitel, welche die Tyranney dieses Königs schildern, sind mit noch grelleren Schilderungen bereichert. Der Codex 4042 der königlichen Bibliothek zu Paris verschaffte dem Verfasser einen in dem Appendix abgedruckten Brief (Doc. VII.) der Sicilianer an den Papst Martin IV., in welchem sie selbst die Qualen schildern, welche die Herrschaft Karl's über sie brachte. Für die Geschichte der Revolutionen und der Legitimität in Europa, worin doch die Geschichte der sicilianischen Vesper eine bedeutende Rolle spielt, ist dieser Brief von solchem Interesse, daß er denjenigen, welche auf Theorien mehr als auf Thatsachen halten, als wohl zu beherzigende Lectüre dringend empfohlen werden kann. In Bezug auf den Antheil Johanns von Procida an der sicilianischen Vesper bleibt das alte Resultat, daß wohl eine geheime Conspiration dieses schlauen Patrioten statt fand, der unleidliche Druck des Volkes aber früher und von selbst sich durch die Ermordung der Fremden Luft machte. Jedoch zeigt der Verfasser, welch bedeutende Rolle hiebey auch der Nationalhaß gegen die Fremden spielte (insana rabies Gallicorum. doc. VII), deren erstes Auftreten in Italien so unglücklich endigte, daß es ihnen für immer eine Lehre und Warnung hätte seyn können, wenn Nationen in dem Punkte ihrer Eitelkeit und Selbstliebe je eine solche annehmen würden. Von Interesse ist ein Schreiben Karls von Anjou an den König Philipp von Frankreich, worin jener über den Ausbruch der Rebellion berichtet, und in Ausdrücken um Unterstützung bittet, welche beweisen, wie wenig Illusionen Karl sich in Betreff der ihm drohenden Gefahr machte. Von einem Antheile Peter's von Arragonien ist hiebey keine Rede. Ein Schreiben P. Martin's IV. an K. Philipp von

Frankreich giebt von dem Widerwillen des französischen Parlamentes Kunde, an einem Kriege gegen Arragonien Theil zu nehmen, und der Papst wohl fühlend, wie tief sich bereits der römische Stuhl in diese schlimme Sache eingelassen, bietet deßhalb alle seine Beredsamkeit auf, den König trotz dem Widerrathen der französischen Prälaten und Baronen zu dem Zuge zu vermögen, mit welchem er den höchsten Ruhm für Frankreich und dessen König verbunden darstellt. — Der Verfasser hat wohl an hundert neue Documente oder andere werthvolle Notizen für diese Ausgabe benützt, wovon insbesondere die Darstellung der Unterhandlungen der einzelnen Höfe und die Untersuchung der Quellen über die Verschwörung vielfache Bereicherung und Berichtigung empfieng. Von den Documenten sind 13 als die bedeutendsten im Anhange abgedruckt (VI, VII, XIV, XXIV, XXXII und von XXXVII bis XLIV); die letztern sind fast alle Schreiben K. Karl's II. von Neapel.

Haben wir bey der Anzeige der ersten Ausgabe selbst manche von den Folgen angeführt, welche die sicilianische Vesper für die umliegenden Länder hatte, so spricht sich jetzt der Verfasser noch besonders darüber aus. Er führt an, wie Sicilien die Revolution, welche es im 13. Jahrhunderte vom äußersten Elende, von sclavischer Verdorbenheit und politischer Vernichtung rettete, nicht seinen Großen, sondern dem Volke verdankte; daß dadurch Neapel eine Reform seiner Regierung erlangte, welche die großen Uebelstände wenigstens für einige Zeit linderte. Die Vesper ersparte der italienischen Halbinsel viele und schwere Zerwürfnisse mit der Dynastie Karl's, welche Italien zerrüttet, vielleicht auch unter Ein Scepter gebracht hätten; andererseits aber eröffnete es auch den Weg zur spanischen Herrschaft in Italien. Sie veränderte den Lauf der Begebenheiten im Oriente, indem sie die Ehrsucht Karl's von Anjou entwaffnete; beynahe hätte sie auch die Geschicke des westlichen Europa's verändert, da sie Anlaß wurde zu dem ersten Eroberungszuge der Franzosen nach Spanien. Für Sicilien selbst schuf sie für eine späte Zukunft eine große und erhabene Tradition, und eine Verfassung, welche das königliche Ansehen sehr beschränkte. Damit betritt der Verfasser einen neuen Boden oder vielmehr er weist auf dem der Geschichte nach, wie die Grundzüge der Verfassung, welche das größte Ereigniß der sicilianischen Geschichte geboren, selbst in dem allgemeinen Umsturze der neueren Geschichte nicht gänzlich vertilgt werden konnten. Auch Sicilien hat im Jahre 1815 bey der allgemeinen Aussteuer der modernen Staaten seinen tüchtigen Antheil an der Verwirrung aller historischen Verhältnisse erhalten und man hatte es sich seitdem zur Aufgabe gemacht, nicht nur willkührlich eine administrative Einheit in den beyden Königreichen Neapel und Sicilien zu schaffen, sondern auch so viel wie möglich jede Spur mittelalterlicher, historischer Rechte zu vertilgen. Dennoch vermag der Verfasser auf einen Punkt hinzuweisen, von dem aus eine Anknüpfung des alten und historischen Rechtes an die moderne und arbiträre Gesetzgebung möglich ist, das Statut vom 11. December 1816, in welchem gesagt ist, daß der König ein Parlament zusammenberufen würde, wenn die öffentlichen Lasten die Summe überschritten, welche von dem letzten Parlamente bewilligt worden ist.

Hiermit ist auch die Stellung des Verfassers zu der Regierung ermittelt, deren Vorladung hintanzusetzen er sich genöthigt fühlte. Von welchem Einflusse sein Buch auf seine Landsleute seyn werde, vermögen wir freylich kaum zu ahnen. Sollte sich unsere Befürchtung, daß in Sicilien künstlich und vermessen der Stoff zu mehr als einem politischen Gewitter angehäuft worden, bewahrheiten, so möge man wenigstens nicht einem Buche zuschreiben, was der Mangel an allem Sinne für geschichtlich Entstandenes und der in der Geschichte Bestehendes zur unglücklichen Reife bringt und dessen Gehaltlosigkeit freylich dadurch desto greller entgegen tritt, je tiefer ein gehaltvolles Buch das historische und unveräußerliche Recht beleuchtet.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Historische Entwicklung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nicht nur sehen wir uns dadurch zur Nachsicht aufgefordert wegen mancher Wiederholungen und Abschweifungen, auf die der Hr. Verf. in der Vorrede mit der Bitte um Nachsicht selbst hinweist, sondern auch wegen des Zurücktretens des Literärhistorischen, in Folge dessen das Werk des Herrn Verfassers ein Handbuch für Geschichte der neuern Philosophie, welches auch dieses Interesse zu befriedigen hat, in keiner Weise ersetzen kann. Auch das wollen wir wegen Beybehaltung jener Form nicht zu hoch in Anschlag bringen, daß der Herr Verf. manchmal über dem Streben nach anschaulicher Charakteristik, nach einer möglichst gefälligen, auf augenblickliche, ungefähre Nacherzeugung eines Gedankens von Seiten des Zuhörers berechnete Darstellung, die Strenge des Gedankengangs und systematischen Fortschritts, Schärfe in den Begriffsbestimmungen und Präcision des philosophischen Ausdrucks vermissen läßt. Die Systeme treten uns allerdings öfters mehr in einer ansprechenden gewandten Umschreibung, als in ihrer eigenthümlichen Gestalt entgegen, auch da, wo die Systeme, um verständlich zu werden, nicht eben der Nachhülfe des Umschreibens bedürften. Oefters gewinnt aus demselben Grunde die Darstellung des Herrn Verf. einen mehr bloß anregenden als nachhaltig belehrenden Charakter. — Indessen mag diese Art der Darstellung, mit ihren Mängeln, deren sich der Verf. wohl selbst bewußt ist, dem Bedürfniß, welchem abzuhelfen er sich zunächst bemühte, am besten entsprochen haben.

Anderes, was wir vermissen, und was schon mehr den Inhalt der Schrift selbst angeht, möchte sich freylich durch die nächste Bestimmung derselben nicht rechtfertigen lassen, ja vielleicht gerade durch diese mehr gefordert gewesen seyn. So scheint uns der Zusammenhang der neueren Bewegungen in der deutschen Philosophie theils mit vorausgegangenen Erscheinungen in der Geschichte der Philosophie, theils mit gleichzeitigen Erscheinungen auf andern Gebieten des geistigen Lebens, welche sowohl auf Entwicklung der neueren Philosophie einwirkten, als Rückwirkung von ihr empfiengen, nicht genugsam beachtet worden zu seyn, obschon Nachweise der Art das Interesse des Auditoriums gewiß nicht geschwächt haben würden. — Wir hätten z. B., was das erstere anlangt, als Einleitung in das kantische System nicht nur eine kurze Charakteristik des lockeschen Sensualismus und humeschen Skepticismus, welche der Herr Verf. giebt, gewünscht, sondern diese auch gerne auf die vor der kantischen Philosophie herrschenden philosophischen Richtungen überhaupt und namentlich den Dogmatismus der wolfischen Metaphysik ausgedehnt gesehen. Was der Herr Verf. p. 28 und sonst beyläufig über den letzteren beybringt, kann Referent nicht für genügend ansehen, um Kants Verhältniß zu demselben ins volle Licht zu setzen.

Es ist nach der Ansicht des Referenten nichts, was so sehr die eigenthümliche Mischung eines empirischen Realismus und eines idealisti-

schen Rationalismus in Kant zu erklären vermöchte, als der Gegensatz, in dem er seine Ueberzeugung den schroff einander entgegen stehenden Extremen des hume'schen Skepticismus und des wolffischen Dogmatismus gegenüber ausbildete, und dem zufolge er gegen Hume die Rechte aprioristischer Erkenntnißweise, gegen den Dogmatismus die Rechte der Erfahrung festzustellen suchte. Jene beyden Extreme hätten deßhalb, nach der Ansicht des Ref., unmittelbar nacheinander und mit gleicher Sorgfalt dargestellt werden müssen.

Was dann den Zusammenhang der Entwicklung der Philosophie mit andern Richtungen des geistigen Lebens anlangt, so hätten wir unter andern eine wenn auch kurze Hinweisung darauf gewünscht, daß der Uebergang vom kantisch-fichte'schen Kriticismus zur schelling'schen und hegel'schen Lehre mit jenem großen Umschwung der Denkweise, jener merkwürdigen geistigen Bewegung parallel läuft, welche wir am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts gerade bey den Begabtesten der Nation hervortreten, und eine neue Generation geistiger Kräfte von einer früheren, das neue Jahrhundert vom vorangegangenen scharf abgränzen sehen. Schelling hat größtentheils nur jene Ideen über das Verhältniß des Unendlichen zum Endlichen, des Uebersinnlichen zum Sinnlichen, über eine durch das Gebiet des geistigen und leiblichen Seyns, durch Natur und Geschichte hindurch gehende Einheit des Lebens und der Entwicklung u. s. w. auf systematische Weise ausgesprochen, und in die Sphäre philosophischen Erkennens fortgepflanzt, welche damals in den edelsten Producten deutscher Poesie auflebten, und auf die auch eine allmählig sich heranbildende höhere Empirie in Natur- und Geschichtsforschung hindrängte, indem sie die Nothwendigkeit einer neuen wahrhaft genetischen Behandlung ihrer Gegenstände hervorhob. In der That war die geistige Bewegung jener Zeit eine allgemeine, nicht bloß auf das Gebiet der Philosophie beschränkte. Neue ungeahnete Bereicherungen des wissenschaftlichen Materials strömten auf allen Gebieten zu, unbekannte Tiefen der Anschauung schienen sich überall eröffnen, ein neues Organ des Sehens für eine neue Welt sich bilden zu wollen. Kein Wunder, daß auch die Versuchung zu Verirrungen des Erkenntnißstrebens eigenthümlich neue, zum Theil sehr lockende Gestalt annahm, der denn auch die Philosophie der damaligen Zeit in ihren bedeutendsten Erscheinungen vielfach erlegen ist. Vor allem ließ man das Transscendente, was die vorangegangene herrschende Denkweise nicht eben gerade immer im Gefühl ächter Demuth, sondern auch in Folge innerer Entfremdung von allen lebendigen Erweisungen des Göttlichen und Ewigen in der Zeit sich ferne gehalten hatte, nun auf eine eben so wenig zu rechtfertigende Weise allem zeitlichen und endlichen Daseyn immanent werden, und benahm ihm dadurch seine höhere, über die natürliche und zeitliche Entwicklung hinausgehende Würde. Dem Hrn. Verf. ist diese völlige Umstimmung auf dem Gebiet der philosophischen Denkweise nicht entgangen, und er weiß sie bey Beurtheilung des schelling'schen und hegel'schen Systems wohl zu würdigen; aber des Zusammenhangs dieser Erscheinung mit correspondirenden auf andern Gebieten wird von ihm nicht gedacht. Und solcher Nachweise, für die der Raum nicht fehlen dürfte, haben wir noch manche vermißt.

Scheint uns hier der Hr. Verf. zu wenig erschöpfend gewesen zu seyn, so sind dagegen wohl manche andere Parthien seiner Darstellung zu ausführlich gerathen. Wir theilen nicht im Geringsten jene Mißachtung, mit der von mancher Seite auf den scharfsinnigen und gründlichen Herbart herabzublicken beliebt wird, verkennen auch nicht, daß der Herr Verf. bey der Wichtigkeit, welche ihm die herbart'sche Theorie für die Fortbildung der neueren Philosophie gehabt und noch zu haben scheint, sich zu einer ausführlichen Besprechung derselben veranlaßt sehen mußte. Wenn er aber diese fast den vierten Theil des ganzen Werks einnehmen läßt, so scheint uns dieß doch ein Mißverhältniß zu seyn. Denn auch zugegeben, daß die herbart'sche Philosophie in der Entwicklung mehrerer Grundbegriffe, auf welche sich eine empirisch realistische Weltanschauung stützt, namentlich des vom Denken unabhängigen Seyns — einen bedeutenden Besitz hat, so erwiesen sich doch die herbart'schen Principien als unzulänglich, um von ihnen aus eine Lösung der letzten

und höchsten Probleme der Philosophie, um derentwillen man doch eigentlich philosophirt, zu versuchen, und durch sie den Reichthum der Wirklichkeit einigermassen in die Einheit eines philosophischen Systems aufzunehmen. Wir können deßhalb auch schwer glauben, daß die herbart'sche Theorie noch nach dem Tode des Meisters einen bedeutenden Einfluß auf Fortentwicklung der Philosophie ausüben werde. — Jedenfalls muß es der ausführlichen Behandlung gegenüber, welche die herbart'sche Philosophie von unserm Verfasser erfahren hat, auffallen, daß andere Erscheinungen auf dem Gebiet der Philosophie von demselben kaum angedeutet oder ganz übergangen worden sind. Er spricht zwar in der Vorrede aus, daß die Berücksichtigung „aller der zwischen den Hauptsystemen liegenden, zum Theil in ihrer Art sehr verdienstlichen Binde- und Ausfüllungsglieder" außerhalb seines Planes gelegen. Aber ist das herbart'sche System dem schleiermacher'schen etwa gegenüber ein in dem Maaß durch Ursprünglichkeit der Gedankenerzeugung und Meisterschaft der Darstellung ausgezeichnetes, daß der Hr. Verf. das letztere als ein bloßes „Binde- oder Ausfüllungsglied" gänzlich übergehen durfte? Schleiermacher hat zwar zu seinen Lebzeiten nur Schriften ethischen und religionsphilosophischen Inhalts (darunter jedoch Epoche machende) herausgegeben; — in seinen mündlichen Vorträgen aber ein umfassendes philosophisches System, welches nun nach seinem Tode dem Publikum vollständig vorliegt, entwickelt, und dadurch auf die philosophische Bildung einer großen Anzahl von Zeitgenossen gewirkt — unter denen sich selbst wieder Lehrer der Philosophie von verdientem Rufe befinden, die sich an seine Lehre anschließen. Er hat dem ausschweifenden Idealismus und logischen Rationalismus der hegel'schen Schule gegenüber nicht weniger, als Herbart, eine bemerkenswerthe Stellung eingenommen, — und ist in Handhabung dialektischer Kunst, in bewußter Methodik und überlegener Behandlung des Stoffs, wie wenige, Meister gewesen. — Hat sich nicht der Hr. Verf. bey Beurtheilung der Bedeutung der einzelnen Systeme für die Fortbildung der Philosophie, und so auch des schleiermacher'schen, trotz seiner Vorsicht, nicht in hegel'scher Weise nach einem von vornherein fertigen Schema die philosophischen Erscheinungen zu behandeln, doch zu sehr von der hegel'schen Anschauung leiten lassen, daß die Systeme in fortlaufender Linie eine immer neue erhöhte Entzweyung in Gegensätze und immer neue Einigung derselben darstellen? Darin nämlich erkennt er mit Hegel (p. 7 ff.) das Organische an der Entwicklung philosophischen Bewußtseyns, wie folgende Stelle seiner Schrift ausspricht:

„Wie wir sehen, daß im Organismus der Natur stets ein Gegensatz den andern voraussetzt, ein Blatt am Zweige ein entgegengesetztes gleichsam zum Gleichgewichte hervorruft, so thut sich dieses Gesetz auch im Wachsthume des Geistes, in der organischen Entwicklung des Bewußtseyns hervor. Indem nämlich im Ganzen Fortbildung erzielt wird, wird die Veränderung im Einzelnen durch Gegensätze hervorgerufen; denn wir sehen, wie immer eine philosophische Grundansicht, wenn sie sich nur erst bestimmt ausgesprochen hatte, nothwendig (?) eben dadurch auch einseitig hervortreten mußte. Es trat ihr, vom Widerspruche geweckt, sofort die entgegengesetzte gegenüber auf; der Kampf der gegenseitigen Kritik begann; aber beyde Extreme dienten nur dazu, eine dritte Ansicht zu vermitteln, zusammen ein neues Auge am Zweige anzusetzen, welches hinwiederum zu demselben Entwicklungsprocesse bestimmt war. Ob und wann diese Entwicklung dereinst zu einer Blüthe, die zugleich ihr Beschluß wäre, führen werde, ist eine für uns dermalen noch ganz transscendente Frage. Mit einer solchen wirklichen Vollendung des Bewußtseyns würde das menschliche Geschlecht auch zugleich das Ziel seiner möglichen Entwicklung erreicht, der Erdball selbst, wenigstens in seiner jetzigen Gestalt, für die allgemeine Oekonomie der Geister ausgedient haben, und was weiter mit ihm geschähe, einer künftigen Periode in der Geschichte der Welt anheim fallen, über die wir uns jetzt noch keine Vorahnung erlauben dürfen."

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung folgt.)

Th. G. v. Karajan, Der Schatzgräber. Beyträge für ältere deutſche Literatur. Lipzig 1842.

J. F. Willems, Belgisch Museum voor de Nederduitsche Taelen Letterkunde en de geschiedenis des vaterlands. Deel VI. Gent 1843.

Tymoféj Chmielnicki. Fragment historyczny z XVII stulecia. Przez Edwarda Marjana. Wilno 1842.

Vitraux peints de Saint-Etienne de Bourges, recherches détachées d'une monographie de cette cathédrale par M. M. Arthur Martin et Charles Cahier, prêtres. Verrières du XIII. siècle. Livr. 1 — 6. Paris 1842. fol.

Dr. G. Rathgeber, Annalen der Niederländiſchen Maleren, Formſchneide- und Kupferſtecherkunſt. III. Von Albrecht Dürers Anweſenheit in den Niederlanden bis zu Frans Floris Tod. Gotha 1843. Fol.

W. Zahn, Ornamente aller klaſſiſchen Kunſtepochen nach den Originalien in ihren eigenthümlichen Farben dargeſtellt. Heft 1 — 5. Berlin 1838.

Dr. K. H. Rau, Lehrbuch der politiſchen Oekonomie. Vierte vermehrte Ausg. Bd. 1. Volkswirthſchaftslehre. Heidelberg 1842.

J. v. Hagemeiſter, Des Rohrzuckers Erzeugung, Verbrauch und Verhältniß zum Rübenzucker. Berlin 1843.

Dr. K. H. Rau, Zur Kritik über Liſt's nationales Syſtem der politiſchen Oekonomie. Heidelberg 1843.

Dr. J. F. H. Eiſelen, Die Lehre von der Volkswirthſchaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer beſondern Entwicklung, oder wiſſenſchaftliche Darſtellung der bürgerlichen Geſellſchaft als Wirthſchaftsſyſtem. Halle 1843.

C. Graf von Giech, Anſichten über Staats- und öffentliches Leben. Nürnberg 1843.

Dr. H. Eiſenhart, Philoſophie des Staats oder allgemeine Socialtheorie. Leipzig 1843.

Christ. Benavente y Benavides, Advertencias para Reyes, principes y embaxadores. Madrid 1613. 4.

F. Colon y Larriategui. Tuzgados militares de España y sus Indias. T. 1 — 4. Madrid 1788 — 89.

P. Armandi, Histoire militaire des éléphants depuis les temps les plus reculés jusqu' à l'introduction des armes à feu. Paris 1843.

Dr. Rud. Wagner, Handwörterbuch der Phyſiologie mit Rückſicht auf phyſiologiſche Pathologie. Lief. 5. Braunſchweig 1842.

Dr. K. B. Reichert, Beyträge zur Kenntniß des Zuſtandes der heutigen Entwicklungs-Geſchichte. Berlin 1843.

R. Owen, Lectures on comparative anatomy, deliveredat the roy. college of Surgeons in 1843. Report. by Will. Cooper. London 1843.

Dr. J. L. Caspar, Ueber die wahrſcheinliche Lebensdauer des Menſchen. Berlin 1843.

L. Auenbrugger, Neue Erfindung mittelſt des Anſchlagens an den Bruſtkorb als eines Zeichens verborgene Bruſtkrankheiten zu entdecken. Wien 1843.

Dr. Chriſt. Weiglein, Diätetiſche Fragmente. Grätz 1842.

Dr. Jul. Vogel, Erläuterungstafeln zur pathologiſchen Hiſtologie mit vorzüglicher Rückſicht auf ſein Handbuch der pathologiſchen Anatomie. Leipzig 1843. Fol.

Dr. F. Polansky, Grundriß zu einer Lehre von den Ohrenkrankheiten. Wien 1842.

Dr. E. J. Koch, Abhandlung über Mineralquellen in allgemeiner wiſſenſchaftlicher Beziehung und Beſchreibung aller in der öſterreichiſchen Monarchie bekannten Bäder und Geſundbrunnen u. ſ. w. Wien 1843.

Dr. J. A. Sobotka, Balneographiſch-therapeutiſche Abhandlung über Mineralwaſſer im Allgemeinen und über die Heilquellen Deutſchlands insbeſondere. Wien 1843.

Dr. E. C. J. von Siebold, Zur Lehre von der künſtlichen Frühgeburt. Göttingen 1842. 4.

Dr. Rud. Frhr. v. Holzſchuher, Theorie und Caſuiſtik des gemeinen Civilrechts. Bd. 1. Leipzig 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Historische Entwicklung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel ꝛc.

(Fortsetzung.)

Man sieht aus dieser Stelle, welche wir ganz anführten, weil daraus auch die Ansicht des Herrn Verf. über den Verlauf der Philosophie im Ganzen zu ersehen, daß derselbe über die Formel, wornach der Fortschritt der Entwicklung der Philosophie in den einzelnen Systemen statt finden soll, ziemlich einverstanden ist mit Hegel. Er differirt von diesem hauptsächlich nur darin, daß während Hegel sein System als den Schlußpunkt der ganzen Entwicklung darstellt, der Hr. Verf. in demselben nur ein Moment dieser Bewegung anerkennt, über welches hinaus das philosophische Bewußtseyn zu neuen Productionen fortzuschreiten habe. Aber sollte jene Formel wirklich genügen, um darnach den organischen Zusammenhang der philosophischen Systeme in sich und unter einander zu bestimmen? Nach der Ueberzeugung des Ref. würde sie, einseitig durchgeführt, zur Aufhebung aller Wahrheit der Geschichte, wie der Geschichte der Philosophie führen, indem sie dieselbe zu einem ins Unendliche Fließenden machte, und ihr alle beharrliche Geltung raubte, eine Ansicht, gegen die sich doch unser Hr. Verf. selbst an andern Stellen und bey andern Gelegenheiten entschieden erklärt. Wir können nicht glauben, daß ein System den Namen des Systems verdiente, wenn es bloß als Moment einer Gesammtentwicklung zu betrachten wäre, und nicht zugleich jenem die Gesammtentwicklung leitenden und beherrschenden Mittelpunkt angehörte, der durch den Fortschritt der Entwicklung nicht immer von neuem wieder aufgehoben wird. Ein jedes System muß etwas von der höchsten Einigung der Gegensätze, von der centralen bleibenden Wahrheit, als seine Substanz und seinen Träger gleichsam, in sich tragen, wenn die in ihm sich darstellende Gedankenentwicklung nicht eine Degeneration der Gedanken seyn soll. Eben deßwegen möchten wir nun auch ein philosophisches System nicht bloß einem Knotenpunkt an einer ins Unendliche fortlaufenden Linie vergleichen, der auf der einen Seite dieser Linie hervortretend einen entsprechenden als Gegensatz auf der andern Seite derselben verlangt, sondern zugleich einem eigenen Mittelpunkt mit einer in sich zurück laufenden Kreislinie als Peripherie. Einseitige Ausbildung eines Systemes wird nun an jedem Punkte des Umkreises hervortreten können, und wird deßhalb mit der einseitigen Ausbildung anderer gleichzeitiger oder folgender Systeme nicht immer in fortlaufender gerader Linie liegen, oder im Verhältniß unmittelbaren Widerspruches und Gegensatzes stehen müssen. Auch wird der entstandenen Einseitigkeit gegenüber die bleibende Wahrheit nicht bloß durch eine Einseitigkeit entgegengesetzter Art oder durch eine ins Unendliche hin nur scheinbare Einigung der Gegensätze, wie sie in andern Systemen auftritt, repräsentirt werden können, sondern nur durch den Widerspruch, die Reaction, welche von jenem Mittelpunkt bleibender Wahrheit, sowohl wie er auch in den andern Systemen, als in dem der Einseitigkeit verfallenen selbst noch ist, beständig ausgeht. Denn wie der gesunde Theil des Organismus gegen den kranken in einer stetigen, stillen Gegenwirkung begriffen ist, und die

Mittel in sich besitzt, den kranken in die Harmonie des gesunden Lebens zurückzuführen, so muß ein jedes System, sofern es diesen Namen verdient, den Widerspruch gegen jede einseitige Ausbildung der von ihm beschlossenen Gedanken in sich selbst tragen, und auch die Mittel, die in ihm durch hervortretende Einseitigkeit gestörte innere Harmonie seiner Theile wieder herzustellen. Von dieser Ansicht aus wird dann freylich jede einseitige Ausbildung eines Systems als das seinem Wesen zufällige, als das Accidentelle an ihm betrachtet werden müssen, im Gegensatz zu dem Ausspruch unsers Hrn. Verfassers, der sie gerade als das mit der Entwicklung jedes Systems „nothwendig“ verbundene darstellt. Ref. könnte die eben geltend gemachte Ansicht von der Natur der Systeme die monadologische nennen, indem nämlich nach ihr jedes System als eine Art Monade, als ein lebendiges Individuum uns entgegen tritt, welches durchaus nicht bloß nach dem beurtheilt seyn will, was es im Verhältniß zum Ganzen und zu andern Individuen, sondern vor allem nach dem, was es an sich selbst ist. Es erhellt, in wie fern er es nicht für rathsam halten kann, ein System, wie das schleiermacher'sche, welches ein eigenthümliches Leben in sich hat, deßhalb zu übergehen, weil es sich in die fortlaufende Linie der Gegensätze nicht bequem einfügen läßt. Ref. weiß nun wohl auch recht gut, daß der eben berührten monadologischen Betrachtungsweise der Systeme gegenüber, die von unserm Hrn. Verf. nach Hegels Vorgang angeeignete, ebenfalls nicht ohne Berechtigung ist, besonders wenn sie, wie von unserm Hrn. Verf., auf freyere Weise gehandhabt wird. Man könnte sie die genetische nennen, weil sie die einzelnen Systeme nur als Momente einer Gesammtentwicklung, einer Genesis der Wahrheit für das menschliche Geschlecht ansieht. Es entgeht nämlich dem Ref. nicht, daß wie die vielen Individuen und Monaden überhaupt, so auch die philosophischen Systeme der letzten höchsten Einheit gegenüber aufgefaßt werden können, als bloße Darstellungen derselben, die im Verhältniß zur unveränderlichen Wesenhaftigkeit und Nothwendigkeit dieser Einheit nur die Bedeutung des Momentellen und Accidentellen haben. Aber diese Betrachtungsweise führt eben nur zur halben Wahrheit. Kommt es auf die Beurtheilung der Wirklichkeit wie wirklich gegebener philosophischer Systeme an, so glaubt Ref., daß beyde Methoden verbunden werden, und mit Rücksicht darauf, ob ein System einen mehr für sich dastehenden größeren Gedankencomplex oder mehr nur einen Uebergangspunkt zu einem solchen bildet, verschieden angewandt werden müssen. Keine der beyden Methoden hält er in einseitiger Anwendung für genügend, um eine erschöpfende Darstellung und Beurtheilung gegebener Systeme darauf zu gründen, keine würde er bey geschichtlicher Betrachtungsweise ausschließlich anwenden.

Nach diesen Bemerkungen über die vom Hrn. Verf. angeeignete Methode, haben wir auch noch nachzusehen, wie er sie in der Darstellung der neueren Systeme vollzieht, und den Entwicklungsgang der neueren Philosophie als einen organischen rechtfertigt.

Da er den letzteren durch einseitig sich ausbildende Gegensätze vermittelt seyn läßt, so haben wir vor Allem nachzusehen, welches diese Gegensätze nach unserm Hrn. Verf. seyn werden. Es findet sie zunächst in der von den einzelnen Systemen vertretenen entweder vorherrschend empirisch-realistischen oder vorherrschend idealistischen Denkweise. Er sieht in Kant mit Recht beyde Denkweisen noch dualistisch vereinigt (p. 65) — doch nach S. 176 wohl mit überwiegender Neigung zum Idealismus — sie dann aber in folgenden Systemen auseinander treten. Um diese noch genauer zu scheiden, combinirt er mit dem eben bemerkten Theilungsgrund noch einen andern, hergenommen von der verschiedenen Betrachtungsweise des Wesens der Dinge, welches einmal vorherrschend gefunden werden kann in einem Allem zum Grunde liegenden Seyenden (Realen), einem ruhigen Träger, einer in allem Wechsel beharrenden Unterlage (Substanz), von der erst alles Werden, alle Bewegung, also auch alles Thun und Denken abzuleiten ist, die deßhalb auch durch keinen Act des Denkens erschöpfend kann begriffen werden; — oder zweytens gefunden werden kann eben in diesem Werden, Sich-bewegen, in einer rastlosen Thätigkeit, in der steten Activität des Denkens, ohne alle ruhende beharrliche Basis, welche dieser Ansicht nur als ein todtes, durch Leben und Thätigkeit zu ver-

drängendes, erscheint (S. 78 und an andern Stellen). Die realistische Denkweise geht nach dem Hrn. Verf. vorherrschend von der ersteren Anschauung aus, die idealistische von der letztern. Es sind im Grunde dieselben Gegensätze, welche schon die griechische Philosophie bewegte, wenn die einen das Seyende, die andern das beständige Werden hervorhoben. Auch der Gegensatz einer mehr mechanischen und dynamischen Weltbetrachtung schließt sich dem Hrn. Verf. an dem so eben Dargestellten an, indem eine Ansicht, welche zum Wesen der Dinge reine Thätigkeit macht ohne alles Substrat, auch in der Natur alles nur aus lebendigen Kräften ableiten kann, diejenige dagegen, welche von der Annahme eines ruhenden Seyns als letzten Princips ausgeht, das Werden und die Bewegung nur mehr von Außen an dieß Seyn, als eine Vielheit von Substanzen gedacht, gelangen lassen kann. Endlich ergiebt sich dem Hrn. Verf. von dem berührten Punkt aus ein Gegensatz der Methoden — indem die dynamisch idealistische Ansicht darauf getrieben wird, alles genetisch aus Einem Princip abzuleiten, mithin auf Construction aus einem strengen Monismus — dagegen die empirisch-realistische nur das Gegebene, welches auch in einer ursprünglichen Wahrheit der Principe, in einer Vielheit von Substanzen auftreten kann, zu verarbeiten, zu durchforschen, zu erklären braucht.

Der einigermaßen mit dem Gegenstande Vertraute wird aus der Charakteristik dieser Gegensätze schon im Voraus entnommen haben, unter welchen der beyden unser Hr. Verf. die hauptsächlichsten neuern Systeme, außer dem kantischen, subsumiren wird. Nachdem er schon Jacobi als Vertreter des Realismus Kant gegenüber gestellt — indem nämlich Jacobi als das Erste Ursprüngliche ein von allem Bewußtseyn, aller Vorstellung unabhängiges nur dem unmittelbaren Gefühl zugängliches Daseyn geltend gemacht — wird Herbart von ihm als derjenige bezeichnet, der bis jetzt diese Richtung am consequentesten verfolgt habe. Er hat nach unserm Hrn. Verf. den Begriff jenes Etwas, jenes Seyenden am gründlichsten erörtert, welches durch den Gedanken des reinen, einfachen, von aller Vorstellung und allem andern außer ihm unabhängigen Seyns selbst schon vorausgesetzt wird. Dieses Etwas ist das Thatsächliche, das unmittelbar in der Empfindung gegebene. Wenn dann Herbart dieses Etwas, diese Urrealität, um die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu erklären, in einer Vielheit von Realen (ungefähr = Monaden) existirend gedacht wissen will, die als in sich selbstständige, ruhende Substanzen nur durch äußere Einwirkung aufeinander in Bewegung gesetzt werden und die Phänomene des Werdens erzeugen, wenn Herbart eben deßwegen sich weit davon entfernt zeigt, die Erscheinungen aus Einem Princip genetisch abzuleiten, und ihnen selbstständig wirkende Kräfte zu Grunde zu legen, so dient das natürlich unserm Hrn. Verf. zum vollständigen Beweis, daß Herbart am consequentesten den allem Idealismus entgegengesetzten Pol eines empirischen Realismus darstellt, der in eine vorherschend atomistisch-mechanische Denkweise ausläuft; wie sich ihm dieß denn auch in der herbart'schen Methode darzustellen scheint, welche das gerade Gegentheil der genetischen ist, die alles auf Ein Princip zurückzuführen sucht, indem sie vielmehr auf die Vielheit der Substanzen als das Alles erklärende hinleitet.

Leicht begreiflich stehen unserm Hrn. Verf. das fichte'sche, das schelling'sche, das hegel'sche System auf der andern Seite des Gegensatzes, und er läßt deßhalb die Entwicklung derselben auf die des jacobi'schen, dann des herbart'schen Empirismus folgen.

Das Verhältniß dieser Systeme unter einander denkt sich der Hr. Verf. im Ganzen der allgemeineren Ansicht gemäß, die sich darüber allmählig unter den Kennern der neuern Philosophie gebildet hat. Mit Recht, und wie uns dünkt keineswegs zu stark, hebt er so manchen auf Mißverstand beruhenden Urtheilen über Fichte gegenüber seine Bedeutung in den Worten heraus: „in ihm, in ihm allein liegt der Schlüssel zu allem Verständniß der Neuern“ (S. 178). Uebrigens hätten wir in Bezug auf Darstellung des Fichteschen Systems einen strengeren Nachweis über den Zusammenhang seines theoretischen und praktischen Theils gewünscht, und zu dem Ende gerne ein näheres Eingehen auf den

zweyten (praktischen) Theil der Wissenschaftslehre gesehen.

Mancherley Differenzen in der Auffassung einzelner Partien nicht nur des Fichteschen, sondern auch der beyden folgenden Systeme, in welchen sich Ref. mit dem Hrn. Verf. befindet, unterdrückt er nur ungerne, als zu weitläuftigen Erörterungen bedürftig. Sie sind zwar nicht der Art, daß sie das Einverständniß des Ref. mit dem Hrn. Verf. im Ganzen stören könnten, doch von Wichtigkeit für Beurtheilung des einzelnen Systems und seiner feinern innern Structur, erforderten aber eben deßhalb ein tieferes Eingehen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Dr. Ed. Böcking. Institutionen. Bd. 1. Bonn 1843.

Ph. W. L. Gräbe, Die Lehre der Verzichts nach den Quellen bearbeitet. Kassel 1843.

K. Fr. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Fünfte verbesserte Ausg. Th. 1. Göttingen 1843.

A. Steinacker, Particulares Privatrecht des Herzogthums Braunschweig. Wolfenbüttel 1843.

Compte général de l'administration de la justice civile et commerciale en France pendant l'année 1840 à 1841. Paris 1842 — 43.

Compte général de l'administration de la justice criminelle en France pendant l'année 1841. Paris 1843.

Corpus juris Sueo-Gotorum antiqui. Samling of sweriges Gamla Lagar utgifven af H. S. Collin och C. J. Schlyter. Vol. 1 — 4. Stockholm 1827 — 1838.

Articulos de paz y comercio ajustados con la puerta Otomana en Constantinopla à 14 de Septiembre de 1782. Madrid 1783.

Bopp, Criminalistische Beyträge. Abth. 1. 2. Darmstadt 1842.

Entwurf des Strafgesetzbuches für die preußischen Staaten nach den Beschlüssen des k. Staatsrathes. Berlin 1843.

Respuesta de los tres Señores fiscales del consejo, en el expediente consultiva de las Cartujas de España. Madrid 1779.

Ant. J. Rodriguez, Antiguedad de la regla del gran patriarcha San Benito dentro de Hespaña. Zaragoza s. a. 1.

Fr. Alf. Clavel, Antiguedad de la religion y regla de S. Basilio Magno. Madrid 1615. 4.

The British Critic. Nr. 66. London 1843.

Zygad. Eythymius, Narratio de Bogomilis ed. J. C. L. Gieseler. Gotting. 1842. 4.

W. M. L. de Wette, Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Archäologie. Dritte umgearbeitete Auflage. Leipzig 1843.

J. H. Friedlieb, Archäologie der Leidensgeschichte unsers Herrn Jesu Christi. Bonn 1843.

A. Codornice, El ministro de Jesu Christo. Barcellona 1765. 4.

Dr. Ferd. Ch. Baur, Die christliche Lehre von der Dreyeinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Th. 3. Die neuere Geschichte des Dogma von der Reformation bis in die neueste Zeit. Tübingen 1843.

Dr. H. Klee, Grundriß der katholischen Moral. Herausgegeben von H. Himioben. Mainz 1843.

Lope de Vega Carpio, Romancero espiritual para recrearse el alma con Dios. Barcellona 1680. 8.

Alonso de la Peña Montenegro, Itinerario para parochos de Indios. Amberes 1737.

Don Manuel Velez Marin, Dissertacion sobre las letanias antiguas de la iglesia de España. 1758. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Historische Entwicklung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel ꝛc.

(Schluß.)

Der Uebergang von Fichte zu Schelling ist nach der Ansicht des Ref. richtig beurtheilt, der Inhalt der früheren schellingschen Lehre in glücklicher Umschreibung wieder gegeben. Die neuere Philosophie Schellings, die er nach genauer Benützung des wenigen darüber kund gewordenen, in dieser Auflage ausführlicher, doch mit Vorbehalt der Berichtigung behandelt, ordnet der Hr. Verf. wie zu erwarten, der realistischen Seite des Gegensatzes ein. Er findet in der Opposition der neueren Schelling'schen Ansichten gegen den einseitigen Idealismus der hegel'schen Schule von einer Anerkennung empirisch realistischer Grundlage aus eine wichtige Bedeutung derselben, überhaupt aber in ihnen ein anerkennenswerthes Moment für die Fortbildung unserer Philosophie.

Daß der Hr. Verf. der Darstellung des hegelschen Systems besondere Sorgfalt zugewendet hat — die auch in der wiederholten Ueberarbeitung dieser Darstellung in den verschiedenen Auflagen seines Werkes sich beurkundet — läßt schon der Beysatz auf dem Titel seines Buches: „Zur näheren Verständigung ꝛc." erwarten, den man aber nicht dahin mißverstehen darf, als ob der Verf. Anhänger hegelscher Lehre wäre, während es vielmehr eine Hauptabsicht desselben ist, ihre Unhaltbarkeit darzuthun. Der Hr. Verf. spricht zwar Hegeln vor der Naturphilosophie das Verdienst zu (S. 431), daß er das Absolute als Geist gefaßt, indem er es in einen Monismus des Denkens gesetzt. Zugleich aber läßt er ihn mit diesem Resultat doch nur „den Vollführer einer großen philosophischen Vergangenheit," mit seinem Bewußtseyn nur rückwärts auf die Vergangenheit nicht auf das Seynsollende, die Zukunft hingewandt seyn (S. 439), was nach den Ansichten des Hrn. Verfassers nur heißen kann, daß er durch jene Auffassung des Absoluten die Anlage, welche in der neuesten Philosophie zum einseitigen Idealismus gelegen, bis zum Aeußersten ausgebildet habe, von wo aus ein Fortschritt über ihn hinaus nothwendig wird. Als der Hauptfehler der hegelschen Lehre vom Absoluten wird von unserm Hrn. Verf. bezeichnet, daß es keine objectiven Zwecke setzen könne. Es scheint ihm bey Hegel eine wahre Teleologie gänzlich zu fehlen. Diese kann nach dem Verf. nur da vorhanden seyn, wo ein absolutes, vollkommen selbstgenugsames Subject etwas außer sich, ein Object zu eigener Freyheit entlassen, und dadurch sich einen objectiven Zweck setzen kann (S. 427), wo im Absoluten eine höchste zwecksetzende Liebe erkannt wird. Der hegelsche Gott aber beweist seine Liebe zu den von ihm gesetzten Individuen nur darin, daß er sich in ihnen besitzt, und seine Gerechtigkeit bewährt sich nur durch die Macht, alles Gesetzte wieder zu vernichten, nach dem Grundsatz des Mephistopheles: daß alles, was entsteht, werth ist, daß es zu Grunde geht. Einem solchen Gott, wie der hegelsche, gegenüber, bemerkt der Hr. Verf. richtig, finde denn auch von menschlicher Seite her nur

eine Hinopferung der Selbstheit in den Abgrund der absoluten Substanz statt, welche selbst vollkommen lieblos, die Pflicht eines solchen Opfers gar nicht rechtfertige (S. 424 ff.). Wenn hier unser Hr. Verf. den hegelschen Gott mit der absoluten Substanz identificirt, während er es als Verdienst Hegels gerühmt hat, Gott als Geist erkannt zu haben, so haben wir das wohl nach ihm auf das Mißverhältniß der Tendenz und der Ausführung zu beziehen, dem wir bey philosophischen Systemen so oft begegnen. Daß die Ausführung der hegelschen Lehre auf Spinozismus zurückführe, bemerkt er an mehreren Stellen (S. 425), indem er nachweist, daß die ruhelose Bewegung eines Processes, als welche das Hegelsche Absolute zuletzt erscheint, dem Wesen eines absoluten Subjectes nicht weniger ferne liegt, als die Natur einer todten Substanz.

Auch das irrthümliche der hegelschen Methode, von der der Hr. Verf. mit Recht bemerkt, daß sie bey Hegel nicht nur Princip, sondern auch Resultat und überhaupt alles in allem ist, führt er auf den Mangel ächter teleologischer Principien bey diesem Philosophen zurück. Die absolute Negativität nämlich, welche Hegel als das Princip der dialektischen Bewegung aufgestellt, läßt es zu keiner in derselben verharrenden Grundeinheit kommen. Ein Moment solle zwar das andere nur so negiren, daß dieses in dem Fortschritt der Bewegung aufgehoben (conservirt) bleibe, in Wahrheit aber verschwinde dasselbe, und das negirende trete an eine leer gewordene Stelle. „Das Ansichseyn löst sich überall in ein Fürsichseyn auf in dem Sinne, daß es gar kein solches Ansich gegeben habe, wie da zu seyn schien“ (S. 417). Es sey nur ein Wechsel von Einheit und gegensätzlicher Zweyheit, nicht aber eine im Gegensatz fortdauernde, unaufhebliche Grund-Einheit vorhanden. (S. 418) Eine solche kann nach unserm Hrn. Verf. nur ein Zwecke setzendes Subject abgeben. Es ist das durch alle Dialektik schon vorausgesetzte. Sie kann nur einen schon gegebenen Gattungsbegriff mit dem ihm eigenen Inhalt erfüllen, nicht aber denselben erzeugen, deßhalb auch nicht von niedern Gattungsbegriffen und Kategorieen zu höhern aufsteigen, indem sie die höhern durch die niederen genetisch erzeugt, ein Vorgang, auf dem Hegel den dialektischen Fortschritt durchgehends beruhen läßt, der deßhalb auch nur ein fingirter ist. (S. 419 flg.)

> „Keine Dialektik, bemerkt der Hr. Verf. sehr wahr, kann ursprünglich setzen und anfangen, sie kann nur hinter dem Setzen herkommen und aufzeigen, was mit der ersten Setzung zugleich mitgesetzt werden muß, was, wenn nicht zugleich gesetzt, das Gesetzte selbst aufheben würde; sie hat also in Wahrheit eine kritische Geltung; für sich allein aber, ohne positives Moment verfällt sie in ein negatives Thun, was schon von Aristoteles mit vollkommen klarer Einsicht als Sophistik bezeichnet wird.“

Hiernach wird es uns nun wohl auch nicht befremden, wenn wir unsern Hrn. Verf. mit den bekannten neuern Erklärungen Schellings gegen Hegel einverstanden sehen. (S. 420.) Auch hält er die Aufgabe der modernen christlichen Wissenschaft für richtig von Schelling erkannt, nämlich „von einer an und für sich seyenden Gottheit ausgehend, und diese zum Princip habend, die Weltschöpfung als freye That derselben zu begreifen.“ (S. 432.) Hinsichtlich der Art aber, wie diese Aufgabe zu lösen, erklärt er, von Schellings Ansichten abzuweichen. Er glaubt sich nämlich von dem gemeinschaftlichen Gegensatz zu Hegel und nicht mit Schelling: „auf die Nothwendigkeit einer empirischen Grundlage der Philosophie zurückgeworfen zu sehen.“ (S. 420.) Wahrscheinlich fürchtet der Hr. Verf. hiervon einen Dualismus im Princip, den er als eine Wurzel alles Uebels in der Philosophie betrachtet, indem sich nämlich hiernach das Object als ein bloß gegebenes dualistisch neben dem Subject einfinde. Der Hr. Verf. ist dagegen der Ueberzeugung, daß nur ein strenger Monismus dem wissenschaftlichen, wie dem religiösen Interesse ein Genüge thue. Und im Hintergrunde läßt er uns allerdings auch schon blicken, wie er glaubt, daß ein solches monistisches Princip zu fassen, und von ihm aus die objective Welt abzuleiten sey. Auf teleologischem Wege nämlich meynt er zur Erkenntniß jenes höchsten Wesens vordringen zu können, welches „durch eine allgenugsame Machtvollkommenheit zur objectiven Zwecksetzung fortzugehen, und über allen Egoismus erhaben aus Liebe zum Object zu schaffen im Stande sey — ein Object, das ihm nicht dualistisch gege-

ben, und ursprünglich zur Seite gesetzt seyn dürfe, sondern dessen Existenz selbst in seinem Wollen gegründet seyn müsse (S. 438). — Die Methode, wonach er von diesem absoluten Princip fortzuschreiten gedenkt, bezeichnet er dem bisherigen entsprechend als die teleologische, und er sieht in ihr „keine andere, als die zu völlig-bestimmter Ausbildung in sich selbst gekommene dialektisch-logische," (S. 432) so daß die letztere ihm nicht an sich irrthümlich erscheint, wenn sie nur nicht zur alleinigen gemacht wird, sondern bloß als Moment der wahrhaft speculativen Methode (S. 419). Der Hr. Verf. hofft von dem System, welches ihm vorschwebt, offenbar eine vollständige Vereinigung jener äußersten Gegensätze, welche zwischen dem zur höchsten Einseitigkeit ausgebildeten idealistischen Monismus einer- und dem Realismus andererseits hervorgetreten sind, und zwar sowohl dem herbartschen Realismus, den wir als atomistischen Monadismus kennen lernten, als auch dem in seinem Ausgangspunkt und in seiner Durchführung so ganz verschiedenen neu-schellingschen. (S. 437 f.) Dieses System würde also jener nächste Augpunkt seyn, den die Philosophie, nach des Hrn. Verfs. Grundansicht vom Fortschritt ihrer Entwicklung, im Verlauf derselben anzusetzen hätte, der aber freylich von der unerbittlich weiterschreitenden Bewegung des Geistes, falls es zur bestimmten Ausbildung desselben käme, auch bald wieder zu einer bloßen Einseitigkeit herabgesetzt werden müßte. Dem sey wie ihm wolle, — wir freuen uns der unverdrossenen Arbeit des Hrn. Verfs. an der Lösung der philosophischen Probleme, wie sie der Gegenwart durch die vorangegangene Entwicklung der Philosophie gestellt sind, und jenes Strebens, das, wenn es auch nicht durch den erwarteten Erfolg gekrönt wird, ohne Beschämung zuletzt sprechen kann: in magnis et voluisse sat est.

Einige kritische Schlußbemerkungen über die Auffassung der Gegensätze, in deren Entwicklung sich die neueste Philosophie fortbewegt, von Seiten unsres Hrn. Verfs., und über die Art, wie er sie zu versöhnen denkt, mögen dem Ref. noch vergönnt seyn. Er muß hier bekennen, daß ihm der Hr. Verf. zu sehr auf Combination in sich verschiedenartiger Gegensätze und Eintheilungsgründe ausgegangen, und dadurch zu mancher unhaltbaren Zusammenstellung verleitet worden zu seyn scheint. So möchten wir mit dem Gegensatz des Realismus und Idealismus den einer ruhenden Substanz auf der einen und eines alles Substrats ermangelnden Werdens, einer nie ruhenden Bewegung auf der andern Seite, keineswegs als gleichbedeutend ansehen — denn der letztere Gegensatz läßt sich auch in umgekehrter Weise, als es vom Hrn. Verf. geschieht, mit dem ersteren combiniren. Der Realismus kann zu seinem Princip eine rastlos wirkende Kraft, eine nie ruhende, realisirende Thätigkeit machen, kann also auch auf eine dynamische Weltanschauung führen. So wird man schwerlich das System des Heraclit wegen der Behauptung eines ewigen Werdens und ewiger Bewegung zu einem idealistischen machen können, indem es vielmehr den Grundcharakter des Realismus mit den Systemen der andern Jonier theilt. Auch die unendliche, substratlose Thätigkeit im absoluten Ich der Fichteschen Lehre, so wie sie im empirischen Ich sich darstellt, ist realistisch als ein praktisches ins Unendliche gehendes, Realisation bezweckendes Streben gedacht; die ideelle Thätigkeit des empirischen Ichs erscheint ihm nur als die verendlichende, beschränkende der erstern. Von dieser Seite angesehen, ist das Fichtesche System vielmehr Realismus als Idealismus, was paradox klingt, aber sich dadurch erklärt, daß man gewöhnlich nur den theoretischen Theil des Systems im Auge hat, der allerdings einen subjectiven Idealismus begründet. Sehen wir demnach, daß ewiges Werden, Bewegung, Thätigkeit (welche ja keineswegs bloß die des Denkens zu seyn braucht) mit realistischen Grundbegriffen sich verträgt, so umgekehrt mit idealistischen die Behauptung einer beharrlichen Unterlage eines Substrats, ja sogar einer Vielheit solcher Substrate und Substanzen. Das allem Werden, aller Bewegung fremde ὄν der Eleaten z. B. ist überwiegend idealistisch gefaßt. Der Platonische Idealismus dringt überall auf die Anerkenntniß der Ideen als ruhender, aller Bewegung, allem Werden entnommener Wesenheiten (das ὄντως ὄν — γένεσιν οὐκ ἔχον Tim. ed. Bekk. III, 2 S. 22), der leibnitzische Idealismus beruht auf der Annahme

unendlich vieler idealistisch gedachter Monaden, Substanzen. — Eben so wenig hängt ferner, wie es des Hrn. Verfs. Ansicht zu seyn scheint, mit der Neigung eines Systems zum Idealismus oder Realismus, so wenig wie mit der Neigung eines Systems dazu, Identitätssystem zu werden, an sich schon die theistische oder pantheistische Fassung desselben zusammen. Der Realismus des Spinoza ist bekanntlich von der Annahme eines absoluten persönlichen, freyen Subjects weit entfernt, der platonische Idealismus dagegen paart sich viel eher mit theistischer Ueberzeugung. Schellings früheres Identitätssystem trug einen unverkennbar pantheistischen Character. Auch jetzt stellt er an den Anfang und das Ende seines Systems eine Identität, aber eine solche, in welche die Begriffe der Persönlichkeit und Freyheit mit aufgenommen sind. Es mag aus diesen Nachweisungen erhellen, wie schwer es ist, eine Mehrheit von Systemen nach einem oder mehreren Gegensätzen zu classificiren, wenn wir sie als ein simultanes Ganze betrachten, oder zu construiren, wenn wir sie als successive Entwicklungsreihe denken, und wie leicht man, was auch unserm Hrn. Verf. begegnet ist, einen Gegensatz für durchgreifend ansehen kann, der es in Wahrheit nicht ist.

Was endlich die von unserm Hrn. Verf. versuchte Vereinigung der Gegensätze anlangt, so giebt Ref. gerne zu, daß eine teleologische Beobachtungsweise sehr dazu geeignet ist, die Einseitigkeit pantheistischer Anschauungen und die Unhaltbarkeit einer bloß logisch-dialektischen Methode darzuthun; wie denn, was das erstere betrifft, diese Betrachtungsweise es war, welche den sokratisch-platonischen Ueberzeugungen den Charakter eines erhabenen Theismus aufgeprägt hat, und auch im aristotelischen System Anknüpfungspunkte für den letzteren bietet. Ob aber durch dieselbe alle Schwierigkeiten beseitigt und allen Anforderungen genügt werden könne, welche von rationaler, wie empirischer Seite erhoben werden, das scheint dem Ref. noch mehrfachem Bedenken zu unterliegen. Denn erkennen wir auch in dem System der Ideen zugleich ein System von Zwecken, welches ein frewollendes, Zwecke setzendes Subject als monistisches Princip voraussetzt, so fragt sich doch noch, woher kommt es, daß diese Zwecke von dem absolut wollenden Subject nicht ein für allemal realisirt sind, woher kommt jenes, ἀντικείμενον, welches zwar nicht die Zwecksetzung, wohl aber die Zweckverwirklichung aufhält, und jenes Medium, welches die letztere erst möglich macht und bey genauerer Betrachtung und von anderer Seite angesehen, vielleicht mit jener Widerlage gegen die vollkommene Zweckerfüllung zusammenfällt? Hier scheinen wir doch wieder auf eine irrationale Größe zu stoßen, welche dem Realismus willkommener Beweis seyn möchte, daß ein rationaler Monismus des Princips zur Erklärung der Wirklichkeit nicht ausreicht. Denn will man jenes ἀντικείμενον auch aus dem Willen des absoluten Subjects ableiten, so wäre in demselben Subject ein zwiefacher sich widersprechender Wille, was mit der Absolutheit desselben streitet, jedenfalls zur Erklärung wieder eine höher liegende Einheit erforderte u. s. w.

Auch wissen wir nicht, mit welchem Rechte der Hr. Verf. die teleologische Methode nur als die zu vollkommner Ausbildung gekommene logisch-dialektische betrachtet wissen will, da die erstere doch keineswegs schon dem Keim nach in der letzteren enthalten seyn kann, vielmehr dieser gegensätzlich gegenüber treten zu müssen scheint.

Die Beseitigung dieser und mancher anderer Bedenken wird uns vielleicht in der vom Hrn. Verf. angekündigten Ethik geboten, die wir jedenfalls als eine erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der philosophischen Literatur willkommen zu heißen haben werden.

Carl Hayder.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Histoire de l'Afrique sous la dynastie des Aghlabites, et de la Sicilie sous la domination musulmane. Texte arabe d'Eben Kaldoun, accompagné d'une traduction française et de notes par A. Noel de Vergers. Paris 1841.

Die Litteraturen der Araber und Perser, der Armenier und Syrer, der Türken und Chinesen liefern uns nicht bloß ein treues Bild der staatlichen, religiösen und bürgerlichen Zustände dieser östlichen Völker; sondern sie bringen auch gelegenheitlich allerley brauchbare Nachrichten über die westlichen Länder der Erde, über die Verhältnisse ihrer Bewohner und über die Ereignisse, welche sich hier im Laufe der Jahrhunderte zugetragen haben. Es ist hinlänglich bekannt, mit welchem Glücke man in Deutschland seit dem ersten Jahrzehent unsers Jahrhunderts — die gelehrte Congregation des St. Maurus hatte bereits im achtzehnten hiezu die Vorbereitungen getroffen — die Berichte der östlichen Litteraturen zur Aufhellung der Geschichte der Kreuzzüge benutzt und daß italienische und französische Gelehrte die einzelnen zerstreuten Nachrichten der Geschichtschreiber, der Reisenden und Geographen des Ostens zusammengestellt haben, um gewisse zum Theil höchst dunkele Begebenheiten ihres Vaterlandes in ein helleres Licht zu setzen. Bis jetzt ward aber, wenigstens so viel ich weiß, auch nicht der geringste Versuch gemacht, einzelne zufällige Angaben der östlichen Schriftsteller zur Erläuterung unserer vaterländischen Geschichte zu benutzen. Man möge nun aus der nachfolgenden Anzeige der Geschichte Afrikas und Siciliens von Ibn Chaldun ersehen, daß die östlichen Litteraturen ebenfalls manchen, wenn auch verhältnißmäßig unbedeutenden Beytrag zur Geschichte unseres Vaterlandes enthalten. Die Nachrichten der Araber über die Schlacht bey Squillace und die Flucht Kaiser Otto II. mögen dazu dienen, sowohl die Forscher der deutschen Geschichte, als auch die Kenner der östlichen Litteraturen auf dieses bis jetzt brach liegende Feld der vaterländischen Historie aufmerksam zu machen.

Man hat, wie ich bereits früher in diesen Blättern bemerkte, eine ganz unrichtige Vorstellung von den arabischen Geschichtschreibern, wenn man sie sämmtlich für bloße Annalisten oder Chronisten hält in der Weise des Abulfeda und der chinesischen Historiker. Mehrere von ihnen, wie namentlich Massudi und Ibn Chaldun (geb. zu Tunis 1332 und gest. zu Cairo 1406), begnügen sich nicht damit, Thatsachen zu berichten; sondern sie gehen zu den leitenden Ursachen, zu den Ideen zurück und erheben sich nicht selten zu Betrachtungen über Religion und Staat, über Recht und Sitte, deren sich die neuern Politiker nicht zu schämen brauchten. Man ist in der That erstaunt, wenn man in Ibn Chalduns Einleitung *) zur Geschichte der Perser, Araber und Berbern, welche von

*) Lee hat uns schon längst eine Uebersetzung dieses berühmten, aber wie Kenner sagen, auch höchst schwierigen Werkes versprochen.

der Natur der bürgerlichen Gesellschaft handelt, von den civilisirten und uncivilisirten Zuständen der Menschheit, dann von allen Wissenschaften, Kenntnissen und Künsten auf Erden, wenn man, sage ich, in einem arabischen Werke aus dem vierzehnten Jahrhundert eine philosophische Geschichte der Menschheit und des Staates findet. „Wisse," sagt Ibn Chaldun in dem Abschnitte, wo er von dem Schicksale der Staaten oder Dynastien handelt, „wisse, daß die Herrschaft im Laufe der Zeit mehrere Phasen und Revolutionen durchmacht; in jeder Phase zeigen sich die Herrschenden in einem andern Charakter, denn dieser richtet sich nach den Umständen der waltenden Phase und ist in dem einen Zustande der Gesellschaft von dem andern gänzlich verschieden. Wir sind aber, wie bekannt, Geschöpfe der Umstände und Verhältnisse. Die Epochen der Herrschaft lassen sich auf fünf zurückführen. Die erste Epoche beginnt mit der Eroberung ꝛc."

„In der zweyten Epoche sehen wir den Fürsten, welcher an der Spitze des Staates steht, die höchste Gewalt über sein eigenes Volk erlangen." u. s. w.

„In der dritten Periode sehen wir den Fürsten dem Genusse sich ergeben; denn er hat seinen Zweck erreicht, freut sich der Früchte der höchsten Gewalt und genießt alle die Vergnügungen, für welche die Menschen eine natürliche Vorliebe haben." u. s. w.

„Die vierte Periode ist die des zufriedenen Stillestehens; es erhebt sich die Partey der Conservativen; der Herrscher und seine Umgebung begnügen sich, das zu erhalten, was die Vorfahren gegründet haben."

„Der fünfte Zeitraum endlich ist der der Verschwendung und Ausschweifung" u. s. w.

Ibn Chaldun stammt aus einem der zahlreichen Klane, welche im ersten Jahrhundert nach der Flucht aus Arabien in das nordwestliche Afrika übersiedelten und nach vielen blutigen Kämpfen ihren Glauben zum herrschenden erhoben in diesen Gegenden der Erde. Es ist dieß einer der fruchtbarsten Schriftsteller der arabischen Litteratur. Außer den zahlreichen Werken über Naturgeschichte, Staatsweisheit und Rechtsgelehrsamkeit hat Ibn Chaldun noch ein umfangreiches historisches Werk geschrieben, welches folgenden Titel führt: Geschichte der Araber und Berbern, ihrer Stämme und Dynastien, vom Beginne der Schöpfung bis zur gegenwärtigen Zeit (1398 u. Z.), mit den glaubwürdigsten Nachrichten über verschiedene andere merkwürdige gleichzeitige Nationen, nämlich der Nabathäer, der Syrer, Perser, Juden, Kopten, Griechen, Römer, Türken und Franken. Dieses Meer von Chroniken zerfällt in vier Abtheilungen, die sich selten beysammen finden; keine Bibliothek Europas kann sich einer vollständigen Handschrift rühmen. Das Werk beginnt mit der allgemeinen Einleitung; sie ist vollständig ins Türkische übersetzt worden, und gilt, wie versichert wird, heutigen Tags noch in Constantinopel für das beste Handbuch zur Bildung der Staatsmänner und Diplomaten. Nach der Einleitung folgt die Urgeschichte der Araber bis auf Muhammed, dann die Geschichte der Eroberungen der Araber in Afrika und Spanien und endlich ein Abriß der muselmanischen Dynastien, die sich in diesen Ländern erhoben. Die Geschichte der Aghlabiten in Afrika und Sicilien bildet ein kleines Bruchstück des dritten Theils, der ausführlichen Geschichte der Araber und Berbern. Ibn Chaldun hat auch diesen Abschnitt seiner muselmanischen Jahrbücher mit einer besondern Einleitung versehen, worin die Geschichte Afrika's, unter welchem Namen die Araber nicht bloß die alte Provinz Afrika der Römer, sondern noch einen Theil des cäsarischen Mauritaniens und Numidiens zusammenfassen, während der Verwaltung der verschiedenen Statthalter, von dem Beginne des Einfalles der Muselman bis auf Ibrahim Ben el Aghlab, kurz dargestellt wird. Der einsichtsvolle Herausgeber hat uns auch dieses Capitel mitgetheilt, wodurch Cardonne's Geschichte Afrikas und Spaniens unter der Herrschaft der Araber vielfach ergänzt und berichtigt wird. Cardonne hatte nämlich, wie wir jetzt durch Baron Slane wissen, die Geschichte Afrikas bloß nach einer lückenhaften Handschrift des Novairi († 1331) dargestellt. Herr Noel de Vergers hat in den zahlreichen Noten,

welche seine Uebersetzung begleiten, die hieher gehörigen Stellen aus Novairi und Ibn el Athir mitgetheilt, dem Ibn Chaldun, nach der gewöhnlichen Sitte der Chroniſten, unbedingt folgt und bloß abkürzt. Ibn el Athir legte seinerseits das berühmte Werk des Tabari zu Grunde und ihm selbst verdankt Abulfeda (er ist ehrlich genug, dieß ausdrücklich zu erklären) den größten Theil seiner allgemeinen Geschichte der muhammedaniſchen Reiche.

Im Jahre 27 der Hedschra (647 u. Z.) machten die Araber den ersten Streifzug gegen das nordwestliche Afrika und ungefähr dreyßig Jahre später waren sie, trotz aller großen Anstrengungen der Griechen und der einheimiſchen amasighiſchen oder mauriſchen Bevölkerung, bis auf wenige Plätze Herrn des ganzen Landes. Die tapfern Männer und Frauen dieser Gegenden wurden mit Feuer und Schwert zum Islam gezwungen, der sich bald bis jenseits des Atlas in das Herz des Erdtheils verbreitete. Von Afrika aus giengen die Araber, durch christliche Partheyen selbst gerufen, einerseits nach Spanien (711) und andrerseits nach Sicilien (827 u. Z.), wo schon am Anfange der zweyten Hälfte des siebenten Jahrhunderts ihre Einfälle beginnen *), und setzten sich fest in diesen Ländern. Sie brachen eine Festung, ein Castell nach dem andern, und gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts sind sie, einige Städte und Bergdistricte abgerechnet, die Herrn der ganzen Insel. Sicilien blieb nun ungeachtet mannigfacher Empörungen und Wechselfälle, eine Dependenz des Reiches der Aghlabiten in Afrika. Bald nach dem Sturze dieser Dynastie (zwiſchen 907 und 908) mußte auch Sicilien die Oberherrlichkeit der Obeiditen oder Aliden, später Phatemiten genannt, anerkennen; bereits im folgenden Jahre erschien hier ein von Obeid el Mahadi, dem Gründer des neuen Herrscherhauses abgeordneter Statthalter und die Einwohner fügten sich alsbald der neuen Regierung. Doch dauerte dieß nicht lange. Es entstanden verschiedene Partheyungen und Zwiste unter den Muhammedanern selbst; der Chalife Mokatadar suchte nämlich Afrika und Sicilien den Schiiten zu entreißen. Die Parthey des Mahadi behielt aber am Ende die Oberhand und Afrika, wie alle andern den Aghlabiten entrissenen Besitzungen mußten der jungen Herrschaft gehorchen. Die neuen Gebieter Siciliens wollten nun die Herrschaft des Islam auch über das benachbarte feste Land ausbreiten und überzogen Calabrien, wo sie an einigen Orten, wie in Bari, sich festsetzten (die Aghlabiten hatten bereits mehrere Streifzüge in Unteritalien unternommen und hielten selbst eine zeitlang Reggio besetzt. Ibn Chaldun 124, 127.); sie belagerten Otranto und dehnten (925) ihre Züge bis gegen Rom aus. Genua konnte dem Andrange der Muselman nicht widerstehen; die Stadt wurde (zwiſchen 934 und 935 nach Ibn Chaldun) eingenommen, rein ausgeplündert und verwüstet; die männliche Bevölkerung ist großentheils ermordet und die weibliche in die Sklaverey abgeführt worden. Nun gieng es auch nach Sardinien, in dessen Häfen die Araber eine große Menge Schiffe verbrannten und sich hier längere Zeit behaupteten. Kaiser Otto II. war um diese Zeit zu sehr in Deutschland beschäftigt, um Calabrien alsbald zu Hülfe eilen zu können; es betrachtete nämlich der Kaiser, ob mit Recht oder Unrecht wird niemals mit Sicherheit angegeben werden können, das Land als einen Theil des Reiches und wünschte den Verwüstungen ein Ziel zu setzen. Im Herbste des Jahres 980 konnte endlich der Römerzug angetreten werden, und im folgenden Jahre stand der Kaiser schon in Unteritalien. Otto hatte hier nicht bloß die Saracenen, sondern auch die Griechen zu bekämpfen, welche noch in Apulien saſſen und ihre Herrschaft wieder über ganz Unteritalien auszubreiten suchten *). Nach einigen lateiniſchen Annaliſten hätten jetzt die Griechen und Araber ein Bündniß geschlossen, um sich der Macht des westlichen Reiches zu widersetzen. Diese Angabe ist sicherlich ungegründet und bloß aus dem Hasse der Lateiner gegen die Griechen, der sich auch in den Berichten über die Theo-

*) Nach Novairi im Jahre 45 der Hedschra (665 — 666 u. Z.); nach den westlichen Quellen bereits 651 und 652.

*) Giesebrecht in Rankes Jahrbüchern des deutschen Reiches unter Otto II, II. 144 u. folg., wo die Stellen der Chroniken zusammengestellt sind.

phano zeigt, hervorgegangen; denn weder in den griechiſchen noch in den arabiſchen Quellen findet ſich hierüber die geringſte Andeutung. Die arabiſchen Geſchichtſchreiber Ibn el Athir und Ibn Chaldun (Nowairi übergeht den ganzen Vorfall *) berichten: es ſey im Jahre 371 der Hedſchra (981) ein König der Franken, Benduil geheißen, mit einer zahlreichen fränkiſchen Armee gegen Sicilien gekommen, hätte ſich der Stadt Melitanum oder Melito bemächtigt und die Muſelman zweymal geſchlagen. Der gerechte und tapfere Emir Abdul Kaſem, welchen der Phatemide Mooßeddin (969) als Statthalter nach Sicilien geſandt hatte, zog den Franken entgegen, um ſie aus ihren Stellungen zu vertreiben. Der Emir verzagte aber auf dem Wege und wollte wieder nach Palermo zurückkehren. Dieß bemerkten die Franken, welche mit ihren Schiffen nahe bey der Inſel kreuzten und benachrichtigten den König hievon. Benduil verfolgte hierauf mit einem Corps leichter Truppen in Eilmärſchen die Araber, holte ſie ein und nun entſtand ein hitziges Treffen. Ein Theil des fränkiſchen Heeres durchbrach die Reihen der Muſelman und drang ſelbſt zu den Standarten vor. Die Franken ſtürzten ſich auf den Emir; er erhielt einen Schlag auf den Kopf und blieb auf der Stelle todt. Ein gleiches Schickſal erlitten viele angeſehene Perſonen und die tapferſten Krieger der Araber.

(Schluß folgt.)

*) Die ſicilianiſche Geſchichte des Nowairi findet ſich in der franzöſiſchen Ueberſetzung von Couſſin hinter der Voyage en Sicilie par Riedesel. Paris 1802. S. 431. Die Ueberſetzung dieſes Werkes in dem bekannten Werke des Gregorio de Roſariis über Sicilien iſt ſehr fehlerhaft.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

Bazy, Histoire de la société chrétienne en occident et particulièrement en France depuis les premiers siècles du christianisme jusqu'à la fin du règne de Saint-Louis. T. I. p. 1. Histoire de la société chrétienne jusqu'á l'etablissement permanent des Franks dans les Gaules.

J. Ursulinus, Iuclytae nationis Florentinae familiae suprema Romani Pontificatus ac Sacra Cardinalatus dignitate illustratae. Vol. 1. 2. Romae 1706.

Mar. Ant. Ciappi, Compendio delle heroiche et gloriose attioni et santa vita di Papa Greg. XIII. Roma 1596. 4.

Collecção das leys promulgadas e sentenças proferidas nos casos da infame pastoral do bispo de Coimbra. Lisboa 1769. f.

Jos. Hisp. Unanéce, Coleccion de los mercurios referentes a las misiones de Caxamarquilla: peregrinacion de los P. P. Sobreviela y Gibral para restaurar las de Manoa: la historia de los Trages, supersticiones y exercicios de sus Moradores. Lima 1791. 4.

Jos. Renales Carrascal, Catalatto seguntino serie pontificia y anales Diocesanos. Madrid 1742. 4.

Memorial apologetico de parte de los missioneros apostolicos de el imperio de la China. s. l. 1675. 4.

Lamberto de Zaragoza, Teatro historico de las iglesias del reyno de Aragon. T. I. Pamplona 1780.

Ant. Fuenmayor, Vida y hechos da Pio V. pontifice rom. Madrid 1595.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Versuch einer Kritik der Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung von Jakob Friedr. Fries, Doctor der Medicin und Philosophie, Großherzogl. S. Meining. Geh. Hofrath, ordentlichem Professor der Physik zu Jena ꝛc. Braunschweig 1842.

Es läßt sich zum Voraus erwarten, daß ein Philosoph, der die Feder in Bezug auf Wahrscheinlichkeitsrechnung ergreift, ganz besonders auf die Grundbegriffe eingehen wird, was auch im vorliegenden Werke der Fall ist. Herr Fries sucht zuerst darzuthun, daß der Grundbegriff der mathematischen Wahrscheinlichkeit selbst nicht genau bestimmt sey und tritt hiemit der französischen Schule streitend entgegen, da leider die deutschen Mathematiker noch wenig in der Wahrscheinlichkeitsrechnung gethan haben, obwohl bisher die Combinationstheorie, die wichtigste Vorschule der Wahrscheinlichkeitsrechnung, hauptsächlich nur deutsche Anhänger gefunden hat; und zwar vom philosophischen Standpunkte aus. Zunächst spricht der Hr. Verfasser nur gegen Laplace und gegen Lacroix. Laplace wirft er vor, daß er nur auf die Auflösung schwieriger mathematischer Probleme bedacht gewesen sey, unbekümmert, ob seine Forschungen auch Anwendbarkeit finden würden, oder vielmehr, daß er die Anwendungen als etwas sich von selbst Ergebendes betrachte. Der Verf. tadelt also im Allgemeinen, daß die Franzosen sich einen gleichsam beliebigen Begriff von Wahrscheinlichkeit bilden und mit diesem complicirte mathematische Probleme, deren Resultaten sie Anwendungen unterschieben, lösen, und sagt dagegen, was sich nicht berechnen läßt, soll man auch nicht berechnen oder überhaupt nur auf Zahlen bringen.

Aus der Theorie von Lacroix über den Begriff von Wahrscheinlichkeit hebt der Hr. Verfasser folgende Sätze hervor:

1) Die einzige vollständige Gewißheit ist bey den augenblicklichen Empfindungen und den augenblicklichen einfachen Urtheilen.

2) Die Naturgesetze gelten mit Nothwendigkeit, ohne einen Zufall zuzulassen.

3) Wenn wir eine Art von Erscheinungen ohne Ausnahme nach einer Regel erfolgen sehen, so setzen wir voraus, dieß werde auch ferner so erfolgen.

4) Wenn wir bey der Reihenfolge von Erscheinungen einer Art einen Erfolg nach verschiedenen Regeln beobachten, so sind wir geneigt, den zukünftigen Erfolg so zu vermuthen, wie er in der Mehrheit der Fälle eintreten kann.

5) Die beyden letzten Gesetze unserer Urtheilskraft werden als Folgen des Gesetzes der Association der Vorstellungen angesehen.

Dieses nennt Hr. Fries ein Philosophem und sagt: „Nach dem zweyten Satze wissen wir um die Nothwendigkeit der Naturgesetze und dieses kann doch nur mit vollständiger Gewißheit geschehen. Zu

dieſer Einſicht gelangen wir aber nicht durch die Empfindung, es bleiben alſo nach dieſen Sätzen nur die einfachen Urtheile des erſten Satzes übrig, durch die wir zu einer ſolchen Einſicht gelangen können. Dann paßt aber die Begriffserklärung „augenblickliche und vollkommen deutliche Wahrnehmung der Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung zweyer Vorſtellungen“ gar nicht mehr für dieſe einfachen Urtheile, ſondern jugement semple wäre eben das, was wir Bewußtſeyn einer Erkenntniß a priori nennen. Alle unſere Urtheile in den reinen mathematiſchen Wiſſenſchaften und in der mathematiſchen Naturphiloſophie gehörten dazu. Damit wird aber die Sache weſentlich geändert. Der Fehler dieſes Philoſophems iſt, daß bey der Führung unſerer Unterſuchungen durch Inductionen der Einfluß der vorausgeſetzten allgemeinen und nothwendigen Urtheile (namentlich der mathematiſchen und philoſophiſchen) nicht anerkannt und anſtatt deſſen der hier genannte dritte Satz zum Mittelpunkt der ganzen Lehre gemacht wird.“

Ferner wirft der Verf. Lacroix vor, er ſetze im dritten Satze voraus, daß wir bey allen Inductionen uns auf unbedachte Weiſe, gleichſam blindlings, von der Einförmigkeit früherer Erfahrungen leiten ließen, ohne auf die ihnen zu Grunde liegenden Geſetze zu achten. Dieſes Geſetz, ſagt der Hr. Verf., leitet allerdings das unmündige Kind und den gemeinen Haufen; z. B. denke ich über den morgigen Aufgang der Sonne nicht näher nach, ſo erwarte ich ihn ruhig, nicht, weil ich gehört habe, daß ſich dieß ſeit Jahrtauſenden regelmäßig ſo zutrage, ſondern nur, weil ich gewohnt bin, dieſe Erſcheinung zu durchleben. Ueberlege ich dagegen die Sache, ſo finde ich den Grund in der Bewegung der Erde, und da ſich nichts zeigt, was hierin etwas ändern könnte, ſo urtheile ich über die Sache. So wie ſich der Hr. Verf. in dieſem Beyſpiele ausſpricht, ſpricht er ſich auch allgemein aus; indem er ſagt: „Wenn wir mit höheren Graden der Gewißheit ein zukünftiges oder ſonſt noch nicht beobachtetes Ereigniß beſtimmen, ſo verlaſſen wir uns auf die Einſicht in die nothwendigen Geſetze, unter denen es erfolgt, und ſuchen dieſen den einzelnen Fall unterzuordnen, begnügen uns aber keineswegs damit, die bisher beobachteten einförmigen Ereigniſſe durchzuzählen und darnach ein Reſultat zu beſtimmen. Hiezu fügt der Verf., gemiß nur zum ſicheren Verſtändniß des Geſagten, als Beyſpiel die Berechnung des Kalenders für zukünftige Jahre.

Der Verf. meynt, wo wir die Geſetze, nach denen gewiſſe Begebenheiten erfolgen, gar nicht näher kennen, bleiben freylich auch unſere Meynungen zu Hoffnung und Furcht nur der Ruhe der Gewohnheit überlaſſen, was auch von den franzöſiſchen Philoſophen anerkannt ſey, allein dieſe irren erſtlich darin, daß ſie die Beſtimmungsgründe der mathematiſchen Wahrſcheinlichkeit nur auf eine regelmäßige Art von Beſtimmungsgründen ſuchen, wie bey unbedachter Gewöhnung, und zweytens darin, daß ſie alle beſonnene Beſtimmung von Wahrſcheinlichkeit für mathematiſche Wahrſcheinlichkeit nehmen.

Damit glauben wir unſere Leſer auf einen Standpunkt verſetzt zu haben, von dem aus ſie erſtens den Gang des Verfaſſers zum voraus überſchauen, zweytens die Art und Weiſe, wie derſelbe die franzöſiſchen Mathematiker aufgefaßt, einſehen, und endlich ſich ſelbſt Rechenſchaft geben können, in wie ferne ſeine Gegenbeweiſe logiſch-richtig ſind. Wir indeß halten uns für überzeugt, unſerer Aufgabe zu genügen, wenn wir einerſeits unſern Leſern das Philoſophem von Lacroix, wie es unſer Hr. Verf. nennt, durch einige weſentliche Punkte aus dem Original ergänzen, welche der Hr. Verf. unbeachtet ließ, anderſeits aber die Entwicklung des Begriffes der mathematiſchen Wahrſcheinlichkeit, wie ihn der Verf. giebt, daneben ſtellen und endlich den neueſten Standpunkt dieſer Wiſſenſchaft, den ſie durch Poiſſon erhalten hat, betrachten.

Poiſſon gab ſein Werk, welches den Titel: „Recherches sur la Probabilité des Jugements en matière criminelle et en matière civile“ führt, ſchon im Jahre 1837 heraus; erſt 1841 erſchien eine deutſche Ueberſetzung von Dr. C. H. Schnuſe, und dieſe Ueberſetzung ſcheint der Hr. Verf. zu verſtehen, wenn er ſagt: „Während ich an dieſer Ab-

handlung arbeite, ist Poisson's großes Werk nicht nur erschienen, sondern auch in meine Hände gelangt. Die große Kunst der mathematischen Analysis, welche ihm eigen war, zeigt sich darin auf eine glänzende Weise, daneben hat er manchen besondern von den Fehlern gerügt, gegen welche ich meine Kritik richte; aber die Grundgedanken trifft er doch nicht, ein wichtiger Theil meiner tadelnden Kritik bleibt auch gegen ihn stehen."

Also auch Poisson, der Gesetzgeber der neuern Mathematik und Physik, wird zum Irrthum verdammt!

Wir gehen nun näher auf die Theorie von Lacroix und deren Grundsätze ein.

Der Verf. schließt so: da die Naturgesetze mit Nothwendigkeit gelten, so gelangt man nur durch augenblickliche einfache Urtheile zu denselben. Der Schluß ist ganz richtig, wenn man die Ursachen und ihre Wirkungen kennt; die Sache gehört aber alsdann nicht mehr der Wahrscheinlichkeitsrechnung an.

Es giebt außer nothwendigen Erscheinungen noch andere, deren Wiederholung innerhalb einer bestimmten Reihe von verschiedenen Erscheinungen nothwendig wird, auf deren Eintreffung wir daher nicht mit derselben Gewißheit schließen können, wenn die Reihenfolge selbst nicht eine nothwendige ist. Das Eintreffen solcher Erscheinungen bemessen wir nach Graden der Gewißheit, die wir Wahrscheinlichkeit nennen.

Dieses gilt aber nur für Thatsachen, bey denen keine Ausnahmen stattfinden. Gehen wir nun zu solchen Thatsachen über, bey denen sich Ausnahmen zeigen, so entsteht der Zweifel; und muß man eine Parthey ergreifen, so wird man auf die Seite treten, auf welcher sich die Mehrheit der Fälle zeigt. Condorcet sagt: „Jederman bemerkt an sich selbst, daß er seine Meynung über gewisse Gegenstände geändert hat, nach dem Alter, den Umständen, den Ereignissen, ohne jedoch sagen zu können, daß diese Aenderung sich immer auf neue Gründe gestützt hätte, ohne eine andere Ursache davon angeben zu können, als den stärkeren oder schwächeren Eindruck, welchen derselbe Gegenstand macht." Daher ist vorzüglich das Gesetz wichtig, daß Begebenheiten, welche einzeln betrachtet, die zufälligsten zu seyn scheinen, eine regelmäßige Ordnung zeigen, sobald man sie in hinlänglich großer Anzahl betrachtet. Dieses Gesetz bildet auch die Grundlage des Werkes von Lacroix.

Dadurch glauben wir das Philosophem, das uns der Verf. von Lacroix gegeben, ergänzt zu haben. Wir sehen alle Erscheinungen in zwey Klassen getheilt, in gewisse und ungewisse, die letztern zerfallen wieder in zwey Klassen, ungewisse Erscheinungen ohne Ausnahmen und ungewisse Erscheinungen mit Ausnahmen; allein für die Mathematik fallen diese beyden Erscheinungen zusammen gemäß des Erfahrungssatzes, daß Begebenheiten, die einzeln betrachtet die zufälligsten zu seyn scheinen, eine regelmäßige Ordnung zeigen, wenn sie in hinlänglich großer Anzahl betrachtet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Histoire de l'Afrique sous la dynastie des Aghlabites, et de la Sicilie sous la domination musulmane etc.

(Schluß.)

Nun kehrten aber die flüchtigen Muselman um; der Tod ihres Anführers sollte gerochen werden; sie begannen den Kampf mit erneuter Kraft, und waren entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Nach einem sehr hitzigen Treffen wurden die Franken vollkommen geschlagen; 4000 blieben auf dem Platze, und eine Masse hoch gestellter Personen wurde gefangen genommen; die Muselman verfolgten sie bis in die Nacht hinein und machten große Beute. Der König der Franken, welcher ebenfalls floh, hatte von seiner ganzen Begleitung bloß einen Juden zur Seite. Da ward das Pferd des Königs matt und stand stille. Herr, sprach der Jude zum Fürsten, hier nehmt mein Pferd, wenn ich sterbe, werdet ihr wohl der Beschützer meiner Kinder seyn. Der König machte von diesem Anerbieten Gebrauch und so entkam er glücklich in die Zelte, wo er seine Gemahlin und seine Genossen zurückgelassen

hatte. Der Jude hat aber in der That sein Leben verloren.

Jeder Geschichtskundige sieht alsbald, daß hier von der Schlacht Otto II. (im Juli 982) bey Squillace, dem alten Squillaceum, die Rede ist. Aus welchem sonderbaren Mißverstande aber wird Otto Benduil genannt? Durch einen Schreibfehler kann dieser Name nicht entstanden seyn; es findet sich nirgendwo, wenigstens nicht in dem uns vorliegenden Texte, eine verschiedene Lesart. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Araber einen der longobardischen Herzoge Unteritaliens, vielleicht Pandulf, der Eisenkopf zubenannt, seinen jungen Sohn gleichen Namens oder den ältern Landulf, mit dem Kaiser verwechselt haben. Der Name Pandulf oder Landulf ist dann durch die Chronisten selbst oder ihre Abschreiber in Benduil verwandelt worden *). Gegen diese Herzöge hatten die Araber schon früher vielfache Kämpfe zu bestehen, und ihre Namen waren ihnen geläufig, wodurch sich die Verwechslung leicht erklärt. Die Erzählung des Ibn el Athir, wie der Kaiser gerettet wurde, stimmt in wesentlichen Punkten mit der Erzählung des Thietmar überein. Dieser letztere kennt selbst den Namen des Juden, Kalonimus, und fügt hinzu: der Jude hoffte, da er unter den Arabern einen Freund hatte, sich zu retten. Man kann also wohl die Geschichte mit dem Juden, bey der so merkwürdigen Uebereinstimmung der deutschen und arabischen Quellen, nicht in das Reich der Dichtung verweisen, wie Herr Giesebrecht in den Jahrbüchern des deutschen Reiches, unter der Herrschaft Kaiser Otto II. (S. 169), gethan hat. Es ist freylich höchst auffallend, daß der Kaiser von allen seinen getreuen Deutschen verlassen wurde und es gerade ein Jude oder Slave seyn mußte, welche ihm das Leben retteten, besonders wenn man bedenkt, in welchem Grade damals die Juden sowohl wie die Slaven mißhandelt wurden. Es ist dieß aber nicht der einzige Fall in der Weltgeschichte, wo gerade das Unwahrscheinliche das Wahre ist.

Ibn el Athir berichtet dann über die Expedition, welche Kaiser Basilius im Jahre 416 der Flucht (1026) gegen Sicilien sandte; er erzählt die verschiedenen Aufstände der Sicilianer gegen die unerträgliche Herrschaft der Afrikaner d. h. der Zeiriden, die Zwistigkeiten, welche in Sicilien entstanden, und wie mehrere Parteyhäupter sich einzelner Theile der Insel bemächtigten. Einer derselben, Ibn el Thamuna, bat die Griechen in Melitanum um Hülfe, bey welchen, so erzählen die Araber, gerade damals Roger, der Sohn Tancreds und sieben seiner Brüder sich befanden. Dieser stellte sich an die Spitze von 700 Franken und zog nach Sicilien. Die Franken machten hier reißende Fortschritte; bereits 464 der Flucht (1071) waren sie Herren der ganzen Insel, und der Religion des Islam war die Herrschaft entrissen. Roger I. starb 494 (1101 u. Z.) zu Melito, und ihm folgte sein Sohn Roger II., für welchen der Scherif Abdallah el Edrisi das bekannte geographische Handbuch schrieb, das den Titel führt: Mußestunden für einen Menschen, welcher die verschiedenen Gegenden der Welt gründlich kennen lernen will. Das Werk des Edrisi ward, wie wir aus der Vorrede ersehen, im Jahre 1154 vollendet. Aus der ersten vollständigen Uebersetzung, die Jaubert vor einigen Jahren davon geliefert hat, erfahren wir eine Menge interessanter Thatsachen, welche in dem frühern lateinischen Auszug weggelassen wurden. Unserem Vaterlande ist ein eigener Abschnitt gewidmet, und es werden hier Ulm, Augsburg und andere Städte des Reiches ausführlich beschrieben.

C. F. Neumann.

*) Die östlichen Chronisten und Geographen begehen nicht weniger Fehler, wenn sie von den westlichen Zuständen sprechen, als die Chronisten des Mittelalters in den Darstellungen der östlichen Verhältnisse. So sagt Bakui (Notices des manuscrits II 535), der König der Franken heiße Alleman; ein anderer Chronist läßt gar den König von Irland und England Schottland heißen u. s. w. Eine schöne Anzahl solcher beynahe unbegreiflicher Irrthümer finden sich in der Geschichte Frankistans des Raschideddin. D'Ohsson des peuples du Caucase. Paris 1828. 262 folg.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Versuch einer Kritik der Principien der Wahrscheinlichkeitsberechnung ꝛc.

(Fortsetzung.)

Diesen Satz, der die wichtigste Grundlage der Theorie von Lacroix bildet, übergeht unser Verf. ganz, weßwegen er später auch den größten Theil der Theorie, der darauf Bezug hat, verwirft. Auch sieht man daraus, daß Lacroix nicht den dritten obiger Sätze, sondern den dritten und vierten zusammen zum Mittelpunkte seiner Theorie machte.

Wir gehen nun auf des Verfassers Entwicklung des Grundbegriffes der mathematischen Wahrscheinlichkeit selbst über. Der Inhalt ist in Kürze folgender:

Was wir nach Graden der Gewißheit behaupten, nennen wir wahrscheinlich; Sachen der Wahrscheinlichkeit sind daher alle die allgemeinen Behauptungen, welche wir durch die Erfahrung bestimmen, nebst alle dem, was aus diesen gefolgert wird. In vielen Fällen können wir den Grad der Gewißheit so hoch steigern, daß die Wahrscheinlichkeit zur vollständigen Gewißheit wird.

In allen diesen Gebieten nun soll die Wissenschaft ihre Behauptungen von den blinden Einflüssen der Gewohnheit und der Erwartung ähnlicher Fälle ganz befreyen. Dafür giebt die logische Methodenlehre ihre Regeln und zwar für die Wahrscheinlichkeit der Induction. Die Induction soll durch Erfahrung der Natur ihre Gesetze abfragen; aber eben für sie müssen wir noch weiter die berechenbare Wahrscheinlichkeit von allen Arten der nicht zu berechnenden unterscheiden.

Jedes menschliche Urtheil fordert Gründe der Wahrheit, und eine Behauptung aus überwiegenden Gründen heißt eine wahrscheinliche Behauptung; die unvollständigen Schlüsse, durch welche wir zu diesen Behauptungen geführt werden, heißen deßwegen Wahrscheinlichkeitsschlüsse. Eine wahrscheinliche Behauptung wird belebt durch den Glauben und durch die Meynung, d. h. die Entscheidung, daß für eine Behauptung überwiegende Gründe vorhanden seyen; und darnach theilen sich die Wahrscheinlichkeitsschlüsse in die philosophischen und in die mathematischen.

Das Ueberwiegende der Gründe besteht beym philosophischen Wahrscheinlichkeitsschluß nicht in der Vielheit der beobachteten Fälle, sondern in der Unterordnung des fraglichen Gebietes unter schon bekannte Naturgesetze.

Beym mathematischen Wahrscheinlichkeitsschlusse ist das Verhältniß der überwiegenden Gründe allerdings ein Größenverhältniß. Denn hier ist unser Urtheil durch die Mehrheit der aufgefundenen möglichen Fälle bestimmt; allein wir müssen dabey die unberechenbare subjective Wahrscheinlichkeit von der berechenbaren objectiven unterscheiden. Aus dem Ganzen aller unserer Urtheile mit Wahrscheinlichkeit hebt die Wahrscheinlichkeitsrechnung die berechnungsfähigen heraus und behandelt sie wissenschaftlich.

Wenn wir für ein Ereigniß eine berechnungsfähige Wahrscheinlichkeit erhalten wollen, so müssen

wir wissen, daß dasselbe im Allgemeinen unter sich gleichbleibenden Gesetzen steht, jedoch so, daß für den einzelnen Fall noch veränderliche Bedingungen hinzukommen, die man für den einzelnen Fall nicht zu bestimmen vermag, für die man aber im Allgemeinen abzahlen kann, von wie vielerley Arten sie seyn können, und wie oft die eine Art im Verhältniß zu der andern im Allgemeinen eintreffen werde. Der Wahrscheinlichkeitsrechnung gehören auch jene Umstände an, wo die (einzelnen) Erscheinungen durch sehr viele veränderliche Ursachen bestimmt werden, so daß die Regelmäßigkeit ihres Wechsels nur durch genaue Vergleichung sehr vieler Fälle errathen werden kann.

Nach dieser Entwicklung des Begriffes der mathematischen Wahrscheinlichkeit, die wir so genau gegeben zu haben glauben, daß des Verfassers Ansicht nicht mehr mißverstanden werden kann, gehen wir auf dessen Entwicklung des Objectes der Wahrscheinlichkeitsrechnung über.

Diesem Begriffe der Wahrscheinlichkeit gemäß ist die Wahrscheinlichkeitsrechnung die Durchschnittsrechnung für unsichere Erfolge, und hat nur wissenschaftliche Bedeutung, wo diese Durchschnitte mit vollständiger Gewißheit bestimmt sind.

Die Wahrscheinlichkeitsrechnung enthält zwey Theile, erstlich eine reine Theorie und dann Lehren der Anwendung.

Die reine Theorie theilt sich ferner noch in zwey Hauptarten von Aufgaben:

1) Bey der ersten Art oder der Bestimmung der Wahrscheinlichkeit a priori ist das Ganze nebst der Theilung desselben in gleich mögliche Fälle gegeben.

2) Bey der zweyten Art oder der Bestimmung der Wahrscheinlichkeit a posteriori sehen wir Reihenfolgen beobachteter Ereignisse unter Gesetzen einer solchen in gleich mögliche Fälle getheilten Sphäre erfolgen, die überdieß noch von vielen nicht zu berechnenden Ursachen abhängen; man soll nun durch Beobachtung die Verhältnisse der Durchschnittszahlen günstiger und ungünstiger Fälle und das Gesetz der Veränderung dieser Zahlen bestimmen.

Die reinen Theorien haben nun fast nur Gesetze der Combinationslehre anzuwenden, und die Gesetze der Anwendung der Wahrscheinlichkeit a priori gehen einfacher denselben Weg weiter. Hingegen die angewandten Lehren der Wahrscheinlichkeit a posteriori hängen auf schwieriger Weise von den philosophischen methodischen Grundbestimmungen ab. Fangen wir hier an auszuführen, so wird für den mathematischen Zusammenhang der Untersuchungen immer deutlicher, daß wir es eigentlich mit der ganz allgemeinen Aufgabe zu thun haben: Theorie und Anwendung derjenigen Näherungsmethode zu geben, nach der wir die Kenntniß solcher Naturgesetze erlangen, welche für den einzelnen Fall nicht hinlängliche Schärfe der Berechnung zulassen, welche aber doch eine allmähliche Annäherung an immer größere Genauigkeit möglich machen. Der allgemeinere Theil dieser Untersuchungen wird analytisch ausgedrückt sagen: man soll näherungsweise die Functionsformen bestimmen, nach denen unter bestimmten Naturgesetzen die Größen von einander abhängig bleiben.

Die Arten hieher gehöriger Aufgaben können in folgender Weise aufgezählt werden:

1) Man sucht aus einer Reihe von ungenauen Beobachtungen mittlere Werthe zu bestimmen, sowohl, um bey gegebener Functionsform aus den Beobachtungen die constanten, als auch, um erst die Functionsform zu bestimmen.

2) Interpolation in gegebene Reihen von Beobachtungen.

3) Man berechnet aus Beobachtungen, ob in gewissen Arten von Erscheinungen eine bestimmte Gesetzmäßigkeit herrscht oder nicht.

Wir enthalten uns hier absichtlich des Urtheils über das Ganze sowohl als das Einzelne der Entwicklung des Hrn. Professors Fries, indem wir weder den einmal begonnenen Streit schlichten zu wollen uns berechtigt fühlen, noch das Urtheil des Lesers beeinträchtigen wollen. Wenn wir durch die getreue Darstellung dessen, wie unser Verfasser die französische Schule aufgefaßt einerseits, durch die Entwicklung der Grundsätze der Wahrscheinlichkeitsrechnung nach Laplace und Lacroix, denen der Verfasser zunächst entgegentritt andrerseits, und

endlich durch einen unparteyischen Auszug aus der Entwicklung des Begriffes der Wahrscheinlichkeit und damit des Objectes der Wahrscheinlichkeitsrechnung unsere verehrten Leser auf den Standpunkt gestellt zu haben glauben, ein sicheres Urtheil über die eine oder die andere Ansicht zu fällen, so werden wir unsern Zweck um so mehr erreichen, wenn wir die Grundlage der Wahrscheinlichkeitsrechnung nach dem neuesten Standpunkt dieser Wissenschaft, worauf sie durch Poisson erhoben wurde, entwickeln.

Wenn man eine sehr große Anzahl von Erscheinungen derselben Art beobachtet, welche von constanten und von unregelmäßigen veränderlichen Ursachen abhangen, die aber nicht progreßiv veränderlich sind, sondern bald in dem einen, bald in dem andern Sinne, so findet man zwischen diesen Zahlen Verhältnisse, die fast unveränderlich sind, und die vollkommen constant wären, könnte man jedesmal die Anzahl der Beobachtungen ins Unendliche fortsetzen.

Dieses Gesetz nennt man das Gesetz der großen Zahlen; es steht als unbestreitbares Faktum der Erfahrung fest.

Das Gesetz der großen Zahlen ist ein doppeltes:

1) In Erscheinungen, die innerhalb gewisser Gränzen liegen, und wofür die Umstände absolut veränderlich sind, wiederholen sich doch die einzelnen Fälle nach bestimmten Verhältnissen, wenn die Reihe der Versuche weit genug fortgesetzt wird; z. B. das Fallen eines Würfels auf eine bestimmte Seite.

2) Auch für das Eintreffen eines ungewissen Ereignisses giebt uns das constante Verhältniß, das aus einer hinlänglich großen Reihe von Beobachtungen gefunden wurde, einen sichern Zahlenwerth, wenn dieses Eintreffen selbst wieder auf eine hinreichend große Anzahl von Ereignissen derselben Art bezogen wird; z. B. der Verlust eines Schiffes bey einer bestimmten Seereise.

Dieses Gesetz der großen Zahlen bildet die Grundlage der Wahrscheinlichkeitsrechnung und wie das Gesetz der großen Zahlen unabhängig ist von der Natur der Gegenstände und sich sowohl in der physischen als moralischen Welt zeigt, so verhält es sich auch mit den Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung, wenn nur bey jeder Untersuchung die hinreichenden Beobachtungsdata vorhanden sind.

Dieses Gesetz der großen Zahlen hat zuerst Jakob Bernoulli für den Fall bewiesen, wenn die Wahrscheinlichkeiten der Ereignisse während der Versuchsreihen constant bleiben; Poisson aber hat uns einen vollständigen Beweis für das Gesetz der großen Zahlen geliefert für den Fall, daß die Wahrscheinlichkeiten der Ereignisse während der Versuchsreihen auf beliebige Weise veränderlich sind. Dadurch scheinen uns die Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung für alle Zukunft vor jedem Angriff gesichert.

Hr. Prof. Fries behauptet den Begriff der mathematischen Wahrscheinlichkeit gegenüber den Franzosen zuerst richtig bestimmt zu haben. Allein in Bezug auf die reine Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnung hat die verschieden philosophische Bestimmung dieses Begriffes nicht den geringsten Einfluß, indem das Maß der Wahrscheinlichkeit sowohl des einfachen als des zusammengesetzten Ereignisses, so wie das Maß der Wahrscheinlichkeiten der Ursachen dasselbe ist. Hauptsächlich gegen die Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung a posteriori ist des Verfassers Kritik gerichtet, diese kann er mit seinem Grundbegriffe nicht in Uebereinstimmung bringen, und nennt sie unberechenbare, weil sie nach seinem Begriffe von Wahrscheinlichkeit sich nicht auf Zahlen bringen lassen. Allein wenn die Erfahrung darthut, wie sie wirklich dargethan hat, daß das Gesetz der großen Zahlen diese Data giebt, so sehen wir nicht ein, was Hr. Prof. Fries den Franzosen noch zu entgegnen hat? Der Hr. Verfasser scheint uns darin zu irren, daß er die Berechnungsdata in dem Begriffe der Wahrscheinlichkeit sucht, und nicht, wie die Franzosen, das Gesetz der großen Zahlen der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu Grunde legt. Derselbe Vorwurf, den er der französischen Schule macht, als bestimme sie nach Belieben die Wahrscheinlichkeit, und kümmere sich nicht um die Anwendungen, trifft vielleicht den Verfasser, da er die Anwendungen ohne Grundlage läßt. So z. B.

behauptet er, daß die ganze herkömmliche Lehre von der Wahrscheinlichkeit der Zeugenaussagen und der richterlichen Entscheidungen falsch sey, weil die Wahrscheinlichkeit eines Zeugen gar keine berechenbare Wahrscheinlichkeit ist, und die wahrscheinliche Sicherheit der Meynung eines Mannes nie wie eine berechenbare Wahrscheinlichkeit anzusehen sey.

Wie gesagt, verweisen wir darüber auf das Werk von Poisson, das speciell diesem Kapitel gewidmet ist. Es handelt sich nämlich hier nicht um die Anwendung der Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung, sondern um die Beobachtungsdata, gegen die der Verfasser in der Meynung, den Principien entgegen zu treten, spricht.

Es ist nur noch übrig, einiges über die Ansicht des Verfassers von der mathematischen und moralischen Hoffnung zu sagen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Schluß.)

G. A. B. Wolff, Chronik des Klosters Pforta nach urkundlichen Nachrichten. Th. 1. von der Gründung bis 1843. Leipzig 1843.

San Juan del Puerto, Patrimonio seraphico de Tierra santa. Madrid 1724. fol.

Juan Santos, Chronologia hispitalaria, y resumen historial de la sagrada religion del glorioso patriarca San Joan de Dios. P. 1. 2. Madrid 1715. fol.

Dr. P. Wigand, Traditiones Corbeienses. Lipsiae 1843.

Thomas de Peralta, Fundacion antiguedad y progressos del real monasterio de Ossera. Madrid 1677. 4.

Constitutiones fratrum discalceatorum beat. Virg. Mariae de monte Carmelo. Matriti 1787. 8.

Dr. Fr. Kortüm, Die Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens. Mannheim 1843.

Dr. H. N. A. Jensen, Versuch einer kirchlichen Statistik des Herzogthums Schleswig. Th. 1 — 4. Flensburg 1843.

John M' Kerrow's, History of the Secession church. Glasgow 1841.

F. A. Cox, History of the Baptist Missionary Society from 1792 to 1842. Vol. 1. 2. London 1842.

Acta Martyrum ad ostia Tiberina sub Claudio Gothico semel atque iterum latine reddita notis ac dissertationibus illustrata, nunc primum graece prodeunt, ex Mss. codice regiae bibliothecae Taurinensis. Romae 1795. fol.

Eus. Quintana, Prodigiosa vida del muy ilustre Varon y extatico heroe .. por el P. de la Caridad y por el predicador del amor de Dios el B. P. Fr. Caraciolo, fundador de la sagrada religion de los clerigos Menores. Madrid 1769. f.

Luys Muñoz, Vida y virtudes del venerable Varon et P. Maestro Joan de Avila predicador apostolico. Madrid 1635. 4.

Did. Escolano, Synodalium constitutionum episcopatus sive dioecesis Majoricensis. Madrid 1660. 4.

Fr. Ant. ds Lorenzana, Arzobispo de Toledo, Carta pastoral. Madrid 1773. fol.

Dr. Jacobi, Ueber Cajus und seine Institutionen. Berlin 1843.

J. W. Bickell, Geschichte des Kirchenrechts. Bd. I. Abth. 1. Gießen 1843.

Dr. J. Rupp, Der Symbolzwang und die protestantische Lehr- und Gewissensfreyheit. Königsberg 1843.

Jos. de Vinuesa, Diezmos de legos en las iglesias de España. Madrid 1791. 4.

G. F. Köhle, Ueber die Reform der protestantischen Kirchenverfassung mit besonderer Beziehung auf Würtemberg. Tübingen 1843.

W. E. Gladstone, Der Staat in seinem Verhältniß zur Kirche. Halle 1843.

Concordato celebrado en el año de 1753 entre las Cortes de Roma y Madrid. Madrid 1763. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Observationes criticae in Aristotelis libros Metaphysicos. Scripsit Hermannus Bonitz, philos. Dr. Gymnasii Leucophaei Berolinensis collega. Berolini, sumptibus Gustavi Bethge. MDCCCXLII. 146.

Die aristotelische Metaphysik wird in unsern Tagen nur auf einen engen Kreis von Lesern rechnen dürfen, welchem ernstlich daran gelegen ist, den Inhalt dessen was der Philosoph gesprochen, oder möglicherweise gedacht und gewollt hat, zu erforschen; aber auch unter diesen werden nur wenige seyn, welchen die Form des Werkes nicht gleichgültig ist und besonders von dieser Seite zum Verständniß des Inhaltes zu gelangen streben.

Herr B. hat die philologische Kritik mit vorzüglichem Erfolge diesem Werke zugewendet, und die Ueberzeugung, wie wenige diese kleine schätzbare Schrift näher zu betrachten Lust oder Gelegenheit haben werden, veranlaßt mich, das Ergebniß näher darzulegen.

Der Inhalt soll das höchste der aristotelischen Philosophie geben, Untersuchungen, die über die sinnenfälligen Dinge hinausgehen, die φυσικά, und von unten auf gerechnet, wo Ar. eigentliches Gebiet und Leben ist, kann man die Benennung μετὰ τὰ φυσικά nicht für unpassend halten, aber sie scheint nicht von ihm selbst, der so oft den Gegenstand mit σοφία, φιλοσοφία, πρώτη φιλοσοφία, θεολογία bezeichnet, herzurühren. Angehende Philosophen nehmen gerne ihren ersten Anlauf zur Metaphysik, weil sie in ihr die Summe des aristotelischen Wissens zu erlangen hoffen; dieses erwartet man auch und wir sollten für viele Bedenken, die uns Ar. in seinen übrigen Werken löst, hier reichliche Entschädigung, die vollkommene Lösung finden; denn merkwürdig ist es doch, wie er sonst, wo er von dem concreten auf rein abstractes und geistiges kommt und wo wir am begierigsten seiner Lehre lauschen, uns völlig im Stiche läßt, und plötzlich abbricht, so namentlich am Schlusse der Analytik und im dritten Buche de anima.

Diese unsere Neugierde aber wird in dem Werke das unserer Erwartung nach rein speculativ seyn soll wenig befriedigt, sey es durch die Schuld der Zeit, oder durch den Verfasser selbst, oder durch beydes. Eine Sage bey den griechischen Commentatoren überliefert, Ar. habe diese Schrift seinem Freunde Eudemus aus Rhodus zur Einsicht zugeschickt und dieser habe ihre Herausgabe nicht für rathsam gehalten; so sey manches verloren gegangen und die spätern, die sich scheuten einem solchen Manne sich gleich zu stellen, hätten nicht von selbst etwas hinzugesetzt, sondern wo etwas zu fehlen schien, aus andern Schriften des Arist. ergänzt. Hieran ist so viel wenigstens wahr, daß wir noch nachzuweisen im Stande sind, wie einige Kapitel aus der Physik herübergetragen sind; aber das genügt nicht, die Metaphys. ist aus ihr selbst ergänzt.

Die Untersuchungen über den ursprünglichen Zusammenhang der Bücher, die in der neuern Zeit mehrere in Anspruch genommen haben, zumal durch eine akademische Preisfrage in Paris veranlaßt, übergeht Hr. B. und es ist nothwendig, daß das

einzelne vollkommen verstanden ist, ehe man das Ganze betrachten will. Die Reform des Textes gebührt Hrn. Prof. Brandis, wie jeder sehen kann, der die Metaphysik in den frühern Ausgaben lesen will; Bekker hat diese Constitution, obschon er sonst überall Casaubonus folgt, zu Grund gelegt und nur in wenigen geändert. Was aber für Kritik und Verständniß noch alles übrig blieb, hat Brandis selbst ausgesprochen: quam longe autem haec recensio absit a critica ἀκριβείᾳ, equidem minime ignoro; neque enim satis praeparatus ad rem tam arduam accessi, neque id tempus tulit, ut singula quaeque satis accurate perpendere ac ponderare possem. Gleichwohl hat durch die Vergleichung der besten Handschriften der Text außerordentlich gewonnen, aber das Buch ist durch die Schwierigkeit des Inhaltes, wie durch die äußere entstellte Form in einem Zustande, daß sich noch viele nicht ohne Erfolg an diesem versuchen können. Es wird erfordert jeden Satz im Sinne und Geiste des Aristoteles zu prüfen und seinen Sprachgebrauch sich gehörig angeeignet zu haben; im XV. und XVI. Jahrhundert, wo Aristot. Studium besonders eifrig betrieben wurde, war er auch weit mehr verstanden als heut zu Tage, und aus der Uebersetzung eines Bessarion und Sepulveda können wir noch manche Stelle richtig verstehen lernen. Am meisten aber tragen die Scholien des Alexander Aphrodisiensis dazu bey, die Brandis zuerst bekannt gemacht hat, zu den ersten vier Büchern vollständig, zu den übrigen (p. 734) nur theilweise Auszüge, weil sie nicht von Alexander seyen, sondern von Michael Ephesius, wie eine Pariser Handschrift aussage, oder von einem andern. Die Scholien zu den Büchern von E sind viel schwächer, das ist nicht zu läugnen und auch die Autorschaft, welche der Pariser Codex bezeichnet, ist nicht unwahrscheinlich und kann durch manche nähere Angabe bestätigt werden, z. B. zu Θ p. 777 lesen wir im angeblichen Alexander ἐκ παραλλήλου δὲ τὸ ἐνεργείᾳ καὶ τὸ κατὰ τὸ ἔργον κεῖται, und die Scholien des Codex regius sagen: τὸ κατὰ ἐντελέχειαν καὶ κατὰ τὸ ἔργον ὁ μὲν Ἐφέσιος ἐκ παραλλήλου φησὶ δηλοῖ τὸ αὐτό. Eben so tritt eine eigene Verehrung und ein Anstaunen des Aristoteles ein, wie bey Alexander nie zu finden ist z. B. 770, b. 38, 777, b. 16, auch ist außer der schlechtern Sprache theologischer Einfluß nicht zu verkennen. Aber so sichtbar auch die Schwäche der Commentare von E an ist, so haben sich doch noch einzelne vorzügliche Bemerkungen erhalten, die sicher in ihrem Ursprunge auf Alexander zurückgehen, und Ephesius hat nur, wie es Sitte jener Zeit ist, eine schlechte Umarbeitung, oder einen Auszug aus ihm geliefert. Darüber haben wir von Hrn. B. eine besondere Ausführung zu erwarten und wir wünschen, daß seinem Vorhaben, die gesammten Scholien der Metaphysik gründlich bearbeitet herauszugeben, die nöthige Aufmunterung nicht ermangeln möge.

Es werden in diesem Schriftchen mehr als anderthalb hundert Verbesserungen zur Metaphysik mitgetheilt und man muß dem Verf. zugestehen, daß fast alle richtig, das meiste der Art ist, daß es gar nicht vernünftiger Weise angestritten werden kann; freylich ist darunter vieles, was eine sorgfältige Lectüre leicht finden kann; aber das ist gerade das eigene, daß niemand seit der Zeit eines Bessarion und Sepulveda ein sorgfältiges Studium aus der Metaphysik gemacht hat und Hrn. B. zuerst der Ruhm einer strengen Kritik gebührt. Man sieht aus allen Stellen, daß er sich in die Sache wie in die Sprache seines Autors eifrig hineingearbeitet hat; gleichwohl ist damit noch nicht alles vollendet, und zwey Drittheile Aenderungen werden noch wenigstens erfordert, um durchgreifend die Kritik dieses Werkes auszuüben. Wie aber die Metaphysik, so geben fast alle Schriften des Arist. noch reichliche Gelegenheit jenen, welche Fähigkeit und innerer Trieb zum Studium des Philosophen führt, sich mit ähnlichem Erfolge wie Hr. B. an ihnen zu versuchen.

Welche Umwandlungen schon bey den Alten die ihnen überlieferte Metaphysik erlitten hat, davon sind wenige Angaben vorhanden, aber deutlich redet die große Abweichung der Handschriften, daß sie von mannigfaltigen Versuchen durch Aenderungen, Auslassungen u. s. w. erklärt zu werden nicht frey war; so heißt es bey Alex. p. 552, b. 30 aus Aspasios Commentare, den alten Text haben an jener Stelle Εὔδωρος und Εὐάρμοστος geändert, und die Correction ist sicher richtig. Θ, 6. p. 1048, b,

17 — 35 haben manche gestrichen und selbst die vortreffliche Handschrift E hat den ganzen Artikel nicht; man hat den Zusammenhang der allerdings verdorbenen Stelle nicht begriffen und darauf hin alles ausgelassen; Arist. aber spricht dort von dem Unterschiede, den er zwischen κίνησις und ἐνέργεια macht, und hierin liegt die vorzügliche Differenz zwischen ihm und Plato in Beziehung auf die ψυχή. Am bedeutendsten aber sind durchgängig die Abweichungen des Florentinus A^{b}, so daß man aus manchen Stellen schließen möchte, in ihm sey eine andere Recension als Alexander vor Augen hatte, und zwar eine ältere enthalten, wie z. B. E in der Physik vorzüglich den Text des Alexander wiedergiebt, was man aus dem Commentar des Simplicius lernen kann. Jedenfalls aber steht die Sache heut zu Tage so, daß ein fleißiger Leser der Metaphysik seine Augen nicht oft genug von dem Texte auf Bekkers Varianten wenden kann, und ohne stete Rücksicht auf diese keine Aenderungen wagen darf. Es handelt sich hier um das sorgfältige Verstehen der Metaphysik, die Entwicklung der Gedanken in nothwendiger Folge, nicht in unserm Sinne des Denkens und Anschauens der Dinge, sondern wie die Alten und besonders Aristoteles sie aufgefaßt haben. Alexander giebt die beßte Erklärung und wir müssen bey ihm uns besonders Rath erholen und gewöhnlich nicht umsonst, Herr Bonitz hat auf dieses die geziemende Rücksicht genommen und aus ihm eine große Anzahl seiner Verbesserungen bestätigt.

Im ersten Kapitel p. 8 — 39 behandelt der Verf. Stellen, die durch die gehörige Distinction ihre Erklärung erhalten; bey keinem Autor hat man darauf mehr zu achten, als bey Aristoteles, indem er lange Sätze giebt, scheint er das erst gesagte zu vergessen, und man weiß oft nicht, wo der Nachsatz beginnt, und was das hauptsächliche ist, war der nur nebenbey gegebene. Nähere Bekanntschaft mit dem Autor giebt aber auch hier immer den sichern Aufschluß, und man wird erwarten, daß Hr. B. überall das richtige getroffen hat. An der ersten Stelle B, 6. S. 9 ist ihm die Tauchnitzer Ausgabe zuvorgekommen, und auch sonst kann man einiges finden, wo beyde übereinstimmen, wie S. 60. 78. 118.

Kapitel 2 zeigt an einer großen Reihe von Beyspielen S. 40 — 67, wie durch eine ganz unbedeutende Veränderung Gedanke und Sprache des Autors hergestellt werden kann; dieser Abschnitt ist für die Kritik besonders lehrreich und enthält nicht minder schöne Emendationen als Hrn. Sauppe's bekannte epistola ad Herm.

(Schluß folgt.)

Versuch einer Kritik der Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung ꝛc.

(Schluß.)

Unter mathematischer Hoffnung versteht man das Produkt der Wahrscheinlichkeit in den zu hoffenden Gewinn.

Im allgemeinen ist bey Spielern der Vortheil auf der Seite Desjenigen, der die größere mathematische Hoffnung für sich hat, und das Spiel ist vollkommen unsicher und nach unseren Ausdrücken dem Zufall überlassen, bey gleicher mathematischer Hoffnung der Spielenden.

Nun führt dieser Begriff auf eigenthümliche, dem gewöhnlichen Leben entgegengesetzte Resultate.

So z. B. ergiebt sich, daß es, wenn nur die mathematische Hoffnung berücksichtigt wird, gleichgültig sey, ob man eine Waare auf ein einziges Schiff ladet oder auf mehrere vertheilt, wenn die Gefahr des Verlustes für alle Schiffe dieselbe ist. Hier sagt unser Verfasser: Die in den Bedingungen des Geschäftes begründeten Wahrscheinlichkeiten des Durchschnittes lassen sich durch keine Formel ausdrücken.

Ferner ist unter obiger Voraussetzung ganz gleichgültig, ob man eine große Summe gegen eine kleine wagt, mit großer Wahrscheinlichkeit des Gewinnes, oder eine kleine Summe gegen eine große mit kleiner Wahrscheinlichkeit des Gewinnes. Hier, sagt unser Verfasser, hat die mathematische Hoffnung keine Bedeutung.

Indeß sieht man leicht ein, daß der Grund hievon in dem relativen Werth liege, den eine Summe für den Besitzer hat. Die Berücksichtigung

dieses Werthes hat Bernoulli auf die moralische Hoffnung geführt. Unser Verfasser indeß behauptet, daß die Nichtbeachtung der durchschnittlichen Bedeutung der mathematischen Hoffnung auf die Rechnung für die moralische Hoffnung geführt habe.

Unter moralischer Hoffnung verstehen nicht alle Schriftsteller dasselbe, Laplace z. B. nennt die Differenz zwischen dem Vermögen nach einem Gewinn oder Verluste und dem vorher schon vorhandenen Vermögen die moralische Hoffnung, während Andere dagegen das Verhältniß des Vortheils eines Gewinnes zum gegenwärtigen Vermögen, für den Fall, daß ersterer unendlich klein ist, das Maß der moralischen Hoffnung nennen.

In Bezug auf die moralische Hoffnung, deren Resultate allerdings auffallend mit der Erfahrung übereinstimmen, über deren Anwendung dessenungeachtet auch Poisson zweifelhaft urtheilt, irrt unser Verfasser, wenn er glaubt, daß sie von den Vertheidigern als auf specielle Fälle anwendbar gehalten wurde; bey den Franzosen liegt durchaus das Gesetz den großen Zahlen zu Grunde, und wir sind im Zweifel, ob der Verfasser bey Bearbeitung des vorliegenden Werkes stets dieses Gesetz im Auge behalten, und nicht manchmal Resultate erzielen wollte, die für jeden einzelnen Fall Gültigkeit haben sollten. So z. B. scheint er uns mit Unrecht die Lehre von den kleinsten Quadratursummen in die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung aufgenommen zu haben; indeß sey ferne von uns, hierin einen Tadel begründen zu wollen.

Was das vorliegende Werk selbst anbelangt, so glauben wir, daß es in einem der Wissenschaft entsprechenden Zeitpunkte erschienen ist.

Allmählig hat man angefangen, diesem Zweige der Mathematik mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, vorzüglich der vielen und nützlichen Anwendungen wegen; und es ist daher der rechte Zeitpunkt, über die Principien dieser Rechnung ins Reine zu kommen, was nur möglich wird, wenn sie von allen Seiten betrachtet werden. In dieser Beziehung bildet das Werk des Herrn Fries einen wesentlichen Theil für das Studium der Wahrscheinlichkeitsrechnung, und es ist zu wünschen, daß noch mehrere ähnliche Versuche gemacht werden.

Aber auch die Ausführung des Ganzen ist dem Standpunkte der Wissenschaft angemessen.

Hr. Professor Fries macht den Leser vollkommen bekannt mit der Enwicklung der Grundlehren der Wahrscheinlichkeitsrechnung nach der französischen Schule, stellt daneben seine Einwendungen in Bezug auf die zu Grunde liegenden Principien vom philosophischen Standpunkte aus, und hält sich dabey an Kant und Leibnitz; ferner entwickelt er eine vollkommene Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnung nach seinen Principien, und wendet diese Theorie nach seiner Weise auf die wichtigern Probleme des Lebens an, so daß man selbst das Studium der Wahrscheinlichkeitsrechnung nach dessen Werk beginnen kann. Das Buch ist nicht bloß, was der bescheidene Titel sagt, sondern es gilt zugleich für ein Lehrbuch der Wahrscheinlichkeitsrechnung bey dem kleinen Umfange von 16 Bogen. Papier und Druck sind entsprechend, und die Correctur ist mit der größten Sorgfalt besorgt.

Wir glauben nicht, daß irgend etwas von dem, was wir gesagt haben, auch nur den geringsten Tadel gegen die Sache, noch weniger aber gegen den nun hingeschiedenen Verfasser enthalte; wir haben uns nur auf den Standpunkt der französischen Schule gestellt, und von dem aus die Sache betrachtet. Wir empfehlen allen Mathematikern, die sich mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung beschäftigen, neben den französischen Schriften auch das Friesische Werk, und wünschen diesen nun einmal begonnenen Streit bald und zum Besten dieser Wissenschaft und ihrer vielseitigen höchst nützlichen Anwendungen gelöst.

Dr. Recht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Observationes criticae in Aristotelis libros Metaphysicos etc.

(Schluß.)

Obschon es bey diesen aristotelischen Untersuchungen in der Natur der Sache gelegen ist, daß gar oft eine verschiedene Ansicht sich geltend machen wird, so sind der Stellen doch sehr wenige, wo wir ihm nicht beystimmen. So möchte ich nicht mit dem Verf. S. 60 Becker tadeln, daß er α. 1. ἡ περὶ τῆς ἀληθείας θεωρία τῇ μὲν χαλεπή, τῇ δὲ ῥᾳδιά, σημεῖον δὲ τὸ μήτ' ἀξίως μηδέν᾽ οἷόν τ' εἶναι τυχεῖν αὐτῆς, μήτε πάντας ἀποτυγχάνειν ἀλλ' ἕκαστον λέγειν τι περὶ τῆς φύσεως, Brandis evidente Emendation πάντως nicht aufgenommen. Die von B. angeführten Stellen des Alexander scheinen freylich anzudeuten, daß er πάντως gelesen, aber man muß sich bey ihm in Acht nehmen, von solchen Expositionen sogleich auf den Text zu schließen, und hier sieht man aus p. 590, 18. 25. daß auch er πάντας gelesen, was sich vertheidigen laßt. B, 1 S. 51 πότερον αἱ ἀρχαὶ καὶ τὰ στοιχεῖα τὰ γένη ἐστίν, weil der Gedanke ist, ob die γένη ἀρχαι und στοιχεῖα sind, wie B, 3 richtig steht πότερον δεῖ τὰ γένη στοιχεῖα καὶ ἀρχὰς ὑπολαμβάνειν, das Subject mit, das Pradicat ohne Artikel, so glaubt Hr. B. hier und B, 3 ἐκ μὲν οὖν τούτων τῶν λόγων οὐκ ἂν εἶησαν αἱ ἀρχαὶ τὰ γένη die Artikel beym Pradicate streichen zu müssen. Vergleicht man jedoch die Stellen näher, so sind sie nicht gleich, die Verschiedenheit liegt in der Stellung der Worte des Satzes. Tritt das Prädicat dem Subjecte voraus, so kann der Artikel ersterem beygegeben werden, falls nicht anderes im Wege steht. Auf die Stellung der Worte ist besonders zu achten, man sagt z. B. θάνατος ἡ ζημία, aber ζημία θάνατος, τίμημα θάνατος, woraus die Angaben Märkers zu Dinarchus p. 125 zu berichtigen.

Das dritte Kapitel S. 67 — 83 giebt eine Vergleichung dessen, was wiederholt bey Aristoteles vorkommt, um dadurch sichere Basis zur Herstellung des verdorbenen zu gewinnen. Dieses ist das fruchtbarste Feld, das zu bebauen ist, und giebt zugleich den sichersten Beweis wie viel corrumpirt ist und wie es herzustellen ist. Ich hätte gewünscht, daß Hr. B. hier noch etwas weiter gegangen wäre. Das ganze Buch K ist eine Wiederholung theils von der Metaphysik, theils von der Physik; daß das aus letzterer genommene nicht von Aristoteles übertragen seyn könne, kann jeder leicht erkennen, aber auch der Anfang bey Kap. 9. ist sicher nicht von Aristoteles und nur Kap. 1. könnte von ihm herrühren, an welchem ich wenigstens von Seite der Sprache nichts auszusetzen finde. Dagegen Kap. 2. alle Spuren der Unächtheit in sich trägt, es knüpft sich mit ὅτι an das vorhergehende, wo dieselbe Aporie schon angegeben ist, und hat das ganz unaristotelische γε μήν bis zum Eckel wiederholt. Alles folgende nämlich ist nur ein Auszug von B Γ E, nicht unbrauchbar, es sind die Hauptpunkte oft sehr gut und in manchem deutlicher und klarer als von Aristoteles selbst hervorgehoben, in Kap. 7 — 8. ist das ganze Buch E nur in anderer Form wiederholt. Hier würde eine Zusammenstellung für die Kritik nicht unersprießlich gewesen seyn, z. B. cap.

2. ἐπεὶ οὖν ἐστὶν ἐν τοῖς οὖσι τὰ μὲν ἀεὶ ὡσαύτως ἔχοντα καὶ ἐξ ἀνάγκης . . τὰ δ' ἐξ ἀνάγκης μὲν οὐκ ἔστιν οὐδ' ἀεί, ὡς δ' ἐπιτοπολύ, αὕτη ἀρχὴ καὶ αὕτη αἰτία ἐστὶ τοῦ εἶναι τὸ συμβεβηκός, (so hat Brandis und Becker gegeben, die früheren haben ἀεὶ οὔθ' ὡς, beydes falsch, denn nicht das ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ ist das συμβεβηκός), daher ich die sichtbare Lücke so ergänzte οὐδ' ἀεὶ ὡς δ' ἐπὶ τὸ πολύ, τὰ δ' οὐδ' ὡς ἐπὶ τὸ πολύ, denn dieses ist der Inhalt des συμβεβηκός. Unser Auszug liest nur folgendes τὸ δ' ὡς ἐπὶ τὸ πολύ, τὸ δ' οὔθ' ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ οὔτ' ἀεὶ καὶ ἐξ ἀνάγκης ἀλλ' ὅπως ἔτυχεν. Gleichwohl ist dieser Auszug von ziemlich später Hand, wozu ich manche Anzeichen zu finden glaube; ich kann mich z. B. nicht überzeugen, daß Aristoteles E, 1 p. 1026, 20 ὥστε τρεῖς ἂν εἶεν φιλοσοφίαι θεωρητικαὶ μαθηματικὴ φυσικὴ θεολογική. οὐ γὰρ ἄδηλον ὅτι εἴ που τὸ θεῖον ὑπάρχει, ἐν τῇ τοιαύτῃ φύσει ὑπάρχει, καὶ τὴν τιμιωτάτην δεῖ περὶ τὸ τιμιώτατον γένος εἶναι, geschrieben habe, und nicht was die grammatische Structur des Satzes schon rathsam macht φιλοσοφία, es müßte, da φύσις als uneigentlicher Ausdruck nicht zu brauchen ist, wenigstens οὐσία heißen; der aber, welcher den Auszug dieses Buches verfertigte, hatte schon φύσει gefunden.

Die Lehre des αἴτιον Δ, 2 ist aus der Physik herübergetragen und Hr. B. dürfte nicht den mindesten Zweifel hegen, daß nicht A. hier diese Lehre gegeben, sondern spätere die Ergänzung geliefert haben. Asclepius sagt p. 689 τὰ ῥητὰ ταῦτα μετενήνεκται ἐκ τῆς φυσικῆς ἀκροάσεως· ἔλεγον γὰρ ὅτι τινὰ παραπώλοντο καὶ μὴ δυνηθέντες μιμήσασθαι ἐκ τῶν αὐτοῦ ἐφήρμοσαν. Dieses ist falsch, man kann aus Aristoteles selbst beweisen, daß er die Untersuchung des αἴτιον nicht gegeben, auch nicht was er mit Recht hätte thun können, auf seine Physik sich berufen habe; er sagt nämlich cap. 1. bey der Auseinandersetzung der ἀρχὴ p. 1013, 16 ἰσαχῶς δὲ καὶ τὰ αἴτια λέγεται· πάντα γὰρ τὰ αἴτια ἀρχαί· wer so spricht, giebt deutlich zu erkennen, daß er davon nicht reden will und alles von der ἀρχὴ gesagte auf das αἴτιον seine Anwendung haben soll.

Mit cap. 8. p. 1065, 26 endet der Auszug aus *B Γ E* der Metaphysik und es folgen bis zu Ende des Buches mehr oder minder genaue Excerpte der Physik. Der Lehre von der τύχη aus II, 6 ist einiges neues beygegeben, ἀγαθὴ τύχη, δυστυχία, εὐτυχία, Begriffe, welche die eudemische Ethik anführt. Durch eine sorgfältige Vergleichung hat Hr. B. eine Reihe der entschiedensten Verbesserungen gegeben, an welche die Herausgeber nicht dachten, und selbst die Alten fühlten den Werth nicht, den solche Wiederholungen für die Kritik und Exegese geben, wovon wir anderswo ein Beyspiel aus diesem Buche und der Physik vorgebracht haben. Hrn. B. gebührt das Verdienst, hier zuerst was noch von dieser Seite im Aristoteles zu leisten ist, hervorgehoben zu haben; selbst von den behandelten Stellen der Metaphysik bleibt noch manche Nachlese, oft mit Zustimmung der Handschriften, wie p. 1065, 21 ἀληθὲς statt ἀληθῶς. Welchen Einfluß solche Untersuchungen auf die Betrachtung ganzer Werke haben, und wie jeder, der nicht strenge Kenntniß der Sprache und Sache zugleich mitbringt, abirren wird, ist leicht begreiflich und zeigen namentlich die Schriften, welche in unsern Tagen über die Metaphysik und deren Zusammenhang bekannt worden sind.

Kapitel 4. p. 84 — 109 lehrt an einer Reihe von Stellen, welchen Vortheil zum Verständniß und zur Berichtigung der Metaphysik die von Brandis herausgegebenen Scholien gewähren; Hr. B. ist jedoch nicht in die Zahl jener zu rechnen, die den Aussagen solcher Interpreten unbedingtes Vertrauen schenken und giebt im letzten Kapitel p. 109 — 31 Beweise genug, wie selbst Alexander falsche Erklärungen vorbringt, großentheils weil auch er schon nicht mehr reinen Text besaß und weniger die Stelle eines sorgfältigen Forschers und Kritikers als vielmehr eines Interpreten einnimmt, der die Worte seines Autors, wie er eben kann, zu erklären sucht und eher das unmögliche für glaublich hält, als an eine Corruptele denkt. Es ist beachtungswerth, wie wir hiebey mit sicherem Erfolg weiter als die alten Exegeten, Alexander an der Spitze, gehen können, ohne uns deswegen über sie erheben zu dürfen, die in so vielen Dingen unendlich hoch über uns stehen. Der Verf. erwähnt zuletzt p. 129, daß selbst ganze Sätze ihre Stelle verrückt und dadurch Verwirrung

verursacht haben, und giebt als Beyspiel *Z*, 4. p. 1029 b. 1 quod a nemine adhuc notatum miror; ich gestehe, daß auch ich es nicht bemerkt habe, bin aber von der Argumentation des Hrn. B. vollkommen überzeugt, daß der Satz ἐπεὶ δὲ ἐν ἀρχῇ . . . αὐτοῦ an dieser Stelle unhaltbar sey und weiter unten v. 12 vor den Worten καὶ πρῶτον εἴπωμεν ἕνια περὶ αὐτοῦ λογικῶν seinen Platz einzunehmen habe.

Wie viel demnach die aristotelische Metaphysik durch dieses kleine Büchlein gewonnen hat, mag jeder aus dem gesagten beurtheilen und wird es um so mehr erkennen, wenn er die ungenügenden oder ganz falschen Erklärungen anderer daneben hält, z. B. Biese I, 430 mit Bonitz p. 120; wir nehmen keinen Anstand, diese Arbeit als das vorzüglichste anzuerkennen, was bis jetzt auf diesem Gebiete für Aristoteles geleistet worden ist und die Behauptung aufzustellen, daß in diesem Sinne und Geiste alle Schriften der Philosophen durchforscht werden müssen.

Hr. B. hat das Fragment der Metaphysik, das man dem Theophrastus zuschreibt und das gewöhnlich mit Aristoteles verbunden ist, nicht berührt; er würde auch hier gewiß vieles verbessert haben, wie denn in diesem kurzen Auszuge Fehler genug zu finden sind, z. B. p. 319, 18 Brand καὶ τίς ἡ φύσις ἑκάστου καὶ ἡ πρὸς ἄλληλα ξύσις καὶ ἡ τοῦ σύμπαντος οὐρανοῦ, καὶ ὑποβαίνοντι δὴ πρὸς τὰ ἄλλα καθ' ἕκαστον τῶν εἰδῶν, ἡμερῶν ἄχρι ζώων καὶ φυτῶν. wo der Gedanke schon lehrt, daß jenes ἡμερῶν falsch, aber auch nichts anders ist als εἰδῶν ἢ μερῶν. Dagegen hat der Verfasser ein Additamentum p. 132 — 42 gegeben: loci commentariorum ad Metaphysica Graecorum emendati. Daß hier vieles nachzuholen bleibt, ist um so natürlicher, als eine Vergleichung der Handschriften fehlt, welche durchgreifend nachhelfen kann; doch wird die nöthige Beachtung des Inhalts und Gedankens meistens das richtige errathen lassen; z. B. p. 774, 19 δείξας ἐν τῷ τέλει τοῦ πρώτου βιβλίου ὅτι ἡ συλλαβὴ ἤτοι αὐτὸ τὸ τῆς συλλαβῆς εἶδος ἕτερόν ἐστι τῶν στοιχείων, nicht am Schlusse des ersten Buches, sondern des vorausgehenden *Z*, 17 ist dieses dargethan, also nicht πρώτου, sondern πρὸ τούτου. Solche Aenderungen macht der aufmerksame Leser von selbst, und Hr. B. hat eine große Anzahl ähnlicher zusammengetragen; wir wünschten nur, daß er wie zur Herausgabe der Scholien, so zu einem erklärenden Commentare der Metaphysik selbst sich entschließen möchte.

Beytrag zur Erklärung einiger Stellen in der ersten philippischen Rede des Cicero, und: Beytrag zur Erklärung einiger Stellen in der zweyten philippischen Rede des Cicero, I. Abtheilung.

Programme des k. b. Gymnasiums zu Aschaffenburg für 1840/41 und 1842/43 von Dr. Joseph Mittermayer, Rector und Professor des Gymnasiums. 24 u. 28 S. 4.

Die ursprüngliche Bestimmung der Gymnasialprogramme ist gewiß keine andere, als den Lehrern der Gymnasien, welchen ihr mühevoller Beruf nur selten Zeit zu umfassenden literarischen Arbeiten übrig läßt, Gelegenheit zu geben, einzelne Ergebnisse ihrer Lehrerthätigkeit, die ihnen, sey es in Bezug auf die Methode des Unterrichtes oder auf die Gegenstände desselben, werth scheinen, in weiterem Kreise bekannt zu werden, oder auch solche, über welche sie das Urtheil ihrer Amtsgenossen zu vernehmen wünschen, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Leider kommen unter den jetzt erscheinenden Schulschriften dieser eigentlichen Bestimmung derselben nur wenige nach; ist es aber der Fall, so bleibt in der Regel jede an die Oeffentlichkeit gerichtete Frage ohne Antwort, da in den wenigsten literarischen Zeitschriften diesen kleinen, aber doch oft höchst werthvollen Erzeugnissen der Literatur die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt wird. Um so mehr fühlt sich gewiß jeder Schulmann, namentlich unsres Vaterlandes, der hochverehrlichen Redaction zu Dank verpflichtet, daß sie nicht unter der Würde der gelehrten Anzeigen hält, ihre Spalten auch solchen Besprechungen zu öffnen, und der Unterzeichnete erfüllt den

ihm ertheilten Auftrag, die beyden oben genannten Programme anzuzeigen, mit um so freudigerer Bereitwilligkeit, da sie als unmittelbare Erzeugnisse der amtlichen Thätigkeit eines als Lehrer, wie als Vorstand der ihm untergebenen Studienanstalt, gleich hochgeachteten und verdienten Mannes zu betrachten sind; und er ist überzeugt, daß man es ihm nicht als Anmaßung auslegen wird, wenn er seine Ansicht, wo sie von der hier dargelegten abweicht, offen ausspricht.

Ueber die Entstehung dieser beyden Programme erklärt sich Hr. Rector Mittermayer am Anfange des ersteren selbst dahin, daß er zuerst vorgehabt habe, einige Stellen dreyer Reden des Cicero, der ersten und zweyten philippischen und der für den Milo, und der Briefe des Horaz, welche er damals seinen Schülern erklärt hatte, auszuwählen, bey denen er entweder ganz oder zum Theile von der bisherigen Erklärung abweichen zu müssen glaubte, und die Gründe dieser Abweichung, so weit es der beschränkte Umfang eines Schulprogrammes gestattete, denjenigen seiner Collegen, die sich mit denselben Erklärungsgegenständen zu befassen hätten, zur geeigneten Prüfung vorzulegen, daß aber schon die Behandlung der aus der ersten philippischen Rede zu diesem Behufe citirten Stellen den gestatteten Raum erforderte, und er also die Behandlung der übrigen auf eine andere Zeit aufsparen mußte. Dieser Plan wurde in diesem Jahre in Betreff der zweyten philippischen Rede wieder aufgenommen, aber nicht in gleicher Weise durchgeführt, wie schon ein flüchtiger Blick auf beyde Programme zeigt, da in dem ersten Stellen aus der ganzen Rede, in dem zweyten nur aus einem, dem ersten, Capitel behandelt sind, so daß zu befürchten steht, es möchte der eben bezeichnete Kreis auf diese Weise nicht zum Abschlusse kommen.

Die Hauptursache dieser Erweiterung des ursprünglichen Planes liegt wohl darin, daß Herr Mittermayer bey der zweyten philippischen Rede in rhetorischer Hinsicht weit mehr zu erinnern fand, und daß er dadurch sich veranlaßt sah, sich überhaupt nicht auf das zu beschränken, was ihm von den bisherigen Erklärern oder Uebersetzern nicht richtig schien, sondern alles das hinzuzufügen, was von andern entweder absichtlich oder zufällig übergangen war. In rhetorischer Hinsicht gab nämlich bey der ersten Rede nur die Frage zu einer Untersuchung Anlaß, welchem genus orationis dieselbe angehöre, bey der zweyten ist aber nach Erörterung dieser Frage, welcher eine ausführliche Auseinandersetzung der Veranlassung zu dieser Rede vorhergeht, auch die Disposition derselben, so wie der darin herrschende Styl einer genauen Untersuchung unterworfen, so daß für die Bemerkungen, bey welchen hier auch mehr auf Wortstellung und den Rhythmus der Rede Rücksicht genommen ist, nur etwa die Hälfte des Ganzen übrig bleibt. Indessen hat Ref. bey diesen längern Untersuchungen keinen besondern Anstand gefunden, während er sich mit der Beantwortung der in dem ersten Programme aufgeworfenen Frage nicht einverstanden erklären kann. Es wird nämlich dort die Ansicht des Manutius, daß die erste philippische Rede dem genus orationis demonstrativum angehöre, bestritten und zu erweisen gesucht, daß sie zum genus deliberativum gehöre. Allein der S. 2 ausgesprochenen Behauptung: „Demnach war die Hauptabsicht des Redners in der ersten philippischen Rede nicht, den Antonius vor dem Senate anzuklagen, sondern überhaupt über den gegenwärtigen traurigen Zustand des Staates zu klagen, und sowohl dadurch, als auch durch einige Vorschläge, die er zur Rettung des Staates macht, die Consuln und den Senat aufzufordern, daß sie diesem traurigen Zustande abzuhelfen suchen, wiewohl er sich nicht viel von dem guten Erfolge seiner wohlgemeynten Klagen, Warnungen und Rathschläge verspricht," läßt sich entgegnen, daß Cicero allerdings dem Scheine nach die objectiven Verhältnisse des Staates zur Hauptsache macht, daß es aber nur deßwegen geschieht, weil er es noch nicht für der Klugheit gemäß erachtete, den Antonius persönlich anzugreifen, und daß, wenn man auch jene Behauptung geradezu zugeben wollte, die Rede sich darum doch nicht als eine Berathung, sondern nur als eine Darlegung der bestehenden Verhältnisse betrachten ließe.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Beytrag zur Erklärung einiger Stellen in der ersten und zweyten philippischen Rede des Cicero ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dieses läßt sich schon aus der Veranlassung zu dieser Rede, und den Umständen, unter denen sie gehalten wurde, abnehmen. Antonius hatte den Cicero angegriffen, und dieser antwortet ihm in dieser Rede darauf, und zwar nicht in jener Senatssitzung, in welcher über die von Cäsar hinterlassenen Bestimmungen berathen wurde (denn in dieser war Cicero aus Gründen der Klugheit nicht erschienen); sondern am folgenden Tage, wo ihn nicht ein vorliegender Berathungsgegenstand, sondern sein persönliches Verhältniß zu Antonius zum Reden bewog. Die ganze Rede ist also doch, wie wir uns etwa ausdrücken würden, nichts anders, als eine Demonstration gegen Antonius.

Die Bemerkungen zu der ersten philippischen Rede beziehen sich theils auf die Erklärung, theils auf die Kritik. In Bezug auf die ersteren hat Ref. bey allen denen, in welchen Hr. M. selbstständig seine Ansicht über den Sinn im Allgemeinen, über den Zusammenhang im Einzelnen, über die Bedeutung der vorkommenden Wörter, so wie über die von dem Redner gewählte Wortstellung ausspricht, nichts von Bedeutung zu erinnern gefunden, dagegen viele Belehrung aus denselben geschöpft; bey denen aber, welche sich an die Erklärungen Anderer, dieselben bekämpfend, anlehnen, möchte Manches nicht so auf unbedingte Zustimmung Anspruch machen können. So sind gegen die Osiander'sche Uebersetzung zwar manche gegründete Einwendungen vorgebracht, wie gleich §. 1., wo die Uebersetzung des Wortes statuebam durch „ich entschloß mich" beanstandet wird; doch ist nicht überall das Geeignete an die Stelle des Getadelten gesetzt, wie eben hier, wo die vorgeschlagene Uebersetzung: „ich stellte die Ansicht bey mir fest" den Begriff der Dauer, der im Imperfectum liegt, durchaus nicht wiedergiebt, weßhalb lieber: „ich behauptete die Ansicht" zu übersetzen seyn möchte. So ist auch §. 15. Osianders Uebersetzung: „was er im Staate ausrichten könnte" in den Worten: qui non quid efficere posset in re publica, cogitavit, sed quid facere ipse deberet mit Recht mißbilligt. Wenn aber die Worte in re publica bedeuten sollen: „In Ansehung des Gemeinwohls, der allgemeinen Wohlfahrt im Gegensatze von Privatwohl und von eigennützigen Absichten, die er so eben an den übrigen Consularen gerügt hatte," so ist gewiß etwas hineingetragen, was in den Worten nicht liegt. Hr. M. sagt im Folgenden, nachdem er andere in dem Satze liegende Gegensätze besprochen hat: „Ipse bezieht sich auf einen nicht mit Worten ausgedrückten Gegensatz, der aber in Gedanken leicht zu efficere ergänzt werden kann. Piso bedachte nämlich nicht, was er in Verbindung und Uebereinstimmung mit Andern für das Vaterland zu Stande bringen könnte, sondern was seine Pflicht an sich von ihm als Consularen, in Ansehung der allgemeinen Wohlfahrt fordere." Eben dieser Gegensatz zu ipse liegt aber nach unserer Ansicht in den Worten in republica, wenn man diese erklärt: „in den öffentlichen Angelegenheiten," bey denen

es nicht auf ihn allein bey der Entscheidung ankam, und welche also allerdings seiner Thätigkeit, als eines Einzelnen, entgegengesetzt werden können. Wenn ferner §. 11. die Osiander'sche Uebersetzung der Worte nonnullo eius officio: „wegen mancher Dienstleistungen desselben," getadelt wird, so wird sich kaum zur Vertheidigung derselben anführen lassen, daß Herzog nonnullo in den ganz ähnlichen Worten Cäsars de bello Gall. VII. 37. esse nonnullo se Caesaris beneficio affectum auch mit „eine und die andere" erklärt. Wenn aber nonnullo bedeuten soll, daß die Dienstleistung in Ansehung ihres Werthes sehr gering angeschlagen wird, als eine die nur wenig mehr als gar keine Dienstleistung ist, so möchten wir es vielmehr so erklären, daß nonnullo officio eine Dienstleistung bezeichne, die man nicht abläugnen wolle und könne. Wenn aber Osianders Uebersetzung der Worte Quae, malum! est ista voluntaria servitus? Fuerit quaedam necessaria, deßwegen getadelt wird, weil er in est und fuerit keinen Gegensatz der Zeit anerkennt, so glauben wir auf seine Seite treten zu müssen, da nach dem Folgenden Alia causa est eorum, quorum silentio ignosco die Worte Fuerit quaedam necessaria nichts anders zu bedeuten scheinen, als: „Mag immerhin auf einer gewissen Seite eine nothgedrungene (Sklaverey) Statt finden." Wenn ja in fuerit hier, und §. 13. Fuerit ille Brutus, eine Beziehung auf die Vergangenheit liegt, so ist diese Vergangenheit, die Zeit, in welcher die Abstimmung über die Vorschläge des Antonius und die Rede des Piso statt fand, nicht, wie Hr. M. annimmt, die Zeit der Dictatur des Cäsar.

Auch Orelli gegenüber möchte das Recht nicht immer auf Seiten des Hrn. M. seyn. So gleich §. 2., wo er Orelli's Erklärung der Worte ad hunc ordinem res optimas deferebat, bestreitet, welche lautet: „Patet aliquando latius quam referebat; senatui optima quaeque proponebat pollicebaturque etiam extra relationem consularem proprie dictam," und vielmehr einen Gegensatz zu dem Vorhergehenden: Ad deliberationes eas, quas habebat domi, de republica principes civitatis adhibebat, in folgender Weise annehmen möchte: „Manches entschied Antonius zu Hause, und zog zu diesen Berathungen in seinem Hause die angesehensten Männer des Staates bey; Manches entschied er aber nicht zu Hause, sondern brachte es an den Senat und stellte die Entscheidung darüber dem Senate anheim," so daß also in deferre die Bedeutung läge: „sich einer Sache freywillig entäußern und einem andern zur freyen Disposition übergeben." Daß dieses Verbum an andern Stellen diese Bedeutung habe, soll nicht abgeläugnet werden, allein betrachtet man die Wortstellung dem von Hrn. M. angeführten Satze gegenüber, so möchte sich hier diese prägnante Bedeutung nicht rechtfertigen lassen. Als Bekanntes wird vorausgesetzt, daß er Verhandlungen zu Hause pflog (Ad deliberationes, quas habebat domi de republica), und Anderes dem Senate vorlegte (ad hunc ordinem). Es fragt sich aber, wie diese Verhandlungen beschaffen waren, ob sie wirklich, wie Cicero vorher sagt, seiner egregia voluntas entsprechen. Daher heißt es von den Verhandlungen in dem Hause des Antonius: principes civitatis adhibebat, d. h. die Gegenwart dieser Männer bürgt uns dafür, daß sie unschuldiger Art waren; von den Senatsverhandlungen dagegen, die den gegenwärtigen Senatoren bekannt waren: res optimas deferebat; der Ton liegt also offenbar auf den Worten res optimas, auf welche Hr. M. bey seiner Erklärung gar keine Rücksicht genommen hat, und deferre ad senatum heißt ganz einfach, „etwas vor den Senat bringen," und zwar nicht in eigentlich amtlicher Form, was referebat seyn würde. Belege zu dieser Bedeutung des Wortes deferre finden sich in jedem Lexicon.

Auf einer ähnlichen Vermischung verschiedener Bedeutungen eines Wortes beruht die zu §. 13. Ernesti u. A. gegenüber aufgestellte Behauptung, daß mit dem Worte supplicationes Dankfeste, aber nicht eine göttliche Verehrung des Cäsar bezeichnet werde. Eben so soll ei publice supplicetur, weiter unten, nichts weiter bedeuten, als: „daß einem solchen, zu Ehre eines solchen, öffentlich ein „Dankfest gefeyert werde; aber nicht: daß einem solchen göttliche Verehrung erwiesen werde." Das Letztere kann durchaus nicht zugegeben werden; es müßte

denn Hr. M. uns unbekannte Beweisstellen dafür haben. Für die Bedeutung der göttlichen Verehrung spricht aber ganz deutlich ein Fragment des Sallust bey Macrobius (Saturn. II. 9.) tum venienti (Metello) ture quasi deo supplicabatur. Der Ausdruck ut decernerentur supplicationes mortuo ist an sich allerdings zweydeutig, denn Cicero braucht ihn anderswo sowohl von den Männern, denen Dankfeste zuerkannt wurden, so p. Sull. 30. §. 85. Cui uni togato supplicationem senatus decreverit, als von den Göttern, denen man für eine glücklich vollführte That seinen Dank darbrachte; so in Catil. III, 6. §. 15. Atque etiam supplicatio diis immortalibus pro singulari eorum merito meo nomine decreta est. Daß aber nur dem letzteren Verhältnisse der Ausdruck quoniam ad omnia pulvinaria supplicatio decreta est entspricht, ist eine ausgemachte Sache, für die sich, wenn ein Beweis verlangt werden sollte, das 10. Capitel der dritten Rede gegen Catilina anführen läßt, wo darauf folgt: Nam multi saepe honores diis immortalibus insti habiti sunt ac debiti, sed profecto iustiores nunquam. Ein pulvinar, und somit göttliche Verehrung, wird aber dem Cäsar Phil. II. 43. §. 110. zugeschrieben, wo es heißt: Et tu in Caesaris memoria diligens? tu illum amas mortuum? Quem is honorem maiorem consecutus erat, quam ut haberet pulvinar, simulacrum, fastigium, flaminem? Est ergo flamen, ut Jovi, ut Marti, ut Quirino, sic divo Julio M. Antonius. Demnach kann auch in unserer Stelle nicht bestritten werden, daß von der Erweisung göttlicher Ehren gegen Cäsar die Rede ist.

Bey den kritischen Bemerkungen geht Hr. M. von dem durchaus billigenswerthen Grundsatze aus, die Lesarten der besten Handschrift, des codex Vaticanus, wo möglich festzuhalten, und derselbe ist meistens so angewendet, daß sich nichts dagegen einwenden läßt. An einigen Stellen nur ist er wohl auf Kosten der Wahrheit festgehalten, wie §. 8., wo die Lesart kalendis Sextilibus vertheidigt wird, während die Worte des Redners selbst dafür sprechen, daß die Senatssitzung, um die es sich handelt, erst am 1. September Statt fand, so daß also entweder Sept. statt Sext. zu lesen, oder anzunehmen seyn möchte, daß der Name des Monats, wie öfters bey den nächst bevorstehenden Kalenden, weggelassen war, und da vor- und nachher kalendis Sextilibus steht, unrichtig ergänzt wurde. Wenn die Rheginer, welche nach dem Kalender des Sextilis mit Cicero zusammentrafen, ihm etwas erzählten, was an den verflossenen Kalenden geschehen sollte, bey ihrer Abreise von Rom aber noch in der Zukunft lag, so konnte er nicht sagen: Addebant kalendis Sextilibus senatum frequentem fore, sondern nur frequentem futurum fuisse, wenn man nicht mit Madvig exspectasse homines oder etwas Aehnliches ergänzen will; und das Folgende non quo me ad tempus occursurum non putarem findet auch so seine einfachste Erklärung, wenn man annimmt, Cicero habe bis zu dem genannten Tage fast noch den ganzen Monat vor sich gehabt.

In dem in mehrerer Hinsicht schwierigen Satze, §. 13. adduci tamen non possem, ut quemquam mortuum coniungerem cum immortalium religione; ut, cuius sepulcrum nusquam exstet, ubi parentetur, ei publice supplicetur, sucht Hr. M. die Lesart der besten Handschrift der von allen Neuern dafür gewählten, usquam, gegenüber festzuhalten. Allein das Präsens, welches, durch ut verbunden, auf das Imperfectum folgt, bleibt noch unerklärt, und der Sinn will sich auch im Uebrigen nicht recht fügen. Es möchte daher doch wohl irgend eine Aenderung nöthig seyn; wir würden etwa vorschlagen, als Frage zu lesen: et, cuius sepulcrum nusquam exstet, ubi parentetur, ei publice supplicetur? wo et in dem Sinne des griechischen εἶτα oder κἄτα stehen würde, welchen Hr. M. richtig dafür in Anspruch genommen hat. Vergl. Demosth. adv. Leptinem §. 8. *Εἶτ' ἧς πᾶσι μέτεστι τὸ ἴσον . . ., ταύτης τοὺς εὖ ποιήσαντας, ὃ προσῆκεν αὐτοῖς, τοῦτ' ἀφελώμεθα.* Auch das vielfach beanstandete: Quis est enim hodie, cuius intersit istam legem manere? (§. 21.) ist nicht mit hinreichenden Gründen vertheidigt. Einmal läßt sich nämlich aus dem Gebrauch des Plurals des Pronomens iste in Re-

beweisen, wie §. 20. Non quaero, inquit, istos, und Non quaero, inquit, ista, nicht, wie Hr. M. will, für den Singular der Gebrauch in dem Sinne des griechischen ὁ τοιοῦτος erweisen, so daß istam legem allgemein zu fassen wäre: „ein solches Gesetz;“ und damit wäre doch der Anstand noch nicht gehoben, daß es sich hier nicht um das Fortbestehen gegebener Gesetze handle, was manere bedeutet. In mehrern Handschriften steht venire. Betrachtet man dieß als Glosse, so könnte man vermuthen, Cicero habe geschrieben: istam legem emanare, wozu man sich ex actis Caesaris in publicum oder etwas Aehnliches ergänzen müßte, in dem Sinne, wie §. 23. quas post mortem Caesaris prolatas esse et fixas videtis, so daß der Gegensatz custodire oder premere wäre, wie ep. ad Att. XV. 13. Oratorem tibi misi. Eius custodiendae et proferendae arbitrium tuum.

Doch wir wollen uns nicht in das Conjecturiren verlieren, und zwar um so weniger, da wir Herrn M. den Vorwurf machen zu müssen glauben, daß während er einerseits an der Lesart der von ihm mit Recht zur Richtschnur aufgestellten Handschrift mitunter allzu fest hängt, er andrerseits sich manchmal der Conjecturalkritik etwas allzu bereitwillig in die Arme wirft, wie wenn er §. 5. impios für impuros empfiehlt, und nach einer fast eine Seite einnehmenden Bemerkung endlich erklärt, daß Cicero doch sonst auch impurus und nefarius verbinde. Soll man eine andere Bemerkung hierher rechnen, zu §. 15. Quos quidem doleo in suspicionem populo Romano venire non modo metus sed alium alia de causa deesse dignitati suae, wo Hr. M. freylich nur sagt: „Allerdings möchte man wünschen, daß an unserer Stelle statt alium, welches alle Codd. haben, etiam gelesen werden dürfte,“ so ist dagegen zu erinnern, daß Cicero hier gar nicht, wie Hr. M. annimmt, vom Kleineren zum Größeren aufsteigt, sondern daß metus, die Furcht, als der triftigste Grund betrachtet wird, den man sich noch am ersten gefallen lassen könnte, während durch alium alia de causa andere geringfügigere Gründe bezeichnet werden, so daß nur in Bezug auf die Schändlichkeit der Handlungsweise, nicht aber bey den Worten, zu welchen non modo — sed gehört, eine Steigerung Statt findet. An einer andern Stelle, §. 34. Illa erat vita, illa secunda fortuna libertate esse parem ceteris, principem civitatis hat sich Hr. M. durch Orelli's Bemerkung: „Accipiendum, ac si esset: Illa ei erat; nisi sic scripsit Cicero,“ verleiten lassen, illi statt illa schreiben zu wollen. Allein vita und secunda fortuna ist wohl nicht, wie es Orelli faßt, als Subject zu betrachten, sondern als Prädicat in dem prägnanten Sinne. „Jenes (nämlich das Leben deines Großvaters, der allerdings, wie Hr. M. richtig bemerkt, im Vorhergehenden mit ille bezeichnet wird) war ein (wahres) Leben, jenes eine (wahrhaft) glückliche Lage,“ so daß das Folgende nur als Exegese zu illa zu betrachten ist. An einer andern Stelle, am Schlusse des folgenden Paragraphen, wo die beste Handschrift hat: sine quo nec beatus, nec clarus nec unctus quisquam esse omni potestate, ist allerdings von der Conjecturalkritik allein Heil zu erwarten, allein die beyden von Hrn. M. gemachten Vorschläge: nec unquam tutus quisquam esse omni potest potestate, oder nec diuturnus zu lesen, möchten wohl nicht zum Ziele führen, wenn schon nicht zu läugnen ist, daß der letztere durch die angeführte Parallelstelle, aus der zweyten philippischen Rede §. 113.: dum istis consiliis uteris, non potes, mihi crede, esse diuturnus allerdings so empfohlen wird, daß sich nur dagegen einwenden läßt, daß er sich etwas allzuweit von dem, was die Handschrift bietet, entfernt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Description of the Skeleton of an extinct gigantic Sloth, Mylodon robustus Owen, with observations on the osteology, natural affinities and probable habits of the Megatherioid Quadrupeds in general. By R. Owen. Published by Direction of the Council. London 1842. 176 S. 4. Mit 24 lith. Tafeln.

Wiederum eine höchst wichtige Arbeit des berühmten englischen Zootomen R. Owen, welche uns nicht bloß mit einem der merkwürdigsten Geschöpfe der urweltlichen Fauna in ausführlicher Darstellung bekannt macht, sondern auch durch sorgfältige Vergleichung desselben mit den verwandten Formen aus der Vor- und Jetztzeit einer ganzen Gruppe von Thieren ihren richtigen Platz im Systeme feststellt.

Das Skelet, welches den Gegenstand dieses Werkes ausmacht, wurde im Jahre 1841 von Pedro de Angelis entdeckt, in einer Entfernung von sieben Seemeilen von der Stadt Buenos-Ayres, in den Flußablagerungen, welche die weite, von dem mächtigen La Plataströme und seinen Zuflüssen durchschnittene Ebene bilden. Das Thier mußte daselbst bald nach seinem Tode im unversehrten Stande begraben worden seyn, denn die Theile seines Knochengerüstes wurden wenig verstört und zugleich so vollzählig gefunden, daß nur sehr wenige Knochen abgehen und zwar lediglich solche, welche auch der fleißigste Sammler leicht übersehen konnte. Das Kollegium der Wundärzte in London kaufte dieses kostbare Skelet für seine Sammlungen an, und bewilligte mit gleicher Freygebigkeit die Kosten zur Publikation der vorliegenden Beschreibung.

Das Knochengerüste dieses Thieres, dem Owen den Namen Mylodon robustus giebt, überrascht den Beschauer durch seine gigantischen Dimensionen und überaus massiven Formen. Ein Rumpf, kürzer als der des Flußpferdes, endigt mit einem Becken, das dem des Elephanten an Breite gleichkommt, an Höhe es übertrifft. Dieses geräumige Becken ruht auf zwey massiven, aber kurzen Hinterbeinen, mit Füssen so lang als die Schenkel und unter einem rechten Winkel den Schienbeinen, wie bey den Sohlengängern, angefügt, jedoch mit schwacher Einwärtswendung der Sohlen. Ein Schwanz, der den hintern Gliedmassen an Länge gleichkommt und verhältnißmäßig eben so robust ist, hilft mehr zur Stütze des Beckens, als daß er von ihm herabhienge.

Der lange und geräumige Brustkasten ist von 16 Paar Rippen umgeben, welche an Breite meist denen des Elephanten gleichkommen, und alle ächten Rippen sind durch massive und vollständig verknöcherte Knorpel an das starke Brustbein geheftet.

Die Schulterblätter, durch ihre ungewöhnliche Breite und durch den Knochenbogen, welcher Acromion und Hakenfortsatz mit einander verbindet, ausgezeichnet, sind an den großen Handgriff des Brustbeins durch vollständige und starke Schlüsselbeine befestigt.

Der Oberarmknochen, kurz und dick gleich dem Oberschenkel, hat seine Muskular-Fortsätze, Leisten und Knorren noch stärker entwickelt. Der Vorder-

arm ist länger als der ihm entsprechende Abschnitt an den Hinterbeinen, seine beyden Knochen sind geschieden und merkwürdig wegen ihrer großen Breite und winkeligen Form; der Mechanismus zu freyer Rotation und Supination ist vollständig. Der Vorderfuß ist fünfzehig und stark, aber die Verhältnisse des Ellenbogenbeins und der Speiche sind so ungewöhnlich massiv, daß er, obschon breit und dick, doch verhältnißmäßig klein erscheint; und obschon mehrere Finger mit großen Krallengliedern versehen sind, ist er doch, bey der Verkürzung der andern Phalangen und der Mittelhandknochen, kurz im Verhältniß zur Breite.

Der Hinterfuß ist vierzehig; die beyden innern Zehen verlängert und mit ungleichen, aber großen Krallen versehen. Sowohl der Vorder- als Hinterfuß sind merkwürdig wegen der Kürze, Breite und dem Mangel einer Krallenbewaffnung der beyden äußern Zehen, welche, wenn der Mylodon auf dem Boden stand oder gieng, das darüberliegende Gewicht hauptsächlich tragen mußten.

Ein Schädel kleiner als der des Ochsen, aber lang, schmal und mit einer abgestutzten Schnautze geendigt, wird von einem kurzen Halse getragen, der 7 freybewegliche Wirbel aufzuweisen hat.

Einige numerische Angaben mögen zur genauern Einsicht in die kolossalen Dimensionsverhältnisse des Mylodon hier eine Stelle finden. Die Länge des ganzen Knochengerüstes beträgt 11′, wovon der Schwanz 3′ wegnimmt; der Schädel mißt 1 1/2′, die größte Dimension des Schulterblattes beträgt noch etwas mehr. Der Oberarmknochen ist 1′ 3 1/2″ lang und hat an seinem obern Kopf einen Umfang von mehr als 1 Fuß. Der Umfang des Beckens beträgt 9′ 0″; die Entfernung des Vorderrandes der Schambeinverbindung vom äußersten Punkte des Hüftbeins 2′ 1″.

Für solche gigantische Verhältnisse und Combinationen sieht man sich unter den Skeleten der jetzt lebenden Thiere vergebens nach einem Aequivalent um; dagegen wird man auf das ausgestorbene Megatherium hingewiesen. Mit diesem, so wie mit den übrigen ausgestorbenen und noch lebenden Zahnlückern stellt nun der Verf. eine eben so umständliche als genaue Vergleichung an, wovon einige hauptsächliche Punkte hier kurz zur Sprache gebracht werden sollen.

Der Schädel von Mylodon kann seiner Form und Zusammensetzung nach unter den noch jetzt lebenden Zahnlückern nur mit dem des Faulthieres in Vergleich gebracht werden, dessen Typus er in den wesentlichsten Stücken einhält. Zunächst beurkundet diese Uebereinstimmung das Jochbein, das mit einem obern Fortsatz über den Jochfortsatz des Schläfenbeins hinweggreift, während es einen untern absendet, der weit am Unterkiefer hinab sich senkt. Das Hinterhaupt zeigt dieselbe Ausbreitung wie bey den Faulthieren; der Zwischenkiefer ist ebenfalls klein und ohne aufsteigenden Ast. Der Unterkiefer ist von einer ähnlichen Form; eben so haben die Zahnfächer in beyden Gattungen dieselbe Anzahl, Tiefe und Stellung. Als hauptsächliche Differenzen zwischen beyden sind hervorzuheben, daß bey Mylodon der Schädel mehr in die Länge gestreckt, auf der Oberseite flacher und das Jochbein an den Jochfortsatz des Schläfenbeins geheftet ist. In diesen Stücken kommt der Schädel des Mylodon mehr mit dem des Megatherium überein, doch weist der Verf. ebenfalls generische Differenzen zwischen beyden nach.

Die Zähne von Mylodon kommen in Anzahl und Struktur mit denen der Faulthiere, wie des Megatheriums überein, und unterscheiden sich also erheblich von denen der Gürtelthiere.

Die Rumpfwirbel des Mylodon sind von denen der letztern wesentlich darin verschieden, daß ihnen und den Lendenwirbeln die der Gattung Dasypus ganz eigenthümlichen Fortsätze der vordern Gelenkfortsätze abgehen, welche zur Unterstützung des Knochenpanzers bey den Gürtelthieren bestimmt sind. Indem den Rücken- und Lendenwirbeln von Mylodon und Megatherium solche eigenthümliche Fortsätze fehlen, läßt sich mit Recht hieraus folgern, daß beyden Gattungen eine äußere Panzerbedeckung nicht zugekommen ist. Das Brustbein von Mylodon weist zunächst auf die Ameisenfresser hin.

Das Becken kommt unter den lebenden Thieren am nächsten mit dem der Faulthiere überein, und die Punkte, in welchen es von diesen abweicht, bringen es dagegen in die innigste Verwandtschaft mit dem Megatherium. Dieß ist auch der Fall

mit den gewaltig ſtarken Schwanzwirbeln, hinſichtlich welcher der Mylodon nur mit letztgenannter Gattung in Vergleichung zu bringen iſt.

Das Schulterblatt, welches bey den Faulthieren durch die Knochenbrücke, die ſich vom Acromion zum Hakenfortſatz hinüber ſpannt, ſo höchſt charakteriſtiſch iſt, zeigt bey Mylodon wie bey Megatherium ganz das nämliche Verhalten. Dasſelbe gilt auch für das Schlüſſelbein.

In der Kürze und außerordentlichen Stärke der Gliedmaſſen weicht der Mylodon weſentlich von den Faulthieren ab. Der maſſive Oberarmknochen erinnert zunächſt an den der Ameiſenfreſſer und Schuppenthiere. Dasſelbe gilt für den Vorderfuß, jedoch iſt hiebey bemerklich zu machen, daß die Verſchmelzung des Kahnbeins mit dem großen vielwinkligen Beine, welche unter den lebenden Säugthieren allein bey den Faulthieren vorkommt, unter den ausgeſtorbenen Thieren ebenfalls bey Mylodon und Megatherium allein gefunden wird. Auch das Oberſchenkelbein, ſo verſchieden es durch ſeine Kürze von dem der Faulthiere iſt, weiſt doch andererſeits auf dieſe hin, indem ihm ebenfalls die Markhöhle abgeht. An den Hinterfüßen ſind die Phalangen und Mittelfußknochen in ähnlicher Weiſe verkürzt wie an den vordern.

Aus der Betrachtung des ganzen Knochengerüſtes, ſo wie des Zahnbaues folgert Owen, daß Mylodon, Megalonyx und Megatherium gleich den Faulthieren hinſichtlich ihrer Nahrung auf das Laub der Bäume angewieſen waren, wobey ihnen die gewaltigen vordern Gliedmaſſen behülflich waren, die Stämme durch Graben zu entwürzeln und umzuſtürzen.

Am Schluſſe giebt noch der Verf. eine Ueberſicht der Familien, Gattungen und Arten, welche die Abtheilung der laubfreſſenden Zahnlücker ausmachen, denen er als Character beylegt: „Zähne ſpärlich, aus dem Pfropfe (dentinum vasculosum Owen), der harten Zahnſubſtanz und dem Cement zuſammen geſetzt, wobey der Pfropf die Achſe ausmacht. Jochbein mit abſteigendem Fortſatz; Acromion mit dem Hakenfortſatz verwachſen.

I. Familie. Tardigrada.
(Scansoria s. Bradypoda).

Gliedmaſſen lang, ſchlank: die vordern mehr oder minder länger als die hintern; Hände 2- oder 3zehig, Hinterfüße 3zehig; Zehen umhüllt mit Sichelkrallen. — Jochbogen offen; Schwanz ſehr kurz.

1. Gattung. Bradypus.
2. Gattung. Choloepus.

II. Familie. Gravigrada.
(Eradicatoria, Megatheriidae).

Gliedmaſſen kurz, ſehr robuſt, gleich oder faſt gleich; Vorderfüße 5- oder 4zehig; Hinterfüße 4- oder 3zehig; 1 — 2 äußere Zehen unbewehrt, zum Stützen und Gehen tauglich, die übrigen mit Krallen. — Jochbogen geſchloſſen; Schlüſſelbeine vollſtändig; Schwanz mäßig, dick, ſtützend.

1. Gattung. Megalonyx. Zähne $\frac{5.\ 5?}{4.\ 4}$, faſt elliptiſch, in der Mitte der Krone ausgehöhlt, mit vorſpringenden Rändern; Vorderbeine länger; Schien- und Wadenbeine getrennt; Ferſenbein lang, zuſammengedrückt, hoch; Krallen groß, zuſammengedrückt.

a) M. Jeffersonii Cuv. (Syn. M. laqueatus Harl.)

(Schluß folgt.)

Beytrag zur Erklärung einiger Stellen in der erſten und zweyten philippiſchen Rede des Cicero ꝛc.

(Schluß.)

Die in dem zweyten Programme enthaltenen Bemerkungen zu dem erſten Capitel der zweyten philippiſchen Rede eignen ſich, ſo ferne das rhetoriſche Element darin, wie ſchon bemerkt wurde, vorherrſcht, weniger zur Beſprechung im Einzelnen. Uebrigens enthalten ſie, namentlich von dem Standpunkte der Schule aus betrachtet, auch für die Erklärung des Sinnes, wie der Sprache, recht vieles Schätzbare. Außer der Oſiander'ſchen Ueberſetzung wird auch die Wernsdorf'ſche hier an verſchiedenen Stellen einer Beurtheilung unterworfen. Da ſich dieſes Capitel auch unter den trefflichen Ueberſe-

tzungsproben findet, welche Herr Professor Döderlein in seinen kürzlich erschienenen Reden und Aufsätzen gegeben hat, wird auch jene Uebersetzung Satz für Satz an dem Schlusse der einzelnen Bemerkungen angeführt. Nur in einem einzigen Falle (S. 17), wo gewünscht wird, daß ein in dem Originale liegender Gegensatz mehr hervorgehoben wäre, ist ein Tadel gegen dieselbe ausgesprochen, während sie sich auch sonst öfter den andern anschließt, wo sich Hr. M. über diese mißbilligend äußert; so gleich §. 1., wo in den Worten: Atque hoc in aliis minus mirabar, hoc als Ablativus causalis mit dem Comparativ minus, verbunden, nicht als Objectsaccusativ von mirabar gefaßt werden soll, Döderlein aber auch, und zwar nach unsrem Urtheile mit vollem Rechte übersetzt: „Bey andern fand ich jene Erscheinung eher begreiflich.“ Dasselbe ist §. 2. bey der Erklärung von facillime der Fall, wo man sich übrigens eher der Ansicht des Hrn. M. anschließen kann, der es nicht mit dem deutschen Superlativ, sondern mit dem accentuirten Positiv oder mit dem Positiv mit einer Verstärkungspartikel übersetzt wissen will. Auch §. 1., wo optarem sich nicht auf die gegenwärtige, sondern auf die vergangene Zeit beziehen soll, stimmt die Döderlein'sche Uebersetzung, in welcher es heißt: „mehr als ich wünschen könnte,“ und zwar wohl mit Recht, nicht mit dem Ausgesprochenen überein. Eben so spricht diese Uebersetzung auch nicht für die Auslassung des est nach profecto (§. 2.), wo Hr. M. zwar die Vaticanische Handschrift für sich hat, aber, wenn man auch dieser folgt, doch nicht wohl Illud als Objectsaccusativ zu dem entfernten putem bezogen werden kann. Dasselbe gilt von der Bemerkung, daß im Folgenden non nicht mit posse, sondern mit nisi zusammen zu beziehen sey. Der Redner dachte sich dieses non wohl weder mit dem einen noch mit dem andern der genannten Worte in unmittelbarer Verbindung, sondern nur mit existimavit, wie ja auch ein Grieche in diesem Falle sagen würde: οὐκ ἠξίωσε.

In kritischer Hinsicht ist auch hier der Grundsatz aufgestellt, die Lesart der Vaticanischen Handschrift so lange als möglich festzuhalten. Eine Uebertreibung in der Anwendung desselben ist uns hier nirgends aufgefallen; im Gegentheil finden sich aber auch hier einige Vermuthungen ausgesprochen, wo man sich bey der Lesart der Handschrift beruhigen kann. So §. 2., wo für Hoc quidem est beneficium vorgeschlagen wird esset, was aber nur die Lebhaftigkeit der Rede vermindert. Dieses entspricht unsrem „das wäre mir eben recht,“ d. h. der einfach verstandesmäßigen Auffassung der Verhältnisse, dagegen est unserm „das ist mir eben recht,“ wo die Sache so hingestellt wird, wie wenn der Gegner wirklich von diesem Beweggrunde ausgienge, und der Redner sich ihm gleichsam schlagfertig gegenüber stellt. Im Folgenden wünscht Hr. M. einen Gegensatz zu mihi in den Worten: Quid enim plenius, quid uberius quam mihi et pro me et contra Antonium dicere, und will daher cuiquam, wenn es nicht vor uberius ausgefallen wäre, in Gedanken supplirt wissen. Allein durch einen doppelten Gegensatz von cuiquam und mihi und von quid und dicere würde der Gedanke so etwas schwerfällig werden; leichter würde der Gegensatz zu mihi erzielt, wenn man beyde Male cui für quid schriebe. Doch da bey Quintilian diese Stelle ohne bedeutende Variante vorkommt, so ist an eine Aenderung der Art nicht zu denken, und sie scheint auch, so auffallend auf den ersten Anblick die Stellung des mihi nach quam ist, eben so unnöthig zu seyn, als eine Umstellung dieser beyden Worte, welche noch dazu dem Gedanken seine Kraft benähme. Es liegt nämlich in mihi bey dieser Stellung nach unsrer Ansicht zwar dieselbe Beschränkung, als wenn es vor quam stände, aber mit weit größerem Nachdruck ausgesprochen, wie wenn wir sagten: „Was giebt es für einen reicheren, fruchtbareren Stoff, als — für mich! — zu meinen Gunsten und gegen Antonius zu sprechen?“

Wir wollen hierbey stehen bleiben, um unsere Anzeige nicht über die gebührenden Gränzen auszudehnen, und wir sprechen nur noch den Wunsch aus, daß Herr Rector Mittermayer seine vielfach belehrenden und anregenden Erklärungen auf anderem Wege weiter mittheilen möge, da die engen Schranken der Gymnasialprogramme für die Ausführung des hier Begonnenen offenbar nicht ausreichen.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Natural History of New-York. By Authority. Vol. I. Introduction. P. I. p. 1 — 188. Zoology of New-York or the New-York Fauna; by James E. De Kay. Part. I. Mammalia. p. 1 — 146. New-York. 1842. 4. Mit 33 lith. Tafeln.

Während man bis in den Anfang dieses Jahrhunderts herein gewohnt war, die naturgeschichtlichen Verhältnisse Nordamerikas nur aus europäischen Berichten kennen zu lernen, haben sich seitdem die Nordamerikaner selbst daran gemacht, die Naturverhältnisse ihrer Staaten in wissenschaftlicher Weise zu erforschen. Eine Frucht dieses regen Strebens ist das vorliegende Werk, welches der Darstellung der Naturgeschichte des Staates New-York bestimmt ist und unter dessen Autorität erscheint. Der Ankündigung gemäß, wird das ganze Werk aus 5 Abtheilungen bestehen: 1) Zoologie, bearbeitet von James E. De Kay, 2) Botanik von John Torrey, 3) Mineralogie von Lewis C. Beck, 4. und 5) Geognosie und Palaeontologie von William W. Mather, Ebenezer Emmons, Lardner, Vaunrem und James Hall.

Der erste Band dieses Unternehmens, der einzige, der bisher erschienen ist, enthält zuerst eine weitläufige, von Seward, dem Gouverneur des Staates von New-York bearbeitete Einleitung, welche zwar über die Grenzen einer Naturgeschichte weit hinausgreift, aber doch mit Interesse gelesen werden wird, da sie eine umständliche Schilderung der wissenschaftlichen und industriösen Anstalten dieses Staates enthält.

Auf die Einleitung folgt die erste Abtheilung der Zoologie, die Säugthiere des Staates von New-York behandelnd. New-York, einer der 26 Staaten der nordamerikanischen Conföderation, liegt ganz innerhalb der gemäßigten Zone. Seine Gestalt kann der eines unregelmäßigen Dreyecks verglichen werden, dessen Spitze den atlantischen Ocean berührt und dessen Basis an den Erie- und Ontario-See und dessen Ausleitung in den Lorenzstrom stößt. Er liegt zwischen $40\frac{1}{2}$ und 45^{0} nördl. Breite und hat einen Flächenraum von mehr als 46,000 engl. Quadratmeilen, so daß er an Ausdehnung fast England gleichkommt. Obwohl unter denselben Breitegraden liegend, welche den größern Theil von Italien, das südliche Frankreich und die nördlichsten Theile von Spanien umfassen, so ist doch seine mittlere Jahrestemperatur nicht mit der der genannten Gegenden, sondern eher mit solchen, die um 15 — 20 Grade weiter nordwärts liegen, in Vergleich zu bringen. Nach zehnjährigen Beobachtungen zu New-York ist die mittlere Dauer des Winters 165 Tage oder ungefähr 5 Monate, während in den innern oder nördlichen Distrikten viele Gegenden kaum einen Monat ohne Frost sind. Dieß muß natürlich einen großen Einfluß auf die Zahl und Verbreitung der Thiere äußern, denn während es im Sommer eine Hitze wie in Spanien und Italien hat, kommt die Strenge des Winters der der nördlichen Theile Europas gleich. Mit Thieren, die denen der nördlichen Theile dieses Kontinentes entsprechen, finden sich daher zu gleicher

Zeit andere, die hauptsächlich den südlicheren Gegenden angehören.

Auch die Abwechslung in der Oberfläche des Bodens bedingt eine größere Mannigfaltigkeit der Thiere, und in dieser Beziehung bietet der Staat von New-York eine ziemliche Verschiedenheit dar. Sein nördlicher Theil ist voll Berge, die mitunter zu mehr als 5000 Fuß Höhe ansteigen und mit Nadelhölzern bewachsen sind. In diesem Districte finden sich viele Pelzthiere, als z. B. der Zobel, der Pekan und Biber; bis hieher streifen das Elenn, die Wolverene und andere Arten, die nun nur in hohen Breitegraden gefunden werden; auch viele arktische Vögel finden hier die Südgrenze ihrer Wanderungen. Gegen die großen Seen wird die Temperatur milder und das reich bewaldete Land gewährt einer Menge von Thieren einen angemessenen Aufenthalt. Die südlichste Lage hat Long Island, eine lang gestreckte schmale Insel von sandiger Beschaffenheit und mit ausgedehnten Ebenen. Ihre insulare Lage und frühzeitige Kultivirung haben die Ausrottung großer Thiere, wie der Bären, Wölfe und Ottern zur Folge gehabt; Hirsche sind jedoch noch zahlreich vorhanden. Diese Insel ist mehr merkwürdig wegen der Menge und Mannigfaltigkeit ihrer Vögel, als wegen der Anzahl der Säugthiere. Hier finden wir die äußersten Südgrenzen der Wanderungen der arktischen Arten, und zugleich die nördlichste Grenze für die Züge der tropischen Vögel.

Was die vorliegende Bearbeitung der Säugthiere des Staates New-York anbetrifft, so müssen wir dieselbe für eine sehr gelungene erklären. Die Beschreibungen sind nach der Natur entworfen und mit Genauigkeit ausgeführt, zugleich ist die nordamerikanische Literatur über dieses Fach vollständig benützt. Weniger ist dieß bezüglich der europäischen zu rühmen; auch hätte bey den Arten, die Nord-Amerika mit Europa gemein hat oder deren specifische Identität strittig ist, durchgängig die Vergleichung mit europäischen Exemplaren vorgenommen werden sollen, was nicht immer geschehen ist. Am Schlusse jeder Gattung sind noch diejenigen Arten genannt und durch kurze Diagnosen erläutert, welche außerhalb der Grenzen des Staates in Nordamerika einheimisch sind.

Folgende Arten von Säugthieren sind es, welche De Kay als Bewohner des Staates von New-York aufführt; die mit K am Ende bezeichneten sind von ihm als neue Arten aufgestellt.

a) Beutelthiere.

I. Didelphys.
1. D. virginiana.

b) Handflügler.

II. Vespertilio.
1. V. noveboracensis.
2. V. pruinosus.
3. V. subulatus.
4. V. noctivagus.
5. V. carolinensis.

c) Insektenfresser.

III. Condylura.
1. C. cristata.

IV. Scalops.
1. Sc. aquaticus.

V. Sorex.
1. S. De Kayi.
2. S. brevicaudus.
3. S. parvus.
4. S. Forsteri.
5. S. carolinensis.

VI. Otisorex K.
1. O. platyrrhinus K.

d) Fleischfresser.

VII. Ursus.
1. U. americanus.

VIII. Procyon.
1. P. lotor.

IX. Gulo.
1. G. luscus.

X. Mephitis.
1. M. americana.

XI. Mustela.
1. M. canadensis.
2. M. Martes (M. huro).
3. M. pusilla.
4. M. fusca.

XII. Putorius.
1. P. noveboracensis.
2. P. Vison.

XIII. Lutra.
1. L. canadensis.

XIV. Canis.
1. C. familiaris.

XV. Lupus.
1. L. occidentalis.

XVI. Vulpes.
1. V. fulvus.
2. V. virginianus.

XVII. Felis.
1. F. concolor.

XVIII. Lyncus.
1. L. borealis.
2. L. rufus.

e) Robben.

XIX. Phoca.
1. Ph. concolor K.

XX. Stemmatopus.
1. St. cristatus.

f) Nager.

XXI. Sciurus.
1. Sc. leucotis.
2 Sc. vulpinus.
3. Sc. niger.
4. Sc. hudsonicus.
5. Sc. striatus.

XXII. Pteromys.
1. Pt. volucella.

XXIII. Arctomys.
1. A. monax.

XXIV. Meriones,
1. M. americanus.

XXV. Cator.
1. C. fiber.

XXVI. Fiber.
1. F. zibethicus.

XXVII. Hystrix.
1. H. hudsonia.

XXVIII. Mus.
1. M. decumanus.
2. M. rattus.
3. M. americanus K.
4, M. musculus.
5. M. leucopus.

XXIX. Arvicola.
1. A. riparius.
2. A. rufescens K.
3. A. hirsutus.
4. A. oneida K.
5. A. albo - rufescens.
6. A. xanthognathus.

XXX. Lepus.
1. L. nanus.
2. L. americanus.

g) Wiederkäuer.

XXXI. Cervus.
1. C. virginianus.
2. C. alces.
3. C. canadensis.
4. C. tarandus?

h) Walle.

XXXII. Balaena.
1. B. mysticetus.

XXXIII. Physeter.
1. Ph. macrocephalus.

XXXIV. Rorqualus.
1. R. rostratus.
2. R. borealis.

XXXV. Delphinus.
1. D. melas.
2. D. phocaena.
3. D. orca.
4. D. delphis.

De Kay's Verzeichniß zählt demnach im Ganzen an wildlebenden Säugthierarten im Staate New-York auf:

59 Arten Landthiere.
2 „ Robben.
8 „ Walle.

Mit geringer Ausnahme sind alle hier genannten Arten auf 33 Quarttafeln in uncolorirten Abbildungen dargestellt; die meisten in Kupfer gestochen und vortrefflich ausgeführt. Auch Papier, Druck und Einband zeichnen das vorliegende Werk vortheilhaft aus.

Description of the Skeleton of an extinct gigantic Sloth, Mylodon robustus Owen, with observations on the osteology, natural affinities and probable habits of the Megatherioid Quadrupeds in general

(Schluß)

2. Gattung. Megatherium. Zähne $\frac{5.5}{4.4?}$, angrenzend, vierseitig, auf der Krone quer gefurcht. Vorderfüße 4zehig. Hinterfüße 3zehig, zwey äußere Zehen unbewehrt; Krallen groß, verschiedenartig, am mittlern Finger sehr groß und zusammengedrückt; Oberschenkelbein mit ganzem Kopfe; Schien- und Wadenbein an beyden Enden verwachsen; Sprungbein auf der Außenseite oben ausgehöhlt; Fersenbein lang, dick.

a) M. Cuvieri (Syn. Bradypus Ligamentosus Pand.).

3. Gattung. Mylodon (Oryeterotherium Harl.). Zähne $\frac{5.5}{4.4}$, getrennt; im Oberkiefer der erste fast elliptisch, von den andern maßig entfernt, der zweyte elliptisch, die übrigen dreyeckig, auf der Innenseite gefurcht; im Unterkiefer der erste elliptisch, der vorletzte viereckig, der letzte sehr groß, zweylappig. Gliedmassen gleich, Vorderfüße 3zehig, Hinterfüße 4zehig: beyde äußere Zehen unbewehrt, die andern mit großen, halbkegeligen ungleichen Krallen. Kopf des Oberschenkelbeines durch das runde Band eingedrückt. Schien- und Wadenbein getrennt; Sprungbein auf der Vorderseite oben verflacht; Fersenbein lang, dick.

a) M. Darwinii Owen.

b) M. Harlani Owen (Megalonyx laqueatus Harl., Orycterotherium missuriense Harl.).

c) M. robustus Owen.

4. Gattung. Scelidotherium Owen (Megalonyx Lund.) Zähne $\frac{5.5}{4.4}$, entweder angrenzend oder in gleichen Zwischenräumen geschieden; die obern dreyeckig, im Unterkiefer der erste dreyeckig, der zweyte und dritte etwas zusammengedrückt und auf der Außenseite gefurcht, der letzte sehr groß und zweylappig. Kopf des Oberschenkelbeins durch das runde Band eingedrückt; Schien- und Wadenbein getrennt; Sprungbein vorn mit zwey Ausböhlungen. Fersenbein lang, dick. Krallen groß, halbkonisch.

a) Sc. leptocephalum Ow.

b) Sc. Cuvieri O. (Meg. Cuvieri Lund).

c) Sc. Bucklandi O. (Meg. Bucklandi L.)

d) Sc. minutum O. (Meg. minutus L.)

5. Gattung. Coelodon Lund.

Zähne $\frac{4.4}{3.3}$.

6. Gattung. Sphenodon Lund.

Hiebey macht Owen bemerklich, daß er im Zweifel bleibe, ob der später von Lund vorgeschlagene Name Platyonyx auf die der Gattung Scelidotherium angehörigen Thiere zu beziehen sey; auch scheint es ihm wahrscheinlich, daß die Zähne, auf welche Lund seine Gattung Sphenodon begründete, nur der jugendliche Zustand von denen des Scelidotherium seyn dürften.

Noch ist zu erinnern, daß das von Owen beschriebene Skelet des Mylodon robustus auch in pathologischer Beziehung interessant ist. Es finden sich nämlich am Schädel zwey große, bereits wieder vernarbte Knochenbrüche, an denen der Chirurg Gelegenheit hat, den Gang des Heilungsprocesses aus ältester Zeit mit den Erscheinungen der Gegenwart zu vergleichen.

Auf 24 meisterhaft gearbeiteten Tafeln sind alle Verhältnisse des Knochengerüstes des Mylodon anschaulich gemacht. Wo möglich, ist immer die natürliche Größe beybehalten worden; selbst die drey Ansichten des Schädels sind in Lebensgröße gegeben. Auf einer Foliotafel ist das Knochengerüste in seiner ganzen Vollständigkeit dargestellt.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 61.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.
Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Academie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 8. Juli 1843 *)

Nachstehende Vorträge wurden gehalten:

1. Von Hrn. Professor Dr. v. Kobell:

a) Ueber den Spadait, eine neue Mineralspecies, und über den Wollastonit von Capo di bove.

Im vorigen Sommer erhielt ich durch den Monsignore Medicis Spada in Rom ein Mineral, von welchem derselbe vermuthete, daß es neu sey und mich ersuchte, eine chemische Analyse damit vorzunehmen. Ich habe dieses gethan und das Resultat bestätigt die Vermuthung. Da mir Herr Medicis Spada seit mehreren Jahren als ein eifriger Forscher in der Mineralogie bekannt ist, und diese Wissenschaft seinen Bemühungen manche interessante Kenntniß, namentlich der vulkanischen Erzeugnisse der Umgegend von Rom verdankt, so benenne ich demselben zu Ehren das neue Mineral Spadait. Es findet sich am Capo di bove bey Rom. Der Spadait bildet kleine, derbe und dichte Massen, und ist mit krystallinischem Wollastonit innig verwachsen.

Der Bruch ist unvollkommen muschlig und splittrig. Die Farbe licht röthlich, ins Fleischrothe sich ziehend. Strich weiß. Durchscheinend; wenig glänzend und schimmernd, fettartig.

Härte 2,5; milde.

Vor dem Löthrohre schmelzbar = 4 bis 4,5 zu einem emailähnlichen Glase.

Giebt im Kolben eine merkliche Quantität Wasser, welches keine alkalische Reaction zeigt, aber etwas brenzlich riecht. Durch das Glühen nimmt er eine schwach grauliche Farbe an, wie viele Talkerdesilicate.

Von concentrirter Salzsäure wird das Pulver leicht zersetzt und hinterläßt einen schleimigen Rückstand von Kieselerde.

Das Resultat der Analyse, welche mit 30 Gran angestellt wurde, war:

			Sauerstoffgehalt.	
Kieselerde	56,00	„	29,09	
Talkerde	30,67	„	11,86	12,01
Eisenoxydul	0,66	„	0,15	
Thonerde	0,66			
Wasser	11,34	„	10,03	
	99,33			

Wenn man wie in andern Talkerdesilicaten ein Talkerdehydrat im Spadait annimmt, so theilen sich die Sauerstoffmengen einfach auf folgende Weise:

*) Durch ein Versehen wurde die Sitzung der mathemat. physikalischen Classe vom August der vom Juli im Drucke vorausgestellt. Auch muß es bey ersterer statt am 19. August heißen am 12. August.

		Sauerstoff.	
Kieselerde		29,09	
Talkerde des Silicats		9,60	12,0
Talkerde des Hydrats		2,40	
Wasser		10,00	

und es ergiebt sich daraus die Formel 4 Mg Si + Mg $\dot{H}^4$, wornach berechnet in 100 Theilen enthalten sind:

Kieselerde	57,02
Talkerde	31,88
Wasser	11,10
	100,00

Der Spadait gehört demnach zu den wasserhaltigen Talksilicaten, von welchen in der neuern Zeit mehrere neue Species aufgefunden wurden. Zur Vergleichung seyen dieselben hier nach ihren Formeln zusammengestellt.

2 Mg Si^2 + Aq Pikrosmin
3 Mg Si^2 + 2 Aq Pikrophyll
4 Mg Si^2 + 3 Aq Aphrodit

---

4 Mg Si + Aq Villarsit
Mg^2 Si^3 + 4 Aq? Dermatin
Mg Si^3 + 2 Aq Meerschaum.

Mg Si + 2 Mg Aq^2 Nemalit

---

2 Mg Si^2 + Mg Aq^2 Serpentin
2 Mg Si^2 + Mg Aq^3 Hydrophit

---

3 Mg Si^2 + Mg Aq Antigorit
3 Mg Si^2 + Mg Aq^3 Chrysotil (von χρυσός Gold und τίλος Faser). So nenne ich den bisherigen schillernden Asbest von Reichenstein und andern Orten, damit er vielleicht dann eher vom Asbest, wohin er nicht gehört, getrennt wird, was meiner Analyse ungeachtet in einigen mineralogischen Werken noch nicht geschehen ist.
4 Mg Si^2 + Mg Aq^4 Schillerspath
4 Mg Si^3 + Mg Aq^4 Spadait.

Der Wollastonit, mit welchem der Spadait verwachsen vorkommt, ist schon seit langer Zeit bekannt, aber chemisch bisher noch nicht genau untersucht worden. Ich stellte daher eine Analyse damit an und erhielt nachstehendes Resultat:

		Sauerstoffgehalt	
Kieselerde	51,50	„	26,73
Kalkerde	45,45	„	12,72
Talkerde	0,55	„	0,21
Wasser	2,00	„	1,77
	99,50		

Ich konnte nur 20 Gran zur Analyse verwenden, gleichwohl zeigt dieselbe, daß das Mineral mit der bekannten Mischung des Wollastonits übereinstimmt.

Auch die Schmelzbarkeit und das Gelatiniren ist dem Verhalten des gewöhnlichen Wollastonits ganz gleich. Was die Krystallisation betrifft, so habe ich einige Krystalle mit äußern Flächen beobachtet, ähnlich denen, welche von Monticelli und Covelli im Prodromo della Mineralogia Vesuviana abgebildet worden sind. Die Flächen waren aber so rauh, daß sie kaum mit einiger Sicherheit gemessen werden konnten. Auf den ersten Anblick haben die Krystalle die Gestalt eines rhombischen Prisma's mit der Endfläche und makrodiagonalen Fläche. Der Winkel der letztern r mit den anliegenden des Prisma's beträgt ungefähr 160°, wonach die Winkel des rhombischen Prisma's 140° und 40° betragen würden. Was als gerade angesetzte Endfläche erscheint, zeigt sich bey genauerer Untersuchung als eine schief angesetzte Fläche, welche mit der Fläche r, worauf sie ruht einen Winkel von 95 $\frac{1}{2}$° bildet. Nach r und nach der Endfläche gehen vollkommne Blätterdurchgänge, die gewöhnlich am Wollastonit beobachteten, welche nicht gleicher Art sind und deren Winkel 95° 18′ von G. Rose, 95° 25′ von Mohs und 95° 20′ von Naumann angegeben werden.

Der Wollastonit soll seiner Mischung nach mit dem Augit isomorph seyn, und in Rücksicht hierauf hat man bisher die Spaltungsflächen als analog mit denen des Augits genommen und die Differenz im Winkel derjenigen gleichgehalten, welche z. B,

Kalkspath und Magnesit zeigen. Es wäre aber wohl möglich, daß mit einer veränderten Stellung der Gestalt des Wollastonits eine größere Uebereinstimmung mit dem Augit sich herausstellen ließe. Ich will wenigstens für künftige Forschungen auf Einiges hier aufmerksam machen. Daß die vollkommenen Blätterdurchgänge am Wollastonit nicht den Seitenflächen eines Hendyoeders, wie am Augit, entsprechen, dürfte aus ihrer physikalischen Ungleichartigkeit zu entnehmen seyn, wie diese auch von Mohs, Naumann und Andern angegeben wird. Da der Winkel, welchen sie mit einander bilden, nicht 90° beträgt, so können sie auch nicht dem Prisma entsprechen, welches die orthodiagonale und klinodiagonale Fläche am Augit bilden, es ist daher sehr wahrscheinlich, daß eine dieser Flächen einer Schiefendfläche angehöre. Die oben beschriebenen Krystalle lassen sich als klinorhombische Combinationen ansehen und zwar als Combinationen eines vertikalen Prisma's von 140° mit der orthodiagonalen Fläche und mit einer unter 84° 30′ zur Are geneigten Schiefendfläche.

Es findet sich nun am Augit das Prisma ∞P3 mit dem Winkel von 141° 22′ und an den Diopsiden, noch mehr am Diallage sind deutliche Blätterdurchgänge nach der orthodiagonalen Fläche zu brobachten. Das freylich nur annäherungsweise zu messende Prisma des Wollastonit könnte diesem Prisma des Augits entsprechen und der neue Blätterdurchgang bekäme dann die Deutung der orthodiagonalen Fläche. Der zweyte Blätterdurchgang würde aber einer Schiefendfläche entsprechen. Die gewöhnliche Endfläche am Augit ist zur Are unter 74° 37′ geneigt, diejenige des Wollastonit hat, mit Annahme von Rose's Messung, die Neigung von 84° 42′. Die Cotangenten dieser Winkel verhalten sich aber so nahe wie 3 : 1, daß bey den unvollkommnen Messungen diese Neigung angenommen werden könnte.

Es wäre dann der Wollaston't dadurch vom Augit verschieden, daß er einen Blätterdurchgang nach dieser Endfläche zeigt, obwohl sich auch Spuren von Blätterdurchgängen finden, welche wahrscheinlich der gewöhnlichen Endfläche des Augits entsprechen. Uebrigens kommen an diesem Wollastonit auch Zwillingsbildungen vor, wo, nach der beschriebenen Stellung, die Zusammensetzungsfläche die orthodiagonale Fläche ist, wie häufig beym Augit beobachtet wird.

---

b) Ueber neuere Galvanographieen.

Die Herren Theyer und Waidele in Wien haben die Güte gehabt, mir eine Reihe von Galvanographien zuzuschicken, welche von verschiedenen Wiener Künstlern gemalt worden sind. Die Platten sind in dem galvanoplastischen Institut der genannten Herren angefertigt worden..

Ich gebe mir die Ehre, diese Blätter der k. Academie vorzulegen und thue solches mit um so größerem Vergnügen, als sie die Verbreitung und Weiterbildung der neuen Kunst erweisen, welche schon gegenwärtig die anfangs von Sachverständigen gehegten Erwartungen weit übertroffen hat. Als ein erfreuliches Zeichen der Würdigung der Methode ist zunächst eine Tuschzeichnung von der Hand des Hrn. Erzherzogs Stephan zu erwähnen, ganz geeignet, um zu zeigen, welche Freyheit und Ungezwungenheit der Behandlung in der Galvanographie ausgeübt werden kann. Von den übrigen von Storr, Kaiser, Frank, Waltmann und Wengler galvanographirten Bildern sind besonders eine Eiche von Waltmann und eine Hündin mit ihren Jungen von Wengler als vorzüglich gelungen anzuführen. Es sind in der That getuschte Bilder mit allen Eigenthümlichkeiten, welche nur durch das Malen mit dem Pinsel gegeben werden können. Zugleich sind die Platten von bedeutender Größe und die letzteren 17″ hoch und über 13″ breit.

Im Zusammenhange hiemit erlaube ich mir zugleich die neueren hier gefertigten Galvanographieen von Schöninger und Freymann, Leopold Rottmann und Weber vorzulegen. Der Christuskopf von Schöninger, die Madonna und das Porträt einer jungen Dame von Rottmann beweisen, daß solchen Bildern die feinste Ausführung gegeben werden kann.

Es ist ein sehr wesentlicher Vorzug der Galvanographie, daß alle bekannten Methoden der Kupferstecherkunst mit ihr vereinigt werden können und ich habe bereits früher der königl. Academie Proben vorgelegt, wo die Conturen radirt und geätzt waren. Da bey Landschaften zarte Töne für größere Flächen durch die Aqua-tinta-Manier vorzüglich leicht hergestellt werden, und wegen des tiefen Korns keiner besondern Sorgfalt beym Drucken bedürfen, so habe ich auch damit Versuche machen lassen und Hr. L. Rottmann, welcher mit großem Eifer und Geschicklichkeit die Methode eingeübt hat, behandelte einige Bilder in der Art, daß sie gleichsam durch Aqua-tinta untermalt und dann auf dem Relief galvanographisch vollendet wurden.

Solche Bilder sind die vorliegenden Landschaften, eine Kirche an einem Fluße und eine Ansicht von München, welche letztere auf Bestellung der literarisch-artistischen Anstalt dahier galvanographirt worden ist.

---

c) Ueber das Anlaufen einiger Erze mit bunten Farben unter dem Einfluße des galvanischen Stroms.

Bey Untersuchung der Leitungsfähigkeit einiger Mineralien habe ich ein seltsames Anlaufen von Farben unter dem Einfluße des galvanischen Strom's am Kupferkies und Magnetkies beobachtet. Mit dem negativen Pole in Berührung nehmen sie in einer Auflösung von Kupfervitriol die Farbe des Stahls an, ehe sie sich ganz mit Kupfer belegen. Am deutlichsten kann man diese Erscheinung beobachten, wenn man den Versuch dahin abändert, daß man in eine nicht zu concentrirte Auflösung von Kupfervitriol ein Zinkblech legt und zugleich, darauf ruhend, ein Stück Kupferkies oder Magnetkies. In ein Paar Sekunden sind sie angelaufen, besonders schön der Kupferkies. Die Farbe ist ein violetter Kupferschimmer und einige Augenblicke später ist das Stück mit glänzendem Kupfer überzogen. Wird das angelaufene Stück im rechten Moment herausgenommen, abgewaschen und getrocknet, so behält es die angelaufene Farbe, verändert sie aber nach einigen Stunden in Roth, glänzendes Blau ꝛc. ganz so, wie man zuweilen natürlichen Kupferkies angelaufen findet.

Mit dem Eisenkies Fe gelingt solches nicht und man kann auf diesem Wege sogleich Eisenkies und Kupferkies von einander unterscheiden.

Ohne Einwirkung einer galvanischen Action zeigt sich im Kupfervitriol kein Anlaufen. Ob die Farbe eine Erscheinung einer dünnen Kupferschichte oder eine durch unterbrochenen Anflug hervorgebrachte Beugungserscheinung oder welches sonst ihre Ursache sey, wage ich zur Zeit nicht zu bestimmen, es ist übrigens nicht wahrscheinlich, daß sie von einer Oxydation herrühre. In Aetzammoniak und concentrirter Salzsäure verschwinden diese Farben des Kupferkieses zwar bald, in gewöhnlich verdünnter Salzsäure und Schwefelsäure aber halten sie sich lange, so daß eine wohl hundertmal größere Menge von Kupferoxyd weit früher aufgelöst wird.

In Bley-, Zinn-, Silberauflösungen entstehen diese Farben nicht, eben so wenig in verdünnter Schwefelsäure, Kalilauge u. dgl. Der Arsenikkies zeigt unter denselben Umständen keine solchen Farben, obwohl er im Uebrigen wie die anlaufenden Mineralien mit Kupfer belegt wird, auch beym Eintauchen guter Leiter habe ich, selbst bey langsamen Belegen, niemals ein Anlaufen beobachtet.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 62.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.
Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Academie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 8. July 1842.

Nachstehende Vorträge wurden gehalten:

1) Von Hrn. Prof. Dr. von Kobell:

(Schluß.)

d) Ueber den Diallage von Großarl im Salzburgischen.

Unter dem Namen Diallage hat man bisher eine große Anzahl von Mineralien begriffen, welche zwar dieselben Krystallisations- und Spaltungsverhältnisse besitzen und auch derselben allgemeinen chemischen Formel, mit einem Worte zu derselben chemischen Formation gehören, welche sich aber in den speciellen Mischungsverhältnissen und der damit zusammenhängenden Schmelzbarkeit auffallend unterscheiden. Während die einen fast unschmelzbar sind und gegen 30 pro Ct. Talkerde mit sehr wenig Kalk enthalten, sind andere ziemlich leicht schmelzbar und es verringert sich der Talkerdegehalt fast auf die Hälfte, wogegen in demselben Verhältniß der Gehalt an Kalkerde zunimmt. Es können aber zwey Mineralien, wovon das eine fast unschmelzbar, das andere dagegen nicht viel strengflüssiger ist als Almandin, nicht wohl zu einer und derselben Species gehören, und dieselben Unterscheidungen, wie sie z. B. der speciellen Mischungsverhältnisse wegen bey den Granaten gemacht wurden, müssen auch bey den Diallagen gemacht werden. Was gewöhnlich Diallage genannt wird, besteht aus wenigstens zwey Species. Da man nicht immer auf die Schmelzbarkeit der analisirten Proben Rücksicht genommen hat, so habe ich mit einem Diallage von Großarl, welcher zu den leichtflüssigen gehört, eine Analyse vorgenommen. Dieser Diallage besitzt eine lichtgraue Farbe und starken metallähnlichen Perlmutterglanz auf den vollkommnen Spaltungsflächen; er zeigt nicht die Festigkeit des Zusammenhangs, wie die Broncite z. B. von Kraubat und aus dem Bayreutischen und ist leicht zersprengbar und zerbrechlich. Das spec. Gewicht = 3,2. Er bildet mit dichtem Epidot einen eigenthümlichen Gabbro.

Die Analyse gab:

		Sauerstoffgehalt.	
Kieselerde	50,20	26,08	
Thonerde	3,80	1,77	
Kalkerde	20,26	5,69	
Talkerde	16,40	6,34	13,94
Eisenoxydul	8,40	1,91	
Spur von Manganoxydul			
	99,06 *)		

*) Der Sauerstoffgehalt der Kieselerde beträgt das

Diese Analyse stimmt mit mehreren von Köhler angegebenen überein und es ist nicht zu zweifeln, daß diese von ihm untersuchten Diallage auch eben so schmelzbar waren, wie denn auch ein Diallage aus dem Gabbro von Marmels in Graubündten dasselbe Verhalten zeigt. Mit der Zunahme der Talkerde verringert sich die Schmelzbarkeit, wie in den Bronciten von Kraubat, Ultenthal und Peterberg. Für die meisten schmelzbaren Diallage ist in der Mischung die Verbindung $\left.\begin{matrix}Ca\\Mg\end{matrix}\right\}Si^2$ vorherrschend, für die sehr strengflüssigen und fast unschmelzbaren $Mg\,Si^2$ oder $\left.\begin{matrix}Mg\\f\end{matrix}\right\}Si^2$.

Um nicht neue Namen zu geben, schlage ich vor, für die kalkreiche Species den Namen Diallage beyzubehalten, mit dem Namen Broncit aber diejenige Species zu bezeichnen, in welcher der Kalk nur in geringer Quantität vorhanden ist oder auch ganz fehlt. Beyde Species sind leicht zu unterscheiden, da die Schmelzbarkeit des so bestimmten Diallage nach meiner Skala 3,5, die des Broncit aber 6 beträgt.

Eine dritte ebenfalls leicht schmelzbare Species dürften die eisenreichen Hypersthene bilden. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn den Verhältnissen der Schmelzbarkeit, welche zur Bestimmung und Unterscheidung der Mineralien überhaupt so wichtig sind, künftig mehr Aufmerksamkeit geschenkt würde, als bisher geschehen ist.

Doppelte von dem der Basen, wenn man zu jener noch den Sauerstoffgehalt der Thonerde rechnet. Auch bey andern Diallagen zeigt sich dieses Verhältniß.

---

2. Von Herrn Conservator Dr. Steinheil über ein neues Absehen für Feuergewehre.

Die Aufgabe „der Bohrung eines Feuergewehres diejenige Richtung zu geben, bey welcher die Kugel das beabsichtigte Ziel trifft," ist im Allgemeinen dadurch gelöset worden, daß man eine Absehenslinie bildete, welche in der durch die Achse der Bohrung gelegten Verticalebene liegt, und in der Neigung von der Bohrungsaxe angulär so viel abweicht, als das Fallen der Kugel in der Zeit beträgt, die sie braucht, um das Ziel zu erreichen. Da aber das Ziel in verschiedenen Abständen gegeben seyn kann, und auch die Initialgeschwindigkeit sich nach der Ladung und dem Widerstande richtet, der dem Entweichen der Projectil geboten ist, mithin auch die Zeit ändert, in welcher die Kugel einen bestimmten Abstand zurücklegt, so muß nothwendig die Absehenslinie auch eine in Neigung zu ändernde Richtung haben. Diesen beyden Bedingungen hat man auf sehr verschiedene Weise zu entsprechen gesucht je nach der Waffengattung; doch sind es im Allgemeinen, mit Ausnahme der Wurfgeschoße, Diopter, bey welchen das Absehen gegen das Ende des Laufes, die Einsicht dagegen am Anfange desselben angebracht ist. Letztere wird so weit verengt, daß die Parallaxe zwischen Object und Absehen verschwindet. Für diesen Fall werden dann auch alle zwischen Absehen und Auge liegenden Visire unnöthig, obschon sie bey Scheibengewehren fast durchgängig noch angebracht sind. Dieses Diopter ist aber dem der ältern Winkelmeßinstrumente ganz ähnlich und leistet folglich auch dasselbe. Wir wissen aber aus Erfahrung, daß für die Meßkunst eine neue Aera eintrat, als man statt jener Diopter solche einführte, die ein genaueres Sehen gestatten, nämlich die Fernröhre. Für das freye Auge bleibt die Unsicherheit der einmaligen Einstellung circa $\frac{1}{2}$ Bogenminute. Durch Fernröhre kann sie unter $\frac{1}{10}$

einer Bogensekunde gebracht werden. In dem vorliegenden Falle der Anwendung kann natürlich nicht von solcher Genauigkeit die Rede seyn, weil der beabsichtigte Zweck zugleich durch einfache Mittel erreicht werden soll. Allein es scheint doch wesentlich, der Bohrung des Feuergewehres eine Richtung geben zu können, die weniger als $\frac{1}{2}$ Bogenminute abweicht, weil die Kugel weit genauer die Richtung einhält. So lange also im Visiren selbst Fehler begangen werden, die größer sind als die Abweichungen durch Ungleichheiten des Laufes erzeugt, opfert man unnöthiger Weise einen Theil der Genauigkeit im Treffen. Dieß wird von geringem Belange für nahe Ziele, aber um so erheblicher, je größer der Abstand ist. Hier wird also eine Verbesserung des Absehens direct zur Verbesserung des Feuergewehres, wenn sie sich mit eben denselben Mitteln erreichen läßt, die jetzt gestattet werden.

Durch letztere Bedingung ist das Fernrohr als zu complicirt — ausgeschlossen; vorausgesetzt, daß wir unter Fernrohr eine Combination von wenigstens 2 Glaslinsen verstehen, wie es Euler angiebt und nach ihm Klügel, Herschel, Littrow und überhaupt alle mir bekannten Schriftsteller über Dioptrik annehmen.

Versteht man dagegen unter Fernrohr diejenige dioptrische Vorrichtung, wodurch beliebig entfernte Objecte unter größerm Gesichtswinkel erscheinen, als mit freyem Auge betrachtet, so giebt es noch eine einfachere Art von Fernröhren als alle bisher benützten. Aber gerade deßwegen, weil dieses Fernrohr einfacher ist und daher manche nützliche Anwendung finden wird, lege ich einigen Werth darauf, zuerst auf dasselbe aufmerksam zu machen. Man könnte es das Fernrohr für Kurzsichtige nennen, weil es die Eigenthümlichkeit hat, in dem Maaße stärker zu vergrößern, als die kleinste Sehweite des Auges des Beobachters kürzer ist. Es tritt also hier der umgekehrte Fall ein gegen jetzt, wo der Kurzsichtige mit Brille oder mit Fernrohr immer den Gegenstand unter kleinerem Gesichtswinkel sieht, als das gesunde Auge bey parallelem Lichte.

Dieses Fernrohr, von dem ich spreche, besteht in einer einzigen Glaslinse von positiver Brennweite, welche letztere größer seyn muß als der kürzeste Abstand, bey welchem das Auge scharf sieht, damit das Fernrohr noch vergrößere. Jede sphärische Glaslinse von positiver Brennweite entwirft nämlich ein umgekehrtes Bild sehr entfernter Gegenstände in der auf die Axe der Linse normalen Ebene. Dieses Luftbild kann nun mit freyem Auge eben so betrachtet werden, wie ein wirklicher Gegenstand, der in dieselbe Ebene gebracht wird. Das umgekehrte Bild oder der Gegenstand erscheint aber unter einem um so größern Gesichtswinkel, je näher das Auge rückt. Wäre nun der Abstand des Auges von dem umgekehrten Bilde eines unendlich entfernten Objectes eben so groß, als der Abstand der Linse von ihrem Bilde, so müßte das Bild als Gegenstand unter demselben Winkel erscheinen, unter welchem das freye Auge den Gegenstand selbst erblickt. In dem Maaße aber, als die Brennweite der Linse größer wird, während der Abstand des Auges vom Bilde constant bleibt, wächst auch der Gesichtswinkel, unter dem das Bild erscheint. Aus dieser Proportionalität folgt daher, daß das Fernrohr aus einer Glaslinse so vielmal vergrößert, als die kürzeste Sehweite des Auges enthalten ist in der Brennweite der Glaslinse. Nehmen wir an, die kürzeste Sehweite für ein Auge sey 4 Zoll, wie es für mein Auge statt findet, und die Brennweite der Linse sey 3 Fuß, also 36 Zoll, so vergrößert dieses Linse für mein Auge im Maximo 9mal diametral. Für eine Linse von 10 Schuh Brennweite wäre die Vergrößerung schon 30mal u. s. f. Das Gesichtsfeld dieses Fernrohrs hängt, wie bey dem gallileischen Fernrohr, von der

Oeffnung der Linse ab, so lange das Auge seine Stellung nicht ändert. Aendert letztere, so kann es vergrößert werden bis zu der Gränze, welche die Deutlichkeit des Bildes bedingt. Immer aber ist das zugleich Uebersehene so groß als der Winkel, unter welchem die Linse erscheint. Der Augenort ist hier nicht wie bey den jetzigen Fernröhren in sehr enge Gränzen gestellt, sondern kann in der Richtung der Are innerhalb Gränzen, welche die Kurzsichtigkeit des Auges feststellt, senkrecht darauf innerhalb der Granzen der Deutlichkeit des Bildes variiren. Diese Eigenthümlichkeiten geben aber dem Fernrohr aus Einer Linse für manche Fälle sehr nützliche Anwendungen. Eine derselben betrifft den Gegenstand, von dem wir ausgiengen — das Absehen der Feuergewehre. Bey diesen ist überall, wo keine Einsicht angebracht ist, für Kurzsichtige Eine Glaslinse zum Deutlichsehen erforderlich; aber außer dieser Einen Linse noch das Absehen oder die sogenannte Fliege und ein Zwischenabsehen. Die Absehenslinie ist in diesem Falle erst gegeben, wenn das zu treffende Object, die Fliege, das Zwischenabsehen und endlich das Auge — also 4 Objecte in Eine gerade Linie zusammenfallen. Wenden wir statt dessen das oben besprochene Fernrohr an, indem wir die Eine Glaslinse bis gegen das Ende des Laufes hinaus verlegen und daselbst befestigen, die Fliege aber in der Brennweite dieser Linse so anbringen, daß sie dem Auge möglichst nahe steht, um noch deutlich zu erscheinen, so sieht man das umgekehrte Bild der entfernten Gegenstände und die Fliege zugleich möglichst deutlich, weil beyde in Einer Ebene liegen. Da aber hiedurch zugleich die Parallare zwischen Bild und Fliege gleich Null wird, so bleibt die Lage des Auges ganz willkührlich innerhalb einer Fläche von dem Durchmesser der Linse dividirt durch die Vergrößerung des Bildes. Giebt man daher der Fliege Correctionen durch Schrauben in Höhe und Azimut, so kann ihr diejenige Stellung angewiesen werden, bey welcher die Projectil das von der Fliege berührte Object oder dessen Bild trifft; hier ist folglich kein Zwischenabsehen mehr erforderlich und keine durch enge Gränzen bestimmte Lage des Auges. Die Absehenslinie ist folglich gegeben, wie Fliege und Object zusammentreffen. Man hat also hier nicht 4 Punkte in Eine gerade Linie, sondern nur 2 in Berührung zu bringen. Daher ist durch dieses Absehen erstens das Einstellen erleichtert, zweytens eine gleichzeitige Deutlichkeit von Fliege und Bild auch für ein fehlerhaftes Auge bewirkt; drittens eine um so erheblichere Vergrößerung des Gegenstandes gegeben, als das Auge kurzsichtiger oder die Brennweite der anzubringenden Linse größer ist, und viertens dieß erlangt ohne Zwischenabsehen, also mit weniger Hülfsmitteln, als man bisher anwenden mußte. Dieses Absehen hat auch mit dem durch Einsicht verglichen gegen dieses die Vergrößerung, die größere Helligkeit und die willkührliche Lage des Auges voraus und muß daher wohl als eine wesentliche Verbesserung betrachtet werden. Die umgekehrte Lage des Bildes und die daraus folgenden conträren Bewegungen beym Einstellen setzen beym Richten aus freyer Hand nur eine eigene Uebung voraus, die auch das astronomische Fernrohr überhaupt erfordert. Aber auch diese Unbequemlichkeit fällt hinweg für feststehende Geschoße. Eine der zweckmäßigsten Anwendungen scheint daher dieses Absehen bey Wallbüchsen zu finden, wo das Einstellen auf sehr große Entfernungen durch die erhebliche Vergrößerung erleichtert wird. Es ist mit sehr geringen Geldmitteln herzustellen, da ein einfaches gefaßtes Brillenglas den ganzen Apparat bildet.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Histoire de la Chimie depuis les tems les plus reculés jusqu' à notre epoque, comprenant une analyse détaillée des Manuscrits alchimiques de la Bibliothèque royale de Paris, un exposé des doctrines cabalistiques sur la pièrre philosophale; l'histoire de la Pharmacologie, de la Métallurgie et en général des sciences et des arts qui se rattachent à la Chimie. Par le Dr. Ferd. Hoefer. Tome premier. A Paris au bureau de la Revue scientifique. In gr. 8. 510 pag. 1842.

Der Verfasser, welcher sich im vorigen Jahre durch die Herausgabe seiner Eléments de Chimie minérale, wovon in diesen Blättern Erwähnung geschehen, bekannt gemacht, hat sich nun an die schwierige Aufgabe begeben, eine Geschichte der Chemie zu entwerfen.

Hievon liegt der erste Band vor, welchem noch zwey Bände und im Falle einer günstigen Aufnahme, auch eine Geschichte der Physik, der Naturwissenschaften und der Medicin folgen sollen. Der Verf. spricht die Meynung aus, daß bis jetzt keine Geschichte der Chemie und überhaupt kein Werk existire, welches ihm zu dem seinigen als Vorbild und Leitfaden hätte dienen können, denn die historischen Notizen, welche sich in der Encyclopédie methodique, so wie in den Werken von Borrichius de Senac, Fourcroy und Macquer zerstreut befänden, verdienten kaum erwähnt zu werden; die von Dumas in seiner Philosophie chimique mitgetheilten historischen Data seyen ebenfalls unzureichend. Selbst Deutschland besitze nur unvollkommene Skizzen über diesen Gegenstand, denn die Geschichte der Chemie von Friedr. Gmelin, (dem Vater unseres berühmten Chemikers in Heidelberg,) welche mit dem 9. Jahrhundert anfängt und mit dem 18. Jahrhundert schließt, sey nur eine trockne Aufzählung von literarischen Quellen, von Namen und Entdeckungen ohne philosophischen Zusammenhang, deren Studium dem Leser keinen Reiz darbietet; ein zu strenges Urtheil, welchem Referent nicht unbedingt beystimmen möchte.

In Folge dieser Sachlage war das Unternehmen ein gewagtes und der Verf. erkannte im Voraus alle Schwierigkeiten, welche er zu bekämpfen hatte. Eine große Zahl von gedruckten Werken und Handschriften, in mehr als sechs verschiedenen Sprachen, theils alten, theils neuen, hat er zu Rath gezogen, wozu ihm die Bibliothèque royale in Paris die beste Gelegenheit verschaffte. Die Manuscripte von Marcus Graecus (le livre des feux) so wie die Fragmente von Zosimus, von Olympiodorus, und Epitre d'Isis hat er bey dieser Arbeit ganz besonders benutzt.

Die Geschichte der Wissenschaften besteht nicht in einer trocknen Nomenclatur von Thatsachen und Eigennamen, noch weniger in einer Polemik über Prioritäts-Fragen, sie zeigt uns vielmehr den Gang der großen Ereignisse, welche der Industrie, den Künsten und dem Handel eine neue Richtung anweisen und entfaltet vor unseren Augen die verschie-

denen Phasen, welche der menschliche Geist in seiner Entwicklung nach ewigen Gesetzen durchläuft. Aus der Geschichte der Wissenschaften und Künste könnten die Geschichtsforscher, so wie die Philosophen nützliche und heilsame Lehren für ihre Werke ziehen.

Der Verf. theilt die Geschichte der Chemie in 3 große Epochen ein:

In der ersten Epoche befindet sich die Intelligenz, welche die Thatsachen beobachtet, so viel als möglich unabhängig und frey von allen Fesseln des Aberglaubens und der systematischen Vorurtheile. Obgleich die ältern Doctrinen aller wissenschaftlichen Belege entbehren, so setzen sie uns doch oft durch ihre Richtigkeit und einfache Darstellung in Erstaunen. Diese Epoche, welche sich wesentlich zum Praktischen hinneigt und das ganze Alterthum umfaßt, reicht bis zum denkwürdigen Kampf des entstehenden Christenthums mit dem schwindenden Heidenthum.

In der zweyten Epoche fängt der Beobachtungsgeist an, sich freyer zu bewegen. Der Gedanke, welcher der geistigen Suprematie untergeordnet ist, verläßt das Feld der Erfahrung, um sich in das Gebiet der mystischen und übernatürlichen Speculation zu übersiedeln und hieraus entstanden der phantastischen Doctrinen so viele, erzeugt durch die Imagination der Adepten, der heiligen Kunst und der Alchemie. Diese Epoche, welche offenbar zur Theorie hinneigt, umfaßt das ganze Mittelalter bis auf die neuere Zeit.

In der dritten Epoche endlich, welche die unsrige ist, scheint das Licht nach einer langen Finsterniß aufzugehen. Die Wissenschaft fängt an hervorzutreten, umgeben mit ernsten Formen und Thatsachen, weit mehr geeignet den Verstand zu überzeugen, welcher stets nach Einheit strebt, als zu der Imagination zu reden, welche sich lieber in der Verschiedenheit der Gegenstände bewegt.

Die erste und zweyte Epoche werden in dem vorliegenden Bande abgehandelt und der dritten Epoche ist ein zweyter später herausgekommener Band vorbehalten.

Erste Epoche. Erster Abschnitt. Von den ersten geschichtlichen Zeiten bis Thales 620 v. Chr. Geb. Bis zu den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung hatte die Chemie noch keinen Namen erhalten und oft war die Frage aufgeworfen worden, ob die Chemie zuerst von den Chinesen oder von den Aegyptern gepflegt worden, eine Prioritäts-Frage, deren Lösung wenig Interesse darbietet.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Civilisation dem scheinbaren Laufe der Sonne gefolgt, sie gieng vom Orient zum Occident. China, Indien, Chaldäa und Aegypten sind die Länder, welche man gewöhnlich als die Wiege der Religion, der Wissenschaft und Kunst bezeichnet. Aber der Orient wird weiter hinausgerückt und verändert seine Bedeutung nach dem Unterschiede und der geographischen Lage der Völker. Für die Griechen war Aegypten der Orient, so wie für Aegypten Indien der Orient war. Wenn wir also weiter schreiten in der Absicht uns dem Ursprung der Civilisation zu nähern, so gelangen wir endlich zu jenen entfernten Gegenden, welche von den Strahlen der über unserer Hemisphäre aufgehenden Sonne zuerst begrüßt werden.

I. Chinesen. Bey den Chinesen wurden Wissenschaften und Künste sehr gepflegt zu einer Epoche, als die Nationen von Europa noch in der Finsterniß der Barbarey versunken waren. Der moralische Charakter, die politische Geschichte, die geographische Lage, so wie die Bevölkerung von China erklären, was auf den ersten Blick unerklärlich scheint. Die Bevölkerung Chinas ist unermeßlich; zu allen Zeiten scheint sie mit den Gränzen des Gebietes in Mißverhältniß gewesen zu seyn. Die Invasionen, welche Europa erschütterten und dem römischen Reiche ein Ziel setzten, giengen vom Orient zum Occident: alle jene wilden Völkerschaften, deren Ursprung noch ein Problem ist, kehrten China den Rücken zu.

Um einige Urkunden über die Chemie bey den Chinesen zu sammeln, muß man sich an die Medicin, an die Metallurgie, an die Malerkunst und andere industrielle Künste wenden. Es giebt kein chinesisches Werk über Chemie, nur befindet sich auf

der Bibliothèque royale in Paris eine kleine Anzahl von chinesischen Büchern, welche für diese Wissenschaft einiges Interesse haben. Unter diesen Büchern ist vorzüglich zu erwähnen die Petite Encyclopédie chinoise des arts et des métiers unter dem Titel: Thien-Kong-Khaï-we, in welchem von der Fabrikation der Farben, der Töpferwaaren, Spiegel, des Alauns, Zinnobers, Papiers ꝛc. die Rede ist. Die Chinesen stets bereit, die praktische Seite einer Entdeckung aufzufassen, verwerfen als ganz unnütz diejenigen Thatsachen, welche nur theoretischen Werth haben. Als Dr. Abel einem Mandarin erzählte, daß es in Europa Metalle gäbe, welche mit Wasser in Berührung gebracht, in Flammen auszubrechen im Stande seyen und ihm dieß mit Kalium, welches er bey sich führte, zu zeigen sich bereit erklärte, wollte der Chinese den Versuch nicht sehen, weil, wie er sich ausdrückte, kein Nutzen daraus hervorgienge.

Das Schießpulver ist seit langer Zeit bey den Chinesen bekannt, aber die Anwendung desselben zu Feuergewehren ist neu; nur zu Feuerwerken, in welchen die Chinesen sehr geschickt waren, wurde es gebraucht.

Die Kunst Porcellan zu fabriciren hatte in China und Japan schon einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht zu einer Epoche, als wir in Europa noch keine Kenntniß davon hatten. Man bewunderte in Europa die chinesischen Porcellangefässe und sie wurden wie die vasa murrhina der Römer, welche nach Whitaker auch Porcellangefäße sind, als Ornamente auf Tischen verwendet.

Die Chinesen wußten schon einige Metalle zu verarbeiten, nämlich Bley, Kupfer und Eisen. Man kann ihnen die Ehre mehrerer Erfindungen, als z. B. der Buchdruckerkunst, des Papiers, der Tinte, der Tusche ꝛc. nicht streitig machen. Gold und Silber wurden zum Austausch verwendet und nur Kupfer zu Münzen verarbeitet, indessen blieb die Münzkunst stets im Zustande der Kindheit; auch hielten sie die Transmutation der Metalle für möglich und glaubten, daß man aus gewissen Wurzeln und Erden Gold machen könne.

II. Indier. Indien ist so wie China den Europäern lange unbekannt geblieben, denn die Notizen, welche seit Alexander dem Großen bekannt geworden, hatten sehr wenig Werth. Nur in neueren Zeiten erhielten wir durch die Handels-Companieen aus der Halbinsel des Ganges bestimmtere Nachrichten über ein Land, welches mehrere Gelehrte als die Wiege der Civilisation betrachten. Diese Nachrichten haben aber nur Bezug auf Literatur, Religion, Sitten und Gebräuche der indischen Völker; selbst die Sanscrit-Urkunden in der Bibliothèque royale enthalten nichts, was für die Chemie von Interesse seyn könnte.

Indeß setzt die Anwendung der Metalle, die Abscheidung derselben aus den Erzen, und die Darstellung der Farben, namentlich die des Indigo's, nothwendigerweise einige Kenntniße in der Metallurgie und Chemie voraus. Bey den Indiern war seit alter Zeit das Härten des Stahles bekannt, und wer kennt nicht die Damascener Klingen, deren vorzüglichste Niederlage vor der Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung sich in Damascus befand; auch machten die Indier schon vom Borax zum Löthen der Metalle Gebrauch; die wirklichen Auflösungsmittel der Metalle, die Säuren, kannten sie indessen eben so wenig wie die Chinesen. Mit der Theorie hatten sie sich mehr beschäftigt, als mit der Praxis. Sie nahmen fünf Elemente an, aus welchen alle Körper der Erde zusammengesetzt seyn sollen, nämlich: Feuer, Wasser, Luft, Erde und Aether, welche Vorstellung sie mit dem Ausdruck Pantchatouam (Quinquität) bezeichneten.

Da sie sich die Mineralien als lebende Wesen dachten, so mußten sie auch annehmen, daß einige männlichen, andere weiblichen Geschlechts seyen. Arsenik war, was auch im Griechischen männlich oder actives Princip bedeutet, bey ihnen als männlich zu betrachten, das der Venus geweihte Kupfer hingegen weiblich. Aus der Vereinigung dieses männlichen und weiblichen Metalls entsteht eine weiße Legirung, welche dem Silber ähnlich ist.

III. Aegypter, Phönicier, Hebräer. Ueber den Ursprung der Wissenschaft sind verschiedene Meynungen aufgestellt worden. Bis in die fabelhaften Zeiten zurück wird die Existenz von Her-

mes versetzt; ihn betrachtete man als den Erfinder der Künste und der Chemie in Aegypten. Ihm werden viele Werke über Künste, Medicin, Astrologie zugeschrieben. Eben so hat man geglaubt die Erfindung nützlicher Künste und Arbeiten über Metalle dem Vulkan oder Tubalcain zuschreiben zu dürfen. In dem Tempel des Vulkan zu Memphis wurde die göttliche Wissenschaft und die heilige Kunst gelehrt, welche letztere nichts anderes ist, als die Alchemie. Gewiß ist, daß man in Aegypten die Kunst Glas zu machen kannte, es gab Maler und Bildhauer; Beweise davon befinden sich in den Palästen und alten Tempeln von Theben. Brod, Hefe, Wein, Bier und Oel waren in den ältesten Zeiten bekannt. Osiris lehrte die Kunst, Wein und Bier zu bereiten, eine Erfindung, welche nach anderen Traditionen Noë und Bachus zugeschrieben wird.

Die Fabrikation des Biers war ebenfalls seit den ältesten Zeiten in Aegypten bekannt, es wurde aber schnell sauer, weil man vom Hopfen noch keine Anwendung machte. Mit der Erfindung von Wein und Bier hängt natürlich die des Essigs zusammen, da die beyden ersten Flüssigkeiten durch Ausstellung an die Luft in Essig verwandelt werden. Das Olivenöl wurde zuerst als Nahrungsmittel gebraucht, dann bediente man sich desselben zur Beleuchtung bey religiösen Ceremonien. Die Entdeckung des Dochtes ist wohl dem Zufall zuzuschreiben, denn vor Anwendung der Lampen bediente man sich der Fackeln von harzigem Holz.

Die vorzüglichsten Hülfsmittel der Industrie sind die Metalle. Sie fesselten in der ältesten Zeit die Aufmerksamkeit der Landwirthe und Jäger. Auch der Krieger mußte bald die unbezweifelte Superiorität der Metalle beym Angriff oder bey Vertheidigung über die Waffen aus Stein oder Holz wahrnehmen. Das zuerst bekannt gewordene Metall war das Gold, denn man trifft es überall gediegen. Die gelbe Farbe, der Glanz desselben fesselt die Aufmerksamkeit der Wilden und sogar der Vögel, die mit einem Diebsinstinkt begabt sind, wie Elstern und Raben. Fast zur nämlichen Zeit, wie das Gold, wurde auch das Silber bekannt. Später werden erwähnt Kupfer, Zinn und Bley, aber das Eisen war zu jener Zeit noch nicht bekannt. Doch spricht Moses schon von eisernen Oefen und Messern, wodurch die Entdeckung von Eisen und gehärtetem Stahl angedeutet wird. Der Verf. ist aber der Meynung, daß jene Messer von Stein oder Felsen waren. Was die Münzen betrifft, so ist nicht leicht zu ermitteln, von welcher Epoche an dieselben geprägt wurden, ja man weiß nicht, zu welcher Zeit Gold und Silber als Repräsentanten des Werthes für Waaren bezeichnet wurden. Abraham kannte nach seiner Reise in Aegypten (1900 Jahre vor Chr. Geb.) das Gold und das Silber nur als Zeichen des Reichthums. Diese Metalle wurden nicht gemünzt, man verkauft sie nach dem Gewicht, wie dieß in China noch der Fall ist. Nach Herodot würden die ersten geprägten Münzen eine Entdeckung der Lydier seyn. Da indeß das Gepräge ägyptische Gottheiten, nämlich Kühe oder Stiere darstellte, so möchten die ersten Münzen wohl den Aegyptern zuzuschreiben seyn.

In dieser ersten Epoche war auch schon die Kunst bekannt, aus Leinen und Baumwolle Stoffe zu verfertigen, dieselben vermittelst Natron zu bleichen und sie mehr oder weniger vollkommen zu färben; auch scheint es, daß in Aegypten schon einige Beitzen, wodurch Farben auf den Zeugen befestigt werden, bekannt waren. Hinsichtlich der Schrift und Tinte weiß man, daß die Babylonier ihre ersten astronomischen Beobachtungen auf Backsteine schrieben, man wendete aber auch Kupferplatten und hölzerne Tafeln dazu an. Die heiligen Bücher der Hebräer waren auf Gold gravirt. Die Anwendung der Tinte ist sehr alt; im Pentateuch wird von Moses ihrer gedacht. Sie war aber aus Kienruß zusammengesetzt und deßhalb Tusche. Die Bereitung unserer gewöhnlichen Tinte aus Eisenvitriol und Eichenrinde ist viel jüngeren Ursprungs, und datirt vom 3. bis 4. Jahrhundert v. Chr. Geb.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Histoire de la Chimie depuis les tems les plus reculés jusqu' à notre epoque, comprenant une analyse détaillée des Manuscrits alchimiques de la Bibliothèque royale de Paris etc.

(Fortsetzung.)

Die Fabrikation der Fayence, der Back- und Ziegelsteine geht in die entferntesten Zeiten zurück, wovon die Ruinen von Babylonien und Theben Zeugniß ablegen. Plinius Erzählung über die zufällige Entdeckung des Glases von phönicischen Kaufleuten ist allgemein bekannt; allein es ist außer Zweifel, daß in Theben und Memphis lange vor den Phöniciern Glas fabricirt, und daß in Sidon Glashütten errichtet waren. Selbst gefärbte Gläser von allen Nuancen wurden in Aegypten hergestellt, nämlich künstliche Rubine, Smaragde, Saphire ꝛc.

Zweyter Abschnitt. Von 640 vor Chr. Geb. bis zum dritten Jahrhundert nach Chr. Geb.

IV. Griechen. Römer. Vor allen andern Völkern haben sich die Griechen durch das Talent sinnreiche Theorien aufzustellen, ausgezeichnet, Theorien, von denen jetzt noch einige durch ihre Kühnheit und ihre Wahrscheinlichkeit in Erstaunen setzen. Bey weitem weniger speculativ, als die Griechen, waren die Römer, deren Tendenz sich mehr zum Praktischen hinneigte; es war ihnen lieber, die Welt zu erobern, als Systeme zu gründen. Die Philosophen der Römer hatten keine eigenen Ideen, sie verbreiteten nur die ihnen von den Griechen mitgetheilten.

A. Theoretischer Theil. Die von den griechischen Philosophen aufgestellten Systeme waren sehr zahlreich. Wir beschränken uns hier darauf, nur einige der vorzüglichsten zu erwähnen. Thales, 640 vor Christi Geburt zu Milet in Jonien geboren, betrachtete das Wasser als das Princip aller Wesen. Pflanzen und Thiere waren seiner Meynung nach Wasser unter verschiedenen Formen verdichtet und bey ihrem Absterben werden sie wieder zu Wasser. Anarimenes hingegen hielt die Luft für das Princip aller irdischen Dinge. Anarimander 611 vor Chr. Geb. nahm ein ätherisches Wesen an, feiner als Wasser, in welchem alle materiellen Elemente enthalten seyn sollten und welche davon durch die Bewegung getrennt werden. Pythagoras schwebte in der Theorie der Töne; nach derselben hat jeder Himmelskörper vermöge seiner Bewegung einen eigenthümlichen Ton und in der Vereinigung dieser verschiedenen Töne besteht die große Harmonie des Weltalls. Dieß System, eines der außerordentlichsten, welche je der menschliche Geist ersonnen, hat zu den mystischen Grundsätzen, welchen in späteren Zeiten von den Alchymisten gehuldigt wurde, vieles beygetragen. Heraklit von Ephesus, 500 vor Chr. Geb., betrachtete das Feuer als das Element aller Dinge, als die Urkraft aller Erscheinungen; nach ihm war die Welt bey ihrem Entstehen in einem feurigen Zustand und wird auch wieder durch Feuer vergehen. Einer der berühmtesten Schüler Heraklit's war Hippocrates. Obgleich lange das Orakel der Aerzte, ist

er doch das der Chemiker niemals gewesen, denn seine kleine Schrift über Luft und Wasser ist voll von Irrthümern und ungenauen Angaben.

Anaragoras, welcher in sein System die atomistische Theorie von Demokrit und Leucippe aufnahm, wurde von den Athenienfern der Gotteslästerung angeklagt und war genöthigt, sich durch die Flucht zu retten. Er hatte nämlich gelehrt, daß die Sonne eine Feuerkugel sey, und daß der Mond, weil sich in demselben Berge, Thäler und Meere befänden, bewohnt seyn müsse. Er war einer der ersten, welche der Aerolithen erwähnen, die nach seiner Ansicht nicht aus dem Mond, sondern aus der Sonne herabfallen.

Plato, der Speculation mehr ergeben, als den physikalischen Wissenschaften, hat uns Schriften hinterlassen, aus denen abzunehmen ist, daß das Studium der Natur von den Schülern derjenigen Akademie, deren Gründer er war, wenigstens nicht ganz mißachtet wurde. Plato nahm eine primitive Materie an, welche weder in Feuer, Luft, noch Wasser bestand, sondern welche fähig war, alle Formen anzunehmen. Mit dieser Materie, der Ernährerin aller Körper, war ein Princip der Bewegung vereinigt, welches unter verschiedenen Benennungen bezeichnet ist.

Aristoteles, obgleich Schüler Plato's, entfernte sich sehr von der Philosophie der akademischen Schule. So sehr sich Plato in der Sprache des Idealen gefiel, so sehr widmete sich Aristoteles dem Studium der Natur, vorzüglich aber dem der Thiere und Pflanzen, wovon der Welteroberer seinem Lehrer die reichsten Sammlungen zukommen ließ. Obgleich Aristoteles auf Erfahrung einen großen Werth legte, so haben seine Werke doch nur ein untergeordnetes Interesse für die Geschichte der Chemie. Er hatte eine entfernte Idee von der Destillation und erklärte sehr gut den Thau durch die Verdichtung der in der Luft schwebenden Wasserdämpfe. Auch gab er an, daß das Seewasser größere Schiffe tragen könne, als das süsse Wasser und zwar aus dem Grunde, weil das Seewasser Salz aufgelöst enthalte; um dieß durch einen Versuch anschaulich zu machen, legte er ein frisches Ey auf süsses Wasser, in welchem es zu Boden sank, während es auf Wasser, in welchem er Salz aufgelöst hatte, auf der Oberfläche schwimmend blieb.

Theophrast war nach Aristoteles eigener Aussage einer seiner gelehrtesten Schüler und würdig, sein Nachfolger und Erbe zu seyn. Er erwähnt schon der Steinkohlen, in welchen Bernstein eingesprengt ist; er kannte die gelbe und rothe Verbindung des Arsenik mit Schwefel. Auch beschreibt er die Bereitungsart des Minium und des Bleyweiß beynahe auf dieselbe Weise, wie dieß später von Vitruvius und Plinius geschieht. Der Einfluß der Luft auf das Gedeihen der Pflanzen war ihm ebenfalls nicht unbekannt.

Die mystischen Doctrinen, so wie die Magie der Antiquität waren aufbewahrt in der Cabbala (von Kabbal tradere) durch den Rabbiner Akibha. Diese cabbalistischen Werke wurden von den arabischen Juden, welche sich mit Alchemie beschäftigten, eben so hoch in Ehren gehalten, als die Bücher von Hermes Trismegistus.

Nach Pythagoras, Demokrit, Plato und Aristoteles schien der menschliche Geist erschöpft, müde, neue Doctrinen zu erzeugen und Systeme zu gründen; man dachte jetzt daran, von dem Geleisteten eine nützliche Anwendung zu machen.

Die Systeme der griechischen Philosophie wurden in Rom erst nach der Eroberung von Griechenland bekannt. Cicero, Lucretius und Seneca trugen am meisten dazu bey, philosophische Kenntnisse unter den Römern zu verbreiten.

B. Praktischer Theil. Metallurgie und Legierungen. Seit den ältesten Zeiten wurde außer Gold und Silber auch das Kupfer mit seinen verschiedenen Legirungen verarbeitet; auch war den Römern Eisen, Zinn und der natürliche Galmey (Zinkoxyd) bekannt, welcher zur Bereitung des Messings verwendet wurde. In den Bergwerken des römischen Gebietes wurden Sklaven gehalten, deren Anzahl aber fünftausend nicht überschreiten durfte. Die Cupellation vermittelst Bley, um Gold und Silber zu reinigen, wurde, wie es jetzt noch geschieht, schon im Großen ausgeführt. Die Münzen aus Gold, Silber und Kupfer waren zu allen

Zeiten bekannt, die Lacedämonier und Byzantiner hatten deren auch von Eisen und Dionys, Tyrann von Syrakus, ließ Münzen aus Zinn schlagen.

Außer den genannten Metallen war bey den Griechen und Römern noch das Queckſilber bekannt, welches aus den Zinnobergruben Spaniens unter dem Namen der ewigen Flüſſigkeit (liquor aeternus) bezogen wurde. Man wußte, daß Queckſilber das Gold auflöst, und dieſe Auflöſung wurde ſchon vor zweytauſend Jahren zum Vergolden gebraucht. Das Antimon, welches erſt im Mittelalter durch die Schriften von Baſilius Valentinus einen ſo großen Ruf erhielt, war auch den Alten nicht ganz unbekannt. Dioscorides nannte die in der Natur vorkommende Schwefelverbindung Stimmi oder Stibi und giebt an, daß man daraus durch Calciniren mit Kohle und Mehl einen dem Bley ähnlichen Körper erhält, welches unſtreitig das metalliſche Antimon iſt.

Der Schwefel wurde ſchon in den älteſten Zeiten zu Räucherungen bey religiöſen Ceremonien angewendet und auch deßwegen geſchätzt, weil ſeine Flamme im Dunkeln dem Angeſicht die blaſſe Farbe des Todten mittheilt; auch wurde der brennende Schwefel zum Bleichen der Wollenzeuge gebraucht (ad suffiendas lanas candorem mollitiemque confert). Die alkaliſchen Laugenſalze als Kali und Natron, ſo wie die damit fabricirten Seifen waren den Alten nicht unbekannt. Von den übrigen Salzen kannten ſie den Salpeter, das Kochſalz, den Salmiak und Alaun.

Die Kunſt, Glas zu machen, war von den Phöniciern und Aegyptern zu den Römern übergegangen, allein zu den Fenſterſcheiben wurde das Glas erſt im dritten Jahrhundert verwendet. Eben ſo wurden gefärbte Gläſer oder künſtliche Edelſteine von allen Farben bereitet. Das ſchwarze Glas nannte man Obſidian. Einen hohen Werth hatten bey den Römern die Smaragde und Rubine (carbunculi), erſtere eine durch Kupfer und letztere durch Eiſen gefärbte Glasmaſſe.

Von den Farben hatten die Griechen und Römer ſehr genaue Kenntniſſe, welche ſie freylich zum Theil von den Aegyptern entlehnt hatten. Die wichtigſte dieſer Farben war der Purpur, über deſſen Natur man ſich nicht vereinigen konnte. Nach Vitruvius und Plinius ſollte er in den Adergefäſſen einer Art von Molluske enthalten ſeyn, nach Leſſon kömmt der Purpur von der Janthina prolongata, welche im mittelländiſchen Meere lebt und zuweilen bey Stürmen an den Küſten von Narbonne ausgeworfen wird. Es beſtanden unter den Römern die berühmteſten Purpurfabriken zu Narbonne. Auch ſollen ſchon Purpurfarben aus der Färberröthe gemacht worden ſeyn. Zu den rothen Farben bediente man ſich des Vermillon's (Zinnober) und des Miniums, zu den gelben des Auripigments und der Ockerarten. Als blaue Farben wurden Indigo und Veilchenblumen angewendet, wie auch blaues Kupfer- und Kobaltglas. Die grünen Farben waren größtentheils kupferhaltig.

(Fortſetzung folgt.)

Faune ornithologique de la Sicile, avec des observations sur l'Habitat ou l'apparition des oiseaux de cette île, soit dans le reste de l'Europe, soit dans le nord de l'Afrique; précédée d'un aperçu de l'histoire politique, scientifique, littéraire et artistique de la Sicile, par Alfred Malherbe (de l'île de France) Juge au Tribunal civil, président de l'académie royale des sciences, lettres et arts de Metz etc. Metz 1842. 242 S. 8.

Siciliens Fauna und Flora gewähren dem Naturforſcher ein beſonderes Intereſſe, indem hier neben europäiſchen Formen eine Menge nordafrikaniſcher auftreten, ſo daß er auf ſeinen Wanderungen nicht ſelten auf die Meynung kommen möchte, als ob er plötzlich und unvermerkt in eine afrikaniſche Landſchaft verſetzt worden wäre. Gleichwohl hat die Fauna Siciliens bisher die Beachtung nicht gefunden, die ſie verdient. Auswärtige Naturforſcher, welche in Verhältniſſen ſtehen, zoologiſche Reiſen ausführen zu können, erwählen ſich in der

Regel lieber weit abliegende Länder, in welchen des Neuen und Unbekannten allerdings ungleich mehr aufzufinden ist, als auf einer Insel des Mittelmeeres. Unter den Einheimischen ist aber wissenschaftlicher Sinn noch so selten, die Bildung, selbst unter den höhern Ständen, wie der Verf. vorliegender Schrift bemerklich macht, noch so wenig verbreitet, daß nur wenige Sicilianer bisher der Bearbeitung ihrer Fauna sich zugewendet, noch wenigere etwas Erkleckliches hierin geleistet haben. Das Bedeutendste, was auf diesem Gebiete zum Vorschein gekommen ist, ist Poli's berühmtes Meisterwerk: Testacea utriusque Siciliae eorumque historia et anatome.

Was insbesondere die Ornithologie Siciliens anbelangt, so ist hierin bisher sehr wenig von den Einheimischen geleistet worden, und da kein geordneter Buchhandel in Italien besteht, so ist auch das Wenige, was hierüber erschienen, uns fast ganz unbekannt geblieben. Als das älteste Werk, welches von sicilischen Vögeln handelt, führt der Verf. Cupani's Pamphyton siculum an, das im Jahre 1713 im Drucke herauskam und gegenwärtig nur noch in den Universitätsbibliotheken von Palermo und Catanea vorhanden ist. Dasselbe spricht ein wenig von allen Wissenschaften, und schon das Datum, unter dem es erschien, zeigt an, daß dasselbe für die Ornithologie gegenwärtig von keinem Werthe mehr, wenn es anders jemals einen gehabt haben sollte, seyn könne.

Um fast hundert Jahre später beschrieb Raffinesque-Schmalz 15 Arten sicilischer Vögel in einer kleinen, zu Palermo im Jahre 1810 publicirten Schrift: Caratteri di alcuni nuovi generi e nuove specie di animali e piante della Sicilia. Seine Beschreibungen sind aber so kurz und ungenau, daß man seine neuen Arten gewöhnlich nicht wieder auffinden kann. Unter dem Titel: Fauna etnea hat Antonio Galvagni in den Denkschriften der Academia Gioenia, namentlich im 14. Bande, eine Reihe Abhandlungen über die Fauna des Aetna und der Umgegend von Catanea geliefert. Die sechste von diesen Abhandlungen betrifft die Ornithologie und enthält eine einfache Aufzählung von 118 Arten. Luighi Benoit, der diese Angaben mit seinen eignen Beobachtungen in Verbindung brachte, gab hierauf zu Messina ein Verzeichniß der sicilischen Vögel heraus, worin er 270 Arten aufzählte.

Auf diese Vorgänger gestützt, aber noch mehr auf seine eignen Beobachtungen, welche er bey einem längeren Aufenthalte in Sicilien angestellt hatte, begründet der Verf. seine ornithologische Fauna Siciliens, in welcher er die Zahl der Arten bis auf 318 gesteigert hat. Daß hiemit die ganze Summe derselben noch nicht erschöpft seyn wird, ist mehr als wahrscheinlich; indeß um auch nur annähernd sie erreichen zu können, würde ein Aufenthalt von vielen Jahren nöthig seyn. Wir dürfen dem Verf. sehr dankbar seyn für das, was er geleistet hat, indem jedenfalls die Hauptsache durch ihn abgemacht ist.

Die Einrichtung dieser Faune ornithologique de la Sicile ist sehr zweckmäßig. Zuerst giebt der Verf. die systematischen Benennungen der Arten und ihre Landesnamen, wobey er einige Abbildungen citirt. Dann kommen Bemerkungen über Lebensweise und namentlich über geographische Verbreitung der Vögel. Mit Recht hat er sich hiebey nicht bloß auf Sicilien beschränkt, sondern seine Bemerkungen auch auf die weitern Umgebungen dieser Insel ausgedehnt. Wo es ihm daher möglich war, hat er Aufschlüsse über das Vorkommen der sicilischen Arten in Dalmatien, Griechenland, Egypten und Nordafrika gegeben. Für letzt genannte Localität kamen ihm insbesondere die Mittheilungen eines in der Ornithologie sehr bewanderten französischen Offiziers, Namens Ledour, zu Statten. Diagnosen und Beschreibungen von hinlänglich bekannten Arten sind, was sehr zu billigen ist, ganz weggelassen.

Zur Kenntniß der geographischen Verbreitung der Vögel, und insbesondere ihrer periodischen Wanderungen, hat der Verfasser uns an diesem Werke einen sehr interessanten und lehrreichen Beytrag gegeben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Histoire de la Chimie depuis les tems les plus reculés jusqu' à notre epoque, comprenant une analyse détaillée des Manuscrits alchimiques de la Bibliothèque royale de Paris; etc.

(Fortsetzung.)

Verschiedene Mineralien wurden zu mancherley Zwecken angewendet, als Marmor, Gyps, Kreide. Man verstand die Kunst, Cement und hydraulischen Kalk zu bereiten.

Die Griechen und Römer hatten sehr ausgedehnte Kenntnisse über die Eigenschaften und Verschiedenheit des Wassers. Rufus sagt schon in den Werken von Galien, daß ein Wasser, welches schnell kocht, besser und reiner sey, als dasjenige, welches langsamer kocht. Man weiß, daß in der That das Kochen eines mit Salz beladenen Wassers um 2 bis 3 Grade verzögert wird. Plinius theilte die Mineralwasser in kalte und in warme ein; die ersteren in schweflige, thonhaltige, salzige, bituminöse und saure. Mit seinem ihm eigenthümlichen Enthusiasmus schrieb er einigen Mineralwassern die wunderbarsten Kräfte zu; so behauptet er, daß in Böotien zwey Quellen seyen, wovon die eine die Eigenschaft haben sollte, das Gedächtniß zu stärken, und die andere, das Gedächtniß zu schwächen. Vitruvius schreibt allen warmen Quellen große Heilkräfte zu und spricht die Meynung aus, daß die Verschiedenheit des Terrains, aus welchem das Wasser hervorquillt, auf die Natur desselben einen Einfluß haben müsse.

Das Herabfallen von Aërolithen wurde lange für eine Fabel gehalten und die Beobachtungen der Alten sind erst in der neueren Zeit bestätigt worden. Die Griechen berichten, daß ein schwarzer Stein von der Größe eines gewöhnlichen Wagens (magnitudine vehis) zur Zeit des Anaxagoras am Flusse Aegospotamos in Thracien gefallen sey und daß man diesen Stein noch an dem nämlichen Orte zur Epoche des Kaisers Vespasianus gesehen habe.

Die Bereitung der Weine aus dem Safte der Trauben, der Palmen, Feigen, Aepfel, Birnen ꝛc. hatte große Fortschritte gemacht, auch kannte man die Umwandlung der Weine oder der gegohrenen Säfte in Essig.

Der Honig und das Wachs waren in den ältesten Zeiten bekannt, aber von der Bereitung des Zuckers hatten die Griechen und Römer nur geringe Kenntnisse.

Nach den Berichten von Nikander und Dioscorides waren bey den Griechen und Römern einige Gifte aus den drey Reichen bekannt, aber die Lehre von den Giften wurde sehr geheim gehalten. Als Gegengifte wurden angewendet warmes Olivenöl, Milch, Aschenlauge, Decocte von Lein- oder Nesselsaamen ꝛc. Gifte aus dem Thierreich waren vorzüglich: Cantharіden, Schlangen ꝛc. Aus dem Pflanzenreich waren bekannt: Opium, Hyosciamus, Cicuta, Aconitum, Colchicum, Veratrum album, Daphne Mezereum etc. Unter den Giften aus dem Mineralreiche stand der sogenannte Sandarac (rother Schwefelarsenik) oben an; auch war die weiße arsenige Säure den Römern nicht unbekannt. Das Queckſilber und die Verbindung

desselben mit Schwefel wurde für ein heftiges Gift gehalten; den Sublimat kannte man noch nicht, aber als Gifte waren Lythargirium und Cerussa bekannt. Nach Galien sind Mithridates und Attales die Begründer der toricologischen Wissenschaft, denn sie hatten viele Versuche mit Giften und Gegengiften bey Individuen angestellt, welche zum Tode verurtheilt waren. Die Zusammensetzung der langsam tödtenden Gifte ist ein Geheimniß geblieben. Theophrast erwähnt eines Giftes, welches nach Monaten und sogar nach zwey Jahren tödten soll und behauptet, daß es mit Aconitum bereitet sey, eine Pflanze, deren Cultur in Gärten bey Todesstrafe verboten war. Nero ließ Germanicus durch ein langsames und Britanicus durch ein schnell wirkendes Gift tödten.

Dritter Abschnitt. Vom III. bis IX. Jahrhundert nach Chr. G.

In den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung finden wir Spuren einer dem Scheine nach neuen Wissenschaft, welche in den griechischen Manuscripten als heilige Wissenschaft oder göttliche Kunst (ἐπιστήμη ἱερά) bezeichnet ist. Diese heilige Wissenschaft, welche im ganzen Alterthum keinen besondern Namen führte, ist nichts anderes, als die Chemie, späterhin Chemia oder Chemeia genannt, worunter Suidas Bereitung des Silbers und des Goldes versteht. Nach andern kömmt das Wort Chemie von χέω (χεύω), gießen, schmelzen, woraus χυμικὰ oder χυμικὰ ὄργανα (chemische Instrumente) entstanden ist.

Die Eingeweihten von Theben und Memphis übten die heilige Kunst aus; in den Tempeln hatten die Geistlichen Aegyptens ihre Laboratorien errichtet. Dort wurde Bley verbrannt und in Staub verwandelt, das Resultat war also der Tod des Metalles. Durch Erhitzen der entstandenen Bleyasche mit Waizenkörnern in einrm Tiegel sah man das Bley mit seinem ursprünglichen Glanz wieder hervorgehen, und dieß wurde als das Wunder der Auferstehung auf einer kleinen Scala betrachtet. Deßhalb galten die Waizenkörner als Symbol des Lebens, der Auferstehung und des ewigen Lebens, nicht weil sie dem Menschen zur Nahrung dienen, sondern weil sie die gestorbenen und in Asche verwandelten Metalle wieder erwecken und lebendig machen. Aus diesem Grunde legten die Aegypter Waizen unter den Kopf ihrer Leichen, wie dieß noch bey einer großen Zahl geöffneter Mumien wahrzunehmen ist. In den Tempeln war Todesstrafe darauf gesetzt, von den Geheimnissen der göttlichen Wissenschaft etwas den Profanen zu enthüllen. Der Eid der Verschwiegenheit wurde bey den vier Elementen, bey Himmel und Hölle, bey den Parzen und Furien, bey Merkurius, Cerberus ꝛc. von Eingeweihten in den Tempeln geleistet. Die Todesstrafe wurde durch Blausäure vollzogen, welche man aus den Blättern des dem Gott der Verschwiegenheit gewidmeten Pfirsichbaums darzustellen wußte.

Das praktische Ziel aller Operationen des großen Werkes war der Stein der Weisen, die Panacea universalis, während die theoretische Seite sich den Mysterien der Religion, der Astrologie, der Kosmogenie und allen speculativen Kenntnissen anschloß. Mit dem Stein der Weisen hat es sich zugetragen, wie es immer der Fall ist, wenn man den Weg der experimentellen Forschung verläßt, um sich ausschließlich dem Flug der Imagination hinzugeben; in diesem Falle bleibt Alles unbestimmt und räthselhaft. Der Stein der Weisen war für einige der Zinnober oder auch der Schwefel; für andere war es Arsenik, welches das Kupfer weiß macht, und für andere noch der Galmey, welcher das Kupfer gelb macht. Für Alle aber war der Stein der Weisen eine Substanz, welche nicht nur unvollkommene Metalle in Gold und Silber zu verwandeln, sondern auch alle Krankheiten zu heilen und das Leben über das gewöhnliche Ziel zu verlängern im Stande seyn sollte.

Was die Documente hinsichtlich der heiligen Kunst der Chemie und Alchemie betrifft, so hatte der Verf. Gelegenheit, hierüber die schätzbare Sammlung griechischer Manuscripte in der k. Bibliothek in Paris zu benutzen, wovon wir hier aber die Einzelnheiten, welche ohnehin sehr problematisch erscheinen, mit Stillschweigen übergehen müssen.

Das Schießpulver ist ohne Widerrede eine der wichtigsten Entdeckungen der Wissenschaft. Es scheint, daß die Chinesen vom ersten Jahrhundert unserer

Zeitrechnung an ein Gemeng gekannt haben, welches dem Pulver analog ist, aber erst viel später machten sie eine Anwendung davon für die Taktik. Die Römer, welche die Kriegskunst mehr als jede andere Kunst zu vervollkommnen wußten, hatten sich schon zur Zeit der Kriege der Republik des Pechs, der Harze und Erdharze bedient, um diese brennenden Substanzen bey Belagerung der Städte auf den Feind zu schleudern. Die Naptha (flüssiges Feuer) war ebenfalls seit langer Zeit angewendet, um Verbrennungen zu erzeugen, denn man weiß, daß die berühmte Magierin Medea ihre Nebenbuhlerin vermittelst einer mit Naphta überzogenen Krone verbrannte, welche Feuer fieng, indem sie sich mit derselben der Flamme des Altars näherte.

Das sogenannte automatische Feuer (πῦρ αὐτοματον) war nach Julius Africanus eine Zusammensetzung aus Schwefel, Salpeter und Schwefelantimon, welche mit Naphta angerieben wurde, eine Composition, welche, wie man sieht, unserm Schießpulver schon sehr nahe kömmt.

Zweyte Epoche. Vom 9. bis 16. Jahrhundert. Erster Abschnitt. Vom 9. bis 13. Jahrhundert.

Der Charkter des Mittelalters besteht in der Entwicklung geistiger Autorität und des Feudalsystems. Keine Epoche der Geschichte ist mit der des Mittelalters zu vergleichen; es fängt mit den Nachfolgern Karl des Großen an und endigt mit den ersten Kriegen des Protestantismus. Während dieser Zeit waren die religiösen Ideen die absolute Gewalt, wodurch die Wissenschaften in ihrem Fortschreiten oft schmerzlich berührt wurden. Wie einerseits das Geräusch der Waffen und die Empörung der Vasallen dem Gelehrten Alles versagten und entrissen, so legte andererseits die Kirche, eifersüchtig auf ihre Autorität, dem muthigen Forscher, welcher gewagt hätte, sich mit den Dogmen der Kirche in Widerspruch zu setzen, unerbittliches Stillschweigen auf. Während der ganzen Epoche des Mittelaters ist die Wissenschaft um keinen Schritt vorgerückt, kaum hat sie gewagt, ältere Arbeiten zu benützen. Gefängniß und Scheiterhaufen erwarteten den zu kühnen Denker; der Physiker war mit dem Magier auf eine Linie gestellt. Jede Entdeckung in der Chemie wurde für ein Werk des Teufels gehalten, denn man glaubte damals an Teufel mit eben so fester Ueberzeugung als an Gott. Die Erfahrung mußte schweigen vor dem Willen der geistigen Autorität. Alle Chemiker jener Zeit waren genöthigt, ihre Versuche im Geheimen anzustellen, weßhalb die Chemie als hermetische Kunst, geheime oder schwarze Wissenschaft bezeichnet wurde.

Das 9. Jahrhundert zeichnet sich durch kein bedeutendes Ereigniß in der Wissenschaft aus, da das menschliche Streben einem anderen Ziel zugewendet war. In Spanien suchten die Araber ihre Eroberungen zu befestigen. In Italien, Frankreich und Deutschland stritten sich schwache und unfähige Fürsten um einzelne unter Karl dem Großen zu einem Reiche vereinte Gebietstheile. Die Kaiser des Orients, mit elenden Hofintriguen und eitlen dogmatischen Streitigkeiten beschäftigt, konnten nur mit Mühe von ihren Gränzen die Bulgaren, Kroaten und Sarazenen abhalten. Die folgenden Jahrhunderte bieten mehr Interesse für die Geschichte der Wissenschaft dar, denn unter den regierenden Fürsten zeichneten sich einige durch Liebe für die Wissenschaften aus. Die Kalifen Al-Mansor, Al-Mamoun ꝛc. waren Philosophen, Astronomen, Mathematiker. Letzterer zog an seinen Hof eine große Anzahl von fremden Gelehrten und ließ die griechischen Klassiker ins Arabische übersetzen. Bagdad, Bassora, Kufa hatten öffentliche Bibliotheken und Schulen, wo alle nach Unterricht begierige Männer zusammen kamen. Man würde indeß in einen großen Irrthum verfallen, wenn man glauben wollte, daß die Araber wirkliche Fortschritte in den Wissenschaften gemacht hätten. Man findet in ihren Schriften nur sehr wenige neue Entdeckungen. Die Ursache davon liegt vorzüglich darin, daß die Araber nach den Grundsätzen der Schule von Alexandrien gebildet waren. Ihr Geist gefiel sich mehr in den phantastischen Regionen der Poesie und des mystischen Spiritualismus, als in der ruhigen und kalten Beobachtung der materiellen Welt.

Was die Chemiker Arabiens betrifft, so beschäftigten sie sich mehr mit den Fortschritten der Arzneykunde und der Pharmacie, als mit der eigent-

lichen Chemie. Der Bereitung der Heilmittel wendeten sie ihre höchste Aufmerksamkeit zu. Der Vers. macht einige dieser arabischen Chemiker namhaft; die meisten von ihnen haben aber nur eine geringe Reputation, weßhalb wir auch nur die vorzüglichsten hier erwähnen. Am meisten Ruf hat Geber. Auf der Bibliothek in Paris befinden sich viele Manuscripte von Geber, deren die meisten auch gedruckt sind. Geber erwähnt zuerst in seiner Alchimie der Salpetersäure und des Königswassers, welches er wahrscheinlich entdeckt hat. Von allen Chemikern damaliger Zeit wurde er als ein Orakel betrachtet. Er beschreibt in seinen Werken mit großer Genauigkeit die Sublimation, die Destillation, die Cupellation und viele andere chemische Operationen. Ferner sind ihm die Entdeckung von Höllenstein, Sublimat, rothem Präcipitat, Schwefelmilch ꝛc. zuzuschreiben. Andere weniger bekannte Chemiker Arabiens sind: Rhazes, Avicenna, Calid, Albucasis.

Die Araber sind es, welche gewissermassen die Pharmacie geschaffen haben und dieselbe gesetzlich von der Arzneykunde zu scheiden wußten. Die Regierung übte strenge Aufsicht über alle pharmaceutischen Anstalten. Sie hatte den Schulen von Cordova, Toledo und anderen wichtigen Städten unter arabischer Herrschaft Dispensatorien verliehen.

Zweyter Abschnitt. Vom 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts.

Die Besetzung des griechischen Reichs durch die Franzosen während der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts hatte die Abendländer in den Stand gesetzt, sich in den mystischen und occulten Wissenschaften des Orients einzuweihen. Eine große Zahl von Manuscripten wurde von Constantinopel nach Frankreich gebracht und von da in den andern Ländern des Occidents verbreitet. Die geistige Autorität hatte die höchste Stufe der Macht erreicht. Die ideale Richtung beherrschte die Wissenschaft, so wie auch die Gesellschaft. Die Religion war nicht allein bestimmt, den Menschen zum Himmel vorzubereiten, sie war es auch, welche den Schlüssel zu allen Kenntnissen geben mußte, ihre Mysterien sollten den Menschen auch in das Heiligthum der Wissenschaft einführen. Die Alchimie war mit der scholastischen Philosophie innig verbunden. Der berühmte Satz, daß eine Species nicht in eine andere umgewandelt werden könne, wurde von den Alchimisten bekämpft, welche die Transmutation der Metalle im absolutesten Sinne annahmen. Der Clerus, so wie die Laien widmeten sich eifrigst dem Studium der Alchimie. Mönche, Bischöfe und Könige sogar reihten sich in die Zahl der Adepten, wodurch aber während des 14. und 15. Jahrhunderts die Wissenschaft nur durch wenige neue Thatsachen bereichert wurde. Der Vers. führt hier diejenigen Chemiker an, welche etwas zum Fortschritt beygetragen haben, von denen wir folgende hervorheben.

Albrecht der Große, oder Albert von Bollstadt, behauptet den ersten Rang unter den Physikern des Mittelalters; er wurde in Lauingen 1193 geboren, gieng früh zu den Dominicanern und widmete sich den Wissenschaften mit Eifer. Er lehrte in Köln, dann in Paris und wurde 1259 Bischof von Regensburg, von welcher Würde er sich bald zurückzog und wieder nach Köln zurückkehrte, woselbst er in einem Alter von 87 Jahren starb. Er hinterließ viele Werke über Theologie und Philosophie, aber auch einige über Chemie. In seiner Schrift: De Alchimia und im Theatr. chemic. spricht er die Meynung aus, daß die Umwandlung der Metalle in Gold und Silber möglich sey. (Donec inveni esse possibilem transmutationem in Solem et Lunam.) Ueber die Entstehung und Umwandlung der Metalle hat er viele geistreiche Ideen mitgetheilt, welche wir hier nicht verfolgen können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Archiv Český čili staré písemné památky České i Morawské etc. (Böhmisches Archiv oder alte schriftliche böhmische und mährische Denkmäler, aus in- und ausländischen Archiven gesammelt und herausgegeben von Franz Palacky, der Stände des Königreichs Böhmen Historiographen ꝛc.) Prag 1840 — 1843 erster und zweyter Band, jener 612 S., dieser 579 S. in 4.

Es erscheint dieses aus Auftrag und auf Kosten der böhmischen Stände unternommene Werk in zwanglosen Heften von ungefähr 12 Bogen jedes, deren 5 einen Band ausmachen, und ist bestimmt nur solche Documente, welche ursprünglich in böhmischer Sprache verfaßt sind, und zwar nach folgenden 5 Abtheilungen aufzunehmen: A. Sendschreiben aller Art, B. Staats- und Landtags-Schriften, königliche und amtliche Urkunden, C. Privat-Urkunden, D. Gerichtliche und historische Extracte, E. Auszüge und Uebersichten aus Urkunden,

In jeder dieser Abtheilungen, die sich in jedem Bande wiederholen, ist der Stoff so geordnet, daß alles, was nach Maßgabe des Zeitraums oder des Inhalts zusammen gehört, auch zusammen zu stehen kommt. Historische Anmerkungen und Erläuterungen sind nicht beygegeben, einmal, wie das Vorwort sagt, weil es schwer sey, darin das rechte Maß einzuhalten, dann weil nicht nur aus des Herausgebers zur Zeit noch unvollendeter Geschichte von Böhmen auf das Ganze, sondern auch, bey Vergleichung der Urkunden selbst, wenn erst die Mehrzahl derselben heraus gegeben seyn wird, von einer auf die andere hinlängliches Licht fallen werde.

Jedem Theile ist am Ende nicht nur ein Register über die darin enthaltenen Stücke, in welchem auch der Fund- und Aufbewahrungsort eines jeden angegeben wird, sondern auch ein alphabetisches Verzeichniß aller vorkommenden Person- und Ortsnamen beygefügt.

Wer da erfahren hat wie sehr bey Sammlungen der Art die Erhebung ihres innern Ertrages von dergleichen Beygaben abhängt, die gleichsam erst den Schlüssel zu denselben bilden, wird es mit dem Herausgeber dem Hrn. W. Tomek, der zur Anfertigung des zweyten Verzeichnisses behülflich gewesen, Dank wissen. Was der Herausgeber selbst in ersterem gegeben, sind vollständige Regesten, die schon an und für sich dem Historiker manchen willkommenen Aufschluß gewähren können.

Wir begnügen uns hier einen Ueberblick dessen zu geben, was in diesen zwey ersten Bänden je nach den oben berührten 5 Hauptrubriken A — E geliefert ist.

A. I. 64 Schreiben Kaiser Sigmunds in böhmischer Sprache aus den Jahren 1414 bis 1437.

Darunter eines von 1416 aus Paris an die utraquistischen böhmischen und mährischen Herren, die da ermahnt werden, das, was zu seinem Leidwesen und ohne daß ers habe hindern können, das Jahr

vorher an Joh. Huß geschehen, keinen Anlaß zu Zerwürfnissen seyn zu lassen, — einer von 1418 aus Passau an seinen Bruder König Wenzel in Böhmen, — die meisten aber an Ulrich von Rosenberg.

II. 90 Schreiben Wilhelms von Bernstein aus den Jahren 1520 — 1521 an Verschiedene der böhmischen Großen, voran einige an die Könige Sigmund und Ludwig.

III. 31 Schreiben Verschiedener an Verschiedene aus Zwjkow von 1458 — 1477.

IV 27 Bayerische, d. i. Bayern betreffende Schreiben von 1440 — 1512.

V. 44 Schreiben Verschiedener an Verschiedene aus Tabor von 1441 — 1447.

VI. 4 Schreiben der Könige Georg von Böhmen und Matthias von Ungarn und an dieselben vom Jahre 1470.

VII. 47 Schreiben des Albrecht Holický von Sternberg, obersten Kämmerers des Königreichs Böhmen an Verschiedene von 1436 — 1451.

VIII. 53 Weitere Schreiben Wilhelms von Bernstein aus denselben Jahren 1520 — 1521.

IX. a. 16 Schreiben Kaspar Schlicks von Holitsch, obersten Kanzlers des heil. röm. Reichs, zumeist an Ulrich von Rosenberg aus den Jahren 1445 — 1448.

IX. b. 14 Schreiben des Procop von Rabenstein und an ihn von 1444 — 1448.

X. 17 Schreiben, betreffend die Fehde zwischen Heinrich von Daubá und auf Humpolec und Peter Malowec von Vacow im J. 1413.

B. I. 11 Aktenstücke, betreffend König Wenzel und der Herrenbund von 1394 — 1401.

II. 36 Aktenstücke der Prager Stadtgemeinde von 1406 — 1429.

III. Böhmische Landtagshandlungen von 1440 — 1446, 20 Stücke.

IV. Dergleichen von 1446 — 1452. 56 Stücke.

C. I. 20 alte Documente der Familie Sternberg von 1386 — 1432.

II. 13 Documente der Fürsten von Münsterberg zu Oels von 1454 — 1489.

III. 14 Documente über den Besitz von Grund und Boden, Renten u. dergl. von 1389 — 1499.

IV. Auszüge aus den alten Hoflehentafeln (tabulae aulicae) des Königreichs Böhmen von 1384 — 1456. 58 Stücke.

V. Auszüge aus den alten Landtafeln von 1391 — 1456. 22 Stücke.

VI. Aelteste Documente von Grätz (Hradec) von 1384 — 1404. 10 Stücke.

VII. Urkunden von Koslau in Schlesien von 1480 — 1571. 11 Stücke.

(Schluß folgt.)

Histoire de la Chimie depuis les tems les plus reculés jusqu' à notre epoque, comprenant une analyse détaillée des Manuscrits alchimiques de la Bibliothèque royale de Paris etc.

(Schluß.)

In seiner Schrift: De rebus metallicis et mineralibus beschreibt er genau die Reinigung des Silbers vermittelst Bley und bedient sich zuerst des Ausdrucks Verwandtschaft in dem Sinn, wie wir ihn heut zu Tage nehmen, indem er sagt: der Schwefel schwärzt das Silber und verbrennt alle Metalle wegen der Verwandtschaft, welche er für diese Körper hat (propter affinitatem naturae metalla adurit). Seine kleine Schrift: Compositum de compositis enthält viele Ideen, welche für die Zeitgenossen Alberts von Interesse seyn mußten. Er hat zuerst durch die Synthese gezeigt, daß der in den Gruben vorkommende Zinnober (lapis rubens) aus Schwefel und Queckſilber besteht. Die Darstellung des kaustischen Kali vermittelst Kalk, welche Albert genau beschreibt, hat bis auf unsere Tage fast keine Veränderung erlitten. Er beschreibt die Darstellung der Salpetersäure, indem er ein Gemeng

aus Vitriol, Salpeter und gebranntem Alaun aus einer Retorte destillirt und bezeichnet die vorzüglichsten Eigenschaften dieser Säure.

Roger Baco, hervorragend als Physiker, Chemiker und Arzt, war 1214 zu Ilchester in der Grafschaft Somerset geboren, studirte in Oxford, promovirte zu Paris und kehrte dann wieder nach England zurück. Er war ein ächter Philosoph in der ursprünglichen Bedeutung des Worts, indem er die Kenntniß vieler Wissenschaften in sich vereinigte. Während die scholastischen Philosophen ihre Zeit mit elenden Streitigkeiten hinbrachten, studirte er aufmerksam in dem großen Buche der Natur. Er hinterließ verschiedene Werke, welche für Mathematik und Physik, aber auch für Chemie von Wichtigkeit sind. Die vorzüglichsten dieser Werke sind: Opus majus, Speculum Alchimiae, Speculum secretum und Breve breviarium de dono Dei. In seiner Schrift: De secretis operibus theilt er so bewundernswürdige Thatsachen über Physik und Mechanik mit, daß man versucht wird zu glauben, er habe schon die Dampfmaschine und den Luftballon gekannt. Man kann Maschinen bauen, sagt er, welche geeignet sind, große Schiffe in schnelle Bewegung zu setzen und eben so Wagen mit einer unglaublichen Schnelligkeit, ohne daß dazu die Hülfe eines Thieres nothwendig wäre. (Instrumenta navigandi possunt fieri sine hominibus remigantibus. Currus etiam possunt fieri, ut sine animali moveantur, cum impetu inaestimabili.)

Arnold von Villanova. Sein Geburtsort ist ungewiß, da es Städte Namens Villanova in Frankreich, Spanien und Italien giebt. So viel ist sicher, daß er am Ende des 13. Jahrhunderts die Medicin und Alchimie in Barcelona lehrte und daß er von Peter III., König von Arragonien, zum Leibarzt berufen wurde, welche Stelle er aber wegen Zwistigkeiten mit dem Erzbischof von Tarragona nicht lange bekleidete. Er lebte alsdann abwechselnd in Paris, Montpellier, Florenz, Neapel und zuletzt in Palermo, wo er von Kaiser Friedrich II. mit Wohlwollen überhäuft wurde. Als Papst Clemens V., welcher mit Steinbeschwerden zu kämpfen hatte, ihn zu sich einlud, kam er auf der Reise durch Schiffbruch um und wurde in Genua begraben. Arnold wurde, aber mit Unrecht, als der Entdecker der drey Mineralsäuren bezeichnet, welche lange vor ihm bekannt waren. Seine Werke beziehen sich weniger auf Chemie, als auf Medicin und Pharmacie und haben bey weitem nicht den Werth, den man ihnen gern beylegen möchte; sie enthalten fast keine Entdeckungen, welche ihm eigenthümlich wären, wie dieß aus seinem in Venedig herausgekommenen und in Basel und Lyon wieder gedrucktem Werke: Opera nuperrime revisa, zu sehen ist.

Raimund Lullius, Arnolds Schüler, war 1235 auf Majorca geboren. Er gieng von Paris nach Rom in der Absicht, den Papst zu vermögen, in den Klöstern Lehrstühle der orientalischen Sprachen zu errichten, deren Kenntniß er für nothwendig hielt, um die Mahomedaner zu bekehren. Da er aber seine Absicht nicht erreichte und es ihm nicht gelang, die christlichen Fürsten zu einem neuen Kreuzzug zu bewegen, so schiffte er sich nach Afrika ein, um dort das Evangelium zu predigen. Daselbst wurde er von den Einwohnern in Tunis gesteinigt. Sein Ruf als Alchimist wird durch seine Werke nicht gerechtfertigt, obgleich die Zahl derselben sehr groß ist. Seine größeren Werke sind: Testamentum duobus libris universam artem chimicam complectens und Compendium animae transmutationis artis metallorum etc.; auf letzteres Werk ist nur wenig Werth zu legen. Man hat Raimund Lullius mehrere Entdeckungen zugeschrieben, wovon ihm aber nur die des Spiritus nitri dulcis wirklich gebührt.

Der Verf. führt hier noch eine nicht geringe Zahl von Schriftstellern auf, welche aber fast alle nur so wenig die Wissenschaft gefördert haben, daß wir ihre Namen nicht erwähnen. Nur bey einem Chemiker dieser Epoche haben wir noch zu verweilen; dieß ist:

Basilius Valentinus. Die meisten Geschichtschreiber sind der Ansicht, daß B. Valentinus am Anfang des 15. Jahrhunderts gegen 1413 als Benediktiner Mönch in Erfurt gelebt habe; es sind indessen triftige Gründe vorhanden, anzunehmen, daß niemals ein Benediktiner dieses Namens existirte, sondern daß der pseudonyme Autor der Werke

des B. Valentinus dem Ende des 15. Jahrhunderts oder vielleicht gar einer noch neueren Epoche angehöre. Der Name B. Valentinus findet sich weder in dem Provinzial-Verzeichnisse der Benediktiner von Erfurt, noch in dem allgemeinen Verzeichnisse der Benediktiner Mönche, welches sich in Rom befindet. Diese Zweifel sind übrigens schon in Joh. Fr. Gmelin's Geschichte der Chemie erhoben worden. Hiezu kömmt noch, daß B. Valentinus in seinen Werken schon der Buchdruckerlettern aus Antimon gedenkt (die ersten waren von Holz) und die syphilitische Krankheit, welche 1498 aus Amerika oder Neapel nach Frankreich eingeschleppt war, mit Quecksilber, Antimon und Bley zu behandeln räth. Keines seiner Werke ist vor dem 17. Jahrhundert gedruckt worden; die ältesten Ausgaben sind von 1602 oder 1604. Die Originalausgabe seines Werkes: Currus triumphalis Antimonii, war deutsch. B. Valentinus ist in demselben so eingenommen für das Antimon, daß er es unter die sieben Wunderwerke der Welt rechnet. Er erblickt in diesem Metall und seinen Verbindungen die Quelle des Reichthums und der Gesundheit, bey welcher Gelegenheit er heftige Ausfälle gegen die Aerzte und Apotheker seiner Zeit vorbringt. Die vorzüglichsten Antimonialpräparate hat er richtig erkannt und genau beschrieben. Seine Haliographia seu de praeparatione, usu ac virtutibus omnium salium (1644) ist ein Werk, welches viele interessante Thatsachen enthält. Er beschreibt darin die Darstellung des Knallgoldes, des grünen Vitriols aus Schwefelsäure und Eisen, der Kupfer- und Bleysalze mit Essig, der Schwefelleber ꝛc. Auch spricht er schon von künstlichen Bädern.

Seine Abhandlung über Mineralien, welche sehr selten zu seyn scheint, findet sich in Paris auf der Bibliothek des Arsenals. Sie enthält Beschreibungen der Antimon- und Arsenikverbindungen, giebt Aufschlüsse über die Natur des Salpeters und zeigt, wie sich aus Schwefel und Scheidewasser die concentrirte Schwefelsäure darstellen läßt. Seine Schrift: Handgriffe über die Bereitung der Medicamente, enthält die Beschreibung der Bereitung der concentrirten Schwefelsäure durch Destillation aus dem Vitriol, so wie der Destillation der Schwefelsäure mit Weingeist versetzt, woraus eine lieblich riechende Essenz entstehen soll, welche nichts anderes als Aether seyn kann. Auch gibt er die Darstellung des Scheidewassers an, indem man Salpeter, mit Schwefelsäure zersetzt, destillirt. In seinem Werk: Die Offenbarung der verborgenen Handgriffe (Erfurt 1624) beschreibt er die Rectification des Weingeistes, die Bereitung des Extract. Saturni etc. Die Werke von B. Valentinus waren im 17. Jahrhundert sehr unter den Alchimisten verbreitet und einige seiner Schriften befinden sich noch als Manuscripte in verschiedenen Bibliotheken.

Die wichtigsten Entdeckungen, welche im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts gemacht wurden, waren die des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, so wie später die des Gewitterableiters durch Franklin. Die Entdeckung des Schießpulvers ist weder Roger Baco, noch Albert, am wenigsten aber Barthold Schwarz zuzuschreiben. Man kann sagen, daß man keine Gewißheit hat, wer der Erfinder des Schießpulvers und seiner Anwendung zu Feuergewehren gewesen. Sponde giebt an, daß die Schlacht bey Crecy (1346) ihren Erfolg der Anwendung von eisernen Kugeln, welche mit Donner durch Bomben geschleudert wurden, zu verdanken habe (bombardis ferreas glandes horrifico sono emittentes) und alle Geschichtschreiber wiederholen, daß man sich bey der genannten Schlacht zum erstenmal des Schießpulvers bedient habe, obgleich auch angegeben wird, daß schon 3 Jahre vorher die Mauren bey der Belagerung von Algesiras sich gegen die Spanier durch geschleuderte Eisenkugeln vertheidigt haben.

Das in alle Verhältnisse am tiefsten eingreifende Ereigniß war die Entdeckung der Buchdruckerkunst. Bildung, Gelehrsamkeit, Besitz literarischer und wissenschaftlicher Schätze hörte auf das vorrechtliche Eigenthum Einzelner durch Vermögen und Geburt Begünstigter zu seyn, als Guttenberg, Schäffer und Faust durch die große Erfindung, geistige Erzeugnisse ins Unendliche zu vervielfältigen und dadurch einem Jeden zugänglich zu machen, der Intelligenz ein so unermeßliches Feld eröffnet hatten.

Wir behalten uns vor, demnächst den zweyten Band vorzulegen.

A. B.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Euthymii Zygadeni Narratio de Bogomilis seu Panopliae dogmaticae Titulus XXIII. Graeca recognovit, et primum in Germania integra edidit, P. Fr. Zini interpretationem Latinam adjecit D. Jo. Car. Lud. Gieseler. Gottingae prostat apud Vandenhoeck et Ruprecht. 1842. 4. Pagg. 45.

Der Mönch Euthymius, mit dem Zunamen Zygabenus, oder, wie Herr Gieseler nach unserm Dafürhalten richtiger schreibt, Zygadenus, den er von seinem Geburtsorte Ζύγαδα oder Ζύγαδος erhalten haben mochte, lebte zu Anfang des XII. Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Alexius Komnenus und galt für den gelehrtesten Theologen seiner Zeit. Deßhalb trug ihm auch Alexius auf, unter dem Titel: *Πανοπλία δογματική*, eine Widerlegung aller Häresien, oder der meisten, welche bis zur damaligen Zeit statt gefunden, zu schreiben, und zugleich die Irrlehren der Bogomilen, welche im Jahre 1111. besonders in der Hauptstadt des Reichs im Stillen sich verbreiteten, und unter den Vornehmeren, unter den Frauen und unter den Mönchen viele Anhänger fanden, zu enthüllen und zu bekämpfen *)

Wenn Euthymius in der Darstellung der älteren Häresien den Zeugnissen seiner Vorgänger, in der der neueren oft nur dem Gerüchte gefolgt

---

*) Die Quelle der Geschichte der Bogomilen ist das XV. Buch der Alexias der gelehrten Anna Komnena. Paris. 1651. Fol. S. 186. B. — 195. B. Doch enthielt sich die fürstliche Verfasserin aus frommer Scheu, sich über die Lehre dieser Häretiker ausführlicher zu äußern: „Ἠβουλόμην δὲ καὶ πᾶσαν τὴν τῶν Βογομίλων διηγήσασθαι αἵρεσιν·" bemerkt sie S. 190. A., „ἀλλά με κωλύει καὶ αἰδώς, ὡς ποὺ φησιν ἡ καλὴ Σαπφώ, ὅτι σιγγραφεὺς ἐγωγε γυνὴ καὶ τῆς τοιαύτης τὸ τιμιώτατον καὶ τῶν Ἀλεξίου πρώτιστον βλάσημα, τά τε εἰς ἀκοὴν πολλῶν ἐρχόμενα σιγῆς ἄξια βούλομαι μὲν γράφειν, ἵνα τὸ πλήρες τῆς τῶν Βογομίλων παρασήσω αἱρέσεως, ἀλλ' ἵνα μὴ τὴν γλῶτταν μολύνω τῇ ἐμαυτῆς, παρίημι ταῦτα, παρατίθημι δὲ τοὺς βουλομένους τὴν ὅλην αἵρεσιν τῶν Βογομίλων διαγνῶναι εἰς οὕτω καλούμενον βιβλίον, δογματικὴν ταύτην, ἣ ἐπιταγῇ τοῦμοῦ πατρὸς συνετέθειτο· καί γάρ ποταχόν τινα Ζυγαδηνὸν καλούμενον, γνώσει μὲν τῇ δεττοίνῃ καὶ πρὸς μητρὸς ἐμῇ πάππῳ καὶ τάξει τοῖς τοῦ ἱερατικοῦ καταλόγου, γραμματικῆς δὲ εἰς ἄκρον ἐληλακότα καὶ ῥητορικῆς οὐκ ἀμελέτητον ὄντα καὶ τὸ δόγμα, ὡς οὐκ ἄλλος τις, ἐτεράμενοι· τοῦτον ὁ αὐτοκράτωρ μετατεινάμενος ἐπέταξεν ἀτάσθαλος τὰς αἱρέσεις ἐκθέσθαι ἑκάστην ἰδίᾳ, καὶ ἐφ' ἑκάστῃ τὰς τῶν πατέρων ἀνατροπὰς ἐγγράψασθαι, καὶ αὐτῶν δὴ (vielleicht δὲ) τῶν Βογομίλων τὴν αἵρεσιν, καθὼς ὁ ἀοίδιμος ἐμὸς Βασίλειος ἐμηνήσατο. Ταύτην τὴν βίβλον δογματικὴν τετάχθαι ὁ αὐτοκράτωρ ὠνόμασε. Μέχρι τοῦ νῦν οὕτω προσαγορεύεται τὰ βιβλία." Vergl. Euthym. XVII. 124

fern mochte, so konnte er in der Erzählung von den Bogomilen aus der zuverlässigsten und lautersten Quelle schöpfen, da ihm die Protokolle der mit dem Haupte der Bogomilen, dem Arzte Basilius, und seinen zwölf Aposteln und andern eifrigen Anhängern desselben unter dem Vorsitze des Kaisers angestellten Verhöre zu Gebote standen, und er sonst noch, und auch in der Folge Gelegenheit hatte, die abenteuerlichen Lehren jener Häretiker genauer kennen zu lernen, indem er auf einer Reise, welche er nach Jerusalem unternahm, mit einem Bogomilen, der ihm ganz freymüthig seine Grundsätze mittheilte *), zusammentraf, und nach der Rückkehr in sein Kloster zu Konstantinopel sehen mußte, daß sein Schüler Symeon der Häresie der Bogomilen anhänge, den er durch List dahin zu bringen wußte, daß er ihm die Verführer (Mönche des nämlichen Klosters) nannte, welche Euthymius unter dem Scheine, daß auch er in ihre Geheimnisse eingeweiht zu werden wünsche, auszuholen suchte **).

Seine παναπλία, aus welcher die vorliegende Schrift entnommen ist, wurde zuerst von dem Veroneser Pietro Franc. Zini zu Venedig im J. 1555. in Folio in Lateinischer Uebersetzung zu Tage gefördert. Der Griechische Text erschien hundert und fünfundfünfzig Jahre später zu Tergowischt in der Wallachey in Folio. Diese Ausgabe ist jedoch in Deutschland ungemein selten, so daß sie nur Wenige durch Autopsie kennen; ja selbst die berühmte Göttinger und die reiche Münchner Bibliothek besitzen kein Exemplar derselben.

Bald darauf schrieb Joh. Christoph Wolf, ohne von derselben Kenntniß zu haben, seine Historia Bogomilorum. Vitemberg. 1712. 4. (seine Vorrede aber ist vom 28. September 1711. datirt), wozu er eine auf der Bodley'schen Bibliothek zu Oxford aufbewahrte Abschrift, welche der Oxforder Bischof Joh. Fell von der ganzen παναπλία des Euthymius nach einem ältern Codex zum Behufe einer von ihm beabsichtigten Ausgabe des ganzen Werkes hatte besorgen lassen, auf Hudson's Verwendung benutzte. Seine Geschichte besteht nämlich aus drey Dissertationen, von welchen die erste de Bogomilorum nomine, origine et fatis handelt, die zweyte de doctrinis Bogomilorum überschrieben ist, und die dritte den Titel: De moribus Bogomilorum, führt. Diese Art der Behandlung des Gegenstandes aber hatte das Nachtheilige, daß die Erzählung des Euthymius ganz zerstückt, anders geordnet und unvollständig ist; auch fehlt es nicht an argen Schreib-, oder Druckversehen.

Da aber auch dieses Werkchen heut zu Tage ziemlich selten und nicht leicht aufzutreiben ist, so entschloß sich Herr Gieseler, den die Bogomilen betreffenden Abschnitt des Euthymius aufs Neue und ganz zu bearbeiten. Um sich den ächten Text (textum genuinum, wie er sich ausdrückt) zu verschaffen, wandte er sich an Herrn Kopitar, Custos an der k. k. Bibliothek zu Wien, welchen er sogleich bereit fand, seinem Wunsche zu entsprechen. Da die einzige Wiener Handschrift, welche die ganze παναπλία und den über die Bogomilen handelnden Abschnitt enthält, voll von Abbreviaturen und deßhalb sehr schwer zu lesen ist, so kamen sie überein, daß der von dem Herausgeber aus Wolfs Historia Bogomilorum abgeschriebene Text hauptsächlich mit der Tergowischter Ausgabe verglichen und daraus ergänzt; in einigen wichtigern Stellen aber die erwähnte Handschrift zu Rathe gezogen werden sollte; denn da die Tergowischter Ausgabe, Zini's Uebersetzung und der Wolfische Text aus verschiedenen Handschriften geflossen sind, so hoffte er, daß durch eine Vergleichung derselben untereinander der Text des Euthymius so hergestellt werden könne, daß er von dem ursprünglichen nur in unbedeutendern, den Sinn nicht entstellenden, Lesarten abweiche. Demnach verglich er die vorhan-

*) Vorrede zu dem I. Th. der παναπλία, und zu der vorliegenden Schrift oder zu dem XXIII. Tit. und das Schlußkapitel.

**) S. Euthymii Zygaleni Libri invectivi contra Bogomilos Fragmentum ex Vaticano codice eruitum etc. a Nicolao Fogginio in den Anecdot. literar. Rom. 178. Vol. IV. p. 28. seqq.

**) S. ebendaf. p. 31. seqq.

denen Texte mit einander, nahm, wenn sie variirten, diejenigen Lesarten, welche ihm die besseren dünkten, in den Text auf, und fügte die übrigen am Rande bey, so daß, wenn die Lesart der Tergowischter Ausgabe am Rande steht, die Wolfische im Texte eine Stelle fand, und umgekehrt, und wenn er anderswoher eine Lesart aufnahm, die Quelle anzeigte. Zini's Lateinische Uebersetzung ließ er unverändert abdrucken, weil sie das Ansehen einer Handschrift hat.

Wenn der Herausgeber in der Vorrede S. 4. bemerkt: Graecitas autem Euthymii certe non ea est, cui accuratissime restituendae multum laboris impendere operae pretium sit, so können wir ihm keineswegs beystimmen; wir sind vielmehr der Ansicht, daß jedes Erzeugniß des klassischen Alterthums, wenn auch aus späterer Zeit, mit der möglichst größten kritischen Sorgfalt behandelt werden sollte. Deßhalb hätten wir gewünscht, daß es ihm hätte gefallen mögen, die Wiener Handschrift genauer vergleichen zu lassen, weil sonach manche Fehler, welche stehen geblieben, leicht hätten verbessert werden können, wie sich Ref., welcher eine sehr gute Münchner Handschrift Nr. 56. einsah, zur Genüge überzeugte.

(Schluß folgt.)

Archiv Český čili staré písemné památky České i Morawské etc.

(Schluß.)

D. I. Zeugenaussagen von 1453 — 1456.

II. Erkenntnisse des k. Hofgerichtes von 1454 — 1465.

III. Rechtsbuch oder Proceßordnung aus dem XIV. Jahrhundert, genannt das Buch des alten Herrn von Rosenberg.

IV. Böhmische Landgerichts- oder Proceßordnung aus dem XIV. Jahrhundert, lateinisch und böhmisch.

V. Gerichtliche Auszüge aus der alten Landtafel des Königreichs Böhmen von 1287 — 1437.

VI. Des Herrn Andreas von Daubá Zuschrift an König Wenzel IV. und Erläuterung über das böhmische Landrecht (aus dem XIV. Jahrhundert).

E. I. II. III. Register oder Regesten, verfaßt in den Jahren 1453 — 54 durch eine ständische Commission über königliche und öffentliche Urkunden, welche nach den Wirren der voraus gegangenen Jahre zur Legitimation über den Besitz von Eigengütern, Lehen, Renten u. s. f. dieser Commission vorgelegt und von ihr als gültig anerkannt worden sind. Sie laufen in den beyden vorliegenden Bänden von Nr. 1. bis 683.

Dieser Ueberblick dünkt uns hinreichend, zu zeigen, daß in dieser Sammlung so manches niedergelegt ist, was auch dem Nichtböhmen bedeutsam seyn kann und seyn muß. Niemanden aber wird es über Aktenstücken solcher Art zu Sinne kommen, dem Herausgeber jenen oft gehörten Vorwurf einer freylich so Manchem unbequemen Čechomanie zu machen. Urkunden sind es nur mehr annäherungsweise, wo sie in einer andern als ihrer ursprünglichen Sprache vorgelegt werden. Daß es übrigens der Herausgeber an Sorgfalt und Treue nicht habe fehlen lassen, dafür kann wohl schon sein Name und seine Stellung Bürge seyn. Ein buchstäbliches Halten an der Schreibweise der Vorlagen würde ohne allen Zweck hie und da nur das Lesen erschwert haben; darum ist durchgängig eine geläufigere Orthographie, und zwar die neueste angewendet.

Um auf Abtheilung A. IV. oder die bayerischen Schreiben zurück zu kommen, so bestehen sie aus Stücken, die der Herausgeber im J. 1831 aus dem Vorrath in böhmischer Sprache verfaßter Urkunden und Akten des k. allgemeinen Reichsarchivs in München ausgewählt und copirt hat. Sie betreffen größtentheils Privatfehden und Irrungen, in welche an der Grenze einzelne böhmische Edelleute mit den bayerischen Herzogen oder deren Amtleuten zum gegenseitigen Schaden der armen Unterthanen verwickelt sind. So die eines Radislaw (Racek) von Janowitz auf Riesenberg 1441

— 1453, die eines Peter Zmrzlik, in welchen beyden von böhmischer Seite über Martin Sattelbogener von Lichteneck und einen Rothaft Klage geführt wird, 1451 — 53, eines Bretislaw (Brènèk) von Ronsperg und Glogau (Hlohow) 1475, die eines Burian von Gutenstein 1475, eines Burian von Kotzau (Kocow), welcher in einem Schreiben von 1477 aus Horazdèjowic an Hans Stauffer, der sich nenne Vitzthum in Niederbayern, an Wolfgang Waldecker (Waldekaře), Heinrich Zenger, Conrad Pollinger (Pellingaře) Ober-Richter und Sigmund Waltenhofer Rentmeister in Straubing, diese bayerischen Beamten in sehr unumwundenen Ausdrücken für ehrlos erklärt, so lange sie anstehen würden, ein ihm auf Christentreu und Glauben und mit Handschlag gegebenes Wort zu erfüllen, die der Gebrüder Jaroslaw ud Zdeslaw von Sternberg 1479, eines Jan von Herstein 1481, eines Bohuslaw Rochce von Ottau 1496, eines Janowsky von 1501, eines Herman von Janowitz 1501, welchem endlich, wie andern, von König Wladislaw, sein Recht mit den Waffen zu verfolgen, untersagt wird.

Unter diesen Schreiben sind drey im Namen Georgs von Podiebrad, Verwesers des Königreichs Böhmen, zwey in dem des Königs Wladislaw erlassen. Gerichtet sind sie meistens, nach der Zeitfolge, an die bayerischen Herzoge Albrecht III. und Albrecht IV., einer an Anna, Albrechts III. Gemahlin, so wie ein anderer an König Wladislaw. Die beyden letzten Schreiben, das eine von Zdeněk Lew von Rožmitál, Obersten Burggrafen zu Prag 1511, das andere von den Verwesern des Königreichs 1512, an Herzog Wilhelm in Bayern betreffen die Grenz-Irrungen zwischen den Choden (königlichen Bergbauern, Chody) und andern böhmischen Unterthanen einerseits und den Unterthanen am bayerischen Waldgebirge, und die Schlichtung dieser Irrungen.

Zu diesen beyden Stücken allgemeinern Betreffes (die übrigen geben wenigstens eine nicht sehr erbauliche Ansicht von dem wilden Rechtszustande unter den Größern jener Zeit) ist noch das allererste zu rechnen, nämlich ein Schreiben aus (Bischof =) Teinitz von Zdeněk Kolwin von Ronsperg (Ramsperg), Burggrafen daselbst vom 13. August 1440 an Jan von Sedlitz, Hofmeister des Fürstenthums Bayern, die Wahl Herzog Albrechts III. zum König von Böhmen betreffend, und auf deutsch ungefähr folgendermaßen lautend: Meinen Dienst zuvor, wohlgeborner lieber Freund. So wird denn, Gott sey Dank, unser Herr auf Bartholomäi zu Cham (w Kubě) seyn und mit den böhmischen Herren zusammen treten. Deßhalb, lieber Bruder, sprich mit Sr. Gn., es möge Se. Gn. ganz unbekümmert seyn, denn wir hoffen zu Gott, daß Sr. Gn. der Ausgang genehm seyn werde. Ich will zwey oder drey Tage vor Barholomäi zu Straubing (w Strubině) auf Se Gn. warten, um die Sache fleißiglich mit Sr. Gn. zu bereden. Früher zu euch zu kommen ist mir nicht füglich; inzwischen habe ich euch in nichts, was ich wußte und vermochte, vernachläßigt. Datum in Tinhorssow sabbato ante assumptionem beate et gloriose semper Mariae virginis anno domini etc. XL.

Somit bildet dieses Schreiben, woraus ersichtlich, wie Albrecht, noch vor seinem Ausreiten zu Straubing auf den Tag zu Cham (24. Aug. 1440), mit einem der unterrichtetsten böhmischen Herren, der ihn wahrscheinlich auch dahin begleitete, vorläufige Rücksprache gepflogen, ein willkommenes Mittelglied in der Reihe der Actenstücke, die über eine der schönsten Thatsachen der bayerischen Regentengeschichte in M. Frhrn. v. Freyberg Sammlung historischer Schriften und Urkunden 3. Band S. 1 — 70 öffentlich aufbewahrt sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Euthymii Zygadeni Narratio de Bogomilis seu Panopliae dogmaticae Titulus XXIII. etc.

(Schluß.)

Die nach der Aufschrift κατὰ Βογομίλων folgende grammatische Erklärung dieses Namens, welche so lautet: Βόγ μὲν γὰρ ἡ τῶν Βουλγάρων γλῶσσα καλεῖ τὸν Θεόν, μίλουι δὲ τὸ ἐλέησον. εἴη δ' ἂν Βογόμιλος κατ' αὐτοὺς ὁ τοῦ Θεοῦ τὸν ἔλεον ἐπισπώμενος, halten wir für eine aus dem Rande eingeschobene Bemerkung eines Scholiasten, *) da dergleichen Namenerklärungen von dem Verfasser sonst (so z. B. in dem einundzwanzigsten Titel gegen die Paulicianer und in dem zweyundzwanzigsten gegen die Masalianer) im Texte angebracht sind und mit diesem in genauem Zusammenhange stehen, und der Anfang dieses Titels der Euthymianischen Erzählung bey Konstant. Harmenopulus de opinionibus haereticorum (in der Legatio Imp. Caesaris Manuelis Comneni Aug. ad Armenios. Basil. 1587. 8.) Cap. 19. so gelesen wird: Ἡ τῶν Βογομίλων αἵρεσις οὐ πρὸ πολλοῦ συνίστη τῆς καθ' ἡμᾶς γενεᾶς, μέρος οὖσα τῆς τῶν Μασαλιανῶν, καὶ συμφερομένη τὰ πολλὰ τοῖς ἐκείνων δόγμασιν· ἔστι δὲ ἃ καὶ προσεξειροῦσα, καὶ τὴν λύμην αὐξήσασα. εἴη δ' ἂν Βογόμιλος κατὰ τὴν τῶν Μυσῶν γλῶτταν ὁ τοῦ Θεοῦ τὸν ἔλεον ἐπισπώμενος. Eben so dürfte die Aufschrift des vierundzwanzigsten Titels gegen die Saracenen, auch Ismaëliten genannt, welchem eine genealogische Ableitung dieser Namen angefügt ist, schwerlich von dem Verfasser der Schrift selbst herrühren.

S. 5. Z. 2. hat die Münchner Handschrift, wie Harmenopulus in der eben angeführten Stelle und Kap. 18., Μασαλιανῶν statt Μασσαλιανῶν. Vergl. Euthym. unten S. 24. Z. 10. und S. 29. Z. 4. von unten. So las an diesen drey Stellen auch Zini; an den zwey letztern aber schrieb Herr Gieseler Massalianorum. Die nämliche Schreibung befolgt übrigens die Münchner Handschrift auch im zweyundzwanzigsten Titel, welcher κατὰ Μασαλιανῶν überschrieben ist, womit auch Zini's Uebersetzung übereinstimmt.

S. 6. Z. 1. τινὰ δέ] Harmenopulus in der angeführten Stelle giebt ἔστι δὲ ἃ· Z. 2. bietet der Münchner Cod., wie die Tergow. Ausgabe, εὐτέχνως für ἐντέχνως. Z. 7. bestätigt er die von Hrn. Gieseler aus dem Wolfischen Texte aufgenommene Lesart προσδιαλέγεσθαι.

Kap. I. S. 6. Z. 4. v. unt. bewährt er ναὶ μήν und im Folgenden mit Harmenopulus (Cap. 19. p. 574.) κατ' ἐπίνοιαν. — S. 7. Z. 2. ist vor ἕβδομον aus unserer Handschrift καὶ einzusetzen. Z. 3. schreibt Hr. Gieseler nach Wolf, welcher der falschen Accentuation des Fellischen Apo-

*) Scholien zur παιοπλία des Euthymius, von einem gewissen Mönch Pachomius verfaßt, enthält, wie Foggini S. 5. bemerkt, der Cod. Vat. 1447.

graphons folgte, ἡ σοφία γάρ, φασιν, ᾠκονόμησεν ſtatt ἡ σ. γάρ, φασὶν, ᾠκ. So Kap. V. S. 9. Z. 6. Ἀβραάμ, φασιν für Ἀβραὰμ, φασίν. Vrgl. Kap. VI. S. 10. Z. 4. von unten. Kap. VII. S. 11. Z. 13. und 5. von unt. Kap. VIII. S. 16. Z. 3. und 2. von unten. Kap. IX. S. 20. Z. 4. u. ſ. w. Statt des auf Βογόμιλοι zu beziehenden φασιν hat der Münchner Codex φησιν (d. i. ὁ θεόλογος Ἰωάννης). Z. 5. beſtätigt er die aufgenommene Lesart παρερμηνεύοντες. Z. 10. lieſt er τὰ ἐφεξῆς (ſtatt ἑξῆς) ἑπτά. Z. 12. ἀθετοῦντες τὰς Μωσαϊκὰς βίβλους für τ. Μωσ. β. ἀθετ. Z. 14 — 15. unrichtig συνελθῶσι ſtatt συνελαθῶσι.

Kap. II. S. 8. Z. 5. ergänze man vor σωματοειδὲς aus der Münchner Handſchrift den Artikel τό.

Kap. III. S. 8. Z. 11. iſt ſtatt ὦ τοῦ πλατέος γέλωτος! nach dem Münchner Cod. ὦ τ. πλ. γ.! zu verbeſſern. Eben ſo Kap. VI. S. 10. Z. 12. Ὦ τῆς ἀναιδεστάτης — μυθοπλαστίας! Kap. XVII. S. 27. Z. 2. Ὦ μιαρῶν χείλεων, ὦ γλώσσης μιαρωτέρας! Kap. XXXI. S. 37. Z. 7. ὦ τῆς ἀναισχυντίας! Kap. XLI. S. 40. Z. 11. ὦ τῆς πλατείας ἀγροικίας τῶν ἀπαιδεύτων! Kap. XLIV. S. 41. Z. 6. ὦ τῆς ὑπερβαλλούσης ὕβρεως! Kap. XLV. S. 41. Z. 14. ὦ τῆς ἀτοπίας! Vrgl. Boissonad. Anecd. Gr. Vol. V. p. 279.

Kap. VI. S. 10. Z. 1. hat die Münchner Handſchrift richtig καθήμενον ἐπὶ θρονοῦ ſtatt καθ. ἐπὶ θρόνου. Z. 10. in umgekehrter Ordnung εἶναι τὸν Σαταναήλ. Z. 12. hätte βῖψαι ſtatt βίψαι verbeſſert werden ſollen. Z. 13. fehlt das erſte ἦν in unſerer Handſchrift. Z. 3. v. u. bietet ſie αὖθις für πάλιν. S. 11. Z. 5. hat ſie mit der Tergow. Ausgabe ταῦτα.

Kap. VII. Z. 4. v. u. giebt ſie in umgekehrter Stellung ὁ θεὸς ἐποίησε. S. 12. Z. 3., wo jetzt καὶ ἀποστατικαῖς δυνάμεσιν geleſen wird, iſt aus der Münchner Handſchrift vor ἀποστατικαῖς der Artikel ταῖς einzuſetzen. Z. 13. hat ſie ποιεῖ für πονεῖ. Z. 15. verbeſſere man ſtatt εἰ ζωοποιηθῇ nach derſelben εἰ ζωοποιηθείη. Z. 2. v. u. lieſt ſie ἐκεῖθεν ὁμοίως in umgekehrter Stellung. Trefflich ſodann ταῖς ἴσαις ἀστραψάσης (für ἀποστραψάσης) λαμπρότησι. S. 13. Z. 1. τοῦ ἰδίου πλάσματος, wie Wolf. Z. 6. beſtätigt ſie Καλωμενὰ und Z. 7. φόνον. Z. 11. giebt ſie καὶ μορφὴν καὶ στολὴν in umgekehrter Ordnung. Z. 1. v. u. τῷ (ſtatt τῇ) φύσει Πατρὶ, was den Vorzug verdient. S. 14. Z. 12 — 13. κατεσκεύασε für κατεκόσμησε. Z. 17. τοῦ πρώτου ἀνθρώπου (ſtatt οὐρανοῦ), wie Zini las. S. 15. Z. 15. κατὰ φύσιν, wie der Wolfiſche Text. Uebrigens beſcheinigt ſie alle auf dieſer Seite aus Wolf aufgenommenen Lesarten. Statt ὄνομα τοῦ κόσμου bietet ſie S. 16. Z. 1. ὄνομα τὸ τοῦ κόσμου und Z. 3. καὶ ὁ κύριος.

Kap. VIII. S. 16. Z. 10. Beſſer unſere Handſchrift ὀψὲ δέ ποτε συνῆκε, wie auch Zini las, ſtatt ὀψέ ποτε δὲ σ. Z. 12. ſetzt ſie vor τὰ καιριώτατα mit Recht die Bindepartikel καὶ ein. Z. 4. v. u. hat ſie τοῦτον δὴ für τ. δέ. S. 18. Z. 5. ſchreibe man ſtatt καὶ ἐφεξῆς mit unſerer Handſchrift τὰ ἐφεξῆς. S. 19. Z. 5 — 6. παραδραμητέον für παραδρομητέον, und ſtatt παρατροπὰς Z. 10. ἀνατροπὰς, dem Zini's confutationes entſpricht. Z. 14 — 15., wo nach der Tergow. Ausgabe und nach dem Wolfiſchen Texte περιττὸν δὲ καὶ τὸ ἀντειπεῖν πρὸς τὴν ἀνάληψιν ἐν δεξιᾷ καθέδραν τοῦ σαρκωθέντος, τὴν ἐπὶ τοῦ θρόνου τοῦ Σαταναὴλ geleſen wird, bemerkt der Herausgeber: Scripserim πρὸς τὴν ἐν δεξιᾷ καθέδραν, quam librarius alterum πρὸς τὴν facile omittere potuit. Trefflich die Münchner Handſchrift — — πρὸς τὴν μετὰ τὴν ἀνάληψιν ἐν δεξ. καθ. κτλ. Statt ἐκάθισε hat ſie zu Ende dieſes Kapitels ἐκάθισεν, was am Schluſſe des Satzes des Nachdrucks wegen unſtreitig den Vorzug verdient. Eben ſo am Ende des 17. Kapitels ὁμολογοῦσιν und am Ende des 45. ἐκφέρουσιν.

Kap. IX. S. 20. Z. 5. v. u. läßt ſie vor Σὴθ den Artikel weg. S. 21. Z. 1 — 2. hat ſie in umgekehrter Stellung θεὸς οὗτος κυρίως καὶ ἀληθῶς für κυρ. καὶ ἀλ. οὗτ. θεός.

Kap. X. S. 21. Z. 5. v. u. lieſt ſie ἐπι-

τάγματα und S. 22. Z. 7. σροδρὸν, wie die Tergow. Ausgabe.

Kap. XI. S. 23. Z. 2., wo es heißt: θεοὺς γὰρ ἐπεφήμιζον αὐτοῖς μὴ ὄντας θεοὺς, ἀλλὰ δαίμονας, ψευδομένους τὴν θεότητα, bietet der Münchner Cod., wie der Wolfische Text, οὐκ ὄντας, was Beyfall verdient.

Kap. XII. S. 23. Z. 7. hat er τοὺς ἁγίους ἱεράρχας. Z. 9. richtig οἱ διδάξαντες. Unten Z. 14. ποῦ δὲ θήσεις ohne καὶ nach δὲ, wie Zini las. Z. 1. v. u. verbessere man statt εἰ δὲ τὰ λείψανα τούτων (d. i. τῶν μακαρίων πατέρων) δραπετεύουσι τοὺς δαίμονας, wo der Herausgeber οἱ δαίμονες vermuthet, nach der genannten Handschrift ἀπελαύνουσι τοὺς δαίμονας, womit auch Zini's Uebersetzung übereinstimmt, welche so lautet: quod si reliquiae ipsorum daemones ejiciunt.

Kap. XIII. S. 24. Z. 8. lesen wir in dem Münchner Cod. ἐν τῇ κολάσει, was Billigung verdient, für ἐν κολάσει, und am Ende dieses Kapitels ὡς (statt καὶ) ὑποκατιών.

Kap. XVI. S. 25. Z. 4. ὡς αὐτοῖς δοκεῖ, τελειούμενον. Sodann ἀναζαπτίζουσι. S. 26. Z. 2. ἀναγωγήι. Z. 5. θρυλουμένην mit Einem λ. Eben so Kap. XVIII. S. 27. Z. 2. v. unt. πολιθρύλητον und im zweyundzwanzigsten Titel Fol. 252. a. Z. 1. θρυλοῦσι, welche Schreibung der andern mit verdoppeltem λ vorzuziehen ist. S. Etymol. M. p. 456, 40. sqq., Etymol. Gud. p. 200, 26., Orion d. Theb. p. 624, 27. und Eustath. Il. Ψ. v. 396. p. 1307, 41. ed. Rom. S. 26. Z. 9. τελοῦσι von der nämlichen Hand. Z. 4. v. u. τὸ δὲ παρ' ἐκείνοις.

Kap. XVII. S. 27. Z. 7. giebt unsere Handschrift ἐν τῷ κατὰ τῶν Παυλικιάνων τίτλῳ (statt λόγῳ), wie Kap. I. S. 7. Z. 8. Kap. VII. S. 14. Z. 3. v. u. Kap. IX. S. 21. Z. 2. Kap. XVI. S. 26. Z. 15. und Kap. XX. S. 29. Z. 3. v. unt. gelesen wird. — Z. 9. läßt sie vor κοινωνίας, wie die Tergow. Ausgabe, den Artikel weg. Z. 5. v. u. bestätigt sie die von Hrn. Gieseler nach Zini's Uebersetzung gemachte Verbesserung ὡς αἷμα.

Kap. XVIII. S. 28. Z. 2. hat sie, wie die Tergow. Ausgabe, οἰκητήριον. Z. 3. ὁ θεὸς statt ὁ κύριος, und Z. 7. καθιερώμενοι.

Kap. XIX. S. 28. fügt sie nach πάτερ ἡμῶν, wie die Tergow. Ausgabe, die Worte καὶ τὰ ἑξῆς an. Vrgl. Kap. XVII. gegen das Ende. Kap. XXXV. S. 38. Z. 5. v. u. Kap. XXXIX. S. 39. Z. 3. v. u. und Kap. XLIII. S. 40. Z. 3. von unten. — Z. 15. liest sie mit eben derselben ἢ ἔλαττον.

Kap. XX. S. 29. Z. 10. giebt sie προσετίθει. Sodann verbessere man χρὴ statt χρῆ. Z. 6. v. u. läßt sie μὲν nach αἰτῆσαι weg. Eben so S. 30. Z. 1. τε.

Kap. XXI. S. 30. Z. 3. v. u. stimmt sie mit der Tergow. Ausgabe, welche τοιαῦτα ἦσαν τὰ τέσσαρα εὐαγγέλια, οἷα καὶ παρ' ἡμῖν, ἀπαραποιήτως ἔχοντα hat; und so las auch Zini. S. 31. Z. 4. bestätigt sie ganz vortrefflich die von dem Herausgeber aus dem Wiener Cod. und Euthymius bey Foggini (Anecdott. literarr. Vol. IV. p. 37.) aufgenommene Lesart Φυρσοστόμου. Z. 9. schrieb Hr. Gieseler mit der Tergow. Ausgabe und Wolf ψευδόγηρυν. Doch ziehen wir die Lesart der Münchner Handschrift ψευδογήρωι vor.

Kap. XXII. S. 31. Z. 4. v. u. bewährt sie die Wolfische Conjectur καὶ ἁπλῶς. S. 32. Z. 2. hat sie richtig καὶ καθισταμένους, wie auch Zini las. Z. 8. προκαταδαπανηθείς.

Kap. XXV. S. 33. Z. 2. von unten ὅτι καὶ ἀσελγαίνουσιν, wie Zini in seinen Handschriften fand, welcher eos etiam impudice vivere übersetzt. S. 34. Z. 9. bietet sie fälschlich ὅτε — ἐργάσονται καὶ λάβωσιν.

Kap. XXVII. S. 34. Z. 7. v. u. verbessere man nach der Münchner Handschrift ἐν αὐταῖς. Z. 5 — 3. war durchaus kein Grund vorhanden, ἑκάστην μὲν οὖν ἐξήγησιν βίβλου παρ' ὑφη-

γουμένην — — μακρὸν ἂν εἴη συγγράφειν, wo der Wolfische Text mit Zustimmung des Münchner Cod. richtig ἑκάστης hat und Zini librorum singulorum übersetzt, nach der Tergow. Ausgabe zu schreiben. S. 35. Z. 7. hätte nicht ῥείθρου aus Wolf aufgenommen werden sollen, da die Tergow. Ausgabe ῥείθρου bot, welches auch von der Münchner Handschrift bescheinigt wird.

Kap. XXVIII. S. 35. Z. 12. und 6 — 5. von unten läßt unsere Handschrift, wie der Wolfische Text, φασι weg, welches wir keineswegs vermissen würden, weil es aus dem vorhergehenden ὀνομάζουσι leicht eruirt werden kann.

Kap. XXIX. S. 36. Z. 1. Den Artikel vor Ἡρῴδης erkennt sie eben so wenig an, als der Wolfische Text, worüber jedoch die Anmerkungen schweigen. Auch Z. 8. hat sie denselben vor Ἡρῴδου nicht.

Kap. XXX. S. 36. Z. 13. giebt sie, wie Zini las, τί λέγουσι καὶ und Z. 4. von u. mit der Tergow. Ausgabe κατὰ τὴν (statt τὸν) κάμηλον.

Kap. XXXII. S. 38. Z. 1. verbessere man παραβιαστέον (so der Münchner Cod. und der Wolfische Text) statt παραβαστέον.

Kap. XXXIV. S. 38. Z. 10. hat unsere Handschrift φησιν, ὁ Ἰησοῦς τὴν Ναζαρέτ.

Kap. XXXIX. S. 39. Z. 3. v. u. Richtig der Münchner Cod. τῷ περὶ τοῦ μὴ συζεύγνυσθαι γυναικὶ δόγματι τούτων ἀντίκειται, während bey Herrn Gieseler, so wie bey Wolf der Artikel τῷ fehlt.

Kap. XLV. S. 41. Z. 6. v. u. schreibe man οἰκόθεν für οἰκόθεν.

Kap. XLVI. S. 41. Z. 1. Trefflich die Münchner Handschrift οὐ (statt καὶ) τῷ σῷ ὀνόματι δαιμόνια ἐξεβάλομεν; S. 42. Z. 2. giebt sie τὰ ῥῆτα für τὰ ῥήματα.

Kap. XLVII. S. 42. Z. 10. schreibt sie ἄνδρα δὲ μωρὸν καλοῦσιν ἡμᾶς οἰκοδομήσαντας, wie in der Tergow. Ausgabe gelesen wird, in welcher jedoch fehlerhaft καλοῦσι steht.

Kap. XLVIII. S. 42. Z. 4. v. u. bestätigt sie γραμματικούς. Z. 1. v. u. verbessere man ἐν τισι φωλεοῖς. S. 43. schreibe man παρ' οἷς μὴ κατοικεῖν ὅλως τὸν Χριστόν, wie auch Zini las, welcher apud nos Christus omnino non habitet giebt. Bey Hrn. Gieseler mangelt nämlich ὅλως.

Kap. XLIX. S. 43. Z. 4. ist τότε τάγμα in τό τε τάγμα zu verwandeln.

Kap. LI. S. 43. Z. 4. v. u. fehlt in unserem Cod. vor Ἱεροσολύμοις die Präposition ἐν, welche von dem vorhergehenden Artikel τὴν leicht absorbirt werden konnte.

Kap. LII. S. 44. Z. 4. lese man statt γραῶν κοδωνιζομένων nach der Münchner Handschrift γραῶν κωδωνιζομένων. Z. 3. v. u. bestätigt dieselbe die von Herrn Gieseler nach Zini's Uebersetzung gemachte Verbesserung ὑπόκρισιν, wofür die Tergow. Ausgabe und der Wolfische Text fehlerhaft ἀπόκρισιν haben. S. 45. Z. 5. läßt der Münchner Cod. nach τὰ δόγματα den Zusatz τῆς πλάνης, welchen auch Zini in seinen Handschriften nicht fand, weg. Z. 8 — 9. bietet er καὶ τούτου κἀκείνου.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß diese von uns im Interesse der Wissenschaft über eine noch so wenig bearbeitete Schrift mitgetheilten Bemerkungen von dem Hrn. Herausgeber einer freundlichen Aufnahme mögen gewürdiget werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

History of Europe from the commencement of the French revolution in 1789 to the restoration of the Bourbons in 1815, by Archibald Alison, F. A. S. E. Advocate. Edinburgh 1835 — 1842. Zehen Bände, über 8000 Seiten. gr. 8.

Dieses Buch, das in England viel Ansehen erlangt, obwohl auch scharfen Tadel erfahren hat *), ist bis jetzt das umfangreichste in der ganzen historischen Litteratur über einen Zeitraum, der in ungleich weiterem Sinne verdient der bewegteste zu heißen, als der eben so viele Jahre umfassende, welchen Thucydides zu beschreiben unternahm. Das Werk dieses Zeitraumes ist ein Zustand Europa's und großentheils auch der anderen Welttheile, der in Vergleichung mit dem vorhergehenden als ein neuer anerkannt werden muß, ob er gleich gegen jenen in der Erscheinung bey weitem nicht so absticht, als die Größe der Erschütterungen und Umkehrungen erwarten ließ. Und eben dadurch wird für uns und die kommenden Geschlechter dieser Zeitraum wichtiger und lehrreicher als alle frühere, daß, was in ihm entsteht, anwächst und heftig ausbricht, der Kampf des Neuen mit dem Alten, eingetretener Stillstände ungeachtet, selbst unter der Hülle des Friedens fortdauert.

Daß der Verf. des vorliegenden Werkes diesen vornehmsten Gesichtspunkt nicht zum einzigen genommen hat, darüber ist zwar mit ihm, dessen Vorhaben eine allgemeine Geschichte Europa's war, nicht zu rechten; aber zwey erhebliche Mängel seiner Arbeit haben wohl darin ihren Grund.

Was Tacitus im Eingange der Historien sich vorsetzte, ut non modo casus eventusque rerum, qui plerumque fortuiti sunt, sed ratio etiam causaeque noscantur, liegt ganz besonders dem Geschichtschreiber einer neuen Zeit ob. Erreicht aber kann dieß nur werden durch die sorgfaltigste Untersuchung des Ursprungs. Es wären also am ausführlichsten die ersten Jahre zu behandeln, welche den Stoff erzeugen, der in den folgenden zur Entwicklung kommt. Dieß ist hier nicht geschehen; vielmehr, da der erste Band bis über den 21. Jänner 1793 reicht, findet sich dem inhaltschwersten Theile dieser Geschichte der kleinste Raum anstatt des größten angewiesen.

Ein zweiter Mangel des Werkes ist, daß es nur wenig aus einer Quelle schöpft, von der man denken sollte, ein Kenner der Alten, wie der Verf., würde sie am begierigsten aufgesucht und benützt haben. Fast in der ganzen neueren Geschichte ist nicht, wie an den Hauptorten der alten, Wort und That, sondern That allein; wenigstens verdient das Wort nur selten zugleich Beachtung. Anders in der Revolutionsgeschichte, so wie nicht lange

*) In dem Septemberstücke des Quarterly Review 1812 wurde der Verf., wegen seiner kecken Anmerkungen über das, was der Schlacht von Waterloo vorausging, an Phormio bey Hannibal erinnert; und das Edinburgh Review erklärte ihn, bey sonst viel Anerkennung, für ganz befangen in Parthey-Ansichten der Tories; sehr mit Unrecht, da er vieles, was diese gethan haben, ausdrücklich mißbilligt.

zuvor in dem Kriege Englands mit Nordamerika. Hier geht der Handlung Rede und Schrift voran oder zur Seite in einer Stärke und Fülle, die unserer Aufmerksamkeit das Wort so werth macht als die That es ist, um so mehr, da jenes diese oft hervorruft, und meist am besten erklärt oder beleuchtet. Zwar auf dem festen Lande waren die längste Zeit, bis zu dem rheinischen Mercur, alle Stimmen, die sich erhoben, zu schwach gegen das französische Brausen; aber mächtiger als dieses erzeigte sich das besonnene Wort in den Reden eines Pitt, in den Schriften eines Burke. Der Verf. hat zwar, besonders in den späteren Theilen seines Werkes, mehrmals, z. B. IV. 617, VIII. 75, Parlamentsreden im Auszuge gegeben, aber theils nicht über die wichtigsten Sachen, theils dadurch minder ansprechend, daß er deren mehrere zusammen arbeitete, wodurch der Eindruck der Persönlichkeit verloren geht.

Als allgemeine Geschichte Europa's während der Revolutionszeit betrachtet, verdient das Werk vor allem das Lob großer Vollständigkeit. Weder von Ereignissen noch von Verhältnissen wird man irgend etwas Denkwürdiges übergangen finden. Nur ist Manches nicht so umständlich, als zu erwarten war, behandelt; z. B. die große Umgestaltung, welche das Innere von Deutschland durch die Verhandlungen der Reichsdeputation im Jahre 1803, und durch den Rheinbund 1806 erfahren hat; sogar so wichtige Dinge in der Heimath des Verfs., wie die Bank-Restriction, III. 205, und die Vereinigung des irländischen Parlaments mit dem brittischen (Union) IV. 218, werden sehr kurz abgefertigt.

Neue Kunde hat der Verf. nicht erlangt (außer etlichen Berichtigungen der Kriegsgeschichte, die er brittischen Officieren verdankte), und von manchen Quellen, die uns nun offen stehen, z. B. Arndt's schwed. Geschichte, konnte er keinen Gebrauch machen, weil sie erst nach seiner Arbeit an's Licht gekommen sind. Das vorliegende Material aber, dessen Verzeichniß im ersten Bande neun Seiten füllt, ist auf das Fleißigste und mit der Unpartheylichkeit genützt, die der Verf., laut der Vorrede, vor Allem angestrebt hat. Um seiner Darstellung Anschaulichkeit zu geben, hat er die Schauplätze der Kriege zum Theil bereist, und manche Beschreibungen von Schlachten, besonders aber von beschwerlichen Märschen, haben dadurch gewonnen. Wie angelegen dem Verf. war, sich selbst zu belehren, zeigt VIII. 769 eine Anmerkung über die Wirkungen großer Kälte auf den menschlichen Körper; um diese selbst zu empfinden, brachte der Verfasser im Februar 1838 eine sehr kalte Nacht im Freyen zu.

Die Anordnung konnte, besonders bey solcher Ausführlichkeit, nicht anders als nach der Zeitfolge getroffen werden. Dieß jedoch nur im Großen, weil sonst eine unleidliche Zerstückelung einträte. Freylich hat auch das Zusammenfassen des Zusammengehörenden und die Abtheilung nach Gegenständen manches Unbequeme. So wird im Cap. LIV. der Tod des Marschalls Lannes in der Schlacht bey Aspern und erst im Cap. LVIII. seine Erstürmung der Stadt Saragossa gemeldet.

Daß bey einer so großen Arbeit manche Ungenauigkeit mit unterlaufen würde, war zu erwarten. Meist sind es jedoch nur Kleinigkeiten, z. B. I. 359, Barnave und Lameth seyen Häupter der Royalisten in der Assemblée législative gewesen (deren Mitglieder sie gar nicht waren noch seyn konnten); I. 642, Dumouriez ein junger General; II. 46, Guadet sey zu Paris enthauptet worden (statt, zu Bordeaux); II. 375, Chamfort sey hingerichtet worden (er starb an den Wunden, die er sich selbst beygebracht). Dahin gehört auch III. 309 die Stadt Innviertel, V. 499 der König von Baden, VI. 295 der Kreis Gotha in der Lausitz, und viel ähnliches. Bedeutender sind Unrichtigkeiten in manchen allgemeinen Sätzen. I. 125 erklärt es der Verfasser für eine seltsame Verblendung, daß die alte französische Regierung der Frechheit der Presse keinen Einhalt gethan, so fern diese nur den eigenen Staat nicht unmittelbar angegriffen habe. Dieß ist ganz irrig; die Regierung schritt sehr oft ein, z. B. gegen die Encyklopädie von Diderot und d'Alembert; aber viele ihrer Diener scheuten die üble Nachrede von Schriftstellern oder waren diesen selbst befreundet und gewogen; darum blieben alle Maßregeln wider die

Verbreitung gefährlicher Bücher matt und erfolglos. — II. 140 gedenkt der Verf. nur im Vorbeygehen der Schutzanstalten, welche das englische Parlament 1793 gegen hochverrätherische Verbindungen und Umtriebe traf, bemerkt aber dabey, in der Ausführung sey manchmal unnöthige, erbitternde Härte geübt worden. Wenn man, wie dem Geschichtschreiber ziemt, nicht einen idealen Maßstab anlegt, sondern eine Handlungsweise in Vergleichung mit anderen, früheren und gleichzeitigen, beurtheilt, wird man dem Verfahren der englischen Regierung gegen ihre einheimischen Feinde, deren äußerst wenige, und nur auf streng gesetzlichem Wege, zur Strafe gezogen wurden, das Lob weiser Mäßigung nicht versagen können.

Von dem trefflichen Sinne, der in dem ganzen Buche herrscht, mag folgende, etwas abgekürzte, Stelle, IX. 428, einen Begriff geben.

„Die französische Revolution war ein Aufstand, mehr noch gegen Glauben und Moralität, als gegen Regierungsform und Staats-Einrichtung der vorhergehenden Zeiten. Die alten Schranken des Gesetzes, der Pflicht, der Religion sollten fallen. Neue Beweggründe zum Handeln, neue Antriebe zur Anstrengung, neue Belohnungen des Muthes wurden dem entfesselten Menschen vorgehalten. Das vorgesteckte Ziel war nicht was recht, sondern was angenehm ist; nicht was Pflicht gebietet, sondern was Leidenschaft begehrt; nicht was als Belohnung in einer künftigen Welt verheißen ist, sondern was in der gegenwärtigen zu augenblicklichem Genusse führt. Während die Leidenschaften emsig angefacht wurden, blieb das Gewissen unbeachtet; oft bediente man sich der Sprache der Tugend, aber nur im Dienste des Frevels. Den Einfluß edlerer Gefühle, die Macht großmüthiger Gesinnung wußten die Häupter der Revolution wohl zu schätzen und oft als das wirksamste Mittel zur Aufregung zu gebrauchen. Zwar ihr eignes Thun und Lassen durfte nicht durch solche Gesinnungen bestimmt noch beschränkt werden; diese aber verstanden sie meisterhaft zu Triebfedern für Andere zu machen und als Werkzeuge zu ihren Planen zu handhaben. Daher ein Erfolg so langer Dauer, so erstaunlicher Größe. Lockte die Einen nur die Befreyung von verhaßtem Zwange oder die Aussicht auf Macht und Reichthum, so zog Andere zu derselben Fahne der beständige Aufruf der an die edelsten Gefühle erging; so daß in Einer Reihe Gier und Hingebung stand; neben weltkluger Bosheit getäuschte Redlichkeit. Haben einmal die Leidenschaften freyes Spiel, so ist die Thatkraft, welche sie der Menge geben, eine Zeit lang unwiderstehlich, wenn auch ihre Richtung sich ändert. Die Herrschsucht im Beginne der Revolution; die Genußsucht nachdem jene gebrochen war; die Raubsucht, die ihre Heere auf Plünderung aussandte; die Ruhmsucht, welche die Ruhe und das Blut von Nationen dem Glanze und der Macht des herrschenden Volkes opferte; das waren nur verschiedene Strömungen, die nach einander, aus der einen Quelle, der Begier nach unerlaubter Befriedigung, hervorbrachen. Raub jeglicher Art, beschönigt durch die großen Worte: Freyheit, Vaterland, Ehre, war von Anfang bis zu Ende das Wesen der Revolution. Sie begann mit Beraubung der Kirche und des Adels; Staatsgläubiger und Gutsbesitzer waren das nächste Opfer; darauf folgte maßloser Aufwand von dem Blute des Volkes; und als auch die damit vollbrachte Plünderung aller Nachbaren keine Sättigung mehr gab, wurde zuletzt noch das Eigenthum der Gemeinden und der Stiftungen eingezogen. Groß war die Anhänglichkeit an solche Gewaltherrschaft bey denen, welche davon Gewinn hatten oder hofften; groß wurde aber auch allmählich der Haß dagegen bey denen, welche darunter litten. Der langwierige, schwere Druck erzeugte endlich die allgemeine Erbitterung, wodurch die Völker von der nördlichen bis zur südlichen Spitze Europa's zu einem Heerzuge getrieben wurden, der an Größe alles, was die alte und die neue Zeit ähnliches aufweist, bey weitem übertraf. Er hatte zum Zwecke die Entscheidung zwischen einer alle göttliche und menschliche Bande durchbrechenden Ruchlosigkeit und dem Gehorsam unter Gottes Gebot. Der Riesenbau, den zwanzig Jahre fast beständigen Sieges erhoben hatten, stürzte, nachdem alle Kräfte des Angriffes darauf versammelt waren, binnen zwey Monaten zusammen; die französischen Heere wurden wie durch einen Sturm aus Deutschland getrieben; und nach weiteren sechs Monaten war der Eroberer von seinem Throne gestoßen und lag die Siegesfahne der Revolution zu Boden."

Strenge Anforderungen an den Styl würden bey einem Werke so großen, fast ungeheuren Um-

fangs unbillig seyn. Im Durchschnitte ist der Vortrag würdig und kräftig, nur manchmal zu wortreich und an einigen Orten auch durch Redensarten entstellt, die nur in alltäglichem Gespräch erträglich sind, z. B. IV. 493. „Pitt ließ den Nachfolgern seinen Mantel.“ V. 24. „Die Dinte war kaum trocken, womit Bonaparte die Friedens-Präliminarien unterzeichnet hatte, als . . .“ VI. 428. „Die Centralisation schritt im Galopp fort.“ VIII. 10. „Frau von Stael zu den Füßen Gamaliel's erzogen.“ Jedoch kommen solche Flecken nur selten vor. Häufiger sind, wie bey den meisten neueren Schriftstellern, die Fehler in figürlicher Rede. So findet sich in einer Vergleichung Wellington's mit Napoleon X. 996 folgende Stelle:

„Rasch im Anschlag, eilig in der Vollziehung, führte der französische Feldherr seine Streiche gleich dem zündenden Blitzstrahle; vorsichtig im Unternehmen, aber fest im Handeln, entwickelte der brittische Vorkämpfer größere Kräfte, gleich einer starken Vegetation, nachdem der zehrende Schlag gefallen war.“

Hier ist das zweite Bild ein höchst unglückliches Gegenstück des ersten, mit dem es der Verf. in Verbindung bringen wollte, statt diesem ein anderes, z. B. von der langsamen aber sicheren Gewalt der Frühlingslüfte, entgegen zu setzen. Mit einem ausnehmend schönen Satze aus eben dieser Vergleichung will Ref. diese Anzeige beschließen.

„In keinem Aufrufe Napoleons an seine Krieger ist von der Pflicht, in allen nur vom Ruhme die Rede; kein Tagsbefehl von Wellington gedenkt des Ruhmes, eingeschärft wird in allen die Pflicht.“

Hamann's Schriften. Achter Theil. Zweyte Abtheilung. Register. Mit Hamann's Bildniß. Berlin bey G. Reimer. 1843. 612. S. kl. 8.

Die vor vielen Jahren begonnene Ausgabe der Hamannischen Schriften ist mit diesem Bande geschlossen. Das Register — sonst bringt er nichts — wird vielleicht Manchem übermäßig groß scheinen; es reicht aber noch nicht an den Umfang anderer, z. B. des Bonnellischen zum Quintilian; und hier ist mehr denn Quintilian. Zwar soll Hamann kein System gehabt und sich beschieden haben, daß seine Gedanken nichts als Einfälle seyen; Einfälle aber sind, nach dem Hallischen Weltweisen, der so eben politische Vorlesungen herausgegeben hat, der Tod aller Philosophie; und so geschah dem anmaßlichen Magus im Norden nur sein Recht, da ihn der Stifter der „heutigen Philosophie“ feverlich auswies oder, (nach dem Ausdrucke eines rüstigen Schülers desselben, mit der Losung: Ein System muß man haben,) ihn „an seine Stelle hob,“ was nicht sowohl Erhebung als Entrückung zu bedeuten hatte. Gleichwohl sind die Hamannischen Schriften auf dem Plane, und vielerley Leuten werth geblieben, auch nachdem der Geschichtschreiber der poetischen National-Litteratur der Deutschen sein Urtheil gesprochen hatte, nach welchem sie „einzeln ohne Werth“ sind. Gegenwärtiges Register zeigt, wie darin noch viel Anderes zu finden als der, nach gedachtem Geschichtschreiber „durchblickende, eine Grund-Gedanke.“ Nicht selten mag es auch zur Berichtigung von Mißverständnissen dienen, wozu Hamann's sonderbare Sprachweise den Anlaß gab. So nahm ein Leipziger Recensent an der Stelle Th. 1. S. 4 „göttlich schöne Pflichten der Dunkelheit und Freundschaft“ gerechten Anstoß und vermuthete, für Dunkelheit sollte es heißen: Dankbarkeit. In dem Register S. 396 sieht man, daß die angeführte Stelle solcher Hülfe nicht bedarf.

Das beygegebene Bildniß, nach einer aus Hamann's letztem Lebensjahre herrührenden Federzeichnung, hat mit dem jugendlichen in Lavater's Fragmenten fast nichts gemein, zeigt aber den Greis höchst ähnlich, wie Ref. vorlängst von mehreren Angehörigen und Vertrauten Hamann's gehört hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Eduardi Wunderi Emendationes in Sophoclis Trachinias. Grimae sumptibus J. M. Gebhardti MDCCCXLI.

Sophoclis Tragoediae. Recensuit et explanavit Eduardus Wunderus. Vol. II. Sect. III. continens Trachinias. Gothae MDCCCXLI. Sumptibus Fridericae Hennings.

Der eigenthümlich vernachläſſigte oder verdorbene Zuſtand der Trachinierinnen des Sophokles veranlaßte den vielverdienten Bearbeiter dieſes Tragikers in der Gothaner Bibliotheca Graeca, obiges Stück noch mit einem beſondern Werk begleitet und gerechtfertigt dem gelehrten Publikum zu übergeben; denn keine andere Tragödie ſchien Herrn Wunder mehr einer genauen Kritik bedürftig, ſey es durch Wiederherſtellung verdorbener Lesarten, oder durch Ausſtoßung unächter und eingeſchobener Wörter und Verſe. Daß allerdings die Trachinierinnen durch die Menge von Entſtellungen und Lücken dem Leſer vielfache Schwierigkeiten bereiten, weiß Jeder, der ſie kennt; ob aber nicht der gelehrte Herausgeber, zumal in dem Aufſpüren pſeudoſophokleiſcher Verſe, viel zu weit gegangen, das überlaſſen wir billig ſeinem eignen Nachdenken, ungeachtet ſeiner apodictiſchen dogmaähnlichen Verſicherung (Emendatt. p. 166): Nunc autem si quem versum spurium esse ostendas, internis tantum, quae dicuntur, argumentis utens, ben quibus undique conviciis et maledictis exciperis! Quae tamen nunquam eam in me vim habebunt, ut, si quem locum indignum poeta illo praestantissimo intellexero, id libere profiteri cuncter, sic existimans, si minus nunc, tamen in posterum exstituros aliquando esse, qui diligenter pensitatis quae attulero argumentis, ineptis interpolationibus eximii poetae fabulas liberasse me iudicent. In der That eine für einen Philologen und Kritiker eigene Sprache, die mit den in der Vorrede ausgeſprochenen Grundſätzen des Herausgebers gar nicht harmonirt. Ref. hält ſich bey den folgenden Bemerkungen ganz an die Ausgabe und wird über die loci ab histrionibus inserti um ſo weniger ſich verbreiten, als er glaubt, daß hierin die Recenſion des Buches in der Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſchaft 9ter Jahrgang. 8. Heft Genüge geleiſtet hat.

V. 29 ff. Nachdem Dejanira im erſten Monolog ihre peinvolle Jugend- und Brautzeit geſchildert hat und unter welchen Verhängniſſen ſie endlich den Herkules zum Gatten erlangt habe, ſpricht ſie von ihrem Eheſtand ſelbſt folgendermaſſen:

λέχος γὰρ Ἡρακλεῖ κριτὸν
ξυστᾶσ' ἀεί τιν' ἐκ φόβου φόβον τρέφω,
κείνου προκηραίνουσα· νυξὶ γὰρ εἰσάγει
καὶ νυξὶ ἀπωθεῖ διαδεδεγμένη πόνον.
κἀφύσαμεν δὴ παῖδας, οὓς κεῖνός ποτε
γῆτης ὅπως ἄρουραν ἔκτοπον λαβὼν
σπείρων μόνον προσεῖδε κἀξαμῶν ἅπαξ.

Hier handelt es ſich zuvörderſt um die Erklärung der Worte νυξὶ γὰρ — πόνον. Herr W. ſagt: tenendum primum est, quod recte jam Scholiasta vidit, ad εἰσάγει et ἀπωθεῖ supplen-

dum esse αὐτόν, i. e. Ἡρακλέα. Deinde illud manifestum est, non de duabus consequentibus noctibus, sed de una eademque sermonem esse. Das zweyte zu bestreiten wird Niemand einfallen; allein jene Ergänzung von αὐτόν könnte unnöthig erscheinen, ja der Dichter würde, wogegen Hr. W. besonders anknüpft, die Dejanira den nämlichen Gedanken zweymal aussprechen lassen V. 30 und 34. Deßhalb wähle ich die viel natürlichere Erklärung, welche der Zusammenhang selbst gebietet. Der Accusativ πόνον hängt sowohl von den Verbis εἰσάγει und ἀπωθεῖ ab, als von διαδεδεγμένη, so daß Dejanira in diesen Worten nur den Grund ihres beständigen Leidens aus Sorge für Herkules angiebt. Die Stelle giebt also folgenden Sinn: ex quo coniuncta sum connubio cum Hercule semper ego alo metum ex metu, illi prospiciens; nox enim adducit noxque aufert excipiens laborem. Jetzt erst kommt Dejanira auf die fast ununterbrochene Abwesenheit ihres Gemahls zu reden, der nicht einmal durch seine Kinder in der Heimat zurückgehalten werde. Diesen Gedankenübergang bezeichnen schon treffend die Partikeln κἀφύσαμεν δὴ παῖδας. Dann bekämpft Hr. W. die Ansicht Brunck's in der Anordnung der folgenden Verse, in denen Herkules mit einem Landmanne verglichen wird, welcher einen weitgelegenen Acker nur zur Zeit der Saat und der Ernte besieht: eben so selten sehe der Held auch seine Kinder zu Hause. Ich will hier der Kürze wegen die Stellung der Worte durch Brunck nicht anführen; allein, wie mir dünkt, kommt die Deutung Hrn. W. auf dasselbe hinaus und seine Argumente gegen Brunck sind um so weniger gültig, als sie nur gegen eine scheinbare Auslegung seiner Worte gerichtet sind. Die Wörter ποτὲ und ἅπαξ aber dürfen nicht strenger gefaßt werden, als wenn wir Deutsche sagen: dann und wann einmal; beyde sind unbestimmter Natur. Dejanira sagt somit: Auch haben wir freylich Kinder; allein diese sieht jener nur dann und wann, wie ein Landmann sein fernes Gut nur einmal beym Säen und Ernten. Nun schließt sich ganz passend an τοιοῦτος αἰὼν κ. τ. λ.

V. 79 f. entdeckt Dejanira dem Hyllus das verhängnißvolle Orakel, das ihr Herkules hinterlassen:

ὡς ἢ τελευτὴν τοῦ βίου μέλλει τελεῖν
ἢ τοῦτον ἄρας ἆθλον ἐς τὸν ὕστερον
τὸν λοιπὸν ἤδη βίοτον εὐαίων' ἔχειν.

Die Worte ἐς τὸν ὕστερον, welche nach Hrn. W. Meynung theils sprachwidrig sind, theils mit den folgenden τὸν λοιπὸν ἤδη βίοτον eine Tautologie bilden, geben ihm Veranlassung, diese beyden Verstheile heraus zu werfen und einen Vers heraus zu schneiden: ἢ τοῦτον ἄρας ἆθλον εὐαίων' ἔχειν. Allein weder das erstere ist vollkommen erwiesen, noch das zweyte wahr, was auch der Recensent in der Zeitschr. für d. Alterthumswissenschaft angedeutet; denn das εἰς τὸν ὕστερον oder nach Reisig's leichter Aenderung εἰς τό γ' ὕστερον sagt bloß, wie in futurum, im allgemeinen, Herkules werde in Zukunft glücklich seyn, durch das τὸν λοιπὸν ἤδη βίοτον aber verkündet der Gott dem Herkules den ganzen Rest seines Lebens als nie gestört durch Drangsal. Ich sehe in dieser Redeweise nicht nur keine Tautologie, sondern nicht einmal eine Prägnanz. Was die gleich folgenden Verse 83 — 85 betrifft, so hat Hermann mit richtigem Gefühl das Aechte vom Unächten geschieden; wem die zweyte Lesart zuzuschreiben, lasse ich dahin gestellt.

In der zweyten Strophe des ersten Chorgesanges wird das stürmische Leben des Herkules verglichen mit dem Wogengebrause des von Winden aufgeregten Meeres:

οὕτω δὲ τὸν Καδμογενῆ
τρέφει, τὸ δ' αὔξει βιότου
πολύπονον, ὥσπερ πέλαγος
Κρήσιον.

Hier verwirft Hr. W. die Erklärung Hermann's: nam ut quis continuos in mari fluctus videt, ita quasi Creticus quidam pontus Herculem habet augetque ejus labores — und nimmt τὸ βιότου πολύπονον für den Nominativ mit folgender Erklärung: quemadmodum in mari ventis perturbato fluctus succedere fluctibus videmus, ita Herculem agitare tot vitae labores, quot maris Cretici fluctus sint. Allein auf diese Weise hätten wir einen doppelten Vergleich, vorn die vom Boreas aufgewühlten Wogen und hinten die des

Kretiſchen Meeres — das iſt doch wohl zu viel. Der Dichter will nichts andres ſagen, als: wie im Meer ſich Welle an Welle fortwälzt, ſo reiht ſich für Herkules Mühe an Mühe; letzteres aber drückt er kühn ſo aus: gleichſam ein Meer von Mühen nährt und mehrt das arbeitsvolle Leben des Kadmosſprößling; die einfache Rede wäre etwa: οὕτω δὲ ὥσπερ πέλαγος Κρήσιον τρέφει καὶ αὔξει τὸν τοῦ Καδμογενοῦς πολύπονον βίον. Auf ſolche Art erſcheint auch das τὸ δ' αὔξει nicht ſo auffallend; es liegt im Begriff des αὔξει eine Steigerung des vorhergehenden τρέφει, daher macht δὲ einen ſtärkern Uebergang: mare non habet solum, sed auget etiam — denn daß τὸ δὲ zuſammengehöre und einem τὸ μὲν entſpreche, glaube ich nicht. Hrn. W. Bemerkung zu Oed. R. 447 beweiſt wenigſtens hiefür nichts. Zu dem Ausdrucke πέλαγος verweiſt Hr. W. ſelbſt auf die Note Bothes zu Oedip. Col. 662, der unter andern Eurip. Hippolyt. 822 (ed. Dind.) anführt:

κακῶν δ' ὦ τάλας πέλαγος εἰσορῶ
τοσοῦτον ὥστε μήποτ' ἐκνεῦσαι πάλιν
μηδ' ἐκπερᾶσαι κῦμα τῆσδε συμφορᾶς.

Alſo das nämliche Bild, nur mit Euripideiſcher Ausſchmückung und Breite.

V. 329. οὐτἄρα τῷ γε πρόσθεν οὐδὲν ἐξ ἴσου
χρόνῳ διοίσει γλῶσσαν ἥτις οὐδαμὰ
προὔφηνεν οὔτε μεῖζον' οὔτ' ἐλάσσονα.

Hr. W. verdammt διοίσει als ungriechiſch und ſchreibt διήσει. Gewöhnlich wird hier διαφέρειν in der Bedeutung von differre genommen; allein ich ſtimme meinem Freunde Carl Macht bey, welcher behauptet, nichts zwinge von der urſprünglichen Bedeutung abzugehen: γλῶσσαν διαφέρειν iſt linguam per os mittere sc. loquendi causa, i. e. vocem emittere. Denn daß γλῶσσα hier für vox ſteht, lehrt der folgende Vers.

V. 416. iſt die Redensart ὑπ' ἀγνοίας ὁρᾶν τινα zweifelhafter Natur; die Erklärer haben ſich meiſtens dahin entſchieden, daß ſie ſo viel ſage, als ignotum videre aliquem; jedenfalls iſt ὑπ' ἀγνοίας urſprünglich local sub ignoratione, an unſerer Stelle fragt es ſich nur, ob der Alte, welcher mit Lichas ſpricht, ſagen will, er ſehe ja die Jole ſey der Dejanira und ihm unbekannt, oder Lichas ſehe es ſo an, als wenn ſie es wäre. Letzteres ſcheint mir im Munde des ſchlauen Alten und nach ſeiner Vorfrage (V. 414) viel geeigneter.

V. 488. κοὔτοι νόσον γ' ἐπακτὸν ἐξαρούμεθα
θεοῖσι δυσμαχοῦντες.

Die Ausleger, auch Hr. W. folgen dem Scholiaſten, welcher ἐπακτὸς mit αὐθαίρετος erklärt. Ich und mein Freund C. Macht nehmen ἐπακτὸς in ſeiner erſten Bedeutung, apportatus extrinsecus, und überſetzen alſo: nec profecto morbum in nostram domum introductum augebimus, cum diis iniquo Marte pugnantes. Dieſer Gedanke entſpricht ganz den früheren Aeußerungen der tief verletzten Dejanira V. 437—445. Sonſt vrgl. Eurip. Hippolyt. 318. μῶν ἐξ ἐπακτοῦ πημονῆς ἐχθρῶν τινος; —

Verſ. 605 f. ſchreibt Hr. W. nach Billerbeck

καὶ τῶνδ' ἀποίσεις σῆμ', ὃ κεῖνος εὐ-
μαθὲς
σφραγῖδος ἔρκει τῷδ' ἐπὸν μαθήσεται.

Alle Bücher geben τῷδ' ἐπ' ὄμμα θήσεται. Ohne zu verlangen, daß uns ein Grund dieſer Aufnahme der Billerbeck'ſchen Conjectur gegeben werde, — Hr. W. thut dieß öfters, — ſo zweifeln wir ſchon deßwegen an der Gelungenheit dieſer Aenderung, weil wir in dem εὐμαθὲς — μαθήσεται jene von Hrn. W. ſo häufig erwähnte Eleganz des Sophokles verletzt glauben.

V. 611 ſagt Lichas:

ἀλλ' εἴπερ Ἑρμοῦ τήνδε πομπεύω τέχ-
νην
βέβαιον, οὔτι μὴ σφαλῶ γ' ἐν σοί ποτε.

Mit Recht tadelt Hr. W. die Interpretation Brunck's als ungenau: at si constanti fide hoc Mercurii fungor munere, haud unquam erga te delinquam. Allein wenn er ſelbſt glaubt, der Dichter habe ſagen wollen: quam certa (quam non fallax) est ars illa Mercurii, quam exerceo, tam

persuasum habere potes me non peccaturum esse etc., so ist dieß wieder nur eine subjective Ansicht, welche freylich in dem Text keine Begründung findet; daher der Zusatz des gelehrten Herausgebers: contra nondum liquet, quo modo corrigenda sint verba γ' ἐν σοί, quae quin corrupta sint, non puto dubitari posse. Der Sinn ist ganz einfach folgender: si quidem hoc Mercurii munere fungor certo, i. e. in quo confidere liceat, nequidquam vereor ne vel in te unquam fallar, i. e. ne vel tuam nunc frustrer expectationem. Was in den Worten γ' ἐν σοί corrupt seyn soll, sehe ich durchaus nicht; über den Gebrauch von γε vrgl. besonders Hermann. ad Viger. p. 824.

In derselben Antwort des Lichas auf die Aufträge der Dejanira heißt es weiter:

τὸ μὴ οὐ τόδ' ἄγγος ὡς ἔχει δεῖξαι φέρων
λόγων τε πίστιν ὧν ἔχεις ἐφαρμόσαι.

Statt ὧν ἔχεις schreibt Hr. W. ὧν λέγεις und fügt in der kritischen Note hinzu: verum in ceteris etiam verbis aliquid mendi latere videtur. In der exegetischen Note billigt er Brunck's Interpretation: verbaque adjungam fideliter, quae dixisti mihi, jedoch mit einer ähnlichen Clausel.

(Schluß folgt.)

Euripidis fabulae selectae. Recognovit et in usum scholarum edidit Augustus Witzschel. Vol. I. Hippolytum continens. Jenae prostat apud Frider. Mauke. MDCCCXLIII.

Auch unter dem besondern Titel:

Euripidis Hippolytus. Rec. et in us. schol. ed. Aug. Witzschel etc.

Wie sich Euripides im Alterthum einer besondern Gunst und Beliebtheit zu erfreuen hatte und sogar durch seine Verse vielen Athenern Retter und Befreyer geworden seyn soll, so hat es ihm auch bis auf unsere Tage nie an emsigen und genauen Bearbeitern gefehlt, welche selbst seine minder bekannten oder minder geachteten Tragödien dem allgemeineren Verständniß zugänglicher zu machen suchten. An diese litterarischen Unternehmungen reiht sich in jüngster Zeit obige Sammlung Euripideischer Stücke von Hrn. Aug. Witzschel, der sich bereits durch mehrfache gründliche Studien der Tragiker, besonders aber des Euripides, in der gelehrten Welt bekannt gemacht hat. Diese neue Recension des Euripides ist zwar zunächst für die Schule bestimmt; allein da eine scharfe Trennung zwischen Schul- und Gelehrtenausgaben bey derartigen Schriftstellern unmöglich ist, so hat der Herausgeber den unstreitig richtigen Weg eingeschlagen, durch kurze und bündige Bemerkungen dem Schüler Zeit und Gelegenheit zum Denken, dem Lehrer zum Erklären zu geben. Diesen Weg hat Hr. W. bey dem ersten Stücke seiner Sammlung, dem Hippolytus, größtentheils sicher verfolgt; nur eine Bemerkung glaube ich nicht mit Unrecht machen zu können, nämlich in Beziehung auf die Chorgesänge. Diese machen den Euripides dem jugendlichen Leser oft ziemlich heiß, nicht bloß wegen der Fülle, ja Ueberladung im Ausdruck, sondern auch durch die Manchfaltigkeit oder Seltsamkeit der Argumente. Deßhalb scheint mir eine kurze Uebersicht über den Gedankengang in diesen Gesängen und eine genauere Deutung einzelner Wörter und Verbindungen, zumal bey der nicht überall ausreichenden Vollständigkeit der Schullexica ganz am Orte zu seyn. So wünschte ich z. B. V. 120 ff. 191 ff. 535 ff. eine mehr ins Einzelne gehende Interpretation. Bey schwierigeren Stellen giebt der Herausgeber entweder die Erklärungen früherer Gelehrten, oder, wo diese nicht ausreichend schienen, seine eigenen und zwar meist faßlich und klar. Die Kritik konnte natürlich nicht ganz ausgeschlossen bleiben, und recht angewendet gereicht sie sonder Zweifel dem denkenden Kopf zu großem Vortheil. Sehr zweckmäßig fügte Hr. W. noch einen conspectus metrorum bey und als πάρεργον eine Rechtfertigung seiner Eintheilung des ersten melischen Gesanges V. 58 — 71. Sonst empfiehlt sich die Ausgabe durch Schönheit und Correctheit des Druckes — ich bemerkte hauptsächlich folgende Fehler: V. 52. στείχοντα statt στείχοντα. 76. μέλισσα statt μέλισσα. 273. fehlt der Titel: ΤΡΟΦΟΣ. S. 34. dicendem. V. 505. ψυκὴν statt ψυχήν. V. 564. οἷα statt οἷα. V. 934. ἐκλήσσουσι statt ἐκπλήσσουσι — und, was wohl zu beachten, durch Wohlfeilheit. Das nächste Bändchen wird die Iphigenia Taurica enthalten. Möge das Unternehmen meines Freundes einen erfreulichen Fortgang nehmen.

G. Thomas.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Ariana antiqua. A descriptive account of the antiquities and coins of Afghanistan: by H. H. Wilson. London. 1841.

Doktor Wilson ist der thätigste Gelehrte Englands auf dem Felde der östlichen Literaturen; ja man könnte, ohne die lobenswerthen Bestrebungen und tüchtigen Leistungen der vielen andern Kenner der orientalischen Sprachen seines Vaterlandes zu verkleinern, in Wahrheit sagen: er ist der einzige Orientalist der drey vereinigten Königreiche im vollen, ausgedehntesten Sinne des Wortes. Seine Thätigkeit umfaßt den größten Theil aller der Wissenschaften, welche mit dem Morgenlande zusammenhängen. Wilson ist Lexikograph, Grammatiker, geschmackvoller Uebersetzer, politischer Schriftsteller, Alterthumsforscher und Numismatiker. Seine früheren Werke und zahlreichen Abhandlungen in den verschiedenen Bänden der asiatischen Untersuchungen sind den Gelehrten des Kontinents, welche sich den östlichen Studien widmen, hinlänglich bekannt. Ich will hier bloß zur Begründung dieses Urtheils seine in den letzten Jahren herausgegebenen Schriften anführen und sie zu gleicher Zeit mit wenigen Worten charakterisiren. Colebrooke, der umfassendste und tüchtigste Kenner der Sanskrit-Literatur, hat sich bekanntlich gegen das Ende seines der Wissenschaft gewidmeten Lebens ausschließend mit den verschiedenen philosophischen Systemen der Hindu beschäftigt; man weiß, daß die Ergebnisse seiner Forschungen in einer Anzahl Abhandlungen niedergelegt wurden, welche in den Abhandlungen der königlichen asiatischen Gesellschaft zu London erschienen sind. Das nachgelassene Werk dieses ausgezeichneten Mannes, die Uebersetzung der Karikas oder Gedenksprüche der Sankhyaphilosophie, hat Wilson 1837 herausgegeben, dann den Text, die Erklärung des Gaurapada und andere Anmerkungen, größtentheils einheimischen Auslegern entnommen, hinzugefügt [1]). Der Herausgeber hat hier immer auf die im Einzelnen abweichende, früher erschienene Uebersetzung Lassen's Rücksicht genommen, und die Gründe angegeben, warum von Colebrooke einige Sprüche verschieden aufgefaßt und wiedergegeben wurden. Ueber die Herausgabe der Reisen Moorcroft's (London 1838, sie sind aber erst 1840 wirklich erschienen,) habe ich bereits ausführlich in diesen Blättern berichtet; es wurde dort angegeben, in welcher Weise Wilson das zahlreiche ungeordnete Material des unglücklichen Reisenden behandelt und geordnet hat, dann, was von dem Herausgeber zur Erläuterung dunkler Stellen geschehen ist. Die Geschichte Indiens von Mill ist bey allen zahlreichen Fehlern, namentlich in den indischen und muhammedanischen Zeiträumen, immer noch das ein-

---

1) The Sankhya Karika by Itwara Krishna. Translated from the Sanscrit by H. T. Colebrooke and the Bhashya, or Comentary of Gaurapada, translated and illustrated by an original Comment. by H. H. Wilson. Oxford 1837. Lassen hatte die Sankhya Karika bereits im Jahre 1832 unter dem Titel: Gymnosophista sive Indiae philosophiae documenta, mit einer vortrefflichen lateinischen Uebersetzung herausgegeben.

zige Werk, worin dem größern Publikum ein vollständiges Bild des Treibens der Engländer in Asien gegeben wird; die zwey Bände einer Geschichte Indiens, die Elphinstone bis jetzt erscheinen ließ, gehen bloß bis zum Ende der muhammedanischen Herrschaft und sind hinter den Erwartungen, die man von dem Werke eines solchen als Staatsmann und Schriftsteller so ausgezeichneten Mannes hegen durfte, zurückgeblieben. Elphinstone hat eine außerordentliche Gabe, die gegenwärtigen Zustände eines Volkes richtig und scharf aufzufassen und darzustellen. Diese Gabe zeigt er auch wieder bey diesem Werke. Seine Einleitung zur Geschichte Indiens, worin die bestehenden Verhältnisse des Landes und Volkes geschildert werden, ist vortrefflich. Dem Werke selbst aber konnte man keinen Geschmack abgewinnen. Die historische Abfassung scheint mir eines leitenden Princips zu ermangeln und die Darstellung ist trocken und unerquicklich. Aus diesen Gründen vermochte weder Elphinstone noch die andern Schriftsteller, welche in den neuesten Zeiten die englisch-indische Geschichte bearbeitet haben, das Werk des Utilitariers Mill, wo auf jeder Seite sich ein gesunder menschlicher Sinn geltend macht, der das Niffelheim bramahnischer Faseley und übertünchter Barbarey schonungslos zerreißt, vom literarischen Markte zu verdrängen. Mill erlebt von Jahr zu Jahr neue Auflagen und eine der letzten ward von Wilson mit Anmerkungen versehen, welche den Zweck haben, die Irrthümer und irrigen Ansichten Mills zu widerlegen. Sie werden aber so wenig ihren Zweck erreichen, wie die Anmerkungen und Berichtigungen des anglikanischen Geistlichen zu Gibbon. Wilson gedenkt, wie er dem Schreiber dieses sagte, einen auf zwey Bände berechneten Nachtrag zur Geschichte Indiens zu liefern, welcher die Begebenheiten bis auf die neuesten Zeiten herabführen wird. Niemand ist wohl zu solch einem Werke mehr berufen, als der Direktor der asiatischen Gesellschaft, dem alle Quellen des ostindischen Hauses zu Gebote stehen.

Der Vischnu Purana (The Vishnu Purana, a system of Hindu Mythology and Tradition, translated from the original sanscrit and illustrated by notes derived chiefly from other Puránas by H. H. Wilson. London. 1840.) giebt uns ein vollständiges Gemälde der widerlichen, Göttliches und Menschliches, erhabene und Eckel erregende Abentheuer bunt unter einander mengenden indischen Mythologie; er enthält überdieß die Bruchstücke der frühesten Traditionen, und was man, wenn man das Wort Historie so mißbrauchen wollte, die Urgeschichte Hindostans nennen könnte. Die Puranas haben sicherlich, wie bereits Vans Kennedy richtig bemerkt hat, keinen andern Zweck, als den religiösen Unterricht der Massen; es sind die verhältnißmäßig in ziemlich späterer Zeit abgefaßten Schulbücher der Bramahnen. Jeder Purana umfaßt fünferley Gegenstände: die erste Schöpfung; die Zerstörung und Erneuerung der Welten, oder die zweyte Schöpfung, in Verbindung mit den astronomischen Perioden der sogenannten Chronologie; die Genealogie der Götter und Patriarchen; die Regierungsperioden der Manus; die älteste Geschichte, wenn man, wie gesagt, die unzusammenhängenden Legenden der Sonne und Monddynastien so nennen will. Aber nicht alle Sammlungen, welche jetzt unter dem Namen der Puranas vorhanden sind, entsprechen dieser Inhaltsangabe, die dem Amara Sinha, der im sechs und fünfzigsten Jahre vor unserer Zeitrechnung blühete, entnommen ist. Der Vischnu Purana, obgleich auch er nicht frey ist von fremdartigen Zusätzen, entspricht ihr aber, wie Wilson bemerkt, mehr, als irgend ein anderes dieser religiösen Schulbücher. Der Uebersetzer hat uns in den Noten, die hie und da zu Abhandlungen heranwachsen, aus seiner reichen Fülle indischer Gelehrsamkeit viele sprachliche und sachliche Erläuterungen mitgetheilt, woraus man die mannigfachste Belehrung schöpfen kann. In der fünf und siebenzig Seiten umfassenden Vorrede zur Uebersetzung dieses Purana wird uns überdieß ein Ueberblick der ältesten Kultur- und Literaturepochen des Brahmanenstaates gegeben, welchen, wenn dem Unterzeichneten hierin ein Urtheil erlaubt ist, er für das Beste und Unbefangenste erklären möchte, das hierüber geschrieben wurde.

Bey all diesen verschiedenen Arbeiten und mannigfachen Berufsgeschäften wußte Wilson noch Zeit zu gewinnen, eine Sanskrit-Grammatik zu verfas-

sen, deren lichtvolle Anordnung, so wie der reiche Inhalt der Syntax von Kennern sehr gepriesen wird, und die zahlreichen Materialien zu der Ariana antiqua zu sammeln und zu sichten. Es begriffen die Alten unter dem Namen Ariana die Provinzen Aria, Caramania, Gedrosia, Drangiana, Arachosia, die Paropamisaden und das Vaterland der Parther; wegen der Sprachverwandtschaft, wie Strabo (XI 2) ganz vortrefflich bemerkt, werden auch die Sogdier und Baktrier und sogar einige Theile Persiens und Mediens zu Ariana gerechnet (εἰσί γάρ πως καὶ ὁμόγλωττοι παρὰ μικρόν). Mannert hatte bereits die Gränzen dieses großen Ländergebietes genau bestimmt (Geographie der Griechen und Römer II a. a. O.); es hätte also keiner neuen ausführlichen Untersuchung bedurft. Der Name Ariana bedeutet wohl, nach der Vermuthung Wilsons, so viel als das indische Arya warta, das Land der Trefflichen.

Herr Masson, welcher uns vor kurzem seine Abentheuer auf den Kreuz- und Querzügen in den Ländern zwischen dem Euphrat und dem Indus nur zu ausführlich beschrieben hat (Masson, Balochistan, Afghanistan and the Panjab. London 1842. 3 Bände in Oktav), untersuchte seit dem Jahre 1833 die Reste alter Bauwerke und Gräber Afghanistan's; seine einsichtvollen Bemühungen wurden, wie sich weiter unten zeigen wird, durch allerley Funde reichlich belohnt.

(Schluß folgt.)

Eduardi Wunderi Emendationes in Sophoclis Trachinias etc.

(Schluß.)

Das ἔχεις scheint allerdings ungeeignet, zumal nach Brunck's Erklärung, wo nicht einmal das von Hrn. W. gewählte λέγεις genügen würde. Allein ich nehme das λόγων πίστιν genauer. Zwey Aufträge hat Lichas, das verhängnißvolle Kleid zu übergeben und als Zeichen, daß dieß von Dejanira komme, den Stein des Siegels. Beyden zu genügen verspricht der Herold, das eine in dem ersten der obigen Verse, das andere im zweyten; die λόγων πίστις entspricht also den Worten des V. 605 καὶ τῶνδ' ἀποίσεις σῆμα —; πίστις ist hier wie fides so viel als fidei testimonium und Lichas versichert also, er werde, zum Beweis der Wahrheit seiner Worte, jenes Unterpfand, was Dejanira für ihre Worte habe, hinzufügen. So erklärt sich dann die Construction der Worte ὧν ἔχεις, indem πίστιν sowohl zu λόγων als zu ἔχεις gehört und der Text bedarf keiner Abänderung.

In der Schilderung des Hyllus, welche Wirkungen das Geschenk Dejanirens am Leibe des Herkules hervorgebracht, heißt es V. 758:

ἱδρῶς ἀνῆει χρωτὶ, καὶ προσπτίσσεται
πλευραῖσιν ἀρτίκολλος ὥστε τέκτονος
χιτὼν ἅπαν κατ' ἄρθρον.

Mit Recht nimmt Hr. W. προσπτύσσεται statt προσπτύσσετο in den Text. Im zweyten Vers interpungirt derselbe abweichend von allen früheren Herausgebern vor ἀρτίκολλος und folgt so dem Scholiasten: ἀρτίκολλος· ὡς ὑπὸ τέκτονος καλῶς συγκεκολλημένος. Ich kann dieser Aenderung nicht beytreten; nicht etwa wegen des Genitivs τέκτονος abhängig von ἀρτίκολλος, wiewohl z. B. die Stelle Philoct. 3 anderer Art ist, sondern weil mir der Vergleich unpassend vorkommt. Der Dichter stellt uns den vom Giftgewand gleichsam gefangenen Helden trefflich in dem Bilde einer Statue dar, mit enganschließendem Gewand; wie bey einer solchen das Kleid fest und unzertrennlich anliegt, so klebt der mit tödtlichem Gift getränkte Mantel an allen Gliedern des Helden. So hat der Vergleich, was vor allem an ihm gefordert wird, Natur und Wahrheit. Richtig und einfach giebt Hermann folgende Interpretation: adstringebatur lateribus vestis ut statuarii i. e. ut quam statuarius exprimit cum corpore ipso cohaerentem.

Um wenigstens ein Beyspiel zu geben, wie seltsam oft Hr. W. mit dem Aufspüren unterschobener Verse zu Werke geht, möge hier die letzte Stelle, die er in dieser Weise angreift, genannt werden. V. 1173 ff. giebt Herkules seinem Sohn,

der ihm den Eidschwur geleistet, in allem zu folgen, den bestimmten und ernsten Auftrag, ihm jetzt eigenhändig den Scheiterhaufen zu bereiten und den letzten Dienst zu erzeigen. Es heißt daselbst:

ἐνταῦθά νυν χρὴ τοὐμὸν ἐξάραντά σε
σῶμ' αὐτόχειρα καὶ ξὺν οἷς χρήζεις φίλων
πολλὴν μὲν ὕλην τῆς βαθυῤῥίζου δρυὸς
κείραντα, πολλὸν δ' ἄρσεν' ἐκτεμόνθ' ὁμοῦ
ἄγριον ἔλαιον, σῶμα τοὐμὸν ἐμβαλεῖν·
καὶ πευκίνης λαβόντα λαμπάδος σέλας
πρῆσαι· γόου δὲ μηδὲν εἰσίτω δάκρυ
ἀλλ' ἀστένακτος κἀδάκρυτος, εἴπερ εἶ
τοῦδ' ἀνδρός, ἕρξον· εἰ δὲ μή, μενῶ σ' ἐγὼ
καὶ νέρθεν ὢν ἀραῖος εἰσαεὶ βαρύς.

Wer sollte in diesen einfachen, des Helden Charakter so entsprechenden Worten etwas anstößiges, unächtes, ungriechisches ahnen? und dennoch sagt Hr. W. von den Versen 1175 — 1178 extremus hic locus est, quem misere interpolatum ab histrione esse evidentissimis argumentis probari posse puto, und findet in der That nicht weniger als neun Steine des Anstoßes; wir brauchen sie jetzt nicht wieder herzubringen, da sie bereits vom oben genannten Recensenten leicht und schnell beseitigt worden sind. Nur das muß ich noch hinzufügen, daß Hr. W. zur Rechtfertigung seiner Ansicht zu zeigen sucht, was den Schauspieler zum Interpoliren verführt habe, nämlich der Vers 1193 (1215):

ἢ καὶ πυρᾶς πλήρωμα τῆς εἰρημένης.

Hr. W. sagt: in quo (versu) cum verba τῆς εἰρημένης sic intellexisset (histrio), qualem describsi, quod a Sophocle male omissum credidit, sibi addendum temere putavit. Atqui non dubium est, quin id unum Hercules participio τῆς εἰρημένης significare voluerit, in Oeta monte exstruendi, in quo loco rogum exstrui supra jussit. Dieses non dubium möchte ich doch etwas bezweifeln; πυρὰ ἡ εἰρημένη ist weder genau rogus qualem descripsi noch weniger rogus in Oeta monte exstruendus, sondern rogus de quo ante dictum fuit, oder de quo ante dixi. Somit ist der histrio von jener Insinuation zu befreyen; wenn aber Herkules diese Frage an Hyllus stellt, den der gewordene Auftrag zu dem Schmerzensrufe genöthigt hat:

οἴμοι, πάτερ, τί εἶπας, οἷά μ' εἴργασαι;

so meynt er hiemit eben das, was er in den obigen Versen verlangt und so verlangt hatte, wie es ihm, am Ziele seiner Heroenbahn angekommen, geziemte. Gerade die Ruhe, die Festigkeit, mit welcher er alles Einzelne anordnet, sind wahrhaft erhaben, während sie dem ohnehin schon tief ergriffenen Sohn die größte Herzensangst erregen. Kurz, die ganze Stelle ist dem Sophokles vortrefflich gelungen. Die Bedeutung von ἄρσην ἄγριός τ' ἔλαιος lehrt jetzt genügend Lobeck. Patholog. p. 26.

Wenn ich in den wenigen Stellen, die ich angeführt habe, Hrn. W. meistens widersprechen mußte, so liegt schon in der Zahl andrerseits das Bekenntniß, daß der sorgfältige Bearbeiter des Sophokles auch in dieser Tragöde viel Ersprießliches geleistet und manche schwierige Stelle besser als früher beleuchtet hat. Andere allerdings kritische Verse sind bereits hinlänglich erörtert, zumal zuletzt von dem scharfsinnigen Recensenten in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft; bey anderen halte ich es für das beste, zu schweigen und warum?

τί γὰρ πάθω; σκάπτειν γὰρ οὐκ ἐπίσταμαι.

G. Thomas.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Ariana antiqua. A descriptive account of the antiquities and coins of Afghanistan: by H. H. Wilson etc.

(Schluß.)

Masson machte vermittelst des Residenten in Katsch, diese Stelle begleitete damals der berühmte Reisende in Baludschistan, der Besieger des chinesischen Reiches, Sir Henry Pottinger, der Regierung zu Bombay den Vorschlag, ihr seine bereits vorhandenen Sammlungen und alle Funde, die er künftig machen würde, zu überlassen, wenn sie die Unkosten übernehmen wolle. Dieser Vorschlag ward genehmigt und Masson brachte eine Menge Münzen und einige andere Gegenstände zusammen, welche nach England gesandt und im Museum der ostindischen Kompagnie, wo sie Ref. im Herbste 1840 gesehen hat, aufbewahrt wurden. Einzelne Stücke der Sammlungen Masson's wurden bekanntlich theils von ihm selbst, theils von dem trefflichen James Prinsep, dessen Andenken die Ariana antiqua gewidmet ist, und von mehreren europäischen Alterthumsforschern und Numismatikern beschrieben; eine vollständige Beschreibung aller Sammlungen mit den Abbildungen der Münzen und der Oertlichkeiten, wo sie gefunden wurden, fehlte bis jetzt.

Diese Lücke hat Wilson in der Ariana antiqua auf eine würdige Weise ausgefüllt. Das Werk, welches außer einer Karte von Ariana mit 35 Platten, Abbildungen der Münzen und anderer Gegenstände enthaltend, versehen ist, zerfällt in vier Abschnitte, wovon nur drey von Wilson selbst verfaßt wurden. Nach der ausführlichen Einleitung über die Geschichte der Entdeckungen in der baktrisch-indischen Numismatik und den Antiquitäten dieser Gegenden überhaupt, so wie der Arbeiten, welche ihnen gewidmet wurden, folgt eine höchst wichtige Denkschrift Massons über die Tops und Grabmonumente Afghanistans. In dem dritten Abschnitte werden die Angaben der Alten über Ariana und alle Länder zwischen Persien und Indien zusammengestellt, woran höchst lehrreiche Bemerkungen über die Züge Alexanders in diesen Gegenden geknüpft werden. Der vierte Abschnitt ist ausschließend der Beschreibung der Münzen und Erklärung der Namen und Zeichen, die sich darauf finden, gewidmet. Wir erhalten bey dieser Gelegenheit, von dem Tode Alexanders des Großen bis zu den Einfällen der Muhammedaner in Indien, eine vollständige Uebersicht aller Herrscherfamilien, die in Baktrien und den benachbarten Gegenden regiert haben. Es folgen nacheinander die einzelnen Fürsten der griechischen Dynastien (wobey eine ausführliche Abhandlung über das Alphabet der Münzen, von Wilson das Arianische, von Lassen das Kabulische genannt, eingeschaltet wird), die barbarischen Könige, die Fürsten der indo-parthischen Dynastie und die indoskythischen Gebieter von Kabul. Am Ende wurde noch eine Beschreibung der sassanischen, indischen und muhammedanischen Münzen der Sultane von Ghasnah und Ghor, die sich in den Sammlungen des ostindischen Hauses befinden, hinzugefügt.

Die Numismatik erfreut sich eines besondern Vortheils vor allen andern Alterthumswissenschaften; sie liefert uns handgreifliche Beweise von den Veränderungen der Länder und Reiche und ergänzt überdieß manche Lücke der schriftlichen Monumente. So erhalten wir durch die indisch-baktrischen Mün-

zen einen deutlichen Ueberblick der religiösen und politischen Schicksale von Ländergebieten, über welche wir sonst nur eine höchst dürftige und zum Theil gar keine Kunde gehabt hätten. Die Münzen beginnen nämlich gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung und reichen bis zur Herrschaft der Muhammedaner im Pendschab und den benachbarten Distrikten, in der ersten Hälfte des eilften, wo wir dann ausführliche Nachrichten der muhammedanischen Annalisten und Geographen, die selbst schon einige Jahrhunderte früher beginnen (vergl. Gildmeister Scriptorum Arabum de rebus indicis loci. Bonnae 1838), besitzen. Es darf künftig, wie aus den nachfolgenden Andeutungen hervorgeht, kein Geschichtschreiber dieser Gegenden der Erde die Ergebnisse der numismatischen Forschungen übersehen, zu welchen die an das Tageslicht gebrachten Schätze in den buddhaistischen Grabhügeln Afghanistans und des Pendschab Veranlassung gegeben haben.

Die Junitschi oder Indoskythen, welche zuerst neben den Griechen, dann allein viele Gegenden zwischen Persien und Indien und einen großen Theil des letzteren Landes beherrschten, fassen in der Mitte dreyer großer Kultursysteme, des indischen, persischen und griechischen, und sie haben, wie man aus den Symbolen ihrer Münzen ersieht [2]), von allen dreyen Vieles angenommen; es erscheinen hier griechische Wörter und griechische Schrift in Verbindung mit persischen und indischen Götternamen. Die indische Kultur, Brahmanismus und Buddhaismus, namentlich die letztere Glaubensform, hat aber in der Folgezeit wegen der Nähe und der großen Masse ihrer Bekenner die Oberhand erhalten. Ward doch selbst der neunzehnte Patriarch dieser Religion, nach einer natürlich erdichteten Weissagung Schakiamuni Buddha's, in dem Reiche der Junitschi geboren! Bhamian erscheint zu dieser Zeit in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche als ein Hauptsitz der Religion des Königssohnes von Kapilapura für den Süden und Westen, wie später Lhassa es ward für den Norden und Osten [3]). Davon zeugen noch die durch muselmanischen Fanatismus verstümmelten kolossalen Bildsäulen im lebendigen Felsen eingehauen, so wie eine Menge ehemals mit Schnitzwerk verzierter Nischen, deren nicht weniger als zwölftausend gezählt wurden, für kleinere Idole bestimmt [4]). Dieß ist der Grund, weßhalb der von seiner ehemaligen Größe jetzt so verfallene Ort immer noch Bhut Bhamian genannt wird, und Bhut in allen Dialekten der medopersischen Sprachfamilie ein Idol bedeutet [5]). Das sicherste Zeugniß für die Herrschaft des Buddhaismus in dem Reiche der Junitschi, in den Ländern westlich des Indus und namentlich in Afghanistan, geben aber die Berichte der Schamanen des Mittelreiches, welche in dem vierten, fünften und sechsten Jahrhundert über Mittelasien an den Ganges pilgerten und allenthalben Buddhaisten fanden [6]). Nicht minder die zahlreichen Grabmäler dieser Gegenden und die Gegenstände, welche darin gefunden werden, wie aus der nachfolgenden Darstellung zu ersehen ist.

2) Wilson, a. a. O. 313 folg.

3) Moorcroft. Travels II 391.

4) Masson bey Wilson a. a. O. 57.

5) Moorcroft Travels II 387. So auch Bhut Chak unfern Kabul gegen Dschelalabad. Das eine der zwey kolossalen Idole stellt Buddha selbst dar, das andere höchst wahrscheinlich Awalokiteswara Boddhisatwa, welcher als Weib abgebildet wird. Er repräsentirt die wirkende Naturkraft. Die Idole wurden in der letzten Zeit mehrfach beschrieben und auch abgebildet. Burnes und Masson stimmen in allen wesentlichen Punkten mit Moorcroft überein. Baku erwähnt bereits diese buddhaistischen Monumente. Notices des Manuscrits II. 171. Auch kennt dieser Geograph a. a. O. einen großen Idolentempel zu Balkh. Abul Fasel (Ayeen Akbery II 168) beschreibt drey Idole zu Bhamian, Mann, Weib und Kind, wie er sich ausdrückt; von der dritten Säule, welche 15 Ellen hoch war, ist jetzt keine Spur mehr vorhanden.'

6) Foe Kue Ki ou Relations des Royaumes buddhiques. Voyage dans la Tartarie, dans l'Afghanistan et dans l'Inde, exécuté à la fin du IVme siècle par Chy Fa Hian. Traduit du Chinois par Abel Rémusat. Ouvrage posthume révu, complété et augmenté par M. M. Klaproth et Landresse. Paris 1836.

Derjenige, welcher Aller Seele ist, heißt es in der heiligen Schrift der Buddhaisten, hat zum Heile der Götter und Menschen mehrmals eine äußere Hülle angenommen; es läßt der Herr der Welt, sobald die Liebe zu den heiligen Schriften erkaltet, sich wieder zur Erde hinab, um den erlöschenden Eifer von neuem zu entzünden. Seine wahre göttliche Gestalt hat sich aber niemals dem Stoffe vermählt; sie bleibt ewig im Himmel unveränderlich [7]). Diese äußerliche Hülle, welche das göttliche Wesen, sobald das Ziel erreicht ist, des Lebens beraubt, wird von den Gläubigen als ein Heiligthum, als der Schrein des göttlichen Geistes verehrt. Nicht weniger als acht Städte stritten sich bey dem Tode Buddha's um des Herrn Leichnam. Um sie sämmtlich zu befriedigen, ward der Körper in acht Stücke zerlegt und an die streitenden Gläubigen vertheilt [8]), die sie begruben und dann über die Gräber prächtige Denkmäler errichten ließen, von ihnen Sthupa, Top oder Hügel genannt [9]). Aber nicht Schakiamuni allein, sondern vielen andern untergeordneten Gottheiten, die sich ebenfalls zum Heile der Wesen in Menschengestalt niederließen, oder richtiger, auf wundervolle Weise einen Theil der Materie belebten, selbst frommen Klostergeistlichen wurden solche Ehren erwiesen; daher die große Menge solcher Grabdenkmäler in allen buddhaistischen Ländern.

Die Grabhügel Afghanistans und des Fünfflußgebietes bestehen aus thurmartigen Gebäuden, welche auf einem festen Fundamente von breiten Steinen ruhen und nach Osten, dem Heimathlande Buddha's gerichtet sind. Sie enden mit einer Kuppel, die nicht selten in einer kegelähnlichen Form ausläuft. Auf einer gewissen Höhe ziehen sich gürtelartig ringsherum laufende Verzierungen, mit Bögen versehen, die auf Pfeilern ruhen; diese finden sich aber nur auf den ältern und wichtigern Denkmälern. Während das Innere dieser Gebäude aus einer großen Masse Steine und Erde besteht, die bloß regelmäßig geordnet sind, ist das Aeußere mit großer Sorgfalt behandelt; nicht selten tritt dem Auge eine niedlich eingelegte Arbeit gefällig entgegen. Es sind regelmäßige Gebäude in einem Umfange von hundert acht, und selbst, wie der erste Grabhügel, von Kopur [10]), von hundert vier und zwanzig Fuß. Das Ebenmaaß ist allenthalben sorgfältig beobachtet.

Die zahlreichen Grabmonumente Afghanistans sind durchgängig an dem Abhange der Berge auf Erhöhungen errichtet, welche durch tiefe Thalspalten von einander getrennt sind; so die von Kabul, von Tschahar Bagh und Hidda in der Nähe Dschelalabads, — Gegenden, welche heutigen Tags noch von den hier wohnenden Hindu für heilig gehalten und von Pilgern aus den verschiedenen Ländern Indiens häufig besucht werden [11]). In der Nähe der heiligen Hügel befinden sich eine Anzahl Höhlen, die Nischen für Idole enthalten und ursprünglich mit einem Anwurf versehen waren; es mögen diese Höhlen als Tempel oder als Wohnungen für Geistliche gedient haben, welches Letztere das Wahrscheinlichste ist [12]). In der Nähe sprudelt herrliches Wasser empor, das manchmal durch unterirdische Wasserleitungen weit hergeführt wird [13]). Dann sieht man

7) Diese göttliche Gestalt wird an einer andern Stelle die höhere Seele (adhyâtma) genannt, welche sich bloß in sich selbst mit dem Werden und Vergehen der Dinge beschäftigt.

8) Lalita-vistara in Wilson's Ariana antiqua. 16.

9) Diese buddhaistischen Gräber heißen Daghopas, ein Wort, das aus den Sanskrit-Wörtern Dcha, Körper, und Gopa, einschließend, zusammengesetzt ist. Top ist die Paliform für das Sanskrit Sthupa, Hügel; die buddhaistischen Mongolen nennen solche heilige Hügel, Obo.

10) Siehe die Abbildung bey Wilson. Tafel II. Nro. 1.

11) Masson a. a. O. 61.

12) Abul Fasel sagt (Ayeen Akbery II 168), die Nischen zu Bhamian werden Summig, wie das Wort in der englischen Uebersetzung geschrieben ist, genannt. Es soll wohl Samidschi, Wohnungen der Samanas oder Seamanas heißen. Masson nennt diese Höhlen, mögen sie aus alten Zeiten stammen oder vor kurzem erst ausgegraben seyn, Samadschi; sie dienen heutigen Tags in Afghanistan als Nachtquartier für Reisende und zum Aufenthalt während der drückenden Tageshitze. Masson, Balochistan etc. III 179.

13) Der faule muselmanische Afghane, der heutigen

auch in der Umgegend der großen Top eine Menge kleinerer Grabhügel, welche von dem umwohnenden Volke Raschak genannt werden. Diese kleineren Grabhügel sind in großer Anzahl über ganz Afghanistan zerstreut; sie enthalten gewöhnlich bloß Knochen und Asche; nur selten trifft man hier große irdene Todtengefäße und andere Gegenstände der größeren Grabmonumente [14].

In diesen größeren Grabhügeln findet man innerhalb besonderer Vertiefungen oder Zellen steinerne und metallene Gefäße verschiedener Größe und Form, die eine silberne und goldene Kapsel enthalten. Manchmal ist die letzte innerhalb der ersten eingeschlossen. In diesen Gefässen oder in den Zellen, wo sie aufbewahrt werden, bemerkt man Asche oder eine noch nicht genau untersuchte klebrige Materie mit kleinen Perlen und Goldknöpfen vermischt, die sämmtlich mit feinem Leinenzeug umwunden sind; dann goldene Verzierungen und Ringe, Glasperlen und andere Stücke von Glas und Krystall; Thonmassen und Steine mit Figuren versehen; Knochen und Zähne von Thieren, namentlich von Esel und Gaisen; Stücke Zeug und Baumrinde, auf welchen ähnliche Schriftzeichen, wie auf den Münzen vorkommen, und eine große Anzahl indoskythischer, indischer, sassanischer und selbst byzantinischer Münzen [15]. Aber was höchst sonderbar ist, obgleich Bruchstücke griechischer Inschriften vorhanden sind [16], niemals ward in den Grabhügeln Afghanistans das Geld baktrischer Könige gefunden [17]. Auf einem noch ziemlich gut erhaltenen Siegel von gebrannter Erde aus diesen Gräbern ist in schwer leserlichen Pali-Schriftzeichen folgender Spruch eingegraben: „der jetztregierende Buddha [18] erklärte die Ursachen der verdienstlichen Werke; auch was diese verhindert, hat der große Büßer erklärt.“ Auf einem goldenen Gefäße finden sich auf beyden Seiten vier Figuren in getriebener Arbeit: ein lehrender Buddha mit einem Bettelmönch zur Rechten und einem Laien zur Linken. Das Bild an der Seite des Laien soll wahrscheinlich eine Nonne darstellen. Die Figuren stehen in Nischen mit fein gewundenen Bögen umgeben, die auf Säulen ruhen, zwischen welchen kauernde Adler hervorsehen. Das Gefäß ist ringsum oben und unten mit einer Reihe Rubinen aus Badakschan eingelegt; es sind auf jeder Seite zwölf. In diesem kostbaren Gefäße wurden dreyßig kleine Goldornamente, achtzehn Saphire, Achate, Krystalle und manche andere unbedeutendere Gegenstände gefunden [19].

Der Buddhaismus hatte, wie es scheint, in den Gegenden des Fünfflußgebietes, in Kaschmir und Afghanistan während des fünften, sechsten und siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung viele Kämpfe und Verfolgungen von Seite der Brahmanen zu bestehen. Die Religion des Siddatha Kumara, dieß ist der Eigenname Buddha's, gerieth, wie wir auch aus den mit geringerer Sorgfalt aufgeführten Grabhügeln der späteren Zeit entnehmen können [20], in Verfall; sie behauptete sich aber, neben dem Brahmanismus, bis zu den Einfallen der Muselman und der endlichen Herrschaft des Islam in diesen Gegenden der Erde.

C. F. Neumann.

Tags von solchen Arbeiten keinen Begriff hat, schreibt die Errichtung dieser Wasserleitungen den Dämonen zu. Masson bey Wilson a. a. O. 59.

14) Masson a. a. O. 92.

15) In dem Top zu Hidda, ein kleiner Ort in der Nähe von Dschelalabad, fand Masson Münzen des Theodosius II., Marcian und Leo.

16) Masson a. a. O. 66, 71. 72. 103.

17) Wilson a. a. O. 43. Masson bey Wilson 59.

18) Thatagata, von Thata, so, jetzt, und agta gekommen, zusammengesetzt. Die Chinesen übersetzen den Titel wortlich durch Jolai, der Jetztgekommene, der in unserer Weltperiode erschienene Buddha.

19) Masson a. a. O. 71. Wilson 41. Den reichsten Fund an Alterthümern und kostbaren Gegenständen machte Masson in dem Top Nro. 10 zu Hidda. Masson a. a. O. 108, wo alle Gegenstände, die gefunden wurden, aufgezeichnet sind.

20) Die Grabhügel von Hidda verrathen eine Abnahme der politischen Macht und Religion, eine Zeit, wo die alten Formen nachlässig und ohne innern Glauben befolgt werden. Masson a. a. O. 57.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 63.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Academie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Die Sitzung am 4. November d. J. eröffnete der functionirende Sekretär mit einem Vortrag über die broncenen Thore des Doms zu Augsburg, ein mit Reliefen geschmücktes Werk deutscher Plastik. Er legt die auf seine Veranlassung neu entworfenen und genauen Zeichnungen desselben vor, weiset nach, daß sie aus gleicher Zeit mit dem ersten Dombau selbst d. h. aus dem Schlusse des X. Jahrhunderts stammen, erläutert den theils astronomischen, theils alttestamentarischen Inhalt der Reliefe und schließt mit der Bemerkung über ihren Styl und ihre Bedeutsamkeit.

Hierauf hielt Hr. L. Steub, der als Gast in die Classensitzung eingeführt war, nachstehenden Vortrag über den Hauptinhalt seines Werkes:

„Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern."

Die Frage, welcher Abkunft die Urbewohner Rätiens gewesen, ist bisher auf sehr verschiedene Weise beantwortet worden. Ehedem betrachtete man sie nach Plinius (H. N. 3. 20) und Justin (20. 5), denen auch in der bekannten Stelle des fünften Buches *) Livius nicht widerspricht, als Abkömmlinge jener nördlichen Etrusker, die durch die Gallier aus dem Polande verjagt unter dem Heerführer Rätus in die Alpen gezogen wären, und diese Ansicht, als die einzige durch directe Zeugnisse beglaubigte, zählte denn auch noch in neuerer Zeit ihre Anhänger, insbesondere Johannes v. Müller, Mannert, von Hormayr. Niebuhr dagegen und nach ihm Ottfried Müller verwarfen diese Colonisirung der Alpen durch die Etrusker und behaupteten umgekehrt, Rätien sey die Urheimath dieses Volkes, dasselbe demnach aus den Alpen in die italische Halbinsel hinabgestiegen **). Jede dieser Hypothesen ließ den Zusammenhang der Räter mit den Etruskern unbestritten; die Verschiedenheit lag nur in den entgegengesetzten Ansichten über die Ursitze. In den letzten Jahren ist nun aber, wie auch schon früher hie und da geschehen, selbst jener Zusammenhang wieder geläugnet worden und bey

*) Cap. 33. Alpinis quoque ea (tusca) gentibus haud dubie origo est, maxime Raetis: quos loca ipsa efferarunt, ne quid ex antiquo praeter sonum linguae, nec eum incorruptum retinerent.

**) Röm. Gesch. erste Aufl. S. 70. Vierte Aufl. S. 120. Eigentlich ist da nur von den Rasenern die Rede, welche später erst nach ihrer Verschmelzung mit den pelasgischen Tyrrhenern das etruskische Volk gebildet hätten. Angedeutet findet sich solche Ansicht schon bey Joh. v. Müller, Gesch. der Schweiz. 1. 5. 2. O. Müller, die Etrusker. 1. 163.

Zeuß *) erscheinen die Räter als Kelten. Diefenbach **) nimmt eine gemischte Bevölkerung von Kelten und Tuskern an; Richard Lepsius aber, der letzte, der die Frage behandelt, geht wieder auf die erste Ansicht zurück, betrachtet die Räter als aus dem Polande verjagte Etrusker und will demnach auch den Antheil, den ihnen Niebuhr an der Bildung des etruskischen Volkes beygelegt, keineswegs anerkennen ***).

In den aufgeführten Ansichten liegt nun Veranlassung zu folgenden Fragen: Gehören die Urbewohner Rätiens der keltischen oder der etruskischen (raseniſchen) Familie an, und wenn letzteres, ist Rätien der Ursitz der Etrusker oder eine Colonie derselben?

Zur Beantwortung dieser Fragen bietet sich nun ein Material dar, das bisher von denen, die sich mit jenen Problemen beschäftigt, entweder übersehen oder schlecht benützt und mißbraucht worden ist — nämlich die Reste der rätischen Sprache, die uns in den Localnamen von Tirol und Graubündten aufbewahrt worden sind — einige Tausend von Sprachgebilden, welche sich aus dem Deutschen eben so wenig erklären lassen, als aus dem Lateinischen oder Romanischen, und die daher aus keinem andern Idiome entsprossen seyn können, als aus dem Rätischen.

Diese Namen, wie sie jetzt vorkommen, sind nun aber von sehr verschiedenem Aeußern. Die einen zeigen einen reichlichen Vocalismus und demnach euphonischen Klang, in andern wird der einzige innen stehende Vocal durch vorne und hinten aufgeladene Consonanten fast erdrückt, und während man den erstern, wie Cafalina, Tilisuna, Salatura ihre primitive Ursprünglichkeit schon an den Lauten abzuhören meynt, so geben auf der andern Seite Formen wie Bschlabs, Gleirsch, Pflersch, Tscherfs, Tscherms u. s. w. wohl noch deutlicher zu erkennen, daß diese ihre jetzige Härte eine jüngere Erscheinung und durch das Ab- und Ausschleifen früher vorhanden gewesener Vocale entstanden sey.

Ehe man daher diese Namen ihrer Herkunft nach einer Prüfung unterwerfen kann, ist es nöthig, sie in eine sprachlich gleiche Sphäre zu bringen, oder mit andern Worten, ihre ursprüngliche Gestalt zu bestimmen. Die Grundlage hiezu bildet einmal die Vergleichung der heutigen Formen mit den urkundlichen, dann aber auch die Vergleichung der heutigen Formen unter sich. Aus solchen Gegenüberstellungen ergeben sich dann mehr oder minder sichere Reductionsregeln, von denen wir aber hier nur so viel anführen wollen, als zum Verständniß des Nachfolgenden unumgänglich nothwendig.

Von den Vocalen heben wir nur a und u heraus und bemerken in Beziehung auf ersteren, daß statt des ursprünglichen a in der Accentsylbe jetzt vielfach e steht, was indessen mit schwankender Orthographie häufig ä oder ö geschrieben wird. So ist aus Athesis Etsch geworden, aus Sabiona Seben. Das urkundliche Cazzese heißt jetzt Gözis, Favaris jetzt Pfäfers, Clavenna bey den Deutschen Cläven u. s. w.

U ist in der Accentsylbe sehr häufig in andere Vocale übergegangen. In Tirol hat es sich oft in au verdichtet und wir haben jetzt Nauders, Taufers, Sauters, Kardaun, Gufidaun, wo die Urkunden Nuders, Tuvers, Suters, Cardun, Cuvedun bieten. Ebenso oft ist es in i übergegangen und so spricht man jetzt Tisen, wo die Urkunden Tusena schreiben, Siffian für Suffiana, Tils für Tullis, Sils für Sullis, D'Ardin für Arduna, Räzüns und Räzins für Racunes. Indessen steht jetzt auch häufig ei, ai, wo früher u gesprochen wurde, wie denn Castuna jetzt Gastein, Colruna jetzt Golrain, Goldrain, Valunes jetzt Flains lautet. Daraus folgt denn, daß i, ni, ai, au in der Regel ein rätisches u repräsentiren.

Bezüglich der Consonanten erwähnen wir hier ausschließlich den Uebergang von ca in tscha, tsche, tschö, der aus dem Romanischen herrührt und sich in den ladinischen Idiomen von Graubündten, Gröden und Enneberg gleichmäßig findet. Demnach dür-

*) Die Deutschen u. die Nachbarstämme. S. 229. ff.

**) Celtica II. 1. 133 ff.

***) Ueber die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien. Leipzig 1842. S. 21.

fen wir also die Localnamen Tschöfs in Cafusa, Tschölis in Calusa, Tschötsch in Cacusa umsetzen. War der Vocal, der auf das anlautende tsch folgte, tonlos, so fiel er nicht selten aus, und der Zischlaut trat an den nächsten Consonanten, erweichte sie aber dabey in sch. So konnte also aus Calusa nicht allein das oben erwähnte Tschölis werden, welches sich als Alpenname bey Alt St. Johann im Toggenburg findet, sondern auch durch die Uebergänge Tschalusa, Schlusa, Schlise das heutige Schleiß im obern Vintschgau, und in gleicher Weise konnte aus einem rätischen Calunuca eben sowohl ein Tschalenga werden, das bey Bludenz im Vorarlberg vorkömmt, als ein Schlinig, welches in der Nähe des genannten Schleiß zu treffen ist.

Hiebey ist indessen zweyerley zu bemerken: 1) die Verwandlung der Laute hat sich, wie schon aus den oben angeführten Beyspielen zu schließen, durchaus nicht gleichförmig durchgeführt und zwar hat weder das Romanische, noch das Deutsche die seinem respectiven Character analogen Umwandlungen streng und ebenmäßig vollzogen. So finden sich z. B. Cazis, Gagges, Gözis und Tschötsch für ein und dasselbe rätische Cacusa und so kommt die Urform Cafaluna jetzt als Kafalina, Gafluna, Gaflaun, Göflan, Schöflan und sogar als Qualun und Gflan vor. Ebenso trifft man das rätische Caluruta jetzt in den verschiedenen Formen von Claride, Gallreide, Gallruth, Glaureut und Kohlraut u. s. w.

2) Ein anderer Umstand, der die jetzigen Formen ursprünglich identischer Namen sich oft so unähnlich machte, ist die verschiedene Lage des Accentes. Kommen nämlich mehrsylbige Namen, deren Consonantengerippe auf eine und dieselbe Urform schließen läßt, in verschiedenen Gegenden mehrfach vor, so zeigt sich meistentheils, daß der jetzigen Form in jeder respectiven Gegend eine andere Lage des Accentes zu Grunde liegt. So haben z. B. Ems im Vorarlberg und Matsch im Vintschgau in den ältern Urkunden vom 10. — 12. Jahrhundert noch den gleichen Namen, nämlich Amates. Daraus wurde später durch ein Proparoxytonon — Amates — das heutige Ems, durch ein Paroxytonon — Amátes — das heutige Matsch. Eine Folge dieser verschiedenen Accentuation ist nun aber, daß in einer Form ein Vocal zum Schwerpunct des Wortes wird, der in der andern, als tonlos, ganz ausgefallen ist, und daher jene beym ersten Anblick überraschende Discrepanz. So wird also z. B. aus Vélusa Vels, aus Velúsa Fließ, aus Cálusa Kals oder Tschölis, aus Calúsa Glis oder Schleiß, aus Cáfusa Göfis oder Tschöfs, aus Cafúsa Gfeis. In gleicher Weise erwuchs aus Velurusa, nachdem das a abgeschliffen und der Accent auf die erste Sylbe zurückgegangen war, also aus Vélurus ein Pfelders *), aus Velúrusa ein Flierſch, aus Velurúsa ein Velris. Und wie Pfelders, Flierſch und Velris aus Velurusa, so entstanden aus Calurusa unter gleichen Bedingungen Schalders (Scalrs in den Urkunden), Gleirsch und Celrosa, oder aus Caravusa Tscherfs, Gravis und Grafeis, aus Caramusa Tscherms und Grameis. Ebenso wird aus dem rätischen Caluruna nach den drey möglichen Accentlagen (Cáluruna) Kollern bey Bozen, (Calúruna) Schliern bey Galzein (Calusuna) im Unterinnthale und (Calurúna) Goldrain im Vintschgau oder Golrin bey Fließ im Oberinnthale.

Sehr entstellend wirkt diese Erscheinung zumal bey jenen Namen, die vom Stamme Vul oder Vel ausgehen, da nach dem Ausfalle des tonlosen Vocals das überbleibende vl, wenn nicht in Fl in Bl übergeht, dieß aber dann nach jetziger Orthographie gewöhnlich Pl geschrieben wird. So sind z. B. Volders im Unterinnthale (in den Urkunden Volares, rätisch Vularusa) und Blärs bey Pludenz oder Plars bey Algund im Vintschgau von ein und derselben Urform ausgegangen, und ebenso entstand aus dem ursprünglichen Vulacata einmal Valcata im Münsterthale, C. Graubündten, dann aber auch Plagött am Haidersee im obern Vintschgau, und so wurde aus Vulacatúra sowohl Blatschadura im

*) Das lr der Urkunden wird in den neuern Formen zu lder oder ldr. So lauten die urkundlichen Namen Volrs, Scalrs, Colruna jetzt Volders, Schalders, Goldrain. Analog heißt auch Venls jetzt Vendels. Pfelders findet sich nicht in ältern Documenten, würde aber sicher Velrs geschrieben seyn.

Valserthale, C. Graubündten, als nach der Accentuation Vulacátura, das neben jenem Plagött vorfindliche Vilgader.

Wenn nun in dieser Art eine genügende Anzahl solcher Namen unter sich und mit ihren urkundlichen Formen verglichen sind, so zeigen sich rücksichtlich der Natur jener Sprache, der sie angehören, folgende Ergebnisse:

1) Dieser rätischen Sprache fehlen mehrere Laute des lateinischen Alphabets und zwar unter den Vocalen das o, unter den Consonanten die Mediä b, g, d. Den Beweis hierüber zu führen, haben wir in unserer Schrift unternommen und müssen uns, da eine Wiederholung desselben hier zu weit führen würde, lediglich auf dieselbe berufen.

2) Alle diese Namen gehen auf Urformen zurück, in denen an keiner Stelle zwey Consonanten unmittelbar auf einander folgen konnten *). So darf also z. B. Glys nicht auf Clusa zurückgeführt werden, weil die identischen Formen Tschölis und Schleiß ein Calusa erheischen, ebenso wie sich Clarida durch Vergleichung von Gallruth und Gallreide als ein ursprüngliches Caluruta ausweist. Ebenso kann Ladurn nicht ein rätisches Laturna repräsentiren, weil das identische Ladrun zeigt, daß auch zwischen r und n ein Vocal zu stehen kommt, und daher die rätische Urform Laturuna war. So zeigt sich auch, daß der Name Clavenna in dieser uns von den Römern überlieferten Gestalt latinisirt ist und im Rätischen Calavuna hieß, weil seine jetzigen Doppelgänger Golbun (im Villgrattenthale) und Kalfün (im Gröbnerthale) lauten u. s. w. Hiebey ist denn allerdings nur von der ursprünglichsten Gestalt der Sprache die Rede, denn daß tonlose Vocale ausfielen und die Consonanten etwa nach denselben euphonischen Gesetzen, wie im Griechischen und Lateinischen, aneinandertraten, kann wohl auch für die späteren Zeiten des Rätischen zugegeben werden. Vergl. z. B. νυκτερινός und nocturnus, κυπάρισσος und cupressus u. s. w.

3) In den Formationssylben dieser Namen fand sich ursprünglich kein anderer Vocal als u oder a. Es giebt daher nur ein Caluna oder Calana, Caruna oder Carana, kein Calina, Calena, Carina, Carena.

Die erste Wahrnehmung, nämlich die des Abgangs des Vocals o und der Mediä b, g, d ist jedenfalls die erheblichste, da sie zunächst die Richtung anzeigt, in welcher wir das entsprechende Idiom zu suchen haben, und dadurch werden wir denn angewiesen, von allen bekannten Sprachen, deren Herbeyziehung nach historischen Bedingungen möglich ist, zuerst die etruskische zu Hülfe zu rufen, als welche in ihrem Lautsystem ganz und gar dieselben Erscheinungen darbietet und, wie durch die Epigraphik längst erwiesen ist, kein o, kein b, g, d besitzt.

Nun haben wir zwar allerdings bisher nur eine sehr beschränkte Einsicht in die Grammatik des Etruskischen *), und über sein Lexicalisches besitzen wir ebenfalls nur äußerst dürftige, zum Theil höchst unzuverläßige Angaben; sehr umfassend dagegen sind unsere Kenntnisse der etruskischen Eigennamen, deren bekanntlich zunächst in den Sepulcralinschriften eine Anzahl vorhanden ist, die bereits ein Tausend übersteigt, und aus denen wir daher auch ergiebige Schlüße darüber ziehen können, wie diese Sprache in der Bildung ihrer Eigennamen verfuhr.

*) Hievon macht der Stamm alp bisher eine Ausnahme.

*) Sie erstreckt sich nicht weiter, als etwa auf Kenntniß der Nominativ- und Genitivformen der Namen auf e und a und der Bedeutung der Nominalsuffixe al, sa und ia. S. Ottfr. Müller, die Etrusker 1. 131. ff.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 64.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Academie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Schluß des Vortrags des Herrn L. Steub über den Hauptinhalt seines Werkes:

„Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern."

Wenn wir nun berücksichtigen, daß die etruskischen Localnamen, deren rasenische Form wir kennen, in grammatikalischer Beziehung vollkommen mit den etruskischen Eigennamen weiblicher Personen übereinstimmen, daß z. B. Velsuna, der etruskische Name von Volsinii, in der Epigraphik eben so gut als weibliches Nomen proprium vorkömmt, daß Vulturnum, der rasenische Name von Capua, in der Epigraphik als Vulturna und zwar auch als Frauenname sich findet, daß es mit Velia, dem rasenischen Namen von Veji, der gleiche Fall ist, daß ferner Vetluna, der rasenische Name von Vetulonium, Pupluna, der rasenische Name von Populonium, Capena, Fidena, Perusia u. s. w., kurz wohl alle etruskischen Städtenamen ihrer grammaticalischen Structur nach so beschaffen sind, daß sie eben so wohl als weibliche Nomina propria vorkommen könnten, wenn wir dieß berücksichtigen, so müssen wir umgekehrt auch in den weiblichen Eigennamen der Inschriften wieder eben so viele facultative rasenische Städtenamen finden.

Unser Bestreben gieng daher nicht dahin, die schon früher zu gleichen Zwecken vorgebrachten Vergleichungen von Lavin im Engadein mit Lavinium in Latium, von Ardez mit Ardea, von Fläsch mit Falisci zu vermehren, sondern dahin zu zeigen, daß die ganze rätische Nomenclatur in derselben Art und Weise von einsylbigen Stämmen und mit denselben Formationen gebildet sey, wie die etruskischen Frauennamen in der Epigraphik.

Unser Calusa (Schleiß), Velusa (Vels), Veluthurusa (Velthurusa) (Pfluders) sind daher ein und dasselbe mit den gleichlautenden etruskischen Frauennamen, wie unser Arthalusa (Oertles), unser Perusalusa (Presels), unser Carcuna (Tschirgant) identisch ist mit den epigraphischen Arthalisa, Perisalisa, Carcunia und auf diesem Wege zeigt sich denn Schritt für Schritt die gänzliche Identität der beyden Idiome, wie sich denn auch folgerechterweise fast alle etruskischen Städtenamen in Rätien wieder finden.

Die beyden andern unter 2 und 3 erwähnten Ergebnisse dieser Untersuchung, nämlich das Gesetz, daß nicht zwey Consonanten unmittelbar auf einander folgen und daß in den Formationssylben nur u oder a stehen können, sind deßwegen nicht unwichtig, weil sie zur Einsicht in den früheren Zustand des Etruskischen führen. Es ist nämlich mit Zuhilfenahme der rätischen Formen nicht schwierig nachzuweisen, daß das Etruskische nicht, wie man bisher

angenommen, ein hartes, in unaussprechlichen Consonantencombinationen sich gefallendes Idiom, sondern eine der weichsten Sprachen gewesen, die je gesprochen worden, und ferner kann auch für das Etruskische der Satz aufgestellt werden, daß es wenigstens in einem früheren Zustande, als der ist, in dem es jetzt epigraphisch erscheint, auch nur u und a zu Formationsvocalen verwendete, so daß also in diesen beyden Sätzen ein Correctiv für die etruskische Epigraphik selbst liegt; eben so wohl als für diejenigen Formen, welche uns durch die Römer überliefert sind.

Dabey stellt sich denn allerdings heraus, daß das Rätische und das Etruskische mit der Zeit dialektisch aus einander giengen, wie denn auch die Epigraphik nach dem eben Bemerkten nicht mehr ganz auf dem Standpunkt des Rätischen steht, sondern deutlich eine jüngere Sprachepoche verräth. Andererseits unterlag wohl auch das Rätische manchen Umwandlungen, allein wenn es auch auf das Princip der durchgehenden Vocalisation verzichtete, so scheint es doch nie von dem Grundsatze gelassen zu haben, daß in den Formationen nur a oder u stehen können, während das Etruskische beyde aufgab.

Um übrigens obige Behauptung, daß das Rätische als Correctiv des Etruskischen dienen und uns eine Einsicht in den früheren Zustand dieses Idioms gewähren könne, näher zu belegen, nehmen wir hier beyspielsweise die drey etruskischen Städtenamen Artena, Capena, Ravenna heraus, wozu wir allenfalls auch noch das schon oben besprochene Clavenna stellen können. Sie kehren alle in Rätien wieder, aber dort als Artuna, Capuna, Ravuna, Calavuna, in so ferne als der erste dieser Namen noch im Testamente Bischof Tello's von Chur (im Jahre 707) als Arduna erscheint, (jetzt D'Ardin, Dorf bey Dissentis — anderswo findet sich das identische Arthaun und Derdein, Irdein —) und als die heutigen Formen Tschafaun oder Kapaun, Rafein und Golbun oder Kalfün keine andere Urform, als die aufgestellte zu geben. Nun läßt sich aber in der That wahrscheinlich machen, daß auch im Etruskischen, wenigstens in früherer Zeit, nicht Artena u. s. w. sondern Artuna gesprochen wurde. Die häufigsten Formen der Ableitung sind nämlich jene in une, una, neben denen sich indessen auch schon ine, ina, ene, ena, zeigen. Aulune, Velune, Titune, Velsune, u. s. w. kommen vor neben Aulene, Auline, Veline, Titine, Titene, Velsine u. s. w. Es ist aber gewiß auch hier u älter, als i und e und so mag auch Artuna u. s. w. älter seyn, als Artena, ja da jene etruskischen Städtenamen in der Epigraphik nicht vorkommen, und wir also ein direktes Zeugniß über ihre rasenische Form nicht besitzen, so entsteht die Frage, ob wir hier nicht überhaupt latinisirte Formen vor uns haben und ob im etruskischen nicht auch später noch Artuna, Capuna u. s. w. gesprochen worden sey. Wenigstens leitet dahin die Wahrnehmung, daß z. B. die etruskischen Namen Vulsune und Calune in lateinischer Form Volasennius und Calenus lauten, daß auch der Name Ceisine, welcher nach Analogie von Velsune auf Ceisune zurückgeht, bey Cicero Caesennius heißt, daß Fescennium, Fescennia als Frauenname in der Epigraphik Vescunia geschrieben wird, daß Volusius die frühere Form des spätern Namens Valerius ist, so wie die in den eugub. Tafeln vorkommenden Clavernier wahrscheinlich die römischen calpurnii sind, daß der Vesuvius auch Vesevus heißt — Analogien, die noch weiter auszudehnen wären und die wohl nicht allein die Behauptung in Bezug auf das Etruskische nahezu zur Gewißheit erheben, sondern auch wahrscheinlich machen könnten, daß für das älteste Lateinische dasselbe Gesetz galt.

Um diese Verwendbarkeit des Rätischen noch

an ein paar andern etruskiſchen Namen zu zeigen, nehmen wir hier z. B. Cortona heraus. Die etruskiſche Form war Cartuna vom Stamme car, welcher Berg bedeutet, und die entſprechenden rätiſchen Namen ſind unter andern Kardaun bey Bozen, oder Kardona bey Iſchgl im Patznaum. Die Vergleichung der rätiſchen Namen zeigt nun aber, daß die Bildung tuna nicht unmittelbar an den Stamm tritt, d. h. Veltuna (Velthon), Caltuna (Galthin), Cafatuna (Gufidaun) u. ſ. w. ſind nicht erwachſen aus Vel - tuna, Cal - tuna, Cafa - tuna, ſondern es iſt hier vorerſt ein Veluta (Valeid, Balüd), Caluta (Glitt), Cafata (Cobeta, Gfad) vorhanden und jene Namen ſind daher als Fortbildungen dieſer erſten Formation, demnach als Velut - una, Calut - una, Cafat - una zu betrachten. In gleicher Weiſe findet ſich ein Caruta (Gareith, Carreit) und die Urform von Cartuna iſt demnach Carutuna, welche Form denn auch geradezu erklärt, warum der mythiſche Stifter von Cortona Corythus genannt wird. So heißt z. B. Volaterrä auf ſeinen Münzen Velathria, Velathri. Aus der Vergleichung des identiſchen rätiſchen Namens Velathura (jetzt Platur, Veltür) ergiebt ſich, daß der etruskiſche Name urſprünglich Velathura, Velathuria lautete und ſomit iſt denn auch dargethan, woher die römiſche Form Volaterrae, in der übrigens ein neues Beyſpiel des Uebergangs eines etruskiſchen u in ein lateiniſches e gegeben iſt. — Zu dem etruskiſch-römiſchen Namen Graviscae halten wir den rätiſchen Caravusa, Grafeis im Lechthale und ſehen daraus, daß jener urſprünglich nur Caravusuca, Caravusca lauten, und aus dieſem erſt bey den Römern in Graviscae übergehen konnte. — Auch jener Name einer Pomündung, Philistina, fossiones Philistinae, den Mazocchi für hebräiſch gehalten, verliert durch ſolche Vergleichung ſein Fremdartiges und giebt ſich als gut etruskiſch zu erkennen. Die Epigraphik zeigt nämlich, daß der Stamm Vul, Vel, welcher Waſſer bedeutet, einerſeits das anlautende v in f und p, andrerſeits den inlautenden Vocal auch in i übergehen ließ. Phil — iſt daher identiſch mit Vul, Vel und die Bildung istina lautet im Rätiſchen, wo, wie bemerkt, völlige Vocaliſation gilt, usatuna, Philistina daher Velusatuna. Dieſer Name kommt bey Bludenz im Vorarlberg als Bliſadona vor, iſt übrigens auch identiſch mit den nur verſchieden vocaliſirten epigraphiſchen Formen: Velusathne (lies Velusathune) und Pulsutina.

Wir ſchließen hiemit dieſe Anführungen aus der rätiſch-etruskiſchen Nomenclatur und geben in wenig Worten die Endreſultate unſerer Unterſuchung, als Beantwortung der drey Eingangs aufgeſtellten Fragen.

Die Räter alſo ſind ein und desſelben Stammes mit den Etruskern, Raſenern *) und keltiſche Stämme haben ſich in Rätien nie niedergelaſſen, denn alle in dem von Rätern bewohnten Gebiete ſich findenden Namen von Städten, Dörfern, Höfen, Feldern, Bergen und Flüſſen tragen, wenn überhaupt ein Gepräge kennbar und dieſes nicht deutſch, nicht romaniſch und nicht lateiniſch iſt, die annoch unverwüſteten Merkmale rätoraſeniſchen Urſprungs.

Mit nahezu gleicher Sicherheit meynen wir die Frage, ob Rätien Urſitz oder Colonie der Etruſker geweſen, beantworten zu können. Einmal verräth, wie oben angeführt, ſchon die Sprache der

*) Ra - eti und *Ῥα - σένα*, wie ſich die Etruſker nach Dionyſius von Halicarnaß in ihrer Sprache nannten, geben beyde auf den Stamm Ra zurück und ſind davon eben ſo richtig abgeleitet, wie Caieta, Ca - eta und Cae - sena von Ca, Velete und Velsuna (in der Epigraphik) von Vel, Caluta und Calusuna, Caruta und Carusuna (rätiſche Namen) von Cal und Car. Die Form *Ῥασένα* ſelbſt, als Rasuna und Rasana, kommt unter den rätiſchen Namen in verſchiedenen Geſtalten häufig vor (Raſen, Roſein, Roſanna, Roſenna, Raſchein u. ſ. w.

Räter einen ältern Typus als die etruskische und wenn sich auch dagegen anführen läßt, daß zur Zeit der gallischen Einwanderung und der dadurch veranlaßten Vertreibung der Tusker aus dem Polande die Sprache dieser letztern noch auf gleicher Stufe mit jener im eigentlichen Etrurien gestanden, das Rätische alsdann die Alterthümlichkeit des Idioms länger bewahrt, das Etruskische sie aufgegeben haben könne — wenn also auch aus der Sprache nichts zu folgern wäre, so läßt sich doch den schon von Niebuhr und Ottfried Müller angeführten Gründen noch beyfügen, einmal, daß schon der Umfang des Gebiets, in dem diese Namen ununterbrochen sich an einander reihen — von dem Genfersee bis Bregenz, von da über Tölz in Oberbayern in die Gegend von Salzburg und von dort in die carnischen Alpen — zu weit scheine, um seine Bevölkerung jenen versprengten Haufen der poländischen Etrusker verdanken zu können, und daß ferner, die Wahrscheinlichkeit eines solchen Anfangs der Räter immer mehr abnehme, je mehr die Hypothese, daß auch die Carner und Noriker, die Helveter, die Rauraker, die westlichen Alpenvölker und die Ligurer ursprünglich rasenischer Sippschaft waren, an Boden gewinne. Dürfen nämlich alle diese, wozu Livius — Alpinis quoque gentibus tusca origo — aufzufordern scheint, als eines Stammes betrachtet werden, so ist ihr Ausgehen von den Etruskern, theils, wie bey den Ligurern und ihren Nachbarn, gegen alle Geschichte, theils, wie bey Carnern, Norikern, Rätern u. s. w. um so unwahrscheinlicher, je größer und umfangsreicher das Gebiet erscheint, welches jene verjagten Etrusker colonisirt haben sollten.

Nun käme es weiter darauf an, zu untersuchen, ob diese Räto-Rasner einen eigenen, zwischen Kelten und Pelasger eingeschobenen, von beyden unabhängigen Hauptstamm bilden, oder ob sie einer dieser beyden Racen beyzuzählen seyen. Wir haben es wahrscheinlicher gefunden, daß jene Völker zur pelasgischen Familie gehören und haben der vorläufigen Unterstützung dieser Ansicht einige Seiten unserer Schrift gewidmet — ob sie sich zur historischen Gewißheit erheben lasse, wird die Zeit lehren.

Zum Schlusse der Sitzung hielt Herr Dr. Braun, der ebenfalls als Gast in die Classensitzung eingeführt war, einen Vortrag über eine von ihm gefundene und erläuterte bemalte Schale griechischer Arbeit, auf welcher Scenen aus dem Mythos der Attischen National-Heroen Kekrops, Theseus und Ajas in einer Art von Trilogie dargestellt sind. Die Erklärung wird durch die den Figuren beygeschriebenen Namen erleichtert und gesichert.

Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des sechszehnten und siebenzehnten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1843, Band XVI. und XVII.

Die römiſche Ziffer verweiſt auf den Band, die arabiſche auf die Seite des Bandes.

Ainsworth, W. Fr., Travels and Researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia. II Vol. Lond. 1842. XVI. 433.

Alison, Archib., *History of Europe* from the French revolution in 1789 to the restoration of the Bourbons in 1814. Edinb. 1833 — 1842. Zehn Bände. XVII. 1009.

Amari, Michele, Un periodo delle istorie Siciliane. Palermo 1842. XVII. 441.

— — 2. edit. — 853.

Annales Abbatiae S. Petri Blandinien sis edidit R. D. Fr. de *Putte*. Gandavi 1842. I. Vol. XVI. 497.

Archiv für ſchweizeriſche Geſchichte, herausgegeben auf Veranſtaltung der allgemeinen geſchichtforſchenden Geſellſchaft der Schweiz. 1. Band. Zürich 1843. XVI. 655.

Archivio storico italiano ossia raccolta di opere e documenti inediti etc. Tom. II. 1842. XVII. 223.

— — — Tom. III. 1842. — 833.

Basilii Magni, specimen novae editionis cohortationis B. M. ad adolescentes de utilitate ex libris gentilium capienda — proposuit Phil. Car. *Hess*. 1842. XVI. 969.

Beyträge zur Geſchichte Deutſchlands in den Jahren 1805 — 1809, aus brieflichen Mittheilungen Friedr. Perthes u. ſ. w. Schaffhauſen 1843. XVII. 433.

Bibliothèque de l'école des *Chartes*. Tom. III. Vol. I. 6 Liefer. XVI. 489.

Bonitz, Herm., observationes criticae in Aristotelis libros Metaphysicos. Berolini 1842. XVII. 905.

Boot, J. C. G., Notice sur les Manuscrits trouvés à *Herculanum*. Amsterdam 1841. XVI. 471.

Botta, Paul Emile, relation d'un voyage dans l' *Yémen*. Paris 1841. XVI. 1025.

Burmeiſter, Hermann, Geſchichte der Schöpfung. Leipzig 1843. XVII. 313.

Cavour, Gust. de, Fragmens philosophiques. Turin 1841. XVII. 745.

Cesati, Vincentio, stirpes italicae rariores vel novae etc. Fasc. I. II. Mediol. 1841. XVII. 17.

Chalybäus, Dr. Heinr. Mor., historische Entwicklung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel. 3. Aufl. Dresd. u. Leipz. 1843. XVII. 849.

Chenier, C. de, Histoire de la lutte des *Papes* et les *empereurs* de la *maison* de *Souabe* etc. Paris 1841. XVI. 617.

Cicero's sämmtliche Werke — In deutschen Uebertragungen — von Reinhold Klotz. 2. Bd. 2. Thl. XVII. 481.

Cieszkowsky, Dr. Aug., Gott und Palingeneſie. Erſter kritiſcher Theil. Berl. 1842. XVI. 436.

Cousin, V., Cours de l' *histoire* de la *philosophie*. Tom. I. II. nouv. édit. Paris 1841. XVII. 657.

Danske, Det Kong. D. *Videnskabernes Selskabs* naturvidenskabelige og mathematiske Afhandlinger. Thl. 9. 1842. XVII. 585.

Desnoyers, M. J., note sur les *cavernes* et les *brèches à ossements* des environs de Paris 1842. XVI. 585.

Dieffenbach, E., Travels in *New-Zealand*. Vol. I. II. Lond. 1843. XVII. 569.

Döderlein, Dr. Ludw., Jahresbericht von der k. Studienanſtalt zu Erlangen. Vorausgeſchickt eine Ariſtologie für den Vortrag der Poetik und Rhetorik. Erlangen 1842. XVI. 381.

Erdmann, Joh. Ed., Grundriß der Logik und Metaphyſik. Halle 1841. XVII. 521.

Erinnerungen an Joh. Konr. Maurer. Bilder aus dem Leben eines Predigers u. ſ. w. Schaffhauſen 1843. XVI. 817.

Eichhorn, K. F., Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. 5. Ausg. 1. Thl. Göttingen 1843. XVII. 611.

Euripidis fabulae selectae. Recognovit Aug. *Witzschel*. Vol. I. Jenae 1843. XVII. 1023.

Euthymii Zygadeni narratio de Bogomilis — ed. D. Jo. Car. Lud. *Gieseler*. Gott. 1842. XVII. 993.

Fabri, Ern. Guil., *emendationes Livianae*. Norimb. 1842. XVI. 193.

Fittbogen, Chr. W., Observatives *Livianae*. Francof. ad. V. 1842. XVI. 641.

Fontes rerum germanicarum. Geſchichtsquellen Deutſchlands, herausgegeben von Joh. Friedr. Böhmer. 1. Bd. 1843. XVII. 425.

Frankenheim, Syſtem der Kryſtalle. Breslau 1842. XVI. 113.

Frauenſtädt, Dr. J., Schellings Vorleſungen in Berlin, Darſtellung und Kritik der Hauptpunkte derſelben ꝛc. Berlin 1842. XVI. 513.

Fries, Jac. Friedr., Verſuch einer Kritik der Principien der Wahrſcheinlichkeitsrechnung. Braunſchweig 1842. XVII. 889.

Gabler, G. A., Die Hegelſche Philoſophie. 1. Heft. Berlin 1843. XVII. 401.

Geppert, Dr. C. E., die Götter und Heroen der alten Welt. XVII. 465.

Gerlach, Franz Doroth., hiſtoriſche Studien. Hamburg und Gotha 1841. XVI. 625.

Geſchichtsfreund, der. Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereins für die fünf Orte Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. 1. Bd. Einſiedeln 1843. XVII. 751

Gmelin, Leop., Handbuch der Chemie. 1. Bd. 1. Aufl. 1843. XVI. 1032.

Gravenhorſt, J. L. C., Vergleichende Geologie. Berlin 1843. XVII. 30.

Grimm, Jac., Weisthümer. Dritter Theil. Göttingen 1843. XVII. 65.

Hagen, Dr. Carl, Zur politischen Geschichte Deutschlands. Stuttgart 1842. XVI. 153.

Hammer-Purgstall, Geschichte der Ilchane, d. i. der Mongolen in Persien. 1. Bd. Darmstadt 1842. XVI. 129.

Hartmann, Carl, Handbuch der Mineralogie. Zum Gebrauch für Jedermann. XVI. 582.

Hautz, J. F., *Jacobus Micyllus*, philologus et poeta etc. Heidelb. 1842. XVI. 1001.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Erster Theil. Die Logik. Herausgegeben von L. von Henning. Berlin 1842. XVI. 385.

— — Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Zweyter Theil. Die Naturphilosophie. Herausgegeben von Dr. Carl Ludw. Michelet. XVII. 697.

Histoire d'Afrique sous la dynastie des Aghlabites et de la Sicilie sous la domination musulmane — par *Eben Kaldoun*, traduit par *Noel des Vergers*. Paris 1841. XVII. 881.

History, the, of Hydur Naik, written by Mur Hussein *Ali Khan Kirmani*; by Colon. W. *Miles*. Lond. 1842. XVII. 839.

Höfer, Ferd., Histoire de la *Chimie*. Tom. I. 1842. XVII. 961.

Höffken, Gustav, der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung. Stutrg. 1842. XVI. 601.

Hügel, Carl Frhr. v., Kaschmir und das Reich der Sikhs. XVII. 321.

Humboldt, A. de, *Asie* centrale. Recherches sur les chaines de montagnes et la climatologie comparée. Paris 1843. XVII. 25. — 272.

Hymnus in Isin. Ab Ludov. Rossio repertum ed. Herman. *Sauppius*. Turici 1842. XVI. 1017.

Kay, James E. de K., Natural History of *New-York*. Vol. 1. P. 1. et 2. 1842. XVII. 937.

Keilius, Car., Analecta epigraphica et onomatologica. Lips. 1842. XVI. 1009.

Kieler Stadtbuch, das, vom Jahre 1264 — 1289. Herausgegeben von Dr. Joh. Friedr. Lucht. Kiel 1842. XVII. 841.

Lasaulx, Ernst von, Abhandlungen über die Sühnopfer der Griechen und Römer u. s. w. XVII. 529.

— — über die Gebete der Griechen und Römer. XVII. 529.

— — über die Linosklage — —

— — über den Fluch bey Griechen und Römern. — —

Lester, Edw., the glory and shame of England. 2 Vol. London 1841. XVI. 785.

Lepsius, Rich., über die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien. Leipz. 1843. XVI. 673.

Livi, Titi, rerum Romanarum ab urbe cond. libri ed. Car. Frid. Sig. *Alschefsky*. Vol. I. XVI. 611.

Leo, Heinr., die *malbergische glosse*, ein rest altkeltischer sprache und rechtsauffaszung. Beytrag zu den deutschen rechtsaltertümern. Halle 1842. XVI. 161.

Mittermayer, Dr. Jos., Beytrag zur Erklärung einiger Stellen in der ersten philippischen Rede des Cicero. 1840. XVII. 918.

— — — Beytrag zur Erklärung einiger Stellen in der zweyten philippischen Rede des Cicero. 1842. XVII. 918.

Moffat, Robert, Missionary Labours and Scenes in Southern Africa. Lond. 1842. XVI. 258.

Mönchlein, das zwölfjährige M., ein Gedicht des 14. Jahrhunderts — herausgegeben von Maurer-Constant. Schaffhausen 1842. XVII. 217.

Montor, Arthaud de, Histoire du Pape Leon XII. T. I. II. Paris 1843. XVII. 97.

Malherbe, Alfr., *Fauna ornithologique de la Sicilie* etc. Metz 1842. XVII. 974.

Marbach, Dr. G. O., Lehrbuch der Geſchichte der Philoſophie. Abth. 1. u. 2. 1838 — 41. Leipzig. XVII. 681.

Martialis, M., Epigrammaton libri. Edid. D. F. G. *Schneidewin.* Grimae 1841. XVII. 89. — 519.

Martius, Carl Frid. Phil. de, Systema materiae *medicae vegetabilis Brasiliensis.* Lips. 1843. XVII. 545.

Negri, Christof., del vario grado d'importanza degli stati odierni. Milano 1841. XVI. 137.

Neumann, Carl Aug., Chemie, als natürliche Grundlage wiſſenſchaftlicher Natur- und Gewerbkunde u. ſ. w. Prag und Frankfurt a. M. 1842. XVI. 561.

Rüſcheler, Geſchichte des Schweizerlandes. Band 1. Hamburg. XVI. 145.

Nyt Magazin for Naturvidenskaberne. Bd. I — IV. Christiania 1837 — 43. XVII. 625.

Owen, R., description of the Skeleton of an extinct gigantic floth, Mylodon robustus Owen. London 1842. XVII. 929.

Palacky, Franz, Archiv Český čili staré pisemné památký Česke i Morawské etc. Prag 1840 — 43. XVII. 985.

Palacky, Franz, der Mongolen Einfall i. J. 1241. Prag 1842. XVII. 633.

Patrum, S. S. Patrum Graecorum saeculi IV. novus delectus — ed. Ludov. de *Sinner.* Paris 1842. XVI. 969.

Petzholdt, Dr. Alex., Beyträge zur Naturgeſchichte des Diamantes. Dresden und Leipzig 1842. XVI. 577.

Platonis Politicus et incerti auctoris Minos — ed. Godofr. *Stallbaum.* Gothae 1841. XVI. 825.

Plato's Unterredungen über die Geſetze. Aus dem Griechiſchen überſetzt von J. G. Schultes. 2. Aufl. Bearbeitet von Salom. Vögelin. XVI. 377.

Poggendorffs Annalen der Phyſik. Band 55. XVI. 591. XVII. 559.

Poujoulat, Histoire de Jérusalem. T. 1. 2. Paris 1841. XVI. 777.

Rammelsberg, C. F., Lehrbuch der Stöchiometrie und der allgemeinen theoretiſchen Chemie. Berlin 1842. XVII. 609.

Rapp, Wilh. v., Anatomiſche Unterſuchungen über die Edentaten. Tübingen 1843. XVII. 329.

Raumer, Frhr. v., Geſchichte der Hohenſtaufen. Zweyte Aufl. Bd. V. u. VI. Leipzig. XVI. 177.

Redarelli, Carlo, della mistione dei due *popoli Longobardo e Romano.* Mantova 1841. XVII. 760.

Reumont, Alfr., Tavole cronologiche e sincrone della storia Fiorentina. Firenze 1841. XVII. 230.

Richter, Dr. Jul., die Vertheilung der Rollen unter die Schauſpieler der griechiſchen Tragödie. Berlin 1842. XVI. 215.

Rio, A. F., la petite chouannerie ou histoire d'un collège breton sous l'empire. Paris 1842. XVI. 207.

Romang, J. P., Syſtem der natürlichen Religionslehre. Zürich 1841. XVI. 417.

Roſcher, Dr. Wilh., Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Götting. 1842. XVII. 793.

Roß, Dr. Ludw., Reiſen auf den griechiſchen Inſeln des ägäiſchen Meeres. 2. Bd. 1843. XVI. 801.

Rossius, Ludov., Inscriptiones Graecae Ineditae. Fasc. II. Athenis 1842. XVII. 225.

Rougemont, Fr. v., Handbuch der vergleichenden Erdbeschreibung; bearbeitet von G. H. Jugendubel. Zweyte Aufl. Erste Lief. Bern 1843. XVI. 823.

Schellingii, Hermanni, de Solonis legibus apud oratores Atticos dissertatio. Berolini 1842. XVI. 231.

Schnizlein, Dr. Adalb., Iconographia familiarum naturalium regni vegetabilis. Bonn 1843. XVII. 1.

Schultz, C. H., die Entlose des Lebenssaftes in den Pflanzen. Bonn u. Breslau 1841. XVII. 281.

Silvestre, Paléographie universelle, collection de fac-simile d'écritures de tous les peuples et de tous les temps etc. Vol. 1 — 4. XVII. 393.

Sölti, Dr., der Religionskrieg in Deutschland. 3 Bde. Hamburg 1842. XVII. 619.

Sophoclis Tragoediae — Recensuit Eduard. *Wunderus*. Vol. II. Sectio III., Gothae 1841. XVII. 1017.

Specimens of the popular poetry of *Persia* — collected and translated by Alexand. *Chodzko*. London 1842. XVII. 817.

Strauss-Dürkheim, Hercule, Traité pratique et théorique d'*Anatomie comparative* etc. Paris 1842. Vol. I. II. XVI. 593.

Traditiones Possessionesque Wizenburgenses. Edid. societas historica Palatina. Spirae 1842. XVII. 241.

Transactions of the Geological Society of London. Second Series. Vol. VI. Part. 1. Lond. 1841. XVI. 105.

Trendelenburg, Ad., Raphaels Schule von Athen. Berlin 1843. XVII. 417.

Uschold, über die Entstehung der Verfassung der Spartaner. Amberg 1843. XVII. 486.

Vellei Paterculi quae supersunt — edidit Frid. *Kritzius*. Lips. 1841. XVI. 201.

Versuch einer Geschichte des deutschen Ritterordens im Kanton Bern. Bern 1842. XVII. 511.

Vigne, G. T., travels in Kashmir, Ladek, Iscardo, the countries adjoining the mountain course of the Indus and the Himalaya north of the Penjab. Vol. I. II. Lond. 1842. XVI. 290.

Vorländer, Dr. Franz, Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seel. Berlin 1841. XVII. 377.

Wilhelmi, Karl, Island, Hvitramannaland, Grönland und Vinland u. s. w. Heidelberg 1842. XVI. 505.

Wittmann, Dr. Fr. M., die Herkunft der Bayern von den Markomannen. Sulzbach 1841. XVI. 729.

Wilson, H. H., *Ariana antiqua*. A descriptive account of the antiquities and coins of Afghanistan. London 1841. XVII. 1025.

Wirth, Dr. Joh. Ulr., System der speculativen Ethik. 1. Bd. Reine Ethik. 2. Bd. Concrete Ethik oder Rechtsphilosophie. 1842. XVI. 529.

Wunder, Ed., Emendationes in *Sophoclis Trachinias*. Grimae 1841. XVII. 1017.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Allgemeine Sitzung vom 10. December 1842.

Vortrag des Vorstandes der Akademie, Herrn Staatsraths Frhrn. v. Freyberg und Anzeige der neuerwählten Mitglieder der Akademie. XVI. 306.

v. Martius, Bericht über die Acquisitionen an Schriften für die Akademie der Wissenschaften auf einer Reise nach Paris. XVI. 25.

Oeffentliche Sitzung am 19. August 1843 zur Feyer des Allerhöchsten Geburts- und Namensfestes Sr. Majestät des Königs. XVII. 345.

Ehrengedächtniß des Prof. Desberger durch Hofrath von Martius. XVII. 348.

— — — des Baron Larrey und Van Mons durch denselben XVII. 353.

— — — des Ministerialraths v. Fink durch Staatsrath v. Stichaner XVII. 366.

— — — des Chorherrn Franz Kurz durch denselben XVII. 373.

Programm der von der physikalischen Klasse für die Jahre 1843 — 45 gestellten Preisaufgabe. XVII. 141.

Verzeichniß der an die k. Akademie eingekommenen Büchergeschenke. XVI. 270.
— 557.

Sitzungen der Classen;

Philosophisch-philologische Klasse:

Sitzung am 7. Januar 1843:

Martius, von, über die Skulpturen auf dem Berge Gabin bey Rio de Janeiro in Brasilien. XVI. 310.

Meyer, Dr. Carl, über zwey vom Hrn. Prof. Lepsius bekannt gemachte altitalische Vaseninschriften. XVI. 697.

Sitzung am 6. May:

Schmeller, über ein amerikanisches Bauwerk aus der Zeit nordeuropäischer Ansiedlung vor Columbus. XVI. 621

Schmeller, Blick auf die nachbarliche Slawensprache in Böhmen. XVI. 933.

Sitzung am 1. July:

Thiersch, über die neue Ausgabe der großen lykisch-griechischen Inschrift durch Charl. Fellows. XVII. 201.

Sitzung am 1. November:

Steub, über die Bewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern XVII. 1041.

Historische Klasse:

Sitzung am 19. November 1842:

Höfler, über die universalhistorische Bedeutung des Investiturstreites. XVI. 1.

Sitzung am 17. December:

Fink, v., über die Autonomie der ehemaligen oberpfälzischen Klöster. XVI. 95.

Sitzung am 18. Februar 1843:

Buchner, Bemerkungen über die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das luxemburgische Haus. XVI. 369.

Sitzung am 22. April:

Fink, v., über die Autonomie der oberpfälzischen Ritterschaft unter churpfälzischer Regierung. XVI. 918.

Sitzung am 22. May:

Höfler, über das Verhältniß Kaiser Friedrichs II. zu seinem Sohne König Heinrich VII. XVII. 113.

Mathematisch-physikalische Klasse:

Sitzung am 10. December 1842:

Martius, v., Auszüge aus Briefen von Hrn. Charles Babbage, auswärt. Mitgl. der Akad. d. d. London 4. Aug., dann von Hrn. Akademiker C. A. Meyer in St. Petersburg vom 3. November 1842. XVI. 43.

— — — Bericht über die Ergebnisse seiner zur nähern Erforschung der Kartoffelkrankheit in der Pfalz als k. Commissär gemachten Untersuchungen. XVI. 47.

Steinheil, über seine Berichtigungsmethode parallaktisch-montirter Fernrohre. XVI. 71.

Wagner, Andr., über eine beabsichtigte neue Bearbeitung der Säugthier-Fauna Brasiliens und über die bisher erschienenen wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiete XVI. 73.

Walther, v., über ein krankhaft verändertes Oberschenkelbein eines Höhlenbären (ursus spelaeus). XVI. 91.

Sitzung am 14. Januar 1843:

Schönbein, Prof. in Basel, einige neue Beobachtungen über die chemische Wirksamkeit der einfachen Kette und die Passivität des Eisens: XVI. 319.

Auszüge aus Briefen von Hrn. Prof. Morren in Lüttich und Hrn. Dr. Guyon, französ. Oberarzte. XVI. 328.

Steinheil, über ein von ihm construirtes Okularheliometer. XVI. 329.

— — — über die verläufigen Ergebnisse einer Untersuchung über quantitative Analyse durch physikalische Beobachtungen. XVI. 333.

Kobell, v., über galvanographische Zeichnungen von Hrn. Hoffmann in Kopenhagen. XVI. 345.

— — über einige mineralogische und chemische Abhandlungen des Hrn. Prof. Scacchi in Neapel. XVI. 348.

— — krystallographisch Beobachtungen. XVI. 351.

Lamont, über die magnetischen Beobachtungen in der dreyjährigen Periode 1840 — 41 — 42. XVI. 357.

Vogel jun., über die Einwirkung des Phosphorwasserstoffgases auf Metallsalze. XVI. 372.

Sitzung am 11. Februar:

Schubert, v., Auszüge aus den neuesten Missionsberichten von Labrador und Grönland, Jahrg. 1841 — 42. XVI. 553.

Sitzung am 11. März:

Steinheil, über die Bestimmung der Längenausdehnung fester Körper durch Abwägungen. XVI. 857.

Buchner, chemische Beobachtungen über die grüne Wallnußschale. XVI. 861.

Mirbel, v., anatomische und physiologische Untersuchungen über einige monokotyledonische Gewächse. XVI. 865.

Theodori, über einen von ihm bestimmten und abgebildeten colossalen Ichthyosaurus trigonodon. XVI. 905.

Buchner jun., chemische Beobachtungen über die Jod- und Bromhaltige Adelheidsquelle von Heilbronn in Oberbayern. XVI. 912.

Vogel jun., über einen neuen Bestandtheil des Bieres. XVI. 917.

Sitzung am 9. April:

Steinheil, über den Cometen im Eridanus. XVII. 137.

Erdl, über den acarus folliculorum. XVII. 143.

Lamont, über seine Methode zur Messung der magnetischen Inclinationsvariationen. XVII. 148.

Schafhäutl, über die Resultate seiner Beobachtungen mittelst des von ihm construirten Photometers. XVII. 161.

Sitzung am 12. Juny 1813:

Vogel, über das Reductionsvermögen der schwefligen Säure auf einige Metalloxyde. XVII. 185.

Buchner, über die von Dr. Winkler entdeckte Identität des Bitterstoffes der Rinde von Esenbeckia febrifuga Mart. mit dem Chinovabitter XVII. 196.

Vogel jun., Untersuchung eines Gallen-Conecrementes. XVII. 199.

Sitzung am 8. July:

Kobell, v., über den Spadait, eine neue Metallspecies und über den Wollastonit von Capo di bove. XVII. 945.

— — über neue Galvanographien. XVII. 950.

— — über das Anlaufen einiger Erze mit bunten Farben unter dem Einfluß des galvanischen Stromes. XVII. 951.

— — über den Diallagit von Großarl im Salzburgischen. XVII. 953.

Steinheil, über ein neues Absehen für Feuergewehre. XVII. 956.

Sitzung am 12. August:

Siber, über die in Athen vom 1. November 1839 bis 30. Juny 1842 angestellten meteorologischen Beobachtungen. XVII. 729.

Vogel, über die Einwirkung der schwefligen Säure auf Kupferoxyd-Salze. XVII. 737.

Lamont, über das Verhältniß, nach welchem sich magnetische Störungen an verschiedenen Orten äußern. XVII. 739.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs im Jahre 1842, July bis December. XVI. 383.

— — — — — — — — Erstes Quartal. 1843. XVI. 974.

— — — — — — — — — Zweytes Quartal. XVII. 341.

— — — — — — — — — Drittes Quartal. XVII. 799.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Achtzehnter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1844.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 11. November vor. Jahres las:

1. Hr. Dr. Vogel sen. eine Notiz: Ueber die grüne Färbung des Serpentins. Von Dr. Vogl jun., Adjunct.

Die grüne Farbe des Serpentins, so wie vieler anderer grüner talkhaltiger Felsarten, wird den damit angestellten Analysen zu Folge einem Gehalte an Chrom zugeschrieben. Diese bisherige Ansicht schien durch eine Arbeit von Prof. Ficinus in Dresden *) verändert werden zu müssen, welcher seinen Versuchen mit Zöblitzer Serpentin gemäß behauptet, daß der Serpentin seine Färbung nicht dem Chrom, sondern einem Vanadingehalte verdanke.

Bey dem häufigen Vorkommen des Serpentins müßte uns dieses Mineral demnach eine erwünschte Gelegenheit geben, das bisher noch seltene Vanadin in nicht unbedeutender Menge darzustellen, da nach Ficinus' Angabe aus 3 Unzen Serpentin mehrere Gran vanadinsaures Ammonium gewonnen wurden. Diese Rücksicht veranlaßte mich, die von Ficinus mitgetheilten Versuche zu wiederholen und den Serpentin auf Vanadingehalt näher zu prüfen, um so mehr, da Prof. Heinrich Rose aus Berlin bey seiner letzten Anwesenheit in München mir mittheilte, daß er aus der Präparaten-Sammlung seines Vaters ein Glas grünes Chromoxyd mit der Aufschrift „aus dem Serpentin dargestellt" besitze und mich zur genauen Prüfung des Gegenstandes aufforderte.

Ich bediente mich zu meinen Versuchen eines schön hellgrünen Serpentin's. Derselbe wurde möglichst fein gepulvert und gesiebt mit dem gleichen Gewichte Salpeters und dem doppelten Gewichte kohlensauren Natrons mehrere Stunden lang einer heftigen Glühhitze ausgesetzt. Nach dem Erkalten wurde die geschmolzene Masse gestoßen und mit kochendem Wasser ausgezogen. Das Wasser nahm davon eine grünliche Färbung an, welche indeß nach dem Filtriren ins Gelbe übergieng. Läßt man die grüne Lösung in einem offenen Gefäße an der Luft stehen, so färbt sie sich ebenfalls in kurzer Zeit gelb, indem ein braunes Pulver, welches Eisenoxyd ist, zu Boden fällt. Es scheint daher die grüne Färbung von einer während der anhaltenden Glühhitze sich bildenden höheren Oxydationsstufe des Eisens herzurühren. Bey dem Neutralisiren mit Salpetersäure setzte sich eine bedeutende Menge Kieselerde in feinen Flocken zu Boden. Die filtrirte Flüssigkeit wurde nun bis zur Trockne abgeraucht, geglüht und wieder in Wasser gelöst, wodurch eine dunkelgelbe neutrale Lösung gebildet wurde. Diese gab mit Nitras argenti einen rothen, mit Murias Barytae und Acetas Plumbi einen gelben Nieder-

*) Z. Erdmann und Marchand Journal für praktische Chemie, Band XXIX. pag. 491. „Die bisherige Ansicht, als verdanke der Serpentin seine Färbung einem Gehalte an Chrom, wird sich demnach ändern müssen, so daß man statt Chrom Vanadin zu setzen hat."

schlag, wurde durch schweflige Säure grün gefärbt und durch Hydrothionsäure gänzlich entfärbt.

Diese den chromsauren Salzen eigenthümlichen Reaktionen sind jedoch dem Verhalten der vanadinsauren Salze zu ähnlich, um aus ihnen allein einen sichern Schluß ziehen zu können. Ich suchte daher das Chromoxyd aus dem Serpentin isolirt darzustellen. Zu dem Ende wurde die oben beschriebene gelbe Flüssigkeit mit salpetersaurem Queckssilberoxydul präcipitirt; es entstand ein rother Niederschlag, welcher getrocknet und in einem offenen Tiegel geglüht ein grünes Pulver zurückließ. Dieses schmolz mit Salpeter zu einer gelben in Wasser leicht löslichen Masse. Vor dem Löthrohr gab es mit Borax ein grünes, auch bey längerem Glühen unveränderliches Glas, und verhielt sich überhaupt ganz wie Chromoxyd. Enthielte nun der von mir untersuchte Serpentin so viel Vanadin, daß daraus seine grüne Färbung erklärt werden könnte, so hätte bey der angegebenen Operation statt des grünen Pulvers ein rothes, nämlich Vanadinsäure, zurückbleiben müssen.

Ganz dieselben Resultate erhielt ich bey der Behandlung von schwarzem Serpentin, aus welchem ich ebenfalls auf die oben angeführte Weise grünes Chromoxyd erhielt.

Die von Prof. Ficinus angegebenen Versuche habe ich zwar zum Theil bestätigt gefunden; da sich aber ihre Resultate meistens nur auf Wahrnehmung von Farbenveränderungen beziehen, so können sie, wie ich mich durch vergleichende Versuche mit chromsauren Salzen überzeugt habe, ebenso gut für Chrom sprechen. Zersetzt man z. B. chromsaures Bleyoxyd durch kochende Salzsäure unter Zusatz von Oxalsäure, so entsteht eine dunkelblaue Flüssigkeit, wie dieß mit dem vanadinsauren Bleyoxyd der Fall ist. Der Hauptcharakter der Vanadinsäure ist, wie bekannt, mit Ammoniak ein in Salmiak unlösliches Salz zu bilden, welches aus dem Serpentin darzustellen mir aber nie gelungen ist.

Ich glaube demnach mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß in den von mir untersuchten beyden Serpentinsorten, nämlich im grünen und im schwarzen, Chrom in nicht unbedeutender Menge vorhanden ist, so daß man diesem Körper wohl die Färbung des Serpentins zuschreiben kann, ohne jedoch die Möglichkeit bestreiten zu wollen, daß in anderen Sorten wohl Vanadin vorkommen mag. Bey der großen Aehnlichkeit zmischen den meisten Verbindungen beyder Metalle möchte es indeß wohl nicht leicht seyn, geringe Spuren von Vanadin in Chromverbindungen mit Sicherheit nachzuweisen.

---

2. Der zu dieser Sitzung eingeladene Hr. Dr. Joh. Rud. Roth gab von der Reise nach Schoa, auf welcher er als Naturforscher den brittischen Capitain (jetzt Major) Harris im Jahre 1841 und 1842 begleitet hatte, folgende Nachricht:

Unter die wichtigsten Missionen neuerer Zeit gehört unstreitig die Gesandtschaftsreise des Genie-Capitäns William Cornwallis Harris an das Hoflager des Königes von Schoa im südlichen Abyssinien. In Uebereinstimmung mit dem kühnen Unternehmen an der Westküste von Afrika sollte auch an der Ostküste ein Versuch gemacht werden, die verblendeten Nationen für eine neue Ordnung der Dinge zu gewinnen, für ein neues Leben, für eine Umgestaltung, für eine Begründung zuvörderst ihrer leiblichen Wohlfahrt. Das christliche Volk der Abyssinier schien einer solchen Bedachtnahme am würdigsten. Bey der geringen Kenntniß, die wir von unsern Glaubensgenossen im fernen Süden hatten, konnte man voraussetzen, daß das Haupthinderniß einer gesegneten Wirksamkeit unter ganz wilden Völkern, Verdacht, leichter zu überwinden seyn würde unter einem Geschlechte, das durch vierzehn Jahrhunderte nicht abgelassen von dem Bekenntnisse des dreyeinigen Gottes trotz vielfacher innerer und äußerer Noth. Eine Bitte des Königes von Schoa, Sahela Selassie, gerichtet an die englisch-ostindische Regierung, einige Officiere und Gelehrte ihm zuzuschicken, die ihn und sein Volk in den Künsten des Friedens und des Krieges unterrichten könnten,

gab der erleuchteten Provincial-Regierung von Bombay eine willkommene Gelegenheit, ohne den geringsten Schein von Zudringlichkeit längst projektirte Untersuchungen in den fast unbekannten südlichen Provinzen des ehemals mächtigen äthiopischen Reiches anstellen zu lassen; wozu noch seit der Besitznahme von Aden das Bedürfniß kam, freundnachbarliche Verbindungen mit den Beduinen-Stämmen der Küste aufzurichten. Königliche Geschenke, angemessen der vorherrschend kriegerischen Neigung des weit berühmten Fürsten und dem nicht sehr verfeinerten Geschmacke seines Volkes, wurden ausgerüstet, und Capitän Harris, bereits rühmlich bekannt durch eine Reise von der Capstadt bis zum Wendekreise des Steinbocks, mit Bildung einer Gesellschaft beauftragt, die geeignet wäre, in einem längeren Aufenthalte an dem halbbarbarischen Hofe europäischer Kunst und Wissenschaft Anhänger zu verschaffen, und durch Wort und That die scheinbar aufrichtigen Absichten des Königes zu erfüllen.

Es war nicht möglich gewesen, in der kurzen Frist von Bildung der Gesellschaft bis zu ihrer Abordnung die nöthigen Erkundigungen über die Natur des Weges einzuziehen, der von der Seeküste im Golf von Aden bis an den Fuß der Gebirge von Schoa zurückzulegen war; die Entfernung in gerader Linie, so viel wußte man, beträgt 95 deutsche Meilen, eine Strecke, die unter günstigen Umständen in Indien zehn bis zwölf Marschtage erfordert; aber von dem Wasser- und Futtermangel, von der furchtbaren Hitze im Juni und Juli, von der Mordlust der Barbaren, von den unsäglichen Schwierigkeiten überhaupt, die bevorstanden, hatte man keine Ahnung. Die Anstalten getroffen wie zu einer Reise in Indien, waren daher viel zu großartig. Die Ankunft der Gesandtschaft auf afrikanischem Boden, und der Beginn der Unterhandlungen mit den Bewohnern der Wüste um Geleit und Transportmittel war nicht von den besten Auspicien begleitet.

Der Sultan von Tadschura, einer kleinen Hafenstadt im Meerbusen von Zeyla, versprach gegen Empfangnahme von kostbaren Geschenken und gewissen Prozenten aller Miethlohne die gehörige Anzahl von Kamelen binnen wenigen Tagen zu stellen. Seine unwirthliche Stadt, entblößt von allen Hülfsmitteln, und nur als Depot für Sklaven vor ihrer Verschiffung auf die Märkte Arabiens benützt, lud keineswegs ein, die heißen Monate darin zuzubringen, und den von den Karavanen-Führern dringend verlangten Aufschub der Wüstenreise bis zum Eintritte der tropischen Regenzeit zu bewilligen. Als nach langen Debatten, in welchen selbst auch die in Zweifel gezogene Räthlichkeit der Erlaubniß oder Mitwirkung zu dem Unternehmen der Fremden vielfach besprochen wurde, der Tag endlich festgesetzt und angebrochen war, hatte der wortbrüchige Sultan kaum die Hälfte der nöthigen Lastthiere zusammengebracht, so daß die Gesellschaft sich in zwey gleich starke Theile trennen mußte, wovon der eine bis zur Herbeyschaffung neuer Kamelheerden zurückbleiben sollte.

Unter Anführung eines Bruders des Sultans von Tadschura brach die erste Colonne, bestehend aus vierzig Personen der Gesandtschaft und zweyhundert Kamelen mit ihren Treibern, am 1. Juni 1841 auf. Streitigkeiten der Beduinen unter sich um Rang und um die Gunst der freygebigen Schützlinge schienen selbst nach dem Antritte des Marsches noch die Verfolgung des Zieles unräthlich zu machen; jedoch gelang es mit bedeutenden Opfern die Habsucht der Eifersüchtigen momentan zu befriedigen. Wenige kurze Tagreisen längs der Küste brachten die Gesellschaft an einen jener merkwürdigen Punkte der Erde, welche das sonderbare Phänomen der Existenz von oberirdischen, bedeutend unter den Meeresspiegel herabgedrückten Flächen darbieten. Der Bahr Assal, das ist Salzsee, war vordem die südliche Fortsetzung und das Haupt der Bucht von Zeyla, von welcher er abgeschnitten wurde durch einen Lavadamm von der Breite einer englischen Meile und gegen achtzig Fuß Höhe. Außer aller Verbindung mit dem Meere getreten und unbedeutend genährt durch den Einfluß von Winterbächen, hat sich der Spiegel dieses großen Binnensees durch Evaporation um siebenhundert Fuß gesenkt, und auf dem Grunde sowohl als auf der Oberfläche dicke Lagen von Salz zurückgelassen, zwischen welchen sich laugenartige Flüssigkeit befindet. Zwanzig englische Meilen im Umfange, in der Mitte noch

offen und wahrscheinlich tief, ist dieß eine der bedeutendsten Salzniederlagen des östlichen Afrika. Vollkommen rein, leicht zu gewinnen, keinem Zoll oder Monopol unterworfen, wird das Salz von den verschiedenen umwohnenden Adaiel- und Somauli-Stämmen zu den Bewohnern des Westens, zu den Galla und Abyssiniern verführt, und gegen Getreide, Kleider und Sklaven vertauscht. Aber obgleich das Feuer der Tiefe längst ausgebrannt ist, und nur noch seltene Erdbeben als letzte Symptome des gewaltigen Ausbruches anzusehen sind, wird doch der Platz gemieden, als einer auf dem ein sichtbarer Fluch ruhe. Seine furchtbare Hitze hat ihm den Namen Tehama, das ist Hölle, zuwege gebracht; seine vollkommene Leerheit an Futterkräutern und trinkbarem Wasser zwingt die Karavanen, das Geschäft des Salzausstechens in kürzester Zeit zu beendigen; der Verruf, in welchen die hier hausenden, von ihren Stämmen verstoßenen Verbrecher die ganze Gegend gebracht, zeigte sich nur zu begründet.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der seit dem Monate Juny bis August 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

I.

Vom Inlande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von dem historischen Vereine von Oberfranken:

Jahresbericht für das Jahr 1842/43, Bayreuth 1843. 8.

Von dem historischen Vereine von Unterfranken und Aschaffenburg:

Archiv. Siebenter Bd. 3. Heft. Würzburg 1843. 8.

Walther von der Vogelweide. Eine biographische Skizze. Würzburg 1843. 4.

b. Von einzelnen Gelehrten:

Von dem Herrn Rath Dr. Buchinger in München:

Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof von Würzburg und Herzog von Franken. Würzburg 1843.

Von Herrn Dr. Herberger in Kaiserslautern:

Deutsche allgemeine Zeitschrift. I. Bd. I. Heft. Mainz 1843. 4.

Allgemeine Zeitschrift für Landwirthschaft und verwandte Gegenstände. I. Bd. I. Heft. Mainz 1843. gr. 4.

Von Herrn Bürgermeister C. v. Hagen in Bayreuth:

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. II. Bd. II. Heft. Bayreuth 1843. 8.

Von Herrn Conservator Dr. Lamont, M. d. A. W. in München:

Annalen für Meteorologie und Erdmagnetismus. Jahrgang 1842. IV. Heft. München 1843. gr. 8.

Von Herrn Hofrath v. Martius, M. d. A. in München:

Systema materiae medicae vegetabilis Brasiliensis. Lips. 1843. 8.

II.

Vom Auslande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von der k. preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. April, Mai, Juni 1843. Berlin 1843. 8.

Von der kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher in Breslau:

Nova Acta. 2. Abth. des 18. Bds. u. volum. 19. suppl. Vratislaviae et Bonnae 1841, 42. gr. 4.

Von der Académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles:

Bulletins. Tom. IX. 2 partie. Année 1842. Tom. X. No. 1 — 7. Janvier — Juillet 1843. Bruxelles 1843. 8.

Mémoires couronnés et mémoires de Savants étrangers. Tom. XV. 2. partie. 1841 — 42. Brux. 1843. 4.

Instructions pour l'observation des phénomènes périodiques. 4.

Nouveaux Mémoires. Tom. XVI. Bruxelles 1843. gr. 4.

Annuaire. Neuvième Année. Bruxelles 1843. 12.

Rapport adressé à M. le Ministre de l'Intérieur sur l'état et les Travaux de l'observatoire R. pendant l'année 1842. Extrait du Moniteur Belge. Brux. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1841 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Januar.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 11. Novaember vor. J. gab

2. Der zu dieser Sitzung eingeladene Hr. Dr. Joh. Rud. Roth von der Reise nach Schoa, auf welcher er als Naturforscher den brittischen Capitän (jetzt Major) Harris im Jahre 1841 und 42 begleitet hatte, folgende Nachricht:

(Fortsetzung.)

In dem Kessel selbst, in der Nähe der eisähnlichen Salzdecke wurde Lager geschlagen, als der Reaumur'sche Thermometer um Mittag 41° im Schatten zeigte. Ein Unglück, das den mit dem Wasservorrathe beladenen Kamelen zugestossen, bedrohte Menschen und Vieh mit dem Tode des Erdurstens in dieser salzschwangern Atmosphäre; die arabischen Pferde und Esel, doch gewöhnt in ihrer Heimath an beträchtliche Hitze und seltenes Wasser, versagten den Dienst; und als um Mitternacht der Marsch wieder aufgenommen wurde über die Salzdecke selbst, fielen mehrere der Europäer bewußtlos nieder vor Durst und Ermattung. Ein nöthiger Rasttag an einer sparsamen Quelle wurde von mordlustigen Ungeheuern benutzt zu verrätherischem Ueberfalle, wobey drey der unglücklichen Reisenden ihr Leben einbüßten. Bedrängt von Feinden, gequält von brennendem Durste, mußte man bey Tag unter einer sengenden Sonne marschiren, und bey Nacht unter freyem Himmel scharfe Wache halten. Hier gebrochener, zerborstener Grund, scharfeckige vulkanische Schlacken, enge Schluchten und Pässe durch mächtige Basaltberge — dort trostlose Ausdehnung des Sandes und der Rollgesteine, beydes aber ganz spärlich bekleidet mit wenig nutzbarem Gestrüppe, und noch seltener eine Quelle oder einen Teich bergend, dieß war der Anblick einer Gegend, deren Bewohner, menschliche und thierische, nur auf Raub lauern, und die Schrecknisse der Wüste vielfältig vermehren. Unter den Gesträuchen, die doch hie und da gefußt haben, ist besonders zu nennen der Myrrh-Strauch, welcher, zwar nicht ganz unbeachtet doch wenig geschätzt, sein köstliches Gummi-Harz austräufeln läßt. Nur diejenigen Pflanzen, die unmittelbar am Wege stehen, werden von dem vorbeyziehenden Kameltreiber verwundet, gewöhnlich durch das Ausreißen eines stärkeren Zweiges aus dem Stamme, oder durch Quetschung der Rinde; bey seiner Rückkehr findet er manche Unzen schwere Stücke, die auf den arabischen Markt gebracht werden. Eine Euphorbia liefert dem Straußenjäger sein Pfeilgift, das jedoch das Fleisch des Wildprets nicht ungenießbar macht; manche Mimosen schwitzen unbeachtetes Gummi aus; unter ihren niederen Zweigen sucht der geängstete Wanderer momentanen Schutz vor den senkrechten Strahlen der Mittagssonne.

In fünfundzwanzig Tagen war die Gesellschaft erst halbwegs gekommen; die Schwierigkeiten häuften sich; viele Saumthiere waren schon zu Grunde gegangen aus Mangel am Nöthigen; Pfuhle, in

welchen die Führer trinkbares Wasser vermuthet hatten, waren ausgetrocknet gefunden worden, als man durch einen forcirten Marsch in ein Thal ablenkte, das verhältnißmäßig reich an Wasser und als neutrales Gebiet betrachtet, zum Sommeraufenthalte des Viehstandes verschiedener Stämme diente. Diese noch nicht beschwichtigt durch unmäßigen Tribut, hielten einen Rath, der verhaßten Fremden sich zu entledigen; Streit über die Vertheilung der Beute, und der Anblick der zerstörenden Wirksamkeit von Feuerwaffen hielt sie ab von sofortiger Ausführung ihrer blutdürstigen Plane. Boten des Königes von Schoa, dessen kräftiger Arm auch diese gesetzlosen Söhne der Wildniß zu schrecken weiß, langten noch zu rechter Zeit an, um die für ihn bestimmten Geschenke zu retten, die man schon zurückzulassen gedachte; unter dem Schirm seines Namens wurde die zweyte Hälfte des Weges glücklicher und schneller zurückgelegt. Je mehr das Land sich erhebt, desto vielfältiger werden die Formen des Pflanzen-Reiches; manche breite Thäler bieten den Anblick großer Savannen, in welchen Heerden von Antilopen, wilden Eseln und Straußen grasen; auch reißende Thiere werden häufiger. Ein ansehnlicher Strom, Hawasch, dessen Quellen und Zuflüsse in den Gebirgen von Schoa sich befinden, mußte auf selbst verfertigten Flößen passirt werden; in seinen Fluthen hausen Crocodil und Hippopotamus, in den Dickichten der Bänke Elephant und Rhinoceros, das letztere von einer Art, die bis vor wenigen Jahren nur aus einer Beschreibung von Bruce unvollständig bekannt war, und deren einziges vor mehr als hundert Jahren nach Europa gebrachtes Exemplar in der zoologisch-zootomischen Sammlung in München aufbewahrt wird. Nach einem Laufe von etwa achtzig deutschen Meilen, der Anfangs nach Osten, später nach Nordosten gerichtet ist, und in welchem er von der östlichen Abdachung der Hochgebirge einen bedeutenden Zuwachs aufnimmt, bringt der Hawasch seine Wasser nicht bis zum Meere, sondern verliert sich in einem großen Landsee bey der Stadt Aussa im Gebiete der Mudaito, eines von den Adaiel wesentlich verschiedenen, von eigenen Sultanen regierten Nomadenstammes.

Die Karavanen-Route von Tadschura bis an diesen Fluß berührt oder durchschneidet die Weideplätze zahlreicher Stämme, deren Gesammtname Danakil, Affer und Adali oder Adaiel ist, und die durch Sprache, Sitte, Religion und Verbündniß zu größeren Unternehmungen zusammengehalten werden; übrigens sind sie untereinander beständig in Hader und Fehde begriffen; wenigstens zwiefältig muß das Blut eines Vaters an der Familie des Mörders heimgesucht werden; ein Sohn, der diese Pflicht nicht erfüllt hat, wird für ehrlos geachtet. Die Autorität des Sultans von Tadschura beschränkt sich allein auf die Seeküste, und ist selbst dort nicht allgemein anerkannt. Die innere Verfassung jedes Stammes ist patriarchalisch; der gewählte Schech bestimmt und erhebt die unfreywilligen Geschenke der vorbeyziehenden Handelskaravanen, spricht Recht und vertheilt die Weideplätze; sein Ansehen ist aber nur in unruhigen Zeiten von einigem Belange. Aus zweyen der mächtigsten Stämme werden abwechselnd die Sultane von Tadschura genommen, so zwar, daß der zeitweilige Sultan einen Vezier aus dem andern Stamme um sich haben muß, der ihm nach seinem Ableben succedirt; seit vielen Jahren sind diese Ehrenstellen erblich in zwey Familien. Mit ihren Nachbarn, den Mudaito gegen Norden, Somauli gegen Südosten, Galla gegen Südwesten und Westen, sind die Adaiel häufig in Krieg; gemeinsame Unternehmungen werden besonders gegen die letzteren gerichtet, deren vortrefflicher Viehstand und anderes Vermögen eine unwiderstehliche Lockung ausübt auf alle ihre Nachbarn. Zwischen den Adaiel und Arabern besteht Todfeindschaft, veranlaßt durch mehrere abenteuerliche Kriegszüge der letzteren im vorigen Jahrhundert; zu Zeiten, wann die Adaiel es für gefährlich halten, nach Mekka zu pilgern, können sie ein derartiges Gelübde nach dem Ausspruche ihrer Imams in der Hauptmoschee von Zeyla abtragen. Der Handel, vermittelt durch die Karavanen, beschränkt sich darauf, daß die Handelsleute, hauptsächlich Einwohner von Tadschura, wenige arabische und europäische Manufakturwaaren und Salz in das Innere verführen, wofür sie Sklaven, Getreide, Baumwollenzeuge, Vieh, und die köstlicheren Produkte, die aus dem fernen Westen mit den Sklaven gebracht werden, eintauschen. Manche dieser Einwohner von Tadschura unternehmen der Skla-

venjagden wegen bedeutende Reisen in das Innere von Nigritien, wobey sie sich die Verbreitung des Islam angelegen seyn lassen.

Nachdem der Hawasch passirt war, kam die Expedition ohne weiteres Hinderniß an die Gränzen von Schoa, am 45ten Tage nach ihrem Abmarsche von der Küste. Ein Gürtel von Vorbergen, an Fruchtbarkeit unübertroffen von anderen Provinzen des Reiches, hat viel von Einfällen wandernder Gallahorden zu leiden, und selbst Sahela Selassie konnte nie dem Unwesen mit Nachdruck steuern, da seine Reiterhaufen nicht in die Wildnisse der Räuber eindringen können, und die Bergbewohner überhaupt die Niederungen fürchten. In diesem Theile von Schoa, wo der Hirte und der Landmann mit Speer und Schild an der Seite an die tägliche Arbeit geht, ist natürlich eine vollständige Benützung des Bodens unmöglich; die Bevölkerung ist schwach, sehr gemischt, und dem muhamedanischen Glauben zugethan. Vordem von den Christen unabhängig, hat die neue Provinz unter Sahela Selassie so ziemlich ihre alte Verfassung behalten; selbst die ehemalige Königsfamilie, die Geißel Aethiopiens vor drey Jahrhunderten, ist von dem verständigen Monarchen bey Ehren und Ansehen belassen worden. Hier, dreyhundert und siebenzig englische Meilen von der Küste zeigen sich wieder die ersten, noch sehr primitiven, stabilen Wohnungen von Menschen, gewöhnlich auf einer die Plantagen beherrschenden Anhöhe gesammelt. Die Produkte von Efat sind: Baumwolle, verschiedene Getreidearten und Hülsenfrüchte, Zuckerrohr, Citronen, Oelsamen, Tabak und Kaffee; bedeutende Kohlenlager werden bey der Menge anderen Brennmateriales nicht ausgebeutet; weniges Eisen, und besonders Salpeter und Schwefel gehören zu den einträglichen Monopolen. Es ist ein Land das einer ausgebreiteten Cultur aller tropischen Colonialgewächse fähig wäre, wenn es einigermassen Ruhe genösse. Gegenwärtig sind noch große Strecken den wilden Thieren überlassen, von welchen besonders der Elephant keiner Beschränkung unterworfen werden kann.

Durch leicht zu vertheidigende Päße gelangte die Gesandtschaft in der Mitte Julis vor die Residenz des Negus von Schoa, Sahela Selassie. Uebertriebene Gerüchte von der Furchtbarkeit der erderschütternden und felsenzermalmenden Kriegsmaschinen im Besitze der seltenen Besucher, mit welchen gelegenheitliche Proben zur Einschüchterung drohender Räuberbanden waren nöthig befunden worden, ließen den König Verrath befürchten. Erst als nach langen Unterhandlungen bey der ersten Audienz die sämmtlichen Geschenke der brittischen Regierung, darunter auch die Kanonen, übergeben und in das Zeughaus abgeliefert waren, kehrte Vertrauen zurück, und die Arbeiten zu einer wissenschaftlichen Untersuchung des merkwürdigen Landes begannen; im Anfange zwar sehr langsam, bis die amharische Sprache erlernt war, für welche keine des Arabischen oder Hindostanischen mächtigen Dollmetscher gefunden werden konnten. Nach seiner Art sorgte der König wohl für den Unterhalt seiner Gäste, erfreute sich an ihren Kunstfertigkeiten, und manche menschenfreundliche Rathschläge waren an ihm nicht verloren; doch verbat er sich das Einrücken der zweyten Abtheilung, die inzwischen in Tadschura stationirt geblieben war, indem er vorgab, er wollte nicht noch mehr Kinder seiner Freundin der Königin von England solchen augenscheinlichen Gefahren und unerhörten Mühsalen sich aussetzen lassen; offenbar aber bewog ihn hiezu Furcht und Verdacht, man möchte ihm durch gewaltsame Mittel seinen Menschenhandel niederlegen. Die Kaufleute, welche ihn bisher für eine Entschädigung in Sklaven mit dem Wenigen versorgt hatten, das er von den arabischen Märkten bedurfte, waren durch die reichlichen Geschenke der englischen Regierung an den König für die nächsten Jahre verdrängt und ausgeschlossen; sie ließen daher die böswilligen Gerüchte, welche fremde Abenteurer aus Rache für vereitelte Pläne aussannen und verbreiteten, nicht an sich vorüber gehen, ohne in dem Könige den erst beschwichtigten Argwohn wieder zu erwecken.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der seit dem Monat July bis August 1843 an die k. Academie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Commission Roy. d'histoire à Bruxelles:

Comptes-Rendus. Tom. VI. Bulletins II — V. Bruxelles 1843. 8.

Von der Philosopical Society of Cambridge:

Transactions. Vol. VII. Part. III. Cambridge 1842. gr. 4.

Von der k. Universität Christiania in Norwegen:

Nyt Magazin for Naturvidenskaberne. Udgives af den phisiographiske Forening i Christiania. 1 — 3. Bd. 1 — 4. Heft. Bd. 4. Heft 1. Christiania 1837 — 1842. 8.

Von der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen:

Naturvidenskabelige og Mathematiske Afhandlinger. Niende Deel. Kjöbenhavn 1842. gr. 4.

Oversigt del Forhandlinger i Aaret 1842. Kjöbenhavn 1843. 8.

Von dem historischen Vereine für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde. III. Bd. 2. Heft. Bd. IV. Heft 1. Darmstadt 1842. 1843. 8.

Von der Royal Irish Academy of Dublin:

Proceedings for the Year 1841 — 42. Part. VI. Dublin 1843. gr. 4.

Transactions. Vol. XIX. Part. II. Dublin 1843. 4.

Von der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer in Emden:

Die Häuptlinge Ostfrieslands von H. Suur. Hannover 1826. 8.

Geschichte der ehemaligen Klöster in der Provinz Ostfrieslands von H. Suur. Emden 1838. 8.

Von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M.:

Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Bd. I — III. Frankfurt a. M. 1834 — 1842. 4.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Abhandlungen. I. Bd. Von d. J. 1838 — 1841. Gött. 1843. gr. 4.

Göttingische gelehrte Anzeigen I. und II. Bd. auf d. J. 1842. Gött. 1842. gr. 8.

Von dem thüringisch-sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums in Halle:

Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. VI. Band. IV. Heft. Halle 1843. 8.

Von dem Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

Zeitschrift. II. Supplement. Historische Chronik von Wigand Lanze. II. Thl. oder 7. und 8. Heft. Kassel 1843. 8.

Von der k. schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel:

Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angränzenden Länder und Städte. V. Bd. Altona 1843. 8.

Von der Academia Real das Sciencias de Lisboa:

Historia e Memorias. Tom. XII. Part. II. 1839. 2. Serie Tom. I. Part. I. 1843. Lisboa. gr. 4.

Discurso Cido em 22 de Janeiro de 1843. Lisboa 1843. gr. 4.

Von der Royal Society of London:

Proceedings. Nro. 48 — 56 inclus. Mai 1841 — Decbr. 1842. London 1841. 42. 8.

Philosophical transactions. Part. I. und II. for the year 1842. Part. III. for the year 1843. London 1842. 43. gr. 4.

Revised instructions for the use of the magnetic and meteorological observatories and for the magnetic surveys. London 1842. 8.

Supplemental instruction for the use of the magnetical observatories. London 1841. 8.

Letter addressed to the Fellows of the royal Society by the Marquis of Northampton, President etc. London 1841. 8.

Fellows of the Society Novbr. 1842. London. gr. 4.

Instruments and apparatus belonging to the roy. Society. London. gr. 4.

Portraits in possession of the roy. Society. London. gr. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Januar.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 11. November vor. J. gab

2. Der zu dieser Sitzung eingeladene Hr. Dr. Joh. Rud. Roth von der Reise nach Schoa, auf welcher er als Naturforscher den brittischen Capitän (jetzt Major) Harris im Jahre 1841 und 42 begleitet hatte, folgende Nachricht:

(Schluß.)

Als bey Gelegenheit einer Expedition gegen noch unabhängige Gallastämme die anwesenden brittischen Offiziere sich einer thätigen Mitwirkung in der Vertilgung wehrloser Flüchtlinge weigerten, und unverhohlen die grausame Art der Kriegführung, das harte Loos der Gefangenen mißbilligten; als sie die uralte Politik der Könige, ihre männlichen Verwandten auf Lebenszeit in Ketten und Banden schmachten zu lassen, rücksichtslos verdammten, fanden auch die Einflüsterungen der Priesterschaft, die um den Verlust ihres Einflusses in weltlichen Geschäften besorgt war, leichteren Eingang. Zwar entließ der König die in Sklaverey geschleppten Weiber und Kinder der so eben zersprengten Horden mit der Bemerkung: der Namen, in welchem deren Befreyung verlangt worden, soll nicht in Unehren kommen und vergeblich gebraucht werden; in einer feyerlichen Versammlung und im Beyseyn der Gesandtschaft wurden die Fesseln seiner Onkel und Brüder, die sie mehr denn dreyßig Jahre getragen, abgenommen, und die Befreyten zu Ehrenstellen befördert; aber diese Opfer wurden ihm von der öffentlichen Meynung als Schwäche angerechnet, und weitere Fortschritte auf der Bahn der Civilisation blieben eingestellt.

Während ihres anderthalbjährigen Verweilens in Schoa hatten die Begleiter der Gesandtschaft vielfältige Gelegenheit, durch Vernehmung von Sklaven, die aus Central-Afrika gebracht waren, merkwürdige Bereicherungen zur Geographie und Naturgeschichte des innern tropischen Afrika zu sammeln. Es geht daraus hervor, daß die Erforschung des geheimnißvollen Landes, für welche auf der westlichen Küste schon so viele Menschenleben geopfert wurden, von der östlichen Seite her weit leichter und sicherer zu bewerkstelligen sey; ein ansehnlicher Fluß, der noch nördlich vom Aequator in den indischen Ocean mündet, ist in westnordwestlicher Richtung achthundert englische Meilen aufwärts schiffbar, und entspringt auf dem großen Centralgebirge, nicht fern wahrscheinlich von der Quelle des Bahr el Abiad. Die Stämme, welche das Quellgebiet dieses Flusses, Goschob, bewohnen, sind friedlich und müssen sich bedeutend von ihren Nachbarn unterscheiden in Körper- und Geistesbildung, da sie als Pygmäen und vollkommene Idioten geschildert werden; von dem Reichthume an edlem Metall, köstlichen Specereyen und merkwürdigen Thieren, die in dem obern Laufe des Stromes vorkommen, findet selbst ein geringer Theil seinen Weg durch Abyssinien nach Arabien. Von Natur unternehmender

als die Fetischdiener, wären die Stromanwohner leichter für einen Produktenhandel zur Ausschließung des elenden Menschenverkaufes zu stimmen. Wenn der Wilde einmal sieht, daß er für die Frucht der Arbeit jener Hände, die ihm sonst käuflich waren, mehr bekomme von dem europäischen Tand und Zierrath, denn für den Leib des Arbeiters selbst, ein großer Gewinn ist gemacht für die Sache der Menschheit, und die Absichten Englands sind erfüllt.

Eigennutz, Dünkel, Falschheit sind leider dem Charakter des abyssinischen Volkes in großem Maße beygemengt; doch bildet der König eine ehrenwerthe Ausnahme. Aberglaube hat sich eingeschlichen, jüdische und heidnische Gebräuche im Gottesdienste sind beybehalten, Schulunterricht ist täglich im Abnehmen, Literatur längst todt; das Volk hat bedeutende Rückschritte gemacht, seit es durch den Verlust der Häfen im rothen Meere an die Türken, und durch das Eindringen wilder Gallahorden auf die Berge beschränkt geblieben und von aller Verbindung mit civilisirten Nationen geschieden ist. Das ehemalige Kaiserreich ist in viele kleine Gebiete zersplittert, die christlichen und muhamedanischen mit monarchischer, die heidnischen mit republikanischer Verfassung. Unter allen scheint Schoa die am besten geordnete, und seit der Regierung des gegenwärtigen Königes die an Umfang bedeutendste Monarchie zu seyn. Ein Schattenkaiser wird noch aus der alten Familie, die unter ihren Ahnherren auch Salomon den Weisen zählt, in Gondar gelegenheitlich aufgestellt und wieder verjagt, dessen Geschäft nur ist, neue Usurpatoren mit dem, was sie sich in der Verwirrung genommen, zu belehnen; der König von Schoa jedoch, der von derselben erlauchten Familie entsprossen zu seyn sich rühmt, hat auch diesen Schein von Unterwürfigkeit aufgegeben, und selbst den Titel Negus sich zugeeignet. Ja noch weiter geht er, indem er sucht sich von der geistlichen Obergewalt der alexandrinischen Kirche zu befreyen, die seit der Bekehrung der Abyssinier zum christlichen Glauben dieselben unter strenger Aufsicht gehalten, und neuerlich mit ihrer eigenen Verderbniß angesteckt hat. Aber mit diesem Unternehmen, so wünschenswerth es auch ist, wird er schwerlich durchdringen, da seine Geistlichen nicht aus Ueberzeugung, sondern nur aus Furcht die verwegenen Schritte gutheißen; und bereits hat Verfolgung Andersdenkender begonnen. Unmittelbare christliche Nachbarn hat er nicht; von dem nördlichen Abyssinien ist er durch Gallastämme, die den Islam angenommen haben, getrennt; gegen Süden, in welcher Richtung er beständig sein Reich erweitert, wohnen kleine heidnische Stämme, die nach und nach aufgerieben werden; gegen Osten ist seine natürliche Gränze die Wildniß der fanatischen und gesetzlosen Adaiel. Tief im Südwesten und Süden sind noch kleine, ganz isolirte Christengemeinden vorhanden, die sich in ihren unzugänglichen Gebirgen seit der Auflösung des äthiopischen Reiches gegen die Angriffe der Moslem und Heiden gehalten haben, und von denen nicht viel mehr als der Name bekannt ist; sie sind in den Provinzen Gurague, Gambat, Wolamo und Alaba.

Herrlicher Landbau ist über Schoa und seine zinspflichtigen Provinzen ausgebreitet. Die europäischen Getreidearten in seltener Vollkommenheit, einige eigenthümliche, der Verpflanzung würdige Grasarten, Hülsenfrüchte, Baumwolle, die ostindische übertreffend, ölgebende Samen aus der Familie der Korbblüthigen, Bananenfrüchte, einiges Gewürz, sind in reicher Fülle vorhanden; der Bienen Arbeit ersetzt reichlich den Zucker; Viehzucht, zwar auf einer geringern Stufe denn unter den Galla, ist mehr als hinreichend für den Verbrauch des Landes. Thoneisenstein in unerschöpflichen Gruben deckt den ganzen Bedarf an Waffen und Werkzeug; die Wälder von Brenn- und Bauholz sind noch nicht ganz abgetrieben trotz der unordentlichen Wirthschaft. Dabey genießt das Land vermöge seiner außerordentlichen Höhe einer glücklichen Temperatur, die sich stetig zwischen dem zweyten und sechszehnten Grade der Reaumur'schen Scale bewegt; unerhörte Wohlfeilheit aller Bedürfnisse, selten getrübter Friede, eine im Ganzen milde Regierung, Schutz von Recht und Eigenthum sollte schnell die Bevölkerung vervielfachen; aber die Moralität ist tief gesunken, die mit der geistlichen Obhut Betrauten sind pflichtvergessen und ehrlos; früher unbekannte Seuchen decimiren das schwache Geschlecht; nur ein kräftiges

Einschreiten der erbarmenden Liebe mag seinem gänzlichen Verderben steuern.

Ohne Zweifel würde ein dauernder Verkehr des abyssinischen Volkes mit christlichen Nationen nur von ersprießlichen Folgen seyn: denn die Laster, welche nothwendiger Weise auch ausgetauscht werden würden, sind beyden Theilen nicht fremd. Getreide, Kaffee, Baumwolle und Vieh sind zwar vorerst die einzigen Artikel, die sich zur Ausfuhr eignen; und so lange nicht eine Wasser-Communication eingerichtet ist, werden selbst diese schwerlich lohnend genug seyn; aber die Fähigkeit des Bodens zur Erzeugung verschiedener Colonial-Gewächse ist noch nicht erprobt, in der Viehzucht keine Veredelung versucht, Werk-Metallen noch nicht genugsam nachgespürt, überhaupt auf eine Ausfuhr, die bisher so unbedeutend und schwierig war, keine Rücksicht genommen. Unbekannt mit den Bedürfnissen eines feineren Lebens, und zufrieden mit dem Reichthume ihrer Heimath haben die christlichen Abyssinier bis jetzt gänzlich des auswärtigen Handels sich enthalten. Gemünztes Silber, Eisen-, Kupfer-, Messing- und Zink-Geräthe, Glas, Glasperlen, gefärbtes Garn, und Pfeffer sind allein die von auswärts bezogenen Artikel; strenge, jetzt abgeschaffte Gesetze gegen Luxus in Kleidern und Geschmeide, und ein allgemeiner Widerwille gegen die Sitten der Fremden, das heißt der Muhamedaner, ihrer Erbfeinde, sind einer weiteren Ausbreitung des Handels bisher im Wege gestanden.

Menschenverkauf ist den Unterthanen des Königs von Schoa bey Lebensstrafe verboten; nur wenn ein gekaufter Heide oder Moslem hartnäckig die Annahme des christlichen Glaubens verweigert, mag er mit ausdrücklicher Bewilligung des Königs an einen durchziehenden Sklavenhändler wieder verkauft werden; denn jenseits der See im Nordosten ist ja Jerusalem, dessen geistiger Segen an dem Verblendeten nicht verloren seyn wird! Sklaverey ist lebenslänglich und erblich; wenn aber entweder Vater oder Mutter dem freyen Stande angehört hat, sind die Kinder frey. Emancipation nach langer Dienstzeit, selbst Aufnahme in die Familie des Gebieters findet häufig Statt, Mißhandlung oder Todschlag eines Sklaven wird mit gleicher Strafe heimgesucht, als ob an einem Freyen das Verbrechen begangen worden wäre. Ueberhaupt nimmt sich das Gesetz väterlich der Heimathlosen an; Gastfreundschaft ist noch eine heilige Pflicht; alle Fremden innerhalb der Grenzen von Schoa werden während ihres ganzen Aufenthalts daselbst auf königliche Kosten unterhalten und bey ihrer Abreise beschenkt. Künste und neue Erfindungen sind willkommen, sobald sie nicht von Muhamedanern herrühren, oder nicht zu unbegreiflich sind, in welchem Falle sie dem bösen Feinde zugeschrieben und verdammt werden.

Als zu Ende des letzten Jahres die Regen ungewöhnlich lang anhielten und durch die Calamität eines Erdbebens ein Schrecken über das Land kam, willigte der König endlich in die längst begehrte Verabschiedung seiner Gäste. Wohl würdigend ihre verdienstlichen Bestrebungen, ihre geistige Ueberlegenheit, ihre mancherley Talente und Fertigkeiten, die er sattsam erprobt hatte; gründlich überzeugt von ihren friedfertigen, wohlwollenden Absichten, wünschte er wenigstens einige seiner Freunde bey sich zu behalten; aber andere Rücksichten bewogen die Regierung von Bombay, die Gesandtschaft abzurufen. Bürgerkrieg im nördlichen Abyssinien und erklärte Feindseligkeit der nächsten muhamedanischen Staaten gegen die neuen Bundesgenossen des Königes von Schoa, ließ keinen anderen Rückweg offen als die so beschwerlich gefundene Straße durch die Wüste; aber die bessere Jahreszeit hatte Brunnen gefüllt, Futter bereitet, die Hitze gemäßigt, die Nomaden von der Strasse abgelenkt; ohne Unfall und in kürzester Zeit gelangte die Gesandtschaft wieder an die Meeresküste. Den fünften Theil der Leute hatte im Beginne der Reise der Mordstahl der Beduinen erreicht, und die Gesundheit einiger war untergraben; dieß sind allerdings schwere Opfer; aber die gewonnenen Resultate wiegen sie dennoch auf. Befreyung durch gütliche Mittel von siebentausend unglücklichen Mitmenschen aus hoffnungsloser Sklaverey; Milderung unsäglichen Elends durch ärztliche Behandlung von mehr denn zweytausend Leidenden; Abschließung eines Freundschaftstraktates mit Schoa, wodurch eine neue Route in das Innere von Afrika geöffnet wird; Erkundi-

gung der Mittel und Wege, dem Sklavenhandel im nordwestlichen Afrika Beschränkung und Ziel zu setzen; wichtige Bereicherungen der Geographie und Naturwissenschaften; dieß sind mehr als gewöhnliche Erfolge, die zu eifrigem Streben nach dem vorgesteckten Ziele ermuthigen, und die Theilnahme aller Menschenfreunde in hohem Grade ansprechen. —

Verzeichniß

der seit dem Monate July bis August 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingegangenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Royal Astronomical Society of London:

Memoires. Vol. XII. XIII. XIV. London 1842. 43. gr. 4.

Von der Geological Society of London:

Proceedings. Vol. III. Novbr. 1838 to June 1842. Vol. IV. part. I. 1842 — 43. No. 92. London 1842. 43. 8.

Transactions. Second series. Vol. VI. Part the second. London 1843. gr. 4.

List of the geological Society (March 1843.) 8.

Von der Société de l'Histoire de France à Paris:

Bulletin. Tom. premier. No. I — VI. Juillet — Decbr. 1834. Tom. second. No. I — XII. Janvier — Decbr. 1835. Paris. 8.

Histoire Ecclésiastique des Francs par Georges Florent Grégoire. Tom. I. u. II. 1. u. 2. partie. Paris 1836 — 38. gr. 8.

Correspondance de l'Empereur Maximilian I. et de Marguerite d'Autriche. Tom. I. u. II. Paris 1839. gr. 8.

Les Coutûmes du Beauvoisis par Philippe de Beaumanoir. Tom. I. u. II. Paris 1842. gr. 8.

Oeuvres complètes d'Eginhard. Tom. I. u. II. Paris 1840. gr. 8.

L'Ystoire de li Normant et chronique de Robert Viscart. Paris 1835. 8.

Mémoires de Pierre de Fenin. Paris 1837. 8.

Lettres du Cardinal Mazarin à la princesse Palatine etc. Paris 1836. 8.

De la conqueste de Constantinople par Joffroi de Villehardouin. Paris 1838. 8.

Histoire des Ducs de Normandie et des rois d'Angleterre. Paris 1840. 8.

Lettres de Marguerite d'Angoulême. Paris 1841. gr. 8.

Mémoires et lettres de Marguerite de Valois. Paris 1842. gr. 8.

Nouvelles lettres de la Reine de Navarre. Paris 1842. gr. 8.

Annuaire historique pour les années 1837—43. Paris 1837 — 43. 12.

Von dem Muséum d'histoire naturelle à Paris:

Archives. Tom. II. Livraison 3. und 4. Paris 1841. gr. 4.

Von der Société française pour la conservation etc. des monuments nationaux à Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France; dirigé par Caumont. 9 Volume. No. 5. u. 6. Paris 1843. 8.

Von der Académie des Sciences à Paris:

Comptes rendus hébdomadaires des séances. Tom. XVI. No. 16 — 25. Avril — Juni. T. XVII. No. 1. Juillet. Paris 1843. 4.

Von der Imprimiérie Royale à Paris:

Journal des Savants. Février — Mai 1843. Paris 1843. 4.

Von der Academia of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. I. Novbr. and Decbr. 1842. No. 20. 21. Vol. I. March and April 1843. No. 24. 25. Philadelphia 1843. 8.

Von der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Abhandlungen. Fünfte Folge. Zweyter Band von d. J. 1841 — 42. Prag 1843. gr. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Januar.
Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. December v. J. las 1. Hr. Prof. Dr. Erdl: Ueber den gegenwärtigen Zustand der Naturwissenschaften in Spanien.

Seit einem Decennium feßelt nun Spanien die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf eine so traurige Weise, daß es verzeihlich seyn dürfte, wenn man jenes Land nur mit einem ungünstigen Vorurtheile beträte. Man malt sich seinen Zustand, den man gewöhnlich aus oft lügenhaften und meistens übertriebenen Zeitungsnachrichten erfährt, gerne im falschen Lichte: denn einerseits spricht schon die Länge der Zeit, seit welcher daselbst die Zerwürfnisse dauern, dafür, daß die Verwüstungen ungeheuer ausgedehnt und intensiv seyn müssen, theils erwartet man auch von dem feurigen Charakter der Spanier ein rasches Handeln nicht minder, als eine blinde Wuth. Dabey sind die Revolutionen in Frankreich noch in so frischem Andenken, daß man sie unwillkührlich als Maaßstab nimmt — und in der That, wären Spaniens Bewohner Franzosen, und hätten sie als solche seit zehn Jahren die Revolution fortgeführt, dann wohl wäre das ganze Land jetzt nur mehr ein mit Schutt bedeckter Leichenacker. Aber glücklicher Weise konnte es bey Spaniern so weit nicht kommen, sey es, daß sie nicht Kraft genug, oder, was wohl richtiger seyn dürfte, zu viel Nüchternheit besitzen, um sich und ihr Eigenthum gegenseitig zu vernichten.

Ein schöner Adel wurzelt tief im Charakter dieses Volkes, wenn auch die an den Tag hervorbrechenden Zweige ausarten: aber sie arten nur aus, weil die Hand eines klugen, thatkräftigen Gärtners fehlt, der sie gehörig beschnitte und richtete und das schädliche Gift aus der Luft, die sie athmen, entfernte. Die ganze traurige Gährung ist nicht aus dem Innern des Volkes hervorgetreten, sondern mehr von außen hinzugekommen, obwohl man nicht in Abrede stellen kann, daß es wenigstens einige Disposition dazu schon aus Amerika sich geholt habe.

Gegenwärtig zwar vergeht wohl kein Tag, der nicht einige größere oder kleinere traurige Ereignisse erblickt hätte, welche das übrige Europa mit Schauder erfüllen. Erst vor kurzer Zeit hatten zwey Fischer in Malaga wegen einer höchst geringfügigen Sache eine Wette mit einander eingegangen und in Ermanglung von Geld oder geldwerthen Gegenständen ausgemacht, daß der, welcher verlöre, von dem andern sich einen Messerstich müßte geben lassen. Die Wette wurde auch durchgeführt und der verloren hatte empfieng ganz willig und ohne etwas dagegen einzuwenden von seinen Kameraden den Messerstich, an welchem er wenige Stunden hernach starb. Der Mörder selbst wurde bald nach verübter That fest genommen, konnte aber nicht begreifen, mit welchem Rechte das Gericht sich seiner bemächtigte, denn: die Sache, behauptete er, wäre zwischen ihm und seinem Kameraden so ausgemacht gewesen. Aehnliche und noch derbere Vorfälle sind leider sehr häufig, aber sie sind doch wohl nicht Frucht der Schlechtigkeit, denn vielmehr als Beweis der Ungezogenheit des Volkes zu betrachten; auch

darf das Treiben Einzelner und selbst des ganzen Pöbels nie der Maaßstab des Charakters einer Nation seyn, am wenigsten in Spanien, wo man fast eben so viele Völker als Provinzen zählen möchte. Eine kurze Uebersicht des Landes und seiner Bewohner möge den Beweis hiefür geben.

Beym Eintritte in die nordwestlichen Theile der Pyrenäen erstaunt man über die Friedlichkeit, welche über jenen freundlichen Thälern schwebt. Die Städtchen und Dörfer sind gut gebaut und von einem schönen kräftig aussehenden, lustigen Volke bewohnt; die eigenthümliche Volksmusik, aus drey Trommeln und zwey Pfeifen zusammengesetzt lädt an Feyertagen von Mittag an, an Werktagen Abends Jung und Alt zum zierlichen Tanze auf dem Platze oder in geräumigen Straßen; Artigkeit und Dienstfertigkeit bewähren sie unter sich nicht minder, als gegen jeden Fremden, und daß auch Arbeitsliebe unter ihnen zu Hause sey, beweisen die gut bestellten Felder, Gärten, Häuser und reinlichen Straßen.

Etwas anders wird die Scene von Hernani aus und nimmt an traurigem Aussehen zu, je weiter man südlich hinabgeht. Da begegnet das Auge überall aus dem Bürgerkriege stammenden Ruinen; ganze Dörfer liegen in Schutt und Asche und begruben entweder ihre Einwohner beym Einsturze, oder machten sie zu zahlreich herumirrenden Bettlern und Räubern. So, immer an Esparteros theuer erkauften Titel „Herzog von Vittoria“ gemahnt, gelangt man in die fürchterlich riesenhaften Felsengruppen des Passes von Pancorbo, Wellington's spanische Thermopylen, und nach einem langen Wege durch das abwärts sich senkende öde Land nach Burgos, das wie eine Oase in der Wüste mit seiner thurmreichen, stolzen Kathedrale schon von ferne dem mißmuthigen Wanderer Erquickung verspricht. Immer öde, steril und von wenigem schlechtem Gesindel bewohnt ist die weitere Strecke bis in die Sierra de Guadarama, deren nördliche Hälfte noch einiges Grün, die südliche aber, was wohl bey allen Gebirgszügen der wärmeren Länder der Fall zu seyn scheint, einen desto sterileren Charakter zeigt. Weit und breit durch beyde Castilien, östlich bis Aragon, bis Leon westlich, sieht man da nichts, als ungeheuere Granitblöcke, oft zu schauerlich drohenden Säulen auf einander liegend, kaum hie und da einen Fuß breit Erde mit mattem Grün und einzeln stehende Häuser, die mehr regellosen Steinhaufen gleichen und in Lumpen gehüllte, halb verhungert aussehende Bewohner bergen.

Näher bey Madrid werden Land und Leute wieder etwas besser, gewinnen aber durchaus kein freundliches Aeußeres.

Die Mancha mit ihren weiten fruchtbaren Ebenen bietet ein neues Bild, desgleichen bisher nicht erschienen war, langweilig zwar für den Reisenden durch ihre Einförmigkeit, aber von größtem Nutzen für das ganze Land wegen des vielen und guten Getreides, das hier ohne Mühe gewonnen wird. Aber die Städte sind klein und unansehnlich; Schmutz in Straßen und Häusern, die Luft weithin verpestende Aeser von Eseln, Maulthieren u. dgl., welche frey und unmittelbar vor den Thoren und Mauern der Ortschaften liegen, verrathen hinlänglich die Nachlässigkeit der sonst ziemlich gut aussehenden, mit viel gesundem Verstande begabten Bewohner.

Die Sierra Morena bildet den Uebergang zu einem in jeder Beziehung ganz auffallend vom übrigen Spanien verschiedenem Lande, Andalusia, das mit dem freundlichen Städtchen la Carolina eigentlich seinen Anfang nimmt. Vom Norden her durch die Sierra geschützt, nach Süden hin offen und tiefer gelegen, als die bisher durchwanderte Strecke, empfängt Andalusia von einem meistens wolkenlosen, wundervoll klaren Himmel herab glühendere Sonnenstrahlen als vielleicht das ganze übrige Europa. Die kraftvolle Wirkung dieser ungewöhnlichen Wärme tritt auch wieder in Pflanzen und Menschen und in ihren Wohnungen hervor: nirgends ist der Oelbaum so groß und so ergiebig, wie hier; Chamaerops humilis, der nur selten in den nördlicheren Theilen gesehen wird, erscheint hier als der gewöhnlichste Strauch; alle Gärten und Felder sind mit riesenhaften Agaven umzäunt, deren gewaltige Blumenschafte nur von der schlanken Pinus maritima und der Dattelpalme überragt werden; afrikanischen Insecten, Vögeln und selbst Am-

phibien und Säugethieren begegnet man da an allen Orten.

Cordova und Sevilla vorzugsweise treten als die Central- und Glanzpunkte der ganzen Provinz hervor, deren Originalgepräge sie auch völlig an sich tragen: und wie denn der Mensch in der Regel der Natur gleicht, die ihn umgiebt, so findet man auch hier einen schönen Volksschlag, der stolz an Körperbau und Charakter, mit zügellos sprudelnder Phantasie begabt, in Musik und Poesie sich beständig wiegend, wie berauscht von der reinen Luft durch diese üppige Natur schwärmt und als gewandter Redner aber schlechter Arbeiter mit Prahlerey und Verachtung alles Fremden seine eigenen Blößen zu decken sucht. Hier besang und besingt man in unzähligen Liedern gleich Paradiesen die höchst langweiligen Ufer des Quadalquivir; hier unter den prachtvollen Denkmälern der Mauren arbeiten die Maler im niederländischen Geschmacke, hier ruft man Espartero, Isabel, Libertad durch einander und lebt dabey doch ziemlich friedlich zusammen.

Noch bunter wird das Bild, betrachtet man auch die südliche Spitze Andalusiens, auf die sogar eine überseeische Macht ihre gewaltige Hand legt; — es ist auch in der That, als läge zwischen Gibraltar und dem übrigen Spanien ein weites Meer, das nur für Verbrecher von beyden Seiten, wenn sie eine Freystätte suchen leicht passirbar, für alles Uebrige aber nicht zu übersetzen wäre. Denn auch abgesehen von den Affen, die um den Narrenthurm herumspringen, abgesehen von dem bunten Gemenge der Nationen zweyer Welttheile, die hier unter einander wogen, mag man des Eigenthümlichen genug darin erblicken, daß hier der Mensch die Natur meistert, während im übrigen Andalusien umgekehrt die Natur den Menschen beherrscht. Die ursprünglich kahlen, glühenden Felsen sind mit Erde bedeckt und in Gärten umgewandelt worden, aus denen die köstlichsten Blumen und Bäume, welche die übrigen Welttheile erzeugen, so üppig und duftreich, als wüchsen sie hier wild, dem wie bezaubert staunenden Wanderer des Nordens entgegenlachen; zu den unzugänglichsten Felsenspitzen hat man Wege gebahnt und Häuser und Gärten auf ihnen errichtet; und gerade die höchste, steilste Felsenwand hat man so weit ausgehöhlt, um mit den in ihr aufgepflanzten Kanonen die ganze Stadt und den ganzen Hafen in ihrer vollen Ausdehnung beherrschen zu können.

In der That, keinen Landstrich hat die übrige Erde aufzuweisen, der Andalusien, kein Volk, das seinen Bewohnern gliche; schon die nächsten Nachbarn, die Bewohner der Provinz Granada, sind ernster und kälter, gleich ihrem romantischen, mit der Sierra Nevada geschmücktem Lande. Aber weiter hinauf, von Alicante bis zum östlichen Ende der Pyrenäen, wo überall dem Auge die herrlichsten Gegenden, die üppigste Vegetation begegnen, wo die Natur aufs reichlichste jede geringe Bemühung der Menschenhand lohnt, zeichnet sich das Volk wieder durch Leichtsinn und verkehrte Aeußerung seiner ursprünglich guten geistigen Gaben aus. Während eine gewaltige Indolenz in und um Valencia herrscht, wo schon, besonders von Villa nueve de Guao her die hohen, phlegmatischen Strohdächer der Bauernhäuser dem Reisenden verkünden, daß er hier mit anderen Leuten als im übrigen Spanien zu thun habe, und Land und Volk in vielen Beziehungen Aehnlichkeiten mit Holland zeigen, macht sich in dem oberen Landstriche spanischer Stolz und Großmuth bey jeder Gelegenheit geltend, ohne das Mittel zu prüfen, daß ihn zu seinem Zwecke führt und ohne im mindesten die Folgen zu berechnen, die unvermeidlich kommen müssen.

Dieses sind die Bewohner Spaniens, von denen jeder Theil von dem anderen durch Mangel an Handel und durch gewaltigen Provincialstolz gesondert und abgeschlossen nach dem Zuge, der in ihm vorhanden ist, ungehindert dahin lebt. Bloß Räuber auf allen Straßen, durch den lange dauernden Brudermord demoralisirte und in jeder Hinsicht herabgekommene Soldaten sind dem ganzen Lande, allen Provinzen gemeinsam. Die Regierung aber selbst hatte bisher weder Kraft noch Mittel genug, um das Gute zu schützen oder gar zu fördern, noch konnte sie das Schlechte hindern; daher vermochte sie auch nicht ein vereinigendes Band um die verschiedenen Elemente des Landes zu schlingen.

Madrid, schon durch seine Lage die Hauptstadt des Landes schließt nun alle Elemente, die im ganzen Lande zerstreut sind, freylich nicht harmonisch geeint, sondern nur chaotisch unter einander geworfen, in sich: gute und schlechte Straßen, Paläste und elende Hütten neben einander selbst in der calle de Alcalá, Volk aus jeder Provinz, Repräsentanten aller Parteien und Bewegungen, Agenten und Spione jeder größeren Räuberbande. Und hier ist auch der Hauptsitz der Wissenschaften und Künste. Hier ist es für einen Spanier rein unmöglich, ruhig zu leben; auch mit dem besten Willen kann er sich der politischen Umtriebe nicht entschlagen, zu denen überdieß schon seine Natur tendirt. Künstler und Gelehrte, wie überhaupt die gebildeteren Männer werden stets von allen Parteyen gesucht, täglich bestürmt und geworben und dadurch häufig von ihrem eigenen Berufe abgezogen.

Alles das spricht wohl sehr ungünstig für den Stand der Künste und Wissenschaften: besonders der Naturwissenschaften, welche nicht vom menschlichen Verstande allein kultivirt werden können, sondern auch äußere, materielle Mittel verlangen, wenn sie gedeihen sollen. Ueberdieß ist wohl nichts natürlicher, als der Gedanke, Spanien müsse in früheren Zeiten aus seinen reichen überseeischen Besitzungen manches Schöne und Kostbare für seine Sammlungen erworben haben, das nun während der langen Unruhen kaum verschont geblieben seyn dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der seit dem Monate July bis August 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingegangenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von dem archäologischen Vereine zu Rottweil in Württemberg:

Jahresberichte. II — IV. incl. 1835 — 38. Stuttgart. 8.

Von dem Vereine für Vaterlandskunde in Stuttgart:

Denkmale des Alterthums und der alten Kunst im Königreiche Württemberg. Stuttgart und Tübingen 1843. 12.

Von dem Vereine für Kunst und Alterthum in Ulm:

Verhandlungen. Erster Bericht. Ulm. 1843. 4.

Kunstblätter aus dem Chorgestühle im Ulmer Münster. gr. Fol.

Von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Wetzlar:

Statuten des Vereines. Wetzlarische Beyträge für Geschichte und Rechtsalterthümer von Wigand. I. Bd. 1 — 4. Heft. II. Bd. 1. u. 2. Heft. 1841. 42. Wetzlar. 8.

b. Von einzelnen Gelehrten:

Von dem Herrn Dr. Airys, Director des k. Observatoriums zu Greenwich:

Tides and Waves extracted from the encyclopaedia Metropolitana. London 1843. gr. 4.

Von Herrn Johann Friedrich Böhmer in Frankfurt:

Fontes rerum Germanicarum. I. Band. Stuttgart 1843. 8.

Durch Herrn de Caumont in Caen:

Annuaires des cinq departements de l'Ancienne Normandie. Caen 1842. 8.

Séances Générales tenues en 1842 par la société française pour la conservation des monuments historiques. Caen 1842. 8.

Vom Herrn Anatole von Demidoff in St. Petersburg:

Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée. Tom. II — IV. (Mit 15 Tafeln in gr. Fol.) Paris 1842. gr. 8.

Vom Herrn Dr. Eduard Eichwald in St. Petersburg:

Fauna Caspio-Caucasia, nonnullis observationibus novis. Petropoli 1841. gr. 4.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Januar.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. December v. J. las 1. Hr. Prof. Dr. Erdl: Ueber den gegenwärtigen Zustand der Naturwissenschaften in Spanien.

(Fortsetzung.)

Aber so wie die zehn Bilder von Raphael, die herrlichen Titiane, Guido Reni, Albrecht Dürer u. dgl. mit vielen Hunderten von Bildern der größten Meister aller Schulen im real Museo, wie die silbernen Rüstungen und goldenen Waffen in der Armeria noch unangetastet hängen, so liegt auch noch der 16 1/2 Pfd. schwere Klumpen reinen natürlichen Goldes nebst den überaus kostbaren anderen Gold- und Silberstufen und Edelsteinen wohlerhalten in der mineralogischen Sammlung. Nichts von dem, was vor der Revolution zugegen war, hat Schaden gelitten, ja, die Sammlungen haben sich sogar vermehrt und mitten in den Wirren ist ein höchst großartiges Institut, die medicinische Schule ganz neu entstanden.

Seitdem die von Ximenes gegründete Universität zu Alcalà (de Henares) nach Madrid verlegt wurde, concentrirte man in der Hauptstadt die ausgezeichneteren Gelehrten und besseren Sammlungen des Landes, so daß nun ein Fremder so Manches sehen und sehr interessante Bekanntschaften mit Männern machen kann, deren Namen er zwar vorher nie gehört hat, die aber ihrer Gediegenheit wegen jedem Lande des gebildeten Europas Ehre machen würden.

Die Universität befindet sich in einem Klostergebäude an der Puerta de Bilbao, einer ziemlich schlechten und nur für einstweilen hiezu verwendeten Lokalität, worin vorzugsweise philosophische, theologische und juridische Vorlesungen gehalten werden. Die Klosterkirche dient als Festsaal besonders für Promotionen, welche manches Eigenthümliche an sich haben, und noch durch große Theilnahme von Seite des Publikums, besonders der Damenwelt, durch lustige Musik während des feyerlichen Actes, (wo ein deutscher Reisender nicht wenig überrascht wird, wenn, sobald der Promovent beginnt knieend und mit über die Brust gekreuzten Händen das Glaubensbekenntniß abzulesen, vom Orchester auf einmal Strauß'sche Walzer losbrechen) so wie durch reichlichen Schmaus zu Festivitäten werden, welche die ganze Stadt interessiren.

An der Puerta de Atocha ist die medicinische Schule, eines der größten und prachtvollsten Gebäude von Madrid. Vor 8 Jahren hat man seinen Bau begonnen und, obwohl man seiner völligen Vollendung erst im nächsten Jahre entgegen sieht, wird die Schule schon seit 2 Jahren von meistens über 300 Medicinern besucht. Ein zweckmäßig eingerichtetes, großes Spital, Gebäranstalt, Anatomie mit prächtigen Präparirsälen, besonderen Arbeitszimmern für das angestellte Personal und für physiologische Versuche, mit großen Sälen für die Sammlungen, mit Küche, Hofräumen und Terrassen versehen, dann ein chemisches Laboratorium, fünf große Hörsäle für medicinische, chirurgische, geburts-

hülfliche, anatomische und physiologische Vorlesungen, eine Apotheke, zwey Operationssäle, zwey Säle für Festlichkeiten und Versammlungen, eine ausgedehnte höchst prachtvolle Wohnung für den Vorstand der Anstalt nebst Sitzungssälen, einzelne Zimmer für die Professoren, um sich dort vor und nach den Vorlesungen aufhalten zu können, eine ziemlich umfangsreiche Bibliothek und die übrigen nöthigen Sammlungen finden sich in diesem Gebäude so zweckmäßig vereinigt, daß sie ein schönes harmonisches Ganzes bilden und nie eine Abtheilung auf die andere störend einwirken kann. Die hier aufgestellten Sammlungen sind zum Theile noch ziemlich klein und erst im Werden, wie z. B. die anatomische, zu der aber seit einem Jahre durch kräftiges Zusammenwirken von Gelehrten und Künstlern ein schöner Grund gelegt wurde. Demungeachtet fehlt es aber nicht an interessanten sowohl physiologisch- als pathologisch-anatomischen Objecten, worunter eine große Reihe höchst prachtvoller Präparate des Gehörorganes des ausgewachsenen Menschen und die erodirten Gefäßpräparate von Drüsen und Blutganglien als vorzüglich zu erwähnen seyn dürften.

Ganz nahe an der medicinischen Schule am unteren Ende des Prado ist der botanische Garten. Sein jardin botanico genannter Theil ist eine geschmackvolle Anlage, mehr für Spaziergehende, die ihn auch täglich von 5 Uhr Abends an fleißig besuchen, denn für die Wissenschaft berechnet. Eine große Cacteensammlung dürfte das Wichtigste seyn, was das dortige Glashaus bewahrt. Der andere, estudio de Botanica genannte, Theil enthält nur das für den Unterricht Nothwendigste. Das ziemlich ungünstige Klima Madrid's scheint die Ursache zu seyn, warum man hier keinen größeren Reichthum an ausländischen Pflanzen trifft.

Das Naturalienkabinet in der Calle de Alcalà enthält eine mineralogische, geologische und eine zootomische Sammlung. Die mineralogische Sammlung übertrifft an Reichthum und Pracht alles derartige, was ich bisher in Deutschland, Frankreich, England und Italien gesehen habe, so daß mir aller Maaßstab zum Vergleiche fehlt. Die zoologische Sammlung ist dagegen arm und erst jetzt fängt man an sie zu ordnen, zu bestimmen und die mitunter großen Lücken auszufüllen. Dennoch sind das große Megatheriumskelet, die afrikanischen Formen der Fauna des südlichen Spaniens Gegenstände, um die ganz Europa Madrid beneiden kann. Der bey weitem schwächste Theil dieser Anstalt ist aber die zootomische Sammlung, in welcher nur die aus neuester Zeit stammenden Arbeiten die erfreuliche Ueberzeugung verschaffen, daß hier nun auch für diesen Zweig der Naturwissenschaften ein großer Eifer und geschickte Hände zur regsten Thätigkeit aufleben.

Noch sind zwey Anstalten zu erwähnen, welche an Großartigkeit nicht minder, als an Zweckmäßigkeit mit einander wetteifern: die pharmaceutische und die Bergwerksschule. Erstere in einer wunderschönen Lokalität eingerichtet, besitzt eine reiche Bibliothek, einen eigenen botanischen Garten, ein physikalisches und Naturalienkabinet, eine sehr große pharmaceutische Sammlung in zwey Abtheilungen, von denen die eine die rohen Stoffe, die zweyte die künstlichen Präparate enthält, ein reichhaltiges Herbarium besonders der officinellen Pflanzen, drey Hörsäle, deren zwey mit sehr vollständigen Laboratorien verbunden sind, und neben diesen Zimmer und besondere kleine Laboratorien für die Professoren. — Die Bergwerksschule ist auf ähnliche Weise ausgerüstet: eine Modell- und Instrumenten-Sammlung, Aelteres und Neues enthaltend, eine eigene Mineraliensammlung, von welcher besonders der geognostische Theil sehr umfangsreich erscheint, Laboratorien in riesigem Maaßstabe dürften als besonders bemerkenswerth in dieser schönen Anstalt hervorgehoben werden.

Diesen Instituten gebricht es nun auch nicht an tüchtigen Gelehrten. Die Anatomen und Physiologen Hysern und Toca, zugleich auch die renommirtesten Aerzte Madrids, der Zoolog Grälls, der Chemiker und Physiker Massarnau, der Pharmaceut Lallana, der Mineralog Ezquerra de Baio — um nur einige Namen anzuführen — beweisen in Wort und That, daß sie in ihren Wissenschaften stets gleichen Schrittes mit dem übrigen Europa vorwärtsgehen; durch ihre große Zuvorkommenheit, durch ein ungezwungenes, biederes und cordiales Betragen gegen Fremde aber beweisen sie

sich als Menschen nicht weniger gediegen, denn als Gelehrte.

Konnten diese vom reinsten Eifer für das Gute beseelten Männer vom Donner der Kanonen und vom Mordgebrülle der Insurgenten umgeben die Wissenschaften nicht nur erhalten, sondern sogar noch fördern, welche Auspicien glänzen daraus für Spaniens Zukunft hervor, wenn einmal der Friede wieder seine segensreichen Schwingen über das Land ausbreitet.

Madrid ist aber nur der Hauptsitz für Künste und Wissenschaften, und nicht der einzige Punkt, wo man sich ihre Pflege angelegen seyn läßt. In jeder Provinz begegnet man oft sehr reichhaltigen Privatsammlungen von Gemälden, Alterthümern und naturhistorischen Gegenständen, welche von ihren Eigenthümern meistens nur mit großen Opfern zusammengebracht und erhalten wurden. Ueberhaupt lebt Liebe und Verehrung für die Wissenschaften und Künste, besonders aber auch für Naturwissenschaft im ganzen Lande. Die Aerzte und Apotheker zeichnen sich in dieser Beziehung vorzüglich aus; bey ihnen wird man häufig von ausgebreiteten Kenntnissen in der Naturgeschichte und von schönen Sammlungen überrascht, wie z. B. bey Dr. Elisalde, praktischem Arzte und Dr. Chape, Apotheker in Cadiz, was bey dem geringen Verkehre mit dem Auslande, dessen reger Zunahme sie sehnlichst entgegen sehen, desto ehrenvoller für sie seyn dürfte. Selbst der gemeine Mann freut sich, wenn er etwas Ungewöhnliches findet und dieses auf die uneigennützigste Weise in die Hände Sachkundiger abgeben kann.

Herr Professor Buchner las:

2. Versuche über die Einwirkung der naßkühlen Witterung des Sommers 1843 auf die Blausäure-Entwicklung in den Kirschlorbeer-Blättern.

Man weiß, daß die Pflanzen in warmen Ländern im Allgemeinen reicher sind an Aroma als unter gemäßigten Himmelsstrichen, und daß sie auch

da in warmen trocknen Jahrgängen mehr ätherisches Oel liefern als in kühlen feuchten Sommern. Man weiß ferner, daß mehrere Pflanzen aus den Gattungen Amygdalus und Prunus und andere Drupaceen durch Destillation mit Wasser ein blausäurehaltiges ätherisches Oel liefern. Aus den zahlreichen Elementar-Analysen, welche in neuerer Zeit von verschiedenen Chemikern angestellt wurden, scheint hervorzugehen, daß jedes ätherische Oel, so lange es sich im unzersetzten Zustande befindet, eine stets gleiche Constitution behaupte, gleichviel ob es sich in einem warmen oder kühlen Sommer entwickelt hat.

So aber verhält es sich nicht mit dem Cyan- oder Blausäure-Gehalt des ätherischen Oels der bittern Mandeln, Pfirsichkerne, Kirschlorbeerblätter u. s. w.; wenigstens haben Bischoff, Trautwein und andere Apotheker gefunden, daß das aus Italien bezogene Kirschlorbeer-Wasser mehr ätherisches Oel und weniger Blausäure enthält, als dasselbe Destillat von Kirschlorbeerblättern aus unsern deutschen Gärten; ferner daß dieses Vegetabil in mehr nördlichen Ländern und in vorherrschend kühlen Sommern eine verhältnißmäßig größere Quantität Blausäure und weniger ätherisches Oel zu liefern scheint als in südlichern und wärmern Gegenden.

Diese Thatsachen sind in doppelter Hinsicht wichtig, nämlich 1) in pflanzenphysiologischer, weil sich daraus ergiebt, daß die Blausäure kein wesentlicher und gleichbleibender Bestandtheil des ätherischen Oels der Drupaceen ist; und 2) in medicinischer, weil das Kirschlorbeer-Wasser und das ätherische Bittermandelöl- und Wasser arzneylich angewendet nicht immer und überall dieselbe Menge Blausäure enthält und nicht gleiche Wirksamkeit besitzen kann, wenn nicht nach jedesmaliger Bereitung dieser heroischen Arzneymittel der Cyan-Gehalt derselben genau ausgemittelt und durch geeignete Correction auf ein bestimmtes Verhältniß gebracht wird, welches gesetzlich bestimmt werden müßte.

Die ungemein kühle und nasse Witterung des Frühlings und Sommers 1843 veranlaßte mich über den Cyan-Gehalt des in diesem Sommer zu München destillirten Kirschlorbeer-Wassers genaue Versuche anzustellen und unter meinen Augen anstellen zu lassen.

In Beziehung auf die Witterungs-Verhältnisse will ich zunächst erinnern, daß wir zu München vom 1. April anfangend bis 31. August, also in 5 Monaten oder 153 Tagen nicht mehr als 42 heitere Sonnentage oder überhaupt nur 52 regenfreye, dagegen 101 Regentage gehabt haben, und daß die Mittagswärme nur in 31 Tagen 20° R. und wenig darüber im Schatten betrug. In der übrigen Zeit war die Mittags-Temperatur meistens unter 19, ja manchmal sogar im Juny und July unter 15° R. Bey diesen betrübenden Witterungs-Verhältnissen, bey dem manchmal ziemlich lange anhaltenden Mangel an Sonnenschein wurden die Pflanzensäfte auffallend wässerig; die aromatischen Gewächse, wie die Münzen, hatten einen schwächern Geruch und lieferten wahrscheinlich auch weniger ätherisches Oel als im vorigen trocknen Sommer.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der seit dem Monat July bis August 1843 an die k. Academie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Vom Herrn Dr. Foelix in Paris:

Révue étrangère et française de législation, de jurisprudence et d'économie politique. 3. Serie. 10. année. 1843. Tom. deuxième. No. 6 — 8. Juin - Août incl. Paris 1843. 8.

Vom Herrn Dr. Christ. Ludwig Gerling zu Marburg:

Beyträge zur Geographie Kurhessens und der umliegenden Gegenden. I. u. II. Heft. Cassel 1831. 8.

Vom Herrn J. van der Hoeven, Prof. te Leiden en de Vriese Prof. te Amsterdam:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. Tiende Deel. 1 Stuk. Leiden 1843. 8.

Durch Herrn H. Jomard in Paris:

Premier voyage à la recherche des sources du Bahr-El-Abiad ou Nil-Blanc ordonné par Mahommed Aly, Viceroi d'Egypte, sous le commandement du Capitaine de Fregatte Selim-Bimbachi. Paris 1842. 8.

Vom Herrn Manuel J. Johson in Oxford:

Astronomical observations made at the Radcliffe observatory, Oxford, in the year 1840. Oxford 1842. 8.

Vom Herrn Karl Kreil, Adjunct an der k. Sternwarte in Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Dritter Jahrgang. Vom 1. August 1841 bis 31. Juli 1842. Prag 1843. gr. 4.

Vom Herrn Dr. Landerer, Prof. in Athen:

Beschreibung der Heilquellen Griechenlands. Nürnberg 1843. 1.

Vom Herrn Franz Moth, Professor in Linz:

Die Lagrange'schen Relationen und ihre Anwendung zur Ableitung aller Gleichungen der sphärischen Trigonometrie. Salzburg 1832. 4.

Ueber die Theorie des Lichtes. Wien 1842. 8.

Sammlung von Formeln, Lehrsätzen und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. 1. Abtheil. Linz 1843. 8.

Vom Herrn T. J. Pictet, Professor der Zoologie und der Anatomie in Genf:

Histoire naturelle générale et particuliere de Insectes Névroptères. (Famille des Perlides.) Genève 1841. gr. 8.

Vom Herrn v. Reiffenberg in Brüssel:

La Meuse. Etudes faites par ordre du gouvernement Belge. V. Rapport du 23. Novbr. 1842. Bruxelles 1843. gr. fol.

Nouveaux souvenirs d'Allemagne. Pélerinage à Munich. Tom. I. II. Brux. et Lips. 1843. 8.

Vom Herrn Dr. Friedrich Christian Schönbein in Basel:

Ueber die Haufigkeit der Berührungswirkungen auf dem Gebiete der Chemie. Basel 1843. 4.

Von dem Herrn. Dr. Paul Wigand in Wetzlar:

Traditiones Corbeienses. Leipzig 1843. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. December vor. J. las Hr. Prof. Buchner:

2. Versuch über die Einwirkung der naßkühlen Witterung des Sommers 1843 auf die Blausäure-Entwicklung in den Kirschlorbeer-Blättern.

(Schluß.)

Es war also nicht uninteressant zu erfahren, wie sich heuer die in hiesigen Gärten stehenden Kirschlorbeer-Bäume hinsichtlich ihres Cyan-Gehalts verhalten. Ich wählte zu meinen Versuchen in den ersten Tagen des Monats August einmal die dunkelgrünen steifen und vollkommen entwickelten Blätter von vorigjährigen Trieben des genannten Baumes: ein anderesmal die dießjährigen jungen Triebe mit ihren hellgrünen noch etwas weichen und nicht vollkommen ausgebildeten Blättern. Jedesmal wurden diese frisch gepflückten Blätter sogleich gewogen, mit einem Wiegemesser fein zerschnitten und ohne Zeitverlust in Retorten gebracht. Auch mit der frischen Rinde von 2 bis 3 jährigen Aesten wurde ein vergleichender Versuch gemacht. Da es bekannt ist, daß die Kirschlorbeer-Blätter auffallend weniger ätherisches Oel und Blausäure liefern, wenn man sie nicht sogleich nachdem sie gepflückt sind, der Destillation unterwirft, so wurde eine abgewogene Portion der jungen Blätter bey einem Temperaturwechsel von 12 bis 20° R. getrocknet, um zu sehen, ob sie nachher auch noch ein blausäurehaltiges Destillat liefern. Sie ließen ihren Wassergehalt nur sehr langsam fahren, und verloren in Zeit von 20 Tagen 64 Procent an ihrem Gewichte.

Die Destillationen leitete ich genau nach der Vorschrift der bayerischen Pharmakopöe, so daß auf 1 Gewichtstheil der frischen Blätter oder Rinden 4 Theile Wasser gegossen, und davon 1 Theil abdestillirt wurde.

Ich will mich hier nur auf die Mittheilung der Resultate dieser Versuche beschränken, indem ich das Ausführliche derselben im Repertorium der Pharmacie bekannt zu machen gedenke.

1) 4 Unzen von dem Destillate der vollkommen entwickelten Blätter gaben mit salpetersaurem Silber 10,70 Gran Cyansilber, welche 2,07 Gran wasserfreyer Blausäure entsprechen. Dieses Kirschlorbeerwasser enthält also 0,10 Procent oder $\frac{1}{1000}$ Blausäure.

2) 4 Unzen von dem Destillate der zarten Blätter, welche sich erst in diesem Sommer entwickelt hatten, gaben sogar 16,70 Gran Cyansilber, oder 3,39 Gran wasserfreyer Blausäure; so daß dieses Kirschlorbeer-Wasser 0,17 Blausäure in hundert, oder 1,7 in 1000 Theilen enthält.

3) Dieselbe Quantität der jungen Blätter zuerst getrocknet und dann nach 20 Tagen auf gleiche Weise der Destillation unterworfen, lieferte ein De-

stillat von schwächern Geruche; 4 Unzen desselben geben nur 1,16 Gran Cyansilber oder 0,237 Gran Blausaure; so daß dieses Kirschlorbeer-Wasser in 1000 Theilen nur 0,123 Blausäure enthält.

4) Die frischen Rinden von zwey- bis drey-jährigen Aesten des Kirschlorbeer-Baumes genau in demselben Verhältnisse und auf gleiche Weise wie die Blätter mit Wasser der Destillation unterworfen, gaben gleichfalls ein kräftiges aber doch etwas schwächeres Kirschlorbeer-Wasser als die frischen Blätter, denn 4 Unzen des Destillats der Rinden gaben 8,40 Gran Cyansilber oder 1,705 Gran wasserfreyer Blausäure, so daß in 1000 Theilen dieses Kirschlorbeer-Wassers nur 0,8 Blausäure enthalten sind.

Bey Vergleichung dieser Resultate mit denjenigen, welche Hr. Apotheker Bischoff in Zwickau in den Jahren 1839 und 1841 angestellt und öffentlich bekannt gemacht hat, bestätigt sich wirklich die merkwürdige Thatsache, daß der Kirschlorbeer-Baum in trocknen warmen Jahrgängen mehr ätherisches Oel und weniger Blausäure entwickelt als bey nasser und kühler Witterung; denn im Sommer von 1839 erhielt man ein Kirschlorbeer-Wasser, welches auf die von mir beobachteten Verhältnisse berechnet, von 4 Unzen nur 5,689 Gran Cyansilber oder 1,159 Gran Blausäure lieferte; wogegen das im Sommer von 1841 dargestellte Destillat von 4 Unzen 11,25 Gran Cyansilber, oder 2,293 Gran wasserfreye Blausäure gab, also nur wenig mehr, als ich aus den vollkommen entwickelten dunkelgrünen Blättern erhielt.

Bey Vergleichung der Witterungs-Verhältnisse dieser letzt genannten beyden Jahre wird man finden, daß der Sommer von 1839 ausgezeichnet heiß und vorherrschend trocken war; wogegen sich der Sommer von 1841 nach einem schönen trocknen und warmen May vorherrschend feucht und nur mäßig warm, also der vegetabilischen Blausäure-Entwicklung eben so günstig zeigte, wie der Sommer von 1843.

Interessant ist ferner das Ergebniß, daß die jungen Schößlinge und Blätter des Kirschlorbeer-Baumes bedeutend mehr blausäurehaltiges ätherisches Oel geben als die dunkelgrünen mehr steifen Blätter von der vorigjährigen Entwicklung; daß diese mehr liefern als die Rinde von 2 bis 3 jährigen Aesten; ferner daß der Cyan- oder Blausäure-Gehalt in den ätherischen Oelen der Pflanzen-Gattungen Prunus und Amygdalus nicht constant ist. Wichtig und betrübend erscheint aber dieses Ergebniß in medicinischer Beziehung, weil sich der Arzt auf den Gehalt und die Wirksamkeit des Kirschlorbeer- und Bittermandel-Wassers und überhaupt der vegetabilische Blausäure nicht verlassen kann, wenn der Apotheker nicht jedesmal nach der Darstellung dieser Präparate mit möglichster Gewissenhaftigkeit den wahren Cyangehalt derselben bestimmt und nach einer erst zu erwartenden gesetzlichen Bestimmung die nöthige Correction vornimmt.

Herr Professor Buchner las ferner:

5. Bemerkungen über das Röhrenwasser aus dem Brunnhause von Brunnthal bey München und das Pumpbrunnenwasser der Stadt.

Schon vor mehr als 20 Jahren habe ich mich bey den chemischen Untersuchungen des Wassers aus verschiedenen Quellen und Brunnen bey Landshut überzeugt, daß alles Wasser, welches aus dem Kalkgerölle des Isarthales zu Tage kömmt, schwach alkalisch reagirt, und dessen ungeachtet beym Kochen Kohlensäure-Gas von sich giebt, ferner daß es nebst kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Magnesia auch salpetersaure Magnesia in nicht ganz unbedeutender Quantität enthält.

Vor etwa 10 Jahren wurde ich auch hier in München durch einen Bierbrauer veranlaßt, das Wasser aus zwey Röhren-Leitungen und aus einem Pumpbrunnen zu analysiren, und ich erhielt im Allgemeinen ähnliche Resultate wie früher in Landshut; aber auffallend war mir, daß ich in dem Röhrenwasser von dem Brunnhause an der obern Ländt kein salpetersaures Salz finden konnte, das doch

in den übrigen von mir untersuchten Brunnen unbezweifelbar nachgewiesen wurde.

Daß auch salpetersaures Kali in dem hiesigen Brunnenwasser vorkomme, war meiner Aufmerksamkeit entgangen. Dieses Salz wurde indessen von Hrn. Hofrath Dr. Vogel in dem Röhrenwasser des allgemeinen Krankenhauses entdeckt, dessen Brunnhaus an der Müllerstraße sich befindet, und woher früher auch der botanische Garten seinen Wasserbedarf bezog. Diese Entdeckung war nur dadurch möglich, daß man eine ungewöhnlich große Quantität des Wassers der Abdampfung unterwarf und den Rückstand zur Krystallisation hinstellte. Bey meinen Versuchen wurden nie mehr als 12 Civilpfunde des Wassers abgedampft, was nicht hinreichend zu seyn schien um die etwa vorhandene äußerst geringe Menge des Kalisalpeters auffinden zu können.

Durch eine physiologische Frage hat das Münchner Trinkwasser ein neues chemisches Interesse gewonnen, als nämlich vor einigen Monaten ein Landmädchen Namens Maria Furtner aus dem Landgerichte Rosenheim hierher in das allgemeine Krankenhaus gebracht wurde, um diese Person mit zuverlässigster Genauigkeit zu beobachten, weil sie angeblich bloß von Luft und Wasser lebt und außer der Lungen-Ausathmung, Hautausdünstung und dem Harne kein anderes Excrement von sich giebt. Diese Maria Furtner wurde über 5 Wochen lang mit eben so vieler Schonung als Strenge beobachtet, und es bestätigte sich auch hier, was man früher schon im Landgerichte Rosenheim beobachtet hatte.

Es war also die physiologische Frage zu beantworten, ob sich die Elemente des Blutes, der Knochen u. s. w. auch in der Luft und im Wasser nachweisen lassen? In Beziehung auf Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Chlor, Natrium, Calcium, Magnesium und Schwefel war die Nachweisung nicht schwierig; allein was das Eisen und die phosphorsauren Verbindungen des Blutes betrifft, so war eine neue Untersuchung des Trinkwassers nothwendig, deren sich mein älterer Sohn, so wie der Lösung der übrigen chemischen Fragen in dieser Angelegenheit mit möglichster Sorgfalt unterzog. Es gelang ihm wirklich die Existenz des phosphorsauren Kalkes und des Eisens im Trinkwasser des allgemeinen Krankenhauses mit aller Gewißheit nachzuweisen. Diese Entdeckung war mir neu und interessant; denn ich glaube nicht, daß früher Jemand phosphorsaure Salze im hiesigen Quell- und Brunnenwasser aufgefunden habe.

Da ich mich schon seit längerer Zeit mit Arbeiten beschäftige, welche einst Beyträge zu einer Topographie von München zu liefern bestimmt sind, und da das Quellwasser aus dem Brunnthal, wovon in jeder Minute 2600 Maaß in die Stadt geleitet werden sollen, für das reinste und beste gehalten wird und von mir früher noch nicht untersucht worden ist, so fieng ich auch damit eine vergleichende Untersuchung an. Der phosphorsaure Kalk war darin sehr leicht zu entdecken, weil ein Theil des Wassers von Brunnthal zur Speisung der dortigen Dampfmaschinen verbraucht wird, ich hatte also nur nöthig den Kesselstein aus denselben in Salzsäure aufzulösen und mit ätzendem Ammoniak zu präcipitiren; den Niederschlag auszuglühen und sodann in Essigsäure aufzulösen, wobey Eisenoxyd zurückblieb. Die essigsaure Auflösung lieferte mir über 3 Procent phosphorsauren Kalk nebst phosphorsaurer Magnesia von dem Gewichte des Kesselsteins. Das Uebrige war kohlensaurer Kalk, kohlensaure Magnesia, etwas Eisenoxyd und organische Substanz, welche möglicher Weise auch vom Kitte der Dampfmaschine herrühren konnte; denn das aus der Brunnthaler Quelle selbst geschöpfte Wasser zeichnet sich von dem übrigen Brunnenwasser der Stadt dadurch aus, daß es am wenigsten organische Verunreinigung enthält; durch Abdampfen hinterläßt es einen fast kreideweißen Rückstand von kohlensaurem Kalk, kohlensaurer Magnesia nebst sehr geringen Antheilen von schwefelsaurem Kalk, salpetersaurer Magnesia, kohlensaurem Natron und Chlornatrium. Einen Kaligehalt konnte ich nicht finden.

Ich werde mir nächstens den concentrirten Wasser-Rückstand aus dem Brunnthaler Dampf-Kessel verschaffen, um die auflöslichen Salze, welche in sehr geringem Verhältnisse vorhanden sind, besser studiren zu können.

Das Pumpbrunnen-Wasser aus dem Hofraume des Augustinerstockes ist in München als ein vorzüglich gutes Trinkwasser bekannt; allein es steht dem Brunnthaler-Wasser beträchtlich nach, denn es enthält mehr erdige und organische Theile; der Rückstand nach dem Verdampfen desselben besitzt eine schmutzige ochergelbe Farbe und eine Neigung an der Luft feucht zu werden, was von einem größeren Gehalte an salzsaurem und salpetersaurem Kalk nebst Magnesia herzurühren scheint.

Das Wasser vom Pumpbrunnen in meinem eigenen Hofraume an der Karlsstraße fand ich noch unreiner, obgleich der Brunnen täglich viel geschöpft wird; denn der Rückstand nach dem Verdünsten des Wassers besitzt noch eine dunklere ochergelbe Farbe; er enthält übrigens dieselben Bestandtheile, wie das Wasser aus dem Augustiner-Hofe.

Daß übrigens dieses Pumpbrunnen-Wasser ebenfalls phosphorsauren Kalk nebst phosphorsaurer Magnesia in nicht ganz unbedeutender Menge enthält, fand ich bey der Untersuchung des Kesselsteins sehr leicht; denn dieser lieferte durch Auflösen in Salzsäure und Präcipitation mit Ammoniak etwas über 5 Procent in Essigsäure auflösliche Phosphate.

Kohlensaures Eisenoxydul in sehr geringer Quantität scheint im Wasser der hiesigen Brunnen und Quellen überall vorzukommen, wenigstens habe ich es in meinem Pumpbrunnen-Wasser, so wie auch im Röhrenwasser aus dem Brunnenhause am Hofgarten mit Bestimmtheit gefunden; daher ist auch der Kesselstein, wenn er sich auch in kupfernen Koch-Gefässen abgesetzt hat, überall eisenhaltig; auch nimmt das frisch geschöpfte Wasser mit Schwefelwasserstoff-Ammonium leicht eine grünliche Farbe an.

Was die Temperatur der hiesigen Quellen und Brunnen betrifft, so fand ich dieselbe im October dieses Jahres zwischen 7 und 8° R. bey einer Luft-Temperatur, welche zwischen + 5 u. 11°R. wechselte. Ich habe mir vorgenommen, die Temperatur-Bestimmungen im nächsten Januar bey kaltem Wetter, so wie im künftigen Sommer an einem heissen Tage überall an den Quellen selbst zu wiederholen.

Zur Bestimmung der fixen Bestandtheile pflege ich jedesmal 12 Civilpfunde Wasser in einer Porzelänschale bey gelindem Feuer verdunsten zu lassen.

Das Brunnthaler-Wasser hinterließ 39 Gran, das Pumpbrunnen-Wasser aus dem Augustiner-Hofe 61 Gran, das Pumpbrunnen-Wasser an der Karlsstraße 62 Gran Rückstand.

Mithin enthält das bayerische Maaß Brunnthaler-Wasser nur 6,5, das Pumpbrunnen-Wasser in der Stadt hingegen 10 Gran fixe Bestandtheile, welche größtentheils kohlensaurer Kalk, kohlensaure Magnesia nebst organischen Ueberresten sind, denn die übrigen Stoffe, nämlich der phosphorsaure Kalk, die phosphorsaure Magnesia, die salpetersaure Magnesia, das salzsaure Natron so wie auch der Eisen-Gehalt betragen verhältnißmäßig nur sehr wenig.

Ich bin damit beschäftigt, diese Reihe von Versuchen fortzusetzen, auch auf das Wasser aus dem Isarkanal oberhalb und unterhalb der Stadt geschöpft, ferner auf das Wasser der Quellen am linken Isarufer bey Sendling und Thalkirchen auszudehnen, und die Resultate derselben in der Folge in einer übersichtlichen Zusammenstellung mitzutheilen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Repertorium des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg. Erstes Heft 1841 — 1843. Berlin 1843. Verlag von C. G. Lüderitz.

Es ist bereits in diesen Blättern das im Jahre 1841 erschienene Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie von demselben Verfasser angezeigt worden; das vorliegende Repertorium bildet die Fortsetzung davon und es führt daher dieses erste Heft noch den besondern Titel: „Erstes Supplement zu dem Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie."

Der Verf. hat die Materialien der Literatur von 1841 - 1843 sehr sorgfaltig gesammelt, wie früher die neuen Analysen selbst berechnet und was durch die chemischen Arbeiten an stöchiometrischen Zahlen sich geändert hat, gehörig berücksichtigt. Es ergiebt sich ein nicht unbedeutender Zuwachs an Novitäten, wovon einige der wichtigern folgende sind.

Acadiolit. Bisher für Chabasit gehaltenes Mineral aus Neuschottland besteht nach Thomson aus

Kieselerde .	52,4
Thonerde .	12,4
Eisenoxyd .	2,4
Kalkerde .	11,6
Wasser .	21,6
	100,4

Rammelsberg berechnet daraus die Formel $\dot{Ca}^3 \ddot{Si}^4 + 2 \ddot{Al} \ddot{Si}^2 + 18 \dot{H}$, worin das Kalksilicat des Okenits erscheint.

Der Amphodelit von Tunaberg ist von Svanberg analysirt worden. Die Analyse führt zu der zuerst von Nordenskiöld aufgestellten Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3 \\ \dot{Mg}^3 \\ \dot{Fe}^3\end{matrix}\right\} \ddot{Si} + 3\ \ddot{Al}\ \ddot{Si}$$

Die frühere Formel des Anorthits ist durch eine Analyse von Abich bestätigt worden.

Der Anthosiderit, ein neues Mineral von Antonio Pereira in Minas Geraes enthält nach Schnedermann:

Kieselerde	60,08
Eisenoxyd	34,99
Wasser	3,59
	98,66

Die Formel ist sehr einfach, $\dot{Fe} \ddot{Si}^3 + \dot{H}$

Der Aphrodit von Langbanshyttan enthält nach Berlin:

Kieselerde	51,58	
Talkerde	34,07	
Manganoxydul	1,49	$\dot{Mg}^3 \ddot{Si}^2 + 2 \dot{H}$
Eisenoxydul	0,55	
Thonerde	0,13	
Wasser	11,34	
	99,16	

Der Verf. hat ein Arsenikantimon untersucht, welches zu Allemont vorkommt. Die Analyse gab:

Arsenik	62,15
Antimon	37,85
	100,00

Obwohl beyde Metalle isomorph sind, so scheint hier doch ein bestimmtes Verhältniß vorhanden zu seyn und es entspricht der Mischung sehr genau die Formel $\dot{Sb}\,\dot{As}^3$.

Der Arseniosiderit von Romanèche ist nach Dufrénoy's Analyse wesentlich ein wasserhaltiges arsenikfaures Eisenoxyd, wahrscheinlich mit fremdartigen Beymengungen.

Ein sogenannter schillernder Asbest von Baltimore ist von Thomson analysirt worden. Er stimmt bis auf einen größern Gehalt an Eisenoxydul (mit der Talkerde vicarirend) mit dem Mineral von Reichenstein überein.

Um nicht fortwährend an den Asbest zu erinnern, welcher eine ganz andere Mischung hat, habe ich bereits den Namen Chrysotil dafür vorgeschlagen.

Weißendorff hat den langfasrigen Asbest von Schwarzenstein im Zillerthal analysirt und gefunden:

Kieselerde	55,869
Kalkerde	17,764
Talkerde	20,334
Eisenoxydul	4,309
Manganoxydul	1,115
	99,391

Die Mischung entspricht folglich einem Augit-Asbest.

Der Babingtonit ist endlich auch analysirt worden.

Arppe fand:	Kieselerde	54,4
	Eisenoxydul	21,3
	Kalkerde	19,6
	Talkerde	2,2
	Manganoxydul	1,8
	Thonerde	0,3
	Glühverlust	0,9
		100,5

Die Formel ist $3\,\dot{Ca}\,\dddot{Si} + \dot{Fe}^3\,\dddot{Si}^2$.

Ein wegen seiner Einfachheit interessantes Thonerdesilicat ist der Bamlit von Bamle in Norwegen. Nach der Analyse von Erdmann ist seine Formel $\ddot{Al}^2\,\dddot{Si}^3$.

Die neuern Untersuchungen über die Beryllerde verändern die Formel des Smaragds in $\dot{Be}^3\,\dddot{Si}^2 + \ddot{Al}\,\dddot{Si}^2$.

Damour hat im Bleygummi von Huelgoet, der bisher für ein Aluminat von Bleyoxyd galt, 8 pro Cent. Phosphorsäure gefunden. Mit Hinweglassung einer geringen Menge von Chlorbley führt seine Analyse zu der Formel $\dot{Pb}^3\,\ddot{P} + 6\,\ddot{Al}\,\dot{H}^3$.

Berthier hat im Districte Plateros in Mexiko reines Bromsilber entdeckt, welches dort häufig vorkommt und plata verde genannt wird. Er fand darin 57,56 pr. Ct. Silber. Das Bromsilber $\dot{Ag}\dot{Br}$ enthält 58,01 Silber und 41,99 Brom.

Einen von Savi bey Bourg de Monti Catini im Cecina-Thal in Toscana entdeckten Zeolith, welcher Caporcianit genannt wurde, hat Anderson analysirt. Seine Mischung nähert sich sehr der des Skolezits.

Die Formel des Chromglimmers, welchen Schafhäutl Fuchsit genannt hat, giebt Rammelsberg =

$$3\,\left.\begin{matrix}\dot{Ka}\\ \dot{Na}\\ \dot{Mg}\end{matrix}\right\}\dddot{Si} + 8\left.\begin{matrix}\ddot{Al}\\ \ddot{Cr}\\ \ddot{Fe}\end{matrix}\right\}\dddot{Si}$$

Dabey ist der geringe Gehalt an Fluorcalcium vernachläßigt. Die Mischung kommt der des zweyarigen Glimmers von Kimito sehr nahe.

Der Chrysoberill ist neuerdings von Awdejew analysirt worden. Die Mischung giebt die Formel $\dot{Be}\,\ddot{Al}$ (das Atomengewicht von $\dot{Be}$ = 158,084).

Die Analysen des Cordierits von Schütz

bestätigen im Allgemeinen die frühern, er giebt indessen eine näher passende Formel =

$$2 \left\{ \begin{matrix} \dot{Alg}^3 \\ \dot{Fe}^3 \end{matrix} \right\} \dddot{Si}^2 + 5 \ddot{Al}\,\ddot{Si}$$

Plattner hat den Diadochit analysirt und gefunden:

Eisenoxyd	39,690
Phosphorsäure	14,811
Schwefelsäure	15,145
Wasser	30,354
	100.

Der Verf. bemerkt, daß sich aus dem gepulverten Diadochit durch Kochen mit Wasser 12,6 p. C. Schwefelsäure ausziehen läßt, ohne daß sich Eisenoxyd auflöst.

Es rührt dieses von einer Zersetzung her, wornach 3 $\ddot{Fe}\,\dddot{S}^2$ in $\ddot{Fe}^3\,\dddot{S}$ und 5 $\dddot{S}$ zerfallen, weßhalb hier die Schwefelsäure ebenso als ein wesentlicher Mischungstheil angesehen werden muß, wie im Eisensinter, für welchen sie bisher als zufällig angenommen worden ist. Die Formeln beyder Mineralien sind mit Rücksicht hierauf, mit dem Unterschied von Phosphorsäure und Arsenikfäure, ziemlich ähnlich.

Ein interessantes Mineral ist der Eisennickelkies von Lillehammer im südlichen Norwegen. Er enthält nach Scheerer:

Schwefel	36,64
Eisen	40,21
Nickel	21,07
Kupfer	1,78
	99,70

Die Formel ist $\dot{Ni} + 2\,\dot{Fe}$.

Der sogenannte Puschkinit von Wagner ist nach Ofersky Epidot. Er zeichnet sich durch Dichroismus aus.

Der Verf. hat den schwarzen Erdkobalt von Camsdorf bey Saalfeld untersucht und, wie man schon früher vermuthet hat, gezeigt, daß er eine Verbindung von Manganperoxyd mit Kobalt- und Kupferoxyd sey. Er giebt die Formel

$$\left\{ \begin{matrix} \dot{Co} \\ \dot{Cu} \end{matrix} \right\} \ddot{Mn}^2 + 4\,\dot{H}$$

Der Esmarkit von Brewig in Norwegen ist von Erdmann analysirt worden. Die Formel ist

nahezu $\left\{ \begin{matrix} \dot{Mg}^3 \\ \dot{Fe}^3 \\ \dot{Mn}^3 \end{matrix} \right\} \dddot{Si}^2 + 3\,\ddot{Al}\,\ddot{Si} + 3\,\dot{H}$, gleich der Mischung des Fahlunits mit halbem Wassergehalt.

Ein sehr reines Antimonialfahlerz von Durango in Meriko ist von Bromeis analysirt worden und zwey interessante Quecksilberhaltige Fahlerze haben Scheidthauer und Kersten analysirt. Das eine von Kotterbach bey Iglo in Ungarn enthält 7,52 Quecksilber und nur Spuren von Silber. Ihre Formel ist.

$$\left\{ \begin{matrix} \dot{Hg}^4 \\ \dot{Fe}^4 \\ \dot{Zn}^4 \end{matrix} \right\} \left\{ \begin{matrix} \dddot{Sb} \\ \dddot{As} \end{matrix} \right\} + 2\,\dddot{Cu}^4 \left\{ \begin{matrix} \dddot{Sb} \\ \dddot{As} \end{matrix} \right\}$$

Fibroferrit wird ein neues aus Chile stammendes Mineral genannt, welches Prideaux analysirt hat. Nach Abzug von Verunreinigungen enthält es:

Eisenoxyd	34,4
Schwefelsäure	28,9
Wasser	36,7
	100.

Es schließt sich den von H. Rose analysirten Eisensulphaten an.

Ein arsenikfreyer Geokronit ist von Sauvage analysirt worden. Er findet sich zu Meredo in Spanien und ist $\dot{Pb}^5\,\dddot{Sb}$.

Einen zweyarigen Glimmer von Jefferson-County in New York hat Meitzendorff untersucht. Er ist durch einen Talkerdegehalt von 28,79 ausgezeichnet, wie ein solcher bisher nur von einarigen Glimmern bekannt war. Ich habe als ein gutes Unterscheidungskennzeichen von ein- und zweyarigem

Glimmer angegeben, daß jener von Schwefelsäure vollkommen zersetzt, dieser aber nur wenig angegriffen wird. Es ist nicht gesagt, wie sich in dieser Beziehung der untersuchte Glimmer verhalten habe. Die wahrscheinliche Formel dafür ist

$$\dot{K}\ddot{F}l + (3\ \dot{R}^3\ \ddot{S}i + 2\ \dot{R}\ \ddot{S}i).$$

Der Gymnit, ein neues Mineral von Baltimore, ist von Thomson analysirt worden. Er besteht aus:

Kieselerde	40,16
Talkerde	36,00
Thonerde	1,16
Kalkerde	0,80
Wasser	21,60
	99,72

Die Formel ist $\dot{M}g\ \ddot{S}i + \dot{M}g\ \dot{H}^3$, welche sich der des Dermatin nähert.

Der Aegirin ist nach der Untersuchung von Plantamour ein Natrum haltiger Amphibol, der sich dem Arfvedsonit anschließt; der Kymatin Breithaupt's ist nach Rammelsbergs Untersuchung ein Asbest von der Mischung des Tremolits.

Ein neues Mineral von seltsamer Mischung ist der Hydrotalkit, welcher den Steatit von Snarum begleitet. Nach Hochstetter enthält er:

Talkerde	36,30
Thonerde	12,00
Eisenoxyd	6,90
Kohlensäure	10,54
Wasser	32,66
Unl. Rückstand	1,20
	99,60

Nach G. Rose ist es eine Verbindung eines Aluminats mit einem basischen Carbonat =

$$3\ \dot{M}g^2\ \ddot{C} + 2\ \dot{M}g^3 \left\{ \begin{matrix} \ddot{A}l \\ \ddot{F}e \end{matrix} \right. + 24\ \dot{H}$$

Unter den Namen Irit ist ein mit dem Platin am Ural vorkommendes Mineral von Hermann beschrieben worden. Es enthält:

Iridiumsesquioxydul	62,86
Osmiumoxydul	10,30
Eisenoxydul	12,50
Chromoxyd	13,70
	99,36

Nach der Analyse des Vers. kommt der Tephroit Breithaupts mit dem Manganchrysolith überein. Er bildet mit Salzsäure eine vollkommene Gallerte.

Einen eigenthümlichen Kieselsinter, welcher sich auf der Grube Himmelfahrt bey Freyberg aus den Grubenwässern gebildet hatte, hat Kersten untersucht. Er enthält:

Kieselerde	18,98
Eisenoxyd	22,90
Manganoxyd	25,01
Wasser	33,00
	99,89

Die Formel ist $\left\{ \begin{matrix} \ddot{F}e^3 \\ \ddot{M}n^3 \end{matrix} \right\} \ddot{S}i^2 + 18\ \dot{H}$.

Die Verbindungen von Schwefelbley und Schwefelantimon sind durch den Kilbrickenit wieder um eine neue Species vermehrt worden. Er enthält nach Apjohn

Schwefel	16,36
Antimon	14,39
Bley	68,87
Eisen	0,38
	100.

Es folgt daraus die Formel $\dot{P}b^6\ \dddot{S}b$.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

I. Die Venetianer Alpen. Ein Beytrag zur Kenntniß der Hochgebirge von Dr. W. Fuchs, k. k. Bergverwalter zu Agordo im Venetianischen. Mit einer geognostischen Karte und Gebirgsprofilen in 18 Tafeln. Solothurn 1844. 60 S. Text. Klein Querfol.

II. Beyträge zur Geognosie von Tyrol. Skizzen auf einer Reise durch Sachsen, Bayern, Salzkammergut, Salzburg, Tyrol, Oest[er]reich. Von A. Petzholdt. Mit 54 in den Text eingedruckten Abbildungen. Leipzig 1843. 372 S. 8.

I. Tyrol ist der Schlüssel zur geognostischen Kenntniß der Alpen. So äußerte sich ein berühmter Geolog, L. von Buch, als er seine im Fassa- und Fleimsthale angestellten Beobachtungen zur öffentlichen Kunde brachte. Dorten sey es, wo man über die Lagerungsverhältnisse und Entstehungsweise der Gebirgsformationen der Alpen einen klaren und unzweydeutigen Aufschluß erlange. Dorten könne man es augenfällig nachweisen, wie der Augitporphyr es eigentlich sey, der im feurigen Fluße den Tiefen der Erde entstiegen, die Bildung der kolossalen Dolomitfelsen veranlaßt habe. Auf die Schichten der dunkel gefärbten dichten Kalksteine einwirkend, habe er bey seinem Aufsteigen sie entfärbt, Versteinerungen und Schichten vernichtet, mit Talkerde die Masse durchdrungen, sie dadurch zu körnigem Dolomit umgeändert und endlich sie als senkrecht gespaltene Kolosse über die Thäler in die Höhe gestossen. Wie aber in Tyrol die Dolomitbildung vor sich gegangen, so dürfe man Aehnliches für sie in andern Gegenden erwarten. Die hier erlangten lokalen Resultate erweitern sich dadurch zu allgemeinen; Tyrol ist der Schlüssel zu einer neuen geologischen Theorie.

Je unerwarteter den Geognosten diese neue Theorie von der Dolomitbildung kam, um desto mehr erregte sie Verwunderung, und bey dem größern Theile, der blindlings der Leitung einer accreditirten Autorität zu folgen gewohnt ist, auch Bewunderung. Meines Theils mußte ich mir an der Verwunderung genügen lassen. Wenige Jahre nach der Publication von L. von Buchs erwähnter Abhandlung hatte ich umfassende Untersuchungen über das bayerische Juragebirge vorgenommen, in welchem ich den Dolomit als gewaltige Gebirgsmasse vom Maine bis zur Donau ausgebreitet fand. Die Erfahrungen, die ich hier und später am Zechstein-Dolomit des Spessarts machte, waren aber von einer Art, daß sie die Buch'sche Hypothese von der Dolomitbildung als geognostisch wie chemisch gleich unhaltbar nachwiesen, als völlig unverträglich mit einer wissenschaftlichen Betrachtung der Genesis der Gebirgswelt. Seit dem Jahre 1831 publicirte ich in der Isis *), den Bayerischen Annalen **) und den Münchner gelehrten Anzeigen ***) meine Erfahrungen über diesen Gegenstand, fand aber damit in den öffentlichen Blättern kein Gehör. Theils mochte es Unbekanntschaft mit meinen Arbeiten seyn, theils

---

*) Jahrg. 1831. S. 451.

**) 1833. S. 146.

***) Band II. (1836) S 525 und IX. S. 745.

aber war es Furcht vor der gewaltigen Autorität von Buch's, der fortwährend mit unerschütterlicher Festigkeit das in allen Fugen auseinander weichende Gebäude seiner keck hingestellten Hypothese zu halten sich bemühte.

Die Widersprüche dieser Theorie mit der Natur waren indeß zu augenfällig, zu schreiend, als daß denn doch nicht auch von andern Seiten her, anfangs schüchterner, allmählig bestimmter, Stimmen gegen sie sich hätten in der neuesten Zeit vernehmen lassen. Schon Zeuschner hatte noch vor meinen öffentlich erhobenen Einsprüchen der seltsamen Hypothese einen gewaltigen Stoß gegeben, indem er nachwies, daß ein Theil der Beobachtungen, auf welchen sie fußte, nicht mit dem Thatbestande im Fassathale im Einklang stehe. Von eben diesem Punkte aus, auf welchen Buch seine Hypothese von der Dolomitisirung des Kalksteins gebaut hatte, erhoben sich nun neuerdings mehrere Einreden: vor zwey Jahren von Wißmann, heuer von W. Fuchs und A. Petzholdt. Von diesen beyden allein soll hier die Rede seyn, und zwar werde ich von Letzterem nur sein Urtheil über die besprochene Hypothese ausführlicher in Erwägung ziehen, während ich hinsichtlich auf Fuchs auf dessen ganze Arbeit eingehe, da sie zur Kenntniß der geognostischen Beschaffenheit der Alpen sehr bedeutende Aufschlüsse überhaupt giebt.

Vor allen andern Geognosten, die bisher diesen Theil der Alpen bereist haben, hat W. Fuchs den großen Vorzug voraus, daß er in denselben seit mehreren Jahren einen ständigen Aufenthalt und amtliche Stellung hat, wodurch er über Zeit und Mittel disponiren kann, die Andern abgehen. Dabey darf nicht übersehen werden, daß die Kenntniß des Fassa- und Fleimser-Thales zur Kenntniß der Formationen dieses Alpenzugs keineswegs ausreichend ist, indem eine ganze Gruppe von Bildungen — jene der grauen doleritischen Sandsteine — erst im angränzenden Venetianischen in größerer Ausdehnung auftritt, und die Reihenfolge der geschichteten versteinerungsführenden Formationen am Saume der Alpenketten leichter und bestimmter sich auffassen läßt, als im Innern des Gebirges. Mit dem Verf. sind wir einverstanden, daß nur sorgfältige Untersuchung aller dieser Punkte und anhaltendes Studium aller Erscheinungen Räthsel zu lösen vermag, die dem Beobachter in Fassa und Fleims, und selbst dem, nur kurze Zeit verweilenden Reisenden im ganzen Gebiete, wohl völlig verschlossen bleiben dürften. Daher wollen wir auch von ihm ausführlicher hören, wie seinen ausgedehnten Untersuchungen nach die Construction der venetianischen und südtyrolischen Alpen beschaffen ist, um erst am Schlusse seiner Darstellung seine Meynung über die Dolomitisirung der Kalklager zu vernehmen.

Die älteste und tiefste Gebirgsformation dieses Theils des Alpenzugs ist, wie Fuchs nachweist, der Thonschiefer (Glimmerschiefer).

Den Thonschiefer durchbrechend, oder ihm angelagert und ihn theilweise überdeckend, steigt der rothe Feldspath-Porphyr aus der Tiefe empor, schließt dabey wohl Fragmente von Thonschiefer, nie aber von andern Felsarten ein. Der rothe Porphyr nimmt mithin ohne Zweifel die zweyte Stelle in der Reihe dieser Gebirgsbildungen ein.

(Fortsetzung folgt.)

Repertorium des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg ꝛc.

(Schluß.)

Ein neues Mineral von Slatoust ist von Komonen analysirt und Leuchtenbergit genannt worden. Es enthält:

Kieselerde	34,23
Thonerde	16,31
Eisenoxyd	3,33
Talkerde	35,36
Kalkerde	1,75
Wasser	8,68
	99,66

Man kann dafür die Formel schreiben $\dot{R}^3 \ddot{S}i^2 + \dot{R}^2 \ddot{R} + 3 \dot{H}$.

Der Leucophan von Lammön in Norwegen ist von Erdmann (dem Schweden) analysirt worden. Er hat eine seltene, sehr interessante Mischung, nämlich:

Kieselerde	47,82
Kalkerde	25,00
Beryllerde	11,51
Manganoxydul	1,01
Natrium	7,59
Kalium	0,26
Fluor	6,17
	99,36

Man kann dafür die Formel schreiben:

$$Na\,\dot{F}l + \dot{C}a^3\,\ddot{S}i^2 + \dot{B}e^3\,\ddot{S}i.$$

Ein von Breithaupt bestimmter ächter Nephrit aus der Türkey ist von dem Verf. analysirt worden. Er ist wesentlich von Kastners Nephrit verschieden und seine Formel

$$3\left\{\begin{matrix}\dot{C}a^2\\ \dot{F}e^2\\ \dot{M}n\end{matrix}\right\}\ddot{S}i + 4\,\dot{M}g^3\,\ddot{S}i^2$$

Der Ottrelit, ein neues Mineral von Ottrez bey Stavelot an der Gränze von Luxemburg und Lüttich enthält nach Damour:

Kieselerde	43,34
Thonerde	24,63
Eisenoxydul	16,72
Manganoxydul	8,18
Wasser	5,66
	98,53

Die Formel ist $\left\{\begin{matrix}\dot{F}e^3\\ \dot{M}n^3\end{matrix}\right\}\ddot{S}i^2 + 2\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i + 3\dot{H}$

Der Plakodin Breithaupts ist nach der Analyse von Plattner $\dot{N}i^2\,\ddot{A}s$.

Der Polyargit ist von Svanberg analysirt worden, welcher dafür die Formel $\dot{R}^3\,\ddot{S}i^2 + 5\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i + 4\,\dot{H}$ berechnet hat.

Ein anderes neues Mineral, den Prasеolith hat Erdmann (der Schwede) untersucht. Es giebt die Formel

$$\left\{\begin{matrix}\dot{M}g^3\\ \dot{F}e^3\end{matrix}\right\}\ddot{S}i + 2\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i + 3\,\dot{H}.$$

Der Romeit von St. Marcel ist von Damour als antimonigsaure Kalkerde bestimmt worden.

Der Rosellan (Rosit), ein neues Mineral von Aker in Schweden ist von Svanberg analysirt worden. Er hat die Formel $\dot{R}^3\,\ddot{S}i^2 + 6\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i + 6\,\dot{H}$. Enthält 6,6 pr. Ct. Kali.

Mehrere fossile Harze und ähnliche zum Theil krystallinische Substanzen sind von Schrötter untersucht worden.

Als neu sind der Hartit von Oberhart bey Gloggnitz in Oestreich und der Hartin daher erkannt worden. Schrötter hat noch einige eigenthümliche Harze der Braunkohle entdeckt, welche er mit Alpha- und Betaharz bezeichnet hat. Hier schließt sich ferner an der Irolit von Haidinger.

Petz hat neue Untersuchungen über das Schrifterz und Weißtellur von Offenbanya und Nagyag angestellt, nach welchen diese Mineralien dieselbe Zusammensetzung haben, welche wesentlich durch $Ag\,Te + 2\,Au\,Te^3$ ausgedrückt werden kann.

Der englische Seifenstein ist neuerdings von Svanberg analysirt worden. Er fand:

Kieselerde	46,8
Thonerde	8,0
Eisenoxyd	0,4
Talkerde	33,3
Kalkerde	0,7
Wasser	11,0
	100,2

Ein ähnliches Mineral ist der Saponit von Dalarne.

Nach Petz kommt zu Nagyag Tellursilber vor. Eine Abänderung enthält nur 0,69 Gold, eine andere dagegen 18,26 Gold.

Nach einer hier mitgetheilten, noch nicht publicirten Ansicht von H. Rose ist das Titaneisen eine

Verbindung von Eisenoxyd mit einem Titanoxyd von der analogen Zusammensetzung $\ddot{\mathrm{T}}\mathrm{i}$ in unbestimmten Verhältnissen.

Vom Topas und Pyknit sind neue Analysen von Forchhammer angestellt worden. Es ergab sich:

	Kieselerde,	Thonerde,	Fluor	
Topas	35,52	55,14	17,21	107,87
Pyknit	39,04	51,25	18,48	108,77

Für den Topas gilt die Formel $2\ \ddot{\mathrm{A}}\mathrm{l}\ \mathrm{Fl}^3 + 5\ \ddot{\mathrm{A}}\mathrm{l}\ \ddot{\mathrm{S}}\mathrm{i}$; für den Pyknit $2\ \ddot{\mathrm{A}}\mathrm{l}\ \mathrm{Fl}^3 + \ddot{\mathrm{A}}\mathrm{l}^4\ \ddot{\mathrm{S}}\mathrm{i}^5$.

Der sogenannte Uwarowit hat sich durch die Analyse von Komonen als eine sehr interessante Granatspecies herausgestellt. Es ist ein Chromkalkgranat. Die Analyse ergab:

Kieselerde	37,11
Thonerde	5,88
Chromoxyd	22,54
Kalkerde	30,34
Eisenoxydul	2,44
Talkerde	1,10
Wasser	1,01
	100,42

Die Formel ist: $\left.\begin{matrix}\dot{\mathrm{C}}\mathrm{a}^3\\ \dot{\mathrm{M}}\mathrm{g}^3\\ \dot{\mathrm{F}}\mathrm{e}^3\end{matrix}\right\}\ddot{\mathrm{S}}\mathrm{i} + \left.\begin{matrix}\ddot{\mathrm{C}}\mathrm{r}\\ \ddot{\mathrm{A}}\mathrm{l}\end{matrix}\right\}\ddot{\mathrm{S}}\mathrm{i}$

Der Villarsit, ein neues Mineral von Traversella ist von Dufresnoy analysirt worden. Seine Mischung entspricht der Formel

$$4\left.\begin{matrix}\dot{\mathrm{M}}\mathrm{g}^3\\ \dot{\mathrm{F}}\mathrm{e}^3\end{matrix}\right\}\ddot{\mathrm{S}}\mathrm{i} + \dot{\mathrm{H}}.$$

Ein neues Mineral von Langesund-Fjords bey Brewig in Norwegen ist von Scheerer untersucht und Wöhlerit genannt worden. Es kann dafür annähernd die Formel gelten: $\ddot{\mathrm{Z}}\mathrm{r}^3\ \ddot{\mathrm{T}}\mathrm{a} + 5\ (\mathrm{Na}\ \ddot{\mathrm{S}}\mathrm{i} + \dot{\mathrm{C}}\mathrm{a}^3\ \ddot{\mathrm{S}}\mathrm{i})$. Die Mischung ist:

Kieselerde	30,62
Tantalsäure	14,47
Zirkonerde	15,17
Eisenoxyd	2,12
Manganoxydul	1,55
Kalkerde	26,19
Talkerde	0,40
Natrum	7,78
Wasser	0,24
	98,54

Nach den Untersuchungen von Schaffgotsch ist im Wolfram nicht Wolframsäure, sondern Wolframoxyd $\ddot{\mathrm{W}}$ enthalten.

Der Xanthophyllit ist von Weitzendorf mehrfach analysirt worden. Rammelsberg hält nachstehende Formel für die wahrscheinlichere für dieses Mineral

$$(3\ (\dot{\mathrm{R}}\ \ddot{\mathrm{S}}\mathrm{i} + \dot{\mathrm{R}}^3\ \ddot{\mathrm{A}}\mathrm{l}^2) + \dot{\mathrm{H}}) + \ddot{\mathrm{A}}\mathrm{l}\ \dot{\mathrm{H}}^3.$$

Der Xenolith von Peterhoff ist nach der Analyse von Komonen $\ddot{\mathrm{A}}\mathrm{l}\ \ddot{\mathrm{S}}\mathrm{i}$.

Mehrere neue Mineralien, die aufgeführt werden, bedürfen noch einer genauern Untersuchung, um sie vollständig zu charakterisiren. Solche sind der Chlorophyllit, Eugenesit, Faujasit, Erythrit, Kalkmalachit, Mengit, Mosandrit, Nakrit, Pristerit, Perthit, Prasilith, Tschewkinit ꝛc.

Man wird aus dieser Anzeige ersehen, daß mit großem Fleiße gesammelt wurde, daß sich das Buch durch Vollständigkeit besonders auszeichnet und daß es jedem willkommen seyn muß, der sich für die Chemie und Analyse der Mineralien interessirt.

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

I. Die Venetianer Alpen ꝛc.
II. Beyträge zur Geognosie von Tyrol.

(Fortsetzung.)

Aus dem rothen Porphyr wie aus dem Thonschiefer entwickelt sich im allmäligen Uebergange der rothe Sandstein. Mit ihm beginnt die Reihe der versteinerungsführenden Straten, und seinem paläontologischen Charakter nach zählt ihn der Verf. weder der Grauwacke, noch dem ältern rothen Sandsteine, sondern eher dem bunten Sandsteine bey, wofür ihm das häufige Auftreten von Myacites elongatus, Pecten inaequistriatus und Pecten discites zu sprechen scheint.

Außer dem rothen Sandsteine entwickelt sich Kalk, dessen tiefere Lagen durchgehends in großer Anzahl Posidonomya Becheri, Pecten discites und Chamites lineatus enthalten, während in den höheren mehrere Arten von Euomphalus sich bemerklich machen. Höher hinauf tritt die Schichtung minder deutlich hervor, bis endlich massiger Kalk an massigen Dolomit, der häufig die höchsten Kämme des Gebirges bildet, oft aber auch den tieferen Kalkschichten ein- und zwischenlagert, sich anschließt.

Auf die Myaciten- und Posidonomyen-Lager folgt ohne Ausnahme Kalk, in welchem entweder Encrinitenstiele alle anderen organischen Reste verdrängen, oder Arten von Euomphalus mit Versteinerungen sich mengen, die sonst nicht beysammen gefunden werden. Der Verf. fand Orthoceratites regularis Schl. zugleich mit Terebratula biplicata, Pecten vimineus und einem, wahrscheinlich neuen Euomphalus. Nun folgt durchgehends feuersteinführender Kalk mit Ammoniten und Belemniten, zwischen denen, mit Ausnahme von Aptychus lamellosus, nur selten Bivalven sich erkennen lassen.

Wo nun die Einwirkung der Dolerite nicht hinreichte, entwickelt sich aus dem feuersteinführenden Kalke durchgängig der rothe, glimmerige, versteinerungsarme Mergel, über den sich mächtige Kalklager mit Polyparien, Radiarien, Steinkernen von Myophona Nucula und zuletzt mit mehreren Brachiopoden legen.

Nach den Versteinerungen hält der Verf. den aus rothem Sandsteine sich entwickelnden Kalk für entsprechend dem Muschelkalke; der an Ammoniten und Belemniten reiche Cephalopoden-Kalk und der rothe Mergel dürften für Repräsentanten der Jurabildung anzusehen seyn, und die höhern Straten könnten, da der rothe Mergel zwar keine ganz scharfe, doch eine gute Gränze bildet, für Kreidebildungen gelten. Der Verf. verwahrt sich jedoch hiebey gegen die Mißdeutung, als ob er diese Gruppen für gänzlich gleich den Bildungen hielte, die an andern Orten jene Benennungen führen. Nur für Aequivalente derselben will er sie gehalten wissen, von denen sie sich in vielfacher Beziehung wesentlich unterscheiden.

Mit den rothen Mergeln schließt sich die Gruppe der normalen Bildungen, welche die Hochalpen constituiren, und die sämmtlich von den tiefsten Conglomeraten an bis zu den am höchsten liegenden

Kalk- und Mergellagen hinauf nur Glieder einer ununterbrochenen Reihe von Formen sind, die durch die unmerklichsten Uebergänge sich an einander knüpfen. Sie geben sich als ein Ganzes noch weiter dadurch kund, daß alle Störungen, welche in der Lage der Schichten dieser Gebilde sichtbar werden, die ganze Reihe bis zu den rothen Mergeln hinauf ganz gleichmäßig treffen.

Mit diesen Störungen in untrennbarem Zusammenhange steht eine Reihe von abnormen Bildungen, von welchen bisher noch nicht die Rede war. Gangartiges Durchsetzen aller bisher genannten Formen bis zu den rothen Mergeln hinauf zeichnet diese Massen aus. Syenit, Granit, Melaphyr, Basalt, Grünporphyr und Aphanit sind die Hauptformen, unter denen dieses Gebilde auftritt, und die durch Uebergangs- und Zwischenglieder von der mannigfachsten Struktur und Zusammensetzung zu einer einzigen Gruppe sich verbinden.

Ueberall, wo diese krystallinischen Massen in Gängen von geringer Mächtigkeit geschichtetes Gebirge durchsetzen, zeigt sich entweder keine auffallende Veränderung in der Lage der Schichten, oder es erscheinen die Schichten wie geknickt oder gebrochen. Heben sich größere Massen aus der Tiefe empor, so legen sich diese getroffenen Schichten auch durchgehends auf solche Weise ihnen auf, daß ihre Neigung der Böschung des Porphyrs parallel wird, folglich ein Wegfallen statt findet. Nicht selten schieben sich die massigen Gesteine zwischen die Schichten der von ihnen durchsetzten Gebirge ein, wobey sie plötzlich wieder gangartig durchbrechen und mitunter in zahllosen Gängen sich aufwärts ranken.

Von besonderm Interesse ist des Verfassers Nachweisung, wie alle diese massigen Gebilde durch Uebergänge sich an einander reihen. Bey dieser Gelegenheit kommt er auch auf den merkwürdigen Punkt von Predazzo zu sprechen, wo Granit über Kalk gelagert gefunden wird, über deren Beschaffenheit er sich folgendermassen äußert.

Unterhalb Morna sieht man rothen Sandstein und Kalk auftreten, dann ein mächtiges Porphyrlager mit Ausscheidung grüner Augite, dann Kalk und hernach wieder Porphyr, doch hier schon dichtem Grünsteine sehr ähnlich. Aus diesem Grünsteine entwickelt sich durch Zurücktreten des Augits und Ueberhandnehmen von Hornblende ein syenitartiges Gestein, wobey Quarzkörner in immer steigender Menge in der Masse erscheinen, bis in der Nähe von Predazzo diese grauen und grünlichen Massen sich scharf an prall aufsteigenden Wänden eines rothen grobblättrigen Feldsteines mit Turmalin- und Quarzbeymengung abschneiden. Unmittelbar vor Predazzo tritt rechts am Wege wieder ein Gemenge von Feldspath, Quarz und Hornblende auf, welches am linken Thalgehänge Glimmer aufnimmt, am rechten jedoch an Kalk sich lehnt, und das bekannte Marmorlager zum Theil umschließt.

Dieser Marmor ist jedoch, wie der Verf. uns weiters berichtet, weder „der einzige wahre körnige Kalkstein“ in Fassa und Fleims, wie L. v. Buch angiebt, noch überhaupt ein eigentlicher Kalkstein, sondern wahrer Dolomit, in so fern man jede chemische Verbindung in bestimmten Verhältnissen von kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Bittererde für Dolomit gelten lassen will. Nach des Verfassers Analyse zeigten sich als Bestandtheile dieses Marmors:

kohlensaure Kalkerde	64,30
kohlensaure Bittererde	35,70

Von diesem Kalksteine werden wir weiter handeln, wenn wir auf Petzholdt's Schrift zu sprechen kommen; hier nur noch Einiges über den erwähnten Granit von Predazzo. Man könnte sich nämlich, wie der Verf. bemerkt, leicht verleiten lassen, den rothen Granit, in welchem Turmalin die Stelle des Glimmers vertritt, für ein ganz besonderes Gebilde zu halten, da seine Gränzen, indem er die Tiefpunkte des Thales einnimmt, sich sehr deutlich verfolgen lassen. Steigt man jedoch die Höhe der Bedowina hinauf, wo er sich zu bedeutender Höhe erhebt, so sieht man ihn gar bald Hornblende aufnehmen, den Quarz verlieren, dann aus bereits grünlicher Grundmasse rothe und weiße Feldspathkrystalle sich scheiden, während der Turmalin ganz verschwindet, oder sich in vereinzelten Krystallgruppen aus-

scheidet. Wo er sich aus dem Gemenge verliert, nimmt solches ganz und gar die Form des, am gegenüber liegenden Thalgehänge vorkommenden Grünporphyrs an, und zieht sich dabey auch so allmählig in den Syenit der Viesena, daß an eine Trennung dieser Formen nicht zu denken ist.

Noch ist kürzlich der grauen doleritischen Sandsteine zu gedenken, welche sich aus den Augitgesteinen entwickeln und mit ihnen eben so zusammen hängen, als der rothe Sandstein mit dem rothen Porphyr und dem Thonschiefer. Auf sie folgen alsdann die schon erwähnten rothen Mergel.

Die bisher geschilderte Beschaffenheit des Gebirges betrifft nur die Hochalpen; in den Voralpen lehrt uns der Verf. andere Bildungen kennen. Aus den Kalkgebilden, die dem rothen Mergel auflagern, entwickeln sich allmählig und ohne bestimmbare Gränze der Ichthyolithenkalk des Vicentinischen und der Grünsandstein von Belluno. Beyde Gebilde dürften, indem sie sich gegenseitig vertreten, für geognostisch gleich gelten. Auf denselben lagern im Vicentinischen und im Piavethale die blauen und gelben Mergel, aus denen sich im Trevisanischen die Nagelflue, im erstgenannten Gebiete aber der Nummulitenkalk entwickeln. Ichthyolithenkalk oder Belluneser Sandstein bilden das Verbindungsglied zwischen den tieferen (oder Kreide-) Bildungen und den höheren (tertiären) Schichten und nur, wo dieselben fehlen, wird ein plötzlicher Wechsel der Gesteinsformen und mithin eine schroffe Gränze sichtbar. Als abnorme Gebilde treten hier Basalte und ihre Conglomerate auf. Merkwürdig ist besonders der Basalttuff, der eine Menge Versteinerungen einschließt und aus dem der Nummulitenkalk sich allmählig heraus entwickelt; ihm gehört auch zunächst die Braunkohle an.

Der wichtigste Punkt in den ganzen südlichen Voralpen ist unstreitig der Monte Bolca, sowohl durch den Reichthum an Versteinerungen, als durch merkwürdige geognostische Verhältnisse. Stark geneigt (unter einem Winkel von 40 — 50°) legen sich hin und wieder die Schichten dieses Ichthyolithenkalks auf den Basalt, der gangartig sie durchsetzt, oder sie umschließt und oft übergreift, wobey er seine eigne Masse sowohl als den Kalk mit dem aus seinen Trümmern gebildeten Sandsteine oder Tuff bedeckt, über den, wie bey Ronca, als letztes Glied Nummulitenkalk sich legt.

Ueberblicken wir nochmals die bisher geschilderten Gebilde, so stellt sich von den ältesten Bildungen angefangen folgender Formationenwechsel heraus:

1. Thon- und Glimmerschiefer.
2. Quarzporphyr (rother Porphyr, Feldspathporphyr).
3. Rother Sandstein (bunter Sandstein? Myaciten-Sandstein).
4. Posidonomyen-Kalk.
5. Enkriniten-Kalk.
6. Cephalopoden-Kalk.
7. Trappgesteine (Gruppe der Augitporphyre, abnorm, gangartig, alle voranstehenden Glieder durchbrechend).
8. Grauer doleritischer Sandstein (Trapptuff) und rother Mergel.
9. Astraeen- und Brachiopoden-Kalk (Polyparien-Kalk).
10. Ichthyolithen-Kalk und Belluneser Sandstein.
11. Basalt (abnorm).
12. Tegelgebilde (graue und blaue Tertiärmergel, Grünsand, Basalttuff).
13. Nummuliten-Kalk (jüngster Grobkalk) und Nagelflue.

Wie schon erwähnt findet der Wechsel der verschiedenen normalen Felsgebilde so allmählig statt, daß der Verf. sich zu dem Ausspruche vollkommen berechtigt glaubt: „es lasse sich durchaus keine bestimmte Grenze zwischen den einzelnen Gliedern der versteinerungsführenden Gebirgsformen ziehen.“

Nachdem der Verf. in solcher Weise den geognostischen Thatbestand klar und übersichtlich geschildert hat, geht er am Schlusse zu theoretischen Betrachtungen über.

Das merkwürdige Eingreifen des Augitporphyrs

in die über ihm liegenden geschichteten und versteinerungsführenden Formationen will er nicht als Ergebniß gleichzeitigen Entstehens beyder Gebilde ansehen, sondern weil Fragmente tiefer liegender Straten mehrere tausend Fuß höher als ihre höchste Begrenzung in der augitischen Gangmasse eingeschlossen sind, erklärt er sich für ein späteres Auftreiben des Augits von unten her, wobey er zwar erinnert, daß Aufsteigen im flüssigen und Aufsteigen im feurigflüssigen Zustande keineswegs für identisch zu nehmen sey, gleichwohl aber zugesteht, daß außer der Wärme ihm kein Stoff oder keine Grundkraft bekannt sey, der man ein solches Emportreiben beymessen könne. Indem der Verf. demnach in dieser Beziehung die Buch'sche Theorie sich gefallen läßt, tritt er dagegen um so bestimmter derselben hinsichtlich der Umwandlung des Kalks in Dolomit entgegen, „da diese Annahme im ganzen Gebiete dieser Gebirge ihre vollständige Widerlegung und keineswegs ihre Bestätigung findet."

Es weist nämlich der Verf. nach, daß Doleritgänge Kalk und Dolomit gleichmäßig durchsetzen, daß Dolomit oft an Punkten auftritt, die von den schwarzen Porphyren entfernt liegen, während Kalk sie unmittelbar berührt, daß auf mächtigen Doleritmassen Kalk ruht, dem Dolomit sich auflagert; „mit einem Worte, daß Dolomit in gar keiner — oder wenigstens nicht in einer die Hypothese rechtfertigenden — Beziehung zu den Trappgesteinen stehe." Was das angebliche Emporsteigen der Talkerde in Gasform anbelangt, so meynt er, daß man diese Behauptung für eine Satyre auf jene Hypothese hätte erklären müssen, wenn nicht Beweise vorlägen, daß es damit ernstlich gemeynt sey.

Auch mit den sogenannten Reibungs-Conglomeraten weiß sich der Verf. nicht zu befreunden. Es sind dieß in den dortigen Alpengegenden Conglomerate, aus Porphyrstücken gebildet, die durch Porphyr-, Basalt-, Aphanit- oder überhaupt Trappmasse zusammen gekittet sind. An manchen Orten sind diese Breccien von Porphyrmasse rings umschlossen, also wahre Einlagerungen; an andern Orten entwickeln sich aus ihnen geschichtete sekundäre Bildungen. Mit dem Ausdruck Reibungs-Conglomerat, meynt aber der Verf., falle es ihm schwer einen bestimmten Begriff zu verbinden. Denn suche man sich die Erscheinungen zu vergegenwärtigen, welche ein Emporsteigen einer Masse durch gesprengte andere begleiten können, selbe mögen sich nun schon im flüssigen, oder festen Zustande befinden, oder ein Gemenge fester Theile mit flüssiger Masse bilden, so stoße man allemal auf erhebliche Schwierigkeiten, welche gegen jene Annahme sprechen. Der starre Zustand der aufsteigenden Masse schließe die Möglichkeit der Bildung von Conglomeraten aus, wie solche hier (von Porphyrmasse ganz umhüllt) erscheinen; der flüssige mache die Bildung von, durch Reibung entstandenen, Porphyrfragmenten unmöglich, und der dritte endlich mache die ganze Hypothese überflüssig, da in dem Gemenge schon alle Bedingungen zum Entstehen der fraglichen Conglomerate vorhanden seyen.

Die hier vorgeführten Einsprüche gegen die Hypothese von der Umwandlung des Kalkes in Dolomit vermittelst des Augits, dürften um so eher Beachtung finden, als sie von einem Manne ausgehen, der in anderer Beziehung selbst einer moderaten Erhebungstheorie nicht abgeneigt ist.

In einem kurzen Nachtrage kommt Fuchs noch auf die Gebilde von St. Cassian zu sprechen, die neuerdings ihrer Versteinerungen wegen eine große Celebrität erlangt haben. Sie gehören ihm zufolge dem grauen doleritischen Sandsteine an und ihre organischen Ueberreste kommen auch noch am Duran bey Agordo, an der Mojaza, am Sasso di Pelmo und überhaupt überall vor, wo jener Sandstein auftritt, aus dem sich durchgehends thonige, mit Kalkblättern und Kalkmergel wechselnde Schichten entwickeln, die wieder von geschichtetem oder massigem Kalke, oft in ungeheuerer Mächtigkeit, überlagert werden. Die Entwicklung des grauen Sandsteins aus dem Melaphyre am Col di Lana und der Uebergang des ersteren in die versteinerungsreichen Schichten sind bey St. Cassian (vielmehr Buchenstein) so deutlich zu verfolgen als an irgend einem andern Punkte dieser Alpen, wobey jedoch der Verf. bemerklich macht, daß die eigentlichen Petrefaktenlager schon dem Kalke angehören, der auf dem Sandsteine ruht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

I. Die Venetianer Alpen ꝛc.
II. Beyträge zur Geognosie von Tyrol.

(Schluß.)

Ich kann von dieser ausgezeichneten Arbeit nicht Abschied nehmen, ohne nicht noch der vortrefflich ausgeführten Karten und Gebirgsprofile zu gedenken, welche letztere von den besprochenen höchst merkwürdigen geognostischen Verhältnissen eine klare Anschauung liefern.

II. Ich wende mich nun zu den von Petzholdt gelieferten Beyträgen zur Geognosie von Tyrol. Wie er selbst in der Vorrede bemerklich macht, will er schon durch den Titel seines Buches angedeutet wissen, daß man keine systematische Darlegung der geognostischen Verhältnisse von Tyrol darin zu erwarten habe, sondern lediglich eine Mittheilung der Erfahrungen, welche sich ihm auf einer kurzen geognostischen Wanderung durch Tyrol ergeben hätten. Zwey Gründe seyen es, die ihn zur Veröffentlichung dieser Reiseskizzen bestimmt hätten: L. v. Buch's Theorie der Dolomitbildung und die Gletscher-Theorie von Agassiz. Beyde hätten für ihn viel Unbequemes gehabt; die erstere, weil sie mit den Erfahrungen der Chemie in keiner Weise in Uebereinstimmung zu bringen wäre, die andere, weil sie in mehreren Stücken den Lehren der Physik nicht angemessen sey. Diese beyden Unbequemlichkeiten, meynt der Verf., hoffe er nunmehr vollständig beseitigt zu haben. Indem ich die Gletscher-Theorie dem Urtheile der Physiker überlassen will, werde ich bloß Petzholdt's Ansicht über die Dolomitbildung hier näher beleuchten.

Sein Hauptverdienst ist, durch chemische Analysen den Gegenstand weiter erörtert und insbesondere gezeigt zu haben, daß vom Kalk zum Dolomit nicht bloß auf physikalische, sondern auch auf chemische Weise der Uebergang allmählig stattfindet, indem der geschichtete Kalk ebenfalls einen Antheil von kohlensaurer Magnesia enthält. Ich theile zuerst mit, was der Verf. über diesen Punkt bey Ersteigung der Seiser-Alpe im Fassathale sagt (S. 164).

„Der geschichtete Kalk verliert zuerst in der senkrechten Richtung nach und nach seine glimmerreichen, wohl auch hin und wieder lettigen Zwischenschichten, höher hinauf fängt seine eigne Schichtung an undeutlich zu werden, und endlich macht sich noch höher vor der horizontalen Richtung eine vertikale Zerklüftung geltend, die, je höher man an den Wänden aufblickt, um so entschiedener hervortritt. Man kann keinen Punkt angeben, an welchem der Kalk aufhört und der Dolomit anfängt. Mit diesen Veränderungen ist nun aber auch eine Veränderung der Farbe, der Struktur und anderer physikalischer Eigenschaften verbunden. Der graue Kalk wandelt allmählig seine Farbe in eine hellere und weiße um, seine dichte Masse wird eine körnige, das matte Ansehen seines Bruches wird ein glänzend krystallinisches, der splittrige Bruch wird ein unebener, es treten endlich nach oben in der Masse des Gesteins kleine hohle Räume auf, deren Wände mit schönen rhomboedrischen Krystallen von Bitterspath bekleidet sind; Erscheinungen, die weiter unten ganz fehlen. Auch in dieser Hinsicht kann man nicht sagen, wo Dolomit beginne und Kalk aufhöre. Endlich geht mit allen diesen Veränderungen Hand in Hand auch eine chemische Verschiedenheit, die sich in gleicher Allmähligkeit der Uebergänge von unten nach oben bemerkbar macht. Die Menge der in Salzsäure unlöslichen Substanzen sammt Thon-

erde und Eisenoxyd des Kalkes nimmt von unten nach oben immer mehr und mehr ab, während die Menge der kohlensauren Magnesia zunimmt; es fehlt weder unten im geschichteten Kalke an Magnesia, noch fehlt dem Dolomite die Kalkerde, wie aus beystehenden Analysen hervorgeht:

	Kieselerde Thonerde Eisenoxyd.	kohlens. Kalk.	kohlens. Magnesia.
a) grauer geschichteter dichter Kalk . . .	0,127	0,788	0,085
b) hellgrauer, undeutlich geschichteter, im feinkörnig. Bruche schimmernder Dolomit .	0,005	0,545	0,450
c) weißer, vertikal zerklüfteter, grobkörniger, im unebenen Bruche glänzender Dolomit	0,005	0,528	0,468

Der kohlensaure Kalk verhält sich demnach zur kohlensauren Magnesia aufsteigend von a nach b und c wie 1000 : 108 : 825 : 886."

L. von Buch war bey Aufstellung seiner Hypothese von der Voraussetzung ausgegangen, daß der Kalk keine Bittererde enthalte, daß man sie daher für den Dolomit anderwärts suchen müsse, und daß es deßhalb natürlich sey, den Augit als Lieferanten für die Magnesia im Dolomite in Anspruch zu nehmen. Es ist daher nicht unwichtig, daß Petzoldt nun nachweist, daß Bittererde auch dem gewöhnlichen Kalksteine nicht fremd ist. Auf S. 238 giebt er eine Uebersicht seiner Analysen des letzteren, wornach Kalk zu Magnesia sich verhält:

im geschichteten Jurakalke von Tumbach in der Pfalz . . . = 1000 : 9;

im, mit Glimmerschiefer und Thonschiefer wechsellagernden Urkalke vom Passe Klamm . = 1000 : 71;

im geschichteten petrefaktenführenden Kalke des Abteythales = 1000 : 274;

im geschichteten Kalke am Fuße der Seiser Alpe . = 1000 : 108;

im versteinerungsführenden Kalke vom Plateau der Seiser Alpe . . . . = 1000 : 87;

im geschichteten Kalke von Moena im Fassathale . = 1000 : 137;

in den horizontalen Schichten des Kalkes von Monte Celva, von unten nach oben = 1000 : 10 : 11 : 12;

in den petrefaktenführenden Schichten von Altre Castello = 1000 : 21;

in den zur Kreideformation gehörigen Kalkschichten von Laste bey Trient . . . = 1000 : 63;

im geschichteten Kalksandstein am Gardasee . . . = 1000 : 63;

Frey von kohlensaurer Magnesia fand der Verf. nur einige kalkig-lettige Schichten.

Als Schlußresultat seiner Untersuchungen stellt der Verf. S. 244 folgendes auf:

„Weil der Melaphyr, wo er mit geschichtetem Kalk zusammen beobachtet wird, denselben in Dolomit umzuändern nicht im Stande war, so hat er mit der Dolomitbildung nichts gemein. Weil ferner kohlensaure Magnesia in fast allen Kalken Tirols von uns nachgewiesen ist, so fällt die Frage nach der Abstammung der Magnesia in dem Dolomite mit der ihrer Herkunft in dem geschichteten Kalke zusammen. Weil endlich ein allmähliger Uebergang von Kalk in Dolomit, von unten nach oben aufsteigend, überall geognostisch wie chemisch nachgewiesen werden kann, so schließen wir, daß nach der neptunischen Bildung von Kalk unmittelbar die ebenfalls neptunische Bildung von Dolomit erfolgte."

Schließlich will ich aus Petzholdt's Beyträgen nur noch hervorheben, was in denselben über den in geognostischer Beziehung so berühmt gewordenen Punkt von Predazzo gesagt wird, wo Granit über körnigem Kalke sich auflegt. Schon vorhin ist bemerklich gemacht worden, daß W. Fuchs diesen Kalk als einen Dolomit erklärt hat, aus 64,30 kohlensaurer Kalkerde und 35,70 kohlensaurer Bittererde bestehend. Noch weitere Aufschlüsse über ihn erlangen wir nun durch Petzholdt. Zuerst macht er auf eine kleine, im Jahre 1831 erschienene Schrift vom Apotheker Leonardi aufmerksam, in welcher eine Analyse dieses Gesteins mitgetheilt wird, wornach seine Zusammensetzung ist:

Wasser	0,06600
kohlensaurer Kalk } Kieselerde ein Atom } . .	0,61953
Magnesia und Eisen ein Atom	0,27885
Verlust	0,03562
	1,00000

Nicht wesentlich verschieden sind die Zahlen, welche die Analysen von Petzholdt ergeben haben:

Kieselerde, Thonerde und Eisenoxyd	0,010
kohlensaurer Kalk . . .	0,637
kohlensaure Magnesia . .	0,303

zu welchen 1000 Theilen noch 75 Wasser zuzurechnen sind.

Es ergiebt sich hiebey auch die Uebereinstimmung mit der Analyse von W. Fuchs, nur daß von diesem der Wassergehalt nicht beachtet worden ist. Petzholdt giebt diesem Gesteine den Namen Predazzit. Der Gehalt an Wasser bey demselben hat eine geologische Bedeutsamkeit, als er der vulkanistischen Lehre von der feurig flüssigen Bildung des Granits sehr unbequem in den Weg tritt, indem es nicht wohl einzusehen ist, wie sich unter solchen Umständen das Wasser hätte halten können. Hören wir, wie Petzholdt sich hierüber äußert. Zunächst erkennt er an, daß Granit hier allerdings den Kalk in einer, einen guten Fuß mächtigen Schicht überlagere, daß aber dieser Kalk schon vor dem Granit vorhanden gewesen sey.

„Der Granit mußte im heiß- und dünnflüssigen, nicht aber im festen Zustande aufgestiegen seyn, weil man an der Berührung beyder Gesteine kein Conglomerat, sondern eine scharfe Grenze wahrzunehmen im Stande ist. Eine chemische Umänderung des Predazzits hat dabey nicht stattgefunden, wie das wohl auch nicht anders möglich war, denn Hall's und meine eignen Versuche haben gelehrt, daß der kohlensaure Kalk seine Kohlensäure nicht verliere, wenn er unter Druck erhitzt werde; und was in Bezug auf den kohlensauren Kalk durch Versuche ermittelt worden ist, das ist man berechtigt auch in Bezug auf die im Predazzit enthaltene kohlensaure Magnesia und das Wasser gelten zu lassen. Der Predazzit konnte nur durch die seiner vorhergegangenen Erhitzung nachfolgende Abkühlung mechanisch, d. h. in seinem Aggregatzustande, geändert werden."

Es ist eine gewöhnliche Ausrede der Anhänger der vulkanistischen Theorie, daß sie bey Felsarten, welche ihrer Behauptung nach im feurig flüssigen Zustande sich gebildet haben sollen, das Vorkommen solcher Stoffe, welche im Feuer flüssig werden, damit erklären, daß unter großem Drucke diese im gebundenen Zustande erhalten wurden; eben dieser Druck sey es auch, der Zersetzungen verhindere, die außerdem vor sich gehen müßten. Hierbey beruft man sich gewöhnlich auf ein Experiment von Hall, welches dadurch weltberühmt geworden ist, und Petzholdt stellt demselben ein anderes zur Seite. Was das letztere anbetrifft, so ist schon früher in diesen Blättern (X. S. 1021) nachgewiesen worden, daß dasselbe in einer Weise angestellt wurde, die keineswegs als Erweis des Argumentes gelten könne. Was das Hall'sche Experiment anbelangt, so muß ich den Chemikern das Urtheil über dasselbe überlassen, doch möchte es sehr wünschenswerth seyn, wenn dasselbe mit Sorgfalt wiederholt würde. Ich kann nicht läugnen, daß mir bedeutende Zweifel über die unbedingte und allgemeine Gültigkeit der Angaben, wornach durch Druck die gewöhnlichen chemischen Gesetze aufgehoben werden, aufgestiegen sind, seitdem ich in L. Gmelin's Handbuch der theoretischen Chemie I. 1. S. 126 gefunden habe, daß dieser bewährte Chemiker in einigen solcher Fälle zu einem ganz entgegen gesetzten Resultate gekommen ist. Ich führe zwey solcher Fälle aus dem erwähnten Handbuche hier an.

1. Babinet behauptet, daß, während Zink bey gewöhnlichem Luftdruck mit verdünnter Schwefelsäure schwefelsaures Zinkoxyd und Wasserstoffgas liefert, diese Zersetzung aufhört, wenn das entwickelte Wasserstoffgas in einem verschlossenen Gefäße einen hinreichenden Druck ausüben kann. Faraday erklärt dagegen, daß bey diesem Drucke die Zersetzung nicht aufhört, sondern nur erlangsamt wird. Dieß bestätigt auch ein Versuch von L. Gmelin.

2. Berzelius sagt, wenn auf kohlensauren Kalk eine etwas verdünnte Säure gegossen und das Gefäß luftdicht verschlossen wird, so hört die Auflösung nach einer Weile auf und der Kalk wird nicht weiter angegriffen. Gmelin hat dagegen gefunden, daß die Salzsäure den kohlensauren Kalk auch bey einem Drucke zersetzt, bey welchem die Kohlensäure tropfbar flüssig wird.

Bey solchen Gegensätzen, in welchen die Erfahrungen der Chemiker über die Einwirkung des Druckes auf chemische Processe gegen einander stehen, kann man es uns nicht verargen, wenn wir die allgemein gültige Beweiskraft des Hall'schen Versuches beanstanden und überhaupt weitere Aufschlüsse verlangen über die Bedingungen, unter welchen der Druck den Erfolg chemischer Processe hemmen oder ganz aufheben könne, bevor wir ihm einen Einfluß zuerkennen, den er in andern Fällen nicht bewiesen hat.

Um wieder auf den Predazzit zurückzukommen, so betrachtet Petzholdt sein Ueberlagertwerden vom Granit als erwiesen. W. Fuchs spricht sich über die Lagerungsverhältnisse beyder gegen einander nicht direkt aus, aber indem er ihn gelegentlich als einen „vom Granite umschlossenen Kalk" behandelt, steht zu folgern, daß er diesen Kalk bloß als eine Einlagerung im Granite ansieht. Ist dieß wirklich der Fall, so ist der Wassergehalt des Predazzits noch weniger erklärlich, wenn man nämlich dem Granite eine feurig flüssige Entstehungsweise beymessen will.

Die Erklärung, welche Petzholdt von den geognostischen Verhältnissen bey Predazzo giebt, zeigt uns schon an, daß wir in ihm einen entschiedenen Verfechter des Vulkanismus vor uns haben, der sich nicht scheut, dem Granite eine feurige Bildung zuzumuthen. Als solchen giebt er sich auch zu erkennen im Zwiegespräche mit dem Bergverwalter von Helmreich, dem er die Gangverhältnisse im Goldbergwerke des Radhausberges daraus erklären will, daß durch das Zusammenziehen des feurig-flüssigen Gneußes Spalten entstanden seyen, welche sich später von unten her durch glühend flüssige Gangmasse erfüllt hätten; während umgekehrt der Bergverwalter — und wie es scheint nicht ohne einigen Vortheil bey der Disputation — die gleichzeitige Entstehung der Erzgänge mit dem Gneuße dem enthusiastischen Vulkanisten demonstrirte.

Ich führe diesen Vorgang nur an, um zu zeigen, daß man eben nicht auf neptunistischem Standpunkte in der Geologie zu stehen braucht, um die Buch'sche Hypothese von der Dolomitbildung als unhaltbar abzuweisen, sondern daß auch vom vulkanistischen Gesichtspunkte aus, wie sich ein solcher ganz determinirt bey Petzholdt, moderirt bey W. Fuchs herausstellt, diese Hypothese ebenfalls bekämpft werden muß, sobald man ohne vorgefaßte Meynungen an die Beobachtung der Gebirgswelt geht. Mich, der ich zuerst in ausführlicher, von geognostischen, wie von chemischen Gründen unterstützter Gegenrede die Unhaltbarkeit der Dolomitisations-Theorie nachgewiesen habe, kann es natürlich nur erfreuen, wenn immer mehr Stimmen in demselben Bestreben sich vernehmen lassen. Darf man auch unter den bestehenden Verhältnissen nicht erwarten, daß ein solches bald zur allgemeinen Anerkennung gelangen wird; einstweilen genügt es, dem Ziele näher gekommen zu seyn.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Der Geschichtsfreund. Mitheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Erster Band, erste Lieferung. Einsiedeln 1843. XL und 152 Seit. 8. *)

Bey Gründung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz, wie seither wiederholt, war der Wunsch ausgesprochen worden, es möchte sich auch für die vier ältesten Orte der Eidgenossenschaft sammt Zug ein historischer Verein bilden, theils um selbständig für sich zu wirken, theils um mit jener allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz in Verbindung zu treten. Dieser Wunsch ist im Laufe des gegenwärtigen Jahres in Erfüllung gegangen. Da dem neu gebildeten Vereine die Herausgabe einer Zeitschrift gleich anfangs für sein Gedeihen so wünschenswerth als nothwendig erschienen, hatte er die Form und Einrichtung derselben der vorläufigen Berathung eines Ausschusses unterstellt, als dessen Vorstand wir den bewährten Historiker J. E. Kopp, Reg. Rath des Cantons Lucern, genannt finden. Statt mit bloßen Vorschlägen, hat dieser Ausschuß für zweckmäßig erachtet, gleich mit einer wirklichen Probe einer solchen Zeitschrift vor die nächste Versammlung zu treten. Als eine solche Probe nun, aber zugleich, mit Zuversicht auf den Erfolg, als erste Lieferung, die mit einer folgenden einen ersten Band ausmachen werde, giebt sich das vorliegende Heft. Und jene Zuversicht scheint uns wohl begründet, denn dieses Heft, obschon, wie am Eingang gesagt wird, in der Eile und aus vorerst spärlich fließenden Quellen gesammelt, enthält dessen, was den Geschichtsforscher und nicht bloß den schweizerischen ansprechen muß, so vieles, daß es sich, selbst wenn es das einzige bliebe, im Strome der Tageserscheinungen flott erhalten würde.

Die beabsichtigte Vereinsschrift soll wesentlich eine Niederlage für Quellen der Geschichte, also in erster Linie für Urkunden seyn. Der Ausschuß erklärt sich in der Einleitung, in welcher er sich über die Arbeiten ausspricht, die er von den verschiedenen örtlichen Vereinsabtheilungen übernommen wünscht, für die Regel, bisher ungedruckte Urkunden mindestens bis ins XIV. Jahrhundert in ihrer Vollständigkeit mitzutheilen. Bloßen Auszügen oder Regesten wird, in so ferne sie gewissermaßen Cataloge einzelner Archive sind und einem späteren Abdrucke gleichsam vorarbeiten, oder auch die Uebersicht von bereits Gedrucktem gewähren, ihr Werth zugestanden, immer aber sollen sie in der Sprache der Urkunde selbst gegeben werden. Was Arbeiten anderer Art betrifft, so trägt der Ausschuß nebst den vorzüglich in den letzten Jahrhunderten üblichen Berichten (Missiven) oder Denkschriften (Memoiren), welche zu den eigentlichen Quellen gerechnet werden müssen, insbesondere auf Aufsätze an, welche gegebene Urkunden prüfen und erläutern, den in einer Anzahl derselben zerstreuten Stoff zu einer Einheit verbinden, oder durch Anrufung unbekannter oder

*) Eine kurze Anzeige dieser Sammlung war 1843 (Nr. 222.) schon gedruckt, als diese, nach Verdienst ausführlichere, der Redaction zukam.

nicht genug gewürdigter Quellen über die erstern ein unerwartetes Licht verbreiten. Andern Arbeiten, die mehr durch Gefälligkeit oder Schmuck der Darstellung sich auszeichnen als durch Gründlichkeit der Forschung könne eine historische Zeitschrift nur untergeordneten Werth einräumen.

Außer den eigentlichen Urkunden, deren auch aus dem bescheidenen Vorrath entlegener Ortschaften oder einzelner Kirchen manche bedeutsame beygesteuert werden könne, wird namentlich auf die kirchlichen Gedenkbücher, Jahrtage-Bücher (libri anniversariorum, necrologia) hingewiesen, die nicht nur Kirchliches und Gottesdienstliches aus früherer Zeit enthalten, sondern auch über die Zeitrechnung mancherley Aufschluß geben, oft in der Geschlechtsfolge edler oder bürgerlicher Häuser Lücken ausfüllen, Nachricht geben über Besitzthümer und deren Herren, und nicht selten Ereignisse von Bedeutung erzählen.

Um Mitgliedern des Vereins, welche den Archiven nicht gerade nahe stehen, einigen Anlaß zu bieten sich in der Auflösung schwieriger Abkürzungen oder Züge lateinischer Briefe üben zu können, ist außer einer schön geschriebenen deutschen Urkunde von 1276 auch eine schlecht geschriebene lateinische von 1245 in lithographischem Facsimile dem Hefte beygefügt.

In diesem Probehefte hat der Ausschuß gesucht durch die Wahl des Stoffes möglichst viele Richtungen anzudeuten, die auf dem Felde des Forschens und Sammelns zu verfolgen seyen.

Was dasselbe an urkundlichen Stücken enthält, ist unter folgende Hauptrubriken gebracht:

I. Reichssachen: Regesten der kaiserlichen und königlichen Urkunden des Stadtarchives Lucern. II. Kirchliche Sachen. III. Hofrechte, Stadtrechte, Burg- und Landrechte; Vogtey und Lehen; Bündnisse und Urfehden; Eidgenössisches und Oesterreichisches. Dazu kommt noch als IV. Rubrik: Liber Heremi.

Während die 21 im Auszug gegebenen, die Stadt Lucern betreffenden kaiserlichen und königlichen Urkunden von 840 bis 1530 ein mehr örtliches Interesse ansprechen, werden die 16 folgenden meist aus dem Archiv Uri entnommenen, so weit sie ungedruckt waren, in extenso mitgetheilten, die den Reichszoll zu Fluelen betreffen, namentlich auch dem bayerischen Geschichtsforscher von Bedeutung seyn. Wie geringfügig Manchem dieser Gegenstand vorkommen möchte, so war ers doch so wenig, daß in diesen Urkunden vier Reichsoberhäupter zu handeln Veranlassung gefunden haben, Kaiser Heinrich 1313, die Gegenkönige Friedrich und Ludwig 1315 — 1347 und König Karl 1353.

Die eigenthümlichen innerhalb vierzig Jahren sich zusehends anders gestaltenden Bedingungen, welche an die Verleihung dieses Reichszolls geknüpft wurden; der Grafen von Homberg und von Habsburg Verhältniß zu demselben durch Belehnung und Erbvertrag; die Doppelstellung des Freyen Johannes von Attinghausen einerseits zu Habsburg, dessen Ansprüche von ihm anerkannt wurden, und andrerseits zu Ludwig von Bayern, der den Heimfall an das Reich geltend zu machen suchte; und im Hintergrund der Dinge das Ziel der Landleute von Uri, den Zoll am Ende für sich zu gewinnen: all diese Umstände, die in den mitgetheilten Briefen mehr oder minder deutlich vorliegen, finden nach Attinghausens Tode, ungeachtet römische Könige die Erbrechte der Grafen von Habsburg bestätigen, ihre allmählige Entwicklung zu Gunsten des Landes Uri.

Merkwürdig ist unter diesen 16 Briefen einer gegeben „ze Münichen am Donrstag nah Georij ao. MCCCXLVII," durch welchen Margareta, Ludwigs des Bayern zweyte Gemahlin, an „Johansen von Attichusen" die Forderung stellt, vierhundert Guldin, die dieser, von des Zolles „ze Fluela" wegen, ihrem „lieben Herren und Gemahel Keyser Ludowig von Rome schuldig, unverzogenlichen" zu bezahlen. In einer Anmerkung zu diesem Briefe wird ausgeführt, wie derselbe nicht der einzige Beweis sey, daß Gemahlinnen von Reichsoberhäuptern oder andere fürstliche Frauen, gern gesehen oder auch nicht, in die Verhältnisse der obern deutschen Lande eingriffen oder sonst an deren Verwaltung Antheil nahmen. Es werden mehrere Beyspiele von hoher Verwendung oder Vermittlung angeführt, die solchen Frauen zu verdanken. Gegenüber solchen

Handlungen römischer Königinnen oder landesfürstlicher Frauen, heißt es dann, nimmt sich der bayerischen Margarita Geldforderung an Attinghausen etwas sonderbar aus.

Der letzte von Ludwigs des Bayern in dieser Sache erlassenen Briefen ist gegeben „ze Prihsen, (Brixen) am Sant Walpurg tag, nach Kristes geburt driuzehenhundert iar und in dem siben und vierzigstem iare" und zeigt also die Anwesenheit des Kaisers daselbst zu einer Zeit, für welche selbst Böhmer keine Belege hat.

Wie gut sich übrigens dieser Kaiser selbst weiland mit jenem Urorte und dessen „Lantamman Johansen von Attinghusen", ja mit allen drey Urorten gestanden habe, dennoch scheint sich sein Andenken bey den Historikern der Fünf- oder Sechs-Orte von 1843 keiner besondern Gunst zu erfreuen zu haben. So heißt es S. XVII der Einleitung: „Ludwig von Bayern hatte nicht nur auf dem Wege der Gewalt, gegen den Willen des Kirchen-Oberhauptes, seine Hand nach der Kaiserkrone ausgestreckt; sondern er verwog sich auch, über den rechtmäßigen Pabst die Absetzung auszusprechen und (so viel an ihm lag) durch Aufstellung eines Gegenpabstes, in der christlichen Kirche eine Spaltung hervorzurufen."

(Schluß folgt.)

Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841. Von J. H. Blasius, Prof. am Collegio Carolino in Braunschweig. Zwey Theile. Erster Theil. Reise im Norden. Braunschweig 1844. 364 S. 8. mit 11 Kupfertafeln und in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Die russische Regierung hatte den Plan gefaßt, neuerdings das europäische Rußland bereisen zu lassen in der Absicht, wie der Verf. sagt, um eine Einsicht in die Hülfsmittel zu gewinnen, welche die Natur dem Gewerbfleiß dauernd darzubringen vermöchte. Der Baron Alex. von Meyendorff war vom russischen Finanzminister Grafen Cancrin zum Chef der Reise bestimmt, und hatte sich seit mehreren Jahren damit beschäftigt, den Reiseplan zur Ausführung vorzubereiten. Mit Rußland und seinen Eigenthümlichkeiten und Bedürfnissen eben so bekannt, wie mit den Anforderungen und Untersuchungsweisen der Naturwissenschaften, mußte es ihm vor allen Andern leicht werden, das Nöthige passend einzuleiten. Der Verf. vorliegenden Werkes war als Naturforscher für die Reise vorgeschlagen worden. Sein Freund, Graf A. Keyserling, mit dem er gemeinschaftlich vor drey Jahren das ausgezeichnete Werk: „die Wirbelthiere Europa's" herausgegeben hatte, wurde bewogen, der Expedition sich anzuschließen. Auch Murchison und de Verneuil hatten sich für den Norden von Rußland an die Reise angereiht, um die Formationen des Uebergangsgebirges, mit welchen sich ersterer bereits in England eifrigst beschäftigt hatte, auch in Rußland kennen zu lernen.

Von St. Petersburg aus sollte die Reise beginnen und während des Frühlings und eines Theils des Sommers der Nordosten von Rußland, das Wassergebiet des weißen Meeres bis zum nördlichen Ural und zum weißen Meere hin bereiset werden. Die Zeit bis zu Ende des Winters war für das weite Gebiet jenseits der Wasserscheide des baltischen und weißen Meeres bis zum schwarzen und kaspischen Meere hin bestimmt. Im kommenden Frühling sollten die Länder der baltischen Abdachung, die Ostseeprovinzen, durchzogen werden.

Ueber die Beschaffenheit seines Reiseberichts sucht sich der Verf. im Voraus mit dem Leser zu verständigen. Zuerst mit dem reisenden Naturforscher.

„Wohl hat der seine Hände voll, der bloß als Naturforscher reiset, und um so voller, je mehr er sich auf eine vom Ganzen abgerissene specielle Seite der Natur wirft. — Doch giebt es eine Gränze für diese Bestrebungen, für diese Verdienste für die Wissenschaft, wo sie aufhören, dem unbefangenen Sinn eines Nicht-Naturforschers ein Interesse abzugewinnen. Es giebt ferner eine Gränze in allen Naturerscheinungen und in ihrem Zusammenhang, bis zu der auch das Interesse des Nicht-Naturforschers mit Neigung folgt. Innerhalb dieser Gränzen scheint mir eine durch Thatsachen begründete allgemeine Einsicht in die Ent-

wicklung und Gestalt der Erdoberfläche, in die Verbreitung und habituelle Erscheinung der Thier- und Pflanzenwelt und in den Zusammenhang der Natur mit dem Menschen zu liegen. Innerhalb dieser allgemein menschlichen Interessen gedenke ich auch für den, der nicht Geognost, Zoolog oder Botaniker ist, ein übersichtliches und anschauliches Bild von diesen weiten Strecken zu geben, in so weit ich dieselben durch eigne Anschauung kennen gelernt habe. Von dem ausgedehnten Interesse für die allgemeineren Resultate der Naturforschung und einer auf Naturforschung begründeten Länderkunde scheint es eine billige Rücksicht, alles nur für den Naturforscher vom Fach bestimmte Detail hier auszuschließen."

Damit will aber der Verf. den Menschen und sein Treiben nicht gegen die Natur herabgedrückt wissen.

„Der Naturforscher ist ja auch Mensch und hat sich nicht zu entschuldigen, wenn er Antheil nimmt an jedes Menschen Freud und Leid, und an dem, was irgend ein Volk geschaffen hat und geduldet und noch duldet. So will ich mich denn auch nicht entschuldigen, wenn ich zu Zeiten und an Orten, wo es keine Schädel zu präpariren und keine Petrefakten aus dem Gestein zu meiseln gab und alle Vögel weggeflogen waren, meine Blicke dem Menschen zukehrte und sein Leben und Thun beachtete. Ich will es sogar nicht verhehlen, daß ich in Rußland mehr Gotteshäuser gezeichnet habe als Thiere, obschon es mir oft durch die Neugier der Polizey sehr erschwert wurde. Ich will es nicht entschuldigen, daß ich oft auf derselben Seite meines Tagebuchs einen geognostischen Durchschnitt und einen russischen Bauer mit seiner Block- oder Strohhütte zusammen antreffe."

Es giebt aber, wie der Verf. fortfährt, im russischen Volksleben noch andere Dinge, die ein tieferes menschliches Interesse in Anspruch nehmen und sich nicht gut allein von naturhistorischer Seite ansehen lassen. Deßhalb sieht er sich genöthigt, sich über den zweyten Punkt zu verständigen, daß er in Rußland und auf Befehl der russischen Regierung gereist sey. In dieser Beziehung will er sich die Freyheit des Urtheils in der Schilderung der Volkszustände bewahrt wissen. Einerseits erkennt er es rühmlich an, daß Rußland auf dem Wege des Fortschritts und der Förderung des Volkswohls getroffen werde, daß seit Alexander ein neuer Tag für dasselbe angebrochen sey. Andrerseits aber will er sich auch nicht abwenden von den Uebelständen der Gegenwart, nicht schweigen und übertünchen, wo Mißstände zu rügen sind. Wenn er eine Schuld der Dankbarkeit gegen die russische Regierung abzutragen, oder nach dem Zwecke der Reise eine Verpflichtung zur Förderung des Volkswohls übernommen habe, so glaubt sich der Verf. beyder Obliegenheiten nicht besser entledigen zu können als dadurch, daß er frey und unbefangen die Zustände schildere, wie er sie gefunden, und als Naturforscher sich nicht für verpflichtet halte, sich von dem Menschen loszusagen.

Der Leser wird aus dem Vorstehenden hinlänglich die Gesinnung und Ansichten erkennen, welche den Verf. bey Abfassung seines Reiseberichtes geleitet haben. Ref. hält es nicht für nöthig, aus einem Werke, das Jedem leicht zugänglich ist, Auszüge vorzulegen. Dagegen kann er dem Leser die Versicherung geben, daß der Verf. in höchst anziehender und geistreicher Weise die Naturverhältnisse, wie das Volksleben in Rußland geschildert hat, daß die Lebendigkeit wie die Natürlichkeit der Darstellung durchgängig das Interesse an dem Buche rege hält, und daß demnach diese Reisebeschreibung als ein höchst bedeutender Beytrag zur Kenntniß der physikalischen wie der volksthümlichen Zustände von Rußland erklärt werden darf. Die beygegebenen Abbildungen, meist Kirchen darstellend, sind genau und schön ausgeführt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Mohammed, der Prophet, sein Leben und seine Lehre. Aus handschriftlichen Quellen und dem Koran geschöpft und dargestellt von Dr. Gustav Weil, Bibliothekar an der Universität zu Heidelberg, Mitglied der asiatischen Geschaft zu Paris. Mit Beylagen und einer Stammtafel. S. XXXVIII und 450. Stuttgart 1843.

Herrn Weil's Buch, das ist vorauszusehen, wird man in der gelehrten Welt viel lesen, sehr viel benützen, aber wenig Redens und Rühmens davon in kritischen Journalen machen, gerade weil es zu den gereiftesten und gründlichsten Erzeugnissen der neuesten deutschen Orientalistik gehört. Was sich an Büchern und Menschen über das Mittelmäßige erhebt, dabey Andere tadelt, befehdet, beschämt und selbst keine Blöße geben will, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, hat man nirgend gerne und glaubt solchen Dingen schon sehr viele Ehre zu erweisen, wenn man sie ignorirt. In der Hauptsache hat es Hr. Weil, obgleich er durch diese tüchtige Arbeit seinen Platz auch unter den Historikern oder eigentlich unter den Biographen eingenommen, doch mit den Grammatikern zu thun, die ihm sein enthusiasmusloses, frostiges, nüchternes und gewissenhaftes Verfahren in Sichtung und Erklärung morgenländischer Quellen nicht vergeben werden, denn Grammatice ist nach dem alten Spruch „superbum animal!" Wäre der Gegenstand ein noch gänzlich brachliegender und Herr Weil der erste abendländische Lebensbeschreiber des Propheten von Mekka, so würde man ein solches Werk im litterarischen Europa jedenfalls mit Ruhm und Applaus empfangen. Allein seit dem ersten großartigen Unternehmen dieser Art durch Gagnier vor mehr als hundert Jahren (1732) bis zum neuesten Bildersaal moslimischer Herrscher ꝛc. durch Hrn. v. Hammer (1838) ward das Thema wiederholt und — wie sich von selbst versteht — durchgehends „aus noch unbekannten morgenländischen Manuscripten" und anderem Behelf in Werken verschiedenen Umfanges behandelt, mit deren Aufzählung wir den Leser nicht ermüden wollen. Besonders glänzend durch Farbenpracht, anziehend durch Neuheit, erschöpfend durch das Eindringen in die verborgensten Lebensverhältnisse des Sohnes Abd Allah's hat dem Referenten früher (S. gel. Anz. Okt. 1839) Hammer's 237 Seiten umfassende Prophetenbiographie geschienen. Dr. Weil — freylich ein viel competenterer Richter — ist nicht dieser Meynung. Bey ihm gilt nur Gagnier für etwas, Hr. v. Hammer wird nicht einmal als gewichtiger Vorgänger genannt, desto öfter aber wird in den Anmerkungen zum Texte seiner Erwähnung gethan, doch auch dort nur, wenn Irrthümer zu berichtigen sind oder Tadel zu verhängen ist. Denn Hrn. v. Hammer zu loben oder irgend etwas Gutes an seiner Arbeit zu entdecken, wäre von einem so scharfen Grammaticus wie Hr. Dr. Weil nicht zu verlangen. Dagegen wird indirect und gleichsam im Vorbeygehen die einleitende Bemerkung hingelegt: „man habe später wohl auch noch andere Quellen, als die, welche Gagnier zu Gebote standen, für Mohammeds Biographie benützt; es sey aber dieses mit einer der Geschichte

unwürdigen Oberflächlichkeit und Nachlässigkeit geschehen; auch habe man das wenige neu Entdeckte, um es recht auszuposaunen, durch Uebertreibungen und grundlose Zusätze entstellt und dadurch Mißtrauen auf das Ganze hervorgerufen. Selbst in der neuesten Zeit habe man nicht nur historische Facta mit fabelhafter Dichtung, die schon der gesunde Menschenverstand verwerfen müsse, bunt durcheinander gemischt, sondern sogar Widersprüche aller Art, Anachronismen, die kaum Arabern zu verzeihen, und sonstige geschichtliche Unmöglichkeiten in solcher Masse aufgehäuft, daß der Leser sogar über die wichtigsten Momente im Leben des arabischen Propheten vergebens Aufklärung suche.“ Wer eigentlich aller der genannten Gräuel und Sünden schuldig sey, besagt Hr. Dr. Weil zwar nicht ausdrücklich, läßt es aber in den Noten zum Text deutlich genug errathen. Unter solchen Umständen ist es freylich ein Glück, daß Hr. Dr. Weil mit unsern Irrthümern Mitleiden fühlt, und die nach deutlicher Prophetenkunde schmachtende Welt aus der reich besetzten Vorrathkammer seiner morgenländischen Gelehrsamkeit erquickt. Mit einer wenn auch noch so kritisch-genauen und historisch-gelungenen bloßen Compilation aus dem bisher in Europa gesammelten und erschlossenen Materiale kann sich aber ein Orientalist wie Hr. Dr. Weil nicht begnügen; er fühlt den Drang in sich, das Gebiet der Geschichte selbst aus bisher noch gar nicht oder schlecht benutzten Quellen mit neuen Thatsachen und Aufschlüssen zu bereichern. Nicht nur zuverlässigen Stoff zur Lebensbeschreibung Mohammeds und der Gründung des Islams denkt er künftigen Historikern zu liefern, sondern selbst die innere Geschichte des außerordentlichen Mannes und seiner Lehre zu schreiben. Räthsel, die Anderen verborgen blieben, will er lösen und mit sicherer Hand endlich einmal die Scheidelinie zwischen Wahrheit und Legende im Leben des Islamsstifters ziehen. Aber

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Hr. W. fühlt auch recht gut, daß er durch ein solches Programm allen seinen Vorgängern den Krieg erklärt, besonders aber Einen empfindlich verletzt, οὗ κράτος ἐστὶ μέγιστον und auf den er es dem Anscheine nach hauptsächlich abgesehen hat. Denn Hr. W. hat etwas von der Taktik des Verfassers des romantischen Oedipus:

„Nie hat Apollo gezielt auf Hasen und andern Troß,
Die stolze Niobe nur demüthigte sein Geschoß.“

Ueber die erste Hälfte des Tentamens — die Ergründung der Quellen — ist Hr. W. ganz beruhigt und giebt sich getrost das Selbstzeugniß, daß man ihm auf diesem Punkte nicht ankommen könne, ja daß er, quoad grammaticam, gleichsam unverwundbar wie der Sohn der Thetis sey. Mehr Sorgen macht ihm die Legenden-Scheidewand und die Schilderung des räthselhaften Propheten-Charakters seines Helden. Auf diese lenkt er denn ausschließungsweise das Urtheil unbefangener Kenner hin. Hat Hr. W. aber auch das Recht, eine solche Sprache zu führen und seine Gegner gleichsam herauszufordern, sie sollen ihm in Verständniß und Deutung arabischer und türkischer Texte irgend einen Fehler nachweisen und dann selbst entscheiden, ob er allein diese Dinge nicht besser verstehe, begreife und inne habe, als sie (die Gegner) alle zusammen? und ob dann folglich sein Werk über Mohammed nicht alle vorausgegangenen Arbeiten dieser Gattung, besonders aber die an der Spitze des „Bildersaales moslimischer Herrscher“ stehende Lebensbeschreibung, überstrahle und überflüßig, ja scandalös und lächerlich mache? Wie ungewöhnlich und für andere Musen kränkend solche Proceduren auch immer seyn mögen, so wird man sie von Seite des Hrn. Dr. Weil, fürchte ich, doch ertragen müssen, wenigstens in Beziehung auf das Grammatikalische, Etymologische und Kritische der theils neu aufgebrachten, theils besser benützten und besser verstandenen morgenländischen Texte. Hat denn Hr. W. nicht beym gelehrtesten Scheich der Moschee El-Azhar in Cairo fünf Jahre lang strenge Studien gemacht und das Litterar-Arabische aus dem Fundament gelernt? Hr. W. — man erinnert sich dessen recht gut — ward noch vor dem Schlusse seiner cairesischen Studien von den ersten Capacitäten der alten mohammedanischen Hochschule Aegyptens als einer der ihrigen, ja als „vollkommener Scheich und Koransmagister“ anerkannt und

laut gepriesen. Solche Antecedentien rechtfertigen freylich eine gewisse Kühnheit im Selbstvertrauen wie in der Rede, besonders wenn man noch den nüchternen, uneleganten, straffen und frostig calculirenden Sinn unseres Herrn Doctors einzulegen hat. Wer immer kritische Journale liest, wird die herbe Sprache bemerken, in welcher die Grammatiker überhaupt, die orientalischen aber insbesondere, ihre Meynungen vertheidigen und ihre gegenseitigen Fehden auskämpfen. Nicht das bessere Wissen, wohl aber — um es gleich vorweg zu sagen — die Politur, die Pietät und der feine Ton, mit welchem billige Menschen von ihrer Ueberlegenheit Gebrauch machen, fehlen in dem Buche des Hrn. Weil. Das unausgesetzte, auf jeder Seite und beynahe in jeder Note wiederholte Anbellen und Keifen gegen den Großmeister der morgenländischen Studien in Deutschland, macht nach und nach einen peinlichen Eindruck und wird zuletzt dem Leser ganz widerlich. Während Gagnier, Maracci, Reinaud, de Sacy ꝛc. nur äußerst selten, alle miteinander kaum acht bis zehnmal, und allzeit höflich, sine ira et studio, und auch nur im Interesse von Wahrheit und Wissenschaft angelassen, corrigirt und bestritten werden, geschehen wider Hrn. v. Hammer allein 124, sage einhundert vier und zwanzig Aus- und Anfälle, deren leidenschaftliche und giftige Färbung nie, deren Breite und Vornehmheit aber auch nicht allzeit durch den Ernst des Inhaltes und durch die Gewichtigkeit der mit so viel Hochmuth und Bedeutung angebrachten Verbesserung zu rechtfertigen sind. Setzt Hr. v. Hammer in einem arabischen Namen irgendwo statt des Doppelconsonanten nur den einfachen oder umgekehrt, und schreibt z. B. Motallib statt Mottalib, so schreit Hr. Dr. Weil, wie ein zweyter Polyphem mit dem glühenden Pflock im Cyclopenauge, Zeter durch ganz Deutschland und möchte den Fall wie eine allgemeine Angelegenheit des menschlichen Geschlechtes, wie einen Act grausenhafter Felonie auf einem europäischen Gelehrtencongreß verhandelt sehen. Was einen bissigen Grammaticus in die Hitze bringt, läßt den Leser nicht selten kalt. Hiemit wird nicht gesagt, daß es gleichgültig sey, ob man Motallib oder Mottalib, Emine für Amina, Irwe für Urwa, Naaman für Nu'man schreibe und Ohrfeige statt Karawane (S. 103, Note 136) übersetze. Wir machen Hrn. Dr. Weil nur mit Höflichkeit auf den Spruch aufmerksam:

Versibus exponi tragicis res comica non vult.

(Fortsetzung folgt.)

Der Geschichtsfreund ꝛc.

(Schluß.)

„Die über ihn verhängten, geistlichen Strafen fielen auch auf dessen Anhänger; zu diesen letztern gehörten viele Jahre lang die Landleute von Uri, Schwyz und Unterwalden. Als aber der Bayer, nachdem er wiederholt den Weg der Umkehr betreten zu wollen geschienen, gleichwohl ungesühnt mit der Kirche eines gähen Todes weggestorben, blieb den Landleuten, da auch der Nachfolger am Reiche, Karl IV., in vollem Einverständnisse mit dem Pabste und gegen Ludwig die Verwaltung begonnen hatte, nichts andres übrig als ihre Rückkehr zum Gehorsam der Kirche anzubahnen."

Die 33 Urkunden der II. Rubrik aus dem Zeitraume von 1241 bis 1429, berühren verschiedene mehr locale kirchliche Verhältnisse und Angelegenheiten. Unter den wenigen in deutscher Sprache, die darunter vorkommen, zeigt eine der Abtey Engelberg von 1307, daß der in Bayern in einer speciellern Bedeutung noch allgemein gangbare Ausdruck Tuld, damals auch tief in der Schweiz noch nicht verschollen war, indem sich als Termin für die Entrichtung eines gewissen Jahreszinses „Sant Andres tult" d. i. festum S. Andreae angesetzt findet.

Die 25 Urkunden der III. Rubrik beginnen mit einer von 955 aus Uri (Uronia), Zehendforderungen von Seite der Burg Zürich (Turegiensis castri) betreffend, und schließen mit einem Verkommniß der „Landlüte gemeinlich ze Entlibuoch" mit der Stadt Lucern von 1395.

Unter manchen merkwürdigen dazwischen liegenden Briefen beurkundet einer von 1315, gegeben zu Baden wenige Tage vor der Schlacht bey Morgarten, den Eid, den Graf Hartman von Kiburg geschworen, dem „edeln Kunig Friederich von Rome, Herzog Lupolten von Osterich und allen sinen bruedern mit zwainzig Rossen zu dienen gegen Hertzog Ludwigen von Baigern, der sich da nennet kunig und gegen allen sinen helfern, mit namen gen Switz und gegen allen Waltstetten.“ Durch königliche Urkunden resp. von 1283 und 1299 wird den Burgern von Arau (Arowa) und denen von Sursee ein vride-kreiz (Burgfried) ausgewiesen uud mit Burgrecht und Marktesrecht begabt.

Bey jeder Urkunde wird, wie billig, angegeben, wo sie im Original oder in beglaubigtem Vidimus zu finden sey. Als solche Fundorte, die zu diesem Hefte beygesteuert, sind außer schweizerischen auch das Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, und das der Präfectur zu Colmar genannt, wohin alle geretteten Urkunden der oberelsäßischen Gotteshäuser, also auch die der Abtey Murbach gekommen, welcher durch das 9te bis 13te Jahrhundert das Gotteshaus und die Stadt Lucern zuständig gewesen.

Was aber diesem Hefte in den Augen auch des nicht schweizerischen Geschichtsfreundes einen vorzüglichen Werth sichert, ist der als IV. Rubrik gegebene Liber Heremi. Der Ausschuß verdankt diesen Beytrag dem P. Gallus Morel, Conventual und Archivar im Kloster Einsiedeln, welcher eine kurze Einleitung zu demselben also beginnt: „Oftmals schon ward der Wunsch geäußert, es möchte jemand die (freylich nicht leichte) Mühe übernehmen und die Quellen von Gilg Tschudi's eidgenössischer Chronik aufsuchen und nachweisen. Als die Hauptquelle dieser Chronik für das eilfte und zwölfte Jahrhundert geben wir nun unsern Lesern das von Vielen schon angeführte, aber von Wenigen gekannte Buch, das den Titel Liber Heremi trägt.

Es findet sich nämlich im Archiv zu Einsiedeln unter diesem Titel ein Buch von Tschudi's Hand u. s. w.“

P. Gallus giebt sodann die nähere Beschreibung dieser Handschrift, welche aus 31 Folioblättern besteht und auf S. 1 — 3 Annales Einsidlenses (minores) von 814 — 1298, S. 3 — 11 Necrologium E. von 1100 — 1330, S. 11 — 14 Regesten der Kaiserurkunden von 946 — 1434, die jetzt noch beynahe sämmtlich vorhanden sind, S. 15 — 34 donationes E., S. 34 — 61 Annales majores von 814 — 1226 enthält.

Da es sich dabey um die ursprüngliche Aechtheit einer nicht unwichtigen Geschichtsquelle handelt, so setzt Archivar Morel die Gründe auseinander, nach welchen er sich dafür entscheiden zu müssen glaubt, daß die im fraglichen Buche enthaltenen Annales majores und minores, die vorläufig daraus in gegenwärtigem Hefte S. 99 — 152 abgedruckt worden, nicht etwa nur eine von Tschudi selbst gemachte Sammlung geschichtlicher Bemerkungen, sondern die getreue Abschrift einer aus dem XIII. Jahrhundert herrührenden wahrscheinlich bey dem Klosterbrande von 1577 verloren gegangenen Vorlage seyen.

Daß sich aus denselben für die Genealogie der Herzoge von Alemanien, von Zäringen, der Grafen von Habsburg, Lenzburg, Kiburg, Froburg u. s. w., für die alte Topographie der deutschen sowohl als der französischen Schweiz, des Elsaßes, Breisgaus, Sundgaus und Rhätiens, in welchen die Abtey Einsiedeln beträchtliche Güter besessen, vieles gewinnen lasse, hat schon E. Haller (Bibliothek der Schweizergeschichte III. B. N. 1199) ausgesprochen. Sie umfassen zudem einen Zeitraum, welcher ärmer als jeder andere an zuverläßigen und ausführlichen Geschichtswerken ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auch ist die Kritik nicht deßwegen eingeführt, daß sie altes Verdienst abläugne und veterane Celebritäten verunglimpfe, sondern daß sie überall anerkenne, was der Vorgänger Ersprießliches geleistet habe; daß sie auf der Grundlage des Erworbenen vorwärts schreite, indem sie das Schwache zu stützen und das Irrige durch Wahres und Gediegenes zu ersetzen strebt. Freylich sind wir durch gewissenhaftes Durchsehen sämmtlicher, insonderheit des polemischen Theiles der 619 zum Theil sehr weitläufigen Noten des Hrn. Doctors zur Erkenntniß seiner unzweifelhaften Ueberlegenheit in den arabischen Studien gekommen; aber das zu laut und zu deutlich hervorspringende Bestreben, Hrn. v. Hammer als einen Usurpator vom orientalischen Präsidentenstuhl in Europa zu verdrängen und sich selbst als Candidaten des vacanten Postens anzuempfehlen, mindert den Werth und schmälert den Gewinn auch unbestrittener Tüchtigkeit.

Hie und da wird ihm vielleicht doch irgend ein stimmfähiger Deutscher, unter die sich Ref. natürlich nicht rechnet, durch das Labyrinth seiner morgenländischen Citate nachschleichen und heimlich prüfen und rütteln, ob am Baugerüste wirklich Alles so feststeht, so tadellos und unangreifbar sey, wie es der Hr. Doctor will. Das geringste Versehen — dessen darf Hr. Weil versichert seyn — wird man auch gegen ihn schadenfroh herausstellen und herumposaunen, um die Infallibilität des neuen Prätendenten in orientalischen Dingen Lügen zu strafen. Im Arabischen, was hier die Hauptsache ist, wird für die Gegner wirklich nicht viel zu hoffen seyn. Hr. Weil accentuirt, schreibt, übersetzt und argumentirt mit einer Reife, mit einer Bedachtsamkeit, mit einer Umsicht, Kälte und Sorgfalt, die mit dem poetischen Leichtsinn und der unentschuldbaren Eile des Hrn. v. Hammer oft seltsam contrastirt. Einen Uebersetzungsfehler aufzubringen, wäre für die Gegner kein geringer Triumph; aber auch bloß falsche Aussprache einer Sylbe oder gar nur ein Schreibfehler wäre am Ende schon eine willkommene Waffe. Hr. Weil scheint aber wirklich gegen die Kritik im strengsten Sinne fest zu seyn. Bey einiger Durchsicht der türkischen und arabischen Originalstellen in den Beylagen glaubte indessen Ref. schon auf dem Punkte zu stehen, Hrn. W. zu corrigiren und sich durch Hervorhebung eines freylich nur geringen Versehens gar zu wohlfeilen Preises Ruhm zu erwerben. Denn offenbar ist im türkischen Originalcitat aus Ibrahim Halebi (fol. A.) die Zeile

اول اڭنـاده بعايت پير ونا بينـا اولمشيدى

(ol esnada beajet pir wena bina olmuschidi) nicht fehlerfrey geschrieben, weil es بغايت beghajet und nicht beajet heißen muß. Hr. W. ist aber ein so wachsamer und ein so trockener Stockphilolog, daß ihm bey der Revision des Abdruckes nicht einmal diese Kleinigkeit entgangen ist. Im Druckfehler-Verzeichnisse wird richtig bemerkt, daß am angeführten Orte nicht biajat, sondern bighajat zu lesen sey. Hr. W., wie man sieht, spricht das Türkische mit dem afrikani-

schen Plataiasmus und nicht mit der in Stambul üblichen Eleganz, welche verlangt, daß man beghajet und nicht bighajat spreche. Hierüber werden wir aber mit dem gelehrten Hrn. Verfasser natürlich keine weitläufige Dissertation eröffnen, weil wir ihn nicht so kleinlich behandeln wollen, wie er den berühmten Hrn. von Hammer, von dem er doch so Vieles gelernt hat. Ein wirklicher Sprachfehler aber ist es, wenn Hr. W. S. 192, Note 296 seines Buches das arabische Wort taschbihun durch das türkische Synonymum benzitmek, „vergleichen, ähnlich machen" erläutert. Die Türken sagen benzetmek, denn benzitmek statt benzetmek wäre im Türkischen eben so viel, als wenn man im Deutschen „Zerbrichen statt Zerbrechen" schriebe. Wahrscheinlich dünkt sich Hr. W. viel zu gelehrt und zu viel Meister seines Kamus, als daß er Ref. in dieser Sache aufs Wort glauben dürfte. Hr. W. kann sich aber selbst überzeugen, daß im vorbenannten Verbum nicht i, sondern e der Stammlaut ist, wenn er die ursprüngliche oder die Intransitivform näher prüft, die بنزكمك (gewöhnlich بكزكمك) geschrieben und ohne Variante benzémek gelesen wird. Bekanntlich aber wird durch Anfügung der Sylbe dyr oder des Buchstaben t schlechthin zur unveränderten Stammform, wie hier, das Transitiv gebildet. Offenbar hat Hr. W. das Türkische mehr mit dem Auge und aus Büchern, als mit dem Ohr und im Umgang gelernt, was ihn aber nicht hindert, Prosa und Verse sinngetreu und correct ins Deutsche zu übertragen. Man darf Hrn. W. Glück wünschen und ihm wohlverdienten Dank seitens der morgenländischen Sprachscholaren zollen, wenn im ganzen Reichthum seiner Texte außer solchen Nebendingen nichts zu tadeln ist.

Mit dieser Doppelbemerkung hat man aber auch das Hauptverdienst des Dr. Weil'schen Buches angedeutet: es besteht in Sichtung, Läuterung und gründlicher Analyse der turko-arabischen Materialien zu einer Geschichte Mohammeds des Propheten und der Gründung des Islam als weltherrschender Religion. Es sind Vorstudien, in welchen der Leser schwunghafte schöpferische Ideen mit Eleganz der Darstellung und äußern Form nicht suchen soll: es ist ein Werk schwerer, strenger, bürgerlich ehrlicher und demokratisch grober Gelehrsamkeit ohne alle Amönität und Grazie, ein Werk, das nur den Ruhm richtiger Erkenntniß und unumstößlicher, in schonungslose Phrasen gekleideter Wahrheit verlangt: ein Werk das, mit Ausnahme der feinen Malice und der schelmisch überall versteckten Ironie des gascognischen Hugenoten, in der äußern Einrichtung und Haltung vollkommen einem Artikel im vergrößerten Maaßstabe aus Peter Bayle's historischem Wörterbuche gleicht. Wie Peter Bayle, hat auch Hr. Weil die Ergebnisse seines kritischen Läuterungsprocesses schmucklos und ohne Fluß wie ohne Schmelz und ohne lebendiges Ineinanderrinnen im Conterte niedergelegt, Räsonnement und Polemik aber in das unterhalb nach der Nummer laufende Notenheer herabverwiesen. Dem eingestandenen Zwecke des Buches entspricht diese Form freylich am Besten, sie gewährt aber unter der Feder des Hrn. W. dem ermüdeten Leser keinen Ersatz, kein Labsal wider den Frost und die holperichte Oberfläche seiner correcten Schul-Palästra,

. . . . . ah, te ne frigora laedant:
Ah, tibi ne teneras glacies secet aspera plantas!

In der That vermöchte ohne Beystand des nur unserem Volke eigenthümlichen Grammatikal-Fanatismus Niemand Hrn. Weil's Noten zum Text im Zusammenhang zu lesen. So sehr ermangeln sie jenes caustischen Elementes, jenes feinen attischen Salzes, jenes urbanen Scherzes, ohne welchen selbst in Deutschland das gelehrteste Compositum, besonders in der contentiösen Litteratur, nicht mehr recht gefallen will. Hiemit ist nicht gesagt, Hr. W. müsse in seinem nächsten Buche durchaus urban und witzig seyn. In Bücher-Noten urban und witzig ist nicht wer da will, und Hr. Dr. W., das sieht man seinem Werke überall an, ist ein ernsthafter und gerader Mann, der in Holzschuhen geht und wie jener Rusticus des Aristophanes

Τὰ σῦκα σῦκα, τὴν σκάφην σκάφην

nennt. Der gründlich gelehrte Hr. Verfasser wird es gewiß eben so wenig als das unpartheyische Publicum übel vermerken, wenn wir freymüthig

und offen gestehen, wie wir bey einiger Durchsicht sein Buch gefunden haben.

Nur wäre jetzt noch die Frage zu beantworten, ob Hr. W. die Summe des historischen Wissens über Mohammed und über die Origines des Islam durch wesentliche und gleichsam epochemachende Entdeckungen erweitert und gleichsam neugestaltet, ob er ein ganz neues Bild geschaffen oder nur das in den Hauptzügen und in den bezeichnendsten Umrissen schon vor ihm und durch Andere entworfene Conterfei des Propheten in den vernachlässigten Partien ergänzt, etwa den Faltenwurf verbessert, den Blick lebendiger, den Teint frischer, die Haltung entschiedener als seine Vorgänger gezeichnet habe? Schon aus der Stellung der Alternative ersieht Hr. W., daß er jedenfalls im Vortheil ist. Hrn. W. gebührt zum voraus der Ruhm, daß man sich auf seine Citate und ihre Deutung vollständig und unbedingt verlassen darf, was von keinem seiner Vorgänger, am allerwenigsten aber von dem berühmten Verfasser des „Bildersaales“ zu sagen wäre. Hr. W. besitzt einen so reichen Fonds orientalischen Wissens und hat zugleich auf Erwerbung desselben ein so großes Capital von Arbeit, Kosten, Fleiß und Mühe aufgewendet, daß man auf obenstehende Frage nur mit schonender Behutsamkeit und mit schuldiger Rücksicht auf Eigenliebe und verzeihliches Selbstgefühl des gelehrten Herrn antworten darf. Hr. W., scheint es, wäre mit dem zweyten, etwas geringeren Verdienste nicht zufrieden und spricht sich ohne Bedenken das erste und größere, d. i. das eines völlig neugeschaffenen Charakterbildes des Propheten zu. Hätte Hr. v. Hammer sein Opus mit der grammatischen Wachsamkeit und Schärfe des Hrn. W. behandelt, wäre die Palme unbestritten ihm allein zugefallen. Wie aber die Sachen jetzt stehen, ist Hr. W. allerdings ein unbequemer und nicht abzuweisender Competent um den Ehrenpreis.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841. 8.

I.

Bemühungen der würzburgischen Bischöfe, der Kipper- und Wipperpest entgegen zu arbeiten.

Vom k. Studienlehrer Herrn Dr. J. G. Keller.

Hr. K. eröffnet diese gründliche Abhandlung mit dem Lobe auf die wirzburgische Numismatik, die sich vor vielen ihrer Schwestern in verschiedenen Beziehungen sehr vortheilhaft auszeichne, man betrachte nur ihr hohes Alter oder den Reichthum ihrer Ausprägungen und die Menge ihrer verschiedenen Stempel, oder die Schönheit des Gepräges, oder das gesetzmäßige Einhalten von Schrot und Korn. Nie, selbst nicht in der unheilvollen Zeit des 30jährigen Krieges, haben sich Wirzburgs Bischöfe zum Kippern und Wippern herabgelassen, sondern immer gerechte Münze geprägt, um ihre Unterthanen vor Schaden zu wahren.

Das Münz-Kippern ist nämlich das wucherische Wechsel- und Handeltreiben mit Münzen, besonders das Auslesen und Auswägen der bessern unter den Stücken einer Münzsorte, die beym Prägen damals selten ganz vollkommen gleich auszufallen pflegten (Schmeller Wörterb. II. 316). — Schon der Reichsabschied von Speyer, 11. December 1570 klagt: „Darum sie (etlich Münz-Stände) alle gute Reichs Müntz häuffig aufwechseln, in den Diegel werfen, zu bösen Pfenning oder Heller vermünzen und damit alle Landen außfüllen.“ — Und der Reichsabschied von Augsburg, 30. Mai 1566, führt die Benennungen der Münzschwächer an, als: Saigrer, Granalirer, Ringerer, Bschneider, Schwächer, Wescher, Abgießer, Auswieger, Auffwechsler und Fälscher und solche, die mit Verführung der Müntz Kauffmanschafft treiben“ *). Eine Masse geringhaltiger Scheidemünze überschwemmte alle Provinzen Deutschlands und hatte eine Steigerung der Lebensmittel bis ins Zehn-

*) Einen Reichstag von 1568, der den 20. März wäre eröffnet worden, finden wir in den vor uns liegenden Sammlungen nicht; wohl aber einen Reichstagabschied vom 30. Mai 1566 zu Augsburg erlassen, einen von 1567, 12. Mai zu Regensburg, einen im selben Jahre, 27. Sept. zu Erfurt, einen von 1569, 14. Juni zu Frankfurt, 1570, 11. December zu Speyer ꝛc.

fache zur Folge. Wie ernstlich man auch schon früher auf Abhülfe dieser Beschwerden drang, so geschah doch beym schläfrigen Reichstagsgange jener Zeit nichts Durchgreifendes. Zwar gute Gesetze wurden unter Ferdinand I. zu Augsburg, am 19. August 1559 erlassen, aber wenig befolgt, daher die wiederholte Ermahnung zu besserer Beobachtung dieser Reichs-Münzordnung (1570, 11. Decemb. Speyer). Allein es blieb, ungeachtet mehrmaliger Bestimmung, obige Münzbeschlüsse zu befolgen, immer wieder beym Alten. Die „böse Münze" überschwemmte ganz Franken. Verschiedene Kreisprobations-Convente (zu Nürnberg 15. October 1602, zu Regensburg 14. Mai 1603, die von 1605, 1606, 1607 u. s. w.) machten Vorschläge zur Verbesserung des Münzwesens und der Reichsmünzordnung, und der vom Jahre 1619 gestand gerade heraus: Es seyen, dem Unwesen zu steuern, alle Kreise hiezu erforderlich, ein Kreis allein vermöge es nicht, sondern müsse das Werk der Münzverbesserung dahingestellt sey lassen.

Die Verwirrung und Noth stieg von Jahr zu Jahr. Hatte der Augsburger Reichsabschied vom 30. Mai 1566 bestimmt, „daß die fein Mark (Silbers) außgebracht wird umb zehen Gulden und zwölff Kreutzer," so wurde sie von manchen Münzstätten um 280, 290, ja sogar um 300 fl. vermünzt! — Die Seltenheit des Geldes und die Schlechtigkeit der neuen Sorten machte, daß die alten nach des Reiches Schrot und Korn ausgemünzten Ducaten zu einem ungeheuern Preis empor stiegen. Im Monate März 1621 galt die gerechte Ducate 3 fl. 40 kr., 9 Monate später, im December desselben Jahres 12 fl.; sie war mithin in diesem kurzen Zeitraum um 8 fl. 20 kr. gestiegen. Im Januar des folgenden 1622ten Jahres erhöhte sie sich um weitere 1 fl. 30 kr., und stand also zu 13 fl. 30 kr. Im Februar 1622 wiederum ein Steigen von 2 fl. 30 kr. bis 2 fl. 50 kr.; also galt die Ducate im Februar 16 fl. bis 16 fl. 20 kr.! Alle ferneren Versuche der fränkischen Kreis-Münzconvente, den jammervollen Zustand des Münzwesens zu heben, blieben erfolglos. Man harrte auf einen Zusammentritt aller Kreise unter den Auspicien des Kaisers; er kam nicht zu Stande. Da blieb den einzelnen Ständen nichts übrig, als ihre wohlgemeynten Vorschläge für ihre Unterthanen allein auszuführen. So that Johann Gottfried von Aschhausen, Bischof von Bamberg und Wirzburg, der die Seinigen vor größerem Schaden, als sie bisher erlitten hatten, zu bewahren strebte, und hiezu folgender Mittel sich bediente: 1) die guthaltigen und noch einige Zeit über (bis Ende Juli 1622) im Curs bleibenden Münzen erhielten eine Contramarque, damit der gemeine Mann die auf einen bestimmten Preis gesetzten ausländischen Scheidemünzen erkennen und von andern nicht anerkannten unterscheiden könne (die signirten 6Bätzner wurden auf 4 und die 3Bätzner auf 2 Batzen gesetzt, alle übrige 3- und 6Bätzner aber, wie nit weniger die Dreykreutzer — ferner nit genommen" ꝛc.). 2) Kupfermünzen wurden ausgeprägt, um die Ausfuhr desto leichter zu verhüten. 3) Mit benachbarten Fürsten und Ständen schloß er Münz-Conventionen ab, um von den Gränzen seines Fürstenthums die Kipperpest möglichst zu entfernen. Letzteres zu vollbringen, daran hinderte diesen trefflichen Fürsten sein zu Regensburg 1622, 29. December erfolgter plötzlicher Tod. (Nach der Mittheilung eines zuverlässigen und sachkundigen Augenzeugen, der der Grabeseröffnung dieses Fürstbischofs in der Bamberger Cathedrale beywohnte, war am Schädel Gottfried's von Aschhausen, und zwar am os parietale sinistrum über die protuberantia ein 3 Zoll langer Hieb von einer (stumpfen) Axt herrührend, zu sehen. Der Schädel sey mittelst circumcisio eröffnet gewesen.)

Die Verordnung d. d. 12. April 1622 über den ersten Punkt ist aus der reichen Sammlung des verstorbenen Regierungsrathes Heffner als erste Beylage abgedruckt. Die contrasignirten Münzen trugen, waren es solche für das Bisthum Bamberg, den Bamberger Balken-Löwen mit der Jahrzahl 1622, jene für Wirzburg die Frankenfahne und parallel mit der Fahnenstange gleichfalls das Jahr 1622. Solche contrasignirte Münzen sind selten, da sie von der fürstlichen Kammer eingewechselt und eingeschmolzen wurden. Die guten Scheidemünzen wurden aller Wahrscheinlichkeit nach von Wucherern aufgewechselt und zur Ausprägung schlechter Münze an Heckenmünzstätten abgeliefert. Daher die Seltenheit der Scheidemünzen der Fürstbischöfe Melchior von Zobel, Friedrich von Wiersberg und Julius. Deßhalb geschah zu Regensburg laut Münzprobations-Abschied vom 14. October 1621 der Vorschlag zur Ausprägung von Pfennigen, anderthalb Pfenningen, halben Kreuzern, Dreyern und Kreuzern; und auf dem zu Nürnberg am 15. December 1621 abgehaltenen Münztage wurde das Schlagen von Pfennigen, drey Hellern, Zweyern, Dreyern und Kreuzern, jedoch von lauter Kupfer ohne einigen Zusatz beschlossen. Hr. Heller hat die nach diesem Beschlusse geprägten Bamberger, und Hr. Keller die Wirzburger (Archiv von Unterfranken und Aschaffenburg Bd. VI. Heft I. p. 83, 84) beschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Januar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre ꝛc.

(Fortsetzung.)

Eigentlich — das kann man sich nicht nehmen lassen — hat den neuen Schacht der „Bildersaal“ zuerst geöffnet, aber Hr. Weil versteht es besser ihn zu bearbeiten und auszubeuten, weil er ein besserer Scheidekünstler und grammatischer Chemiker als Hr. v. H. ist. Aber Hammer's Verdienste in diesen Dingen ganz zu verläugnen und in seiner Arbeit nichts als Thorheit, Unsinn und falschen Kram zu sehen, wie Hr. W., ist eine Ungerechtigkeit, die man nicht ertragen kann. So oft Hr. W. seinen Gegner grammatikalisch corrigirt, sey es in Vocalisirung eigener Namen oder in Erklärung bald einzelner Wörter bald ganzer arabischer Phrasen, wird Hr. W. gleichsam allzeit Recht und Hr. v. H. eben so oft Unrecht haben, was wir absichtlich wiederholen, um den Vorwurf übereilten Urtheiles in einer für die streitenden Partheyen so wichtigen Sache zu vermeiden. Diese Concession genügt aber Hrn. W. noch lange nicht, er will durchaus, daß Hr. v. H. nichts, er aber am Lebensbilde Alles neugeschaffen und gestaltet habe. Zum Glück bezeichnet Hr. W. selbst die von ihm siegreich durchgeführte Berichtigung vier großer, wesenentstellender, weltbethörender Irrthümer der Hammer'schen Prophetenbiographie als die Grundlage seiner Ansprüche und seines Ruhmes.

Eine kurze Andeutung der vier Capitalübersehen des „Bildersaales“ und ihrer Verbesserung durch Hrn. Weil soll den Leser in den Stand setzen, das Gewicht der einen wie der andern selbst zu bestimmen und darnach die Prätensionen des Biographen anzuerkennen oder zurückzuweisen.

Um Mohammeds Kenntniß der heiligen Schriften des alten und neuen Bundes zu erklären, wollte Hr. v. H. zuerst in Europa entdeckt haben, daß „Werka, der Sohn Naufil's“ ein leiblicher Vetter zu Mohammeds erster Gemahlin Chadidscha, dann Christ und Priester, die ganze heilige Schrift ins Arabische übersetzt und achtzehn Jahre im innigsten Umgange mit Mohammed gestanden habe.

Wenn das Alles so ist, wie Hr. v. H. schreibt, so hätte er eine für Mohammeds Leben und Wirken gehaltvolle Entdeckung gemacht. Ist das Alles aber nur eitel Blendwerk und Dichtung, wie es Hrn. W.'s Lamento anzudeuten scheint, so müßte man Hrn. v. H. wirklich nur für einen muthwilligen Charlatan, Hrn. W. aber für einen wahren Restaurator verfallener Wissenschaft erklären. Es ist aber hier weder das eine noch das andere: denn Einiges ist richtig, Anderes irrthümlich und im Grunde haben in gewisser Beziehung und in ihrer Art Beyde Recht. Hr. Weil beweist nun gegen Hammer: erstens, daß der Mann, von dem hier die Rede ist, nicht Werka, sondern Waraka, und sein Vater nicht Naufil, sondern Naufal geheißen habe; zweytens, daß der Name Waraka schon bey Gagnier, dem ältesten Biographen Mohammeds im Occident, zu lesen sey, freylich ohne Beysatz von Christ, Priester und Bibelübersetzer; drittens, daß dieser alte Waraka eigentlich ein

getaufter Jude war und nicht die ganze heilige Schrift, wie Hr. v. H. sagt, sondern nur die Evangelien oder Theile der Evangelien aus dem Hebräischen ins Arabische übertragen habe; viertens endlich, daß der achtzehnjährige innigste Umgang mit dem Propheten wohl wahr seyn könne, aber sich aus den Quellen nicht nachweisen lasse.

Die Hauptsache, wie man sieht, kann Hr. W. seinem Gegner doch nicht wegdisputiren: Waraka war Christ, Waraka hat wirklich die Bibel übersetzt und als naher Verwandter des Propheten auf seine religiösen Ideen vielfach eingewirkt, und das Alles hat Hr. v. Hammer vor Hrn. Weil gewußt und früher als er in Europa bekannt gemacht, weil Hr. v. H. vor Hrn. W. in die unbenützten Schriften des Ibrahim von Haleb hineingesehen hat. Nur ist Hr. v. Hammer, wie gewöhnlich, ein flüchtiger, Hr. Weil aber ein genauer Leser morgenländischer Stellen, und in der Aussprache vocalloser Namen gründlicher und gelehrter als sein Gegner. Von dem Lurus arabischer und türkischer Citate, mit welchen Hr. W. sein Argument beweist, wollen wir das kürzeste im Original, zwar ohne Vocalzeichen, aber doch mit der Aussprache hieher setzen, um die schweren Sünden des „Bildersaales“ und die kritische Zuchtruthe des Restaurators dem Leser recht anschaulich zu machen:

ورقه خديجه‌نك عمّ زادسي

اولوب زمان جاهليتنده تنصّر وانجيلى

عبرانيدن عربيه ترجمه اينتشيدى

Waraka chadidschanün amm sadesi olup seman dschahilijetinde tenessür waindschili ybraniden arabije terdschume etmischidi, d. i. „Waraka war Chadidscha's Oheimssohn, wurde zur Zeit der Unwissenheit (des Heidenthums) Christ und übersetzte das Evangelium aus dem Hebräischen ins Arabische.“ Indschil انجيل bedeutet freylich nur das Evangelium, und nicht zugleich das alte Gesetz. Aber warum ist auch Hr. v. H. so nachlässig und willkührlich in seinem Quellenstudium? Wahrscheinlich hat Hr. v. H. zu gleicher Zeit und neben Ibrahim Halebi im arabischen Exemplar „Sirat Arrasul“ die Phrase التورى والانجيل, die Tora und das Evangelium, gesehen und nach seiner Gewohnheit ohne näheres Prüfen, ja ohne nur den Satz ganz zu lesen, die gesammten heiligen Schriften durch Waraka übersetzen lassen.

Von gleichem, wenn nicht von noch geringerem Belang ist der zweyte große Irrthum des „Bildersaales,“ indem er folgende Stelle enthält: „Ein in den Verschanzungen Medina's verwundeter Muselman lag im Zelte des Spitales, das unmittelbar an der Moschee des Propheten zu Medina angebaut war (also vierhundert Jahre früher ein Spital am Tempel zu Medina, als an dem zu Jerusalem).“ — Ueber die Kühnheit einer solchen Parenthese höchlich entrüstet liest aber Hr. W. im benannten arabischen Texte von keinem Spitale, sondern nur von einem in der Medina-Moschee aufgeschlagenen Zelte, in welchem Rufeida, eine wohlthätige Frau aus dem Stamme Aslam, die hülflosen Verwundeten und Verlassenen, deren sich Niemand unter den Muselmanen annahm, pflegte und aus Frömmigkeit selbst bediente.

Wir fragen den Leser, wo denn hier der weltbethörende Irrthum des Hrn. v. H. sey? Nicht nur die Spitalritter, auch die barmherzigen Schwestern für Krankenpflege hätte Hr. v. H. im Rufeida-Zelt zu Medina vorbildlich erblicken können, ohne irgend einen Leser, Hrn. Weil ausgenommen, in Schrecken zu versetzen.

Etwas wesentlicher wäre der dritte Klagepunkt gegen den Bildersaal, dessen Erklärung des unaustilgbaren Hasses, mit welchem Aischa, die Lieblingsgattin Mohammeds, den Chaliphen Ali und sein Haus verfolgte, Hr. W. gleichfalls unzulässig findet. Nach der bisher gültigen Vorstellungsweise, die sich auf eine schriftliche Tradition arabischer Quellen stützt, hätte Ali bey der bekannten Veranlassung ein zweydeutiges Urtheil über die eheliche Treue Aischa's gefällt und beym Propheten auf ihre Verstoßung angetragen, was ein Weib, wenn sie auch keine warmblütige Araberin ist, natürlich nie verzeihen kann. Bey der Heimkehr von einem Feld-

zuge, auf dem sie den Propheten begleitet hatte, war Aischa auf der letzten Station vor Medina Nachts hinter dem Heere zurückgeblieben und erst geraume Zeit nachher mit Safwan, dem Sohne Muattal's, der sich ebenfalls verspätet hatte, in Medina eingetroffen. Die Sache gab zu reden, an Gerüchten aller Art fehlte es natürlich nicht, besonders war eine der Mitgemahlinnen geschäftig und wollte allerhand wissen; der Dichter Hasan machte sogar Epigramme, und der Prophet hörte zuletzt mit großem Verdrusse auch von der Begebenheit. Es gab Untersuchungen, Verhöre, Geträtsche und Zwischenträgereyen ohne Ende, auch Ali wurde um seine Meynung gefragt, was Hr. W. von S. 151 — 159, wie früher Hr. v. H., Alles mit der größten Umständlichkeit aus den Quellen erzählt. Eine Ohnmacht, der Erzengel Gabriel, wie Mohammed wollte, und frische vom Himmel gesandte Koransverse halfen zuletzt aus der Noth. „„Wer eine tugendhafte Frau verläumdet und nicht vier Zeugen bringt, den geißelt mit achtzig Schlägen und nehmt nie mehr ein Zeugniß von ihm an, denn er ist ein Bösewicht.““ In Folge dieser rechtzeitig eingetroffenen Offenbarung erhielt Hasan der Poet seine achtzig Hiebe, aber zugleich eine bedeutende Summe in Baarem, wofür er, eines Bessern belehrt, in feurigem Style Unschuld und Tugend der fälschlich verlästerten Aischa pries.

Der von Hammer angenommenen Legende von Ali's kränkendem Urtheil stellt Hr. W. eine andere Legende aus Insan-al-Ujun und Ibrahim von Haleb entgegen, die im Widerspruch mit der vorhergehenden Ali gleich anfangs seinen Spruch für Aischa's Unschuld thun läßt. Ergo, sagt Hr. Weil, hat Hr. v. Hammer Unrecht, wenn er schreibt: „diese Antwort, welche die Meynung Ali's, daß sich Mohammed vom verdächtigen Weibe scheiden müsse, klar an den Tag legte, verzieh ihm Aischa nie.“ Hier steht Legende gegen Legende, deren gegenseitiges Gewicht schwer zu bestimmen ist, und Hr. W. hätte nur dann etwas Neues und Wesentliches gesagt, wenn er aus arabischen Quellen beweisen könnte, Aischa habe den Ali nicht gehaßt und ihn und sein Haus nicht rachsüchtig bis auf den Tod verfolgt.

Der vierte Punkt, der als Unterlage zu Hrn. W.'s historiographischer Superiorität über den Verfasser des Bildersaales dienen soll, ist nun vollends gar ein Hors-d'oeuvre und besteht in einem sonderbaren Quidproquo des Hrn. v. H., der den weiblichen Götzen Lat oder Allat der Araber für die ägyptische Neith, d. i. für die persische Anaïtis oder Mitra erklärt, in der Voraussetzung, die Ermordung von dreyzehn Küstern oder Tempeldienern der Lat durch ihren Reisegefährten, habe sich noch in Alexandria, und nicht erst auf der Heimreise innerhalb der Grenzen Arabiens zugetragen. Solche Schnitzer zu entdecken und zu verbessern, braucht es nicht die orientalische Gelahrtheit des Hrn. W., viel geringere Capacitäten können da ihre Sporen verdienen, denn der stürmisch vorwärtsdrängende Verfasser des „Bildersaales,“ dieser litterärische Yildirim, macht es leider der Kritik oft gar zu leicht, ihren Griffel einzusetzen.

Daß die Propheten-Biographie erst durch Hrn. W. eine sichere Grundlage und gleichsam einen höhern Grad wissenschaftlicher Vollendung erhalten habe, ist nicht zu bestreiten. Daß aber alle früheren Arbeiten durchaus nichtig und demzufolge Hrn. W.'s Werk in allen Hauptpartien völlig neu und allein Alles in Allem sey, ist eine Behauptung weitgetriebener Selbstgefälligkeit, die wir weder bekräftigen noch verdammen wollen. Denn ein Mann, der so viel gelernt und gearbeitet hat, wie Hr. W., muß auch im Uebermaaß der Selbstschätzung und bey zu weit gehenden Ansprüchen mit einer gewissen Rücksicht und Schonung behandelt werden. Aus den gegebenen Andeutungen kann sich der Leser sein Urtheil füglich selbst zusammensetzen. Wenn man auch viele und oft bedeutende Mängel seiner Vorgänger verbessert und selbst einige früher unbekannte Sprüche und Anreden entdeckt, hat man doch noch lange keinen neuen Schöpfungsact gefeyert.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841 8.

(Fortsetzung.)

In der Kipper- und Wipperzeit war der Preis der Lebensmittel bis zu einer unerschwinglichen Höhe empor getrieben worden, was zur Folge hatte, daß der Verkehr nur durch Tausch betrieben werden konnte. Für ihre Arbeiten und Dienste bedungen sich Handwerker und Taglöhner statt des Geldes Brod, Salz, Erbsen und andere Victualien. Dieß bewog manche Staaten, z. B. Wirtemberg, Tarordnungen zu publiciren, die den Preis der Lebensmittel und den Lohn der Handwerker festsetzten. Eine ähnliche Tarordnung hatte wahrscheinlich auch Johann Gottfried für seine Lande projectirt; denn 1622 erhielten alle Amtskeller und Vögte den Befehl, den Werth des Geldes und den Preis der Victualien, aber auch den Arbeitslohn, wie derselbe vor der Kipper- und Wipperzeit bestanden, anzuzeigen. Die Tarordnung jedoch, auf solche amtliche Berichte basirt, unterblieb, weil man sich durch Erfahrung anderer Staaten belehrt, von der Unausführbarkeit derselben überzeugt hatte. Die Beylage Nro. III. giebt ein solches Verzeichniß der Geld-, Victualien-, Handwerks-, Taglöhner und Dienstbotenpreise der Vogtey Gemeinfeld, gleichfalls durch Regierungsrath Heffner Hrn. K. mitgetheilt.

Die wohl gemeynten Bemühungen des Fürstbischofs Johann Gottfried konnten gleichwohl das eingerissene Uebel nicht vom Grund aus heben. Im Bisthum Bamberg gieng man unter Fürstbischof Johann Georg Fuchs von Dornheim von der in den meisten Kreisen beliebten Batzen- und Kreutzer-Rechnung ab, und es wurden Schillinge, Dreyer, Dreyheller und Pfennige unter dem Vorwande gemünzt, ein Gulden könne auf Kreuzer und Batzen nimmermehr richtig, d. h. ohne unbezahlbare Bruchtheile abgetheilt werden, so, daß man entweder zu wenig oder zu viel erhalte (15 Batzen, den Batzen zu 16 Pfennigen, gäben bloß 240 Pfennige, also zu wenig, da der Gulden 252 Pfennige haben soll; nähme man aber den Batzen zu 17 Pfennigen, 15 Batzen auf einen Gulden gerechnet, so erhalte man 255 Pfennige, also zu viel.)

Der eigentliche Grund aber, weßhalb Bamberg so verfuhr, war, daß es alle fremden, geringhaltigen Scheidemünzen aus dem Lande verdrängen wollte. Auch Wirzburg sah sich veranlaßt, Schillinge, Dreyer und Pfennige geringeren Gehaltes zu münzen, als die alten, diese neuen Scheidemünzen nannte man, wahrscheinlich wegen des Abbruches gegen die ältern, Knackenschillinge. In Bamberg wollte man sie beym großen Wechsel im Werthe der Scheidemünzen nicht nehmen. In einer zu Haßfurt statt gehabten Conferenz über das Münzwesen sagte der bischöflich bambergische Kanzler dem onolzbachischen geheimen Rath Dr. Georg Schell, in der Stadt und dem Stifte Bamberg habe man sich gänzlich geweigert, kleine Handmünze zu nehmen, und lauter königliches Geld begehrt, ja, der gemeine Mann habe ohne des Bischofs und seiner Räthe Consens die spanischen (so kleine Köpfe haben) und englischen Realen, jederzeit sonst für 2 Batzen geltend, auf 6 kr., allen Vorstellungen zum Trotz, herabgesetzt. Die Ursache dieser Weigerung, Handmünze anzunehmen, war nach desselben Kanzlers Aussage diese, daß Koburg Kreuzer und halbe Kreuzer in großer Menge habe münzen lassen, die sich ins Stift geschlichen hätten, und die man an andern Orten, zum Schaden des gemeinen Mannes im Bambergischen, nicht mehr habe annehmen wollen. Das sey die Veranlassung, weßhalb der Fürstbischof von Bamberg „eine sonderbare neue Münz machen, und das Wiedereinwechseln habe versprechen müssen.“ Man werde endlich, nach dem Vorbilde Italiens, dahin kommen, daß in eines jeden Herrn Land eine „sonderbare“ Scheidemünze gebe. Die Conferenz zu Haßfurt zerschlug sich, weil Bamberg von seiner Schillingsrechnung nicht abgehen und die Batzenrechnung nicht annehmen wollte. Und doch war für die Markgrafen die Beybehaltung der Batzen- und Kreuzerrechnung sehr wünschenswerth, weil in mehreren Reichskreisen, wie z. B. in dem bayerischen, schwäbischen ꝛc., und in dem markgräflichen Lande selbst (Kitzingen ausgenommen) die Batzen- und Kreuzerrechnung üblich war. In einem Schreiben des Markgrafen Christian von Culmbach d. d. 17. Juny 1621 an den Fürstbischof von Bamberg suchte er vorerst die gegen die Batzen- ꝛc. Rechnung gemachten Einwürfe zu entkräften und ersuchte am Schlusse des Schreibens den Bischof, er möge ehestens wieder einen Tag an einem gelegenen Ort, wo es ihm gefällig sey, bestimmen, und denselben durch die Seinigen mit gehöriger Instruction beschicken.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Spicilegium Romanum. Romae. Typis collegii Urbani. 1839 — 41. 8 Bde. An 4500 Seiten.

Der Vatican eröffnet seine literarischen Schätze; was Jahrhunderte lang verborgen und beynahe dem Moder verfallen war, wird nun von Seite desjenigen, welcher den freyesten Zutritt zu dieser ersten Bibliothek der Welt hatte, dem Cardinale Angelo Mai, der literarischen Welt übergeben. Sie kann nichts Unbedeutendes von dieser Quelle, nichts Werthloses von dem Herausgeber erwarten, dem auch der literarische Neid den Vorzug wird zuerkennen müssen, eine umfassende und tiefe Gelehrsamkeit zu besitzen und bereits eine europäische Berühmtheit durch seine Schriften erlangt zu haben. Die Erwartungen, welche man gerechter Weise hegte, sind aber auch in vollem Maße befriedigt worden. Wird der nationale Standpunkt geltend gemacht, so treten die Biographien des Florentinus Vespasiano entgegen, welche die größten kirchlichen, politischen und literarischen Celebritäten Italiens im fünfzehnten Jahrhunderte schildern (Bd. I.); ferner ein bisher unbekannter Tractat des berühmten Historikers Pallavicini, se il principe debba essere letterato (Bd. VI.); die Schriften des Bischofs Gratian von Almeria, dessen Lebensgeschichte des Cardinals Commendone so große Aufschlüsse über die politischen Verhältnisse Deutschlands im sechszehnten Jahrhundert gewährt. Eilf Bücher, Briefe von demselben v. J. 1566 — 1570 besprechen die wichtigsten politischen Verhältnisse jener Tage und geben insbesondere auch für die Lage von Deutschland höchst belehrende Winke; 3 Biographien von spanischen Vicekönigen, von Jul. Cäsar Capacci; des Onufrius Panvinius Vorrede zu den 100 Büchern seiner römischen Antiquitäten (Bd. VIII.), und Vieles andere mehr.

Von dem größten Werthe sind die Sammlungen für die Quellen des Kirchenrechtes. Des Photius großes syntagma canonum nimmt beynahe den ganzen VII. Band ein. Allein hiezu kömmt noch die collectio canonica des heil. Anselm von Lucca, nach den Capitelüberschriften mitgetheilt (Bd. VI.), eine prisca canonum collectio, welche aus einem Pergamentcoder des 10 Jahrhunderts entnommen ist und ein Tractat eines römischen Cardinals aus dem zwölften Jahrhunderte, de poenitentia, in welchem von den Erfordernissen der Beicht gesprochen wird.

Ist dieses eine wahre Aehrenlese für die Canonisten, so haben die Patristiker selbst noch Reichlicheres zu erwarten. Ein Brief des ägyptischen Mönches Serapion erwähnt mehrere Mönche als lebend, von welchen bekannt ist, daß sie vor dem Vater der Mönche, dem Abte Antonius, starben. Eine Predigt des heil. Johannes Chrysostomus erwähnt der Gothen, für deren Bekehrung dieser Patriarch so Vieles that; 5 Homilien seines Schülers Proclus, und dessen Zeitgenossen Diadochus von Photice folgen in demselben (IV.) Bande. Von dem berühmten Bischofe Claudius von Turin ist die praefatio zur catena patrum mitgetheilt; von dem großen Gegner Leo's des Isaurers, dem Patriarchen Germanus von Constantinopel, ein Werk über die Synoden und Häresien seit den Apostelzeiten, das den Verfasser von dem Verdachte monotheletischer Irrthümer frey spricht (Bd. VII.); Predigten des heil. Paulinus von Nola (Bd. IV.), des heil.

Augustinus (Bd. VIII.), eine des Petrus Damiani (Bd. IV.), Fragmente des heil. Gregor von Nazianz und des Cyrillus (Bd. II., Bd. IV.), eine werthvolle Rede des P. Gregors II. gegen die Bilderstürmerey (Bd. VI.), des Eustathius Commentar zu Johann von Damaskus (Bd. V.); eine lateinische Uebersetzung eines kostbaren arabischen Codex mit Fragmenten des Gregorius Thaumaturgos und anderer griechischen Kirchenväter, ein Brief des monophysitischen Patriarchen Theodosius von Alexandria mit einem merkwürdigen Zeugnisse in Betreff des heil. Altarsakramentes (Bd. III.). Wir müßten aus den in allen Bänden zerstreuten Werken einen völligen Index anlegen, wollten wir unsern Lesern die ganze reiche Ausbeute vor Augen legen.

Für Profan- und Kirchengeschichte ist gleichfalls höchst Werthvolles enthalten. So für die Reformationsgeschichte, die Briefe des Cardinals Alexander, der Tractat des Card. Sadolet de christiana ecclesia, Briefe K. Heinrichs VII. von England ꝛc. Für die frühere Zeit acta sincera S. Petri Alexandrini, Schriften Papst Innocenz III., ein Brief der Mönche von Monte Cassino an ihre Brüder in Deutschland, des Siccard von Cremona Tractat de officiis ecclesiasticis, Sedulius (aus der Zeit Ludwigs des Frommen) de rectoribus christianis; griechische Fragmente aus Palimpsesten und zwar sowohl für die Geschichte Constantins, Julians, als Justinians und der spätern Zeit. Griechische Biographien von Päpsten und zwar der dunkelsten und verworrensten Periode, von Formosus an bis Johann X., Ende des neunten, Anfang des zehnten Jahrhunderts; Briefe des Anton. Galatio über den Türkenkrieg und die Kämpfe in Italien, endlich eine Reihe von vitae Paparum, über deren Werth Ref. nach den von ihm selbst an der vaticanischen Bibliothek angestellten Forschungen Einiges zu bemerken sich veranlaßt fühlt.

Die vaticanische Bibliothek in ihren einzelnen Theilen besitzt eine große Menge von Chroniken der Päpste, über welche die Cataloge, deren Benützung übrigens nur den Wenigsten gestattet wird, keine weiteren Aufschlüsse geben, und deren nähere Ansicht nur zu häufig zu dem wenig erfreulichen Resultate führt, daß man seine Zeit mit etwas Besserem hätte zubringen können. So z. B. Bibl. Vatic. 5522 Diarium ab obitu Bonifacii P. VIII. ad Alexandrum VI., ist der hinlänglich bekannte Infessura. Ein anderes n. 4941 chronicon rerum in Italia gestarum post mortem Friderici II. ist von Pignorius herausgegeben. Ein „Almanachus ab a. 1243 — 1303 (n. 4572) ist ein Calender vom Jahr 1293 bis 1313. N. 4970 ist eine Copie eines alten, jedoch nicht näher bezeichneten MS., welches die Leben der Päpste bis Stefan III. incl. enthält. N. 4969 ist die Copie des MS. n. 3765, Lebensbeschreibungen der Päpste, von dem hl. Petrus bis Innocenz VI., mit Benützung des Richards von Clugny, Martin des Polen, Sicard von Cremona. Nähere Forschungen ließen in ihm den canonicus ecclesiae Bunnensis entdecken, aus welchem Muratori S. R. It. III. 2. die vitae Innocentii VI. et Urbani V., als der ihm gleichzeitigen Päpste, herausgab. Ebenso ist n. 5000 eine Abschrift des Cod. 5001, der anonymus Salernitanus, jedoch reichhaltiger als der Abdruck bey Muratori S. R. It. II. p. 1, der jedoch nach der Notiz des Camillus Peregrinus dieses codex erwähnt. N. 5000 ist selbst mit der Ausgabe von Camill Peregrin verglichen und enthält am Rande immer, was er herausgab und was nicht. Eine Papst- und Kaiserchronik, welche in demselben Codex sich befindet, enthält kaum mehr als die dürrsten chronologischen Daten und reicht bis Bonifacius VIII. Eine andere Chronik n. 2042 ist die bekannte Chronik des Martinus, deren einer Theil mit dem Leben P. Johanns XXI. die Note enthält: hic finiunt cronica Martiniana in pontificibus, und der andere Theil nach der Erzählung von der Ankunft des Königs Eduard im Lager der Kreuzfahrer: hic finiunt cronica martiniana in principibus. Die Chronica ab incarnatione Domini et gesta principum, sacerdotum et Summorum Pontificum, Bibl. Vatic. Palat. n. 971, zeigt sich als dieselbe, welche bereits bey Ekkard corp. Script. II. p. 1551 abgedruckt ist. Ein ausgezeichneter Codex der vaticanischen Bibliothek 1437 enthält 2 Chroniken der Päpste, die eine reicht von Johann XII bis Alexander III. und springt dann auf Gregor IX. und die gesta Ungarorum; die andere geht von Paul I. bis zum Tode Honorius II. Die erste ist die unter

dem Namen des Cardinals von Aragonien bekannte und von Muratori herausgegebene Sammlung; die zweyte die (gleichfalls von Muratori edirte) Chronik des Pandulfus Pisanus, jedoch mit Varianten. Uebereinstimmend im Wesentlichen mit dieser ist n. 3762 Pandulfi Pisani vitae Pontificum usque ad Honorii II. mortem. Bey dem Leben des P. Stefan p. 91 b. ist mit rother Tinte angezeigt: Petrus Guillermus bibliothecarius. Dieser Coder ist von Nicolaus I. angefangen dem Abdrucke des Pandulfus bey Muratori zu Grunde gelegen. Die von Muratori ausgelassene vita Victoris II., welche der Coder 1437, Chron. 2, enthält, ist in den deutschen Päpsten, Bd. 2. abgedruckt worden. Auch Cod. n. 226 stimmt mit n. 3762 zusammen und es erscheint im Verhältniß zu diesem die 2. Chronik des Cod. 1437 als die unvollständigste. Muratori nahm die auf Honorius II. folgenden vitae als noch dem Pandulfus gehörig an, obwohl der vaticanische Coder 3762 eine andere Hand verräth, als bey den früheren vitis. Und während er bey den Lebensbeschreibungen von Lucius II. bis Innocenz III. sein bisheriges MS. verläßt und aus dem Martinus Polenus die vitae entnimmt, so zeigt der vaticanische Coder noch immer dieselbe zweyte Hand. Für Innocenz III. nahm Muratori die vitae aus Bernardus Guidonis; der vaticanische Coder zeigt dieselbe Hand bis Adrian V. incl., stimmt aber mit Bernardus Guidonis, dem nach Cölestin III. Muratori wieder folgt, wörtlich überein. Nach Adrian hat der Coder noch 3 Lebensbeschreibungen, aber von fremder Hand und schlechter Currentschrift, Johann XXI., Nicolaus III., Martin IV. und endigt wie das ambrosianische MS. Muratori's mit diesem (suorum inimicorum).

(Schluß folgt.)

Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre ꝛc.

(Schluß.)

Besonders anziehend und in mehrfacher Hinsicht eigenthümlich und lehrreich sind allerdings die

im neunten oder letzten Capitel des Buches über die physischen und moralischen Eigenschaften Mohammed's, seine Figur, seine Sitte, seine Alltagsgewohnheiten und socialen Tugenden, so wie über die endliche Redaction des Korans, seine verschiedene Schreibart, seine wiederrufenen und zurückgenommenen Theile zusammengestellten Angaben des Verfassers. Kenntniß des Privatlebens und der Gesichtszüge eines Mannes, von dem eine der größten und nachhaltigsten Bewegungen des menschlichen Geschlechtes ausgegangen, war von jeher Gegenstand lebhafter Neugierde und eigenthümlichen Reizes. Im Gegensatze mit den phantastischen Gebilden glaubenseifriger Moslimen zeigt Hr. W., daß Mohammed nur eine mittlere Statur, einen großen Kopf, starken Bart, ein rundes Gesicht mit röthlichen Wangen, hoher Stirne, großen schwarzen Augen und dunkle über die Schultern wallende Haare hatte, die er mit Sorgfalt pflegte. Ein Prophet, der fleißig an der Toilette sitzt, sich nie von Spiegel, Scheere, Kamm, Aromabüchsen und schwarzer Augenschminke trennt und den Weibern zu gefallen strebt und epileptisch ist, macht auf christliche Europäer freylich einen sonderbaren Eindruck. Aber nach Mohammed „sieht es Gott nicht gerne, wenn sich der Mensch in Unordnung vor seinen Brüdern zeigt.“ Mohammed hatte sehr große Hände, sehr große Füße und eine ungeheure Körperkraft, doch spricht ihm Hr. W., allen moslimischen Rodomontaden zum Trotz, persönlichen Muth im Gefechte völlig ab. Was er von der Einfachheit in Kleidung und Lebensweise, von der ärmlichen Nahrung und dem freundlichen umgänglichen Wesen des Mannes erzählt, contrastirt ebenfalls nicht wenig mit der hie und da noch herrschenden Verstellungsweise, den Gründer des Islam wenigstens in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit vom prunkvollen Tumult eines siegreichen Feldherrn und vom mystischen Apparat eines despotisch launenhaften Fürsten des Orients umdrängt zu sehen. Aber Hr. W. fand in Büchern, daß sich Mohammed selbst als Sieger jede Auszeichnung seitens seiner Gefährten verbat; ja nicht einmal aufstehen durften sie vor ihm, wenn er in ein Gemach trat, wo sie versammelt waren. Häufig sagte er: „Ich bin ein Diener Gottes wie ihr, ich esse wie ihr, trinke wie ihr und setze mich

wie jeder andere Mensch.“ Obwohl Mohammed reizbar gewesen seyn soll, wußte er sich doch so vollkommen zu bemeistern, daß er — was gewiß sehr viel sagen will — einen Diener im langen Zeitraum von achtzehn Jahren, nach eigenem Geständniß desselben niemals auszankte und ihn so oft bediente als er von ihm bedient wurde. Denn was Mohammed selbst verrichten konnte, ließ er selten von Andern thun: oft sah man ihn barfuß, mit tuchumwundener Wollmütze auf dem Kopf, seine Lebensmittel vom Markte heimtragen und sie selbst bereiten, seine Sandalen reinigen, seine Kleider flicken, sein Zimmer kehren und die Ziege melken. Auf Reisen und Feldzügen besorgte er sein Reitthier selbst und aß stets aus einer Schüssel mit seinem Diener. Mehr als eine einzige Speise gab es am Prophetentische ohnehin nicht, oft aber hatte er und gab er seinen Weibern tagelang nur kalte Küche, d. i. trocken Brod oder Datteln zu essen. Nur der Titel „Gesandter Gottes“ und die Gunst geheimer Unterredungen mit Erzengel Gabriel, der ihm das neue Gesetz von der absoluten Einheit Gottes und der bessern Einrichtung des bürgerlichen Lebens brachte, nahm er als Privilegien für sich in Anspruch. In allen übrigen Dingen war er nur einer aus dem Haufen der Gläubigen. Bey alle dem scheint Hr. W. doch dem Gründer des Islam's auch ausgezeichnete Geistesgaben, wie vorher den persönlichen Muth, abzusprechen und das Gelingen seines Regenerationswerkes hauptsächlich aus der im Vergleich mit dem groben Fetischismus der Mekkaner unbestreitbar reineren und erhebenderen Glaubenslehre zu erklären, nebenher aber auch noch die einnehmende Persönlichkeit, die hohe Beredsamkeit, die beyspiellose Freygebigkeit, die hingebende Aufopferung für seine Freunde und die Unterstützung, welche Mohammed allenthalben Armen, Sklaven und Verstoßenen angedeihen ließ, als wesentliche Hülfsmittel seines Triumphes anzusehen. Hierüber kann mit dem Verf. nicht gestritten werden, weil man zuerst bestimmen müßte, was und wie viel unter „ausgezeichneten Geistesgaben“ zu verstehen sey. Hr. W. wird sich doch nicht auf den Standpunkt der Byzantiner stellen und den Propheten von Mekka am Ende gar noch für einen Alltagsmenschen und gemeinen epileptischen Taschenspieler erklären? In diesem Falle wäre das Urtheil des gelehrten Verfassers der „Allgemeinen Kirchengeschichte“ (Stuttgart 1843) dem seinigen weit vorzuziehen. Ein frostig-gelehrteres und enthusiasmus-dämpfenderes Buch als Hr. W. hat in der neuesten Zeit vielleicht kein Deutscher geschrieben. Außer der eigenen Natur, die aller Ueberschätzung fremden Verdienstes wie jeglichem Schwunge feindlich ist, haben vorzüglich zwey Ideen Herrn Weil's Meynung über Mohammed herabgestimmt: Erstens hat es Hr. W. durch scharfsinnige Analysen mehr als wahrscheinlich gemacht, daß der Koran, wie er jetzo vor uns liegt, weder der Form noch dem Inhalte nach durchaus für Mohammeds Schöpfung zu halten sey. Zweytens ist ihm nicht entgangen, daß der Prophet weder durch freyes Wort noch durch Gewalt seine neue Lehre so tief in den Gemüthern der Zeitgenossen einzugraben vermochte, daß sie sich nach seinem Tode selbstkräftig und als lebendiger und fruchtbar umgestaltender Keim entwickelt, erhalten und weiter verbreitet hätte. El-Islam wäre mit Mohammed wieder erloschen, wären ihm nicht Genie und Schwert der nächsten Nachfolger zu Hülfe gekommen, um ihn als weltliches Institut zu befestigen und durch siegreiche Kriegsheere über den Erdboden zu verbreiten. Hier liegt zugleich, abgesehen von höheren Kriterien, ein wesentlicher, nicht zu beseitigender, nicht wegzudisputirender Unterschied zwischen El-Islam und El-Indschil. Wir haben das lebendige Wort, und dieses genügt den Christgläubigen, wie „der Tod als Prediger“ dem frommen Omar genügte.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Spicilegium Romanum etc.

(Schluß.)

Aus allem diesen und der Vergleichung noch manch anderer Handschrift mußte sich die Ueberzeugung bilden, daß für die Geschichte der Päpste vor dem dreyzehnten Jahrhundert aus solchen chronicis summorum Pontificum der sonst so reichen vaticanischen Bibliothek nur schwerlich etwas Bedeutendes noch entnommen werden könne. Diese Ueberzeugung befestigte sich noch, als das spicilegium Romanum die vitas des Bernardus Guidonis brachte, die dem vierzehnten Jahrhundert angehörig auch nur für dieses und das zunächst vorhergehende Jahrhundert als Quelle gelten konnten, und so auch von Muratori und Baluz betrachtet wurden. Allein sein Werth für die frühere Periode ist gestiegen, seit eine Vergleichung der griechischen Papstchronik des Spicilegiums mit den einschlägigen vitis Bernards die Uebereinstimmung mit diesen, oder wohl der von B. benützten Quelle ergab. Die vita Iohannis XII. ist doppelt, indem der Herausgeber eine zweyte aus dem berühmten Coder des Cencius sammt dem Schwure des K. Otto's I. mittheilte. Aus demselben MS. wurde jedoch beydes schon vom Ref. in dem ersten Bande der deutschen Päpste abgedrukt. Der hiebey folgende ordo Romanus über die Krönung des Kaisers ist schon von Cenni bekannt gemacht worden. Bey der Lebensbeschreibung Clemens II., des deutschen Papstes, sieht man die spätere Abfassung daran, daß dieser als invasor behandelt wurde, was keiner der frühern thut, und dem ächten Papste nur dadurch widerfuhr, daß es kurz nachher einen Gegenpapst gab, der sich Clemens III. nannte. Bey Damasus II. enthält der Coder n. 3762 den Zusatz: Adhuc pars extat sepulturae. Hingegen hat bey einem der früheren Päpste Gregor IV. ein nicht weiter beschriebener Coder der Bibl. Reg. Suez. als Zusatz die conquestio domini Chludovici imperatoris et augusti piissimi de crudelitate et defectione et fidei ruptione militum suorum et horrendo scelere filiorum suorum in sui dejectione et depositione patrato, gegeben. Von der epitome historica romanorum Pontificum des Bischofs Bonizo von Sutri ist ein Theil bereits in dem Anhange zu den deutschen Päpsten abgedruckt worden; der Anfang des Textes ist aus der Canonensammlung genommen, während Ref. das von ihm mitgetheilte Fragment dem Coder des Cencius entnahm, den der Herausgeber gleichfalls anführt. Wichtiger als alle diese vitae ist eine aus verschiedenen Manuskripten von dem ehemaligen Bibliotheksprafecten Lorenz Zacagni veranstaltete Sammlung, durch welche einer der dunkelsten Theile der römischen Geschichte, die Mitte des eilften Jahrhunderts und das Auftreten K. Heinrichs II. (III.) beleuchtet wird (Bd. VI. S. 282 — 299). Bisher war hauptsächliche Quelle für diese Zeit Bonizo, dessen Berichten über die Zeit des dreyfachen Schisma um das Jahr 1046 allgemein gefolgt werden mußte. Jetzt tritt uns, wie es scheint, ein Römer gegenüber, vervollständigt die Lücken und reducirt das Romantische der Erzählung Bonizo's auf den gewöhnlichen Maßstab. In dem 12ten Jahre des Pontificates Benedict's IX. sey ein großer Aufstand in Rom ausgebrochen; alle Römer hätten sich ver-

einigt und den Papſt von der Regierung verjagt (ejicerent eum de pontificatu). Dann aber ſey unter den Römern und Trasteverinern ein ſolcher Streit ausgebrochen, daß am 7. Januar alle Römer zur Belagerung von Trastevere auszogen. Es kam zu einer großen Schlacht zwiſchen Beyden, die Römer wurden in die Flucht geſchlagen, die Anhänger des Papſtes, die Grafen, welche durch die Montana zogen, Girardus des Rainerius Sohn und die übrigen mit vielen Rittern drängten ſich ſo durch die porta Sassia, daß mehr denn 100 in dem Gedränge erſtickten — was doch wohl nur auf der Flucht geſchah. Woraus denn hervor geht, daß dieſe comites mit den Römern gegen Trastevere ausgezogen ſeyen. Hierauf erwählten alle Römer den Biſchof von S. Sabina unter dem Namen Sylveſter zum Papſt; aber nach 49 Tagen vertrieben ſie ihn, führten den Benedict zurück, dieſer aber non sufferens Romanum populum trat urkundlich (per chartulam) das Pontificat an den Archipresbyter von Sanct Johann am lateiniſchen Thore, suo patrino, Johann, am 1. May ab und dieſer bekleidete hierauf das Pontificat als Gregor VI. ein Jahr, 8 Monate, weniger 11 Tage. Dieſem zufolge fand alſo kein dreyſpältiges Schisma ſtatt, wie dieß auch bereits Deſiderius (Victor III.) in ſeinen Dialogen geradezu ausſprach, (deutſche Päpſte I. p. 226 n. 53.) Nur giebt Deſiderius die Zeit für Sylveſter von 3 Monaten, unſer Anonymus 49 Tage an. Der Graf Girardus kommt bey Bonizo als Gerardus a Saxo (vielleicht Sassia) vor. Die übrige Erzählung Bonizo's und des Deſiderius läßt ſich mit der neuen vita vereinigen. Da die Abdankung Benedicts per chartulam geſchah, läßt ſich um ſo eher begreifen, daß Hildebrand Gregor VI. ſo treu anhieng. Der nun berichtete Zug Heinrichs nach Sutri und Rom, die Abſetzung der Päpſte und die Kaiſerkrönung ſtimmt im Weſentlichen mit dem bekannten überein. Den Reif, womit von Alters her die Römer ihre Patricier krönten, ſetzte Heinrich dem gemeinſamen Beſchluſſe gemäß, ſich ſelbſt auf das Haupt: et ordinationem Pontificum ei concessere et eorum episcoporum regalia habentium, ut a nemine consecretur, nisi prius a rege investiatur almus Pontifex. Nach dem kurzen Pontificate Clemens II. bemächtigte ſich Benedict aufs Neue des Papſtthums: praemii cupiditate divisit romanum populum et sic reinvasit etc. Neu iſt die Erzählung, daß dieſes mit Hülfe des Markgrafen Bonifacius von Toscana geſchehen ſey. Als der neu ernannte Papſt Damaſus zu dieſem gekommen war, und ihn aufforderte, mit ihm zu ziehen, habe ſich Bonifacius mit ſeinem Alter und der Einſtimmigkeit der Römer entſchuldigt, ſo daß Damaſus wieder zu dem Kaiſer zurückgekehrt ſey. Hierauf habe Heinrich dem Markgrafen geſchrieben: tu qui Papam canonice depositum in pontificium reduxisti et praemii cupiditate nostrum imperium contempsisti, serio praenoscas quia si non emendaveris cito, adventu meo propinquo emendari te faciam, teque invito, populo romano dignum Deo donabo pastorem. Darauf habe Bonifacius durch ſeinen Legaten den Eindringling vertrieben und ſey ſelbſt mit Damaſus nach Rom gekommen, der von dem römiſchen Volke cum magno desiderio aufgenommen wurde. Auch hierin iſt nichts mit den ältern Nachrichten Widerſprechendes und der Politik des Bonifacius, wie ſie ſpäter hervortrat, ein ſolches Benehmen ganz wohl angemeſſen. Die vita Leonis IX. enthält nichts Neues. Die Normanen ſind daſelbſt Agareni genannt. Von Victor II. ſind 2 vitae mitgetheilt. Die eine beſteht nur aus 12 Zeilen; die zweyte iſt die aus dem Codex des Cencius in den deutſchen Päpſten II. S. 379 bekannt gemachte. Die vita Stefani IX. enthält die Nachricht, die Römer hätten ihm den ganzen Schatz, den er aus Conſtantinopel mitgebracht, abgenommen, weßhalb ſich der Papſt zu ſeinem Bruder begeben habe, ihm dieſe Unbild zu ſagen. Aus Furcht hierüber hätten ihm die Römer den Trasteverіner Bracinus nachgeſandt, und dieſer ſoll dem Papſte unterwegs Gift gegeben haben, an welchem er ſtarb. Was hievon zu halten, kann man in dem zweyten Bande der deutſchen Päpſte S. 285 ſehen. Wichtig wird die Darſtellung der inneren Unruhen nach dem Tode Stefans IX. Im Widerſpruche mit der bisherigen Auffaſſung der Quellen und ſelbſt auch mit poſitiven Thatſachen, habe Hildebrand, von den Römern als Geſandter an die Kaiſerin geſchickt, ſchon in Florenz den dortigen Biſchof zum Papſt gewählt, während dieß erſt bey der Rückkehr Hildebrands

aus Deutschland in Wirklichkeit geschehen zu seyn scheint. So aber sey er mit dem neuen Papste cum D equitibus et cum magna pecunia gegen Rom aufgebrochen und nun erst sey in Rom ein Aufstand und zwar von Seiten der kaiserlichen Partey entstanden, die den Bischof von Veletri, de regione S. Mariae majoris wider seinen Willen zum Papste wählte. Allein diesem steht entgegen, daß die Wahl dieses Gegenpapstes bereits vor Ostern 1058 erfolgt seyn mußte (deutsche Päpste II. S. 291) und kein Grund vorhanden ist, zu zweifeln, daß Hildebrand im Auftrage der Kaiserin auf der Rückkehr aus Deutschland den Bischof von Florenz zum Papste wählte. Der unbekannte Verfasser der vita, welcher offen für den Gegenpapst Benedict Partey nimmt, fährt fort: Für Geld habe die kaiserliche Partey die Römer vermocht, dem neuen Papste zu huldigen. Die Grafen der Umgebung, Girardus Graf von Galeria, Alberich von Tusculum und die Söhne Gregors von Monticelli, welche Leo von Ostia als die Häupter des Aufstandes bezeichnet, hätten dasselbe gethan. Auf dieß habe Hildebrand unterwegs gehalten und dem Leo de Benedicto Christiano und den andern, die von seiner „Conjuration" gewesen, Geld zugeschickt. Dadurch habe sich das römische Volk getheilt und heftig unter sich gekämpft. Endlich luden die Trasteveriner ihn ein, mit dem von ihm erwählten Papste zu ihnen zu kommen, was denn auch schnell geschehen sey; er sey bis zur Insel Lycaonia gekommen und täglich habe es nun Gefechte in der Stadt gegeben. Jetzt hätten sich auch die Grafen auf verschiedene Seiten geschlagen. Hildebrand habe dem Präfecten der Region des heil. Engels (der Engelsburg?), Petrus, seine Präfectur abgenommen und sie dem Präfecten von Trastevere, Johann Tiniosus, übertragen. Endlich sey die Partey Benedicts überwältigt worden und der Papst, welcher dem Anonymus immer noch Benedict ist, vom Lateran nach dem Schlosse Passarani zu Pepus dem Sohne des Präfecten Crescentius gegangen. Hildebrand bemächtigte sich des Laterans und Nicolaus sey ordinirt worden; dann habe er sich von den Anhängern Benedicts huldigen lassen, was diese aber nur mit der linken Hand gethan, da sie mit der Rechten bereits dem Benedict gehuldigt. Dieser aber sey heimlich bey der Nacht von Passerani nach Galeria zum Grafen Girardus entwichen. Hildebrand sey dann nach Apulien geschickt worden, um mit dem Grafen Richard ein Bündniß zu schließen. Hier widersprechen sich die Nachrichten Leo's von Ostia und des Anonymus aufs Neue. Dem letztern zufolge habe Graf Richard sogleich mit Hildebrand 3 Grafen und 300 Soldaten zur Unterstützung des Papstes abgeschickt. Diese aber hätten damals wohl die Castelle in der Umgegend bezwungen und verheert; allein obwohl auch der Papst mit dem römischen Heere ausgerückt war, hätte das feste Galeria doch nicht genommen werden können. Zur Aerndtezeit seyen die Normanen wieder nach Rom zurückgekehrt und die Römer zur Belagerung Galeria's ausgerückt. Als jetzt den Grafen Furcht und Reue befiel, sey Benedict auf die Mauer gestiegen und habe von den Römern verlangt, sie sollten ihm Sicherheit gewähren. Wider seinen Willen hätten sie ihn zum Papste gemacht; er verzichte hierauf. 30 vornehme Römer hätten sich nun für ihn verbürgt, (de vita, de membris, de mala captione) daß er sicher in Rom leben könne. P. Nicolaus sey nach Rom zurückkehrt. Benedict habe den päpstlichen Ornat abgelegt, und sey in das Haus seiner Mutter bey S. Maria Maggiore gegangen, und dort 30 Tage geblieben. Alles dieses hätte vor dem ersten Concil Nicolaus II. geschehen seyn sollen. Als dieses sich versammelt hatte, ließ Hildebrand den Benedict mit Gewalt vor dasselbe stellen, worauf ihm die priesterlichen Kleider ausgezogen wurden, eine Schrift mit einem Sündenregister erfüllt, wurde ihm in die Hand gegeben und seines Sträubens ungeachtet, mußte er dieselbe ablesen, was er unter großen Thränen und dem Klagegeschrey seiner Mutter und Verwandten that. Man sieht, daß seine Abdankung nicht genügte und um jeden Zweifel an der Rechtmäßigkeit Nicolaus II. zu heben, die Absetzung nothwendig erachtet wurde. Es rief deßhalb der Archidiaconus den Römern zu: sie sollten hören, was ihr Papst alles gethan; dann wurde er wieder mit dem päpstlichen Ornate bekleidet und desselben feyerlich beraubt. Das Hospitium der heil. Agnese ward ihm zum Aufenthaltsorte eingeräumt, er aber aller kirchlichen Verrichtung beraubt. Später aber wurde ihm auf Bitten des Archipresbyter Suppus, geist-

lichen Vaters des P. Nicolaus, die Erlaubniß hiezu ertheilt usque ad epistolas legendas; später auch noch propter necessitatem loci, ad evangelium legendum, endlich durfte er auch Messe lesen. Und als er unter Gregor VII. gestorben war, gestattete dieser, daß er pontificali honore et ordine begraben werde.

Mit diesem Anonymus ist ein neuer Gegner Gregor's VII. erwachsen und man kann daraus ersehen, wie sehr bereits die streitige Wahl Nicolaus II. ihm Feinde zugezogen haben mag. Noch ist eine vita Alexanders II., Paschal's II., 2 des Gelasius II., eine Calliſtus II. aufgenommen. Für die deutsche Geschichte müssen noch die Briefe aus der Zeit Heinrichs IV. erwähnt werden, welche der fünfte Band enthält. Leider hat von 60 der Herausgeber nur fünf mitgetheilt. Nicht minder die alten Cataloge hochberühmter deutscher Klosterbibliotheken, wie von Fulda, Lorsch, Corbey, auch von Monte Cassino u. a. O. Auch für die Philologen ist Ausbeute durch einen Commentar zu Hippokrates und Plato's Republik, ein Supplement zu Jul. Valerius de rebus gestis Alexandri Macedonis u. A., wovon später noch die Rede seyn wird.

Möge dieses genügen, unsern Lesern den Werth und die Reichhaltigkeit dieser Sammlung anschaulich zu machen. Man muß den Fleiß und die Gelehrsamkeit des Herausgebers bewundern, der mit einer seltenen Kenntniß der Literatur nicht nur das Werthvolle von dem minder Bedeutenden zu scheiden wußte, sondern auch durch Vorreden, Zusätze, Erläuterungen die Benützung der aufgefundenen Quellen wesentlich erleichterte. Es ist begreiflich, daß, indem er auf seine Schultern eine Last lud, die Andere so gern mit ihm getheilt hätten, der Herausgeber die literarische Eifersucht manchmal reizte; diejenigen aber, die sich an der Sache halten und die nur der Gewinn, den die Wissenschaft zieht, zu bestechen vermag, werden solche Rücksichten nicht

abhalten, dem Herausgeber die vollste Anerkennung seiner eminenten literarischen Verdienste, der ungemeinen Bereicherung der Wissenschaft, einer außerordentlichen Gelehrsamkeit, eines erstaunenswürdigen Fleißes und zugleich ihren aufrichtigen Dank für ein so ungemein reichhaltiges Material zu zollen.

Höfler.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. III. Hft. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dieser Münzconvent hatte zu Bayersdorf im Bayreuther Unterlande statt. Wirzburg wurde auf demselben durch Dr. Christoph Ebermann, Bamberg durch Dr. Georg Hahn, der Markgraf von Culmbach durch Dr. Johann Bapt. Baum und der Markgraf von Onolzbach durch Dr. Georg Schell vertreten. Man vereinigte sich über acht Punkte, die den vier Fürsten zur Ratification vorgelegt, und von diesen schnell ratificirt wurden. Den Kaiser benachrichtigten sie noch im Laufe des Jahres 1624 vom Abschluß dieser Münzconvention. Den 6. October 1624 kamen die Abgeordneten — mit Ausnahme Wirzburgs — wieder zu Bayersdorf zusammen, setzten Visitationstage für jedes Jahr fest, vereideten den Münzmeister Conrad Stütz zu Fürth auf sechs Punkte und nahmen auch den Guardein Georg Wagner in Pflichten. Es folgen alsdann die aus dieser Convention hervorgegangenen Münzen, voran eine auf die Bayersdorfer Convention geschlagene Medaille, dann die Thaler, halbe Thaler, Batzen und Halbbatzen Stücke, Schillinge, Dreyheller und Pfennige numismatisch beschrieben, so viele deren zu Hrn. K's. Kunde gekommen sind. „Diese Convention," schließt Hr. K. seine treffliche Abhandlung, „ist merkwürdig, weil sie der erste mit gutem, nachhaltigem Erfolge gekrönte Schritt war, der Kipper- und Wipperpest ein Ende zu machen; denn von nun an blieb wenigstens der Thaler, selbst während der Drangsale des 30jährigen Krieges von gutem Gehalte, und nur selten kamen Klagen über kleinere Münzen vor, die aber mit denen während der Kipper- und Wipperzeit nicht zu vergleichen sind. Erst nach wieder hergestelltem Frieden wurden die Beschwerden über geringhaltige Münzen häufiger.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Ibn Khallikan's biographical dictionary, translated from the Arabic by B. Mac Guckin de Slane. Paris 1842. Gedruckt auf Kosten der Gesellschaft für Uebersetzungen östlicher Werke.

Die meisten Zweige der muselmanischen Wissenschaft hängen innig mit der Religion zusammen; sie sind aus ihr hervorgegangen. Vor den Jahrhunderten des Islams hatten die Araber bloß eine Anzahl Volkslieder, wie sie sich allenthalben auf Erden, bey einem gewissen Standpunkte zwischen Kultur und Barbarey vorfinden. Von diesen Liedern sind eine geringe Anzahl bis auf den heutigen Tag erhalten worden, die aber keineswegs in ein so hohes Alterthum hinaufreichen, wie Schultens und andere Orientalisten der frühern Jahrhunderte behauptet haben.

Herr Baron Mac Guckin de Slane, einer der ersten, wenn nicht der erste Kenner der arabischen Sprache und Literatur unserer Tage, glaubt, aus den modernen Sprachformen schließen zu können, daß mehrere dieser gerühmten Erzeugnisse des Alterthums erst in dem zweyten Jahrhundert der Flucht entstanden seyen; damals wurden nämlich mehrere Verfälschungen vorgenommen, welche, wie die Chattertons, so vortrefflich nachgeahmt waren, daß die einsichtsvollsten Männer in Kufa sie für ächte Ueberbleibsel des Alterthums hielten. Als Chalaf gestand, er sey der Verfasser dieser vermeintlichen Verse der Araber der Wüste, glaubte man ihm nicht (Ibn Khallikan 571). Aber auch die ächten alten Lieder reichen in keinem Falle höher hinauf, als in das letzte Jahrhundert vor Muhammed, so die Gedichtsammlung des Amrol oder richtiger Imrolkais, die ungefähr fünfzig Jahre vor der Geburt des Propheten entstanden und nach Slane die einzige ist, von welcher man dieß mit Sicherheit behaupten kann. Diese alten Gesänge bestehen entweder in rhythmischer Prosa, nach der Weise des Hiob und Jesaias, oder in wenigen kurzen Versen, die gleichzeitig mit dem Ereignisse, auf das sie anspielen oder das sie erzählen, entstanden. Sie schildern die Kämpfe feindlicher Stämme und die Abentheuer einzelner Helden. Die Sprache, in welcher sie abgefaßt sind, ist kräftig, malerisch und bilderreich, und obgleich sie von den Erzeugnissen nach Muhammed sehr abweicht (die Lieder sind in den verschiedenen Sprechweisen der Stämme zwischen Syrien und Mesopotamien geschrieben), so zeigt sie doch einen hohen Grad von Ausbildung. Die Mannigfaltigkeit der Wortformen und das Regelmäßige der Satzbildung, so wie die Harmonie der Sylbenmaaße wird von Kennern sehr gerühmt. Gleichwie vor der lutherischen Bibelübersetzung jeder deutsche Stamm in seinem Dialekte schrieb und dichtete, so die arabischen Stämme, welche von Syrien oder Persien her die Schreibekunst erhalten haben mochten, vor Muhammed; erst durch den Koran ward der Dialekt der Koreischiten zur allgemeinen Volkssprache erhoben. Leidenschaftliche Liebe und wilder Haß, an Wahnsinn gränzende Tapferkeit und feige Hinterlist, gastfreundliche Hochherzigkeit und heimtückischer Verrath, Müßiggang und Raubsucht waren und sind die hervorstechenden Eigenschaften des arabischen Beduinen. Sie spiegeln sich wieder in den

Gesängen und epischen Dichtungen, in den Stammsagen und Geschlechtsregistern *) aus den Zeiten vor Muhammed, namentlich aber in den Moallakat aus dem Ende des sechsten oder dem Beginne des siebenten Jahrhunderts.**) Sieben Dichter gab es in Arabien, so lautet die Sage, welche Sieger blieben in den wiederholten Geisteskämpfen der Nation. Ihre Wettgesänge galten für den höchsten Schwung arabischer Dichtkunst. Es ward diesen Liedern die Ehre zu Theil mit goldenen Buchstaben in dem Tempel zu Mekka aufgehangen zu werden, und deßhalb werden sie Moallakat, die Aufgehangenen, genannt.

Die Erforschung der schriftlichen Offenbarungen, im Koran oder Buche enthalten, und der mündlichen Ueberlieferungen des Propheten legte, wie gesagt, später den Grund zu den meisten Wissenschaften. Die Ueberlieferungen, in den Sprüchen und Thaten Muhammeds bestehend, wurden bereits gegen die Mitte des zweyten Jahrhunderts der Flucht gesammelt und bilden jetzt nach der Auswahl, die Albochari damit vorgenommen hat, eine unentbehrliche Ergänzung zur heiligen Schrift der Moslim. Die Sichtung der falschen Traditionen von den wahren und das Verständniß dieser letztern erheischte eine genaue Kenntniß des Landes und seiner Zustände, vieler Personen und ihrer Lebensverhältnisse; hieraus entstanden die Erdbeschreibung und Geschichte des alten Arabiens und der ersten Jahrhunderte der Flucht, die Wort- und Sachkritik. Aus den Anweisungen, den Koran richtig zu lesen und auszusprechen, welche bereits auf den Wunsch des Chalifen Ali aufgesetzt wurden, *) sind die zahlreichen grammatischen Werke der Araber hervorgegangen, über welche bereits ziemlich frühe in den Moscheen von besoldeten Lehrern öffentliche Vorlesungen gehalten wurden. Madrasas oder besonders wissenschaftliche Anstalten sind erst viel später, im Laufe des elften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, errichtet worden. Eine der früheren, aber keineswegs die erste, wie gemeinhin angegeben wird, ist die berühmte Madrasa, welche der bekannte Nisam al Mulk (im Jahre 1060) zu Bagdad errichtete. Es ward eine Stiftung damit verbunden, sowohl für den Unterhalt der Lehrer als der Zuhörer. Diese Madrasa zählte die gelehrtesten und geistreichsten Männer unter ihren Professoren und erlangte dadurch das größte Ansehen in allen Ländern der Moslim. Jeder Muselman soll, wenigstens einmal in seinem Leben nach Mekka wallfahren; dieß machte eine Kenntniß der Straßen und Reiche nothwendig und ward die Veranlassung zu den ersten allgemeinen geographischen Werken der Araber, welche, wie das des Chordadbeh, der viele Jahre die wichtige Stelle eines Postmeisters in Chorasan bekleidete († 912), wirklich diesen Namen führen. Die Richtung der Moscheen nach Mekka und die

*) Nach der Ueberlieferung hat Muhammed die sorgfältige Erhaltung der Geschlechtsregister anempfohlen. Wir haben euch in Geschlechter und Stämme eingetheilt, heißt es im Koran 49, 13, damit ihr euch gegenseitig kennen möget.

**) Sacy in den Notices des Manuscrits IV. 312. Der Araber ist freylich milder in der Beurtheilung seiner Landsleute; er sieht bloß die guten Seiten. Nach ihm sind ihre Seelen freygebig, ihre Herzen offen der Freude; ihre Sprache ist ausdrucksvoll, ihre Zunge beredt, ihre Abstammung rein und unverfälscht. Worte fliegen aus ihrem Munde wie die Pfeile von den Bogen, aber milder als die Frühlingslüfte und süßer als Honig; sie ernähren den Dürftigen und bekämpfen den Starken; sie dulden nicht, daß man ihr Hochgefühl beleidige, noch daß der Nachbar beleidiget werde, daß Frauen und Töchter geschändet oder der Edle geschmähet würde. Ibn Ali Ofaibiah bey Sprenger in der Vorrede zu Masudi's Historical Encyclopaedia LVIII. Wo immer aber die Araber von den Alten erwähnt sind, werden sie der Wahrheit gemäß als Räuber geschildert, so z. B. von Ammian. Marcell. XIV. 4.

*) Ibn Challikan I. 662, 666, der Vater der arabischen Grammatik heißt Abul Aswad, Addumali, der auch als Dichter bekannt ist. Nach einigen Angaben habe der Chalife Ali selbst die Grundzüge der Grammatik entworfen, die von Abul Aswad bloß ausgeführt wurden. Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß ein Schüler dieses ersten Grammatikers (Abul Aswad starb 688 oder 689 u. Z.) das Werk seines Lehrers auf chinesischem Papier abgeschrieben hat. Slane zu Ibn Challikan 667.

Bestimmung der Zeiten des Gebetes und der Fasten erheischten einige Kenntniß der Astronomie, — eine Wissenschaft, die deßhalb seit dem Beginne des Islam mit Vorliebe gepflegt wurde. Die Berechnung der Erbschaften nach den Vorschriften des Koran verlangt wenigstens einige Kenntniß der Algebra, deren Ausbildung durch die Zahlzeichen, die die Araber aus Indien erhielten, erleichtert wurde. Auf denselben Fundamenten ward auch die Rechtswissenschaft auferbaut, welche auf den vier Säulen, — Koran und Tradition, das Herkommen und seine Vergleichung mit dem geschriebenen Buchstaben beruht.

Das Studium der allgemeinen Geschichte galt anfangs nicht bloß für etwas Ueberflüssiges, sondern ward sogar für nachtheilig und von den eifrigen Scholastikern als der Religion des Islam widerstrebend, verdammt. Man zeichnete bloß die verschiedenen Traditionen der Jahrhunderte der Erleuchtung auf, verfuhr aber dabey so gewissenhaft, daß selbst die kleinsten Abweichungen angeführt wurden. Zugleich wurden alle Personen namentlich aufgezählt, durch welche die Ueberlieferung auf die Nachwelt gekommen ist. Die erste Geschichte oder richtiger Sagensammlung dieser Art war die Geschichte der Moslim von Ibn Ischak, dem Tabari und andere nachfolgten. Aus diesen Werken haben die spätern Annalisten, wie Ibnal Jawsi und Ibn al Athir, ohne die Quellen anzugeben, wie dieß die ältesten Chroniker gethan haben, bloß die Thatsachen, welche sie für die glaubwürdigsten hielten, entnommen; ihre Werke wurden in der Folgezeit noch mehr abgekürzt und zusammengezogen. Auf diese Weise entstanden die Annalen des Abulfeda und Assojuti, welche den vollständigen Werken des Ibn al Athir und Tabari nicht weniger nachtheilig waren, als die Auszüge des Justin und Florus den Geschichtsbüchern des Trogus Pompejus und Tacitus.

Das Sektenwesen, welches auch bey den Moslim gar frühe um sich griff, gab bald zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Theologie oder zur scholastischen Philosophie Veranlassung, welche vorzüglich durch die Uebersetzung des Aristoteles in's Arabische zu einer eigenen umfangsreichen Wissenschaft ausgebildet wurde. Vor ihrer Herrschaft über die Besitzungen des byzantinischen Reiches in Asien und Afrika und der unmittelbaren Berührung mit den Griechen oder griechisch gebildeten Syrern und Armeniern ist von einer eigentlichen Philosophie und Mathematik, unter den Bewohnern der westlichen Halbinsel Asiens, keine Spur vorhanden. Die Folgen dieser Verbindung mit den Christen zeigen sich schon mit dem Beginne des zweyten Jahrhunderts der Hedschra. Es erhebt sich jetzt auf der Grundlage von Uebersetzungen aus der syrischen, griechischen und armenischen Sprache eine arabische Literatur von welthistorischen Folgen. Die Araber haben zuerst die Weisheit und Wissenschaft des Alterthums im lateinischen Westen verbreitet und sie sind heutigen Tags noch die Lehrer der gebildetsten Orientalen. Der berühmte Brahmane Rammohun Roy ist vermittelst der arabischen Literatur zu den Griechen durchgedrungen. Es ergriff nun die Nation ein großer Durst nach Wissenschaft; man übersetzte alle Werke aus den verschiedensten Sprachen, die man erlangen konnte; nur durften sie sich nicht auf Vielgötterey beziehen. Selbst aus dem Persischen ward bereits in dem zweyten Viertel des achten Jahrhunderts (730) eine Geschichte der Sassaniden übersetzt. *) Astrologie und Alchemie stammen aus den Jahrhunderten vor Muhammed und konnten, obgleich von der Sunna verdammt, durch den Islam nicht verdrängt werden; die Alchemie ist bekanntlich die schlechtere Mutter der vortrefflichen Tochter Chemie, um deren Ausbildung sich die Araber große Verdienste erworben haben. Die Arzneywissenschaft wie die verständige Naturforschung überhaupt ist ihnen aber aus der Fremde, von den Griechen und Armeniern, gekommen. **)

*) Massudi in den Notices VIII. 165.

**) Die meisten Thatsachen dieses Abrisses der arabischen Literatur-Geschichte sind theils der vortrefflichen Einleitung zur Uebersetzung des Ibn Challikan von Baron de Slane theils dem Werke des Arabers selbst entnommen.

Genealogische Untersuchungen und Chroniken einzelner Städte gehören zu den frühesten Erzeugnissen der arabischen Literatur; es wird hierin zwar über das Leben und die Werke der Gelehrten aus der Stadt und der benachbarten Distrikte Bericht erstattet, aber eine allgemeine muselmanische Biographie, nach dem Alphabete geordnet, hat zuerst Ibn Challikan, Schems eddin, Sonne der Gläubigen zubenannt, unternommen und ausgeführt. Der Verfasser dieses großen und wichtigen Werkes, aus einer Familie von Balkh abstammend, ward zu Arbela (am 22. September 1211) geboren und starb zu Damaskus (am 29. Oktober 1282) im 71. Jahre seines Alters. Ibn Challikan erfreute sich des Umganges und des Unterrichts der berühmtesten Männer seiner Zeit, namentlich auch des bekannten Historikers Ibn al Athir, den er mehrmals anführt (so S. 444); er war ein Dichter, ein Rechtskundiger, ein Theolog und Geschichtschreiber und hat in allen diesen Zweigen, nach dem Urtheile seiner muselmanischen Biographen, Tüchtiges geleistet. Keines seiner Werke ist aber so berühmt und in Europa so allgemein bekannt, als seine im Jahre 1256 vollendete allgemeine muselmanische Biographie, die folgenden Titel führt: Sterbebuch ausgezeichneter Männer, und Geschichte der Söhne der Zeit. Es enthält dieses, in so viele Zweige der Wissenschaft eingreifende und uns nach allen Seiten hin fördernde Werk nicht weniger als 865 größere und kleinere Artikel, worin von dem Verfasser nicht sowohl das allgemein Geschichtliche, das in vielen andern Werken zu lesen ist, sondern vorzüglich einzelne Vorfälle, Anekdoten, witzige Einfälle und leider auch eine Masse leerer Gelegenheitsgedichte mitgetheilt werden. Es haben mehrere Schriftsteller Nachträge und Fortsetzungen zum „Sterbebuch“ geliefert; sie sind aber sämmtlich hinter Ibn Challikan, dessen Werk selbst in's Persische übersetzt wurde, zurückgeblieben. Herr Baron de Slane hat durch die Uebertragung dieses mit vielen Noten und Erläuterungen versehenen Werkes, das hoffentlich bald im Drucke vollendet seyn wird, um die Verbreitung der Kenntniß der arabischen Literatur und der muhammedanischen Geschichte im Allgemeinen sich ein großes Verdienst erworben. Der Literator, der Geschichtschreiber und Geograph wird mit gleichem Nutzen das biographische Wörterbuch zu Rathe ziehen; es ist dieß ein unentbehrliches Supplement zur Biographie universelle. Man vergleiche nur z. B. den Artikel Ibn Sina, von uns gemeinhin Avicena genannt, die Lebensbeschreibung des vorhin bereits erwähnten Nisam al Mulk, d. h. Ordner des Staates, Wesir des Seldschukenfürsten Malek Schah, und Jaafar's des Barmekiden, eine der ausführlichsten Biographien des ganzen Werkes und viele andere. Wie scheußlich erscheint uns hier nicht der Despotismus selbst in der Person des gepriesenen Harun al Raschid! Aus dem Leben des Salah eddin (S. 167 folg.) d. h. Wohl der Religion (dieser Salah eddin ist nicht mit dem berühmten Sultan gleichen Namens zu verwechseln) erfahren wir gelegentlich, daß dieser aus Arbela, der bekannten Stadt unfern Mosul, stammende Dichter und Staatsmann im Jahre 1229 im Namen des Al Malek al Kamil von Aegypten und Syrien mit Kaiser Friedrich II. den Frieden unterhandelt und abgeschlossen hat. Salah schrieb hierauf seinem Gebieter: Der Kaiser hat es versprochen und hat sein Wort gegeben, daß wir einen dauernden Frieden haben sollen. Er mußte ihn durch einen Eid bestätigen; wenn er ihn bricht, so soll er das Fleisch seiner linken Hand essen müssen. (Vergl. Reinaud Extraits des Historiens arabes relatifs aux Croisades, 428).

C. Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Geographie und Geschichte von Altgriechenland und seinen Colonien von Dr. Franz Fiedler, k. Professor am Gymnasium zu Wesel ꝛc. Leipzig 1843, S. X und 650 gr. 8.

Veranlaßt durch einen Wunsch seines Verlegers, daß er ein Handbuch der griechischen Geschichte ausarbeiten möchte, „welches nach Umfang und Einrichtung seiner römischen gleiche," hat der zuvor schon rühmlich bekannte Verfasser ein Werk geliefert, welches nicht bloß der studirenden Jugend und gebildeten Freunden des griechischen Alterthums vielfache Belehrung gewährt, sondern auch in mancher Beziehung selbst für Historiker nicht ohne Nutzen seyn dürfte, da er bey der Abfassung desselben nicht bloß die Schriften der Alten stets, sondern auch die Untersuchungen der neueren Gelehrten, so weit ihm dieselben zugänglich waren, gewissenhaft zu Rathe zog, und vorzüglich bey der Behandlung der ältesten Geschichte Griechenlands die Abwege klug vermied, auf welche schon viele Gelehrte geriethen. Er hat die Urgeschichte der Griechen weder bloß oberflächlich berührt, und aus den Quellen nur diejenigen Angaben entnommen, welche ihn besonders ansprachen oder leicht zu deuten schienen, noch auch die Sagen im buchstäblichen Sinne gefaßt, und sein Augenmerk daraufgerichtet, die Widersprüche, welche dieselben enthalten, durch historische Kritik zu beseitigen, sondern er hat sie als das angesehen, was sie ursprünglich waren, als symbolische Ausdrucksweisen von Ueberresten alter Ueberlieferung und von verschiedenen Ansichten und Verhältnissen.

Die entgegengesetzten Resultate, zu welchen die zur Aufhellung der griechischen Urzeit auf sehr abweichenden Wegen unternommenen Forschungen der neueren Zeit führten, machen es allerdings schwer, über das sogenannte pelasgische Zeitalter Licht zu verbreiten, und aus der Masse des vorliegenden Stoffes das Wichtigste auszuwählen. Allein die Schwierigkeit, welche die Behandlung der Geschichte jener dunklen Periode darbietet, berechtigt einen Geschichtschreiber keineswegs, sie nur flüchtig zu berühren, da in dieser mythischen Zeit das politische, wie das religiöse Leben der griechischen Volksstämme wurzelt und sich aus ihr herausbildet, weßhalb sie selbst in einem Handbuche aus dem Kreise der geschichtlichen Darstellung nie ohne großen Nachtheil für dasselbe ausgeschlossen werden kann. Zwar konnte der Verfasser bey den engen Gränzen, welche ihm die Bestimmung seines Buches vorzeichnete, auf eine erschöpfende Behandlung der alten Mythen nicht eingehen, sondern mußte sich auf die für die Kenntniß der Urzeit besonders wichtigen beschränken; indeß gibt er selbst bey dieser Beschränkung der Anzahl der zu erörternden Sagen so viele Andeutungen, daß der Leser den Standpunkt, auf welchem sich die Forschungen über die griechische Urzeit gegenwärtig befinden, leicht zu erkennen und sich eine ziemlich klare Vorstellung von der Urzeit zu bilden vermag.

Bey der Behandlung der Geschichte der historischen Zeit erzielte er fast überall eine dem Zwecke des Werkes angemessene Vollständigkeit der aufzu-

zeichnenden Thatsachen; besonders ist die Geschichte der beyden Hauptstaaten des griechischen Mutterlandes, Athen und Sparta, mit der ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung entsprechenden Ausführlichkeit behandelt. Die übrigen Staaten des eigentlichen Griechenlandes treten im Vergleiche mit diesen allerdings in den Hintergrund, so daß aus ihrer Geschichte nur die wichtigsten Ereignisse angeführt werden können, wie dieß Heeren in seinem Handbuche der Geschichte der Staaten des Alterthums gethan hat. Allein Herr Professor Fiedler hat sie fast sämmtlich mit Stillschweigen übergangen, was wir schon deßhalb nicht billigen können, weil er bey der Abfassung seines Werkes doch zunächst solche Leser im Auge hatte, bey denen man noch keine vollständige Kenntniß der bedeutendsten Schicksale und Veränderungen, welche jene Staaten erfuhren, voraussetzen kann. Dagegen finden wir es sehr zweckmäßig, daß er die Geschichte der griechischen Colonien gehörig berücksichtigte, insofern sich gerade in ihnen der griechische Volksgeist in den mannigfaltigsten Formen entwickelte, und das griechische Leben in einigen derselben noch zu einer Zeit bestand, wo das Mutterland schon längst römischer oder byzantinischer Herrschaft gehorchte.

Bedauern müssen wir, daß sich der Verfasser auf die Erzählung der politischen Geschichte beschränkte, und die großen Leistungen der alten Griechen in Kunst und Wissenschaft übergieng. Hätte er sich in dem geographischen Theile kürzer gefaßt, und denselben auf die Hälfte der Bogenzahl, die er ihm gab, beschränkt, so würde er, ohne den Umfang des Buches zu weit auszudehnen, für die Culturgeschichte Raum genug gefunden haben. Wenn die Culturgeschichte überhaupt als der eigentliche Kern und das Mark aller Geschichte die vorzüglichste Beachtung verdient, so ist dieß ganz besonders bey der Geschichte der Griechen der Fall, welche ihre weltgeschichtliche Bedeutung nicht den Kriegsthaten, die sie vollbrachten, sondern ihren großen und glänzenden Leistungen in den verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens und den vollendeten Kunstwerken, welche ihr schöpferischer Geist gestaltete, zu verdanken haben, weßhalb wir die Uebergehung derselben in einem jeden Werke für einen großen Mißgriff erklären müssen. Eine Geschichte Griechenlands, in welcher nicht bloß die Veränderungen, welche die einzelnen Staaten erfuhren, und die Kriege, welche sie führten, in kräftiger Sprache erzählt, sondern auch die Ursachen und Einflüsse, durch welche sich die einzelnen Zweige der Künste und Wissenschaften entwickelten und zu ihrer Vollendung heranreiften, auf eine einleuchtende Weise nachgewiesen werden, muß auf gebildete und für Edles und Großes empfängliche Leser einen ganz anderen Eindruck machen, als eine einfache Darstellung der politischen Veränderungen, wenn sie auch von einer Meisterhand geschrieben ist.

Bey einem Handbuche der griechischen Geschichte ist ferner eine zweckmäßige Anordnung und Einrichtung, so wie die Uebersichtlichkeit des verarbeiteten Stoffes von großer Bedeutung. Auch darf eine gefällige Darstellung nicht fehlen, welche von dem Wesen des griechischen Geistes durchdrungen seyn und sich auf den jetzigen Standpunkt der historischen Kunst erheben soll. In dieser Beziehung können wir erklären, daß der Verfasser keine Mühe scheute, um allen billigen Anforderungen zu entsprechen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir zu den einzelnen Theilen des Buches über. Daß die geographische Schilderung eines Landes zum Verständniß seiner Geschichte nothwendig ist, bedarf keines weiteren Beweises. Allein der Verf. hat die geographische Uebersicht, welche er der Geschichte Griechenlands vorausschickte, auf der einen Seite, wie schon bemerkt ward, zu weit (S. 1 — 156) ausgedehnt, so daß sie nach unserer Ansicht mit dem Umfange des Buches in keinem Verhältnisse steht, auf der andern aber unterlassen, die klimatischen Verhältnisse der einzelnen Provinzen in scharfen Zügen hervorzuheben, und den Einfluß derselben auf die eigenthümliche geistige und moralische Entwicklung ihrer Bewohner nachzuweisen, was uns allerdings nothwendig scheint, da sich nicht in Abrede stellen läßt, daß örtliche Verhältnisse und das Klima auf ganze Völker, wie auf einzelne Menschen, einen mächtigen Einfluß äußern.

Die vier letzten Capitel des geographischen Theiles (S. 156 — 193) enthalten sehr schätzbare Nachrichten 1) über die Volksmenge in einzelnen griechischen Staaten, 2) über römische Strassen und den Zustand Griechenlands unter den Byzantinern, 3) über die Fortdauer der Hellenen und ihrer Sprache und die Themata des byzantinischen Reiches und endlich 4) über Griechenlands Lage unter den Latinern und Türken, so wie über das neue Königreich Hellas und seine geographische Eintheilung.

(Fortsetzung folgt.)

Due cronache catalane intorno a fatti importantissimi sulla storia d'Italia del secolo XIII. et XIV. Una di Raimondo Muntaner, l'altra di Bernardo d'Esclot per la prima volta del loro originale tradotte in italiano, precedute da un ragionamento storico e seguitate da studi, note e documenti illustrativi da F. Moisè autore della storia de' domini stranieri in Italia. Firenze coi tipi della Galileiana. 1843. 8. Vol. I.

Beynahe zur selben Zeit beschäftigten sich deutsche, italienische und französische Gelehrte mit der Herausgabe eines catalonischen Schriftstellers, welcher durch seine lehrreichen Chroniken längst der Vergessenheit entrissen zu werden verdiente, aber erst ein halbes Jahrtausend nach seinem Tode dem größeren Publikum bekannt wurde. Raimund Muntaner, dessen Chronik jetzt auch durch den literärischen Verein in Stuttgart und zwar in der Ursprache dem Drucke übergeben werden soll, wurde im Jahre 1265 zu Peralada geboren, einer Stadt, welche bey dem Einfalle der Franzosen in Catalonien im Jahre 1285 zerstört wurde. Im Jahre 1300 gieng er nach Sicilien, wo er auf Seite der Aragonesen Antheil an dem Kriege gegen die Angiovinen nahm. Im Jahre 1303 schloß er sich an die berühmten catalonischen Banden Ruggiero's de Flor an, welche dem byzantinischen Reiche Hülfe brachten und sich später Athens bemächtigten. Die Erzählung dieser Begebenheiten bildet den Hauptgegenstand dieser Chronik; in ihrer Zusammenstellung zeichnet sich aber Muntaner durch eine Genauigkeit aus, welche die der byzantinischen Schriftsteller weit übertrifft. Er beschreibt die Kämpfe der Catalanen mit den Türken bis Ruggiero bereits zum Cäsar erhoben, durch den Verrath Michaels des Kaisersohnes mitten in der Siegeslaufbahn am 28. März 1305 sein Leben verlor. Als auch Berengar von Estença durch Verrath dem Heere genommen wurde, trat Muntaner, ein zweyter Xenophon an die Spitze desselben und beredete es zum Rachekriege gegen die Griechen, welche von Gallipoli aus 7 Jahre lang von dem fränkischen Heere befehdet wurden. Auch später, als der Krieg durch die Ankunft des Infanten Ferdinando von Majorca in Griechenland eine andere Wendung nahm, blieb Muntaner eine der bedeutendsten Personen im Heere und hatte von den geheimsten Tractaten Kenntniß. Endlich verließ das Heer Gallipoli und zog auf dem festen Lande weiter bis Athen, dessen sich die Catalanen nach dem Siege über den Herzog Walter von Brienne bemächtigten. Muntaner war bey der Flotte geblieben, hatte seinen Freund Ticino Zacheria in den Besitz von Tassos gesetzt, dann aber sich von dem Landheere verabschiedet, als sich dieses von dem Infanten losgesagt hatte. Auf Negroponte ward aber dieser von einer venetianischen Flotte gefangen, welche Tibald von Cepoy, ein Abgesandter Carls von Valoy, befehligte. Muntaner gleichfalls gefangen, wurde von dem Sieger dem catalanischen Heere in böser Absicht übergeben, trug aber hier den Triumph seiner Redlichkeit und seines wohlverdienten Ansehens davon. Er kehrte hierauf nach Sicilien, dann nach Catalonien zurück, um sich mit seiner Braut zu vermählen. Von K. Friedrich mit der Insel della Gerba an der afrikanischen Küste belehnt, begab er sich mit seiner Gemahlin dahin und blieb bis zum Ausbruche des Krieges K. Roberts von Neapel mit K. Friedrich von Sicilien 3 Jahre ruhig daselbst. Nochmal schloß sich später Muntaner an den Infanten Ferdinand an, als dieser die liebliche Isabella von Andria heirathete und deren Rechte auf Morea

geltend zu machen suchte; er erhielt aber zuerst den ehrenvollen Auftrag den kleinen Don Giacomo, den früh verwaisten Sohn Isabellens an den Hof seiner Großmutter, der Königin von Aragonien zu bringen, und als er sich desselben entledigt und nun sich zum Zuge nach Morea rüstete, kam die Nachricht von dem Tode des Infanten Ferdinand, und versetzte Muntaner wieder in den Schoß seiner Familie, welcher ihn dann im Jahre 1336 erst der Tod entriß.

Seine Chronik, die ausführlich beschreibt, was hier in Kürze als Lebensumriß des Verfassers mitgetheilt worden, ist zwar schon im Jahre 1558 gedruckt worden; allein erst der neuern Zeit war es vorbehalten, das interessante Werk, das über so viele Länder Aufschlüsse giebt, einer größern Benützung zugänglich zu machen. Buchon veranstaltete im Jahre 1840 eine getreue Uebersetzung in's Französische, nachdem er sich von der Ungenauigkeit der im Jahre 1824 verfaßten überzeugt hatte. Moisé bemühte sich, Sinn- und Wortgetreu den Catalanen im Italienischen wieder zu geben. Wir werden ihn auf deutschem Boden im Original erstehen sehen. Es steht nun nichts mehr im Wege ihn umfassend zu benutzen.

Als Einleitung zu dieser Chronik hat Herr Moisé einen kurzen Abriß der Geschichte des Aufbaues der germanischen Staaten auf den Trümmern des römischen Reiches gegeben, doch ist der universalhistorische Standpunkt dem Italiener noch neu und er bewegt sich gezwungen und linkisch auf demselben. Es gehören hiezu mehr Particularkenntnisse der einzelnen Länder, als die meisten italienischen Gelehrten besitzen dürften. Doch beruht im Ganzen die philosophische Auffassung in dieser universalhistorischen Uebersicht, nicht sowohl auf subjectiven Anschauungen, als auf Abstractionen, die

aus richtigem Studium der Thatsachen hervorgiengen, obgleich auch hier manches Willkührliche und Irrige noch mit unterläuft. So ist ihm die Erhebung, die die Kreuzzüge hervorbrachte, ein slancio fanatico; Richard Löwenherz wurde, als er Deutschland durcheilte, Gefangener ad Eraberg col duca Leopoldo d'Austria, u. dergl. In Bezug auf Friedrich Barbarossa führt der Verfasser die bezeichnenden Worte des Francesco Farti an: „Wenn Friedrich statt ein deutscher König, ein italienischer und von italienischen Kräften unterstützt gewesen wäre, so konnte der Constanzer Frieden die Grundlage einer politischen Verfassung der Monarchie werden, die durch die Macht der Großen, der Gemeinden, durch gute richterliche Formen und die Souveränität von Nationalversammlungen gemäßigt gewesen wäre. Aber Friedrich konnte sich in Italien nur auf deutsche Kräfte stützen; während die Städte, welche ihm beständig zugethan waren, wie Pisa und Pavia, in Wirklichkeit wie Republiken regiert waren und sehr geringe Verpflichtungen gegen das Reich hatten; die Markgrafen und Grafen, deren Gesinnung sich stärker auf die Seite des Kaisers neigten, hatten nicht so viel Kraft, um den Städten widerstehen zu können, so daß in Wirklichkeit die Kaiser mehr durch Verträge als auf Befehle im Falle der Noth aus Italien Hülfe an Geld und Mannschaft hatten.“ — Gewiß würde es der Mühe lohnen, eine Geschichte der Hohenstaufen vom italienischen Standpunkte aus zu schreiben.

Die Chronik d'Esclots soll erst in einem spätern Bande folgen, und wird deßhalb auch nachträglich besprochen werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1814.

Geographie und Geschichte von Altgriechenland und seinen Colonien ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wir glauben, daß der Verfasser besser gethan haben würde, wenn er die drey letzten Capitel in etwas veränderter Form an das Ende seines Werkes verwiesen und sie als eine Uebersicht der Geschichte Griechenlands während des Mittelalters und der neueren Zeit an jene des Alterthums angereiht hätte. Was die Fortdauer der alten Griechen und ihrer Sprache anbelangt, so erklärt sich Hr. Prof. Fiedler entschieden für die gewöhnliche Annahme. „Mögen auch, sagt er (S. 180 flg.), die eingewanderten Slaven der griechischen Bevölkerung, die sich vorzugsweise auf dem Lande und in den Gebirgsgegenden unvertilgt erhielt, an Zahl überlegen gewesen seyn, so hat sich doch das rohere slavische Element bald der griechischen Sprache und Religion unterworfen, zumal als unter den Kaiserinnen Irene (783) und unter Theodora (840) der Peloponnes dem byzantinischen Throne wieder unterworfen, und dadurch das bis dahin unterdrückte hellenische Leben wieder erweckt wurde. Von einem Aussterben oder Ausrotten der griechischen Nation (S. 182) kann also nicht die Rede seyn. Die herrschende slavische Bevölkerung verlor unter den mit ihr lebenden Hellenen ihre Nationalität und Sprache und wurde selbst griechisch. Nur viele Ortsnamen erinnern noch an das ehemalige Daseyn einer slavischen Bevölkerung, wie dergleichen auch in andern ehemals von Slaven bewohnten deutschen Landschaften vorkommen z. B. in Sachsen, dem ehemaligen Sorbenlande. Wer aber aus diesem Umstande folgern wollte, daß die jetzige Bevölkerung keine rein germanische, sondern slavischer Abstammung und Mischung sey, würde einen falschen Schluß ziehen. Die in die germanische Urbevölkerung eingedrungenen Slaven in Meißen und Thüringen giengen sammt ihrer Sprache eben so unter, wie die Slaven auf dem Peloponnes und in Hellas; nur wo die ächten Hellenen nicht sehr zahlreich waren, in Epeiros, Makedonien, Thrakien, Mösien und Illyrien konnte sich das slavische Element bis auf den heutigen Tag behaupten.“

An das Ende der geographischen Abtheilung schließen sich zwey Abschnitte an, von denen besonders der erste, welcher chronologische Vorbemerkungen umfaßt (S. 193 — 204), viele bedeutende Winke giebt; der zweyte enthält die Eintheilung der Geschichte Griechenlands (S. 204 — 207). An der Spitze der chronologischen Bemerkungen steht die eben so inhaltschwere als wohlbegründete Behauptung Niebuhr's, daß die älteren Zeitangaben der Griechen vor dem Anfange der Olympiaden Träume oder Erdichtung seyen, daß selbst bis zur Zeit der Perserkriege, mit denen das eigentlich historische Zeitalter anfängt, die chronologische Unsicherheit noch fortdauere, und die Geschichte jener Zeit selbst noch den Charakter freyer epischer Dichtung trage. Wenn der Verfasser annimmt, daß diese Ansicht jetzt wohl allgemeine Anerkennung und Billigung gefunden habe, so können wir ihm nicht ganz beystimmen. Diejenigen, welche sich mit dem Studium der Quellen der griechischen Urgeschichte be-

schäftigt haben, werden sich allerdings von der Richtigkeit der von Niebuhr ausgesprochenen Behauptung sattsam überzeugt haben, keineswegs aber alle diejenigen Freunde der griechischen Geschichte, welchen dasselbe fremd ist. Sonst würde man keine vergebliche Mühe mehr anwenden, um die chronologischen Widersprüche, welche sich in den mythischen Erzählungen finden, auszugleichen und die verschiedenen Angaben in Uebereinstimmung zu bringen, ohne zu bedenken, daß die meisten Zahlen, welche in den Mythen vorkommen, nur eine symbolische Bedeutung haben, und daß die Heroen, von denen sehr viele ursprünglich der Götterwelt angehörten, keiner bestimmten Zeitperiode zugewiesen, also auch in kein chronologisches Verhältniß gebracht werden können, ja daß selbst nach dem trojanischen Kriege noch eine große Anzahl von Sagen entstand, welche kein vorsichtiger Forscher ohne nähere Prüfung in die Geschichte aufnehmen darf.

Die Eintheilung, welche der Verfasser seiner griechischen Geschichte gab, ist sehr zweckmäßig. Er unterscheidet fünf Perioden, von denen die erste (v. 2000 — 1100) die vorgeschichtliche oder pelasgische und heroische Zeit, die zweyte (v. 1100 — 500) die Zeit der dorischen Wanderung und der politischen Entwicklung Griechenlands, die dritte (v. 500 — 431) die Zeit der persischen Kriege und inneren Kämpfe um die Hegemonie bis zum Anfang des peloponnesischen Krieges, die vierte (v. 431 — 338) die Zeit des peloponnesischen Krieges und der thebäischen Hegemonie bis zum Untergange der griechischen Freyheit bey Chäronea, endlich die fünfte (v. 338 — 146 v. Chr.) die Zeit der macedonischen und römischen Kriege, des achäischen und ätolischen Bundes bis zur Zerstörung Korinths enthält.

Wir wollen nunmehr einzelne Punkte einer näheren Betrachtung unterstellen, und dieselben zunächst aus den beyden ersten Perioden wählen, theils weil der Verfasser gerade hier sein redliches Streben nach historischer Gewißheit am besten bewährte, theils vorzüglich deßhalb, weil für diesen Theil der griechischen Geschichte wegen der eigenthümlichen Beschaffenheit der Quellen am meisten zu thun ist. In Bezug auf die Bedeutung des Namens der Pelasger, welche als die ältesten Bewohner Griechenlands erscheinen, tritt der Verfasser der Ansicht C. Otfried Müllers bey (S. 208), daß derselbe (von πέλειν und ἄργος abgeleitet) Bewohner von ebenen Gefilden und Thälern, im Gegensatze von Bergbewohnern, bezeichne. Ist diese Ableitung richtig, so können wir uns unter den Pelasgern kein großes Urvolk denken, wie es manche Forscher thaten, welches in der späteren Zeit bis auf wenige, an einzelnen Orten zerstreute, Ueberreste untergieng, sondern nur einen Theil der kleinasiatischen, griechischen und italischen Bevölkerung, der diesen Namen von der Beschaffenheit seiner Wohnsitze und der dadurch bedingten Beschäftigung mit dem Ackerbau erhielt. Außer dem Namen der Pelasger begegnen wir in der Urzeit noch vielen anderen Namen, welche manche Geschichtschreiber bestimmten, den Zweigen und Stämmen, welche dieselben tragen, alle Verwandtschaft mit den Pelasgern abzusprechen. Hr. Prof. Fiedler hat sich von diesem Irrthume frey gehalten, und sehr wohl erkannt, daß diese Namen nur Theile der Pelasger bezeichnen, die außer dem allgemeinen Namen noch besondere, von der Beschaffenheit des Landes, das sie bewohnten, oder von anderen Eigenthümlichkeiten und Verhältnissen entlehnte Namen führten, wie die Kranaer in Attica, deren Name von der steinigen und rauhen Beschaffenheit des Landes entlehnt ist, die Danaer in Argolis, welche nach der Ansicht des Verfassers von der von ihnen bewohnten wasserarmen Ebene so hießen, die Aegialeer oder Bewohner der Küste von Achaia; in Böotien treffen wir die speciellen Bezeichnungen Hyanten, Hekrenen, Aonen, Temmiker, Kadmeonen und Tyrrhener an.

Der Ansicht aber, welche der Verfasser (S. 215) von den Wanderungen der Pelasger aufstellt, können wir nicht beytreten. Er glaubt nämlich, daß die Nachrichten der Alten von den Wanderungen der Pelasger zunächst von jenem Theile verstanden werden müssen, welcher unter dem Namen der pelasgischen Tyrrhener oder tyrrhenischen Pelasger auftritt. Diese Pelasger, welche er im Gegensatze zu den übrigen seßhaften als wanderungslustige, zur Seeräuberey geneigte, Schaaren betrachtet, über deren ursprüngliche Heimath

schon die Alten keine bestimmte Auskunft zu geben wußten, sind nach seiner Ansicht das von Strabo erwähnte, viel umherstreifende und zu Auswanderungen schnell bereite Volk, welches an der Westküste Kleinasiens, im Besitze von drey Larissen, in der Nähe Iliens, auf der Ebene am Kaystrus und bey Kyme, schnell zu großer Macht gelangte, aber auch plötzlich wieder verschwand, als die Aeolier und Jonier sich in diesen Gegenden niederließen. Diesen Schaaren sollen die Athenäer (S. 216) den Namen Pelargi (Störche) wegen der Aehnlichkeit mit diesen Zugvögeln beygelegt haben. Wir glauben, daß diese tyrrhenischen Pelasger nur dem Namen nach von den übrigen verschieden waren, so daß wir über ihre Heimath nicht im Zweifel seyn können, und selbst der Name der Tyrrhener scheint uns, wie jener der Pelasger, von einer Eigenthümlichkeit entlehnt zu seyn, welche Bewohner ebener und flacher Gegenden vor Jägern und Nomaden auszeichnet. Es ist bekannt, daß jene viel früher sich mit Ackerbau und den Künsten des Friedens beschäftigen, während die Bergbewohner durch die Beschaffenheit ihrer Wohnsitze mehr zum Hirtenleben angewiesen sind. In denjenigen Gegenden Griechenlands aber, in welchen der Ackerbau betrieben wurde, entstanden bald feste Wohnsitze, welche man bey der Unsicherheit, die in der Urzeit herrschte, durch starke Befestigung gegen räuberische Ueberfälle sicherte. Von diesen burg- oder thurmähnlichen Gebäuden (τύρρις), die an die kyklopischen Mauern erinnern, trug nach unserer Vermuthung ein Theil der Pelasger den Namen Tyrrhener.

Ferner scheint die Behauptung, welche Plaß in seiner griechischen Geschichte aufstellte, daß die Bewohner von Kleinasien, Griechenland, Macedonien, Thracien, Epirus und Italien einem und demselben großen Volksstamme angehörten, nach allen Sagen und Eigenthümlichkeiten der Bewohner dieser Länder keinem Zweifel unterworfen zu seyn. Ist nun diese Ansicht gegründet, so kann es nicht befremden, warum wir die Namen der Tyrrhener und Pelasger nicht bloß in Kleinasien und Griechenland, sondern auch in Italien finden. Die spätere Zeit, welche die ursprüngliche Verwandtschaft

der Bewohner jener Länder nicht berücksichtigte, mußte, um die weite Verbreitung jener Namen und das Auftreten der Pelasger an so verschiedenen und entgegengesetzten Punkten zu erklären, zu einem Mittel ihre Zuflucht nehmen, welches man auch zur Erklärung der weiten Verzweigung des Cultus vieler Götter und Heroen gebrauchte, nämlich zur Wanderung. Wie man die Götter und Heroen jener Orte, wo sich ihr Name vorfand, oder wo sie Verehrung genossen, selbst besuchen ließ, um sich diese Erscheinung zu erklären, so veranlaßte die weite Verbreitung der Namen der Pelasger und Tyrrhener die Annahme, daß sie, durch widrige Geschicke verfolgt oder von Wanderungslust angetrieben, sich allmählig nach verschiedenen Richtungen zerstreut haben. Aus diesem Grunde ließ man nicht bloß den Heros Pelasgus, welcher das ganze Volk vertritt, theils von Argos nach Arcadien, theils aus dieser Provinz oder aus Thessalien nach dem Peloponnese ziehen, sondern man ließ auch die Tyrrhener und Pelasger in Etrurien und Latium aus Lydien und Thessalien dahin wandern, oder kehrte die Richtung dieser Wanderung um, und suchte die Heimath der pelasgischen Teukrer von Troja in Etrurien. Wenn nach der Eroberung des Peloponneses durch die Dorier eine Schaar der Tyrrhener vielfach umher getrieben wurde, so darf man aus dem Schicksale, welches dieselbe erfuhr, weder den Charakter des ganzen Volkes beurtheilen und dasselbe als wanderungslustig bezeichnen, noch von den Sitten dieser Schaar, welche durch die Berührung mit barbarischen Völkern ein eigenthümliches Gepräge erhielten, auf die Sitten der Pelasger überhaupt schließen.

Gewöhnlich folgert man aus einer Stelle des Herodot (II. 56), wo er von der Sprache der Pelasger redet, daß sie Barbaren gewesen seyen, und durchaus nicht als die Stammväter der Hellenen angesehen werden können. Der Verfasser erkannte sehr wohl (S. 209), daß diese Annahme des Vaters der Geschichte auf einem falschen Schluße beruht, welchen derselbe aus der Sprache der zu seiner Zeit in Macedonien, in Plakia und Skylake am Hellespont wohnenden Pelasger im Vergleiche mit der veredelten und verfeinerten griechischen macht.

Diese Verschiedenheit, sagt er ganz richtig, kann gewiß nicht größer gewesen seyn, als etwa zwischen dem Neuhochdeutschen und dem Althochdeutschen Statt findet. Zugleich erinnert er an die pelasgischen Arcadier, welche vom Anbeginne an griechisch und den übrigen Hellenen verständlich sprachen, eine Thatsache, welche allein hinreicht, Herodots Vermuthung zu widerlegen. Jene ausgestoßenen, in der Fremde unter Barbaren lebenden, tyrrhenischen Pelasger am Hellespont mußten sich freylich allmählich (S. 215 flg.) in Bezug auf Sitten und Sprache so weit von ihren Stammvätern entfernen, daß ihre Sprache zu Herodots Zeit den jonischen Colonisten unverständlich seyn mochte, und sie selbst deßhalb für ein von den alten Pelasgern in Griechenland ganz verschiedenes Volk angesehen werden konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841 8.

(Fortsetzung.)

II.

Die Münzvereinigungen der Bischöfe von Würzburg mit anderen Münzherren im fünfzehnten Jahrhunderte.

Vom k. Studienlehrer Hrn. Dr. G. J. Keller.

Nach einigen einleitenden Worten über Tauschhandel und den Uebergang von diesem zu einer festeren Bezeichnung des Werthes der Dinge durch geprägtes Metall, über Geltung der römischen Münzen von Parthien bis zu den Säulen des Herkules, und von Numidien bis zu den Skythen und Sarmaten, kommt Hr. K. auf die mittelalterlichen Münzen und insbesondere auf die des deutschen Reichs, dessen Kaiser und Könige das Münzrecht mit freygebiger Hand an geistliche und weltliche Fürsten, Städte ꝛc. gespendet. Die mittelalterlichen Münzen hätten nur in sehr engen Gränzen ihre volle Geltung gehabt. Mit jedem Münzrecht sey gewöhnlich der Münzbann verbunden gewesen, so, daß Städte oft nur hinsichtlich der Geltung der von ihnen geprägten Münzen auf ihr Weichbild beschränkt gewesen. Daher sah man damals bey den Münzen nicht auf lange Dauer, der Handel trug sie nicht sonderlich weit, und der Nachfolger schmolz seines Vorfahren Münze nicht selten ein, damit seine eigenen Stempel allein kursiren konnten. Seit der Zunahme des Verkehrs suchte man, im Gefühle des Hemmenden des Münzbannes, durch gütliche Uebereinkunft, durch wechselseitige Zugeständnisse, durch Verträge und förmliche Münzvereinigungen dem Mißstande abzuhelfen, die Seinigen vor Schaden zu bewahren und der eigenen Münze einen größeren Kreis der Geltung zu eröffnen. Hierin blieben die Wirzburger Bischöfe gegen keinen der übrigen Reichsstände zurück.

In den ältesten Zeiten ward das Silber ziemlich unvermischt verprägt und gewogen. Mit dem zwölften Jahrhunderte begann die Legirung der edlen Metalle, was bey der übergroßen Zahl der Münzstätten in Deutschland eine solche Verschlechterung des Gehaltes und eine so große Verwirrung zum Schaden der Unterthanen erzeugte, daß man durch Verträge den Feingehalt der verschiedenen Arten von Münzen, so wie die Zahl derselben, welche aus dem rauhen Mark kölnisch geprägt werden sollten, bestimmen mußte.

König Wenzel erließ zu Nürnberg 14. September 1390 Bestimmungen, welche die Verschlechterung der Münze verhüten sollten und begehrte von jedem Münzherrn einen Revers, daß er der vom König mit dem Rathe seiner lieben Getreuen, Fürsten, Grafen und Herrn, gegebenen Münzordnung treu nachleben wolle, und bevor er diesen Revers nicht gefertigt und gesiegelt, hat er kein Recht zu münzen, und wagt er es dennoch zu münzen, so gilt sein Gepräge für falsch. Die Bischöfe von Wirzburg, Bamberg, Augsburg, die rheinischen Pfalzgrafen, der Burggraf von Nürnberg, der Landgraf von Leuchtenberg, die Grafen von Wertheim und Hohenlohe stellten ihre Reversbriefe aus. Hr. K. hält dafür, daß der von Wenzel erlassene Gebotsbrief kein Alle verbindendes Reichsgesetz, sondern mehr eine Convention einiger süddeutscher Münzherrn mit dem Könige sey, über die Art und Weise, wie künftig Schrot und Korn der Pfennige beschaffen seyn solle (25 Pfennige auf 1 Loth, und aus klöthigem Silber geprägt). Die Form eines königlichen Gebotes sey beliebt worden, um dadurch eine desto treuere Befolgung der in demselben enthaltenen Satzungen zu bezwecken. Dieß zeige die geringe Zahl der unterstegelten Münzherrn und der Umstand, daß man sich bey einem Reichsgesetze nicht erst zu dessen Befolgung förmlich verpflichten müsse. Hr. K. betrachtet demnach diesen Gebotsbrief als die erste Münzvereinigung eines Wirzburgischen Bischofs mit andern Münzherrn (Hirsch, Münzarchiv I. 53).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Geographie und Geschichte von Altgriechenland und seinen Colonien ꝛc.

(Fortsetzung.)

Neben den Pelasgern und den einzelnen Zweigen, in welche sie zerfielen, werden in der Urzeit noch die Leleger und Karier nicht bloß als Bewohner vieler Provinzen Griechenlands, sondern auch auf den Inseln und in Kleinasien erwähnt; und außer ihnen noch Kureten, Kaukonen und Dryoper angeführt. In welchem Verhältnisse nun die Leleger zu den Pelasgern standen, läßt sich nicht bestimmt ermitteln, wohl aber wissen wir, daß sie mit den Kariern verwandt waren und mit diesen in sehr enger Verbindung standen. Hat die genealogische Verbindung, in welche Herodot (I. 171) die Karier mit den Mäoniern und Phrygiern bringt, deren Stammväter er Brüder nennt, historischen Gehalt, woran wir nicht zweifeln, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Leleger und Karier mit den Pelasgern gleicher Abkunft waren, und sich bloß durch ihre Namen von diesen unterschieden, da die Mäonier (Lydier) pelasgischer Abkunft waren. Auch spricht der Umstand, daß nach den besten Quellen die Leleger zu den Stammvätern der Aeolier gezählt werden, für ihren ächt griechischen Ursprung. Welche Bedeutung aber ihr Name hatte, läßt sich schwerlich mit Bestimmtheit ermitteln. Die Leleger für einen gemischten und gleichsam zusammengelesenen Volksstamm zu erklären, wie es der Verfasser (S. 216) thut, scheint uns eine gewagte Sache; denn ihr Name kommt auch in solchen Provinzen vor, in welchen keineswegs viele einzelne Zweige mit besonderen Namen erwähnt werden, aus deren Vereinigung zu einem größeren Ganzen sich die Entstehung ihres Namens ableiten ließe. Die Kureten in Aetolien dürften zu den Lelegern gehört haben, wie die Bewohner der Westseite des Peloponneses, die Kaukonen, die Dryoper aber scheinen pelasgischer Abkunft gewesen zu seyn.

Die Thracier endlich, welche in Attica, Boötien und Phokis erwähnt werden, dürfen, wie schon C. Otfried Müller bemerkte, nicht von den Bewohnern des Landes Thracien abgeleitet werden, sondern sie waren von den Pelasgern und Lelegern nur ihrem Namen nach verschieden, welcher Höhen oder Gebirgsbewohner, wie der Name „Pelasger“ Bewohner ebener Gegenden, bezeichnet.

Um dieser Ansicht von der Bedeutung der weit verbreiteten Namen der Pelasger, Tyrrhener, Leleger, Karier, Thracier und der vielen anderen, auf engere Gränzen beschränkten Namen, welche in der Urzeit neben einander erwähnt werden, einige Wahrscheinlichkeit zu geben, verweisen wir auf die älteste Geschichte von Deutschland. Die Bewohner unsers Vaterlandes zerfallen nach Tacitus in drey große Theile, Ingävonen, Istävonen und Herminonen, Namen, welche, wie man allgemein annimmt, keine bestimmten Volksstämme bezeichnen, sondern eine ganz allgemeine Bedeutung haben. Wie diese drey Namen, so scheinen auch die Namen Pelasger, Tyrrhener, Leleger, Karier und Thracier in der griechischen Urzeit eine ganz allgemeine Bedeutung gehabt zu haben. Wie aber Tacitus in Deutschland neben jenen allgemeinen Bezeichnungen noch

eine Menge anderer Namen anführt, welche kleinere Theile des großen germanischen Volksstammes innerhalb bestimmter Gränzen trugen, so war dieses auch in Griechenland der Fall, und wir glauben, daß man die einzelnen Zweige der Bewohner Griechenlands wegen dieser speciellen Namen eben so wenig für besondere, von den Ureinwohnern des Landes verschiedene, Stämme erklären darf, als man die einzelnen Zweige der germanischen Nation aus diesem Grunde für verschiedene Völker erklären oder ihnen verschiedenen Ursprung beylegen kann.

Die Bemerkungen des Verfassers über die politischen Verhältnisse und die Cultur der ältesten Bewohner Griechenlands (S. 211 fg.) enthalten sehr viele schätzbare Winke, aber auch manche irrige Annahmen. Daß man sich unter den ältesten Staaten Griechenlands nur kleine politische Vereine zu denken habe, unterliegt wohl keinem Zweifel. Aus der Vereinigung mehrerer derselben zu größeren Ganzen scheinen die Staaten der heroischen Zeit erwachsen zu seyn. Wie Attica nach der Erzählung des Thucydides (II. c. 15.) in der frühesten Zeit aus zwölf von einander unabhängigen Gemeinden oder politischen Vereinen bestand, welche später zu einem Gemeinwesen verbunden wurden, so dürfte auch der Umfang der übrigen Staaten anfangs unansehnlich gewesen seyn, und erst allmählich durch neuen Zuwachs jene Bedeutung erlangt haben, welche sie in der Zeit vor dem trojanischen Kriege hatten. Fast jeder Ort mit seinem Gebiete scheint eine besondere Gemeinde, einen eigenen Staat gebildet zu haben, wie dieß im Anfange der neuern Zeit bey den germanischen Völkern, besonders bey jenen in Dänemark und Norwegen der Fall war. Der Einfluß, welchen der durch geistige Vorzüge ausgezeichnete Priesterstand auf das Volk und die Regierung dieser kleinen Reiche hatte, läßt sich nach des Verfassers Ansicht nicht bestimmen. Er bemerkt bloß, daß wir von einer pelasgischen Priestercaste nichts wissen. Wir glauben, daß die Angaben, welche sich über die Eumolpiden, so wie über den Wirkungskreis der spartanischen Könige erhalten haben, zur Genüge beweisen, daß die Vorsteher oder Könige der kleinen Staaten oder Gemeinden in der Urzeit, wie die Oberhäupter der zwölf etruskischen Staaten, nicht bloß weltliche, sondern auch geistliche Oberherren waren, ohne daß wir deßhalb an besondere Priestercasten im ägyptischen Sinne denken. Die Könige der Dorier, welche die Einrichtungen der Urzeit am längsten in ihrer alten Einfachheit bewahrten, waren noch in der historischen Zeit die höchsten Verwalter aller religiösen Verhältnisse. Auch bey den Joniern, Achaiern und Aeoliern haben die Könige der heroischen Zeit den priesterlichen Charakter, der ihnen früher eigenthümlich war, noch keineswegs abgelegt, sondern sie verrichten noch immer die Opfer, welche den Göttern von Staatswegen dargebracht werden, und in Athen hat sich der königliche Name für jenen Archonten, welcher die Oberaufsicht über die religiösen Verhältnisse hatte, selbst nach der Aufhebung der königlichen Würde erhalten, was nach unserer Ansicht ein deutlicher Beweis ist, daß die oberste Leitung aller religiösen Angelegenheiten in der Urzeit mit der königlichen Würde auf das innigste verbunden war. Als aber die einzelnen Gemeinden oder kleinen Staaten zu größeren Ganzen verbunden wurden, und der kriegerische Charakter der heroischen Zeit sich in seiner ganzen Stärke entwickelte, scheint die priesterliche Würde der Könige bey vielen Zweigen des griechischen Volkes durch verschiedene Umstände allerdings an ihrer früheren Bedeutung oder ihrer Ausdehnung verloren zu haben, oder in eben dem Grade in den Hintergrund getreten zu seyn, in welchem ihre politische Macht an Umfang wuchs. Vielleicht trug auch der Umstand zu dieser Veränderung bey, daß bey der Verbindung mehrerer Gemeinden zu einem Staate der Gebieter desselben manchen von den früher unabhängigen und selbständigen Fürsten jener kleinen politischen Vereine wenigstens die oberste priesterliche Leitung der vorzüglichsten Culte seiner Gemeinde belassen mußte, um dieselben eher mit den neuen Verhältnissen zu befreunden, wie dieß bey den Eumolpiden in Attica der Fall gewesen zu seyn scheint, welche zwar ihre weltliche Oberherrlichkeit verloren, die höchste Leitung der eleusinischen Weihen aber behielten.

Die Herrscher der neuen Staaten konnten die Vorsteher der früher selbständigen Gemeinden nicht

aller Gewalt berauben, wenn sie ihre Eroberungen sichern wollten, sondern sie mußten ihnen Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zugestehen, und alle wichtigen Dinge vor der Ausführung zur Berathung und Bestätigung vorlegen. Aus diesen ehemaligen Herrschern dürfte wohl der Kern der Eupatriden oder des Adels hervorgegangen seyn, welcher in der heroischen Zeit die Gerusia oder den Senat der Könige bildet.

Daß die Könige, deren Namen sich aus der heroischen Zeit erhalten haben, nicht ohne weitere Prüfung der an dieselben geknüpften Sagen als historische Personen angenommen werden dürfen, sah der Verfasser (S. 213) sehr wohl ein. Allein deßhalb möchten wir noch keineswegs seiner Behauptung beytreten, daß die altattischen Königsnamen, wie die von Sicyon, Argos und andern Städten nur ersonnen seyen, um Lücken in der Chronologie auszufüllen, zu welchem Behufe man später einen Pandion II. und Kekrops II. erdichtet, und neben Erechtheus noch einen Erichthanius und Erysichthon geschaffen habe. Allerdings bezeichnen diese Namen nach den Resultaten, zu welchen die neuesten Forschungen führten, keine Könige der Urzeit; auch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die phantasiereichen Griechen viele derselben von Bergen, Flüssen, Orten und andern Gegenständen der Art entlehnt haben, theils um chronologische Lücken auszufüllen, theils um durch diese erdichteten Fürsten zu erklären, woher jene Gegenstände ihre Namen erhalten haben, da man sich die Entstehung derselben, wie es scheint, nur durch die Annahme erklären konnte, daß die Fürsten, in deren Gebiete jene Flüsse oder Berge sich befanden, ihre Namen auf dieselben übergetragen haben. Allein auf der anderen Seite läßt sich nicht verkennen, daß eine große Anzahl dieser Königsnamen von Prädikaten der einzelnen Götter und von religiösen Verhältnissen entlehnt, und demnach für die Mythologie und Religionsgeschichte von großer Bedeutung ist. In diese Classe gehören nach unserer Ueberzeugung unter vielen anderen die Namen Kekrops, Pandion, Erechtheus, Erichthonius und Erysichthon. In so ferne diese Namen ursprünglich keine Könige bezeichneten, mithin keiner bestimmten Zeit angehörten, war es sehr natürlich, daß man später, wo sie als Fürsten angesehen wurden, zur Beseitigung der chronologischen Widersprüche zwey Könige desselben Namens annahm.

Auffallend finden wir die Vorstellung, welche sich der Verfasser von Inachus, dessen Namen er aus der phönicischen Sprache ableitet (S. 212), und von seiner Tochter Io macht. Inachus bezeichnet ganz allgemein „Fluß", und erst von dem Namen des argivischen Flußes ward ein König gebildet, und als Herrscher über die an den Ufern desselben wohnenden Pelasger gesetzt, so daß man ihn unmöglich als den Repräsentanten einer phönicischen Handelsniederlassung am argolischen Meerbusen ansehen kann. Eben so wenig können wir uns überzeugen, daß die Wanderungen seiner Tochter Io sich so weit erstrecken, als die phönicischen Seefahrten reichten. Wir glauben, daß die Irren der Io mit diesen in gar keiner Beziehung stehen, sondern ursprünglich, wie Welcker in seiner Aeschyleischen Trilogie vermuthet (S. 127 fg.), den Lauf des Mondes versinnlichten.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841. 8.

(Fortsetzung.)

Die Convention scheint nicht in allen ihren Punkten vollzogen worden zu seyn, weil 7 Jahre später, 1397, die Stadt Nürnberg mit dem römischen König, den Bischöfen von Bamberg und Würzburg, dem Herzoge von Bayern und dem Burggrafen zu Oettingen sich verglichen, Pfennige zu münzen, deren 29 — früher 25 — auf ein Wirzburger Loth gehen sollten. Wie bey Wenzels Bestimmung von 1390 sollte das Silber 8löthig seyn. 105 Pfenige sollen 3½ Pfund alter Währung haben und einen rheinischen Goldgulden gelten.

Demungeachtet ward der Zweck, der Münzverwirrung zu steuern, nicht vollständig erreicht, weßhalb im Verlaufe des 15. Jahrhunderts viele Münzvereinigungen statt fanden, z. B. die Conventionen von 1434, 1437 (diese vom Hrn. Heller in seiner Beschreibung der Bam-

berger Münzen nicht erwähnt, und auch bey Hirsch und Schneidt nicht abgedruckt, daher von Hrn. K. in der Beylage mitgetheilt), 1441, 1443, 1452, 1454, 1457. Schade, daß der letztern Münzvereins Urkunde bey Hirsch, Münzarchiv I. 119, Nro. 98 das Datum abgeht! — Nach 3 Originaldiplomen des städtischen Archivs zu Bamberg, vom 24., 27. und 29. September 1457 wäre der Verein Brandenburgs und Nürnbergs mit Bamberg erst im Monate September zu Stande gekommen, während Brandenburg und Nürnberg schon im August sich geeinigt hätten (siehe Hirsch I. 117, Nro. 96, 118, Nro. 97.) Hr. K. zählt hierauf die ihm bekannt gewordenen Münzen auf, welche im 15. Jahrhunderte das Bisthum Wirzburg mit anderen Fürsten gemeinschaftlich prägen ließ. Gleich die erste Münze mit dem Averse: IOHAN: D: GR: BVRG: NVRM., das zoller'sche Wappen, ein Silber und Schwarz quadrirter Schild, darüber der Brackenkopf, mit dem Reverse; in einem Vierpaß ein unten zugespitzter Schild, vertical getheilt, in der Feldung rechts ein gekrönter, aufrecht stehender Löwe, links der Bamberger Balkenlöwe, Legende: ✠ MONETA. EPISCOP: BA: NE:, hält Hr. K. für eine, die Wappen von Zollern, Bayern und Bamberg darstellende Münze, aus dem Grunde, weil in der oben angeführten Münzvereinigung nur König Wenzel auch die Pfalzgrafen bey Rhein und Herzoge in Bayern, Friedrich und Ruprecht der Jüngere, Theil genommen; nicht aber, wie Oetter (wöchentl. Wappenbelustigungen und Geschichte der Burggrafen von Nürnberg I. 151) will, sey der auf obiger Münze befindliche Löwe das Wappen der Grafen von Schwarzburg. Allerdings führten die Grafen von Schwarzburg im blauen Felde einen goldenen gekrönten Löwen: „gekrönte Löwen sind aber," so fährt Hr. K. fort, „so häufig vorkommende Heroldsfiguren, daß ohne genaue Angabe der Tinkturen (bey so kleinen Currentmünzen itzt selten, noch weniger zu treffen im 14. Jahrhunderte) schwer zu entscheiden seyn wird, wem dieses Wappen zukomme." Diesen Worten nach setzt Hr. K. die Münze Nro. I. in das 14. Jahrhundert, und der auf dem Averse vorkommende Burggraf von Nürnberg wäre somit Johann III., der ältere Sohn des Burggrafen Friedrich V. der von 1397 — 1420, 11. Juni regierte; allein dieser konnte dem Münzvereine Wenzels von 1390 begreiflich nicht beygetreten seyn. Er erscheint auch nicht in der Münzvereinigung von 1397. Erst in jener von 1441 kommen die Markgrafen Johann und Albrecht, Burggrafen von Nürnberg vor, der erstere ist Johannes der Alchymist (gest. zu Bayersdorf 1464, 16. November), der Letztere Albrecht Achilles (gest. zu Frankfurt a. M. 1486, 11. März).

Auch die Pfalzgrafen bey Rhein, Friedrich und Ruprecht, welche allerdings den Titel: „Herzoge von Bayern" führten, scheinen uns nicht wohl hieher zu gehören. Zur Zeit von Kg. Wenzels Münzverein (1390) kennen wir nur Ruprecht II., den Jüngern, der 1398, 6. Januar gestorben, hierher passen würde; einen Pfalzgraf Friedrich finden wir in dieser Zeit nicht; es müßte also ein andrer Wittelsbacher aus der jüngern Linie hier gemeint seyn, und da stellt sich uns Friedrich von Bayern Landshut, gestorben 1392, 19. November dar; denn Friedrich der Siegreiche von der Pfalz (von 1449 — 1476) wird hier schon deßhalb nicht auftreten können, wenn die Münze Nro. I. dem 14. und nicht dem 15. Jahrhundert vom Hrn. K. zugerechnet wird. — Wenn Heroldsfiguren besonders in die Augen fallende Farbenstreife sind, die nach ihrer verschiedenen Richtung oder Lage im Felde des Schildes auch verschiedentlich benannt werden; wenn sie diejenigen Tinkturen sind, welche im Schilde unter 2 oder mehreren andern Tinkturen am wenigsten vorkommen, wenn endlich Heroldsfiguren eigentlich keine heraldischen Körper, sondern nur der Anstrich derselben sind, und sie sich von den Wappenbildern oder Wappenfiguren darin unterscheiden, daß die Letztere auf dem Schilde außer der Tinktur erscheint; so kann auch der hier in Frage stehende Löwe keine Heroldsfigur seyn und heißen, sondern er gehört nach heraldischen Begriffen zu den gemeinen natürlichen Figuren, es giebt bekanntlich auch künstliche! also zu jenen bildlichen Vorstellungen von Körpern, welche die Natur hervorbringt, wie Thiere, Pflanzen u. s. w. — Einen schwarzen, gekrönten, aufrecht stehenden Löwen im goldenen Feld führen die Burggrafen von Nürnberg übrigens gleichfalls in ihren Wappen, und Hr. K. führt in seiner Beschreibung Nro. 33 denselben auf; so daß man wohl zur Annahme versucht wird, ungeachtet des auf dem Averse von Nro. I. prangenden Zoller'schen Wappens hätten die Burggrafen diesen ihren buragräflichen Löwen als Seitenstück des Bamberger Balkenlowen auf den Revers setzen lassen. Hr. K. beschreibt nun weiter in 36 Nummern diejenigen Schillinge, Pfennige und Heller, welche in Kraft der oben aufgezählten Münzvereine von den in denselben befindlichen Fürsten geprägt und ihm bekannt geworden sind, und gibt sich der Hoffnung hin, sein Aufsatz möge veranlassen, bisher Verborgenes an das Tageslicht zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1841.

Geographie und Geschichte von Altgriechenland und seinen Colonien ꝛc.

— —

(Fortsetzung.)

Von den Begebenheiten, welche aus der pelasgischen Zeit erwähnt werden, haben nach H. Fiedler's Ansicht (S. 213 fg.) nur zwey einen historischen Charakter, ein Krieg Athens mit Euböa, in welchem Xuthus den Athenern zu Hülfe kommt, und die Niederlassung des thracischen Priestergeschlechts der Eumolpiden in Eleusis, gegen deren Herrschaft der Athener Erechtheus kämpfte, und nach dessen Tode Jon, des Xuthus Sohn, die Eleusinier zur Anerkennung der Oberhoheit Athens nöthigte. Wir stimmen mit ihm darin überein, daß die letzte Angabe ein historisches Ereigniß enthalte, nämlich die Unterwerfung der früher von Athen (ἄστυ) unabhängigen Gemeinde von Eleusis. Diese Unabhängigkeit ward im Laufe der Zeit vernichtet, und Eleusis in der Art mit Athen vereinigt, daß seine früheren Priesterkönige bloß ihre geistliche Macht behielten, während sie ihre Oberherrlichkeit in weltlichen Angelegenheiten an die Könige von Athen abtreten mußten. Allein daß Jon, welcher dem Volksstamme der Jonier oder einem Prädikate des Apollo seine Entstehung zu verdanken hat, jene Unterwerfung der Eleusinier bewerkstelligt habe, können wir eben so wenig zugeben, als wir den Eumolpus für einen Priesterkönig halten. Wir vermuthen, daß der angebliche Eumolpus sein Daseyn durch den Namen des alten Priestergeschlechtes der Eumolpiden erhielt, und daß diese ihren Namen von einem Prädikate des Dionysus, den sie neben Demeter vorzüglich verehrten, entlehnt haben. Wenn aber diese Eumolpiden ein thracisches Priestergeschlecht heißen, so darf man weder von einer Einwanderung desselben sprechen, wie der Verfasser thut, noch auch diese Thracier für einen von den attischen Kranaern verschiedenen Zweig erklären. Die Sage von einem Kriege der Athener mit Euböa, in welchem sie Xuthus unterstützt haben soll, dürfte wohl nicht im buchstäblichen Sinne zu verstehen seyn, sondern ihren Grund zunächst in der Verwandtschaft haben, in der die Jonier auf Euböa mit jenen in Attica standen. Xuthus, welcher in jenem Kriege den Athenern Hülfe geleistet haben soll, war nach C. Otfried Müllers scharfsinniger Bemerkung ein Prädikat des Apollo, welches dieser wegen seiner goldenen Locken (ξανθός) trug.

Den ältesten Cultus der Pelasger erklärt der Verfasser (S. 210) für Naturdienst und Sabäismus, und beruft sich zur Bekräftigung seiner Ansicht auf das Zeugniß des Plato, welcher bemerkt (Cratyl. pg. 49 ed. Heind.), daß die ältesten Bewohner von Hellas nach seinem Erachten die Objekte allein für Götter gehalten haben, welche auch zu seiner Zeit noch den Barbaren dafür galten, Sonne, Mond und Erde, die Gestirne und den Himmel. Wir treten seiner Meynung bey, nur setzen wir hinzu, daß diesem Sabäismus und Naturdienste, wie bey anderen Heiden, so auch bey den Griechen Monotheismus vorausgieng, und daß sich auch bey ihnen, wie bey anderen Völkern, keineswegs alle Spuren unmittelbarer Offen-

barung verloren. Auch möchte er nicht irren, wenn er die Kabiren, Ariokersos und Ariokersa als Symbole der erzeugenden und gebärenden Kraft (Sonne und Mond oder Erde) betrachtet. Allein Lycien können wir keineswegs für eine alte Heimath griechischer Culte und Kunstgebilde halten (S. 209), sondern wir vermuthen, daß durch die Colonien in Kleinasien viele griechische Sagen und Gebräuche nach Lycien gelangten, welche die spätere Zeit auf eine ganz verkehrte Weise aus diesem Lande ableitete. Vielleicht trug auch die buchstäbliche Auffassung der Wanderungen des Apollo und Bellerophon nach Lycien, welche ursprünglich nur eine symbolische Bedeutung hatten, viel zur Entstehung jener, wie uns dünkt, grundlosen Annahme bey. Eben so wenig können wir die Erbauung der kyklopischen Mauern und Burgen den Kyklopen beylegen, welche der Verfasser (S. 209) für geschickte Werkmeister hält, und nach der gewöhnlichen Ansicht aus Lycien nach Griechenland einwandern läßt. Jene Mauern und Burgen dürften den Namen kyklopisch von ihrer natürlichen Beschaffenheit erhalten haben, nicht aber von den Kyklopen, die wir eben so wenig für wirkliche Werkmeister ansehen können, als die Heliaden, die Söhne des Helios, auf der Insel Rhodos, oder die Telchinen in Sicyon und an andern Orten. Ferner schlagen wir auch den Einfluß der Phönicier auf die religiösen Verhältnisse und die Kunstfertigkeiten der ältesten Bewohner von Griechenland nicht so hoch an, wie der Verfasser (S. 212). Wenn wir auch gerne zugeben, daß die Phönicier mit den an den Küsten und auf den Inseln wohnenden Pelasgern in vielfache Berührung kamen, und ihnen verschiedene Waaren, Putzsachen und Geräthschaften zuführten, so finden wir hierin noch keinen Grund, zu vermuthen, daß die Pelasger viele Religionsgebräuche und geweihte Formeln und selbst den Cultus der Aphrodite und des Poseidon von ihnen erhielten, welchen nach der Ansicht des Verfassers (S. 213) phönicische Seefahrer aus Libyen nach Griechenland gebracht haben sollen. Wir verkennen durchaus nicht, daß die griechische Aphrodite sehr viele Aehnlichkeit mit der syrisch-phönicischen Astarte habe, aber deßhalb möchten wir ihren Cultus noch keineswegs aus Phönicien ableiten. Wenn man eine griechische Gottheit bloß wegen der Aehnlichkeit, welche sie mit einer asiatischen hat, für ein aus der Fremde nach Hellas verpflanztes Wesen erklären dürfte, so könnte man die assyrisch-babylonische Mylitta mit eben demselben Rechte mit der griechischen Aphrodite identificiren, mit welchem man sie mit Astarte in Verbindung bringt. Poseidon wurde allerdings in Libyen verehrt; aber Libyen ist deßhalb noch keineswegs seine Heimath, wie Herodot meynt, sondern sein Cultus wurde durch griechische Colonisten schon in sehr früher Zeit dahin gebracht. Wie man aber jene Heroen, welche durch die griechischen Colonisten in Kleinasien, besonders durch die Karier und Jonier, nach Aegypten kamen, und hier in den einheimischen Sagenkreis verflochten wurden, später erst aus diesem Lande nach Griechenland wandern ließ, so geschah dieses auch mit Poseidon.

Was der Verfasser (S. 214) von der ältesten Poesie der Griechen sagt, können wir nicht ganz billigen. Ausgemacht ist es, daß sie mit dem Cultus des Apollo und der Musen innig zusammenhing, und daß Pieria am Olymp und die Gegend am Helicon als die Heimath derselben zu betrachten sind. Es ist eine bekannte Sache, daß vorzüglich die Gebirgsbewohner besondere Anlage und viel Sinn für Gesang und Musik haben, und sich häufig früher mit diesen Künsten beschäftigen, als die Thalbewohner. Auch stimmen wir Hn. Fiedler vollkommen bey, daß sich die älteste Poesie der Griechen ausschließlich der Verherrlichung der Götter, ihrer Eigenschaften, Besitzthümer und Thaten widmete, also eine durchaus religiöse Grundlage hatte. Diese Annahme, welche wir als eine Thatsache betrachten, ist für die Lösung der Frage, ob der Inhalt der epischen Poesie vorzugsweise der Mythologie oder der Geschichte angehört, von der größten Wichtigkeit. Ueberdieß möchte nicht wohl in Abrede gestellt werden können, daß sich der orgiastische Cultus des Dionysus und der Dienst der Musen aus Pieria und der Gegend am Helicon nach den übrigen Provinzen Griechenlands verbreitete: allein den gefeyerten Sänger Orpheus können wir nicht, wie der Verfasser thut, für den Repräsentanten einer Sängerschule er-

klären. Sängerschulen in dem Sinne, in welchem wir dieses Wort gebrauchen, hat es in der griechischen Urzeit wohl schwerlich gegeben. Wenn die älteste Poesie der Griechen an den verschiedenen Orten dieselbe Grundlage und Färbung hatte, so dürfte die Ursache dieser Erscheinung nicht in dem Umstande zu suchen seyn, daß irgend ein durch besondere Talente ausgezeichneter Mann aufgetreten sey, und ihr einen bestimmten Charakter verschafft habe, sondern vorzugsweise darin, daß sie überall dieselbe Bestimmung hatte, überall zur Verherrlichung der Götter und ihrer Thaten diente, so daß man wohl die Vermuthung wagen darf, daß in der Urzeit die Priester und Diener der Götter ihr die vorzüglichste Pflege zuwendeten. Der Name des Orpheus möchte ursprünglich ein Prädikat des Dionysus gewesen seyn, das von diesem Gotte, wie die Namen Eumolpus und Melampus, getrennt und zu einem besonderen Wesen umgebildet ward. Deßhalb haben seine Thaten und Schicksale eine auffallende Aehnlichkeit mit denen des ebengenannten Gottes. Wie dieser Meister im Gesange ist, und die ganze Natur entwildert, so erscheint auch Orpheus als ausgezeichneter Sänger, dessen Lyra nicht bloß Menschen überwältigt, sondern selbst Steine und Bäume bewegt. Es ist bekannt, daß man jene Heroen, welche aus Prädikaten der Götter entstanden, als Diener und Freunde der letzteren und als Begründer ihres Cultus und ihrer heiligen Gebräuche darstellte, wie dieses auch bey Orpheus und Melampus der Fall ist.

Ueber die sittliche Bildung der Pelasger lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Der Verfasser (S. 208 fg.) glaubt nicht, daß sie rohe und wilde Menschen gewesen seyen, sondern hält sie für ein ackerbauendes und Städte bewohnendes Volk. Wenn die pelasgischen Ureinwohner Griechenlands, wie die Aboriginer in Italien, als Wilde und rohe Eichelesser geschildert werden, welche gesetzlos, ohne feste Wohnsitze und ohne Ackerbau umherschweiften, so ist diese Darstellung nach seiner Ansicht nur als ein Versuch zu betrachten, den Uebergang dieser Völker aus dem Zustande früherer Rohheit zur Cultur zu erklären.

Von besonderer Bedeutung für die Geschichte Griechenlands ist das folgende Capitel, in welchem der Verfasser von den fremden Ansiedlern spricht, die sich in Griechenland niedergelassen haben sollen. Wir sind weit entfernt, in Abrede zu stellen, daß die Völker des Morgenlandes, in der frühesten Zeit vorzüglich die Phönicier, auf die Griechen, besonders auf jene, welche sich in Kleinasien niederliessen, Einfluß übten; wir verkennen nicht, daß die Griechen nicht bloß in Bezug auf Kunstfertigkeiten und Gewerbe vieles von den Phöniciern gewannen, sondern daß gewiß auch manche Ueberreste alter Ueberlieferung und Wissenschaft aus dem Oriente zu ihnen gelangten, und daß sie selbst in der späteren oder historischen Zeit in dieser Beziehung noch manches lernten. Auf der anderen Seite aber läßt sich auch nicht läugnen, daß die Griechen alles, was sie von fremden Völkern empfingen, auf eine ihren geistigen Eigenthümlichkeiten entsprechende Weise umgestaltet und in ihr Eigenthum verwandelt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. III. Hft. ꝛc.

(Fortsetzung.)

III.

Geschichte der ehemaligen Karthause Ilmbach am Steigerwalde.

Von Herrn G. Höfling, Kaplan zu Gemünden.

Der vor anderthalb Jahren verstorbene, ungemein fleißige Hr. Verfasser liefert hier mehr als der einfache Titel besagt. Was hier vorliegt, möchte man eine documentirte Geschichte von Ilmbach heißen. Dieser Ort, am Fuße des Steigerwaldes in einer wenig Aussicht bietenden Gegend, eine Stunde von Brichsenstatt und $3\frac{1}{2}$ von Gerolzhofen gelegen, besteht nur aus 10 Häusern, in denen gegen 60 Seelen leben; er gehört zum Landgerichte Gerolzhofen und ist zu dem $\frac{1}{4}$ Stunde entfernten Kirchschönbach gepfarrt. Das früheste Vorkommen des Ortes ist in einer Urkunde vom 22. Julius 1281 (Beylage Nr. I.), in welcher er zweymal Il-

mech in Verbindung mit den Villen Abtswinden und Rüdern genannt wird.

Es war die Abtey Münsterschwarzach, welche über die Villa Ilmbach alle Rechte ausübte, später kam das Vogteirecht (jus defensionis) an die Brüder Kunrad und Dietrich Fuchs, die Söhne des Ritters Albert Füchs. Erst im 15 Jahrhunderte wird es allmählig in der Geschichte Ilmbachs heller. Burkard von Wipfelt, Ritter, hatte hier eine Burg, die er bey seinem Sterben seinen noch minderjährigen Kindern, 3 Söhnen und 3 Töchtern, hinterließ; mit Wissen ihres Vormundes verkauften sie dieselbe nebst dem in der Nähe liegenden Kreuzberg und dem Dorfe Rudern an Heinz von Thunfeld zu Schönbach, um 600 fl. fränkisch, im J. 1421, 16. Februar. Dieser wieder verkaufte 20 Jahre später — 5. August 1441 — das Schloß an Anna, die Wittwe Albrechts von Rotenhan, welche es 11 Jahre nachher — 20. Novemb. 1153 — an den Edelknecht und Vasallen der Wirzburger Kirche (Urkunde Nro. 6.) Balthasar Fere von Berg, (nicht Bottig oder Bottich, wie Fries bey Ludewig Fol. 807, und alle ihm nachschreibenden z. B. Hönn, Lexic. v. Franken p. 119 haben) verkaufte. Dieser faßte im Einverständniße mit seiner Frau Magdalena von Vestenberg, den Entschluß, die Burg Ilmbach in ein Karthäuserkloster umzuwandeln, das den Namen Mariengarten „unser Lieben Frauw garte" „Hortus Mariae". (Bestätigungsbrief des Bisch. Gottfried von Wirzburg vom 28. Novemb. 1153, Nr. 6., und Stiftungsbrief vom selben Datum, Nr. 5.) führen sollte, im J. 1453, 28. Nov. Die Confirmation des Wirzburger Bischofs ist von gleichem Datum, wie der Stiftungsbrief. Von Nürnberg, Wirzburg, Tückelhausen und Astheim ward das neugestiftete Kloster mit Ordensleuten besetzt und der erste Prior hieß Thomas (1451). Den Gottesdienst hielten die Ordensbrüder vorläufig in der alten Schloßkapelle; die neue Kirche kam 1456 mit 3 Altären zu Stande und lag infra fossatum, während die 13 Zellen für Priester und Laienbrüder extra fossatum sich befanden. Den Lauf dieses die Kirche von den Zellen sondernden Grabens konnte Hr. H. noch im J. 1836 bemerken; die Kirche lag in Trümmern. Der Stifter Balthasar starb 28. März 1461 und wurde nicht in seiner Stiftung, sondern zu Theres beygesetzt; als die vorzüglichste Gönnerin erscheint im Wohlthäterbuche der Karthause Ilmbach seine Frau Magdalena von Vestenberg. Sie starb auf ihrem Wittwensitz zu Volkach und hatte verlangt, in der Ilmbacher Klosterkirche begraben zu werden, allein wegen der weiten Entfernung unterblieb dieß, und sie erhielt ihren irdischen Ruheplatz in der Karthauser-Kirche zu Astheim. Die neue Gründung gedieh und viele Wohlthäter folgten dem Beyspiele der Stifter; das Kloster machte sich völlig schuldenfrey und rang sich zur Wohlhabenheit empor, als die Schrecken des Bauernkrieges (1525) den Mariengarten in der Woche nach Ostern in eine Wüste verwandelten. Was nicht fortzubringen war, verbrannten die Bauern; die Geistlichen hatten sich glücklich durch die Flucht gerettet. Was die Wuth der Bauern verschont, zogen böse Nachbarn an sich. Fürstbischof Conrad von Thungen traf Mittel, daß die entfremdeten Güter den Karthäusern zurückgegeben werden mußten, und schon im November 1526 war Alles wieder in gebührender Ordnung. Im nun folgenden Zeitraum von 54 Jahren, von 1526 bis 1580, fand Hr. H. weder Urkunden noch sonstige Nachrichten über Ilmbach; im letzten Jahre, am 21. Julius, vertrugen sich Ebrach, Wiesentheid und Ilmbach wegen des Schaf- und Viehtriebes nach Ober- und Unter-Sambach, woraus ersichtlich, daß die Karthause nicht unbedeutende Schafzucht (500 Schafe) getrieben. Eine gute Zahl von Fischweihern erwarb der Convent aus dem Grunde, weil die Ordensregel den Genuß des Fleisches untersagte und man sohin das ganze Jahr hindurch zur Nahrung Fische haben mußte. Die Zeiten des 30jährigen Krieges wirkten auch auf Ilmbach nachtheilig, und nur langsam erholte sich das Kloster, welches jedoch zu Ende des 17., und in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts wieder zur Blüthe gelangte. Konnte es doch im J. 1719 den 1. und 5. August einen großen, mit vielen Grundstücken versehenen Hof zu Altenspeckfeld von der verwittweten Gräfin Sophia Eleonora zu Limpurg um 8500 fl. rhn., kaufen, unstreitig der größte Kauf, den es seit seinem Bestehen unternahm! Das Vermögen der Karthause nahm von Jahr zu Jahr bedeutend zu, so zwar, daß ihre Gefälle, in Geld angeschlagen, schon 1673 — 1700 jährlich 1951 fl. ohne die Kapitalien betrugen. Aus sichrer Quelle weiß Hr. H., daß bey der Aufhebung des Klosters im J. 1803 die jährliche Rentirung der Einkünfte über 7000 fl. stand. Nach der Secularisation ward die Karthause sammt ihren Gütern veräußert, und ist seit neuerer Zeit Eigenthum des Baron Friedel, der einige Jahre her eine Käsfabrik dort angelegt, und auch eine Zuckerfabrik zu etabliren im Begriffe stand. Zu Ende ist ein den Urkunden entnommenes Verzeichniß der Priören von Ilmbach, vom 1. P. Thomas 1453, bis auf den Letzten, den die Secularisation traf (1803), Namens Joseph Schwab. Beygegeben sind 11 Urkunden von 1281 — 1589, 23. May.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Januar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Geographie und Geschichte von Altgriechenland und seinen Colonien ꝛc.

(Fortsetzung.)

Eine andere Frage ist es aber, ob sich in der Urzeit ägyptische, phönicische und lydische Colonisten in Griechenland angebaut, und durch den Einfluß, welchen sie nicht bloß auf die von ihnen besetzten Landstriche, sondern auf die Griechen überhaupt ausübten, der griechischen Cultur eine eigenthümliche Grundlage und ein morgenländisches Gepräge gegeben haben? Die Antwort auf diese Frage kann nach unserer Ueberzeugung nur verneinend lauten. „Die mythischen Erzählungen von Kekrops, Danaos, Kadmos und Pelops als Thatsachen zu verwerfen, und nur als Gebilde einheimischer Dichtung, welche von einem späteren Geschlechte als Geschichte geglaubt wurde, zu behandeln, gebieten die einleuchtenden Ergebnisse neuerer Forschungen, welche unbeachtet zu lassen, für Unredlichkeit gelten könnte (S. 217). Die altattische Sage nennt den Kekrops (S. 219) einen Autochthon, seine Geschichte aber gehört der Mythologie an.“ „In Argolis, wo sich ebenfalls ägyptische Colonisten angesiedelt haben sollen, finden sich durchaus keine Spuren von ägyptischer Cultur und Religion (S. 220 fg.), vielmehr ist hier alles pelasgisch.“ Die angeblich von Danaos gestifteten Thesmophorien oder Mysterien der Demeter Thesmophoros, der Gesetzgeberin, sind nicht ägyptisch, sondern ein rein hellenisches Religionsinstitut. Auch die kyklopischen Mauern und Bauwerke des pelasgischen Argos haben mit dem Pyramidenbau nichts gemein, als das Große und Riesenhafte, wie es sich an Bauwerken der verschiedensten Völker findet, welche sich aus dem Zustande der Rohheit zu einer gewissen Kunstbildung emporgearbeitet haben und nun Denkmäler ihrer Kraft und ihres Glaubens aufstellen. Eben so wenig läßt sich aus der ägyptischen Physiognomie der Athene auf altattischen Münzen oder in Kunstwerken des ältesten Stils auf den ägyptischen Ursprung der Göttin schließen, da die steifen Formen der Gesichtsbildung in den Anfängen der attischen Kunst vorhanden seyn konnten, ohne daß die Athener die Formen erst aus Aegypten zu holen brauchten.“

Wenn man aus solchen Eigenthümlichkeiten (setzen wir hinzu), die ihren Grund in den alten Völkern auf gewissen Entwicklungsstufen eigenthümlichen Anschauungen und Bestrebungen haben, ohne hinreichende historische Beweise auf die Abstammung eines Kunstzweiges oder Cultus aus einem andern Lande, wo sich ähnliche Erscheinungen finden, zu schließen berechtigt wäre, so könnte man auch die Urheber jener Bauwerke, welche man im spanischen Amerika entdeckte, aus Aegypten oder Indien ableiten, und die Hauptgöttin, welche man in Meriko verehrte, für die taurische Artemis erklären, was gewiß keinem besonnenen Forscher in den Sinn kommen wird. Ferner sah der Verfasser (S. 222) sehr wohl ein, daß auch Kadmus weder phönicische, noch cretensische Colonisten nach Böotien führte; allein von der Annahme phönicischer Colonisten kann er sich nicht ganz losagen, vielmehr führt er Dinge an, die, wenn sie gegründet wären, die phönici-

sche Abstammung der Thebaner sehr wahrscheinlich machen dürften. Zuvörderst stellt er den ächt griechischen Ursprung des Namens Kadmus in Abrede, welcher (von κάδω abgeleitet) den Sonnengott als Ordner und Künstler bezeichnet; sodann hält er die griechische Mondgöttin Europa (die Weitschauende) für die syrisch-phönicische Astarte, weil sie mit dieser Aehnlichkeit hat, ferner bezieht er (S. 221) die alte Sage von dem Kampfe des Kadmus mit dem Drachen des Ares auf die Verdrängung eines alten Fetischdienstes, an dessen Stelle die Verehrung der durch einen fremden Stamm eingeführten Athene Onka getreten seyn soll. Allein der Kampf des Kadmus mit dem Drachen bezieht sich keineswegs auf die Verdrängung eines älteren Cultus, sondern hat vielmehr dieselbe symbolische Bedeutung, welche der Kampf des Apollo mit dem Drachen Python hatte. Athene Onka (die Hohe oder Herrscherin) aber ist eine ächt tyrrhenische Göttin, wie wir Dionysus für einen thracisch-tyrrhenischen Gott halten, dessen Cultus sich aus dem Norden Griechenlands nach Böotien und von da nach den übrigen Provinzen verbreitete, keineswegs aber von einem Tyrier dem Melampus, der erst aus einem Prädikate des Gottes entstand, mitgetheilt wurde. Es ist uns unerklärlich, wie der Verfasser verkennen konnte, daß diese zwey Götter den Tyrrhenern angehörten, deren Herrschergeschlecht sich nach einem Prädikate des Hermes (Kadmus) Kadmeier oder Kadmeonen nannte. Dieser Name, der ursprünglich sicher nur die Priesterkönige von Theben bezeichnete, wurde allmählig auf das von ihnen beherrschte Volk, die tyrrhenischen Pelasger in Böotien, ausgedehnt, wie man den Namen Herakliden den Doriern überhaupt beylegte, und noch immer von einer Wanderung der Herakliden statt der Dorier spricht.

Ungleich richtiger hat der Verfasser die über Pelops erhaltenen Sagen aufgefaßt, welcher ebenfalls morgenländische Colonisten, Lydier oder Phrygier, nach Griechenland geführt haben soll. Gegen diese Ansicht erinnert er (S. 225), daß die Annahme einer phrygischen oder lydischen Colonie, die mit Pelops nach dem Peloponnese gekommen seyn soll, eben so unwahrscheinlich sey, als die eines Kekrops, Danaus und Kadmus, und daß jene Pelopiden ihrem Namen und Geschlechte nach mit den Pelasgern verwandt seyen. Zur Bekräftigung seiner Behauptung beruft er sich auf das Zeugniß Niebuhrs (klein. hist. Schriften S. 370 Anmerk.), nach welchem die Sage von der Auswanderung des Pelops nichts anders bedeutet, als die Verwandtschaft der auf beyden Seiten des ägeischen Meeres wohnenden Völker. Hätte man diese Bemerkung eines der größten Kenner der alten Geschichte und der scharfsinnigsten Forscher, auf gehörige Weise gewürdigt, so dürfte man über die Bedeutung der Erzählungen von den Wanderungen des Pelasgus oder der Pelasger, des Kekrops, Danaus, Kadmus und vieler anderer Heroen schon längst zu richtigern Ansichten gekommen seyn.

Aus dem folgenden Abschnitte, in welchem der Verfasser von den griechischen Stämmen und ihrer angeblichen Verbreitung spricht, wollen wir zunächst diejenigen Punkte ausheben, in welchen wir seine Ansichten theilen, dann aber einige berühren, in welchen wir von ihm abweichen. Der Name der Hellenen war vor der dorischen Wanderung, selbst noch vor Homer (S. 227), noch kein Nationalname; denn der Dichter nennt nur die Krieger Hellenen, welche mit dem phthiotischen Achilleus auszogen; die übrigen insgesammt nennt er bald Danaer, bald Achäer, bald Argeier. Seitdem aber die Hellenen, durch den Amphiktyonenbund und durch die olympischen Spiele vereinigt, sich als ein Volk von gemeinschaftlicher Abkunft, als Nation, betrachteten, suchten sie nach ihrer Weise die Stammväter einzelner Völkerschaften als Verwandte genealogisch darzustellen, und alle von einem Urahn abzuleiten, den sie in das höchste Alterthum hinaufrückten. Jenem gemeinsamen Urahn gibt man gewöhnlich drey Söhne (S. 226 fg.), Aeolus, Dorus und Xuthus, dessen Söhne Achäus und Jon hießen. Diese vier Heroën gehören als Vertreter der vier Hauptstämme der griechischen Nation nicht der Geschichte, sondern der Dichtung an. Wenn aber Herodot und andere nur zwey hellenische Hauptstämme unterscheiden (S. 231), den dorischen, zu welchem die Lacedämo-

nier, und den joniſchen, zu welchem die Athenäer gehörten, ſo hat dieſe Anſicht nach unſerer Ueberzeugung ihren Grund wohl nur in der großen Bedeutung, welche dieſe vor allen anderen Zweigen im eigentlichen Griechenlande erlangten.

Es frägt ſich nun zunächſt, welche Bedeutung der Name der Hellenen hat, wo ihre Heimath war, und in welchem Verhältniſſe die vier Hauptſtämme, in welche man ſie nach Heſiods Vorgange gewöhnlich theilt, zu den Ureinwohnern, den Pelasgern, Lelegern und Thraciern ſtanden. Die Anſicht des Verfaſſers (S. 226), daß Hellen ſeinen Namen von der Landſchaft Hellas in Theſſalien erhielt, ſcheint irrig zu ſeyn. Dieſer Name war vielmehr ein Prädikat des Lichtgottes Zeus, von welchem dasſelbe auf den Ort, wo dieſer verehrt wurde (Hellas) und das Volk, welches ihn verehrte (Hellenen), übergetragen wurde. Dieſe Vermuthung findet ihre Begründung in dem Umſtande, daß das Heiligthum des Dodonäiſchen Zeus ebenfalls Hella hieß (S. 227), daß von dieſem Prädikate die Landſchaft den Namen Hellopia bekam, und die Bewohner derſelben Hellopen genannt wurden. Wir zweifeln nicht, daß die Hellopen oder Heller in Epirus und die Hellenen in Theaſſalien, welche den Cultus des Zeus gemein hatten, ſehr nahe mit einander verwandt, d. h. daß beyde Theile der Pelasger geweſen ſeyen, zu welchen ſie ſich eben ſo verhielten, wie die Danaer in Argos oder die Kranaer in Attica ſich zu den Pelasgern verhielten. Der Name „Hellenen“, der anfangs auf einen ſehr engen Raum beſchränkt war, gewann durch verſchiedene Umſtände eine ſo große Bedeutung, daß er allmählig auf alle Bewohner Griechenlands übergieng, ohne daß wir deßhalb eine Wanderung der einzelnen zu ihm gehörigen Zweige annehmen dürfen, wie dieß der Verfaſſer gethan hat.

Wir wollen, um die Unhaltbarkeit ſeiner Annahme darzuthun, die Namen der Aeolier, Achäer, Jonier und Dorier und einige daran geknüpfte Sagen näher betrachten. Unter den eben genannten Namen der vier Hauptſtämme der griechiſchen Nation war jener der Aeolier (S. 228 fg.) am weiteſten verbreitet. Der Verfaſſer ſah ſehr wohl ein, daß ſie von den Pelasgern nicht verſchieden waren, d. h. daß dieſe und die Leleger als ihre Ahnen betrachtet werden müſſen. Herodot ſagt ausdrücklich (VII., 95), daß ſie früher Pelasger hießen, und Strabo (VIII. p. 314) nennt die Pelasger in Arcadien Aeolier. Auch konnte ſie dieſer Geograph (XIV. p. 997 d.) mit eben demſelben Rechte mit den Doriern in Verbindung bringen, mit welchem Pindar (Olymp. VIII., 30) die äoliſchen Myrmidonen ein doriſches Volk nennt, daß aber auch die Leleger zu den Stammvätern der Aeolier gehörten, beweiſt der Umſtand, daß aus dieſen die äoliſchen Lokrer (Heſiod. bey Strab. 7. c. 7) erwuchſen. Wir verweiſen in dieſer Beziehung beſonders auf die Thatſache, daß auf dem größten Theile des nördlichen und weſtlichen Griechenlands, ſo wie auf der ſüdlichen und weſtlichen Seite des Peloponneſus, wo ſpäter der Name der Aeolier erſcheint (S. 231), früher Pelasgen, Lelegen, Kaukonen, Kureten und Thracier angeführt werden. Wäre die gewöhnliche Anſicht, welche Hr. Fiedler vertritt, daß nämlich die Aeolier erſt aus Theſſalien an alle jene Punkte gewandert ſeyen, wo wir dieſelben ſpäter antreffen, gegründet, ſo hätten ſie ſich bey dieſer weiten Ausbreitung unter den älteſten Ureinwohnern gänzlich verlieren müſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841. 8.

(Fortſetzung.)

IV.

Zur Geſchichte des Gerichtsweſens in Würzburg.

Vom königl. Legationsrath Hrn. Dr. C. G. Scharold.

I. Das Brückengericht.

Darum alſo genannt, weil es urſprünglich und Jahrhunderte lang öffentlich auf der Mainbrücke zu Wirzburg unter Gottes freyem Himmel abgehalten zu werden pflegte. Im Albertiniſchen Kriege erloſch es.

Es war durch seine prompte Rechtspflege dem Lande sehr werth geworden und bald nach obigem Kriege regte sich der Wunsch nach dessen Wiederbelebung, und Clerus und Bürgerschaft baten, erstere den Fürstbischof Friedrich von Wiersberg, letztere das Domkapitel um die Erneuerung besagten Gerichtes, was aber der Bischof aus dem Grunde für bedenklich hielt, weil dadurch andere Gerichte, besonders das Fiskalamt, geschmälert würden, und die Unterhaltung desselben große Ausgaben erforderte. Doch versprach er, die Sache näher überlegen zu wollen, an welches Versprechen ihn gleichwohl 1562 das Domkapitel erinnerte.

Denn nicht gleichgültig war es dem Domkapitel, daß mit dem Aufhören des Brückengerichts zugleich auch gewisse damit in Verbindung gestandene alte Freyheiten der Stadt außer Uebung kommen sollten. Eine solche Freyheit war, daß die auf dem Stockhause liegenden Gefangenen bey jeder in der Stadt gehaltenen Procession durch die Kirchner herausgeführt wurden, und, vor dem Kreuze hergehend, an der Procession Theil nahmen, worauf sie nach geleisteter Urphede die Freyheit erhielten. Alles dieß nach uraltem Gebrauch. Als nun bey einer am 14. August 1561 (in vigilia Assumtionis Mariae) zu St. Burkard gehaltenen Procession ein Missethäter vom Lande, der im besagten Thurm gesessen, vor das Brückengericht hinaus geführt und in Untersuchung genommen, somit von der Begleitung jener Procession abgehalten wurde; ließ der Domdechant Erasmus Neustetter dem Stadtschultheißen eine nachdrückliche Ermahnung behufs künftiger Aufrechthaltung der von ihm eigenmächtig verletzten alten „löblichen Freyheit" zugehen. Auch beschloß das ganze Domkapitel, sich dieser „alten Gerechtigkeit, über welche die Alten hart gehalten, nicht zu begeben," und bat den Fürstbischof, seinen Schultheißen ähnliche Eigenmacht, wie er sich mit dem Verhafteten von Lauda erlaubt, künftig streng zu verbieten. Auch unter Bischof Julius 1578 ward vom Domkapitel die Erneuerung des besagten Gerichtes wieder in Frage gebracht, dabey aber bemerkt, es möge dieß wegen Widersetzlichkeit der Kanzley und des Stadtgerichts, welche beyde sich in die Geschäfte des vormaligen Brückengerichts getheilt hätten, schwer durchzuführen seyn. Im J. 1580 überreichte der Stadtrath zu Wirzburg dem Fürstbischofe und dem Domkapitel eine gleichlautende schriftliche Darstellung, welche auf Verbesserung der in der städtischen und Gerichtsverfassung bestehenden Mängel antrug und wiederholt die Einführung des Brückengerichts empfahl, als welches die Rechtshändel kürzer abgemacht, und die Vormünder zur Rechnungsablage jährlich angehalten. Julius theilte diesen Antrag dem Stadtgerichte zum Berichterstatten über die Verhältnisse des früheren Brückengerichtes mit, und ließ den beyden damals noch lebenden Mitgliedern dieses Gerichts, Dr. Kaspar Eck und Kaspar Gros, Bürger des Raths, 13 Fragen zur schriftlichen Beantwortung zukommen. Diese Fragen, wie deren Beantwortung theilt nun Hr. Sch. mit, und sie geben den besten Aufschluß über die Besetzung, die Zeit (12mal im Jahre, sonderlich vf die Mitwochen, der Stadtgerichtsschreiber stellte jeglichem Schöpfen einen Zettel zu), den Vorsitz (Ober oder Houeschultheis war Richter, mit den Stadtgerichtsschöpffen war das Gericht besetzt); über die vor demselben verhandelten Gegenstände (Schuldsachen); wer vor demselben belangt worden sey. (Auch die Unterthanen der Grafen und Edelleuthe. Wer durch eine Schrift seiner Herrschaft an das Brückengericht gewiesen ward, dem wurde Recht gesprochen ꝛc.).. Wie lange das Gericht nit mehr gehalten (in den 1552 oder 1553er Jahren wegen des markgräflichen Kriegs ist es abgangen und das letzte Gericht, meint Gros, sey 1554 gehalten worden). Was sonst vor dieß Gericht gebracht zu werden pflegte, ist an das Stadtgericht gegangen. —

Dr. Eck hatte einen besondern von ihm verfaßten Vortrag dem Fürstbischofe übergeben, worin er die Wiederbelebung des Brückengerichts mißrieth. Diesen theilte Julius dem Domkapitel mit, welches darauf antwortete: Nicht zur Unzeit habe es die Wiedererrichtung dieses Gerichts in Antrag gebracht, „denn es sey ein feines Kleinod gewesen, bey dem Herrn, Grafen, Adeliche und Unterthanen hätten erscheinen müssen. Und darum halte es das Erstehen des Bruckengerichts noch immer für gut, doch möge die Sache bis zu besserer Gelegenheit auf sich beruhen." — Was Schneidt in seinem Thesaur. jur. franc. II. Absch. LVII. St. S. 987 seqq. als „Ordnung des Brückengerichts" unter Julius 1577 — 1582 mittheilt, beanstandet Hr. Sch., weil es nicht hergestellt sey, daß diese Ordnung wirklich von diesem Fürstbischofe erlassen worden sey; es stehe vielmehr zu vermuthen, daß der von Schneidt gelieferte Abdruck die Abschrift einer weit vor Julius Zeiten bestandenen Bruckengerichtsordnung sey, welche diesem Fürsten vom Stadtgerichte als geforderte berichtliche Aufklärung vorgelegt worden. Gewiß ist, daß dieß alte, bis zum J. 1554 bestandene Brückengericht nicht wieder erstanden, sondern seiner Wesenheit nach dem vom Bischof Julius 1582 reformirten Stadtgericht einverleibt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Geographie und Geschichte von Altgriechenland und seinen Colonien.

(Fortsetzung.)

Es frägt sich nun, welche Bedeutung der Name der Aeolier hat, und wie es wohl gekommen seyn mag, daß jene alten Namen verschwanden. Wir vermuthen, daß dieser Name zuerst den aus verschiedenen Gegenden abstammenden, also aus verschiedenen Zweigen bestehenden griechischen Colonisten, welche von Aulis in Böotien sich nach Kleinasien begaben, wegen dieser ihrer Mischung, beygelegt wurde. Erst von hier dürfte derselbe nach Hellas gekommen, und auf alle jene Völkerschaften ausgedehnt worden seyn, von denen jene Colonisten abstammten, oder mit denen sie gleiche Heroen hatten. Da jene Colonisten in Aeolis verschiedenen Zweigen angehörten, so kamen durch sie viele griechische Götter und Heroen nach Asien. Wie jene Colonisten hier allmählich zu einem Ganzen verwuchsen, so brachten sie auch ihre Heroen, die früher verschiedenen Provinzen angehörten, in nähere Verbindung mit einander, so daß sie, wie sie sich als ein Ganzes betrachteten, so auch diese als Söhne und Enkel eines gemeinschaftlichen Stammvaters sich dachten, und da ihre neue Heimath Aeolis hieß, sie als Söhne des Aeolus bezeichneten. In so ferne sie aber mit den Griechen des Mutterlandes gleicher Abkunft waren, wurde dieser Aeolus mit Hellen, dem Repräsentanten des gesammten Volkes, in genealogische Verbindung gesetzt. Weil aber die Heimath jenes Zweiges, von welchem die gesammte griechische Bevölkerung später den Namen Hellenen erhielt, in Thessalien war, so wurde, sobald man jenen Aeolus im buchstäblichen Sinne auffaßte, auch dessen Geburtsort daselbst gesucht, und dieser Umstand gab nach unserer Ueberzeugung Veranlassung, daß man später alle Heroen, welche einzelnen Zweigen der Aeolier angehörten, als Söhne und Enkel jenes Aeolus aus Thessalien erobernd in jene Provinzen Griechenlands ziehen ließ, wo sich ihre Namen vorfanden. Uebrigens hat der Name Aeolier im Mutterlande sich nie zu großer Bedeutung erhoben, sondern es erscheinen gewöhnlich statt dieser allgemeinen Bezeichnung besondere Namen, welche von den einzelnen Provinzen entlehnt waren, in welchen die zum äolischen Stamme gerechneten Völkerschaften wohnten. Daß aber die angebliche Wanderung der Söhne und Enkel des Aeolus nichts anders bezeichnet, als die Verwandtschaft der äolischen Völkerschaften, beweist die schon angeführte Erklärung, welche Niebuhr von der Wanderung des Pelops gab.

Der zweyte Sohn des Hellen heißt Dorus, von welchem die Sage den Namen der Dorier ableitet, der natürlich einen ganz andern Ursprung hatte. Dieser Name, dessen Bedeutung dunkel ist, möchte ebenfalls erst nach der Niederlassung der Dorier im Peloponnese entstanden seyn, und von diesen dürfte man denselben auch auf die Bewohner ihrer alten Heimath übergetragen haben, wo wir früher ganz andern Namen begegnen. Sobald man aber den Dorus als einen wirklichen Sohn eines thessalischen Fürsten mit Namen Hellen betrachtete, wurde auch er dahin versetzt, und Hero-

dot erklärt deßhalb, Phthiotis für die älteste Heimath der Dorier, wo sie aber, wie der gründlichste Kenner der dorischen Geschichte, C. Ottfried Müller, bewies (Dorer, I., 17), nie gewohnt haben. Irrig scheint uns die Behauptung des Verfassers (S. 232), daß die Dorier mit den Macedoniern nichts gemein hatten. Wir haben bereits bemerkt, daß Pindar (Olymp. VIII., 30) die äolischen Myrmidonen ein dorisches Volk nennt. Wenn man mit dieser Angabe die Sage von jener Colonie, welche ein Heraklide aus dem Peloponnesus nach Macedonien geführt haben soll, in Verbindung bringt, so kann man die Verwandtschaft der Dorier und Macedonier, auf welche die Sage von jener Colonie hinweist, nicht in Abrede stellen. Daß man ferner die Könige von Epirus von den Herrschern der Myrmidonen ableitete, ist bekannt. Wenn die Sprache und Sitten der Macedonier, der Epiroten und Illyrier sich später anders gestalteten, so darf man hieraus eben so wenig schließen, daß sie mit den Doriern oder den übrigen Hellenen nichts gemein hatten, als man wegen der eigenthümlichen Entwicklung der Scandinavier oder Holländer behaupten kann, daß sie mit den Germanen nicht verwandt waren. Zu der weiten Ausdehnung, welche die Sage der Wanderung der Dorier gab, dürfte die verkehrte Auffassung der Wanderungen des Herakles bey der innigen Verbindung, in welcher er mit ihnen stand, die meiste Veranlassung gegeben haben.

Die Jonier, den dritten Hauptstamm der Griechen, erklärt Hr. Fiedler (S. 232) für einen hellenischen Kriegerstamm, welcher sich mit Gewalt in den Besitz Attica's und der Nordküste und der östlichen Küstenstriche des Peloponnesus setzte, und in Attica (S. 235) nicht bloß der alten Priesterherrschaft der Eumolpiden in Eleusis ein Ende machte, sondern auch die ackerbauenden Pelasger oder Kranaer unterwarf. Als die ursprüngliche Heimath, aus welcher diese Krieger und die Achäer nach Süden zogen, sieht er (S. 233) Thessalien an. Die Behauptung, daß die Pelasger in Attica von einem eingedrungenen Kriegerstamme unterworfen worden seyen, möchte eben so grundlos seyn, wie jene, daß Thessalien die Heimath der Jonier und Achäer war. Die Jonier in Attica stammten nicht aus dem Norden ab, sondern giengen, wie Herodot sehr wohl erkannte, aus den Kranaern oder Pelasgern hervor, wie die Achäer im Peloponnes aus Pelasgern und Lelegern erwuchsen. Wann und wie aber der Name der Jonier aufkam, darüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Wir glauben, daß derselbe jenen Colonisten zuerst gegeben wurde, welche, in Folge der dorischen Wanderung aus dem Peloponnese und aus Attica verdrängt, sich in Asien neue Wohnsitze eroberten. Ob derselbe aber diesen Schaaren von einem Prädikate des Apollo, den sie vorzüglich verehrten, beygelegt wurde, oder ob er Wanderer (ἰών) überhaupt bezeichnet, wagen wir nicht zu entscheiden. Nur dieß scheint uns sehr wahrscheinlich zu seyn, daß der Name erst von den Colonisten in Kleinasien auf ihre Stammväter in Attica, Sicyon und Aegialea übergetragen wurde, obwohl er hier, besonders in Attica, sich bey weitem die Geltung nicht verschaffen konnte, die er in Asien hatte. Von dem Namen des Volksstammes wurde ein Heros, Jon, gebildet, und dieser ward wegen der Verehrung, welche Apollo bey den Joniern genoß, oder vielleicht deßhalb, weil Apollo als Sonnengott selbst den Beynamen Jon hatte, wie man die Mondgöttin zur Bezeichnung des Mondlaufes, Jo (die Wandlerin) nannte, zum Sohne des Apollo gemacht. Als solcher erscheint Jon selbst in der Sage, welche seinen Vater Xuthus nennt, in so ferne Xuthus nach C. Ottfried Müllers Bemerkung ursprünglich ein Beyname des goldgelockten Apollo war. Weil aber die Jonier ein ächt hellenischer Volksstamm waren, so wurde Xuthus zur Bezeichnung dieser Verwandtschaft für einen Sohn des Hellen erklärt. Allein später faßte man diese Abstammung im buchstäblichen Sinne, und die Folge war, daß man den Geburtsort des Jon, dieses Repräsentanten der Jonier, nach Thessalien, der alten Heimath der Hellenen, verlegte; dadurch ward nun die Ansicht begründet, daß die Jonier aus diesem Lande ausgezogen seyen, und sich die alten Einwohner jener Provinzen, in welchen sie in der heroischen Zeit auftreten, unterworfen hätten. Wir müssen in dieser Beziehung wiederholt auf die Erklärung verweisen, welche Niebuhr von der Wanderung des

Pelops gab. Wer diese im Auge behält, und berücksichtigt, daß von einer Unterjochung der Kranaer nichts erwähnt wird, der dürfte leicht einsehen, welche Bedeutung er den über die Wanderungen des Jon erhaltenen Sagen beyzulegen habe.

Nach diesen Erörterungen ist es überflüssig, zu erinnern, daß die Achäer des Peloponnefes nicht aus Thessalien eingewandert seyen; sie giengen vielmehr aus den alten Bewohnern desselben, den Pelasgern und Lelegern, hervor. Daß die alten Arcadier Pelasger waren, ist eben so bekannt, wie der Umstand, daß sie später zu den Aeoliern gerechnet wurden. Wenn nun ein Theil der Pelasger den Namen Achäer bekam, so darf dieß nicht befremden, da nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Strabo (VIII. p. 514. b.) die Achäer als Verwandte der Aeolier betrachtet wurden, und nach Euripides (Jon. v. 63.) Achäus zur Bezeichnung dieser nahen Verwandtschaft ein Sohn des Aeolus genannt wird. Was ferner die Zeit der Entstehung des Namens der Achäer anbelangt, so läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß derselbe in Thessalien sehr alt war, und einen Zweig der pelasgischen Bevölkerung bezeichnete, welcher (Schwenck's myth. Andeut. S. 103 fg.) die Wassergöttin Thetis und Achilleus verehrte, im Peloponnefe aber erst entstand, als durch die Einwanderung der Dorier die alten Bewohner von Sparta und andern Gegenden in das früher von Joniern besetzte Aegialea gedrängt wurden. Hier lag Aegä, der Lieblingsort des Meergottes Poseidon, und von der Beschaffenheit des Landes, das ein Küsten- oder am Wasser gelegenes Gebiet war, oder von dem Cultus des Beherrschers aller Gewässer erhielten nun auch diese vertriebenen Pelasger und Leleger, wie uns scheint, den Namen Achäer. Sobald man aber vergaß, warum sie denselben führten, hat man (wie bey den Pelasgern), um die auffallende Erscheinung, daß derselbe in Thessalien und im Peloponnesus, in zwey von einander so entlegenen Gegenden, vorkomme, zu erklären, zur Wanderung des Repräsentanten der Achäer, des Achäus, Zuflucht genommen, und diesen bald aus Thessalien nach dem Peloponnefe, bald von hier nach Norden wandern lassen, und wegen seiner Verbindung mit Hellen ward später Thessalien für seine ursprüngliche Heimath angesehen.

Wir verweisen, um unserer Auffassung dieser dunklen und verwickelten Verhältnisse größere Wahrscheinlichkeit zu geben, wieder auf Deutschland. Wie hier die allgemeinen Namen, Ingävonen, Istävonen und Hermionen, ferner die speciellen Namen der kleinern Völkerschaften allmählich verschwanden, und die Namen größerer Vereine, der Alemannen, Franken, Sachsen ꝛc. ꝛc. an der Stelle derselben auftraten, und einige Jahrhunderte später der Gesammtname „Deutsche“ sich geltend machte, ohne daß wir die allmähliche Entstehungsgeschichte jener großen Völkervereine und die Bedeutung ihrer Namen vollständig kennen, so verschwanden auch in Griechenland, als die kleineren Gemeinden allmählich zu größeren Staaten verbunden wurden, und diese sich über ganze Provinzen ausdehnten, nicht bloß die vielen kleinen Namen, sondern auch jene allgemeinen Bezeichnungen: Pelasger, Leleger, Thracier, und später, nach der Wanderung der Dorier, erscheinen an ihrer Stelle nicht bloß die Namen Aeolier, Dorier, Jonier und Achäer, sondern es ward auch durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände der Name Hellenen, welcher anfangs auf einen kleinen Theil der Pelasger in Thessalien beschränkt war, auf alle Bewohner Griechenlands ausgedehnt, wie der Name „Deutsche“ auf die sämmtlichen Hauptstämme, der Name Schwyzer (Schweizer) auf alle helvetischen Bundesglieder übergieng.

Der folgende Abschnitt, welcher aus Erörterungen über das heroische Zeitalter, den Ursprung und die Ausbildung der Heroensage besteht, enthält viele gute Bemerkungen, aber auch viele Vermuthungen, die sich schwerlich jemals erweisen lassen. Richtig scheint uns die Behauptung (S. 240 fg.), daß die Geschichte sich nur so weit mit den Mythen der heroischen Zeit befassen kann, als es ihr gelungen ist, einzelne historische Beziehungen in ihnen aufzufinden und festzustellen. Die Fragen, ob der ursprüngliche Inhalt der Heroensage Geschichte sey, oder ob alter Sonnen- und Monddienst derselben zum Grunde liege, ob in ihr astronomische, physische und ethische Beziehungen und Wahrheiten

sich finden, ob ihr Inhalt allein altpelasgischen und hellenischen Ursprunges sey, oder ob sich in manchen Mythen auch fremde Beziehungen, phönicischer und kleinasiatischer Einfluß entdecken lasse, erklärt der Verfasser für Gegenstände eines gelehrten Processes, welcher in letzter Instanz wohl noch nicht entschieden sey. Doch neigt er sich zu der Ansicht hin (S. 241), daß die Heroensage zunächst aus historischen Elementen bestehe, und an Genealogien geknüpft sey, die in späterer Zeit aus Personificationen der vielfachsten Lebensverhältnisse und Culturzustände zusammengesetzt wurden. Jede Landschaft hatte ihre Heroen, (S. 240) und die Eitelkeit der Hellenen ersann eine Menge Namen von Personen, von denen nie ein Gebein da gewesen ist.

Durch diese letzteren Bemerkungen widerlegt sich, wie uns dünkt, der Verfasser selbst. Wenn die Heroen der Dichtung angehören, so werden gewiß auch die Ereignisse, welche an ihre Namen geknüpft sind, großentheils der Mythologie anheimfallen, und dieß um so mehr, als die älteste Poesie, wie er selbst anerkennt, sich bloß der Verherrlichung der Götter, ihrer Schicksale und Thaten widmete.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841. 8.

(Fortsetzung.)

II. Das Stadt-, Saal-, Brucken und Oberzentgericht.

Das Bruckengericht war der That nach zwar untergegangen, allein noch bestand, wiewohl mit andern vermengt, der Name desselben, wie aus vorstehender Ueberschrift zu ersehen, und wie die gleich folgende Darstellung zu erkennen giebt. In einem Rescripte des Fürstbischofs Friedrich Karl d. d. Schloß Schönborn, 8. April 1730, forderte dieser das Stadtgericht zu Wirzburg zur Berichterstattung auf, 1) wie viele Beysitzer das Stadtgericht jetzt habe und in früherer Zeit gehabt habe, 2) worin dessen Wirkungskreis bestehe, 3) welche Besoldung und Emolumente es beziehe, 4) welche Vorschläge es zu machen für angemessen finde, um es zu größerem Flor zu bringen, und insbesondere, wie stark es jetzt besetzt werden solle. Auf den zweyten Punkt antwortete das Stadtgericht, wie folgt: In der vom Bischof Julius 1582 erneuerten und verbesserten Stadtgerichtsordnung wurde bestimmt, daß das Gericht allzeit mit 9 Beysitzern oder Schöpfen besetzt und jedem aus der fürstlichen Rentkammer jährlich 50 fl. Besoldung verabfolgt werden solle. So blieb es bis zur Regierung des Fürstbischofs Christoph Franz, der aber den durch einige Sterbefälle in der Rangordnung vorgerückten Assessoren die übliche Besoldung nicht anweisen ließ. Den dritten Punkt betreffend, lautete die Antwort: Eine vorhandene alte handschriftliche Beschreibung der ehemals in Wirzburg bestandenen, so wohl geistlichen als weltlichen Gerichte (judicia) enthält nach Beylage Nr. I, daß vom Stadtgericht (judicium civicum) alle Civilsachen, Schuldklagen, Ausschatzungen, auch die Criminalfälle behandelt worden; weßhalb es in letzterer Beziehung noch zur Zeit der geforderten Berichtserstattung das Brücken- und Oberzentgericht geheißen wurde. — Der vierte Punkt setzt die vielen und angestrengten Geschäfte des Gerichts aus einander, und beantragt bey dem auffallenden Mißverhältniß zwischen Arbeit und Salar eine Gehaltserhöhung in Getreid und Wein, und vollständige Besetzung des Gerichtes. 2 Beysitzer, — es sollten deren nach fürstbischöflicher Entschließung vom 10. May 1730, wie vordem, 9 besoldete Beysitzer seyn, — wurden zwar ernannt, allein die beantragte Besoldungs-Erhöhung zur Zeit wegen der sehr vielen und beschwerlichen Ausgaben des Aerars in Aussicht gestellt. Fürstbischof Karl Philipp forderte wohl unterm 11. Junius 1719 zur Berichterstattung über die Zahl der Beysitzer auf, und fragte, welche Individuen in der Rangordnung, die festgesetzte Besoldung zu empfangen, die nächsten seyen. Der Bericht empfahl als neunten Beysitzer einen Assessor Diterich; allein anstatt des erwarteten Einrückens des empfohlenen Diterich begehrte der Fürstbischof unterm 24. Julius 1751 abermals berichtliche Angabe über die Zahl der Beysitzer des Stadt-, Saal- und Brückengerichts nach seiner ursprünglichen Verfassung, und äußerte unter anderm: „allermassen über die altübliche und anben erforderliche Anzahl S. hochfürstlichen Gnaden dero Gerichtern mit mehreren Personen zu bestellen nit gemeint seynd."

Das Gericht bezog sich auf seinen früheren Bericht vom 18. Juni 1719, und dabey hatte die Sache ihr Bewenden. Dieser Darlegung sind 3 Aktenstücke und Auszüge als Beylagen angefügt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Handwörterbuch der lateinischen Sprache, mit besonderer Rücksicht auf lateinische Schulen, Gymnasien und Lyceen; bearbeitet von Gustav Mühlmann Dr. phil. Erster Theil. Lateinisch deutsch. Würzburg, Verlag der Stahelschen Buchhandlung 1843, gr. Octav 1272 u. XII Seiten.

Aus der Vorrede erfahren wir, daß die Stahelsche Buchhandlung in Würzburg, zunächst nur eine neue, zwölfte Auflage des lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Wörterbuch's von Jac. Mayer, nach den neuesten und besten Hülfsmitteln bearbeiten zu lassen beabsichtigte. Hr. Mühlmann, mit diesem Geschäft betraut, entschloß sich jedoch, lieber ein völlig neues Werk zu begründen, als das ältere zur Grundlage zu nehmen. Wir überheben uns deßhalb einer Vergleichung mit dem ältern uns nicht vorliegenden Werk, und behandeln es als ein ganz selbstständiges, wie es auch der Titel verlangt.

Der Verf., auf dem Felde der Philologie durch seine Schrift über den Dialect des Pindar nicht unbekannt, erregt schon dadurch ein gutes Vorurtheil, daß er der Verlagshandlung durch Gottfried Hermann empfohlen worden. Auch die Grundsätze, zu welchen er in der Vorrede bey Ausarbeitung eines Handwörterbuch's sich bekennt, verdienen im ganzen Beyfall. Dasselbe soll mit Einem Bande abgeschlossen seyn und für alle Classen ausreichen. Daß er die Latinität auch der späteren Schriftsteller mit aufgenommen hat, motivirt der Verf. zunächst dadurch, damit durch diesen Gegensatz das Classische hervorgehoben und schon frühzeitig der ähnliche Character der vor- und nachclassischen Zeit erkannt wird, denn es ist eine alte aber noch nicht recht anerkannte und durchgeführte Wahrheit, daß man nur durch Gegensätze zur Erkenntniß des Wahren komme.

In der Anwendung des letzten allgemeinen Satzes auf den vorliegenden Fall glauben wir einen Neuling in der praktischen Didactik zu erkennen. Wir würden es als eine unschuldige Phrase übergehen, wenn nicht Gefahr wäre, daß ein Lehrer, der dieß Wörterbuch gebraucht, sich durch diesen Wink des Vorredners verleiten ließe, dem Rath, der in dem Motiv liegt, Folge zu leisten; darum ein kurzes Gegenwort. Gewiß kann schon ein Schüler sich des Aecht-Classischen durch den Gegensatz des Unklassischen bewußt werden, und Ref. würde nichts einwenden, wenn ein Lehrer, der zwey Bücher des Livius mit seinen Schülern gelesen, ihnen nun zwey Capitel des Florus übersetzen ließe, um den Contrast ihres Geschmackes in's Licht zu stellen, oder wenn er bey lateinischen Stilübungen vor oder nach Mittheilung des ächten Musters auch eine Uebersetzung in ein fehlerloses Küchenlatein vorlegte, damit der Schüler ein Gefühl bekomme, was wahres und was scheinbares Latein sey. Aber wie soll ihm das aus dem Lexicon entgegentreten? wird er jus jurandum und vituperatio besser verstehen und fühlen, wenn er das spätere juramentum und vituperium darneben kennt? Wir meinen umgekehrt: ein Lehrer, der besondern Werth darauf legt, daß seine Latinisten sich späterer Wörter enthalten, wird ihr Ohr vor der Kenntniß solcher Ausdrücke und

Formen eher wie vor Befleckungen bewahren, als sie mit ihnen bekannt machen, denn es ist wirklich viel verlangt, wenn der Schüler nicht nur merken soll, wie der Eid auf gutlateinisch heißt, sondern auch wie er auf schlechtlateinisch heißt; auf welche Weise er ihn übersetzen müsse und auf wie vielerley Weise er ihn nicht übersetzen dürfe. Also „des Gegensatzes wegen" dürfte Hr. Mühlmann keine Wörter aufnehmen, die sich nur bey Symmachus oder Tertullian oder Isidor finden; aber gegen das, was als Nebenzweck angeführt wird, „daß auch die, welche die Schule verlassen haben, und vorzüglich Nichtphilologen, dieses Buch als lexicalisches Hülfsmittel forthin gebrauchen können," ist durchaus nichts einzuwenden.

Die Eigennamen sind ausgeschlossen und sollen dem zweyten Theil beygegeben werden. Ein Grund dieser Trennung ist nicht angegeben; vielleicht fürchtete der Verf., diesen Theil zu einem allzugroßen Volumen anzuschwellen. Aber die Bequemlichkeit und Vereinfachung hätte diesen Nachtheil aufgewogen. Auf diese Weise müssen eine Menge Namen, welche zugleich Appellativa sind, wie Rufus, Tacitus, doppelt vorkommen. Aber auch ceres das Brot und venus das Gemüs, sind nach unverwerflichen Zeugnissen altlateinische Appellativa, die nun ganz ignorirt sind. Selbst Janus und janus lassen sich kaum trennen. Das versprochene Namenverzeichniß wird hoffentlich nur auf relative Vollständigkeit Anspruch zu machen berechnet seyn. Denn z. B. Scheller hat viele Ortsnamen aufgenommen, welche nur bey Ptolemäus vorkommen. Was frommen diese Specialitäten eines geographischen Onomasticon einem Schüler oder Dilettanten?

Weiter sagt die Vorrede: „In etymologischer Beziehung hielt ich es für rathsam, nur zuverlässige Etymologien anzuführen, da das Studium der Etymologie dem pädagogischen Zwecke keineswegs angemessen ist."

In dieser Allgemeinheit ausgesprochen, kann Ref. den Satz nicht zugeben. Man hatte ehemals häufiger als jetzt etymologische Wörterbücher, in denen der Schüler mit einiger Unbequemlichkeit, d. h. mit einigem Nachdenken intactus unter tangere aufsuchen mußte. Dadurch wurde das Aufschlagen eine geistige Gymnastik, während es gegenwärtig nur eine mechanische Arbeit ist — abgesehen von dem Vielen, was der Schüler dadurch an Sprachkenntniß und Ahndung des Sprachorganismus gewinnt. Und doch setzt dieß auch ein „Studium der Etymologie" voraus. Aber das meynte Herr M. nicht, sondern er hat den gegenwärtigen Stand der etymologischen Forschungen im Auge, welche viel theils wirklich, theils wenigstens scheinbar problematisches zu Tage fördern. Hier ist Behutsamkeit allerdings nöthig, besonders bey Schulbüchern. Aber Herrn Mühlmann's Verfahren können wir nicht gut heissen. Er bemißt die Zuverlässigkeit der Abstammung lediglich nach dem Maaß, wie alt und weitverbreitet eine etymologische Meynung ist. Wir dächten doch, so viel sey ausgemacht, daß die neuere Sprachforschung auf diesem Felde keine Rückschritte gemacht hat, und eine Etymologie von G. Vossius nicht von vornherein das Vorurtheil der Gründlichkeit für sich hat, wenn sie mit einer Behauptung von Grimm oder Bopp zusammenstößt. Hätte Hr. M. die Etymologie völlig ausgeschlossen, so wäre Raum erspart worden. So aber hat er durch seine halbe Maaßregel nur zur Verbreitung und Erhaltung von alten Irrthümern beygetragen. Wir fragen, was hat der Schüler davon und wie stimmt es zu dem Versprechen, nur „zuverlässige Etymologien" geben zu wollen, wenn es denn doch heißt: nasiterna (nasus ternus). Mag die Gießkanne wirklich durch ihren Schnabel mit einer Nase Aehnlichkeit genug haben, um von ihr den Namen zu erhalten, was macht dann der Schüler oder irgend ein vernünftiger Mensch nun mit dem Rest, mit ternus? Also wenn Hr. M. nicht darauf eingehen wollte, zu nasiterna einen Stamm aufzusuchen oder anzunehmen, so hätte er wenigstens die Termination von laterna besser verglichen als das selbstständige Wort ternus. — „Dierectus (vom ungebr. di-erigo; dis)." Soll das Ernst seyn? Schon Salmasius erklärte es richtig durch das Griechische διάρρηκτος. Abi dierectus ist das lateinisirte διαρραγείης! —

Pellex soll von pellicio stammen. Die unabweisbare Vergleichung von πάλλαξ spricht dage-

gen. Auch ist es nicht eben wahrscheinlich, daß in so alter Zeit, aus welcher das Wort doch stammt, die Kebsweiber durch Verführung und nicht vielmehr durch Zwang als Sclavinnen gewonnen wurden. Muthmaßlich ist πάλλαξ, pellex eine Assimilation des homerischen παραλέγεσθαι beywohnen.

Gestire soll von gestus stammen. Und doch bedeutet es niemals nachweisbar Geberden machen, niemals etwas anderes als sich freuen, mit oder ohne Geberden. Es ist die lateinische Aussprache von γηθεῖν, also ohne Verwandtschaft mit gestus und gerere. — Oder ist nunc erwiesen mit novus verwandt? — Wie soll cultor von colo stammen? wo ist ein vermittelnder Begriff, der einem Schüler ohne weiteres klar wäre? Die Hinweisung auf cellere, perculsus wäre zweckmässiger gewesen. — Kömmt litera, littera gewiß von linere lītus her? — Soll das schwierige duntaxat durch den Zusatz „v. dum taxo also eigentlich indem man es abschätzt, genau abwägt u. dgl.“ genügend aufgeklärt seyn? — Und cōmere wäre mit cōma verwandt, statt aus coimere contrahirt? und carmen mit canere? und talio mit talis? — Wenn cōgitare einmal nicht durch Beyhülfe des gothischen hugian d. h. denken erklärt werden sollte, so hätte es wenigstens eine Contraction von co-igito und nicht von con-agito heissen müssen.

Selten sind im Ganzen solche Bemerkungen, aber dann wenn sie sich von dem ganz offenbaren und deßhalb unnöthigen, z. B. „longinquus, longitudo u. a. v. longus“ irgend entfernen, ungründlich und falsch. Hätte sich Hr. M. treu an seinen ausgesprochenen Grundsatz gehalten, so würde er sich mit seiner Etymologie auf Wörter wie integer von tangere beschränkt haben, deren Stamm dem Schüler nicht von selbst in die Augen springt und doch über allen Zweifel erhaben ist. So aber ist gerade zu integer nichts bemerkt, während bey contaminare richtig tangere als Stamm angegeben ist.

Wenn sich Hr. M. mit den neuern Untersuchungen über lateinische Wortbildung hätte bekannt machen mögen, so wäre ihm vielleicht die Ueberzeugung geworden, daß sich von vielen Wörtern das Etymon mit größerer Zuverlässigkeit als bisher geschehen, angeben ließe, selbst ohne die griechische oder deutsche Sprache zur Nachweisung des Stammes beyzuziehen

Tragula ist nicht = traha sondern das Deminutiv von traha; eine Ungenauigkeit, die in arbillum = arvinum wiederkehrt und den Schüler verwöhnt. Compes die Fessel sammt compescere ist unstreitig ein Compositum von pedica. Cachinnus eine Reduplication von hinnire. Resina das Harz eine Formation von rasis. Allein nach dem gegenwärtigen Stand der Sprachforschung hält es Ref. für ganz unthunlich, sich, wenn man irgend auf eine Etymologie eingeht, der Rücksicht auf die nächstverwandten Sprachen zu entschlagen. Keinem fallt es mehr ein zu fragen, ob das Lateinische mit dem Deutschen verwandt sey oder nicht; es fragt sich lediglich, wie diese Sprachen oder richtiger indogermanischen Dialecte unter sich verschieden sind. Wenn irgend etwas in der Wissenschaft veraltet und überwunden ist, so ist es die noch vor 30 Jahren herrschende Kunst des Etymologisirens.

(Fortsetzung folgt.)

Geographie und Geschichte von Altgriechenland und seinen Colonien.

(Fortsetzung.)

Wenn aber der größte Theil der reichhaltigen griechischen Sage durch Tempelsänger und die bildliche Ausdrucksweise der Nation entstand, so dürfte die Grundlage derselben wohl mit größerem Rechte für eine mythische als historische erklärt werden; es dürfte demnach ihr Inhalt vorzugsweise aus Elementen des alten Sonnen- und Monddienstes, aus astronomischen, physikalischen, aber auch vielen ethischen Elementen und Bruchstücken alter Tradition bestehen. Der größte Theil der Mythen entstand sicher in der pelasgischen Zeit, in welcher die symbolische Ausdrucksweise — eine Art von Hieroglyphen — vorherrschend war, die aber noch in der hellenischen Periode, wenn auch

nicht mehr in ihrer alten Ausdehnung, fortdauerte, und erst in der historischen Zeit verschwindet. So gerne wir einräumen, daß später viele phönicische und kleinasiatische Mythen in die griechische Sage verflochten wurden, so sehr müssen wir diesen Einfluß der Asiaten auf die früheste Zeit in Abrede stellen, da es den Phäniciern, welche an den Küsten Seeraub und Handel trieben, wohl mehr um Gewinn als um Belehrung der Griechen zu thun war.

Die symbolische Ausdrucksweise darf selbst bey Gegenständen und Fragen der griechischen Culturgeschichte nicht unbeachtet bleiben, wenn man sich vor Mißgriffen bewahren will. Welche Widersprüche entstehen, wenn man z. B. die sinnbildliche Ausdrucksweise von der Kunstfertigkeit der Heliaden im buchstäblichen Sinne faßt, und die Nachrichten von der Unförmlichkeit der sogenannten Dädalischen Kunstgebilde mit den Angaben über die Meisterschaft der Söhne des Helios in Verbindung setzt, oder wenn aus den Sagen, welche sich über Cheiron und die Unterweisung, die er dem Achilleus und Jason gegeben haben soll, der Schluß gezogen wird, daß er Vorsteher einer Ritterakademie gewesen sey — wie dieß ein englischer Historiker gethan hat. Uebrigens verkennen wir durchaus nicht, daß viele spätere Ereignisse nach Sitte der Griechen, die große Verdienste und Thaten den Göttern und Heroen zuschrieben, in die Heldensage verflochten wurden. Diese lassen sich aber sehr leicht von den rein mythischen Angaben unterscheiden.

Was ferner die Dunkelheit der Bedeutung vieler Namen von Göttern und Heroen anbelangt, so giebt dieselbe noch kein Recht, solche Namen aus orientalischen Wurzeln zu erklären. Wie viele Wurzeln mögen aus dem tiefen Borne des griechischen Sprachschatzes verschwunden seyn, wie viele Namen sind uns bloß deßhalb dunkel, weil wir die rechte Wurzel noch nicht entdeckt haben, oder weil die zu ihrer vollständigen Erklärung nothwendigen Sagen verloren gegangen sind! Wahr ist es, daß die griechische Sage für die epischen und dramatischen Dichter eine unerschöpfliche Fundgrube war, und daß aus ihr eine Reihe der schönsten Erzeugnisse der Poesie und bildenden Kunst entsprungen ist. Aber sehr irrig ist die Annahme des Verfassers (S. 240), daß dadurch, daß sich zuerst die epische, dann in Attica vorzüglich die dramatische Poesie dieses mannichfaltigen und zu neuen Umbildungen geeigneten Stoffes bemächtigte, das historische Element zu Grunde gieng, und daß die ursprüngliche einfache Gestalt der Heroenzeit oder der hellenischen Heldenperiode durch poetischen Schmuck bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde. Dieß geschah nach unserer Ansicht vielmehr durch die buchstäbliche Auffassung, welche die alten Sagen nach veränderter Anschauungs- und Darstellungsweise nicht bloß von Seite der Dichter, sondern des gesammten Volkes erfuhren, zum Theil auch durch verschiedene Zusätze und Umbildungen, so wie durch die mannichfaltige Verbindung, welche später viele Mythen erfuhren, weil man sie im buchstäblichen Sinne nahm, und nicht mehr berücksichtigte, daß die Ausdrucksweise der phantasiereichen kindlichen Urzeit von jener der späteren Periode sich wesentlich unterschied.

Aus der Zahl der Heroen, an deren Namen nach des Verfassers Ansicht historische Ereignisse geknüpft sind, werden Perseus, Bellerophon, Herakles und Theseus hervorgehoben. Wir stimmen mit ihm darin überein, daß die Perseus-Sage mit Sonnen- und Feuerdienst (S. 243) in Verbindung stehe, glauben aber nicht, daß dieselbe ursprünglich den Persern angehörte, und von diesen zu den Griechen gelangte, noch auch, daß die Ermordung der Gorgo sich auf die Unterdrückung von Menschenopfern beziehe, welche der taurischen Mondgöttin vor der Ankunft milesischer Colonisten am Pontus dargebracht wurden. Der Verfasser hat übersehen, daß Perseus bereits bey Homer (Il. XIV, 320) der gefeyertste unter allen Helden genannt wird, mithin sein Ruhm schon längst begründet seyn mußte, ehe jene Colonien entstanden, wenn ihn der Sänger der Ilias auf eine solche Weise auszeichnen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Handwörterbuch der lateinischen Sprache, mit besonderer Rücksicht auf lateinische Schulen, Gymnasien und Lyceen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zu der etymologischen Behandlung gehört unter anderem auch die Scheidung der homonyma, die den Schüler vor tausend Irrthümern und Abgeschmacktheiten bewahrt. Hr. M. hat hierin mehr gethan als seine Vorgänger, indem er gleichlautende Wörter von verschiedenem Stamm durch I und II trennte. Aber er ist sich nicht consequent geblieben. Wie hätte er sonst adolescere heranwachsen (von alere) mit adolescere lodern oder vielmehr duften (von olere) unter Einen Hut gebracht? — Insolens ist nur in der Bedeutung von ungewöhnlich von solere abzuleiten, dagegen als übermüthig eben so gewiß von salire wie das synonyme insultans. — Coticula der Probierstein von cos, aber der Mörser von quatere, con-cutere. — Cultus die Pflege von colere, aber die Kleidung von culere, occulere. — Ellingere abbilden von lingere, womit sich ellingere abwischen, durchaus durch keine Ideenassociation verbinden läßt; dieses hängt mit expiare ἐκ-ηχεῖν, fegen zusammen. — Exolescere herauswachsen kann in den Begriff von vergehen unmöglich übergehen. Dem letzteren liegt ὀλέσαι zu Grunde. — Auch insomnium sollte doppelt aufgeführt seyn; als Traum ist es die lateinische Aussprache von ἐνύπνιον, als Schlaflosigkeit von ἄϋπνιον, ἀϋπνία. — Dagegen würden wir liberi die Kinder nicht als Homonymum von liber frey behandelt, vielmehr unter liber aufgeführt und durch libera pars domus oder familiae im Gegensatz von famuli erklärt haben. Denn nicht die verschiedene Bedeutung, sondern der verschiedene Stamm ist das Kriterium eines Homonymums.

Löblich ist es, daß H. M. bey den Compositis die verschiedenen Bestandtheile des Wortes durch ein Strichlein getrennt hat. Doch hat er sich dabey auf die Präpositionen und ganz offenkundige Compositionen beschränkt wie luci-fugus; wo der Bestandtheil irgend seinen ursprünglichen Character verloren hat, z. B. fero in candela-brum, ist die Scheidung unterblieben. Wir tadeln dieß nicht, da es zu Hrn. M. Behutsamkeit im Gebiet der Etymologie stimmt; aber desto mehr verargen wir ihm die Consequenz, mit welcher er ig-narus, ignavus, ig-nobilis ig-noro abtheilt, während er doch gnarus und gnosco als Stamm angiebt. Derselbe Fehler findet sich bey cog-natio bis cognosco folgerecht beybehalten, obgleich früher richtig a-gnatus, a-gnosco abgetheilt ist.

Daß die Quantität der Sylben angegeben ist, wird jedem Besitzer angenehm seyn. Es ist überall geschehen außer wo es die allerbekannteste Regel der Position oder des Diphthonges unnöthig machte. Auch die Quantität der Terminationen wird stillschweigend als bekannt vorausgesetzt. Alles zweckmässig. Aber die Angabe der Länge oder Kürze ist so oft fehlerhaft, daß keinem zu rathen ist, dieser Quelle zu trauen. Wer die Schuld trägt, der Verfasser oder der Setzer und Corrector, müssen wir unentschieden lassen; für den Werth des Buches ist es sicherlich gleichgültig. Uns ist folgendes unge-

sucht aufgestoßen; wovon die zuerst genannten offenbar bloße Druck- oder höchstens Schreibfehler sind: ŏperio neben ŏpertus; chĭragra neben chĭragricus; lĭbo neben lăbefacio, allātro neben lātro, prŏcus neben prŏcare, circumfĭgo neben fĭgo, obruo, obrūtus neben obrŭtus und dirŭtus, prŏlogus neben prŏlogium, tāmen neben attămen; ebenso rātī-habitatio und sūillus. Zu dem falschen bullĭmus könnte maximus verführt haben, zu būbulcus *βουκόλος*, zu pĕdiculus die Laus, die Homonyme mit pĕdiculus der Fuß; aber die Schreibart paediculus oder poediculus, welche mit Unrecht gar nicht erwähnt ist, hätte den Verf. warnen sollen. Es hängt mit paedor zusammen. Dirimo ist richtig in dir-imo abgetheilt, gleichwohl aber mit langem ersten i bezeichnet wie di-ripio. Auch ŏpīlio ist auf diese Weise doppelt falsch bezeichnet; nach Virg. Ecl. X., 19.

Venit et ŭpĭlio tardi venere bubulci.

Die falsche Ableitung von ovis trägt die Schuld, vor welcher schon die richtigere Orthographie behütet haben würde; upilis ist die lateinische Form von *οἰοπολέων*. — Zweymal steht nĕque, und selbst die Fragpartikel *nĕ* ist lang bezeichnet, eben so und neben nĕ, damit. — Durch Verwechselung findet sich lātesco breit werden und lătesco sich verbergen. — āeroama mit seiner Sippschaft sollte als anceps bezeichnet seyn. — Fortuitus dagegen hat nach Hor. Od. II., 15, 17.

Nec fortuitum spernere caespitem

Unstreitig eine lange Pänultima, nach Analogie von avitus cerritus. Wo sie verkürzt scheint, ist fortuitus vielmehr dreysilbig, d. h. das u als v zu lesen. — Urus und gethium *γήθιον* ist lang, selas *σέλας* kurz, palatum in der Stammsilbe gleichfalls kurz. Talus und talitrum haben wie aus Absicht kein Zeichen; obschon talus bekanntlich lang ist. Bey manchen Wörtern, welche nur in Prosa vorkommen, mag die Quantität für ungewiß gelten. Dann sollte sie aber entweder gar nicht oder nach Wahrscheinlichkeit und Analogie, nicht nach Willkühr bestimmt seyn. Ueber abbātis oder abbătis wollen wir nicht rechten, auch nicht über tālio. Aber was mag Hrn. Mühlmann bewogen haben, spūrius gegen die bisherige Annahme zu schreiben? Für apĭcus läßt sich wenigstens eben so viel sagen als für apīcus. Aber coquino ist entschieden kurz nach Plaut. Pseud. III., 2, 85.

Hem mane! quantum istuc unum me coquinare perdoces?

Vergl. Aulul. III., 1, 3. Die Vergleichung von coquīnus hat irre gemacht. Es ist von coquere eben so gebildet wie rumĭnare von rumare, welches Hr. M. selbst ohne prosodische Autorität doch nach richtigem Gefühl als kurz angiebt. — Imo hat schwerlich ein kurzes o so wenig als die Adverbia raro, tuto.

Die Abwandlung der Wörter ist im ganzen ohne Verstöße angegeben. Das Perf. furni von furere ist zweifelhaft und wenigstens nicht classisch. Auch prodactus von prodigere findet sich nicht vor Tertullian. Als Indicativ von icere wird icio und ico angegeben. Keine von beyden Formen läßt sich begründen. Die Wahrscheinlichkeit spricht für icio, insofern icere eine Nebenform von jacere ist, wie *ἵπτειν* von *ἰάπτειν*; aber in Tac. Ann. XI., 9 ist iciunt falsche Lesart des interpolirten Ms. Agric. statt jaciunt, wie schon Walther nachgewiesen hat.

Zweckmäßig ist es auch, daß die aus dem Griechischen notorisch entlehnten Wörter durch „(gr.)“ als Fremdwörter signalisirt sind. Doch ist die Gränze hier bey dem eigenthümlichen Zusammenhang der lateinischen Sprache mit der griechischen, welcher nicht immer als Abhängigkeit der ersteren gefaßt werden kann, eine sehr unbestimmte. Philosophia ist augenfällig in der ächthistorischen Zeit entlehnt. Wie ists aber mit hora? Hr. M. bezeichnet es als griechisch; und mit Recht. Woher weiß man aber, daß es nicht in Folge der Urverwandtschaft seinen Platz im Latein hat wie pater und mater? Giebt es viel ältere Autoritäten als Plautus, der das Wort schon kennt? Die Antwort muß lauten: wenn hora nicht entlehnt wäre, so würde es sora lauten, nach dem Lautgesetz, demnach der griechische spiritus asper niemals einem lateinischen h entspricht, sondern immer einem s, wie *ὑπέρ ὑπό* super sub, *ἕρπειν* serpere, *ἅλς* sal, *ὁλκός* sulcus, *ἡμί* semi, *ἧκα* secius etc. Wenn nun der Schluß richtig ist, daß, so oft der griechische Spir. asp. dennoch im Latein als h erscheint, das latei-

nische Wort erst in der historischen Zeit entlehnt ist, so folgt daraus, daß z. B. septem mit ἑπτά urverwandt, dem Latein und Griechischen gemeinsam und ursprünglich ist, dagegen hebdomas nur spät von dem gr. ἑβδομάς entlehnt, daß auch hilarus hilaris, eben so wie hora, harmonia, harpagus, hebdomas etc. als griechisches Fremdwort, ἱλαρός, angesehen werden muß, weil es sonst silarus lauten würde; während Hr. M. hiebey nichts bemerkt. —

(Fortsetzung folgt.)

Geographie und Geschichte von Altgriechenland und seinen Colonien.

(Fortsetzung.)

Die Medusa (Gorgo) ist der Mond, und die Ermordung derselben vielleicht nichts anders, als symbolische Ausdrucksweise für den Untergang dieses Lichtkörpers beym Erscheinen der Sonne, wie die Sage vom Tode des Argos durch Hermes (d. h. dem Verschwinden der unzähligen Sterne bey der Ankunft der Sonne) hinlänglich beweist. Durch die griechischen Colonisten kam der Name dieses Gottes nach Asien und Aegypten, und wurde daselbst in einheimische Sagen verflochten, ein Umstand, der später Veranlassung gab, daß man seinen Cultus aus dem Morgenlande ableitete. Was ferner den Kampf des Perseus mit Dionysus betrifft, so bezieht sich derselbe wohl nicht, wie der Verfasser (S. 243) annimmt, auf einen blutigen Religionskrieg, unter welchem der Cultus des Dionysus in Argos eingeführt wurde, sondern derselbe hat wahrscheinlich, wie der Kampf des Apollo mit dem Dionysus, seinen Grund in der doppelten Wirksamkeit, welche die Griechen dem Sonnengotte als Heilbringer und Zerstörer (man denke an Apollo mit der Leyer und dem Bogen) zuschrieben.

Ganz irrig hat der Verfasser nach unserer Ansicht die Sage von Bellerophontes aufgefaßt. Die Chimära, welche derselbe erlegt, ist nicht, wie er meynt (S. 245), der phönicische Moloch, dessen grausamer, mit Menschenopfern verbundener Cultus, an der lykischen Küste durch eine griechische, in dem Heros Bellerophontes personificirte Ansiedelung ausgerottet wurde, sondern die zur Bezeichnung der Kraft und Wirksamkeit, welche die Griechen dem Monde beylegten, aus Theilen von drey Thieren zusammengesetzte Mondgöttin, weßhalb Homer von ihr (Il. VI, 180) sagt, daß sie göttlichen Geschlechtes gewesen sey; sie haucht ferner Feuer aus, weil die Alten nicht bloß die Sonne, sondern auch den Mond für lauteres Feuer hielten. Bellerophontes war, wie uns scheint, ursprünglich Sonnengott, welchem man zur Bezeichnung des raschen Sonnenlaufes ein Flügelpferd gab, mit dem er die Reise am Himmelsgewölbe macht. Die Erlegung der Chimära aber hat vielleicht dieselbe symbolische Bedeutung, die wir der Enthauptung der Medusa durch Perseus beygelegt haben. Gegen den großen Einfluß, welchen der Verfasser (S. 243 fg.) Lykien auf die Culte und Künste Griechenlands beylegt, haben wir uns bereits oben erklärt.

Der Mythus von Herakles ist von zu großem Umfange, als daß wir auf denselben eingehen könnten. Wir beschränken uns also darauf, zu bemerken, daß auf Herakles mehr historische Ereignisse übergetragen wurden, als auf irgend einen anderen Heros, daß also dieser Mythus schon deßhalb eine ganz besondere Beachtung verdient, und wenden uns zu Theseus, dessen Name nach der richtigen Ableitung des Verfassers (v. θίσθαι) nichts anders bedeutet, als Ordner, wie die Griechen besonders den Sonnengott nannten. Auch sah Hr. Fiedler (S. 253 fg.) sehr wohl ein, daß die vielen politischen Einrichtungen, welche man dem Theseus (wegen der Bedeutung seines Namens und der Sitte, wichtige Verbesserungen der öffentlichen Verhältnisse auf die Götter überzutragen) beylegte, nicht auf einmal in's Daseyn gerufen wurden, sondern im Laufe der Zeit allmählich entstanden, daß namentlich die Zurückversetzung der attischen Democratie in diese frühe Zeit nur in der Eitelkeit des attischen Demos und seinem Streben, derselben eine höhere Weihe zu geben, ihren Grund hat. Mit der Deutung aber, welche er den übrigen

über Theseus erhaltenen Sagen giebt, können wir nicht einverstanden seyn, sondern glauben, daß sich dieselben am besten erklären, wenn man ihn als Sonnengott faßt. Als solcher wird er (S. 254) im Heiligthume des Poseidon geboren, und heißt ein Sohn des Aegeus, der nach Otfried Müllers Bemerkung aus einem Prädikate des Meergottes hervorgieng, also mit Poseidon gleiche Bedeutung hatte. Sohn des Meergottes aber nannten den Sonnengott die am Meere wohnenden Griechen, in so ferne sich bey ihnen die Sonne aus den Fluthen des Meeres zu erheben, und sich in denselben zu verlieren schien. Die Richtigkeit dieser Ansicht bestätigen viele Stellen der griechischen Dichter, wo sie von dem Untertauchen der Sonne, des Mondes und der Sterne in den Fluthen des Meeres, so wie von ihrem Emporsteigen (ihrer Geburt) aus demselben sprechen. Als Sonnengott hat er die Mondgöttin Aethra (die Schimmernde) zur Mutter, und Phädra zur Gemahlin, und steht mit der Mondgöttin Pasiphae (der Allleuchtenden) und mit Ariadne, kretisch Aridela (der Leuchtenden), der Besitzerin der Strahlenkrone, in Verbindung. Ferner hat er den Hippolytus, wie der Sonnengott vom Abspannen der Rosse am Ende seiner Fahrt hieß, zum Sohne, diesen innigen Freund der Mondgöttin Artemis, entführt, wie Paris die Mondgöttin Helena, eine Ausdrucksweise, womit man das Verschwinden des Mondes bezeichnete, und steigt endlich, wie Dionysus, in den Hades hinab, um die Persephane zu entführen, d. h. die Mondgöttin am Abend nach dem Untergange der Sonne an den Himmel emporzusenden. Seine Fahrt nach Kreta und die Rückkehr von diesem Eilande bezieht sich nach unserer Vermuthung nicht auf eine Abhängigkeit Attica's von Kreta oder von Minos, der ursprünglich kretischer Sonnengott war, sondern bezeichnete wohl nichts anders, als die Fahrt des Helios auf seinem Kahne, welchen er besteigt, um vom Westen, wo er am Himmel verschwindet, nach dem fernen Osten zurückzukehren, wo er seine Reise täglich von neuem beginnt. Die sieben Jünglinge endlich, welche sich auf seinem Fahrzeuge befinden, scheinen sich auf die sieben Tage der Woche bezogen zu haben. Da aber die Zeitrechnung der Griechen nicht bloß mit dem Cultus des Sonnengottes, sondern auch mit jenem der Mondgöttin zusammen hieng, so befinden sich neben den sieben Jünglingen auch noch sieben Jungfrauen auf demselben, wie Medea aus demselben Grunde sieben Söhne und eben so viele Töchter hat.

Von den Ereignissen, welche sich in der Urzeit zugetragen haben sollen, hebt der Verfasser außer der Kalydonischen Jagd die Argonauten-Fahrt, die Kriege der sieben Helden und ihrer Söhne gegen Theben und den trojanischen Krieg hervor. Die Argonautensage hat nach unserer Ansicht ihren Grund nicht, wie der Verfasser (S. 257) annimmt, in besonderen Opfergebräuchen oder in wirklichen Reisen und Abentheuern, noch weniger in der sich ausbreitenden Herrschaft des äolischen Minyerstammes auf Lesbus, an den Küsten des Hellespontus, der Propontis und des schwarzen Meeres, von wo der Handelsverkehr sich später durch die Milesier bis nach dem fabelhaften Kolchis verbreitete, sondern in der symbolischen Ausdrucksweise einer ganz einfachen Erscheinung. Wäre die Ansicht des Verfassers gegründet, so könnte man nicht einsehen, wie der Sänger der Odyssee (XII., 70) die Argo die von allen besungene nennen konnte. Dieser Ausdruck setzt doch wohl voraus, daß die Fahrt derselben schon vor ihm, also lange vor dem Abzuge der äolischen Colonisten, von einer Reihe von Dichtern verherrlicht worden sey. War aber, wie Hr. Fiedler (S. 214) selbst sagt, die älteste Poesie vorzugsweise mit der Verherrlichung der Götter, ihrer Thaten und Schicksale beschäftigt, so kann die Fahrt der von allen gefeierten Argo unmöglich Handelsreisen und Abentheuern ihren Ursprung verdanken.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Handwörterbuch der lateinischen Sprache, mit besonderer Rücksicht auf lateinische Schulen, Gymnasien und Lyceen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Warum aber bos als ein griechisches Wort bezeichnet ist, sehen wir nicht ein; wenn Niebuhr bemerkt, daß die das Landleben betreffenden Ausdrücke im Latein meist griechischen Ursprungs seyen, so bezieht sich das auf eine uralte Einwanderung des Wortes.

Wir haben bisher das vorliegende Wörterbuch nur mit Rücksicht auf das Formelle der Wörter geprüft. Wenn es ein Schulwörterbuch seyn soll, ist diese Rücksicht eben so wichtig wie die auf die Bedeutungen. Sie würde mehr in den Hintergrund treten dürfen, wenn das Werk für solche berechnet wäre, welche mittelst desselben nur einen lateinischen Schriftsteller verstehen wollten, ohne für die lateinische Sprache an sich Interesse zu hegen. So aber ist bey Erlernung der alten Sprachen vom pädagogischen Standpunkt aus die Formenlehre in der Grammatik und der formelle Theil der Lexicologie nicht minder wichtig als die Syntaxis und der reale Gehalt der Wörter. Darum kann das, was wir bisher gerügt haben, so verzeihlich es opere in longo seyn mag, wenigstens nicht damit zurückgewiesen werden, daß es Kleinigkeiten seyen.

Der Verf. fährt fort: „Vorzügliche Mühe wandte ich nun auf die Darstellung der Bedeutungen der Wörter, welche durch den Druck und durch Ziffern passend auseinander gehalten und hervorgehoben sind. Oft gab ein historisches Moment den Anhaltspunkt zur Grundbedeutung eines Wortes, gewöhnlich aber mußte in Ermangelung genauer Aufschlüsse über die Etymologie der Wörter die Logik über deren Grundbedeutung bestimmen.“

Gewiß ist es eine Hauptaufgabe des Lexicographen die Grundbedeutung jedes Wortes aufzusuchen; aber wer sich diese Aufgabe recht klar macht, der kann leicht zur Verzweiflung an der Möglichkeit ihrer genügenden Lösung getrieben werden. Wie viel Jahrhunderte ist doch die große Mehrzahl der Wörter älter als der älteste Schriftsteller, bey dem wir uns über ihre Bedeutung Raths erholen können! Und wie vag sind vollends die Bedeutungen in diesen ältesten Schriftstellern, bevor noch die Prosa und Verstandesentwicklung eine Synonymik geschaffen hat! Und je weiter die Sprache hinauf reicht, desto mehr liebt sie nach einem poetischen Instinct Aehnlichkeiten zu finden und die Begriffe durch alle mögliche Tropen zu vertauschen, anstatt sie aus einander zu halten und Eine Bedeutung zum ausschließlichen Eigenthum Eines Bedeutungszeichens des Wortes zu machen. Was hier die eigentliche „Logik“ helfen soll, gesteht Ref. nicht wohl einzusehen, und wünschte, diese etwas einsylbige Bedeutung etwas weiter entwickelt und begründet zu sehen. Oder meint Hr. M. vielleicht, die Grundbedeutung müsse sich zu den abgeleiteten Bedeutungen wie das Genus zu seiner Species verhalten, so daß die Kunst der Abstraction in Anspruch genommen werde? Das würde allen Erscheinungen widersprechen. Ref. kennt nur zwey Wege, der Grundbedeutung approximativ auf die

Spur zu kommen, erstens die Etymologie und zweytens das Bewußtseyn, daß die Grundbedeutung möglichst sinnlich gewesen seyn muß.

Daß Hr. M. die Etymologie so gut als bey Seite hat liegen lassen, haben wir schon erwähnt. Er besorgte, durch sie auf einen unsichern Boden geführt zu werden, und hielt es für besser, seine Augen ganz gegen ihre Versicherungen zu schließen, als sie recht weit zu öffnen und doppelt wach zu seyn und von ihr nur anzunehmen, was sich schlechterdings nicht abweisen läßt. Ref. will an einigen Beyspielen nachweisen, wie der Verf. auf dem Weg der Etymologie auf eine andere und annehmbarere Grundbedeutung gekommen seyn würde, als er gegeben hat. „Vapulare eine Schlappe bekommen, geschlagen werden.“ Dieß Verbum steht einzig in seiner Art da, insofern es in activer Form ein Passivum bezeichnet. Billig sollte dieß schon Argwohn erregen, einen Argwohn, der sich durch das scheinbare Analogon, daß auch Activa und Neutra so oft unter sich vertauscht werden, mit nichten beschwichtigen läßt. Nein, auch vapulare ist, wie seiner Form so seiner Urbedeutung nach, ein verbum neutrum und bedeutet schreyen, jammern, und speciell in Folge von Strafen und Schlägen. Eben so droht der Grieche mit οἰμώξει oder κλαύσει, vapulabis. Das Primitivum ist wie hundert andere im Latein untergegangen, auch im Neuhochdeutschen; aber noch im Mittelhochdeutschen des Nibelungenlieds bedeutet Wuf und Waffen das Heulen, Wehklagen, davon noch als Provinzialismus die Waffel das Maul, und wafen schwatzen im Gebrauch ist. Im Griechischen ist derselbe Stamm in ἠπύω, dorisch ἀπύω zu erkennen. — Eben so unnatürlich steht bey fio die passive Bedeutung gemacht, gethan werden an der Spitze, freylich gleich mit dem Zusatz des neutralen werden, während diese Bedeutung scharf von der passiven durch 1 und 2 zu scheiden war. —

„Suadus, a, um (suadeo) rathend, zuredend, lockend Plaut. Virg. Stat. u. a.“ Hierauf muß man freylich kommen, so lange man sich von dem anklingenden suadere nicht losreißen kann. Betrachtet man jedoch den Gebrauch bey Statius (denn bey Plautus und Virgil sucht Ref. dieß Adjectiv umsonst) Theb, IV, 452.

> Inclinat Bacchi latices et munera verni
> Lactis et Ambraeos imbres suadumque cruorem
> Manibus

so ist nicht von Rath noch von Ueberredung die Rede, sondern lediglich von Annehmlichkeit. Natürlich; denn suadus ist einerley Wort mit ἡδύς, ἁδύς und mit süß, englisch sweet, so wie suavis mit ἡῦς. Daß Symmachus suadus als Adjectiv von suadere angesehen haben mag, ist irrelevant.

„Dicax sich in Witz ergehend, von Witz sprudelnd, witzelnd, beißend, satirisch.“ Demnach wäre das Satyrische eine abgeleitete Bedeutung des Witzes überhaupt, der Witz aber, da dicax von dicere abstammen soll, von Sprechen überhaupt. Die Aesthetik giebt zu der ersten, die Logik zu der zweyten Ideen-Association schwerlich ihre Zustimmung. Niemals bedeutet dicax jenen formlosen Witz des facetus oder festivus, immer nur den beißenden Witz, vor welchem Horaz warnt als einem Attribut des niger. Mit einem Wort, dicax ist das Adjectiv von δακεῖν und deßhalb kurz, während es von dicere abgeleitet ein langes i führen müßte. — Wie viel richtiger und einfacher würde „nedum = ne dicam, ich will nicht sagen“ so gegeben seyn: ne dum = ne duim d. h. ne dem, um nicht zuzugeben.“ Alles dieß ist nichts Neues und war längst aus den einschlägigen Werken zu lernen.

So weit die Logik zur faßlichen und naturgemäßen Anordnung der Bedeutungen mitwirken kann, hat Hr. M. sie mit Fleiß, Verstand und Erfolg angewendet. Wir betrachten dieß als die Lichtseite des Buchs, ungeachtet ihm schon gut vorgearbeitet war. Aber eines hat er mit seinen Vorgängern überein, was Ref. für einen Schaden der Lexica hält. Zu welchem Zweck bemüht man sich denn, von jedem Wort möglichst viele Uebersetzungen zu geben, indem man Synonyma häuft? Nicht jedes deutsche Synonymum deckt freylich ein lateinisches, aber so oft es der Fall ist, sollte der Lexicograph mit beyden Händen zugreifen, und das lateinische Wort ausschließlich durch dasjenige deutsche

Wort übersetzen, welches nach dem Gesetz der Kyriologie dem lateinischen entspricht. Wie viel wäre gewonnen, wenn der Elementarschüler lernen würde: jubere bedeute heißen und weder befehlen, imperare, noch auftragen, mandare. Darum regiere auch jubere den Accusativ, imperare und mandare aber den Dativ. Oder ebenso: juvare aliquem einen unterstützen, geschieden von opitulari alicui einem helfen.

(Schluß folgt.)

Geographie und Geschichte von Altgriechenland und seinen Colonien ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wollen wir den Sinn der Sage von der Argo ermitteln, so müssen wir zunächst das Ziel ihrer Fahrt und die Hauptpersonen, welche dieselbe unternahmen, in's Auge fassen. Aeëtes, nach dessen Lande sie segelt, beherrscht die Insel Aeäa, wo sich auch seine Schwester Kirke (Hom. Odyss. X., 135 sqq.) aufhält. Beyde sind Kinder des Sonnengottes Helios. Auf der Insel Aeäa ist ferner die Behausung der Eos und der Ort, wo sich die Sonne oder der Sonnengott Helios am Himmel erhebt (Odyss. XII, 3. 4.). Der Name des Phrixus, welcher sich mit seiner Schwester Helle in das Land des Aeëtes flüchtete, war, wie jener des Jason, ursprünglich ein Prädikat des Sonnengottes; Helle aber, wie Medea, ein Beyname der Mondgöttin. Als Sonnengott hat Jason die Polymede (Vielkundige) oder die Alkimede (Geistesstarke) zur Mutter, Namen, welche, wie der seiner Gattin Medea (der Geistvollen) ursprünglich der Mondgöttin angehörten. Die göttliche Natur des Jason und der Medea hat der Verfasser (S. 257) nicht verkannt. Der Widder, welcher den Phrixus und die Helle durch die Lüfte trägt, war bey den Griechen Symbol des Sonnengottes, und hat aus diesem Grunde ein goldnes oder purpurnes Vließ. Beyde Farben beziehen sich auf die Farbe des Sonnenlichtes, wegen dessen Beschaffenheit alle Attribute oder Gegenstände, welche der Sonnengott hat, von Gold, Silber oder Purpur sind. Die Bedeutung der Reise, welche beyde Geschwister durch die Luft nach Aeäa unternehmen, dürfte, wenn man den Ort, an welchen sie sich begeben, und die Personen, welche sich hier finden, in's Auge faßt, nicht dunkel seyn. Es ist der ferne Osten, wo nach den Vorstellungen der alten Griechen nicht bloß die Morgenröthe die Botschafterin der Sonne, sondern auch der Sonnengott selbst wohnt, wo beyde sich in der Frühe am Himmel erheben. Wenn der Name des Phrixus ein Pradikat des Sonnengottes war, so möchte seine Fahrt nach jener Insel im fernen Osten nichts anders bezeichnen, als die Rückkehr des Sonnengottes aus dem Westen, wo er seine Reise vollendet hat, nach jener Himmelsgegend, wo er sich am Morgen des andern Tages wieder erhebt. Dieselbe Bedeutung dürfte auch die Fahrt des Jason haben, dessen Fahrzeug ursprünglich von dem Kahne nicht verschieden war, der nach griechischer Ausdrucksweise den Helios nach Osten zurückführte. Der Tod, welchen Helle im Meere findet, bezeichnete auf bildliche Weise den Untergang des Mondes.

Hatte die Fahrt der Argo ursprünglich diese Bedeutung, so läßt sich leicht einsehen, warum sie von Dichtern, die ihre Kräfte der Verherrlichung der Götter und ihrer Thaten widmeten, so vielfach gepriesen wurde, daß sie Homer die von allen besungene nannte. Sodann ist auch klar, warum sich der Name des Jason oder die Verehrung desselben nach allen Colonien der äolischen Minyer verbreitete. Es ist bekannt, daß die Colonisten die vaterländischen Götter und Heroën in ihre neue Heimath mitzunehmen pflegten. Ferner dürfte einleuchtend seyn, daß man später, wo man die Ursache der weiten Verbreitung des Andenkens des Jason und der an ihn geknüpften Sage von der Fahrt der Argo, welche die Minyer auch in ihren so weit von einander entlegenen Colonien treu bewahrten, nicht mehr berücksichtigte oder nicht mehr kannte, diese Erscheinung sich nur durch die Annahme erklären konnte, daß die Argonauten auf ihrer Fahrt alle jene Punkte selbst berührten, wo die Sage von der Fahrt der

Argo sich vorfand. Durch diese irrige Auffassung bekam die Fahrt der Argo nicht bloß eine sehr sonderbare Richtung, sondern sie wurde auch allmählich zu einem Abentheuer, an welchem dann natürlich fast alle Heroën von Bedeutung Theil nehmen mußten.

Den Krieg der sieben Helden gegen Theben können wir bey der Mannigfaltigkeit und den vielen Abweichungen der über denselben erhaltenen Sagen nicht berühren, weil wir die Gränzen dieser Anzeige zu weit überschreiten würden. Ueber den trojanischen Krieg aber haben wir unsere Vermuthung schon ausführlich entwickelt, so daß wir uns hier auf einige Punkte beschränken können.

Wenn, sagt der Verfasser (267), nach Gottfried Hermanns Ansicht die homerische Poesie eine allegorische ist, welche die Eigenschaften und Kräfte der menschlichen Natur personificirt und diesen Personificationen entsprechende Namen beylegt, so mag wohl der ganze trojanische Krieg, wie schon Mancher der Alten geahnet hat, am Ende nicht viel mehr als eine Allegorie seyn. Zu dieser Annahme können wir uns nicht verstehen, sondern wir glauben, daß zwar die Vorstellung, welche man sich von der Veranlassung, der Dauer und Beschaffenheit des trojanischen Krieges macht, auf ganz irrigen Voraussetzungen beruhe, das Faktum selbst aber keinem Zweifel unterworfen sey. Allerdings ist der Hauptinhalt der beyden homerischen Gesänge, welche wir als eine höchst kunstvolle Vereinigung älterer Sagen und Dichtungen zu einem großen Ganzen betrachten, symbolischer Natur. Wenn nämlich jene Dichtungen der priesterlichen Urzeit eine religiöse Grundlage hatten, so können wohl auch die einzelnen Hauptpartien, welche aus ihnen in die Iliade und Odyssee übergiengen, nicht der Geschichte, sondern nur der Mythologie angehören. Allein, dessen ungeachtet läßt sich nicht läugnen, daß, wie man an die Sagen über Herakles, Theseus und andere Heroën historische Ereignisse anknüpfte, so auch auf die Heroën, welche in der Ilias auftreten, historische Ereignisse übergetragen worden sind, so daß nach der Sitte der alten Griechen auch hier Götter und Heroën das vollbringen, was Menschen unter ihrer Leitung ausführten. Wenn also Achilleus, dieser gefeyerte Heros oder Gott der äolischen Colonisten, die Länder erobert, welche diese sich unterwarfen, so kann man dieß nach unserer Ansicht weder für eine Allegorie, noch für eine bloße Erfindung des Sängers der Ilias erklären. Wir sind noch immer der Ueberzeugung, daß durch die äolischen Colonisten Troja zerstört, und dieses wichtige Ereigniß an die Menis desjenigen Heros oder Gottes angeknüpft wurde, welchen die Aeolier nicht bloß in Phthiotis, sondern auch an andern Orten verehrten. Daß übrigens die Menis des Achilles, welche die Grundlage der Ilias bildet, nichts mit der Zerstörung Troja's gemein habe, daß vielmehr die Bedeutung derselben rein symbolischer Natur war, wie jene des Kampfes des Apollo mit Dionysus, daß diese Menis, wenn auch in beschränkter Form, lange vor Homer besungen wurde, möchte wohl keinem Zweifel unterliegen.

Der Ansicht des Verfassers (S. 271), daß hellenische Ansiedlungen in nachtroischen Zeiten auf fernen Küsten des Mittelmeeres, auch Familienzwiste in fürstlichen Häusern und damit verbundene Auswanderungen und Abentheuer den historischen Inhalt der sogenannten Nosten ausmachen, können wir nicht beytreten, sondern die Betrachtung der Grundlage der Odyssee führt uns auf die Vermuthung, daß, da die meisten Heroën vor Troja der Götterwelt ursprünglich angehörten, die Meerfahrten vieler derselben vielleicht nichts anders bezeichneten, als die des Helios oder Jason, daß man später aber auch hier an die Dichtung historische Ereignisse anknüpfte, nämlich die Rückkehr mancher Griechen, welche die früher verlassene Heimath in Asien nicht vergessen konnten, und trotz der großen Gefahren auf der See das alte Vaterland wieder aufsuchten. Sobald man aber die Eroberung Trojas durch alle Griechen bewerkstelligt werden ließ, mußten natürlich auch diese Νόστοι eine sehr eigenthümliche Gestalt bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Handwörterbuch der lateinischen Sprache, mit besonderer Rücksicht auf lateinische Schulen, Gymnasien und Lyceen ꝛc.

(Schluß.)

Fordert der Geist der zu übersetzenden Stelle ja einmal aus rhetorischen Gründen eine Abweichung von der Kyriologie, so muß der Lehrer nachhelfen; ein Lexicon kann sich hier auf Nachhülfe nicht einlassen; es dient bloß dem richtigen Verständniß.

In der Angabe der Bedeutung findet Ref. noch manches Irrige. Luculentus bedeutet niemals trefflich, herrlich, sondern nur ansehnlich. Wer Sinn für die Nuancen der Begriffe hat, der fühlt den großen Unterschied. Trefflich und herrlich kann man nicht ohne Emphase und Enthusiasmus aussprechen; ansehnlich dagegen enthält eine ganz ruhige Anerkennung. — Profiteri war lediglich durch frey, öffentlich bekennen zu übersetzen, keineswegs durch eingestehen, wie confiteri. — Manere heißt bloß bleiben, nicht: sich verweilen commorari, denn das letztere involvirt den Begriff eines bloß temporären Bleibens, der von manere ausgeschlossen ist. — Malitiosus heißt unseres Wissens nirgend boshaft, malitiös, sondern nur gewissenlos. Aber der Gewissenloseste ist darum noch nicht das, was man boshaft nennt.

Um nicht allzuausführlich über ein Werk zu werden, welches seiner Natur nach nicht eigentlich Anspruch macht, die Wissenschaft zu fördern, beschränken wir uns noch auf einige Berichtigungen vermischten Inhalts. Ob flagitium auch die ungestüme Forderung bedeutet habe, ist zweifelhaft. Zwey Stellen sind angeführt; in der des Plautus ist offenbar die Schande gemeint; wahrscheinlich auch in der des Tacitus. — Unter Furca wird das horazische Naturam expellas Furca durch zweyzinkige Gabel erklärt; während die für diese Stelle passende Bedeutung: ein Marterwerkzeug für Sklaven, erst am Ende angegeben ist. — Bey infitias ire war zu bemerken, daß es nur mit der Negation vorkömmt. — Was soll sich Ref. darunter denken, wenn es heißt: „modo motivirt I) einen Begriff, indem es ihn 1) einschränkt und ausschließt . . . 2) absolut hinstellt.“ Wollte er etwa „modificirt“ schreiben? Aber auch das wäre unklar. — Ueber ne ist H. M. nicht im Klaren. Er unterscheidet 4 Wörter dieses Klanges, I) ne oder nae, II) ne Adv. III) ne Conj. IV) ne enklitisches Fragwort. Aber wie kann man in ne jura ein Adverbium sehen? Bey richtiger Einsicht in die Syntax fällt II und III nothwendig zusammen. — Gleich vorn heißt es: „äb, äbs, verkürzt ā.“ Was soll sich der Schüler dabey denken, daß eine kurze Sylbe in eine lange „verkürzt“ wird? Bey einem Schulbuch darf der Verfasser wahrlich nicht dem Grundsatze folgen: in verbis simus faciles! — Der Hauptbegriff von stolidus fehlt ganz. Dieser ist nicht tölpelhaft, albern, dumm, sondern dreist und brutal. Die Verwandtschaft mit stultus steht nicht im Wege, und die Identität mit dem deutschen stolz dient nur zur Bestätigung. — Bey magis die Schüssel war statt

Plin. vielmehr Horat. als älteste Autorität anzuführen; denn in Hor. Sat. II, 2, 29

Carne tamen quamvis distat nihil hac magis illa

ist nach Ad. Schäfers glücklichem Gedanken magis nicht als Adverbium zu fassen.

Ueber das Zuviel und Zuwenig ließe sich vielleicht hie und da noch mit Hrn. M. rechten; ob z. B. ab ante, was nur in einer Inschrift vorkömmt, in ein Handwörterbuch gehört, während das freylich auch von den bisherigen Lexicographen ganz ausser Acht gelassene Nomen servo bey Plin. Hist. N. VII, 27 sect. 29 d. h. incolumis im Gegensatz von debilis auch hier fehlt. Aber hier sind fast alle Desiderien des Einzelnen nur subjective Wünsche, und Hr. M. wird durch Vollständigkeit wie durch Präcision im Ganzen jeden befriedigen.

Dem Wörterbuch vorangeschickt ist nach einem doppelten Verzeichniß der Abkürzungen auch eine chronologische Angabe der römischen Schriftsteller, die in 3 Jahrhunderte vor und 7 Jahrhunderte nach Christi Geburt eingetheilt sind. Wenn Phädrus und Curtius Rufus und Petronius Arbiter in das erste Jahrhundert versetzt werden, so hätte diese Angabe bey den wichtigen Gründen, die sie unsicher machen, wohl ein Fragzeichen verdient. Im 1. Jahrh. vor Chr. steht C. Valer. Catullus nach Lucretius, und im 1. Jahrh. nach Chr. noch einmal hinter Ovidius derselbe Catullus; denn der von Juvenal einigemal erwähnte Mimograph aus Domitians Zeit kann doch nicht gemeint seyn! Dagegen fehlt Valerius Cato, der Verfasser der Dirae gänzlich; Ref. würde glauben, daß H. M. mit einem neueren Gelehrten die Diras für ein Werk des Virgil halte, wenn nicht unter steriliscere eben dieser Val. Cat. als Gewährsmann genannt wäre. Die Auslassung ist also ein Versehen. Aber zu tadeln ist es, wenn Tacitus von seinen eigentlichen Zeitgenossen Silius Italicus, Statius, Juvenalis, Martialis getrennt, dagegen mit seinem Freund Plinius in das zweyte Jahrhundert und in die Gesellschaft eines Gellius, Appulejus und Tertullianus verwiesen wird. Ob Tacitus vor oder nach Einhundert seine Werke edirt hat, ist gleichgültig; gelebt und geschrieben hat er im ersten Jahrhundert. Der Zweck dieser Uebersicht kann doch nur seyn, dem Schüler die linguistischen oder stilistischen Geistesverwandten in Gruppen vorzuführen. In diesem Falle wird es ihn irre machen, den Tacitus in Gesellschaft der Zeitgenossen Hadrians zu sehen, unter welchen der eigentliche Verfall der lateinischen Sprache erst begann. Denn die Zeit des Tacitus, das sogenannte silberne Zeitalter, darf man nur als die dritte Periode des goldenen Zeitalters ansehen.

Was wir bisher gesagt haben, bestand fast aus lauter berichtigenden, mithin ausstellenden Bemerkungen. Wir haben sie gehäuft, weil wir die Erklärung des Verf. in der Vorrede für ernst und aufrichtig gemeint halten: „dankend werde ich jede Bemerkung sowohl in pädagogischer und sprachlicher Beziehung annehmen, und werde sie in einer etwaigen zweyten Auflage zu benützen wissen.“

Die Billigkeit und die Sitte erforderte nun, diesen einzelnen Ausstellungen auch eine Anerkennung einzelner Verdienste als Gegengewicht folgen zu lassen. Allein bey einem Wörterbuch ist es fast unmöglich, das Verdienst um Einzelnes herauszuerkennen und herauszuheben. Was im Einzelnen verbessert, entdeckt, hinweggelassen oder neu hinzugesetzt ist, verschwindet nothwendig unter der Masse des Stoffes, den er von seinen Vorgängern nothwendig entlehnen und resp. abschreiben muß. Daher ist, wie Gottfried Hermann in einem uns so eben zu Gesicht kommenden Vorwort richtig bemerkt, Lexicographie unstreitig eine der mühsamsten, schwierigsten und undankbarsten Arbeiten. Doch will Ref. den Vorwurf des Undanks, so weit er kann, von sich fern zu halten suchen. Er will gern glauben, daß eben so viel oder noch mehr Verdienstliches im Einzelnen in dem Buch verborgen liegt, welches auch bey genauer Prüfung doch den Schein des Gemeingutes annimmt, um so mehr, als sich der Verf. löblicher Weise aller Polemik enthalten hat, welche die individuellen Ansichten weit mehr in den Vordergrund stellen würde. Im Allgemeinen ist das vorliegende Wörterbuch mit viel Verstand angelegt und ausgeführt; was einem Schüler oder Dilettanten noth thue, ist wohl überlegt und bey der Ausführung nicht aus dem Auge ver-

loren, und Ref. hat schon Gelegenheit gehabt, es in seinem nächsten Kreise zu empfehlen und zu verbreiten. Allein abgesehen von dem allgemeinen Satz: Opere in longo fas est obrepere somnum scheint dem Verf. nicht Zeit genug zu einer gründlichen Vorbereitung für eine lexicalische Arbeit gelassen worden zu seyn, welche auf Selbstständigkeit Anspruch machen könnte. Und doch hält sich der Inhalt der Vorrede von einem solchen Anspruch nicht ganz frey. Er hat sich mit den einschlägigen lexicographischen Schriften der neuern Zeit nicht gehörig bekannt gemacht. Ref. glaubt durch seine ausführliche lateinische Synonymik einen Beytrag zur lateinischen Lexicographie gegeben und manchen Irrthum beseitigt zu haben; er weiß auch, daß seine mühevolle Arbeit nicht unbekannt und unbeachtet geblieben ist; auf Hrn. Mühlmanns Wörterbuch scheint sie jedoch keinen oder einen sehr geringen Einfluß ausgeübt zu haben; denn das meiste von dem, was Ref. oben rügen zu müssen glaubte, hätte sich vermeiden lassen, wenn der Verf. das angeführte Werk hätte zu Rathe ziehen mögen. Ref. findet aber auch keine sichern Spuren von fleißiger Benützung anderer philologischer Werke, welche in neuerer Zeit die Kenntniß der lateinischen Sprache gefördert haben. Um nur eins zu erwähnen, Madvig gehört doch gewiß zu den Matadoren unter den heutigen Kennern des Latein. Gleichwohl steht das Substantiv ascitus ohne alles Bedenken und Warnungszeichen aus Cic. Fin. V, 7 bey H. Mühlmann, welches Madvig z. b. St. als ein conjectum nachgewiesen hat.

Was die Verlagshandlung betrifft, so hat sie das Werk würdig ausgestattet. Das Papier ist weiß und gut, und die Lettern, wenn auch etwas klein, doch deutlich und scharf.

L. D.

Geographie und Geschichte von Altgriechenland und seinen Colonien.

(Fortsetzung.)

Der Abschnitt über die Culturzustände der heroischen Zeit bedarf, so viel Gutes er auch enthält, doch bey einer neuen Ausgabe einer sorgfältigen Verbesserung. Wir können hier nur einen für die Kunst- wie die Religionsgeschichte gleichwichtigen Punkt berühren. Der Verfasser hält (S. 274) die Thesauroi für Schatzhäuser, Andere erklären sie für Gefängnisse. Allein, diese domartigen, gewölbten Gebäude waren ursprünglich Tempel der Lichtgötter, deren Beschaffenheit oder Form dieselbe symbolische Bedeutung hatten, wie die Grotten, in welchen jene nach so vielen Sagen verweilen. Für diese Ansicht sprechen nicht bloß die Erzählungen von der Beschaffenheit des Labyrinthes auf Kreta, welches Müller (Dorer, I, 215 ffg. 241 — 243) ganz richtig für einen Haupttempel des Sonnengottes erklärte, sondern auch eine Stelle des Macrobius (Saturn. I, p. 300 Bip.), von der wir ihrer Wichtigkeit halber den Anfang mittheilen. Item in Thracia eundem haberi solem atque Liberum accipimus; quem illi Sebazium nuncupantes, magnifica religione celebrant, ut Alexander scribit: eique Deo in colle Zilmisso aedes dicata est specie rotunda, cujus medium interpatet tectum; rotunditas aedis monstrat hujusce sideris speciem: summoque tecto lumen admittitur, ut appareat, solem cuncta vertice summo lustrare lucis immissu, et quia oriente eo universa patefiunt.

Ferner nimmt der Verfasser (S. 274) die dichterische Beschreibung der Paläste des Alkinous, Menelaus und Odysseus im buchstäblichen Sinne, ohne zu bedenken, daß man, wenn dieß gestattet wäre, auch die Erzählungen von der Werkstätte des Hephästus, von den schönen Gegenständen, welche er verfertigte, von der Beschaffenheit und Einrichtung des Palastes des Zeus und der übrigen Götter, von den unermeßlichen Schätzen, welche sich

in der Behausung des Hermes in Arcadien finden, im buchstäblichen Sinne nehmen dürfte. Wir glauben, daß der Palast des Menelaus, wie jener des Alkinous nur in der Einbildungskraft der Dichter existirte, in alten Dichtungen aber deßhalb vielfach verherrlicht wurde, weil er dieselbe symbolische Bedeutung hatte, wie jener des Zeus oder des Helios. Der große Glanz, die Farbe der Wände und die ganze Einrichtung der Behausungen des Alkinous und Menelaus erinnern an die Farbe des Himmelsgewölbes, wie an den Glanz der an demselben befindlichen Sonne.

Aus dem Abschnitte über die Wanderung der Herakliden oder Dorier heben wir nur einige Punkte heraus, welche nicht richtig aufgefaßt zu seyn scheinen. Zuvörderst drängt sich uns die Frage auf, wie es wohl gekommen seyn mag, daß der Zug der Dorier so lange dauerte?

Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt nach unserer Ueberzeugung nicht in dem Widerstande, welchen sie fanden, sondern in der Sitte der Griechen, große Thaten auf die Götter und Heroen überzutragen. Was die Dorier selbst ausführten, legte die Sage ihren Heroen bey. Aus diesem Grunde wird die Eroberung des Peloponnesus ihrem Heros Hyllus zugeschrieben. Zur Ausgleichung der chronologischen Widersprüche, die sich auf diese Weise herausstellten, ließ man den Hyllus nach Verlauf eines Jahres aus einem erdichteten Grunde, angeblich wegen der Pest, wieder aus dem eroberten Lande abziehen, und die Unterwerfung desselben durch andere Heroen von Neuem anfangen. Ferner suchte die Sage, wie wir schon einigemal bemerkten, den Cultus, den ein Gott oder Heros an verschiedenen Orten hatte, durch die Annahme zu erklären, daß der Gott oder Heros oder das Volk, welchem derselbe zunächst angehörte, jene Orte, wo sich sein Andenken oder Cultus fand, selbst besuchte, und dadurch seine Verehrung begründete. Daß Herakles in Attica verehrt wurde, ist bekannt. Dieser Umstand gab Veranlassung zu der Sage, daß Hyllus auf seinem Zuge nach Attica gekommen sey. Wenn die attischen Dichter diese Sage häufig und gerne benützten, um die schon in alter Zeit erprobte Menschenfreundlichkeit der Athenäer bey dieser Gelegenheit zu verherrlichen, so darf man aus der Art, wie sie dieselbe gebrauchten, eben so wenig schliessen, daß sie die ganze Sache zur Erreichung obigen Zweckes erfanden, als man mit Grund behaupten kann, daß die Herakliden unter des Hyllus Anführung wirklich nach Attica gekommen seyen.

Daß der angebliche Anführer der Dorier, Orylus, aus einem Prädikate des Ares oder Apollo entstand, unter dessen Leitung die Dorier die Eroberung des Peloponnesus unternahmen, haben wir in der Alterthumszeitschrift (v. 1842 S. 358 — 362) zu erweisen gesucht. Dieser Orylus wurde in Elis, wie in Aetolien verehrt, eine Erscheinung, welche sich aus der alten Verwandtschaft der Epeer in Elis mit den Aetoliern erklärt. Die Sage konnte aber seine Verehrung in Elis nur durch die Annahme erklären, daß er zur Zeit der Eroberung des Peloponnesus durch die Dorier, die ihn wahrscheinlich ebenfalls verehrten, aus Aetolien nach Elis gewandert sey. Aus dieser Wanderung, welche dieselbe Bedeutung hat, welche Niebuhr (kleine histor. Schriften S. 370 Anmerk.) der Wanderung des Pelops mit Recht beylegt, möchten wir mit dem Verfasser (S. 289) keineswegs die Folgerung ziehen, daß die Aetolier um Kalydon durch vordringende Stämme aus dem Norden zur Auswanderung gezwungen wurden, und zur Zeit der Eroberung des Peloponnesus durch die Dorier sich in Elis neue Wohnsitze verschafften. Elis erfuhr durch die dorische Wanderung keine Veränderung der Art, sondern diese Annahme entstand einzig durch die angebliche Wanderung des Orylus, welche zur Erklärung der Erscheinung seines Namens in Elis erdichtet wurde. Man brachte ihn mit dem Zuge der Dorier, denen er nicht fremd war, in Verbindung, und gab ihm, sobald man ihn als Fürsten und Eroberer betrachtete, natürlich ein Gefolge von Aetoliern, mit welchem er dann Elis erobern mußte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Geschichte und Geographie von Altgriechenland und seinen Colonien ꝛc.

(Schluß.)

Ferner können wir nicht glauben, daß Iphitus die olympischen Spiele stiftete oder erneuerte und gesetzlich anordnete, und in Verbindung mit Lykurgus den olympischen Gottesfrieden oder die peloponnesische Waffenruhe während der olympischen Spiele und der Neutralität von Elis feststellte. Wir vermuthen vielmehr, daß auch des Iphitus Name ursprünglich ein Prädikat des Sonnengottes war, welches sich auf die Stärke und Kraft des Lichtes bezog, und daß der ihm beygelegte Discus die Sonnenscheibe veranschaulicht habe, daß die Dorier demnach auch hier, wie in vielen andern Fällen, das auf ihren Gott Apollo oder auf den aus einem Beynamen desselben entstandenen Iphitus übertrugen, was sie durch ihr Ansehen und ihren Einfluß bewerkstelligten, d. h. daß der Gottesfriede in Elis durch den Schutz Apollo's oder des delphischen Orakels und die Macht der Dorier seine Sicherung erhielt. Darin aber stimmen wir mit dem Verfasser (S. 294) vollkommen überein, daß die gemeinschaftliche Feyer der olympischen Panegyris eine engere Verbindung des dorischen Stammes mit dem epeischen in Elis bewirkte, und daß jene Festfeyer sich zu einem Nationalfeste nicht nur der peloponnesischen Dorier, sondern aller Hellenen erhob.

Die angebliche Gesetzgebung des Lykurgus hat der Verfasser viel richtiger aufgefaßt, als dieß in einem Handbuche der griechischen Geschichte vor ihm geschah. Er sah wohl ein, daß die dorischen Satzungen nicht von Lykurgus herrühren. „Die Reisen dieses Heros nach Delphi und Kreta sind nach seiner Ansicht nur mythische Bezeichnungen der Verbindung, in welcher Sparta mit dem dorischen Stammgotte Apollo und der dorischen Politie auf Kreta stand, die ein Vorbild der spartanischen war.“ Den Ausdruck Vorbild möchten wir deßhalb nicht gebrauchen, weil derselbe leicht die Vermuthung bestärken könnte, daß die spartanische Verfassung wirklich eine Nachbildung der kretischen gewesen sey, was durchaus nicht der Fall war. Auf der Insel Kreta, wo Dorier lebten, wie in Sparta, hat sich die einfache Verfassung der heroischen Zeit fast eben so lange in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten, wie in Sparta. Die Reisen des Lykurgus aber haben eine ganz andere Bedeutung. Sein Name war ursprünglich ein Prädikat des delphischen Gottes, wurde aber, wie viele andere Namen, von diesem getrennt und zu einem besondern Wesen erhoben. Als Sonnengott hat Lycurgus nur ein Auge mitten auf der Stirne, wie Polyphem, von welchem die Alten erzählten, daß es so groß gewesen sey wie ein argolischer Schild. Dieses Auge bezeichnete symbolisch die Sonne, welche Sophokles das Auge des Tages nennt, wie bey Aeschylus der Mond das Auge der Nacht heißt. Als man diese einfache Bedeutung des einzelnen Auges nicht mehr erkannte, entstand die Sage, daß ihm in Folge eines Aufruhrs ein Auge ausgeschlagen wurde. Wegen der Ordnung und Harmonie, welche das Sonnenlicht in die ganze Natur bringt, ward der Sonnengott als Begründer sittli-

cher und bürgerlicher oder gesetzlicher Ordnung betrachtet, und dieser Umstand, so wie die Sitte der Griechen, alles Schöne und Große, das von ihnen ausgieng, den Göttern beyzulegen, gab Veranlassung, daß man die Einrichtung des spartanischen Staates auf den Apollo-Lykurgus zurückführte, und als dieser Name vom delphischen Gotte getrennt wurde, den Lykurgus als Gesetzgeber der Spartaner im buchstäblichen Sinne betrachtete. Als Gott oder Heros gehört Lykurgus eben so wenig einer bestimmten Zeitperiode an, als Kekrops oder Minos. Aus diesem Umstande läßt sich abnehmen, warum ihn einige Schriftsteller in die Zeit der Einwanderung der Dorier hinaufrücken, während ihn Aristoteles erst nach den messenischen Kriegen auftreten läßt. Seine Reise nach Delphi bezieht sich auf seine Identität mit Apollo, die Reise nach Kreta aber auf die Verwandtschaft der Dorier in Sparta mit jenen auf dieser Insel. Aus dieser Verwandtschaft dürfte sich am ersten abnehmen lassen, warum sein Name sich auf Kreta erhielt. Diese Erscheinung konnte aber die spätere Zeit nur durch die Annahme einer Wanderung erklären, wie sie auf gleiche Weise auch die auf ganz andern Ursachen beruhende Aehnlichkeit der kretischen und spartanischen Verfassung durch die Annahme zu erklären suchte, daß Lykurgus die kretische Verfassung nach Sparta verpflanzt habe.

In Bezug auf die Veranlassung und die Bedeutung der messenischen Kriege folgt der Verfasser (S. 295) der bisherigen Ansicht, vielleicht mit Unrecht. Wir können unmöglich glauben, daß die Dorier in Messenien so schnell ihr eigenthümliches Wesen abgelegt, sich mit der alten Bevölkerung vereinigt, und dadurch die Dorier von Sparta sich entfremdet haben sollen, während sie ihre Sitten und Gebräuche an andern Orten so lange mit größter Treue bewahrten. Auch können wir uns nicht überzeugen, daß Gränzstreitigkeiten die messenischen Kriege veranlaßten. Wir suchen vielmehr die Veranlassung derselben darin, daß das Gebiet von Sparta nicht ausreichte, um alle Dorier mit Ackerloosen zu versehen, daß also der Umstand, daß viele derselben nach dem fruchtbaren Messenien lüstern waren, und ihr kriegerischer Geist den ersten Krieg mit Messenien herbeyführten, welches von den Doriern noch keineswegs unterworfen war, sondern unter seinen alten Fürsten in Unabhängigkeit von Sparta und den Doriern überhaupt lebte. Allein, wie man die Eroberung des gesammten Peloponnesus auf den Heros Hyllus zurückführte, wie man die Eroberung Trojas durch die Aeolier ihrem Heros Achilles und seinem Sohne Neoptolemus beylegte, so ward auch die Unterwerfung Messeniens dem Kresphontes zugeschrieben, und die ungerechte Ausführung dieser That, wie bey der Eroberung von Troja, verhüllt.

Auch in Hinsicht auf die Provinz, aus welcher die äolischen Colonien in Kleinasien zunächst ausgiengen, können wir mit dem Verfasser nicht einverstanden seyn. Er betrachtet (S. 381) nämlich nach hergebrachter Weise den Peloponnesus als die Heimath derselben. Diese Annahme veranlaßten die Heroen, welche als Führer jener Colonisten genannt werden. Nach Pindar (Nem. XI, 34) führte sie Orestes aus dem Peloponnese nach Kleinasien, während dieser nach Pausanias in Arcadien begraben war. Nach Strabo (XIII., p. 582 b. c.) machte Orestes bloß den Anfang mit der Abführung der Colonie, erlebte aber die Vollendung des Zuges nicht. Nach ihm tritt sein Sohn Penthilus an seine Stelle, bringt aber die Colonisten auch nur bis Thracien, während ihn Pausanias die Insel Lesbus besetzen läßt. Nach Strabo führte auch Archelaus, der Sohn des Penthilus, die Aeolier bloß in die Gegend des nachherigen Cyzicus, und erst dessen jüngster Sohn Gras gieng mit ihnen über den Fluß Granikus, und nahm Lisbus ein.

Nach Pausanias ist aber Gras kein Sohn des Archelaus, sondern des Echelaus, und zieht mit einer besonderen Colonie aus Lacedämon ab, und nimmt das Land zwischen Jonien und Mysien in Besitz. Vergleichen wir eine andere Angabe des Strabo (IX, p. 401 c.) mit diesen Nachrichten, so segeln des Orestes Kinder aus dem böotischen Hafen Aulis ab. Aus diesem Hafen segelt aber auch Achilles, der Zerstörer von Troja, ab, in dessen Gebiete sich ebenfalls zwölf äolische Städte befanden. Auf

dem gewöhnlichen Wege lassen sich diese widersprechenden Angaben nicht ausgleichen. Es ist räthselhaft, warum die Wanderung der Colonie so lange währt, unbegreiflich, warum dieselbe in Thracien umherzieht, warum Orestes, Penthilus und Gras, wie schon früher Achilles, die Insel Lesbus erobern. Allein, wenn wir berücksichtigen, daß Orestes und Penthilus, wie Achilles, Heroen, nicht gewöhnliche Könige oder Söhne von Königen sind, daß sie als solche keinem bestimmten Lande und keiner bestimmten Zeit angehören, daß sich deßhalb ihr Andenken oder ihre Verehrung fast bey allen Zweigen desselben Stammes findet, daß endlich die Griechen historische Ereignisse auf die Heroen überzutragen pflegten, so fallen die auf andere Weise unauflösbaren Widersprüche von selbst hinweg. Die Namen Achilles, Orestes, Penthilus gehörten den äolischen Völkerschaften an, erscheinen also in Kleinasien, wie an verschiedenen Orten Griechenlands, wo Aeolier oder verwandte Zweige wohnten. So treffen wir den Namen des Orestes in Arcadien, in Mycenä, in Macedonien, in Aulis, auf Lesbus und im trojanischen Gebiete an. Die Eroberung Trojas, wie die Einnahme der Insel Lesbus und des eigentlichen Aeolis ward nach der oben bezeichneten Sitte auf die genannten Heroen übergetragen. Als nun Orestes, Penthilus, Archelaus und Gras für gewöhnliche Menschen angesehen, und in genealogische Verbindung gebracht wurden, mußte nicht bloß die Dauer des Zuges der äolischen Colonisten deßhalb, weil man jeden der angeführten Heroen mit demselben in Verbindung brachte, auf eine höchst sonderbare Weise verlängert werden, sondern es mußte bey der Sitte, daß man die Heroen jene Orte, wo sie verehrt wurden oder ihr Andenken sich erhalten hatte, selbst besuchen ließ, auch die Richtung der Wanderung, welche von Aulis ausgieng, eine höchst sonderbare Gestalt bekommen. Da der Name des Orestes, welchen man fälschlich als eigentlichen und ersten Anführer der Aeolier im buchstäblichen Sinne betrachtete, besonders im Peloponnese gefeyert war, so ließ ihn die Sage von hier ausgehen. Auf diese Weise entstand die gewiß ganz irrige Ansicht, daß jene äolischen Colonisten Peloponnesier gewesen seyen. Wir vermuthen, daß sie zunächst aus thessalischen, phocensischen und böotischen Theilen, keineswegs aus peloponnesischen Aeoliern bestanden, und daß ihre Abfahrt durch jene große Katastrophe herbeygeführt wurde, welche auch den Einfall der Dorier in den Peloponnesus veranlaßte. Daß unter jenen äolischen Colonisten in Kleinasien auch der Name des Agamemnon sehr gefeyert seyn konnte, ohne daß sie deßhalb von Achäern oder Aeoliern des Peloponnesus abstammten, wird denjenigen nicht befremden, der sich erinnert, daß der Name des Agamemnon in Phokis und Böotien eben so einheimisch war, wie in Mycenä.

Indem wir diese Anzeige schließen, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß Hr. Fiedler auch in Zukunft seine Mussestunden der griechischen Geschichte widmen, und durch die Fortsetzung seiner Studien auch der Urgeschichte jene großen Vorzüge verschaffen möge, welche seine Darstellung der eigentlich historischen Periode auszeichnen. Wenn wir in dieser Anzeige fast nur diejenigen Punkte hervorgehoben haben, in welchen wir seine Ansicht nicht theilen können, so geschah dieß nicht aus Tadelsucht, sondern es bestimmte uns einzig der Wunsch, ihm zur näheren Prüfung der dunklen Geschichte der Urzeit Veranlassung zu geben. Die Ueberzeugung, für die Aufhellung der griechischen Geschichte sehr viel geleistet zu haben, und der Beyfall, den sein Werk bey allen Freunden der hellenischen Geschichte finden dürfte, wird ihn für die viele Mühe, welche er auf dasselbe verwendete, reichlicher entschädigen, als Lobsprüche von unserer Seite. Die äußere Ausstattung des Buches entspricht der Vortrefflichkeit des Inhaltes, und der Preis ist bey dem Umfange desselben und der Oeconomie des Druckes sehr billig.

Uschold.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841 8.

(Fortsetzung.)

V.

Kleeblatt alter würzburger Künstler.

Vom k. Legationsrathe Hrn. Dr. Scharold.

Mit einer lithographirten Beylage, das Facsimile des Tilmann Riemenschneider, des Malers Oswald Onghers und das Monogramm des Malers Jakob Cai darstellend. Die biographischen Notizen über drey in Wirzburg lebende, wenn auch nicht in dieser Stadt geborne Künstler sind aus des Hrn. Sch. handschriftlichem „Wirzburger Künstlerlexicon."

1) Jakob Cai, Cay, war zu Lützen bey Leipzig geboren, hielt sich als Malergeselle von 1566 — 1567 zu Wirzburg auf, und ward im letztern Jahre in die aus den Flach- und Glasmalern und Bildschnitzern bestandene St. Lucas Bruderschaft als Meister aufgenommen; zugleich erwarb er das Bürgerrecht. Nach Inhalt des Zunftbuches ward er 1569 neben dem Glaser Hanns Schmutzer als Zunftgeschworner gewählt und malte damals als Muster für künftige Meisterstücke ein 4′ hohes und 3′ breites Vesperbild auf Holz, welches von dem Oberrathe (der Polizeybehörde) 1571 wirklich als Muster für die Meisterstücke der Maler gesetzlich vorgeschrieben wurde. Es folgt hierauf eine ausführliche Beschreibung des Bildes, so wie noch die Aufzählung einiger seiner der Historienmalerey angehörigen Werke. Mit besonderer Auszeichnung trieb er die Miniatur, und zeichnete sich auch als Formschneider aus.

2) Oswald Onghers, auch Unger, geboren 1628 zu Mecheln. Die näheren Umstände, welche ihn nach Franken führten, sind wenig bekannt. Nach mehrjährigem Aufenthalte und Arbeiten zu Wirzburg verehelichte er sich daselbst mit einer Burgerstochter und erhielt 1667 das Burgerrecht. Sein Hauptfach war Historienmaleren, besonders die heilige Geschichte. Der Künstler wird vom Hrn. Sch. gegen Mannlich's in der That allzubartes Urtheil warm vertheidigt und sein ehrenwerther Charakter im Umgange mit seinen Kunstgenossen und Mitbürgern, unter welch' letztern er 30 Jahre lang die Stelle eines Burgerhauptmanns bekleidete, hervorgehoben. Onghers hieß wegen seines erworbenen Reichthums der „reiche Maler." Auch seine Wohnung zu Wirzburg „beym untern Mannthor" ist vom Hrn. Sch. ermittelt worden. Onghers starb 78 Jahre alt am 27. December 1706 in Ausübung seiner Kunst plötzlich an der Staffeley, als er eben an einem Gemälde für die Klosterkirche zu Brunnbach, den in der Wüste predigenden Johannes darstellend, arbeitete. Begraben liegt er im Minoritenkloster zu Wirzburg.

3) Der Bilderschnitzer Tilmann Riemenschneider, aus Osterode gebürtig, kam 1483 auf seiner Wanderschaft nach Wirzburg, und wählte bald diese Stadt zu seinem bleibenden Wohnorte. Er war der geschickteste Bildschnitzer, den Wirzburg je besessen, und seine Arbeiten wurden von den Zeitgenossen sehr geschätzt. 1504 wählte man ihn zum Rathsherrn. Er zierte den Dom mit schönen Epitaphien der Bischöfe Rudolph v. Scherenberg und Lorenz von Bibra. Hr. Sch. zählt seine vorzüglichsten Arbeiten auf, darunter zuerst das marmorne Epitaphium St. Heinrichs und St. Kunigundens im Dome zu Bamberg ꝛc. Mit Recht nennt ihn Lorenz Fries einen „weltberühmten Meister." Im J. 1521 wählte ihn die Stadt zu ihren ersten Burgermeister. Am St. Kiliansabende 1531 beschloß er, der so viele Bildnisse dieses Heiligen und seiner 2 Gehülfen verfertigt, sein ruhmvolles Leben. Sein Grabstein wurde 1822 auf dem Domleichenhof zufällig entdeckt und auf Hrn. Sch's. Veranlassung in den Kreuzgang des Doms südwärts versetzt.

VI.

Beytrag zur Biographie des würzburger Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn.

(Fac simile des Bischofs Julius.)

Von dem k. Legationsrathe Hrn. Dr. Scharold.

Dieser den Original-Akten des damaligen wirzburgischen Domkapitels entnommene Beytrag zur Lebensgeschichte des unsterblichen Bischofs wird wohl, wenn wir uns recht entsinnen, vom Hrn. Verfasser der in diesem Jahre erst erschienenen Biographie benutzt worden seyn. Früher schon, im V. Bande, II. Hefte des Archivs von Unterfranken (s. gel. Anz. 1841. 5. Juni, Nr. 112, p. 903, 904) hatte Hr. Sch. Geburtsjahr und Tag gegen Gropp urkundlich und gewiß festgestellt. Der erste Theil des mitgetheilten Facsimiles, den Ausgang der Horazischen Epistel 1. 6:

(. . . . Sine amore iocisque
Nil est iucundum; uiuas in amore iocisque
Viue; Vale: si quid nouisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum)

enthaltend, scheint aus einem Stammbuche genommen zu seyn, in welches Julius diese Worte eingeschrieben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus, membre de l'Institut. Paris, imprimé par autorisation du Roi à l'imprimerie royale. 1843. 4.

(Erster Artikel.)

Seit einiger Zeit giebt sich in Frankreich ein höchst erfreuliches und reges Studium der Geschichte kund, eine Mehrzahl gründlicher Werke ist das Resultat davon. Es ist gleichsam, als ob ein wahrhaft anerkennenswerther Ehrgeiz die französischen Gelehrten antriebe, auch in dieser Art von Studium den Deutschen nicht nachstehen zu wollen. Man hatte uns öfters von dort her zu verstehen gegeben, unser auf ein genaues Durchforschen der Quellen gerichtetes Studium der Geschichte sey zwar recht verdienstlich, aber es sey eigentlich nur eine bergwerksmäßige Vorarbeit, die des französischen Geistes und der Verarbeitung durch denselben bedürfe, um einen wahren Werth zu erhalten. Doch wir wollen wegen der Vergangenheit nicht rechten; man hat sich in Frankreich eines Besseren überzeugt, davon nämlich, daß man ohne eignes gründliches Quellenstudium auch nicht zu einer tüchtigen historischen Darstellung gelangen kann. Jedes Jahr bringt uns nun eine Reihenfolge historischer Werke gelehrter Franzosen, die, wenn auch nicht alle von gleichem Werthe, es hinlänglich bekunden, wie ernst man die Sache dort nimmt und wie man sich nicht mehr mit Phrasen und Declamationen begnügt, die oft doch nur ein Deckmantel für einen ziemlich hohen Grad von Unwissenheit gewesen sind. Nicht nur der Geschichte des französischen Mittelalters, sondern auch der der älteren Zeit hat sich ein bedeutendes Interesse zugewendet. Kaum ist auf die zweyten Ausgaben von Guizot Essais sur l'histoire de France und Thierry Récits des temps Mérovingiens (2 Voll. Par.) ein Werk von Lehuéron, Histoire des institutions Mérovingiennes*), welches die Merovingische Zeit darstellt, gefolgt, als auch schon ein anderes von Pétigny unter dem Titel Etudes sur l'epoque Mérovingienne erscheint, welches in seinem bisher herausgegebenen ersten Bande die Schilderung der früheren Geschichte Galliens bis zur Begründung der merovingischen Dynastie enthält. Viele einzelne der französischen Provinzen haben in neuester Zeit Bearbeitungen ihrer Geschichte erhalten; wir erwähnen nur: Castillon, histoire des populations Pyrenéennes (Toulouse 1842. 2 Voll.), La Fontenelle, Aquitaine und die sehr tüchtigen Forschungen von Courzon auf dem Gebiete seiner vaterländischen Geschichte von Bretagne (Histoire des origines et des institutions des peuples de la Gaule Armoricaine). Während daneben die Herausgabe von Urkundensammlungen unermüdet fortschreitet, hat es nicht fehlen können, daß nicht auch die Rechtsgeschichte ihre Bearbeitung gefunden hätte. Zu früh ist Klimrath, dessen Schriften so eben Hofrath Warnkönig in Freiburg unter dem Titel: Travaux sur l'histoire du droit français par feu Henri Klimrath in 2 Bänden (Pa-

*) S. Gel. Anzeigen, Bd. 15, S. 665 f.

ris et Strasbourg) herausgegeben hat, durch den Tod der Wissenschaft entrissen worden. Dafür arbeitet aber der ehemalige Schriftgießer, jetzt gründliche Schriftsteller Laboulaye rastlos auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte. Auf sein interessantes Werk: Histoire du droit de propriété foncière en Occident hat er vor Kurzem seine Recherches sur la condition civile et politique des femmes depuis les Romains jusqu'à nos jours (auf eine sinnige Weise den Manen seiner jüngst verstorbenen Gattin dedicirt) folgen lassen. Eine andere Arbeit, welche hieher gehört: Ginoulhiac, Histoire du régime dotal et de la communauté en France, ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen.

Wir haben uns die Aufgabe gestellt, über die neueste historische Literatur in Frankreich von Zeit zu Zeit Auskunft zu geben, und machen mit einem die deutsche Geschichte, insbesondere die ältere Rechtsgeschichte unmittelbar berührenden Werke den Anfang, nämlich mit der schönen Ausgabe, welche so eben J. M. Pardessus von der Lex Salica veranstaltet hat. Wir halten es für geeignet, unsere Leser zuerst mit der inneren Oekonomie dieser Sammlung der alten Redactionen der Lex Salica, wie der Herausgeber seine Arbeit nennt, bekannt zu machen; unser Hauptaugenmerk wird aber auf die Beurtheilung der von dem Herausgeber gelieferten rechtshistorischen Abhandlungen gerichtet seyn.

In der Vorrede wird vorzüglich von dem bey der Herausgabe beobachteten Plane gehandelt, und eine Beschreibung der bey dieser Arbeit benützten Handschriften gegeben. Hierauf folgt die Sammlung der Texte selbst und zwar:

I. Erster Text: Manuscript der königlichen Bibliothek Nr. 4404 (ancien fonds); enthält 65 Titel.

II. Zweyter Text: Manuscript der k. Bibliothek Nr. 65 (Suppl. latin.); hat wie der vorige 65 Titel.

III. Dritter Text: aus zwey Manuscripten 4403^{b} (ancien fonds) und 252 F. 9. (fonds Notre Dame); ebenfalls 65 Titel.

IV. Vierter Text: nach dem Mf. 136 H. der medizinischen Facultät zu Montpellier und mehreren Codices der k. Bibliothek mit 100 Titeln.

V. Erster Anhang zu den vier Texten: Text des Mf. von Wolfenbüttel mit 93 Titeln.

VI. Zweyter Anhang: die Münchner Handschrift; mit 83 Titeln.

VII. Dritter Anhang: der Heroldinische Text mit 80 Titeln.

VIII. Fünfter Text: die Lex Salica emendata nach 49 Handschriften.

IX. Anhang zu dem fünften Text: die Titelüberschriften der Handschriften von Modena, Gotha und Leyden.

X. Capita extravagantia, 40 an der Zahl.

XI. Erster Prolog.

XII. Zweyter Prolog.

XIII. Epilog.

XIV. Sententia de septem septennis.

XV. Noten, im Ganzen 821, die sich auf den Text der Lex Salica emendata beziehen.

XVI. Dissertationen, 14 Abhandlungen, welche die Hauptpunkte des Privatrechtes der Franken darstellen.

XVII. Alphabetisches Inhaltsverzeichniß.

An diese Uebersicht des Inhalts wollen wir nun einige Bemerkungen anreihen, allen andern aber die voranschicken, daß wir das wahrhafte Verdienst, welches der gelehrte Herausgeber sich um die Rechtsgeschichte Frankreichs und Deutschlands durch seine Arbeit erworben hat, so wie auch die würdige Haltung und die ihn ehrende Bescheidenheit, mit welcher der Mann von wohl begründetem Rufe da auftritt, wo er als Autor spricht, im vollsten Maaße anerkennen und daß wir dasselbe in keiner Weise zu schmälern beabsichtigen. Da aber eine Kritik auch darauf gerichtet seyn soll, dasjenige hervorzuheben, was bey einem zu beurtheilenden Werke noch als wünschenswerth übrig geblieben ist, so werden mehrere unserer Bemerkungen hin und wieder auch einen kleinen Tadel enthalten, den wir jedoch nicht gern mißverstanden sehen möchten. —

Nr. I — VIII. Es hat die von dem Herausgeber getroffene Eintheilung etwas Auffallendes; man sieht nämlich nicht ein, warum er fünf Texte

zählt, während er doch deren acht vollständig abdrucken läßt. Man könnte daher glauben, jene drey als Anhänge zwischen den vierten und fünften gestellten Texte zeichneten sich durch keine ganz besondere Eigenthümlichkeit aus. Allein weder ist dieß der Fall, noch auch ist es des Herausgebers Meinung; im Gegentheil, er würdigt diese drey Texte so, daß er jeden derselben eine eigene Classe bilden läßt, wie er denn selbst (p. 723) von seinen acht Texten spricht, die er aus der Zahl von 65 bey der Herausgabe benützten Handschriften zum Abdrucke ausgewählt hat. Von diesen Codices gehören 35 Frankreich, die übrigen dem Auslande an; größtentheils hat sie der Herausgeber selbst verglichen, für die in Italien befindlichen hat sein Enkel de Roziére statt seiner die Arbeit ausgeführt.

Aus der oben gegebenen Uebersicht kann man schon entnehmen, daß in Betreff der Titel die Zahl 65 wohl als diejenige angesehen werden darf, welche bereits bey den ältesten Recensionen, die hier natürlich vorangestellt sind, zum Grunde gelegen hat; erst die vierte Classe, deren Repräsentant der Codex von Montpellier ist, hat 99 oder 100 Titel. Aber auch der erste der von Pardessus edirten Texte zählt in der Handschrift deren mehr als 65; der Herausgeber hat aber die nachfolgenden davon abgetrennt und da einige derselben gar nicht, andere nur noch in zweyen Handschriften vorkommen, mit einzelnen Titeln aus der Leydner Handschrift der Lex emendata, ebenfalls Unica, unter der Rubrik Capita extravagantia (Nr. X) zusammengestellt. Er ist hierbey nämlich von der Voraussetzung ausgegangen, jene Titel seyen erst späterhin dem Codex Nr. 4404 beygefügt worden und dieser habe vor allen übrigen den Anspruch darauf, für den ältesten gehalten zu werden, während Pertz (Archiv Bd. 7. S. 730) in dieser Beziehung den beyden in der vorliegenden Ausgabe nachfolgenden Handschriften den Vorzug giebt. Eine weitere Entscheidung hierüber maßen wir uns nicht an, da wir uns eine so genaue Kenntniß der Texte bisher nicht haben aneignen können und überlassen diesen Gegenstand, so wie den Ausschlag über einige andere Differenzpunkte dem hochverdienten Herausg. der Monumenta Germanica bey der auch in diesen zu erwartenden Ausgabe der Lex Salica. Auf einen Punkt möchten wir aber doch aufmerksam machen. Eichhorn hebt in seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte (Bd. 1. S. 236 5te Ausg.) hervor, daß bey allen Handschriften, von denen man annehmen dürfe, sie enthielten den ältesten Text, sich doch schon Spuren einer Revision fänden. Als Beyspiel führt er (Note v) an, daß, wie in der Münchner Handschrift die Bußbestimmung für die Ausplünderung eines noch nicht begrabenen Todten an zweyen Stellen (Tit. 14. c. 6. u. Tit. 55. c. 1) verschieden getroffen wird, einmal nämlich auf 100, das andere Mal auf 72½, dieses auch in allen Handschriften wiederkehre.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841. 8.

(Schluß.)

VII.

Stiftungsurkunden des großherzoglich würzburgischen St. Josephsordens.

Mitgetheilt von dem k. Legationsrathe Hrn. Dr. Scharold.

Hr. Sch. bemerkt zu diesen Statuten: „Dieser Orden ist der erste und einzige, welcher in und für Wirzburg gestiftet ward. Seine Statuten sind den Mitgliedern weder schriftlich noch gedruckt mitgetheilt worden. Der erlauchte Stifter nahm bey seinem Regierungswechsel 1814 das auf Pergament ausgefertigte (vom Herrn Sch. geschriebene) Original dieser Statuten mit sich nach Florenz, wo er diesen Orden am 18. März 1817 mit neuen Satzungen auch für die dortigen Staaten einführte."

VIII.

Fränkische Regesten.

Vom Vereinssecretär Hrn. C. Heffner.

Die Fortsetzung der in den früheren Heften des Archivs von Unterfranken begonnenen Regesten. Vorliegende Abtheilung geht vom 1. Junius 815 bis 13. Juni 824, umfaßt also bloß 9 Jahre; und hier sind es vorzugsweise Schenkungen an das Kloster Fulda, aus Schannat und Pistorius, ferner die Stiftung von Me-

gingaudeshusen an der Leimbach, die Bestätigung von Schenkungen Karls des Großen an das Kloster Neustatt durch Ludwig den Frommen, die Stiftung des Klosters Murhart, Restituirung der dem Bisthume Wirzburg entzogenen Güter Eichesfeld und Gibulstat, Bestätigungen von Concambien, und die bekannte Confirmationsurkunde der ersten Dotation des Bisthums Wirzburg. Wir hören, Hr. C. H. beabsichtige die selbstständige Herausgabe seiner Regesten, wozu wir ihm einen tüchtigen Verleger wünschen.

IX.

Mannigfaltiges.

Vom k. Legationsrathe Hrn. Dr. C. G. Scharold.

1. Würzburger Bibliotheken.

Der Wiederhersteller der Universitätsbibliothek zu Wirzburg, welche im 30jährigen Kriege zu Grunde gegangen war, ist der Fürstbischof Johann Philipp von Greifenklau, von 1699 — 1719 regierend, gewesen, welcher Fürst als ein besonderer Freund der Wissenschaften und Gönner der Gelehrten, so wie als großer Beförderer der Landesuniversität gerühmt wird. Viele kostbare Werke, aus seiner eigenen Bibliothek, der Ankauf der beträchtlichen Faustischen und Fabricischen Bibliothek und einer großen Menge alter im Dettelbacher Spitale gestandener Bücher bildete die neue Universitätsbibliothek, für welche er einen eigenen Bibliothekar anstellte. Ums Jahr 1720 wurde die vom Domstift während des Bauern- und Schwedenkrieges unter dem Dach der Kathedrale versteckte und gänzlich vergessene Bibliothek durch Domdechant von Hutten an das Tageslicht gezogen, darunter befanden sich nebst mehreren 100 gedruckten Büchern mehr als 170 Handschriften auf Pergament, dabey der berühmte aus Karls des Großen oder St. Burkards Zeiten herrührende Evangelien-Codex, der Codex Theodosianus cum aliquibus Novellis. Caii Institutionibus et Pauli ICti Libris V. Sententiarum auf Pergament in forma quadrata literis semiuncialibus, vermuthlich zu Justinians Zeiten geschrieben; viele Kirchenväter und andere meistens mit longobardischen Lettern von den karolingischen Zeiten her. Der Universitätsbibliothekar Georg Konrad Sigler verfertigte auf des Domdechants v. Hutten Geheiß einen Catalog über diese Bibliothek, der aber nicht gedruckt worden ist.

2) Würzburger Stipendien zu Perugia.

Der Fürstbischof von Würzburg und sein Domkapitel hatten das Recht, auf das Collegium veteris sapientiae zu Perugia 2 Candidaten oder Stipendiaten zu präsentiren. Eines dieser Stipendien gieng bis 1718 durch die Unbild der Zeiten verloren, so daß zu jener Zeit nur 1 Kandidat präsentirt werden durfte. Später scheint auch auf dieß Stipendium kein Anspruch mehr gemacht worden zu seyn.

3) Ein altes lithographisches Kunstwerk.

Im Jahre 1768 verfertigte der geschickte Eichstätter Künstler, Bartholomäus Wanger, ein dem Domstift gewidmetes Denkmal. Es bestand aus einer 2′ 5″ hohen, und 1′ 6″ breiten Solnhofer Kalkmarmor-Tafel. Oben waren die Wappen des Hochstifts und des Fürstbischofs Friedrich von Wiersberg, des Domprobstes Richard von der Kehre, des Domdechants Erasmus Neustätter, Stürmer genannt, sammt jenen von 1 Domcapitularen und Domicellaren zu beyden Seiten. Unten war in erhaben geätzter, zierlicher Schrift die Dedication an die Herrn des Wirzburger Domcapitels, welcher 6 Disticha in latein. Sprache folgten, die sich in einer Einfassung von Schnörkelwerk befanden. Nach der Säcularisation kam dieses Kunstwerk aus dem Domkapitels-Saale in das von B. Blank errichtete Kunst- und Antiquitäten-Kabinet der Universität zu Wirzburg.

4) Die Salzburger lutherischen Auswanderer nach Preußen. 1732.

Der preußischer Seits zur Leitung des Marsches dieser 13,000 Unglücklichen aufgestellte Commissär hieß J. Göbel. Die Instradirung derjenigen, welche 8 — 900 Köpfe stark, am 3. August in Nördlingen eintrafen, war über Dinkelsbühl, Rothenburg, Uffenheim, Schweinfurt und Koburg. Der fürstliche Beamte zu Dettelbach erhielt den Auftrag, die am 8. August zu Rothenburg angekommenen 935 Auswanderer etapenmäßig durch das Hochstift Wirzburg in das Sachsen-Koburgische Gebiet zu geleiten. Aber er fand zu Rothenburg weder den preuß. Commissär, noch einiges Geld zur Bezahlung der Etapen vor, und führte den Erbarmen einflößenden Zug durch das Rothenburgische über die ansbachischen Orte Uffenheim, Mainbernheim, Steft und Prichsenstatt auf Gochsheim, Sennfeld und Schweinfurt, — wo sie 2 Tage anhielten, und Geld, Katechismen u. s. w. unter sie vertheilt wurden, — nach Wetzhausen, Oberlauringen, Alzenmünster, Nassach, Mehles und Römhild. — Nach beendigtem Durchzug erstattete der preuß. Commissär Göbel in einem Schreiben aus Oettingen d. d. 29. August an den Fürstbischof Friedrich Karl zu Wirzburg seinen Dank über die humane Behandlung, die er den preußischen armen Unterthanen zu erweisen befohlen.

5) Das herzoglich fränkische Wappen.

Es wird hier versucht, die Entstehung der „Cuspides", „Spitzen" in diesem Wappen dadurch zu erklären, daß die Franken wahrscheinlich gewohnt gewesen seyen, in ihren Schlachtordnungen solche Spitzen zu formiren. „Sie blinkten wie Silber mit Harnisch und Waffen, und um sie her floßen Ströme von Blut." —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus.

(Fortsetzung.)

Diese Bemerkung ist ganz richtig, die einzige Ausnahme davon macht aber der erste von Pardessus gegebene Codex Nr. 4404, wo aber nur, und zwar an der der zweyten entsprechenden, Stelle die Buße von 72½ angetroffen wird. Uebrigens kann es nicht entgehen, daß in allen jenen andern Handschriften die Angabe der Buße von 100 Sol. da, wo sie hingestellt ist, sich am ganz unrechten Platze befindet. Der Titel selbst handelt von dem Ueberfalle, vorzüglich von dem räuberischen, und zwar der vorhergehende Paragraph von dem Ueberfalle, der auf einer Villa verübt wird. Der nachfolgende Titel spricht von der gewaltsamen Entführung. Dazwischen steht nun nach jenen Handschriften jene abweichende Bestimmung in Betreff der Beraubung der Todten, während an der zweyten Stelle (Cod. Mon. Tit. 55. c. 1) dieser Gegenstand ganz an seinem Orte ist, indem der ganze Titel die Ueberschrift führt: de corporibus expoliatis. —

Die meisten der von Pertz in Betreff der Lex Salica aufgestellten Ansichten, denen auch Eichhorn gefolgt ist, hat Pardessus durch seine Ausgabe mit Ausführung einer Mehrzahl von Gründen, die vorzüglich in der ersten Dissertation zusammengestellt sind, bestätigt. Darnach unterliegt es nunmehr keinem Zweifel, daß wirklich die Reihe der 65 Titel, von denen der erste die Ueberschrift: de Mannire, der letzte die de caballo mortuo sine consilio domini decotato (decorticato) führt, als die älteste Redaction zu betrachten sey. Am meisten ähnlich sehen sich die beyden ersten Codices, wogegen Nr. III. schon deutlichere Spuren des Christenthums enthält. Mehr weicht die vierte Classe ab, zu welcher auch der von Schilter herausgegebene Text gehört, Pardessus hat jedoch den der medizinischen Facultät zu Montpellier wegen seiner größern Genauigkeit für den Abdruck vorgezogen. Er setzt diesen Codex (vergl. Pertz, Archiv Bd. 7. S. 742) in die erste Zeit der Karolinger, dagegen den Wolfenbüttler, von Eckhart mangelhaft edirten Text, der wiederum eine Classe für sich bildet (Nr. V) in den Ausgang der Merowingischen Periode. Diese Handschrift hat einen Epilog, dem gemäß die ersten 62 Titel als die ursprüngliche Redaction König Chlodwig zugeschrieben werden, während in dem Texte selbst es erst hinter dem 67sten heißt: Explicit lex prima. Dieser 67ste Titel entspricht aber dem 65sten der andern Recensionen und führt die Ueberschrift: de caballo mortuo excortegato. Aus jener Disharmonie der Titelzahl im Epilog und im Texte selbst erklärte Eichhorn (a. a. O. S. 235), man dürfe der Versuchung, die späteren Zusätze Chlodwigs von dem ursprünglichen Texte unterscheiden zu wollen, nicht nachgehen. Pardessus begegnet diesem Einwande damit: der Cod. Guelph. enthalte eine große Menge nachweisbarer Ungenauigkeiten, im Verhältnisse zu welchen es eine ganz unbedeutende sey, wenn der

Abschreiber einmal zwischen einer X und II eine V ausgelassen habe und somit sey im Epilog statt LXII wohl LXVII zu lesen. Daß eine solche Verwechslung leicht möglich sey, hat auch der Setzer dieser neuen Ausgabe bewiesen, denn da, wo in dem nämlichen Epilog etwas später Walter und Laspeyres die richtige Lesart XCIII haben, findet sich bey Pardessus (p. 192 l. 9): LXIII. — Als sechste Classe steht wiederum allein unser Münchner Codex da, den Feuerbach zuerst herausgegeben und auch Laspeyres in seiner synoptischen Ausgabe der Lex Salica hat abdrucken lassen. Eine nochmalige Revision der Handschrift hat außer einigen weniger erheblichen Verbesserungen folgende Resultate geliefert, daß Tit. 13. c. 4 statt raptae: raptor zu lesen ist, daß Tit. 48. c. 1 nach satisfacere die Worte: venire illos debet einzuschalten sind, so wie daß bey Feuerbach Tit. 59. c. 5. zwischen qui und fuerint das Wort fratres ausgeblieben ist. Die siebente Classe bildet der Heroldinische noch immer etwas räthselhafte Text: auch Pardessus spricht sich über denselben dahin aus, daß man nicht wisse, ob Herold einen aus mehreren anderen Handschriften zusammen getragenen Codex vor sich gehabt, oder selbst dieses Geschäft der Compilation aus mehreren Handschriften vollführt habe; bis jetzt hat man die von ihm benützte Quelle noch nicht wieder aufgefunden. Diesen Heroldinischen Text aber für den eigentlichen Urtext zu halten, wie man dieß lange gethan, ist völlig unzulässig. — Endlich folgt (Nr. VIII) als letzte Classe die Lex emendata, welche Pardessus mit Recht weniger für eine neue Redaction als vielmehr für eine während der Regierungszeit Karls des Großen (entweder 765 oder 798; s. p. 266) gemachte sorgfältige und genaue Ausgabe hält. Sie hat im Ganzen um drey Kapitel mehr, als die andern, nur allein die Leydner Handschrift zählt deren mehrere, die Pardessus, wie vorher angegeben, in die Rubrik der Capita extravagantia gestellt hat. In der Lex emendata ist die Malbergische Glosse gänzlich fortgefallen, sie fehlt aber auch in einigen der nicht emendirten Codices (z. B. in dem zweyten Texte). Die neuen glänzenden Entdeckungen Leo's in Betreff der Malbergischen Glosse waren dem Herausgeber noch unbekannt geblieben.

Ueber Nr. IX) ist nichts Besonderes zu bemerken.

Nr. X). Die von Pardessus sogenannten Capita extravagantia, die er in einen Gegensatz zu den Capita principalia stellt, sind aus dem Pariser Codex Nr. 4404, aus der Wolfenbüttler Handschrift, aus der Heroldischen Ausgabe und aus der Leydner Lex emendata entnommen. Sie belaufen sich im Ganzen auf 40; was davon nicht schon früher bekannt war, ist durch Pertz in den Monum. German. hist. zuerst zur Publicität gebracht worden. Die Ansicht, welche der neue Herausgeber in Betreff dieser Kapitel hat, stützt sich auf die Erklärung, welche die Capitularien (ann. 803. ann. 821) von der Bedeutung einer Lex geben; dieser Name sollte aber nur einer solchen Rechtsnorm beygelegt werden, welche nicht bloß von dem Könige, sondern consensu omnium festgestellt worden sey; die Capita extravagantia seyen nun solche königliche Edicte, die man zwar in einzelne Handschriften aufgenommen habe, die aber wegen des ihnen fehlenden consensus omnium nicht für eigentliche Bestandtheile der Lex angesehen werden dürften. Ueber die Könige, von welchen diese einzelnen Stücke herrühren, ist Pardessus nicht in allen Punkten mit Pertz gleicher Meinung. Wir haben uns über diese Stücke, so weit sie in den Monum. Germ. enthalten, schon früher in diesen Blättern (Bd. 6. S. 14) ausgesprochen und in Betreff der Könige, von denen sie herrühren, namentlich gegen Eichhorn (a. a. O. 4te Ausg. S. 243. Note n) hervorgehoben, daß die Verfasser der Epiloge ganz richtig die Worte: inter nos germanitatis caritas indisrupta vinculo custodiatur auf die beyden Brüder Chlotar I. und Childebert I. bezogen hätten. Eichhorn scheint sich auch davon überzeugt zu haben, denn in der neuen Ausgabe ist diese Note fortgefallen.

Nr. XI — XIV. Die beyden Prologe, der Epilog (Confirmatio legis a Regibus) und die sententia de septem septennis et recapitulatio legis Salicae, d. h. der einzelnen durch die L. S. festgestellten Bußen, sind ebenfalls Stücke, die sich nur in einzelnen Handschriften finden; der Herausgeber hat sie daher, ebenfalls aus dem Motiv, den

Grundtext so viel als möglich festzustellen, als die spätern Zuthaten abgetrennt und besonders abdrucken lassen.

Indem wir nun an dem Schluße der Anzeige desjenigen Bestandtheiles in der vorliegenden Ausgabe der Lex Salica stehen, welcher wirkliche Monumente des germanischen Alterthums enthält und uns nunmehr zu den eigentlichen literarischen Leistungen, mit welchen die Textsammlung begleitet ist, wenden wollen, entblöden wir uns nicht, unsere Ungenügsamkeit einzugestehen. Pardessus hat so viel und so viel Vortreffliches gewährt, daß wir gern noch mehr hätten. Erstens hätte es der Ausgabe zu einer Zierde gereicht, dem Laien in der Handschriftenkunde zu einer Veranschaulichung gedient, wenn das eine oder andere Facsimile von Handschriften mitgetheilt worden wäre, wie auch Pertz ein solches stets bey allen bedeutenderen in den Monum. Germ. hist. abgedruckten Codices gegeben hat. Zweytens vermissen wir ungern die späteren Capitula addita ad legem Salicam: sie gehören mit zu der Geschichte des Volksrechts und sollten nicht von demselben getrennt werden. Drittens, und dieß halten wir für das Wesentlichste, wäre der Werth der Arbeit durch eine synoptische Tabelle zur Uebersicht der verschiedenen Texte außerordentlich erhöht worden. Man entbehrt eine solche bey dem Gebrauche schwer; es fehlt einem Buche etwas, wenn man, um sich in demselben zurecht zu finden, erst ein anderes herbeyholen muß, und in dieser Beziehung ist die Benützung der Walterschen und der Laspeyreschen Ausgabe noch nicht entbehrlich geworden. Gerade so ist es mit Walters Corpus juris Germ., welches das von Georgisch längst hätte verdrängen können, aber da dieses Indices hat, jenes nicht, so muß man beyde neben einander haben. Hiemit steht aber ein vierter Wunsch, den wir wie den dritten mit dem Recensenten dieser Ausgabe der Lex Salica in dem Journal des Savans 1843. Octbr. p. 632 theilen, in Verbindung, der nämlich, daß es Pardessus gefallen hätte, seine Arbeit auch noch mit einem Glossar auszurüsten; dasselbe hätte entweder mit dem alphabetischen Inhaltsverzeichnisse (Nr. XVII) verbunden (wie etwa in Homeyer's vortrefflicher Ausgabe des Sachsenspiegels) oder auch für sich bestehend gegeben werden können; das Erstere wäre fast vorzuziehen.

Es bleiben demnächst noch die Noten (Nr. XV) und die Dissertationen (Nr. XVI) übrig. Die ersteren sind meistens sehr kurz; sie sind selten eigentliche Texterklärungen, sondern gehen vorzüglich nur die Varianten an. Sie schließen sich an den Text der Lex emendata an, aber eben dieß macht den Mangel der Synopsis sehr fühlbar. Die historischen Erläuterungen sind vorzüglich den Dissertationen vorbehalten, welche mehr als 300 Seiten des Buches einnehmen. Unter diesen handelt die erste von der Redaction der Lex Salica und ihren verschiedenen Revisionen; aus ihr heben wir nur noch eine eigenthümliche Ansicht des Herausgebers hervor, der wir jedoch nicht beypflichten können (vergl. auch Warnkönig, in den krit. Jahrb. Novbr. 1843. S. 990), daß die Lex Salica ursprünglich deutsch geschrieben gewesen sey, wie sich denn auch in der Malbergischen Glosse davon noch Reste erhalten haben. Allein abgesehen davon, daß Leo's Meinung über den keltischen Ursprung der Glosse nicht mehr in Zweifel zu ziehen ist, möchten wir hier Eichhorns Bemerkung anwenden, welcher (am angemerkten Orte S. 234. Note rr; vergl. auch S. 248. Note c) von der Ansicht Wilda's (Strafrecht S. 84. Note u. S. 89), daß ein älterer Urtext verloren gegangen sey, sagt: diese Vermuthung gehöre zu den allzu scharfsinnigen, welche über die Schicksale der alten Volksrechte mehr wissen wollen, als unsere Quellen erkennen lassen.

Die Reihenfolge der übrigen Dissertationen bespricht die interessantesten Materien der Geschichte des Rechts und der Verfassung im fränkischen Reiche zur Zeit der Merowingischen Könige. Jede derselben nimmt mit Recht ihren Ausgangspunkt von der Lex Salica, allein fast möchte eine zu ausschließliche Rücksicht auf diese Rechtsquelle genommen seyn; sie allein kann nicht dazu dienen, um ein Rechtssystem der salischen Franken zu entwickeln, weil durch sie allein die für alle germanischen Stämme geltenden allgemeinen Rechtsprincipien nicht überliefert wurden. Ein weiter gehender Vergleich mit den verwandten germanischen Rechten wäre in dieser

Hinsicht oft viel ersprießlicher gewesen, als der mit dem freylich neben der Lex Salica in Frankreich geltenden römischen Rechte. Pardessus hat eine Mehrzahl höchst wichtiger Fragen auf eine glückliche und scharfsinnige Weise beantwortet, allein es fehlt den Untersuchungen an den eigentlichen Grundprincipien germanischer Rechtsgeschichte; es tritt dieß bey der Schilderung des öffentlichen, wie des Familienlebens, so wie bey der Darstellung der Rechtsverhältnisse von Grund und Boden deutlich hervor. Allerdings muß man es aber rühmend anerkennen, wie Pardessus die Leistungen v. Savigny's und Eichhorns auf diesem Gebiete überhaupt und namentlich bey derjenigen Materie gebührend gewürdigt hat, welche ohne jene beyden gar nicht mehr zur Sprache gebracht werden kann, wir meinen die Lehre von dem System der persönlichen Rechte, welche dem neuen Herausgeber der Lex Salica den Stoff zu seiner zweyten Abhandlung: du droit que chacun avait dans l'empire des Francs d'être jugé par sa loi d'origine, geboten hat. Die Ursache der Entstehung dieses Systems liegt aber darin, daß die römische Bevölkerung in Gallien schon wegen ihrer überwiegenden Zahl im Verhältnisse zu den kleinen germanischen Heereshaufen, nicht in eine völlige Knechtschaft gebracht worden war; die Römer traten daher nicht in die Sklaverey, konnten aber andererseits auch nicht das Recht erhalten, nach welchem der freye Germane lebte, denn diesem kam es nicht in den Sinn, sich den Besiegten ganz an die Seite stellen zu wollen, und eben darum ließ man dem Römer sein Recht. Daß die Franken aus Anerkennung der Vortrefflichkeit des römischen Rechts dasselbe hätten fortbestehen lassen, wie Pardessus (p. 441: que [le droit R.] ces vainqueurs ne pouvaient s'empêcher d'admirer) annimmt, ist sehr unwahrscheinlich. Eine besondere Reflexion der Sieger wird hieben wohl nicht Statt gefunden haben, sondern der fränkische König succedirte einfach in Betreff der Römer in die Rechte, welche der Imperator über dieselben gehabt hatte, und es wurden die altfränkischen Majestäten sehr bald inne, daß das römische Recht ihrer Herrschergewalt sehr viel förderlicher sey, als das germanische. Auf jeden Fall wurde es den Römern weit vortheilhafter, zu dem Kaiser den germanischen König sich gesellen, als für die Franken ihrem Gefolgsherrn die römischen Imperatorenrechte zuwachsen zu sehen. Eine solche duplex persona ist schwer auf die Dauer fortzuführen, wie sich dieß auch sehr bald in vielen Verhältnissen, bey der Gesetzgebung, in dem Strafrechte und in der Uebertragung des Begriffes der Majestas auf den fränkischen König, zeigt. Es ist daher leicht erklärlich, warum die Franken so eifersüchtig auf die Bewahrung ihrer angebornen Rechte hielten und wie sie es daher um so viel weniger den Majoresdomus nachsahen, wenn diese von der Beobachtung des Princips abgewichen waren. In dieser Beziehung ist eine Stelle aus dem Leben des heil. Leodegar von Autun merkwürdig. Man benützte in Neustrien und Burgund den Tod Chlotars III. im Jahre 670, um sich der Herrschaft Ebroins zu entledigen und rief den jüngeren Bruder des verstorbenen Königs, Childerich II. von Austrasien zum alleinigen Herrscher aus; bey dieser Gelegenheit bemerkt der Biograph: Interea Hilderico expetunt universi, ut talia daret decreta per tria, quae obtinuerat, regna, ut uniuscujusque patriae legem vel consuetudinem observaret, sicut antiqui Judices conservavere, etc. Eben dahin gehört aber auch die oben hervorgehobene Unterscheidung zwischen Edictum und Lex; zur Erlassung von Edicten, Mandaten, Rescripten u. s. w. war der fränkische König nur den Römern gegenüber befugt, zu den für die Franken verbindlichen Gesetzen bedurfte es eines allgemeinen Tages. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus.

(Fortsetzung.)

Daß nun bereits der ersten Abfassung der Lex Salica das System der persönlichen Rechte zu Grunde gelegen habe, glauben wir mit Pardessus annehmen zu können. Die von ihm (p. 448) allegirte Stelle (Tit. 89) hat jedoch wohl keine unmittelbare Beziehung hierauf, sondern es würde vorzüglich Tit. 43. hieher gehören. In diesem Titel wird das Wehrgeld für die einzelnen Classen der Römer bestimmt, außerdem heißt es nach der Lesart des ältesten Codex (Tit. 41. c. 1): Si quis ingenuo Franco aut barbarum, qui legem salega vivit, occiderit . . . . solidos CC culpabilis judicetur. An dieser Stelle macht nun der barbarus, der nach salischem Rechte lebt, besondere Schwierigkeit und es scheint, als ob diese sich nicht völlig beseitigen läßt. Unstreitig verdient Eichhorns Erklärung, daß aus der Stelle nur folge, es hätte nichtfränkische Germanen gegeben, welche nach salischem Rechte gelebt hätten, vor der v. Savigny's (Gesch. d. R. R. im MA. Bd. 1. S. 121), der dafür hält, alle Germanen hätten unter den Saliern nach salischem Rechte gelebt, den Vorzug. Wenn aber Eichhorn unter dem barbarus qui lege salica vivit sowohl die Freygelassenen, als auch die mit den salischen Franken vermischten andern Germanen und solche versteht, welche Gastesweise zu den Franken gekommen waren und den Schutz des Königs genommen hatten, so glauben wir, daß dieser Meinung in solcher Ausdehnung nicht beygepflichtet werden kann; an jene Freygelassenen denkt Pardessus (p. 438) nicht, wohl aber an die nichtfränkischen Mitzügler der Franken auf ihren kriegerischen Unternehmungen. Beyde führen die Estische Glosse zu dieser Stelle an, Pardessus unrichtig, Eichhorn indem er sie emendirt. Eine neue Einsicht dieser merkwürdigen und dunkeln Glosse ist nicht möglich, alle Bemühungen des von Pardessus damit beauftragten Herrn de Roziére, den Cod. Estensis aufzufinden, waren vergeblich (vergl. Préf. p. LXVIII). Die Glosse aber zu dem Worte barbarus lautet i. e. quos Franci ex alia patria in suam adduxerunt, et ipsos captos lege Salica vivere nolunt. Pardessus liest: de sua patria adduxerunt, was zwar falsch ist, aber doch eigentlich den Sinn nicht wesentlich ändert; Eichhorn will für nolunt lesen: volunt, Pardessus wiederum die Glosse in zwey Theile zerlegen und so erklären: 1) die nichtfränkischen Mitzügler sollen, 2) aber die eigentlichen Gefangenen sollen nicht nach salischem Rechte leben, während nach Eichhorns Emendation der Sinn der wäre: die Franken hätten ihren nichtfränkischen germanischen Kriegsgefangenen die Freyheit gegeben, und sie nach salischem Rechte leben lassen. Beyde Erklärungsweisen thun den Worten der Estischen Glosse einen Zwang an, wir lassen es dahin gestellt, ob nicht die von Pardessus dem wirklichen Zustande am meisten entspreche, denn gegen Eichhorns Meynung kommt besonders der Umstand in Betracht, daß, wenn die

Freygelassenen allerdings auch nach fränkischem Rechte lebten, wie jeder Libertus nach dem seines Herrn, es doch im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, daß man ihnen sogleich das Wehrgeld eines freyen Franken bewilligt haben sollte. Eichhorn glaubt, daß der Stand der liti aus solchen Freygelassenen hervorgegangen sey, aber gerade diese haben ein bedeutend geringeres Wehrgeld als freye Franken, ja ein noch geringeres als die Romani possessores. Wir glauben daher, daß die barbari, qui lege Salica vivunt, eben solche Deutsche sind, welche sich an die Franken anschlossen, sey es, daß sie vor, mit oder unmittelbar nach ihnen nach dem belgischen Gallien gekommen sind und stimmen in so fern Eichhorn bey, daß darunter auch wohl die Saxones Bajocassini verstanden seyen, in Betreff deren es freylich sehr auffallend erscheint, daß sie ihre Individualität und Geschiedenheit im Dialecte so sehr bewahrten, daß selbst noch im zehnten Jahrhunderte das Heer der Sachsen, welches in jene Gegenden kam, an der Sprache die alten Landsleute erkannte (vergl. meine Engl. R. u. RGsch. Bd. 1.).

Wenn nun auch die Lex Salica selbst keine völlig entscheidende Bestimmung über das System der persönlichen Rechte enthält, so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß dasselbe bey den Franken seine vollständige Anerkennung, namentlich also seit der größeren Erweiterung des Reiches für alle zu demselben gehörigen Stämme, gefunden hat. Ueber die Anwendung des Princips auf die einzelnen im Leben vorkommenden Fälle geben aber die Quellen keine hinlängliche Auskunft, so daß noch die Lösung vieler Fragen übrig bleibt. Pardessus wirft eine ganze Reihenfolge solcher Fragen in seiner Abhandlung auf, nur in Betreff einer läßt sich zwar aus angeführten Beyspielen, aber doch nicht aus bestimmten Ausdrücken seine Meinung ersehen. Wir meinen nämlich die, welche der Gegenstand einer Controverse zwischen dem verstorbenen Rogge und Eichhorn geworden ist: ob sich die Bestimmung der Buße nach dem Rechte des Klägers oder nach der des Beklagten gerichtet habe? Eichhorn, welcher das Erstere annimmt, hat alle Stellen aus den Quellen für sich, nur eine einzige aus der Lex Ripuar. Tit. 31. c. 4. könnte Bedenken erregen, welches Eichhorn dadurch beseitigt, daß er darauf hinweist: cap. 3. und cap. 5. rede vom vom Beweise, wornach dem Beklagten gewährt werde, mit so vielen Eidhelfern sich zu vertheidigen, als sein angebornes Recht es mit sich bringt. Eben hierauf bezieht nun auch Eichhorn das mitteneinstehende cap. 4., wo es heißt: quodsi damnatus fuerit, secundum legem propriam, non secundum Ripuariam, damnum sustineat. Wir gestehen, daß mit jener an sich sehr natürlichen Interpretation wohl allenfalls das Bedenken, welches das damnatus fuerit erregt, beseitigt, nicht aber das andere, welches das: damnum sustineat bietet. Sollte aber auch wirklich hierin eine Anomalie liegen, so bleibt doch im Uebrigen Eichhorns Meinung entschieden die richtige, und es spricht für sie auch die Natur der Sache, denn wenn einem Franken von einem Andern eine Beleidigung zugefügt wird, die nach dessen Recht mit einer geringeren Busse gesühnt wird, als nach fränkischem, so kann man denn doch von dem Franken nicht fordern, daß er für die Ehre von einem andern, als einem Franken beleidigt zu seyn, sich mit einer geringeren Buße begnügen soll. Gerade dieß scheint eine ganz wesentliche Seite des Systems der persönlichen Rechte zu seyn, daß Jeder fordern konnte nach seinem eigenen Rechte gesühnt zu werden, so daß es als eine Folge der durch die allmählige Ausbildung der Landeshoheit und der städtischen Verfassung sich vorbereitenden Beseitigung dieses Systems angesehen werden kann, wenn das entgegengesetzte Princip zu Gunsten einzelner städtischen Gemeinden festgestellt wird. Ein Beyspiel der Art ist das Diplom des Grafen Adolph III. von Holstein für Hamburg, worin er diese Stadt mit Lübischem Rechte bewidmete und den Bürgern für sein ganzes Land zugesteht: In deliquentibus vero hec erit justicia, ut ubicunque quis peccaverit ibi Lubicensi jure emendet. (s. Unger, die altdeutsche Gerichtsverfassung S. 368). — Aus dem Grundsatze nun, daß die Busse sich nach dem Rechte des Beleidigten richtete, würde freylich consequent festgehalten zu folgern seyn, daß in dieser Beziehung der Franke auch dem Römer folgen müsse und für eine Beleidigung, die er einem solchen zugefügt, nach römischem Rechte zu beurtheilen sey. Allein

dieß würde wiederum durchaus nicht in das gesammte übrige System hineingepaßt haben; mit dem übrigen germanischen Rechte konnte in diesem Punkte das fränkische sehr wohl zusammen stimmen, aber nicht mit dem römischen. Dieß ist denn auch der Grund, warum in dieser Beziehung die Römer ganz in das fränkische Compositionensystem, so wie auch in Betreff des Beweisverfahrens aufgenommen wurden. Gab man dem Römer eine Composition, so war das jetzt also sein persönliches Recht, und war er beleidigt, so klagte er auf jene Composition; eben so gestattete ihm auch die Lex Ripuar. Tit. 66. c. 2. mit Eidhelfern aufzutreten. Pardessus, der (p. 446. p. 447) alle diese Verhältnisse hervorhebt, bringt aber noch insonderheit den Fall zur Sprache, wo ein Römer einen Römer beleidigt habe, ob dann das römische oder das germanische Recht zur Quelle der Beurtheilung dienen solle. Hier ist die Consequenz des aufgestellten Princips gewiß für das römische Recht; aber nein, der von Pardessus angeführte Tit. 16. c. 3. im Cod. Guelph. bestimmt ausdrücklich, daß, wenn ein Römer von einem andern wegen eines Brandschadens belangt wird, er ebenfalls mit Eidhelfern auftreten oder eine Busse zahlen solle. Allerdings ist es auffallend, daß diese Stelle sich ganz allein im Wolfenbüttler Codex findet, indessen das Princip selbst scheint auch in der vorhin angeführten Stelle der Lex Ripuar. enthalten zu seyn. Pardessus zieht (p. 447) daraus die Folgerung, daß der Fortbestand des römischen Rechts überhaupt nur von dem Civilrechte zu verstehen und daß daher die Bestimmung Chlotars I. vom J. 560: inter Romanos negocia causarum Romanis legibus praecipimus terminari in diesem Sinne zu verstehen sey. Dennoch glauben wir, daß diese Meinung in dieser Allgemeinheit gefaßt, nicht richtig sey. Es läßt sich eine solche Stellung der Römer unter einander nur für diejenigen Gegenden annehmen, wo die Deutschen in größerer Zahl angesessen waren und kaum dürfte dieß auf die westlichen Gegenden des fränkischen Reiches passen.

Wir sind bey der Abhandlung, welche einen so interessanten Gegenstand auf eine sehr gründliche Weise beleuchtet, länger verweilt und können an der dritten (des personnes libres considérées dans l'état de famille), welcher den Zustand der Personen in der Familie mit Ausschluß der Ehe behandelt, schneller vorübergehen. Wir hätten gewünscht, dem Verf. wäre Kraut's verdienstliche Arbeit über die Vormundschaft bekannt geworden, sie hätte ihm unstreitig zur Beurtheilung mehrerer Verhältnisse festere Anhaltspunkte geboten. Indessen auch Eichhorn hat für gut gefunden, diese tüchtige Schrift zu ignoriren, sie würde ihn vor der Meinung (a. a. O. S. 324): die Franken hätten willkührlich die Volljährigkeit in das 21. oder in das 12. Jahr gesetzt, bewahrt haben; das würde also darauf herauskommen, daß wenn die Willkühr der Verwandten einen jungen Mann bey dem Eintritte seines dreyzehnten Lebensjahres nicht für volljährig erklären wollte, dieser nun bis zum ein und zwanzigsten habe warten müssen. Durch Kraut's Auffassung (a. a. O. Bd. 1. S. 110) der verschiedenen Volljährigkeitstermine in den deutschen Rechtsquellen wird unstreitig die einzige Möglichkeit geboten, um aus der scheinbaren Verwirrung, die bey diesem Gegenstande entgegentritt, herauszukommen. Die Meinung, daß der Volljährigkeitstermin von 15 Jahren in der Lex Ripuar. (Tit. 74. c. 3.) auch auf die Merowingischen Könige in Austrasien angewendet worden sey, vertritt Pardessus (p. 452), an Ruinart sich anschließend mit sehr entscheidenden Gründen gegen Brequigny und La Porte du Theil. Auch Karl der Kahle (geb. 823) wurde, da er fünfzehn Jahre alt geworden war, im Jahre 838 wehrhaft gemacht; (S. Annal. Bertin. ad h. a. Carolo, tunc cingulo insignito, pars Neustriae data est. — Nithard, I. 6. — mediante Septembris (838) — Karlo arma et coronam — dedit. Vergl. meine deutsche Geschichte Bd. 2. S. 108. u. f.;) dasselbe gilt auch wohl von Heinrich IV., der im Jahre 1050 geboren, im Jahre 1065 zu Worms die Waffen empfieng (Herm. Contr. ad h. a. — Lamb. Schaffnab. eod.).

Die vierte Dissertation: des hommes libres, d'origine barbare, considérés dans leur état politique zerfällt in zwey Capitel, von welchen das erste von den Ingenui, das zweyte von den Liti handelt. Der Verf. geht hierbey von der Betrachtung aus, zwischen den Freyen und den Sklaven gebe es eine Mittelstufe, indem die Lex Salica

von jenen die Liti, so wie die Pueri regis unterscheide, und diesen nur die Hälfte des Wehrgeldes der Freyen gebe. Es sey daher zwischen Liberi und Ingenui zu unterscheiden, nur diese nicht jene seyen die eigentlich vollberechtigten Freyen; gleichbedeutend mit ingenuus sey auch der Ausdruck nobilis und es lasse sich bey den Franken für die ältere Zeit unter den Freyen kein besonders bevorzugter Adel unterscheiden. Ein Argument dafür, daß nobilis wirklich nur einen Sinn mit ingenuus habe und damit nur die volle Freyheit ausgedrückt werden solle, entnimmt Pardessus aus Thegan's Vita Ludovici Pii. c. 44. An dieser Stelle heißt es: Fecit te liberum, non nobilem, quod impossibile est post libertatem und dieß soll bedeuten: „Dich, der du ein Sklave warst, hat er frey gemacht, aber er hat Dich nicht zu einem Freygebornen gemacht, denn dieß kann die Freylassung nicht bewirken.“ Allein es möchte zunächst doch sehr bedenklich seyn, bey einem Schriftsteller des neunten Jahrhunderts, für welche Zeit die Existenz eines Erbadels in der fränkischen Monarchie doch wohl nicht in Abrede gestellt werden kann, die Ausdrücke nach dem (vermeintlichen) Sprachgebrauche einer Vergangenheit von einigen Jahrhunderten deuten zu wollen. Die Stelle kann aber, auch abgesehen hievon, unter keinen Umständen diesen Sinn haben. Sie bezieht sich auf den bekannten Erzbischof Ebbo von Rheims; von Geburt ein Sachse, als Kind in Gefangenschaft gerathen und dann zum geistlichen Stande erzogen, war er von Ludwig dem Frommen zu hohen kirchlichen Würden befördert, und auf dessen Antrag von Papst Paschalis II. zum Legaten des Nordens ernannt worden (s. über ihn meine deutsche Geschichte Bd. 2. S. 188. S. 213). Trotz dieser von Ludwig empfangenen Wohlthaten wurde er ein eifriger Partheygänger der Söhne des Kaisers und Theganus hält ihm nun vor, wie schlecht er Ludwig seine Güte vergolten habe. O qualem remunerationem reddidisti ei! jetzt werden die einzelnen Wohlthaten aufgezählt: 1) Er hat dich frey gemacht. 2) Er hat dich mit Purpur und Pallium bekleidet, du hast ihm das Cilicium angezogen. 3) Er hat dich ohne dein Verdienst zu der hochpriesterlichen Würde emporgehoben, du hast ihn von dem Throne seiner Väter vertreiben wollen. Allerdings liest Boucquet die Stelle bey Thegan so wie Pardessus sie mittheilt, die richtigere Lesart ist aber ohne Zweifel die, welche Pertz (Monum. Germ. Vol. II. p. 599) giebt: Fecit te liberum, non nobilem, quod impossibile est. Post libertatem vestivit te purpura et pallio, etc. der Sinn ist daher einfach der: frey hat er dich gemacht, aber nicht edel, denn das ist — bey einem solchen Menschen (Thegan nennt ihn kurz zuvor impudicus und crudelissimus) — unmöglich. Nachdem er dich frey gemacht (Post libertatem) hat er dich mit dem Purpur bekleidet. Thegan wirft dem Ebbo allerdings vor, er sey Originalium servorum stirpe, dennoch ist aber das Wort nobilis hier wohl mehr im moralischen Sinne gebraucht. Demgemäß kann diese Stelle gar nicht in Betreff der Standesverhältnisse bey den Franken entscheiden. Wie hierin, so können wir dem gelehrten Autor in vielen andern einzelnen Punkten, namentlich aber nicht in seiner Beweisführung, die Franken hätten in jener Zeit keinen Adel gehabt, beypflichten. Um aber von jenen nur noch einen hervorzuheben, so bemerkt er (p. 462) die Ausdrücke Franci und Salici, welche mit Ingenui gleichbedeutend gebraucht würden, bezeichneten eben nichts weiter als eine sociale Rangverschiedenheit und es läge keine Beziehung auf die Nationalität darin; wenn dem so wäre, warum unterschiede denn die Lex Salica so genau den Francus und barbarus, qui lege Salica vivit (s. oben)? —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus.

(Fortsetzung.)

Hinsichtlich der Frage wegen des Adels bey den Franken stellt Pardessus, nachdem er den Gegenstand selbst weitläufiger abgehandelt hat, die Sache so: wenn die Franken einen Adel gehabt haben, so kann er nur von den Antrustionen gebildet worden seyn, von diesen werde ich aber in der folgenden Dissertation zeigen, daß sie nicht ein solcher Adel seyen. Wir sind auch der Meinung, daß in den Antrustionen der fränkische Adel begriffen sey, aber wir wollen für einen Augenblick dieses Wort bey Seite lassen, und nur fragen: wer waren denn die Optimates, deren Fredegar (Chron. c. 36) und der Biograph des heil. Leodegar (c. 5) erwähnt? oder die Proceres (Vita S. Faronis c. 32), die Magnates (ebend. c. 32)? die Meliores natu (Greg. Tur. VII. 19)? die Majores natu (Greg. Tur. VIII. 30)? die Principes (Vita S. Ursmar bey Boucquet III. 626.)? die Primates (Vita S. Tygriae Virg. p. 426)? die Primores (Greg. Tur. VII. 21)? die Seniores (Greg. Tur. VIII. 31; Vita S. Rigom. Confess. p. 427)? War dieß etwa nicht ein eigentlicher Adel? (vergl. meine deutsche Geschichte. Bd. 1. S. 437 u. ff.). Um aber zu den Antrustionen zurückzukehren, so sind unter diesen Solche zu verstehen, welche zu dem Könige in dem Verhältnisse einer besonderen Treue stehen, und die Verwechslung, welche Pardessus begeht, ist die, daß er meint, das Antrustionenverhältniß sey nicht mit eingewandert, sondern ein später und zwar durch den sich ausbildenden Lehennexus entstandenes. Es fehlt hier an einem tieferen Eindringen in das Wesen der Gefolgschaften, welches uns schon Tacitus in seiner Germania so anziehend beschreibt und welches die Grundlage der gesammten germanischen Verfassung bildet. (vergl. deutsche Geschichte a. a. O. S. 392 — 460). Tacitus erzählt, wie innig die Gefolgsgefährten durch den Eid an ihren Herrn gebunden gewesen seyen und giebt den bedeutsamen Fingerzeig: Gradus quin etiam comitatus habent. Gefährten waren sie alle, die sich an den Hehresten (Heresto i. e. Ersten) unter ihnen angeschlossen hatten; aber wenn auch nicht so hehr als dieser, so waren Andere doch wenigstens hehrer (heriror, herro) als die Masse der Gefolgschaft; sie waren Herren, sie die Ober-Thane, das Heer selbst die Unterthane; sie waren vor oder für allen diesen, sie waren Führer (Führer), sie führten ihre Abtheilungen, der oberste Herr aber, der Führer Aller war eben deßhalb der Für-ste, der Fürst; so begegnen sich das deutsche erst, das engl. first und das lat. primus, was auch nichts weiter ist, als der contrahirte Superlativ von pro (-imus). Es ist daher sehr begreiflich, daß alle Gefährten mit einem gemeinschaftlichen Namen bezeichnet werden, da heißen sie denn leudes, oder im Verhältnisse zum Herrn: Sui, dann Exercitales, oder sie werden schlechthin mit dem Stammnamen bezeichnet; unter ihnen zeichnen sich aber die Ober-Thane (High-thegnas oder Cyninges

thegnas im Angelsächs.) aus und dieß sind bey den Franken die Antrustionen, qui in truste regali sind, die dem obersten Herrn, d. i. dem Könige mit ihren kleineren Gefolgschaften dienen. Aber es erklärt sich auch leicht, daß diese als die vorzüglichsten aus des Königs Gefolge auch öfters vorzugsweise unter dem Ausdrucke Leudes, Sui oder Franci verstanden werden (s. viele hieher gehörige Stellen: deutsche Geschichte. S. 437. 438). Unter diese Antrustionen konnten nun allerdings in späterer Weise Solche, die ihrer Geburt nach nicht zu denselben gehörten, dem Könige aber ein Gefolge zuführten, aufgenommen werden und hatten dann auch auf das Wehrgeld einen Anspruch, welches dem gebornen Antrustionen zustand (vergl. Marculf. Form. I. 18). Auch Löbell in seinem Werke über Gregor von Tours hatte die Meinung aufgestellt, in den Antrustionen sey kein ursprünglicher Adel zu suchen, ist aber von Eichhorn a. a. O. S. 282. u. ff. auf eine überzeugende Weise widerlegt worden.

Konnten wir Pardessus in seiner Ansicht, daß es bey den Franken unter den Ingenui keine erbliche Abstufung des Adels gegeben habe, nicht beystimmen, so können wir es auch nicht in Betreff seiner Meinung über die Liti, die er nicht für Unfreye, sondern nur für eine niedere Classe der Freyen hält. Wir gestehen gerne zu, das Institut der Liti, deren Name in den Quellen vom dritten bis zum vierzehnten Jahrhundert vorkommt, wird vielleicht noch lange nicht zu völliger Klarheit gebracht werden, und es wird die Meinungsverschiedenheit dadurch um so leichter erklärbar, als die Gesetze, welche von den Liti handeln, in der That nicht ganz mit einander übereinzustimmen scheinen, und als die etymologischen Erklärungen, welche von dem Worte Litus gegeben werden, auch noch sehr verschieden ausfallen. Der Gegenstand selbst ist von großem rechtshistorischem Interesse, aus welchem Grunde wir auch keinen Anstand nehmen, denselben noch etwas näher zu erörtern. Sprachlich sowohl als der Sache nach ist es zunächst eine Hauptfrage, sind die Liti bey den Franken identisch mit den Lazzi bey den Sachsen? wie Grimm (deutsche Rechtsalterth. S. 308) und nach ihm Eichhorn (a. a. O. S. 295) angenommen haben. Ferner sind sie identisch mit den Laeti, jenen freywilligen militärischen Colonisten, deutschen Stammes, im Dienste des römischen Kaisers? Graff, der in seinem althochdeutschen Sprachschatze (Bd. 2. S. 191) Lit und Latz ebenfalls zusammenstellt, wirft daher die Frage auf: ob sie nicht vielleicht dennoch zu trennen seyen, und Lit zu einer Wurzel Lid, Laz aber zu der gleich lautenden Laz gehöre. Herm. Müller (Lex Salica S. 63) hält lidus und litus für undeutsch, vielmehr für das griechische λαῖτος, λητος, λειτος publicus, und erklärt darnach auch die in der Notitia dignitatum und sonst bey den spätern Classikern vorkommenden Laeti; agri laetici sind ihm eine Art agri publici populi Romani. An einem andern Orte (S. 183) verwirft er Grimm's Erklärung der Liti durch Laz (piger, tardus) ganz, erklärt dieß für eine Vermischung der Worte Laeti und Laze und für eine unrichtige Annahme, daß ein Schmähwort Benennung geworden, meint indessen (S. 254 Note 580) doch, daß die gothische Nebenform leitan = lêtan, lassen, zu den Laeti und Litones führen könnte. Eine Urkunde Otto's I. vom Jahre 939 (angeführt bey Grimm a. a. O. S. 305 Note) unterscheidet ausdrücklich Lassi und Liti; der ebenfalls von Grimm allegirte Heineccius (Antiq. II. 485. 530. III. 64) stellt nicht minder die Liti als eine eigene Classe von Unfreyen neben die Lazzi. — Dürfte man nun der von Graff angedeuteten Vermuthung nachgehen, so käme man auf lidan ire, proficisci und das dahin gehörende lid (Glied), leiten, be-g-leiten (vergl. Grimm, Grammatik Bd. 2. n. 164. S. 15), und es wäre darnach Litus so viel als Gefährte, Genosse, Socius (vergl. as-lidi, socius deorum, Grimm a. a. O. S. 505), und in dieser Qualität erscheinen auch die Laeti in dem römischen Heere. Der Ausdruck Lit würde darnach auf jeden Gefolgsgefährten passen und das Schicksal des gleichbedeutenden Wortes Ge-sind (Fahrt-, Reise-Genosse) würde es auch zuläßig erscheinen lassen, daß die unterste Classe der Gefolgsgefährten mit diesem Namen bezeichnet worden wäre. Allein dagegen, daß solche Gefährten, die selbst zu der erobernden fränkischen Gefolgschaft gehörten, die Liti der Lex Salica seyen, möchte wohl

der Umstand sprechen, daß das Volksrecht diese in ein Verhältniß der Hörigkeit stellt, was jedenfalls auf ein ursprüngliches Unterliegen im Kampfe hinweist. Man könnte hier wiederum an die Glosse des Cod. Estens. (s. oben S. 250) denken: quos ex alia patria in suam adduxerunt, allein diese paßt hier nicht, da sie die Stellung des homo barbarus, qui lege Salica vivit, der ein mit dem salischen Franken gleiches Wehrgeld hat, während dem Liten nur die Hälfte davon zusteht, andeuten soll. Wir möchten daher die Liti ursprünglich für die bis zur fränkischen Eroberung unter den römischen Adlern kämpfenden Laeti halten, deren Bezeichnung weder griechisch, noch römisch, sondern ohne Zweifel deutsch ist. Sie waren, im Kampfe ermüdet, von den Franken besiegt. Dieß ist auch Grimm's Ansicht, und so wie wir ihr sachlich beytreten, so scheint auch seine Worterklärung vor allen andern den Vorzug zu verdienen. Denn wenn auch im Nordfriesischen letha, Glieder, sich mit lethar (liti) berühren, so sind beyde doch nur abweichende Formen, und sowohl das friesische let als das angelsächsische laet und leth führen zu dem althochdeutschen laz. Jedes der angeführten angelsächsischen Worte ist bisher nur einmal gefunden worden. Das erstere laet in den Gesetzen König Aethelberts (Kap. 26) war den Erklärern unverständlich geblieben, sie schlugen daher theils eine andere Lesart vor, oder wollten es als contrahirt aus hlafaet (Laib-Esser) deuten, wofür die spätere Contraction von Lord aus hlaford (Laib-Ursprung d. h. Brodherr) angeführt wurde. Aber wenn auch wirklich dieß angels. laet nicht hieher gehören sollte, so ist dieß doch bey lath der Fall, welches Wort mit land (bey Palgrave, angef. von Richthofen, altfries. Wörterb. S. 895) in der im Friesischen oft vorkommenden Alliteration steht; durch diese darf man sich aber ja nicht verleiten lassen, bey der Vergleichung des heut zu Tage noch vorkommenden: „Land und Leute" an eine sprachliche Gleichheit von Liti und Leute zu denken. Eine auffallende Erscheinung bleibt es aber, daß das Wort lath in den angelsächsischen Quellen, durch die wir doch so Vieles über Standesverhältnisse und Landeseintheilung, Dorfverfassung u. s. w. erfahren (vergl. Leo, Rectitudines), nur ein einziges Mal vorkommt. Somit sind also Liti und Laeti die Lassen, die Kampfmüden (vergl. Müller a. a. O. S. 183; Grimm, D. R. A. S. 309), davon der Superlativ: die Letzten, die wegen übergroßer Müdigkeit gar nicht nachfolgen können. Daß die Mattheit und Schlaffheit, besonders wenn sie aus Nachläßigkeit entspringt, auch zum Schimpf gereichen kann, versteht sich von selbst und es möchte diese Bedeutung für die secundäre, nicht die primäre des Wortes Lit und Laz zu halten seyn. — Wenden wir uns wieder zu den römisch-deutschen Laeti (in Betreff deren die Bezeichnung: Müde, Faule, Schlechte, da sie selbst sich doch wohl nicht so genannt haben werden, am bedenklichsten erscheint), so behielten sie unter der Herrschaft ihrer germanischen Landsleute, obschon besiegt, doch ein bedingtes Waffenrecht. Auf solche Weise hatten die Franken in ihnen unfreye, aber waffenfähige Dienstmannen und Eichhorn (a. a. O. S. 297) vergleicht sie gewiß sehr richtig mit den reisigen Ministerialen des eilften und zwölften Jahrhunderts. Der Eintritt in diese Classe von Leuten war, da einmal der Begriff fest stand, unter günstigen Umständen andern Unfreyen nicht verwehrt, unter ungünstigen Umständen aber freyen Leuten als ein Mittel geboten, sich, ohne sich ihres Waffenrechtes zu begeben, unter den Schutz eines Andern zu stellen. Die Argumentation Pardessus' geht einen andern Weg: er hält dafür, die in römischen Diensten kämpfenden Laeti hätten in Folge der fränkischen Eroberungen die volle Freyheit und mithin gleiche Rechte mit den Siegern erlangt, die Liti seyen aber die untersten Gefolgsgefährten unter den Franken und stellt sich die Sache so vor: wie man im Mittelalter zu sagen pflegte: so und so viel Lanzen (Gleevn, Ritterpferde) und unter jeder Lanze sich eine Mehrzahl von Personen dachte, so sey es von den fränkischen Heeren zu verstehen, wenn es heiße: so und so viel Krieger oder Männer; unter jedem Krieger habe man sich außer dem eigentlichen Krieger noch mehrere Liten zu denken und diese seyen dann bey der Eroberung von ihren Herren auf dem neugewonnenen Lande angesiedelt worden (p. 476); allein es scheint bey dieser Annahme des Ursprunges der im fränkischen Reiche vorkommenden Liten die Unfreyheit, in der sie sich befinden (— die Pardessus freylich nicht zugiebt —) schwieriger zu

erklären zu seyn. Daß nun in diesen Stand der Liti theils ursprünglich ganz freye Leute (ingenui), so wie auch Unfreye eingetreten seyen, nimmt auch Pardessus (p. 478) an, nur möchten wir nicht mit ihm dafür halten, daß unter jenen ehemals Freyen eine Menge ruinirter Spieler zu suchen sey; diese Umstände dürften aber, sagt er, nicht zu der Meinung anleiten, daß man sich unter dem Liten einen, wenn auch günstig gestellten Unfreyen zu denken habe, sondern vielmehr einen minder günstig gestellten Freyen. Es scheint, als ob dieß auf einen Wortstreit hinauslaufe und es eben nur darauf ankomme, auf welchen Standpunkt man sich stellen wolle, wornach man unter dem Liten sich entweder einen Unfreyen mit dem Waffenrecht oder einen Freyen, der sich in vielen Beziehungen unter der Gewalt eines Herrn befindet, denke. Allein gerade im Vergleiche zu den oben angeführten reisigen Ministerialen, die auch Ritter seyn konnten, glauben wir den ersteren Standpunkt festhalten zu dürfen; diese Ritter konnten mit ihren Grundstücken verkauft werden und galten trotz ihres ausgedehnten Waffenrechtes für unfrey, wie dieß Fürth in seinem gründlichen Werke über die Ministerialen ausführlich geschildert hat. Hätte dieser gelehrte Schriftsteller sich nicht gar zu streng an den Ausdruck: Ministerialen gehalten, so hätte er für die ältere Zeit eine nähere Auseinandersetzung der Liti, von denen in seinem Buche fast gar nichts vorkommt, kaum umgehen können. Um nun zu der Bestimmung der juristischen Stellung der Liten zu gelangen, möchte es zweckmäßig seyn, einmal den umgekehrten Weg einzuschlagen und mit den späteren Quellen anzufangen. In einer hildesheimischen Urkunde von 1377 (Kraut, Grundriß, dem wir auch bey der weiter angeführten Stelle folgen) ist von den homines die Rede, qui et quae vocantur in illo Theutonico Laten et inibi in Latino Litones. qui sub certa specie servitutis praeposito adstricti; sie besitzen und bebauen Aecker vocatos in Theutonico Lat-Hove et inibi in Latino: mansi litonici. Diese Stelle ist in mancher Beziehung interessant; sie läßt die Liten und Laten als durchaus identisch erscheinen und zeigt, wie die Form Liti diejenige ist, welche sich in dem Latein des Mittelalters eingebürgert hat; es ist daher erklärlich, warum die Lex Alam. sowohl, als die Lex Frision. abweichend von der Landessprache ebenfalls Litus schreibt, während die Lex Salica noch zwischen Litus und Letus schwankt. Sie zeigt ferner die Liti als eigentliche Hörige, welche servitute adstricti sind. In einer andern Urkunde aus dem vierzehnten Jahrhunderte (1369) verkauft ein Herr seinen Liten (sibi) jure servitutis subactum, mit allen Gütern desselben; er selbst hatte ihn zuvor von einem andern Herrn eingetauscht. Die Glosse zum Sachsenspiegel bezeichnet die Laten als diejenigen, die die Vorfahren, als sie das Land eroberten, hätten sitzen lassen, auf daß sie das Feld bestellten; sie saßen auf Zinsgütern, von denen man sie fortweisen konnte. In ganz ähnlicher Weise erscheinen auch die Laeten in den Niederlanden, über welche Warnkönig in seiner flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte Bd. 1. S. 246 u. ff. interessante Aufschlüsse giebt, so wie die friesischen Letar oder Letsleahtamen, welche, wie nach Nithards (Hist. Lib. IV.) Angabe bey den Sachsen die Lazzi als Serviles, die dritte Classe des Volks nach dem Adel und den Freyen bilden. Auch bey den Letar, über welche v. Richthofen, altfr. Wörterbuch. s. v. Let zu vergleichen, tritt immer der Begriff hervor, daß sie im Eigenthum eines Herrn stehen. Diesen so wie den flandrischen Laeten kommen nun die Liti der Lex Frisionum und der Lex Salica, so wie der Capitularien, historisch am Nächsten. In dem alten friesischen Volksrechte kommen die Liten oft vor, immer aber in einer Beziehung zu einem Herrn, die erkennen läßt, daß sie nicht bloß in einem dinglichen, sondern auch persönlichen Verhältnisse der Abhängigkeit standen, daß sie — um es anders auszudrücken — nicht etwa mit Vasallen, sondern nur mit eigentlichen Dienstmannen oder Ministerialen zu vergleichen sind.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Zwölf römische Militär-Diplome. Beschrieben von Joseph Arneth, — auf Stein gezeichnet von Albert Camesina. Wien. In Commission bey Peter Rohrmann, k. k. Hofbuchhändler. Gedruckt bey den P. P. Mechitaristen. 1843. gr. 4. 76 Seiten Text und 25 lithographirte Tafeln.

Es gehört zu den höchsten Genüssen des historischen Forschers, neu entdeckten Quellen sich nahen zu dürfen; ein doppelt belohnendes Geschäft ist es daher, neue Quellen ans Licht zu fördern und allgemein zugänglich zu machen. In diesem letzteren erfreulichen Falle befindet sich der Hr. Herausgeber des vorliegenden Werkes. Er bringt nämlich durch dasselbe jenen Freunden römischer Alterthümer, welche in diesen keine bloßen antiquarischen Curiositäten, sondern Quellen für die Geschichte des römischen Volkes und für die Uranfänge unserer eigenen Landesgeschichten erkennen und hochschätzen, eine sehr erwünschte Gabe, indem er durch ein günstiges Zusammenwirken der Umstände in den Stand gesetzt wurde, dem Gebiete der römischen Metall-Urkunden, und zwar insbesondere der über die ehrenvolle Entlassung (honesta missio) römischer Soldaten ausgefertigten, eine überraschend namhafte Bereicherung zuzuführen.

Als Platzmann im Jahre 1818 auf Anrathen und unter der Leitung Haubold's die römischen Missionstafeln zum Gegenstande einer akademischen Dissertation machte [1]), waren ihm nur die bereits 23 Jahre früher von dem verdienstvollen Geschichts- und Alterthumsforscher Marini [2]) mitgetheilten und trefflich erläuterten sechzehn Denkmale dieser Gattung bekannt, welche im J. 1822 in Spangenberg's Juris Romani tabulae negotiorum solemnium wiederholt zum Abdrucke gelangten, ohne daß hiebey die gleichzeitig mit der Platzmann'schen Schrift im Druck erschienene Abhandlung des Barons Vernazza benützt wurde, welcher die Marini'sche Zählung durch eine unedirte Missionstafel des Kaisers Hadrian und durch den Nachweis von vier bereits anderwärts gedruckt gewesenen vermehrt hatte [3]). Vernazza's Sammlung wurde im Jahre 1829, als die Platzmann'sche Dissertation im zweyten Bande von Haubold's opuscula academica in einer berichtigten und vermehrten Auflage erschien, durch drey von Lysons bekannt gemachte Missionstafeln (Nr. IX. X. XXIV.) vervollständigt. Der dadurch gewonnenen Gesammtzahl von 24 Denkmalen wußte Maß-

1) Juris Romani testimoniis de militum honesta missione quae in tabulis aeneis supersunt illustrati specimen scripsit et praeside D. Chr. Gottl. Haubold die XXII m. Decembr. a. C. 1818 ad disputandum proposuit Theod. Alexander Platzmann. Lips. typ. C. Ph. Melzeri. 4.

2) Gli atti e monumenti de' fratelli Arvali scolpiti già in tavole di marmo ed ora raccolti, dicifferati e comentati. P. II. p. 432 — 489.

3) Memorie della reale accademia delle scienze di Torino. T. XXIII. Tor. 1818. Memorie della classe delle scienze morali, storiche e filologiche p. 83 — 159.

mann im Jahre 1840 [4]) die Notiz von vier neuen beyzufügen, welche Hr. Arneth schon damals für die Herausgabe des vorliegenden Werkes vorbereitet hatte. Durch das wirkliche Erscheinen des Arneth'schen Werkes nun wird die bisherige Gesammtzahl durch die vollständige Mittheilung von sechs bisher unedirten, so wie durch den Nachweis und resp. wiederholten Abdruck von acht andern den früheren Sammlern unbekannt gebliebenen Missionstafeln mit einemmal bis zu zwey und vierzig erhöht. Daß übrigens auch diese Zahl noch nicht erschöpfend ist, indem die Arneth'sche Zählung durch drey außer jenen 42 bereits durch den Druck bekannt gemachten Exemplaren ergänzt werden kann, wird sich im Verfolge der gegenwärtigen Anzeige herausstellen.

Der Hr. Verfasser, Director des Münz- und Antikenkabinets und der Ambrasersammlung in Wien, zugleich Professor der Münz- und Alterthumskunde an der dortigen Universität, beginnt die vorliegende (dem Könige von Dänemark dedicirte) Schrift, anstatt einer Vorrede mit einer geschichtlichen Würdigung der römischen tabulae honestae missionis, dieselben mit Recht den sprechendsten Zeugnissen über das Heereswesen und über die Kriegs- und Eroberungszüge der Römer beyzählend.

Hr. Arneth wählte zur Bezeichnung dieser urkundlichen Denkmale nach dem Vorgange italienischer Paläographen den Ausdruck Militärdiplome, weil seines Erachtens „die gewöhnliche Benennung: tabulae honestae missionis durchaus unrichtig ist, da ja die honesta missio schon geschehen war, ehe diese Diplome ertheilt wurden." (S. 31. Note 1.) Daß die erwähnte gemeinhin übliche Benennung unrichtig sey, kann Ref. nicht einsehen. Die fraglichen Denkmale sind Bronze-Platten, Tafeln, also: tabulae, und in so ferne sie lediglich die mit der Verleihung des jus civitatis et connubii begleitete ehrenvolle Verabschiedung (honesta missio) römischer Soldaten betreffen: tabulae honestae missionis. Man muß nur dieser allgemeinen, den fraglichen Denkmalen nach ihrem factischen Bestande und allgemeinen Inhalte unstreitbar gebührenden Benennung keinen unrichtigen Sinn unterschieben, als wollte man sie nämlich mit jenen ehernen Tafeln verwechseln, welche die durch die römischen Imperatoren den Veteranen mehrerer Truppenabtheilungen zugleich und gemeinsam ertheilte honesta missio, d. h. den vollständigen Wortlaut des deßfallsigen kaiserlichen Edictes enthielten, und in Rom zur öffentlichen Einsicht ausgestellt waren. Beyden Gattungen von Denkmalen gebührt die erwähnte Benennung mit gleichem Rechte, nur den letzteren im engeren, ersteren hingegen im weiteren Sinne; diese sind eben, wie sie sich selbst bezeichnen [5]), beglaubigte Auszüge oder richtiger, Partialausfertigungen des cumulativen Inhaltes einer Decrets-Urschrift nach der öffentlichen Ausfertigung dieser letztern; die Bezeichnung des allgemeinen Betreffes des Inhaltes muß aber auch jenen eingeräumt werden.

(Fortsetzung folgt.)

4) Libellus aurarius sive tabulae ceratae et antiquissimae et unicae Romanae etc. p. 22 n. 8.

5) Durch die ständige Fertigungsformel: „Descriptum et recognitum ex tabula aenea quae fixa est etc. Vgl. Haub. op. II. 817. §. 4.

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus etc.

(Schluß.)

Gleich in dem ersten Titel, wo von dem Todschlage die Rede ist, wird bestimmt, daß das eigentliche Wehrgeld des erschlagenen Litus an dessen Herrn abgegeben werden soll, nur ein Viertel davon kommt an die Verwandten des Getödteten. Während eine Frau edeln Standes oder von freyer Geburt, die sich mit einem Manne vergessen hat, ihr Wehrgeld zur Strafe an den König zahlen muß, so zahlt es eine Litin in gleichem Falle an

ihren Herrn (Tit. IX. §. 1. §. 2). Eine freye Frau, die, ohne es zu wissen, sich mit einem Liten verheirathet, konnte ihre Freyheit nur dadurch retten, daß sie von dem Zeitpunkte an, wo sie über den Stand ihres Mannes unterrichtet war, keine eheliche Gemeinschaft mit ihm pflog. Freye Leute konnten freywillig oder durch die Noth gezwungen Liten werden; läugneten sie diese Stellung einem, der sich zu ihnen als Herr gerirte, ab, so konnten sie mit einer bestimmten Anzahl von Eidhelfern sich (a servitute) liberiren, umgekehrt mußte der Herr schwören, wenn Jemand, der sein Lite gewesen war, behauptete, sich mit eignem Gelde losgekauft zu haben oder von ihm freygelassen worden zu seyn. Dieser forderte den Herrn dazu auf mit den Worten: me tibi sacramento tuo ad servitutem acquire; der dann von ihm sagte: non te redemisti, nec te libertate donavi. Hier stehen servitus und libertas auf eine gewiß sehr entscheidende Weise einander gegenüber. Was nun die Stellung der Liten bey den Franken anbetrifft, so giebt dafür zunächst ein Capitulare Karls des Großen für Italien (bey Georgisch p. 1155) den Fingerzeig, indem es bestimmt, daß hier die Aldiones in ihrem Dienstverhältnisse eben so beurtheilt werden sollen, wie die fiscalini oder liti bey den Franken (Aldiones ea lege vivant in Italia in servitute dominorum suorum, qua fiscalini vel liti vivunt in Francia). Eben so erklärt eine Glosse zur Lex Salica (Pardessus Note 164 p. 360) litus durch fiscalinus oder sanctuarius, d. h. Hörige des Königs oder einer Kirche. Wenn nun ohnehin nicht daran gedacht werden kann, den fiscalinus für etwas Anderes als für einen Unfreyen zu halten (vergl. meine deutsche Gesch. Bd. 2. S. 527. — Bluntschli, Zürcherische St. u. R. Gesch. Bd. 1. S. 49), so möchte der in dem angeführten Capitulare gebrauchte Ausdruck servitus, so wie die sonst bekannte Stellung der aldiones bey den Langobarden und bey den Bayern (s. Grimm, D. R. A. S. 309) den Ausschlag geben. Uebrigens ist in Betreff der longobardischen Aldiones der Umstand merkwürdig, daß aldia in einer Glosse erklart wird durch: de matre libera nata; Warnkönig (krit. Jahrb. 1843. S. 994) bringt aus dem Polyptichon Irminonis die Erklarung, daß litus der von einem servus mit einer ingenua erzeugte Sohn sey. — Wenn wir nun aber speciell auf die Lex Salica eingehen, so werden Tit. XXVIII litus und servus in Betreff der Freylassung einander völlig gleichgestellt, nur daß, wenn Jemand einen fremden Liten (alienus litus — alienus servus) ohne Wissen seines Herrn vor dem Könige per denarium frey gelassen hat, er dem Herrn das Wehrgeld dieses Liten mit 100 Schillinge bezahlen muß, den Servus hingegen mit 35 Sol. ersetzt. Eben so geht es dem Litus, wie dem Servus, wenn ihm auch die Möglichkeit des sich Loskaufens gegeben ist, ans Leben (de vita componat, L. Sal. em. Tit. 14 c. 7), wenn er eine freye Frau nothzüchtigt. Die Lex Sal. unterscheidet bey diesen Verbrechen nach dem Stande des Thäters und erklärt dann nach der Lesart alter Handschriften die freye Frau, welche irgend einem von jenen früher Genannten (aliquemcunque de illis. Cod. Mon.) ohne Noth selbst gefolgt ist, der Freyheit für verlustig; der bey Pardessus abgedruckte älteste Codex (N. 4404) hat aber (Tit. XXXIX) die Lesart: Si vero ingenuam puellam de illis suam voluntatem servum secuta fuerit; mit diesem servus kann aber nur der im vorhergehenden § genannte litus oder puer regis gemeint seyn. In allen ihren Texten bestimmt die Lex Sal. genau, daß für die Beraubung eines litus 35 Sol. bezahlt werden sollen, aber nur einige Codices lassen hierauf einen § folgen, der sehr merkwürdig ist und wiederum den Litus mit dem Servus gleich stellt: Si servus alienus aut laetus hominem ingenuum occiderit, ipse homicida pro medietate compositionis illius hominis occisi parentibus tradatur; et dominus servi (also auch den litus mit eingeschlossen) aliam medietatem compositionis se noverit solviturum; ja strenge genommen paßt dieß noch mehr auf den litus als den eigentlichen servus, da eines Freyen Wehrgeld 200, das eines Liten 100 Sol. betrug. (Der 3te Text bey Pardessus. p. 93 und die Lex em. p. 300 haben nur den servus allein, der Cod. Guelph. p. 174 und Cod. Mon. p. 205 wiederum den letus neben dem servus). — Pardessus (p. 479. et suiv.) sind begreiflicher Weise diese Stellen nicht entgangen, nur, wo wir durch

Vergleichung der Handschriften den servus besonders hervorgehoben haben, hat er sie nicht in dieser Weise berücksichtigt. Die Argumente indessen, womit er trotz dieser Stellen die Freyheit des Litus zu retten sucht, sind nicht entscheidend. Er legt in dieser Beziehung ein ganz besonderes Gewicht auf eine Sirmondische Formel (Nr. 44), nach welcher ein in große Noth gerathener Freyer, der nichts mehr hatte, um sich nähren und kleiden (pascere et vestire) zu können, sich gegen victus und vestimentum einem Herrn ergiebt, dem er nunmehr ingenuili ordine dienen will. Dem lasse sich zunächst die bekannte Stelle aus dem Leben des heil. Lebuin (Pertz, Mon. Germ. II. p. 361) von der Volkseintheilung der Sachsen in nobiles, ingenuiles und serviles (lassi) gegenüberstellen. Diesen serviles, den sächsischen Lassen oder Liten, fehlte es nicht an politischen Rechten (s. Eichhorn a. a. O. S. 70), sie waren aber dennoch nicht frey; so wurde auch jener, der sich einem Herrn ergab und demselben ingenuili ordine dienen wollte, unfrey, leistete ihm aber Waffendienste nach Art der Freyen, ohne sich damit den Stand der Freyheit selbst zu bewahren. Insbesondere ist aber die Freylassung ein Zeichen der Unfreyheit, denn obschon ein Verhältniß vorkommt, wo Freye einen Herrn über sich haben, nämlich das Lehensverhältniß, so braucht doch niemals der Vasall frey gelassen zu werden. Die Nothwendigkeit der Freylassung aber, um einen Liten frey zu machen, ist nicht hinweg zu interpretiren und es steht dieser daher dem Servus in dieser Beziehung völlig gleich. Eben so paßt Pardessus' Erklärung (p. 480) des Umstandes, daß, wenn ein Litus beraubt worden, dem Herrn die Composition bezahlt werden müsse, nicht zu seinem Zwecke; er sagt nämlich: die Sachen hätten ja dem Herrn gehört; dasselbe gilt aber auch von den Sachen, deren man einen Servus beraubt. Daß nun aber ein Litus wegen einer übernommenen Obligation vor Gericht gestellt und zur Bezahlung mit seiner Habe angehalten werden kann (Lex. Sal. em. 52), muß nach der Stellung, wie sie ihm die Lex Sal. im Uebrigen anweist, ebenfalls mit Beziehung auf seinen Herrn verstanden werden; entweder unterschied man bey dem Vermögen des Litus, wie bey den späteren leibeigenen Colonen, zwey Bestandtheile (res liti und res domini) oder der Herr hatte überhaupt den Liten vor Gericht zu vertreten (vergl. Pard. p. 505). Daß (Cap. extrav. 7. Pard. p. 331) die Bestimmungen in Betreff der zweyten Ehe auf die Frauen vom Litenstande angewendet werden, ist gar nichts besonders Auffallendes und daß der Lite mit Eidhelfern vor Gericht auftreten kann, steht, wegen des historischen Zusammenhanges der Kampfes- und Eideshülfe (s. meine deutsche Geschichte Bd. 1. S. 246 u. ff.) mit seinem Waffenrechte in Verbindung. Daß dieser nach der Lex Salica erhebliche Vorzüge vor dem Servus hatte und kein eigentlicher Sklave war, wollen wir gern zugeben und eben diese Betrachtung hat auch wohl Eichhorn (a. a. O. S. 297) zu der Bemerkung veranlaßt: „ursprünglich scheinen sie den Freyen näher gestanden zu haben, als in der spätern Zeit, wo die entwickelten Hofrechte sie mit unter sich begriffen," im Uebrigen aber ist der erwähnte Gelehrte entschieden dafür, sie für Unfreye zu halten. Für Pardessus' Meinung, der übrigens p. 500 und p. 504 selbst eingesteht, daß der Zustand der Liten eine domesticité voisine de l'esclavage gewesen sey, spricht sich auch Richthofen, altfr. Wörterb. s. v. let aus, der den Liten für einen unvollkommenen Freyen hält; auch wollen wir die Aeußerung der Glosse zum Sachsenspiegel (B. 3. Art. 45. §. 7) nicht vorenthalten, wo es von den Laten heißt: dur dat se nich vol fri en sin. —

Wir werden in einem zweyten Artikel den Inhalt der noch übrigen zehn Dissertationen betrachten.

G. Phillips.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Zwölf römische Militär-Diplome etc.

(Fortsetzung.)

Was nun aber den von Hrn. Arneth gewählten Ausdruck „Militär-Diplome“ anbelangt, so bezeichnet er zwar seinen Gegenstand nicht genau; er ist zu weit, da ja in Bezug auf das römische Heerwesen ohne Zweifel nicht bloß obige den Verabschiedeten ertheilten diplomata civitatis et connubii ausgestellt wurden; er gewährt ferner in Folge des Sinnes, in welchem das Wort Diplom für papierne und pergamentne Urkunden bey uns Deutschen sich eingebürgert hat, einen schiefen Nebenbegriff; allein es hat derselbe sowohl die etymologische Begründung als auch die Autorität römischer Classiker für sich, und fließt überdieß geschmeidiger aus Mund und Feder, als die Verdeutschungen der allerdings nicht ganz erschöpfenden lateinischen Benennung: tabula hon. miss., so daß man wohl keinen Anstand nehmen darf, sich denselben anzueignen, und je nach Gutdünken beyde Bezeichnungen neben einander zu gebrauchen.

Nach der den § 1 bildenden Würdigung der „Militär-Diplome im Allgemeinen“ folgt (§ 2 und 3) „die Reihenfolge der Kaiser, von denen bisher Militär-Diplome aufgefunden wurden,“ d. h. die chronologische Aufzählung der Hrn. A. bey Herausausgabe dieser Schrift bekannt gewesenen 42 Diplome [6]). Hieran reihen sich (§ 4 — 17) theils chronologische, theils alphabetische Uebersichten der durch diese 42 Diplome beurkundeten römischen Legionen, Flotten, Alae, Cohorten, Vexillationen und ihrer Präfecte; der Länder, in welchen die Truppen-Abtheilungen standen, denen die honesta missio ertheilt; der Consulen, unter welchen diese erlassen wurde; der Diplom-Empfänger, der Völker und Ortschaften, aus denen diese abstammten; der Befestigungsorte, an welchen die Tafeln des kaiserlichen Missionsedictes in Rom ausgestellt worden, und endlich der Zeugen, deren Namen auf den einzelnen Diplomen enthalten sind. Nach Voraussendung dieser für eine bequeme Ueberschauung und vergleichende Erforschung der in Frage stehenden Denkmale höchst brauchbaren und dankenswerthen Behelfe geht Hr. A. (§ 18) auf die „Beschreibung der hier mitgetheilten Diplome“ über. Von jedem Diplome wird zuerst unter Verweisung auf das betreffende Facsimile ein getreuer Abdruck der Inschrift in Kapitaltypen, sodann Hrn. Arneth's Interpretation derselben mit Auflösung der Siglen und Abbreviaturen in Currentschrift gegeben, worauf endlich treffliche historische und archäologische Erläuterungen des Inhalts folgen. Die auf solche Weise mitgetheilten Diplome sind nachstehende zwölf:

No. I. (Facsimile Tab. I. II.) Diplom Nero's, (die obere Hälfte einer bisher unedirten im Besitze des Hrn. Ennökl zu Wien befindlichen tab. hon. miss.) vom Jahre 60 n. Chr. (tribunitiae potestatis VII, imp. VIII, Cneio Pedanio Salinatore, Lucio Vellejo Paterculo consulibus, ante diem sextum Nonas Julias.) Das kaiser-

6) Wir werden am Schluße obige chronologische Aufzählung in ergänzter Gestalt mittheilen.

liche Edict selbst, von welchem die vorliegende Tafel eine Partial-Ausfertigung ist, lautete auf sieben unter dem Legaten Illyriens Lucius Salvidienus Salvianus Rufus stehende Cohorten, ausgestellt dem Reiter der Cohors II Hispanorum „Jantumaro, Andedunis filio, Varciano." Die Namen der Consulen, des illyrischen Legaten und des Befestigungsortes des kaiserlichen Edictes: „in Capitolio ad latus sinistrum aedis thensarum extrinsecus" waren anderwärts noch nicht beurkundet; Almeloveen [7]) hat zum Jahr 60 n. Chr. „Nero Claudius Caesar IV und Cossus Cornelius Lentulus als Consules suffecti.

No. II. (Facsimile Tab. III — VI.) Diplom Vespasian's, ein vollständig erhaltenes Diptychon, aufgefunden 1832 in Ungarn, zu Sikátor im Veszprimer Comitate. Die kaiserliche Verleihung ist zufolge der in der Inschrift enthaltenen Daten (trib. pot. V. imp. XIII, cons. V. „Q. Petilio Ceriale Caesio Rufo II, Tit. Clodio Eprio Marcello II. consulibus") vom Jahre 74 n. Chr. und lautet auf sechs Alen und zwölf Cohorten (unter letzteren die Cohors IV Vindelicorum und VII Raetorum), welche in Deutschland (in Germania sub Cneo Pinario Cornelio Clemente) standen. Dieses interessante Denkmal war bereits zweymal edirt: Cavedoni, notizia e dichiarazione di un diploma militare dell' Imperatore Vespasiano. Modena 1832 und Horvat (Stephan) Tudományos Gyüjtemeny. Pesten 1833. p. 41 — 64, und ist hier in der richtigen Voraussetzung, daß diese beyden Werke nur wenigen deutschen Lesern bekannt werden dürften, in wiederholtem Abdrucke gegeben.

No. III. Diplom des Kaisers Titus vom Jahre 80 n. Chr., ausgefertiget „Sojoni, Muscelli filio, Besso," im J. 1838 in Kloster Neuburg bey Wien, in mehr als 20 Bruchstücke zerschmettert, ausgegraben, hier aus dem Aufsatze Mar. Fischer's: „Das Stift Klosterneuburg erbaut auf den Ruinen des römischen Municipiums Cetium" (Wiener Jahrbücher Bd. 86. Anz. Bl. S. 56 — 72) abgedruckt und mit einem Facsimile (Tab. VII — X.) begleitet.

No. IV. (Tab. XI — XIV.) Diplom Domitian's vom Jahre 85, bisher unedirt, gefunden 1840 in Ungarn, im Somogyer-Comitate und von dem Grafen Festetics dem ungarischen Nationalmuseum zu Pesth geschenkt, nach einem von dem Erzherzoge Joseph dem Herausgeber zum literarischen Gebrauche mitgetheilten Facsimile hier abgedruckt. Der wesentliche Inhalt dieses Denkmals lautet so: Imp. Domitianus etc. iis qui militaverunt in alis sex et cohortibus decem et quinque, quae appellantur - - (unter letzteren die cohors I Montanorum, Noricorum, Alpinorum und coh. VIII Raetorum) et sunt in Pannonia sub Lucio Funisviano Vettoniano . . . . Nonis Septembribus, Decio Aburio Basso, Q. Julio Balbo consulibus, cohortis I Lusitanorum cui praeest Cajus Cisso C. F. STEllatina tribu, Honoratus, ex pedite Frontoni, Sceni filio, Jaso.

No. V. (Tab. XV — XVIII.) Diplom Trajan's, vom 13. May 106, aus der Sammlung des ungarischen Numismatikers Veszerle stammend, jetzt im ungarischen Nationalmuseum befindlich, hier zum erstenmal herausgegeben, des Inhalts: Imp... Nerva Trajanus . . . trib. pot. IX. imp. IV. cons. V. . . equitibus et peditibus quae appellantur — — etc. et sunt in Moesia inferiore sub Aulo Caecilio Faustino. A. D. III Idus Maias, Cajo Julio Basso, Cneio Afranio Dextro consulibus. Cohortis III Gallorum, cui praefuit P. Valerius Sabinus . . . pediti Ambireno Juvenci f. Raurico etc. Hr. Arneth zieht aus dieser Inschrift, unter Hinweisung auf einen von dem Grafen Bartolomeo Borghesi über dieses Denkmal geschriebenen Brief sehr interessante Schlußfolgerungen für die römische Geschichte und Chronologie, namentlich hinsichtlich des dacischen Krieges, indem nämlich dadurch gegen die bereits durch Fabretti und Eckhel berichtigte Annahme die Dauer des ersten dacischen Krieges um ein Jahr verlängert und die Zeit des von Trajan abgehaltenen Triumphes auf den 1. Januar 104 mit Wahrscheinlichkeit verlegt wird.

7) Fastorum Romanorum consularium libri duo. Amst. 1740. 8. v. 121.

No. VI. Diplom Trajan's vom 17. Febr. 110 nach einer im handschriftlichen Nachlaß des berühmten Numismatikers Eckhel befindlichen Abschrift, deren Original bisher noch nicht ausgemittelt ist, hier zum erstenmal gedruckt, auszüglich so lautend: Imp. Trajanus etc. trib. pot. XIV. imp. VI. cons. V. equitibus et peditibus qui militaverunt in alis duabus et cohortibus decem, quae appellantur etc. (unter den Cohorten die VIII Raetorum C. R.) et sunt in Dacia sub Dec. Terentio Scauriano, - - ante diem XIII Kal. Mart. Ser. Scipione Salvidieno Orfito, M. Peducaeo Priscino consulibus, alae I Aug. Ituraeorum cui praeest C. Vettius Priscus, ex gregale T. Haemo Horatii (filio) Ituraeo et filio eius (sic) et Marco filio eius et Antonio filio eius etc.

No. VII. (Facsimile Tab. XIX. XX.) Diplom des Kaisers Hadrian vom 22. März 129, gefunden in der Walachei, hier nach einer von einem Bruder des Fürsten Ghika dem Herausgeber mitgetheilten Lithographie abgedruckt. - - - Hadrianus - - equitibus et peditibus qui militaverunt in ala et vexillatione equitum Illyricorum et cohortibus quatuor quae - - - sunt in Dacia inferiore sub Plautio Caesiano. Ante diem XI Kal. Apriles P. Juventio Celso II, Q. Julio Balbo consulibus - - ausgefertiget für den Gemeinen der vexillatio equitum Illyricorum: Eupator Eumenes aus Sebastopolis und für 4 Söhne und eine Tochter von ihm.

No. VIII. Diplom des Kaisers Antoninus Pius vom Jahre 145; nur das Bruchstück der obern Platte, gefunden 1778 im Dorfe Tarjan in der Nähe von Gran, jetzt im Antikenkabinet zu Wien. Die äußere Seite desselben, den vollständigen Eingang des kais. Edicts enthaltend, ist bereits bey Katancsich, Schönwiesner, Vernazza und Platzmann (Haub. op.) edirt; Hr. Arneth liefert hier die beyden Seiten des Fragments facsimilisirt (Tab. XXI.), wovon jedoch die bisher unedirt gebliebene innere Seite, bloß die obere Hälfte des Eingangs der Urkunde in größerer Schrift enthaltend, nichts Neues bietet.

No. IX. Diplom desselben Kaisers, wahrscheinlich gleichfalls v. J. 145, das Bruchstück der untern Hälfte einer ebenfalls im Münz- und Antikenkabinete zu Wien befindlichen Missionstafel, welche 1828 zu Peregova in Ungarn gefunden, bereits von Gazzera und Borghese herausgegeben und commentirt wurde, hier aber unter Berichtigung einiger Lesarten facsimilirt erscheint. (Tab. XXII.)

No. X. Diplom desselben Kaisers v. Jahre 155 (154?), zuerst von Eckhel, dann von Schönwiesner ꝛc. herausgegeben und hier als Facsimile wiederholt. (Tab. XXIII — XXIV.)

No. XI. XII. (Tab. XXV.) Die Bruchstücke zweyer Diplome des nämlichen Kaisers, beyde mit der Angabe des in den bisherigen Verzeichnissen der fasti fehlenden Consulats: Q. Pomponius Musa und L. Cassius Juvenalis, wovon das eine, No. XI, zu Also Szent Ivany in der Nähe von Ofen ausgeackert, das andere, No. XII, im Jahre 1830 zu Adony in Ungarn gefunden wurde, beyde in der Sammlung des Hrn. Nik. Jankowich Jescenicze und Wadas zu Pesth befindlich, und jetzt zum erstenmal herausgegeben und facsimilirt. Es ist interessant, daß diese zwey Diplome nicht nur dasselbe Consulat, sondern auch denselben Legaten Pannoniens (Cajus Minnius Apellianus) mit einander gemein haben, ja, daß die Soldaten, welche die Empfänger der vorliegenden Diplome waren, sogar bey einer und derselben Truppen-Abtheilung, der Cohors I Alpinorum unter dem Präfecten Titius Molesius (Milesius?) gedient zu haben scheinen. Das erstere, vollständiger erhaltene Diplom (No. XI.) war dem Reiter der genannten Cohorte, Ulpio, Spumari filio, Biausconi Eravisco ertheilt; diese letztere Heimathsbezeichnung (Biausc. Erav.) giebt Hrn. Arneth Gelegenheit, über die in dem Dorfe Bia, zwey Meilen von Ofen aufgefundenen und von Eckhel beschriebenen „numi barbari inscripti RAVIS aut similiter“ sehr interessante Vermuthungen beyzufügen, indem er in Ravis die Raab, und in den Ravsci (Ravisci) die Uferbewohner der Raab, die Eravisker des Plinius und Aravisker des Tacitus und Ptolemäus erkennt, und die fraglichen

Münzen als eine Nachahmung der römischen Familienmünzen scharfsinnig erläutert.

Was nun diejenigen drey Soldatendiplome betrifft, welche, wie oben vorläufig bemerkt worden, die Arneth'sche Zählung der bis jetzt bekannten Exemplare ergänzen, resp. deren Anzahl von 42 auf 45 höhern, so sind dieses folgende:

1) das im November 1842 zu Geiselbrechting im Landgerichtsbezirke Traunstein ausgegrabene, von dem Ref. in der Zeitschrift des hiesigen historischen Vereins [8]) bekannt gemachte Diplom des Kaisers Nero vom Jahre 64 n. Chr.

2) Das Fragment eines in Sardinien aufgefundenen Diploms von Domitian, welches erst unlängst Prof. Hänel in Leipzig [9]) bekannt gemacht hat.

3) Das Fragment einer bey Pappenheim aufgefundenen tabula hon. miss. im k. Antiquarium dahier; zuerst bekannt gemacht durch Hofr. Thiersch im Jahresberichte der k. b. Akademie der Wissenschaften v. J. 1829 S. 28, dann aus Stark's resp. Redenbacher's handschriftlichem Nachlaß erläutert in Prof. v. Hefner's Röm. Bayern. München 1842. S. 78. Nr. 65. Hrn. Arneth ist zwar erstere Notiz über dieses Fragment nicht unbekannt geblieben, er zog jedoch die wirkliche Existenz desselben in Zweifel, und übergieng es in seinem oben erwähnten Verzeichnisse, indem er sich nämlich hinsichtlich dieses Denkmals und zugleich in Beziehung auf die gleichfalls im k. Antiquarium dahier befindliche tabula hon. miss. der beyden Philippe v. J. 248 S. 75 Note 1) folgendermassen äußert:

„Ob sämmtliche 42 oben benannte Diplome wirklich von den Römern herrühren, hängt natürlich von deren Aechtheit ab. Gegen das in München befindliche Diplom lassen sich wirklich einige Zweifel erheben, wegen seiner ganz ungewöhnlichen Abfassung, wegen des Inhalts der Rückseite, auf der acht Namen vorkommen. Sollten diese Namen die Zeugen seyn, so sind es immer auf den nicht zu bezweifelnden Diplomen sieben, deren Namen im Genitiv, hier einige im Dativ oder Ablativ. Sind diese Namen ächt, so muß es wahrscheinlich statt Alabandio — Alabandico heißen, von Alabanda, einer Stadt in Carien. Es ist überhaupt der Bestand dieses archäologischen Vorraths im Jahresberichte der k. b. Akad. d. W. J. 1827 — 1829 S. 24 — 48 mir nicht ganz deutlich, da S. 25 es heißt: „Ueber eine tabula honestae missionis und die Bruchstücke von zwey andern." S. 28. „Bruchstück einer andern solchen Tafel." — — Es hängt daher wohl noch von einer wiederholten Untersuchung ab, ob das obige Diplom des K. Philipp wirklich ächt, so auch ob die noch erwähnten Bruchstücke einem oder zwey Diplomen angehören, und ob diese nicht unächt, daher sich die Zahlenangabe entweder um eins erhöhet oder vermindert."

(Fortsetzung folgt.)

8) Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. Bd. IV. Heft 3. S. 433 — 439. Die Inschrift obigen Denkmals erlebte bereits die vierte Ausgabe, indem zwey unserer namhaftesten Rechtslehrer, Hänel in Leipzig und Böcking in Bonn den in 50 Exemplaren erschienenen an einigen Stellen berichtigten Extra-Abdruck der fraglichen Nachricht einer öffentlichen Anzeige würdigten, ersterer im Augustheste der kritischen Jahrbücher für deutsche Rechtswissenschaft, 1843 S. 761; letzterer in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Bonn, 1843. Heft III. S. 162 ff., und hieben die Inschrift vollständig mittheilten.

9) Gleichzeitig mit der in vorstehender Note bemerkten Anzeige in den kritischen Jahrbüchern für deutsche Rechtswissenschaft nach einer Mittheilung v. Besme's in Turin.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Zwölf römische Militär-Diplome etc.

(Fortsetzung.)

Den hier angeregten Zweifeln über die Aechtheit der Tafel des K. Philippus scheint Hr. A. selbst kein Gewicht beylegen zu wollen, da er eben dieses Denkmal S. 8 Nr. 38 der Gesammtreihe mit den Worten aufführt: „Philippus. Gefunden zu Modena 1724, (ursprünglich in der Ficoroni'schen Sammlung) herausgegeben von Maffei. Mus. Ver., p. 325, zu München befindlich, dessen Aechtheit gegen Thiersch, wahrscheinlich mit Unrecht, angefochten von Stark. Paläograph. Abhandlung. Augsburg 1832."

Die Frage, „ob die erwähnten Bruchstücke einem oder zwey Diplomen angehören," ist dahin zu beantworten, daß dieselben zwey verschiedenen Missionsurkunden angehören, obschon das k. Antiquarium, die Philipp'sche Urkunde mit eingerechnet, nur zwey derartige Inschrift-Tafeln besitzt.

Zur Beseitigung der über zwey so interessante Stücke unsers k. Alterthumsschatzes scheinbar obwaltenden Widersprüche und Unbestimmtheiten dürfte es nicht überflüßig seyn, auf eine von Hrn. Arneth provocirte nähere Untersuchung und ausführlichere Erörterung der fraglichen Denkmale einzugehen.

Was zunächst die Gründe betrifft, welche der selige Stark, leider nicht sine ira, gegen die Aechtheit der Philippischen Inschrift vorgebracht hat, so wurde die Unstatthaftigkeit dieser Gründe von einem ungenannten Recensenten der obenerwähnten Stark'schen Abhandlung in den bayersch. Annalen Jahrg. 1833 Nr. 67 im Allgemeinen bereits dargelegt, und vergeblich suchte Stark die erwähnte Recension in einem eignem Anhange zu den erst nach seinem Tode im Drucke erschienenen „Paläographischen Bemerkungen über einen bey Zierl in Tyrol aufgefundenen zum Andenken des Kaisers Decius und seiner beiden Söhne errichteten Meilensteines." Landshut 1840, 4. S. 55 ff. zu bekämpfen. Stark war nämlich hinsichtlich der beyden Arten der tabulae honestae missionis, der generellen und der partiellen, und namentlich hinsichtlich der Abfassungsform dieser letzteren in einem unbegreiflichen Irrthum befangen, und in diesem Irrthum und in der Verwechslung der ersteren immer auf die Veteranen mehrerer Heeresabtheilungen zugleich lautenden mit den für die einzelnen Verabschiedeten speciell ausgestellten Missionstafeln (Diplomen) wurzelte zunächst seine Verdächtigung der fraglichen Philippischen Inschrift. Die für einzelne Verabschiedete ausgefertigten Missionstafeln bestanden aber — nach dem klar vor Augen liegenden Inhalt der zahlreich auf uns gekommenen Exemplare — 1) in einer wortgetreuen Abschrift des allgemeinen Missionsedictes von der Inscription bis zum Datum, letzteres miteingeschlossen; nur die Namen der sämmtlichen durch das Edict beabschiedeten Soldaten, welche gleichsam als Anhang zu diesem unterhalb desselben in mehreren nebeneinander geschriebenen Reihen vorgetragen waren, (nomina subscripta,) blieben begreiflicher Weise weg; 2) aus den zum Behufe der auf einen einzelnen Verabschiedeten speciell lautenden Ausfertigung

nöthigen, d. h. seine Person allein betreffenden auszüglichen Bestandtheilen. Diese zweyte auszügliche Hälfte der speciellen Entlassungs-inschrift lautet auf dem fraglichen Denkmale des k. Antiquariums so:

COHortis VIII PRaetoriae PHILIPPIANae Piae Vindicis
Marco . BRAETIO . Marci Filio IVSTINO
SABATINa (tribu) MANTVAno
DESCRIPTum ET RECOGNITum EX TABVLA AENea QVaE FIXa
EST ROMae IMMVRo POSTtEMPLVM DIVI AVGusti AD
MINERVAM

Da nun die erste Zeile (die 17 der ganzen Inschrift) COH — P. V. weder mit dem vorausgehenden noch mit dem nachfolgenden Theile der Inschrift in grammatikalischem Zusammenhang steht, so erklärte Stark diese Stelle für unterschoben und als ein Kriterium der Unächtheit der ganzen Inschrift. Die Grundlosigkeit dieser Behauptung ergiebt sich aus der so eben angegebenen Beschaffenheit der Denkmale dieser Kategorie von selbst, da ja der Tenor des kaiserlichen Edicts mit dem Datum geschlossen war, und weder mit dem weiter folgenden speciellen Inhalte der Tafel, noch letzterer unter sich in einer förmlichen Satzverbindung zu stehen brauchte.

Ein zweytes Kriterium der Unächtheit glaubte Stark darin zu finden, daß es im Eingange der kaiserlichen Entlassungsurkunde heiße: Nomina militum qui militaverunt in cohortibus praetoriis I — X etc. Weil nun in der vorliegenden Inschrift die Namen der von dem Kaiser Philippus entlassenen Prätorianer nicht stehen, sondern nur der einzige des M. Brätius, so beweise dieß allein schon das Unachte der Philippischen Tafel. An diesen ganz unrichtigen auf Verkennung der Einzel-Missionstafeln beruhenden Schluß reihte Stark die weitere irrthümliche Behauptung, daß die am Schluße dieser Inschriften im Dativ stehenden einzelnen Namen, nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, den verabschiedeten Soldaten sondern den Tabellionen und Notaren angehörten, welche die Urkunde ausfertigten, und daher die Worte M. Braetio etc. mittelst Antiptosis, vermöge welcher statt des Ablativs mit a oder ab der Dativ gesetzt werde, mit der Formel: Descriptum et recognitum in Verbindung zu bringen sey.

Eben so unbegründet sind die übrigen von dem sel. Stark gegen die Aechtheit der fraglichen tabula vorgebrachten Einwürfe. Von größerem Belange möchten aber vielleicht die von Hrn. Arneth „wegen der ganz ungewöhnlichen Abfassungsform und wegen des Inhalts der Rückseite“ dieses Denkmals erhobenen Zweifel seyn. Wir wissen nicht, welche einzelne Punkte Hr. A. hiebey im Auge hat, glauben aber nicht weit zu irren, wenn wir diese Zweifel auf jene Umstände beziehen, welche nach unserm individuellen Ermessen allerdings als Verdacht erregend betrachtet werden könnten.

Schon der äußere Bestand der fraglichen Tafel unterscheidet sich von allen übrigen bisher bekannten Exemplaren in höchst auffallender Weise. Wie nämlich aus den vielen vollständig erhaltenen Exemplaren ersichtlich ist, waren diese Urkunden: diptycha, und bestanden demzufolge aus zwey oblongen Metallplatten von gleicher Größe, welche, wie aus den in ihnen vorhandenen kleinern Löchern zu ersehen, auf einer der beiden längern Seiten und in der Mitte durch Drathfäden oder dgl. verbunden und geschlossen werden konnten. Jede dieser zwey Platten war auf beiden Seiten beschrieben. Die Inschrift von je einer Seite der einen Platte bildet mit der Inschrift auf einer Seite der andern Platte ein Continuum, indem nämlich eine von ihnen ungefähr die obere Hälfte der Missionsurkunde, die andere hingegen die untere Hälfte derselben enthält; diese beiden Seiten charakterisiren sich dadurch zugleich als die inneren des Diptychons, während

die beyden andern Seiten eben so bestimmt als die äußern sich kundgeben, da auf einer von ihnen die von den Zeugen-Namen umgebenen Beglaubigungs- und ursprünglichen Verschluß-Siegel angebracht waren, die andere aber den gesammten auf die beiden innern Seiten vertheilten Inhalt der Urkunde in kleinerer und gedrängterer Schrift wiederholend, von den übrigen drey Seiten sich auch dadurch unterscheidet, daß hier die Schrift auf senkrecht gehaltener, auf den andern drey Seiten hingegen auf wagrecht gehaltener Platte eingegraben ist. Hieraus erhellt, daß, wenn sich von Denkmalen dieser Kategorie nur eine Platte erhalten hat, auf dem Avers die eine oder die andere der oben erwähnten äußern Seiten, auf dem Reverse aber die obere oder die untere Hälfte der innern Inschrift vorkommen müsse. Dieß ist denn auch bey allen bis jetzt aufgefundenen und nur aus einer Platte bestehenden Exemplaren und resp. Bruchstücken solcher der Fall, das fragliche gleichfalls nur aus einer einzigen Platte bestehende Exemplar des k. Antiquariums dahier allein ausgenommen. Während nämlich die Vorderseite dieser Tafel, den vollständigen Inhalt der Philippischen Missionsurkunde bietend, einer der Aussenseiten der übrigen Exemplare entspricht, die Rückseite demnach in wagrechter Richtung der Platte die obere oder untere Hälfte derselben Missionsurkunde in größerer Schrift enthalten sollte, zeigt hingegen die Rückseite dieser Tafel, diese nicht wagrecht, sondern senkrecht gehalten, das Fragment einer Inschrift, welche mit der vorliegenden auf den Prätorianer M. Brätius lautenden Missionsurkunde nicht das Geringste zu schaffen hat, dem Charakter der Schriftzüge zufolge einer viel frühern Zeit angehört, und offenbar aus einer in weit größern Raumverhältnissen ausgeführten Metall-Inschrift herausgeschnitten wurde, also lautend:

C VIPRAEST		
	BASSVS	
S		M
	LAVDIC	
SI	LAVDIC	L
	BESSO	
GINO	ALABAND	
	PANN	L
ONI	PHILADEL	C
O	ALABAND	
	NICOM	C

Ueber die ursprüngliche Bestimmung jener größern Platte, von welcher die vorliegende ein Abschnitz ist, kann kein Zweifel obwalten: sie war eine tabula honestae missionis im engsten Sinne, eine das vollständige kaiserliche Missionsedict selbst enthaltende, zur öffentlichen Affigirung bestimmte „tabula aenea“, und das vorliegende Fragment wurde offenbar aus dem untern Theile des Edicts genommen, wo die „nomina subscripta“ der ehrenvoll Beabschiedeten unter den betreffenden Ueberschriften der speciellen Heeresabtheilungen, welchen die Beabschiedeten angehörten, und je nach der Anzahl dieser letzteren in mehreren senkrecht neben einander geschriebenen Reihen (columnae, paginae) eingegraben waren. In dem vorliegenden Bruchstücke sind demnach die Ueberreste der Namen von acht Verabschiedeten enthalten, nämlich die Heimatsbezeichnungen derselben und zum Theil die Ausgänge ihrer Bey- und Familien-Namen; am Rande der rechten Seite hingegen die Anfangsbuchstaben (Siglen) der Vornamen einer andern Reihe von Verabschiedeten. Aus der Ueberschrift erhellt, daß jene 8 Verabschiedeten der linken Reihe in einer Ala oder Cohorte gedient hatten, deren Präfect den Familien-Namen Bassus führte. Durch die Dativ-Formen der erhaltenen Namen ist an sich schon dargethan, daß dieß nicht etwa die Namen von Zeugen seyn können, da letztere auf allen Exemplaren, von welchen sich die mit den Zeugen-Namen versehene Platte erhalten hat, im Genitiv stehen, unter stillschweigender Bezugnahme

nämlich auf die nebenstehenden Siegel (die beyden Missionstafeln des Kaisers Galba allein ausgenommen, auf welchen die Zeugen-Namen im Nominativ stehen). Die fragliche Philippische Tafel des k. Antiquariums ist durch ihre so eben angegebene Beschaffenheit auf doppelte Weise eigenthümlich, ja einzig in ihrer Art, da bisher weder ein vollständiges Exemplar noch ein Fragment einer tabula honestae missionis in dem bemerkten engsten Sinne aufgefunden worden zu seyn scheint, (wenn nicht etwa das bisher für interpolirt gehaltene Fragment der Missionstafel Trajans v. J. 112, welches Vernazza aus einer Handschrift des Pyrrhus Ligorius bekannt gemacht hat, als der Bestandtheil eines solchen zu betrachten ist, --) so daß das hiesige Bruchstück schon aus diesem Grunde für die römische Alterthumskunde jedenfalls ein höchst schätzenswerthes Denkmal bleibt.

An der Aechtheit dieser älteren die Rückseite der Platte bildenden Inschrift ist gar nicht zu zweifeln; aber die Frage ist, ob die Vorderseite, die Philippische Inschrift, wegen der nachgewiesenen Ermangelung einer formellen Uebereinstimmung mit allen übrigen uns bekannten Exemplaren von Specialmissionstafeln als ein unterschobenes Machwerk erklärt werden müsse oder nicht? Wir glauben diese Frage unbedingt verneinen zu dürfen, indem der Mangel einer äußerlichen Förmlichkeit keineswegs auch schon den Beweis der Unächtheit einer Urkunde mit sich führt; die fragliche Inschrift des k. Antiquariums verhält sich eben zu den übrigen Missionstafeln wie eine partielle einfache auf der leeren Rückseite eines abgewürdigten älteren Documentes vorgetragene Abschrift zu einer vollständigen mit allen Förmlichkeiten ausgestatteten Originalurkunde oder beglaubigten Copie.

Aber auch hinsichtlich der Abfassungsform des Inhalts der fraglichen Philippischen Inschrift findet eine auffallende Eigenthümlichkeit statt. Auf den gewöhnlichen Exemplaren bildet nämlich der wörtlich aus dem kaiserlichen Missionsedicte herübergenommene Eingang der Urkunde einen logisch zusammenhängenden, grammaticalisch verbundenen und regelmäßig geschlossenen Satz. Auf die im Nominativ stehende Inscription (Namen und Titel) des verleihenden Kaisers folgt überall die durch Dative eingeleitete Bezeichnung der Truppen, welchen die ehrenvoll Verabschiedeten angehörten („trierarchis et remigibus, equitibus et peditibus, oder veteranis qui, oder auch bloß iis qui militant oder militaverunt in classe N. N., in legione, alis cohortibus N. N. (mit Angabe der Standorte dieser Truppenabtheilungen, dann mit Anführung der zurückgelegten Dienstesjahre und ausdrücklicher Hervorhebung der ertheilten honesta missio, („qui vicena stipendia aut plura meruerunt et sunt dimissi honesta missione", oder auch in Participialconstruction: --- „stipendiis emeritis dimissis honesta missione) ferner jedesmal mit dem Beysatze: „quorum nomina subscripta sunt"; hierauf folgt die den Entlassenen, ihren Weibern, Kindern und Nachkommen ertheilte Vergünstigung der römischen Civität und resp. des Rechtes der römischen Ehe mit dem in der dritten Person stehenden Perfekt des Zeitworts dare („ipsis, liberis posterisque eorum civitatem dedit et connubium cum uxoribus quas tunc habuissent cum est civitas eis data aut si qui caelibes essent cum iis quas postea duxissent, dumtaxat singuli singulas").

Von dieser im Allgemeinen stereotypen Formel weicht nun die Philippische Inschrift des k. Antiquariums dadurch ab, daß sie dieselbe in vielfach modificirter Fassung giebt, hiebey aber des grammatikalischen Zusammenhangs völlig entbehrt. Der unmittelbar auf die Inscription der beiden Kaiser (Imp. -- P. P.) folgende Inhalt lautet nämlich so:

Nomina militum qui militaverunt in cohortibus praetorianis decem I—X piis vindicibus qui pii et fortiter militia funeti sunt ius tribuimus connubii dumtaxat cum singulis et primis uxoribus ut etiam si peregrini iuris feminas in matrimonio suo iunxerint proinde liberos tollant acsi ex duobus civibus Romanis natos. Ante diem VII Idus Ianuarias.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Zwölf römische Militär-Diplome etc.

(Schluß.)

Es ist hier weder der zurückgelegten Dienstesjahre, noch der honesta missio, noch des römischen Bürgerrechts gedacht; die Zusammenhanglosigkeit tritt aber so schroff hervor, daß man sie auf keine Weise einer römischen Original-Inschrift zutrauen, sondern höchstens durch die Annahme, man habe hier lediglich nur eine aller Förmlichkeit entbehrende Aufzeichnung eines willkürlich behandelten Auszuges vor sich, vor der Verdächtigung ihrer Authenticität schützen zu können meynen sollte. Allein auch dieser Grund der Beanstandung des fraglichen Denkmals verschwindet in Folge des Umstandes, daß es obige von den gewöhnlichen Exemplaren abweichende Abfassungsformel mit drey derselben gemein hat, nämlich mit den Diplomen der Kaiser Marcus Aurelius und Lucius Verus v. J. 161, Septimius Severus und Caracalla v. J. 208, und Gordian's III. v. J. 243. [10]) und in soferne mit diesen eine allen übrigen Missionstafeln gegenüberstehende besondere Klasse der Soldatendiplome bildet. Auf diesen Umstand hat bereits Prof. Gazzera [11]) bey Mittheilung seiner Nachlese zu Vernazza's obenerwähnter Abhandlung aufmerksam gemacht, und die Ansicht ausgesprochen, daß man neben den eigentlichen Missionstafeln noch eine zweyte Gattung von Soldatendiplomen annehmen müsse, Connubial-Diplome nämlich, durch welche sämmtlichen noch im activen Dienste stehenden Soldaten einer oder mehrerer Truppenabtheilungen nicht der ehrenvolle Abschied (hon. missio), sondern nur das Recht der römischen Ehe ertheilt worden sey. Dieser Annahme Gazzera's fehlt aber vor der Hand noch die nöthige Begründung, die Ausdrücke der fraglichen abweichenden Formel: „Nomina militum qui militaverunt" und „qui pie et fortiter militia functi sunt" lassen sich doch nicht wohl anders als auf ausgediente Soldaten beziehen und letzterer zumal sich als Umschreibung der sich von selbst verstehenden honesta missio betrachten. Uns scheint es, der gemeinsame Erklärungsgrund dieser Formel sey vielmehr in dem Umstande zu suchen, daß sowohl die Philippische Inschrift als jene der drey andern nur auf die 10 prätorischen Cohorten (auf jener des M. Aurelius und L. Virus außer diesen auch noch auf fünf cohortes urbanae) lauten; da nun die Soldaten der cohortes praetoriae und urbanae die römische Civität (das Recht eines Bürgers von Rom) schon besaßen, so brauchte die Verleihung desselben in ihrer Entlassungsurkunde nicht vorzu-

10) Dieser letzteren kann man zuverlässig auch das Marinianische Fragment beyzählen; es enthält wenigstens gleichfalls nach der kais. Inscription die Worte: NomINa MILITum QVI MILITAVERunt.

11) Notizia di alcuni nuovi diplomi imperiali di congedo militare im 35. Bande (Jg. 1831) der memorie della r. accad. di Torino p. 230. Blume's Mittheilungen über vorstehende gediegene Abhandlung Gazzera's sind dem Ref. im Augenblicke nicht zur Hand.

kommen. Die fragliche abweichende Verabschiedungsformel scheint demzufolge eigens für die Verabschiedeten der kaiserlichen Leib- und röm. Stadtwache eingeführt gewesen zu seyn. Was aber insbesondere der auf den vorliegenden 4 (5) Exemplaren obwaltende Mangel an grammatikalischem Zusammenhang der Inschrift betrifft, so möchten wir diesen durch die Vermuthung erklären, daß auf den betreffenden kaiserlichen Originaledicten für Entlassung von Prätorianern die Namen der letzteren ausnahmsweise nicht unter dem Edicte, sondern in den Bestand und grammaticalischen Zusammenhang des Edictes selbst, also gleich nach der Inscription der Kaiser eingereiht waren, bey Ausfertigung der Einzel-Diplome aber begreiflicherweise nicht aufgenommen werden konnten, und ihre Stelle daher hier durch das schroffe „nomina militum qui etc." angedeutet wurde.

Zuletzt muß noch des chronologischen Widerspruches gedacht werden, in welchem die Philippische Inschrift des Antiquariums mit der Inschrift der von demselben Kaiserpaare ein Jahr zuvor (247) ertheilten honesta missio steht; in letzterer ist nämlich Philipp dem Sohne das vierte Regierungsjahr (trib. pot. IIII), in ersterer hingegen noch das zweyte Tribunatsjahr beygelegt. Da indessen durch anderweitige Geschichtsquellen das Jahr nicht nachgewiesen ist, in welchem Philipp der Araber seinen Sohn zum Mitregenten aufnahm, ob schon im ersten seines eignen Regierungsantritts (244) oder erst drey Jahre später, muß es dahin gestellt bleiben, welches der erwähnten zwey Denkmale die richtige Angabe enthalte [12]), ohne daß übrigens die Authenticität des einen wie des andern von dem deßfallsigen Ergebnisse abhinge.

In vorstehender Erörterung wurde versucht darzuthun, daß kein Grund vorhanden sey, die Philippische Missionstafel des k. Antiquariums für unächt zu erklären; es waltet aber noch ein Umstand vor, der positiv für ihre Aechtheit spricht, der nämlich, daß sie unter den vier Exemplaren, welche die eigenthümliche für entlassene Prätorianer bestimmte Formel enthalten, zuerst aufgefunden wurde.

Wir theilen nun unsern Lesern den versprochenen chronologischen Ueberblick der bis jetzt bekannten römischen Missionstafeln mit, wie sich dieselbe nach Ergänzung und resp. Berichtigung der Arneth'schen Aufzählung (§. 2) herausstellt, und zwar hinsichtlich der vor dem Erscheinen der Arneth'schen Schrift bereits bekannt gewesenen mit Hinweis auf die zweyte Ausgabe der Platzmann'schen Dissertation in Haubolds opuc. acad. T. II. und auf Maßmann's Libell. aurar. p. 22 Note 8, wo die bisherige Literatur über die fraglichen Denkmale sich am vollständigsten zusammengestellt findet, hinsichtlich der übrigen aber auf die Werke, in welchen sie abgedruckt und erörtert sind.

1) Claudius. J. 52. Arneth 1. ([13]) Haub. I. Massm. a)
2) Nero. J. 60. Arn. 2. I.
3) Nero. J. 64. Oberb. Arch. Bd. IV. H. 3.
4) Galba. J. 68. Arn. 3. Haub. II. Massm. b)
5) Galba. J. 68. Arn. 4. Haub. III. Massm. c)
6) Vespasian. J. 70. Arneth 5. Haub. IV. Massm. d)
7) Vespasian. J. 71. Arneth 6. Haub. V. Massm. e)
8) Vespasian. J. 74. Arn. 7. II. Massm. f)
9) Titus. J. 80. Arn. 8. III. Massm. g)
10) Domitian. J. 85. Arn. 9. IV.
11) Domitian. J. 86. Arneth 10. Haub. VI. Massm. h)
12) Domitian. J. 92. Arn. 12. Haub. VII. Massm. i)
13) Domitian. J. 93. Arn. 11. Haub. VIII. Massm. k)

12) Man vergleiche hierüber Marini a. a. O. p. 187 n. 195.

13) Bey den Verweisungen auf das vorliegende Werk von Arneth beziehen sich die arabischen Ziffer auf die den §. 2 bildende chronologische Aufzählung, die römischen Zahlen aber auf die zwölf hier in Abdruck und (mit Ausnahme der Nr. VI) in Facsimile mitgetheilten Diplome.

14) Domitian. J. ? Krit. Jahrb. f. d. Rechtsw. 1843. S. 762.

15) Nerva. J. 96. Arn. 13. Mem. d. accad. di Torino. T. 35. p. 201 et 253.

16) Trajan. J. 104. Arneth 14. Haub. IX. Massm. l)

17) „ „ J. 106. (a. d. III. Id. Mai.) Arn. 16. V.

18) „ „ J. 106. (Tag unbek.) Arn. 15. Haub. X. Massm. m)

19) „ „ J. 110. Arn. 17. VI.

20) „ „ J. 112. Arneth 18. Haub. XI. Massm. n)

21) „ „ c. 117. Arn. 42. Haub. XXIV. Massm. o)

22) Hadrian. J. 127. Arn. 19. Mem. d. accad. di Tor. T. 39. p. 1 — 14.

23) „ „ J. 129. (a. d. XII. Kal. Mart.) Arn. 20. Haub. XII. Massm. p)

24) „ „ J. 129. (a. d. XI. Kal. April. Arn. 21. VII.

25) „ „ J. 129. (a. d. VII. Kal. Ian.) Arn. 30. ([14]) Haub. XIII. Massm. q)

26) Hadrian. J. 134. Arneth 22. Haub. XIV. Massm. r)

27) „ „ J. ? Arn. 24. Haub. XV. Massm. s)

28) „ „ J. ? Arn. 23. Massm. t) ([15])

29) Antoninus Pius. J. 145. (146) Arn. 25. VIII. Haub. XVI. Massm. v)

30) „ „ „ „ „ J. 145. (?) Arn. 26. IX. Massm. w)

31) „ „ „ „ „ J. 155 (154) Arn. 27. X. Haub. XVII. Massm. u)

32) „ „ „ „ „ J. ? Arn. 28. XI.

33) „ „ „ „ „ J. ? Arneth 29. XII. Massm. ee)

34) Marcus Aurelius u. Luc. Virus J. 161. Arn. 33. Mem. d. accad. di Tor. T. 39. p. 258.

35) Marcus Aurelius u. Luc. Verus. J. 165. Arn. 31. Haub. XVIII. Massm. y), z)

36) „ „ „ „ „ u. Luc. Verus J. 167. Arn. 32. Haub. XIX. Massm. x)

37) Septimius Severus und Caracalla. J. 208. Arn. 34. Mem. etc. T. 39. p. 259.

---

14) Hr. A. führt dieses Denkmal mit Vernazza, wegen der „Aehnlichkeit der Zeugen" unter den Diplomen des Kaisers Antoninus Pius auf, während es bey Haubold a. a. O. in Berücksichtigung des zum J. 129 beurkundeten Consulats (C. Neratius) Marcellus et Cn. Lollius (Gallus), welches in der Inschrift selbst freylich nur sehr fragmentirt und daher nicht ganz sicher enthalten ist, dem Kaiser Hadrian zugetheilt wird. Aus dem Umstande, daß von den sieben Zeugen der fraglichen Tafel sechs auf dem Antoninischen Diplome v. J. 155 vorkommen, könnte übrigens jedenfalls nur gefolgert werden, daß beyde Diplome vielleicht gleichzeitig ausgefertigt nicht aber, daß auch die betreffenden Missionsdecrete gleichzeitig erlassen worden seyen. Das ganze Wesen mit diesen auf den Missionstafeln vorkommenden Zeugen-Namen bedarf übrigens noch besserer Aufhellung. Das Wiederkehren derselben Namen auf verschiedenen Tafeln veranlaßte den Ref. zu der Vermuthung, daß jenes Geschäft des Siegelns und Beglaubigens vorzugsweise, (später wahrscheinlich ausschließlich und in Folge gesetzlicher Anordnung) von amtlich hiezu angewiesenen Individuen, nämlich von den tabulariis und Tabellionen besorgt worden sey. Wenck zog in Zweifel ob jene Unterschriften überhaupt wirklichen Zeugen und nicht vielmehr Mitgliedern des kaiserlichen Rathes („a consiliis imperatorum") angehören. Daß Letzterer wenigstens hinsichtlich der Namen auf den Missionstafeln von Claudius, Galba und Vespasian nicht der Fall ist, dürfte wohl ausser Zweifel seyn.

15) Ob das von Maßmann mit den Worten angeführte Denkmal: „Hadriani (a.....) fragm. repertum in Ealesfield prope Sheffield: Societ. Antiquitt." mit dem von Hrn. A. aus Lysons Magna Britannia Vol. V. p. ccvi identisch sey, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, da uns letzteres Werk nicht zur Hand ist, und die gleichfalls citirte Note bey Gazzera T. XXXV (nicht XXX) p. 229 deßfalls keinen Aufschluß giebt.

38) Severus Alexander. J. ? Arn. 35. Avellino, opusc. T. III. p. 173.

39) Gordian III. J. 243. Arn. 36. Haub. XX. Massm. aa)

40) Philippus. J. 247. Arn. 37. Haub. XXI. Massm. cc)

41) Philippus. J. 248. Arn. 38. Haub. XXII. Massm. bb)

42) Decius Trajan J. ? Arn. 39. Borghesi, nuov. dipl. mil. dell' I. Traj. Dec. Roma 1840.

43) Diocletian und Maximian. J. 300 — 305. Arn. 40. Mem. d. acc. di Tor. T. 35. p. 232 u. 260.

44) Fragment zu Nimwegen. Arn. 41. Haub. XXIII. Massm. dd)

45) Fragment zu München. Jahresb. d. Ak. 1829. S. 28.

Da das vorstehende Verzeichniß nur eine Zusammenstellung derjenigen Exemplare von römischen Soldaten-Abschieden ist, welche in den uns bekannten speciell mit Veröffentlichung und Erläuterung der Denkmale dieser Art sich beschäftigenden Literaturwerken aufgeführt sind, so kann dasselbe nur auf relative Vollständigkeit Anspruch machen, und es läßt sich mit Zuverläßigkeit annehmen, daß nicht nur in den verschiedenen öffentlichen und Privat-Alterthumssammlungen bisher unbekannt gebliebene Exemplare aufbewahrt werden, sondern daß auch die Inschriften von mehreren solchen in bisher unbeachteten oder unzugänglichen Büchern bereits edirt sind. Durch die Berücksichtigung der Fundorte der bisher bekannten Exemplare wird diese Vermuthung bestärkt und zugleich ein Fingerzeig gegeben, wo zunächst die Existenz bisher verborgen gebliebener zu suchen sey. Von obigen 45 Nummern wurden nämlich 14 in Italien, 12 in Ungarn, 4 in England, 2 in Bayern, 2 in Dalmatien, 1 im Erzherzogthum Oesterreich, eines in der Walachei, eines in Frankreich und eines in Holland aufgefunden, von den übrigen ist der Fundort nicht ermittelt. Hr. Arneth machte die interessante Bemerkung, daß die Fundorte der Tafeln fast durchaus mit den Standorten der Truppen-Abtheilungen übereinkommen, in welchen letzteren die Empfänger gedient hatten; unbezweifelt werden aber jene Fundorte in vielen Fällen den Heimats- und sonstigen Ansäßigmachungsorten entsprechen.

Die von Hrn. A. Camesina auf Stein gezeichneten Facsimile verdienen vor allen bisherigen Nachbildungen von Erzinschriften dieser Gattung bey Weitem den Vorzug. Sie sind theils auf schwarzem Grunde mit weißen (leergelassenen) Buchstaben, theils auf dunkelgrünem Grunde mit hellgrüner Schrift (mittelst farbigen Druckes) ausgeführt, und gewähren, namentlich in letzterer Ausführungsweise, ein sehr anschauliches Bild der Originalien. Ob sich die Treue der Darstellung nicht in einem noch höhern Grade erreichen ließe, so daß man es aus der Vertheilung des Lichtes und Schlagschattens der vertieften Buchstaben wahrnehmen könnte, daß diese, wie es in der Wirklichkeit der Fall ist, mit einem dreyschneidigen Grabstichel in die Bronzeplatte eingegraben sind, sey dem Ermessen der Sach- und Kunstverständigen anheim gestellt.

Daß sich übrigens Hr. Arneth durch das vorliegende Werk den lebhaftesten Dank der Geschichts- und Alterthumsfreunde erworben hat, bedarf wohl nicht erst einer besonderen Versicherung; er darf sich dem angenehmen Gefühle „neue Ringe zu der unermessenen Kette, welche Vergangenheit und Gegenwart zusammenbindet," geliefert zu haben, mit voller Beruhigung hingeben; denn allerdings „stehen diese Reste einer merkwürdigen hingeschwundenen Zeit an der Spitze unserer Geschichte, und bilden den schönsten Beginn zu einem Diplomatarium derselben."

Föringer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Geschichte des römischen Criminalprocesses bis zum Tode Justinians. Von Dr. Gustav Geib, ordentl. Professor der Rechte an der Universität in Zürich. Leipzig, 1842. XIX und 602 S. 8.

Die Wiederbelebung der geschichtlichen Rechtsforschung in den letzten fünfzig Jahren kam zuerst und lange Zeit aus nahe liegenden Ursachen fast ausschließlich dem Civilrecht und dessen Quellen zu Statten, während solche Gebiete der Rechtsgeschichte, welche der doppelten Anziehungskraft dogmatischer Wichtigkeit und innerer Eleganz ermangelten, nahezu brach liegen blieben. Am längsten war dieß der Fall mit dem römischen Strafproceß, obgleich die historische Kenntniß desselben eben so unentbehrlich ist zum Verständniß der römischen Redner und Geschichtschreiber, als der in das heutige Verfahren übergegangenen römischrechtlichen Elemente. Dem Verfasser des obigen Werkes war es vorbehalten, nach einem Zeitraum von mehr als dritthalbhundert Jahren — denn Invernizi *) ist für Deutschland so gut wie gar nicht vorhanden und Walter giebt nur einen compendiarischen Abriß — durch die erste umfassende und erschöpfende historische Entwicklung des römischen Strafprozesses eine bedeutende Lücke unserer rechtsgeschichtlichen Literatur in großartiger Weise auszufüllen.

Wollte nun Jemand einem solchen Werke gleich von vorne herein mit der Frage entgegen treten, ob unsere Wissenschaft gegenwärtig schon in dem für eine solche umfassende Darstellung erforderlichen Stand der Reife sey, so möchte nach der Ueberzeu-

*) Der Verf. bedauert, das Werk Invernizi's, de publicis et criminalibus judiciis libri tres ad Pium VI. P. M. Romae 1787, trotz vieler Mühe nicht haben auftreiben zu können. Die Universitätsbibliothek dahier besitzt ein Exemplar, und seitdem ist auch ein anderes im Cataloge der Feuerbachischen Bibliothek aufgeführt. Der Verf. mag sich übrigens beruhigen, das Buch verdankt seinen Ruf lediglich seiner Seltenheit und Unbekanntheit: es ist eine crude, ziemlich willkührliche Compilation von Stellen der Alten, ohne alle Verarbeitung und selbstständige Forschung. Es handelt in 3 Büchern de judiciibus, de reo accusando, defendendo, damnando, endlich de poenis ac suppliciis und stellt in den einzelnen Capiteln seine Quellenexcerpte ohne weitere Vermittlung und Verbindung der verschiedenen Zeiten in chronologischer Ordnung unter die betreffenden Rubriken zusammen. Den kritischen Geist des Verf. characterisirt seine Annahme, daß Festus noch das Original der geschriebenen Gesetze Numa's vor sich gehabt, und daß die Gewalt der Kaiser in der lex regia ihr rechtliches Fundament habe. Als Probe seines historischen Scharfblickes führe ich an, daß nach ihm die triumviri capitales die Nachfolger der Quästoren und mit den triumviri nocturni identisch gewesen; ferner seinen Tadel des Sigonius, welcher die quaestores qui rebus capitalibus praeessent ganz richtig für die Vorsteher der Quästionen ansieht; nach Invernizi wurden vielmehr die Quästoren von dem Volke gewählt, um den vom Volke verurtheilten reus hinzurichten; daher auch ihr Name quaestores parricidii u. s. w.

gung des Ref. die Rechtzeitigkeit eines solchen Unternehmens füglich nicht bezweifelt werden können. Zwar fehlt viel daran, daß die Geschichte des römischen Strafprozesses im Einzelnen bereits genügend durchforscht und bearbeitet wäre. Die letzten zwanzig Jahre haben uns allerdings eine Reihe zum Theil trefflicher Beyträge über einzelne Stücke derselben gebracht, aber sie sind weder zahlreich noch betreffen sie gerade die wichtigsten oder schwierigsten Punkte. Referent bejaht die obige Frage vielmehr deßwegen, weil ihm durch die Stufe, zu welcher die geschichtliche Erforschung des römischen Staats- und Rechtswesens im Allgemeinen gegenwärtig gediehen ist, gleichsam ein genügender Unterbau zu einem solchen Werke gegeben scheint. Die zahlreichen und tief eindringenden Untersuchungen über die römische Verfassung und über andere Theile des römischen Rechts werfen nicht nur vielfach ein unmittelbares Licht auf das System des Strafverfahrens, sie sind auch eben so viele Muster einer richtigen und fruchtbaren Behandlung und Methode, wie denn der Verf. selbst dankbar den Einfluß von Bethmann-Hollwegs trefflichem Werke über die Geschichte des Civilprozesses rühmt. Und dazu kommt noch die hohe Cultur des Criminalprozesses in dogmatischer und criminalpolitischer Hinsicht, durch welche die scharfe und richtige Auffassung seiner geschichtlichen Entwicklung ohne Frage bedeutend erleichtert wird.

Durch diese Hinweisung auf die Elemente, durch welche ein solches Unternehmen gleichsam gehoben und getragen wird, ist aber Referent weit entfernt, die Schwierigkeit der Aufgabe und das Verdienst ihrer Lösung irgend wie verkleinern zu wollen. Es galt hier in vielen Stücken erst den Weg zu bahnen, oft auch die Irrsale und falschen Fährten der Vorgänger zu erkennen und zu vermeiden (obwohl Ref. das harte Urtheil über Sigonius, er habe in Wahrheit mehr geschadet als genützt, nicht unterschreiben möchte). Der Prozeß der Kaiserzeit vornämlich war in manchen Parthien eine fast noch unberührte Materie und durchgehends bleibt die Verbindung des Einzelnen und die Gliederung zum Ganzen eine schwierige Sache.

In diesem Bewußtseyn lehnt denn auch der Verf. ausdrücklich die Absicht ab, durch sein Werk die Sache zum Abschluß zu bringen und eine fertige Geschichte des Strafprozesses herzustellen: sein Buch soll vielmehr nur die Veranlassung zu einem wissenschaftlichen Kampfe, zur wiederholten Prüfung und sorgfältigen Durchforschung des Stoffes geben (S. VII, VIII). Obgleich aber schon darin ein nicht unbedeutendes Verdienst liegen würde, so muß doch der Leistung des Verf. im Ganzen eine viel höhere Stelle eingeräumt werden. Der Verf. hat in vielen Stücken die Sache wirklich oder nahezu zum Abschlusse gebracht, was namentlich von der Darstellung des Criminalprozesses der Kaiserzeit und des sinkenden römischen Reichs gilt, und auch im Uebrigen hat er in vielen Erörterungen, namentlich in solchen, welche eine mehr äußerliche Behandlung zulassen, seinen Nachfolgern wenig zu thun übrig gelassen. Ganz im Allgemeinen aber hat das Buch nicht nur den Vorzug selbstständiger genauer Quellenforschung (der Verf. giebt sich selbst das Zeugniß, daß er die wichtigeren Quellen zwey-, dreymal gelesen habe), welche nicht selten neues Material zu Tage fördert, so wie einer gewandten und klaren Darstellung, — es hat auch den höhern Maaßstab, den der Standpunkt heutiger Wissenschaft anzulegen gebietet, keineswegs zu scheuen. In der letzteren Hinsicht ist dem Verf. kürzlich von Seite der „philosophischen" Schule (es ist dieß diejenige, welche das Geheimniß besitzt, Weltgeschichte und Natur dialektisch zu construiren,) vorgeworfen worden: „er gebe häufig eine pragmatische Erörterung da, wo man eine Construction hätte erwarten dürfen." Ref. findet umgekehrt einen Mangel des Werks darin, daß es ihm nicht überall pragmatisch genug erscheint. Es kann hier von einem doppelten Pragmatismus die Rede seyn. Verstehen wir darunter zunächst die Verknüpfung der wichtigeren Erscheinungen in der Geschichte des Strafprozesses mit dem gesammten übrigen Römischen Volks- und Staatsleben, die Auffassung der ersteren als Momente des letzteren, so ist zwar unser Verf. von der Nothwendigkeit einer solchen organischen Anschauung lebhaft durchdrungen (S. XII, S. 3); allein in der Ausführung selbst beschränkt er sich zu sehr nur auf die allgemeine Andeutung des Zusammenhangs der betreffenden Periode des Strafprozesses

mit dem politischen Charakter des damaligen Zeitraums, während es sich vielmehr darum handelte, im Einzelnen neue Fäden anzuknüpfen und dadurch neue Aufschlüsse ungefähr in der Weise zu geben, wie dieß Rubino bey mehreren wichtigen politischen Aenderungen gethan hat, was nach der Ueberzeugung des Ref. für gar manche Thatsachen des römischen Strafprozesses ebenfalls wohl ausführbar wäre. — Wir fordern aber zweytens auch einen inneren Pragmatismus, d. h. eine gegliederte, gleichsam organische Entwicklung des Stoffs, die Aufschließung der inneren Bedeutung und des Zusammenhangs der einzelnen Theile und damit ein tieferes Verständniß des Ganzen selbst. Obgleich aber auch diese Anforderung vom Verf. nicht unbeachtet geblieben ist, so scheint dem Ref. doch gerade hierin die schwächere Seite des Werks zu liegen. Der Verf. versteht es nicht immer, den beherrschenden Mittelpunkt seines Stoffes zu ergreifen und das Untergeordnete und Abgeleitete in das rechte Verhältniß zu stellen. Er zerzaust nicht selten seinen Stoff, so daß uns das geistige Band verloren geht und nur die Stücke in der Hand bleiben: statt der lebendigen Entwicklung giebt er uns manchmal ein mechanisches Nebeneinander von einzelnen Ausführungen und Controversen. Und diese äußerliche Aneinanderfügung einzelner isolirt ausgearbeiteter Parthien, welche unter anderem zu vielen Wiederholungen Anlaß giebt, macht sich auch in der Darstellungsweise des Verf. bemerkbar. Diese leidet an einer gewissen Eintönigkeit, woran besonders die Einförmigkeit der Wendungen des Verf. schuld ist, unter welchen der Uebergang mit „Allein" dem Verf. besonders geläufig und fast auf jeder Seite mehrmals zu lesen ist. Diese Mängel machen sich vornämlich in der Darstellung der älteren Periode bemerkbar, und geben ihr ein gewisses kahles und zerrissenes Aussehen, wogegen die Schilderung der beyden andern Perioden weit gelungener ausgefallen ist.

Die erste Periode (S. 14 bis 168) — um nunmehr den Leser in das Buch selbst einzuführen — steckt der Verf. bis zu dem Aufkommen der Quästiones Perpetuä. Gegen diese Zusammenfassung der königlichen und sodann der consularischen Criminaljurisdiction mit der Gerichtsbarkeit der Comitien in einen und denselben Zeitraum ist zuvörderst zu erinnern, daß dem Principe nach vielmehr die Quästiones perpetuä und die Comitialgerichtsbarkeit, deren Ausfluß die ersteren sind, zusammengehören, während zwischen der magistratischen und Comitial-Gerichtsbarkeit eine tiefe Kluft liegt, welche nur durch ausdrückliche Gesetze, offenbar nach heftigen politischen Kämpfen, übersprungen wurde. (Es ist schwer einzusehen, wie der Verf. zu der Aeußerung kommt, jene Veränderung habe so unmerklich Statt gefunden, daß sich eine eigentliche Gränzlinie gar nicht ziehen lasse, S. 9, und ferner, S. 169, in der ersten Periode sey die Entwicklung des gesammten Criminalprozesses bey weitem weniger auf dem Wege der Gesetzgebung, als auf dem der stillschweigenden Gewohnheit und Volkssitte erfolgt). — Erwartet man nun aber etwa, diese an sich ungehörige Zusammenstellung durch die innere Oekonomie und Einheit der Darstellung gerechtfertigt zu sehen, so wird man darin vollständig getäuscht. Gerade in dieser ersten Periode zerstückelt der Verf. seinen Stoff auf eine fast verwirrende Weise, indem er nicht nur die Gerichtsverfassung und das Verfahren, sondern in der ersteren Beziehung weiter die Gerichtsbarkeit der Könige, der Magistrate, die der Volkscomitien, des Senats, der Quästoren, der Pontifices, der Hausväter in eben so viele Capitel scheidet — wodurch alle lebendige Einheit der Anschauung zerschnitten, und dem Leser die falsche Vorstellung, als seyen dieß lauter coordinirte Dinge gewesen, aufgedrungen wird.

Diese Zersplitterung ist um so auffallender, als der Verf. (mit Rubino) die gesammte und unbeschränkte Criminaljurisdiction in die Hände des Königs legt, unbeschränkt in der doppelten Beziehung, als sich dieselbe über beyde Stände, Patricier und Plebejer gleichmäßig erstreckt (S. 17), und in so fern der König an die Meinung des Consiliums, welches in wichtigern Fällen allerdings beygezogen wird, in keiner Weise gebunden war. Diese unbeschränkte Jurisdiction gieng eben so auf die Prätoren oder Consulen über, wurde aber hier zuerst durch die leges Valeriae, (der Verf. verirrt sich

hiebey zu einer „Construction“,) *) welche in Capitalsachen Provocation zuließen, sofort durch die zwölf Tafeln, welche die Capitaljurisdiction der Magistrate aufhoben und auf die Comitien übertrugen, dann durch die späteren Leges Valeriae und Porciae auch in Beziehung auf die körperliche Züchtigung beschränkt, so daß von der gesammten selbstständigen regelmäßigen Strafgewalt der Consulen nichts übrig blieb, als das Recht, auf Mulcten zu erkennen, welches indessen ebenfalls allmählig geschmälert und der Provocation unterworfen wurde. Das Recht des disciplinären Zwanges durch Mulcten u. s. w. stand sämmtlichen höheren, d. h. mit dem Imperium bekleideten Magistraten zu. Irrthümlicher Weise rechnet der Verf. (S. 29) die Tribunen und Aedilen zu den höheren Magistraten, und legt ihnen wenigstens für die spätere Zeit (nach 300) dieselbe „Jurisdiction“ bey, wie den Consulen selbst. Die Tribunen und Aedilen haben niemals zu den majores magistratus gehört, die Zwangsbefugniß durch Mulcten aber ist von der Jurisdiction gänzlich verschieden, und kam jenen Magistraten nicht zu, eben weil sie kein Imperium hatten. Die Stellen, auf welche sich der Verf. beruft (Gell. X, 6. Liv. Epit. XIX) handeln von dem Antrag auf Geldstrafe bey den Tributcomitien, was multam dicere oft heißt (vergl. Liv. XXV, 3; Gell. a. a. O. in fine).

Der Uebergang der Criminaljurisdiction auf die Volkscomitien wäre sowohl seinen historischen Motiven, als hauptsächlich auch seiner inneren Bedeutung nach einer ausführlicheren und tiefer gehenden Betrachtung wohl würdig und bedürftig gewesen. Das Verhältniß der Magistrate zu der Thätigkeit des Volks hätte namentlich eine genauere Erörterung verdient; das Volk hatte in den publicis judiciis nicht das Recht zu finden, wie dieß sonst die Aufgabe eines Gerichts ist; es hatte lediglich den vom Magistrat gemachten Strafantrag zu genehmigen oder zu verwerfen; die Veränderung lief darauf hinaus, daß die Magistrate Niemanden mehr ohne Genehmigung des Volks verurtheilen konnten, wodurch der Volksjurisdiction von Anfang an ihrer ganzen Bedeutung nach mehr ein politischer als streng rechtlicher Charakter aufgeprägt wurde.

Ohne sich auf solche und ähnliche Betrachtungen einzulassen, geht der Verf. (S. 31) sofort zur Erklärung der Capitalgerichtsbarkeit über, welche die Tributcomitien in scheinbar offenem Widerspruche mit dem Satze der 12 Tafeln (de capite civis nisi maximis comitiis ne ferunto) nach zahlreichen Beyspielen ausgeübt haben. Der Verf. erklärt dieselben mit Recht aus der den Tribunen und Tributcomitien durch die sacratae leges eingeräumten Anklage- und Strafbefugniß gegen alle Angriffe auf Tribunen und Plebs: es sind Prozesse, welche die Tribunen meist gegen Patrizier wegen Verletzung oder Gefährdung der Rechte des Plebs anhängig machten. Diese Gerichtsbarkeit — kann man noch hinzufügen — mag sich in ähnlicher Weise ausgebildet und befestigt haben, wie die allgemein verbindliche Kraft der Plebiscite: auf den Widerspruch und Kampf von Seiten der Patricier möchte namentlich die Thatsache deuten, daß in der Regel dieselben durch das Exil sich der Gerichtsbarkeit der Plebs entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) S. 23: „Aber freylich erhielt sich diese unbeschränkte Jurisdiction der Consulen nicht lange und konnte sich bey der jetzt veränderten Grundansicht über die ganze Staatsverfassung (?) unmöglich lange erhalten. Das Volk selbst galt von nun an so wie überhaupt mit der höchsten Gewalt (?), so namentlich auch mit der höchsten Strafgewalt bekleidet; und als nothwendige Folge (?) dieser Ansicht mußten jetzt natürlich die Criminalurtheile nur von ihm ausgehen. Daher wurde denn schon auch Valer. Public. zu dem Gesetze veranlaßt u. s. w.“

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Geschichte des römischen Criminalprocesses bis zum Tode Justinians.

(Fortsetzung.)

Es werden uns (indem wir zum vierten Capitel, Gerichte des Senats, übergehen) aus der Republik nicht wenige Fälle berichtet, in welchen dem Senate die Aburtheilung von Capitalverbrechen, welche römische Bürger in Rom begangen, zugeschrieben wird. Für diese Fälle bietet sich eine doppelte Erklärung dar. Man legt dem Senate eine selbstständige auf einen gewissen Umfang von Verbrechen beschränkte Gerichtsbarkeit bey, so daß sich der vorsitzende Magistrat zu dem Senate in dieser Beziehung wie zu den Volkscomitien verhielte. Man kann aber darin auch einen Ueberrest magistratischer Jurisdiction, einen Ausfluß jener den höchsten Magistraten in Zeiten der Gefahr eingeräumten diktatorischen Befugniß erblicken, vermöge welcher sie mit Umgehung der verfassungsmäßigen Formen kraft eigener Machtvollkommenheit das Erforderliche, hier die Verfolgung und Bestrafung des Schuldigen, anordnen und betreiben konnten. Ihrer allgemeinen Stellung gemäß und um die Verantwortung so viel als möglich von sich abzuwälzen, holen sie das Gutachten des Senats ein, handeln factisch in dessen Ermächtigung, während staatsrechtlich die Maßregel ihre eigene war: Anklage und Verurtheilung fließt aus ihrer außerordentlichen Jurisdiction, der Senat bildet lediglich das Consilium. — Jede von diesen Auffassungen hat ihre Vertheidiger; während namentlich Dirksen dem Senate eine selbständige Jurisdiction zu vindiciren sucht, kehrt unser Verf. zur älteren (wie es scheint auch von Rubino beyläufig gebilligten) Ansicht zurück und spricht dem Senate in obiger Beziehung die selbständige Jurisdiction ab. Läßt sich nun auch gegen keine der beyden Meinungen weder der entschiedene Wortausdruck der Ueberlieferung, noch eine innere Unmöglichkeit geltend machen, (denn wenn auch der Senat im Allgemeinen von den Römern als berathende Behörde characterisirt wird, so wäre doch damit eine ausnahmsweise richterliche Thätigkeit desselben keineswegs ausgeschlossen) — so erhält dennoch die letztere Auffassung eine überwiegende Wahrscheinlichkeit dadurch, daß einerseits die Abgränzung der unter jene Senatsjurisdiction fallenden Verbrechen rein zufällig und unerklärich erscheint, während andrerseits sämmtliche Beyspiele, wie der Verf. sehr gut ausführt, auf grobe Gefährdung und Störung des öffentlichen Friedens und der öffentlichen Sicherheit hinauslaufen und somit ihrer Natur nach jener außerordentlichen Jurisdiction verfallen sind. — Dagegen kann man nicht umhin, dem Einschreiten des Senats gegen die von nichtrömischen Bürgern in Italien oder in den Provinzen begangenen Staats- und gewisse schwere Capitalverbrechen die Bedeutung einer selbständigen Jurisdiction beyzulegen.

Einverstanden mit den bisherigen Ergebnissen, muß dagegen Ref. die darauf folgende Erörterung (über die Gerichtsbarkeit der Quästoren) entschieden für mißlungen erklären. Eine kritische Forschung ergiebt vor allem die völlige Verschiedenheit der ordentlichen und der außerordentlichen Quästoren, d. h. der Vorsteher jener extraordinariae quae-

stiones, welche die Comitien wohl bald nach Erlangung der Criminaljurisdiction niederzusetzen pflegten. Sie zeigt ferner, wie die ordentlichen Quäſtoren ſelbſt hervorgiengen aus jenen von den Königen auf längere oder kürzere Zeit ernannten Hilfsbeamten, deren früheſter Beruf übereinſtimmend dahin angegeben wird, die Spuren und Anzeigen von begangenen Verbrechen zu unterſuchen und ſodann die Einleitung zu dem Prozeſſe zu treffen, wobey neben andern Verfahrungsarten ihnen ſelbſt als Stellvertretern der Könige die Entſcheidung zufallen konnte. Ziemlich früh in den Zeiten der Republik wurde ihnen die Verwaltung des Aerars übertragen, und dadurch der Charakter einer ſelbſtändigen Magiſtratur zu Theil. In Folge der leges Valeriae indeß veränderte ſich ihr Verhältniß zur Criminalgerichtsbarkeit, ſie können in Capitalſachen keine definitive Aburtheilung mehr ſelbſt vornehmen, ſie ſind auf die Vorbereitung der Judicia und auf die Rolle öffentlicher Ankläger in den Comitien beſchränkt. Auch dieſer letztere Antheil an der peinlichen Gerichtsbarkeit wurde ihnen aber bey der ſteigenden Wichtigkeit ihrer anderweitigen Functionen allmählig entzogen und theils auf die Aedilen, theils auf die Tresviri capitales übertragen (vergl. Rubino, Unterſ. S. 322 f. Köſtlin, Perduellio, S. 102). — Die Einſicht in dieß hiſtoriſche Verhältniß vermiſſen wir in der Darſtellung des Verf. ganz und gar; er ignorirt, daß außer den außerordentlichen Quäſtoren (bey den Quäſtionen) noch andern Quäſtoren in dieſer Periode ein Antheil an der Criminalrechtspflege zukam, und verbindet mit ſeiner verwirrten Darſtellung eine von lauter falſchen Unterſtellungen ausgehende Polemik. So ſchiebt er von Anfang denen, welche den Quäſtoren in der Königszeit das Amt beylegen, die Spuren von Verbrechen zu ſammeln, ohne Grund die davon ganz verſchiedene Behauptung unter, daß in jenen frühen Zeiten das inquiſitoriſche Verfahren bereits ausgebildet geweſen, „was doch die höchſte Entwicklung der criminaliſtiſchen Begriffe vorausſetze.“ Indem er ferner die mit der Strafrechtspflege beſchäftigten Quäſtoren ſchlechthin für außerordentliche, für jeden vorkommenden Fall beſonders zu ernennende Beamte erklärt — wobey er die auf die Criminaljurisdiction bezügliche Thätigkeit der ordentlichen Quäſtoren (Q. aerarii) überſieht — legt er Rubino und Köſtlin die Anſicht bey, daß die (mit der Criminaljurisdiction beſchäftigten) Quäſtoren regelmäßige Beamte geweſen, was dieſe natürlich von den den Quäſtionen vorſitzenden Quäſtoren (den quaest. parricidii) in dieſer Zeit nicht behauptet haben, und läßt ſie ſich dafür auf die Stelle des Pomponius (L. 2 § 23 D. de O. J.) berufen. Von dieſer Stelle ſelbſt, welche nichts weiter ſagt, als daß im Zuſammenhang mit der durch die leges Valeriae bewirkten Uebertragung der Criminalgerichtsbarkeit an die Volkscomitien die außerordentlichen Quäſtionen aufgekommen ſeyen, giebt der Verf. die unbegreifliche Erklärung: „ſchon in den früheſten Zeiten hatten die Quäſtoren beſtanden und ihr bisheriger Wirkungskreis iſt auch für die Zukunft beſtätigt worden!“ Nicht minder falſch iſt die Angabe, daß Rubino und Köſtlin einerſeits die quaestores parricidii von den „gewöhnlichen Quäſtoren“ (dieß ſind eben im Sinn des Verf. die angeführten q. p.) unterſcheiden, und andererſeits die Identität der quaetores parricidii mit den quaest. aerarii annehmen. Man weiß gar nicht, wie der Verf. zu dieſem Mißverſtändniß kommt, da Rubino (dem K. folgt) klar und deutlich die oben vorangeſtellte Entwicklung gegeben hat.

Eine Epiſode in dieſer Darſtellung bildet die Unterſuchung über die Duumviren und die an ſie geknüpfte Provocation — ein für die richtige Einſicht in den altrömiſchen Strafprozeß höchſt wichtiger Punkt. — Die Hauptquelle für das Duumviralgericht in der Königszeit iſt der Bericht über das judicium Horatianum. Verbindet man dieſe Ueberlieferung mit den der ſpäteren Zeit angehörigen Beyſpielen (den Prozeſſen gegen den Spurius Caſſius, Manlius, der erſten Anklage des Rabirius), ſo wird man zu der Annahme genöthigt, daß das Duumviralverfahren mit der Provocation an das Verbrechen der Perduellio (Hochverrath durch innere Ruheſtörung u. dgl.) weſentlich geknüpft ſey, daß es hiefür das eigenthümliche Verfahren gebildet habe, wofür ſich auch eine hiſtoriſche Wurzel mit großer Wahrſcheinlichkeit aufzeigen läßt (Rubino, S. 459). Unſer Verf. weist dem Duumviralverfahren eine ganz andere Bedeutung an. Indem er

gegen den klaren Bericht des Livius, den man ganz gut erklären kann, den Horatier nicht wegen Perduellio sondern (nach einer Notiz bey Festus, welche sich zu der von Livius angenommenen Erzählung wie ein Glossem zu dem schwereren vom Abschreiber nicht verstandenen Text verhält) wegen eines Parricidiums vor Gericht gestellt werden läßt; indem er ferner von den Verbrechen des Cassius und des Rabirius aus ganz nichtigen Gründen (es sey ja dergleichen schon früher oft vorgekommen, ohne daß man eine Anklage wegen Perduellio erhoben, — als wenn aus einem solchen reinen Factum irgend etwas für die juristische Beschaffenheit jener Vergehungen folgte!) die Eigenschaft als Perduellio wegzuräsonniren sucht, zieht er aus den concreten Umständen des Livianischen Berichts die Folgerung, daß das Duumviralverfahren überhaupt nur bey eigentlich notorischen Verbrechen und auch hier bloß dann anwendbar gewesen sey, wenn dieselben wegen Größe der Verschuldung oder aus andern Gründen ein ungewöhnliches Aufsehen gemacht: denn „nur unter dieser Voraussetzung konnte wohl ein weniger förmliches und schnelleres Verfahren für nothwendig gelten.“ Nun ist aber erstens das Verfahren bey dem Duumviralprozeß eher förmlicher und langsamer als das gewöhnliche alte Verfahren, zweytens läßt sich nicht der mindeste innere Zusammenhang zwischen der Handhaftigkeit und der Schwere eines Verbrechens und der als Begünstigung anzusehenden Provocation erkennen, und endlich giebt es keinen einzigen Fall, in welchem jenes Verfahren anders als im Zusammenhang mit der Perduellio vorkäme — Gründe genug (sie könnten noch stark vermehrt werden) um die Ansicht des Verf. in das Reich der Einfälle zu verweisen.

„Eine Strafbefugniß stand dem Pontifex Maximus nur gegen die seiner Disciplin untergebenen Diener der Religion und auch diese allem Anschein nach erst seit Anfang der Republik zu“ sagt Rubino a. a. O. S. 477, 211. In dem Capitel: „Gerichtsbarkeit der Pontifices“ S. 75 f. führt der Verf. diesen Satz noch genauer aus. Ob der Pontifex Maximus diese Gerichtsbarkeit allein ausübte, ob das Collegium pontificum dabey nur eine berathende oder eine entscheidende Stimme hatten? Die gewöhnliche Ansicht legt dem Collegium einen selbständigen Antheil an der Urtheilsschöpfung bey, und Ref. glaubt mit Recht. Denn hiefür spricht zunächst schon die Stellung des Pontifex Maximus zu dem Collegium; diese darf in keiner Weise mit dem Verhältniß des Magistrats zu seinem Consilium verglichen werden, der P. M. ist lediglich der erste des Collegiums, durch dessen Autorität der Ausspruch des ersteren sogar annullirt werden konnte, wie man aus Liv. 31, Cap. 9 ersieht. (Diese Stelle sucht der Verf. vergebens durch die Bemerkung zu entkräften, daß es sich hier um eine nothwendige Staatsangelegenheit gehandelt habe, wobey es unerläßlich schien, den Beschluß der Regierung wenigstens scheinbar durch den Ausspruch des Collegiums der Pontifices zu rechtfertigen; der religiöse Punkt wurde in jener Zeit noch mit scheuem Ernste und rücksichtsloser Gewissenhaftigkeit behandelt.) Es spricht ferner dafür nicht sowohl Cic. de haruspic. resp. c. 6 (quod III pontifices statuissent id semper populo Romano, semper Senatui — satis sanctum — esse visum est); die im Dativ stehenden Worte zeigen, daß hier nur von religiösen Gutachten die Rede; desto mehr aber die folgende Stelle cap. 7 (nego unquam ulla de re, ne de capite quidem virginum Vestalium, tam frequens collegium judicasse; quamquam ad facinoris disquisitionem interest adesse quam plurimos... religionis explanatio vel ab uno pontifice perito recte fieri potest, quod idem in judicio capitis durum est). Gewiß kein Unbefangener wird dieß mit dem Verf. so übersetzen: „denn wenn auch dem P. M. die Befugniß zukömmt, selbst Todesurtheile auszusprechen, so trägt dieß doch stets etwas Hartes und Gehässiges in sich.“ Vom Pontifex Maximus ist hier überall gar nicht die Rede; die Phrase, es wäre hart, (dieß heißt durum est, wie wohl nicht weiter bewiesen zu werden braucht,) wenn ein Pontifex allein ein Capitalurtheil aussprechen könnte, heißt nichts weniger, als der P. M. hat eine solche Befugniß. Indem dagegen von dem Capitalgericht über eine Vestalin ausdrücklich gesagt wird, daß das Collegium urtheile (collegium judicasse), kann man darin wohl eine directe Bestätigung der gewöhnlichen Ansicht erblicken. Von einem Urtheile, wel-

ches der Magistrat mit seinem Consilium gefunden, heißt es niemals: consilium judicavit.

Im siebenten Capitel, von der Gerichtsbarkeit der Hausväter, macht der Verf. einige begründete Ausstellungen an Klenze's Darstellung der Zusammensetzung und Bedeutung des Familienraths. Er hebt mit Fug hervor, wie daraus, daß die Cognaten bey dem Gericht über die Ehefrau das Consilium bilden, keineswegs die ausschließliche Beyziehung derselben Klasse von Verwandten bey dem Gericht über das Hauskind gefolgert werden dürfe; denn durch den Uebertritt der Frau in die Manus des Mannes verwandeln sich ihre sämmtlichen Verwandten in Cognaten. Auch in andrer Hinsicht darf der Unterschied zwischen diesen beyden Gerichten nicht verkannt werden. So war zwar die Beyziehung der Cognaten beym Gericht über die Ehefrau nothwendig, als natürliche Schutzwehr gegen Leidenschaft und Rohheit des Ehemann's: gegenüber dem Hauskinde war die Beyziehung eines solchen Beyraths wenn auch üblich, so doch nicht nothwendig. Und durchgehends ist das Gewicht dieses Consiliums (wie von Wächter und Hasse schon früher anerkannt ist) mehr moralisch als juristisch, das Consilium hat nur eine berathende keine entscheidende Stimme. — Fehlgegriffen ist dagegen die Erklärung der bekannten Stelle des Gellius (vir cum divortium fecerit, mulieri judex pro censore est etc.), worüber wir auf Hasse und Puchta verweisen. — Das Verhältniß dieser Hausgerichtsbarkeit zu der öffentlichen hat der Verf. im Allgemeinen richtig angegeben: bey einer wirklichen Collision erhielt das öffentliche Gericht den Vorzug. Indeß möchte sowohl dieser Punkt als die gesammte Richtung dieser Familiengerichtsbarkeit, ihre ethische und die öffentliche Strafgerechtigkeit ergänzende Seite, noch einer weiteren Entwicklung werth gewesen seyn.

„Als durchgehendes Princip des gesammten römischen Criminalprozesses" — mit dieser allgemeinen Bemerkung leitet der Verf. die zweyte Abtheilung der ersten Periode ein, welche vom gerichtlichen Verfahren handelt — „erscheint die Regel, daß das Verfahren aller bisher genannten Gerichte schlechthin öffentlich und ebenso unbedingt mündlich seyn sollte. — Damit zugleich in der engsten Verbindung stehend, galt das Princip des Anklageverfahrens. — Doch fanden auch manche Ausnahmen Statt, wobey das Vorhandenseyn des inquisitorischen Elements sehr bestimmt hervortritt." (S. 97, 101, 102). In der letztern Beziehung möchte nun aber der Verf. zu weit gehen, wenn er annimmt, daß die Magistrate (so lange sie die Jurisdiction hatten) gewiß keinen Anstand nahmen, überall, wo sie von Verübung eines Verbrechens in Kenntniß gesetzt wurden, dessen Verfolgung von Amtswegen anzuordnen. Dieß wäre in der That ein reines Inquisitionsverfahren, nicht mehr ein bloßes inquisitorisches Moment im Accusationsprozeß. Es war aber in jener Periode entschieden die Regel, daß der Magistrat die förmliche Anklage abwartete, und nur die Gefahr des Staats (wie bey der Verschwörung der Söhne des Brutus) mochte eine Ausnahme zulassen. Dagegen läßt der Verf. dem bey den Volksgerichten hervortretenden inquisitorischen Element nicht die gehörige Würdigung widerfahren; dieß lag keineswegs bloß in dem Institut der Indices und Quadruplatores und trat ebensowenig bloß bey den quaestiones extraordinariae hervor, — es lag vielmehr materiell der gesammten Volksjurisdiction zu Grunde. Insoferne nämlich die Magistrate vor den Comitien als Ankläger aufzutreten hatten, war es in der Natur der Sache begründet, daß sie vorher eine Art Voruntersuchung veranstalteten, die Spuren und Beweise des Verbrechens und des Thäters sammelten, ehe sie mit einer förmlichen Anklage auftraten, welche sie, gleich Staatsprocuratoren, vor dem Volke durchzuführen hatten. Eine solche Voruntersuchung kann also unmöglich den außerordentlichen Quästionen eigenthümlich gewesen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Geschichte des römischen Criminalprocesses bis zum Tode Justinian's.

(Fortsetzung.)

Die Schilderung des Verfahrens vor den gewöhnlichen Gerichten beschäftigt sich lediglich mit dem Verfahren vor den Volksgerichten. Beachtenswerth ist die Ausführung über die Zulässigkeit der Verhaftung; der Verf. zeigt (gegen Niebuhr), daß es vom Ermessen des anklagenden Magistrats abhieng, ob Bürgschaft Statt finde und der Beschuldigte einstweilen auf freyem Fuße zu prozessiren oder ob er sofort in Haft zu nehmen sey, wobey die Intercession der Tribunen u. s. w. vor Mißbrauch schützte (S. 119). Dagegen hätte das Wesen und der staatsrechtliche Zusammenhang des Exils eine genauere Erörterung erfordert, als der Verf. demselben widmet (S. 120). Wurde nun der Prozeß nicht auf solche oder andere Weise unterbrochen — Maaßregeln gegen prävaricatorische Anklagen giebt es in dieser Periode so wenig als gegen Calumnie oder Tergiversation (S. 123) so war es an dem Angeklagten, durch Einwirkung auf Gefühl und Mitleid der Richter im Voraus eine günstige Stimmung für sich zu erwirken. Zur Erklärung dieser nach unseren Begriffen so anstößigen Sitte führt der Verf. mit Recht an, daß gerade das, was wir die Unpartheylichkeit unserer Gerichte zu nennen pflegen, nämlich das vollkommene Außerachtlassen aller persönlichen und nicht unmittelbar zur Sache gehörigen Verhältnisse, den Römern wie dem ganzen Alterthum, wenigstens hinsichtlich des Criminalprozesses, unbekannt war. Den Grund hiefür sucht der Verf. in der Vermischung der richterlichen und gesetzgeberischen Gewalt, welche den römischen Gerichten dieser Periode geeignet habe; von unserer „modernen" Unterscheidung der richterlichen und gesetzgebenden Gewalt habe man keine Vorstellung gehabt (S. 126); der Richter in Criminalsachen sey nicht bloß Diener des Gesetzes gewesen, er müsse zugleich als dessen Beherrscher betrachtet werden, der, wenn es die Umstände verlangten, sich sogar über dasselbe erheben, gleichsam die Gesetzgebung für den einzelnen Fall aufstellen durfte und sollte. Diese Vermengung der Gewalten ist indeß eine reine Fiction; nicht einmal von den Comitialgerichten läßt sich eine solche in der richterlichen Function versteckte gesetzgeberische behaupten, da sie nur über den Antrag des Magistrats zu entscheiden, der letztere aber bey seinen Strafrogationen sich an die Gesetze oder an deren, freylich sehr weit offen stehende Analogie zu halten hatte. Die Eigenthümlichkeit der römischen Strafgerichte in dieser, zum Theil auch in der folgenden Periode lag ganz wo anders; sie lag in dem durch die Beschaffenheit des alten Strafrechts gebotenen und begründeten ausgedehnten Gebrauche der Analogie (Rubino S. 453) und in der Vermischung der Lossprechung und Begnadigung. Hauptsächlich aus dem letzteren Umstand muß auch jene Sitte, das Mitgefühl der Richter zu erregen, erklärt werden (vgl. auch unseren Verf. S. 299).

Die weiteren Ausführungen über das Verfahren (S. 115 bis 152) bieten Ref. keinen Stoff

zu Bemerkungen dar und eben so wenig die Darstellung des Provocationsverfahrens S. 154 bis 168, bis auf den einen Punkt über die Zulässigkeit der Provocation gegen den Spruch der außerordentlichen Quästionen. Dieser Statthaftigkeit widerspricht theils das, was wir von den späteren quaestiones perpetuae wissen, von welchen man nicht provociren konnte, theils die Natur jener Quästionen, welche ja die Volksversammlung selbst darstellen. Der Verf. erkennt dieß an, glaubt aber dennoch in dem Prozesse gegen den Pleminius (Liv. XXIX, 21, 22) einen Fall zu sehen, „in welchem die wirkliche Anerkennung des Provocationsrechts gegen ein Urtheil der Quästio sich so bestimmt zu ergeben scheine, daß dieselbe jedenfalls nicht überall und nicht unbedingt geläugnet werden dürfe." Dagegen ist aber zu erinnern, daß die gegen den Pleminius durch den Senat ernannte Quästio gar nicht zur definitiven Aburtheilung und Bestrafung desselben, sondern lediglich dazu ermächtigt war, ihn je nach dem Ergebnisse einer Voruntersuchung, falls diese gegen ihn ausfallen würde, nach Rom gefesselt zu schicken, offenbar damit ihm nun hier vor den Volkscomitien der Proceß gemacht würde. Daß Pleminius in Folge seiner Provokation vor die Comitien gestellt worden, davon ist in der Erzählung nicht die geringste Spur. Im Grunde eignet sich der Verf. selbst diese Erklärung an, indem er bemerkt, alles sey darauf angekommen, welche Befugnisse in jedem einzelnen Falle den Quästoren übertragen worden waren.

Mehr Schwierigkeit macht die Frage, ob gegen Strafurtheile des Dictators provocirt werden konnte. Eine Stelle des Festus (s. v. optima lex.... propter quam (l. posteaquam) vero provocatio ab eo magistratu ad populum data est) in Verbindung mit der Lex Duilia (ne quis magistratum sine provocatione crearet) bezeugt die Zulässigkeit derselben, während aus nicht wenigen Beyspielen das Gegentheil hervor geht (z. B. Liv. 8, 33). Der Verf. will das Räthsel durch die Annahme lösen, daß die Lex Duilia bald wieder in Vergessenheit gerathen sey. Ref. glaubt, auf einem andern Wege eine Vereinigung jener Notiz und dieser Beyspiele herbeyführen zu können. Ihm scheint die Zulassung der Provocation Seitens des Dictators etwas durchaus discretionäres gewesen zu seyn; sie wurde angesprochen in Folge der Lex Duilia und im Geiste der erstarkenden Demokratie überhaupt; wollte aber der Dictator dieselbe nicht gewähren, so gab es keine verfassungsmäßige Gewalt, welche ihm dieselbe abnöthigen konnte, und diese Verweigerung konnte keinen Grund abgeben, ihn nach der Niederlegung des Amts zur Verantwortung zu ziehen, da kein Gesetz direct diese Schmälerung seiner Würde aussprach. Ziemlich klar tritt dieses Verhältniß der Sache in der Erzählung des Vorfalls (er fand zu Rom Statt, wo das militärische Imperium keinen weiteren Einfluß hatte) zwischen dem Dictator Q. Papirius und seinem Magister Equitum Q. Fabius zu Tage; der erstere verweigert die Provocation trotz der Rechtsgründe, durch welche man sie ihm abzwingen will.

Den Mittelpunkt der zweyten Periode (S. 169 — 392), welche einen Zeitraum von etwa 120 Jahren umfaßt, bilden die quaestiones perpetuae. In Folge der steigenden Schwierigkeit, der regelmäßigen Criminaljurisdiction in den Volkscomitien zu pflegen, übertrug das Volk, mit dem crimen repetundarum i. J. 605 d. St. beginnend, durch einzelne Leges judiciorum publicorum nach und nach in immer umfassenderer Weise seine Gerichtsbarkeit an ständige Commissionen, an die quaestiones perpetuae. Läßt sich somit als die eine Eigenthümlichkeit dieses Zeitraums die, obwohl an das bestehende anknüpfende, gesetzgeberische Fortbildung des Criminalprozesses hervorheben, so besteht die andre darin, daß sich die letztere lediglich in einer Reihe einzelner leges darstellte, aus welchen ein gemeinsames Bild herzustellen die Aufgabe der Wissenschaft ist.

Eine quaestio perpetua besteht aus dem vorsitzenden Magistrate und den judices. Der Magistrat war grundsätzlich einer der Prätoren. Mit der Vermehrung dieser Quästionen mußte auch die Zahl der Prätoren vermehrt werden; zur Zeit der Lex Calpurnia gab es 6 Prätoren (2 für die Civiljurisdiction, 4 für die Provinzen). Dieser Zahl fügte Sulla, wie der Verf. mit Recht annimmt, zwey neue hinzu, erst Cäsar hat ihre Zahl auf 10

gebracht. Letzteres ergiebt sich allerdings (A. M. Jahn's neue Jahrb. für Philol. Bd. 38, S. 264) aus Dio Cassius (42, 51); der Zusammenhang dieser Stelle, worin von den Mitteln die Rede ist, welche Cäsar aufgeboten hat, um seine Anhänger bey guter Laune zu erhalten, weist klar genug darauf hin, daß hier eine durch ihn erst zu diesem Ende bewerkstelligte Vermehrung der Zahl der Prätoren gemeint sey, wogegen die zweifelhafte Autorität des Pomponius nicht in Anschlag kommen kann, so wenig als die von den angef. Jahrb. als entscheidend angeführte Stelle des Vellej. Paterc. II 89 § 3 (Imperium Magistratuum ad pristinum redactum modum (sc. a Caesare). Tantummodo VIII praetoribus allecti II, prisca illa et antiqua reip. forma revocata). Das tantummodo hebt ja gerade die hinsichtlich der Prätoren vorgenommene Neuerung hervor und in den Schlußworten scheint vielmehr auf die Decemvirn hingedeutet; jedenfalls kann unter der prisca und antiqua reip. forma nicht die Sullanische Zeit gemeint seyn.

Diese im Verhältniß zu den eingesetzten Quästionen nicht genügende Anzahl von praetores quaesitores erhält ihre Erklärung und Ergänzung durch die judices quaestionum. Ueber diese etwas räthselhaften, im Ganzen nur viermal erwähnten Beamten giebt der Verf., in der Hauptsache Madvig folgend, eine sehr befriedigende Erörterung. Im Gegensatze zu der herrschenden Ansicht, welche in dem Judex quaestionis einen bey jeder Quästio vorkommenden regelmäßigen Gehilfen des Prätor Quästor erblickt, läßt sich nachweisen, daß derselbe nur ausnahmsweise bey der einen oder andern Quästio vorkam, ferner, daß er kein wirklicher Magistrat war, woraus zugleich von selbst folgen möchte, daß er nicht vom Volke selbst gewählt wurde. Sein Wirkungskreis ergiebt sich schon zum Theil daraus, daß niemals ein Judex quaestionis neben einem Prätor bey derselben Quästio vorkommt; sämmtliche Stellen, welche man für das Gegentheil anführt, beruhen auf Mißverständniß und dieß gilt namentlich auch von der Schlußstelle des ersten Buchs der Verrinen: hier wird ein judex quaestionis Q. Curtius erwähnt, aber offenbar als Vorstand einer andern Quästio, von welchem Verres durch eine geschickte Subsortitio der Richter für seine (des Curtius) Quästio die Beseitigung der ihm (dem Verres) ungelegenen Richter (in der Quästio gegen den Verres) erwartet hatte (A. M. Jahns Jahrb. a. a. O. S. 266). — Diese und andere Gründe (namentlich das in der Coll. l. M. et Rom. tit. 1 cap. 3 § 1 angeführte erste Capitel der lex Cornelia de sicariis, ut is magistratus judexve quaestionis cui sorte obvenerit quaestio de sicariis) nöthigen uns zu der Annahme, daß der judex quaestionis, wo er vorkommt, als selbständiger Vorsteher der Quästio auftritt, und zwar mögen die Prätoren von Anfang an die erforderliche Anzahl solcher judices ernannt und mit ihnen dann die Quästionen verloost haben.

Nicht minder befriedigend ist die Ausführung über die Judices. Zunächst die Darstellung der Schwankungen hinsichtlich des Standes, aus welchem dieselben genommen wurden (S. 195); sie erhalten, wie der Verf. mit Recht bemerkt, dadurch ein ganz besonderes und allgemeineres Interesse, daß sie den jedesmaligen Stand der verschiedenen Partheyen getreu wiederspiegeln und oft erst auf die eigentliche Absicht von Partheybewegungen ein Licht werfen. — Der scheinbare Widerspruch über das zum Richteramt erforderliche Alter wird durch eine Emendation des Suetonius (Octav. c. 32), XXV statt XXX, in überzeugender Weise gehoben; durch sie kommen sämmtliche Nachrichten in vollkommene Uebereinstimmung: das gesetzliche Minimum war bis zum Untergange der Republik, wie es die Lex Servilia vorschreibt, 30 Jahre und dieß wurde durch August auf 25 Jahre herabgesetzt. — Ein besonderer Richtercensus kann bloß in der späteren Zeit (als nicht mehr bloß ausschließlich Ritter und Senatoren die Gerichte inne hatten) als nothwendig gedacht werden, seitdem nach dem Gesetze des Pompejus nur noch die Reicheren aus jeder Decurie gewählt wurden (S. 205). — Die erforderliche Richterzahl wurde in früherer Zeit nach klaren Zeugnissen je für eine einzelne Quästio festgesetzt; auch die durch Plautius Silvanus vorgeschlagenen 525 Judices müssen aus inneren Gründen auf eine einzelne Quästio bezogen werden. Erst

Sulla ließ für alle Quäſtionen zuſammen die Richter auswählen. Ihre große Anzahl — unter Auguſt an 4000 — erklärt ſich durch die ſtarke Beſetzung der einzelnen Gerichtsbänke, durch das ausgedehnte Recuſationsrecht und hat ſchon in der atiſchen Gerichtsverfaſſung, wo wir 6000 Richter jährlich finden, ihr Vorbild. — Der Ausdruck Richterdecurien, welcher ſeit der lex Aurelia Cottae unbezweifelt die einzelnen zum Richteramt berufenen Stände bezeichnet, findet ſich bereits vor dieſer Lex vor. Der Verf. verſteht hier die für jede einzelne Quäſtio ausgewählte Richterabtheilung darunter, wie Ref. glaubt mit Recht, da decuria überhaupt irgend eine Abtheilung bezeichnen kann, und es leicht erklärlich iſt, wie ſich der Ausdruck ſpäter für jene wichtigſte Abtheilung der Richter nach Ständen fixirt hat.

Durch die Quaestiones perpetuae wurde nun aber (wie ſich in der römiſchen Rechtsentwicklung von ſelbſt verſteht) die Gerichtsbarkeit der übrigen Behörden in Rom (2. Cap. S. 215 f.) keineswegs aufgehoben, obgleich vielfach in ihrer Sphäre eingeſchränkt und zum Theil factiſch ganz verdrängt. Dieß gilt namentlich von den Comitialgerichten, deren Gerichtsbarkeit förmlich erſt unter Auguſt aufgehoben worden iſt; von der Gerichtsbarkeit des Senats, der ſein altes Recht, die hohen Magiſtrate für Aufrechthaltung und Rettung der Republik zu ermächtigen, gegen die Gracchen und gegen Catilina bethätigte u. ſ. w. Zweifelhafter iſt die fortdauernde Möglichkeit der Niederſetzung einer quaestio extraordinaria für ein Verbrechen, welches durch die ſtändigen Quäſtionen bereits vorgeſehen war. Der Verf. weiſt die Unhaltbarkeit der Hauptſtütze der gewöhnlichen bejahenden Annahme ſehr gut nach; der Prozeß gegen den Milo, ſo wie er wirklich Statt gefunden hat, war keine quaestio extraordinaria, ſondern eine quaestio ordinaria auf den Grund der von Pompejus mit ſpecieller Rückſicht auf die caedes in via Appia facta durchgeſetzten lex de vi (S. beſonders Wächter im N. Arch. d. Crim. R. Bd. 13, S. 6). Allein ſo richtig dieß iſt, ſo möchte doch für unſere Frage der entſcheidende Punkt vielmehr der ſeyn, daß der Senat zunächſt allerdings eine außerordentliche Quäſtio über jenen Vorfall niederſetzen wollte; decernebat Senatus, ut veteribus legibus, tantummodo extra ordinem quaereretur (pro Mil. c. 6). Wenn auch dieſer Beſchluß des Senats nicht zur Ausführung gediehen iſt, ſo beweiſt er doch ſchon an und für ſich hinlänglich, daß der Niederſetzung einer quaestio extraordinaria trotz der bereits beſtehenden q. ordinaria nichts im Wege ſtand, daß ſie rechtlich und verfaſſungsmäßig möglich und thunlich war. Auch wählte Pompejus einen andern Ausweg, nicht weil er den Beſchluß des Senats für verfaſſungswidrig, ſondern weil er ihn zur Erreichung ſeiner feindſeligen Abſichten gegen den Milo nicht für ſicher genug hielt.

Von neuen entſtandenen Beamten iſt der triumviri capitales zu gedenken, deren criminalpolizeyliche Function nur mit einer geringfügigen Jurisdiction verbunden war (S. 226). — Die Gerichtsbarkeit des Eheherrn über die Ehefrau iſt mit der ſtrengen Ehe ſelbſt allmählig *) verſchwunden, und die Jurisdiction des Hausvaters über das Hauskind, obgleich im Allgemeinen fortbeſtehend, wurde doch durch die Sitte jetzt ſchon wenigſtens des Rechts über Leben und Tod entkleidet.

In den allgemeinen Grundſätzen des gerichtlichen Verfahrens (2. Abth. S. 258) dürfen wir nach dem ganzen Verhältniß dieſer Periode zu der früheren weniger Neuerung, als vielmehr Entwicklung und Fortbildung erwarten. Dieß beſtätigt ſich namentlich auch hinſichtlich des Anklageprincips. Es gilt nicht allein nach wie vor die Regel, daß ohne Anklage Niemand verurtheilt werden kann, das Anklageverfahren erhält jetzt erſt ſeine vollendete Ausbildung, indem die Anklage nicht mehr wie bey den Volksgerichten ein ausſchließliches Recht der Magiſtrate iſt, ſondern vor den Quäſtionen jedem aus dem Volke (mit wenigen Ausnahmen) frey ſteht.

(Fortſetzung folgt.)

*) Vgl. jedoch Tac. Annal. XIII, 32.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Geschichte des römischen Criminalprocesses bis zum Tode Justinian's.

(Fortsetzung.)

Je richtiger aber der Verf. anerkennt, daß während dieser Periode eine weitere Entwicklung des Inquisitionsprozesses entweder gar nicht oder nur in sehr geringem Maaße ersichtlich ist, desto mehr befremdet es, ihn den Hauptgrund der späteren Entwicklung inquisitorischer Elemente schon in dieser Periode und zwar in der allgemeinen Ueberzeugung von dem Unehrenhaften und Verächtlichen, was in dem Geschäft eines Anklägers liege, suchen zu sehen. „Das Princip des Anklageverfahrens konnte sich nur halten, so lange die Verfolgung von Verbrechen als eine Ehrensache angesehen wurde. — Der äußeren Form nach bildete zwar jetzt, wie in der früheren Zeit, der Anklageproceß noch die unbestrittene Regel; allein das ganze Gebäude erscheint doch schon von Grund aus so untergraben, daß es nur eines leisen Anstoßes bedurfte, um dasselbe zusammen zu stürzen.“ (S. 261). Jedenfalls war jener Todeskeim ein sehr langsam wirkender; das System der Anklage erhielt nicht nur erst in der Kaiserzeit durch die Gesetzgebung über die Calumnie u. s. w. seinen Ausbau, es hat auch bis zuletzt seine Herrschaft behauptet, wenn auch mit bedeutenden Modificationen. Wäre hiebey der Abscheu vor den Anklägern ein auch nur hauptsächlich mitwirkendes Moment gewesen, so wäre schwer zu begreifen, wie derselbe nicht vielmehr zur vollständigen Abschaffung des Accusationsverfahrens geführt haben sollte. Es haben aber jene späteren inquisitorischen Elemente ihren Grund vielmehr in dem ganzlich veranderten politischen Zustande, in der gesammten Stellung und Bedeutung der späteren Magistrate und in dem Erlöschen des öffentlichen Rechtslebens überhaupt. In der That traf Gehässigkeit und Mißachtung auch von jeher nur den gewerbsmäßigen Ankläger, nicht den Ankläger an und für sich.

Das Verfahren in den Quästionen zerfällt in das Instructionsverfahren vor dem Prätor und in das Hauptverfahren vor dem Gerichte selbst. Das Verfahren vor dem Prätor beginnt mit dem Gesuche um die Erlaubniß, gegen eine bestimmte Person wegen eines gewissen Verbrechens als Ankläger aufzutreten (postulatio). Nach einer gewissen Zwischenzeit kam es zur nominis vel criminis delatio, durch welche der Angeklagte wie das Verbrechen genauer bezeichnet werden sollte; es konnte daher die Postulatio in der Regel umgangen werden, worauf wenigstens das seltene Vorkommen derselben deutet. Erschien der Angeschuldigte, so wurden sofort durch die Interrogatio die Hauptpunkte bezeichnet, auf welche sich die späteren Verhandlungen zu erstrecken hatten. Der Verf. hat trefflich nachgewiesen, wie das auf solche Interrogation erfolgte Geständniß keineswegs weitere Verhandlungen entbehrlich gemacht, noch sofort den Prätor zum Ausspruche der gesetzlichen Strafe berechtigt hat (S. 272): es stellt sich dabey die Unwissenheit des Pseudo-Asconius, wie die Unzuverlässigkeit der angeblichen Rechtsregeln in den Declamationen und Controversien der Rhetoren, — meist feststehende Traditionen aus den Schriften der

Griechen — in einem recht grellen Lichte dar. — Folgt die inscriptio und subscriptio, das Protokoll über die vorgebrachte Anschuldigung; aber erst durch die nominis receptio, die Erklärung des Prätors, daß gegen eine gewisse Person die Klage angenommen sey, wird der Anklagestand (reatus) mit seinen nachtheiligen Folgen begründet.

Die Frevel und Ränke der Privatankläger riefen höchst wahrscheinlich ziemlich frühe schon in dieser Periode Strafen gegen sie hervor; der Verf. setzt mit vieler Wahrscheinlichkeit die Entstehung der räthselhaften Lex Remmia in den Anfang dieses Zeitraums und läßt sie in der Kaiserzeit in Folge veränderter Umstände und Ansichten — die Delatoren und Calumniatoren wurden von vielen Kaisern begünstigt — allmählig außer Uebung kommen. Um so weniger kann aber Ref. an die von dem Verf. mit den meisten angenommene Strafe der Brandmarkung glauben. Diese Strafe widerspricht zu entschieden dem Geiste des republicanischen Strafrechts, welches keine körperlichen Strafen, am wenigsten verstümmelnde und verunstaltende, kennt (noch eine Verordnung von Theodos d. J. verbietet, die zur Bergwerksarbeit verurtheilten im Gesicht zu brandmarken); es ist ferner die Antlitz-Brandmarkung der Sklaven (Gaj. I., §. 13) ein zu gewichtiges Argument gegen die Anwendung derselben auf römische Bürger, als daß wir ohne ausdrückliche Zeugnisse diese letztere annehmen dürften. Nun macht aber die Stelle bey Cicero (pro Rosc. Amer. c. 20. [judices] ita vehementer tibi literam istam [K] ad caput adfligent etc.) den Schluß einer sarkastischen Vergleichung der Ankläger mit den Gänsen und Hunden des Capitols und kann daher sehr wohl als eine der Haltung des ganzen Bildes entsprechende Hindeutung auf die Strafe der Infamie aufgefaßt werden (ut postea neminem nisi fortunas vestras accusare possitis). Der Gegensatz, welchen Papinian (in der L. 13 D. de testib.) zwischen einem Calumniator und einem homo integrae frontis macht, ist jedenfalls figürlich zu nehmen; für seine Zeit hat noch Niemand das Fortbestehen jener Strafe behauptet.

Gehen wir auf das Hauptverfahren selbst über, so trägt die Rechtsprechung in diesen Quästionen denselben Charakter an sich wie die in den Volksgerichten: auch hier betrachteten sich die Richter nicht als willenlose Vollstrecker des Gesetzes, sie schöpften vielmehr ihr Urtheil, hinter welchem weder eine höhere Instanz noch die Möglichkeit einer Begnadigung stand, aus der Würdigung aller concreten Umstände so wie der Persönlichkeit des Angeschuldigten. Daher das Bemühen des Letzteren das Mitleiden seiner Richter zu erwecken, daher die Berechnung der Anklage- wie der Vertheidigungsreden auf das Gefühl und die Leidenschaften der Richter, welche nach unserem heutigen Brauch so befremdend erscheinen muß.

Die Bildung des einzelnen Gerichts geschah durch's Loos (sortitio). Gegen die Erlooften stand den Partheyen bis auf eine gewisse Anzahl das Verwerfungsrecht zu, und die durch dessen Ausübung entstandene Lücke wurde durch die Subsortitio wieder ausgefüllt. Eben jene Beschränkung der Recusation auf eine gewisse Zahl macht es aber höchst unwahrscheinlich, daß die nachgeloosten Richter (wie der Verf. annimmt) ebenfalls rejicirt werden konnten. — Nur ausnahmsweise bey der einen oder andern Quästio fand Editio d. h. Auswahl der Richter durch die Partheyen selbst Statt.

Nach der Eröffnung des Verfahrens durch die Reden des Anklägers und Vertheidigers (das genauere hierüber s. bey dem Verf. S. 316 f.) kam es zum Beweisverfahren. Ein gesetzliches Beweissystem im Sinne unseres heutigen gemeinen deutschen Prozesses, als bindende Maaßgabe der Verurtheilung oder Lossprechung, ist der alten Strafrechtspflege überhaupt und so denn auch der der quaestiones perpetuae unbekannt. Wenn wir gleichwohl den Verfasser, welcher jenen Grundsatz unbedingt anerkennt, mit großem Geschicke einen zusammenhängenden ausführlichen Bau von Regeln über den Beweis in dieser Periode aufstellen sehen, (S. 327 f.,) so steht dieß damit keineswegs im Widerspruch. Theils enthielten die leges judiciorum publicorum über die Erhebung und Benützung gewisser Beweismittel allerdings genauere Vorschriften: dahin gehören namentlich die Bestimmungen über die Zulassung zum Zeugniß, über die Fol-

terung der Sklaven zur Bekräftigung ihres Geständnisses und ihres Zeugnisses, über Gestattung der Hausſuchung u. ſ. w. Zum andern Theil ſind es Sätze, welche, aus der genaueren Beobachtung und Prüfung der Beſchaffenheit und Glaubwürdigkeit der einzelnen Beweismittel geſchöpft, in den gerichtlichen Kämpfen der Redner ſo wie ſpäter in den rhetoriſchen Schriften feiner ausgebildet und mit einem gewiſſen theoretiſchen Anſehen bekleidet wurden, und ſo ſich in dem Brauch der Gerichte allmählig feſtſetzten, ohne jedoch zur bindenden geſetzlichen Norm erhoben zu werden. In dieſe letztere Reihe müſſen wir auch die ſcharfe theoretiſche Ausbildung des Indizienbeweiſes ſtellen, welche uns namentlich in den rhetoriſchen Schriften Cicero's entgegentritt (und von da aus auch theilweiſe in die peinliche Gerichtsordnung Carl V. übergegangen iſt). Daß auf Indizien in dieſer Zeit unbedenklich verurtheilt wurde, weiſt der Verf. überzeugend nach; ihre genauere Würdigung war Sache des Richters.

Da jede einzelne Quäſtio genau ſo viel Vollmacht hat, als die betreffende lex judicii publici ihr zutheilt, ſo kann ſich die Aburtheilung immer nur auf das ſpezielle unter die Quäſtio fallende Crimen beziehen, es kann eben deßhalb auch nur die volle geſetzliche Strafe zuerkannt werden, oder gar keine; allgemeine Milderungs- oder Schärfungsgründe im heutigen Sinne des Wortes gab es nicht. Bey der Abſtimmung konnten aber die Richter jetzt auch durch ein non liquet das eigentliche Urtheil ablehnen und dieß führt den Verf. auf eine genaue, ältere und neuere Anſichten vielfach berichtigende Erörterung über die Ampliatio und Comperendinatio. Das Ampliationsverfahren, welches bey jeder Quäſtio vorkommen konnte, war — um die Hauptſätze des Verf. anzudeuten — eine genaue Wiederholung des erſten Verfahrens, worin alſo beyde Partheyen (nicht bloß derjenige, deren erſter Vortrag ungenügend befunden wurde) ihre Vorträge und die Beweisvorlage erneuerten. Schon zu Cicero's Zeit ſcheint aber die Ampliation ſo ziemlich außer Gebrauch gekommen zu ſeyn, und eben dadurch wurde als neues Auskunftsmittel die Comperendination hervorgerufen. Durch die Lex Servilia für die quaestio repetundarum eingeführt, erhielt ſie ſich bey dieſer (andern Quäſtionen iſt ſie fremd) ununterbrochen (denn die Lex Acilia iſt vor die L. Servilia zu ſetzen S. 373) bis zum Uebergang dieſer Quäſtio an den Senat. Die Comperendination, wovon der Prozeß gegen Verres ein anſchauliches Bild gewährt, theilte den Prozeß in zwey (oder auch mehrere) Actionen, welche aber nicht als Wiederholung ſondern als Fortſetzung des Verfahrens aufzufaſſen ſind. Mit dem Schluße der zweyten actio war dieß letztere beendigt und die Richter mußten nun mit absolvo oder condemno abſtimmen, eine Ampliatio war hier nicht ſtatthaft (S. 375).

Eine Provocation fand gegen die Urtheile der Quäſtionen ſo wenig Statt wie gegen die der Volkscomitien ſelbſt, wie der Verf. S. 387 befriedigend ausführt, ob er gleich dadurch mit ſeinen eigenen frühern Anſichten (S. 161) in einigen Widerſpruch gerathen möchte.

Darf ſchließlich Ref. noch einigen Raum für einen gedrängten Bericht über die dritte Periode, den Prozeß der Kaiſerzeit, in Anſpruch nehmen, ſo muß er wiederholt dieſen Theil des Werks, ſo wie er der ausführlichſte iſt, ſo auch für den verhältnißmäßig gelungenſten anerkennen und die allerdings trefflichen Vorarbeiten Bethmann-Hollwegs, in Hinſicht auf die Gerichtsverfaſſung, ſo wie des Jac. Gothofredus in vielen einzelnen Punkten können das ſelbſtändige Verdienſt dieſer zuſammenhängenden und erſchöpfenden Darſtellung nicht ſchmälern.

Der innere Unterſchied zwiſchen der gegenwärtigen und der vorausgehenden Periode — mit dieſer richtigen Bemerkung leitet der Verf. ſeine Unterſuchung ein — iſt ein weit tieferer, als der zwiſchen den beyden vorhergegangenen Perioden. Der republicaniſche Strafprozeß konnte dem Auflöſungsprozeſſe des altrömiſchen Staatsweſens nicht entgehen; an die Stelle der republicaniſchen Gerichtsverfaſſung trat eine neue, dem veränderten politiſchen Zuſtande angemeſſenere, und auch das Verfahren mußte von der durchgreifenden Umgeſtaltung der Rechtsverfaſſung berührt werden. In Hinſicht auf die Strafgerichtsverfaſſung iſt es nun aber

zunächst ein bemerkenswerther Umstand, daß sich der Zeitpunkt, in welchem die quaestiones perpetuae erloschen sind, mit einiger Sicherheit nicht bezeichnen läßt. Wie in so vielen andern Stücken hat man auch hier dem Alten sein Scheinleben gelassen, aber etwas neues daneben gesetzt, wodurch das erste so allgemach unterhöhlt wurde, daß sein völliges Eingehen kein besonderes Andenken mehr hinterlassen hat. Unser Verf. läßt (abweichend von der gewöhnlichen Ansicht) die quaestiones perpetuae mit dem ersten Jahrhundert erlöschen; denn Quintilian erwähnt ihrer als einer fortbestehenden Anstalt, während die Schriftsteller des zweyten Jahrhunderts tiefes Stillschweigen darüber beobachten. Gemäß der allgemeinen Tendenz der Kaiserzeit, aus Rom, Italien, und den Provinzen ein dem Willen des Herrschers gleichförmig unterworfenes Unterthanen-Reich herzustellen, sehen wir im gesammten Reiche, nach dem Typus der frühern Provinzialjurisdiction, eine gleichförmige Criminaljustizverfassung eintreten, welche in Rom (und Constantinopel) durch den Stadtpräfecten, in den Provinzen durch die praesides provinciarum, in Italien durch die Statthalter gehandhabt wird; und über diesen Provinz- und Districts-Gerichten stehen die allgemeinen Reichsgerichte, deren Stufenfolge die Hauptveränderungen in der Entwicklung der römischen Monarchie darstellt. Es war zunächst der Senat, durch August in gewissem Sinne an die Stelle der Comitien gesetzt, welchen wir eine ganz allgemeine concurrirende Jurisdiction ausüben sehen. Seine Gerichtsbarkeit wurde durch das Gericht des Kaisers verdrängt, um so leichter, als das Consistorium principis für einen Repräsentanten des Senats selbst gelten konnte. Eine völlige Umgestaltung erlitt die Jurisdiction der Kaiser und insbesondere das Consilium derselben durch die Constantinische Verfassung. Schon vorher aber war ihre Bedeutung gesunken und an das Gericht des Präfecti Prätorio übergegangen. Von Alexander Sever bis Diocletian war dieß Gericht das einflußreichste und umfassendste des ganzen Reichs; ja trotz der Bemühungen jenes Kaisers und noch mehr Constantins, die fast unbeschränkte Macht des Präf. Prät. zu brechen, wurde der Einfluß desselben in dieser Hinsicht dennoch nur wenig geändert.

Bey diesen durchgreifenden Veränderungen des Gerichtswesens haben sich dennoch für das Verfahren die alten Principien der Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und der Anklage im Wesentlichen forterhalten, freylich nicht ohne manchfaltige Modificationen. Die wichtigste hievon ist das in dem spätern Prozeß immer mehr hervortretende inquisitorische Element, durch dessen genaue und gründliche Nachweisung der Verf. ein bedeutendes Verdienst erworben hat. Die Aeußerungen selbstthätiger Fürsorge des Staats für Entdeckung und Bestrafung von Verbrechen sind nämlich viel zahlreicher und wichtiger, als man gewöhnlich (nach Biener) annimmt. Obgleich der Accusationsprozeß die Regel blieb, so war doch auch er nicht ohne starke inquisitorische Färbung; das Zeugenverhör hatte vorzugsweise nicht mehr von den Partheyen sondern vom Gerichte auszugehen; die Angeschuldigten sollten von dem Gerichte selbst verhört und zur Aufklärung zweifelhafter Punkte angehalten werden; die Anwendung der Folter erhielt nach und nach eine unverhältnißmäßige Ausdehnung, und das ganze Institut wurde nicht mehr als ein bloßes Bestärkungsmittel bereits abgelegter Aussagen, sondern in der That als ein eigentliches Wahrheitserforschungsmittel aufgefaßt (S. 534). Die zweyte Stufe sodann, in welcher die Idee des inquisitorischen Verfahrens hervortrat, war die, daß die Denunciation von Seite öffentlicher Beamten oder auch von Seiten bloßer Privatpersonen für hinreichend galt, einen Prozeß zu eröffnen. Und endlich gieng man noch dazu fort, daß das Gericht unter gewissen Voraussetzungen sofort von Amtswegen einschritt, ohne weder eine Accusation noch eine Denunciation abzuwarten. Diese letzte Form fand aber allerdings nur aushilfsweise Statt, und war von dem reinen Inquisitionsprozesse unseres heutigen Rechts noch immer sehr weit entfernt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Atlas von China, nach der Aufnahme der Jesuiten-Missionäre. Herausgegeben von Stephan Endlicher. I. Lieferung. Wien 1843 *).

In den ältesten Denkmälern der Chinesen, wie im Annalenbuche, werden bereits Landkarten, in Erz und Stein eingegraben, erwähnt; es sind dieß aber solche Darstellungen einzelner Gegenden und ganzer Länder, worin die Entfernung der Orte bloß nach dem Augenschein, nach der sinnlichen Erfahrung oder der Meilenangabe der benachbarten Bewohner eingetragen wurde. Von astronomischen Beobachtungen und mathematischen Berechnungen, um die Lage und die Entfernung einzelner Plätze von einander zu bestimmen, ist in den frühesten Jahrhunderten der chinesischen Geschichte nirgendwo die Rede. Zu den Zeiten Davids verstanden es die hervorragenden Männer des Mittelreiches, die Polhöhe, nach der Weise des Pytheas von Massilia, vermittelst eines Gnomon zu bestimmen; ob sie aber auch ohne Hülfe der Fremden die Länge berechnen konnnten, wird wohl niemals mit Sicherheit angegeben werden. Aus der Lebensbeschreibung des berühmten Astronomen und Mathematikers Kuoscheuking erhellt, daß dieß zur Zeit der Mongolenherrschaft in China der Fall gewesen ist. Kuoscheu berechnete die Länge der Orte von dem Mittagkreise, den er durch Peking zog; der Chinese mag aber diese Kenntniß von den vielen Fremden, Muhammedanern und Christen, welche zu den Zeiten der Juen sein Vaterland besuchten, erhalten haben. So viel ist sicher, daß bey der Wiederentdeckung des Landes durch portugiesische Kauffahrer und christliche Sendboten die Bewohner des Mittelreiches in allen astronomischen, mathematischen und geographischen Wissenschaften nur sehr geringe oberflächliche Kenntnisse hatten. Die romanischen Jesuiten haben wohl später aus Partheyzwecken die Kenntnisse und Einsichten ihrer Schützlinge zu hoch gestellt. „Schreibe meines Theils dü Halde," sagt der deutsche Jesuit P. Frölich, „was er immer wolle von der Richtigkeit der chinesischen Abmessungen; ich, der ich anjetzo dieses Reich ziemlich zu Fuß abmesse, bin ein aus eigner Ueberzeugung belehrter Zeug, was große Fehler in diesen Massen unterlaufen; wie unwissend jene waren, die an die Abmessung dieses Reiches Hand angelegt haben *)." Es scheint sogar, daß Frölich selbst auf die Arbeiten seiner Genossen zu den Zeiten Kanghi's anspielen und auch sie, was von anderer Seite her ebenfalls geschehen ist, der Flüchtigkeit und Ungenauigkeit beschuldigen wollte. Vor den Aufnahmen und Vermessungen der katholischen Sendboten waren nur höchst selten die Längen und Breiten der Orte angegeben, wie man aus den höchst mangelhaften Karten in der officiellen Beschreibung des Reiches zu den Zeiten der

*) Diese Lieferung enthält die Karten der Kreise Kiangsu, Honan, Schantong und Tschekiang, nebst dem chinesischen Index über die drey ersten Kreise. Das Verzeichniß der Namen in Tschekiang wird nachgeliefert.

*) Der Brief ist vom 18. Juli 1746 datirt und steht in dem Neuen Weltbott, Bd. 35 S. 25.

Ming und aus der geographischen Darstellung der Tatarei und Chinas im Beginne der Jahrbücher der Mongolendynastie ersieht. Dieß ist sogar jetzt noch bey den Karten der Fall, die den neuesten Ausgaben der statistischen, geographischen und administrativen Beschreibungen des Mittelreiches beygegeben sind; mehrere Angaben des kostbaren, in Deutschland einzigen Werkes der gesammelten Satzungen sind in den Atlas Asiens von Ritter und Grimm eingetragen worden; es hat sie der Schreiber dieses den Verfassern zu dem Endzwecke mitgetheilt. Die Mangelhaftigkeit der graphischen Darstellungen der Chinesen heutigen Tages ist aber desto auffallender, weil sie durch die trefflichen Karten und geographischen Werke *) der Missionäre längst schon eines Bessern belehrt wurden. Sind doch noch ganz vor Kurzem einige mathematisch-geographische Werke in China erschienen, freylich nicht von Mitgliedern des Hanlin, in welchen das Weltgebäude nach dem ptolemäischen System dargestellt wird.

Der zweyte Himmelssohn des jetzt regierenden Herrscherhauses der Mandschu, welchen wir gewöhnlich nach dem Namen seiner Regierungsperiode, Kanghi nennen, war einsichtsvoll genug, das Mangelhafte der einheimischen Landkarten zu erkennen; deßhalb befahl er den an seinem Hofe lebenden Jesuiten, das Reich zu vermessen und nach astronomischen Beobachtungen die Längen- und Breitengrade der einzelnen Orte zu bestimmen. „Ich habe Leute ausgeschickt," so spricht der treffliche Fürst in einem seiner Werke, „um die Berge, die Flüsse, die Städte und Dörfer genau aufzunehmen, von dem Reiche der Birmanen im Süden bis zu dem der Moskowiter im Norden, von dem Meere im Osten bis zu der tübetanischen Bergkette Kentis im Westen. Es wurden die himmlischen Grade aller Orte angegeben und das Ganze dann Allgemeine Karte des Mittelreiches genannt. Ich habe dieses Werk durch geschickte Zeichner darstellen, in Kupfer stechen (1721) und dann dem Drucke übergeben lassen *)." Der Himmelssohn ließ die Arbeit der Missionäre durch eine eigene Commission prüfen. Es sey dieß, heißt es in seinem Erlasse, ein Werk von mehr als 20 Jahren; man möge diese Karte sorgfältig mit der Steuerrolle des Ju im Buche der Chroniken vergleichen und über das Ergebniß Bericht erstatten. Da ein einsichtsvoller redlicher Fürst an ihrer Spitze stand, so waren auch die Beamten einsichtsvoll und redlich genug, zu erklären: die alten Karten des Mittelreiches, nach geschriebenen oder mündlichen Ueberlieferungen gezeichnet, ließen viel zu wünschen übrig; es seyen Flüsse und Berge unrichtig dargestellt; auf dieser neuen Karte hingegen wäre Alles so klar wie Sonne und Mond, alle Wolken seyen verscheucht und die Menschheit erleuchtet **). Die Missionäre hatten zu dieser Zeit nur China, im engern Sinne des Wortes, die Mandschurei bis zum Amurgebiete und der russischen Gränze, dann einen kleinen Theil der Mongolei wissenschaftlich aufgenommen. Korea, Mittelasien, Tübet mit eingerechnet, konnten bloß nach unsichern Reiserouten und den fehlerhaften einheimischen Karten dargestellt werden. Kienlong, der zweyte Nachfolger des Kanghi, befahl im zwanzigsten Jahre seiner Regierung (1756), daß die noch fehlenden Länder Mittelasiens durch August Hallerstein, seit 1746 einer der Vorsteher der astronomischen Behörde, und einige andere Jesuiten ebenfalls wissenschaftlich aufgenommen wurden, was auch geschehen ist. Durch diese Arbeiten Hallersteins und seiner Genossen haben auch die bereits vermessenen Kreise, namentlich die nordwestlichen Theile des Reiches, manche Zusätze und Verbesserungen erhalten. Diese neuen Karten Mittelasiens würden dann, auf Befehl des Himmelssohnes, in chinesischer und mandschurischer Sprache bekannt gemacht und sind höchst wahrscheinlich auch der officiellen Beschreibung der

*) Mehrere der geographischen Werke der Missionäre, welche sie zu den Zeiten der Ming und der jetzt regierenden Dynastie herausgegeben haben, sind in dem officiellen Kataloge der großen Büchersammlung des Kienlong, unter der Abtheilung Geographie, verzeichnet.

*) Mém. concernant les Chinois IX. 187.

**) Mailla, Histoire générale de la Chine. Préface 55.

westlichen Gegenden (Siju tutschi), in zweyundfünfzig Büchern, beygegeben worden. Man weiß, daß wir diesen trefflichen Arbeiten, den Aufnahmen und Vermessungen der Missionäre unter Kanghi und Kienlong, unsere wissenschaftliche Kunde von Ost- und Mittelasien verdanken und daß sie heutigen Tags noch allen unsern chartographischen Darstellungen dieser großen Länderstrecken zu Grunde liegen. Die geographische Kenntniß dieser Gegenden der Erde ist seit dieser Zeit nur an einzelnen unbedeutenden Punkten erweitert und berichtigt worden; im Nordwesten des Mittelreiches durch die Russen und an den südöstlichen Gestadelandschaften durch die Beobachtungen der Engländer, namentlich durch die Messungen der Kapitäne Roß und Maughan, welche in dem bekannten nautischen Werke von Horsburgh gesammelt wurden. Diese neuern und neuesten Beobachtungen und Aufnahmen stimmen aber durchgängig mit den Angaben der Missionäre, bis auf geringe Abweichungen, überein; sie zeigen, daß wir uns auf die Genauigkeit und Sorgfalt der gelehrten Jesuiten vollkommen verlassen können. Es blieb uns jetzt nur noch zu wünschen, daß auch wir Leute des großen westlichen Oceans diese Arbeiten der Missionäre rein und unverfälscht, wie sie aus ihren Händen kamen, erhielten. Dieß ist jetzt zum Theil geschehen. Die Ergebnisse der Aufnahmen und Forschungen über Mittelasien und die benachbarten Länder zu den Zeiten des Kienlong findet man in der großen Karte Mittelasiens von Klaproth *); die ursprünglichen Karten des P. Hallerstein und seiner Genossen, welche dieser Sinologe wahrscheinlich, wie die von Bayer, aus Rußland mitgenommen hatte **), sind noch nicht herausgegeben oder auch nur zum Vorscheine gekommen; es findet sich jetzt, so viel ich weiß, kein Exemplar derselben in Europa, wenn man nicht die Darstellungen in den gesammelten Satzungen des Reiches, wo aber, wie gesagt, die Längen und Breiten fehlen, dafür gelten lassen will. Wir wissen aus einem Briefe des P. Hallerstein, daß die Jesuiten zu Peking ihre mathematischen und geographischen Werke nach St. Petersburg schickten *), wo sich vielleicht auch diese Karten, neben den andern kostbaren handschriftlichen Arbeiten dieser gelehrten Männer, noch vorfinden.

Die Missionäre zu den Zeiten Kanghi's haben ohne Zweifel mehrere Abschriften ihrer Karten nach Europa gesandt; sie kamen aber entweder nicht in die rechten Hände oder wurden entwendet, und, was bey ihren Arbeiten nicht selten der Fall war, heimlich benutzt und verkauft. Der berühmte Geograph d'Anville erhielt von dü Halde ein Exemplar dieses Kartenwerkes und bearbeitete hiernach seinen Atlas des chinesischen Reiches; es wurden aber in diese europäischen Karten verhältnißmäßig nur wenige Orte eingetragen und die Namen der meisten Flüsse, Berge, Buchten und Inseln ganz weggelassen; die Namen welche man darauf liest, sind überdieß nicht selten bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

(Schluß folgt.)

*) Carte de l'Asie centrale, dessinée d'après les cartes levées par ordre de l'empereur Khian Loung, par les missionaires de Peking, et d'après un grand nombre de notions extraites et traduites de livres chinois. Par M. J. Klaproth. Paris 1836. Publiée par L. Berthe, éditeur de géographie, rue des noyers No. 46.

**) Catalogue des livres de feu Mr. Klaproth No. 972.

Geschichte des römischen Criminalprocesses bis zum Tode Justinians.

(Schluß.)

Mit einem Worte, so wenig in der gegenwärtigen Periode ein unversehrter Anklageprozeß mehr zu finden ist, eben so wenig ist ihr ein wirklich unvermischter Inquisitionsprozeß bekannt (S. 535).

Das Verfahren in den Gerichten erster Instanz und zwar zunächst das Vorverfahren se-

*) Neuer Weltbott a. a. O. 128.

hen wir ſich bedeutend vereinfachen, wie dieß bey der Vereinigung des geſammten Richteramts in der Hand des einen Magiſtrats nicht anders ſeyn konnte. Die geminderte Geltung bürgerlicher Freyheit führte zur häufigeren Anwendung der Verhaftung. Die Fortſetzung eines Strafprozeſſes ſo wie die Vollſtreckung der Strafe konnte der Kaiſer durch ſeine Interceſſion verhindern, der Ankläger dagegen konnte nicht mehr ſo willkührlich wie früher die Anklage fallen laſſen: die Calumnie, Tergiverſation und Prävarication erhielt erſt in der Kaiſerzeit ihre genauere geſetzliche Ausbildung.

Hinſichtlich des Hauptverfahrens und der Urtheilsfällung verdienen noch beſonders zwey Punkte hervorgehoben zu werden. Einmal die ſchärfere Ausbildung der Beweisregeln, von welchen der Verf. eine ausführliche und gründliche Darſtellung gibt; zu einem ausgebildeten, den Richter bindenden Beweisſyſtem kam es aber auch in dieſer Periode nicht. Eine höchſt charakteriſtiſche Neuerung war aber die Freygebung des richterlichen Ermeſſens in der Beſtimmung der Strafe. Während noch in den Quäſtiones perpetuä die Richter nur entweder die im Geſetz gedrohte Strafe ausſprechen oder abſolviren konnten, hatten die Strafrichter der Kaiſerzeit freye Hand, das Maaß der Strafe der Beſchaffenheit des beſondern Falles anzupaſſen und von der geſetzlichen Strafbeſtimmung abzugehen. Der Verf. begnügt ſich, dieß als einen materiellen Fortſchritt zu bezeichnen: die Thatſache findet ihre genügende Erklärung in der veränderten Stellung der Gerichte. Für die Quäſtionen waren die leges judiciorum publicorum Inſtructionen, an welche ſich die erſteren ſtreng und buchſtäblich gebunden erachten mußten; nach dem Untergange des ordo judiciorum publicorum wurden jene leges gewöhnliche Criminalgeſetze, und die Gerichtspraxis mag bey ihnen allmählich die Vollmacht, welche wahrſcheinlich zunächſt für die von den Kaiſern neu eingeführten crimina extraordinaria ertheilt worden war, ebenfalls ſich beygelegt haben. Es war dieß Verfahren einerſeits durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt, indem nur auf dieſe Weiſe den alten unveränderten Strafgeſetzen fortdauernde Anwendbarkeit erhalten werden konnte (die Richter der ſpätern Kaiſerzeit verhielten ſich zu den leges judiciorum publicorum nicht viel anders als unſere heutigen gemeinrechtlichen Richter zu der C. C. C.). Andrerſeits konnte nur durch dieſe freygegebene Berückſichtigung der concreten Verſchuldung, da wo die volle Strafe des Geſetzes nicht begründet erſchien, völliger Freyſprechung im ſtaatspolizeylichen Intereſſe vorgebeugt werden.

Aus der geſammten Stellung der richtenden Behörden zum Kaiſer ergiebt ſich endlich noch als weitere wichtige Neuerung die dem frühern Verfahren völlig fremde Appellation. Der Kaiſer war der oberſte Richter für das geſammte Reich und jedes Erkenntniß, gleichviel von welcher Behörde dasſelbe erlaſſen worden, konnte, von einigen wenigen Fällen abgeſehen, bey ihm angefochten und von ihm abgeändert werden.

Ref. wünſchte durch dieſe Anzeige vornehmlich auch die philologiſchen Leſer dieſer Blätter auf das obige Werk aufmerkſam zu machen; es iſt ihnen damit ein Hilfsmittel zum richtigen Verſtändniß einer der wichtigſten Seiten des römiſchen Staats- und Rechts-Lebens geboten, wie dieß nur von einem mit dem Alterthum und der Sache ſelbſt gleich vertrauten Autor hergeſtellt werden konnte. Auch der praktiſche Juriſt wird aus dieſer fließenden und klaren Darſtellung der Entwicklung und Schickſale des römiſchen Strafprozeſſes vielfache Belehrung ſchöpfen und unter anderem zur Würdigung der großen auf dieſem Gebiete ſchwebenden Fragen des Tags wenigſtens die Frucht ziehen, welche die Beachtung der Geſchichte und ein durch Vergleichung erweiterter Geſichtskreis gewähren.

D.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Atlas von China, nach den Aufnahmen der Jesuiten-Missionäre.

(Schluß.)

Herr Graf Dietrichstein, der einsichtsvolle thätige Vorstand der k. k. Hofbibliothek, war so glücklich, eine vollständige Abschrift der chartographischen Arbeiten der Missionäre zu den Zeiten Kanghi's für die kaiserliche Büchersammlung anzukaufen, und hat sich dadurch ein bleibendes Verdienst um die Wissenschaft der Erdkunde erworben. Es ist dieß jetzt das einzige, in Europa bekannte vollständige Exemplar der Kartensammlung Kanghi's. Ein noch größeres Verdienst erwirbt sich aber durch die Herausgabe derselben der vielkundige Endlicher, welcher in sich allein die Bestrebungen einer ganzen Akademie der Wissenschaften vereinigt. Wir besitzen bereits von dem Atlas der Missionäre die erste Lieferung, die Kreise Tschekiang, Kiangsu, Schantong und Honan enthaltend, in einer wahrhaft prachtvollen Ausführung. Das ganze Werk wird in sechs Lieferungen, wovon eine jede vier Blätter enthält, vollendet seyn. Der gewissenhafte sorgfältige Herausgeber glaubte mit Recht, daß es am zweckmäßigsten sey, die Karten in der Gestalt und Größe der Originale mitzutheilen und an ihnen so wenig als möglich zu ändern; nur wurden die Kreise, die Bezirke und Städte nach ihren jetzigen Gränzen und administrativen Rangordnungen dargestellt. Auch sind einige Oertlichkeiten des seit Kanghi sehr erweiterten Kreises Kansu, längs des Rhabarbergebirges im Norden des Kokonor, nach den spätern Aufnahmen unter Kienlong in die frühern Karten eingetragen worden, wofür die Geographen dem umsichtigen Gelehrten zu besonderem Danke verpflichtet sind. Man wird es aber schwerlich allenthalben billigen, daß die französische Umschreibung der chinesischen Wörter beybehalten wurde. Warum sollen wir Deutsche uns nach dem französischen Lautsystem richten, welches doch, wie bekannt, viel ärmer und unvollkommner ist, als das unserer Muttersprache? Das Hauptverdienst des Herausgebers besteht aber in dem Verzeichnisse aller größern und kleinern Orte, mit Angabe der Längen und Breiten, wobey die auf astronomischen Beobachtungen beruhenden vermittelst einer durchschossenen Schrift hervorgehoben werden. Auch die Namen der Berge und Inseln, der Flüsse und Kanäle wurden sowohl mit chinesischer als europäischer Schrift in den Inder eingetragen. Erst durch diese mühevolle, mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführte Arbeit erhält der Atlas für den Kundigen das richtige Verständniß, seinen Werth und seine Brauchbarkeit. Aber auch der des Chinesischen Unkundige wird selbst bey einer bloß oberflächlichen Vergleichung dieses Werkes mit den vorhandenen graphischen Darstellungen des Mittelreiches, z. B. mit der 1840 bey Allen in London erschienenen, sehr gerühmten Karte des östlichen Asiens ersehen, wie sehr unsere geographischen Kenntnisse des Morgenlandes, namentlich in topographischer Beziehung, durch diese Originalkarten der Jesuiten bereichert wurden. Ein Sinologe, welcher zu diesem Verzeichnisse der Namen, wie sie heutigen Tags gang und gäbe sind im Reiche, die historischen Benennungen der frühern Jahrhunderte hinzufügen wollte, würde sich um die Förderung der chinesi-

schen Geschichte und Erdkunde ein Verdienst erwerben; denn es ist kaum irgend eine Oertlichkeit, ein Berg oder Fluß, welcher nicht im Laufe der chinesischen Geschichte mehrere verschiedene Namen erhalten hätte. Das Werk des Herrn E. Biot kann diesen Mangel nicht ersetzen; es ist nach einem zu beschränkten Maaßstabe angelegt und umfaßt bloß die Stadte ersten, zweyten und dritten Ranges. Diese Arbeit wäre auch gar nicht schwierig und erheischt keine großen Kenntnisse der chinesischen Sprache; denn die Chinesen haben in dieser Beziehung, wie in den meisten Arbeiten kompilatorischer Art, bereits Alles zusammengetragen; man kann sich nur mit einiger Sachkenntniß in ihren Werken leicht zurechtfinden und sie für unsere europäisch-wissenschaftlichen Zwecke benutzen. Zu den meisten neuern Ausgaben der geographischen Beschreibungen des Reiches wurden Tabellen (Taitsing itong tschi piao) hinzugefügt, in welchen die wechselnden Namen aller Oertlichkeiten, der Berge, Flüsse und Gewässer von dem Beginne der Monarchie bis auf den heutigen Tag enthalten sind; sie füllen in der Ausgabe des Tongtschi vom Jahre 1794 nicht weniger als acht starke Bände von mehr als sechshundert Doppelseiten.

Auf dem Atlas der Missionäre findet man selbst eine größere Menge von Städten, Inseln und Buchten verzeichnet und richtiger benannt, als auf der Karte der Ostküste des chinesischen Reiches, welche Horsburgh, kurz vor seinem Tode, nach den chinesischen Originalen im ostindischen Hause bearbeitet hat. Der berühmte Hydrograph scheint der Hülfe eines kundigen Sinologen entbehrt zu haben, denn mehrere chinesische Charaktere sind unrichtig geschrieben und fehlerhaft ausgesprochen. Man wird jetzt wohl auch, wo man die einheimischen Benennungen der kleinsten Lokalitäten kennt, von der Barbarey ablassen, sie mit neuen, aus der Phantasie oder der Schmeichelsucht der Seefahrer hervorgegangenen zu bezeichnen. So heißt die sogenannte Staunton sinsel, dem Fort Tsinghai (36° 53′ 0″ n. Br. 6° 7′ 20″ östl. L. von Peking) gegenüber, auf den einheimischen Karten Ortao oder Ohreiland; die Sattelinsel der Tscheuschan-Gruppe an der Küste Tschekiang's, Takieuschan. Dieselbe Bewandniß hat es mit der Gützlaffsinsel, mit der Buffalo-Insel und mehreren andern Namen, die wir den Einfällen ununterrichteter Seefahrer verdanken, welche die von Kulturvölkern bewohnten und seit Jahrtausenden benannten Gegenden als Entdeckungen betrachten und ihnen, gleichwie den namenlosen Eilanden um den Südpol, neue Benennungen beylegen. Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem von Klaproth sogenannten Archipel Potocki. Endlicher hegt keinen Zweifel darüber, daß dieser Archipel sich längs der südöstlichen Küste von Liaotong erstrecke. Horsburgh hielt diese Frage noch für unentschieden, und es ist in der That höchst auffallend, daß auf den neuesten Karten (1818) von Liaotong in den gesammelten Satzungen des Reiches *) auch nicht eine einzige Insel dieses bedeutenden Archipels aufgeführt wird: nur auf der Karte von Schingking in der Geographie des Kienlong, deren Druck bereits im Jahre 1789 begonnen hatte, aber erst 1804 vollendet wurde, finden sich der Stadt dritten Ranges Ninghai gegenüber neun Inseln verzeichnet, deren Namen weder auf der Karte noch in dem sonst so ausführlichen Texte gefunden werden.

Man glaube aber nicht, daß auch diese so reichen Karten die Namen aller Oertlichkeiten des chinesischen Reiches enthalten; dieß ist keineswegs der Fall. Es fehlen hier noch eine Masse geographischer Einzelnheiten, die auf den Specialcharten der chinesischen Topographien verzeichnet sind; an

*) Ich ersehe aus dem zu Hongkong erscheinenden Friend of China, daß die Pekinger Staatszeitung die Vollendung einer neuen Ausgabe des Taitsing Hoeitien ankündigt. Der Freund China's ist aber im Irrthume, wenn er glaubt, die europäischen Sinologen würden sich durch Mittheilung der statistischen Angaben dieses Werkes ein neues großes Verdienst erwerben. Die statistischen Documente dieses umfangsreichen chinesischen Staatshandbuches wurden bereits vor mehrern Jahren von dem Schreiber dieses übersetzt und erschienen in dem ersten Bande der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Sie sind von hier aus in alle geographisch-statistischen Handbücher des Westens übergegangen.

solchen Specialarbeiten besitzt die chinesische Literatur bekanntlich einen großen Reichthum; denn der Kleinigkeitssinn des chinesischen Volkes gefällt sich in solchen ermüdenden, Geist tödtenden Einzelnheiten. Genaues Nachahmen des Gegebenen selbst bis auf einen zufälligen Schmutz- oder Rostflecken, das Auswendiglernen ganzer Bücher mit der herkömmlichen Betonung eines jeden Wortes, den Körper nach den im Sittenspiegel verzeichneten Normen zu wenden und zu drehen, jeden Berg und jeden Hügel, jedes Bächlein und jede Pfütze bey ihren ehemaligen und gegenwärtigen Namen zu nennen, das ist ja der Stolz der himmlischen Magister des Mittelreiches. Diese sogenannte Wissenschaft wird von der Regierung erhoben und verehrt; auf diesem äußerlichen Flickwerk, auf diesen Fetzen der wahren Civilisation beruht der barbarische Hochmuth der Söhne der Tang. Die Innerlichkeit einer Gemüths- und Geistesbildung findet sich wohl ausnahmsweise bey einzelnen hervorragenden Männern und Frauen; in der herkömmlichen Volkserziehung, die man richtiger eine Volksverdummung nennen könnte, wird aber niemals darauf hingewirkt. Und so sind durch das tausendjährige Einerley die höhern geistigen Fähigkeiten wie die tiefern gemüthlichen Regungen, mit einem Worte der Mensch ist in der äußerlichen thierischen Abrichterey zu Grunde gegangen.

Neumann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

Det kongelige danske Videnskabernes Selskabs naturvidenskabelige og mathematiske Afhandlinger. Deel 9. Kjobenh. 1842. 4.

G. Romegialli. Storia della Valtellina e delle già contee di Bormio e Chiavenna. Fasc. 1 — 14. Sondrio 1839.

Recopilacion de todas las ordinaciones concedidas por el Rey Don Felipe a la ciudad de Caragoça, año de 1628. Carag. 1628. f.

Dr. E. G. Förstemann, Die Gesetzsammlungen der Stadt Nordhausen im 15. und 16. Jahrhundert. Nordhausen 1843.

— — — Das alte Mühlhauser Rechtsbuch aus dem 13. Jahrhundert. Nordhäusen 1843.

Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. II. Bonn 1843.

Dr. E. F. Vogel, Die zwey neuesten sächsischen Gesetzentwürfe über das literarische Eigenthum und über Censurbefreyung. Leipzig 1843.

Annuaire historique universel ou histoire politique pour 1841, redigé par Rosenwald et Desprez sous la direction de M. C. L. Lesur. Paris 1842.

Archiv für die Geschichte Liev-, Esth- und Curlands, herausgegeben von Dr. J. G. von Bunge. Dorpat 1843.

Fr. Palacky, Archiv cesky cili staré pjsemné památky české i morawské. Djl 1. 2. WPraze 1842.

Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Doberan im September 1841. Güstrow 1842.

Blaupot ten Cate, Geschiedenis deer Doopsgezinden in Groningen, Overijssel en Oost-Friesland. Deel 2. Leeuw. 1842.

Die historischen Landes-Rechte in Schleswig und Holstein urkundlich. Kiel 1842.

J. Kitka, Beyträge zur Lehre über die Erhebung des Thatbestandes der Verbrechen. Wien 1843.

Dr. W. G. Soldan, Geschichte der Hexenprocesse. Aus den Quellen dargestellt. Stuttgart 1843.

Dr. G. O. Piper, Ueber die Seelenstörung und Zurechnungsfähigkeit. Leipzig 1843.

D. Löwenberg, Beyträge zur Kenntniß der Motive der preußischen Gesetzgebung. Th. 1. 2. Berlin 1843.

W. Jardine, The naturalist's library. Mammalia. Vol. XI. Marsupialia or pouched animals by G. R. Waterhouse. Introduction to the Mammalia. Vol. XIII. By Ch. H. Smith. Entomology. Vol. 7. The natural history of exotic moths by J. Duncan. Ornithology. Vol. 12. The natural history of the birds of Great Britain and Ireland. Part III. Rasores and Gralatores by W. Jardine. Edinb. 1842.

Loi Salique ou recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata, avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus. Paris 1843.

Bülow-Cummerow, Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. Bd. 2. Jena 1843.

Dr. W. F. Erichson, Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1841. Berlin 1843.

H. C. Schumacher, Astronomisches Jahrbuch für 1843.

Observationes astronomicae in specula regia Monachiensi institutae ed. a J. Lamont. Vol. X. seu novae seriei Vol. V. observationes annis 1835, 1836 et 1837 factas continens. Monachii 1842. 4.

Fr. Rückert, Die Weisheit der Brahmanen. Th. 1 — 6. Leipzig 1841.

K. A. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Neue Folge. Bd. 2. Leipzig 1842.

Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van kunsten en Wetenschappen. Deel 18. Batav. 1842.

The Indian Mail, a monthly register for British and foreign India, China and Australasia. Lond. 1843.

Diario das Cortes geraes e extraordinarias da Nação Portugueza. Vol. 1 — 9. Lisboa 1821 — 22. 4.

Don J. Fr. de Castro. Discursos criticos sobre las leyes y sus interpretes. Vol. 1. 2. Madr. 1829. 4.

Manoel Borges Carneiro. Extracto das leis, avisos, provisões, assentos e editaes d'el Rei nosso Senhor para o Brazil, em 1807 até Julho de 1816. Lisb. 1816.

Emanuel Mendes Castro Practica Lusitana. Olysip. 1621. 8.

Ordenanzas de la ciudad de Burgos. Mad. 1717. 4.

Ordinaciones de la imperial ciudad de Zaragoza dadas por Felipe III. en Aragon, año 1615. Arag. 1646. fol.

Historische und literarische Abhandlungen der k. deutschen Gesellschaft zu Königsberg. Herausgegeben von Prof. Dr. F. W. Schubert. Sammlung 1 — 4. Königsberg 1838.

Abhandlungen der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. 1. von den Jahren 1838 — 1841. Göttingen 1843.

Meteorologische und naturhistorische Annalen des Jahres 1843 von A. Th. Nahl. Darmstadt 1843.

C. H. Okey, A concise digest of the law, usage and custom affecting the civil and commercial intercourse of the subjects of Great Britain and France. Paris 1842.

Redres y ordinacions novaments fetas y estatuidas per lo Savi Concell de Cent de la ciudad de Barcelona del año 1703. Barcel. 1703. 4.

Dr. E. Osann, Physikalisch-medizinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzügl. Länder Europa's. Th. 3. Berlin 1843.

J. A. Henne, Schweizerchronik aus den Quellen untersucht und dargestellt. St. Gallen 1841.

Dr. D. W. H. Busch, Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht. Bd. 3. 4. Leipzig 1843.

Jan Kollar, Cestopis obsahujici cestu do horni italie a odtud přes Tyrolsko o Baworsko se zwlástnim ohledem na slawjanske žiwly roku 1841. WPesti 1843.

Annalen für Meteorologie und Erdmagnetismus. Herausgegeben von Dr. J. Lamont. Jahrgang 1842. Heft 1 — 4. München 1843.

Dr. Emil Wilde, Geschichte der Optik vom Ursprunge dieser Wissenschaft bis auf die gegenwärtige Zeit. Th. 1. 2. Berlin 1843. 8.

Bulletin monumental, ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Vol. 8. 9. Caen 1842 — 43.

Hamann's Schriften. Th. 8. Abth. 2. Register. Berl. 1843.

J. P. Jordan, Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft. Jahrgang I. 1843. Leipzig. 4.

Taki-Eddin-Ahmed-Makrizi, Histoire des Sultans Mamlouks, de l'Egypte, écrite en Arabe. Traduite en francais et annoté par M. Quatremère. Vol. II. p. 1. Paris 1842. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Februar.
Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philologisch-Philosophische Classe.

In der Sitzung am 2. December 1843 berichtete

1. Hr. Custos Schmeller über ein paar italienische Manuscripte der k. Bibliothek, welche sich auf Rafael Sanzio als Architekten beziehen.

In dem einen sind enthalten des Vitruvius X Bücher von der Baukunst, durch Marco Fabio Calvo von Ravenna zu Rom im Hause und zum Gebrauche Rafaels ins Italienische übertragen und hie und da mit Randnoten versehen, welche, wie sich Rafaels neuester Biograph, J. D. Passavant, überzeugt hat, von des großen Künstlers eigener Hand herrühren.

Das zweyte dieser Manuscripte enthält eine Zuschrift Rafaels an Leo X., betreffend einen Auftrag dieses Pabstes, von der Stadt Rom, wie sie ehemals gewesen, sowohl im Ganzen als auch in ihren einzelnen Gebäuden nach Maaßgabe der noch vorhandenen Ueberreste und Nachrichten geeignete Risse zu entwerfen. Diese Zuschrift, worin sich der Künstler theils über das, was er bisher im Sinne jenes Auftrages gethan, theils über die verschiedenen nach und nach in Uebung gekommenen Baustyle ausläßt, und schließlich auf Maßnahmen anträgt, wodurch der überhandnehmenden rücksichtlosen Zerstörung der alten Monumente möge Einhalt gethan werden, hat man bisher gekannt aus einem Abdruck derselben, welcher der Paduanischen Ausgabe der Werke des Grafen Balthasar Castiglione von 1733 angehängt ist. Sie war, in der Meinung, nicht Rafael, sondern dieser sein Freund habe sie verfaßt, den Herausgebern von dem Marchese Scipio Maffei mitgetheilt worden. Daß sie wirklich und zwar in dieser Gestalt dem Pabste übergeben worden sey, hatte man bisher keinen Grund gehabt zu bezweifeln. Nun zeigt aber diese Zuschrift, wie sie in dem genannten, auch in Passavants Werke (Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi Leipzig 1839, 1. Th. S. 539 — 548) wiederholten Abdrucke erscheint, wenn sie mit der Fassung, die ihr in dem Münchner Manuscripte geworden ist, verglichen wird, daß sie sich zu dieser nur wie ein erster Aufsatz zu einem und zwar ausdrücklich erst nach Jahresfrist vielfach verbesserten und erweiterten verhält.

Das Nähere über dieses Verhältniß, wie auch einige in derselben Sitzung gegebene auf die Geschichte der geographischen Entdeckungen im XV — XVII. Jahrhundert Bezug habende Notizen, nebst Nachweisung älterer handschriftlicher Seekarten, gedenkt das Mitglied demnächst in den akademischen Denkschriften mitzutheilen.

2. Hr. Dr. Sulpiz Boisserée legte als Geschenk des Verfassers das neueste Werk des Ritters L. Canina in Rom vor:

Richerche sull' Architettura piu propria dei Tempj Cristiani, e applicazione della

medesima ad una idea di sostituzione della chiesa cattedrale di S. Giovanni in Torino. Rom. fol. 1843. mit 57 Kupfertafeln;

und gab dabey folgende Notiz:

Canina, einer der ausgezeichnetsten und thätigsten Archäologen unter den jetzt lebenden Architekten, hat sehr umfassende Arbeiten über die Geschichte, die Topographie und die Gebäude des alten Roms und der Umgegend, so wie über die Baukunst der Alten überhaupt unternommen, und hat darüber eine Reihe vorzüglicher mit mehreren hundert Kupfertafeln ausgestatteten Werke herausgegeben, zu deren Verfertigung er unter den so wenig günstigen Verhältnissen des italienischen Buchhandels eine eigene Druckerey hat errichten müssen.

In seinen beyden die Geschichte und Topographie und die Gebäude des alten Roms und der Umgegend betreffenden Werken hat der Verfasser nach Maaßgabe der Fragmente des alten in Marmor gegrabenen Stadtplans, welche sich in der Sammlung des Capitols befinden, und mit allen anderen Hülfsmitteln, welche Denkmale und alte Schriftsteller darbieten, die noch vorhandenen Reste zu ergänzen und ein vollständiges Bild der alten Römerstadt und ihrer Umgebungen herzustellen gesucht.

In einer Monographie von Tusculum, die Canina vor zwey Jahren auf Kosten der verwittweten Königin von Sardinien herausgegeben, und welche nur als Geschenk dieser Fürstin ist vertheilt worden, hat er alles vereinigt, nicht nur was über die Gebäude dieses berühmten Ortes Aufschluß geben kann, sondern auch was von alten Bildwerken und Malereyen dort gefunden worden oder sich darauf bezieht.

Das größte Unternehmen des Verfassers ist sein Werk über die Baukunst der Alten. Er hat dasselbe in drey Abtheilungen getheilt; die Baukunst der Griechen, drey Bände Text nebst einem Bande von 168 Kupfertafeln in Folio, und die Baukunst der Römer, auch drey Bände Text und ein Band von 256 Kupfertafeln sind bereits vollendet; die Baukunst der Aegyptier folgt; mehrere Lieferungen liegen schon vor. Canina giebt in diesem Werk aus den besten Quellen und zum Theil nach eigenen Aufnahmen und Ergänzungen eine Sammlung aller bedeutenden Denkmale in systematischer Folge: ganze Städte im Grundriß, Burgen, Thore und Mauern, Tempel und Heiligthümer, Foren und Basiliken, Palläste und Bäder, Rennbahnen und Theater, Brücken, Häfen, Wasserleitungen, Brunnen, Triumphbogen und Grabmale, das alles mit einem theoretischen und beschreibenden Text begleitet.

Das vorliegende, jüngst erschienene Werk hat der Verfasser der Baukunst der christlichen Kirchen gewidmet. Er hat davon nur hundert Exemplare allein zu Geschenken abziehen lassen. Von dem Punkt ausgehend, daß die Form und Einrichtung der ersten christlichen Kirchen von den Basiliken genommen worden, betrachtet er die Basilika der Alten nach der Beschreibung des Vitruv, giebt zur Vergleichung ein Bild von der Basilika Ulpia auf dem Forum des Trajan, und stellt als Muster für die christliche Kirche die Basilika St. Agnese vor den Mauern von Rom auf, weil dieselbe der Basilika der Alten am nächsten kömmt. Sodann läßt der Verfasser eine Uebersicht der meisten in Basilika-Form gebauten Kirchen zu Rom mit mehr als 30 Kupfertafeln folgen. Ferner weist er wieder mit Abbildungen nach, daß die Bauart sowohl der länglich-viereckten als der runden Tempel der Alten für den christlichen Gottesdienst nicht geeignet sey. Aber auch die verschiedenen Bauarten, die im Mittelalter und in der darauf gefolgten neuen Zeit für die christlichen Kirchen angewendet worden, findet er nicht angemessen. Er wirft einen flüchtigen Blick auf dieselben. Im Mittelalter unterscheidet er dreyerley Bauarten: die orientalische, worunter er die eigentliche byzantinische, die occidentalische, worunter er die romanische begreift, und die nordische, worunter er die altdeutsche oder spitzbogige Bauart versteht. Von der ersten stellt er die Sophienkirche in Konstantinopel und die Kirche St. Vitale in Ravenna, von der zweyten die Kirchen St. Michele in Pavia und St. Maria auf dem Kapitol in

Köln, von der dritten den Dom zu Köln als Muster auf. Aus der neuen Zeit führt er nur die italienische Bauart an, wie sie zu Ende des Mittelalters bey der Rückkehr zu der antiken Kunst sich gestaltete, und als Muster derselben giebt er die Kirche St. Spirito in Florenz.

Am Schluß seiner Untersuchungen ertheilt Canina der Bauart der Constantinischen Zeit vor allen den Vorzug; sie scheint ihm die angemessenste für die christliche Kirche und daher entwirft er die Zeichnungen zu der von ihm vorgeschlagenen neuen Domkirche für Turin in dieser Bauart, jedoch noch mit größerer Annäherung an die Basilika des Vitruv. Seine Kirche besteht aus drey Hallen und zwey Reihen Kapellen, die sich an die Seitenhallen anschließen. Zwey Säulenstellungen mit horizontaler Verbindung übereinander, unten jonischer, oben korinthischer Ordnung, tragen eine Attika, worin sich die Fenster befinden, und auf dieser ruht die gerade Decke der Haupthalle. Die Seitenhallen und Kapellen aber sind, ganz abweichend von den alten Basiliken, in beyden Geschossen mit flachen Gewölben gedeckt. Die nur den drey Schiffen der Kirche entsprechende Vorhalle erhebt sich ebenfalls in zwey Abtheilungen, jede von zehn Säulen getragen. Hinter dem Halbrund des Chors steigt ein kleiner Glockethurm hervor. An die Vorhalle schließt sich nach drey Seiten hin ein viereckter Säulengang von toskanischer Ordnung, welcher einen ansehnlichen Platz vor der Kirche umfaßt.

Da hier nur die Aufgabe seyn kann, einen Bericht über den Inhalt und den Zweck des vorgelegten Werks abzustatten, so enthält man sich alles Urtheils, in wie fern es dem Verfasser gelungen, das gesetzte Ziel zu erreichen, und begnügt sich in diesem Werk, einen sehr schätzbaren durch Zusammenstellung und eigene Anwendung, so wie durch angemessene Ausstattung lehrreichen Beytrag zur Kenntniß der Basiliken-Baukunst zu erkennen.

Historische Classe.

In der Sitzung am 16. Dec. 1843 las Hr. Prof. Höfler: Bemerkungen über den Zustand des Königreichs Sicilien unter K. Friedrich II.

Mehr als die Beziehungen Friedrichs II. zu Deutschland geben die zu dem sicilianischen Königreiche die Möglichkeit, Charakter und Regierungsweise dieses Fürsten von einer Seite aufzufassen, welche gewöhnlich über seine Streitigkeiten mit den Päpsten zu betrachten verabsäumt wird, obwohl jene erst den Schlüssel zu diesen geben. Sicilien zu Liebe vernachlässigte Friedrich das deutsche Reich; hierauf beruhte die Hauptstärke seiner Macht. Die Anordnungen, die er daselbst traf, gaben Anlaß zum Ausbruche jenes Kampfes, in welchem er selbst frühen Tod, sein Haus den Untergang fand. Es möge deßhalb erlaubt seyn, einige der wichtigsten Beziehungen Friedrichs zu seinem Lieblingsreiche zu vergegenwärtigen.

Hatte Fr. schon 1220 in dem Parlamente zu Kapua das Gesetz proclamiren lassen, daß alle Burgen, welche die Barone ohne königl. Erlaubniß auf ihren Lehensgütern seit dem Tode Wilhelms II. errichtet hatten, zerstört werden sollten, so vollendete die Ertheilung der augustalen Constitutionen (22. Aug. 1231 zu Melfi) die Begründung der öffentlichen Sicherheit und des königlichen Ansehens in Sicilien. Strenge Gesetze beugten aller Gewalt und Selbsthülfe vor; nur der König allein hatte das Recht, Verletzungen der Ordnung, der Sicherheit, der Personen, des Eigenthums zu bestrafen. Ein allgemeiner Friede, wie zu den Zeiten des guten Königs Wilhelm, sollte in dem ganzen Reiche herrschen. Der Preis, um welchen dieses geschah, war aber so hoch, daß er die Wohlthaten vergessen machte, welche daraus hervorgehen sollten. Die Freyheiten der einzelnen Stände verloren sich in dem Maaße, in welchem die Vollmachten der königlichen Beamten erweitert wurden, so daß nicht bloß das köstlichste Vorrecht früherer Zeiten, Waffen zu tragen fast gänzlich zerstört, sondern, nachdem das Volk dadurch der Willkühr Preis gegeben

worden, ward dieselbe allmählig bis zu dem Grade ausgedehnt, daß zuletzt selbst auch die Feststellung des Arbeitslohnes dem Ermessen der Bajuli anheimgestellt wurde. Alle Localobrigkeiten wurden den königlichen, den Justitiaren unterworfen, allen großen Lehensträgern die Vorrechte der Criminalgerichtsbarkeit entzogen und das Ansehen der königlichen Beamten so hoch gestellt, daß über ihre Würdigkeit ein zweifelhaftes Urtheil zu fällen, dem Sacrilegium gleich gestellt ward. [1]) Da Friedrich sich nicht scheute, mit seinem Centralisationssystem bereits im J. 1220 mit der Abtey M. Cassino zu beginnen, die beynahe alle Kaiser und zuletzt noch sein eigener Vater mit Privilegien und Gütern begabt hatten; da er dasselbe System in den bischöflichen Diöcesen geltend machte, mußte schon aus diesem Verfahren ein steter Grund von Zerwürfnissen mit den Päpsten sich bilden, welche sich berufen fühlten, die Kirche überall vor eigenmächtigem Eingreifen zu schützen. Hiezu kam noch, daß wenn die frühern Könige aus dem normännischen Stamme sich ähnliche Eingriffe in bestehende und geheiligte Rechte erlaubten, sie die Vollmacht hiezu nicht in der Zustimmung des Parlamentes, sondern noch vielmehr in ihrer Eigenschaft als päpstliche Legaten fanden, Friedrich aber gerade auf dieses wichtigste Vorrecht, welches allein ihn zu solchen Maßregeln befähigen konnte, um den Preis der Kaiserkrone Verzicht geleistet hatte. — Je mehr er von nun an die Rechte, welche seinen Vorfahren diese Vollmacht verliehen, für sich in Anspruch nahm, eben weil die frühern Könige dieselben genossen, desto tiefer stürzte er sich in neue unauflösbare Verwicklungen, aus welchen ihn nur eine Beschränkung seines eigenen Strebens hätte retten können. Diese aber ließ, wie Innocenz III. richtig vorausgesehen hatte, seine kaiserliche Würde nicht in ihm aufkommen, wenn sie auch vielleicht mit der eines Königs verträglich gewesen wäre. Nachdem er sich einmal in seiner Eigenschaft als Kaiser die Aufgabe gestellt hatte, „alles, was an kaiserlichen Hoheitsrechten verloren gegangen war, wieder einzubringen," [2]) mußte in natürlicher Folgerichtigkeit, was er als König verlor, als Einbusse seines kaiserlichen Ansehens [3]) erscheinen und so gestaltete sich ein Cirkel, aus dessen umstrickenden Banden er sich nicht mehr zu befreyen vermochte.

Bald konnte man gewahren, daß der oberste Grundsatz Friedrichs, „von ihm solle die Richtschnur der Gerechtigkeit ausgehen", den bestimmten Sinn annahm, daß kein Recht in seinem Reiche existire, in wie ferne es nicht von ihm ausgegangen war. Sein oberster Beamter, der Großjustitiar, verwaltete das Reich und leitete die Beamten, welche den obersten Willen nach allen Theilen des Reiches hin kundgaben und vollführten. Der hohe Rath, dem er vorstand und der alle Streitigkeiten in höchster Instanz entschied, verdrängte alles Ansehen des Pairshofes und ließ den großen Baronen und Vasallen nur das auch den Geringern zukommende Recht, von ihres Gleichen gerichtet zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Diese ächt byzantinische Verordnung enthält der Titel IV. des ersten Buches der constit. Sicul. Disputare de Regis judicio, consiliis et institutionibus factis non oportet. Est enim par sacrilegio disputare de ejus judiciis factis in constitutionibus atque consiliis et an is dignus sit, quem Rex elegit et decrevit. Vergl. Ueber den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat, von Dr. Buß. Zeitschrift für Theologie. Freyburg 1840. Bd. IV. S. 351.

2) Matth. Paris.

3) Daher wird auch jenes Verbot für geistl. und weltliche Große, das Amt eines Justitiar nicht auf ihren Gütern auszuüben, mit den Worten eingeleitet: ea quae ad speciale decus et merum imperium celsitudinis nostrae spectare noscuntur, per praesumptiones illicitas volumus a nemine usurpari.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung am 16. Dec. 1843 las Herr Prof. Höfler Bemerkungen über den Zustand des Königreichs Sicilien unter Kaiser Friedrich II.

(Fortsetzung.)

Daneben ordnete Friedrich ein bestimmtes processualisches Verfahren an der Stelle des Gottesgerichtes und beschränkte die Anwendung des Duelles bey den Gerichten. Die Syndicatsversammlungen ermächtigten die verschiedenen Stände, ihre Klagen gegen die Amtsführung der Beamten an den König zu bringen. In richtiger Consequenz des einmal ausgesprochenen, obersten Grundsatzes ernannte er die Magistrate der Städte und Landschaften, andererseits dem Geiste der Zeit nachgebend, berief er seit d. J. 1232 aus jeder Stadt und jedem Orte 2 Deputirte zu dem Parlamente. Aber während er dadurch den Einfluß der großen Lehensträger aufs Neue minderte, war er nichts weniger als gewillt, den Städten größere Freyheiten zu gönnen, etwa wie sie im nördlichen Italien längst die lombardischen behaupteten. Indem sie auf die ihnen vorgeschriebene Entwicklung angewiesen wurden, stellte ein Decret [4]) alle Wahlen von Podesta's, Consuln und Rectoren, die charakteristischen Zeichen republicanischer Entwicklung ab; ja um alle nachfolgenden Zeiten von jedem Mißverständnisse über die wahre Absicht dieses Gesetzes aufzuklären, ward noch ausdrücklich verboten, daß Niemand auf das Ansehen einer Gewohnheit hin oder Kraft der Uebertragung von Seite des Volkes [5]) ein Amt oder eine Gerichtsbarkeit übernehme. Welche Corporation aber solche Anordnungen treffen würde, sollte für immer verwüstet und ihre Bewohner aus Bürgern in Hörige [6]) verwandelt werden. Noch klarer trat der Geist seiner Verordnungen in allen Maßregeln hervor, welche die königlichen Einkünfte betrafen. Dem Wortlaute zufolge sollten seine Unterthanen nicht mehr mit Abgaben belastet werden, als dieß unter K. Wilhelm II. der Fall gewesen war. Allein die That gestaltete sich anders. Friedrich II. war ein überaus haushälterischer Fürst, welcher alle Quellen von Einkünften auf das Reichlichste auszubeuten trachtete und es ist auch nur diesem eigenthümlichen Talente zuzuschreiben, daß er im Stande war, so viele und so kostbare, wenn auch unfruchtbare Kriege zu führen, so bedeutende Bauten zu unternehmen und den Glanz des kaiserlichen Hofes auf orientalische Weise aufrecht zu erhalten. Erinnern seine zahlreichen Briefe an seine Domanialbeamten an die Sorgsamkeit Carls des Großen, welcher auf seinen Feldlagern und Reisen der Hühner, Eyer und des Käses in seinen Villen gedachte, so liegt anderseits in der Stellung, welche Friedrich in fiscalischer Beziehung seinen Un-

4) Constit. lib. I. tit. 50.

5) Ex collatione populi, indem Alles und Alles nur von ihm, dem Könige ausgehen sollte. Vergl. auch Const. I. 29. 32.

6) Angarii.

terthanen gegenüber einnahm, besonders seit der Rückkehr aus dem Kreuzzuge etwas Widriges und Peinliches. Unter dem Namen der neuen Rechte kam in kurzer Zeit eine Reihe der drückendsten Steuern [7]) auf und wenn rühmend anerkannt werden muß, welche Ordnung Friedrich durch seinen Beamtenstand in das Ganze der Finanzen brachte, so darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß Carl von Anjou in den Maßregeln der größten Bedrückung der Sicilianer, bey seiner fruchtbaren Erfindung von Monopolen, der Untersuchung der Rechtstitel auf Besitzungen und dergl. sich auf Vorgänge berufen konnte, welche durch Friedrichs Verordnungen sanctionirt worden waren. Wenn deßhalb der gleichzeitige neapolitanische Jurist Andreas von Isernia, aus dessen langer Liste von neuen und alten Gebühren und Steuern Palmeri den Schluß zieht auf die ungeheuere Last, die Friedrich auf die Schultern seiner Unterthanen wälzte, den Untergang der Hohenstaufen als Folge der Ungerechtigkeit von Friedrichs Gesetzen erscheinen läßt und von ihm selbst sagt, er werde sich eher im Schwefelpfuhle als im ewigen Frieden befinden, [8]) so kann man den Ausspruch eines Mannes, der die Verhältnisse aus Erfahrung erkannte, wohl schwerlich zu hart finden. Friedrich selbst, welcher außerordentliche Abgaben in gewöhnliche zu verwandeln wußte, kannte in dieser Beziehung noch weniger Schonung, als in Bezug auf das, was er Majestätsverbrechen nannte, gegen welche seine Strenge bis zum Gräßlichen ausartete. Als der Justitiar Bernardo Caracciolo sich mit dem Elende der ihm untergebenen Provinz entschuldigte, daß er die verlangten Steuern nicht einzutreiben vermöge, wollte ihn der Kaiser über die Zinnen des königlichen Palastes hinunterwerfen. Wer in festgesetzter Zeit die Collecte nicht bezahlte, war mit der Galeerenstrafe bedroht; in manche Districte wurden Haufen von Saracenen und deutschen Truppen verlegt, bis sie zahlten und der Kaiser selbst befahl dringendst seinen Beamten die höchste Aufmerksamkeit zu hegen, [9]) daß auch der kleinste Rückstand entrichtet werde. Ein sehr genauer Kataster, der zu diesem Zwecke entworfen war, machte das Entrinnen unmöglich, und da die Erhebung der Steuern den Justitiaren übertragen wurde, ward nicht einmal dafür Sorge getragen, daß die Spendung der Gerechtigkeit von dem Scheine drückender Fiscalität [10]) frey blieb. Der Kaiser selbst trieb einen ausgebreiteten Handel nach dem Orient, Spanien und der Berberey und stand deßhalb in Verbindung mit den saracenischen Fürsten dieser Länder.

---

7) In welcher Ausdehnung die Einführung neuer Steuern statt fand, geht aus der Liste Andreas von Isernia hervor: vetera sunt haec videlicet: Dohana, Anchoragium, Scalaticum, portus et piscaria, jus affidaturae, herbagium, pascua, glandium et similium, jus tumuli, becharia, passagium vetus, jus casei et olei non est ubique per regnum. Nova sunt haec videl: jus fundici, ferri, azarii, picis, salis, jus staterae seu calandrae, pondereturae, jus mensuraturae, Rine de novo, jus setae, jus cambii, jus saponis, obbolendini, bechariae novae, imbarcatura, jus sepi, jus portus et piscariae, jus exiturae, jus devini, tentatoriae, jus marchium, jus balistarum, jus gallae, jus lignaminum non est ubique; jus gabellae auripellis non est ubique per regnum, jus retinae, jus reficae majoris et minoris non est ubique, sed Neapoli. Sieh Palmeri III p. 124. a. 70.

8) Per quod videtur ille Fridericus quiescere in pice et non in pace. Multum debent cavere principes mundani in hoc: quia etiam hoc Deus retribuit sicut patet in illo Friderico, cujus heredes non sunt hodie. Isern. comment. ad libr. I. lit. 7.

9) Attentissime curaturus, quod infra terminum supra dictum collectam de justieratu tuo integro recollectam ad praesentiam nostram feras et si quid modicum residuum fuerit colligendum statuas instantissimos exactores, qui illud instantissime colligunt. c. ap. Gregorio. consid. c. 5. n. 11. Palmeri III p. 126. — Leider konnte der Verf. Gregorio's interessantes Werk nicht benutzen, obwohl die k. Hof- u. Staatsbibliothek zu München dasselbe gleichfalls instantissime aufzutreiben suchte.

10) Welche Ausdehnung Fiscalität u. geheime Polizey nahmen, erhellt aus einem wenig gekannten Briefe III c. 65. ed. Iselin S. 486.

Die Hemmnisse, welche dadurch der Handel seiner Unterthanen erfuhr, geschahen zum freylich nur scheinbaren Vortheile der Krone, welche auf Kosten derselben sich bereicherte. Nicht bloß daß der Handel mit vielen Gegenständen geradezu verboten wurde, auch die Anzahl der Häfen ward vorgeschrieben, aus denen Schiffe auslaufen durften, und wenn des Königs Schiffe auf Handelsunternehmungen ausfuhren, war es den Schiffen der Unterthanen verboten, die Häfen Siciliens vor der Rückkehr derselben zu verlassen. So war der Handel der Nation vernichtet und selbst der reiche Segen des überschwänglichen Bodens war fruchtlos, da die Producte desselben nicht verführt werden durften und seine Bebauung nur unter Aufsicht königlicher (fiscalischer) Beamten stattfinden konnte. Derselbe Fürst, welcher in seinen Decreten erklärte, der Vortheil der Unterthanen erhöhe den seinigen, mußte im J. 1239 von dem Justitiar einer sicilianischen Provinz [11]) angegangen werden, den Bauern der Districte von Sciacca, Girgenti und Licate zu gestatten, Holz in den königlichen Wäldern fällen zu dürfen, um sich Pflüge zu machen und das Land bebauen zu können. [12]) So war der Segen der Natur den Sicilianern selbst zum Fluche geworden und anstatt bey diesem Anlasse das Unrecht, welches aus der Ausdehnung der königlichen Besitzungen und der Strenge der Forstgesetze floß, wieder gut zu machen, erfolgte im seltsamen Widerspruche mit den schreyenden Bedürfnissen des Volkes und seinen eigenen hochtönenden Phrasen die ausweichende Antwort: wenn der Justitiar eine angemessene Stelle in den Wäldern angegeben hätte, wäre seinerseits die Erlaubniß ertheilt worden. [13])

So geschah es, daß die Einrichtungen, welche Friedrich II. seinem Lieblingskönigreiche gab, zuletzt fast nur noch Einem Zweck zu dienen schienen, der Vermehrung der k. Einkünfte und der unumschränkten Gewalt. Alljährlich berief er die Justitiare zu sich, um Rechenschaft von den ihnen gewordenen Aufträgen zu verlangen. [14]) Wie es sich hiebey nur um Erreichung seiner Zwecke handelte, geht aus dem Umstande hervor, daß er Saracenen zu Finanzstellen beförderte, weil ihre Hartherzigkeit einen größeren Ertrag der Steuern erwarten ließ. An die Stelle der besondern Rechte und Gesetze traten allgemeine; ebenso war es mit den Steuern geworden. Regelmäßig wurden Nachforschungen angestellt über die Abgaben oder diejenigen, welche deßhalb in Strafen verfielen; [15]) gezwungene Anleihen wurden erhoben, wie der Kaiser es bestimmte. [16]) Auch die allgemeinen Steuererhebungen wurden ausgeschrieben, [17]) ohne daß er für nöthig erachtet hätte, die Zustimmung von Ständen zu befragen. Das aus dem Königreiche erhobene Geld setzte den Kaiser in Stand, seine Kriege mit den Lombarden oder mit den Päpsten zu führen. Schon früher hatte der Kaiser seinen Unterthanen verboten, Ehen mit Fremden, ohne seine besondere Genehmigung zu schließen. [18]) Mit dem Geiste dieses Gesetzes übereinstimmend war es, daß er auch bey einer seiner bedeutendsten Schöpfungen, der Gründung der Universität Neapel einen Nebenzweck verband, welcher den Ruhm befleckte, der sonst ihm deßhalb zuerkannt werden müßte. So war die Stiftung dieser Anstalt mit dem Verbote verknüpft, seine Unterthanen sollten weder an andern Universitäten lehren noch studiren, der erste Studienzwang dieser Art, den die Geschichte kennt. Allein erst die Fehde mit Papst Gregor IX. giebt den wahren Aufschluß, wohin dieß alles zielte und wie weit es bereits gekommen war. Das Beamtenwe-

11) Di qua del fiume Salso.

12) Sicilien!

13) Palmeri III p. 131.

14) Beyspiele bey Richard de S. Germano. p. 995, 996.

15) Inquisitiones pro decimis. Richd. p. 996, de collectis et talleis, 997.

16) Mense Augusto mutuum ab Imperatore per totum regnum exigitur. R. d. S. G. p. 998.

17) Rich. ad a. 1238. 1239. 1240 ꝛc. In dem letzt bezeichneten Jahre wird noch dreymal einer Geldeintreibung Erwähnung gethan. 1241 und 1242 wurde ¼ des Eintrages erlassen — wohl um die Unzufriedenheit nicht zu groß zu machen. Auch hatte man andere ergiebigere Mittel unterdessen gebraucht.

18) Poena apposita omnium rerum suarum.

sen, welches seine Willkühr förderte, machte Sicilien immer unkriegerischer. Der Kern des sicilianischen Heeres bestand aus den 10,000 Saracenen von Luceria. Das Reich selbst war entwaffnet und sollte nur zahlen. Es ward die Schatzkammer der Hohenstaufen, die nicht bedachten, daß es zuletzt dadurch nur die willenlose Beute des nächsten Angreifers werde und der gemeinsamen Bewegung der übrigen Staaten entrissen, zum Werkzeuge der Willkühr herabgewürdigt, vielleicht gerade dann seine innere Lebensthätigkeit verloren habe, wenn es am meisten im Interesse des kaiserlichen Hauses lag, daß es auf das Entscheidenste sich erhebe, um für dasselbe Partey zu nehmen. In Folge dieses falschen Systems wurden alle Unterthanen, die sich am römischen Hofe befanden, zurückgerufen, bey Strafe der Güterconfiscation. Alle, welche ihrer Anhänglichkeit an die Kirche wegen bekannt waren, wurden zum Feldzuge gegen die Lombarden, Papst Gregors Bundesgenossen berufen; alle Mönche unter Aufsicht gestellt, die in der Lombardey gebürtigen verwiesen, alle Kirchen und Klöster, Canonici, Priester, Cleriker, Mönche genöthigt, dem gebannten Kaiser nach Maßgabe ihres Kirchenvermögens, Abgaben [19]) zu liefern. Die Güter fremder Geistlichen im Königreiche wurden confiscirt, die Reise an den römischen Hof ward verboten, besondere Späher bewachten die Gränzen, die Verbindung mit dem Auslande, besonders mit Rom zu verhindern. Wer immer die Sentenzen des Papstes in das Reich brachte, verfiel ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes der Strafe am Galgen. Endlich wurden alle Predigermönche bis auf 2 in jedem Kloster aus dem Königreiche vertrieben, [20]) da der Kaiser dahin gekommen war, in den Anhängern der lebensvollsten christlichen Richtung seiner Zeit seine entschiedensten Gegner zu finden. Jetzt ward das Reich immer mehr in eine Zwingburg umgewandelt. Hier schmachtete der unglückliche Heinrich im Gefängnisse, [21]) das seine Söhne, die der Großvater des Erbes beraubt, mit ihm theilten; da Friedrich in seinen Kämpfen rüstiger Gehülfen bedurfte, waren die Thronrechte der Minderjährigen auf ihre Oheime übergetragen worden, die im Kampfe mit der Kirche groß gezogen waren. In den Castellen von Neapel wurden die französischen Aebte und Bischöfe, die päpstl. Legaten und Cardinäle gefangen gehalten, welche durch den Ueberfall der genuesischen Schiffe in die Hände K. Enzio's gekommen waren. In andern Gefängnissen schmachteten angesehene Bürger von Ravenna und den lombardischen Städten, Männer und Frauen zu Hunderten, die theils als Geiseln für die Treue ihrer Anverwandten oder Mitbürger dahin geschleppt worden waren, theils im Kriege gefangen genommen oder auch eines bloßen Verdachtes wegen zu qualvoller Haft und nur zu oft nach dieser zu einem jammervollen Tode aufbewahrt worden waren. [22]) Besondere Kerker endlich wahrten die Patarener und andere Ketzer, welche Friedrich regelmäßig verfolgte, so oft durch die Censuren der Päpste seine eigene Rechtgläubigkeit in Zweifel gezogen worden war. Sie waren dann den äußersten Strafen, [23]) wie dem Verbrennen unter einem bleyernen Gewande, das von der Gluthitze zum Schmelzen gebracht worden war, [24]) vorbehalten.

(Schluß folgt.)

19) adjutorium. Rich. p. 1041.

20) Rich. p. 1046.

21) Zuerst in San Felice in Apulien, dann in Neocastrum in Calabrien, endlich in Marcoranum.

22) Daß der Vorwurf der Grausamkeit nicht etwa aus der Luft gegriffen sey, beweisen nicht nur die bestimmten Angaben der Chronisten, sondern noch vielmehr des Kaisers Briefe selbst, wie z. B. Petr. de Vin. V. n. 2. C. reum laesae majestatis nostrae crimine deprehensum post multa variaque tormenta — poenam subire decrevimus capitalem — instar enim pietatis est, in hujusmodi sceleris correctione fuisse crudelem. ap. Iselin II p. 42, 44.

23) Siehe die Ketzerconstitution Friedrichs.

24) Nach Arrivabene, der sich auf eine Stelle bey Dante bezieht.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung am 16. Dec. 1843 las Herr Prof. Höfler Bemerkungen über den Zustand des Königreichs Sicilien unter Kaiser Friedrich II.

(Schluß.)

Im Fortgange des Streites wurden sodann die Kirchenschätze geradezu von dem Kaiser weggenommen, [25]) ein Theil derselben konnte ausgelöst, der andere mußte in das Standquatier Friedrichs im Angesichte von Rom, zu Grotta Ferrata abgeliefert [26]) werden. Die Zeit der Rechtlosigkeit und schnödesten Unterdrückung, welche die Herrschaft Carls von Anjou über Neapel und Sicilien brachte, bewirkte später, daß man auf die Regierung Friedrichs II. als auf eine segensreiche Periode blickte; allein auch derjenige Schriftsteller, [27]) welcher in jüngster Zeit am meisten Geschick und Anlaß hatte, die frühere Periode auf Kosten der spätern zu erheben, nimmt keinen Anstand, zu erklären, daß Fr's. Regierung durch Habsucht befleckt worden, daß er die königlichen Einkünfte über alles Maaß erhöhte, Handelsmonopole zu diesem Zwecke gründete und die Steuern und Abgaben mit Gewalt vervielfältigte. Diesem aber muß noch zur Seite gesetzt werden, was aus gleichzeitigen Schriftstellern [28]) hervorgeht, daß seine vielen Münzoperationen den Werth des Geldes herabsetzten und die Monopole mit Salz, Eisen, Seide und anderen Artikeln [29]) die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse so vertheuerten, daß bey dem Verkaufe derselben mehr als 75 Przt. der Staatscasse zu Gute kamen. Hiezu gesellten sich noch zahlreiche fiscalische Untersuchungen [30]) über die Titel, kraft welcher Privaten ihre Güter besaßen, endlich nicht minder häufige Confiscationen geistlicher Güter oder derjenigen, [31]) welche bey der steigenden Verfolgung der Kirche ihr Heil im Auslande suchten oder von dem Kaiser selbst verbannt worden waren. So wird man es begreiflich finden, wie P. Innocenz IV.

25) Richd. p. 1040. 1647.

26) Später wurden die thesauri ecclesiarum in die königliche Burg von Foggia gebracht. Richd. p. 1048 u. mußten, wenn man sie wieder haben wollte, von den Prälaten ausgelöst werden. An 300,000 Unzen Gold soll aber nach einem gleichzeitigen ungedruckten Autor, Friedrich durch seine Säcularisationen und Plünderungen gewonnen haben.

27) Amari.

28) Sieh darüber die vielen Stellen bey Rich. a. S. Germano und den Biographen P. Gregors IX. p. 584 Gregorio, welcher in seinen considerazioni dieß läugnen soll, kenne ich nur aus Citaten.

29) Ac eorum omnium quae usibus debentur humanis, commercia interdicit etc. Vita Gregorii. l. c.

30) Zahlreiche Stellen hierüber finden sich bey Richard.

31) Amari p. 23.

von der Knechtschaft des Königreichs Sicilien sprechen und die einst freyen Unterthanen zur Wiedererlangung ihrer Freyheit aufrufen konnte.

Später, als der gebannte Kaiser selbst fühlen mochte, wie leicht gerade in seinem Erbkönigreiche die Unzufriedenheit zu hellen Flammen emporlodern könne, suchte er vor allem den Clerus für sich zu gewinnen. Erst suchte er denselben auf dem Wege der Ueberredung zu vermögen, des Interdictes ungeachtet, Messe zu lesen; den Widerspänstigen ward jedoch schon damals Säcularisation der Güter, welche sein Vater oder Großvater ihren Kirchen geschenkt hatte, als Strafe der Weigerung in Aussicht gestellt. [32]) Er erließ ein strenges Decret, worin er jedweden Geistlichen aus seinem Aufenthaltsorte zu treiben befahl, wenn er auf einen päpstlichen Erlaß hin, die Messe oder sonst eine kirchliche Verrichtung des Interdictes wegen zu begehen sich weigern würde. Während ein solcher aller seiner kirchlichen und väterlichen Güter beraubt werden sollte, verhieß er den ihm treu gebliebenen nicht nur den sichern Genuß ihrer Güter, [33]) sondern auch, daß er niemals mit dem Papste einen Frieden eingehen werde, ohne daß sie durch denselben in alle ihre Ehren, Aemter und Besitzungen zurückgeführt würden. Den Mönchen ward verboten sich von einem Orte zum andern zu begeben, ohne von den Beamten Pässe zu erholen. Was, wenn er es früher gethan hätte, den Ausbruch des Streites aufgehalten haben würde, verhieß er jetzt, völlige Aufrechthaltung aller Privilegien und kirchlichen Freyheiten für alle Geistliche — welche ihm anhängen würden. Diese Verordnungen sollten aber in alle Statuten sämmtlicher Städte aufgenommen werden, und der Großjustitiar mußte versprechen, daß sie der Kaiser unfehlbar erfüllen werde. Allein bald ward die Sprache eine andere. Der Kaiser erklärte, das Schwert müsse von nun an entscheiden [34]) und, damit die Kirche durch die Kirche selbst bekriegt werde, befahl er, den dritten Theil aller kirchlichen Einkünfte „für die zu leistende heilbringende und nöthige Hülfe sogleich für die kaiserliche Kammer einzufordern.“ Die hülflosen Geistlichen konnten sich mit den schönen Worten trösten, die auch dießmal bey dem Edicte nicht fehlten: Es sollten nichts desto weniger die Geistlichen, gesprengt wie sie seyen durch Sorglosigkeit oder Tollkühnheit ihres Hirten, durch die Sorge des Kaiserthums beschützt werden und es sey ihnen deßhalb gestattet, den treffenden Antheil von ihren väterlichen Gütern zu bezahlen, welche sie im Reiche besässen. Diejenigen aber, welche den Betrag nicht entrichten würden, sollte der Justitiar mit den Schrecken des Kerkers [35]) belegen, damit sie nicht durch die Ungestraftheit ihrer Verbrechen noch die verbrecherische Absicht erschwerten. Die Befürchtung, es möchte aller Vorkehrungen ungeachtet, die in Lyon ausgesprochene Absetzung Anklang finden, bewirkte, daß ein noch schärferes Rescript alle diejenigen zum Flammentode [36]) verurtheilte, — ohne Unterschied des Standes, Alters oder Geschlechtes, welche jemanden die Bannbriefe mittheilten, diesen gehorchen oder sie auf irgend eine Weise begünstigen würden. Ja er versprach selbst denjenigen, welche solche auf der That ertappen und auch sogleich Rache an ihnen nehmen würden, Verzeihung des dadurch verübten Friedensbruches und Belohnungen für — Mordthat.

32) Pet. de Vin. I. c. 23.

33) Die Stelle bey Pet. de V. I n. 4 ist sehr corrumpirt.

34) Restat itaque mederi per gladium putres partes et audacter abscindere. P. de V. I c. 10.

35) Carceris excidiis adgraves. l. c.

36) Incendii volumus passione mulctari. P. de. V. I. c. 19.

Philologisch-Philosophische Classe.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe vom 13. Januar 1844 erstattete

1. Hr. Custos Schmeller ein Gutachten über Fr. X. Gabelsberger's neue Vervollkommnungen in der deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie.

2. Machte der als Gast in die Classe eingeführte Hr. Dr. Kunstmann, Lehrer Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Amalie von Brasilien, nachstehende Mittheilungen:

I. über Portugals Bibliotheken.

Portugal hatte bis zum Jahre 1833 nur in der Hauptstadt des Landes eine öffentliche Bibliothek, indessen war das Bedürfniß öffentlicher Bibliotheken in den Provinzialstädten wenig fühlbar, weil außer der großen Zahl von Klosterbibliotheken, deren Benützung durchaus nicht erschwert wurde, auch viele Privatbibliotheken bestanden, die gleichfalls leicht zugänglich waren.

Die öffentliche Bibliothek zu Lissabon wurde im Jahre 1796 von der Königinn Donna Maria I. begründet, und erhielt in der hierüber erlassenen Verordnung vom 29. Februar 1796 den Namen: königliche öffentliche Hofbibliothek (real bibliotheca publica da corte), im Gegensatze zu der nicht dem Publikum geöffneten Hofbibliothek im Pallaste Ajuda.

Der Zweck der Begründung der öffentlichen Bibliothek war die Förderung der portugiesischen Litteratur.

Zur Grundlage der neuen Bibliothek dienten die Sammlungen der aufgehobenen Censurcommission, in deren Gebäuden sie aufgestellt wurde, innere Einrichtung und Vermehrung durch Ankäufe wurden dem Oberbibliothekar überlassen, der mit einem Unterbibliothekar, einem Oberaufseher über Sicherheit und guten Verschluß (guarda mór) und sechs Officianten das Bibliothek-Personal bildete.

Ihrer ersten Einrichtung nach zählte die Bibliothek zwölf Säle, im ersten und zweyten wurden die Werke über Geographie, Chronologie, Welt- und Kirchengeschichte, im dritten die über schöne Wissenschaften, im vierten die über Naturwissenschaften und Kunstgeschichte, im fünften die über Rechtswissenschaft, im sechsten bis neunten die aus der gesammten Theologie, im zehnten die über Polygraphie, im eilften und zwölften die Handschriften aufbewahrt.

Die Sammlungen der Censurcommission waren nicht unbeträchtlich, sie enthielten 50,000 Bände, worunter manches Werthvolle und Seltene war, das aus den ehemaligen Jesuiten-Bibliotheken stammte, von denen die Censurcommission einen Theil an Büchern und Handschriften erhalten hatte.

Johann VI. setzte als Prinzregent die jährliche Dotation der Bibliothek für Ankauf von Büchern auf einen Conto 600,000 Reis fest (1801 30. Oct.), verband auf den Antrag des damaligen Oberbibliothekars Antonio Ribeiro dos Santos mit der Bibliothek ein Antiquitäten- und Münzkabinet, welches von da an den zwölften Saal bildete, und übertrug ihr alle Rechte der 1721 errichteten und mit der Akademie der Wissenschaften vereinigten, durch das Erdbeben von Lissabon aber zerstörten Sammlung von Münzen und Antiquitäten. (1802 1. Febr.)

Für die Verwaltung der Marine errichtete er eine eigne Sammlung handschriftlicher und gedruckter portugiesischer Werke über Seewesen, welche der Marine-Inspection einverleibt wurde (1802 1. April).

Unter seiner Regentschaft wurde auch eine allgemeine Verordnung erlassen, gemäß welcher für die Zukunft aus jeder Druckerey des Reiches ein Exemplar von allen Erzeugnissen des Druckes, seyen es Bücher, Journale oder Flugschriften, an die öffentliche Bibliothek abgeliefert und selbst für die Vergangenheit die der Bibliothek mangelnden Werke aus den noch vorräthigen Exemplaren ergänzt werden sollten (1805 12. Sept.).

Die Cortes des neu geschaffenen constitutionellen Königreiches richteten, ohngeachtet der Masse der ihnen obliegenden Arbeiten, ihre Blicke doch auch auf die öffentliche Bibliothek, sie trachteten, ihre Benützung so allgemein als möglich zu machen und erweiterten deßhalb die Besuchsstunden, die sie mit Ausnahme der Sonn- und Festtage auf 9 — 1 Uhr des Morgens und 3 — 5 Uhr des Nachmittags im Winter, 4 — 6 Uhr aber während des Sommers festsetzten.

Gewiß ein seltenes Beyspiel gewährt das Gesuch des Buchhändlers Francisco Baptista Oliveira

de Mesquita, die bisher übliche Einsendung eines Exemplars von allen Werken inländischen Verlages auf zwey zu erhöhen. Der Ausschuß der Cortes für öffentlichen Unterricht gieng jedoch auf diesen Vorschlag nicht ein (13. März 1821), die Cortes selbst aber erließen, da ihr Gesetz über freye Presse (4. Juli 1821) Veranlassung zu Mißverständnissen gegeben hatte, ein Gesetz, durch welches sie die Wirksamkeit der früheren Verordnung des Prinzregenten erneuerten und dahin erweiterten, daß der Inhaber einer Druckerey im Unterlassungsfalle der Einsendung des schuldigen Exemplares den Werth von 20 Exemplaren an die Bibliothek zu bezahlen habe (1822 20. Sept.).

Bey der bald darauf eingetretenen Verminderung aller religiösen Orden Portugals verfügten die Cortes, daß Bibliotheken, Gemälde, Münzen und alle für Wissenschaft oder Kunst werthvollen Gegenstände der aufgehobenen Klöster verzeichnet und für die Errichtung neuer Bibliotheken bestimmt, oder an die bestehenden vertheilt werden sollten (1822, 24. Oct.).

Nach der Wiederherstellung der früheren Institutionen des Reiches ließ Johann VI. im vorletzten Jahre seiner Regierung die früher von ihm gegebene Verordnung erneuern, nahm die Strafbestimmung der Cortes, ohne sie jedoch namentlich zu erwähnen, in sie auf, setzte die Zeit der Einsendung für die Hauptstadt auf acht Tage, für die Provinzen auf 4 Wochen fest, verbot den Verkauf des Werkes vor derselben, sprach dem die Strafe vollziehenden Richter, dem Oberbibliothekar und dem Agenten der Bibliothek, Jedem vier Procente an den Straferträgnissen zu, und gab seiner Verordnung rückwirkende Kraft für die vorgefallenen Versäumnisse (1824, 30. Decbr.).

Während der Regierung Don Miguels enthält die portugiesische Gesetzgebung nichts auf die Bibliotheken des Landes Bezügliches; eine bessere Periode für sie begann mit der Regentschaft Don Pedros.

Don Pedro, der die Bewohner der Stadt Porto für die heldenmüthige Vertheidigung derselben zu belohnen trachtete, verfügte unter anderen Gunstbezeugungen auch die Errichtung einer öffentlichen

Bibliothek in Porto, der zweyten im Königreiche, noch im Jahre 1833.

Für die Bewohner der Azoren ließ er aus den Bibliotheken der dort aufgehobenen Klöster und aus den Privatbibliotheken widersetzlicher Einwohner in Ponte Delgada, der Hauptstadt der Insel St. Miguel, gleichfalls eine öffentliche Bibliothek errichten (1834, 3. Januar).

Die Bibliotheken der durch die Cortes aufgehobenen Klöster wurden zur Verfügung des Oberbibliothekars der öffentlichen Bibliothek in Lissabon gestellt, und der Befehl gegeben, sie dahin bringen zu lassen (1834, 6. März).

Die allmählig verminderte Besuchszeit dieser Bibliothek wurde nach der früheren Norm wieder hergestellt und die Einsendung des inländischen Verlages auch auf Lithographien und Kupferstiche ausgedehnt (1834, 2. und 23. Mai).

Am 30. Mai 1834 erfolgte der Beschluß der allgemeinen Aufhebung der Klöster in Portugal und seinen Colonien, und in Folge desselben die Vertheilung der Klosterbibliotheken.

Aus den Bibliotheken der Klöster in den Provinzen Estremadura und Algarve wurde ein Depot in Lissabon gebildet, das gegen 400,000 Bände umfaßte; die übrigen in Alemtejo, Beira, entre Minho e Douro, Tras os Montes befindlichen wurden der neu errichteten Bibliothek zu Porto, der zur öffentlichen Bibliothek erhobenen Diöcesanbibliothek zu Evora und der Universitätsbibliothek zu Coimbra zugewiesen.

Wer die Mittheilungen unpartheyischer Portugiesen über die Vollstreckung dieser Befehle, den litterärischen Vandalismus, der sich dabey äußerte, die Verluste und Entwendungen, die sich ereigneten, mit den Vorfällen vergleicht, welche die Aufhebung der Klöster und Stifter in Deutschland begleiteten, vergleicht, muß sich unwillkührlich des alten Spruches erinnern: mutato nomine narratur fabula de te.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1841 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe vom 13. Januar 1844 machte

2. der als Gast in die Classe eingeführte Hr. Dr. Kunstmann, Lehrer Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Amalie von Brasilien, nachstehende Mittheilungen:

I. über Portugals Bibliotheken.

(Fortsetzung.)

Unter der Regierung Donna Maria II. wurde aus dem Depot der Klosterbibliotheken eine Bibliothek für die Marine im Arsenal zu Lissabon gebildet (1835, 7. Jan.), und der durch sein tragisches Ende bekannte Minister José Agostinho Freire faßte den Plan, in der Hauptstadt eines jeden der siebenzehn Verwaltungsbezirke des Königreiches ein Antiquitätenkabinet, eine öffentliche Bibliothek und eine Gemäldesammlung zu gründen (1836, 25. Aug.), der durch die bald darauf erfolgte Ermordung des Ministers nicht zur Ausführung kam.

Jose Agostinho Freire verlegte die öffentliche Bibliothek zu Lissabon aus einem hellen und passenden Locale in das dumpfige Franziskanerkloster, wo Feuchtigkeit den schnellen Untergang der Bücher droht, und das Dunkel der langen Klostergänge das Aufsuchen bedeutend erschwert.

Der Republikaner Passos, der ihm im Ministerium folgte, hat eine größere Zahl Decrete über das Bibliothekwesen erlassen, als irgend einer seiner Vorgänger, sie sind jedoch theils ganz unausführbar, theils folgten sie so rasch aufeinander, daß den hiemit beauftragten Beamten nicht die Zeit blieb, sie auf passende Weise zu vollstrecken.

Er verminderte die Zahl der Beamten an der öffentlichen Bibliothek zu Lissabon, um den Gehalt der übrigen zu erhöhen (1836, 29. Septber.), befahl, aus dem Depot eine Bibliothek für das Archiv zu bilden, und besonders alle Werke über Diplomatik und Paläographie dahin abzugeben (1836, 5. Oct.), nahm den Plan seines Vorgängers, in der Hauptstadt eines jeden Verwaltungsbezirkes eine Bibliothek zu bilden, wieder auf (1836, 7. Oct.), verfügte die Bildung einer Bibliothek der Cortes aus dem Depot für die Arbeiten der Gesetzgebungs-Commission (1836, 22. Oct.), und ertheilte bald darauf (31. Oct.) demselben Depot den Befehl, Bücher für den Gebrauch und die Erziehung der Jugend auszusuchen und daraus kleine Schulbibliotheken zu bilden, obgleich die portugiesische Litteratur bis dahin der Jugendschriften beynahe ganz ermangelte, und die wenigen ausländischen in den Klosterbibliotheken nicht vorhanden waren.

Unter seinem Ministerium suchte man den Plan auszuführen, mit jedem wissenschaftlichen Institut eine Bibliothek zu verbinden oder die vorhandene zu vergrößern, deßhalb kamen in rascher Reihenfolge (1836, 9. Nov., 6. Dec., 7. Dec., 16. Dec., 30. Dec.) noch die Befehle, für die Bibliothek der chirurgischen und medizinischen Schule die passenden Werke aus den Klosterbibliotheken auszusuchen, eine Bibliothek für den Fiskus aus Werken über Gesetz-

gebung, Staats- und National-Oekonomie, Finanzverwaltung und Rechnungswesen dem Depot zu entnehmen, die öffentliche Bibliothek zu Lissabon National-Bibliothek zu benennen und ihr eine neue Einrichtung zu geben, bey jedem Ministerium eine dem betreffenden Verwaltungszweige entsprechende Bibliothek aus dem Depot und den bereits vorhandenen Werken zu errichten, die bey der Aufhebung den Klöstern entnommenen Gemälde aber aus demselben Depot an die Akademie der Künste abzuliefern, und noch am Ende seines Ministeriums beschäftigte er sich mit der Errichtung eines Lesekabinetes in der Stadt Angra auf der Insel Tercera (1837, 28. April).

Ohngeachtet der Vorstellungen, die gegen die Wahl des Franziskanerklosters und das Fortbestehen der öffentlichen Bibliothek in demselben erhoben worden waren, erfolgte doch keine Abänderung, sondern vielmehr (1837, 9. August), die Vertheilung des Klostergebäudes zwischen der Bibliothek, der Akademie der schönen Künste und dem Depot der eingezogenen Klosterbibliotheken, endlich die Vereinigung des Depots mit der Bibliothek, um die Verwaltungskosten für das erstere, das noch immer eine beträchtliche Anzahl von Werken enthält, zu ersparen (1841, 12. November).

Der Plan, in jeder Districts-Hauptstadt eine Bibliothek zu errichten, ist von der Regierung noch nicht aufgegeben, und selbst theilweise zur Ausführung gekommen; so wurde (1839, 22. Oct.) in dem Verwaltungsbezirk von Villa Real der Stadt Villa Real die Vereinigung der Klosterbibliotheken der Franziskaner und Dominikaner mit der bisherigen Municipalbibliothek genehmigt, die Incunabeln und Doubletten aber für die Errichtung künftiger Bibliotheken vorbehalten, für den Verwaltungsbezirk von Braga aber beschlossen die Cortes (1841 d. 13. July) die Errichtung einer öffentlichen Bibliothek in Braga, die mit dem dortigen National-Lyceum vereinigt werden soll. Mit dieser neu errichteten zählt Portugal gegenwärtig vier öffentliche Bibliotheken auf dem Continente, nämlich in Lissabon, Porto, Evora und Braga und eine auf den Azoren in Ponte Delgeda, Hauptstadt des Verwaltungsdistrictes gleichen Namens.

Die Nationalbibliothek zu Lissabon, gewöhnlich Bibliothek St. Francisco genannt, zerfällt in zwey Hauptabtheilungen: a) gedruckte Werke, b) Handschriften, Antiquitäten und Münzen, das Bibliothekpersonal zählt 24 Personen, für welche jährlich sieben Contos 150,800 Reis als Gehalt festgesetzt sind, nach 10 Jahren erhält ein Beamter, den Alter oder Krankheit zum Dienste unfähig machen $\frac{1}{3}$, nach 15 Jahren die Hälfte, nach 20 Jahren $\frac{2}{3}$, nach 25 Jahren den ganzen Bezug seines Gehaltes als Pension.

Die oberste Leitung der Bibliothek gebührt dem Generalinspector, d. h. dem jedesmaligen Minister des Unterrichtes, die unmittelbare dem Oberbibliothekar, ausserdem sind gegenwärtig 2 Conservatoren und sechs Offizianten angestellt, an welche sich die Adjunkten und das untergeordnete Personal anschließen.

Die Bibliothek ist täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Fest-Tage geöffnet, im Winter von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags, im Sommer von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, Bibliothekferien sind von Weihnachten bis Epiphanie, Faßnacht, vom grünen Donnerstage bis zum Sonntage nach Ostern und vom 15. August bis zum 15. September; die Besichtigung der Bibliothek ist Fremden täglich, Einheimischen jeden Dienstag gestattet; für Ankauf der Bücher ist noch die anfänglich ausgesprochene, von den Cortes im Jahre 1823 genehmigte Summe von 1 Conto 600,000 Reis bestimmt, für die Regieverwaltung wird jährlich eine kleine Summe von der Regierung bewilligt; daß der Gehalt der Beamten, so wie die genannten Summen für Ankauf und Regie, nur äußerst unregelmäßig bezahlt werden, und die Beamten stets vier bis fünf Monate mit ihren Bezügen im Rückstande sind, ist bey den bekannten Finanzverhältnissen des Landes wohl überflüssig näher zu erwähnen.

Die Abtheilung der gedruckten Werke umfaßt 100,000 Bände, sie steht unter Leitung des ersten Conservators, Francisco Joaquim Pereira e Sousa und zerfällt in vier Sectionen:

1) Geschichte und allgemeine Litteratur,

2) Naturwissenschaften und Kunstgeschichte,
3) Staats- und Rechtswissenschaft,
4) Theologie.

Für die Leser ist ein allgemeiner Lesesaal bestimmt, in welchem sich zum Theil die Bücher der 2. Section aufgestellt befinden, die übrigen sind in den Zimmern und Gängen des ehemaligen Klostergebäudes vertheilt, bey jeder Section befindet sich ein Officiant mit seinen Adjuncten, bey ihm liegen die Kataloge seiner Abtheilung, von ihm werden die Bücher abverlangt und in den Lesesaal gebracht d. h. der Leser zeigt dem Officianten eine Karte vor, die er im Lesesaal erhalten hat, erhält das verlangte Werk, begiebt sich mit ihm in den Lesesaal, liefert nach gemachtem Gebrauche Buch und Karte im Lesesaal ab, und erhält sodann eine Austrittskarte, ohne die er das Gebäude nicht verlassen kann, jedoch wird auch die Erlaubniß ertheilt, in dem Locale der Section selbst neben dem Arbeitstische des Officianten sich aufzuhalten, was in jeder Beziehung vortheilhafter ist, da die Specialkataloge eines jeden Faches der Section dort zur ungehinderten Einsicht offen stehen, und bey dem Herbeyholen der Bücher weit weniger Zeitaufwand nöthig ist.

Zu den seltneren Drucken, welche die Bibliothek besitzt, gehören die vita Christi in der portugiesischen Uebersetzung des Cisterzienserm önches Bernardo aus dem Kloster Alcobaca (Vida de Christo Lisboa 1495. 4°, das Cancioneiro des Garcia de Resende (Cancioneira geral Lisboa 1516), die portugiesische Uebersetzung der Reisebeschreibung des Marco Polo, welche ein Deutscher, Valentin Fernandez, nach dem lateinischen Texte des Pipin von Bologna in das Portugiesische übertrug, (Relaçam da viagem de Marco Polo a India, Iapam, China etc. Lisboa 1502. fol.), die Ordonancen, welche Don Manoel für Indien erließ, (Ordenaçoes da India Lisboa 1512. 4°), eine Sammlung der ersten Ausgaben aller Chroniken, und andere mehr.

Als größte Seltenheit zeigt man in St. Francisco die Geschichte des Kaisers Vespasian (historia do mui nobre Vespasiano), gedruckt zu Lissabon im Jahre 1496, welches, wie man allgemein versichert, das einzige in Portugal vorhandene Exemplar dieses Werkes seyn soll, indessen dürften sich wohl im Auslande mehrere Exemplare finden, die vor dem Erdbeben, welches beynahe alle litterärischen Schätze Lissabons zerstörte, dahin gebracht wurden, was besonders in England und Frankreich der Fall seyn möchte, die den meisten Verkehr mit Portugal hatten; so findet sich der interessante Bericht, welchen der Patriarch Bermudez zu Lissabon 1565 über seinen Aufenthalt in Abyssinien drucken ließ, in keiner der dortigen Bibliotheken, während er nach der Versicherung des Reisenden Heinrich Salt auf dem brittischen Museum in London vorhanden ist. (Voyage en Abyssinie. Paris 1816. Tom. II. pag. 275).

Die Abtheilung der Handschriften steht unter der Aufsicht des zweyten Conservators Francisco Martins de Andrade, sie theilt sich in 2 Unterabtheilungen, von denen die erste die Handschriften, 8000 Bände an Zahl, die zweyte das Münzen- und Antiquitätenkabinet begreift.

Handschriften, die über das eilfte Jahrhundert hinaufreichen, finden sich in Portugal nicht, selbst aus dieser Zeit hat man nur wenige, nur einzelne Urkunden des Archives gehen bis in das 9te Jahrhundert hinauf, während in Spanien noch einige Handschriften aus dem 7ten und 8ten Jahrhunderte vorhanden sind.

Was vor dem Einfalle der Araber im achten Jahrhunderte etwa vorhanden war, läßt sich durchaus nicht angeben, da die Geschichte der Klöster des alten Lusitaniens vor jener Periode, welche die Depots der Wissenschaft bildeten, in ein mythisches Dunkel eingehüllt ist; Handschriften von Classikern finden sich keine, selbst die Ausgaben der Kirchenschriftsteller, welche dem Lande angehören, wie Martin von Braga und Fructuosus sind nicht nach Handschriften, sondern nach älteren größtentheils spanischen Editionen besorgt. Was übrigens von älteren Handschriften noch etwa vorhanden war, gieng, wie die Portugiesen behaupten, theils durch das Erdbeben verloren, da in Lissabon selbst die werthvollsten Handschriften aufgehäuft waren, theils soll es schon

früher, während die Philippe über Portugal herrschten, nach Spanien gebracht worden seyn. Die Handschriften in St. Francisco sind sämmtlich katalogisirt; ein geschloßnes Ganze bilden die des ehemaligen Klosters Alcobaça in dem Patriarchate von Lissabon und Bisthume Leiria, gestiftet im Jahre 1148 durch Affonso Henriquez den ersten König von Portugal, dem der heilige Leonhard selbst einige Mönche zur Gründung des Klosters gesendet haben soll.

Alcobaças Bibliothek und Archiv standen stets in Portugal in großem Ansehen, der Orden ließ einen Katalog der Handschriften des Klosters drucken (Index codicum bibliothecae Alcobatiae Olisipone ex typographia regia 1775 4°), welchen der gegenwärtig in Rom lebende Erzbischof von Evora, Frey Boaventura Fortunato, als Conventual von Alcobaça durch einen fleißig gearbeiteten Commentar erläutert hat.

Commentar. de Alcobac. manuscriptorum bibliotheca libri tres. Conimbricae 1827. 4°).

Die Handschriften der Bibliothek St. Francisco sind nach dem Regulamento vom 7. December 1836 Eigenthum des Staates, sie dürfen ohne besondere Erlaubniß des Generalinspectors nicht copirt, und können nur mit Genehmigung des Oberbibliothekars excerpirt werden, indessen hat der bisherige Oberbibliothekar Vasco Pinto de Balsamão hierin stets die größtmöglichste Humanität beobachtet, Jedem, der Handschriften benützen wollte, die Erlaubniß hiezu gleich im Allgemeinen gegeben, auch niemals die Vorlegung eines Excerptes verlangt, überdieß hält es auch nicht schwer, vom Ministerium die Befugniß, ganze Handschriften copiren zu dürfen, zu erhalten.

Die Gründe, warum man die Handschriften für Staatseigenthum erklärte, sind: 1) weil mit den wichtigsten derselben ein nationelles Interesse verbunden ist, 2) weil man deßhalb von Seite der Bibliothek beabsichtigte, sie von der Anstalt selbst veröffentlichen zu lassen. Die interessantesten dieser Manuskripte beziehen sich nämlich auf die

Seereisen und Entdeckungen der Portugiesen und auf die Verwaltung ihrer Colonien in Asien, Afrika und Amerika, nur in dieser Beziehung finden sich hier, ausser der Masse von Werken, die sich über die Geschichte des Landes selbst verbreiten, Werke von allgemein wissenschaftlichem, besonders historischem und geographischem Werthe, denn die Ausbeute vor dieser Periode kann im Vergleiche mit andren Bibliotheken nur gering angeschlagen werden.

Die Handschriften von Alcobaça enthalten viele Bände über die Geschichte dieses Klosters, und die des Cisterzienserordens, für portugiesische Landes- und Colonien-Geschichte, unter ihnen das Autographum des Cisterziensers Bernardo de Brito, von dessen monarchia Lusitana nur zwey Bände gedruckt sind, mit dem noch ungedruckten dritten Bande, der von dem Grafen Heinrich bis auf Johann I. geht, und seines Fortsetzers Antonio Brandao, gleichfalls Mönches von Alcobaça.

Für kanonisches Recht finden sich die Sammlungen des Burchard von Worms, Bernard von Pavia, Johannes Guallensis, Peter von Benevent, die Decretalensammlung Alexander III., Odonis Cameracensis poenitentiale, geschrieben 1219, Alani Bituricensis poenitentiale, Johannis de Deo liber judicii, für Kirchengeschichte ist die Beschreibung einer Reise von allgemeinem Interesse, welche Antonio Soares, Mönch in Alcobaça, in den Jahren von 1454 — 58 im heiligen Lande machte, und unter dem Titel: hodoeporicum terrae sanctae im Jahre 1561 niederschrieb, von welcher Referent einige Auszüge liefern wird.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe vom 13. Januar 1844 machte

2. der als Gast in die Classe eingeführte Hr. Dr. Kunstmann, Lehrer Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Amalie von Brasilien, nachstehende Mittheilungen:

I. über Portugals Bibliotheken.

(Fortsetzung.)

Für allgemeine Geschichte verdiente der Codex 297 Bernardi Guidonis opera, unter ihnen ein chronicon pontificum, imperatorum etc. und des Verfassers Leben enthaltend, eine nähere Prüfung. Vielversprechend ist die Aufschrift des Cod. 353 Laymundus Pacensis capellanus Witisae chronologia imperatorum et pontificum, die Handschrift ist am Anfange verstümmelt und enthält die Reihenfolge der Kaiser bis auf Conrad, bey dem die Einnahme Ascalons zum Jahre 1039 bemerkt wird, dazwischen folgen die Päpste, bey beyden sind kurze historische Bemerkungen hinzugefügt. Am Ende stehen von einer neueren Hand, wodurch auch die Bezeichnung im Cataloge veranlaßt wurde, die Worte: Laymundi opus de imperatoribus et pontificibus romanis explicit anno domini 1027 und eine kurze Nachricht über sein Leben: Laymundus presbyter in Lusitana ortus Pacensis de generatione Gotorum capellanus fuit Witize et Roderici regis etc. Das Ganze ist ein Machwerk des zwölften Jahrhundertes, wie eine Berufung auf einen gleichzeitigen Lehrer der Theologie zeigt, denn unter der Regierung des Kaisers Nero heißt es: sub isto scripsit evangelium Marcus ut dicit Ioannes Belet.

Die Reihe der übrigen Handschriften eröffnet der im Jahre 1809 angelegte paläographische Catalog, in welchem die ältesten damals in der Bibliothek befindlichen Handschriften verzeichnet sind, zu ihnen gehört ein Manuskript des Fuero Juzgo ou trasladaçao castellana del libro forus judicum nach dem Cataloge aus dem 12. Saec., das Werk des Mestre Giraldo, Leibarztes des Königs Diniz, über Veterinärkunst (mestre Giraldo livro de Alveitaria), Petrus de Eschalone statuta sanctae curiae Lugdunensis facta anno 1304, Leonardus de Felizanno tabula ad summam collectionis Joannis Gallensis, Reynaudus Joannes Comprehensorium feudale, vollendet den 5. April 1418, mehrere Werke über Afrika und Indien, Briefe der Könige von Portugal, unter ihnen die Instruction Johann II. an seine Gesandten in Castilien Johann de Souza und Aires de Almada über die Gränzlinie der portugiesischen Entdeckungen bey Cabo Verde vom 18. März 1494 und ein Gutachten über den unglücklichen Zug des Königes Sebastian nach Afrika.

Die folgenden Cataloge sind nach dem Inhalte der Handschriften bearbeitet und die sämmtlichen Handschriften bis auf die der Jesuiten, die wieder ein Ganzes bilden, nach Fächern eingereiht, nämlich: Philologie, Rechtswissenschaft, Polygraphie,

Geschichte und canonisches Recht, Philosophie, Medicin, Mathematik und Theologie, über die Handschriften, welche die Bibliothek bey ihrem Entstehen durch die Censurkommission aus den Klöstern der Jesuiten erhielt, ist ein eigner Catalog angefertigt, der besonders über ihre Missionen in Asien und Afrika interessantes Material liefert.

Die Abtheilung der Philologie enthält eine interessante Sammlung portugiesischer Gedichte und mehrere Werke über portugiesische Sprache und Litteratur, die der Rechtswissenschaft ist besonders für das Staatsrecht Portugals reichhaltig, die der Polygraphie enthält eine Sammlung von großentheils ungedruckten Briefen vom 16. Saec. bis auf unsere Zeit, die der Geschichte umfaßt Profan- und Kirchengeschichte, die meisten Handschriften beziehen sich jedoch nur auf Portugal und seine Colonien, ausserdem findet sich eine Sammlung von Documenten über das Concil von Trient und einige geschichtliche Werke über Spanien, unter ihnen einige Documente über die Gefangenhaltung des Prinzen Don Carlos, welche damals vom spanischen Hofe verbreitet wurden. Die Abtheilung des canonischen Rechtes enthält Sammlungen von Bullen, die Portugal betreffen, und die Acten der vielen größtentheils gedruckten Diöcesansynoden des Landes nebst den Provinzialconcilien der Metropole des portugiesischen Indiens, über welche später eine ausführlichere Anzeige geschehen wird. Unter den wenigen Handschriften über Philosophie befindet sich die Schrift des Eduardus Oliveira de triplici intellectus operatione, unter den medicinischen die Werke von Pedro de Sousa und Luiz Caetano de Lima, unter den mathematischen die während der Regierung des Kardinals Heinrich vom Leibarzte Alvaro Nunes verfaßte Schrift de restitutione anni et calendarii, die theologischen Handschriften enthalten viele Arbeiten über Liturgie, darunter einige über den mozarabischen Ritus und das Rituale der Erzdiöcese Braga.

Referent kann hier nicht unterlassen, ehe er zur Beschreibung der übrigen Bibliotheken übergeht, der äußerst freundlichen Aufnahme und beständigen Unterstützung zu erwähnen, welche er stets von allen Beamten der Anstalt erhalten hat, insbesondere von dem Vorstande, den beyden Conservatoren und den Adjuncten des historischen Saales, Francisco Casassa und Friedrich Dinkelaker, einem Landsmanne, an dessen Seite er drey Winter hindurch beynahe täglich gearbeitet hat, obgleich der Gesuche und Ansprüche, welche er an diese Herren richtete, nicht wenige waren.

Ausser der öffentlichen Bibliothek in St. Francisco und der schon früher erwähnten aus dem Depot der eingezogenen Klosterbibliotheken gebildeten kleineren Bibliotheken befinden sich noch in Lissabon die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, nach dem ehemaligen Jesuskloster, in welchem sie sich befindet, bibliotheca Jesus genannt, die Schloßbibliothek in der königlichen Residenz nossa Senhora das necessidades und die Schloßbibliothek in dem anderthalb Stunden von Lissabon entlegnen Pallaste nossa Senhora da Ajuda.

Den größten Theil der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften bildet die ehemalige Klosterbibliothek des dritten Ordens, von der Poenitenz des heiligen Franciscus (convento de nossa Senhora de Jezus de Lisboa pertencente aos religiozos da terceira ordem da penitencia do nosso padre St. Francisco) in Lissabon, sie wurde nach der Aufhebung der Klöster mit der Akademie der Wissenschaften vereinigt, welcher die Klostergebäude eingeräumt wurden, sie ist noch in dem Bibliothekſaale des ehemaligen Klosters, der sich durch Helle und Räumlichkeit empfiehlt, aufgestellt und enthält 30,000 Bände an gedruckten Werken und etwa 1000 Bände an Handschriften. Ueber die gedruckten Werke sind ausser dem alphabetischen Cataloge auch Fachkataloge vorhanden, am Vollständigsten ist die theologische und philologische Litteratur. Ueber die Handschriften ist ein alphabetischer Catalog vorhanden, von denen der größere Theil sich auf die Kirchengeschichte Portugals und seiner Colonien vom 16. Jahrhunderte an bis auf die neuere Zeit bezieht; da der Orden ein Hospiz und eine Mission in Tanger hatte, so gelang es den Missionären eine beträchtliche Zahl arabischer Handschriften zu erwerben, welche sich gleichfalls im alphabetischen Handschriftenkataloge verzeichnet finden; von diesen ließ die Akademie durch den verstorbenen

Ergeneral des Ordens die Reisebeschreibung des Arabers Abu Abdallah, gewöhnlich Ben Batuta genannt, der in den Jahren 1325 — 49 und 1352 — 56 alle Länder der Moslemins in Europa, Asien und Afrika bereiste, bearbeiten. Kosegarten und Apetz haben von diesem Werke nur Fragmente geliefert, der Ordensgeneral José de Santo Antonio Moura hat es nach einer vollständigen Handschrift aus dem Arabischen in das Portugiesische übertragen, sich aber Abkürzungen der Wiederholungen und des manchmal allzu weitschweifigen Styles erlaubt, der erste Band dieser Uebersetzung erschien zu Lissabon im Jahre 1840, (Viagens extinsas e dilatadas do celebre Arabe Abu-Abdallah mais conhecido pelo nome de Ben-Batuta traduzidas por José de Santo Antonio Moura. Lisboa 1840. Na typografia da Academia. Tomo I.), an der Vollendung der Uebersetzung wurde Moura durch den Tod gehindert, die Akademie hat indessen dieselbe dem Bibliothekar und Akademiker Castro übertragen, der sich während eines längeren Aufenthaltes in dem Missionshause zu Tanger das Verständniß der arabischen Sprache ganz angeeignet hat, das Werk ist bereits druckfertig und wird bald die Presse verlassen. Dieser Theil der akademischen Bibliothek ist dreymal Vormittags und zweymal Nachmittags dem Publikum geöffnet, der übrige Theil ist nur für die Mitglieder der Akademie zugänglich, und in den Zimmern derselben aufgestellt, er umfaßt noch eine beträchtliche Zahl von Bänden nach dem Bedürfniße der Akademiker erworben, unter ihnen die Memoiren aller Akademien und gelehrten Gesellschaften, mit welchen sich die Lissaboner Akademie in Verbindung gesetzt hat.

Die Schloßbibliothek in der königlichen Residenz Nesessidades wurde von Johann V. begründet und den Mönchen der Congregation des Oratoriums überlassen, welche ihr Kloster im Schlosse hatten, und zugleich als Schloßkapläne dienten, sie gehörten mit den Benedictinern zu den unterrichtetesten Klostergeistlichen Portugals und besassen bis zur Aufhebung die beßte Erziehungsanstalt im Lande, die noch bis auf heute durch keine andere ersetzt ist. Sie enthält 36,000 Bände an Drucksachen und 300 Handschriften, ist reich an Inkunabeln, an Ausgaben der Classiker und historischen und theologischen Werken, unter den letzteren befindet sich eine Sammlung der Schriften der Reformatoren, deren Namen auf der Rückseite der Einbände vertilgt sind, um nicht mit der Inquisition in Mißhelligkeiten zu gerathen.

Ueber die Bücher sind ein alphabetischer und einige systematische Kataloge vorhanden, der Inhalt der Handschriften bezieht sich nur auf die Geschichte Portugals und seiner Colonien. Aus ihnen hat mein gelehrter Freund Francisco Adolfo de Varnhagen, Sekretär der brasilianischen Gesandtschaft in Lissabon die Seereise, welche der Capitain Martin Alphonso de Sousa im Jahre 1830 nach Brasilien gemacht und dessen Bruder Pedro Lopez de Sousa beschrieben hat, herausgegeben (Diario da navegaçao da armada que foi a terra do Brasil em 1530 sob a capitania-mor de Martini Affonso de Souza, escripto por seu irmao Pero Lopez de Souza, publicado por Francisco Adolfo de Varnhagen. Lisboa 1839. 8.) Von Varnhagen haben wir auch in Bälde ein aus portugiesischen Archivalien und Handschriften geschöpftes Urkundenbuch über die Geschichte Brasiliens von seiner Entdeckung durch die Portugiesen an, zu erwarten.

Die Schloßbibliothek in Ajuda wurde vom Könige Don José I. gebaut und eingerichtet, nachdem die früher in Lissabon befindliche königliche Bibliothek, welche der Sage nach Alphons V. gegründet hatte, bey dem Erdbeben in Lissabon verbrannt war. Sie umfaßte damals 70,000 Bände an gedruckten Werken und viele Handschriften, die der König sammeln ließ. Als Johann VI. im Jahre 1807 nach Brasilien übersiedelte, wurde auch die Bibliothek nach Rio de Janeiro gebracht, die gedruckten Werke blieben bey der Rückkehr des Königes nach Portugal im Jahre 1821 zurück, und bilden gegenwärtig die öffentliche Bibliothek von Rio de Janeiro, die Handschriften nebst wenigen Büchern nahm der König wieder mit sich, vereinigte sie mit dem Reste der ehemaligen Jesuitenbibliothek im collegio dos nobres und errichtete so die gegenwärtige königliche Bibliothek von Ajuda.

Sie zählt gegenwärtig gegen 40,000 Bände gedruckter Werke und 1500 Handschriften. Unter den Büchern sind nur wenige bibliographische Seltenheiten, die portugiesische Litteratur ist besonders reichlich vorhanden, die Bücher sind nach alphabetischer Folge katalogisirt. Unter den Handschriften, an deren Katalogisirung gegenwärtig gearbeitet wird, werden ein Isidorus von Sevilla aus dem 11. Saec. und das von Lord Stuart herausgegebene Cancioneiro als Seltenheiten gezeigt, ausserdem enthalten sie viel Wichtiges über portugiesische Staats- und Colonialgeschichte, wie eine merkwürdige Sammlung von Originaldokumenten aus der Zeit der spanischen Herrschaft, eine andere von sämmtlichen Briefen der Jesuiten aus ihren Missionen, unter welchen sich viele ungedruckte befinden, Memoiren über Angola, die Beschreibung der Reise, welche der Portugiese Lacerda unter der Regierung der Königin Maria von Angola nach Mocambique zu Lande machte, nebst anderen darauf bezüglichen Documenten und überhaupt ein reichliches Material für die europäische und aussereuropäische Geschichte Portugals vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhunderte. Johann V. ließ durch seinen Gesandten Manoel Pereyra de Sampayo in Rom um eine Mittheilung sämmtlicher auf Portugal bezüglicher Actenstücke aus den Archiven des Vatican nachsuchen, und erhielt wirklich mit großer Liberalität eine Sammlung von Copien aus der Vaticana, von welcher man auch die geheimen Instructionen nicht ausschloß, welche die päpstlichen Nuntien für Portugal erhalten hatten. Sie führt den Titel: collectio rerum lusitanicarum quas ex M. SS. codicibus bibliothecae apostolicae Vaticanae, aliarumque urbis, sub auspiciis Joannis V. etc. Stephanus Evodius Assemanus archiepiscopus Apamensis curante D. D. Emmanuele Pereyra de Sampayo ordinis Christi equite commendatore ejusdem Serenissimi ac potentissimi regis apud sanctam sedem administro in volumina - collegit, zählt nach älterer Numerirung 238 Bände, von denen leider einige bey dem Transporte der Bibliothek zu Grunde gegangen sind und umfaßt die Jahre 1120 — 1744. Die Sammlung ist nicht chronologisch geordnet, aber es ist ein Inhaltsverzeichniß über dieselbe nach der Reihenfolge der portugiesischen Könige verfaßt; ausser der großen Zahl von Bullen, die den portugiesischen Staat, seine Bisthümer, Klöster, Missionen und Ritterorden betreffen, finden sich auch viele Bände in dieser Sammlung, welche dadurch hineingekommen zu seyn scheinen, daß der Abschreiber in Rom den ganzen Inhalt einer Handschrift, in welcher sich eines oder mehrere auf Portugal bezügliche Actenstücke befanden, copirte.

So enthält z. B. der zehnte Band faits de Badovin comte de Flandres et de Ferrant fils de Sance roy de Portugal, der 25. Band die Instructionen des Dogen da Ponte für die venetianischen Gesandten Tron und Lipomani an Philipp II., der 30te die Instructionen Papst Alexander VII. für die päpstlichen Gesandten in Spanien, der 64te — 93te die Werke von Visdelou, Maigrot und Fouquet über China, der 111te – 138te Documente zur Geschichte der Päpste, der 188 — 218te Actenstücke über staats- und kirchenrechtliche Verhältnisse von Neapel, Sardinien und den kleineren italienischen Staaten.

Leider hat sich der Copist der Bullen erlaubt, dieselben öfters auf eine ihm bequeme Weise abzukürzen, indem er einen großen Theil des Inhaltes ausließ, was besonders bey einigen, nicht mehr unter der Leitung des Monsignore Assemanni copirten Bänden, der Fall ist.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe vom 13. Januar 1844 machte

2. der als Gast in die Classe eingeführte Hr. Dr. Kunstmann, Lehrer Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Amalie von Brasilien, nachstehende Mittheilungen:

I. über Portugals Bibliotheken.

(Fortsetzung.)

Auch in dem bekannten Mafra, welches gleichfalls früher königliches Kloster und Pallast war (real convento e palacio), findet sich in einem prächtigen Saale, der 400 Palmen in der Länge und 42 in der Breite hat, eine von den Franziskanern und ihren Nachfolgern, den regulären Kanonikern von St. Augustin gesammelte Bibliothek von 32,000 Bänden, größtentheils theologischen Inhaltes, unter denen sich nur wenige Incunabeln befinden (das älteste Buch ist die Ausgabe von Caesar Romae 1469); Handschriften besitzt die Bibliothek keine; dem Reisenden wird sie von dem alten zuvorkommenden Bibliothekar, einem ehemaligen Franziskaner, mit großer Freundlichkeit gezeigt, und unbegreiflich ist die Furcht vor dem Schlüsselbunde dieses Mannes, die einen deutschen Reisenden so erschüttert hat, daß er sich selbst noch in seinem Werke über Portugal mit Zagen darüber aussprach.

Die Bibliotheken in Necessidades und Ajuda sind dem Publikum nicht geöffnet, doch hat Herculano Carvalho, einer der ersten Litteraten Portugals, unter dessen Leitung die beyden Bibliotheken stehen, noch Jedem den Eintritt eröffnet, den wahrer wissenschaftlicher Sinn dahin führte, ja während der Winterzeit statt der kälteren Säle von Ajuda seine Wohnung angeboten, und seinen gastlichen Tisch hinzugefügt, um denjenigen, welche die Vormittags- und Nachmittagsstunden zum Arbeiten benützen wollten, auf jede Weise Vorschub zu thun.

Herculano Carvalho besitzt in älterer und neuerer, auch in unserer vaterländischen Litteratur und Sprache, in welcher er sich auch mit dem Fremden zu verständigen weiß, gründliche Kenntnisse; nach seinem Vorschlage sollen die Bibliotheken von Necessidades und Ajuda in dem Gebäude von Necessidades vereinigt und aus ihnen eine öffentliche Bibliothek gebildet werden, die dem Publikum stets zugänglich werden soll.

Die öffentliche Bibliothek in Porto wurde, wie schon erwähnt, im Jahre 1833 durch Don Pedro gegründet, ihre ersten Bestandtheile waren die Privatbibliotheken des Bischofs D. Joao de Magalhaes e Avellas und des Visconde de Balsamaõ; später kamen die Klosterbibliotheken des Districts hinzu, und außerdem wählte man noch unter den Bibliotheken des Klosters Tibaes, des Hauptsitzes der Benediktiner in Portugal, und des Klosters Sancta Cruz der regulären Canoniker in Coimbra das Beßte aus, und vereinigte es mit der Bibliothek in Porto. Sie zählt an gedruckten Werken gegen 60,000 Bände, dem Inhalte nach größtentheils geschichtliche, juridische und theologische Schriften, hat viele Incunabeln, unter ihnen zwey Flo-

rentinerdrucke vom Jahre 1494 (Alopa), und besitzt 2000 Handschriften, von denen die ältesten dem 12. und 13. Säc. angehören, einige die Werke lateinischer Kirchenväter enthalten, die meisten aber sich auf die Geschichte Portugals beziehen. Die Bibliothek steht unter der Leitung zweyer Bibliothekare, welche noch gegenwärtig mit der Katalogisirung der Bücher und Handschriften beschäftigt sind.

Aus einem Manuscripte dieser Bibliothek und mit noch andren Hülfsmitteln hat der Professor an der polytechnischen Schule zu Porto, Diogo Köpke, eine verbesserte Ausgabe der im Jahre 1594 vom Capitain André Alvares d'Almada verfaßten Beschreibung der Ströme in der Guinea besorgt (Tratado breve dos rios de Guine' do Cabo-Verde desde o rio do Sanaga' até' aos Baixos de Sant' Anna etc. pelo capitaõ André Alvares d'Almada, publicado por Diogo Köpke. Porto 1841. 8.), und früher schon das Tagebuch eines Reisegenossen des Dom Vasco da Gama, der sich bey der Seereise der Portugiesen nach Indien im Jahre 1497 auf dem Schiffe des Paulo da Gama befand, herausgegeben.

(Roteiro da viagem que em descobrimento da India pelo Cabo da boa esperança fez Dom Vasco da Gama em 1497, publicado por Diogo Köpke. Porto 1838. 8.)

Wie sehr der Portugiese in der Erinnerung an die Tage seines Ruhmes lebt, hat sich bey diesem Buche deutlich gezeigt, denn die ganze Auflage war in kurzer Zeit vergriffen, obgleich zwischen den Städten Portugals beynahe keine buchhändlerische Verbindung besteht, und außer den Exemplaren des Subscribenten kaum noch einige wenige von dem Verleger versendet werden; indessen hat man den Herausgeber angegangen, eine neue Auflage zu besorgen, welche auch bald die Presse verlassen wird.

Die Bibliothek von Evora wurde als Diöcesanbibliothek von dem um die theologische Literatur Portugals hochverdienten Erzbischofe von Evora, Dom Manoel do Cenaculo, früher Bischof von Beja, im Jahre 1805 errichtet, der hiezu seine eigne Bibliothek, eine Gemäldegallerie, und seine Sammlungen von Mineralien, Antiquitäten und Münzen der Erzdiöcese überließ, welche im erzbischöflichen Pallaste aufgestellt wurden.

Am Eingange der Bibliothek steht die Inschrift:

Jesu Christo filio dei vivi,
Lumini indeficienti,
Ad mentem bene collocandam,
Religionem asserendam,
Domum litterariam
Cum voto perennitatis
Fr. Emmanuel archiep. Eboren.
Oct. Kal. April an. dom. MDCCCV.

Als das Kirchengut eingezogen wurde, fiel die Bibliothek an den Staat und wurde nach der Aufhebung der Klöster aus den Klosterbibliotheken beträchtlich vermehrt, aus denen sie gegen 10,000 Bände nebst einigen Handschriften erhielt, von denen die vorzüglichsten dem Collegium des hl. Geistes in Evora entnommen sind.

Außer diesem Zuwachse besitzt sie 40,000 Bände an gedruckten Werken und gegen 2000 Handschriften, mit deren Verzeichnung der gegenwärtige Bibliothekar Joaquim Heliodoro da Cunha Rivara, ein kenntnißreicher, zu litterärischen Aufschlüssen stets bereitwilliger Mann, beschäftigt ist, dessen besonderes Verlangen dahin geht, nach Vollendung der Kataloge mit ausländischen Bibliotheken einen Doubletten-Austausch einleiten zu können. Aus dem handschriftlichen Schatze von Evora wird bald ein für die Geographie Indiens wichtiges Werk veröffentlicht werden, nämlich João de Castro's Beschreibung der indischen Küstenländer, welches man vielfach mit seinem Itinerar des rothen Meeres verwechselt hat.

Von dem letzteren Werke hatten Purchas und Antonius Mathäus Auszüge gegeben, vollständig erschien es erst in neuerer Zeit (Roteiro do mar vermelho Paris 1833). Schon Moreri hat aber in seinem Wörterbuch (Ausgabe von 1731 Th. II. p. 671) aufmerksam gemacht, daß man in dem Jesuiten-Collegium zu Evora eine Beschreibung der Küste von Goa bis Diu aufbewahre, die von Don Joao de Castro verfaßt sey. In neuerer Zeit, in welcher man sich in Portugal mehr als früher mit

der Geschichte der Entdeckungen beschäftigt, hat man mehrere Handschriften aufgefunden, nach denen das bisher ungedruckte Werk bearbeitet wird.

Die Bibliothek zu Porto ist vom Staate günstiger ausgestattet, als die zu Evora, welche die ihr vom Stifter angewiesenen Renten verloren, und nur eine kärgliche Bezahlung des Bibliothekars erhalten hat, einer festen Dotation aber noch immer ermangelt.

Mit der Einrichtung der öffentlichen Bibliothek in Ponte Delgada ist ein von der Regierung dahin abgesandter Beamter der Bibliothek St. Francisco beauftragt, die Bibliothek in Braga ist noch nicht organisirt; in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 19. April 1843 hat man die Ernennung von 2 Bibliothekaren für sie festgesetzt, die Erhaltung der Bibliothek aber auf das Budget der Municipalkammer von Braga überwiesen.

Die Bibliothek zu Coimbra ist mit der Universität vereinigt, und steht unter der Oberaufsicht des Rectors; die Bibliothekarstelle versieht einer der Professoren. Vor der Aufhebung der Klöster gab man die Zahl der gedruckten Bände auf 38,000 an, seit dieser Zeit ist die Bibliothek durch die Klosterbibliotheken des Districts, besonders durch die der Collegien St. Pedro und St. Paulo und des Collegiums der Ritterorden bedeutend vermehrt worden; da indessen dieser Zuwachs bisher ohne Verzeichnung deponirt liegt, so kann über Zahl und Inhalt nichts Näheres angegeben werden.

Balbi behauptet, unter den Handschriften, die schon vor Aufhebung der Klöster vorhanden waren, eine aus dem 9. Sác. gesehen zu haben; indessen will sich gegenwärtig Niemand derselben erinnern. Die werthvollsten Handschriften in Coimbra, nämlich die des Klosters Sancta Cruz, wurden, wie schon erwähnt ist, nach Porto gebracht.

Am Schlusse dieses Aufsatzes übrigt es noch dem Referenten, der erfreulichen Eindrücke zu erwähnen, welche die Gefälligkeit und fortdauernde Zuvorkommenheit der Beamten auf den von ihm besuchten Bibliotheken in ihm zurückgelassen haben; an Zugänglichkeit und Dauer der Besuchsstunden zeichnen sich Portugals Bibliotheken vor allen andren aus, leider sind sie bey dem zerrütteten Finanzzustande eines seit zwanzig Jahren von wiederholten Revolutionen bewegten Landes mehr nur Depositа schon gesammelter Schätze, als mit dem Gange der Bildung fortschreitende Anstalten.

II. Das Archiv in Lissabon.

In den ersten Jahrhunderten der portugiesischen Monarchie findet sich keine Spur von einem Archive, das in Lissabon einen bleibenden und beständigen Sitz gehabt hätte. Die älteren Könige Portugals wechselten häufig den Sitz ihrer Hofhaltung, die kleinen Sammlungen von Urkunden, nämlich die Bücher über die Staatseinnahmen (livros de recabedo regni), und die Register des Kanzleramtes (livros da Chancellaria), welche das damalige Archiv bildeten, scheinen von den Kanzlern, welche die Könige auf ihren Reisen begleiteten, gleichfalls mitgeführt worden zu seyn.

Unter der Regierung des Königs Fernando (1367 — 83) hatte das Archiv des Reiches seinen bleibenden Bestimmungsort in einem Thurme des Castells St. Georg zu Lissabon, und erhielt von diesem Aufenthalte und von den Büchern (tombos) über die Krondomainen, welche in ihm niedergelegt waren, den Namen, den es noch heute führt: torre do Tombo.

Schon damals scheint die Zahl der dort aufbewahrten Documente nicht unbeträchtlich gewesen zu seyn und sie muß von jener Zeit an bedeutend zugenommen haben, denn es wurde in den Cortes, welche König Alfonso V. im Jahre 1459 zu Lissabon hielt, die Klage erhoben, es sey die Zahl der vorhandenen Documente und der Register des Kanzleramtes so groß, daß den Unterthanen, welche ihrer Privatrechte wegen um Recherchen in denselben bäten, durch die verzögerte und erschwerte Aufsuchung bedeutende Kosten erwüchsen, während die Aufbewahrung einer so großen Zahl doch nur unnütz sey. Der König verordnete, um dieser Beschwerde ab-

zuhelfen, solle man den wesentlichen Inhalt der Documente zusammen stellen, diese Auszüge als gültig betrachten und die Originale nicht mehr benützen. Die Ausführung dieses Geschäftes wurde dem damaligen Vorstande (Guarda Mór) des Archives Gomes Eannes de Zurara übertragen, der als Geschichtschreiber Verdienstliches geleistet, aber in Folge dieses Auftrages dem Archive große Verluste zugezogen hat; viele Documente und die meisten Bücher der Chancellaria der ersten Könige giengen als fernerhin unbrauchbar verloren, und die gefertigten Auszüge enthalten nur selten Copien der Originale, sondern in der Regel nur summarische Inhaltsverzeichnisse, oder höchst allgemeine, und deßhalb nutzlose Hinweisungen auf andre Archive, in denen gleichlautende Urkunden enthalten seyen.

Portugals Könige und Große hatten vom 12. Jahrhunderte an ihren Gemeinden Ortsrechte (foraes) verliehen, deren Reform der König Don Manoel im zweyten Jahre seiner Regierung (1497) verordnete, und mit ihr zugleich eine Reform des gesammten Archivs verband, gemäß welcher Copien aus den Büchern des Kanzleramtes seiner Vorfahren veranstaltet wurden, die unter der Regierung seines Nachfolgers Johann III. fortgesetzt, eine Sammlung bilden, welche den Namen: neue Lesung (nova leitura) trägt. Die Sammlung ist auf Pergament geschrieben, die Initialen sind mit Gemälden verziert, die einzelnen Theile mit kostbaren Einbänden versehen; aber ihren eigentlichen Zweck erreichte sie nicht, wie aus einem Berichte hervorgeht, der unter der spanischen Herrschaft über das Archiv von Lissabon an König Philipp IV. von Spanien (III. von Portugal) gemacht wurde. Der König hatte den Doctor Manoel Jacomo Bravo zum Guarda Mór des Archives ernannt und ihn beauftragt, ein Inventar über dasselbe herzustellen; der Doctor berichtete nach einer Arbeit von eilf Jahren am 4. März 1634 über den Zustand des Archives. Nachdem er bemerkt hat, daß sämmtliche Bücher der chancellarias von Johann III. an bis auf seine Zeit der Inhaltsverzeichnisse ermangeln, trägt er auf die Schonung der Sammlung D. Manoels durch Anlegung eines eigenen Verzeichnisses an, um die

reichen Einbände der einzelnen Bücher nicht bey jeder Nachsuchung so viel abnutzen zu dürfen und fügt am Ende bey, auch für die noch vorhandenen ältesten Bücher der Chancellaria sey die Anfertigung von Inhaltsverzeichnissen nothwendig, denn nicht Alles, was von wesentlichem Interesse sey, habe man bey der Reform D. Manoels aufgenommen, Vieles sey noch in den Originalbüchern enthalten, deren Erhaltung nothwendig und werthvoll sey, da man öfters in ihnen nachsuchen müsse.

Wie hinsichtlich der Bibliotheken die Zeit der spanischen Herrschaft als eine Periode der Plünderung gilt, so behauptet man auch noch heute in Portugal von dem Lissaboner Archive, daß manches Werthvolle demselben entnommen und nach Spanien versendet worden sey; deßhalb erfolgte auch gleich nach der Wiedererhebung der Dynastie Braganza auf den portugiesischen Thron von Johann IV. ein strenges Verbot, kein Aktenstück, welcher Art es auch sey, ohne königliche Erlaubniß aus dem Archive zu geben, oder auch nur es innerhalb desselben von irgend Jemand mit Ausnahme des Chronisten des königlichen Hauses einsehen zu lassen (9. Oct. 1641 und 31. Mai 1644).

In die letzte Zeit der spanischen Herrschaft in Portugal fällt noch das Entstehen einer systematisch betriebenen Fabrik falscher Documente. Ein eigenthümlicher Reiz scheint zwey Gelehrte in Portugal, von denen der eine sich mit dem durch gleiche Zwecke bekannten Spanier Higuera in Verbindung gesetzt hatte, angetrieben zu haben, die Lücken der Geschichte auf diese Weise ergänzen, und Behauptungen, die anderer Beweise ermangelten, durch neue, selbst geschaffene Quellen begründen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe vom 13. Januar 1844 machte

2. der als Gast in die Classe eingeführte Hr. Dr. Kunstmann, Lehrer Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Amalie von Brasilien, nachstehende Mittheilungen:

II. Das Archiv in Portugal.

(Fortsetzung.)

Gaspar Alvares Louzada, früher am Archiv zu Lissabon angestellt und mit der Revision der Patronatsrechte der Krone beauftragt, kam von da als Sekretär des Erzbischofs D. Fr. Agostinho de Jesus nach Braga, und hinterlegte in dem dortigen Archive einen ganzen Band von Urkunden, von seiner eigenen Hand geschrieben, angeblich aus dem Archive zu Lissabon copirt, deren Originale niemals vorhanden waren, und deren Unächtheit der um Portugals Geschichte und Paläographie viel verdiente João Pedro Ribeiro aufgedeckt hat. Von ihm erhielt Bernardo de Brito, der Verfasser der Monarchia lusitana, viele unächte Urkunden; andere scheint er selbst gefertigt zu haben.

Zu derselben Zeit erscheint auch bey dem Fortsetzer der Monarchia lusitana, Francisco Brandão, in der Ausgabe von 1632 (P. III. liv. 10. cap. 13.) zum erstenmale eine Nachricht über die Urkunde, welche die Beschlüsse der ersten Ständeversammlung der portugiesischen Monarchie, nämlich die der angeblich in Lamego im Jahre 1143 versammelten Cortes enthält, und die bis auf die neuere Zeit von den Meisten für das Grundgesetz der Monarchie erachtet wurde.

Bis auf Brandão findet sich weder in Chroniken noch Urkunden irgend eine Spur, daß eine solche Versammlung der Cortes zu Lamego im Jahre 1143 statt gefunden habe; die Urkunde selbst trägt weder Datum noch Unterschrift, Sprache und Styl gehören nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen einer späteren Zeit an. Sie enthält Bestimmungen über die Thronfolge, welche gegen die spanische Occupation sprechen, und deßhalb von portugiesischen Schriftstellern nach der Restauration Portugals im Jahre 1640 gegen Spanien angewendet wurden, obgleich Brandão selbst sich sehr zweifelhaft über ihre Aechtheit ausspricht.

In den ersten Cortes nach der Restauration im Jahre 1641 wurde sie als glaubwürdig angenommen, in späteren Cortes (1679 und 1697) angewendet und in den Gesetzen vom 24. Juni 1789 und 31. Januar 1790 als Grundgesetz für die Thronfolge betrachtet und mit dem Namen Fundamental Constitution des Reiches bezeichnet; aber die besten Kritiker unter den Portugiesen haben sich stets nur in ausweichender Weise über sie ausgesprochen, und gegenwärtig ist die Ansicht von ihrer Unächtheit die vorherrschende. Es ist leicht erklärlich, sagt ein neuerer Rechtsgelehrter Portugals, daß die Ansicht der Regierung und die Zeitverhältnisse die Gelehrten nöthigten, ihre Ueberzeugung zu ent-

ſtellen, während jetzt ein neues Grundgeſetz und die Freyheit der Rede uns vor jedem Widerrufe über dieſen Gegenſtand ſchützt *).

Brandão ſelbſt hat das Original dieſer Urkunde nicht geſehen, er fand nur im Kloſterarchive zu Alcobaça eine Abſchrift derſelben, in einem Archive, welches im Rufe der Urkundenfälſchung ſtand, und aus welchem Bernardo de Brito ſeine verdächtigen Angaben geſchöpft haben wollte.

Die abgeſonderte Lage, in welcher das Liſſaboner Archiv ſich befand, ſchützte es bey dem großen Unglücke, welches die Stadt am 1. Nov. 1755 traf, vor der Zerſtörung. Nach dem Erdbeben wurde es in die geräumigen Kloſtergebäude von San Bento gebracht, in welchen es ſich noch gegenwärtig befindet, und im Jahre 1776 unter dem Guarda mór Joao Pereira Ramos ein allgemeines Inventar über den geſammten Inhalt desſelben angelegt.

Zugänglicher wurde das Archiv unter den erſten conſtitutionellen Cortes, die eine neue Einrichtung desſelben für nothwendig erachteten (4. Dec. 1822), worauf am 30. April 1823 ein proviſoriſches, und unter der gegenwärtigen Regierung (am 23. Nov. 1839) das noch jetzt beſtehende Reglement des Archives erfolgte.

Bedeutend iſt der Zuwachs, welchen das Archiv nach der Aufhebung der Inquiſition der Klöſter und der Einziehung der Güter und Papiere der Ritterorden erhalten hat; er wird zu 3940 Bänden, 15,730 Heften angegeben, zu denen noch 24 Wägen voll vermiſchte Papiere kamen. Das Archiv zu Liſſabon erhielt die Papiere des General-Archivs der Inquiſition, welches zu Liſſabon beſtand, und die Special-Archive derſelben von Liſſabon, Coimbra und Evora, ferner alle Aktenſtückr der aufgehobenen Tribunale, die ihren Sitz in Liſſabon hatten und den Inhalt der Kloſterarchive von Liſſabon, Santarem, Setubal, Alcobaça und Penha Longa, nebſt dem der beyden Ordensarchive des St. Jagoordens zu Palmella und des Chriſtusordens zu Thomar; die übrigen Kloſterarchive des Reiches wurden theils mit einzelnen Behörden, theils mit Provinzialdepots vereinigt.

Unter der Regierung der Königin Donna Maria hat das Archiv eine ihm entſprechende Bibliothek und die Mittel erhalten, ſeine Verzeichniſſe zu veröffentlichen. Die Arbeit wurde mit den Büchern der Chancellaria begonnen und es iſt bis jetzt der erſte Theil derſelben veröffentlicht worden, welcher die Periode von 1128 — 1245 d. h. die Regierungen der erſten 4 Könige Affonſo I., Sancho I., Affonſo II. und Sancho II. umfaßt *).

Für die Ordnung der aufgehobenen Archive, welche mit dem torre do tombo vereinigt worden waren, erfolgte am 5. Januar 1843 ein Erlaß des Miniſters des Innern, Antonio Bernardo da Coſta Cabral, durch welchen ein Commiſſär zu ihrer näheren Unterſuchung beauftragt wurde. Gemäß dem Antrage dieſes Commiſſärs, José Feliciano de Caſtilho, ſollten die Schätze des Archives dem Publikum mehr bekannt gegeben und deßhalb die wichtigſten Documente gedruckt werden. Deßhalb ſchlug er zum Drucke vor ein portugieſiſches Bullarium, eine Sammlung der Staatsverträge und eine fernere der Verhandlungen der Cortes. Das Miniſterium genehmigte dieſen Antrag und berief eine Junta, welche nach einer längeren Berathung dahin entſchied, daß eine ſolche Veröffentlichung nur dann vollſtändig werden könne, wenn die Provinzialdepots gleichfalls dazu mitgewirkt hät-

*) E facil conhecer, que a opinião do governo, e as circunstancias dos tempos, obrigarão estes Sabios a disfarçar a sua convicção. Hoje uma nova Lei fundamental, e a liberdade de enunciar as opinioes, põe-nos à salvo de quelquer reparo sobre este objecto. Ensaio sobre a historia do governo e da legislaçao de Portugal para servir de introducçao ao estudo do direito patrio por M. A. Coelho da Rocha, lente da faculdade de direito na universidade de Coimbra. Coimbra: na imprensa da universidade. 1841. 8. p. 50.

*) Indice geral dos documentos registados nos livros das chancellarias existentes no real archivo da torre do tombo mandado fazer pelas cortes na léi do orcamento de 7 de Abril de 1838. Tom. I. Lisboa 1841. 4.

ten und beschloß, dieselben zur Mitwirkung aufzufordern; so ist die Realisirung dieses Planes zwar für unbestimmte Zeit verschoben; indessen von dem gegenwärtigen Guarda mór des Archives, Visconde de Santarem (ernannt am 30. März 1842), wenigstens der auf die staatsrechtlichen Verhältnisse Portugals bezügliche Theil zum Vollzuge gekommen. Hr. Visconde de Santarem hat nämlich niemals die unmittelbare Leitung des Archives übernommen, sondern mit Genehmigung der Regierung seinen früheren Aufenthaltsort in Paris beybehalten, wo er sich mit der Durchsicht aller auf Portugal bezüglichen Handschriften und Urkunden beschäftigt, und in fortwährender Correspondenz mit dem Lissaboner Archive und unter beständiger Mitwirkung der Archivbeamten ein großes für die staatsrechtlichen Verhältnisse Portugals sehr wichtiges Werk herausgiebt *).

Die unmittelbare Leitung des Archives ist dem Generalsecretär desselben (official major), José Manoel Severo Aureliano Basto, einem würdigen Schüler Joao Pedro Ribeiro's, anvertraut, der seit 30 Jahren am Archive angestellt, und zugleich der Vorstand der schon früher bestandenen, seit 1836 aber wieder hergestellten Schule über Diplomatik (aula de diplomatica) ist, welche als Bildungsanstalt für die künftigen Beamten des Archives dient, aber durch die Liberalität des Vorstandes auch andren wißbegierigen Besuchern eröffnet ist.

Herr Basto, der gründliche Kenntnisse in der Diplomatik und Paläographie besitzt, verbindet in seinen Vorträgen mit der Theorie stets die praktische Anschauung, indem er seinen Schülern die Documente des Archivs in chronologischer Reihenfolge vorzeigt und erklärt. Ihm zur Seite steht der Adjunct des Archives (ajudante do official major), Thomas Cajetano Rodriguez Portugal, ein kenntnißreicher und geschäftsgewandter Mann, der für die von der Recordcommission besorgte neue Ausgabe von Rymer's Acta et foedera alle, und für das Quadro elementar des Visconde de Santarem die meisten Beyträge geliefert hat, welche das Archiv darbot.

Ausserdem sind nur noch acht Beamte angestellt, eine sehr geringe Zahl, welche kaum für den laufenden Dienst hinreicht, da es zum Eigenthümlichen des Lissaboner Archivs gehört, daß alle Anstellungen durch dasselbe gehen, und die Anstellungsdecrete dort registrirt werden, eine Maaßregel, welche seit dem Jahre 1833 durch die Aufhebung der bis dahin bestandenen Sekretairie der Gnaden (secretaria do registo geral das mercês) und ihre Vereinigung mit dem Archive im Vollzuge ist, die Beamten an den eigentlichen Archivsarbeiten hindert, aber bey der unregelmäßigen und oft lange verzögerten Bezahlung der Gehalte doch eine Einnahmsquelle bildet, welche sie vor dem äußersten Mangel schützt, welchem die wissenschaftlichen Anstalten mehr noch als andere nur zu häufig preisgegeben sind *).

Das Archiv nimmt den westlichen Flügel des ehemaligen Benediktiner Klosters (san Bento) ein,

*) Quadro elementar das relaçoes politicas e diplomaticas de Portugal com as diversas potencias do mundo desde o principio da monarchia portugueza até aos nossos dias, ordenado e composta pelo Visconde de Santarem. Tomo I. Paris 1842. 4.

*) Referent hat, so lange er im Archive arbeitete, von allen Beamten desselben nur die größten Beweise von Gefälligkeit erhalten; sowohl der official major, Herr Basto, als auch der ihm besonders befreundete Adjunkt Herr Portugal, haben ohngeachtet ihrer vielen Geschäfte die Mühe nicht gescheut, ihn in das Eigenthümliche der portugiesischen Paläographie einzuweihen und die Originale mit den Copien, welche er nahm, zu vergleichen. Die in seiner Nähe arbeitenden Herrn Joao Pedro da Costa Basto, Julio Caetano da Costa Silva und Bartholomeo Maria d'Almeida sind jedem der vielen Gesuche, die er an sie stellte, mit freundlicher Bereitwilligkeit entgegen gekommen, wie ihm auch die Herren Manoel José Barreto und Joaquim Pedro Franklin mit ihrem Rathe beystanden, und die Herren Manoel José Ferreira, Antonio Firmo da Silva Leitao, Carlos José da Silva, José Ricardo Pinto Lopes, Joaquim Manoel de Figueiredo e Campos auf jede Weise gefällig zu seyn strebten. Referent fühlt sich daher verpflichtet, ihnen allen hier öffentlich seinen Dank abzustatten.

dessen übrige Seiten den Ständen des Reiches eingeräumt sind (palacio dos cortes), im ersten Stockwerke befinden sich die ehemaligen Archive der Inquisitionstribunale, der Klöster und aufgehobenen Aemter, deren genaue Durchsicht und Ordnung bey dem Drange der andren Geschäfte bisher noch in den Bereich des Unmöglichen gehörte.

Im zweyten Stockwerke sind auf einer Seite die von dem eigentlichen Archive d. h. dem Depot aller archivalischen Sammlungen, getrennten Arbeitszimmer, in welchen zugleich die Verzeichnisse über 150 Bände an der Zahl aufgestellt sind, auf der anderen die Bibliothek, ein Zimmer für die aula de diplomatica und für diejenigen, welche mit der Erlaubniß des Vorstandes das Archiv benützen, ein Arbeitszimmer, das Geschäftszimmer des guarda mór mit den Bildnissen Don Jozé I. und Pombal's geziert, und das eigentliche Depot, welches durch eine eiserne Thüre von allen übrigen Gemächern getrennt ist und in mehrer Unterabtheilungen zerfällt; in dem größten Saale befinden sich die Originalchroniken der Könige, die Bücher der chancellarias, die der leitura nova und alle jene Bände, die durch ihr Alter besonders werthvoll sind, in den inneren Räumen befinden sich besonders jene Papiere, welche auf die Rechte der Krone Bezug haben (casa da coroa).

Von den Verzeichnissen allgemeineren Inhaltes sind die vorzüglichsten: 1) die indices das chancellarias, in denen die Regierungszeit eines jeden Königes ein zweyfaches getrenntes Inhaltsverzeichniß, nämlich ein eignes über die Gemeinnamen und ein anderes über die Eigennamen einnimmt. 2) Der Indice das gavetas antigas in 2 Bänden, im Jahre 1765 verfaßt und so genannt, weil die in ihm verzeichneten Stücke schon früher registrirt wurden und sich in Schubladen (gavetas) aufbewahrt befanden, während die übrigen später geordnet und größtentheils nicht in Schubladen, sondern nur in Heften (maços) gesammelt sind. *)

3) Das corpo chronologico, ein alphabetisches, 82,902 Nummern umfassendes Verzeichniß in vier Bänden, welches diesen Namen deßhalb trägt, weil die unter einem Namen stehenden Documente der Zeitfolge nach geordnet sind. Die ersten 3 Bände umfassen die Eigennamen (indice de cognomentos do corpo chronologico), der vierte enthält die Eigennamen (indice de nomes communes do corpo chronologico), es ist fleißig und mit großer Genauigkeit gearbeitet und wurde erst in neuerer Zeit vollendet.

4) indices das inquiriçõēs Verzeichnisse über die allgemeinen Untersuchungen, welche die Könige Portugals vom Jahre 1220 an, über den privilegirten Grundbesitz anstellen ließen.

Wie das Archiv einerseits eine für Geschichte und Gesetzgebung des europäischen Portugal noch lange nicht zu erschöpfende Quelle darbietet, so gewährt es andererseits auch für die Weltgeschichte noch eine reiche Ausbeute, denn es enthält einen reichen Schatz von Berichten über die Seereisen und Entdeckungen der Portugiesen, von den Schreiben der Gouverneure aus den zahlreichen Colonien an die Könige, und den Mittheilungen der portugiesischen Gesandten an den verschiedenen Höfen.

Eine so ununterbrochene Reihe von Ortsrechten (foraes), wie sie im Lissaboner Archive sich findet, dürfte wohl kaum ein anderes Land besitzen, sie zerfallen ihrem Alter nach in solche, die vor der Reform Don Manoels schon gegeben waren (foraes antigos), die theils in den Büchern der Chancellarias und anderen zerstreut, theils in die neue Lesung Don Manoels aufgenommen sind (foraes antigos de leitura nova), in die, welche Don Manoel selbst den Städten und Ortschaften gab (foraes novos) und in die, welche von seinen Nachfolgern verliehen wurden (foraes novissimos), zu welchen auch die foraes der überseeischen Besitzungen Portugals gehören.

(Schluß folgt.)

*) Indice dos documentos que se guardavam nas XX gavetas antigas deste real archivo do Torre do tombo, feito sendo guarda môr Manoel da Maya e escrivao Euzebio Manoel da Silva anno de 1765.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1841 Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe vom 13. Januar 1844 machte

2. der als Gast in die Classe eingeführte Hr. Dr. Kunstmann, Lehrer Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Amalie von Brasilien, nachstehende Mittheilungen:

II. über das Archiv in Lissabon.

(Schluß.)

Für die Geschichte der Geographie ist der hydrographische Atlas des Fernando Vaz Dourado wichtig, dessen Original aus dem Karthäuserkloster zu Evora in das Archiv gekommen ist.

Von den Lebensverhältnissen Vaz Dourado's ist nur wenig bekannt, er war Oberaufseher über den Gränzdistrikt von Goa, und ein eben so tüchtiger Kriegsmann als kundiger Geograph; der Atlas wurde von ihm zu Goa im Jahre 1571 gefertigt, eine, jedoch vielfach veränderte Copie desselben mit der Jahreszahl 1580, besitzt die Münchner Hofbibliothek, über welche Herr Custos Schmeller in der Akademie der Wissenschaften Vortrag erstattet hat; in Portugal selbst hat man nur von einer Copie Kunde, die früher im Besitze des Sekretärs Don Pedro II., José de Faria war, gegenwärtig aber sich nicht mehr im Lande befindet; ob sie mit der zu München befindlichen identisch sey, läßt sich wegen Mangels näherer Daten nicht bestimmen, erscheint aber deßhalb als wahrscheinlich, weil es früher nicht gestattet war, den Atlas zu copiren, und man hierin wohl kaum mehr als eine Ausnahme gestattete. Auf dem Titelblatte ist das Bild des Erlösers als ecce homo gemahlt, zu dessen Seite das Wappenschild der alten Familie Costa gezeichnet ist, unter diesem Wappenschilde steht: Mapamüdoque ffez ffernäs väz dourado frömteiro nestas partes: que trata De todos os. Reinos. teras. Ilhasque haa na redondeza: Da tera eö ssuas derotas e alturas. Per esquadria. Em goa 1571. Um diese Ueberschrift, das Bild des Erlösers und das Wappen der Costas zieht sich in Form eines Parallelograms eine zweyte: Universalis. et integra totius orbis. Hidrographia ad verissimam Luzitanorii traditionë descriptio. Ferdinando Väz Dourado. Cosmograpo autore. ingenuitate Goae. Anno 1571.

Auf der Rückseite ist die Schenkung des Atlasses erwähnt, welche D. Theotonio de Braganca, Erzbischof von Evora, der das Karthäuserkloster daselbst im Jahre 1598 gründete, demselben machte.

Auf dem zweyten Blatte folgen die beyden Küsten der Magelhaensstraße nebst einem Theile des festen Landes bis zum Plata-Strome, geziert mit dem Wappen von Castilien, auf dem dritten Brasilien mit verschiedenen Inseln im atlantischen Meere, auf dem vierten die Antillen mit Florida und Neuspanien, auf dem fünften das Land zur rechten Seite des St. Lorenzstromes, die Küste Labrador und das Land bis zum 72° N. B., auf dem sechsten Deutschland und Frankreich mit der

Bretagne, auf dem siebenten: England und die Küstenländer bis zur Straße von Gibraltar mit den Azoren, der Inselgruppe von Madeira, den kanarischen Inseln und mehreren angeblich im Ocean existirenden Inseln (St. Antonio, St. Paulo, oder St. Petro (São. p°) ilha de Garças, S. Ana, Maidas) und Brasilien im Westen von Irland, auf dem achten die Straße von Gibraltar, die Länder von Rom bis Jerusalem, auf dem neunten die Westküste von Afrika, von Cabo Verde an bis zur Insel St. Thomas, im Süden von Cabo Verde ist eine Feuerinsel (ilha do fogo) angegeben, auf dem zehnten die Ost- und Westküste Afrikas vom Aequator bis zum Cap der guten Hoffnung mit der kleinen Inselgruppe, welche Tristão da Cunha entdeckte (Erfrischungsinseln), und der noch südlicher liegenden von Gonçalo Alvares entdeckten Insel, die gewöhnlich auf unseren Karten mit der unrichtigen Bezeichnung Insel des Diogo Alvares steht, auf dem eilften: verschiedene Inseln des indischen Meeres, (das Cap Anton Gil auf der Insel Madagascar heißt hier Cabo de Antão Gonçalves,) auf dem zwölften Arabien und Vorderindien, auf dem dreyzehnten Hinterindien, China und Japan, auf dem vierzehnten ein Theil von Hinterindien, die ostindischen Inseln und ein Theil eines Küstenlandes mit der Bemerkung: Diese Küste entdeckte Fernão de Magalhaes aus Auftrag des Kaisers Carl im Jahre 1520, der Lage nach ein Theil von Neuguinea, auf dem fünfzehnten: die Nordostküste von Neuguinea nebst vielen Inseln des stillen Meeres, auf dem sechzehnten: der Golf von Meriko mit den Entdeckungen, welche Ruy Lopes de Villa-Lobos im Jahre 1542 machte, auf dem siebzehnten die Westküste von Südamerika, auf dem achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten Blatte stehen zum Schlusse des Ganzen astronomische Regeln und Tabellen. *)

*) Die Umschriften des Originals zu dem 2—17ten Blatte sind folgende: zu 2) nesta lamina está lamcado o estreito de Fernão de Magalhais, zu 3) nesta folha esta lamcado toda a costa do Brazil do Rio das Amazonas ate o Rio da Prata, zu 4) nesta folha estam lamcadas as Amtilhas de Castela com a pomta da Florida e a Nova-Espanha, zu 5) nesta folha esta lamcada a costa dos Bacalháos e a terra dos Corte Reais, Corte Reais ist der Plural des eignen Namens Corterreal, das Land erhielt diesen Namen von den Seereisen, welche João Vaz Corterreal und dessen beyde Söhne Gaspar und Miguel dahin machten, man vergl. hierüber ensaio sobre os descobrimentos, e commercio dos portuguezes em as terras setentrionaes da America von Sebastiao Francisco de Mendo Trigozo in den memorias de litteratura portugueza Tom. VIII. P. II. p. 309 seq., zu 6) nesta folha esta lamcado toda a costa d Alemanha e Framca ate Imgratera, zu 7) nesta folha esta lamcado as ilhas d Imgratera e Framca e Bretanha e o estreito de Gibraltar, zu 8) nesta folha esta lamcado o estreito de Gibraltar de Roma ate Ierusalem. Este estreito de Gibraltar é o Mediterraneo, zu 9) nesta folha esta lamcado toda a costa d Africa e de Gine ate a ilha de Sam Tome, zu 10) nesta folha esta lamcado a Cabo de Boaesperanca ate a Conocial i de Leste e Oeste, zu 11) nesta folha estam lamcadas todas as ilhas que estam da Quinuciali ao sul, zu 12) nesta folha esta lamcado toda a costa da India do Rio de Iugo ate o Porto de Bemgala, zu 13) nesta folha esta lamcado do Cabo de Comorim ate Iapam e ate Maluco com toda a tera ao Norte, zu 14) nesta folha esta lamcado de Pegu ate a costa que descobria o Magalhaes com toda a costa de Iava, zu 15) nesta folha esta lamcado a costa que descubrio Fernao de Magalhaes, zu 16) nesta folha esta lamcado o Cabo del Enganho com Toda a costa de Mexico e a costa que descubrio o Vilhalobos, zu 17) nesta folha esta lamcado a costa do Peru da banda do Norte e sul. Ausführlich hat sowohl diesen als den älteren, der Akademie zu Lissabon gehörigen, Atlas des Lazaro Luis (livro de todo ho univerco verfertigt 1563) beschrieben mein Freund Franz Adolph von Varnhagen im Tratado elementar de geographia Porto 1839 8° Vol 3 pag. 494 seq. Er bemerkt, daß man aus den portugiesischen Namen des 5ten Blattes von Vaz Dourado, welche pag. 498—99 abgedruckt sind, die Entdeckungen und Niederlassungen der Portugiesen in Nordamerika

Ueber die päpstlichen Bullen und Breven ist ein eignes Verzeichniß angelegt, welches die sehr bedeutende Zahl derselben in zwey Bänden umfaßt,

im ersten Bande sind die Bullen nach der Reihenfolge der Päpste verzeichnet, der zweyte enthält Nachträge hiezu und ein alphabetisches Sach- und Namenregister mit Hinweisung auf die einzelnen Bullen und Breven, welches alle Detailforschungen sehr erleichtert.

Aus dem ehemaligen Archive des Christusordens zu Thomar ist ein für die Geschichte des Christusordens sehr wichtiges Werk in das Archiv zu Lissabon gekommen, welches Pedro Alvares auf Befehl des Königes Sebastian (30. October 1578) verfaßte, es führt den Titel liber compilationis scripturarum ordinis militiae Jesu Christi, und ist für die ältere Geschichte der an die Stelle der Tempelherrn getretenen Christusritter das einzige Quellenwerk. Alvares beginnt mit einer Geschichte der Tempelherrn in kurzen Abrissen und geht, ohne der vom Papste in allen Diöcesen den Bischöfen anbefohlenen Untersuchung gegen die Templer näher zu erwähnen, auf die Stiftung des Christusordens über, der noch gegenwärtig in Portugal besteht, aber seine Güter und Rechte verloren hat. Er giebt die Reihe der Großmeister, das Verzeichniß der Ordensgüter, die verschiedenen Regeln, welche der Orden bis auf seine Zeit erhielt, und führt die verschiedenen Privilegien des Ordens mit der jurisdictio spiritualis an, welche derselbe einst mit bischöflichen Rechten fast in allen Theilen der Erde übte.

Auch über den Infanten Heinrich, dem der Orden die Erneuerung seines Ruhmes verdankt, finden sich bey Alvares schätzbare Notizen und Urkunden, unter ihnen das bisher noch ungedruckte Testament des Infanten.

Eine Reihe von Aktenstücken über die Verwaltung der Colonien in Afrika und Indien bis auf die Zeit Don Manoels enthält das Buch der Inseln (livro das ilhas), aus derselben Zeit ist auch das Buch der Festungen (livro das fortelezas), welches von jeder der zahlreichen an der spanischen Gränze gelegenen Festungen Portugals mehrere genau gezeichnete Ansichten giebt.

Don Manoel hatte dem Papste Julius II. das erste Gold aus Indien zum Geschenke gesendet; Julius II. schickte ihm als Gegengeschenk eine handschriftliche Bibel in sechs Bänden, welche reich an Miniaturgemälden sind, die nach der Versicherung französischer Gelehrten in das Zeitalter des Pietro Perugino gehören. Don Manoel gab sie an das von ihm zum Angedenken an die Entdeckung Vasco's da Gama gestiftete Kloster Belem (Bethlehem) bey Lissabon; bey der französischen Occupation wurde sie dort weggenommen und kam in den Privatbesitz einer hohen Person, aus deren Nachlasse sie Ludwig XVIII. kaufte und wieder nach Portugal sandte, um das Land nicht eines historischen Documentes zu berauben, welches an die glücklichen Unternehmungen der Portugiesen zur See erinnere; nach der Aufhebung des Hieronimitanerklosters Belem wurde sie ihres hohen Kunstwerthes wegen dem Archive übergeben.

Unter den zahlreichen Handschriften befinden sich auch noch ungedruckte Gedichte des großen Camoens, mit deren Herausgabe sich der Visconde de Jerumenha, ein junger, für Litteratur und Geschichte seines Vaterlandes äußerst thätiger Mann, beschäftigt.

Es würde ermüden, die Reihen einzelner Documente aufzuzählen, welche von allgemein historischem Interesse sind, und besonders in der Geschichte des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundertes viele Lücken ausfüllen würden, vor Allem aber wäre zu wünschen, daß die Briefe, welche Affonso de Albuquerque auf seinen Eroberungszügen aus allen Häfen Ostafrikas und Indiens an Don Manoel sandte, nicht länger der Veröffentlichung entzogen würden; es sind deren mehr als zweyhundert im Lissaboner Archive, Albuquerque hat sie nicht selbst geschrieben, sondern dictirt und unterzeichnet; ihre Herausgabe würde die Geschichte der Geographie mit einer neuen schätzbaren Quelle bereichern.

---

kennen lerne, und zeigt durch eine Vergleichung beyder Atlasse, daß Vaz Dourado das 11te Blatt von Lazaro Luis entnommen hat. Herr Visconde de Santarem hat eine Copie der Westküste von Afrika vom Cap Bojador bis zur Insel St. Thomas aus dem Atlas des Vaz Dourado seiner memoria sobre a prioridade dos descobrimentos dos Portuguezes na costa occidental d'Africa beygegeben.

Verzeichniß

der in den Monaten September bis incl. November v. J. an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

I.

Vom Inlande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von dem historischen Vereine von Unterfranken und Aschaffenburg:

Dreyzehnter Jahresbericht für 1842/43. Würzburg 1843. 8.

Album für die Inauguration des Denkmals Walthers von der Vogelweide. Würzburg 1843. 8.

Von dem Senat der k. Universität Erlangen:

Die Universität Erlangen von 1743 bis 1843. Zum Jubiläum der Universität 1843. Erlangen 1843. 8.

Andere zum hundertjährigen Jubelfest der Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen gehaltene Denkreden und darauf bezügliche Schriften.

b. Von einzelnen Gelehrten:

Vom Hrn. Dr. Ludwig Steub in München:

Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern. München 1843. 8.

II.

Vom Auslande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von der naturforschenden Gesellschaft in Basel:

Bericht über die Verhandlungen derselben in Basel. August 1840 bis Juli 1842. V. Basel 1843. 8.

Von der k. preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Abhandlungen aus dem Jahre 1841. I. II. III. Thl. Berlin 1843. gr. 4.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. Monat Juli 1843. Berlin 1843. 8.

Von der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Bern:

Verhandlungen bey ihrer Versammlung zu Altdorf 1842. (27. Versammlung.) Altdorf 1842. 8.

Neue Denkschriften für die gesammten Naturwissenschaften. Bd. VI. Neufchatel 1842. gr. 4.

Mittheilungen. Nr. 1. Ausgegeben den 1. Mai 1843. Bern 1843. 8.

Von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen im Jahre 1842. Breslau 1843. 8.

Von der Académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles:

Mémoires couronnés et mémoires des savants étrangers. Tom. XV. 9. Partie. 1841 — 1842. Bruxelles 1843. gr. 4.

Nouveaux mémoires. Tom. XVI. Bruxelles 1843. gr. 4.

Bulletin. Tom. X. No. 5 — 7. Mai — Juillet. Bruxelles 1843. 8.

Von der Philosophical Society in Cambridge:

Transactions. Etablished November 15, 1819. Volume the Seventh. Cambridge 1843. 4.

Von der k. schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel:

Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angränzenden Länder und Städte. V. Bd. Altona 1843. 8.

Von der Royal Society of London:

Adress of the most noble the Marquis of Northampton etc. The President read at the anniversary meeting on Wednesday, Novbr. 30. 1842. London 1842. 8.

Von der Zoological Society of London:

Reports of the council and auditors. Read at the annual general meeting. April 1843. London 1843. 8.

Proceedings. January — December 1842. London 1842. 8.

Von der Société royale d'Agriculture de Lyon:

Annales des Sciences physiques et naturelles, d'Agriculture et d'Industrie. Tom. V. Janvier 1843. Lyon 1843. gr. 8.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin. Année 1842. No. IV. Année 1843. No. I. Moscou 1842. 43. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.
Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 20. Januar 1844.

Auszug aus einem Briefe des Hrn. William Griffith, Intendanten des botanischen Gartens in Calcutta, d. d. 17. Oct. 1843, an den Hrn. Classensecretär.

Ich bin gegenwärtig fast ausschließlich mit den Verbesserungen des hiesigen botanischen Gartens beschäftigt. Nachdem derselbe vor einigen Jahren durch eine Ueberschwemmung gänzlich verwüstet worden, bin ich daran, das natürliche System, durch die bengalische Flora repräsentirt, aufzustellen. Auf der andern Seite sollen die medizinisch und ökonomisch wichtigen Pflanzen systematisch aufgestellt werden. Den mittleren Theil des Areals aber werden natürliche Anlagen einnehmen. Ich habe eben meine botanischen Vorlesungen an der medizinischen Schule (medical College) geschlossen, und kann mit dem Erfolge zufrieden seyn, da sich unter der geringen Anzahl von Zuhörern zwey Eingeborne finden, die viel versprechen. Ich werde Ihnen nächstens mehrere Brochüren senden, darunter auch einen neuen Abdruck von den Schriften Jack's über die malayische Flora. Im Januarhefte des Calcutta-Journals werde ich Roxburghs kryptogamische Gewächse von Indien nach dem Original-Manuscript und den Zeichnungen, welche sich hier befinden, bekannt machen. Ausserdem benutze ich meinen Aufenthalt hier, in Calcutta, zur Bearbeitung einer Skizze über die Palmen von britisch Indien, da mir hier allein die Benützung Ihres Palmenwerkes zu Gebote steht. Ich beginne mit den Calameae, von denen ich zahlreiche Arten: 5 oder 6 Zalaccae, 6 bis 7 Daemonoropes, 3 Plectocomiae und viele sehr seltsame Calami, kenne, nichts zu sagen von der höchst merkwürdigen Gattung Eugeissona. Die von Roxburgh angegebene Zahl kann ich sicherlich verdoppeln. Von Malacca besitze ich eine, der Geonoma nah verwandte Bentinckia und andere Neuigkeiten, von Assam eine neue Livistona und mehrere Oraniae, welche ich zu Harina bringe. Letztere Gattung bietet mehrere Arten dar.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Robert Wight, Arzt der ostind. Compagnie in Madras, d. d. Coimbotore 7. Jul. 1844, an denselben.

Ich bin nun hier mit der Direction eines sehr großartigen Versuches, vom größten nationalen Interesse, nämlich der Einführung einer neuen und verbesserten Cultur-Methode der Baumwolle, beschäftigt. Es handelt sich davon, die americanische Baumwollenstaude in Indien einheimisch zu machen; und ich hoffe, daß einige Jahre hinreichen werden, diese Cultur hier eben so in Blüthe zu bringen, wie jene der inländischen Baumwollenstaude. Im letzten Jahre haben wir so große Fortschritte in dieser für uns äußerst wichtigen Angelegenheit gemacht, daß ein endlicher Succeß nicht mehr bezwei-

felt werden kann. So wird sich denn auch bald wieder Zeit finden, meine Pflanzensammlung, welche seit einigen Jahren unberührt in Kisten vernagelt stand, vorzunehmen und mit der Herausgabe meiner botan. Werke fortzufahren. Von meinen Icones plantarum Indicae oriental. sind zwey Bände vollendet, und der dritte, welcher die Tafeln auf 815 bringt, liegt zur Publication vor.

---

3. Ueber ein bey magnetischen Störungen stattfindendes constantes Verhältniß von Herrn Conservator Dr. Lamont.

Die magnetischen Störungen, im Allgemeinen den Stürmen der Atmosphäre analog, schienen anfangs eben so wenig, wie diese, an Gesetze gebunden zu seyn; gleichwohl stellen sich nun einzelne Verhältnisse heraus, welche uns nöthigen, jene anfängliche Annahme etwas zu modificiren. In der Classensitzung vom August vorigen Jahres habe ich nachgewiesen, daß, wenn eine Störung der Declination eintritt, sie an jedem einzelnen Orte nach einem constanten Verhältnisse sich äußert; ein anderes auf Störungen bezügliches Gesetz habe ich, bey Untersuchung der während des Jahres 1843 in hiesigem Observatorium angestellten Beobachtungen erkannt, welches einfach so ausgedrückt werden kann:

„Wenn eine Störung der magnetischen Intensität eintritt, so ist die Variation der Horizontal-Kraft doppelt so groß, als die Variation der Total-Kraft.“ Um dieses Gesetz nachzuweisen, habe ich in folgender Tabelle alle Fälle aus den Beobachtungen vom Februar bis Dezember 1843 herausgehoben, wo die Aenderung der Horizontal-Intensität während einer Stunde mehr als 0,0010 betrug. Daneben stehen die entsprechenden Aenderungen der Totalkraft, dann die aus den monatlichen Mitteln sich ergebenden regelmäßigen Aenderungen, welche abgezogen werden müssen, damit nur der von der Störung herrührende Betrag übrig bleibe. Die letzte Columne stellt das Verhältniß der Störung der Total- und Horizontal-Kraft dar:

Tag	Stunde	Beobachtete Aenderung		Regelmäßige Aenderung		Verhältniß-Zahl.
		der Horiz.-Intensität.	der Total-Intensität.	der Horiz.-Intensität.	der Total-Intensität.	
14. Februar	9. — 10. Abends	— 0,00220	— 0,00105	— 0,00006	— 0,00005	2,1
17. „	8. — 9. „	— 0,00130	— 0,00058	+ 0,00004	+ 0,00006	2,2
24. „	8. — 9. „	— 0,00139	— 0,00059	+ 0,00004	+ 0,00006	2,2
12. März	7. — 8. „	+ 0,00216	+ 0,00092	+ 0,00006	+ 0,00001	2,3
8. April	6. — 7. Morg.	— 0,00205	— 0,00115	— 0,00007	— 0,00006	1,8
9. „	7. — 8. Abends	+ 0,00152	+ 0,00091	+ 0,00009	+ 0,00006	1,7
22. „	6. — 7. „	+ 0,00113	+ 0,00050	— 0,00007	— 0,00006	2,1
27. „	5. — 6. „	— 0,00109	— 0,00050	+ 0,00002	— 0,00001	2,3
15. May	7. — 8. „	— 0,00198	— 0,00110	+ 0,00000	— 0,00006	1,9
3. Juny	8. — 9. Morg.	— 0,00192	— 0,00100	— 0,00034	— 0,00015	1,9
29. „	7. — 8. „	— 0,00127	— 0,00071	— 0,00034	— 0,00020	2,1
4. July	8. — 9. Abends	— 0,00110	— 0,00055	+ 0,00002	+ 0,00003	2,0
10. „	2. — 3. „	+ 0,00176	+ 0,00105	+ 0,00050	+ 0,00035	1,8

Tag	Stunde	Beobachtete Aenderung der Horiz.-Intensität.	Beobachtete Aenderung der Total-Intensität.	Regelmäßige Aenderung der Horiz.-Intensität.	Regelmäßige Aenderung der Total.-Intensität.	Verhältniß-Zahl.
12. July	7. — 8. Morg.	— 0,00133	— 0,00066	— 0,00035	— 0,00019	2,0
25. „	8. — 9. „	— 0,00186	— 0,00109	— 0,00034	— 0,00022	1,7
25. „	9. — 10. „	— 0,00253	— 0,00141	— 0,00028	— 0,00018	1,9
25. „	4. — 5. Abends	— 0,00120	— 0,00063	+ 0,00009	+ 0,00007	1,8
27. „	1. — 2. „	— 0,00193	— 0,00087	+ 0,00013	+ 0,00009	2,1
30. „	9. — 10. Morg.	— 0,00112	— 0,00065	— 0,00022	— 0,00018	1,9
11. August	2. — 3. Abends	— 0,00124	— 0,00066	+ 0,00023	+ 0,00023	1,7
11. „	7. — 8. „	+ 0,00098	+ 0,00055	+ 0,00003	+ 0,00000	1,7
14. „	8. — 9. „	+ 0,00104	+ 0,00061	+ 0,00004	+ 0,00005	1,8
27. „	6. — 7. „	+ 0,00122	+ 0,00072	+ 0,00018	+ 0,00007	1,6
1. September	6. — 7. „	+ 0,00257	+ 0,00127	+ 0,00040	+ 0,00019	2,0
2. „	7. — 8. Morg.	— 0,00115	— 0,00060	— 0,00040	— 0,00020	1,9
9. „	6. — 7. Abends	+ 0,00129	+ 0,00067	+ 0,00040	+ 0,00019	1,9
19. „	1. — 2. „	+ 0,00126	+ 0,00074	+ 0,00003	+ 0,00003	1,7
1. October	1. — 2. Morg.	— 0,00118	— 0,00047	— 0,00006	— 0,00003	2,6
3. „	6. — 7. „	— 0,00127	— 0,00054	— 0,00021	— 0,00007	2,3
12. „	12. — 1. Mittag	— 0,00132	— 0,00050	+ 0,00029	+ 0,00021	2,3
15. „	2. — 3. Abends	+ 0,00115	+ 0,00057	+ 0,00004	+ 0,00003	2,1
16. „	12. — 1. Mittag	+ 0,00124	+ 0,00072	+ 0,00029	+ 0,00021	1,9
17. „	6. — 7. Abends	+ 0,00180	+ 0,00096	+ 0,00029	+ 0,00025	2,1
23. „	5. — 6. „	+ 0,00131	+ 0,00061	+ 0,00020	+ 0,00008	2,1
26. „	6. — 7. Morg.	— 0,00122	— 0,00061	— 0,00021	— 0,00007	1,9
26. „	6. — 7. Abends	+ 0,00236	+ 0,00131	+ 0,00029	+ 0,00025	2,0
7. Novemb.	11. — 12. Mittag	+ 0,00178	+ 0,00088	+ 0,00015	+ 0,00019	2,4
13. „	6. — 7. Morg.	+ 0,00173	+ 0,00088	+ 0,00006	+ 0,00006	2,0
13. „	3. — 4. Abends	— 0,00223	— 0,00122	— 0,00006	— 0,00005	1,9
24. „	12. — 1. Mittag	— 0,00114	— 0,00067	+ 0,00023	+ 0,00017	1,6
8. Dezember	4. — 5. Abends	— 0,00174	— 0,00081	— 0,00015	— 0,00010	2,2
8. „	6. — 7. „	— 0,00138	— 0,00074	— 0,00005	+ 0,00002	1,8
8. „	9. — 10. „	+ 0,00168	+ 0,00074	+ 0,00001	0,00000	2,2
9. „	8. — 9. Morg.	— 0,00167	— 0,00096	— 0,00025	— 0,00015	1,7
10. „	12. — 1. Mittag	— 0,00145	— 0,00084	— 0,00002	— 0,00002	1,7

Tag	Stunde	Beobachtete Aenderung der Horiz.-Intensität.	Beobachtete Aenderung der Total-Intensität.	Regelmäßige Aenderung der Horiz.-Intensität.	Regelmäßige Aenderung der Total-Intensität.	Verhältniß-Zahl.
10. Dezember	4. — 5. Abends	— 0,00235	— 0,00145	— 0,00015	— 0,00010	1,7
11. „	7. — 8. „	+ 0,00180	+ 0,00090	+ 0,00010	+ 0,00002	1,9
11. „	8. — 9. „	— 0,00180	— 0,00000	+ 0,00004	+ 0,00001	1,8
28. „	9. — 10. Morg.	— 0,00134	— 0,00074	— 0,00032	— 0,00019	1,9
28. „	1. — 2. Abends	— 0,00118	— 0,00060	0,00000	+ 0,00003	1,9
28. „	3. — 4. „	+ 0,00127	+ 0,00065	+ 0,00002	+ 0,00007	2,1
30–31 „	12. — 1. Nachts	— 0,00122	— 0,00060	— 0,00002	+ 0,00002	2,1

Die Beobachtungen vom 27ten August und 1ten September sind unsicher, weil die Stunden-Ablesung der Inclination in beyden Fällen um 5 Theilstriche korrigirt worden ist, um sie mit den unmittelbar nach der Stunde gemachten Beobachtungen in Uebereinstimmung zu bringen. Eine ähnliche Correction dürfte am 1ten October und 24ten November nöthig seyn, obwohl keine Beobachtungen vorhanden sind, welche uns solche vorzunehmen berechtigten. Die übrigen Resultate stimmen sehr genau überein, und geben im Mittel als Verhältnißzahl sehr nahe 2. Nennen wir die Total-Intensität J, die Horizontal-Intensität X, und die Inclination i so haben wir hiernach

$$\frac{\delta X}{X} = 2\,\frac{\delta J}{J}$$

Daraus ergiebt sich für die Inclinations-Aenderungen folgendes Gesetz:

$$\delta i = -\frac{1}{\text{tang } i}\,\frac{\delta J}{J} = -\frac{1}{2\,\text{tang } i}\,\frac{\delta X}{X}$$

Dieses Gesetz gilt für München; ohne Zweifel besteht für andere Orte eine analoge Bestimmung; jedoch besitze ich nicht die erforderlichen Data, um in dieser Beziehung die Untersuchung weiter auszudehnen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.
Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 20. Januar 1844.

Correspondenz-Nachrichten aus Labrador. Mitgetheilt von Hrn. Hofrath v. Schubert.

a) Einzelne meteorologische Notizen u. dgl. über das Jahr 1842/43.

1) Von dem Correspondenten in Hebron, August 1843.

In diesem Frühjahr beobachtete ich einige hiesige Sträucher (denn Bäume giebt es hier nicht; auch habe ich noch keinen Strauch gesehen, der höher über der Erde stände als höchstens zwey Fuß). Ein Weidenstrauch, der am 26. Mai vom Schnee befreyt wurde, schlug schon am 2. Juni aus, und am 4. waren die Blätter ganz entfaltet. Ein Erlenstrauch, der am 28. Mai vom Schnee frey wurde, fieng am 18. Juni an auszuschlagen und hatte bis zum 24. seine Blätter vollends entfaltet. Andere Sträucher giebt es hier nicht. Von den jetzt aus Nappartok hergeflößten Bäumen habe ich an zweyen die Jahrgänge gezählt. Einer, am Stammende $13\frac{1}{2}''$ im Durchmesser und 37′ lang, zählte 245, und der zweyte $12\frac{1}{2}$ Zoll dick, 34′ lang, und überhaupt etwas mehr verkrüppelt, 285 Jahrringe. Die ersten 30 — 40 Jahrringe sind ziemlich stark; aber vor 120 — 125 Jahren müssen erbärmliche Jahrgänge gewesen seyn; denn da sind die Ringe so nahe beysammen, daß sie kaum zu zählen sind.

2) Von dem Correspondenten in Okak, 27. Juli 1843.

Unsere Eskimos hatten im Aeußern ein reichliches Durchkommen; Keines hatte im Winter Mangel, und sie sind auch von epidemischen Krankheiten verschont geblieben. Der Winter war nicht streng, aber sehr abwechselnd, und weniger Schnee als im vorigen. Bis jetzt haben wir aber noch keine anhaltende Wärme, und unsere Gartengemüse stehen nur mittelmäßig. Der eigentliche Sommermonat ist der August.

3) Von dem Correspondenten in Hoffenthal, 10. Juli 1843.

Unseren Eskimos ist es im vergangenen Schiffsjahr gut gegangen; sie hatten guten Erwerb und sind von allgemeinen Krankheiten verschont geblieben. Der Winter war ausgezeichnet gelind, das Frühjahr kalt und spät; es sieht daher in unseren Gärten sehr ärmlich aus und sie versprechen keine gute Aernte.

b) Verzeichniß der in Labrador befindlichen Landsäugthiere.

Aklak, der schwarze Bär. Das Wort scheint ein Grundwort zu seyn, denn es läßt sich etymologisch nicht erklären. Die Aklait (plur.) sind nicht zahlreich; doch werden noch alle Jahre welche erlegt. Sie sollen nicht gefährlich seyn und meistens vor den Menschen fliehen. Sie nähren sich hauptsächlich von Mäusen und Krähebeeren, die allenthalben wachsen. Sie sind etwas kleiner als diejenigen, die man in Europa gewöhnlich sieht. Im Winter trifft man keine an; sie sollen sich den

Winter über in Höhlen aufhalten und schlafen. Zugleich wird aber behauptet, daß sie für den Winter große Vorräthe von Krähebeeren einzusammeln pflegen. — Außer diesen gewöhnlichen schwarzen Bären giebt es noch eine Abart, die aber unter demselben Namen geht, mit einem weißen Ring um die Nase und weißer Brust; diese sollen seltener und gefährlicher seyn.

Umingmak, der Bisamochse. Ein sehr seltenes Thier, nur durch Ueberlieferung bekannt. Von allen Einwohnern Nains hat noch keiner dieses Thier gesehen. Vor vielen Jahren sah ein Eskimo von Okak ein solches Thier im Innern des Landes, und dachte, es wäre der Teufel. Der Name kommt von Umik, der Bart, und mâk, groß oder lang; also: der groß- oder langbärtige.

Tuktu, der allgemeine Name der Rennthiere; die etymologische Bedeutung des Namens ist unbekannt. Die Rennthiere werden nach Größe, Alter ꝛc. folgendermassen genannt:

a) Parnpek (Grundwort), ein ausgewachsener Hirsch.
b) Angusalluk, der nächstfolgende Hirsch. (Angut, der Mann.)
c) Angusallugak, ein Hirsch, der etwa zwey Jahre alt ist (die Endung ak bedeutet klein oder jung).
d) Nochaitok, eine Kuh ohne Kalb.
e) Nochalik, eine Kuh mit Kalb (lik, mit etwas versehen).
f) Nohak, das Kalb.
g) Aukpillaktok, ein neu geworfenes Kalb. Das Wort kommt von aukpalluktak, roth, weil die Farbe dieses Kalbs röthlich ist. (Dieses Wort kommt von auk, das Blut). Ein allgemeiner Name für Kuh existirt nicht.

Ammarok, der Wolf. (Im Sinn des Wortes liegt: seiner Beute unaufhaltsam nacheilend.) Die hiesigen Wölfe sind den Menschen nicht gefährlich, desto mehr aber den Rennthieren. Sie sind vielleicht noch seltener als die Bären, denn es werden wenige erlegt.

Kingmek (Grundwort), der Hund.

Terrienniak, der Fuchs. (Das Wort enthält eine Anspielung auf Terliarsinek, hintergehen.) Die hiesigen Füchse theilen sich in zwey Arten. Die schwarzen und die rothen kommen von Einem Wurf; die weißen aber sind kleiner und paaren sich nicht mit den andern.

Terriak, das Wiesel, dem russischen Hermelin ähnlich. Im Sommer sind sie grau, im Winter weiß.

Kapvik, der Dachs. (Verwandt mit kapvikpok, er hebt schwere Sachen in die Höhe.) Er hat einen sehr starken Knochenbau, und raubt oft den Eskimos ihre unter schweren Steinen vergrabenen Fische, Rennthier- oder Seehundsfleisch.

Kapviaitsiak, der Marder. (Aitsiak bedeutet klein, hübsch, niedlich.) Die Marder halten sich hier meistens im Busch auf.

Illakosek, das Stachelschwein. (Bedeutung des Wortes unbekannt.) Sie sind nicht häufig, und nähren sich im Winter hauptsächlich von der Rinde der Tannenbäume.

Kigiak, der Biber. (Von kigut, Zahn, kigiarpok, er nagt, zerbeißt, also wörtlich: ein Nager.) Sie sind in unsrer nördlichen Gegend äußerst selten.

Sigsik, das Eichhorn (Gruudwort). Sie sind selten, und kleiner als die europäischen Die fliegenden sind noch seltener und noch kleiner, werden auch Sigsik genannt.

Ukkalek, der Hase (Grundwort). Im Sommer graublau, im Winter weiß mit schwarzen Ohrspitzen.

Ukkalaitsiak, das Kaninchen.

Pertukserak, der Luchs. (Pertuk, das Schneegestöber, bezeichnet die Schnelligkeit). Sie werden in unserer Gegend sehr selten angetroffen.

Kivgâluk, die Wasserratte. (Kivgak, Diener, âluk, schlecht.) Riecht stark nach Moschus.

Nunnivakak, die Maus im Allgemeinen. (Nunnivakpok, es geht aufs Land einsammeln, Beeren oder sonst etwas.) Bezeichnet auch speciell die Hausmaus mit weißem Bauch und langem Schwanz.

Avingak, eine große Landmaus, kurzschwänzig. Sie stellt sich auf die Hinterbeine zur Gegenwehr, wenn Jemand ihr nahe kommt.

Ukjungnak, eine kleine Art Mäuse.

Ukjungnarvik, die Spitzmaus.

Innerlugak, die Fledermaus, sehr selten und nur in den tiefen, landeinwärts gehenden Buchten. (Wörtlich: der Darm, von Innerloak oder Innerlugak, der getrocknete Darm).

Verzeichniß der bekanntesten Wasservögel in Labrador.

Mittek, die Eidergans (Grundwort). Die Mittit (plur.) sollen nach Süden hin viel zahlreicher seyn. In Nain sind sie schon seltener als in Hoffenthal, und nördlich von Nain giebt es fast gar keine. Dieß ist mit allen Wasservögeln der Fall. Der Mittek kommt in Nain an, sobald das Eis geschmolzen ist, gewöhnlich zu Ende Juni. Sobald das Eis weg ist, legen sie — gewöhnlich auf kleinen flachen Inseln, 3 — 10 Eyer in's Moos, nicht fern vom Strande. Diese Vorsicht gebrauchen sie, um nicht durch die Füchse und dergleichen Thiere belästigt zu werden, was auf größeren Inseln oder auf dem Festlande der Fall seyn würde.

Kingalik, zu den Mitteks gehörig (von Kingak, Nase, und lik, damit versehen). Sie sind die ersten, die zu kommen pflegen, nisten aber hier gar nicht.

Mitterluk, die Ente (luk, schlecht, also: die schlechte Eidergans). Sie haben ihre Nester im Gesträuch, wo sie schwer zu finden seyn sollen, und legen gewöhnlich 6 Eyer.

Pitsiulak, die Seetaube (Grundwort). Sie bauen an steilen Inseln, zwischen den herabgefallenen Steinen, etwas später als die Mittit. Haben nur 2 — 3 Eyer. Von allen hiesigen Vögeln sind sie die zahlreichsten.

Pitsiulapak, ein großer Pitsiulak (pak, groß); hat fast die Größe einer Eidergans, aber rothe Beine, wie ein gewöhnlicher Pitsiulak. Sie bauen hier keine Nester.

Aggek, etwas kleiner als eine Eidergans. Sie sind selten, und schreyen ahârluk, ahârluk.

Akpa, eine Alke (Grundwort). Sie legen 2 Eyer auf die Erde in's Gras, bauen aber ein ordentliches Nest.

Akpavik, ein vollkommener Akpa (vik, völlig).

Akpalik, einer von mittlerer Art.

Akpaliârsuk, eine kleine Art (ârsuk, klein).

Siguluktok, der Seepapagey. (Siguk; der Schnabel, luk, schlecht.)

Kaksauk, von seiner Stimme kak, kak, haben ihre Nester an den Teichen, und legen nur 2 Eyer.

Tôlik, ein großer, schöner Vogel, der nicht häufig vorkommt.

Issungak, die Möwe, wird wegen ihrer grauen Federn „die Trübe" genannt. (Issungarok, das Wasser ist trüb, dick.)

Okaitok, wörtlich: der keine Zunge hat. (Okak, die Zunge, i das Negativum.)

Issarogitok, der Kleinflüglichte. (Issarok, der Flügel, ki, wenig oder klein.)

Ivugak (Grundwort).

Sarogak (Grundwort). Dieser Vogel geht nicht unter's Wasser, brütet auf niedrigen, kleinen Inseln und hat 6 Eyer.

Immerkotailak, ein Zugvogel von der Größe eines Moyers, nistet hier nicht und ist kein Taucher.

Naujа, der Moyer (Grundwort). Ist sehr dürr und thranig, liebt die kleinsten Inseln in der freyen See und nistet darauf. Er legt 2 — 4 Eyer.

Naujarluk (der schlechte Nauja).

Nautsârsuk, der kleine Moyer.

Naujavik, der große oder völlige Moyer.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten September bis incl. November v. J. an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Académie des Sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des Séances. Deuxième semestre. Tom. XVII. No. 2 — 11. Juillet — Sptbr. 1843. Paris 1843. 4.

Von der Imprimérie royale à Paris:

Journal des Savants. Juin — Aout incl. 1843. Paris 1843. 4.

Vom Muséum d'histoire naturelle à Paris:

Archives. Tom II. Livraison 4. 1841. T. III. L. 3. 1843. Paris 1841. 43. gr. 4.

Von der Société de l'Histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 9. 10. Oct. Nov. 1843. (Procés verbaux). Paris 1843. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux à Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France, dirigé par M. de Caumont. 9. Volume. No. 7. Paris, Cáen 1843. 8.

Von der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit in Sinsheim:

Neunter Jahresbericht von Stadtpfarrer Karl Wilhelmi. Sinsheim 1843. 8.

Von der Regia Societas scientiarum in Upsala:

Nova acta. Vol. XI. Upsaliae 1839. gr. 4.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Herrn Adrien Balbi in Paris:

Elémens de géographie générale ou description abrégée de la terre etc. Paris 1843. 8.

Durch Herrn E. Chadwick, Secretary poor law Commissioners de London:

Report from the poor law commissioners. London 1843. gr. 8.

Vom Herrn Frhrn. Friedrich v. Drieberg in Botzen:

Beweisführung, daß die Lehre der neueren Physiker vom Druck des Wassers und der Luft falsch ist, nebst einem Versuch, die Erscheinungen an flüssigen Körpern ohne athmosphärischen Luftdruck zu erklären. Berlin 1843. 8.

Vom Herrn Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Ueber die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, dann über das Geschwornengericht. Carlsruhe 1843. 8.

Revue étrangère et française de législation, de jurisprudence et d'économie politique. 3. Série. 10. année. 1843. Tom. deuxième. No. 9. 10. 11. Septbr. — Novbr. Paris 1843. 8.

Vom Herrn James D. Forbes, Esq. Professor in Edinburgh:

On the transparency of the atmosphere and the law of extinction of the solarrays in passing through it. London 1842. gr. 4.

Vom Herrn Dr. Ambros Fusinieri in Venedig:

Annali delle scienze del Regno Lombardo - Veneto (appendice al Bim VI. 1842). Sopra il trasporto di materia ponderabile nelle scariche elletriche. Seconda edizione. gr. 4.

Vom Herrn August Grunert, Professor zu Greifswalde:

Archiv der Mathematik und Physik. II. 1 — 4, III. 1 — 4, IV. 1. Greifswalde 1842. 43. 8.

Von den Herren van der Hoeven, Professor in Leiden, und de Vriese, Prof. in Amsterdam:

Tijdschrift voor natuuralijke geschiedenis en Physiologie. Tiende Deel. 2e 3e Stuk. Leyden 1843. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.
Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 20. Januar 1844.

Correspondenz-Nachrichten aus Labrador. Mitgetheilt von Herrn Hofrath v. Schubert.

(Schluß.)

Pai (Grundwort), legt 6 — 10 Eyer.

Ingiuliksiut (ingiulik, die Schwingwelle; ingiuliksiorpok, er fährt in den Schwingwellen; aus dem Zeitwort sion, fahren, bildet sich der plur. siut, die in den Schwingwellen fahren).

Sorlutok, eine Art Enten. Sie sind immer in Heerden, den ganzen Sommer über, hier; aber noch Niemand hat ein Nest von ihnen gefunden. Ihren Namen haben sie von ihrer Stimme.

Kachorluk, ein Strandvogel, etwas kleiner als ein Moyer, kein Taucher. (Von kahorpok, es ist weiß, luk, schlecht.) Wenn die Fluth klein ist, sollen sie sehr mager seyn; bey hoher Fluth dagegen, nämlich bey der 14tägigen Springfluth, fett, weil die Strömungen alsdann stärker sind und daher mehr Speise für sie entführen.

Tullerunak. Dieser Vogel wird so genannt von den beyden weißen Flecken, die er an den Ohren oder Seiten des Kopfes hat.

Land- und Strandvögel.

Nerlek, die Gans (Grundwort). Sie halten sich in den großen Teichen auf, und sind schwer zu schießen, daher wir auch sehr selten eine erhalten. Es ist ganz die europäische wilde Gans.

Nektoralik (Grundwort), der Adler. Ist selten hier anzutreffen.

Kiggavik (Grundwort), der Falke.

Siutelik, ein seltener Raubvogel, von der Größe eines kleinen Adlers. (Siut, das Ohr, lik, damit versehen; also einer, der ein scharfes Gehör hat.)

Tullugak, der Rabe oder die Krähe. Ist Sommer und Winter hier, aber einzeln.

Tullugarnak, die Schwalbe, aber nicht die europäische. Ist nicht häufig, baut ihr Nest an den Abstürzen und lebt vom Strand.

Tullugärsuk, wörtlich: der kleine Rabe. Hat die Größe einer Amsel und ist schwarz wie ein Rabe.

Tullek, ein Frühjahrsvogel, der sich meistens am Strand aufhält. Er hat den Namen von seiner Stimme, weil er immer ruft: tullik.

Sullajok, ein Strandvogel (wörtlich: der Geschäftige, Sullinek, Geschäftigkeit).

Kullekulliak, der Strandläufer. Es giebt zwey Arten. Sobald der Strand aufgethaut und das Eis weg ist, daß sie ihr Futter finden können, kommen sie an und bleiben den Sommer über da. Sie sind den Bachstelzen sehr ähnlich. Ihr Name

kommt von ihrer Stimme: sie schreyen den ganzen Tag: kullekulliak.

Sigsariak, wörtlich: der Strandläufer. Etwas kleiner als der vorhergehende. (Sigsak, der Strand, riar, laufen, gehen). Es ist eine kleine Schnepfe.

Nessaulik, ein Zugvogel, nur im Frühjahr hier. (Von Nessak, die Mütze. Er hat einen schwarzen Fleck auf dem Kopf: daher der Mützeträger).

Akpingek, die große Schnepfe. Sie kommen als Zugvögel im Herbste; doch werden sie nicht alle Jahre gesehen. Sie haben ihren Namen davon, weil sie besonders die Akpi-Beere (Muldenbeere) essen.

Uttututôjok, ein zur Schnepfenart gehöriger Vogel, hat lange Beine und soll selten zu sehen seyn. Der Name kommt von ihrem Ruf: uttututu.

Ungetit, (plur.), eine kleine Schnepfenart. (Unge ist die Armgrube. Weil sie einen schwarzen Fleck unter den Flügeln haben, so heißt man sie: die mit einer Armgrube versehen sind).

Kennuajok, eine Eule. (Wörtlich: der Flehende. Kennuvok, er bittet, bettelt; kennuariva, er bittet sich etwas aus, seine Stimme klingt flehend). Lebt von Mäusen und ist gesprenkelt.

Okpik, die Schneeeule. (Der Name kommt von seiner hohlen, rauhen Stimme: ôk, ôk).

Nuilatôk, die Krageneule. (Nuilak, das Gebräme, die Einfassung an einem Kleid; also: der eine Besetzung hat).

Ikkertôjok, die Ohreule.

Imaingartak, die Nachteule. (Dieses Wort gebrauchen die Eskimos spottweise, wenn Jemand stillschweigend, ohne zu grüßen, an einem vorübergeht.)

Ikkarilik, die amerikanische Amsel (Grundwort). Es ist unser Rothbrüstchen, ganz ähnlich dem Rothkehlchen, aber so groß wie eine Amsel. Sie bauen ihre Nester auf Bäume, in die Häuser und überall hin. In der letzten Hälfte des May kommen sie hier an und erfreuen uns mit ihrem Pfeifen bis Ende Juny.

Koppernoaksoak, der Dreckvogel. Ein schwarzgrauer Vogel mit kurzem Hals, ist Sommer und Winter hier. Lebt von Fleisch und Gewürm, raubt, wo er kann, gehört aber nicht zu den Raubvögeln. Sie legen sehr früh Eyer; ihre Nester sind aber schwer zu finden. Sie kleben ihr Futter an die Bäume an, als Proviant für den Winter. Haben keine Singstimme.

Koppernoakpak, die Lerche, mehr die Heidelerche, doch wohl auch nicht ganz. Sie kommen Mitte May hier an und halten sich im Busch auf. Mit diesem Namen werden alle kleinen Vögel benannt.

Koppernoaniut, ein Raubvogel, von der Größe einer Amsel. (Die Endung niut bedeutet ein Instrument, z. B. Nunnivakak, die Maus, nunnivakarniut, die Mausfalle. Also wörtlich: der Vogelfänger).

Erkorolik, ein kleiner Vogel, mit einem Fleck am Hintertheil (Erko, der Hintern).

Erkungaluk, der Kreuzschnabel. (Erkungavak, er zieht den Mund schief; luk, schlecht; also: Einer, der einen schlecht verzogenen Schnabel hat).

Essaluk, von der Größe einer Amsel, schön gezeichnet. (Der Name kommt von seiner Stimme, weil er immer ruft: essaluk). Es ist der Dompfaffe.

Aviorfok, ein kleiner Vogel, der wie eine Lerche zwitschernd sich von der Erde erhebt.

Amantijak, der Schneefinke. (Amant, die Kapuze an dem Weiberpelz, lijar, etwas mit sich führen; also wörtlich: der Amantträger). Es ist ein Zugvogel. Gegen Mitte April treffen sie hier ein, halten sich gern in der Nähe der Häuser auf und sind den ganzen Tag in Heerden da, so emsig wie die Finken. Anfangs May, wenn mitunter schöne Tage kommen, singen sie niedlich; nimmt aber der Schnee ab und wird es wärmer, so ziehen sie fort, was gewöhnlich Mitte May geschieht. Sobald sie fort sind, treffen die andern

Vögel ein. Ihr Zug geht nach Norden. Im Oktober treffen sie wieder hier ein, halten sich etwa 14 Tage hier auf und ziehen dann nach Süden. Sie sind die Frühlings- und Winter-Boten.

Kutsertak. Wir nennen es das Streifmützchen, weil es auf dem Kopfe einen langen weißen Streifen hat. Sie sind gern in den Gärten, wo sie oft die Pflanzen umwühlen. Sie bauen ihre Nester in's Moos. Ihr Name kommt von dem Ton den sie von sich geben, wenn sie auf der Erde ihr Futter suchen. Kuttit sind Tropfen. Kussertok, es tropft. Der Ton des Vogels hat Aehnlichkeit mit dem Ton eines Tropfens, der in's Wasser fält. Sein Name also heißt wörtlich: der Tröpfler. In unserer Bibel haben wir ihn für Sperling. Sonst singen sie recht niedlich, ähnlich der Goldammer.

Toggaijok, der Baumhacker. (Toggurpok, er hackt, pickt.)

Adsatasajok, der Zaunkönig, oder ihm ähnlich, ist Sommer und Winter im Busch.

Missaktak, ein kleiner Vogel, wörtlich: der Schnalzer (missakpok, er schnalzt) von dem Tone seiner Stimme so benannt.

Saksariak, ein kleiner Singvogel mit rothem Kopf (von saksarpok, er treibt sich überall herum.)

Akkigek, der allgemeine Name aller Ripperarten. Sie sind im Winter weiß, im Sommer grau.

a) Akkigivik, ist der große Ripper. Sie halten sich meistens am Saum des Busches auf, legen 12 — 16 Eyer.

b) Niksartok, (wörtlich: der Rülpfer, von niksarpok), der kleine Bergripper; diese sind die zahlreichsten.

c) Akkigilik, der Baumripper. Sie kommen nie aus den Busch und verändern ihre Farbe nicht; sind in der Größe wie die Akkigivik.

Dabey bemerkt Hr. Prof. Dr. Zuccarini, daß von demselben Correspondenten auch sehr schätzbare Notizen über die Flora von Labrador vorliegen. Derselbe wird nach vollendeter Bestimmung des miteingesandten eben so interessanten als vortrefflich conservirten Herbariums ausführlich darauf zurückkommen.

Weitere Notizen über die Flora von Japan und die bisher hierüber vorliegenden wissenschaftlichen Leistungen, von Dr. J. G. Zuccarini.

In einem früheren Berichte (Sitzung vom 12. Juni 1841, Gel. Anzeigen Bd. 13. p. 257 ff.) habe ich bereits die Ehre gehabt, der Classe einige Mittheilungen über die Flora des japanesischen Inselreiches, über die hierüber von früheren Botanikern vorliegenden Leistungen und über den Fortgang der Arbeiten zu machen, welche ich selbst mit Hrn. von Siebold in Leyden in dieser Beziehung unternommen habe. Seitdem ist die Herausgabe des zweyten Bandes unserer Flora vorgeschritten und die Monographie der in Japan eben so zahlreichen als eigenthümlichen Coniferen vollendet worden. Es ergiebt sich daraus, daß Japan allein wenigstens 31 Arten aus dieser Familie in 14 Gattungen zählt, während ganz Europa höchstens 22 Arten in 5 Gattungen besitzt, die freylich nichts desto weniger durch die große Geselligkeit einzelner Species einen wesenlichen Grundzug unserer heimathlichen Flora bilden. Leider hindert mich die unbegreifliche Langsamkeit, mit welcher mir die Notizen über Standort, Kultur und Benutzung der einzelnen Pflanzen zukommen, an rascherer Publikation, und ich muß nun seit zwey Jahren deßhalb mit dem Drucke inne halten, obgleich Text und Tafeln fast zu dem ganzen zweyten Bande außerdem fertig lägen.

Eine wesentliche Förderung ward indessen unserem Unternehmen dadurch zu Theil, daß die

Allerhöchste Gnade Sr. Majestät mich in den Stand setzte, im Herbste 1842 selbst eine wissenschaftliche Reise nach Holland zu unternehmen und während eines sechswöchentlichen Aufenthaltes in Leyden die dort aufgehäuften naturhistorischen Schätze in ihrer Gesammtmasse zu überblicken. Natürlich waren der k. botanische Garten und das k. Reichsherbarium die Hauptgegenstände meiner Studien. Ersterer bewahrt seinen von Jahrhunderten ererbten Ruhm ungeschwächt unter der Direction seines vortrefflichen Vorstandes, Professor Reinwardts, dessen Güte ich auch für den hiesigen Garten über hundert bis dahin uns fehlende lebende Pflanzen verdankte. Es sind dabey vorzüglich mehrere der erst durch v. Siebold aus Japan gebrachte Arten interessant, wie z. B. Cleyera japonica, Kadsura japonica, Bladhia japonica, Quercus glabra, Rhus vernicifera, Ilex latifolia etc.

Das k. Reichsherbarium ist nicht minder eine der großartigsten und in Beziehung auf manche Länder gewiß die reichste Sammlung, welche existirt. Dieses ist besonders rücksichtlich niederländisch Indiens und Japans der Fall. Noch hat es, wegen der Masse an Material und der vielfachen anderweitigen literärischen Arbeiten seines berühmten Vorstandes, Dir. Blume, nicht ganz aufgestellt werden können, und war mir deßhalb nur rücksichtlich der Flora von Japan zugänglich. Ich weiß deßhalb auch nicht, was aus den früheren Zeiten des holländischen Ruhmes und Eifers für Naturwissenschaften, aus den Perioden Hermanns, der Commelyns, Boerhaves, Seba's, der Gronovs und Burmanns sich noch vorfindet. Unter den Separat-Sammlungen neuerer Zeit ist vorzüglich das Persoonsche Herbarium wichtig. Ueberschwenglich ist die Masse an Pflanzen, welche in diesem Jahrhundert von deutschen und holländischen Naturforschern in Auftrag der niederländischen Regierung auf Java, Borneo, Celebes, Sumatra u. s. w. gesammelt worden ist, und das Material für die Reihe eben so ausgedehnter als vortrefflicher Arbeiten lieferte, welche die Wissenschaft Reinwardt, Blume, Korthals, de Vriese u. A. verdankt. Sie füllen drey große Gemächer. Mit den Herbarien sind herrliche Cahiers von Velins verbunden, Abbildungen und Analysen vorzüglich der durch das Trocknen leicht entstellbaren Pflanzen, wie Orchideen und Aroideen, enthaltend. Nicht minder reich ist die Sammlung von Blüthen und Früchten in Weingeist, von trocknen Früchten und Saamen, Droguen und Holzproben, welche aber ihrer Aufstellung in leider nicht genug gegen manche schädliche Einwirkungen gesicherten Magazinen erst entgegen sieht.

Die japanische Pflanzensammlung besteht zunächst aus den Herbarien der Herren v. Siebold und Bürger. Beyde sind außerordentlich reich an Doubletten, so daß manche Art in mehr als 100 Exemplaren vorliegt und das Bürger'sche Herbarium bildet eigentlich nur ein Supplement zu dem Siebold'schen, dessen 22 — 2300 Species Phanerogamen es um 2 — 300 noch vermehrt. Bekanntlich hatte nämlich Dr. v. Siebold schon seit dem J. 1824 in Japan gesammelt und leitete Hrn. Dr. Bürger, welcher im Jahre 1828 zu seiner Beyhülfe dahin nachgeschickt wurde, an, die bereits gemachten Sammlungen nach seiner Abreise weiter zu bereichern und fortzusetzen. Die Exemplare sind sehr zweckmäßig ausgewählt und mit billiger Rücksicht auf die Schwierigkeit des Sammelns sehr gut erhalten. Das Herbarium enthält zunächst die Flora der Umgegend von Nangasaki und überhaupt des südwestlichen Kiusiu, dann die auf der Gesandtschaftsreise nach Yeddo unterwegs und in der Umgebung dieser Hauptstadt gemachten Sammlungen; endlich die große Anzahl von Gewächsen, welche v. Siebold in dem auf Decima angelegten botanischen Garten durch die eifrige Beyhülfe zahlreicher eingeborner Schüler aus allen Theilen des Reiches vereinigte und kultivirte. Nicht minder wichtig sind aber auch die Herbarien eingeborner Aerzte und Naturforscher, welche v. Siebold zu erwerben wußte, und welche von eben so vielem Eifer als Sachkenntniß und scharfer Beobachtungsgabe der Sammler Zeugniß geben.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.
Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 20. Januar 1844.

Weitere Notizen über die Flora von Japan und die bisher hierüber vorliegenden wissenschaftlichen Leistungen, von Dr. J. G. Zuccarini.

(Fortsetzung.)

Die Exemplare in diesen sind größtentheils zur Untersuchung vollständig genug und eine große Menge von Arten aus den nördlichen Gebirgsgegenden von Nippon, aus Jesso u. s. w., wohin noch kein Europäer je gelangte, konnten nur auf diese Weise erhalten werden. So enthielt eine kleine Sammlung eines japanesischen Botanikers die schönen neuen Gattungen Pteridophyllum und Schizocodon, eine neue Art von Pterostyrax u. s. w. Auch die in Japan so hoch gesteigerte Gartenkunst findet in den Herbarien der Eingebornen ihre Vertretung in Aufbewahrung der fast zahllosen Spielarten, welche die Kultur von einzelnen Pflanzen erzeugt hat. So erhielt v. Siebold durch den Fürsten von Satzuma eine Sammlung von Blättern aller in Japan kultivirten Varietäten der Acerarten, die auf 200 Nummern ansteigt.

Mit dem Herbarium steht in Verbindung eine sehr ansehnliche Sammlung von Früchten und Samen theils trocken, theils, so wie die Blüthen der meisten Gattungen, in Spiritus aufbewahrt, dann von Arzneystoffen, Droguen und andern Rohstoffen aus dem Pflanzenreiche mit den daraus gefertigten Fabrikaten.

Für die lebenstreue Darstellung einer großen Auswahl von Pflanzen auch in Beziehung auf Kolorit und andre nur im frischen Zustande wahrnehmbare Merkmale ist gesorgt durch mehr als 600 vortreffliche unter v. Siebolds Leitung nach dem Leben gemalte Abbildungen. Sie wurden nur dem kleinsten Theile nach von europäischen Künstlern, die meisten dagegen von Japanern gefertigt, welche unter gehöriger Aufsicht sich sehr leicht hiezu schicken und selbst jeder wissenschaftlichen Anforderung genügen. Der Japaner hat schon für sich bis auf gewisse Gränzen eine vortreffliche Darstellungsgabe naturhistorischer Gegenstände. Die Abbildungen in den botanischen Werken einheimischer Naturforscher genügen fast durchgängig selbst verkleinert und in schwarzen Umrissen, um die gemeinten Pflanzenarten zu erkennen, und dürfen sich den meisten europäischen Holzschnitten der Art aus dem 16. und 17. Jahrhundert an die Seite stellen. Im Kolorit übertrifft aber der Japaner noch den Europäer häufig, wozu sein vortreffliches Farbenmaterial beytragen mag. Charakteristisch für die Bildungsstufe dieses überhaupt so eigenthümlich entwickelten Volkes ist dabey die in v. Siebolds reichen Sammlungen japanischer Abbildungen und Gemälde nachweisbare Thatsache, daß der Sinn naturgetreuer Auffassung in Zeichnung und Kolorit bey dem Japaner nur bis an die Darstellung von Säugethieren reicht, aber sich nicht bis zum menschlichen Körper erhebt. Vortrefflich sind ihre Abbildungen von Pflanzen,

Schalthieren, Insekten, Fischen, Amphibien, Vögeln; unter den Säugthieren gelingt ihnen dagegen fast nur der Affe, und alle ihre Menschenfiguren haben etwas stereotyp Unschönes und Verzerrtes, eine Unnatur in Form, Stellung und Ausdruck, die vielleicht in den analogen Verzerrungen der buddhistischen Idole ihre Quelle oder vielmehr ihre Stütze und Garantie auch für die Zukunft hat.

Ich habe bereits in meinem früheren Berichte darauf aufmerksam gemacht, wie sich bey den Japanern eine sehr ausgebildete und gegliederte Nomenclatur in Bezeichnung der Naturkörper hervorstelle, welche allen europäischen Völkern selbst der Jetztzeit (mit Ausnahme der eigentlichen Wissenschaftsmänner) noch versagt ist. Der Japaner hat z. B. für alle Pflanzen seiner Heimath landesübliche Namen, mit deren Hülfe er jede Art bezeichnen oder unterscheiden kann. Der Deutsche, der Franzose haben sie noch nicht, sie müssen fast in den meisten Fällen zu sicherer Bezeichnung der einzelnen Arten die lateinischen systematischen Namen erst übersetzen. Ein sicherer Beweis, daß bey uns Abendländern das Bedürfniß einer gegliederten detaillirten Naturanschauung nie so fühlbar gewesen als im Osten. Am meisten Sinn und uneigennützige Detailkenntniß in dieser Beziehung hat noch der einsame Alpenbewohner, der z. B. im Salzburgischen über 500 Pflanzenarten durch eigenthümliche oft sehr poetische Namen unterscheidet, während der Bauer des Flachlandes kaum über 200, der gebildete Städter vielleicht oft nicht 50 Pflanzen seiner Umgebung kennt.

Die japanische naturhistorische Nomenclatur ist aber keine erst neuerlich entstandene, sie hat sich wenigstens seit Jahrhunderten bereits unverändert forterhalten. Dieselben Pflanzennamen, welche in den Jahren 1680 — 92 von Cleyer, Kämpfer und Meister dort notirt worden, haben Thunberg und v. Siebold wieder angetroffen, eine Ständigkeit, welche es allein oft möglich macht, früher unvollkommen beschriebene oder gar nur mit Namen erwähnte Arten jetzt noch mit ziemlicher Sicherheit zu eruiren.

Bevor ich aber nun auf weitere Details in

der Flora von Japan eingehe, erlaube ich mir einige Nachträge zu meinem früheren Berichte über die Leistungen der ersten europäischen Naturforscher daselbst zu geben.

Daß Eng. Kämpfer, dessen Aufenthalt in Japan in die Jahre 1690 bis 92 fällt, seiner Zeit sich am meisten um die Naturgeschichte des Landes verdient gemacht habe, unterliegt keiner Einrede, und seine Leistungen sind in meinem früheren Aufsatze ausführlich erwähnt worden. Aber über seinen Vorgänger, vermuthlich den Ersten, der nähere Nachrichten über die Flora von Japan liefert, bleibt uns hier noch Einiges zu sagen übrig.

Dr. Andreas Cleyer oder Clyers aus Kassel muß bereits um das Jahr 1670 oder noch früher als Arzt nach Java gegangen seyn. Seine früheren Lebensverhältnisse sind mir nicht bekannt. In niederländisch Indien scheint er rasch seine Laufbahn gemacht zu haben, denn schon in seinem Briefe an den dänischen Leibarzt Paulli vom 20. Febr. 1674 unterschreibt er sich als Protomedicus in Batavia und im Jahre 1782 wird er als Mitglied des Raths von Indien aufgeführt. In die Academia Naturae Curiosorum wurde er im J. 1678 unter dem Namen Dioscorides mit der Matrikelnummer 81 aufgenommen. Im Jahre 1683 gieng er als holländischer Gesandter an den japanischen Hof in Jeddo und verweilte dann als Vorstand des holländischen Handels in Nangasaki bis 1686.

Nach Java zurückgekommen, setzte er seine literärischen Mittheilungen nach Europa, welches er nicht wieder betreten zu haben scheint, bis in das Jahr 1697 fort. Der erste gedruckte Aufsatz von ihm ist ein Brief an Paulli vom Jahre 1674 über den Thee, mitgetheilt in den Actis hafniensibus IV. (1676). Im Jahre 1680 und 1682 erschienen seine Specimina medicinae sinicae unter zweyerley Titel in Frankfurt, und dann in den Ephemeriden der Leopoldinischen Akademie vom ersten Bande der zweyten Decade an eine Reihe von kleinen Abhandlungen, wovon die früheren theils zoologischen theils medicinischen, die späteren vom Jahre 1684 an aber fast durchaus botanischen Inhalts

sind und ausschließlich auf die Flora von Japan sich beziehen; die letzten sind noch aus Batavia vom Februar 1797 und im 5. u. 6. Bande der dritten Decade (1700) enthalten. Er sendete sie alle in Briefen an den damaligen Leibarzt Chr. Mentzel in Berlin. Mentzel starb im J. 1701. Ob nur dadurch Cleyers Mittheilungen unterbrochen wurden, ob er inzwischen selbst gestorben war, weiß ich nicht anzugeben. Ausserdem hatte er an Mentzel auf Veranlassung des Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg eine für jede Zeit sehr beträchtliche Anzahl von Abbildungen japanischer Pflanzen, welche er während seines Aufenthalts daselbst kaufte oder anfertigen ließ, eingesendet. Mentzel gestaltete dieselben zu der in der k. Bibliothek zu Berlin im Original aufbewahrten Flora japonica, jedoch ohne Text oder weitere Notizen beyzufügen. Ausser Erndels epist. de flora japonica ist nichts über diese Abbildungen veröffentlicht worden, über deren Werth die Urtheile von Haller und Sprengel sehr differiren. Indessen sind Sprengels Nachrichten über Cleyer überhaupt so ungenau als seine Deutungen der Cleyerschen Pflanzen. *)

Endlich kommen noch einige Briefe von und an Cleyer in Valentini's ostindischen Sendschreiben (Anhang zu seiner vollständigen Schaubühne aller Naturalien und Specereyen, 2 Bde. Fol. Frkft. 1704) vor. Diese in vieler Beziehung interessante Sammlung besteht theils aus Briefen aus dem Nachlaß Herbert de Jägers in Java, theils aus geschwornen Rapporten niederländisch-indischer Beamter über die Produkte und die Administration der Kolonien. Die Briefe von Cleyer,

*) Sprengel sagt von Cl. „medicus societ. batavae. Chinam etiam et ipsam Japoniam adiit, redux versus annum 1680." Cleyer war 1687 noch in Japan und kam nie nach Europa zurück. Dann sagt er, Breynius habe ein zweytes Exemplar der Flora japonica besessen, während dieser nur früher einen Theil der Berliner Abbildungen besaß.

Herbert de Jäger, Rumphius, ten Rhyne, Jac. de Vica u. A. beweisen, welches rege Leben für naturhistorische Studien unter den holländischen Beamten Indiens in den Jahren 1670—1700 geherrscht habe. Als die großartigste Persönlichkeit unter ihnen allen ragt Eberhard Rumphius hervor, der seit dem Jahre 1669 erblindet, im Jahre 1687 fast aller seiner Sammlungen und Manuskripte durch Feuersbrunst beraubt und nicht immer hinreichend durch jüngere Kräfte unterstützt, dennoch unermüdet fortfährt, im lebhaftesten Verkehr mit den Gelehrten Indiens und Europa's sein herbarium amboinense zu vervollständigen, dessen erste Bände er im Manuskripte 1690 den Vorstehern der ostindischen Societät vorlegt (im Drucke erschien das Werk mit beygefügter lateinischer Uebersetzung durch Joh. Burmann bekanntlich erst 1741—51). Rumph starb in Amboina i. J. 1706, 82 Jahre alt. *)

Sonderbar ist, daß Kämpfer, der doch mit Cleyer gleichzeitig (i. J. 1688) in Java war, seiner nicht gedenkt, während er doch von mehreren andern dortigen Naturforschern spricht, so wie umgekehrt, in dem Valentini'schen Briefwechsel Kämpfer nirgens erwähnt wird. Ungerecht aber erscheint es, daß auch Thunberg in der flora japonica bey der Aufzählung der Literatur über Japan gänzlich von Cleyer schweigt, die Abbildungen in der Berliner Bibliothek lediglich Mentzel zuschreibt, und die Abhandlungen in den Ephemeriden völlig ignorirt. Freylich enthalten diese nur kurze Beschreibungen oder vielmehr Notizen über einzelne Pflanzen und Abbildungen derselben, welche, wie der Text nicht immer ausreichend wären, um die gemeinten Arten mit Sicherheit zu erkennen, wenn nicht die angefügten Landesnamen auf den richtigen Weg führten. Aber es sind doch auch über Nutzung und Kultur mancher Gewächse interessante Bemerkungen beygefügt, und jedenfalls bleiben Cley-

*) Auch hier ist Sprengel a. a. Orten ungenau, da er das Jahr 1637 statt 1627 als Rumph's Geburtsjahr bezeichnet.

ers Mittheilungen die erſten geordneteren Nachrichten, welche wir über die Flora von Japan beſitzen. Ich habe deßhalb auch verſucht, in der angefügten Note die von ihm gemeinten Pflanzen auf ihre ſyſtematiſchen Namen zurückzuführen, ſo zwar, daß unter den 53 von Cleyer aufgezählten Arten nur 6 völlig zweifelhaft geblieben ſind. Sprengel (histor. rei herbar. II. pag. 81) hat eine ſolche Deutung theilweiſe ſchon früher, aber nicht immer mit gehöriger Genauigkeit verſucht, indem er z. B. Azalea indica als Vinca rosea, eine Gentiana für Houttuynia, eine Nymphaea für Alisma cordifolia erklärt. *)

(Fortſetzung folgt.)

*) Ephemer. Acad. Nat. Curios. Dec. II. Ann. IV. p. 186 Tzudzinsic iſt Azaleae spec. — Dec. II. Ann. V. (1686) p. 79. Fasnoky sive Namra = Rhus verniciferum Dc. Kämpfer und Thunberg brauchen denſelben Namen für Rh. succedaneum. — p. 82. Hami Itabo = Ficus sp. — Dec. II. ann. VI. (1687) p. 130. Vingan Fana v. Duxumira = Amaryllis sarniensis. Koebe, Pontederia? bey Sprengel unbedingt P. vaginalis. Fafnofana = Nymphaea. — p. 131. Canschy = Broussonetia papyrifera. Die Papierfabrikation wird ſchon ausführlich beſchrieben. Fiewa = Tetranthera japonica Sieb. et Z. — Dec. II. ann. VII. (1689) p. 132. Isnoacky. Sprengel findet darin die noch nicht weiter ermittelte Apactis japonica Thbg. — Tzumacky bey Thbg. Tsubacki = Camellia japonica. Die Oelgewinnung aus den Samen wird ſchon erwähnt. p. 133. Cumi Gummi könnte nach der Beſchreibung eine Spiraea ſeyn. — Miaco Bana = Ardisia? — p. 134. Kyrama = Azalea indica Thbg. (Die Verificationen der Thunberg'ſchen Namen können hier noch nicht alle gegeben werden, mitunter laſſen ſich bis zu weiterer Bearbeitung die Cleyer'ſchen Landesnamen wohl auf die Thunberg'ſchen ſyſtematiſchen Benennungen zurückführen, aber dieſe noch nicht in Beziehung auf ihre Richtigkeit rein ſtellen. Dieſes iſt z. B. faſt überall der Fall, wo Thbg. europäiſche Pflanzen in Japan angiebt). Fickofax unbekannt. p. 135. Nifum Schin Srogat nach Sprengel Carissa (Arduina) edulis, eine arabiſche Pflanze! — Mominoky = Pinus sp. Cleyer bemerkt dabey bereits, daß die Nadelhölzer in Japan viel reicher an Arten ſeyen, als in Europa. — Feggo = Pteris aquilina Thbg. Vielleicht eine Mertensia. Die jungen Wedel werden als Gemüſe gegeſſen. — Dec. II. ann. VIII. (1690) Mitznofana = Gentiana aquatica Thbg. (indica Steud.). Fatasiro = Convallaria multiflora Thbg. — p. 490. Kanako Juri = Lilium speciosum Thbg. Iama Iuri = L. bulbiferum Thbg. — p. 491. Fisakaky = Eurya japonica Thbg. Tsutta = Hedera Helix Thbg. — Dec. II. ann. IX. (1691) p. 126. Dinnansch o = Arum ringens Schott. Omodto = Orontium japonicum. — p. 127. Vohsnafana = Cineraria japonica Thbg.? Ghimi = Lilium callosum S. et. Z. Kutzinesch = Gardenia florida. Tobera-Nocky = Pittosporum Tobira. — Dec. II. ann. X (1692). Jtabe = Ficus sp. Bey Kämpfer und Thunberg ſteht der Name für Ficus stipulata. Die Cleyerſche Pflanze ſcheint dem Wuchſe nach verſchieden. Hambu = Hibiscus Hamabo S. et Z. — p. 79. Kusnoky = Laurus Camphora. Die Kampfergewinnung wird beſchrieben. Ran = Cymbidium aloefolium. Schoboe = Acorus Calamus Thbg. — Decas III. ann. II. (1695) p. 283. Jamaram = Limodorum ensatum Thbg. Decku = Raphanus Daikon Sieb. — p. 284. Tzinsinqua = Camellia Sasanqua Thbg. Daniwathas = Ligustrum japonicum Thbg. — p. 285. Schinobu = Lychnis grandiflora Jacq. Tzooschinkiku = Anemone japonica S. et Z. Meehebii = Evonymus japonica. Insur vielleicht ein Prunus? — Dec. III. ann. III. (1696) p. 208. Tschooditsoo = Cycas circinalis L. p. 209. Kuko = Platycodon glaucum DC. Zuri-Jani = Campanula Trachelium Thbg. Zumani = Impatiens Balsamina L. Jaminaka = Amomum Mioga Thbg. — Dec. III. ann. V. VI. (1700) Ioosie et Ioosie Mutzuba, erſteres ein Gras ohne Blüthe, nicht zu ermitteln, letzteres vielleicht Roxburghiae species. — p. 2. Gummy = Elaeagnus crispa Thbg. Fiaku Schijqua = Lagerströmia indica. p. 3. Tsingkikoe = Chrysanthemum coronarium Thbg. Fanadatzibana = Bladhia (Ardisia) japonica Thbg.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.
Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 20. Januar 1844.

Weitere Notizen über die Flora von Japan und die bisher hierüber vorliegenden wissenschaftlichen Leistungen, von Dr. J. G. Zuccarini.

(Fortsetzung.)

Nach Cleyer muß auch noch Georg Meister, ein deutscher Gärtner, erwähnt werden, welcher zehn Jahre in Indien in Cleyers Diensten stand und ihn auf den beyden Gesandtschaftsreisen nach Japan begleitete. Aus Sondershausen in Thüringen gebürtig, verließ er im Jahre 1676, von Reiselust in ferne Länder getrieben, eine sehr gute Gärtnerstelle in Eberstein, ließ sich in Amsterdam als Soldat nach Indien anwerben und wurde schon unterwegs als Schiffsgärtner verwendet. Am 24. Dec. 1677 in Batavia angekommen machte er einen Feldzug gegen die Eingebornen mit und trat dann, vom Kriegsdienst befreyt, als Gärtner in Cleyers Dienste. Ein großer Garten wurde angelegt und mit allen aus dem Lande aufzubringenden Gewächsen, aber auch mit an 2000 Kokos- und Areka-Palmen bepflanzt und fortwährend 50 Leute zu der Arbeit verwendet. Im Jahre 1682 machte Meister in Cleyers Gefolge seine erste Reise nach Japan, und kam im Jahre 1684 über Malacca nach Java zurück. Die zweyte Reise geschah in den Jahren 1685 — 87. Beydemale war Cleyer Befehlshaber der aus 6 Schiffen bestehenden Eskadre und Vorstand der holländischen Legation. Nach Meisters zweyter Zurückkunft erwachte in ihm die Sehnsucht nach der Heimath, und mit den günstigsten Zeugnissen von Cleyer versehen verließ er den 10. Dec. 1687 Java, um nach Europa zurückzukehren. Außer Briefen an Mentzel, Breynius u. A. hatte Cleyer ihm auch eine große Menge indischer und japanischer Sämereyen und eine Anzahl lebender Gewächse in Bambusrohre gepflanzt für den Compagnie-Garten am Kap der guten Hoffnung und den botanischen Garten in Amsterdam anvertraut. Darunter befand sich unter andern bereits der Theestrauch. Für Breynius in Danzig brachte er außer vielen Sämereyen vom Kap und aus Japan auch „an die 300 Bogen schön gemalte Indianische und Jappanische Herbarien“ mit, vermuthlich dieselben Abbildungen, deren v. Haller als eines Theiles der Mentzel'schen flora japonica in Berlin erwähnt.

Seinen Reisebericht gab Meister im J. 1694 unter dem Titel: der orientalisch-indische Kunst- und Lustgärtner, Dresden. 4. heraus. Derselbe enthält in naiver, oft drolliger und derber Weise abgefaßt, neben der kurzen Relation der erlebten Facta, viele schätzbare Notizen über die damaligen Zustände und Handelsverhältnisse, besonders in Beziehung auf das Kap der guten Hoffnung und auf die Inseln und das Festland von Ostindien, so wie auf China und Japan. Außerdem werden viele indische Nutzgewächse, vorzüglich ausführlich die Kokospalme beschrieben und zum Theil ziemlich kennt-

lich abgebildet. Von japaniſchen Bäumen und krautartigen Gewächſen werden 87 Arten unter den Landesnamen aufgeführt und ihre Nutzungen aufgezählt, jedoch ohne Beſchreibung der Pflanzen. Die Namen fallen größtentheils mit den von Cleyer aufgezählten zuſammen, obgleich die Schreibart häufig bedeutend abweicht; Sasanqua, Illicium religiosum Paeonia Moutan, der Thee, die Mora-Artemiſie (hier Munxsa oder Muxsa genannt) kommen darunter vor.

Die von Ritter Banks herausgegebenen Icones selectae plantarum Japoniae ſind ſchon früher erwähnt worden. Sie ſind nach den Kämpferſchen Originalzeichnungen im brittiſchen Muſeum geſtochen und den erſten 31 die Thunbergſchen Namen aus der Flor. japon. beygefügt. Bey tab. 32 bis 49 ſind nur die japaniſchen Landesnamen nach Kämpfer, bey tab. 50 — 59 gar keine Benennungen mehr beygegeben. Es dürfte deßhalb nicht ohne Intereſſe ſeyn, dieſelben hier auf die jetzt ihnen gebührenden ſyſtematiſchen Namen zurückzuführen.

Icones selectae plantarum quas in Japonia collegit et delineavit Engelbertus Kämpfer. Ex archetypis in Museo Britanico asservatis. Lond. 1791. fol.

Tab.		
1.	Amomum Mioga Thunb.	Zingiber Mioga Rosc.
2.	Limodorum striatum Kämpf. et Banks non Thunb.	Calanthe striata KBs.
3.	Limodorum ensatum Thbg.	Cymbidium ensifolium Sw.
4.	Ficus erecta Thunb.	
5.	Skimmia japonica Thbg.	
6.	Aukuba japonica Thbg.	
7.	Bladhia crispa Thbg.	Ardisia crispa Dc.
8.	Evonymus japonica Thbg.	
9.	Paederia foetida Thbg.	
10.	Aralia japonica Thbg.	
11.	Hemerocallis japonica Thbg.	Funkia subcordata Spreng.
12.	Orontium japonicum Thbg.	Rhodea japonica Roth.
13. 14.	Nandina domestica Thbg.	
15.	Dioscorea quinqueloba Thbg.	
16.	Daphne odora Thbg.	
17.	Quercus glauca Thbg.	
18.	Mespilus japonica Thbg.	Eriobotrya japonica Lindl.
19.	Mimosa arborea Thbg.	Acacia Nemu Willd. et vix ab Ac. Julibrissin Scop. diversa.
20.	Begonia obliqua Thbg.	Beg. grandis Dryand.
21.	Bignonia grandiflora Thbg.	Tecoma grandifl. Dc.
22.	Clerodendron trichotomum Thbg.	
23.	Dryandra cordata Thbg.	Elaeococca verrucosa Iuss.
24.	Taxus macrophylla Thbg.	Podocarpus macrophylla Rich.
25.	Dolichos ensiformis Thbg.	Lablab cultratus Dec.
26.	Eupatorium album Thbg.	Eup. Finlaysonianum Wall. fide Dc.
27. 28.	Tussilago japonica Thbg.	Ligularia Kaempferi S. et Z.

Tab.		
29.	Aster hispidus Thbg. . . .	Heteropappus hispidus Less. Dc.
30.	Inula japonica Thbg.	
31.	Pteris piloselloides Thbg.	
32.	Tarayo Kämpf.	Ilex latifolia Thbg. Von Thunberg irrig auch zu Aukuba gezogen.
33.	Sakaki Kämpf.	Cleyera japonica S. et Z.
34.	Sjiroggi Kämpf.	Ilex rotunda Thbg. (fide Siebold.)
35.	Nomome Kämpf.	Unbekannt.
36.	Kuroggi Kämpf.	Symplocos lucida S. et Z.
37.	Jamma mómu Kämpf. . . .	Myrica rubra S. et Z.
38.	Ssi no ki Kämpf.	Quercus cuspidata Thbg.
39	Natta mome Kämpf. . . .	Canavalia incurva Dc.
40.	Atsuki Kämpf.	Phaseolus radiatus L.
41.	Kadsune Kämpf.	Desmodium?
42.	Kobus Kämpf.	Bürgeria Kobus S. et Z.
43.	Mokkwuren Kämpf.	Bürg. obovata S. et Z?
44.	Mokkwurèn 2	Michelia?
45.	Korei Utsúgi.	Diervilla grandiflora S. et Z.
46.	Sjirè.	Lilium cordifolium Thbg. (Act. Linn.)
47.	Konokko Juri.	L. speciosum Thbg. (Act. Linn.)
48.	Ssugi Kämpf.	Cryptomeria japonica Don.
49.	San Kakso Kämpf.	Aristolochia Kaempferi Willd.
50.	. . . . .	Machilus japonica S. et Z.
51.	. . . . .	Cinnamomum spec.
52.	. . . . .	Litsaea glauca Nees.
53.	. . . . .	Euscaphis staphyleoides S. et Z.
54.	. . . . .	Trichosanthes cucumerina Thbg.
55.	. . . . .	Azalea indica L.
56.	. . . . .	Symplocos lucida S. et Z.
57.	. . . . .	Euscaphis simplicifolia S. et Z.
58.	. . . . .	Clerodendron squamatum Vahl.
59.	. . . . .	Ampelopsis tricuspidata S. et Z.

Was nun die Zusammensetzung der japanischen Flora selbst betrifft, so ergiebt sich solche am besten aus der hier folgenden Uebersicht sämmtlicher dort vorkommender Pflanzenfamilien mit Aufzählung der einschlägigen Gattungen, so weit dieses bisher möglich ist. Natürlich können letztere vor völliger Bearbeitung des vorliegenden Materials nicht vollständig und mit ausreichender Sicherheit aufgezählt werden. Unter die Familien habe ich auch diejenigen aufgenommen, welche bisher in Japan nicht gefunden, von Hooker (Botany of Captain Beechey's Voyage) als in China und auf den Bonin-Inseln vorkommend bezeichnet sind. Vielleicht mit Ausnahme der Pandaneen und Nepentheen dürfte sich auch später die Annahme ihres Vorkommens in Japan durchgehends rechtfertigen.

Verzeichniß der in Japan bisher aufgefundenen Pflanzenfamilien nach der Reihenfolge in Endlicher's Enchiridion.

38. Cycadeaceae. (1)	Cycas.
42. Gramineae. (90)	Erianthus, Gymnothrix, Saccharum, Ischaemum, Andropogon, Apluda, Paspalum, Panicum, Poa, Briza, Festuca, Bromus, Melica, Phalaris, Alopecurus, Agrostis, Polypogon, Avena, Oryza, Hordeum, Zea, Coix, Zoysia, Bambusa, Phyllostachys S. et Z., Arundinaria etc.
43. Cyperaceae. (48)	Cyperus, Scirpus, Kyllingia, Carex.
46. Eriocauloneae. (4)	Eriocaulon.
48. Commelinaceae. (5)	Tradescantia, Commelyna.
49. Alismaceae. (6)	Alisma, Sagittaria.
51. Juncaceae. (5)	Juncus, Luzula. Darunter L. campestris Desv.
52. Philydreae. (1)	Philydrum.
53. Melanthaceae. (5)	Tricyrtis (hirta, flexuosa, lutea S. et Z.), Disporum.
54. Pontederaceae. (1)	Pontederia.
55. Liliaceae. (30)	Fritillaria, Lilium, Funkia, Polianthes, Aloe, Scilla, Ornithogalum, Allium, Hemerocallis, Asparagus etc.
56. Smilaceae. (25)	Paris, Convallaria, Smilacina, Smilax, Aspidistra, Rohdea, Ophiopogon, Roxburghia (phyllantha, rhizantha S. et Z.)
57. Dioscoreae. (5)	Dioscorea.
59. Hydrocharideae. (2)	Hydrocharis.
61. Irideae. (9)	Iris, Pardanthus.
62. Haemodoraceae. (1)	Aletris.
64. Amaryllideae. (6)	Amaryllis, Crinum, Narcissus.
66. Orchideae. (35)	Platanthera, Liparis, Epipactis, Bletia, Cymbidium, Dendrobium, Cypripedium etc.
68. Zingiberaceae. (5)	Globba, Zingiber, Curcuma etc.
69. Cannaceae. (2)	Canna.
70. Musaceae. (4)	Musa.
71. Najadeae. (3)	Potamogeton.
72. Aroideae. (16)	Acorus, Atherurus, Arisaema, Typhonium etc.
73. Typhaceae. (2)	Typha, Sparganium etc.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 20. Januar 1844.

Weitere Notizen über die Flora von Japan und die bisher hierüber vorliegenden wissenschaftlichen Leistungen, von Dr. J. G. Zuccarini.

(Fortsetzung.)

74. Pandaneae? (1)	Nach Hooker kömmt Pandanus odoratissimus L. f. in China vor.
75. Palmae. (4)	Chamaerops, Rhapis, Areca.
76. Cupressinae. (10)	Juniperus, Thuja, Thujopsis S. et Z., Cryptomeria Don, Retinispora S. et Z.
77. Abietinae. (12)	Sciadopitys S. et Z., Cunninghamia, Pinus, Abies.
78. Taxinae. (8)	Torreya, Cephalotaxus S. et Z., Taxus, Podocarpus, Salisburia.
80. Chloranthaceae. (3)	Chloranthus.
81. Piperaceae. (1)	Piper.
82. Saurureae. (2)	Saururus, Houttuynia.
83. Ceratophylleae. (1)	Ceratophyllum (Thunb.)
84. Callitrichinae. (1)	Callitriche (Thbg.)
87. Myriceae. (1)	Myrica rubra S. et Z.
88. Betulaceae. (10)	Betula grossa, carpinifolia, ulmifolia S. et Z., Alnus firma, japonica S. et Z.
89. Cupuliferae. (28)	Carpinus, Fagus, Castanea, Quercus, Corylus.
90. Ulmaceae. (5)	Euptelea S. et Z., Ulmus planeroides S. et Z.
91. Celtideae. (2)	Celtis.
92. Moreae. (16)	Broussonetia, Morus, Ficus.

94. Urticaceae. (9)
95. Cannabineae. (2)
96. Antidesmeae. (1)
98. Balsamifluae. (1)
99. Salicineae.
101. Chenopodeae. (10)

102. Amarantaceae. (10).
103. Polygoneae. (27)
104. Nyctagineae. (1)
106. Laurineae. (18)

108. Santalaceae. (2)
109. Daphnoideae. (6)
111. Elaeagneae. (5)
113. Proteaceae. (1)
114. Aristolochieae. (5)
115. Nepentheae. (1)

116. Plantagineae. (4)
117. Plumbagineae. (1)
118. Valerianeae. (6)
119. Dipsaceae. (2)
120. Compositae. (124)

Vorläufig ſind die wenigſten dieſer Familie aus Autopſie berichtiget. Die Gattungsnamen ſind größtentheils aus Thunberg, mit der Emendation von Leſſing und Decandolle, dann aus v. Siebolds Verzeichniß und aus Hooker aufgenommen. Nur die mit Rufzeichen verſehenen habe ich ſelbſt unterſucht.

Urtica, Böhmeria, Procris.
Cannabis, Humulus (japonicus S. et Z.!)
Antidesma.
Liquidambar (?) fide Sieb.
Salix, Populus.
Chenopodium, Kochia, Salsola, Basella, Beta, Spinacia.
Amarantus, Celosia, Gomphrena, Achyranthes.
Polygonum, Rumex, Rheum.
Mirabilis.
Cinnamomum (3), Machilus (2), Tetranthera (1), Camphora (2), Litsaea (3), Sassafras (5), inc. gen. (2).
Thesium, Helwingia.
Daphne, Edgeworthia, Passerina.
Elaeagnus.
Helicia subserrata S. et Z.
Aristolochia, Asarum, Heterotropa.
Fide Hookeri in China merid. Nepenthes Phyllamphora W.
Plantago.
Statice japonica S. et Z.
Valeriana, Fedia, Patrinia.
Scabiosa.
Achillea, Adenostemma, Anandria, Anisopappus, Arctium, Artemisia, Aster, Asteromaea, Atractylodes, Bidens, Blumea, Borkhausia, Cacalia farfaraefolia S. et Z.! delphiniifolia S. et Z.! Calendula, Callistephus, Carduus, Carpesium, Carthamus tinctorius L.! Centaurea, Chrysanthemum, Cichorium, Cnicus, Conyza, Döllingera, Echinops, Eclipta, Elephantopus, Enpatorium, Glossogyne, Gnaphalium, Gynura, Helianthus, Helychrysum, Heteropappus, Inula, Lactuca, Leontodon Taraxacum!, Ligularia japon.!, Kämpferi!, Myriactis, Petasites, Picris, Porophyllum!, Pyrethrum!, Saussurea, Senecio, Sigesbeckia, Solidago, Sonchus, Spanioptilon,

	Spilanthes, Tagetes, Verbesina, Vernonia, Wedelia, Youngia.
123. Goodeniaceae. (1)	Fide Hookeri Scaevola sericea Forst. in ins. Bonin.
124. Lobeliaceae. (5)	Lobelia.
125. Campanulaceae. (8)	Campanumoea, Platycodon grandiflorum Dc., Adenophora verticillata Fisch, Campanula Trachelium L., Wahlenbergia.
127. Rubiaceae. (20)	Canthium, Cupia, Damnacanthus, Galium, Gardenia, Grumilla, Hedyotis, Ixora, Mussaenda, Nauclea, Ophiorhiza, Paederia, Randia, Rubia.
128. Loniceraeae. (17)	Diervilla, Abelia, Lonicera, Sambucus, Viburnum.
129. Jasmineae. (4)	Jasminum.
131. Oleaceae. (9)	Ligustrum, Forsythia, Fraxinus, Olea.
132. Loganiaceae. (1)	Gardneria nutans S. et Z.
133. Apocynaceae. (10)	Nerium, Tabernaemontana, Vinca, Amsonia, Holarrhena, Ecdysanthera, Pottsia, Strophanthus, Melodinus.
134. Asclepiadeae. (8)	Cynanchum, Metaplexis Stauntoni RM. (Marsdenia tomentosa De Caisne, Urostelma Blume), Gymnema, Toxocarpus.
135. Gentianeae. (10)	Gentiana, Pleurogyne, Ophelia, Crawfurdia, Menyanthes, Villarsia.
136. Labiatae (47)	Ajuga, Teucrium, Nepeta, Sideritis, Mentha, Glechoma, Lamium, Salvia, Lycopus, Lavandula, Stachys, Clinopodium, Melittis, Ocymum, Scutellaria, Prunella, Leucas etc.
137. Verbenaceae. (10)	Verbena, Clerodendron, Vitex, Callicarpa.
141. Myoporinae. (1)	Pentacoelium bontioides S. et Z.
142. Cordiaceae. (1)	Cordia thyrsiflora S. et Z.
143. Asperifoliae. (11)	Lithospermum, Bothryospermum, Cynoglossum, Myosotis etc.
144. Convolvulaceae. (7)	Calystegia, Convolvulus, Ipomaea, Cuscuta.
145. Polemoniaceae. (1)	Schizocodon S. et Z.
148. Solanaceae. (16)	Solanum, Capsicum, Physalis, Lycium, Atropa, Datura, Nicotiana.
149. Scrophularineae. (25)	Veronica, Bonnaya, Siphonostegia Benth. Pedicularis, Euphrasia, Melampyrum, Gerardia, Scrophularia, Paullownia S. et Z., Conandron. S. et Z.
150. Acanthaceae. (5)	Ruellia, Justicia.

151. Bignoniaceae. (3)	Catalpa, Tecoma, Sesamum.
152. Gesneraceae. (1)	Gesnera?
154. Orobancheae. (3)	Aeginetia ventricosa S. et Z., Orobanche?
155. Utricularieae. (1)	Utricularia.
156. Primulaceae. (12)	Primula, Anagallis, Lysimachia.
157. Myrsineae. (6)	Maesa (Doraena Thbg.), Ardisia, Myrsine, Aegiceras.
158. Sapotaceae. (3)	fide Hookeri in China proveniunt Achras Sapota L. et Sideroxyli specc. 2.
159. Ebenaceae. (2)	Diospyros.
160. Styraceae. (11)	Styrax, Pterostyrax S. et Z., Symplocos.
162. Ericineae. (36)	Erica?, Andromeda, Pieris, Meisteria S. et Z., Clethra, Gautiera, Vaccinium, Rhododendron (cum Azalea), Pyrola.
163. Umbelliferae. (40)	Hydrocotyle, Sanicula, Bupleurum, Daucus, Peucedanum, Cryptotaenia, Osmorhiza, Anethum, Pimpinella, Apium etc.
164. Araliaceae. (14)	Panax, Aralia, Gilibertia, Hedera.
165. Ampelideae. (13)	Vitis, Ampelopsis, Cissus.
166. Corneae. (6)	Beuthamia, Cornus, Aucuba.
167. Loranthaceae. (3)	Viscum, Loranthus.
168. Hamamelideae. (4)	Hamamelis, Corylopsis S. et Z., Distylium S. et Z.
170. Crassulaceae. (10)	Sedum, Sempervivum, Umbilicus.
171. Saxifrageae. (27)	Saxifraga, Mitellopsis, Deutzia, Hoteia, Hydrangea, Cardiandra S. et Z., Schizophragma S. et Z., Platycrater S. et Z.
172. Ribesiaceae. (3)	Ribes.
173. Menispermaceae. (4)	Cocculus.
174. Lardizabaleae. (5)	Akebia, Stauntonia.
176. Anonaceae. (3)	fide Hookeri in China Unona, Artobotrys, Guatteria.
177. Schizandraceae. (2)	Kadsura.
178. Magnoliaceae. (10)	Magnolia, Michelia, Bürgeria S. et Z., Illicium, Trochodendron S. et Z.
179. Dilleniaceae. (1)	fide Hookeri in China Delima sarmentosa Hook.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 20. Januar 1844.

Weitere Notizen über die Flora von Japan und die bisher hierüber vorliegenden wissenschaftlichen Leistungen, von Dr. J. G. Zuccarini.

(Fortsetzung.)

180. Ranunculaceae. (42)	Clematis, Thalictrum, Anemone, Hepatica, Adonis, Ranunculus, Caltha, Trollius, Isopyrum, Coptis, Aquilegia, Aconitum, Cymicifuga, Pityrospermum S. et Z., Paeonia.
181. Berberideae. (9)	Nandina Thbg., Aceranthus DeCaisne, Epimedium, Mahonia, Berberis.
182. Papaveraceae. (17)	Glaucidium S. et Z., Chelidonium, Eucapnos S. et Z., Dicentra, Corydalis, Fumaria, Pteridophyllum S. et Z.
183. Cruciferae. (30)	Draba, Capsella, Thlaspi, Cardamine, Sisymbrium, Arabis, Brassica, Sinapis, Raphanus etc.
184. Capparideae. (1)	Gynandropsis.
187. Nymphaeaceae. (5)	Nuphar, Nymphaea, Euryale.
189. Nelumboneae. (1)	Nelumbium.
191. Droseraceae. (4)	Drosera, Parnassia.
192. Violarieae. (12)	Viola.
197. Bixaceae. (1)	Hisingera.
198. Homalineae. (1)	fide Hookeri in China Blackwellia fagifolia Lindl.
199. Passifloreae. (1)	Passiflora.

204. Cucurbitaceae. (15)	Bryonia, Citrullus, Momordica, Luffa, Lagenaria, Cucumis, Cucurbita, Trichosanthes.
205. Begoniaceae. (1)	Begonia.
206. Cacteae. (1)	Opuntia. Wild wachsend? Bekanntlich glauben Roxburgh und Ainslie, daß auch in Oſtindien eine Art von Opuntia urſprünglich wild ſey und finden ſich in ihrer Meinung durch den Umſtand beſtärkt, daß die Pflanze einen Sanſkritnamen hat. Auf gleiche Weiſe führt auch Thunberg für ſeine Opuntia einen japaniſchen Namen an.
208. Portulacaceae. (3)	Tetragonia, Portulaca, Mollugo.
209. Caryophyllaceae. (22)	Spergula, Alsine, Arenaria, Stellaria, Cerastium, Dianthus, Silene, Lychnis etc.
210. Phytolaccaceae. (1)	Phytolacca.
211. Malvaceae. (12)	Malva, Urena, Hibiscus, Gossypium, Abutilon etc.
212. Sterculiaceae. (1)	Sterculia.
213. Büttneriaceae. (2)	Pentapetes, Waltheria.
214. Tiliaceae. (10)	Corchorus, Corchoropsis S. et Z., Tilia, Grewia (fid. Hook.), Triumfetta (f. Hook.), Elaeocarpus, Beythia.
217. Ternströmiaceae. (19).	Thea, Eurya, Camellia, Ternströmia, Cleyera, Stuartia, Trochostigma S. et. Z.
218. Clusiaceae. (3)	fide Hookeri in China, Garcinia, Calophyllum.
220. Hypericineae. (8)	Hypericum.
223. Tamariscineae. (1)	Tamarix.
225. Olacineae? (1)	Tripetaleia S. et Z.
226. Aurantiaceae. (10)	Citrus, Aegle, Murraya, Skimmia Thbg., et fide Hookeri in China Triphasia, Cookia, Glycosmis.
227. Meliaceae. (2)	Melia.
229. Acerinae. (12)	Acer (distylum S. et Z., carpinifolium S. et Z., crataegifolium S. et Z., rufinerve S. et Z., micranthum S. et Z., japonicum Thbg., pictum Thbg., trifidum Thbg., polymorphum S. et Z., sessilifolium S. et Z.), Negundo.
230. Malpighiaceae. (1)	fide Hookeri in China Hiptage.
231. Erythroxyleae. (1)	fide Hookeri in China Sethia.
232. Sapindaceae. (8)	Cardiospermum, Sapindus, Koelreuteria, Dodonoea, Meliosma Bl. (Millingtonia Roxb.), Aesculus.

235. Polygaleae. (1)	Polygala.
236. Pittosporeae. (3)	Stachyurus S. et Z., Pittosporum.
237. Staphyleaceae. (3)	Staphylea, Euscaphis S. et Z.
238. Celastrineae. (10)	Evonymus, Celastrus.
240. Ilicineae. (2)	Ilex.
241. Rhamneae. (10)	Zizyphus, Berchemia, Paliurus, Rhamnus, Hovenia Thbg.
243. Empetreae. (1)	Empetrum.
245. Euphorbiaceae. (25)	Stillingia, Buxus, Rottlera, Mercurialis Phyllanthus, Pachysandra. (terminalis S. et. Z.!), Elaeococca (Dryandra Thbg.), Euphorbia.
246. Iuglandeae. (5)	Platycarya S. et Z., Juglans, Pterocarya (sorbifolia S. et Z., rhoifolia S. et Z.).
247. Anacardiaceae. (5)	Rhus.
249. Connaraceae. (3)	fide Hookeri in China Connarus.
252. Zanthoxyleae. (6)	Zanthoxylon, Boymia A. Juss.
253. Diosmeae. (1)	Dictamnus.
254. Rutaceae. (2)	Ruta, Bönninghausenia.
255. Zygophylleae. (1)	Zygophyllum.
256. Geraniaceae. (4)	Geranium, Erodium.
257. Lineae. (1)	Linum.
258. Oxalideae. (2)	Oxalis.
259. Balsamineae. (3)	Impatiens.
263. Combretaceae. (2)	Quisqualis et fide Hookeri in ins. Bonin Terminalia.
264. Alangieae. (2)	Marlea.
266. Philadelpheae. (1)	Philadelphus.
267. Oenothereae. (3)	Epilobium, Circaea.
268. Haloragieae. (3)	Haloragis (Gonocarpus Thbg.), Trapa.
269. Lythrarieae. (3)	Lythrum, Lagerströmia.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten September bis incl. November v. J. an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Vom Herrn Alfred Malherbe in Metz:

Faune ornithologique de la Sicile. Metz 1843. 8.

Ascension à l'Etna. Metz 1841. 8.

Description d'une nouvelle espèce du genre pic, de l'Algérie, Picus apternus, le pic numide; Picus numidus. Metz. 8.

Vom Herrn Richard Owen, Professor in London:

Description of the Skeleton of an extinct gigantic Sloth, Mylodon robustus. London 1842. gr. 4.

On the Teeth of the genus Labyrinthodon (Mastodonsaurus of Jaeger) common to the German Keuper formation and the Lower Sandstone of Warwick and Leamington. (Read January 1841.) gr. 4.

Von dem Herrn Quetelet, Director des k. Observatoriums in Brüssel:

Sur l'emploi de la boussole dans les mines. Bruxelles 1843. 8.

Durch Herrn Baron von Reiffenberg in Brüssel:

La Meuse. Etudes faites par ordre du gouvernement Belge. V. Rapport du 23 Novbr. 1842. Bruxelles 1843. pt. fol.

Rapports du Jury et documents de l'exposition de l'industrie Belge en 1841. Bruxelles 1842. gr. 8.

Taelcongres en Vlaemsch Teest, gehouden to Gent, den 23 en 24 October 1841. Beschreven Boor F. A. Snellaert. Gent 1842. 8.

Académie royale de Bruxelles. (Extrait du tom. X. No. 6 des Bulletins.) Paléographie. — Histoire du moyen age, par le Baron de Reiffenberg. Bruxelles 1843. 8.

Vom Herrn Johann Heinrich Schröder, Dr. der Philos. in Upsala:

Incunabula artis typographicae in Suecia. Upsaliae 1842. gr. 4.

Vom Herrn Robert Snow, Esq. in London:

Observations of the aurora borealis, from September 1834 to September 1839. London 1842. 8.

Vom Herrn Dr. Georg Waitz, Professor in Kiel:

Ueber die Gründung des deutschen Reichs durch den Vertrag zu Verdun. Kiel 1843. 4.

Durch Herrn Dr. Warnkönig, Geh. Hofrath und Prof. in Freyburg:

Travaux sur l'histoire du droit français par feu Henri Klimrath, Docteur en Droit. Tom. I. II. Paris et Strasbourg 1841. 8.

Vom Herrn Giuseppe Zamboni, Professor in Verona:

Sull' elettromotore perpetuo istruzione teoretico-pratica. Verona 1843. 8.

Sulla durata della tensione elettrica nelle pile secche. 8.

Vom Herrn Franz Zantedeschi in Venedig:

Le leggi del magnetismo nel filo congiuntivo percorso d'alla corrente voltiana. Venezia 1843. 8.

Di alcune modificazioni fatte alla macchina magneto-elettrica di Newmann e dei speciali esperimenti eseguiti con essa. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 20. Januar 1844.

Weitere Notizen über die Flora von Japan und die bisher hierüber vorliegenden wissenschaftlichen Leistungen, von Dr. J. G. Zuccarini.

(Schluß.)

270. Melastomaceae. (4)	Melastoma, Rhexia, Osbeckia, Memecylon (fide Hookeri in China).
271. Myrtaceae. (4)	Myrtus, Metrosideros, Punica.
272. Pomaceae. (22)	Cydonia, Pyrus, Osteomeles (Bonin-Sima), Aronia, Eriobotrya, Raphiolepis, Crataegus.
273. Calycantheae. (2)	Chimonanthus, Calycanthus?
274. Rosaceae. (50)	Rosa, Rubus, Fragaria, Potentilla, Agrimonia, Sanguisorba, Comaropsis, Geum, Dryas?, Kerria, Rhodotypos S. et Z., Spiraea, Stephanandra S. et Z.
275. Amygdaleae. (18)	Amygdalus, Prunus, Ceraseidos S. et Z.
277. Papilionaceae. (70)	Sophora, Cercis, Crotalaria, Dolichos, Soja, Phaseolus, Wisteria, Pisum, Lathyrus, Vicia, Ervum, Indigofera, Medicago, Astragalus, Desmodium, Lespedezia, Glycyrrhiza, Aeschynomene, Amorpha, Bauhinia, Caesalpinia etc.
279. Mimoseae. (2)	Acacia, Inga.

Es ergiebt sich aus dieser Uebersicht, daß die Zahl der jetzt aus der Flora von Japan mit einiger Sicherheit bestimmten Arten sich auf ungefähr 1650 beläuft, welche zu 621 Gattungen und zu 172 Familien gehören. Bey genauer Bearbeitung aller Familien und kritischer Benutzung der von eingebornen Gelehrten gemachten Sammlungen vorzüglich aus dem Norden des Reiches wird sich die Artenzahl über 2400, die der Gattungen wenigstens auf 700 feststellen. Es treffen dann etwas mehr als 3 Arten auf eine Gattung, während in Deutschland über 4 Arten auf eine Gattung fallen. Die Zahl der Familien dürfte sich schwerlich mehr bedeutend vermehren, da von den jetzt in Japan fehlenden 70 Phanerogamen-Familien 30 für einzelne Welttheile exclusiv eigenthümlich sind, die übrigen 40 aber entweder rein tropisch erscheinen, oder größtentheils auch arm an Arten und beschränkt in ihrem Vorkommen sind. Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, diese Familien hier nach ihrer Vertheilung noch aufzuzählen.

Einzelnen Welttheilen eigenthümlich sind:

A. für Europa Keine.

B. für Asien 4: Taccaceae, Apostasieae, Aquilarineae, Dipterocarpeae.

C. für Afrika 5, aber vorzüglich nur auf der Südspitze und auf den Inseln: Penaeaceae, Stilbineae, Selagineae, Bruniaceae, Chlenaceae.

D. für Amerika 16: Bromeliaceae, Lacistemeae, Calycereae, Bolivarieae, Hydrophylleae, Cabombeae, Sauvagesieae, Malesherbiaceae, Loaseae, Papayaceae, Marcgraviaceae, Houmiriaceae, Rhizoboleae, Tropaeoleae, Limnantheae, Vochysiaceae.

E. für Australien 5: Centrolepideae, Brunoniaceae, Epacrideae, Tremandreae, Stackhousiaceae.

Die übrigen, mehreren Welttheilen und dabey größtentheils auch der östlichen und westlichen Hemisphäre zugleich angehörigen Familien sind 40:

Balanophoreae, Cytineae, Rafflesiaceae, Restiaceae, Xylideae, Butomeae, Burmanniaceae, Hypoxideae, Gnetaceae, Podostemeae, Casuarineae, Artocarpeae, Plataneae, Monimiaceae, Gyrocarpeae, Stylidieae, Globularineae, Polemoniaceae, Hydroleaceae, Pedalineae, Myristiceae, Resedaceae, Datisceae, Cistineae, Frankeniaceae, Turneraceae, Samydeae, Nhandirobeae, Mesembryanthemeae, Elatineae, Cedrelaceae, Hippocrateaceae, Chailletiaceae, Burseraceae, Ochnoceae, Simarubaceae, Rhizophoreae, Chrysobolaneae, Swartzieae.

Wenige von diesen 70 sind reich an Arten. Die erheblichsten sind noch Selagineae, Bromeliaceae, Vochysiaceae, Epacrideae, Restiaceae, Artocarpeae, Polemoniaceae, Mesembryanthemeae, Chrysobalaneae. Die meisten übrigen sind auf sehr wenige oft nur 2 — 3 Gattungen und Arten beschränkt.

Die Zahl der für gewisse Welttheile exclusiven Familien ist also verhältnißmäßig sehr klein und wird sich theilweise noch vermindern.

Eben so mindert sich aber nach und nach die Zahl der ausschließlich tropischen, nur innerhalb der Wendekreise vorkommenden Familien. Man hatte sich früher ihre Anzahl unverhältnißmäßig groß gedacht, weil die meisten Verbindungsglieder noch unbekannt waren. Da Japan nirgens weiter als bis zum 33. Grade nördl. Breite dem Aequator sich nähert, so kann von den dort vorkommenden Familien keine exclusiv tropisch seyn. Aber auch unter den 70 übrigen kann kaum die Hälfte, also nur 35 als bisher nur in Tropenländern gefunden, betrachtet werden, und auf diese wenigen und artenarmen Gruppen beschränkt sich der ausschließliche Reichthum der Aequatorial-Länder. Anders stellt sich die Rechnung, wenn man nach Gattungen und Arten zählt.

Die Flora von Japan charakterisirt sich vorzüglich durch ihren Reichthum an Familien, wie er vielleicht keinem andern Lande von gleichem Umfang zukommt, dann durch die zahlreichen Gattungen, die aber arm an Arten erscheinen. Letzteres mag durch

die Inſellage veranlaßt ſeyn. Der Reichthum an Gattungen erklärt ſich vorzüglich durch die Ausdehnung des Landes durch mehr als 20 Breitengrade und die damit verbundene klimatiſche Abſtufung, ſo wie durch die theils ebne, theils ſtark gebirgige Oberfläche des Bodens, endlich aber vor allem durch die uralte und innige Verbindung mit China. Ich habe ſchon früher erwähnt und ſeitdem noch feſter die Ueberzeugung gewonnen, daß ein richtiges Bild der japaniſchen Flora nur in Verbindung derſelben mit der von Korea und China gewonnen werden könne. In dieſem großen Landkomplexe erſcheint dann faſt nichts mehr eingeführt, alles wildwachſend und auf heimathlicher Scholle gezähmt. Nur die einzelnen Provinzen haben unter ſich ihre Producte mitgetheilt und ausgetauſcht. Aus China und Korea ſind Pflanzen überſiedelt worden nach Japan und umgekehrt, aber die weitere Ferne hat nichts hinzugethan, während z. B. Europa faſt alle ſeine Nutz- und Zier-Gewächſe und damit auch einen großen Theil ſeiner jetzt wildwachſenden Flora in verſchiedenen Perioden aus andern Welttheilen holte.

Wegen dieſer Verbindung mit China und Korea iſt Japan vielleicht nur jetzt ſcheinbar ſo reich an eigenthümlichen Gattungen, die ſpäter auch in jenen Ländern gefunden werden können. Aber auffallend iſt, daß die meiſten bisher eine einzige Art enthalten, alſo gleichſam wie auf den kanariſchen Inſeln Monotypen bilden, zu welchen das Feſtland erſt die nöthigen Komplemente und Erweiterungen liefern muß. Aus dieſem Grunde wollen wir hier die Namen dieſer bisher auf Japan allein beſchränkten Gattungen mit Angabe ihrer Artenzahl aufführen.

Phyllostachys S. et Z. 1, Thujopsis S. et Z. 1, Cryptomeria Don. 1, Retinispora S. et Z. 4, Sciadopitys S. et Z. 1, Cephalotaxus S. et Z. 1, Euptelea S. et Z. 1, Helwingia Willd. 1, Heterotropa De Caisne. 1, Damnacanthus Gärtn. 1, (fälſchlich als oſtindiſch angegeben), Forsythia Vahl, 1, Metaplexis R. Br. 1, Pentacoelium S. et Z. 1, Schizocodon S. et Z. 1, Siphonostegia Benth. 1, Paullownia S. et Z. 1, Conandron S. et Z. 3, Pterostyrax S. et Z. 2, Meisteria S. et Z. 1, Aucuba Thbg. 1, Corylopsis S. et Z. 2, Distylium S. et Z. 1, Cardiandra S. et Z. 1, Schizophragma S. et Z. 1, Platycrater S. et Z. 1, Akebia De Caisne 4, Bürgeria S. et Z. 3, Trochodendron S. et Z. 1, Pityrospermum S. et Z. 4, Nandina Thbg. 1, Acceranthus De Caisne 2, Pteridophyllum S. et Z. 1, Eucapnos S. et Z. (auch an der chineſ. Nordgränze gegen Sibirien vorkommend) Glaucidium S. et Z. 1, Corchoropsis S. et Z. 1, Trochostigma S. et Z. 1, Tripetaleia S. et Z. 1, Skimmia Thbg. 2, (eine davon im Himalaya), Stachyurus S. et Z. 1, Euscaphis S. et Z. 1, Elaeococa Commers. 2 (1 davon in China), Platycarya S. et Z. 1, Boymia A. Iuss. 1, Hovenia Thbg. 1, Rhodotypos S. et Z. 1, Stephanandra S. et Z. 1, Ceraseidos S. et Z. Und doch ſind dieſe Gattungen, zu welchen namentlich unter den Monokotyledonen ſich noch manche ſpäter geſellen werden, faſt durchaus ſcharf ausgeprägte neue Typen, nicht bloß auf unnöthige faſt muthwillige Zerſplitterung längſt bekannter Formen gegründet. Auch auswärtige Monotypen finden in Japan gerne eine zweyte aber auch nur die zweyte Art. So Torreya, Liquidambar, Pachysandra aus Nordamerika, Humulus aus Europa, Edgeworthia, Benthamia aus Indien. Andre artenarme Gattungen treten in Japan in ähnlichen Verhältniſſen wie in ihrer anderweitigen Heimath auf, wie Tricyrtis, Roxburghia, Helicia, Campanumoea, Diervilla, Abelia, Gardnera, Crawfurdia, Aeginetia, Deutzia, Hoteia, Mitellopsis, Stauntonia, Kadsura, Eurya, Cleyera etc.

Die verhältnißmäßig ſehr große Anzahl von Holzgewächſen iſt eine weitere Eigenthümlichkeit dieſer Flora in ſo hoher Breite. Allerdings reichen manche warme Formen hier weiter gegen Norden als anderwärts, wie ſich aus den zahlreichen Bambuseen, aus Palmen, Pandaneen, Laurineen, Ternströmiaceen ꝛc. ergiebt. Aber auch die faſt ausſchließlich der kältern gemäſſigten Zonne angehörigen Gruppen ſind ſehr zahlreich repräſentirt und erinnern darin an ähnliche Verhältniſſe in Nordamerika. So Coniferae, Betulaceae, Cupuliferae, Lonicereae, Ericineae, Rhamneae, Iuglandeae,

Acerinae, Pomaceae, Amygdaleae. Nur vielleicht die Salicineae sind, was wenigstens die Gattung Salix betrifft, im nördlichen Europa überwiegend.

Vergleicht man noch unser Verzeichniß der in Japan vorkommenden Pflanzenfamilien mit dem von Royle (Illustrations of the Botany of the Himalayan mountains p. X — XX) gegebenen über die Flora des Flach- und Hochlandes von Indien, so ergiebt sich nach Ausgleichung der systematischen Differenzen in Benennung und Umgränzung der einzelnen Familien, daß die indische Flora nur um 10 Famlien reicher sey als die japanische.

Die Zahl der mit der europäischen Flora identischen Arten ist noch immer sehr klein. Einjährige, wie Anagallis, Solanum nigrum, Capsella, Chenopodien ꝛc. haben in dieser Beziehung der leichten Verbreitung wegen weniger Bedeutung. Eben so manche perennirende Kosmopoliten wie Leontodon Taraxacum, Glechoma hederacea, Prunella vulgaris etc. Bedeutsamer erscheint die Annäherung an die sibirische Flora in Platycodon grandiflorum, Campanula Trachelium, Adenophora verticillata, Veronica cartilaginea, Eucapnos spectabilis etc. Große Schwierigkeiten veranlaßt bey Feststellung der Japan mit andern Ländern gemeinschaftlichen Pflanzen immer die Thunbergische Flora, in der bekanntlich fast ein Drittheil der aufgezählten Arten als identisch mit schon von andern Fundorten her bekannten angegeben und deßhalb gar nicht weiter definirt ist. Nun kann man zwar fast als Regel annehmen, daß Thunberg dabey sich nur von Aehnlichkeiten verleiten ließ, aber in vielen Fällen läßt sich vorläufig nicht ermitteln, welche japanische Arten er mit seinen Linneischen Namen gemeint habe. Hierüber kann nur später eine genaue Vergleichung seiner Original-Exemplare genügende Aufschlüsse geben. Manches ist zwar in dieser Beziehung schon geschehen durch die Bemühungen De Candolle's, Lindley's, Bentham's, A. Jussieu's, De Caisne's aber nur in monographischer Weise und selbst da unvollständig aus den Herbarien anderer Botaniker, denen Thunberg Pflanzen mitgetheilt hatte; aber der größte Theil ist noch unerledigt und hindert so die Uebersicht des bereits mehr oder minder genau bekannten japanischen Pflanzenschatzes.

Fast vollständig eruirt sind dagegen die von dem berühmten Reisenden als neu aufgestellten Gattungen dieser Flora. Darunter haben sich Kyllinga, Skimmia, Aukuba, Hovenia, Nandina, Deutzia, Eurya, Cleyera, Houttuynia unverändert erhalten. Dagegen sind als synonym beyzuziehen:

Nigrina zu Chloranthus Sw. Gonocarpus zu Haloragis Forst. Doraena zu Maesa Forsk. (Baeobotrys Forst.) Weigela zu Diervilla Tournef. Bladhia zu Ardisia Sw., Bumalda zu Staphylea L. Pollia zu Lamprocarpus Blume. Lindera zu Sassafras Nees. Tomex zu Tetranthera Jacq. Dryandra zu Elaeococca Com.

Es bleiben also nur noch die Gattungen Orixa, Othera und Apactis zu genauerer Prüfung übrig.

Höchst wichtig für die Flora von Japan wäre es noch, über die Vegetation der Inselgruppen genauere Auskunft zu erhalten, welche südlich gegen China, östlich gegen Australien nähere oder entferntere Uebergangspunkte bilden. Bisher hatte nur Hooker (Botany of Captn. Beechey's Voyage) über die letzteren, nämlich die Bonin-Sima-Inseln, ein Pflanzenverzeichniß (ungefähr 157 Phanerogamen und 11 Kryptogamen) mitgetheilt. Ich bin nun durch die großmüthige Unterstützung der kais. Akademie d. W. in St. Petersburg, welche mir die Kenntnißnahme und Bearbeitung der von dem verstorbenen Dr. Mertens auf jenen Eilanden gesammelten Pflanzen gestattete, in den Stand gesetzt, das Hooker'sche Verzeichniß bedeutend zu vervollständigen, und werde später die Ehre haben, ausführlicher darüber zu berichten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Handwörterbuch der topographischen Mineralogie von Gustav Leonhard, Dr. d. Ph., Privatdocent an der Universität zu Heidelberg ꝛc. Heidelberg. Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr. 1843.

Mit Vergnügen machen wir auf dieses Werk aufmerksam, welches Jedem willkommen seyn wird, der sich mit dem Studium und mit dem Sammeln von Mineralien beschäftigt. Der Verf. hat eine gute Vorarbeit an seines Vaters „Handbuch einer allgemeinen topographischen Mineralogie“ gehabt, welche 1805 in 3 Bänden erschienen ist. Diesem ähnlich ist das vorliegende Handwörterbuch bearbeitet, wobey natürlich durch die Fortschritte der Wissenschaft mancherley Abänderungen im Detail sich ergeben mußten.

Die einfachen Mineralien sind in alphabetischer Ordnung aufgeführt. Durch größern Druck ausgezeichnet folgen bey jedem die Namen der Länder, wo dasselbe vorkommt, und anschließend die speciellen Fundorte selbst.

Die Art des Vorkommens ist dabey mehr oder weniger ausführlich angegeben und abgesehen von dem wissenschaftlichen Interesse dieser Angaben, so dienen sie auch in vielen Fällen zur sichern Ausmittlung des Fundortes eines Minerals. Wer Sammlungen zu ordnen hat, wo die Etiketten oft unleserlich geschrieben sind oder wo dergleichen verloren giengen, dem werden diese Angaben von besonderem Werthe seyn. Der Verf. hat überdieß seine Aufmerksamkeit auch auf die Krystallisation gerichtet, welche bey verschiedenen Fundorten häufig verschieden ist und zuweilen für einzelne so constant und eigenthümlich erscheint, daß man auch daraus mit Wahrscheinlichkeit auf den Fundort schließen kann. Um aber weitläufige Beschreibung der Krystallisationen zu vermeiden, so wurde auf Abbildungen verwiesen, welche in bekannten und allgemein verbreiteten Werken sich befinden, so in Hauy's Traité de Minéralogie, in Naumann's und Leonhards Handbüchern.

Als ein Beyspiel der Abfaßung der einzelnen Artikel mag hier der Anatas angeführt werden.

Anatas.

Europa.

Spanien: in Granit.

Frankreich. Départ. de l'Isère: in einem, der Gebirgskette Petites-Rousses zugehörigen Berge am linken Ufer des Flumet, beym Dorfe la Villette in der Gemeinde Vaujany, und oberhalb des Pont-du-Diable in der Gemeinde St. Christophe, unfern Oisans, auf schmalen Gängen in Diorit, zierliche Krystalle (N. 122. 124. 125. u. a.) begleitet von Bergkrystall, Axinit, Epidot und Feldspath. — Départ. du Haut-Rhin: Markirchen, auf Braunspath.

England. Cornwall: in Granit.

Schweiz. Canton Tessin: Thal von Maggia, in kleinen Krystallen auf Glimmerschiefer aufgewachsen (N. 123.). Canton Graubündten: im Tavetscher Thal, besonders in der Gegend von

Selva und Chiamut, in Glimmerschiefer, zierliche Krystalle, auf Bergkrystall, mit Chlorit, Adular, Feldspath und Eisenkies, die Anataskrystalle zeigen verschiedene Modificationen und sind von besonderer Schönheit. — Canton Wallis: Binnenthal, Mont' Albrun, sehr kleine Krystalle auf Bergkrystall, mit Adular, Chlorit und Stilbit.

Norwegen. Stift Christiania: Walders, lose Krystalle. Stift Christiansand: Arendal, auf Magneteisen-Lagerstätten in Gneiß, mit Granat und Epidot.

Bayern. Lichtenberg im Fichtelgebirge, in Titanhaltigem Magneteisensand, auch in Grauwacke und Thonschiefer. Gegend von Hof, in kleinen Krystallen in Diorit. Gegend von Aschaffenburg, am Gottelsberg unfern Stockstadt, kleine Krystalle in Gneiß.

Oesterreich. Land ob der Ens: Salzburg ꝛc.

Rußland. Ural: Schabrowskoi ꝛc.

Amerika.

Brasilien. Minas Geraes: Gegend von Itabira de Matto Dentro, im Sande eines Baches, im Diluvial-Boden, in welchem auch Diamanten vorkommen, lose Krystalle, unter andern die Varietäten N. 126. 127 und 128.

Mit ähnlicher Vollständigkeit sind die meisten Artikel behandelt. Den Schluß des Werkes macht eine sehr zweckmäßige Inhalts-Uebersicht nach alphabetisch-geographischer Ordnung, in welcher z. B. von Bayern gegen 160 Fundorte verzeichnet sind. Die äußere Ausstattung ist sehr gut. —

v. Kobell.

Die Pseudomorphosen des Mineralreichs von Dr. J. Reinhard Blum, außerordentlichem Professor an der Universität zu Heidelberg ꝛc. Stuttgart. Schweizerbart's Verlagshandlung. 1843.

Ueber die Pseudomorphosen der Mineralien hat Landgrebe im Jahre 1841 eine Arbeit herausgegeben, welche bisher die einzige war, die diesen Gegenstand als eine besondere Aufgabe behandelt hat, die kleine Abhandlung von Breithaupt „über die Aechtheit der Krystalle" ausgenommen, die schon 1815 erschienen ist. Ausführlicher und von großer Vollständigkeit ist das vorliegende Werk, wozu der Verf. seit vielen Jahren die Materialien gesammelt hat.

Was die Entstehung der Pseudomorphosen betrifft, so führt sie der Verf. auf zwey Hauptvorgänge zurück:

1. Auf Umwandlung eines Minerals in ein anderes und 2. auf Verdrängung eines Minerals durch ein anderes.

Die Umwandlung der Mineralien wird durch Veränderungen in der Substanz bedingt, und diese beruhen auf Ausscheidung oder Aufnahme von Bestandtheilen, oder auf beyden zugleich, auf Austausch von jenen. Das neue Mineral steht daher zu dem älteren in einer bestimmten chemischen Beziehung, so daß beyde einen oder den andern, zuweilen selbst mehrere Bestandtheile gemein haben oder sogar aus denselben Substanzen zusammengesetzt sind und nur verschiedene quantitative Verhältniße zeigen.

Die Kennzeichen des zuerst vorhanden gewesenen Minerals sind in der Regel bis auf die Form verschwunden. Dieses sind die Umwandlungs-Pseudomorphosen.

Bey der Verdrängung kann man zwey Fälle annehmen. Es findet dieselbe nämlich entweder durch Umhüllung statt, so daß eine Mineralsubstanz eine andere umzieht und die unterliegende ganz oder theilweise verschwindet, wodurch gewöhnlich hohle Krystalle und solche mit rauher drusiger Oberfläche entstehen; oder die Verdrängung beginnt an einem äußern Punkt und schreitet nach und nach durch die ganze Masse eines Minerals fort. Dieser Proceß ist nicht chemischer, sondern mechanischer Art.

Eine andere Entstehungsweise ist die durch Ausfüllung hohler regelmäßiger Räume, die übrigens der Verf. für wenig wahrscheinlich hält.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen werden

in der ersten Abtheilung die Umwandlungs-Pseudomorphosen aufgeführt. Der Verf. bezeichnet sie näher durch die Unterabtheilungen: 1. Umwandlungs-Pseudomorphosen durch Verlust von Bestandtheilen. 2. Durch Aufnahme von Bestandtheilen. 3. Durch Austausch von Bestandtheilen.

Als ein Beyspiel der 1. Art können die Kalksteinkrystalle nach Formen des Gayluſſits dienen, wo von letzterem kohlensaures Natrum und Wasser extrahirt wurden und der kohlensaure Kalk zurück blieb. Einige seltnere Fälle, die der Verf. angiebt sind Krystalle von Rothkupfererz, deren Oberfläche in gediegen Kupfer reducirt ist. Es ist dieses eine Art von Pseudomorphose, wobey aber die Krystallisation für beyde Substanzen dieselbe und gleich wesentlich ist. Dergleichen Krystalle finden sich im Mandelstein von Reichenbach bey Oberstein und auf der Grube Käuserstäumel im Sayn'schen. — Ferner wird ein Fall einer Umwandlung von Silberblende in Silberglanz angeführt, wobey also $\dddot{A}s$ und $\dddot{S}b$ entfernt wurden. Häufiger sind die Umwandlungen durch Aufnahme von Bestandtheilen, für welche ein bekanntes Beyspiel die Umwandlung von Anhydrit in Gyps. Eine seltsame Umwandlung ist die angeführte von Kupferglanz in Buntkupfererz und Kupferkies durch Zutritt von Schwefeleisen.

Die zahlreichste Klasse enthält die Umwandlungspseudomorphosen durch Austausch von Bestandtheilen. Gewöhnlich verdrängt ein zutretender Mischungstheil auf der Oberfläche einen ältern und die neue Substanz, anfangs eine Rinde, bildet sich immer weiter in derselben Weise fort. Ein Beyspiel ist die Umwandlung von Witherit in schwefelsauern Baryt. Als hieher gehörig wird auch der Schaumkalk bezeichnet, welcher nach den Beobachtungen des Verf. ein zu kohlensauerm Kalk umgewandelter Gypsspath ist. Freiesleben hat zuerst darauf aufmerksam gemacht und sein Vorkommen mit Gyps ausführlich beschrieben. Umwandlungen von Augit in eine Art von Kieselskelett und in Thon, wie dergleichen Ramelsberg analysirt hat, von Analcim in Prehnit, Kaolin aus Leucit, Steinmark aus Topas ꝛc. sind weitere hieher zu zählende Fälle, wobey übrigens für die entfernten Mischungstheile nur Wasser zugetreten ist. Ein interessanter Fall ist die von Fowler erwähnte Umwandlung von Spinell in Speckstein, wie dergl. Krystalle zu Newton in New-Jersey vorkommen. Ein Analogon zu der bekannten und seltsamen Umwandlung von Quarz zu Speckstein hat der Verf. an der Entstehung von Meerschaum aus Feuerstein beobachtet. Ein Exemplar dieser Art, von Grubschitz in Mähren, in der Sammlung des Verf., zeigt ganz die äußere Kugelform, wie man sie bey dem Feuerstein, besonders bey dem in der Kreide vorkommenden, zu sehen gewöhnt ist. Im Innern desselben befindet sich noch ein Kern von unverändertem Feuerstein, welcher jedoch nicht scharf gegen den Meerschaum abgemarkt ist, sondern in denselben übergeht. Bey der Umwandlung von krystallisirtem Quarz in Speckstein ist der Verf. der Ansicht, daß bey der zu beobachtenden Erhaltung der Krystalle, durch den Zutritt der Talkerde Kieselerde frey geworden seyn müsse, welche ihrerseits wieder mit Talkerde verbunden, den kompakten Speckstein, der jene Krystalle einschließt, geliefert haben könne.

So möge auch der Opal entstanden seyn, welcher mit dem Meerschaum in dem Serpentin von Grubschitz sich findet. —

Die zweyte Abtheilung behandelt die Verdrängungs-Pseudomorphosen. Eine große Mannigfaltigkeit fremder Formen kommen in dieser Weise dem Quarz und der amorphen Kieselerde zu. Es giebt Quarz nach Formen von Baryt, Flußspath, Gyps, Kalkspath, Baritocalcit, Bitterspath, Scheelit, Bleyglanz, kohlensauerm Bleyoxyd, Eisenglanz, Eisenkies, Eisenspath, ebenso Chalcedon nach Baryt, Flußspath, Kalkspath, Bitterspath u. s. w.

Von den seltnern der angeführten Fälle ist eine Pseudomorphose von Feldstein in Skalenoedern des Kalkspaths zu erwähnen, Pyrolusit, Hausmannit und Manganit nach Kalkspath (vielleicht durch eine langsame Fällung dieser Oxyde durch den kohlensauern Kalk aus geeigneten Auflösungen gebildet), Psilomelan nach Barytspath, Zinnstein nach Feldspath, Eisenoxyd nach Flußspath ꝛc. Eisenkies nach Barytspath, Kalkspath, Quarz ꝛc.

Den Schluß des Werkes machen Tabellen, angebend die primitiven Subſtanzen, mit ihren chemiſchen Formeln und ebenſo die Umwandlungsprodukte, ferner Vorkommen und Fundorte. In einem Rückblicke ſtellt der Verf. allgemeine Betrachtungen an, welche ſich aus den aufgeführten Fällen ergeben. Bey den Umwandlungspseudomorphoſen zeigen ſich für die metalliſchen Subſtanzen vorzüglich Sauerſtoff und Waſſer aktiv, Schwefel und Kohlenſäure verſchwinden am häufigſten. Für die nichtmetalliſchen Subſtanzen tritt beſonders die Talkerde aktiv auf. Von den Verdrängungs-Pſeudomorphoſen werden die zahlreichſten durch Brauneiſenerz und Eiſenkies bey den metalliſchen und von Quarz bey den nichtmetalliſchen Subſtanzen gebildet, Kalkſpath und Flußſpath verſchwinden am öfteſten.

Bey vielen dieſer Pſeudomorphoſen wird zuerſt eine feſte Hülle der neuen Subſtanz um einen Kryſtall der ältern gebildet und es iſt eine der räthſelhafteſten Erſcheinungen, wie durch dieſe Hülle ein Weiterſchreiten der Veränderung, ein Austauſch von Miſchungstheilen oder ein Zutritt derſelben vor ſich geht. Der Verf. verbreitet ſich hierüber und beſpricht dieſe Erſcheinungen mit Rückſicht auf die bekannten Erfahrungen, welche aber mit neuen Experimenten bereichert werden ſollten, um einmal einige Schritte weiter zu kommen. Die Dolomitbildung betreffend, ſo bekennt ſich der Verf. zu der Anſicht v. L. v. Buch. —

Wiewohl dieſes Werk in mancher Beziehung vollſtändiger iſt, als das von Landgrebe, welches übrigens in der Vorrede wohl hätte genannt werden dürfen, ſo iſt doch letzteres dadurch nicht entbehrlich gemacht worden, da es auch die Pſeudomorphoſen der ſogenannten künſtlichen Salze geſammelt enthält und ſo einen weitern Blick über die fraglichen Gegenſtände möglich macht.

v. Kobell.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

Assises du royaume de Jérusalem conférées entre elles, ainsi qu' avec les lois des Francs etc., par M. Victor Foucher. T. 1. p. 1. 2. Rennes 1841.

Dr. Ant. Zambaldi, Monumenti storici di Concordia. San-Vito 1840.

O. L. B. Wolff, Die Donau, ihre Anwohner, Ufer, Städte, Burgen und Schlöſſer von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung beſchrieben. Lief. 1. 2. Leipzig 1843. 8.

J. W. Wolf, Niederländiſche Sagen. Leipzig 1843.

K. W. Weigel, Einleitung in die Volkswirthſchaftslehre. Leipzig 1843.

Dr. Prof. W. Weick, Reliquien von Ludwig Winter, badiſch. Staatsminiſter. Biographie und Schriften. Freiburg 1843.

Dr. G. Vivoli, Annali di Livorno dalla sua origine sino all' anno di Gesu' Christo 1840. T. 1. Livorno 1842.

Garcilaso de la Vega, Obras. Madr. 1788.

C. G. Troll, Geſchichte der Stadt Winterthur nach Urkunden bearbeitet. Th. 1 — 3. Winterthur 1843.

W. C. Townsend, History of the house of Commons, from the Convention Parliament of 1688 — 9 to the passing of the Reform Bill in 1832. Vol. I. Lond. 1843.

Niccolo Tommaséo, Nuovo dizzionario dei sinonimi della lingua italiana. Vol. 1. 2. Firenze 1838.

— — Canti popolari. Fasc. 1 — 20. Venezia 1842.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Handbuch der Chemie. Von Leopold Gmelin, Dr. der Medicin und Philosophie, großherzogl. Bad. Geh. Hofrath, Professor der Medicin und Chemie an der Universität zu Heidelberg ꝛc. Erster und zweyter Band. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Heidelberg, Universitätsbuchhandlung von Karl Winter. 1843.

Schon im vorigen Jahrgange dieser Blätter haben wir eine vorläufige Anzeige von dem Erscheinen der vierten Auflage dieses Werkes gemacht und haben angegeben, daß nicht nur die Literatur, sondern auch die neuesten Thatsachen in demselben mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit dargelegt sind. Wir können in der That stolz darauf seyn und dürfen uns Glück wünschen, daß es der deutschen Gründlichkeit und dem unermüdeten Fleiße des Verf. vorbehalten geblieben, durch eine so umfassende Arbeit, welche in den angeführten Beziehungen ihres Gleichen nicht aufzuweisen hat, die Wissenschaft zu bereichern.

Es liegen nunmehr die beyden ersten Bände des genannten Werkes vor, welche beurkunden, daß der Verf. keine Mühe gescheut, alle neueren Fortschritte der Wissenschaft als Zusätze und Verbesserungen beyzufügen, wodurch es möglich wurde, diesem Werke einen hohen Grad von Vollkommenheit zu verleihen. Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, alle Reformen und Modificationen, welche mit dieser vierten Auflage vorgenommen wurden, namentlich aufzuführen; wir beschränken uns daher darauf, dem Gange, welchen der Verf. befolgt hat, einen kurzen Ueberblick zu widmen.

Im ersten Bande und zwar in der Einleitung wird der geschichtliche Theil der Chemie berührt; dann folgt die Cohäsion, bey welcher Gelegenheit der Krystallisation und der Adhäsion gedacht wird. Hinsichtlich der Krystallform der Verbindungen hält es der Verf. für wahrscheinlich, daß dieselbe zu der ihrer Bestandtheile in Beziehung stehe. Die Ausmittlung einer solchen Beziehung ist aber bis jetzt nicht vollständig gelungen, weil die Krystallform vieler wichtiger einfacher Stoffe, wie des Sauerstoffs z. B. unbekannt ist und weil ein und derselbe einfache oder zusammengesetzte Stoff häufig je nach den Umständen bald diese, bald jene Krystallform annehmen kann oder Dimorphismus zeigt. Daß jedoch eine solche Beziehung besteht, ergiebt sich aus den Thatsachen, durch welche Mitscherlich seine wichtige Lehre vom Isomorphismus begründet hat. Unter isomorphen Stoffen sind im allgemeinsten Sinne solche zu verstehen, welche sich in einer Verbindung vertreten können, ohne daß die Krystallform derselben sehr auffallend geändert wird.

Der erste Theil enthält die allgemeine Chemie, der zweyte die specielle Chemie. Im ersten Theil wird die Affinität nebst der Stöchiometrie abgehandelt und im zweyten die unwägbaren und wägbaren Stoffe.

Der Verf. hatte schon in den früheren Auflagen bey der Bestimmung der Atomgewichte das Wasserstoffatom = 1 angenommen, welcher Annahme er auch jetzt treu geblieben ist. Zu der herrschenden

Annahme, das Atomgewicht des Saueſtoffs = 100 zu ſetzen, glaubt der Verf. gerade in dieſem Augenblicke um ſo weniger übertreten zu dürfen, als die Erfahrungen von Dumas und anderen, wenn auch nicht beſtimmt erwieſen, doch es im hohen Grade wahrſcheinlich gemacht haben, daß die Atomgewichte des Kohlenſtoffs, Stickſtoffs, Chlors und Calciums genau einfache Multipla von dem des Waſſerſtoffs ſind. Alles, was auf Affinität, Stöchiometrie und auf andere dahin gehörende Gegenſtände Bezug hat, iſt hier unter Benützung der neueſten Entdeckungen mit einer Schärfe und Genauigkeit, welche nichts zu wünſchen übrig läßt, behandelt worden.

Im erſten Abſchnitte des zweyten Theiles werden die unwägbaren Stoffe vorgenommen, nämlich die Lehre vom Licht, von der Wärme und der Electricität. Der Verf. ſcheint geneigt zu ſeyn, dem Mondlicht die Erwärmung ganz abzuſprechen, indem Forbes, da er durch eine Glaslinſe 3000fach concentrirtes Mondlicht auf einen Thermomultiplicator fallen ließ, keine Spur von Erwärmung wahrnehmen konnte und dieß wohl aus dem Grunde, weil nach Herſchel das vom Monde auf die Erde geworfene Sonnenlicht ſeine Wärmeſtrahlen auf dem Monde verloren hat. Der Verſuch von Morichini in Rom, daß eine Stahlnadel mit dem durch eine Linſe concentrirten violetten Strahl des Spectrums vom Mittelpunkt gegen die eine ſtark nach Norden gerichtete Spitze gleichſam geſtrichen, nach einer halben Stunde vollkommen magnetiſch wird, wurde von Configliachi, ſo wie von Ries und Moſer für eine Täuſchung erklärt. Der Verf. berichtet hingegen, daß er dieſen Verſuch bey Morichini mit Erfolg ausführen geſehen habe.

Hieran reihen ſich die chemiſchen Wirkungen des Lichts, nämlich die Veränderungen, welche durch die Einwirkung des Lichts in den wägbaren Stoffen hervorgebracht werden, ſo wie die durch das Licht bewirkten Verbindungen. Von ſolchen mit Hülfe des Lichts eingeleiteten Verbindungen und Zerſetzungen wird eine große Zahl von Beyſpielen aufgeführt. Dann folgt die Phosphorescenz oder das Leuchten lebender Thiere, lebender Pflanzen, faulender Thiere und faulender Pflanzen, ſo wie das Leuchten mineraliſcher Subſtanzen, welche durch Inſolation die Eigenſchaft, Licht zu entwickeln, erlangen.

Die Wärme ertheilt vielen wägbaren Stoffen, je nach der Menge, nach welcher ſie in ihnen angehäuft iſt, eine verſchiedene Farbe. So oft man dieſe Körper erhitzt, verändern ſie ihre Farbe und bey jedesmaligem Abkühlen tritt die urſprüngliche Färbung wieder ein; ſie erleiden aber hiebey keine chemiſche Veränderung, eine Erſcheinung, welche ſich nicht nur bey verſchiedenen Flüſſigkeiten, ſondern auch bey einigen feſten Körpern im gepulverten Zuſtande wahrnehmen läßt. Die feſten Körper, welche dieſen Farbenwechſel durch das Erwärmen erleiden, werden meiſtens gelb oder braun. Gelb werden z. B. die weißen Säuren und Oxyde von Tantal, Titan, Molybdän, Antimon, Zinn, Zink ꝛc.; braun hingegen werden das grüne Chromoxyd, das rothe Queckſilberoxyd, das gelbe Bleyoxyd ꝛc. Auch einige farbloſe Flüſſigkeiten werden durch das Erwärmen gelb, wie die Unterſalpeterſäure, die wäßrige Auflöſung von ſchwefelſaurem und ſalpeterſaurem Eiſenoxyd. Die Urſache dieſer Farbenveränderung durch die Accumulation der Wärme iſt bis jetzt noch nicht auf eine genügende Weiſe erklärt worden.

Alle wägbaren, ſowohl tropfbare als elaſtiſche Flüſſigkeiten, ſind als chemiſche Verbindungen wägbarer feſter Stoffe mit einer größeren Wärmemenge zu betrachten; bey Abweſenheit der Wärme würden alle wägbaren Stoffe ſich im feſten Zuſtande befinden. Obgleich feſte Körper bey höherer Temperatur tropfbar und elaſtiſch flüſſig werden, ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß auch feſte Körper Wärme chemiſch gebunden enthalten. Ein Körper kann auf zweyerley Art die Wärme enthalten, erſtens chemiſch gebunden, zweytens adhärirend. Der Verf. entwickelt dann die Lehren über Bildung tropfbarer Flüſſigkeiten und Gasarten, über die bey der Gasbildung eintretenden Erſcheinungen, über das Freywerden und die Abſorption der Wärme ꝛc., in welche Einzelnheiten wir ihm hier nicht folgen können, ſondern auf das Werk ſelbſt verweiſen müſſen.

Bey der Behandlung der Electricität hat der Verf. alle ſeit der dritten Auflage des Werkes bekannt gewordenen Thatſachen mit der größten Um-

sicht und Genauigkeit hinzugefügt und man kann sagen, daß dieser Artikel ein getreues und vollständiges Bild des jetzigen Zustandes der Electricitätlehre darbietet. Die beyden Electricitäten sind mit einer sehr großen Affinität gegen einander begabt; sie äußern ein mächtiges Streben sich zu vereinigen. Aus ihrer Vereinigung entspringt die ruhende Electricität, welche der electrochemischen Theorie gemäß nichts anderes ist, als Licht und Wärme. Nähert man einen Körper, in welchem positive Electricität angehäuft ist, einem andern mit negativer Electricität beladenem, so erfolgt Verbindung derselben und zwar, wenn beyde Electricitäten im entsprechenden Verhältnisse vorhanden waren, so, daß beyde Körper nicht mehr electrisch erscheinen. Bey dieser Vereinigung entsteht Licht, Wärme und magnetische Reaction. Isolatoren, welche sich der Verbindung der Electricitäten entgegen setzen, werden mit Gewalt durchbrochen.

Bey den technischen Anwendungen des Galvanismus als Vergoldung, Versilberung ꝛc. gedenkt der Verf. der Galvanoplastik. Schon Wach und andere fanden, daß sich das Kupfer auf galvanischem Wege unter gewissen Umständen in cohärentem Zustande niederschlagen lasse. Aber Jakobi (die Galvanoplastik. Petersburg 1840) und, wie es scheint, gleichzeitig Spencer zeigten, daß das Kupfer, in dieser festen Gestalt an leitende Körper niedergeschlagen, sich genau in alle Vertiefungen ihrer Oberfläche einsenkt, dann von ihnen getrennt, einen scharfen Abdruck liefert, und erfanden so die Galvanoplastik, welche sich nach Jakobi für Medaillen, Kupferstiche, Stereotypplatten, Ornamente, so wie für Tapeten- und Kattundruck u. s. w. eignet.

Zweyter Abschnitt. Wägbare Stoffe. Die Zahl der bis jetzt bekannten unzerlegten wägbaren Stoffe ist 55. Sie können in Nichtmetalle, nämlich Ametalle oder Metalloide und in Metalle eingetheilt werden. Einige Körper lassen sich nicht mit Sicherheit in eine der beyden Classen einreihen. Das Silicium wird zum Theil zu den Metalloiden, das Jod, so wie das Selen hingegen zu den Metallen gezählt.

Die 55 Elemente bilden mit einander 2 Arten von Verbindungen, die unorganischen und die organischen. Alle Elemente sind fähig, unorganische Verbindungen einzugehen, aber nur wenige, besonders Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, bilden auch organische. Erstere werden in der leblosen Natur erzeugt und können auch durch Kunst aus unorganischen Materialien dargestellt werden. Die organischen Verbindungen hingegen entstehen fast nur in den Pflanzen und Thieren; die Kunst kann zwar eine organische Verbindung in eine andere umwandeln, aber nur sehr wenige aus unorganischen Stoffen erzeugen.

Nach ihrem chemischen Verhalten theilt der Verf. die Metalloide ein:

1) In electromagnetivere, die Orygenoide, Chloroide oder Zünder, nämlich Sauerstoff, Fluor, Chlor, Brom, Jod, Selen und Schwefel.

2) In electropositivere, die Inflammabilien oder Metalloide im engeren Sinne: Phosphor, Boron, Kohlenstoff und Wasserstoff.

3) Der Stickstoff steht vermöge seines eigenthümlichen Verhaltens isolirt da.

Beym Sauerstoff bemerkt der Verf., daß die Farbe der Flamme theils von ihrer Temperatur, theils von der Natur der darin befindlichen Stoffe abhängt. Kaltes Kohlenoxydgas z. B. giebt beym Verbrennen eine blaue Flamme, zuvor erhitztes eine gelbrothe. Wasserstoffgas und andere Gase zeigen auch in der Kälte entzündet eine gelbrothe Flamme. Strömt jedoch Wasserstoffgas aus einer feinen Spitze gegen eine dicht davor gehaltene Porzellanplatte, so zeigt es, wohl wegen der abkühlenden Wirkung derselben, eine blaßgrüne Farbe. Die blaue Flamme an der Basis eines Kerzenlichtes deutet ebenfalls auf eine niedrigere Temperatur an dieser Stelle. Durch Zusatz von Boronsäure oder einem Chlormetall und Vitriolöl zu Weingeist wird die Farbe seiner Flamme grün oder, wenn er stärker erhitzt wird, gelb; Chlorstrontium und Chlorcalcium färben die Weingeistflamme roth, Chlorbaryum und Kochsalz gelb, einfach Chlorkupfer lebhaft roth mit grünem und blauem Rande. H. Davy vermuthet, daß in allen diesen Fällen eine Reduction statt findet, wodurch demnach Boron, Strontium, Calcium, Ba-

ryum und Kupfer in die Flamme gelangen würden, hier verbrennen und dabey eine andere Farbe erzeugen. Bläst man nach Waldie in kochenden Schwefel Sauerstoffgas, so entsteht eine gelbe Flamme, innen dunkel, außen und an der Spitze roth.

Man war bisher der Meinung, daß das Wasser nur durch eine geringe Zahl metallischer Substanzen zersetzt werden könne, wozu die Metalle der Alkalien allerdings gezählt wurden. Der Verf. führt an, daß die Metalle der Erden, so wie auch Molybdän, Chrom, Uran, Zink, Zinn, Kadmium, Eisen, Kobalt und Nickel den Sauerstoff des Wassers bey geringerer Temperatur, Antimon, Wismuth, Bley, Kupfer in starker Glühhitze aufnehmen und zwar unter Entwicklung von Wasserstoffgas. Bey Gegenwart von verschiedenen Säuren erfolgt diese Zersetzung des Wassers unter Entwicklung von Wasserstoffgas schon bey gewöhnlicher oder wenig erhöhter Temperatur durch die meisten Erdmetalle, so wie durch Mangan, Zink, Kadmium, Zinn, Eisen, Kobalt und Nickel.

Der Verf. handelt dann die übrigen Metalloide ab, so wie ihre Verbindungen mit Sauerstoff oder Wasserstoff, woraus die Sauerstoffsäuren und in einigen Fällen die Wasserstoffsäuren entstehen. Beym Phosphor beschreibt der Verf. sehr ausführlich die Theorie über das leicht entzündliche und das schwer entzündliche Phosphorwasserstoffgas, welches letztere sich erst bey höherer Temperatur entflammt. Das schwer entzündliche Gas entwickelt sich vorzugsweise, wenn man Phosphor mit Kalihydrat und Weingeist aufkocht, wo hingegen zur Bildung des ersteren, des leicht und von selbst entzündlichen Gases, statt des Weingeistes Wasser angewendet wird. Die beyden Gase haben nach H. Rose dieselbe Zusammensetzung, nämlich PH_3. Der verschiedene Grad ihrer Entzündbarkeit muß aus einem isomeren Zustande erklärt werden. Graham nimmt zwar die von H. Rose bewiesene Thatsache an, daß die beyden Gase dieselbe Zusammensetzung PH_3 haben, erklärt aber ihre verschiedene leichte Entzündlichkeit nicht aus 2 isomeren Zuständen, sondern aus fremdartigen Beymengungen. Nach Graham ist das völlig reine Phosphorwasserstoffgas schwer entzündlich, aber Spuren einiger fremdartiger Stoffe können es leicht entzündlich machen und andere können diese leichte Entzündlichkeit wieder heben. Das schwer entzündliche Gas läßt sich durch Beymengung einer Spur des Dampfes von salpetriger Säure in leicht entzündliches umwandeln, wenn man nämlich zum schwer entzündlichen Gase über Queckſilber eine kleine mit salpetriger Säure gefüllte Glaskugel bringt, oder wenn man dem Gase über Queckſilber einen Tropfen Salpetersäure zusetzt, welche durch ihre Wirkung auf das Queckſilber salpetrige Säure entwickelt. Dieselbe Wirkung wird durch Wasserstoffgas, welches Spuren von salpetriger Säure enthält, hervorgebracht. Von dieser Beschaffenheit ist nämlich dasjenige Wasserstoffgas, welches sich anfangs entwickelt, wenn man Eisen oder Zink in verdünnter englischer (Salpetersäure enthaltender) Schwefelsäure auflöst. Das schwer entzündliche Gas, welches durch salpetrige Säure leicht entzündlich geworden ist, verliert seine Entzündlichkeit über Queckſilber und noch viel schneller durch Berührung mit Kaliumamalgam, eben so durch phosphorige Säure, Kohle, flüchtige Oele, aber nicht durch Phosphorsäure. Das leicht entzündliche Gas verliert seine leichte Entzündlichkeit durch Aufbewahren über lufthaltigem Wasser oder durch Beymengung von wenig Luft, durch Ammoniak, Kaliumamalgam und verschiedene andere Substanzen.

Den Schluß des ersten Bandes macht die Beschreibung des Stickstoffs und dessen Verbindungen. Hier werden abgehandelt: Stickoxydul, Stickoxyd, salpetrige Säure, Untersalpetersäure und Salpetersäure; ferner die atmosphärische Luft, Amid, Ammoniak, so wie dessen Verbindungen mit Kohlensäure, Boronsäure, Phosphorsäure, dann der Schwefelstickstoff, schwefelsaures Stickoxyd, schwefelsaures Ammoniak, salpetersaures Ammoniak ꝛc.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1841.

Handbuch der Chemie ꝛc.

(Schluß.)

Der Verf. hatte in den ersten Auflagen seines Werkes auch das Cyan und die Cyansäure unter dieser Rubrik mit aufgeführt. Wegen der ohnehin schon großen Zahl dieser Verbindungen scheint es uns eine zweckmäßige Veränderung, daß sie in der neuesten Auflage hier weggelassen sind. Obgleich es consequent und einer systematischen Anordnung gemäß ist, die eben bezeichneten Substanzen in ein Kapitel zusammenzustellen, denn alle enthalten Stickstoff, so sind dieselben doch, was ihre chemische Eigenschaft betrifft, so außerordentlich verschieden von einander, daß es wenigstens dem Anfänger nicht ganz leicht werden dürfte, sich auf den ersten Blick von diesen sauren, neutralen und alkalischen Verbindungen ein deutliches und klares Bild zu verschaffen. Man hätte glauben sollen, daß dem Ammoniak, wenn man seine Zusammensetzung nicht berücksichtigt, bey den Alkalien ein mehr geeigneter Platz hätte angewiesen werden können und daß eben so die Verbindungen des Ammoniaks mit Säuren bey den Salzen hätten eingereiht werden dürfen, wenn überhaupt eigene Abschnitte für alkalische Substanzen und Salze entworfen gewesen wären. Jedoch ist diese Zusammenstellung, wenn man die Zusammensetzung des Ammoniak's berücksichtigt, wie schon bemerkt, vollkommen systematisch und consequent.

Zweyter Band. Dieser enthält die leichten Metalle so wie die spröden, unedlen, schweren Metalle. Die Zahl der bis jetzt bekannten Metalle beträgt 43. Der Verf. theilt sie folgendermassen ein:

A. Leichte Metalle. Ihr specif. Gewicht liegt zwischen 0,860 u. 5,000. Sie sind mit großer Affinität für den Sauerstoff begabt und viele von ihnen zersetzen bey gewöhnlicher Temperatur das Wasser sehr schnell. Ihre Verbindungen mit Sauerstoff erscheinen meistens als Salzbasen. Die leichten Metalle sind:

a. Alkalimetalle. Aus ihrer Verbindung mit Sauerstoff entstehen die Alkalien. Sie zersetzen schon bey 0° das Wasser mit großer Heftigkeit. Hieher gehören Kalium, Natrium, Lithium, Baryum, Strontium und Calcium.

b. Erdmetalle, welche mit dem Sauerstoff Erden erzeugen. Sie zersetzen das Wasser bey gewöhnlicher Temperatur langsam, meistens leicht in der Wärme oder bey Zusatz einer Säure. Dahin gehören Magnium, Cerium, Lanthan, Yttrium, Glycium, Aluminium, Thorium, Zirkonium und Silicium.

B. Schwere Metalle. Ihr specif. Gewicht liegt zwischen 5,308 u. 22,000. Sie sind theils spröde, theils dehnbar; ihr Schmelzpunkt ist höchst verschieden. Ihre Verbindungen mit Sauerstoff sind theils schwere salzfähige Metalloxyde, theils metallische Säuren, Suboxyde und Hyperoxyde. Die schweren Metalle sind:

a) unedle, nicht für sich reducible; diese sind:

α) spröde, und zwar

αα) schwierig schmelzbare: Titan, Tantal,

Scheel, Molybdän, Vanad, Chrom, Uran, Mangan.

ββ) Leicht schmelzbare oder verdampfbare: Arsen, Antimon, Tellur, Wismuth.

β) Dehnbare: Zink, Kadmium, Zinn, Bley, Eisen, Kobalt, Nikel, Kupfer.

b) Edle, für sich reducirbare Metalle: Queckſilber, Silber, Gold, Platin, Palladium, Rhodium, Iridium, Osmium.

Das erste Kapitel enthält das Kalium und mit diesem kommen alle bekannten unorganischen Verbindungen desselben vor, nämlich Kaliumsuboxyd und Oxyd (KO), Kalihydrat, Kaliumhyperoxyd, Wasserstoffkalium, Kohlenstoffkalium, kohlensaures Kali, Boronkalium, Borax-saures Kali, Phosphorkalium und phosphorsaures Kali, Schwefelkalium und schwefelsaures Kali, Selenkalium und Selen-saures Kali, Jodkalium und Jod-saures Kali, Chlorkalium und Chlor-saures Kali, Fluorkalium, Stickstoffkalium, Amidkalium, Salpeter-saures Kali.

In dieser eben angeführten Ordnung werden auch die Verbindungen der übrigen leichten Metalle abgehandelt, wie die des Natrium's, Lithium's, Barium's ꝛc.

Beym Chlorkalk werden alle Gründe hervorgehoben, welche zum Beweise dienen, daß derselbe als unterchlorigtsaurer Kalk zu betrachten seyn dürfte.

Der Verf. erwähnt das 1834 von Mosander entdeckte Lanthan. Es ist im Ceroxyd (begleitet von Didymoxyd) enthalten; der Name Lanthan wurde ihm wegen seines langen Verborgenbleibens (λανθάνειν) gegeben. Es ist ein regelmäßiger Begleiter des Cerium's und findet sich außer im Cerit, im Eurenit, Monazit, Gadolinit von Ytterby, Tschewkirit und Mosandrit. Im reinsten Zustande verhält es sich wie ein dunkelbleygraues, weiches, zusammendrückbares Metallpulver. Das Lanthanoxyd giebt mit den Säuren Salze, welche farblos sind, wenn sie kein Didym *) enthalten. Vom letzteren, auch erst kürzlich von Mosander entdeckt, kann nur gesagt werden, daß es ein dem Mangan nahe stehendes Metall zu seyn scheint. Das Didymoxyd ist braun und dessen Verbindung mit Schwefelsäure rosen- und amethystroth. Das Didymoxyd ertheilt dem Ceroxyd seine braune, und den Salzen der Yttererde ihre rothe Farbe. **)

Der Verf. hat das Silicium in die Reihe der Metalle gebracht, obgleich er es als ein dunkelbraunes Pulver beschreibt, welches ohne allen Glanz ist und selbst durch das Streichen mit dem Polierstahl keinen Glanz annimmt, auch nicht die Electrizität der hydroelectrischen Kette leitet. Der Verf. bemerkt indessen dabey, daß dieses Verhalten des bis jetzt bloß im unzusammenhängenden Zustande untersuchten Silicium's noch nicht gegen seine metallische Natur spreche, denn Zirkonium und Aluminium isoliren ebenfalls, was auch nach Wöhler der Fall ist mit dem fein vertheilten Eisen, wie es durch Glühen des kleesauren Eisenoxyduls oder durch mechanische Zertheilung erhalten wird. In Hinsicht der chemischen Verhältniße des Silicium's kömmt einerseits seine Aehnlichkeit mit Boron allerdings in Betracht, andererseits aber die mit den Erdmetallen und dem Titan.

Bey der Kieselerde werden alle bekannten Analysen der kieselhaltigen Mineralien mit großer Genauigkeit aufgeführt, was auch zum Theil beym Titan und Tantal geschieht.

Nun folgen Scheel, Molybdän und Vanad, welche ebenfalls sehr sorgfältig bearbeitet sind; gewiß ist keine auf dieselben Bezug habende Thatsache hier übergangen.

Bey Gelegenheit des Chroms hat der Verf. die neue interessante Entdeckung der Ueberchromsäure von Barreswill nicht unerwähnt gelassen. Mischt man nämlich wäßriges Wasserstoffhyperoxyd mit einer Auflösung von Chromsäure, so färbt sich das

*) Von δίδυμοι, Zwillinge, weil es in Gesellschaft des Lanthans entdeckt wurde.

**) Moser hat gefunden, daß die Yttererde noch von 2 neuen Metalloxyden begleitet ist, wovon er das eine Terbium und das andere Erbium nennt. Es ist zu bedauern, daß diese beyden neuen Substanzen in so selten vorkommenden Mineralien angetroffen werden, wodurch die genauere Untersuchung derselben sehr beschränkt wird.

Gemisch durch Bildung von Ueberchromsäure indigoblau; doch verliert es diese blaue Farbe oft sehr schnell unter Entwicklung von Sauerstoffgas. Dieselbe blaue Färbung erhält man durch Zufügen von Wasserstoffhyperoxyd und Schwefelsäure oder Salzsäure zu zweyfach chromsaurem Kali; aber bald entsteht unter Sauerstoffentwicklung neben dem Kalisalz ein Chromoxydsalz. Mit Aether bildet die neue Säure ein dauerhafteres blaues Gemisch als mit Wasser.

Beym Mangan werden 6 verschiedene Verbindungen dieses Metalls mit Sauerstoff angegeben, nämlich Manganoxydul, MnO, Maganoxyd-Oxydul, Mn^3O^4, Manganoxyd, Mn^2O^3, Manganhyperoxyd, MnO^2, Mangansäure, MnO^3 und Uebermangansäure, Mn^2O^7. Diese letztere ist indessen immer noch nicht für sich im isolirten Zustande dargestellt worden.

Nach der ausführlichen Behandlung des Arsen und seiner Verbindungen wird der 2te Band mit der Beschreibung des Antimon, Tellur und Wismuth geschlossen. Wir haben diese 4 letzten Abschnitte mit ganz besonderer Aufmerksamkeit gelesen und keine Thatsache, wenn sie auch auf den ersten Blick noch so unwichtig erscheinen möchte, vermißt. Mit vorzüglichem Fleiße und bewundernswürdiger Umsicht hat der Verf. die zahllosen Versuche geordnet, welche seit einer Reihe von Jahren über Mineralkermes und Goldschwefel angestellt wurden. Die erste Verbindung bezeichnet er als amorphes dreyfach Schwefelantimon und die letztere als fünffach Schwefelantimon, während er das in der Natur vorkommende Antimonium crudum als krystallinisches dreyfach Schwefelantimon betrachtet. Das vierfache Schwefelantimon (antimoniges Sulfid), welches man erhält, wenn man in eine Auflösung von antimoniger Säure oder antimonigsaurem Kali in Salzsäure einen Strom von Schwefelwasserstoffgas leitet, scheint dem Verf. ein Gemeng von drey- und fünffach Schwefelantimon zu seyn. Auch ist er der Ansicht nicht abgeneigt, die antimonige Säure als ein antimonsaures Antimonoxyd zu betrachten.

Hinsichtlich des Wasserstoff-Tellurs hatte H. Davy gefunden, daß sich das Wasser in der Nähe des Tellur's purpurn färbt durch Bildung von Hydrotellur, und daß durch den Luftzutritt daraus ein braunes Pulver gefällt wird, welches er als eine Verbindung des Tellurs mit weniger Wasserstoff betrachtete. Nach Magnus ist jedoch dieses braune Pulver metallisches Tellur und es giebt demnach kein Wasserstoff-Tellur.

Eben so ausführlich und klar, wie Antimon und Tellur, ist das Wismuth und seine Verbindungen mit Benützung der neuesten Thatsachen zum Schluße des zweyten Bandes behandelt.

Wir können nur wiederholen, was wir schon angedeutet hatten, daß dieses Werk, welches ein so vollständiges Bild der neuesten Entdeckungen und eine so umfassende Literatur darbietet, als ein unschätzbares Gut für Jeden, der sich mit Chemie in wissenschaftlicher oder technischer Hinsicht beschäftigt, zu betrachten ist, aus welchem Grunde es dem Lehrenden, so wie dem Lernenden willkommen und unentbehrlich ist. Indem wir dem Verf. Muth, Ausdauer und Kräfte wünschen, sehen wir der Fortsetzung und Vollendung dieses Werkes mit gespannter Erwartung entgegen.

A. V.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

M. L. de Tegeborski, Des finances et du credit public de l'Autriche, de sa dette, de ses resources financières, de son système d'impositions. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Al. Tadino, Ragnaglio dell' origine et giornali successi della gran peste di Milano dall' anno 1629 sino all' anno 1632. Milano 1648. 4.

Semanario erudito, que comprehende varias obras ineditas, de nuestros mejores autores antiguos y modernos. Da las a luz D. Ant. Valladares y Sotomayor. Vol. 1 — 34. Madr. 1787 — 1791.

Schwinck, Mappa coelestis. Leipzig 1843.

Wilh. Schulz, Die Bewegung der Production. Zürich 1843.

C. H. Schultz, Die Anaphytose der Verjüngung der Pflanzen. Berlin 1843.

Ritter von Schultheß-Rechberg, Thalerkabinet. Fortsetzung von Madai. Th. 1. Wien 1840.

C. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. Bd. 1. 2. Düsseldorf 1843.

J. C. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf den Gang der Literatur. 3te durchaus verb. und verm. Aufl. Bd. 1. bis zum Belgrader Frieden. Bd. 2. bis zum allgemeinen Frieden um 1763. Heidelb. 1843.

G. Schilling, Musikalische Dynamik oder die Lehre vom Vortrage in der Musik. Cassel 1843.

C. Schellenberg-Biedermann, Erinnerungen an U. Hegner. Zürich 1843.

Thomas Antonio dos Santos e Silva, Braziliada. Lisboa 1815.

Jo. Santa Rosa de Viterbo, Elucidario das palavras, termos e frases que em Portugal antiguamente se usara. T. 1. 2. Lisboa 1798 — 99. fol.

Garcia de Resende, Chronica dos valerosos e insignes feitos del rey Dom Joam II. de gloriosa memoria. Coimbra 1798. 4.

Visc. de Santarem, Memorias para a historia e theoria das cortes geraes em Portugal. Vol 1 — 4. Lisboa 1828.

Fastos de la real academia Espanola de la historia. Año 1 — 3. Madr. 1739 — 1811.

Seb. de Cobarruvias Orozco, Tesoro de la lengua castellana o española. Madr. 1611.

Ig. Quintella da Costa, Annaes da Marinha Portugueza. T. 1. 2. Lisboa 1839 — 40. 4.

Ant. Jos. Cavanilles, Observaciones sobre la historia natural geografia, agricultura poblacion y frutos del reyno de Valencia. Vol. 1. 2. Madr. 1795.

Don Juan Andres, Origen, progresos y estado actual de toda la literatura. Vol. 1 — 10. Madr. 1784 — 1806.

Fr. de Andrada, Chronica rey destes reynos de Portugal Dom João o III deste nome. P. 1 — 4. Coimbra 1796. 4.

Abate Alcino, Vida de Perico del Campo. Madr. 1792.

Fr. de Moraes, Cronica de Palmeirim de Inglaterra. T. 1 — 3. Lisboa 1786.

Ant. de Nebrixa, Chronica de reyes catholicos Don Fernando y Donna Ysabel de gloriosa memoria. Valladol. 1565.

L. Zierl, Grundriß der Chemie als Propädeutik der chemischen Technologie, Pflanzen- und Thierphysiologie. München 1842.

Fr. A. Quenstedt, Das Flözgebirge Württembergs. Mit besonderer Rücksicht auf den Jura. Tübingen 1843.

Fr. A. Römer, Die Versteinerungen des Harzgebirges. Hannover 1843.

P. Partsch, Die Meteoriten oder vom Himmel gefallenen Stein- und Eisenmassen. Wien 1843.

Natural history of New-York. III. Mineralogy of New York by Lewis C. Beck. Albany 1842. IV. Geology of New-York. Part. II. comprising the survey of the second geological district by Ebenezer Emmons. Albany 1842.

The zoology of the voyage of H. M. S. Sulphur, under the command of Captain Edward Belcher, during the years 1836 — 1840. No. 1. 2. Mammalia by J. C. Gray. Part. 1. 2. No. 3. Birds by John Gould. P. 1. Lond. 1843.

Dr. A. Petzholdt, Beyträge zur Geologie von Tyrol. Leipzig 1843.

F. Lichnowsky, Portugal. Erinnerungen aus dem Jahre 1842. Mainz 1843.

Lady Sale, A journal of the disasters in Afghanistan 1841 — 42. Vol. 1. 2. Paris 1843.

K. Rosenkranz, die Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geist. 2. Aufl. Königsberg 1843.

Carlo Cuneo, Memorie sopra l'antico debito pubblico, mutui e banca di S. Giorgio in Genova. Genua 1842.

Melch. Delfico, Memorie storiche della repubblica di San Marino. Capolego 1842.

Conti dell' administrazione delle Finanze del Regno d'Italia negli anni 1805 e 1806. Milano 1807. 4.

Amb. Levati, Storia d'Italia dalla caduta dell' imperio romano in occidente sino ai nostri tempi con appendice cronologica (1815 — 1841.) Vol. 1 — 10. Milano 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

1) Astronomical Observations made at the Radcliffe Observatory, Oxford, in the year 1840, by Manuel J. Johnson, Radcliffe Observer. Vol. I. Oxford 1842.

2) Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag, von K. Kreil, III. Band. Prag 1843.

3) Astronomisch-meteorologisches Jahrbuch für Prag, von K. Kreil. Zweyter Jahrgang. Prag 1843.

4) Report of the Commissioners appointed to consider the steps to be taken for Restoration of the Standards of Weight et Measure. Presented to both Houses of Parliament by Command of Her Majesty. London 1841.

5) Memoirs of the Royal Astronomical Society Voll. XII., XIII., XIV. London 1842—43.

6) Catalogue de 514 étoiles doubles et multiples découvertes sur l'hemisphère céleste boréale par la grande Lunette de l'observatoire central de Poulkova etc. Publié par l'Académie Impériale des Sciences. St. Pétersbourg 1843.

7) Tables des positions géographiques principales de la Russie, rédigée par M. W. Struve. St. Petersbourg 1843.

8) Astronomical Observations made at the Royal Observatory, Greenwich. 1840 et 1841 under the direction of G. B. Airy. London 1842—43.

9) Result of the Astronomical Observations made at the Honourable the Eart India Company's Observatory at Madras. By Th. Glanville Taylor Esq. Madras. Voll. I—V. Madras 1833—1840.

10) Mittlere Örter von 12000 Fixsternen für den Anfang von 1836, abgeleitet aus den Beobachtungen der Hamburger Sternwarte, von C. Rümker. Hamburg 1843.

Unter den Büchergeschenken, welche in neuester Zeit der Sternwarte zugekommen sind, befinden sich die eben angeführten Werke, welche ich deßhalb, nicht gerade wegen näherer Verwandtschaft des Inhaltes, hier zusammengestellt habe, um eine kurze Anzeige darüber zu geben.

1) Astronomical Observations made at the Radcliffe Observatory. Oxford. Während bereits seit mehr als 10 Jahren an der Universität in Cambridge das Streben, an allen neuen Untersuchungen Theil zu nehmen, immer mehr her-

vorgetreten ist, und man eine genaue Kenntniß der Arbeiten und Methoden des Auslandes, namentlich Deutschlands, für nothwendig gehalten hat, schien in Oxford die Bemühung mehr dahin zu gehen, das früher Bestandene unverändert zu erhalten; wenigstens zeigte sich nirgends besondere Lust, den Weg, den man früher betreten hatte, zu verlassen, um einen erfolgreichern zu suchen. Dieß gilt namentlich von der Astronomie. An der kleinen Sternwarte in Cambridge hat 1832 eine systematische Thätigkeit begonnen, welche von dem größten Erfolge geworden ist; von da gieng die wohlthätige Reform der praktischen Astronomie aus, welche in wenigen Jahren, unterstützt durch das hohe Ansehen und die persönliche Energie des berühmten Gründers der Cambridger Sternwarte, über alle Theile des brittischen Reiches sich ausgedehnt hat. Unterdessen begnügte man sich in Oxford, eine Anzahl von Beobachtungen in herkömmlicher Weise anzustellen, und eine Abschrift jährlich in der Bibliothek der Royal Society niederzulegen. Daß die Thätigkeit einer mit vielen Hülfsmitteln ausgerüsteten Anstalt in nähere Beziehung zu dem gegenwärtigen Stande und den Bedürfnissen der Wissenschaft gebracht würde, ist wohl längst allgemein gewünscht worden. Der vorliegende erste Band der Oxforder Beobachtungen beweist, daß dieß nun erfolgt ist, und berechtiget uns, einen werthvollen Beytrag zur Kenntniß des Himmels von jener Anstalt zu erwarten. Diese erfreuliche Gestaltung der Verhältnisse der praktischen Astronomie in Oxford verdanken wir den Bemühungen und der Einsicht des Herrn Johnson, der bekanntlich früher als Offizier in der ostindischen Artillerie eine Sternwarte auf St. Helena errichtet, und einen werthvollen Sternkatalog hergestellt hat; später aber, vom Militärdienste zurückgetreten, im Jahre 1839 zum Professor der Astronomie und Vorstande der Sternwarte in Oxford erwählt worden ist. Herr Johnson hat zuvörderst mit den Beobachtungen eine genaue Untersuchung der Instrumente und ihrer constanten Fehler verbunden. Der Erfolg, worüber er das Wesentliche in der Vorrede mittheilt, hat bewiesen, wie sehr eine solche Untersuchung nöthig war: so z. B. ergab sich eine Seitenbiegung des von Bird verfertigten Mittagsrohres, die im Maximum über 4″ im Raum beträgt. In mehrfacher Beziehung ist die Untersuchung der Instrumente noch zu vervollständigen; Herr Johnson verspricht auch die weiteren Resultate später mitzutheilen. Aus allem überzeugt man sich leicht, daß die Mechanik zu der Zeit, als die Oxforder Instrumente hergestellt wurden, noch weit entfernt war von der Vollkommenheit, die sie jetzt insbesondere auf dem Continente erreicht hat; und obwohl nicht zu läugnen ist, daß die Fehler der Instrumente durch sorgfältig bestimmte Correctionen aus den Resultaten eliminirt werden können, so möchte es doch wünschenswerth seyn, daß die Instrumente selbst den durch die Theorie vorgeschriebenen Bedingungen näher kämen. Wahrscheinlich liegt der Zeitpunkt nicht mehr ferne, wo dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird. Aus dem vorliegenden Bande erfahren wir bereits, daß die Commission, welcher die Oberaufsicht der Sternwarte zukommt, bedacht ist, die Anstalt mit neuen Hülfsmitteln auszurüsten und insbesondere ein großes Heliometer bey Repsold in Hamburg bestellt hat.

Der erste Band der Oxforder Beobachtungen enthält die beobachteten Rectascensionen und Zenithdistanzen des Jahres 1840, im Ganzen ungefähr 6400 Beobachtungen. Vollkommen zu billigen ist es, daß Herr Johnson bey den etwas beschränkten Fonds der Anstalt nicht das ganze Tagbuch, sondern nur die nöthigen Positionen hat abdrucken lassen. Eine vollständige Reduction und Zusammenstellung der Resultate, ganz in derselben Weise, wie man sie in den Beobachtungen von Cambridge und Greenwich findet, sind beygefügt.

2) Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Den dritten Band der Prager magnetischen und meteorologischen Beobachtungen zeige ich hier nur vorübergehend an, weil das Unternehmen des Herrn Kreil und die Art und Weise, in welcher es ausgeführt wird, durch die früheren Bände bereits hinreichend bekannt ist. Der dritte Band enthält außer den täglichen Beobachtungen (bis Juli 1842) auch eine große Anzahl magnetischer Störungen, deren Gang meistens ununterbrochen in Intervallen von 24 Sekunden aufgezeichnet wurde.

3) Astronomisch meteorologisches Jahr-

buch für Prag. Das aſtronomiſch meteorologiſche Jahrbuch für Prag, von Herrn Kreil herausgegeben, gehört zu den vielen und nach meiner Anſicht zu den beſten Nachahmungen des Pariſer Annuaire; die Aufſätze ſind ganz populär gehalten, und zugleich ſehr belehrend. In dieſer Beziehung erwähne ich insbeſondere den Aufſatz betitelt „Verſuch einer Witterungsephemeride;“ im zweyten Jahrgange 1843 enthalten.

4) Report of the Commissioners appointed to consider the steps to be taken for Restoration of the Standards of Weight and Measure. Der Bericht, der im Jahre 1839 in London niedergeſetzten Commiſſion über Wiederherſtellung der beym Brande des Parlamentshauſes zu Grunde gegangenen Urmaaße und Gewichte bezieht ſich zu wenig auf Verhältniſſe von allgemeinem Intereſſe, als daß es nöthig ſchiene, den Inhalt näher anzugeben. Bemerkenswerth iſt der Grundſatz, welchen die Commiſſion (beſtehend aus Airy, Herſchel, Baily und andern Gelehrten erſten Ranges) feſtgeſtellt hat; nämlich, daß man das einmal Beſtehende ſo viel als möglich erhalten, und, um numeriſche Regelmäßigkeit in das Syſtem zu bringen, nur ſolche Aenderungen einführen müſſe, wodurch Handel und Gewerbe nicht geſtört werden. In neuerer Zeit ſind ſo oft Mißgriffe durch Einführung neuer Maaß- und Gewichtseinheiten, neuer Benennungen und Eintheilungen, insbeſondere der Dezimal-Eintheilung gemacht worden, daß die engliſche Commiſſion alle Anerkennung deßhalb verdient, weil ſie mit Umgehung imaginärer Vortheile, welche die Theorie verſpricht, nur die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, wofür ein öffentliches Maaß- und Gewichts-Syſtem eigentlich aufgeſtellt wird, in's Auge gefaßt hat.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

F. M. Pagano, Istoria del regno di Napoli. Vol. 1 — 3. Napoli 1832 — 39.

Niccolo Palméri, Somma della storia di Sicilia. Vol. 1 — 5. Palermo 1841.

Ermol. Paoletti, Fiore di Venezia. Venezia 1842.

Agost. Peruzzi, Storia d'Ancona dalla sua fondazione all' anno 1532. Vol. 1. 2. Pesaro 1835.

Gius. Ripamonti, La Peste di Milano del 1630. Milano 1841.

C. Cesare Balbo, Storia d'Italia. T. 1. 2. Torino 1830.

Gius. de Cesare, Storia di Manfredi re di Sicilia e di Puglia. Vol. 1. 2. Napoli 1837.

Busini, Lettere di Gio. Batista Busini a Benedetto Varchi sugli avvenimenti dell' assedio di Firenze, estratte da un codice della biblioteca palatina. Pisa 1822.

Giov. Cittadella, Storia della dominazione Carrarese in Padova. Vol. 1. 2. Padua 1842.

P. Colletta, Storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Gius. Robolini, Notizie appartenenti alla storia della sua patria. Vol. 1 — 6. Pavia 1823 — 1838.

Gius. Manno, Storia moderna della Sardegna dall' anno 1773 al 1799. Vol. 1. 2. Torino 1842.

Carlo d'Arco, Della economia politica del Municipio di Mantova a' tempi in cui si reggeva a republica. Mantua 1842.

Memorias da Academia R. das sciencias de Lisboa. 2. Serie. Tomo. I. parte 1. Lisboa 1843. 4.

Abhandlungen der K. Böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. 5te Folge. Bd. 2. von den Jahren 1841 — 1843. Prag 1843.

Anzeigen der Oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Görlitz. Neue Folge. St. 1 — 8. Görlitz 1835 — 1841.

Neue Denkſchriften der allg. Schweizeriſchen Geſellſchaft für die geſammten Naturwiſſenſchaften. Th. 1 — 5. Neuchatel 1837 — 40. 4.

Royal asiatic society of Great Britain and Ireland. Proceedings of the 20. anniversary meeting of the society held on the 10. of June, 1843. London 1843.

Mickiewicz, Vorleſungen über ſlawiſche Literatur und Zuſtände. Th. I. 2. II. 2. Leipzig 1843.

Bibliothèque de l'école des chartes. Vol. 1 — 4. Paris 1839 — 42.

K. G. Böhnecke, Forſchungen auf dem Gebiete der attiſchen Redner und der Geſchichte ihrer Zeit. Bd. I. 1. 2. Berlin 1843.

J. P. Charpentier, Histoire de la renaissance des lettres en Europe, au quinzième siècle. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Dr. K. Pfaff, Verſuch einer Geſchichte des gelehrten Unterrichtsweſens in Württemberg in älteren Zeiten. Ulm 1843.

G. Forſter, Geſammelte Schriften. Mit Einleitung von G. Gf. Gervinus. Bd. 2. 5. 6. 7. 9. Leipzig 1843.

G. Rosen, Elementa Persica. Berol. 1843.

H. Meyer, Oratorum romanorum fragmenta ab Appio inde Caeco et M. Porcio Catone usque ad Q. Aurelium Symmachum. Turici 1842.

Oratores Attici. Recognoverunt etc. J. G. Baiterus et H. Sauppius. Fasc. VI. Demosthenis orationes XLV et quae sequuntur, prooemia, epistolae, scholia Isocratea et Aeschinea. Turici 1843.

Neumann and Barretti, Dictionary of the Spanish and english languages. Vol. 1. 2. London 1831.

C. J. Tornberg, Annales Regum Mauritaniae ab Abul-Hasan Ali Ibn Abi Zar Fesano conscriptos. T. I. Fasc. I. Upsaliae 1843.

Dr. G. T. A. Krüger, Grammatik der lateiniſchen Sprache. Neue gänzlich umgearb. Auflage. Abth. 1. Hannover 1843.

Th. Mundt, Die Kunſt der deutſchen Proſa. Aeſthetiſch, literargeſchichtlich. 2te umgearb. Aufl. Berlin 1843.

Dr. W. Pape, Handwörterbuch der griechiſchen Sprache. Bd. 1 — 3. Braunſchweig 1842.

Mayans i Siscar, Origines de la lengua Española. Vol. 1. 2. Madr. 1737.

Fr. Laun, Geſammelte Schriften. Neu durchgeſehen, verbeſſert und mit Prolog von L. Tieck. Bd. 1 — 3. Stuttgart 1843.

Die Libuſſa. Jahrbuch für 1844. Herausgegeb. von P. Klar. Prag 1844.

Dichtungen des deutſchen Mittelalters. Bd. 1. der Nibelungen Not und die Klage. Herausgegeben von M. Vollmer. Bd. 2. Triſtan und Iſolt von Gottfried von Straßburg. Herausgegeben von H. F. Maßmann. Leipzig 1843.

F. A. Märcker, Die Willensfreyheit im Staatsverbande. Berlin 1843.

Bibliothek der geſammten deutſchen National-Literatur von der älteſten bis auf die neueſte Zeit. Bd. 16. Heinrichs von Meiſſen des Frauenlobes Leiche, Sprüche, Streitgedichte und Lieder. Quedlinburg 1843.

Ant. Diniz da Cruz, Odes pindaricas. Vol. 1. 2. Lisboa 1817.

M. Raynouard, Lexique roman, ou dictionnaire de la langue des Troubadours, comparée avec les autres langues de l'Europe latine. Vol. 1 — 4. Paris 1842.

R. E. Prutz, Literarhiſtoriſches Taſchenbuch. II. Jahrgang. 1844. Leipzig.

The Athenaeum. Journal of literature, science and the fine arts. Jahrgang 1834 — 1839. Lond. 4.

Dr. J. L. W. Dedekind, Grundriß zur Darſtellung des poſitiven Wechſelrechts mit beſonderer Rückſicht auf Deutſchland und einer Auswahl der Wechſelrechtsliteratur. Buch I. Braunſchweig 1843.

Dr. H. Kopp, Geſchichte der Chemie. Bd. I. Braunſchweig 1843.

R. R. Noel, Grundzüge der Phrenologie oder Anleitung zum Studium dieſer Wiſſenſchaft. Dresden 1842.

v. Gérando und Buß, Syſtem der geſammten Armenpflege. Bd. II. Abth. 1. Stuttg. 1844.

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingenieurs des mines de Russie. Année 1840. St. Petersb. 1842. 4.

K. Kreil, Magnetiſche und meteorologiſche Beobachtungen zu Prag. Jahrg. III. Prag 1843. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

1) Astronomical observations etc.

(Schluß.)

5) Memoirs of the Royal Astronomical Society. Die drey neuesten Bände der Memoirs of the Royal Astronomical Society (XII — XIV) sind von so mannigfaltigem Inhalte, daß es nicht möglich wäre, eine vollständige Uebersicht hier zu geben; ich begnüge mich, nur Einzelnes zu erwähnen. Im XII. Bande kommt Vieles über die Parallaxe der Fixsterne vor, wobey zu bemerken, daß alle von brittischen Astronomen für diesen Zweck unternommenen Arbeiten mit Mauerkreisen ausgeführt worden sind. Es wird, glaube ich, von den meisten Astronomen ohne Bedenken zugegeben werden, daß nur mikrometrische Messung hier entscheiden könne, und daß Mauerkreise theils wegen geringer Schärfe der Messungen, theils, weil die Jahreszeit (besonders wegen der Temperatur) auf die Refraction, wie auf das Instrument einen beträchtlichen, aber kaum genau zu bestimmenden Einfluß hat, zur Lösung der Aufgabe unzureichend sind. Merkwürdig ist es übrigens, daß verschiedene Beobachter mit verschiedenen Kreisen fast denselben Werth (nämlich eine Sekunde) für die Parallaxe von α Centauri am Kap der guten Hoffnung gefunden haben. Der XII. Band enthält auch viele Bestimmungen von Fixsternpositionen, insbesondere einen Katalog der Aequatorialsterne von Hrn. Santini, Director der Sternwarte in Padua; ferner kommt darin die Bestimmung der Elemente der Venusbahn aus Beobachtungen in Cambridge und Greenwich von 1833 — 1839 vor. Den ganzen XIII. Band nehmen die Sternkataloge von Ptolomäus, Ulugh Beigh, Tycho de Brahe, Halley und Hevelius ein. Die Kataloge sind von Hrn. Baily nach den besten Auctoritäten zusammengetragen und mit vielen Bemerkungen und Untersuchungen begleitet. Diesen Band hat auch Hr. Baily auf eigene Kosten drucken lassen. Der XIV. Band enthält ebenfalls ausschließlich eine Arbeit des Hrn. Baily, nämlich die Experimente zur Bestimmung der mittlern Dichtigkeit der Erde. Die Einrichtung ist im Allgemeinen dieselbe, wie Cavendish sie angewendet hat, und wird in der Einleitung umständlich beschrieben. Die Darstellung der Experimente selbst (deren Anzahl auf nicht weniger als 2153 sich beläuft) hat etwas ganz Eigenthümliches; es wird nämlich Jahr und Tag der Beobachtung zugleich mit den abgelesenen Zahlen gerade so angeführt, wie es nur bey astronomischen Beobachtungen bisher zu geschehen pflegte. Das Resultat unterscheidet sich beträchtlich von den frühern von Cavendish und von Hrn. Prof. Reich gegebenen Bestimmungen. Als Mittel aller Messungen erhält Hr. Baily für die mittlere Dichtigkeit der Erde 5,67. Wenn man die Zahl der Beobachtungen und die angewendeten Vorsichtsmaßregeln berücksichtiget, so kann man kein Bedenken tragen, dem Endresultate einen hohen Grad von Sicherheit beyzulegen; gleichwohl kommen im Verlaufe der Versuche manche kleinere Abweichungen vor, die kaum als Beobachtungsfehler zu betrachten sind, und deren Grund genauer zu erforschen für die Physik überhaupt von großem Interesse gewesen wäre.

6) Catalogue de 514 étoiles doubles

et multiples etc. Der neue Doppelstern-Catalog der Pulkowaer Sternwarte ist aus einer Durchmusterung des nördlichen Himmels entstanden, welche vom August 1841 bis Ende des Jahres 1842 gedauert hat, und wobey alle Sterne der 7. Größe untersucht worden sind. Der Katalog enthält 514 Doppelsterne, deren Distanz unter 16″ beträgt, und 256, wobey der Begleiter achter Größe oder darunter, und die Distanz zwischen 32″ und 2′ ist. Unter den erstern befinden sich 463, unter den letztern 161 neue Doppelsterne. Die beträchtlichste Vermehrung hat die erste Classe (Distanz unter einer Sekunde) erhalten; ein hinlänglicher Beweis von der großen optischen Kraft des Pulkowaer Refractors.

7) Tables des positions géographiques principales de la Russie etc. Bey der großen Unbestimmtheit, welche rücksichtlich der geographischen Positionen mancher Orte in Rußland obwaltet, wird man Herrn Staatsrath Struve dafür Dank wissen, daß er es unternommen hat, mit Benützung aller Originalquellen, zum Theile solcher Quellen, die sonst Niemanden so leicht zugänglich gewesen wären, ein Verzeichniß der Positionen der vorzüglichsten russischen Orte herzustellen. Die Zahl der im Verzeichnisse vorkommenden Orte beträgt über 500. Die neuesten Beyträge sind von Herrn Otto Struve, bey Gelegenheit seiner Reise nach Lipetsk zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß im Jahre 1842 geliefert worden.

8) Astronomical observations made at the Royal observatory Greenwich. Die Greenwicher Sternwarte, mit großen Hülfsmitteln ausgerüstet und unter eine eben so einsichtsvolle als energische Leitung gestellt, hat seit einigen Jahren eine ungewöhnliche Thätigkeit entwickelt und zugleich sich immer mehr als brittische Central-Sternwarte hervorgehoben. Das Personal der Anstalt ist sehr beträchtlich geworden: Hr. Airy hat sechs Assistenten und einen aushülfsweise angestellten Calculator für astronomische, und drey Assistenten für magnetische Beobachtungen; dann fünfzehn Calculatoren zur Reduction der ältern Mond- und Planeten-Oerter. Von der Ausdehnung der Arbeiten geben uns die zwey vorliegenden Bände für 1840 und 1841, wovon jeder ungefähr 80 Bogen hat, einen Begriff. Sie enthalten für jedes Jahr ungefähr 6000 Meridianbeobachtungen, dann Beobachtungen von Cometen, mikrometrische Bestimmungen von Doppelsternen, Planetendurchmesser u. s. w., endlich die vollständigste Reduction jeder einzelnen Beobachtung. Was die magnetischen Beobachtungen, von zwey zu zwey Stunden, Tag und Nacht aufgezeichnet, betrifft, so werden sie später in einer eigenen Sammlung bekannt gemacht; eben so die Reduction älterer Mond- und Planetenörter, deren Druck bereits begonnen hat. Zu bemerken ist noch, daß mit den Geschäften der Sternwarte die Untersuchung derjenigen Chronometer, welche der Marine zum Kaufe angeboten werden, verbunden ist. Die Zahl derselben ist am Ende des Jahres 1841 bis auf 170 gestiegen, deren täglich vorzunehmende Vergleichung drey Assistenten den größten Theil des Tages in Anspruch genommen hat.

9) Result of the Astronomical Observations made at Madras. Die auf Kosten der ostindischen Compagnie von Herrn Taylor herausgegebenen 5 Bände enthalten nur die Resultate und die zur Berechnung erforderlichen Constanten, nicht die Beobachtungen selbst, deren Mittheilung gleichwohl wünschenswerth gewesen wäre. Die Arbeiten des Herrn Taylor sind vorzüglich wichtig für die Kenntniß des südlichen Himmels; sie umfassen übrigens alle Gegenden des Himmels, welche in Madras mit Erfolg beobachtet werden konnten. Wie reichhaltig die Ergebnisse sind, kann man daraus abnehmen, daß Herr Taylor vier Sternkataloge hergestellt hat, wovon der erste 2881, der zweyte 3003, der dritte 2070, der vierte 3455 Sterne enthalten. In Beziehung auf die Instrumente ist nur eine Thatsache als merkwürdig hier anzuführen. Der Mauerkreis ist zweymal in Beziehung auf Theilungsfehler untersucht worden; beyde Untersuchungen gaben Theilungsfehler, die ungefähr denselben Betrag erreichen, wie bey den Reichenbachischen Meridiankreisen; beyde Untersuchungen aber bezogen sich nur auf Theilstriche, die 5°, 10°, 15° u. s. w. von einander entfernt waren. Gleichwohl schienen die Abweichungen in den gemessenen Declinationen das Vorhandenseyn größerer Fehler anzu-

deuten, weßhalb (erst nachdem der Kreis 10 Jahre gebraucht worden war) eine Untersuchung der einzelnen Grade unternommen wurde. Das Ergebniß war die Entdeckung eines regelmäßig in jedem Intervall von 5° wiederkehrenden Fehlers, der so beträchtlich ist, daß man noch zu dem Mittel aus 4 Mikroskopen eine Correction von nahe 10 Sekunden im Maximum beyzufügen hat. Ungezweifelt können Instrumente mit so großen Fehlern, wenn diese nur mit erforderlicher Sicherheit bestimmt sind, richtige Resultate gewähren. Gleichwohl wird, glaube ich, Niemand in Abrede stellen, daß eine genauere Mechanik als bey dem Mauerkreise in Madras angewendet worden, im höchsten Grade wünschenswerth ist.

10) Mittlere Oerter von 12,000 Fixsternen für den Anfang von 1836. Der Sternkatalog des Herrn Rümker, 12,000 Sterne umfassend, gehört unstreitig zu denjenigen Unternehmungen, welche vorzugsweise das Fortschreiten der Astronomie bedingen. Unsere Kenntniß der Bewegungen, die am Himmel vorgehen, und der zu Grunde liegenden Gesetze hat bereits eine große Ausdehnung in einem kurzen Zeitraume durch genaue Ortsbestimmung der ausgezeichneten Sterne, erlangt. Soll weiter fortgeschritten werden, so müssen die Messungen entweder genauer gemacht, oder auf eine größere Zahl von Sternen ausgedehnt werden. In wie ferne in ersterer Beziehung mit den bisher angewendeten Hülfsmitteln Wesentliches noch zu leisten ist, darüber kann eine Verschiedenheit der Meinungen bestehen; daß aber in letzterer Beziehung ein unermeßliches und zugleich ein höchst fruchtbares Feld eröffnet ist, wird von jedem Astronomen zugegeben werden. Hr. Rümker hat einen sehr umfassenden Beytrag geliefert, und verdient um so mehr Anerkennung, als die Sternwarte in Hamburg keineswegs zu den am reichlichst dotirten gehört; auch die Zeit des Hrn. Rümker durch den Unterricht an der Navigations-Schule zum größten Theile in Anspruch genommen wird.

Lamont.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Dr. J. G. Krünitz, Oekonomisch-technologische Encyklopädie. Th. 182. Tempelherr — Thee. Berlin 1843.

Dr. M. P. Erdl, Entwicklung des Hummer-Eies. München 1843. 4.

Dr. Th. Hartig, Beyträge zur Entwicklungsgeschichte der Pflanzen. Berlin 1843.

J. v. Görres, Der Dom von Köln und der Münster von Straßburg. Regensburg 1842.

A. Pugin, An apology for the revival of christian architecture in England. Lond. 1843. 4.

Dr. L. Bergmann, Das Ganze des Steindrucks. Weimar 1843.

R. von Rettberg, Chronologische Tabelle der Maler seit Cimabue's Zeiten bis zum Jahre 1840. Hannover 1841. Fl.

E. Metzger, Ornamente aus deutschen Gewächsen zum Gebrauche für Plastik und Malerei. Heft 1 — 3. München 1841.

Fr. Zanotto, Pinacoteca della Imp. Reg. Accademia Veneta delle belle arti illustrata. T. 1. 2. Venezia 1832 — 31. fol.

F. Genin, Nouvelles lettres de la Reine de Navarre adressées au roi François Ier, son frère. Paris 1842.

Dr. F. A. Ukert, Geographie der Griechen und Römer von den frühesten Zeiten bis auf Ptolemäus. Bd. 1 — 3. Abth. 1. Weimar 1843.

F. E. von Mering und L. Reischert, Die Bischöfe und Erzbischöfe von Köln nach ihrer Reihenfolge nebst Geschichte des Ursprungs, des Fortgangs und Verfalles der Kirchen und Klöster der Stadt Köln. Th. I. 1 — 8. Köln 1843.

Dr. Ed. Brinkmeier, Praktisches Handbuch der Chronologie aller Zeiten und Völker, besonders des Mittelalters. Leipzig 1843.

C. H. von Gelbke, Ritterorden und Ehrenzeichen des österreichischen Kaiserstaates. Lief. 1. Leipzig 1841. 4.

F. M. Avellino, Conghietture sopra un' iscrizione Sanitica. Napoli 1841. 4.

— —, Descrizione di una casa disotterata in Pompei negli anni 1832, 1833 e 1834. Napoli 1840. 4.

E. Curtius, Anecdota Delphica. Berol. 1843. 4.

Dr. C. R. Lepsius, Inscriptiones Umbricae et Oscae quotquot adhuc repertae sunt omnes. Lips. 1841. 8.

Dr. C. Leemans, Beredeneerde Beschrijving der Asiatische en Amerikaansche Monumenten van het Museum van Oudheden te Leyden. Lugd. Bat. 1842.

M. Letronne, Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Egypte, étudiées dans leur rapport avec l'histoire politique, l'administration intérieure, les institutions civiles et religieuses de ce pays depuis la conquête d'Alexandre jusqu'à celle des Arabes. Vol. I. Paris 1842.

W. Zahn, Neu entdeckte Wandgemälde in Pompeji. München 1843. Fol.

Dr. K. W. Nitzsch, Polybius. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie. Kiel 1843.

Domenico Promis, Monete dei Reali di Savoia. T. 1. 2. Torino 1841. 4.

Dr. H. Lotze, Metaphysik. Leipzig 1842.

M. Paul Gaimard, Voyage en Islande et au Groenland, exécuté pendant les années 1835 et 1836 sur la corvette la Recherche, commandée par M. Tréhouart. Littérature Islandaise par M. Xavier Marmier. 1re partie. Paris 1843. 8.

Edw. Belcher, Narrative of a voyage round the world, performed in her Majesty's ship Sulphur during the years 1836 — 1842. Vol. 1. 2. London 1843.

B. Barère, Mémoires. Publiés par M. H. Carnot. T. 4. Schluß des Werkes. Paris 1841.

Almanach royal et national pour l'an 1843. Paris 1843.

Oesterreich im Jahre 1840. Verwaltungs- und Cultur-Fortschritte. Bd. 4. Leipzig 1841.

J. S. Seibertz, Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen. Bd. 3. Urkunden von 1300 — 1400. Arnsberg 1843.

Budget de l'exercice 1843. Projets de lois pour la fixation des recettes et des depenses de l'exercice 1843. Vol. 1. 2.

Louis Du Bois, Recherches archéologiques, historiques, biographiques et littéraires sur la Normandie. Paris 1843.

J. v. Kürsinger, Ober-Pinzgau oder der Bezirk Mitterfill. Salzburg 1841.

Jo. Bapt. da Silva Lopes, Corografia ou memoria economica, estadistica e topografica do reino do Algarve. Lisboa 1841.

X. Marmier, Lettres sur la Russie, la Finlande et la Pologne. T. 1. 2. Paris 1843.

Dr. H. Wolf, Ludwig I. König von Bayern. Augsburg 1841. 4.

Michelet et Quinet, Des Jésuites. Paris 1843.

M. Mignet, Notices et mémoires historiques. Vol. 1. 2. Paris 1843.

v. Rath, Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen. Ein geschichtlicher Versuch. Eingeführt durch F. C. Schlosser. Th. 1. 2. Stuttgart 1843.

J. Voigt, Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. Bd. 3 und letzter. Königsberg 1843.

G. von Ankershofen, Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. Heft 2. Geschichte Kärntens vor der Römerherrschaft. Klagenfurt 1842.

G. H. Pertz, Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. Bd. 8. Hannover 1843.

Dr. F. Eckstein, Chronik der Stadt Halle. Eine Fortsetzung der Dreyhaupt'schen Beschreibung des Saalkreises bis auf die neueste Zeit. Lief. 1 — 5. Halle 1843.

G. Vasari, Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum Jahre 1567. Aus dem Ital. von L. Schorn und nach dessen Tode von E. Förster. Bd. 3. Abth. 1. Stuttg. 1843.

Joh. Fr. Oberlin, Vollständige Lebensgeschichte und ges. Schriften. Herausgegeben von Dr. Hilpert. Bd. 1 — 4. Stuttg. 1843.

Allan Cunningham, The life of Sir David Wilkie, with his journals tours, and critical remarks on works of art. Vol. 1 — 3. London 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Gottfried Wilhelm Frhr. von Leibnitz. Eine Biographie von Dr. G. E. Guhrauer. Breslau bey Ferdinand Hirt. (Vier Bücher in zwey Theilen.) 1843.

Die allgemeinste Belehrung, die wir aus den Lebensbeschreibungen großer Männer gewinnen, ist die Einsicht in die Uebereinstimmung des sittlichen Wesens mit dem denkenden Geiste des Menschen. Durch diese Einstimmigkeit wird großer Denker Lebensthat und Lebenserfahrung zu einer wesentlichen Ergänzung und Bestätigung ihres Gedankensystemes. Daß in Leibnitz eine vollkommene Uebereinstimmung seines Lebensganges und seiner Lebensverhältnisse mit seinen wissenschaftlichen Problemen und Principien statt fand, ist schon von mehreren mit Recht hervorgehoben worden.

Große Denker haben entweder die Welt zu besiegen, sie denkend und erkennend sich zu unterwerfen gestrebt, oder sie wollten die Welt überwinden. Leibnitz gehörte nicht zu diesen contemplativen Geistern, welche in stiller Sammlung und unzerstreuter Betrachtung Gottes der Welt vergessen, sondern er gab sich allen Gegenständen, allen Wesen hin, um sie alle zu untersuchen, zu erkennen, zu verstehen, mitzufühlen. Leibnitzens Princip ist die Substanz, aber nicht die Substanz im Sinne Spinoza's, sondern die Substanz als Kraft, als Thätigkeit, als Princip der Individuation, als Monade, als Seele. Diesem wissenschaftlichen Probleme entsprach sein ganzes Wesen, sein ganzes Leben: seine autodidactische Bildung, seine geistige Erfindungskraft, seine Duldsamkeit und Universalität, der Reichthum seiner Lebenserfahrungen, die Mannichfaltigkeit seiner Lebensverhältnisse. „Nous sommes faits pour penser."

Guhrauers Biographie erneuert und bestätigt diesen Eindruck von Leibnitzens geistiger und sittlicher Persönlichkeit. Wir erhalten durch den Verfasser zum erstenmal eine kritisch genaue und aus umfassendem Quellenstudium geschöpfte Lebensbeschreibung des großen Mannes. Der Verf. beschließt mit dieser Biographie seine seit einigen Jahren nacheinander veröffentlichten kritischen und historischen Studien über Leibnitzens Leben und Schriften, und bezieht sich im Ganzen und Einzelnen auf jene Vorarbeiten. Zugleich will er diese Biographie unbeschadet ihrer literarischen Selbstständigkeit als eine Einleitung zu Leibnitzens sämmtlichen Werken sich denken. Aber nicht er selbst, mit vereinzelter Kraft, macht sich anheischig, eine kritische Gesammtausgabe von diesen Werken zu liefern, sondern er hofft die Realisirung dieses Wunsches, der ihn tief bewegt und aus all seinen Bestrebungen hervorleuchtet, von den vereinigten Kräften einer gelehrten Körperschaft.

In der Vorrede wirft er einen kritischen Rückblick auf seine Vorgänger, ihre Quellen und Verdienste. Allen seit Leibnitzens Tod bis auf unsere Zeit erschienenen Lobschriften und Biographien desselben liegen mehr oder weniger Eckhards handschriftliche Lebensnachrichten zu Grunde. „Man legt zu viel Gewicht darauf, daß Eckhard eine ziemlich lange Reihe von Jahren um Leibnitz, Anfangs als sein Secretär, dann als sein College in der Historiographie des Hauses Braunschweig gelebt und

ihn überlebt hat. — — Alle die, welche auf die Versicherungen des von Eitelkeit sich selbst nicht kennenden Eckhard hin, glaubten, Leibnitz hätte einen solchen Mann zum Vertrauten seines Lebens gemacht, hatten einen sehr unvollkommenen Begriff von Leibnitzens wirklichem Leben, seinem Wesen und Charakter." Außer diesen Notizen von Eckhardt hat man von ihm auch Anmerkungen zu der deutschen Uebersetzung von Fontenelles Lobschrift, und einen Lebenslauf Leibnitzens, welcher aus dem Nachlaß der Herzogin von Orleans auf Befehl Friedrichs des Großen von Lamprecht bearbeitet wurde. Auch das Elogium Leibnitii in den Actis Eruditorum von 1717, dessen Verfasser nach Lodovici Christian Wolf war, ist nach Eckhard ausgearbeitet.

„Dieß waren die unvollständigen, in wichtigen Dingen oft ganz irrigen Nachrichten, welche später geistvolle und gelehrte Schriftsteller mit ihren Betrachtungen bekleideten und zu einem Bilde zu verarbeiten suchten. — Fontenelle's Eloge de M. de Leibnitz, das er im Jahre 1717 als Secretär der k. Akademie der Wissenschaften in Paris vorlas, verdient seinen Ruhm durch die Klarheit der Darstellung, den Reiz der Sprache, den Reichthum geistvoller Bemerkungen, am meisten wegen des Totalbildes durch die Analyse der vorzüglichsten Richtungen Leibnitzens in fast allen Wissenschaften." Doch erinnert der Verf. an Lessings und Schleiermachers Bedenken gegen diese berühmte Rede, und findet dieselbe aus historischem Gesichtspunkt ungenügend wegen der Beschaffenheit der zu Grund liegenden historischen Materialien; aus dem wissenschaftlichen Gesichtspunkt überhaupt wäre es nach dem Verf. ein zu arger Anachronismus, wenn wir das von Fontenelle entworfene Bild Leibnitzens als unbedingt und ewig wahr wollten gelten lassen. Namentlich habe sich in dem berühmten Streit über die Erfindung der Differentialrechnung Fontenelle nicht entschieden genug zu Leibnitzens Ehren ausgesprochen. Der Verf. bekämpft mit edlem Feuer die neuere Darstellung dieses Streites durch den englischen Physiker Brewster in dessen Leben Newtons: er giebt die Geschichte dieses Streites (Thl. I. S. 170 — 182 und S. 286 — 320) in zureichender Vollständigkeit und mit diplomatischer Genauigkeit, er gründet sein eigenes Urtheil auf die Entscheidungen, welche Euler, Laplace, Legrange, Poissou gegeben hatten; er folgt in seiner Widerlegung Brewsters besonders Biot; er hat gethan, was er konnte, Leibnitzens Selbstständigkeit zu beweisen, ihn sittlich zu rechtfertigen, sein Genie zu verherrlichen. In so weit Ref. den Gegenstand dieses Streites einzusehen im Stande ist, erscheint ihm des Verf. Urtheil vollkommen unpartheyisch und gerecht. Der entscheidende Punkt in dieser Streitfrage ist der Unterschied der Flurionsrechnung, welche Newton erfand, von der Differentialrechnung, deren Erfinder Leibnitz gewesen ist. Nicht nur hat jeder der beyden großen Männer, Newton und Leibnitz, jeder für sich und von dem Andern unabhängig seine Entdeckung gemacht, sondern sie sind beyde die Urheber obwohl sich ähnlicher und verwandter, doch unterschiedener und von einander unabhängiger Methoden.

Die erste ausführliche Biographie Leibnitzens erschien in der Amsterdamer Ausgabe der Theodicee von 1734. Histoire de la vie et des ouvrages de M. Leibnitz par M. C. de Neufville (dessen eigentlicher Name Joucourt): — eine Arbeit, die der Verf. als sorgfältig anerkennt. 1737 erschien in Leipzig Karl Günther Ludovici's „Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Leibnitzischn Philosophie," — mit großem Sammelfleiße, aber ohne Kritik, und ohne irgend eine historische und philosophische Anschauung, welche dem Ganzen zu Grunde läge. Brucker baut zumeist auf Ludovici. Eberhards viel gelesene Biographie Leibnitzens (im Pantheon der Deutschen II. 1795) tadelt der Verf. wegen des in ihr herrschenden „hohlen Pathos" und großer Nachläßigkeit im literar-historischen Theile.

Der Verf. nun hat nicht nur aus diesen bekannten Quellen geschöpft, sondern auch viele bisher unbekannte benützt, die er größtentheils den Bibliotheken von Hannover, Paris, London, Frankfurt a. M. und Wolfenbüttel verdankt. Rechenschaft und Nachweisung über diese Quellen findet man in den Anmerkungen und Urkunden hinter dem Text; doch sind die Quellen auch im Text citirt und namentlich die Briefe mit Angabe des Empfängers und

Datums. Preiswürdig ist des Verf. Hingebung an den großen Gegenstand, den er durch Jahre lang fortgesetzte unermüdliche Forschung bewährt; er hat Alles, was sich auf seinen Gegenstand bezieht, von Anfang bis zu Ende, aufs Neue durchforscht und geprüft, und den aufgesammelten Stoff in eine gefällige Form voll Ebenmaß und Symmetrie gebracht. Der Zusammenhang dieses Lebens mit den Gegenständen und Principien der leibnitzischen Philosophie ist überall erkennbar und namentlich müssen wir es anerkennen, daß er auf Leibnitzens Natur- und Staatsrecht, das in den bisherigen Darstellungen der leibnitzischen Philosophie wenig berücksichtigt wurde, ein großes Gewicht gelegt und den genetischen Zusammenhang dieser Disciplinen mit der Monadologie hervorgehoben hat.

Doch Eines haben wir schmerzlich vermißt: den sittlich erhabenen Maßstab in des Verfassers Urtheil, und in seiner Darstellung den Anklang tiefern Mitgefühls mit des Denkers innerstem Leben, den Ton des religiösen Ernstes, der dem Philosophen eigen ist.

Leibnitz hat durch Vielthätigkeit und zerstreuende Lebensverhältnisse sich selbst den Frieden der Weisheit verkümmert; es war seines Biographen Pflicht, den Schmerz, der von solcher Zerstreuung untrennbar ist, offen darzulegen. Durch des Verf. Manier, alle sittlichen Eigenthümlichkeiten und Stimmungen im Tone conventioneller Gleichgültigkeit abzuhandeln, läßt diese Lebensgeschichte des Lesers sittliches Gefühl unbefriedigt. Dieses Gefühl der Unbefriedigtheit steigert sich bis zum Schlusse. Nach all diesen Lebensthaten, nach all diesen Thaten des Geistes, nach all diesen äußern und innern Erfahrungen sehnen wir uns nach einem beruhigenden, versöhnenden Abschluß. Die versöhnende, vereinigende Kraft einer solchen Lebensvorstellung liegt nur im höchsten sittlichen Maßstab des Urtheils, in der Forderung sittlicher Hoheit, in der Charaktergröße des Weisen. Mit diesem Mangel in der sittlichen Beurtheilung und Auffassung hängt zusammen eine allzugroße Lässigkeit der Darstellung, welche Viele unter uns, durch einen falschen Begriff von Objectivität verleitet, als eine Tugend anstreben; wir vermissen in dieser Darstellung die lebendige Sympathie mit des Denkers geheimen Freuden und Schmerzen, das Mitgefühl mit der stillen Seligkeit, welche dem Denker die Entdeckung der Wahrheit und den Muth erhabener Willensentschlüsse gewährt.

Da der Raum dieser Blätter einen vollständigen Auszug aus diesem Buche in gleichmäßiger Folge nicht gestattet, werden wir wenige Punkte hervorheben, über welche des Verf. Forschung und Darstellung ein neues oder vorzüglich helles Licht verbreitet hat.

Leibnitz ist nicht, wie man bisher nach Eckhard allgemein annahm, am 23. Jun. a. St., sondern nach dem Zeugniß von der Hand seines Vaters am 21. Jun. 1646 geboren (vier Jahre nach Newton, vierzehn Jahre nach Spinoza). Sechs Jahre alt verlor er seinen Vater. Leibnitz gedenkt des Vaters in seinen Bekenntnissen, von denen ein Fragment erhalten ist; er erinnert sich, wie der Vater mit Eifer bemüht war, dem Sohne, der frühzeitig lesen konnte, durch Erzählungen und mit Hülfe eines deutschen Büchleins Liebe zur Geschichte einzuflößen. Leibnitz erzählt in jenem Fragment, wie lesebegierig er war, wie glückselig er im achten Jahre sich fühlte, Livius und den chronologischen Thesaurus von Calvisius in die Hände zu bekommen, wie er diese Bücher verschlang und ohne Wörterbuch Livius verstehen lernte. Der Lehrer seiner Classe eiferte gegen diese autodidactischen Studien und machte bey Leibnitzens Erzieher dagegen Vorstellungen. „Und ohne Zweifel würde er diese Personen überzeugt haben, wäre nicht zufällig ein gelehrter und durch Reisen gebildeter Edelmann aus der Nachbarschaft Zeuge der Unterredung gewesen. Betroffen von des Schulmeisters, soll ich sagen Mißgunst oder Einfalt, wonach er Alle nach einem und dem nämlichen Maße maß, fieng er an, ihnen zu beweisen, wie unbillig und nicht zu ertragen es wäre, daß die ersten Keime eines sich entfaltenden Genies durch Härte oder Rohheit der Lehrer erstickt würden.“ Dieser Mann wirkte dem jungen L. den Zutritt in seines Vaters Bibliothek aus. „Ich triumphirte über diese Ankündigung, wie wenn ich einen Schatz gefunden hätte! denn ich brannte vor Begierde, die Alten, mir nur erst durch ihren Namen bekannt, zu erblicken: den Cicero und Quintilian, Herodot und Xenophon, Plato, die scriptores historiae Au-

gustae, und die vielen lateinischen und griechischen Kirchenväter. Diese las ich, wie mich der Trieb führte, und fand mein Vergnügen an der außerordentlichen Mannichfaltigkeit der Dinge. So verstand ich, ehe ich mein zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, das Lateinische geläufig und fieng an, das Griechische zu stammeln."

Diese früh gewonnene Freyheit und Selbstständigkeit, die ihn namentlich zu den Schriftstellern des Alterthums führte, pries L. später, indem er sich selbst unter dem Namen Guilelmus Pacidius schildert. „W. Pacidius, ein Deutscher von Geburt, welcher in erster Kindheit seinen Vater als Führer im Leben verloren hatte, ward durch einen angebornen Drang seines Herzens zu dem Studium der Wissenschaften geführt, und gleich groß war die Freyheit, mit welcher er in ihnen lebte. Denn da ihm eine Bibliothek im Hause zur Hand war, verbarg er sich, ein achtjähriger Knabe, oft ganze Tage darin, und kaum lateinisch stammelnd nahm er jedes ihm in die Augen fallende Buch in die Hand, bald legte er es weg; ohne Wahl die Bücher aufschlagend und wieder schließend, naschte er hier, übersprang er dort, wie eben die Klarheit des Ausdrucks oder der Inhalt durch Annehmlichkeit ihn fesselte. Es hatte das Ansehen, als wenn er Fortuna zur Lehrerin genommen, oder als wenn er das Tolle lege! (des heiligen Augustinus) von einer höhern Stimme zu hören geglaubt hätte. Denn dem Knaben, welcher nach einem höhern Geschick fremden Raths entbehrte, war die diesem Alter eigne Verwegenheit, welcher Gott zu Hülfe zu kommen pflegt, nothwendig. Und der Zufall hat es wenigstens geleitet, daß sein Eifer ihn den Alten zuführte, in welchen er im Anfang Nichts, nach und nach aber Etwas, endlich das Nothwendige verstand: bis er, gleichwie diejenigen, welche in der Sonne wandeln, während sie mit Anderm beschäftigt sind, gebräunt werden, eine gewisse Färbung nicht nur des Ausdrucks, sondern auch der Gedanken von den Alten angenommen hatte. Als er daher von diesen zu den Neuern kam, wie sie damals in den Buchläden Mode waren, eckelten sie ihn an mit ihrem schwülstigem Schaum, der Nichts sagte, mit den zusammengeflickten Lappen, die nur Fremdes zum Vorscheine brachten, ohne Anmuth, ohne Kraft und Werk, ohne allen Nutzen für das Leben. — Dieser so hervortretende Gegensatz bewirkte bey dem Jünglinge, daß er von damals ab die beyden Axiome bey sich fest stellte: immer bey den Worten und den übrigen Zeichen der Seele die Klarheit, bey den Dingen aber den Nutzen zu suchen. Er hat nachher gelernt, daß jenes die Grundlage des Urtheils, dieses die der Erfindung ist."

Der dreyzehnjährige Knabe wurde auch durch das Studium der Logik auf eine fruchtbare Weise angeregt und zu geistigen Erfindungen geweckt. Für ihn wurde die Logik, die ihm in geistloser Form geboten wurde, ein Erweckungsmittel zu geistiger Freyheit. „Ehe ich zu einer Schulklasse kam, da man die Logik treibt, war ich ganz in den Historien und Poeten vertieft; — aber sobald ich die Logik anfieng zu hören, da fand ich mich sehr gerührt durch die Vertheilung und Ordnung der Gedanken, die ich darin wahrnahm. Ich begundt gleich zu merken, daß ein Großes darin stecken mußte, soviel etwa ein Knabe von dreyzehn Jahren in dergleichen merken kann." Ergriffen von dieser Ahnung, von dieser Wahrnehmung, verhielt er sich sogleich productiv in dieser Wissenschaft. „Die größte Lust fand ich an den sogenannten Prädicamenten, so mir vorkamen als eine Musterrolle aller Dinge der Welt, und suchte ich in allerhand Logiken nach, um zu sehen, wo solch allgemeine Register am besten, ausführlichsten zu finden. — — Bey solchem Eintäfeln der Kenntnisse kam ich in Uebung der Eintheilung und Aftereintheilung (divisionis und subdivisionis) als einen Grund der Ordnung und als ein Band der Gedanken. — — Den Nutzen dieser Uebung befand ich hernach, wenn ich eine Materie ausführen wollte."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Gottfried Wilhelm Frhr. von Leibnitz ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ohne noch etwas von der Methode mathematischer Demonstrationen gehört zu haben, fragte er sich selbst, ob nicht Reihen für die terminos complexos existiren sollten, so wie die termini simplices oder notiones durch die Prädicamente geordnet sind, und machte von der Topik die ausgebreitetsten und mannichfachsten Anwendungen. Noch im Jahre 1696 schreibt er an Gabriel Wagner: „Ich kann mit Wahrheit sagen, daß die Logik, auch wie man sie in Schulen lehrt, mir ein Großes gefruchtet.“

Leibnitz preist sich glücklich, daß er ein Autodidact gewesen und in jeder Wissenschaft, kaum daß er herangetreten war und oft, ohne das Gewöhnliche verstanden zu haben, Neues suchte. „So gewann ich zweyerley, erstlich, daß ich meinen Geist nicht mit leeren und wieder zu verlernenden Dingen, welche mehr durch das Ansehen der Lehrenden, als aus Gründen angenommen sind, gefüllt; zweytens, daß ich nicht geruht habe, als bis ich einer jeden Wissenschaft Fibern und Wurzeln erkundschaftet hatte, und bis zu den Principien selbst gelangt war, von wo mir ganz unabhängig Alles, was ich behandelte, zu finden vergönnt war.“ Wie er auch anderswo sagt: „Häufiger findet derjenige etwas Neues, welcher eine Kunst nicht versteht, als derjenige, welcher sie versteht. Gleichermaßen ein Autodidact eher, als ein Anderer. Er bricht nämlich durch eine von den Uebrigen nicht betretene Bahn und Pforte, und findet eine andere Ansicht von den Dingen. Alles Neue bewundert und untersucht er, während die Uebrigen daran, als vor etwas Bekanntem vorübereilen.“

Ein Jeder erkennt die unendlichen Vortheile, welche eine solche autodidactische Bildung Leibnitz gewährte, wie sie seine Entdeckungen und Erfindungen begünstigte. Nicht minder sieht Jeder die Nachtheile ein, die mit dieser Art unruhigen und planlosen Selbststudiums verbunden waren: wir vermissen in Leibnitz Einheit in den höchsten Ueberzeugungen, methodische und systematische Begründung und Entwickelung der philosophischen Principien. Was uns aber in diesen Bekenntnissen besonders merkwürdig scheint, es stellt sich in diesen Selbstbekenntnissen eine Vereinigung der entgegengesetztesten, widersprechendsten Elemente dar, — freye schöpferische Genialität verbunden mit einer mechanischen Anschauung vom Geiste; oder vielmehr jene durch diese beschränkt. In demselben Geiste, der das Princip der Individuation gedacht, der durch den Begriff individueller Selbstständigkeit die mechanische Vorstellung der Natur überwand, diese mechanische Anschauung des Geistes, diese vorherrschende Neigung für die mechanische Methode in der Logik.

Anfangs zwar war auch Leibnitz der mechanischen Erklärung der Natur zugethan. „Als ich die niedere Schule verlassen hatte, fiel ich auf die neueren Philosophen und ich erinnere mich, daß ich in einem Wäldchen bei Leipzig, das Rosenthal genannt, in dem Alter von fünfzehn Jahren einsam lustwandelte, um mit mir zu Rathe zu gehen, ob ich die substantiellen Formen beybehalten sollte. Der Mechanismus gewann endlich die Oberhand, er führte

mich der Mathematik zu.“ Er erzählt, wie ihn die Methode, die Natur mechanisch zu erklären, entzückt habe, als er aber nach den letzten Gründen der Mechanik und der Gesetze der Bewegung forschte, sah er ein, daß es unmöglich wäre, sie in der Mathematik zu finden, und daß er daher zur Metaphysik zurückkehren müsse. „So wurde ich denn gewahr, daß eine bloß ausgedehnte Masse kein hinreichendes Princip sey. — — Unter allen von der Ausdehnung und ihren Modificationen unterschiedenen Begriffen ist aber der Begriff der Kraft der klarste und zur Erklärung der Natur des Körpers geeignetste Begriff. — Die Kraft ist das, woraus die Handlung erfolgt, wenn Nichts sie hindert. — Der letzte Grund der Bewegung (also das geistige Princip aller materiellen Naturphänomene) ist die in jedem Körper inwohnende Kraft.“ Die Kraft ist das Princip der Thätigkeit, der Unterscheidung, der Mannigfaltigkeit, der Selbstheit, das immaterielle Princip der Natur, — die Substanz im Sinne Leibnitzens, diese selbstthätige Monade ist Seele. „Nur aus dem Daseyn von Entelechien ist Bewegung erklärbar: — nur die Seele ist das Princip der Thätigkeit.“ „Nur an der Seele haben wir in der Natur eine wahrhafte Einheit, die dem entspricht, was in uns Ich heißt. Es wäre nichts Wesentliches, nichts Wirkliches in zusammengesetzten Dingen, gäbe es keine wahrhaften substantiellen Einheiten.“ „Die Monade hat in sich vollkommene Spontaneität, ist die einzige Ursache ihrer Handlungen, denn spontan ist, wovon das Princip in dem Handelnden selbst liegt.“

Auch Hr. Guhrauer stellt diesen Gegensatz der Monade (als Energie, als Autarkie, als selbstständige Einheit, als übersinnliches Substrat der Natur) gegen die mechanische und materielle Naturbetrachtung in allgemein faßlicher Weise dar. S. I, 247 u. folgende, und I, 222 u. folgende. Und zwar hat diese Darstellung den eigenthümlichen Vorzug, den Zusammenhang dieser metaphysischen Principien mit Leibnitzens Lehre vom Naturrechte nachzuweisen. Mit Recht sagt der Verf.: „Bei Leibnitz gab nicht, wie bey den Scholastikern, die Theologie, oder bey den großen Philosophen nach der Wiederherstellung der Wissenschaften, die Physik, sondern, eigenthümlich genug, die Jurisprudenz, sein in der Jugend ergriffenes Fach, seinem Denken den Typus, welcher die Modalität desselben in großen und weiten Zügen bestimmt hat. Der Begriff des Rechts, der Gerechtigkeit verbindet bei Leibnitz das System des Universums mit dem besondern positiven Gesetze eines gegebenen Staats, als Individuums; verknüpft bey ihm die Natur mit dem Geiste, das Ewige mit der Geschichte.“ Die Principien seines Naturrechts sind enthalten in der Schrift: De arte combinatoria, in der Methodus nova docendae jurisprudentiae, in den Staatsschriften für den Pfalzgrafen von Neuburg und de jure suprematus ac legationis principum Germaniae, u. a. m. Dieser Schriften leitender Grundgedanke ist die Idee der Theokratie. Das politische Streben jener Zeit erscheint bey ihm vergeistigt; der absoluten Universalmonarchie, der politischen Tendenz einer weltlichen Universalmonarchie stellte er die Idee der göttlichen Weltregierung gegenüber, die Foderung eines Reiches Gottes auf Erden. Er sagt in der Methodus nova jurisprudentiae: „Die Theologie an sich selbst ist eine gewisse Species der Jurisprudenz im Allgemeinen; denn es handelt sich in ihr um das Recht und die Gesetze, welche in der Republik oder vielmehr in dem Reiche Gottes über die Menschen Statt finden; so auch handelt die Moraltheologie von dem in der göttlichen Republik bestehenden Privatrechte, das Uebrige aber von dem öffentlichen Rechte.“ L. unterscheidet im Naturrechte drey Stufen: das strenge Recht, die Billigkeit und Gleichheit, die Frömmigkeit: und diesen drey Gerechtigkeitsprincipien analog drey Rechtssphären: die juridische, die politische, die moralische oder theokratische. Auf Gott als Monarchen der Geisterrepublik wird die Idee der Gerechtigkeit gegründet und von der göttlichen Gerechtigkeit das Ideal und die Norm der menschlichen Gesetzgebung und Politik abgeleitet.

Von der Gerechtigkeit im Allgemeinen giebt er die erhabenste Definition. Er sagt in der Vorrede zum Codex juris diplomaticus (vergl. auch Specimen demonstrationum politicarum Prop. 37): „Die Gerechtigkeit, als die leitende Tugend des Affects der Liebe, von den Griechen Philanthropie genannt, ist hienach die Liebe des Weisen.

— Die Liebe ist das allgemeine Wohlwollen, und Wohlwollen ist eine Gewohnheit zu lieben. Lieben aber heißt durch die Glückseligkeit eines Andern erfreut werden, oder die Glückseligkeit eines Andern zu der seinigen machen. Die Liebe, übergetragen auf Gott als Gegenstand, macht die Frömmigkeit in ihrer Vollkommenheit aus.“ „Die Liebe Gottes überwindet jede andere Liebe, weil Gott mit dem höchsten Erfolg geliebt werden kann, soferne weder etwas Glücklicheres, noch etwas Schöneres und der Glückseligkeit Würdigeres als Gott zu gleicher Zeit gedacht werden kann.“ Diese erhabene Idee der göttlichen Gerechtigkeit, der göttlichen Weltregierung, der göttlichen Weltharmonie, die seinen Geist entzückte und erleuchtete, ist auch die wahre Befreyung von der mechanischen und materiellen Weltanschauung für L. gewesen. An die Stelle des carteſiſchen Princips der Ausdehnung hatte er den Begriff der selbstthätigen, selbstständigen, sich selbst von andern und sich in sich selbst unterscheidenden Monade gesetzt: ein Princip der Einheit zugleich und der Mannichfaltigkeit. Die Monaden in ihrer Totalität bilden die Welt Gottes: Gott ist die Ursubstanz, die alliebende Monas, die weltbeherrschende Einheit. Diese Einheit begründet aus allen Monaden eine vorherbestimmte Harmonie, vermöge deren in der Welt die größte Mannichfaltigkeit mit der größten Ordnung, folglich die größte Vollkommenheit herrscht, in welcher Alles sich nach inneren Gesetzen entwickelt.

So ist Leibnitzens Philosophie seelenvoller Idealismus: die Allebendigkeit, die Allbeseeltheit der Natur ist die ursprüngliche Gewißheit, von der er bey allen Betrachtungen ausgeht, auf die ihn Metaphysik und Naturforschung, Geschichte und Politik zurückführen. Alles was ist, ist in sich belebt, beseelt, selbstthätig. Aber die Acte dieser Selbstthätigkeit sind nicht alle einander gleich, sind nicht immer Selbstbestimmungen des geistigen Selbstbewußtseyns, sondern diese Function, durch welche die Substanz sich selbst bethätiget, ist die Vorstellung. Die Vorstellung selbst ist verschiedener Grade der Vollkommenheit fähig und der bestimmte Grad dieser Vollkommenheit der Vorstellung ist eines jeden Wesens specifischer Charakter. Diesen Unterschied der

klaren Vorstellung von der unklaren als ein Problem der Logik nicht anerkannt zu haben, ist ein wesentlicher Mangel der hegelischen Logik: diese Unterscheidung ist keineswegs nur psychologisch, sie ist in der Metaphysik begründet. Während aber Leibnitz mit Recht auch die dunkle Vorstellung zum Gegenstande der wissenschaftlichen Betrachtung machte und die vermittelnden Uebergänge vom Leben der Natur zum Selbstbewußtseyn des Geistes nicht ignorirte, ist es geschehen, daß er das Wesen des freyen Gedankens verkannte. Er unterschied von der Perception und der Apperception die Reflexion, die Selbsterkenntniß: aber dieses freyen Gedankens Ursprung und schöpferische Kraft hat er nicht gezeigt, er hat das Object der Logik nicht aus dem Wesen des Geistes abgeleitet, die Nothwendigkeit apriorischer Ideen nicht nachgewiesen. Deßhalb sehen wir ihn die Formen und Gesetze des Geistes mechanisch behandeln, den Schluß dem combinatorischen Calcul unterwerfen, — den denkenden Geist unter das Gesetz der mechanischen Abstraction thun. Der lebendige Gedanke ist ein Act des Geistes: die Formen und Gesetze des Denkens haben ihren Ursprung, ihren inneren, metaphysischen Grund im Wesen des Geistes, der die Wahrheit in sich vereint mit der Liebe, die Freiheit versöhnt mit dem Frieden. Aus dem ganzen Menschen, aus der sinnlichen und vernünftigen Natur des Geistes müssen wir die logische Wahrheit ergründen: nur in einer solchen lebendigen Anschauung und Erkenntniß begreifen wir die Möglichkeit der geistigen Freyheit apriorischer und productiver Gedanken.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

Dr. W. Dorow, Erlebtes aus den Jahren 1813 — 1820. Th. 1. 2. Leipzig 1843.

Dr. Joſ. Helfert, Die Rechte und Verfaſſung der Akatholiken in dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat. Prag 1843.

Dr. W. Meinhold, Marie Schweidler, die Bernſteinhexe. Der intereſſanteſte aller bisher bekannten Hexenproceſſe. Berlin 1843.

Lud. von Rönne und H. Simon, Die früheren und gegenwärtigen Verhältniſſe der Juden in den ſämmtlichen Landestheilen des preußiſchen Staates. Mit Benutzung der Archive der Miniſterien des Innern und der Juſtiz. Breslau 1843.

Dr. H. A. Danz, Lehrbuch der Geſchichte des römiſchen Rechts. Th. 1. 2. Leipzig 1843.

F. E. Chavin de Malan, Geſchichte des heiligen Franciscus von Aſſiſi 1182 — 1226. München 1842.

A. Franſtadt, Die Einführung der Reformation im Hochſtifte Merſeburg größtentheils nach handſchriftlichen Quellen dargeſtellt. Leipzig 1843.

Dr. Bernh. Gäbler, Die vollſtändige Liturgie und die 39 Artikel der Kirche von England. Altenburg 1843.

Dr. C. B. Hundeshagen, Die Conflikte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der Berniſchen Landeskirche von 1522 — 1558. Bern 1843.

K. R. Köſtlin, Der Lehrbegriff des Evangeliums und der Briefe Johannis und der verwandten neuteſtamentlichen Lehrbegriffe. Berlin 1843.

F. A. Marronus, De ecclesia et episcopis Papiensibus commentarius. Romae 1757. 1.

H. A. Ch. Hävernick, Commentar über den Propheten Ezechiel. Erlangen 1843.

Dr. C. Schrödl, Das erſte Jahrhundert der engliſchen Kirche. Paſſau 1840.

N. Peyrat, Histoire des pasteurs du désert, depuis la revocation de l'édit de Nantes jusqu'à la révolution française. 1685 — 1789. Paris 1842.

A. F. Gfrörer, Allgemeine Kirchengeſchichte. Bd. 3. Abth. 1. Stuttgart 1843.

C. G. Bretschneider, Corpus Reformatorum. Vol. 11. Hal. Sax. 1843. 4.

Dr. Joſ. Buchner, Jahrbuch der Pharmakodynamik für 1843. Leipzig 1843.

Dr. K. Himly, Die Krankheiten und Mißbildungen des menſchlichen Auges und deren Heilung. Lieferung. 5— 9. Schluß. Nordhauſen 1843.

H. Loew, Horae anatomicae. Beyträge zur genaueren anatomiſchen Kenntniß der Evertebraten. Abth. I. Entomotomien. Heft 1. 2. Poſen 1841.

Dr. J. Fr. H. Albers, Handbuch der allgemeinen Pathologie. Th. 1. Bonn 1842.

Mich. Borgialli, Patogenia dell' Idrope. Ivrea 1837.

Dr. J. Döllinger, Grundzüge der Phyſiologie der Entwicklung des Zell-, Knochen- und Blutſyſtems. Regensburg 1842.

Dr. M. Erdl, Leitfaden zur Kenntniß des Baues des menſchlichen Leibes. Abth. 1. München 1843.

Dr. R. Froriep, Beobachtungen über die Heilwirkung der Electricität bey Anwendung des magneto-electriſchen Apparates. Heft 1. Weimar 1843.

Bibliotheca medico - chirurgica et pharmaceutico-chemica. cur. L. S. A. Holtrop. Hagae Comitis 1843.

Dr. P. F. H. Klencke, Neue phyſiologiſche Abhandlungen. Leipzig 1843.

Marſhal Hall, Grundzüge der Theorie und Praxis der innern Krankheiten nebſt Betrachtungen über die wechſelſeitigen Beziehungen der Anatomie und Phyſiologie zur Pathologie und Therapie. Leipz. 1843.

J. B. Friedreich, Zur pſychiatriſchen Literatur des 19. Jahrhunderts. (1801 — 1836.) Regensburg 1842.

Dr. C. Fr. Göbel, Die Grundlehren der Pharmacie. Bd. 1. Erlangen 1843.

Dr. Ph. Fr. von Walther, Syſtem der Chirurgie. Bd. 1. Carlsruhe 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Gottfried Wilhelm Frhr. v. Leibnitz ꝛc.

(Schluß.)

Mit dieser mechanischen Behandlung der Logik hängt Leibnitzens Plan einer allgemeinen Charakteristik auf das Genaueste zusammen: beyden liegt die mechanische Anschauung des denkenden Geistes zu Grunde, die Unfähigkeit, den Gedanken als Act apriorischer und productiver Freyheit zu denken. Eine solche combinatorische Analyse, eine solche Anwendung des mechanischen Calculs nicht nur auf die Wissenschaft der Logik, sondern auf eine allumfassende Wissenschaft der höchsten Principien, ist nur möglich gewesen, so lange Geist und Natur als von einander unabhängige Welten betrachtet wurden, die, um in Harmonie gesetzt zu werden, der prästabilirten Harmonie bedurften. So wurde die Möglichkeit dieses mechanischen Standpunktes schon durch die Naturphilosophie in Hegels Logik überwunden: Hegel gedenkt der allgemeinen Charakteristik Leibnitzens und des Plouequetschen Calculs in der Anmerkung zum „mathematischen Schlusse." Des Hrn. Verf. Darstellung dieser Sache ist nicht frey von Widerspruch: einerseits erkennt er die Schwierigkeit und Unausführbarkeit, die Beschränktheit und Gefährlichkeit eines solchen Planes: „Die Wirkung eines solchen Calculs wäre der Stillstand der Idee, die geistige Unterjochung der Zukunft; da es doch in dem Wesen der Idee und der echten Productivität liegt, sich in ewiger Jugend als Idealität zu bewähren. Ohne es zu wollen, hätte Leibnitz in der That in der Ausführung jenes kühnen Entwurfes seine eigene, an seine Individualität geknüpfte Speculation über die Natur, die Seele und das Universum, maaßgebend für alle Zeit, als einen absoluten Dogmatismus aufgestellt." Andererseits nennt er dieses Project „das höchste, zu welchem der wissenschaftliche Geist eines Leibnitz sich erhob." „Der Begriff des Leibnitzischen philosophischen Calculs scheint gewissermaßen eine Umkehrung des ursprünglichen Verhältnisses in der Natur und Geschichte der Ideen" (daß nämlich die geistige Productivität „immer ein Ausfluß der Persönlichkeit und Individualität ist, wie diese selbst mitten in einer gegebenen historischen Epoche sich ergreift" u. s. f.). Dieses Verhältniß *scheint* nur umgekehrt zu werden durch Leibnitzens Calcul und Charakteristik? und nur *gewissermaßen*? Vollkommen und ganz unwidersprechlich würde durch solche Anwendung des Calculs, der Kategorie der Zahl und der Größe auf die ewigen Ideen und die freyen Acte des Geistes das wahre Verhältniß umgekehrt und vernichtet: diese Uebertragung des abstracten Calculs auf den Geist ist nicht nur schwierig, entbehrlich, unausführbar, gefahrdrohend, sondern unmöglich und undenkbar.

Des Verf. Darstellung giebt ein treues, lebendiges und anschauliches Bild von Leibnitzens äußerem Leben: wir folgen ihr mit um so größerer Theilnahme, weil der Verf. die schwierige Aufgabe, das Lebensbild des Einzelnen mit der Geschichte seiner Zeit in Zusammenhang zu bringen, vortrefflich gelöst hat. Leibnitzens Leben durch stete Hinweisung auf die großen Geschicke der Staaten und Völker zu beleuchten, war unerläßlich, denn Leibnitz selbst hat als Staatsmann, und als Reforma-

tor auf dem Gebiete der Gesetzgebung, nicht minder durch seine persönlichen Verbindungen als durch seine Staatsschriften einen wesentlichen Einfluß auf die politischen Verhältnisse und den Gang der Geschäfte geübt. Sein allumfassender Geist fand in der Politik einen Punkt der Concentration in sich selbst, der Vereinigung seiner Thätigkeiten und Interessen. Seine umfassenden politischen Plane bilden den vereinigenden Mittelpunkt seiner Vielthätigkeit, seines vielfach bewegten Lebens: wir sehen in Leibnitz den kühnen Denker, der die erhabenen Entwürfe seines Geistes zu verwirklichen für seine Pflicht hält, der in der Verwirklichung ethischer Ideen auf dem Gebiete der Politik die höchste Bestimmung der Wissenschaft erkennt, der in dem Glauben an seinen Beruf zu weltgeschichtlicher Wirksamkeit auf die systematische Entwicklung seiner philosophischen Principien Verzicht leistet, um der Politik und Geschichte Zeit und Kraft zu widmen.

Der Verfasser beleuchtet Leibnitzens politische Grundsätze: es ist ein erhebendes Gefühl zu sehen, wie Leibnitz für des deutschen Reiches Selbstständigkeit, Macht und Ruhm, wie er gegen Frankreichs Uebergewicht kämpfte: des deutschen Volkes Größe und Herrlichkeit, die Ausbildung der deutschen Sprache, die Pflege der Wissenschaft durch deutsche Akademien lag ihm über Alles am Herzen. In Beziehung auf Leibnitzens politische Wirksamkeit haben des Verf. Forschungen zur Entdeckung bisher unbekannter Thatsachen geführt: besonders hervorzuheben sind die Nachweisungen über die großen Entwürfe, die Leibnitz nicht im Auftrag der Höfe, denen er diente, sondern aus eigenem Gemüthsentschlusse in sich ausgebildet und zu verwirklichen gesucht hat, wie z. B. der Plan zur Eroberung Aegyptens durch Ludwig XIV. — Die reife Frucht seiner historischen Studien und Arbeiten sind die Annales Imperii Occidentis Brunsvicensis, deren Herausgabe durch Pertz begonnen ist. Herr G. macht in der Vorrede darauf aufmerksam, daß mit diesem bisher ungedruckten Originalwerke Leibnitzens von Vielen die durch Eckard angelegten und von Schmid herausgegebenen Origines Guelphicae verwechselt wurden.

Von besonderer Frische und Lebendigkeit ist des Verf. Darstellung, wo Leibnitz während seines Aufenthaltes in Paris und London, auf seinen Reisen nach Holland, durch Deutschland und Italien, wo er in Folge seiner amtlichen Stellung oder seiner eigenen kühnen Plane und Entwürfe für Förderung der Wissenschaft, der Gewerbe, für politische und kirchliche Zwecke, mit den verschiedensten Menschenklassen, mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in flüchtige oder dauernde Berührung kommt: sey es sein Besuch bei Spinoza oder sein Erscheinen im Zelte Karls XII., sey es sein Briefwechsel mit Bossuet u. A. über die Union oder seine Verhandlung mit Mathematikern, Mechanikern über Maschinen, immer erhalten wir durch solche Schilderung ein lebendiges Bild der Personen und Verhältnisse: Leibnitz immer derselbe in den verschiedensten Situationen und Wirkungskreisen, voll Duldung und Versöhnlichkeit, voll Wissenstrieb und Erfindungslust. Er konnte mit Recht von sich sagen, daß er kein Ding und keinen Menschen hasse; Alles war ihm ein Gegenstand der Theilnahme, weil es ihm ein Object der Erkenntniß war.

Wenn ein solcher Mann wie Leibnitz, um alles Erkennbare zu erkennen, alles Ausführbare zu versuchen, allen Objecten und allen Menschen sich hingiebt, mit Gelehrten und Technikern, mit Fürsten und Helden, mit Diplomaten und Priestern als ein durch gleichen Zweck ihnen Verbundener vertraulich verkehrt, bald Monate lang in völliger Einsamkeit, dann Jahre lang auf Reisen in der weiten Welt zubringt, bald nur den Umgang mitstrebender Freunde sucht, dann wieder den Glanz eines Hofes durch seine Anwesenheit erhöhen soll, wenn ein solcher Mann nicht in jeder Situation, nicht in jedem Augenblicke seines Lebens in vollkommener Uebereinstimmung mit den Forderungen sittlicher Charaktergröße handelt, so mußte sein Biograph kein Bedenken tragen, diesen Widerspruch als eine die Harmonie dieses Lebens störende Dissonanz darzustellen: Leibnitz war, „um kein Sonderling und Stoiker zu scheinen," nicht selten gegen Verhältnisse und Menschen nachgiebiger, als er vor sich selbst entschuldigen mochte.

Die wahre Kunst der Geschichtschreibung beruht auf charaktervoller Begeisterung und menschli-

chem Mitgefühle: ihre höchste Bestimmung ist nicht, als Kunstwerk zu gefallen, sondern zur sittlichen Thatkraft und zu frommer Ergebung zu stärken. Die taciteische Kunst und der taciteische Geist der Geschichtschreibung giebt den rechten geschichtlichen Ton: den angemessensten für den menschlichen Geist, der die Geschichte nicht als ein abgeschlossenes Kunstwerk, das außer ihm ist, zu betrachten hat, sondern als den Schauplatz seiner eigenen Thätigkeit, als die Uebungsstätte seiner geistigen und sittlichen Kraft, als einen lebendigen Schöpfungstag Gottes, an dem er mitzuwirken berufen ist.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Dr. H. Sig. Sinogowitz, Die Geistesstörungen in ihren organischen Beziehungen als Gegenstand der Heilkunde betrachtet. Berl. 1843.

F. V. Raspail, Histoire naturelle de la santé et de la maladie chez les végétaux et chez les animaux en général et en particulier chez l'homme. etc. etc. Vol. 1. 2. Par. 1843.

G. Andral, Medicinische Klinik oder Auswahl von Beobachtungen, gesammelt in dem Hospitale der Charité. Uebers. von Dr. J. F. Flies. Bd. 2. Quedlinburg 1843.

Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatshappij der wetenschappen te Haarlem. Deel 1. 2. Haarlem 1841 — 42. 4.

Real academia de buenas letras de la ciudad de Barcelona. Barcel. 1753. 4.

Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. I. Section. Th. 38. 39. Es-Ezzelino. II. Section. Th. 22. Johanne — Jonisches Portal. III. Section. Th. 18. Perses — Peter Ludwig (Herzog von Parma). Leipz. 1843. 4.

Xav. Lampillas, Ensavo historico apologetico de la literatura española. T. 1 — 7. Madr. 1789. 4.

Bibliografia universale sacra e profana, disposta in ordine cronologico, con cenni sugli autori. Fasc. 1 — 7. Venezia 1842.

Bent, First Appendix to the London Catalogue of books. 1814 — 1839. Lond. 1841.

José Cadahalso. Obras. T. 1 — 3. Madr. 1818.

Dr. A. Gräfenhan, Geschichte der klassischen Philologie im Alterthum. Bd. 1. Bonn 1843.

Pablo Pedro de Astarloa, Apologia de la lengua bascongada, ó ensayo critico filosófico. Madr. 1803.

Greg. Garces, Fundamento del vigor y elegancia de la lengua Castellana. T. 1 — 2. Madr. 1791.

L. A. Seneca. Opera ed. C. R. Fickert. Vol. 1. Leipz. 1842.

J. K. Trojanski, Deutsch-polnisches Wörterbuch. Heft 1 — 3. Berl. 1842.

Ahmed Ibn Mohamed Al-Makkari, The history of the Mahommedan dynasties in Spain. Translated by Pascual de Gayangos. Vol. II. Lond. 1843. 4.

J. Jamieson. Hermes Scythicus: or the radical affinities of the greek and latin languages to the Gothic. Edinb. 1814.

Teuthonista of Duytschlender van Gerhard van der Schueren, uitgegeven door M. C. Boonzajer. Leyd. 1801. 4.

Fr. Büttner, Bemerkungen über die Quantität der deutschen Sprachlaute. Berl. 1843.

Heeren und Ukert, Geschichte der europäischen Staaten. F. C. Dahlmann, Geschichte von Dänemark bis zur Reformation. Mit Inbegriff von Norwegen und Island. Bd. 3. Hamburg 1843.

W. Wachsmuth, Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Th. 3. Hamb. 1843.

Dr. Th. Paur, Johann Sleidan's Commentar über die Regierungszeit Karl's V., historisch-kritisch betrachtet. Leipz. 1843.

Fr. v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Bd. 7. Leipz. 1843.

Jos. Rank, Aus dem Böhmerwalde. Leipz. 1843.

J. Sporschil, Geschichte des Entstehens, des Wachsthums und der Größe der österreichischen Monarchie. Lief. 1 — 4. Leipz. 1843.

J. G. Sommer, Das Königreich Böhmen. Bd. 11. Caslauer Kreis. Prag 1843.

Lud. von Rönne und H. Simon, die Verfassung und Verwaltung des preußischen Staates. Lief. 5 — 7. Breslau 1843.

Henry Sidney, Diary of the times of Charles II., including his correspondence with the countess of Sunderland, to which are added lettres illustrative of the times of James II. and William III., edited with notes by R. W. Blencowe. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

Thomas Carlyle, Past and present. Lond. 1843.

S. C. Hall. Ireland; its scenery, character etc. Vol. 1 — 3. Lond. 1843.

Archivio storico italiano, Vol. V. Marco Foscarini, Storia arcana ed altri scritti inediti. Firenze 1843.

Carlo Troya, Della condizione de' Romani vinti da' Longolardi Neapoli 1841.

Bar. J. Taylor, Les pyrénées. Par. 1843.

J. Ant. Llorente, Noticias historicas de las tres provincias Vascongadas. T. 1 — 5. Madrid 1808. 4.

Alcedo y Herrera, Aviso historico, politico, geografico con las noticias mas particulares del Peru, Tierre Firme, Chile e Nuevo Reyno de Granada. Madr. 1739.

J. C. L. Simonde de Sismondi, Histoire des Français. Vol. 29. Wird vom 30. Bande an fortgesetzt von M. Amédée Renée. Par. 1842.

C. D. Vogel, Beschreibung des Herzogthums Nassau. Heft 1 — 3. Wiesbad. 1843.

Fr. Steger, Das Haus der Welfen. Beiträge zur Geschichte der Lande Braunschweig und Hannover. Braunschweig 1843.

J. Schneider, das Kyllthal mit seinen nächsten Umgebungen nach geschichtlich-antiquarischem und naturhistorischem Bezuge. Trier 1843.

O. F. H. Schönhuth, Geschichte Rudolf's von Habsburg, Königs der Deutschen, dargestellt nach urkundlichen und meist gleichzeitigen Quellen. Th. 1. 2. Leipz. 1844.

Dr. G. von Reinbeck, Catharina, Königin von Würtemberg. Stuttg. 1842.

C. Th. von Riedheim, Naturhistorische Beschreibung des hessendarmstädtischen Odenwaldes und seiner westlichen Vorberge. Heidelb. 1843.

Denkmale des Alterthumes und der alten Kunst im K. Württemberg, zusammengestellt von dem k. statistisch-topographischen Bureau. Stuttg. 1843.

J. Burckhardt, Conrad von Hochstaden, Erzbischof von Kölln und Gründer des Kölner Doms (1238 — 1261). Bonn 1843.

Beyträge zur Geschichte Deutschlands in den Jahren 1805 — 1809 aus brieflichen Mittheilungen Fr. Perthes, Joh. v. Müller. Veröffentlicht und herausgegeben von Joh. v. Müller. Schaffhausen 1843.

Chr. Lassen, Indische Alterthumskunde. Bd. I. 1. Bonn 1843.

The Despatches of Hernando Cortes, the Conqueror of Mexico, addressed to the Emperor Charles V. With an introduction and notes by George Folsom. New-York 1843.

T. de Comyn, Estado de las islas Filipinas en 1840. Madr. 1820. 4.

John Callender, An historical discourse on the civil and religious affairs of the colony of Rhode-Island. Boston 1843,

T. G. Sandberg, Galerie des savants et des artistes celebres en Suede. Stockholm 1842. f.

E. G. Geijer, Des Königs Gustav III. nachgelassene und 50 Jahre nach seinem Tode geöffnete Papiere. Th. 1. Hamburg 1843.

Ces. Balbo, Meditazioni storiche. Meditaz. 1 — 11. Torino 1843.

Dr. G. H. Klippel, Historische Forschungen und Darstellungen. Bd. 1. Johann Fried. Falcke und das Chronicon Corbejense. Bremen 1843.

Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. III. Fratris Felicis Fabri evagatorium in terrae sanctae, Arabiae et Aegypti peregrinationem edidit C. D. Hassler. Vol. II. Stuttg. 1843. V. Die Weingartner Handschrift. Herausg. v. Fr. Pfeiffer, und F. Fellner. Italienische Lieder des Hohenstaufischen Hofes in Sicilien. Stuttg. 1843.

P. J. Schaffarik, Slawische Alterthümer; deutsch von H. Wuttke. Th. 2. Leipz. 1844.

Denkwürdigkeiten aus der Oberpfalz. Sulzbach 1843.

F. Ch. Schnürer, Das Schiffahrt-Recht in Bezug auf den Ludwig-Canal in Bayern. Erlang. 1843.

G. A. Becker, Handbuch der römischen Alterthümer. Bd. I. Leipz. 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Empirische Psychologie, nach naturwissenschaftlicher Methode, von Moritz Wilhelm Drobisch, ordentl. Prof. der Mathematik und Philosophie an der Universität Leipzig. Leipzig bey Voß 1842.

Der Verfasser des eben genannten, sehr schätzbaren Buches hat sich nicht vergeblich bemüht, dem wichtigen Gegenstand, welchem seine dießmaligen Forschungen galten, eine neue Seite abzugewinnen und einen Weg für die Behandlung desselben einzuschlagen, welcher bisher nur noch wenig betreten wurde. Unsre Zeit im Allgemeinen ist, so sehr sie sich auch des Gegentheils rühmen mag, im Gebiet der sinnlichen Erkenntnisse bedeutend rascher und weiter voran geschritten, als in jenem der übersinnlichen, geistigen. So wie man noch lange nach Conrad Geßner in den Werken über Naturgeschichte Wiederholungen von Aussagen des Alterthums fand, die sich mehr auf Hörensagen und vorgefaßte Meinungen, als auf eigne, unmittelbare Anschauung gründeten, so haben sich namentlich auch die neuesten Bearbeitungen der Psychologie noch kaum aus den Windeln der aristotelischen Philosophie, oder aus den Banden andrer künstlicher Systeme losmachen können, um zunächst und vor Allem den Gang der selbstständigen Anschauung zu versuchen. Dem Verfasser der „empirischen Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode" war es ein ernstes Anliegen, nur Solches über das Wesen und die Vermögen der Menschenseele auszusagen, was Jeder, der auf sich selber Acht hat, nach seinem Maaße erkennen und erfahren kann: eingedenk jenes Ausspruches des Heraklitus, daß nur das, was Allen gemeinsam so erscheint, das Glaubwürdige, was nur Einem, unglaubwürdig sey.

Der Beysatz auf dem Titel des Buches: „nach naturwissenschaftlicher Methode" war deßhalb hier keineswegs ein müßiger und unangemessener. Wie die wissenschaftliche Betrachtung der organischen Natur zuerst mit der äußren Beschreibung und Classificirung, dann mit der Zergliederung des innren Baues, endlich aber mit den Lebensäußerungen (mit der Physiologie) ihrer Gegenstände sich beschäftigt, so beginnt H. Drobisch seine Arbeit mit der Betrachtung der äußren Erscheinungsform und der natürlichen Zusammenordnung der Phänomene des Geistes, geht dann tiefer in die Zergliederung des Wesens jener Phänomene ein und giebt uns endlich eine allumfassende Anschauung des Seelenlebens.

Eine solche Weise der psychologischen Forschungen hat allerdings ihre großen Schwierigkeiten. Wie ein Meteor, das plötzlich und unerwartet kam und nur wenige Augenblicke über dem Horizont verweilt, so kommen und verschwinden die Bilder unsrer Vorstellungen; unser geistiges Leben ist eine ununterbrochene Kette von Veränderungen, es ist in ihm Alles in beständigem Flusse und Fluge begriffen. Ueberdieß wird auch hier das Object der innren Wahrnehmung durch willkührliche Aufmerksamkeit auf dasselbe geradezu zerstört oder doch wesentlich modificirt, so wie der Redner durch zu große Aufmerksamkeit auf sein Sprechen gar leicht den Faden seiner Rede verliert, und unsre Affecten

sich abkühlen, sobald wir uns der Beobachtung ihrer Aeußerungen hingeben. Auch werden wir uns in den meisten Fällen erst dann eines Gedankens oder eines innren Zustandes bewußt, wenn dieser bereits durch einen andren verdrängt ist, und nur selten gelingt es uns, denselben seinem ganzen Umfange nach zurück zu rufen. Es war deßhalb nicht zu verwundern, daß so häufig jene festen Begriffe, die man sich von den wesentlich verschiedenen psychischen Phänomenen gebildet hatte, mit diesen selber in ihrer lebendigen Gegenwart verwechselt wurden. Ein noch weiter gehender Irrthum aber war es, wenn man die sogenannten Seelenvermögen, diese Begriffe von allgemeinem Course in unsern Sprachen für beobachtete Thatsachen selber, statt für bloße Versuche einer Theorie hielt. Dieß Alles beachtend und mit großer Vorsicht beginnt dann der Verfasser seine Arbeit, von welcher wir hier nur einige Grundzüge betrachten wollen.

Jedes menschliche Individuum hat eben so wohl in sich seine eigenthümliche Geisteswelt, als seinen besondern Leib. Aus der Art, wie die erstere durch Rede, Gebärde und Handlung sich äußert, läßt sich, wenigstens mit der höchsten Wahrscheinlichkeit, schließen, daß der geistigen Individualität eben so wie der leiblichen eine allgemeine, gesetzliche Normalbildung zu Grunde liege, von welcher das gesunde Individuum nur in unwesentlicheren Punkten abweicht; wir dürfen deßhalb von allgemeinen Erscheinungen und Gesetzen des menschlichen Geistes reden. Zu diesen allgemeinen Erscheinungen gehören das Vorstellen, das Fühlen und das Streben, wovon das erstere auf einem nur in unsrem Innren vor sich gehenden Erscheinen von geistigen Bildern beruhet, bey welchem sich die Seele weder passiv wie beym Fühlen, noch activ, wie beym Streben verhält. Bey Vorstellungen, im engsten Sinne des Wortes, wird der Gegenstand des geistigen Bildes als abwesend vorausgesetzt, während seine Gegenwart Wahrnehmung begründet. Empfindung heißt das Wahrnehmen der mannichfachsten Eigenschaften der Erscheinungen oder Ereignisse; jene Wahrnehmung des Gegenstandes als eines Ganzen, welche aus einem Zusammenfassen der verschiedenen Eigenschaften hervorgehet, wird zur Anschauung oder anschaulichen Vorstellung.

Der uns zunächst anliegende Gegenstand der Wahrnehmungen ist unser eigener Körper, den wir durch den Gefühlssinn als uns zugehörig unterscheiden. Durch den innren Gefühlssinn empfinden wir unser körperliches, unwillkürliches Leiden, so wie unser willkürliches Thun: durch den äußern die Abgränzung unsres Leibes von der uns umgebenden Sichtbarkeit. Der innre Gefühlssinn kann auch als Vitalsinn, Lebenssinn bezeichnet werden: er ist das Barometer unsrer Lebensthätigkeit, während der äußre Gefühlssinn, der dem innren als Wächter beygesellt ist, der Sinn der Lebenselemente genannt werden kann. Unmittelbar an den Vitalsinn, für dessen Empfindung der passiven Zustände zunächst das Ganglien-, für die der activen das Central-Nervensystem bestimmt scheint, knüpfen sich der Nahrungssinn (Geschmack), und der Belebungssinn, Sinn des Athmens (Geruch) an, während der Tastsinn dem äußren Gefühlssinn zugeordnet ist. Wie in dem Geruch ein Sinn erkannt wird, dessen Wirkungen jenen des Geschmackes vorausgehen, so ist der Gesichtssinn ein Tastsinn in die Ferne; das Sehen ist eine durch die Oscillationen des Aethers vermittelte, verfeinerte Berührung der Körperflächen. Unmittelbarer jedoch denn alle andre Sinne führt uns der des Gehörs in den Verkehr mit der innren Welt des Geistes. Wie dieser Sinn schon bey den Thieren als der Gesellschaftssinn bezeichnet werden kann, so ist er uns der Sinn für die beseelte Menschenwelt — für das Reich des Gedankens wie für die Welt des Gemüthes.

Die sinnlichen Vorstellungen oder innerlichen Bilder der jetzt abwesenden sinnlichen Gegenstände unterscheiden sich von den vermittelst der Empfindung und Anschauung gegebenen Wahrnehmungen nur durch den geringeren Grad der Klarheit, bey welchem einzelne Theile ihre Bestimmtheit verlieren. Als treue Abbilder früher wahrgenommener Gegenstände und Ereignisse heißen die sinnlichen Vorstellungen Erinnerungen oder Gedächtnißbilder, wenn jedoch nur einzelne Züge der wirklichen sinnlichen Darstellung entlehnt, die Verbindungen derselben aber keiner Erfahrung entnommen sind,

dann werden sie zu Einbildungen oder Phantasiebildern, welche sich als Phantasmen zu vermeintlich wirklichen Wahrnehmungen steigern können. Wie die sinnlichen Vorstellungen Nachbilder der sinnlichen Wahrnehmungen, so sind die Empfindungsvorstellungen Nachbilder der gehabten Empfindungen.

Verschieden von diesen sinnlichen ist eine andre Klasse von Vorstellungen, die sich nicht unmittelbar auf Gegenstände bezieht und deßhalb weder selbst sinnlich ist, noch sinnliche Elemente zu Bestandtheilen hat. Dahin gehören die Formen des Wissens welche entweder als logische Formen des bloßen reinen Denkens gar keine Beziehung zur Erfahrung, oder, als mathematische Formen des zusammenfassenden Denkens eine nur mögliche, oder endlich als metaphysche Formen des Erkennens eine nothwendige Beziehung zur Erfahrung haben.

Die logischen Formen sind nicht Formen der Dinge, sondern unsrer Gedanken von Dingen. Wir nennen dieselben Begriffe. Mit Recht hat Herbart behauptet, daß die allgemeinen Begriffe, im streng logischen Sinne, nicht unter unsren wirklichen Vorstellungen vorkommen, sondern nur eine ideelle Forderung an das Vorstellen sind, denen dieses niemals vollständig zu entsprechen vermag. Hiebey gewährt die Sprache, sowohl die Wort- als die Schriftsprache eine wesentliche Erleichterung und Aushülfe. Die mathematischen Formen des Wissens umfassen die Zahl- und Raumformen, abgesehen davon, ob etwas Wirkliches gezählt oder ob das Räumliche durch etwas Reales erfüllt wird, während die metaphysischen Formen, als Begriffserörterungen der Substanz, welche der Erscheinung der Dinge zu Grunde liegt und welcher die sinnlichen Merkmale als Accidenzen zukommen, so wie einer Caussalität, aus der die Veränderungen hervorgehen, unmittelbar in der Erfahrung wurzeln. Von der Ausbildung dieser metaphysischen Formen hängt denn auch die Gestaltung jener Vorstellungen ab, welche ganz außerhalb der Gränze der sinnlichen Wahrnehmungen fallen und deßhalb transcendente Vorstellungen oder Ideen genannt werden können. Dahin gehören vor Allem die Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen. Und so lassen sich denn in den Vorstellungen neun Klassen unterscheiden, nämlich: 1) Empfindungen, 2) Anschauungen, 3) Empfindungsvorstellungen, 4) Erinnerungen, 5) Einbildungen, 6) Begriffe oder Denkformen, 7) mathematische oder Reihenformen, 8) metaphysische oder Erkenntnißformen, 9) Ideen.

Im Verhältniß zu der unendlichen Menge des Wahrnehmbaren beträgt das, was wir wirklich auf einmal wahrnehmen, ganz überaus wenig. Selbst von jenen Eindrücken, welche auf das Auge oder das Ohr wirken, gehen die meisten für uns verloren, weil wir nur die stärkeren, nicht die gleichzeitig neben diesen einwirkenden schwächeren vernehmen. Innerhalb des Kreises dessen, was sinnlich von uns wirklich wahrgenommen wird, liegt mithin noch ein engerer Kreis, in welchen das fällt, was wir nun auch geistig wahrnehmen, dessen wir uns bewußt sind. Dieser engere Kreis des sinnlichen Bewußtseyns ist keineswegs mit dem des Selbstbewußtseyns zu verwechseln: denn nicht das Selbst mit seiner Thätigkeit und seinen Zuständen, sondern nur die Außendinge sind die Gegenstände seines Wahrnehmens, und je mehr wir in die Betrachtung eines solchen Gegenstandes vertieft sind, desto mehr vergessen wir uns selbst.

In den Kreis des sinnlichen Bewußtseyns treten die Gegenstände dadurch ein, daß sie Objecte der Aufmerksamkeit werden. Diese, die Aufmerksamkeit, wird entweder willkürlich auf die Gegenstände gerichtet, oder sie wird unwillkürlich von diesen angezogen, wenn namentlich der Reiz der Neuheit ihnen solche anziehende Macht giebt. Im Allgemeinen bemerkt man, daß gleichzeitige sinnliche Vorstellungen einander um so mehr verdunkeln und aus dem Bewußtseyn verdrängen, in je größerer Anzahl sie gegeben sind; überdieß wird auch die Aufmerksamkeit dadurch, daß sie sich mit voller Stärke auf die Wahrnehmungen des einen Sinnes richtet, von den Eindrücken, welche gleichzeitig auf einen andren Sinn geschehen, mehr oder minder abgezogen und für dieselben unempfänglich; wir hören, beim angestrengt aufmerksamen Sehen Vieles nicht, sehen Vieles nicht beym aufmerksamen Hören.

Bey der Betrachtung eines und desselben Gegenstandes kann sich die Aufmerksamkeit einmal auf

diesen, dann auf jenen Theil desselben wenden, ohne daß hiebey die andren aus der Beachtung ganz verschwinden. Eben so verhält es sich auch mit den Reproductionen der Vorstellungen, mit der Wirksamkeit des Gedächtnisses, welche in naher Beziehung zu der Aufmerksamkeit stehet. Bey vielen auffallenderen Reproductionen dieser Art ist es vorzüglich die Einbildungskraft, welche auf bewundernswürdige Weise gewisse Vorstellungsweisen zu einer innren, geistigen Anschauung bringt. Namentlich erwähnt der Verfasser bey dieser Gelegenheit das Beyspiel eines 14jährigen, fruher für blödsinnig gehaltenen Knaben, welcher durch viele auf ihn verwendete Bemühung zu einer gewissen, für sein Alter noch immer sehr geringen, geistigen Entwicklung gelangt war. Da derselbe ohnehin seines Sprachorganes nur auf sehr unvollkommene Weise mächtig war, brachte er es auch mit dem Lesen, nachdem er dieß mit großer Anstrengung erlernt hatte, nur so weit, daß er mit stockender und stotternder Stimme die Worte mehr nur buchstabirte als wirklich las. Gleichwohl besaß er eine solche Fähigkeit, sich die Folge der Buchstaben und Worte anzueignen, daß, wenn man ihm einige Minuten gönnte, um ein gedrucktes Octavblatt zu durchlaufen, er dann fähig war, aus dem bloßen Gedächtniß die einzelnen Worte eben so herauszubuchstabiren, als ob das Buch aufgeschlagen vor ihm läge. Selbst wenn man einige Zeilen übersprang, und ihm die Anfangsworte einer neuen Zeile vorsagte, las er dann, indem er sich bald in seinem innren Bild wieder zurecht fand, ungestört fort. Um vor jeder Täuschung gesichert zu seyn, machte der Verfasser den Versuch mit einer so eben aus der Presse hervorgegangenen lateinischen Dissertation, deren Gegenstand so wie deren Sprache dem Knaben gleich unbekannt waren, und der Versuch gelang vollkommen. Auch bemerkte man an diesem Knaben, daß sein Gedächtniß die Schriftbilder auf längere Zeit behielt.

Unter den mittelbaren Reproductionen der Vorstellungen oder Associationen derselben unterscheidet man die der homogenen Vorstellungen als Verschmelzungen, jene der disparaten als Complicationen derselben. Eine neue Wahrnehmung wird auf beyderley Weisen um so leichter eine Association eingehen, je mehr Wahrnehmungen von verwandter Art ihr in der Seele schon vorangiengen, weßhalb der Historiker von Profession leichter die Jahreszahlen und Namen, der Musikfreund leichter Melodien als andre Gegenstände ins Gedächtniß fasset. Vermöge der Association und Reproduction wird das Empfinden der Sinne zugleich zu einem Verstehen und Deuten des Empfundenen, wie uns dieß im reichsten Maaße das Verstehen der Sprache, beim Lesen und Hören der Worte beweist.

An jeder Wahrnehmung, welche zu dem stanlichen Bewußtseyn gelangt, folgt dem Moment des passiven Aufnehmens der Empfindung ein Moment der Reaction, durch welchen das Empfinden erst zu einem Innewerden, die Perception zu einer Apperception wird. Der Eindruck auf unsre Sinne kann in manchen Fällen schon eine Wirkung auf uns hervorgebracht haben, ehe wir uns seiner nur bewußt wurden, daher Lichtenberg erzählt, daß er zuweilen nach häufigem Genuß von Kaffe, durch welchen seine Reizbarkeit sehr hoch gesteigert wurde, früher erschrocken sey, als er das Krachen, mit welchem der Schreck in Beziehung stund, wirklich hörte; Tiedemann versichert, daß er auf der Jagd mehrmals früher zusammengefahren sey, und zum Gewehr gegriffen habe, als er das herbeylaufende oder fliegende Wild eigentlich gesehen, wie denn auch vor dem wirklichen Innewerden eines Erdstoßes, der mitten in der Nacht kommt, bey manchen Personen ein schreckhaftes, plötzliches Erwachen vorausgeht. In solchen Fällen läßt sich die leidendliche Affection von der sich sammelnden, nachfolgenden Thätigkeit leicht unterscheiden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Empirische Psychologie, nach naturwissenschaftlicher Methode, von Moritz Wilhelm Drobisch.

(Schluß.)

Was das Gebiet der innren Wahrnehmung betrifft, so ist hier die einfachste Form des Appercipirens das Urtheilen: das, was uns die Theilvorstellungen der Gesammtvorstellung zum Bewußtseyn bringt und hiedurch die verdeutlichenden Urtheile möglich macht, ist die willkürliche Aufmerksamkeit, welche bald diese, bald andre Partheien der Gesammtvorstellung hervorzuheben vermag, während sie von andern abstrahirt. Aber der logische Begriff einer Klasse von Gegenständen ist noch etwas ganz andres als die bloße Verdeutlichung seiner Gesammtvorstellung, er ist, als ein durchaus künstliches Product, bald mehr, bald weniger denn jene.

Die Gefühle, als lediglich innre Zustände, sind theils sinnliche, theils geistige, oder nach Herbart entweder solche, die an der Beschaffenheit des Gefühlten haften, oder solche, die von der Gemüthslage abhängen. Selbst bey den sinnlichen unterscheiden wir solche, an denen wir das, was uns etwa angenehm oder unangenehm ist, zu benennen wissen, weil dasselbe zunächst in die äußern Sinne fällt, und solche, wo uns das zu benennende Object fehlt, weil sie, wie das der Gesundheit, Munterkeit, oder der Unbehaglichkeit und Unlust Gefühle des Vitalsinnes sind, welche man auch als subjective bezeichnen kann. Unter den geistigen oder intellectuellen Gefühlen entsprechen die ideellen (wie das des Schönen und Häßlichen, Guten und Bösen) den objectiv sinnlichen, dagegen die virtuellen, wie das Gefühl beym Gelingen oder Mißlingen des innren Strebens, den subjectiv sinnlichen. Auch die Gefühle sind den Gesetzen der Association unterworfen; sie werden als sogenannte gemischte Gefühle nicht nur durch Empfindungen und Anschauungen, sondern auch durch Phantasiebilder producirt, durch Erinnerungen reproducirt. Ludwig XIV. konnte den Anblick der Thürme des Doms von St. Denys nicht ertragen, weil sie ihn an die dort befindlichen königlichen Grabgewölbe erinnerten; Johnsons lebhafte Phantasie weckte in ihm das Gefühl von Ueblichkeit auf, wenn er nur Jemand mit den bloßen Fingern Zucker aus einer Dose nehmen sahe. Zu der Klasse der gemischten Gefühle gehören auch die Mitgefühle, namentlich das Mitleiden.

Die Affecte, welche unser Sprachgebrauch ganz richtig als Gemüthsbewegungen, als Störungen der Ruhe und des Gleichgewichts der Seele bezeichnet, gehören weder ausschließend der Region der Vorstellungen, noch jener der Gefühle, noch der der Strebungen an, sondern sie können, als veränderliche Erscheinungen, mit jeder dieser Regionen in Beziehung stehen. Hiebey ist allerdings nicht zu übersehen, daß die Gemüthszustände, welche die Affecte characterisiren, nothwendig Gefühle der Lust oder Unlust hervorbringen müssen.

Zur richtigen Auffassung dieser Gemüthszustände hat man die ihnen zu Grunde liegenden Vorstellungen und Strebungen, die sie begleitenden Gefühle, die aus ihnen hervorgehenden Folgen, endlich aber

ihren nahen Zusammenhang mit gewissen körperlichen Erscheinungen zu beachten, welche letztere insgemein zur Verlängerung der Aufregung des Gemüthes das Wesentlichste beytragen, indem diese Aufregung erst dann enden kann, wenn der Organismus wieder zu seinem Gleichgewicht zurückgekehrt ist. Während wir unter Gemüthsruhe einen gewissen mittleren Zustand der Erfüllung des Bewußtseyns durch Vorstellungen, oder der Spannung der gegenwärtigen Vorstellungen zu denken haben, werden dagegen die Affecte als eine Ueberfülle oder Entleerung, An- oder Abspannung des Gemüthes erkannt. Der Affect hat seine obere oder untere Culmination, während welcher ein augenblicklicher Stillstand und nach diesem eine rückgängige Bewegung statt findet, welche letztere wir als Ausbruch des Affectes zu bezeichnen pflegen, obgleich während derselben der verursachende Zustand schon vorüber ist. So bleibt der von Zorn oder von unerwarteter Freude Ergriffene, anfangs, wie vom Donner gerührt, einige Augenblicke erstarrt stehen, dann tritt, wie nach einer durchbrochenen Andämmung, ein reißender Strom der Vorstellungen ein. Die erste Ursache eines Affectes ist immer eine Wahrnehmung, welche mit einem Reiz der Neuheit einwirkt; ihrem Wesen nach erscheinen uns dann als Affecte der Ueberfülle oder Ueberspannung des Gemüths: Bewunderung, Staunen, Freude, Entzücken und Begeisterung; mit lebhafter Theilnahme des Vitalsinnes verbundene: Heiterkeit, Lustigkeit, Ausgelassenheit; mit vorherrschender Einwirkung der Vorstellungen: Hoffnung, Muth, Zorn, welcher an seinem Ausbruch verhindert zum Aerger und Ingrimm wird. Affecte der Gemüthsleere oder abspannende sind: Traurigkeit, Schwermuth, Melancholie, Kummer, Kleinmuth, Scham, Furcht, Angst, Schreck, Reue, Gram, Verzweiflung.

Dasjenige Geschehen in uns, welches sich am unmittelbarsten als Thätigkeit und Kraft darstellt, mag es nun als solche von einem von ihm selber deutlich unterscheidbaren Erfolg der That oder Handlung begleitet seyn, oder nur in einem mehr passiven Widerstand bestehen, kann im Allgemeinen als Streben bezeichnet werden. Der Inhalt und die Bedeutung dieses Strebens überhaupt ist Veränderung des gegenwärtigen Zustandes des Bewußtseyns. Der äußre Gegenstand des Strebens wird, genau betrachtet, hiebey nur als Vermittler eines andern Zustandes begehrt, welcher entweder ein jetziger oder ein künftiger seyn kann. Je nachdem dieser Zustand als ein anziehender oder abstoßender erscheint, wird das Streben zu einem Begehren oder Verabscheuen. Die sinnlichen Triebe sind anfänglich nur mit dunklen, unbestimmten Gefühlen verbunden, lassen aber, einmal befriedigt, Erinnerungen zurück, durch welche sie zu Begierden werden. Eben so wie die Gefühle sind auch die Begehrungen theils sinnliche, theils geistige; sie sind entweder solche, welche ihren Grund in den Objecten zu haben scheinen, oder solche, die nur aus subjectivem Antriebe entspringen. Die sinnlichen Begehrungen heißen auch Triebe, z. B. Nahrungstrieb, Bewegungstrieb, Geschlechtstrieb; zu einem geistigen Begehren kann jede Erwartung sich steigern, wenn ihre Erfüllung ausbleibt. Uebrigens ist der bekanntere Ausdruck für jede geistige Begierde, die ein bestimmtes Object vor sich hat, das Wort Interesse.

Die Leidenschaften, von Herbart als eingewurzelte Begierden bezeichnet, entwickeln sich erst dann aus den Neigungen oder Abneigungen der Seele, wenn diese letzteren auf Hindernisse ihrer Aeußerungen stoßen. Nur die unglückliche oder unbefriedigte Zuneigung wird zur leidenschaftlichen Liebe, nur die Abneigung, welche den sie abstoßenden Gegenstand nicht zu entfernen vermag, wird zum Hasse. So stellen sich allen verschiedenen Klassen der Begierden ihre leidenschaftlichen Ausartungen gegenüber: der Begierde des Genusses die Wollust, Vergnügungssucht, Spielsucht; der Begierde nach Besitz die Habsucht sammt dem Geiz u. s. w.

Der Wille, der allerdings in den Dienst der Leidenschaften dahin gegeben seyn, eben sowohl aber auch ein Sieger und Herrscher derselben werden kann, verdient vor allem den Namen eines intellectuellen Begehrens. Das Wollen ist seines Gegenstandes sich bewußt; es setzt die Erlangung des Begehrten unbedingt voraus; ich will heißt so viel als ich werde. Der Wille geht, als vorherbestimmender Urheber, der That voraus. Jedes seines

Zieles sich bewußte Begehren kann zum Wollen werden, wenn eine wiederholte Begehrung des Gleichen oder Aehnlichen öfters Befriedigung gefunden und hieraus sich die Gewohnheit, das Begehrte zu erlangen, gebildet hat. Daher bildet sich sehr frühe beym Kind ein Wollen, welches als Unwillen seine Energie verräth, sobald ihm das Gewohnte versagt wird.

Die Herrschaft des Willens erstreckt sich sowohl nach außen über die Bewegung der Glieder, als nach innen über die Richtung des Gedankenlaufes. In letzterer Weise äußert sich namentlich jene Herrschaft als willkürliche Aufmerksamkeit, mittelst welcher wir bald auf diesen, bald auf einen andren Theil unsrer Wahrnehmungen zu reflectiren vermögen. Wir vermögen jedoch nicht nur auf sondern über etwas zu reflectiren, indem wir innerliche Betrachtungen nicht der Gegenstände unsrer Wahrnehmungen, sondern unsrer eigenen Gedanken über dieselben anstellen. Der Vorsatz ist nur Wollen von allgemeinem Inhalt, hervorgegangen aus dem im Bewußtseyn wurzelnden gewohnten Gedankenkreis. Dem Vorsatz, wenn er festgehalten wird, ordnet sich der Inhalt der nachfolgenden, einzelnen Willensacte unter; er ist ein Wollen der höheren Art, zu welchem sich die Ausführung verhält, wie der Umfang eines Begriffes zu seinem Inhalt. Er kann aber sowohl guter als böser Art seyn. In ersterer Art erscheint das vorsätzliche Handeln frey, weil es sich durch Beweggründe einer besseren Ueberlegung, selbst den natürlichen Neigungen entgegen zu seinen Aeußerungen bestimmen läßt; es erscheint dagegen in der andern Art unfrey, wenn dasselbe der bessern Gründe ungeachtet, dem Drange der beherrschenden Leidenschaften sich hingiebt. Ein solches Handeln heißt auch ein willkürliches, weil es aus der Wahl des an sich blinden Willens, nicht der klaren Einsicht hervorgegangen ist. Da die Leidenschaft keine Krankheit, sondern ein Gemüthszustand ist, welcher durch den der bessern Einsicht folgenden Willen gebändigt werden kann, sind auch solche Handlungen zurechnungsfähig, welche im Ausbruch eines Affectes verübt wurden, der die Folge einer eingewurzelten Leidenschaft war.

Während die Seele der Thiere sich nur als Sinnlichkeit und als Willkühr äußert, giebt sich uns an der menschlichen Seele Geist und Gemüth kund. Geist ist der lebensvolle Inhalt, im Gegensatz zur starren, leeren Form; er ist das leicht Bewegliche, alles Durchdringende, gegenüber der todten, trägen, undurchdringlichen Materie; er ist das höchste belebende und bewegende Princip der Seele, welchem mit Ausnahme des materiell Sinnlichen das Gebiet unsres Vorstellens, das des intellectuellen Gefühles und jenes des verständigen Wollens angehört. In all diesen Beziehungen zeigt sich der Geist als Activität und Energie, während das Gemüth sich als Passivität und Erregbarkeit der Seele kund giebt, welche der sittlichen Veredlung wie Verwilderung auf gleiche Weise fähig ist. Geist, Gemüth und Sinnlichkeit sind demnach die drey abgestuften Erscheinungsformen der Seele, mit denen dieselbe einerseits an die Thierheit, andrerseits an die Gottheit gränzt; die mittlere aber als eine der Menschheit eigenthümliche Form besitzt. Das allgemeine, psychische Gattungskennzeichen des Menschen ist die Vernunft, eine Fähigkeit, die Gründe und Gegengründe gleichmäßig zu vernehmen und sich nach den überwiegenden unter ihnen im Denken und Handeln zu entscheiden oder zu entschließen. Dagegen ist der Verstand eine Art von (tieferem, feinerem) Sinn, welchem jedoch das Wahrgenommene noch nicht genügt, sondern der nach seiner Bedeutung fragt; der Verstand ist die Fähigkeit der Seele, die Begriffe gemäß der Beschaffenheit und den Verhältnissen des durch sie Gedachten zu bilden und zu verknüpfen. In das Gebiet des Verstandes gehört das Urtheilen und Schließen.

Unter Gedächtniß ist die Fähigkeit der Seele zu verstehen, die Vorstellungen und Gemüthszustände auch dann noch, wenn sie aus dem Bewußtseyn verschwunden sind, auf gegebene Veranlassung theils unwillkürlich, theils mit Willen hervortreten zu lassen; jenes heißt sich erinnern, dieses sich besinnen. Dagegen ist die Phantasie die Fähigkeit der Seele, ihren Vorstellungen die freyeste Beweglichkeit zu ertheilen; sie hiedurch in die mannigfaltigsten Berührungen zu bringen und, durch diese, neue Verbindungen derselben zu vermitteln.

Bey all jenen verschiedenen Fähigkeiten bleibt

aber die Seele immer nur eine ungetheilte Einheit. Alle unsre Vorstellungen haben ein Streben sich zu vereinigen, ihre Vielheit mit einer Einheit zu vertauschen, und sie vereinigen sich wirklich, so weit dieß die Gegensatze ihres Vorgestellten, ihres Inhaltes nicht verhindern. Unsre sinnliche Auffassung sowohl als unser denkendes Begreifen ist ein steter Vereinigungsproceß, entweder durch die Anschauung oder den Begriff Die Seele, als Einheitsprincip, stehet zwischen der äußern und innern Erfahrung in der Mitte, als die in keine Erfahrung fallende Maaßeinheit der Dinge und Zustände der äußren wie innren Welt.

Diese wenigen Mittheilungen aus dem vor uns liegenden reichhaltigen Buche mögen genügen, um die Aufmerksamkeit und Theilnahme mehrerer Leser auf dasselbe hinzulenken.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Dr. E. F. Bojesen, Handbuch der römischen Antiquitäten übers. von Dr. J. Hoffa. Gießen 1841.

C. Bottticher, Die Tektonik der Hellenen. Bd. 1. Potsdam 1843.

M. F. v. Jabornegg-Altenfels, Kärnthen's römische Alterthümer. Heft 1. Klagenf. 1843.

J. W. Baum, Theodor Beza nach handschriftlichen Quellen dargestellt. Th. 1. Leipz. 1843.

C. G. Carus, Göthe. Zu dessen näherem Verständniß. Leipz. 1843.

Galerie des contemporains illustres, par un homme de rien. (M. de Lemony). Vol. 1 - 6. Par. 1842 — 43.

O. F. Gruppe, Carl Friedrich Schinkel und der neue Berliner Dom. Berl. 1843.

Dr. Aug. Jäger, Das Leben des Fürsten von Pückler-Muskau. Stuttg. 1843.

E. A. Moriarty, Leben und Wirken O'Connells mit dessen Denkschrift an die Königin von England. Berl. 1843.

J. B. Schels, Biographie des Herzogs Ferdinand von Württemberg, k. österreich. Feldmarschalls. Wien 1841.

J. H. Blasius, Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841. Th. 1. Reise im Norden. Braunschweig 1841.

Louis de Freycinet, Voyage autour du monde. Magnétisme terrestre. Par. 1842. 4.

G. Borrow, The Bible in Spain, or the journeys, adventures and imprisonments of an Englishman in an attempt to circulate the scriptures in the Peninsula. Vol. 1 — 3. Lond. 1843.

Briefe eines Deutschen aus dem Exil. Winterthur 1843.

J. G. Kohl, Reisen in Irland. Th. 1. 2. Dresden 1843.

Dr. Vogt, Im Gebirg und auf den Gletschern. Solothurn 1843.

Pr. J. Olshausen, Die Pehlvi-Legenden auf den Münzen der letzten Sasaniden. Kopenhagen 1843.

Andrew Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa. Nr. 18. Lond. 1843.

C. G. Ehrenberg, Verbreitung und Einfluß des mikroskopischen Lebens in Süd- und Nordamerika. Leipzig 1843.

F. W. Gundelach, Die Naturgeschichte der Honigbienen. Cassel 1842.

Heinrich Graf von der Mühle, Beyträge zur Ornithologie Griechenlands. Leipzig 1843.

J. Müller, Ueber den Bau des Pentacrinus apicr. M. hss. Berl. 1843.

G. Graf zu Munster, Beyträge zur Petrefactenkunde. Heft 6. Bayreuth 1841.

Dr. W. Fuchs, Die Venetianer Alpen. Ein Beytrag zur Kenntniß der Hochgebirge. Solothurn 1843.

G. Goeth, Vordernberg in der neuesten Zeit, oder geschichtliche Darstellung der Vereinigung der Radgewerken. Wien 1839.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Sprachkarte von Deutschland. Als Versuch entworfen und erläutert von Dr. Karl Bernhardi. Mit 138 Seiten 8. Text. Kassel 1844.

Slovanský Zeměvid (Slawische Sprachkarte), mit 187 Seiten 8. ethnographischen Textes (Slovanský Národopis), von Paul Joseph Šafařík. Prag 1842.

Im Fache der Landkarten und in der Reihe der verschiedenen Arten, in die sie, je nach dem Zwecke, zu dem sie entworfen werden, sich eintheilen lassen, scheint eine neue Art, die der Sprachkarten, auftauchen zu wollen. Haben jene sich lange begnügt, die Oberfläche der Erde, die Wohnplätze der Menschen auf derselben, ihre Vertheilung nach Ländern und Staaten und andere Dinge darzustellen, die außerhalb des Menschen liegen, so beginnen sie allmählich auch solche Momente in ihren Bereich zu ziehen, die zu dem innern Wesen des Menschen gehören, wie nebst dem Glauben die Sprache.

Einzelne Versuche solcher linguistisch-geographischer Darstellung, die schon früher gemacht worden, sind unbeachtet in Vergessenheit gekommen, entweder weil man noch nicht, wie in unserer Zeit, auf das, was wir (mit einem auch neuen Ausdruck) Nationalität nennen, großes Gewicht zu legen durch die Ereignisse gelehrt worden war, oder weil sich diese Nationalität in den Verhältnissen und Abgrenzungen der Staaten von ehmals in der Regel mit diesen selbst gegeben und nicht so vielfach und schreyend durchkreuzt und verletzt fand wie später, da man bey gewissen Staatsactionen neben Flüssen, wodurch Grenzpfähle erspart werden konnten, und neben Zahlen von Quadratmeilen auch die Seelen nur als Zahlen gelten ließ.

Wir hatten Gelegenheit, schon im Jahrgang 1842 dieser Blätter, Nro. 137 — 8, nicht blos von einzelnen Karten, sondern von einem ganzen Atlas der Art zu sprechen, mit welchem ein Gelehrter Italiens die Welt zu beschenken den Anfang gemacht hat, nämlich von Biondelli's linguistischem Atlas von Europa.*) Es lagen uns damals von demselben erst die allgemeiner gehaltenen Blätter vor, nämlich das mit der Uebersicht der indo-europäischen Sprachen auf der ganzen Erde und das mit der der Sprachen in Europa, und wir wissen nicht, ob seitdem speciellere und welche Blätter erschienen sind. Hatten wir nicht umhin gekonnt, in Bezug auf letztere, was den nöthigen Vorrath von Hülfsmitteln betrifft, einiges Bedenken zu äußern, so mußten wir die eingangs genannten von Biondelli's Unternehmung ganz unabhängigen Erscheinungen um so willkommener heißen. Es spricht für die Richtigkeit des Gedankens, daß sich derselbe Männern von drey verschiedenen Nationen zugleich aufdrang. In der öffentlichen Ausführung ist zufällig der Italiener dem Slawen, dieser dem Deutschen zuvorgekommen. Ein solches auf vielseitige Beobachtungen gegründetes Product aber kann nur das Er-

*) A. Balbi's ethnographischer Atlas, voll der schätzbarsten Angaben, beschränkt sich nicht auf die Sprachen, auch besteht er aus lauter Tabellentext und ist nicht unter die Karten zu rechnen.

gebniß von jahrelangen Vorarbeiten seyn: und in so ferne mag die Frage, wem die Ehre der Priorität gebühre, billig unentschieden bleiben.

Der Verfasser der „slawischen Alterthümer" hatte schon in der Vorrede des im Jahre 1837 erschienenen ersten Theiles derselben seine Absicht kund gethan, jedem Theile zur Uebersicht der im Buch besprochenen Wohnplätze der alten Slawen eine Karte beyzugeben. Nach der Hand erwägend, daß eine fruchtbare Forschung über die alten Zustände jedenfalls auf eine genauere der jetzigen gegründet werden müsse, hat er diese den letzteren gewidmete ethno-geographische Darstellung nebst kurzem erklärenden Texte vorausgehen lassen. Sie selbst aber ist nur ein Auszug aus mehrern speciellen Sprachkarten slawischer, auch wohl anderer europäischer Länder, welche Š. nicht ohne Mühe und Opfer seit Jahren zusammengebracht, und welche er slawischen wie nichtslawischen Freunden und Bekannten in Copien mitgetheilt hatte. Er drückt in dem Vorwort zum Textbüchlein die Hoffnung aus, daß sich Freunde der Wissenschaft, denen bessere Quellen und ergiebigere Mittel zu Gebote stehen, der Veröffentlichung jener speciellen Darstellungen unterziehen werden, indem er selber sich auf diese allgemeine beschränken müsse.

Zu groß ist der Umfang des slawischen Sprachgebietes, als daß auch ein ansehnliches Blatt (der Karte liegt ein Ausschnitt der Reymann'schen von Europa zu Grunde) erlaubt hätte, den Zug der Grenzen seiner 14 Hauptmundarten mehr als im Allgemeinen anzudeuten und die Benennungen aller kleinern Sprach-Unterabtheilungen einzutragen. Diese Grenzen und die Reihe der Orte, durch die sie laufen, gehörig anzugeben, hat daher eine Aufgabe des begleitenden Textes werden müssen. Leicht trägt sie jeder Leser daraus auf die Karte jenes speciellern Gebietes, das ihn etwa besonders interessirt.

Die äußern Grenzen des ganzen großen Stammes aber berühren und kreuzen sich mit vielen andern Sprachen, welche nothwendig mit in die Darstellung und Erörterung aufzunehmen waren. So kommen auf Š's Karte fast alle europäischen Sprachen vor, selbst von den romanischen am venedischen Meerbusen die italienische, der walachischen, die ohnehin nur gegen Westen nicht unmittelbar von der slawischen umschlossen ist, zu geschweigen. Anlasses genug für den Verf., seinen ethnographischen Text mit einer gedrängten Uebersicht der europäischen Sprachen überhaupt einzuleiten und nach Behandlung der Slawensprachen auch über die nichtslawischen, sowohl indo-europäischen als von ihm sogenannten nordischen, einiges zu sagen.

Wie genau es aber der Verf. in der Ein- und Unterabtheilung der Slawensprachen selbst nehme, ist aus einer absteigenden Reihe von Kunstausdrücken ersichtlich, deren er sich zu diesem Behufe bedient, und die sich im Deutschen nicht so ganz leicht wiedergeben lassen.

So theilt sich ihm die Gesammtslawensprache (jazyk slowanský) in zwey Ordnungen (mluwy), die südöstliche und die westliche; jene in drey Haupt-Dialekte (řeči), den russischen, bulgarischen und illyrischen; diese in vier dergleichen, den polnischen, böhmischen, lausitzischen und in den bereits ausgestorbenen an der Elbe (polabská). In dem russischen Haupt-Dialekt werden drey Mundarten (nářeci) unterschieden, die großrussische, kleinrussische und weißrussische, — in dem bulgarischen, und zwar nur historisch, die kirchliche oder cyrillische und die neubulgarische, — in dem illyrischen drey, die serbische, die kroatische und die kärntische, — in dem lausitzischen zwey, die obere und niedere. Diese Mundarten stellen sich in verschiedenen Untermundarten (podřeči) dar, so z. B. die großrussische als moskowische, nowogrodische, susdalische, überwolgaische, — die böhmische als eigentlich böhmisch-mährische und als ungarische. Und auch in jeder dieser Untermundarten ist wieder eine Anzahl von Sprecharten (různořeči) zu unterscheiden.

Nun werden im Texte alle die 14 Haupt-Dialekte der Ordnung nach behandelt. Bey jedem werden zunächst angegeben das Gebiet (pole) und die Grenzen innerhalb, auch wohl die Seelenzahl, von welcher er gesprochen wird, sodann folgen die charakteristischen, grammaticalen und mitunter auch le-

rikalen Merkmale, durch welche er sich von andern unterscheidet, wozu denn immer auch eines der ausgewählten Liedchen gehört, die als Mundart-Proben dem Büchlein angehängt sind. Endlich ist bey jedem die Rede von der in ihm und über ihn vorhandenen Literatur. Den Schluß des Büchleins macht, nach einer numerischen Zusammenstellung der verschiedenen slawischen Völkerschaften, ein alphabetisches, auf die entsprechenden Quadrate der Karte verweisendes Verzeichniß derjenigen auf dieser blos in slawischer Form angegebenen Ortsnamen, welche bey Nichtslawen, namentlich bey den Deutschen, nicht unter derselben, sondern unter einer oft sehr abweichenden Gestalt bekannt sind, mit Beysetzung der letzteren, wie z. B. Biljak Villach, Branibor Brandenburg, Bretislava Preßburg, Bydgošč Bromberg, Celjovec Klagenfurt, Čakovec Tschakathurn, Dvorec Hof, Gradec Grätz, Cheb Eger, Kladsko Glatz, Klonska Klenze, Kološˇ Klausenburg, Ljubljana Laibach, Mužakov Muskau, Opava Troppau, Reka Fiume, Videm Udine... Freylich bietet die Karte noch Namen genug, über welche sich ein Deutscher hier vergebens nach Auskunft umsieht.

So dienen sich Text und Karte zu gegenseitiger Erklärung. Auf dieser heben sich die Gebiete, worin Sprachen jener Klasse, welche Šˇ. die nordische nennt, z. B. die türkische, madjarische, finnische herrschen, durch rothen Farbenton scharf ab von der der indo-europäischen, unter welchen das der slawischen grün, das der deutschen gelb, der italienischen, walachischen, griechischen, arbanesischen in Nüancen von blau illuminirt ist.

Das ganze bunte Feld erblickend stößt das Auge da und dort auf Punkte, die es überraschen und auf den auskunftversprechenden Text verweisen. So die Wahrnehmung, daß sich nicht blos von Thessalonichi (Salun) am ägäischen Meere an bis Aktepol am schwarzen, Griechisches mit Slawischem berührt, sondern daß sogar in zwey Strecken, die im Norden des Azowschen Meeres zwischen Slawen und Tataren liegen, griechisch gesprochen wird, nämlich im Mariopol'schen Kreise von etwa 3000 Griechen, welche eine Stadt und 24 Dörfer bewohnen, deren nördlichste Bohatyr und Ulakly, die südlichsten Urzow und Jalta heißen. Diese ursprünglich aus der Türkey stammenden Griechen waren früher in Taurien angesiedelt und sind im Jahre 1780 hieher verpflanzt worden, daher die Aehnlichkeit der im Texte Seite 146 sämmtlich angegebenen Namen ihrer gegenwärtigen Wohnorte mit denen der tatarischen in Taurien.

Im Bezirk der Stadt Taganrog zum Theil an der Meeresküste, findet man zehn kleine griechi-Ansiedelungen (Lakedemonawka, Fedorawka u. s. w.) mit etwa 1000 Bewohnern. Endlich blüht im Süden des tauriſchen Eilandes selbst die griechische Colonie Balaklawa (das alte Palakion) von Ansiedlern bewohnt, die gleichfalls aus der Türkey gekommen sind und von vielen Geographen irrig für Arnauten genommen werden.

Die Türkenwohnplätze auf griechischem, slawischem und arbanesischem Sprachgebiete nehmen sich aus wie Inselchen, wie vorübergehende Lagerstationen auf europäischem Boden. Inseln bildet im walachischen Sprachgebiet das Madjarische und Deutsche, während im zusammenhangendern Theile des madjarischen das Slawische seinerseits nur in solchen vorkommt.

Von Süden her an das deutsche, madjarische und walachische Sprachgebiet rührend, hängt der südliche (illyrische und bulgarische) Slawenkörper am schwarzen Meere hin, beynahe zusammen mit dem großen nordischen, der von der Wolga westlich ohne Unterbrechung bis ins Herz von Deutschland an den Böhmerwald reicht. An diesem Ende hat das Slawische einen isolirten Vorposten in der Lausitz, während es am entgegengesetzten, jenseits der Wolga mit vielen sich fort und fort vergrößernden Eilanden ins Gebiet der Tataren, Kaukasier u. dergl. greift.

Der Zahl nach ergeben sich dem Verfasser:

A.	I.	1.	Großruſſen	35,314,000	
		2.	Kleinruſſen	13,144,000,	davon 2,774,000 in den öſterreichiſchen Staaten; 2,990,000 unirt-griechiſcher Confeſſion.
		3.	Weißruſſen	2,726,000,	davon 350,000 unirt-griech. Confeſſ.
	II.	4.	Bulgaren	3,587,000,	davon in Rußland 80,000, in Oeſterreich 7,000; griech. Confeſſ. 3,287,000, röm. Conf. 50,000; Mohammedaner 250,000.
	III.	5.	Serben oder Illyren	5,294,000,	davon in Rußl. 100,000, in Oeſterr. 2,594,000, in der Türkey 2,600,000; griechiſcher Confeſſion 2,880,000, röm. Confeſſion 1,864,000; Mohammedaner 550,000.
		6.	Kroaten	801,000.	
		7.	Karntiſche Slowenen	1,151,000,	davon 13,000 evangeliſcher Confeſſion.
B.	I.	8.	Polen	9,365,000,	davon ruſſ. 4,912,000, öſterr. 2,341,000, preuß. 1,982,000, Krakau 130,000; römiſch. Confeſſ. 8,923,000, evangel. Confeſſ. 442,000.
	II.	9.	Böhmen und Mähren	4,414,000,	davon preuß. 44,000; evang. Conf. 144,000.
		10.	Slavonier	2,753,000,	davon evang. Confeſſ. 800,000.
	III.	11.	a) Oberlauſitzer	98,000,	davon preuß. 38,000; evang. Confeſſ. 88,000.
			b) Niederlauſitzer	44,000.	
			Geſammtzahl der Slawen	78,691,000,	davon ruſſiſch 53,502,000, öſterr. 16,791,000, türkiſch 6,100,000, preuß. 2,108,000, Krakau 130,000, ſächſiſch 60,000; griechiſch. Confeſſion 54,011,000, griech.-unirt 2,990,000, röm. Conf. 19,359,000, evangel. Confeſſ. 1,531,000; Mohammedaner 800,000.

Dieſer wohl nicht der wenigſt zahlreiche der drey großen europäiſchen Völkerſtamme hat mit keinem andern ſo ausgedehnte Berührungen, als mit dem der Mitte, dem germaniſchen. Somit hat S. durch die genaue Angabe der Grenzen, in welchen ſich die verſchiedenen weſtſlawiſchen Dialekte am deutſchen Sprachgebiete fortziehen, zugleich ein weſentliches Stück zur deutſchen Sprachkarte geliefert. Einen weitern dankenswerthen Beytrag zu einer ſolchen hat er dadurch gegeben, daß er auch die älteren und neuern Anſiedlungen, die in allen Slawenländern, nur nicht in den der Pforte unterworfenen, von Deutſchen gegründet ſind, ſorgfältig aufzählt.

Wir glauben auf keine paſſendere Weiſe von dieſer ſlawiſchen auf die eingangs genannte deutſche Sprachkarte übergehen zu können, als indem wir dabey dieſe dem gelehrten Slawen näher gelegene und unter uns im Allgemeinen minder gekannte Partie der deutſchen Sporaden berühren.

Was nun erſtens die kaiſerlich öſterreichiſchen Slawenländer und zunächſt Böhmen und Mähren betrifft, ſo finden ſich darin, abgeſehen von den Strichen, welche, mit deutſchem Lande zuſammenhangend, durchaus, und von andern, die in Miſchung mit Slawen von Deutſchen bewohnt ſind, folgende ganz von Slawen umwohnte Sprachinſeln.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Sprachkarte von Deutschland.

Slovanský Zeměvid (Slawische Sprachkarte).

(Fortsetzung.)

Um Budweis an beyden Ufern der Moldau 21 (auf S. 141 namentlich angeführte) Ortschaften, sodann ein Bezirk, der sich von Deutschbrod über Iglau nach Mähren zieht, ein Bezirk um Zwittau, Müglitz, Trübau und Briesau, kleinere um Brodek, Olmütz, Brünn und Komoran. In Galizien-Lodomirien finden sich neunzig seit Joseph II. (auf S. 143 mit Namen aufgezählte) deutsche Ortschaften, von denen einige bey Holitsch, andere bey Lemberg in Gruppen beysammenliegen. In Krain ist der Bezirk Gottschee (Hočewje), in 8 Pfarreyen*) und sieben Localien 21,000 Seelen enthaltend, von Deutschen bewohnt, die im J. 1509 unter K. Maximilian, nach Andern (vergl. z. B. Frhr. v. Hormayr H. Luitpold S. 16) schon unter Karl IV. hier angesiedelt worden, und als Hausirer mit selbst verfertigten Holzwaaren, mit Südfrüchten, Liqueurs, Oel und dergl. im ganzen Kaiserstaat bekannt sind. — In einem Kärntischen Bezirk am Flusse „Bela“ giebt Š. sechs deutsche Ortschaften (Malberget, Trbiž, Kokowa, Rabel u. s. w.) an. Ein Dorf „Sorica“ am Flusse Sora in Krain, einst deutsch, soll nachgerade slawisch geworden seyn.

In Ungarn finden sich außer den von Deutschen bevölkerten Freystädten zahlreiche deutsche Colonien zweyerley Ursprungs, ältere unter Slawoniern, jüngere unter Madjaren, Serben und Walachen. So ein größerer Strich von Ortschaften in der Zips, der sich von Lublo bis Metzenseif zieht. Andere (S. 120) sind in verschiedenen Comitaten zerstreut. Besonders ansehnlich ist die Zahl von neuern unter Joseph II. im sogenannten Banat gegründeten Ansiedlungen. Eben so alterthümlich als zahl- und volkreich sind die Wohnorte der Sachsen in Siebenbürgen. Im Ganzen schlägt Š. die Zahl der Deutschen, die unter andern Völkern des Kaiserstaates wohnen, auf 3,725,000 (1,146,000 in Böhmen, 603,000 in Mähren, 93,000 in Galizien, 21,000 in Krain, 232,000 in Kärnten, 600,000 in Steiermark, 600,000 in Ungarn, 430,000 in Siebenbürgen) an, welche ihm mit den 2,750,000 Bewohnern der reindeutschen Erbstaaten für das ganze Reich die Zahl von 6,475,000 Deutschen auswerfen.

Auf das russische Reich und dessen „osady německé“ kommend, unterscheidet der gelehrte Slawe, dessen německý nicht bloß deutsch, sondern germanisch überhaupt bedeutet, Ansiedlungen schwedischer und Ansiedlungen eigentlich deutscher Abkunft. Die Zahl der Schweden (hauptsächlich an der Küste

*) Unter den auf S. 144 namhaft gemachten Pfarrorten heißt einer, in welchem neben der deutschen auch die slawische Sprache üblich, Suchen. Dieses Suchen wird wohl kaum dasjenige seyn, von welchem sich Pfarrer nennt ein Ludolf (alias Petrus), der die Beschreibung seiner in den Jahren 1336 — 1350 nach dem heiligen Lande gemachten Reise einem Bischof von Paderborn, Baldwin von Steinford, gewidmet.

und in den Städten von Finnland, auf den Aland-Inseln, auf Worms, Runa u. s. w.) beträgt an die 100,000. Weit ansehnlicher ist die der eigentlichen Deutschen. Davon gegen 80,000, die seit dem XII. Jahrhundert hauptsächlich den Adel und den Stadtbürgerstand der drey Ostseeprovinzen (Esthland, Liefland und Kurland) ausmachen. Als jüngere Ansiedler, seit 1763, 1783, 1803 u. s. f., sind Deutsche über viele Gouvernements des russischen Reiches zerstreut. So finden sich im Petersburgischen die deutschen Colonien Pella, Saratowka, Kipen, Neudorf und Neuhausen, Friedenthal, Lutzka, Frankfurt und Porchow, — im Černigow'schen Neudorf, Rondowise, Werhel ꝛc., — im Woronesischen Ribendorf, im Saratow'schen auf beyden Seiten der Wolga seit 1763 einhundert und zwey deutsche, in 27 Pfarreyen und eilf Colonialbezirke eingetheilte, schon im Jahre 1826 bey 80,000 Seelen zählende Ortschaften, deren theils deutsche, theils russische Namen auf Seite 144 vorgetragen werden; — weiter südlich am Einfluß der Sarpa in die Wolga die Brüder- oder Herrnhuter-Gemeinde Sarepta, — im Vorkaukasischen an der Kuma die neuen Colonien Burgon-Madžar und Karas, — jenseits des Kaukasus in Grusien: Marienfeld, Petershof, Alexandersdorf, Elisabeththal, Katharinenfeld, Annenfeld und Helenendorf, — im Tawrischen Gubernium auf dem Festlande fünf und sechzig theils von Mennoniten, theils andern Deutschen bewohnte Orte, worunter Halbstatt, Prischib, Blumenthal, Tiefenbrunn, Felsenthal, Altenau, Heidelberg, Karlsruhe u. A., sodann auf der Halbinsel gegen zwölf, worunter Heilbronn, Kronenthal, Neusaatz, Rosenthal, Terlitzenberg, Zirchthal, Friedenthal, Neu-sudak, Otuz u. A. zusammen mit ohngefähr 25,000 Seelen, — im Jekaterinoslaw'schen Gubernium bey Nowomoskew, Kronsgarten und Josephsthal, bey Chortik sechzehn Ortschaften: Neuenburg, Kronweide, Rosenthal, Berwalde, Senwies, Neuendorf, Scharnhorst, Neuosterwitz, Einlage u. s. f., — im Cherson'schen vierzig Ansiedlungen, worunter die beträchtlichsten bey Nikolajew: Speyer, Karlsruhe, Stuttgart, Worms, Rorbach, Steif, Landau, Karlsburg, Sulz, Katherinenthal u. s. w., dann in der Gegend von Odessa: Mannheim, Freudenthal, Luisdorf, Liebenthal, Petersthal, Josephsthal, Majenthal, Neuburg, Franzfeld u. s. f. — endlich in Bessarabien um Akkerman neunzehn, sich mit bulgarischen berührende Ortschaften, worunter Namajuhlu, Adelbajraktar, Džapmonhyt, Esewej, Schewkaj u. A. Die Bevölkerung dieser deutschen Colonien belief sich i. J. 1842 auf 160,000 Seelen, welche mit ohngefähr 100,000 Deutschen, die in den drey Hauptstädten Petersburg, Moskau und Warschau, so wie in einigen kleineren Ortschaften Rußlands und Polens wohnen, und mit obigen 100,000 Schweden die Zahl der Seelen germanischen Stammes, welche sich im besagten Jahre unter den 66,335,000 Bewohnern des russischen Reiches befanden, auf etwa 440,000 anschlagen lassen.

Mit Betrachtungen, die eher betrübende als erfreuliche heißen müssen, wenden wir uns weg von diesen, wie Tropfen, die über kurz oder lang als das, was sie sind, verschwimmen werden, über das ganze große östliche Europa (von Amerika schweigen wir) unter Madjaren, Walachen, Slawen, Tschuden und Tataren ausgesprengten Theilchen deutscher Bevölkerung, so vielen Zeugen davon, daß das eigene große Heimatland seinen Söhnen oft nicht gewährte, was sie gewiß am liebsten zunächst von *ihm* empfangen hätten, zu diesem selbst.

Die *Sprachkarte von Deutschland* läuft der erwähnten slawischen nicht völlig parallel. Diese umfaßt die slawischen Sprachen beyder Ordnungen, der südöstlichen wie der westlichen, jene hingegen von den germanischen Sprachen nur die, welche als eigentliche deutsche den skandinavischen gegenüber stehen. Das Seitenstück der slawischen Sprachkarte müßte eine germanische seyn, die, wäre sie wie jene, auf Europa beschränkt, auch England und Schottland, die kleinen nördlichen Inseln mit Island, sodann Norwegen, Dänemark und einen großen Theil von Schweden und Finnland darzustellen hätte. Käme zu diesen beyden, der slawischen und germanischen, noch eine romanische, welche, das südwestliche Europa und dazu sogar einen großen Strich an der untern Donau umfassend, einen Ueberblick von nicht minder merkwürdigen Verschiedenheiten darbieten müßte, so ließe sich ohngefähr das numerische und dynamische Verhältniß zwischen den drey Hauptstämmen ermessen, welche im großen Voran-

schreiten unsers Geschlechtes als Führer gelten dürfen. Noch ist vorherrschend der Einfluß des historisch ältesten Hauptstammes auf die beyden andern, groß der des jüngern auf den jüngsten. Das Verhältniß kann im Laufe der Jahrhunderte ein umgekehrtes werden.

Die slawische Karte ist von einem Mann ausgegangen, der einen Theil seines Lebens den umfassendsten Forschungen über die frühesten Schicksale und Zustände aller Zweige seines Stammes gewidmet hat. Historische Fragen sind es zunächst gewesen, die ihn auf diese ethno-geographische Darstellung geführt haben. So hat auch der Verf. der deutschen Sprachkarte fast ausschließlich den historischen Gesichtspunkt im Auge gehabt, d. h. die Frage, ob sich aus den gegenwärtigen Sprachverhältnissen der Völker und namentlich aus der Verschiedenheit der Mundarten des deutschen Volkes, so weit dieselben noch heutiges Tages räumlich abgegrenzt bestehen, ein Schluß auf die ursprünglichen Stammverhältnisse ziehen, oder doch mindestens ein Hülfsbeweis für Forschungen über die Urgeschichte Deutschlands gewinnen lasse.

Der Verf. eröffnet die erste von den Sprachgrenzen nach Außen handelnde Abtheilung seines die Karte erläuternden Textes mit der Bemerkung, es dränge sich bey der allgemeinen Betrachtung des auf dieser Karte bezeichneten deutschen Sprachgebietes zunächst die beachtungswerthe Erscheinung auf, daß dasselbe, bis auf wenige Ausnahmen, mit den Grenzen von Deutschland übereinstimmt, wie uns die Römer diese schon vor beynahe 2000 Jahren angegeben haben. Dieß ist, wenn man die Ausnahmen nach Süden und Osten hin verlegt, im Allgemeinen nicht zu widersprechen, denn die Vermuthung, daß schon unter den Römern, und ihnen botmäßig, bereits Germanen im Noricum und Vindelicien gesessen, giebt sich bloß als was sie seyn kann, und über den germanischen Bereich nach Osten zu ist aus Quellen jener Zeit ohnehin wenig Verläßiges zu schöpfen. Es kommen bey den historischen Schriftstellern des Alterthums, auch wohl noch bey manchen, die Sprache derselben gebrauchenden der Mittelzeit gewisse Ausdrücke vor, welche sich, wollte man sie in buchstäblichem Sinne nehmen, mit dem, was wir aus jüngerer Geschichte, und selbst aus der von America, an ähnlichen Vorgängen kennen, nicht gut in Uebereinstimmung bringen lassen. Sie sind darum wohl blos als Redensarten, und das Niedermetzeln, das Vernichten ganzer Stämme, das Entvölkern ganzer Länder blos so zu nehmen, wie man dieses wohl zu jeder Zeit in der Regel allein gekonnt und gewollt haben mag. Sich den Gegner zum nützenden arbeitenden Knecht, däuchte den Stärkern gewiß in den meisten Fällen klüger, als ihn zur Leiche zu machen. Darum mag der Erfolg der meisten, zwischen sich mehr oder minder urverwandten Stämmen und Völkern für immer entschiedenen Kämpfe in Mischungen bestanden haben, deren in Zahl oder in Geltung schwächerer Bestandtheil im Laufe der Zeiten Sitte und Sprache des stärkern annahm.

Und so mögen seit dem Beginn der großen europäischen Bewegung die wenigsten der Völker noch ungemischte gewesen seyn, und manches kann, je nach dem Punkte, auf den es mit seiner innern Assimilirung gediehen war, zu irgend einer Zeit als keltisches, zu einer andern als germanisches oder auch als sarmatisches genommen worden seyn. Auch ist auf das Urtheil der Alten über barbarische Sprachen und Nationalitäten schwerlich viel mehr als auf das mancher eben so selbstzufriedenen Neuern zu bauen. Bey diesen und ähnlichen Ansichten können wir so wenig große Hoffnung nähren als besonders Gewicht darauf legen, daß die spätern Erscheinungen mit jenen ältesten zerstreuten Angaben in völligen Einklang gesetzt werden.

Bessern Halt gewähren die Nachrichten späterer Jahrhunderte; und während die Kelten, Rhäten u. s. w. gegen West und Süd in Römer oder Lateiner aufgegangen, sind die Hauptnachbarn in Osten wohl geblieben, was sie jederzeit gewesen, Veneti, Wenden, Slawen. Erscheinen die Germanen, ohne Zweifel von Stärkern aus einem mildern Himmelsstriche verdrängt, seit ihrem ersten Eintritt in unsre Geschichte als Wanderer, die wieder einen minder winterlichen Himmel suchen, und erzwingen sie sich endlich theilweise ihr Naturrecht an dem wohnlichern Gotteshoden von Thracien, Italien, Gallien, Spanien, Afrika, so rücken ihnen jene Nachbarn von

Osten auf dem Fuße nach und im VIII. Jahrhundert ist beynahe die Hälfte eines früher germanischen Gebietes von Slawen besetzt. Mit Recht hat der Verf. auf seiner Karte die Linie angedeutet, die in jener Zeit vom Kieler Meerbusen fast gerade südwärts bis zur Donau Germanisches von Slawischem geschieden hat. Wenn auf der vorhin besprochenen Karte der jetzigen Slawenwelt diese bedeutsame Linie nicht ersichtlich ist, so wird sie es ohne Zweifel mit noch manchen andern desto bestimmter auf jener seyn, welche Š. seinem Werke „Slawische Alterthümer" beyzugeben versprochen hat. Seit dem VIII. Jahrhundert hat der Rest jener deutschen Wanderlust, da West und Süd versperrt war, unter andern Verhältnissen, seine Richtung wieder rückwärts gegen Osten genommen, und auf dem größten Theile jenes slawisch gewordenen Gebietes herrscht jetzt deutsche Sprache. Daß diese im Grunde nie daraus verschwunden und nur eine Zeit lang der slawischen untergeordnet gewesen, wie der Verf. sehr annehmbar macht, dürfte dennoch in einigen Zweifel gezogen werden, wenn sich zu der Thatsache, daß sich in den also slawisch gewordenen Gebieten auf den Bergen früheres Deutsch erhalten, etwa auch das Gegentheil aufbringen ließe.

Vergleichen wir die gegenwärtigen Abgrenzungen des Deutschen gegen das Slawische, wie sie sich auf der einen wie auf der andern Karte und in den beyderseitigen Texten darstellen, so finden wir sie in allem Wesentlichen übereinstimmend. Im Einzelnen fällt auf, daß Thorn, der von den Polen mit gerechter Eifersucht für ihre Nationalität in Anspruch genommene Geburtsort des großen Astronomen, auf der Karte des Slawen dem deutschen, auf der des Deutschen dem slawischen Sprachgebiete zugewiesen ist. Sodann ist der schon oben erwähnte deutsche Bezirk bey Olmütz auf Bernhardi's Karte als über die Sudeten mit Deutsch-Schlesien zusammenhängend, von Š. aber als von demselben durch slawische und also Bergbevölkerung getrennt angegeben. Den kleinern deutschen Sprachinseln im madjarischen, walachischen, und dann im slawischen

Sprachgebiet überhaupt ist in Š's. Karte, worin dazu auch besserer Platz war, genauere Rechnung getragen, jedoch hat B. die eine der kleinern Nebenkarten seines Blattes den vier isolirten deutschen Districten Siebenbürgens gewidmet.

Die kleinste Strecke nimmt die Grenze gegen das italienische Sprachgebiet ein. Sie läuft von Pontafel, wo sich Deutsch, Italienisch und Slawisch berühren, in den Alpen fort bis an den südlichen Fuß des Monterosa, wo Deutsch, Italienisch und Französisch zusammenstoßen. Durch die Gletscher dieses Alpenriesen vom Wallis getrennt können gewissermaßen auch die erst durch Albert Schott näher bekannt gewordenen acht deutschen Gemeinden Savojens als Sprachinseln betrachtet werden. Eine andere, durch Bündtnerisch-Romanisches und Italienisches eingeschlossene findet sich zwischen Vorder- und Hinter-Rhein am Splügen, eine dritte und vierte, in den VII und XIII sogenannten cimbrischen Gemeinden, auf den Alpen von Vicenza und Verona. Diese letztern sind auf dem andern der beyden Bernhardischen Nebenkärtchen besonders dargestellt *).

(Schluß folgt.)

*) Die von Joh. Costa in den Schriften (Saggj) der Academie zu Padua 1794 III. Th. S. 195 als dergleichen Insela angegebenen Pfarrgemeinden Sauria (Sauris, Saoris) und Sapata (Pladen) in den obersten Nebenthälern der Piave und des Tagliamento hangen wohl mit deutschen Parcellen im windischen Gailthal zusammen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Sprachkarte von Deutschland.

Slovanshý Zeměvid (Slawische Sprachkarte).

(Schluß.)

Die in manchem Betracht merkwürdigste ist wohl die Grenze gegen das französische Sprachgebiet, die, am Monterosa ausgehend, überall mehr oder minder entfernt vom Rheine fortlaufend, bey Gravelingen die Nordsee erreicht. Sie zieht sich über einen an Geschichte reichen Schauplatz hin, und, obwohl von den Politikern seit lange unter die völlig gleichgültigen Dinge gerechnet, hat sie für Andere, denen auch der Mensch als Mensch etwas ist, noch immer nicht ihre nachhaltige Bedeutung verloren. An solchen Grenzstrichen zeigt sich recht auffallend, welch eine tief greifende Eigenthümlichkeit es um irgend eine ererbte Sprache ist. Oertlich, ja oft schon bloß häuslich abgeschlossenes Zusammenleben vermag dieser Eigenthümlichkeit einen Schutz zu gewähren, an welchem sich auch die mächtigsten Einflüsse länger brechen, als es hie und da in der Berechnung der Staatskunst zu liegen scheint. Möge weder Obrigkeit, noch Schule, noch selbst der Beichtstuhl von einer andern als einer gebotenen Sprache wissen wollen, dennoch setzt sich am häuslichen Heerde, auf dem Spielplatz der Kinder, kurz überall, wo man sich so recht eigentlich bey sich daheim fühlt, lustig hier Deutsches, dort Slawisches fort. Und dieses Deutsche oder dieses Slawische ist es, was die Grenzen bestimmt, die hier gemeint sind, Grenzen, um welche sich die bisher übliche Statistik noch nicht sonderlich bekümmert hat. Am sichersten könnten sie ohne Zweifel auf dem Wege der Verwaltung, und zwar noch besser auf dem der kirchlichen als dem der weltlichen, ermittelt werden, denn ihr wäre es ein Leichtes, alles, was seines Orts im Einzelnen nicht unbekannt seyn kann und darf, in übersichtliche Zusammenstellungen zu bringen.

Um so größere Anerkennung verdient der Einzelne, der wie unser Verf., in seiner Liebe zur Sache einen Beruf gefunden, eine Aufgabe, die ihrer Natur nach, nur durch vereinte Bemühungen Vieler zu Stande gebracht werden kann, vorläufig wenigstens abzustecken. Und wie bereits in den ersten Monaten nach Erscheinung dieser Sprachkarte in einem öffentlichen Blatte (Allg. Zeitung v. 1843 Nr. 363, v. 1844 Nr. 6.) von Ortskundigen berichtigende Notizen über die Grenzen gegen das Französische mitgetheilt worden, so können fortgesetzte Mittheilungen der Art nach und nach eine ganz genaue äußere Circumscription des gesammten deutschen Sprachkörpers herstellen.

Dieses ist übrigens der minder schwierige Theil der Aufgabe. Die Grenzen gegen das Nichtdeutsche sind überall und von jederman leichter zu erkennen, als die Linien, an denen im Innern selbst die verschiedenen Mundarten auseinander treten. Diesen nun, oder der Abgrenzung der verschiedenen deutschen Mundarten unter sich, ist der zweyte Theil des Textes gewidmet.

Der Verf. hat redlich geleistet, was bey dem gegenwärtigen Stand dialektographischer Vorarbeiten zu leisten irgend möglich gewesen, er hat die allge-

meinen Umrisse angegeben, in denen sich die lebenden drey Hauptäste germanischer Zunge, der niederdeutsche, und einerseits der hochdeutsche, andrerseits der nordische oder skandinavische darstellen; letzterer ist indessen, da die Größe und eigenthümliche Lage seines Gebietes auf der Karte Anderes nicht gestattet hat, nur mit seinen anstoßenden Theilen aufgenommen, so daß sich die Darstellung auf das eigentlich Deutsche, das niedere und das hohe, beschränkt.

Die Grenze zwischen diesen beyden Aesten sieht man an Aachen, Düsseldorf, Bonn, Cassel, Wittenberg nördlich vorbey, nächst Krossen zur Oder gezogen. Mit einem eigenen Interesse wird in diesen Tagen nicht bloß unter Sprachforschern die Abgrenzung des einen dieser beyden Aeste mit dem dritten in Schleswig besprochen. Eine Verhandlung der Art kann erfreuen, als Zeichen, daß unter politische Rücksichten endlich auch die auf die Sprache aufgenommen werden will, während sie von einer andern Seite den Beweis liefert, daß germanische Stämme nicht weniger scharf und bitter als slawische und romanische ihre Special-Nationalitäten einander entgegen stellen, und daß von einem resp. Pangermanen-, Panslaven- und Panromanenthum zur Zeit noch so wenig zu fürchten als zu hoffen ist.

Auf dem Gebiet der unter sich ohne Zweifel bedeutend abweichenden niederdeutschen Mundarten hat der Verf. nur eine, die niederländische (flämisch-holländische) durch ihre besondern Grenzen ausgezeichnet, da ihm die zur Zeit noch sehr lückenhaften Angaben über die übrigen nicht Anhalt genug zu bieten geschienen. Während er im Texte alle dergleichen Angaben aufführt, und überall auf die Punkte hinweist, über welche nähere Forschung nothwendig ist, hat er auf der Karte selbst vor der Hand mit Recht nur das Verläßigste, wenn auch das Allgemeinste, angegeben.

Die hochdeutschen Mundarten werden durch eine Linie in mitteldeutsche und oberdeutsche, die letztern selbst aber in eine oberrheinische, eine westlechische und eine ostlechische eingetheilt. Während sich hier im Süden drey, für jedes Ohr deutlich verschiedene größere Partien bemerklich machen, deren jede freylich wieder genug der Einzelfarben darbietet, scheinen sich nordwärts die vielen Einzelfarben weniger leicht in ähnliche große Complexe zusammen fassen zu lassen.

So bleibt denn für das Innere dieser Karte allerdings noch sehr Vieles einzutragen. Aber sie giebt sich eben auch nur als einen Versuch, als einen allgemeinsten Rahmen für etwas, das erst entstehen soll und nur unter gesammter Hand entstehen kann. Sie ist die Einladungskarte, die da an Alle ergeht, denen es mit Deutschlands Einheit wirklich Ernst ist, beyzutragen zum Bau eines Domes, der ein lehrreiches Bild jenes vielgegliederten geistigen seyn soll, welcher mehr als alles Andere, wenn auch oft verkannt, durch Jahrtausende der Träger jener Einheit gewesen ist und, so der Himmel will, es fürder seyn wird.

Welcher Art sollen nun die Beyträge seyn? Eine allgemeine Karte wird wirklichen bedeutsamen Inhalt nur aus möglichst vielen speciellen zu erheben vermögen *). Aber jede Karte selber kann nur das Ergebniß von schriftlichen Arbeiten seyn, in welchen entweder a) wirkliche mundartische Texte vorgeführt, oder b) die grammatischen und Aussprach-Eigenheiten besprochen, oder c) außerdem noch der eigenthümliche Wörtervorrath einer oder mehrerer Mundarten gesammelt ist. Erst im Zusammenhalt mit solchen Vorlagen gewinnt die Mappirung der blos örtlichen Verhältnisse Bedeutung und Leben. Noch ist uns kein Buch oder doch Büchlein bekannt, in welchem, mit Bezug auf Deutschland, über alles, was in einer jener drey Rücksichten, namentlich auch der ersten und zweyten, bereits gedruckt vorhanden und größtentheils in Zeitschriften und fliegenden Blättern zerstreut ist, Rechenschaft zu finden wäre, ein Büchlein, dessen sich doch bereits seit 1839 unsre Verwandten in England zu erfreuen haben **). Sicher ist die Zahl auch der

*) Bereits konnte sich unser Verf. (S. 13, 99, 113) auf dergleichen Special-Sprachkarten berufen. Zu diesen kommt, was die Abgrenzung gegen das Slawische betrifft, die jüngsthin den Volksliedern der Lausitz beygegebene.

**) In John Russell Smith's Bibliographical list of the works that have been published towards illustrating the provincial dialects of England.

in Deutschland erschienenen Arbeiten der Art keine geringere. Aber nur die von größerm Umfang erhalten sich im Bewußtseyn des Publicums, während kleinere sich spurlos verlieren und oft bald nicht mehr innerhalb ihres örtlichen Bereiches aufzutreiben sind. Noch wird Weniges von Namen wie Usteri, Hebel, Sailer, Waitzmann, Grübel, v. Kobell, Lindermayr, Castelli, Stelzhamer, Seidl—, Stalder, Tobler, Christoph Schmid, Höfer u. A. über ihre eigentliche Heimat hinaus getragen. Am leichtesten und weitesten haben sich Sammlungen von Proben aller, oder doch möglichst vieler Mundarten verbreitet, wie wir deren zwey dem weiland rastlosen Radlof zu verdanken haben, und gegenwärtig in D. Firmenich's Werke „Germaniens Völkerstimmen" eine dritte begonnen sehen, die, nach dem bereits Vorliegenden zu urtheilen, sowohl was Umfang und Auswahl als die Behandlung betrifft, kaum etwas wird zu wünschen übrig lassen. Aber, während einestheils mundartische durch Form oder Gehalt ansprechende Texte, anderntheils förmliche sogenannte Idiotica immerdar einigen Weg machen, findet sich für Arbeiten mehr grammatischer Art, auf die es doch vorzugsweise ankäme, allenthalben nur wenig Gemüth und Dank, auch wenn sie in der so geistreichen als gründlichen Weise eines Moritz Rapp durchgeführt sind. Was in dieses Forschers „Physiologie der Sprache" besonders S. 266 ff. des dritten Bandes, und § 142 ff. des vierten über die deutschen Mundarten, ihr Charakteristisches und die Eintheilung derselben gesagt ist, wird bey Aufgaben, wie die obschwebende, nimmermehr unberücksichtigt bleiben dürfen. Ein solches Zurückgehen einmal auf die Elemente der Aussprache als physiologischen Theil aller Sprache überhaupt, dann insbesondere auf die Grundzüge, in welchen die Familieneinheit aller, der alten wie der neuen, germanischen Dialekte ausgeprägt ist, wird unvermeidlich seyn, wenn sich die wirre Masse der Erscheinungen in deutliche Reihen auseinander legen soll. Wenig ist abgethan durch den Ausspruch, dieß sey z. B. schwäbisch, jenes bayrisch; es muß erst ausgemacht seyn, welches die charakteristischen Merkmale seyen, die, zusammengenommen, zu dieser oder jener Benennung berechtigen. Diese Grundmerkmale, mitunter sich gleich stehend an Bedeutsamkeit, können in verschiedenen Richtungen, selbst unter Dialekte, die örtlich weit auseinander liegen, vertheilt seyn, sich Nahes trennen, Entferntes vereinen.

Uns scheint demnach, es müsse vor Allem ausgegangen werden auf die Constatirung dieser Grundmerkmale, wie sie sich aus der Beachtung sämmtlicher Dialekte, so weit sie vorläufig statt haben kann, ergeben mögen, auf eine Art Instruction, in welcher diese Grundmerkmale, etwa nach Nummern gereiht, jedem Theilnehmer an dieser Dialekt-Conscription zu Handen kommen könnte. In der Reihe dieser Grundmerkmale möchte den Eigenthümlichkeiten, die sich auf das am ersten in jedes Gehör fallende, nämlich auf die Vocalverhältnisse beziehen, vor denen, die das Consonantsystem betreffen (obgleich diese ihrerseits den großen Unterschied zwischen Hochdeutsch und zwischen Niederdeutsch und Nordisch begründen), der Vorrang zu geben seyn.

Eine wichtige, vielleicht die wichtigste Sache bey dem ganzen Unternehmen ist die Vereinbarung über eine gleichförmige Art und Weise, die dialektische Aussprache zu bezeichnen, oder (wenn erlaubt ist, einen hiefür ungewöhnlichen aber bequemen Ausdruck zu gebrauchen) die Buchstabirung.

Wer Dialektisches blos für seine Dialektgenossen schreibt, hat den Vortheil, ihnen zutrauen zu dürfen, daß sie es, auch wenn es nach der Weise der gewöhnlichen Schriftsprache buchstabirt ist, in die eigenthümlichen Laute werden umsetzen können. So haben es wohl alle jene Schriftsteller früherer Jahrhunderte gehalten, von denen man vermuthen darf, daß sie zunächst ihre speciellen Landsleute im Auge gehabt. Schwerlich wird man annehmen, daß sich der große Unterschied, der in dieser Hinsicht zwischen dem Schuhmacher Hans Sachs und dem Klempner Grübel liegt, erst in der Zwischenzeit in der Sprache Nürnbergs selbst gebildet habe. Dieser Umstand ist in so ferne zu bedauern, als er uns arm hat werden lassen an schriftlichen Nachweisen über die Phasen, welche die wirkliche Aussprache in den verschiedenen Landstrichen durch die Jahrhunderte herab durchlaufen hat. Je weiter zurück ein deutsches Sprachdenkmal reicht, so unsicherer läßt sich, z. B. unter hochdeutsch geschriebenen, bestimmen, ob es im Westen oder im Osten verfaßt sey. Wie

schön ließe sich, wäre dieß anders, auf solch verlaßiger Spur über die Jahrhunderte etwa von den Oesterreichern, Schweizern zurückkommen auf die Baiuwaren, auf die Burgunden oder Alamannen! Es war früherhin kein Anlaß und kein Bedürfniß da, dem Gegensatz zwischen festgestellter Schreibsprache und örtlicher Aussprechweise eine Bedeutung beyzulegen. Jetzt aber sind wir freylich veranlaßt, da wir einmal nicht ohne derley historische Anknüpfungen bleiben wollen, als zu einem letzten Behelfe, zu jenem weiland verachteten Gegensatz zu greifen.

Mögen wir auch die Grundmerkmale oft wunderlich durcheinander laufend finden, so werden sich neben diesen Wirkungen ehemaliger in der Geschichte vielleicht gar nicht oder nur unvollkommen angedeuteter Mischungen und Verpflanzungen doch auch manche bestimmtere größere Partien herausstellen. Wir werden aber am sichersten gehen, wenn wir weniger von unsern gelehrten Vermuthungen und Desiderien, als von den baren Erscheinungen uns leiten lassen. Diese laufen am Ende auf den Buchstaben hinaus, und dieser Buchstabe, der mit Geiste erfaßt, hier nicht tödten, sondern gerade beleben soll, erhält solcher Gestalt eine ihm eigene Wichtigkeit.

Auf welchem Wege soll nun in einer bisher jederman so völlig frey gestandenen Sache, wie die Methode, die Aussprache der Dialekte durch Buchstaben darzustellen, wenigstens zu diesem mehr gelehrten Behufe, eine sie alle umfassende Einheit erzielt werden? Wenn in irgend einer Aufgabe, so wird es in dieser das Bessere nur schwer zu einem Guten kommen lassen. Hier müßte eine Autorität vermitteln.

Sind unter den verschiedenen bisher erschienenen dialectographischen Werken einige, in welchen sich, mit möglichster Sichtbarhaltung der allen Dialekten zu Grunde liegenden Gesammtsprache, wenigstens die unterscheidendsten Eigenthümlichkeiten nicht blos einer Mundart ohne andere Zeichen als solche, die in jeder bessern Buchdruckerey vorräthig sind, dargestellt finden, so wäre es die Methode eines dieser Werke, welche, um eine schon bedeutende Verwirrung nicht fort und fort wachsen zu lassen, unsers Bedünkens als vorläufige Vereinbarungsnorm müßte angenommen werden.

Wir können übrigens diese Anzeige nicht schließen, ohne unsre Leser auf die Vorschläge aufmerksam zu machen, mit welchen der Verf. (churhessischer Bibliothekar zu Cassel) seinerseits das zeitgemäße Werk dem deutschen Publicum übergiebt. Es sind folgende:

1) Die gesammten Geschichtsvereine Deutschlands sollten die Ausarbeitung eines Sprachatlasses von ganz Deutschland in Gemeinschaft übernehmen und einen jeden Bezirk, welcher als die Heimat einer eigenthümlichen Mundart betrachtet werden kann, vorläufig so genau als thunlich abgrenzen.

2) Für jedes auf diese Weise gefundene Sprachgebiet wäre wo möglich ein eingeborner Sprachkundiger zu gewinnen, dem seine Verhältnisse gestatten, diesen Landstrich Dorf für Dorf sprachlich zu erkunden.

3) Jeder Geschichtsverein hätte außerdem eines seiner Mitglieder mit den einschlagenden historischen Forschungen zu beauftragen und in Gemeinschaft mit den Sprachkundigen des Vereingebietes die zur Erreichung des vorgesteckten Zieles erforderlichen Maßregeln zu verabreden.

4) Im Jahre . . . . müßte mindestens Ein Mitglied von jedem Vereine sich bey der demnächstigen Versammlung der deutschen Sprachforscher einfinden, um sich über die zu befolgenden Grundsätze, namentlich in Beziehung auf die Lautbezeichnung und die zu wählenden Benennungen zu vereinbaren.

5) Unterdessen wäre in jeder Vereinszeitschrift eine möglichst vollständige Literatur über die Mundarten der betreffenden Landestheile zu liefern. Sollte es jedoch angemessener erscheinen, sämmtliche Forschungen dieser Art in Eine Zeitschrift zu vereinigen, so ist der Verf. auch erbötig, die Besorgung dieses Geschäfts vorläufig zu übernehmen, und bittet in diesem Falle nur um baldige Zusendung entsprechender Mittheilungen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 23.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.
Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philologisch-Philosophische Classe.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe am 3. Febr. hielt

1. Herr Dr. Sulpiz Boisserée, ordentliches Mitglied, einen Vortrag über die älteste christliche Skulptur und die Gegenstände derselben, mit besonderer Rücksicht auf die Bildwerke an Marmorsärgen, welche aus dem 3. bis zum 6. Jahrhundert in Italien und im südlichen Frankreich sich erhalten haben.

   Diese Abhandlung gehört zu einem größeren Ganzen von Untersuchungen über die christliche Kunstgeschichte, womit der Verfasser sich beschäftigt.

2. Herr Rector J. v. G. Fröhlich, ordentliches Mitglied, machte folgende Mittheilungen über einen alten Autor von den rhetorischen Figuren.

Seit einiger Zeit mit den römischen Schriftstellern beschäftigt, welche die Lehre von den rednerischen Figuren in eigenen Schriften behandelt haben, namentlich mit Rutilius Lupus und Aquila Romanus, hat Ref. zuletzt auch das Schriftchen in den Kreis seiner Studien gezogen, welches von dem französischen Gelehrten Hrn. Jules Quicherat in einer Handschrift der k. Bibliothek zu Paris gefunden und in der „Bibliothèque de l'école des chartes“ (Tom. I. 1839 — 40 pag. 51 — 78), mit Einleitung, Anmerkungen ꝛc. versehen, zuerst öffentlich bekannt gemacht worden ist.

Das Schriftchen, aller Wahrscheinlichkeit nach Werk eines alten, wiewohl bey dem Stillschweigen der Handschrift dem Namen nach uns unbekannten Römers noch aus der Zeit vor Chr. Geb. (circ. 735 u. c.), fand zumal bey der Eigenthümlichkeit seiner Form, nach der es, als eine in heroischen Hexametern verfaßte kurze Figurenlehre, einzig in seiner Art ist, bald nach seiner Bekanntwerdung (in der erwähnten Bibliothèque de l'école des chartes) auch in Deutschland freundliche Aufnahme und weitere Bearbeitung durch Hrn. Sauppe in seiner Epistola critica ad Godofr. Hermannum *), Hrn. Schneidewin in der Schrift: „Incerti auctoris de figuris vel schematibus versus heroici. Ed. in Germ. principem cur. F. G. Schneidewin“ **), und endlich Hrn. Ahrens in seiner krit. Anzeige der erwähnten zwey Schriften in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft u. s. w. Jahrg. 1843. Nro 20 — 22.

So viel nun aber auch an dem von der Handschrift großen Theils in verdorbener Gestalt überlie-

*) Am Ende datirt: Turici a. d. XI. Kal. mart. a. MDCCCXLI.

**) Nach der Einleitung datirt: Gottingae die XVIII. mensis Martii (MDCCCXLI).

ferten Texte dieſer alten Figurenlehre zuerſt Quicherat, dann die drey genannten deutſchen Bearbeiter ſchon zu berichtigen geſucht und an nicht wenigen Stellen wirklich berichtiget haben, ſo iſt doch in dieſen Bearbeitungen des Textes, nach des oben genannten Referenten Urtheile, noch ſo viel theils unſicheres theils offenbar unrichtiges zurück geblieben oder darein aufgenommen worden, daß eine nochmalige Ueberarbeitung des Ganzen keineswegs als eine überflüſſige Arbeit zu betrachten ſeyn dürfte.

Eine ſolche Ueberarbeitung des neu gefundenen Textes hat Ref. in der Abſicht unternommen, die Figurenlehre des ungenannten Verfaſſers dereinſt, wenn es ſich fügen wird, in Verbindung mit dem, wie er hofft, ebenfalls verbeſſerten Texte des Rutilius und Aquila öffentlich bekannt zu machen. Vor der Hand wollte er nur einige Stellen aus dieſer neuen Bearbeitung der verſificirten Figurenlehre, gleichſam als Probſtücke ſeiner Behandlungsweiſe, vorgelegt haben. Beyſpielsweiſe mögen hier, ohne weitläufige Auseinanderſetzung des Einzelnen, folgende Stellen bloß ihren Endreſultaten nach angeführt werden.

Vers 6 ff. würde Ref., mit kleiner und dennoch nicht unbedeutender Abweichung von den zeitherigen Bearbeitern, ſo ſchreiben:

Membra ea sunt, quae cola vocant: ea circuitum explent.
„*Nam qui eadem vult ac non vult*“ — membrum facit unum;
Huic adiunge sequens: „*is demum est firmus amicus.*“

V. 12 ff., welche von der griechiſch Ἀνάκλασις genannten Figur handeln, ſind ohne Zweifel zu ſchreiben:

Est *reflexio*, cum contra reflectimu' dicta.
„*Non exspecto tuam mortem, pater, inquit*; *at ille*,
Immo, ait, exspectes oro, neve interimas me.“

Vers 44 ff. würde Ref. vorſchlagen:

Est *brevitas*, carptim paucis cum dicimu' multa.
„*Mentem contempla*; *nam consilio valuit, fors*
Decepit; *si peccat, homo est*; *concede, fatetur.*“

Vers 68 ff. ſind wohl ſo zu berichtigen:

Fit *concessio*, cum quidvis concedimus optet.
„*Hisce uti vel non potuit, vel noluit. Ut vis,*
Pone, tibi permitto; *tamen non debuit uti.*“

Vers 77 ff. werden in voller Ordnung erſt dann ſeyn, wenn man ſchreibt:

Exclamatio ea est, quam ut motus reddo repente.
„*At postquam victum video me — Tu improba et amens,*
Fortuna, es, quod sublimas mox ipsa premenda.

Vers 124 ff., welche die Figur Παρόμοιον, von unſerm Auctor Adsimile genannt, behandeln, würde Ref., weit abweichend von den Andern, ſo herzuſtellen verſuchen:

Adsimile est, cum agnomento simile hoc facio illi.
„*Nam plebeius homo ferme fit libera in urbe*
Regulus, et puncto regnat suffragioloque *).

Vers 129 ff. müſſen, mit Hinwegräumung zweyer Fehler, welche die zeitherigen Bearbeiter unbeachtet gelaſſen haben, dahin corrigirt werden:

Conciliatio fit, diversa ubi conciliamus.
„*Prodigus est et avarus idem*; *nam nescit uterque*
Uti opibus; *peccant ambo, res dedecet ambo.*“

Vers 151 ff., welche den andern Bearbeitern viel Schwierigkeit gemacht zu haben ſcheinen, glaubt

*) Das neue Wort suffragiolo hat vor uns ſchon Hr. Ahrens vorgeſchlagen, übrigens das Ganze unſers Erachtens nicht glücklich behandelt.

Ref. durch folgende kleine Aenderungen vollkommen richtig herzustellen:

Fit *praeoccursio*, si reddas priu' posteriori.
„*Ut pluvias cernis nolle istos, sic cupere illos:*
Artrantes cupiunt imbrem, noluntque viantes.“

Ueber artrare, eine Art von Pflügen (arare), sehe man Plinius Hist. natural. XVIII. 20, 49.

Doch genug, die wenigen Beyspiele werden hinreichen darzuthun, wie Ref. das mangelhafte Original anders als Andere in's Reine zu bringen versucht habe.

In der Sitzung am 4. März d. Js. las Herr Domcapitular Dr. Windischmann, ordentl. Mitglied, nachstehende Abhandlung über ein indisches philosophisches Gespräch.

In der an seltenen Druckwerken und Handschriften aus der Sanskrit-Literatur reichen und mit gelehrter Eleganz sorgsam gewählten Bibliothek A. W. von Schlegel's zu Bonn befindet sich die Handschrift eines kleinen Sanskritwerkes über die verschiedenen philosophischen und religiösen Schulen Indiens in Gesprächsform, dessen Kenntniß der Unterzeichnete der gütigen Mittheilung seines verehrten Lehrers verdankt, der ihm gestattete, eine Abschrift davon zu nehmen. Die Handschrift selbst ist in dem Format der indischen Codices, nur bedeutend kleiner als gewöhnlich, auf geglättetem Papier mit zierlicher Devanagarischrift von zwey verschiedenen Händen (der neue Copist beginnt aber erst im achten Capitel) geschrieben, sehr gut erhalten und sichtlich von nicht altem Datum. So zierlich auch die Schrift, so wenig ist sie durchgehend correct, indem viele Stellen offenbar verdorben sind, die aber meist durch Ergänzung oder Verbesserung einiger Buchstaben geheilt werden können. Der Titel des Werkchens ist in dem bekannten bombastischen Styl der späteren Indier abgefaßt: Çrîćiramg'iva-bhat't'â ćârjakarîta vidvanmôdatarañginî d. h. „Wonnestrom der Weisen, verfaßt von dem fürtrefflichen philosophischen Lehrer Ćiramg'iva“; und um dem einmal gewählten Bilde treu zu bleiben, heißt jedes der acht Capitel der Schrift eine Woge (tarañga) in dem Strom. Anspielend darauf sagt der Verfasser am Schluß des ersten Capitels v. 26: êtâm madijâm avagâhja samjak | tarañginîm çuddhadhijô manuśjâ: | vidjârnavâlôd'anam antarêna bhavantu s'at'çâstramalapravînâ: | d. h. „recht hinabgetaucht in diesen meinen Strom mögen die reinsinnigen Menschen ohne Sturm auf dem Meere der Wissenschaft erfahren werden in der Lehre der sechs Çâstra's. Uebrigens ist dieser Titel kein neuer; denn auch die Königschronik von Kaschmir heißt tarañginî und zerfällt in tarañga's, wie auch die Unterabtheilungen im Vrihat-Katha genannt sind.

Die acht „Wogen“ sind von verschiedener Größe, meistentheils in Versen, jedoch mehr oder weniger mit Prosa gemischt. Das erste Capitel, bis auf einige Worte versificirt, enthält ungerechnet eine sich fast ganz gleichbleibende und am Schlusse jedes Abschnittes wiederholte Vierzeile, 26 Strophen, das zweite 34, das dritte, vorwiegend prosaisch, nur 12, das vierte 47, das fünfte 28, das sechste 32, das siebente 66, das achte und längste 139. Die gebrauchten Metra sind die allgemein gangbaren: Çlôka's, Indravag'rî, u. s. w. eine seltene Form ist der octonarius bacchiacus im vierten Capitel v. 4 und 27 ff.

Die Sprache verräth die Zeit des Verfalles jener Eleganz, die wir an Kalidasa und seinen Altersgenossen bewundern. Freilich ist es eine harte Mühe, philosophische Systeme in Verse zu bringen und trockene Kategorienreihen in künstliche Metra zu übersetzen, ohne daß dabey doch dem systematischen Zusammenhang geschadet wird. Aber bey den Brahmanen sind diese Künste lange geübt worden, wie die zahlreichen didaktischen Gedichte dieser Art, auch aus besserer Zeit, z. B. die Sañkhjâ-Kârikâ beweisen, und somit war dem wackern Lebelang (das heißt Ćiramg'iva) hierin vielfach vorgearbeitet. Wollten wir demnach über diesen im Stoffe liegenden Mangel hinwegsehen, so ist doch an jenen Stellen,

die eine freiere Entwicklung des Gedankens gestattet hätten, ein so gezierter, nach Füllworten und Floskeln haschender Ton vorherschend, verbunden mit einer absichtlichen Dunkelheit, daß wir gewiß annehmen dürfen, der Verfasser habe geraume Zeit nach Bhâvabhûti, ja nach Krischna-Miçra, dem Dichter des Prabôdha-Ç'andrôdaja gelebt, d. h. nach dem 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Bestätigt wird diese aus dem Styl geschöpfte Vermuthung durch die im 2. und 8. Capitel befindlichen Notizen über die verschiedenen Secten des Çiva, Vis'nu, Râma, Kris'na und ihrer Çakti's, welche alle auf eine späte Periode der religiösen Entwicklung Indiens hindeuten. So tritt gleich zuerst ein Vais'nava auf, dessen Sectencostüm genau so beschrieben ist, wie das der Râmânug'a's, die bekanntlich erst ins zwölfte Jahrhundert gehören. Man vergleiche nur diese Strophe (C. II v. 1.) mit der von Wilson (As. Res. XVI, pag. 33) gegebenen Beschreibung: ânâsam urddhvatilakî bahuçañkhaćakrapadmâñkitô gvalavapur dhrîtapîtavâsâ: | kan't'hê lalâmatulasîsragamâdadhâna: | çrîmânajam harikathâm kathajannupaiti | „da kommt jener Treffliche herbey, die Geschichte Hari's erzählend, bis zur Nase mit dem Perpendikularstrich bezeichnet, mit Muschel, Discus und Lotus bemalt, glänzenden Leibes (wahrscheinlich ist padmâñkitôggvalavapur zu lesen), in gelbem Kleid, am Halse einen lieblichen Tulasî-Kranz tragend."

Von seiner Zeit sagt uns der Dichter nichts; desto mehr aber von seinen trefflichen Ahnen, die aus Gaud'a (Bengalen) und zwar aus Râdhâ (wie Egoismus in dem Prabôdha-Ç'andrôdaja) herstammen. Von Daxa, dem ersten der Familie, aus dem Hause Kaçjapa's, stammt im achten Gliede Kâçinâtha, von ihm Bhat't'âćârja Çatâvadhâna, der Vater unseres Dichters. Das diesem seinem ebenfalls in künstlicher Versifikation gewandten Vater vom Sohne gespendete Lob ist ächt indisch; er sagt C. I, v. 24. „eine höhere Gottheit als seinen Çivagleichen Vater kenne er nicht, darum bringe er ihm seinen Wonnestrom zum Fußbade." Nicht minder bescheiden redet der Dichter von sich selbst (C. I. v. 22): alle Weisen seyen mit seinen Werken über Njâjaphilosophie und sonstige Wissenschaften, so wie mit seinen Poesien zufrieden. Außer dieser Anspielung auf seine schriftstellerischen Arbeiten bezeichnet sich der Verfasser als Professor der Philosophie zu Benares, Çiva's Königsstadt.

Es sollte nun fast scheinen, die späte Zeit dieses Lehrgedichtes und die Geschmacklosigkeit seines Styles machten eine Herausgabe desselben kaum wünschenswerth. Allein der Inhalt ist nichtsdestoweniger für die Geschichte der Philosophie so interessant, daß dieses Werkchen als ein kleines Compendium über die indischen philosophischen und religiösen Schulen dienen, und daß ein Herausgeber in der glücklichen Erklärung aller darin enthaltenen oft sehr dunkeln Notizen über die indische Scholastik seine Kennerschaft derselben bewähren könnte. Ohnedieß fließen bis jetzt die Quellen über diesen unstreitig wichtigsten Theil der indischen Cultur so sparsam, daß jede Veröffentlichung dieser Art von hohem Werthe ist. Möge sich daher für dieses Werkchen unter den rüstigen Bearbeitern der Sanskritlitteratur ein Herausgeber finden; doch müßte vor Allem noch eine Handschrift desselben aufgefunden werden, um einen kritisch gesicherten Text herstellen zu können. Uns sey es nur vergönnt, im Folgenden eine kurze Uebersicht desselben zu geben.

Das erste Capitel enthält außer den schon angedeuteten Notizen über den Verfasser und seine Familie nichts Interessantes. Das zweyte führt die verschiedenen Philosophen und Sectenanhänger in die Versammlung ein, und zwar so, daß ein Nomenclator zuerst den Eintretenden in einer Strophe nach seiner Schule, seinen äußeren Sectenabzeichen u. s. w. charakterisirt, der Geschilderte selbst aber sodann in einer weiteren Strophe einen Hauptsatz seiner Doctrin hersagt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.
Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philologisch-Philosophische Classe.

In der Sitzung am 4. März d. Js. las Herr Domcapitular Dr. Windischmann, ordentl. Mitglied, nachstehende Abhandlung über ein indisches philosophisches Gespräch.

(Schluß.)

So treten nach der Reihe ein Vaiṣ'nava, ein Çaiva, ein Çâkta (Wilson As. Res. XVII. p. 210), ein Bekenner der Identität von Kṛiṣ'na und Çiva auf; dann kommt ein Logiker, der sich auf den Arm des Vaiçêṣ'ika stützt, ein Anhänger der Mîmâñsâ, ein Vedantist, ein Sañkhjâ-Philosoph von einem Schüler Patañg'ali's begleitet, ein Paurânika, ein Astrolog, ein Mediciner, ein Grammatiker, ein Dichter, ein Çârvâka (Materialist). In den Charakteristiken dieser Gesellschaft ist manches Drollige, sowie manche interessante Andeutung; z. B. wird vom Pauranika scherzhaft gesagt: „Was ist das für ein heißer Redner, ein Strom von Geschichten gleitet von seiner Zungenspitze, sein Sinn ist nur auf Lob gerichtet.“ Der Astrolog zählt in einer Strophe Sonne, Mond und Planeten auf, gerade in der Ordnung, wie die Namen unserer Wochentage gereiht sind. In der Strophe über den Grammatiker wird auf den Kalâpa-commentator Durgasinha, auf die Kâçikâ, einen Commentar über Pâninî, und auf Patañg'ali (çêṣ'âvatâra; vergl. Colebrooke Essays I, p. 44. Böhtlingk Panini I, p. XIV) angespielt, was wiederum das späte Zeitalter des Dichters beweist.

In dem Augenblicke, wo der Materialist auftritt und sein Meinungsschiboleth kundgiebt, schreyen alle andern Anwesenden: „Ha der Bösewicht, der Schlechtgeistige, wer ist er, woher kommt er?“ worauf der Angegriffene spitz replicirt: „Ja ich bin ein Bösewicht, Ew. Edeln aber sind die reingesitteten, welche ohne Nutzen Thiere tödten.“ (Auch die indischen Materialisten sind Anti-Thierquäler.) Es entspinnt sich hierauf ein Disput zwischen ihm und dem Mîmâñsaka, in welchem er die Autorität der Veda's ungescheut abläugnet, gerade wie der Cârvâka in Prabôdhaćandrôdaja. Zuletzt mischt sich auch der Vedantist in den Streit, der dann im dritten Capitel von dem Logiker weiter fortgeführt wird. Hier exponirt der Materialist seine Lehre etwas genauer und zählt sechs verschiedene Schulen auf, welche in folgenden Principien übereinkommen: es giebt keinen Himmel, keine andere Geburt, keine Hölle, kein Recht, kein Unrecht, keinen Schöpfer, Erhalter und Zerstörer der Welt, keine andere Erkenntniß als die der Sinne, auch keinen vom Körper verschiedenen Genießer des Lohnes der Werke. Höchstes Gesetz ist Nichtverletzung Anderer, Sünde Selbstquälerei, Unabhängigkeit die Befreiung (das Ziel aller indischen Schulen), der Himmel Essen und Trinken. Die sechs Schulen aber sind keine andern, als die von Colebrooke (Essays I, p. 391) erörterten vier Secten der Buddhisten, die Digambara's und die Cârvâka's. Ihm gegenüber demonstrirt der Logiker die Nothwendigkeit eines Schöpfers und der Ewigkeit desselben; denn wäre er nicht

ewig, so wäre ein Hervorbringer und Zerstörer desselben, wäre auch dieser nicht ewig, so würde ein unlogischer progressus in infinitum folgen. Ohne Lohn und Strafe sey gar keine Thätigkeit denkbar; nun werde aber die Frucht der Werke nicht hier genossen; also müsse es ein anderes Leben geben. So schließt der Logiker unter Beifall und Gelachter der Versammlung das Gespräch mit dem verachteten buddhistischen Materialisten.

Das vierte Capitel verläßt ganz die Gesprächsform, und enthält eine monologische Auseinandersetzung des Njâja-Philosophen über das verbundene Njâja- und Vaiçês'ika-System. Es kommt hier die Aufzählung der Kategorien vor, wie sie Colebrooke Essays I, p. 264 giebt und wie sie auch in dem kleinen logischen Lehrgedicht Bhâs'âpariçhêda enthalten sind. Zuerst stehen die sechs oder sieben padârtha's (Prädicamente): Substanz, Qualität, Handlung, Gleichheit, Unterschied und Relation, zu welchen positiven dann noch das Prädicament abhâva (Nichtseyn) als negatives hinzukommt. Sodann werden die neun Unterabtheilungen der Substanz und die 24 der Qualität aufgezählt*); und so geht es die ganze Reihe der Kategorien hindurch, ohne daß sich hier etwas erhebliches Neues fände. Die prägnante Kürze bey vollständiger Bündigkeit aller Definitionen machen diesen Abschnitt recht geeignet, einen gedrängten Ueberblick der indischen Logik zu geben, und es ist, was Darstellung des Systems betrifft, wohl das Beste in unserm Werkchen.

Im fünften Capitel trägt der Mîmâñsaka seine Lehre vor, die er gegen die Einwürfe des Logikers vertheidigt. Höchst auffallend ist hier der atheistisch klingende Satz, mit welchem er beginnt: „kein Gott ist Schöpfer, Erhalter und Zerstörer dieser Welt; jeder erlangt seinen Werken angemessene gute oder böse Früchte; auch giebt es keinen Verfasser der Veda's, sondern deren Wort ist ewig, und die Autorität dieser Schriften folgt eben aus ihrer Anfangslosigkeit. Der Weltlauf ist ohne Anfang und Ende; jede Thätigkeit kommt aus dem Werk, und das Werk des Menschen wiederum aus der Thätigkeit, wie die Sprossen aus dem Samen und umgekehrt“ u. s. w. Es wird also hier ein progressus in infinitum angenommen; aus den Werken der Lebendigen entspringt ihre dermalige Lage, und aus dieser neue Werke — ein wahrhaft verzweiflungsvolles Treibrad, abgesehen von der logischen Haltungslosigkeit dieser Lehre. Der Logiker macht daher auch Einwendungen, die den Gegner sehr in Verlegenheit setzen; z. B. wenn er die Autorität der Veda's anerkenne, so müsse er auch einen Schöpfer annehmen, da die Veda's ihn bekennen. Der Mîmâñsaka hilft sich mit der Ausrede: bloß da, wo die Veda's Vorschriften geben, seyen sie Autorität, wo sie aber von den Gestalten des Herrn reden, sey es bloß Erzählung (arthavâda Colebrooke Ess. I, p. 302, 310), nicht bindend. Auch weist der Logiker die Absurdität der Annahme einer Ewigkeit des Wortlautes der Veda's nach. Zuletzt mischt sich der Vedantist in das Gespräch, der durch seine Lehre vom täuschenden Schein aller äußern Dinge und der einzigen wahren Existenz des Brahma der Controverse ein Ende machen will. Aber der Logiker greift eben diese Abläugnung der Wirklichkeit der äußern Dinge als zum Atheismus führend an und weist nach, daß dieß auch gegen die Veda's sey. Da ruft der Vedantist in heftigem Zorne aus: „wer sind die Götter, was die Veda's und ihre Lehre, was Gesetz, was Verbot? wer ist Vollbringer der Werke? was ist gut und böse, was die Frucht davon, und wer der Genießer? wer ist geboren, wer gestorben? wer schafft hier etwas, wer ist Vater oder Mutter, wer ist gebunden oder befreit? Alles ist das höchste, reingeistige Brahma.“ Auf diesen Ausbruch der lächerlichsten idealistischen Identitäts-Philosophie replicirt der Logiker boshaft: „wenn es so ist, wer bist du, was redest du? was ist Brahma, Alles ist eine Täuschung von dir, der du von Täuschung redest?“ Es ist interessant zu sehen, wie den Indiern selbst die Einsicht nicht fehlte, wohin auch die streng auf die Autorität der Veda's gegründeten Systeme, wenn sie diese Auto-

*) Hier hat sich im V. 4 ein Fehler eingeschlichen, wie auch das Metrum zeigt; es fehlt nämlich um die Zahl 24 voll zu machen, die Qualität snêha (visciditas), welche sich jedoch leicht in den Vers einfügen läßt.

rität unter der Hand wieder zerstören, führen müssen, und wie zuletzt bey dem größten Anschein von Tiefsinn sich Alles in Unsinn auflöst. Möchte der brave Logiker unseres Gesprächs auch eine Kritik deutscher Philosophie geschrieben haben.

Das sechste Capitel giebt zuvörderst eine kurze Exposition der Sañkhjâ-Lehre, sowie sie in der Kârikâ des Içvara-Kṛiṣ'na vorgetragen ist. Da aber auch dieser Philosoph am Ende die Autorität der Veda's und den ganzen Cultus, ja das Selbstbewußtseyn bedroht, so erhebt sich der Logiker auch gegen ihn, und thut ihn ziemlich leicht mit einigen Argumenten ab.

Der interessanteste Abschnitt des Werkchens, der Aufschlüsse über die bisher am wenigsten bekannte Doctrin, nämlich über den Jôga giebt, ist das siebente Capitel. Ein Anhänger des Patañg'ali entwickelt hier diesen eigenthümlichst indischen und am höchsten gesteigerten falschen Mysticismus. Er beginnt, wie das Jôgaçâstram des Patañg'ali selbst (dessen Anfang Ref. durch die Güte des Hrn. Prof. Lassen kennt) mit der Definition des Jôga, der eine Befreiung gebende Hemmung der Thätigkeit des Geistes, eine Insichkehr desselben durch die Abkehr von den äußern Gegenständen genannt wird. Der Geist selber aber hat fünf Zustände: Zerstreuung, Bethörung, Trennung, Sammlung, Hemmung. Die drey ersten sind von den drey Guna's (Qualitäten) beherrscht, wovon das Rag'as (Färbung) die Zerstreuung in den äußern Gegenständen und die leidenschaftliche Anhänglichkeit an sie, das Tamas (Finsterniß) alle Verbrechen, das Sattvam (Reinigkeit) die Güte der Gesinnung durch allmälige Trennung von jener leidenschaftlichen Neigung hervorbringt. Die Schilderung der menschlichen Gesittung in diesen drey Zuständen ist vortrefflich, doch etwas breit. Alle drey aber eignen sich noch nicht für den Jôga. Die Sammlung (das Aufeinesgerichtetseyn der Seele) tritt ein, wenn der Geist von aller äußern Thätigkeit ledig sich nur der innern zuwendet, während Hemmung ein völliges Aufhören aller Thätigkeit ist. Diese beiden jogischen Zustände entspringen aus der Leidenschaftslosigkeit und der Uebung (der mystischen Beförderungsmittel der Betrachtung). Die Leidenschaftslosigkeit aber entsteht aus der genauen Erwägung der Gebrechen der äußern Dinge, in denen die Seele niemals Ruhe finden kann, während Uebung die wiederholte Anwendung der Mittel zum Jôga ist. Diese Mittel aber heißen: Glauben, d. h. die Beruhigung des Geistes in dem Gegenstand des Jôga; Kraft (Anstrengung), Gedächtniß, Betrachtung und Erkenntniß, wovon eines durch das andere hervorgebracht wird. Der Jôga aber hat acht Glieder: Bezähmung, fromme Zucht, Sitzen, Einhalten des Athems, Zurückziehung der Sinnesthätigkeiten, willkürliches Anhalten des Lebenshauches in den verschiedenen Theilen des Leibes, Beschauung (dhjânam) und vollendete Betrachtung (samâdhi). Durch die Anwendung dieser acht Glieder, welche wiederum viele Unterabtheilungen haben, erreicht der Ascet verschiedene Vollkommenheiten; so durch die Uebung der Nichtverletzung Anderer (einer Unterart der Bezähmung) die Gabe, daß in seiner Nähe feindliche Thiere friedlich zusammenwohnen; durch Redlichkeit kommen ihm alle Edelsteine von selbst; durch Keuschheit erlangt er große Kraft; durch Buße reinigt er Leib und Sinne, und dadurch werden letztere so geschärft, daß er das Entfernteste und Feinste hört und sieht, alle Gerüche wahrnimmt, in fremde Städte eindringt, sich nach allen Orten versetzen kann u. s. w. Wenn so die mystische Einigung die höchste Stufe erreicht hat, dann genießt der Ascet innerlich die Götterspeise und betrachtet in sich selbst das selige Licht. Diese Vollendung aber wird je nach größerer oder geringerer Anstrengung schnell oder langsam erworben. Die letzten acht Strophen des Capitels enthalten die Schilderung der Fortschritte und Genüsse dieser Ekstase.

Das achte Capitel endlich gewährt einen Blick in die spätesten Sectenkämpfe Indiens. Denn es erscheinen hier neben dem Vis'nuiten und Çivaiten Verehrer des Râma, des Kṛiṣ'na, der Râdhâ, die mit allen Verzierungen der alten und modernen Mythologie ihre Gottheiten lobpreisen. So kommt hier ein ganzes Compendium des Mythus von Râma vor. Der Vis'nuit will zwar die streitenden Verehrer des Kṛiṣ'na und Râma belehren, daß Alles nur ein Spiel des einen Vis'nu sey, aber während er so zu vermitteln sucht, geräth er mit dem

Çivaiten in die Haare, dem er den Vorzug Vis'nu's durch dessen himmlische Herrlichkeit zu beweisen bemüht ist, während Çiva und seine Anhänger eine abschreckende Gestalt hätten. Der Çivait dagegen beschreibt den Kailâsa und seine Schönheit mit Reminiscenzen an Kalidasa's Kumârasambhava, und die ganze Pracht der Erscheinungen Çiva's, wovon er mehrere zum Besten giebt. Der Streit wird endlich dadurch geschlichtet, daß ein Weiser auftritt, der die Identität von Çiva und Vis'nu nachweist, und mit diesem Resultat schließt unter Applaus die Conferenz.

Wäre der Verehrer des Râma, der in diesem Capitel vorkommt, als ein Anhänger des Râmânânda zu betrachten, worüber jedoch keine Gewißheit vorhanden ist, so böte dieß einen neuen Beweis des späten Datum's des Gespräches; denn der genannte Sectenstifter gehört nach Wilson in das fünfzehnte Jahrhundert.

Historische Classe.

In der Sitzung am 27. Jänner d. J. las Hr. Prof. Höfler folgende Notizen über 2 historische Manuscripte, Alberts von Beham und des Card. Aegidius von Viterbo.

Ich erlaube mir, die Aufmerksamkeit der historischen Classe auf 2 Handschriften zu lenken, welche ich in den letzten Monaten für meine Studien zu benützen das Glück hatte. Die erste, auf welche mich Hr. Dr. Böhmer aufmerksam machte, der daraus Einiges zu seinen Zwecken entnahm, ist ein auf Baumwollpapier geschriebener Codex, einst des Klosters Aldersbach, jetzt der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München. Schon Docen hatte auf diesen Codex aufmerksam gemacht; allein zu den Cimelien der Bibliothek gehörig, war wahrscheinlich sein besonderer Aufenthaltsort der Grund gewesen, warum er bisher für die Geschichte Friedrichs II. nicht benützt wurde. Er ist offenbar das Conceptbuch Alberts von Beham, des Legaten P. Gregors IX. in Deutschland und ist in der Art geschrieben, daß man aus der Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit der Tinte sehr gut das Jahr bemessen kann, in welchem das Eine oder Andere aufgezeichnet wurde.

Der von Docen aus seinem Verbande herausgeschnittene, nunmehr aus einzelnen Blättern und Convoluten bestehende Codex, ohne Aufschrift und mit sehr abgegriffenen und verblichenen Ecken der Blätter enthält zuerst Doc. 1 und 2. Briefe K. Friedrichs II. Es sind dieselben, welche bereits in der Sammlung Peters von Vinea I. n. 3. und n. 2. (ed. Iselin) abgedruckt wurden. Als Antwort auf diese Briefe, welche mit den bittersten Klagen gegen P. Innocenz IV. und den Clerus angefüllt, schon deßhalb die allgemeine Meinung für den Kaiser umstimmen mußten, da man aus dem Stillschweigen des Papstes auf die Unmöglichkeit schloß, den Anklagen des Kaisers etwas Triftiges zu erwidern, folgt. Doc. 3., ein bisher nicht nur unbekanntes, sondern auch ungeahndetes Schreiben des Papstes, in welchem dieser Punkt für Punkt der kaiserlichen Beschwerden durchgeht und dieselben widerlegt. Mit der Auffindung dieses Schreibens, welches von S. 6 — 10 reicht und ein Circularbreve an die verschiedenen Könige gewesen zu seyn scheint, sind erst die Acten geschlossen und es vermag jetzt der Leser das für und wider beyder Seiten abzuwägen. Der Brief ist offenbar eines der wichtigsten Documente des 13. Jahrhunderts. Er beginnt mit: Eger cui lenia medicamenta non prosunt; gegen das Ende zu scheint etwas zu fehlen. Datum hat er so wenig, als die vorausgehenden Briefe Friedrichs. Es folgt ein anderer Brief Innocenz IV. an den Herzog Otto von Bayern (IIII non. April. Pif. ao. III). Derselbe ist von Raynald (an. 1246 n. 3) angeführt, aber nur ein gleichzeitig an den Böhmenkönig gerichteter mitgetheilt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 27. Jänner d. J. las Hr. Prof. Höfler folgende Notizen über 2 historische Manuscripte, Alberts von Beham und des Card. Aegidius von Viterbo.

(Schluß.)

Das Bedeutendste an ihm ist, daß Innocenz noch im Jahre 1246 an den Herzog schrieb. Zwey Briefe Kaiser Friedrichs II. Docum. 4. und 5. sind bey Petrus de Vineis I. c. 8 u. c. 11 abgedruckt. Dann kömmt ein jammervolles Schreiben des römischen Senates an den in Lyon befindlichen Papst über Verwaisung der Stadt, voll Bitten um baldige Rückkehr. Das nächste Doc. 7 ist ein bey P. de V. (II. n. 29) abgedruckter Brief: detestabile quidem. Doc. 8 ist aus dem Schreiben P. Innocenz IV. an den Ungarnkönig Bela über die verwüstenden Einfälle der Tataren in Ungarn. Doc. 9 ist ein Brief des päpstl. Gesandten in Deutschland Philipp's, erwählten Bischofs von Ferrara, an Jacob den Schotten? Er ist wichtig, da er von dem Benehmen der deutschen Bischöfe dem neuen Könige Heinrich gegenüber Kunde giebt und die Maßregeln enthält, die der Legat zur Erlangung ihres Gehorsames ergriffen hat. Der Brief ist post collatam a Deo victoriam (der Sieg Heinrichs über Conrad) et curiam solemnissime celebratam geschrieben und, wenn ich recht lese, von Andernach a. idus Augusti datirt. Die folgende Seite enthält ein Schreiben des Wormser Bischofs, er habe den Cleriker Eberhard bevollmachtigt, an dem Hofe des römischen Königs zu erscheinen und eine Anleihe zu contrahiren. Wie schon auf dieser Seite so enthält der Codex noch öfter Randglossen, Bemerkungen über Dinge, welche man Albert z. B. über römische Antiquitäten mittheilte, später Recepte, F. 15 eine Abhandlung des Bischofs Methodius de regnis, F. 23 ein Eid, mit welchem sich Albert eines Freundes versichert zu haben scheint, dann ein Verzeichniß seiner Ausgaben und was er dem Wirthe Rufo und dem Wirthe Bruno u. a. schuldig sey; F. 25 alphabetisch geordnete lateinische Sprüchwörter, endlich F. 26 ein Brief P. Innocenz IV. (Lugdun. non. April. P. n. ao. VII.), worin er die strengsten Strafen über die Canonici von Regensburg ausspricht, welche die Partey Friedrich's II. und des Herzogs von Bayern verfochten. Es bezieht sich dieses Breve offenbar auf den von Aventin gemeldeten Umstand, daß H. Otto vorzüglich durch seinen Aufenthalt in Regensburg, und wohl auch durch die Drohung der dortigen Canonici veranlaßt worden sey, die päpstliche Seite, auf welcher er zuletzt noch allein stand, zu verlassen und sich auf die entgegengesetzte zu schlagen. Inc. Sedes Apostolica. —

Von F. 27 — 30 reicht eines der wichtigsten Documente der ganzen Sammlung. Inc. Iuxta vaticinium Ysaiae. Dat. circa principium Iunii. Die weitläufige und im alttestamentlichen Style gehaltene Abhandlung erweist sich als das Gutachten eines Cardinals entweder für das Concil von Lyon

oder für die in den Consistorien getroffenen Vorbereitungen, von welchen Mathäus Paris. besondere Kunde giebt. Unumwunden deckt sie in Betreff des Kaisers Dinge auf, die von dem höchsten historischen Werthe sind und dazu dienen können, die ganze Anschauung über Friedrich zu verändern. Sie stellt sich auf den strengen Boden des Rechtes, erklärt aber merkwürdiger Weise, einerseits daß der Kaiser in Kraft der von ihm geleisteten und dann gebrochenen Eide der Krone verlustig gegangen sey, geht andererseits doch nicht auf seine Absetzung ein, sondern läßt den Wink fallen von einem Mittelwege, der besonders angegeben, dann aber als vana et cassa selbst verworfen wird. Dieses Document, der Brief P. Innocenz IV. Doc. 8 und das nachfolgende: aspidis ova p. 32 — 34 können an Bedeutung sich mit den interessantesten der bereits bekannten Documente messen. Auch das 15. Doc. ist ein solches Gutachten, jedoch noch eindringlicher, bestimmter und ohne den Aufwand von Bibelsprüchen gehalten, die das Lesen der ersteren erschweren und manchmal selbst auch das Verständniß trüben. Dieses enthält eine höchst bezeichnende Stelle über den Tod K. Heinrich's VII., wie das andere über den ungeheuern Umfang der von Friedrich angestellten Säcularisationen Kunde giebt. Zwischen beyde fällt ein späteres Schreiben Alberts an den Bischof von Regensburg, ihm zu den Einkünften seiner Plebane in Sewen zu verhelfen und über dasselbe ein zweytes an seinen Vicar. Beyde sind von Passau datirt, ind. XIIII., wohin Albert alsdann zurückgekehrt war. Ein kleiner aber interessanter Bericht giebt Aufschlüsse über die Grafen Schwabens, ihre Macht und den Grund ihrer Stärke. F. 36. Dann beginnen wieder die Briefe. Zuerst einer des Portarius von Speyer an den Erzbischof Conrad von Cöln, über die Renitenz der bayerischen Bischöfe; dann mehrere, die Albert von B. als Administrator der Diöcese Passau in Geschäften des Bisthums schrieb, endlich ein Verzeichniß der nach Oestreich geschriebenen Briefe, F. 40 ein Catalog seiner Handschriften, hierauf Predigten, ein Schreiben des Clerikers Philipp an den Bischof Guido von Tripolis, Bemerkungen, was unter den verschiedenen Gestalten des Thierkreises zu thun oder nicht zu thun fromme, ein Brief über die Verschließung der Horden Gog und Magog durch K. Alexander, zuletzt F. 77 eine Breve Innocenz IV. (Lugd. V. id. Mart. an. VII.) über die Absetzung des Bischofs Rudiger von Passau. Hierauf leere Blätter bis F. 79 b.; auf diesem 2 Briefe eben dieses Bischofs, Einladungsschreiben an Albert von B. mit sicherem Geleite nach Passau zurückzukehren. Ueber diesen Punkt und seine völlige Restitution folgt nun von F. 81. b. an eine ausführliche Correspondenz, in welcher Albert dem Willen des Papstes gemaß auf vollständige Restitution dringt, aber dem Bischofe wie den Canonicis auf das freundlichste schreibt, ihnen seine Dienste anbietet, erklärt, wie er am römischen Hofe immer auf das beste zu wirken bereit gewesen sey, jetzt aber seine Tage in Frieden zu beschließen gedenke. Dem Briefe an den Bischof liegt ein besonderer Zettel bey, über die Anklagen, welche gegen diesen bey dem römischen Hofe erfolgt seyen. Diese Briefe stellen die Persönlichkeit Alberts in ein ganz anderes Licht, als in welchem man es bisher zu sehen gewohnt war, und enthalten viele Einzelnheiten, die für die Geschichte von Werth sind. F. 84 folgt dann ein langes Gedicht auf den berühmten Sieg der Parmenser über Friedrich II. bey Victoria. Nach diesen kömmt Alberts Correspondenz mit dem Erzbischof Eberhard von Salzburg. Diese ist wieder von besonderer Wichtigkeit, nicht nur wegen der Stellung des Erzbischofs zu Friedrich und dem Papste, sondern auch wegen der interessanten Aufschlüsse über die Curie in Lyon. Wir lernen unter anderm daraus, daß P. Innocenz eine strenge Reformation unter den vielen Geistlichen der Curie einzuführen bemüht war, daß Albert selbst Procurator des einst von ihm gebannten Erzbischofs bey der Curie war, und sehen, mit welchem Eifer er dessen Sache bey dem Papste vertritt. Von größter Wichtigkeit ist aber die Thatsache, daß der ganze Westen Europa's Partey gegen den Kaiser genommen hatte und auf das Entschiedenste in den Papst drang, dem Ungehorsame gegen den Ausspruch des Concils ein Ende zu machen. Nach diesen Briefen v. F. 87 — 89 folgen Recepte, ein Brief des H. Otto von Bayern über die Befreyung des Grafen von Sigmaringen v. J. 1253, einige bereits bekannte Briefe aus der Zeit K. Heinrich's VI., ein Schreiben Alberts

von B. an den Abt von St. Lambert, das wichtige Aufschlüsse über seine frühere Thätigkeit giebt, ehe er mit der gefahrvollen Mission nach Deutschland beauftragt wurde. Mehrere kleinere Briefe von unbedeutendem Werthe folgen, unter andern einer Alberts v. J. 1255 über die Reformation des Klosters Osterhofen. Plötzlich kömmt wieder ein überaus werthvoller, Alberts an den Herzog von Bayern, der ihn um Rath gebeten hatte. Wenige Briefe geben über die Politik des römischen Hofes und den festen, eisernen Willen nach erfolgter Wahl Heinrich Raspo's mit Friedrich in keine Unterhandlungen zu treten, sondern auf den Sturz desselben zu arbeiten, größere, merkwürdigere Aufschlüsse als dieser. Unter mehrerem unbedeutenderem, was hierauf folgt, ist eine Notiz über den Handel mit Polen, dann das Testament Alberts, ein Brief P. Innocenz an den Bischof von Freysing und den erwählten Bischof von Secau, dem Albert die ihm vorbehaltenen Güter zurückzustellen befahl. Wie zwischen dem letzten Briefe und dem vorletzten eine theologische Abhandlung, Aphorismen ꝛc. eingeschaltet sind, so auch zwischen jenem und dem letzten von fremder Hand geschriebenen, das Bisthum Freising betreffend.

Aus diesen wenigen Andeutungen mag der Inhalt des kostbaren Manuscripts im Allgemeinen erhellen. Man sieht, wie es sich von den von Aventin excerpirten Acten wesentlich unterscheidet, da anfängt, wo diese aufhören. Unser Codex übt aber dennoch auf die Aventinischen Excerpten eine große Rückwirkung aus, indem er die Behauptung Bruners, Hansiz's u. A., Aventin habe durch seine eigene Zuthat diese Acten für den Gebrauch mehr als schwer gemacht und vielfach einen Sinn untergeschoben, welcher ursprünglich nicht darin lag, zur Evidenz erhebt. Die ganze Persönlichkeit Alberts erscheint als eine andere, viel ehrenvollere als früher, und selbst seine nicht unbedeutenden Mißgriffe, sein Ungestüm, werden eben so begreiflich, als — der Widerstand der deutschen Bischöfe gegen seine Censuren. Ich bemerke in Bezug auf diesen Codex nur noch, daß der liter. Verein in Stuttgart sich wegen Herausgabe dieses Codex an mich wandte, und derselbe wohl auch im Laufe dieses Jahres unter den Publicationen dieses thätigen und eifrigen Vereines erscheinen wird.

Das zweyte Manuscript ist ein Pergamentcodex aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, der k. Universitätsbibliothek zu München angehörig. Im Handschriftencatalog als oratio ad Adrianum P. VI. angegeben, untersuchte ich denselben näher und fand an ihm nicht sowohl eine oratio, als eine geheime Denkschrift eines Cardinals über alle Gebrechen des römischen Stuhles, vorzüglich was die Regierung der katholischen Völker betrifft, und Adrian VI., als demjenigen, von welchem Abhülfe erwartet wird, gewidmet. Er möge dem Uebel steuern, zu dessen Hebung die geeigneten Mittel angegeben sind. Aus einer Stelle dieser für die Reformationsgeschichte höchst merkwürdigen Denkschrift geht hervor, daß der Verf. im Jahre 1515 päpstlicher Nuntius in Wien war, was dann mit Sicherheit ergab, er sey der berühmte Augustiner Mönch, Bruder Aegidius von Viterbo. Dieser auch als Schriftsteller, als Theologe wie als Geschichtschreiber bekannt, hatte auf dem lateranischen Concil P. Leo's X. am Vorabende der Kirchenspaltung 1516 mit besonderem Nachdrucke die Nothwendigkeit einer Reformation hervorgehoben. Von P. Leo X. zum Cardinalpriester von St. Matthäus ernannt, benützte er diese erhabene Stellung, um dem neu erwählten Papste die Rathschläge zu geben, von welchen er für diesen wie für die gesammte respublica christiana das Heil erwartete. Und es dürfte wohl schwerlich in Zweifel gezogen werden können, daß die bekannte offene Darlegung der Gebrechen der Kirche, durch welche der Papst dem Abfalle der deutschen Völker zu steuern hoffte, eine Folge dieser rückhaltslosen Auseinandersetzung war.

Das Manuscript, welches zwar nur wenige Bogen enthält, aber von dem bedeutungsvollsten Inhalte ist, und mit passendem Commentar vielleicht den Denkschriften der historischen Classe wird einverleibt werden können, ist uns aber noch deßhalb von Wichtigkeit, weil es nebst vielen anderen Büchern und Manuscripten der k. Universitätsbibliothek früher ein Bestandtheil der Bibliothek des J. E. von Knörringen war, von dem bekannt ist, daß er die Bibliothek des berühmten Philologen Glarean

kaufte, welcher selbst die Bibliothek des Erasmus von Rotterdam, dieses Freundes und Rathgebers P. Adrian's VI. an sich brachte. Wie die bezeichnete Bibliothek Bücher besitzt, welche theils das Autographon sum Erasmi, theils der schön gepreßte hölzerne Einband, an dem die Hand Holbeins erkennbar ist, als die Reliquien des Bücherschatzes dieses großen Gelehrten erweisen, so dürfte wohl mit großer Wahrscheinlichkeit auch dieses Manuscript einst Erasmus gehört haben, war vielleicht dasselbe, das P. Adrian VI. seinem Freunde sandte? Wie sollte sonst auch dieses geheime Gutachten über die zartesten Verhältnisse des römischen Stuhles, das wahrscheinlich nur noch das vaticanische Archiv im Originale enthält, auf deutschem Boden und in einer öffentlichen Bibliothek sich finden?

Verzeichniß

der in den Monaten December 1843 bis incl. Februar 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

I.

Vom Inlande.

Von gelehrten Gesellschaften.

Von dem historischen Vereine von Mittelfranken in Ansbach:

Zwölfter Jahresbericht 1842. Ansbach 1843. 4.

b. Von einzelnen Gelehrten:

Vom Hrn. Gymnasialprofessor v. Hefner in München:

Das römische Bayern in antiquarischer Hinsicht. München 1812. 8. — Geographie des Transalpinischen Galliens zu Cäsars Commentarien de bello gallico. ib. — Die Römischen Denkmäler Oberbayerns. München 1811. — Ueber die literarischen Leistungen des Klosters Scheyern u. s. w. ib. 8. — Leistungen des Klosters Benediktbayern für Wissenschaft und Kunst. ib. 8. — Die unterirdischen Gänge zu Ranhofen und bey Mergentau. ib. 8. — Tegernsee und seine Umgegend. München 1838. 12. — Herbstreise von München nach Venedig. München 1834. 8.

Von dem Herrn Dr. Herberger in Kaiserslautern:

Allgemeine Zeitschrift für Landwirthschaft und verwandte Gegenstände. I. Bd. II. Heft. Mainz 1843. 8.

Deutsche Allgemeine Zeitschrift für die technischen Gewerbe. I. Bd. II. Heft. 8.

Von dem Herrn Dr. Ludwig Merz in München:

Die neuen Verbesserungen am Mikroskope nebst den sie begleitenden Aenderungen in der Dioptrik. München 1814. 8.

II.

Vom Auslande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von dem Koninklijk Nederland. Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en Schoone Kunsten in Amsterdam:

Het Instituut of Verslagen en Mededeelingen, mitgegeven door de vier Klassen over den Jare 1842. No. 2. 3. 4. 1843. No. 1. Amsterdam 1843. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Basel:

Bericht über die Verhandlungen derselben August 1840 bis Juli 1842. Basel 1843. 8.

Von der k. preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Berichte über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen, in den Monaten August bis December 1843. Berlin 1843. 8.

Von dem Vereine zur Beförderung des Gartenbaues in den k. Preußischen Staaten in Berlin:

Verhandlungen. 31. Lieferung. (XVII. Bd. 1. Heft.) Berlin 1843. 4.

Von dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher. Heft 1 — 3. Bonn 1842. 43. 8.

Von der Société de Physique et d'Histoire naturelle de Genève:

Mémoires. Tom. X. 1. Partie. Genève 1843. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 26.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 17. Febr. hielt Herr Prof. Phillips folgenden Vortrag über den Leitkauf.

Die Monumenta Boica erwähnen an mehreren Stellen des bey Kaufcontracten zur Bestätigung und Bekräftigung derselben dienenden Ley- oder Leitkaufes. So veräußerte Heinrich Kammerer von Piegenberg und seine Hausfrau Diemut i. J. 1347 eine Hufe zu Hermaning um achtzehnthalb Pfund Münchener Pfennige mit Einschluß des Leihkaufes [1]. Der Propst Heinrich II. von Diessen kaufte im J. 1262 von den Brüdern Heinrich und Otto, genannt Schurfisen, mehrere Unfreye und gab außer dem Kaufschilling noch ein Gewand pacti nomine, quod dicitur Lietchouf [2]. In einem Schreiben, welches die Wittwe des Oswald von Weichs im Jahre 1493 an den Abt von Schlehdorf richtete, bestätigte sie einen von ihrem Manne an das Kloster geschehenen Verkauf, dankt auch für den übersendeten Leitkauf, meint aber doch, Sr. Würdigkeit könnten denselben wohl etwas bessern, „denn mein Hauswirth und Andre, die den Kauf gemacht haben, sind mir zu abläßig gewesen, des Leykaufs halben“ [3]. Ein andres Beyspiel bietet die Schlichtung eines Rechtsstreites über einen Hof; der Landrichter Otto von Haselove spricht denselben dem Abte von Metten gegen einen Preis von 10 Pfund zu, außerdem soll dieser noch ein halb Pfund an die Frau und Kinder des bisherigen Inhabers als Litchouf geben [4]. Nehmen wir dazu noch die Bestimmung des Augsburger Stadtrechts vom Jahre 1276, welches sagt [5]: „Wo ein Kauf geschieht, da der Gozpfennig an geben wird oder sonst leutkauffen angetrunken wird, der soll staht seyn“ —, so wird zunächst die Verbreitung des Leitkaufs in Bayern und zugleich die Bedeutung desselben im Allgemeinen ersichtlich seyn; in der zuletzt angeführten Stelle tritt aber im Trinken des Leitkaufs ein neues Merkmal hervor, dessen Spur wir in diesen Zeilen weiter zu verfolgen beabsichtigen.

Schmeller ist in seinem trefflichen volksthümlichen Wörterbuche [6] weder die sprachliche noch die sachliche Erklärung des nunmehr ziemlich ungebräuchlich gewordenen Wortes Leitkauf schuldig geblieben. Der Schreibart und dem Sinne nach corrumpirt kommt das Wort allerdings noch vor, denn in Berchtesgaden sollte nicht ein Leuthaus, sondern ein Leithaus [6a] die Fremden gastlich aufnehmen, und der Münchner Polizey-Anzeiger sollte nicht die einzelnen Pfunde Ochsenfleisch verleitgeben las-

1) Mon. Boica. Vol. II. p. 3.
2) Ebendas. Vol. VIII. p. 158.
3) Ebendas. Vol. IX. p. 82.
4) Ebendas. Vol. IX. p. 361.
5) Kap. 369. bey Walch, Beyträge. Th. 4. S. 362.
6) Bd. 2. S. 520 u. ff. — Vergl. auch Grimm, deutsche Rechtsalterthümer. S. 191. — Mein deutsches Privatrecht. Bd. 1. S. 165.
6a) Vergl. Mon. Boic. VIII. p. 58.

sen. Leit [7]), das goth. leithus, das alth. lidu, das agf. lidh und dän. lith, bedeutet so viel als geistiges Getränk, vorzugsweise das landesübliche, es kann Wein, es kann Bier oder sonst ein künstlich bereitetes Getränk (sicera) seyn [8]) und so finden sich auch, je nachdem man sich bey Kaufcontracten des einen oder andern bediente, die specielleren Ausdrücke: Weinkauf [9]) oder Aelkauf [10]) vor. Da Bierkauf, so viel bekannt, nirgend gebräuchlich geworden ist, das Wort Bier aber mit Leit die allgemeinere Bedeutung eines geistigen Getränkes ehedem theilte [11]), Leit öfters auch in einen Gegensatz zu Wein gestellt wird [12]), so wird wohl in den meisten Fällen wenigstens im Bayerlande, wie in Dänemark [13]), unter Leitkauf ein Bierkauf zu verstehen gewesen seyn [14]), ja selbst wenn der Weinkauf genannt wird, ist das Getränk doch bisweilen Bier. So heißt es z. B. im Schwerin'schen Rechte [15]): Zum Vierten seie allezeit die Haußkauffe von E. E. Rath bestätiget und nach einem Weinkauff, das ist mit einer großen Kannen voll Biers (so stets offen stehen muß und umbher ausgetrunken wird, der es aber versieht und die Kannen zuthut, ist seine Strafe die halbe Kannen auszutrinken, dabey dann auch gerufen wird: Weinkauff, Weinkauff), also bestätiget, damit angezeiget wird, daß es nicht ein heimlich, sondern öffentlicher Kauff sey." Wir befinden uns somit auf dem Gebiete einer Jurisprudentia potatoria und der bibulus guttur unsrer Vorfahren, über den die italienischen Sänger zur Zeit Karls des Großen, wegen der Mühe, die er ihnen beym Gesangunterrichte verursachte, so bitter klagten [16]), scheint sich auch hier auf eine ziemlich frappante Weise kund zu geben, indem erst das Trinken des Leit oder Weines einem sonst ganz fehlerfreyen Kaufcontract eine völlige Gültigkeit und Stetigkeit gab. Es ist wahr, einen guten Trunk verschmähten unsre Altvordern nicht; er fehlte nicht bey den Schmäusen, welche sie nach des Tacitus Bericht bey allen wichtigen Angelegenheiten zu halten pflegten [17]), eine gute Sitte, welche unsre Brüder, die Söhne Albions, bis auf den heutigen Tag bewahrt haben und die auch bey uns in Deutschland von Neuem in Aufnahme gekommen ist.

Der aufmerksam beobachtende Römer schildert in sehr grellen Farben die Trinksucht der Germanen [18]). Denn Durst können sie nicht ertragen, Tag und Nacht können sie trinken, da fehlt es nicht an Streit, den sie aber nicht mit Worten, sondern mit Streichen und Wunden zu Ende bringen, und ein neuerer Epigrammatiker [19]) sagt von ihnen:

Mors, inquit Seneca, est non esse, Polynice;
contra
Germanus mortem non bibere esse putat.

So wurde auch sogar auf den Gräbern der

---

7) Vergl. Graff, althochdeutscher Sprachschatz. Bd. 2. Sp. 192.

8) Im Heliand bedeutet es auch den Essigtrank, der Christus gereicht wurde.

9) Vergl. die vielen bey Schröter, juriſt. Abhandlungen. Bd. 1. S. 512 u. ff. mitgetheilten Stellen.

10) Avenroder Stadtr. v. J. 1284. d 12: Unde drincken se Aelkop unde gifft dar Neen Geltt up, we des entholden will, de bethale den Aelkop, unde seht he Neen datt he ist nicht verköfft edder koffte, de wehre sick mitt den Mans Eeden, de den Aelkop druncken.

11) Vergl. Graff a. a. O. Bd. 3. Sp. 206.

12) Ni fullit er sih uuines ouh lides niheines. Graff a. a. O. Bd. 2. Sp. 192.

13) Vgl. Kolderup-Rosenvinge, däniſche Rechtsgeſchichte, überſetzt von Homeyer. §. 57. §. 108.

14) Vergl. Dreyer, vermiſchte Abhandlungen S. 1393 in der Note zu der oben n. 10 mitgetheilten Stelle aus dem Avenroder Stadtrechte.

15) Bey Westphalen, Monum. ined. Vol. I. p. 2032.

16) Vergl. Joh. Diac. Vita S. Gregor. Magni. S. meine deutſche Geſchichte Bd. 2. S. 197. Note 7.

17) Tacit. Germ. 11.

18) Germ. c. 4. 22. 28.

19) Owen, Epigr. II. 55. Vergl. Püttmann, Advers. jur. univers. Vol. II. pag. 110.

Todten getrunken[20]) und, um wieder dem grauen Alterthum das spätere Mittelalter entgegenzustellen, so wurde bey dem sogenannten Einlager oder Einreiten, wie sich's in Holstein gegen das Verbot der Reichsgesetze noch lange erhielt, so wacker gezecht, daß der einreitende Schuldner dadurch in noch tiefere Schulden gerieth.[21]) Auch möchte es eine hieherzuziehende Erscheinung seyn, daß wo der Italiener eine buona mancia, der Franzose ein douceur, der Engländer ein hat money kennt, der Deutsche auch in diesem Verhältnisse das Trinkgeld hat. Es scheint demgemäß auch nicht fernab zu liegen, den Gebrauch bey Abschließung von Kaufcontracten zur Bekräftigung derselben einen Becher zu leeren, auf die bezeichnete germanische Neigung und zugleich dahin zu deuten, daß dieß ein Mittel gewesen, um etwa den Zeugen eine angenehme Rückerinnerung an das in ihrer Gegenwart abgeschlossene Rechtsgeschäft zu gewähren;[22]) auf jeden Fall wäre dieß ein wohlthuenderes Mittel gewesen, als das in bayrischen Urkunden so oft vorkommende Ohrenzupfen der Zeugen, oder die in skandinavischen Werken nach Olaus Magnus Angaben üblichen Seitenstöße, mit welchen sich die Trauungszeugen regalirten, oder gar als jene Demonstration ad posteriora, welcher in manchen Gegenden Deutschlands die Dorfjugend auf den Marksteinen unterlag, damit ihnen die Gemeindegränze stets unvergeßlich bleibe. Dennoch aber dürfte diese naheliegende Erklärung des Leit- oder Weintrinkens bey Käufen nicht die richtige, sondern diese erst auf einem weiteren Umwege zu ermitteln seyn.

Zunächst möge darauf hingewiesen werden, daß der Wein- oder Leitkauf regelmäßig[23]) nur bey wirklichen Kaufcontracten gebräuchlich war; das Geld oder die Sache, wie oben der Rock, den Schurfisen erhielt, die als Leitkauf gegeben werden, sind nur

20) Vergl. deutsche Geschichte Bd. I. S. 75. S. 280.

21) Vergl. mein deutsches Privatrecht Bd. I. S. 161.

22) So sagt Schröter a. a. O. S. 512: „zur Erheiterung des Gemüths und mehrerer Aufmerksamkeit."

23) Eine Ausnahme aus älterer Zeit ist eine Verstiftung von Zehnten in den M. B. IV. p. 481.

Surrogat des Getränkes, welches der Käufer dem Verkäufer auf diese Weise vergilt. Daß solches Geld an die Frau oder Kinder gegeben wird, ist ebenfalls nicht ursprünglich, sondern nur eine Nachahmung der deutschrechtlichen Arrha, die bey Verkäufen von Häusern unter dem Namen Schlüsselgeld, bey Verkäufen von Thieren als Handgeld vorkommt. Der berühmte Baron Caspar von Schmid in seinem Commentar zum bayerischen Landrechte[24]) unterscheidet zwar geradezu den Leutkauf (wie er ihn irrig nennt) als arrha honoraria von dem Weinkaufe als der arrha bibalis und eifert gewaltig gegen gewisse bey dieser vorkommende Mißbräuche, namentlich den, daß bey jedem unerheblichen Geschäfte z. B. bey Bestellung eines Hirten, bey Beendigung eines Streites über einen Fußbreit Wasens der Weinkauf getrunken werde. In Betreff dieser Mißbräuche hat er ganz recht, sie sind Abweichungen von dem Princip, die man auf Rechnung des zu stillenden Durstes setzen kann; die Bestimmungen der Gesetze haben immer nur den Kauf im Auge und lassen denselben durch den hinzukommenden Weinkauf insonderheit auch in der Beziehung kräftig werden, daß nunmehr keiner der anwesenden Verwandten des Verkäufers eine Einsprache gegen das Geschäft erheben kann.[25]) Der Wein- oder Leitkauf ist daher immer im Gefolge der gerichtlichen Auflassung oder Investitur, wie sich denn auch viele Belehnungen mit Trinkhörnern, Bechern

24) C. Schmid ad Jus munic. Bav. Tit. VI. Act. 3. p. 111.

25) Vergl. Lauenburg. Statut. Th. 3. Art. 5. „Ehe und zuvor ein Hauß für dem Rath überlassen und einen zugeschrieben, soll der gewöhnliche Weinkauff getrunken, und der Kauf vollzogen seyn. Wer nun für dem Weinkauffe, so an dem Erbe interesse zu haben vermeint, dem Kauff nicht beyspricht, soll aller seiner Anforderung an denselben verlustig seyn." — Nassau-Katzenelnbogen'sche Land-Ordnung Th. I. Kap. 5. §20: Trüge sich's auch zu, daß — der Abtrieber (Retrahent) bey Abhandlung des Kauffs — den Weinkauff darüber trinken helfen — so soll ihm der Abtrieb sonacher nicht verstattet werden.

und Humpen vorfinden. So erzählt Ingulf, der Abt von Croyland, von dem über ganz England verbreiteten Gebrauche solcher Belehnungen,[26]) auch ließ Papst Innocenz III. den Grafen Hildebrand zu Montefiescone mit einer silbernen Trinkschale belehnen, anderer Beyspiele der Art nicht weiter zu gedenken.[27]) Ob diese lehnsgerichtlichen Uebertragungen mit Trinkgefässen in eine Kategorie mit dem Leitkaufe gehören, lassen wir einstweilen dahingestellt; um aber der wahren Bedeutung desselben näher auf die Spur zu kommen, ist es nothwendig, sich aus dem Gebiete unsers durch Handel und Wandel belebten und durch die Mannigfaltigkeit von Rechtsgeschäften sehr complicirten Zustandes in die einfacheren Verhältnisse der Vorzeit zurückzuversetzen; in jene Zeit, in welcher eine zwar allmahlig, aber um so durchgreifender wirkende Revolution des socialen Zustandes noch nicht vor sich gegangen war. Wir meinen hiemit das vorzüglich durch das Aufblühen des Handels in den Stadten völlig veränderte Verhältniß zwischen der beweglichen Habe und dem Grundbesitz.[28])

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten December 1843 bis incl. Februar 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen:

Göttingische gelehrte Anzeigen 193 Stück, bis zu dem 1. December 1843. 8.

Von dem Hennebergischen alterthumsforschenden Verein in Meiningen:

Einladungsschrift zur eilften Jahresfeyer am 11. Novbr. 1843. 4.

Von dem imperiale regio istituto del Regno Lombardo-Veneto:

Memorie. Vol. I — V. Milano 1819 — 1838. Vol. I. Milano 1843. gr. 4.

Giornale. Tom. I — III. 1841. 1842. ib. 8.

Von der reale Accademia di scienze, lettere et arti di Modena:

Relazione delle Adunanze negli anni accademici 1840 — 42. Modena 1843. 8.

Von der Société imperiale des naturalistes de Moscou:

Bulletin. Annee 1843. No. II. III. Moscou 1843. 8.

Von der Société royale des sciences, lettres et arts de Nancy:

Mémoires, 1840 — 42.

Von der Imprimerie roy. a Paris:

Journal des Savants. Septbr. Novbr. 1843. Paris 1843. 4.

Von der Société de l'histoire de France a Paris:

Bulletin 10. Decbr. 1843. 1. Procès verbaux. Paris 1843. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux à Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Vol. 9. No. 8. Vol. 10. No. 1. Paris et Caen 1843. 1844. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XVII. No. 16 — 26. Octbr. — Decbr. 1843. XVIII. No. 1. Janv. 1844. Paris 1843. 11. 8.

Von der Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg:

Mémoires par divers savants et lus dans ses assemblées. Tom. quatriéme. St. Petersbourg 1843. 4.

Mémoires. Série VI. Tom V — VII. St. Pétersbourg 1842. 43. 4.

Recueil des actes des séances publiques. Tenues le 31. Decbr. 1841. le 30. Decbr. 1842 et le 12. Janvier 1843. St. Pétersb. 1843. 4.

(Fortsetzung folgt.)

---

26) Ingulf. Hist. Croyl. p. 901.

27) Vergl. Püttmann a. a. O. p. 113 u. ff.

28) Vergl. mein deutsches Privatrecht Bd. 1. S. 91. Bd. 2. S. 19.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 17. Febr. hielt Hr. Prof. Phillips folgenden Vortrag über den Leitkauf.

(Schluß.)

Die erstern hatten in der frühern Zeit nur einen ganz untergeordneten Werth, die letzteren hingegen waren nicht bloß physisch, sondern auch juristisch unbeweglich, d. h. sie konnten nur unter den allerdringendsten Umständen von einer Familie veräußert werden und zwar immer nur unter weitläufigen Feierlichkeiten und unter Zuziehung der gesammten Sippschaft. Grundstücke waren nicht Gegenstände des Handels — wie sie es leider nur zu sehr in neuester Zeit geworden sind —, denn der Handel setzt, wie schon das Wort selbst besagt, bewegliche Sachen voraus, die aus einer Hand in die andere gehen. Ebenderselbe Sinn scheint aber auch in dem Worte Kauf zu liegen, so daß wenn ein Grundstück verkauft wurde, es dadurch gleichsam mobilisirt, einer beweglichen Sache gleichgestellt wurde. Es wird nämlich das Wort Kauf geradezu in der Bedeutung einer beweglichen Sache gebraucht; „wenn Jemand Kauf stiehlt", heißt es in den sächsischen König Ina's von Wessex[29]) und auch sonst kommt das Wort oft in dem Sinne von merx vor.[30]) Darum wird Kaufmann nicht derjenige genannt, der viele Kaufcontracte schließt, sondern der mit beweglichen Sachen Handel treibt. Es scheint aber das Wort Kauf von einer symbolischen Handlung herzuleiten zu seyn. Im Norden wurde der für alle germanischen Stämme übliche Brautkauf von dem priesterlichen Haupte der Familie durch einen Schlag mit einem Hammer, dem Hammer Thors, für geschlossen erklärt[31]) und es hat sich lange der Gebrauch des Hammers bey öffentlichen Versteigerungen in gleicher Bedeutung, die Idee selbst aber noch bis auf den heutigen Tag in der Ausdrucksweise: „Jemandem eine Sache zuschlagen" erhalten. Wirklich kommt auch das mit kaufen verwandte Wort kaupatjan in der Bedeutung schlagen, als Uebersetzung des griech. κολαφίζειν vor.[32]) Die Handlungen der Partheyen selbst, von denen die eine in Folge des Zuschlages eine Sache aufgab, die andere sie durch Zuschlag erwarb, wurden ehedem durch den Ausdruck wesentlich von einander unterschieden, wie im Lat. venum dare (vendere) und emere. Die älteren deutschen Ausdrücke, die sich jetzt nur noch im Englischen erhalten haben, sind durchaus bezeichnend, nämlich: sellan (engl. to sell) und bigan (das engl. to buy); das erstere bedeutet: darbieten (offerre), das letztere biegen. Diese Handlun-

29) Cap. 56. Gif ceorl ceap forstylth. s. deutsches Privatrecht. Bd. 1. S. 467. Note *

30) Graff. althochdeutscher Sprachschatz. Bd. 2. Sp. 376.

31) Vergleiche Grimm, deutsche Rechtsalterthümer S. 163.

32) Grimm u. a. O. S. 606.

gen werden insonderheit an den bey den gerichtlichen Auflassungen zu Symbolen für die Grundstücke gebrauchten beweglichen Sachen deutlich. Der Gebkäufer[33], wie altbayrisch der Verkäufer genannt wird, bot einen Zweig oder Halm dar, der Andere, der Nehmkäufer, wie im Gegensatze dazu gesagt werden könnte, bog den Zweig an sich heran (so zeigen es die Bilder des Cod. pict. Heidelb. des Sachsenssp.) und Jener ließ ihn bey dem von dem Richter erfolgenden Hammerschlag los. Dadurch war die Sache zugeschlagen i. e. gekauft; davon hat sich der Uebergang gemacht, daß das Object des Zuschlages selbst Kauf, das Geschäft, welches durch Zuschlagen geschlossen wurde, ebenfalls Kauf, das Erwerben durch Zuschlag: kaufen und sodann auch sogar dasjenige, was zur Erwerbung verwendet wurde, Kauf genannt wurde; daher Unterkauf, was man an die Unterhändler gab, Leitkauf das, was für das bey Gelegenheit des Geschäfts getrunkene Bier bezahlt wurde.

Doch warum wurde getrunken? Wir haben oben die Meinung aufgestellt, der Leitkauf lasse sich nicht als bloße Feyerlichkeit, auch nicht als ein Mittel zur Gedächtnißstärkung erklären, zugleich aber auch darauf hingewiesen, daß nach getrunkenem Leitkauf die Erben des Verkäufers kein Widerspruchsrecht gehabt hätten. Dieß aber scheint der Punkt zu seyn, welcher einen Fingerzeig zur Lösung des räthselhaften judiciarischen Trinkens bietet. Die Veräußerung eines Grundstückes war bey den Deutschen die wichtigste Familienangelegenheit; denn sie hatte die Folge, daß die Blutsfreunde ihre Rechte an dem Grundstücke aufgeben mußten. Aber wir dürfen wohl noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, die Veräußerung an einen nicht zur Familie gehörenden sey in der ältesten Zeit gar nicht erlaubt gewesen und es habe nach dem Tode des Besitzers immer ein Blutsfreund das Grundstück bekommen müssen.[34] Dem scheint zu widersprechen, daß bereits das Alterthum den Erbvertrag kennt, der gerade die Bedeutung hat, daß mit Bewilligung der Blutsfreunde ein Extraneus in die Familie aufgenommen wird, und in Folge dieser Aufnahme wie ein Familienmitglied erbt. Er erbte aber nicht bloß wie ein Familienmitglied, sondern weil er dieß im eigentlichsten Sinne geworden war. Wie? Die Beantwortung dieser Frage hängt mit einigen altgermanischen Vorstellungen zusammen, namentlich der, daß durch die Zeugung mit dem Blute, welches für den Wohnsitz der Seele gilt, auch die Eigenschaften und Rechte des Zeugenden auf sein Kind, besonders in Beziehung auf Stand und Grundbesitz übertragen wurden.[35] Die Consequenz dieser Idee haben wir noch in unserem heutigen gemeinen Rechte: verliert ein Adelicher seinen Adel, so büßt das von ihm gezeugte Kind denselben nicht ein, das nachher erzeugte Kind aber erlangt den Adel nicht, so auch umgekehrt: wird ein Bürgerlicher in den Adelstand erhoben, so bezieht sich dieß nicht (— anders ist es im bayr. Rechte —) auf die bereits geborenen Kinder, sondern erst die nachher gezeugten erhalten den Adel ihres Vaters; soll er auch jenen zu Theil werden, so müssen sie besonders in die Standeserhöhung ihres Vaters mit aufgenommen werden. Wir finden nun in dem germanischen Alterthume sehr deutliche Spuren von dem Bluttranke, der künstlich die Zeugung ersetzt; indem Einer dem Andern von seinem Blute zu trinken giebt, macht er ihn künstlich zu seinem Sohne; indem er ihn, mit Beystimmung der natürlichen Blutsfreunde, zu seinem Sohne macht, giebt er ihm auch das Successionsrecht in sein Grundstück. Hier findet also nicht eine Veräußerung der Grundstücke aus der Familie statt, sondern die Familie wird durch den Zuwachs einer Person vermehrt. Aus der ursprünglichen Form dieses Familien- oder Erbvertrages hat sich aber unstreitig das ganze Institut der gerichtlichen Auflassung gebildet, die eben auch im Kreise der Familie oder der aus der Familie hervorgegangenen Gemeinde vorgenommen werden mußte. Eben hiemit steht aber auch eine andere Vorstellung in Verbindung, welche durch das ganze germanische Hei-

33) Schmeller, bayr. Wörterbuch, Bd. 2. S. 28.

34) Deutsche Gesch. Bd. 1. S. 176. u. f. S. 591 u. f. — Deutsches Privatrecht Bd. 1. S. 387 u. f.

35) Deutsche Gesch. Bd. 1. S. 66.

denthum hindurchgeht, und daher auch auf die Entwicklung des Rechts nicht ohne Einfluß hat bleiben können. Die Germanen dachten sich den Menschen als eine Pflanze, der von den Göttern das Leben eingehaucht sey. Es würde zu weit führen, dieß im Einzelnen zu entwickeln[36]), und nur beyläufig mag darauf hingewiesen werden, daß die Sprache in den Ausdrücken: Abstammung, Stammbaum, so wie in dem Worte Leute, welches die Gewachsenen bedeutet, die Idee noch überliefert hat. In dem Rechte aber zeigt sich diese heidnische Vorstellung darin wirksam, daß der Mensch, der nicht etwa bloß Leibeigne, wie zu dem Grundstücke gehörig, gedacht wird, gleichsam die edelste Pflanze ist, die auf demselben wächst. Er ist innig mit demselben verbunden, wie sich dieser Gedanke in manchen Gegenden auch noch darin erhalten hat, daß der Einzelne den Namen des Grundstückes annimmt, auf dem er sitzt; z. B. in Westphalen: Wilhelm Neuland, geborner Achtermann, wo letzteres der Familiennamen ist, eine Bezeichnung (ähnlich der eines verheiratheten Frauenzimmers), die gleichsam eine Vermählung der Menschen mit Grund und Boden ausdrückt. Welchen Sinn kann daher wohl der wunderbare Gebrauch haben, wenn im skandinavischen Lande eine besonders innige Freundschaft und Genossenschaft auf folgende Weise besiegelt wird[37]): die beyden, welche in dieses nahe Verhältniß zu einander treten wollen, heben mit ihren Speeren ein Stück Wasen auf, stellen sich darunter, verwunden sich gegenseitig, lassen das Blut in die Erde rinnen und decken dann den Wasen darüber wieder zu. Ist nicht auch dieß eine Vermählung mit dem Grundstücke? gleichsam eine Einpflanzung dessen, der noch nicht dazu gehörte? Diese Handlung, wie die des Bluttrankes, scheint auch nichts Anderes, als die Aufnahme eines Extraneus in die Familie gewesen zu seyn. Der Wasen ist es aber auch wieder, welcher bey der gerichtlichen Auflassung als Symbol des zu übertragenden Grundstückes eine Rolle spielt, wie noch heut zu Tage bey uns in München der Wasenstich beym Ewiggelde in ähnlicher Bedeutung vorkommt. Aus dem Erbvertrage hat sich aber die gerichtliche Auflassung entwickelt und es ist der Leit- oder Weinkauf ursprünglich nichts Anderes, als der Bluttrank. An der Stelle des eigenen Blutes giebt der Uebertragende dem Empfänger das Blut der Rebe, die wie er auf dem Grundstücke gewachsen, oder den Saft des Getreides, oder den Saft der Früchte (denn Leit bedeutet auch den Aepfelwein) zu trinken; so wie er den Halm oder den fruchtbringenden Zweig hinreichet und damit das Grundstück überträgt, so reicht er auch den Trank, durch den er ehedem den Empfänger persönlich mit sich, später mit dem Grundstücke verbindet. Nachdem die dem ganzen Institute zum Grunde liegende Idee sich verloren hatte, war es sehr natürlich, daß man an dem Wein- und Biertrinken nicht bloß den Käufer, sondern überhaupt die anwesenden Personen Theil nehmen ließ. Wem indessen das Trinken des Menschenblutes gar zu barbarisch vorkommen sollte, dem sagt vielleicht eine andere Erklärung mehr zu. Es war bey den germanischen Opfern gebräuchlich, von dem Opferthiere zu essen und von seinem Blute zu trinken.[38]) So reichte man dem Christ gewordenen König Hakon von Norwegen das Horn, mit Thierblut gefüllt, zum Trunke; er machte das Kreuzeszeichen darüber und trank. Die Aufnahme in die Famile war zugleich immer eine religiöse Handlung, gewiß vom Opfer begleitet; man trank das Blut des Thieres. Zieht man diese Erklärung vor, (doch scheint die erstere zusagender), so ist das Mittrinken Anderer außer dem Verkäufer, ebenfalls schon als alterthümlich anzusehen.

Nachdem wir diese Bedeutung des Trinkens festgestellt haben, lassen sich auch noch zwey andere Erscheinungen erklären. Wir haben bey uns den Gebrauch des Zutrinkens und des Bescheidthuns; durch das Zutrinken soll ein näheres Freundschafts-Verhältniß bezweckt werden, die Weigerung der An-

36) Vergl. deutsche Gesch. Bd. 1. S. 65. u. f.

37) Vergl. deutsche Gesch. Bd. 1. S. 177. u. f.

38) Die Frage des Psalmisten XLIX. 13: Nunquid manducabo carnes taurorum? aut sanguinem hircorum potabo? läßt sich für die Germanen, wie für viele heidnische Völker bejahen. Vergl. Mone, Gesch. d. Heidenthums. Bd. 1. S. 212. 371. 414. Bd. 2. S. 31. 96.

nahme iſt eine Beleidigung. Es wird Bruderſchaft getrunken, durch den Trank alſo der Eine zum Bruder des Andern gemacht, fortan reden ſie ſich mit Du an. Sollte nicht auch dieſe Trinkbruderſchaft an den urſprünglichen Bluttrank mahnen? Ein anderer Gebrauch, ſpäterhin falſch verſtanden, erhielt ſich bey dem militäriſchen Werbſyſtem. Der Werb-Offizier trank dem Anzuwerbenden zu auf des Kaiſers Wohl. That der Angeſprochene Beſcheid, ſo war er des Kaiſers Mann. Späterhin wird in den Kriegsreglements das Zutrinken als eine Verführungsmaßregel, weil im Rauſche leichter etwas zugeſtanden wird, verboten; die Offiziere ſollen nicht werben per filias et vinum.

Verzeichniß

der in den Monaten December 1843 bis incl. Februar 1844 an die k. Academie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

(Fortſetzung.)

Von der Académie impériale des Sciences de St. Pétersbourg:

Bulletin scientifique. T. IX. No. 13 — 14. T. X. No. 1 — 2. St. Pétersb. 1842. 4.

Bulletin de la classe physico-mathématique. T. I. ib. 1843.

Von der Academie royale des Sciences, Belles Lettres et Arts de Rouen:

Précis analytique des travaux. Tom. I — XVII. 1744 - 1842. Rouen 8.

Von der Sinsheimer Geſellſchaft zur Erforſchung der vaterländiſchen Denkmale der Vorzeit in Sinsheim:

Neunter Jahresbericht. Vom Stadtpfarrer Karl Wilhelmi. Sinsheim 1843. 8.

Von dem Vereine für mecklenburgiſche Geſchichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher aus den Arbeiten des Vereins, herausgegeben von Liſch. Achter Jahrgang. Schwerin 1843. 8.

Von der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Stokholm:

Handlingar för år 1841. Stokholm 1842. 8.

Berättelse om Astronomiens Framsteg för Åren 1837 - 1841. Af N. H. Selander. ibid.

Årsberättelse om Zoologiens Framsteg under åren 1840 — 1842; af C. H. Boheman. (Th. 2.) ib. 43. 8.

Årsberättelse om Technologiens Framsteg år 1841; af G. E. Pasch. ib.

Årsberättelse om Framstegen i Kemi och Mineralogie afgifven den 31. Mars 1841, 42. 43 af Jac. Berzelius. ibid.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Herrn Dr. Rudolph Biſchoff, Edlen von Altenſtern, Regierungsrath ꝛc. in Wien:

Ueber Vergiftungen. Wien 1841. 8.

Praktiſche Monographie der Bandwurmkrankheit, von Prof. Dr. Wawruch in Wien. ebd.

Von dem Herrn Dr. Joſeph Aſchbach, Profeſſor in Bonn:

Geſchichte der Grafen von Wertheim. Th. 1. und 2. Frankfurt a. M. 1843. 8.

Von dem Herrn M. L. Bouton in Maurice:

Rapports II et III sur les travaux de la société d'histoire naturelle de l'île Maurice. Maurice 1843. 4.

Von dem Cavaliere Luigi Canina in Rom:

Architettura dei tempj cristiani. Roma 1843. gr. f.

L'Architettura antica descritta e dimostrata coi monumenti. ibid. 8.

Von dem Herrn Grafen Maxime de Choiseul-Daillecourt à Paris:

1688 — 1830, ou paralléle historique des révolutions d'Angleterre et de France, sous Jacques II. et Charles X. Paris 1844. 8.

Von dem Herrn Guſtav v. Eichthal in Paris:

Memoire sur l'histoire primitive des raçes océaniennes et americaines. Paris 1843. 8.

Von dem Herrn P. Flourens in Paris:

Anatomie générale de la peau et des membranes Muqueuses. Paris 1843. 4.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

System der Wissenschaft von G. Wilhelm Fr. Hegel. Erster Theil. Die Phänomenologie des Geistes. Bamberg 1807. Zweyte Ausgabe von Schulze. 1842.

Es sind nun schon einige Decennien verflossen, seit Hegel den großen Gedanken faßte, in „der Phänomenologie des Geistes“ seine Bildungsgeschichte aus ihrem Begriffe zu reproduciren und den Stufengang zu erweisen, durch welchen er von der unmittelbarsten Form des Bewußtseyns bis zum absoluten Wissen sich erhebe, welches das Princip der absoluten Wissenschaft: der Logik sey, die sich durch ihre innere Fortbestimmung zur Philosophie der Natur und des Geistes entwickle und vollende. Demnach sey die Phänomenologie eben so sehr das Werden oder die Genesis des speculativen Wissens, oder sie gestalte sich eben so sehr zur Propädeutik der Logik *) (380), wie sie die Gestaltungen und Sphären des Weltgeistes in der systematischen Ordnung darstelle, in welcher sie seine „begriffene Organisation“ oder (S. 21) „das ganze Reich seiner Wahrheit ausmachen.“ Demnach wäre Hegels Philosophie als absolute Wissenschaft das Resultat und die Wahrheit der Bildungsgeschichte des Weltgeistes, deren dialektische Entwicklung die Aufgabe der Phänomenologie sey.

Wenn wir nun aber erwägen, daß das reine Wissen, welches sich als letzte absolute Wahrheit der Phänomenologie ergeben soll, „den Gegenstand innerlich gemacht habe und ihn als sich selbst wisse: das abstracte,“ oder, wie Hegel im Anfange seiner Logik selbst gesteht, „das leere Denken“ ist, welches in seiner absoluten Unbestimmtheit mit dem reinen d. h. leeren Seyn zusammen fällt, das von dem reinen Nichts nicht unterschieden werden kann, so sehen wir schon hieraus, wie sehr die objective Aufgabe der Phänomenologie als einer Philosophie der Bildungsgeschichte des Weltgeistes ihrer subjectiven Aufgabe als einer Propädeutik der Logik geopfert wird, und wie negativ und formell, wie gewaltthätig und künstlich eine Dialektik verfahren wird, welche alle Gestaltungen des Bewußtseyns in jene unbestimmte Identität des Subjectiven und Objectiven, des Denkens und Seyns (welche das Element des reinen oder absoluten Wissens sey), zusammen schwinden läßt.

Und da ein unwahres Resultat nur durch eine petitio principii anticipirt werden kann, so hat Hegel schon in der Einleitung des erwähnten Werkes den Versuch gemacht, die Identität des Gegenstandes mit dem Wissen, welche die Voraussetzung seiner ganzen Dialektik bildet, durch einen circulus in demonstrando zu beweisen. Es geht daher von der Frage über die Erkennbarkeit des Gegenstandes oder des Seyns durch das Subject oder das Denken aus und leitet S. 17 aus der zu beweisenden, aber von ihm nur vorausgesetzten Annahme, der Gegenstand gehöre wesentlich dem Wissen an, die unbegründete Folgerung ab, wenn das Bewußtseyn „an seinem Gegenstande sein Wissen diesem

*) Als solche wurde sie von Gabler, Hegels gründlichstem Schüler, ausdrücklich gefaßt und dargestellt.

nicht entsprechend finde, so halte auch dieser selbst nicht aus und indem mithin der Maßstab der Prüfung (der Gegenstand) mit dem (Wissen), dessen Maßstab er seyn sollte, sich ändere, sinke dem Bewußtseyn das, was zuerst als der Gegenstand erschien, zu einem bloßen Wissen von ihm herab."

„Statt daß es mithin sonst scheine, daß wir die Erfahrung von der Unwahrheit unsers ersten Begriffs an einem äußern Gegenstand machen, so daß überhaupt nur das reine Auffassen dessen, was an und für sich ist, in uns falle, zeige sich in jener Ansicht der neue (ideelle, weil nur gewußte oder nur für das Bewußtseyn seyende) Gegenstand als geworden durch eine Umkehrung des Bewußtseyns selbst, und dieser Umstand sey es, welcher die ganze Folge der Gestalten des Bewußtseyns in ihrer Nothwendigkeit leite." In dieser petitio principii wird mithin die negativ idealistische Dialektik, durch welche das Wesen der Gegenstände oder ihre Realität aufgehoben und zum nur gewußten und mithin ideellen Seyn herabgesetzt oder reducirt wird, so entschieden bestimmt, daß Hegel, um zu dem im Principe vorausgesetzten Resultate zu gelangen, keine Gestalt des Bewußtseyns in ihrer objectiven Realität erfassen und entwickeln kann *). Die Stufen, durch welche sich das Bewußtseyn oder der erscheinende Geist zum absoluten oder reinen Wissen läutere, sind 1) das (gegenständliche) Bewußtseyn, 2) das Selbstbewußtseyn, 3) die Vernunft und endlich 4) der Geist.

I. Das gegenständliche Bewußtseyn. Weil in der immanenten Kreisbewegung des Denkens der Schluß in den Anfang zurückkehren muß, so behauptet Hegel von der ersten unmittelbarsten Form des gegenständlichen Bewußtseyns, ihre Wahrheit enthalte allein das reine Seyn, das, wie wir schon wissen, der Inhalt des reinen Wissens ist, welches das Resultat der Phänomenologie bildet. Und wirklich erklärt er sich am Ende dieses Werkes: „Der sich selbst wissende Geist, eben darum, daß er seinen Begriff erfaßt, ist er die unmittelbare Gleichheit mit sich selbst, welche in ihrem Unterschiede die Gewißheit vom Unmittelbaren ist oder das sinnliche Bewußtseyn;" ein Resultat, welches nicht nur dem Begriffe des sich (also nicht das sinnliche Seyn!) oder sein Wesen wissenden Geistes, sondern auch dem Zwecke der Phänomenologie selbst widerspricht, welchen Hegel in der Vorrede zur Logik ausdrücklich dahin bestimmt, daß „sich der erscheinende Geist von seiner Unmittelbarkeit und Concretion befreye."

Wie es nun ferner der sinnlichen Gewißheit selbst widerspricht, daß sie sich, wie Hegel behauptet, „für die abstracteste Wahrheit ausgebe, welche von dem, was sie wisse, nur dieß aussage: daß es ist," da sie sich vielmehr auf das concrete Einzelne z. B. diesen Baum bezieht, so widerspricht diese Umkehrung derselben in das abstract verständige Bewußtseyn des reinen Seyns seiner eignen Erklärung: „wir haben uns, um den concreten Inhalt derselben als der reichsten Erkenntniß zu erfassen, eben so unmittelbar oder aufnehmend zu verhalten." Nicht weniger objectiv glaubt er die sinnliche Gewißheit durch ihre eigene Erfahrung sich widerlegen zu lassen, indem er meint, die Fragen: was ist jetzt? oder was ist hier? werden durch die in Beziehung auf andre Zeiten oder Oerter anders ausfallenden Antworten widerlegt. Allein statt hiedurch, wie Hegel meint, ihrer Unwahrheit überwiesen zu werden, wird die sinnliche Gewißheit durch die Zu-

*) Da von der wahren Einsicht in die Einleitung der Hegel'schen Phänomenologie die Bestimmung ihrer ganzen Tendenz abhängt, so scheint es mir der Erwähnung werth, daß sich ein Sachkenner, wie J. H. Fichte, nicht nur über meine schon in meiner Metaphysik (1834) erschienene vollständige Kritik der erstern in seiner Zeitschrift für Philosophie IV. Bd. II. Heft 1839 S. 292 mit vollster Zustimmung erklärt hat, sondern sich auch in der zweyten Ausgabe seiner Charakteristik der neuern Philosophie S. 813 ausdrücklich auf meine schon dort versuchte Widerlegung des Hegel'schen Cirkelbeweises der Identität des Gegenstandes mit dem Wissen und auf meine in der Schrift die Idee der Gottheit (Tübingen 1839) S. 21 versuchte Kritik von Schallers Apologie des Hegel'schen Standpunktes beruft.

sammenfassung unterschiedner Wahrnehmungen nur darüber verständigt, daß das Jetzt und das Hier Allgemeinheiten sind, welche unterschiedne Einzelheiten in sich begreifen, und daß das Einzelne nicht isolirt, sondern nur als Moment oder Bestimmtheit, oder als Organ des Allgemeinen (z. B. der Gattung), welches es individualisirt, existirt und erfaßt werden kann. Wenn aber Hegel daraus, daß das Einzelne ohne seine Beziehung zum Allgemeinen weder erkannt noch ausgesprochen werden *) kann, auf die Wesenlosigkeit und Unwirklichkeit alles Einzelnen schließt, so verfällt er, da nur die Einheit des Allgemeinen und Einzelnen wesenhafte Wirklichkeit ist, in das entgegengesetzte Extrem von der Meinung, welche das Allgemeine für unwirklich hält. So fern sich die Allgemeinheit in die sich eben so sehr von einander unterscheidenden, wie sich auf einander beziehenden Einzelnen specificirt, beruht seine Behauptung: „Ich ist nur allgemeines, wie Jetzt, Hier oder Dieses überhaupt, indem ich sage: Ich dieser einzelne Ich sage ich überhaupt alle Ich **) oder indem ich sage dieses Hier sage ich alle Hier" auf der Abstraction von der Eigenthümlichkeit des Einzelnen, durch welche es eben so sehr die an sich unbestimmte und unwirkliche Allgemeinheit bestimmt und verwirklicht, wie es sich durch sie von anderem Einzelnen unterscheidet. Wenn nun die sinnliche Gewißheit, wie Hegel zeigt, selbst die Erfahrung macht, daß das Einzelne als Einheit von besondern Bestimmungen oder als Ding von vielen Eigenschaften an sich selbst allgemein sey, so wird durch diese von Hegel sogenannte Wahrnehmung die Einzelnheit nicht negirt, sondern vielmehr in ihrer Wahrheit erkannt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wenn die sinnliche Gewißheit nur sagt: Dieser Baum, so bezieht sie den Einzelnen (diesen) schon auf die allgemeine Gattung (des Baumes.)

**) Die lächerliche Consequenz, die sich aus dieser Annahme ergiebt, ist zu sehr am Tage, als daß wir sie ausdrücklich abzuleiten brauchten.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Real compañia de comercio para las islas de Santo Domingo Puerto-Rico y la Margarita.

Dr. Fr. v. Reden, Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbsgeographie und Statistik. Berlin 1844.

Ludw. Feuerbach, Grundsätze der Philosophie der Zukunft. Zürich 1843.

Dr. A. Buchner, Grundsätze der Philosophie. Heft 1. 2. München 1843.

W. A. Günther, Euristheus und Herakles. Metalogische Kritiken und Meditationen. Wien 1843.

Dr. Fr. A. Staudenmaier, Darstellung und Kritik des Hegelschen Systems. Aus dem Standpunkte der christlichen Philosophie.. Mainz 1843.

Dr. J. Evdam, Die Erscheinungen der Elektricität und des Magnetismus in ihrer Verbindung mit einander. Weimar 1843.

Nyt magazin for Naturvidenskaberne. T. 1 — 4. Christiania 1837 — 1843.

A. Fr. P. Nowák, Die Lehre vom tellurischen Dampfe und von der Circulation des Wassers unserer Erde. Prag 1843.

Pouillet's Lehrbuch der Physik und Meteorologie für deutsche Verhältnisse frei bearb. von Dr. J. Müller. Lief. 1 — 8. Braunschweig 1843.

Dr. B. Studer, Lehrbuch der physikalischen Geographie und Geologie. Kap. 1. enthaltend: die Erde im Verhältniß zur Schwere. Bern 1843.

Dr. Gust. Klemm, Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. Bd. 1. 2. Leipzig 1843.

Graf M. Björnstierna, Die Theogonie, Philosophie und Kosmogenie der Hindus. Stockholm 1843.

Woman's Rights and duties, considered with relation to their influence on society and on her own condition. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

J. B. Riſtelhueber, Die Straf- und Beſſerungsanſtalten nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit. Mainz 1843.

Th. Schärrer, Revolution und Reſtauration der Staatswiſſenſchaft. Hiſtoriſch und kritiſch dargeſtellt. Lief. 1. 2. Luzern 1842.

Armengaud, Das Eiſenbahnweſen. Lief. 1 — 6. Weimar 1843.

G. A. Borgnis, Elementi di statica architettonica. Fasc. 1 — 7. Milano 1842.

W. Emmich, Verſuch einer Ueberſicht ſämmtlicher bekannter Bauwerke der Vorzeit und deren Denkmäler als Beytrag zur Geſchichte und Archäologie der Baukunſt. Frankf. 1843.

S. Boiſſerée, Geſchichte und Beſchreibung des Domes von Köln. München 1842. 4.

Chr. Doppler, Verſuch einer Erweiterung der analytiſchen Geometrie auf Grundlage eines neu einzuführenden Algorithmus. Prag 1842. 4.

C. Adams, Die Lehre von den Transverſalen in ihrer Anwendung auf Planimetrie. Winterthur 1843.

Rob. Heller, Der Prinz von Oranien. Leipzig 1843.

Hoffmann von Fallersleben, Die deutſchen Geſellſchaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Aus gleichzeitigen Quellen geſammelt. Leipzig 1843.

Dombauſteine. Herausgegeben von einem Vereine deutſcher Dichter und Künſtler 1843. Karlsruhe 1843.

Joh. M. Firmenich, Germaniens Völkerſtimmen. Lief. 3. Berlin 1844.

G. Lobo, Obras poeticas. Madr. 1758.

Leand. Ferd. de Moratin, Obras. Vol. 1 — 6. Madr. 1831.

M. Rosa Galvez de Cabrera, Obras poeticas. T. 1 — 3. Madr. 1804

Ramon de la Cruz y Cano, Teatro, ó coleccion de los Saynetes y demas obras dramaticas. T. 1 — 10. Madr. 1786 — 1791.

J. B. de Arriaza, Poesas liricas. Vol. 1. 2. Madr. 1829.

Le Rime di Vittoria Colonna corrette su i testi a penna e pubblicate con la vita dellam edesima dal cav. Pietro Ercole Visconti. Rom 1840.

Briefe preußiſcher Staatsmänner, herausgegeben von D. Dorow. Bd. 1. K. E. Oelſner an Fr. A. von Staegemann von 1815 — 1827. Leipzig 1843.

Greg. Mayans i Siscar, Cartas morales, militares, civiles, i literarias de varios autores españoles. T. 1 — 5. Valencia 1773.

Johannis Saresberiensis, Entheticus de dogmate philosophorum nunc primum editus et commentariis instructus a Ch. Petersen. Hamb. 1843.

Fr. X. Fernbach, Ueber die Kenntniß und Behandlung der Oelfarben. München 1834.

Franc. Zanotto, Il Palazzo ducale di Venezia. Fasc. 1 — 8. Venezia 1842. 4.

Geſchichtliche Einleitung in das Corpus Juris des ruſſiſchen Reichs. Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen. Riga 1833.

Andr. Marc. Burriel. Cartas eruditas y criticas. Madr. 1792. 4.

Zbior praw Litewskich od roku 1389 do roku 1529. Tudziez rozprawy sejmowe o tychze prawach od roku 1541 do roku 1563. Zozman 1841. 4.

Joaquim José Caetano Pereira e Sousa, Esboço de hum diccionario juridico, theoretico e practico remissi vo as leis, compiladas e extravagantes. T. 1 — 3. Lisboa 1825 — 27. fol.

Dr. C. E. Krauſe, Die deutſchen Schwurgerichte. Leipzig 1843.

Fr. Ch. Arnold, Ueber Eidesleiſtung durch Stellvertreter im Civilproceß. Erlangen 1843.

E. Ch. G. Schneider, Vollſtändige Lehre vom rechtlichen Beweis in bürgerlichen Rechtsſachen. Neu herausgegeben von C. Hofmann. Gießen 1842.

Urtheil der Juriſten-Facultät zu Jena, betr. den Reichsgräflich Bentinck'ſchen Succeſſionsfall. Zum Druck befördert durch Dr. C. F. Dieck. Leipzig 1843.

Charles de Martens, Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Dr. K. Th. Pütter, Beyträge zur Völkerrechtsgeſchichte und Wiſſenſchaft. Leipzig 1843.

Dr. W. M. Schaffrath, Theorie der Auslegung conſtitutioneller Geſetze, nach conſtitutionellem Staats- und gem. deutſchen Rechte. Leipzig 1842.

Dr. L. Snell, Handbuch des Schweizeriſchen Staatsrechtes. Bd. II. Kantonalſtaatsrecht. Abth. 1. Zürich 1843.

Dr. A. Habicht, Rechtliche Erörterungen und Entſcheidungen gemeinrechtlicher Controverſen. Bd. 1. Zerbſt 1843.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

System der Wissenschaft von G. Wilhelm Fr. Hegel.

(Fortsetzung.)

Um nun eben so sehr die Wahrnehmung wie die sinnliche Gewißheit zu widerlegen, erzeugt er in der Dialektik des Dings einen Widerspruch, der in seinem Begriffe nicht enthalten ist. Er betrachtet es nämlich einerseits als negative, die Vielheit der Eigenschaften ausschließende Einheit, andrerseits als einheitslose Vielheit von Eigenschaften, die sich als selbständige Stoffe oder Materien verhalten, und erklärt daraus die Nothwendigkeit seiner Auflösung. Allein statt daß diese aus dem Begriffe des Dings, welches als solches concrete im Unterschiede ihrer Bestimmungen existirende oder sich behauptende Einheit ist, nothwendig oder wesentlich folgt, ist sie (die Auflösung des Dings) vielmehr die Voraussetzung der Verselbständigung seiner Bestimmungen zu ausschließlichen Stoffen. Oder wenn er mit Recht behauptet, daß das Ding nur dadurch, daß es für anderes sey, oder nur durch sein Verhalten zu anderem sich von diesem unterscheide und an sich oder in der Einheit mit sich existire, so setzt er in der weiteren Behauptung: es sey wesentlich nur dieß Verhalten zu anderem seine absolute Unselbständigkeit, durch welche es zu Grunde gehe, voraus, statt sie zu beweisen. Denn obgleich die Dinge nur im Verhältniß zu anderem sich auf sich beziehen und sich in ihrer Einheit mit sich behaupten, so folgt doch keineswegs aus dem Begriffe des individuellen Daseyns, daß es wesentlich nur das Verhalten zu anderem sey, was es vielmehr erst wird, nachdem es seine Identität mit sich, in welcher es sich wesentlich zu sich verhält, verliert und in ein anderes über- oder untergeht. Daß die Dinge aber vergänglich sind, folgt nicht unmittelbar aus ihrem Begriffe. Das Resultat der Widerlegung der Wahrnehmung ist so negativ, wie das der sinnlichen Gewißheit, es ist die Vorstellung des unbestimmt Allgemeinen, welches das Princip des Verstandes sey. Wenn dieser Kraft und Aeußerung abwechselnd von einander scheide und auf einander zurück führe, so sey die Wahrheit dieses Verhältnisses die Einheit des Innern und Aeußern, eine Einheit, die aber Hegeln zur Identität oder zur Dieselbigkeit wird. Durch die Vorstellung eines Unterschiedes, der aber keiner sey, (— eine contradictio in adjecto —) „das Gesetz, in welches sich die Kraft unterscheide, und ihre Aeußerung sey gerade so beschaffen, wie die Kraft selbst“ (— eine nichtssagende Tautologie —) erhebt sich Hegel zum Begriff des Lebens, welches ihm weiter nichts ist, als „die sich zum Gegensatz unterscheidende und durch Aufhebung des Unterschiedes sich selbst gleiche Einheit.“ Diese von ihm sogenannte einfache Unendlichkeit, welche das Leben nur an sich sey, werde das Bewußtseyn, indem es sie als seine Wahrheit erfasse, für sich und dadurch erhebe es sich zum Selbstbewußtseyn. „Ich, sagt er S. 98, unterscheide mich von mir selbst, und es ist darin unmittelbar für mich, daß dieß unterschiedene nicht unterschieden ist;“ (oder vielmehr daß der Unterschied und möglicherweise selbst der Widerspruch meiner als Subjects von mir als Object durch die Einheit meines Selbstbewußtseyn aufgehoben oder versöhnt ist oder es werden kann).

II. Das Selbstbewußtseyn.

Nachdem sich nun Hegel durch die Abstraction von der concreten Bestimmtheit des gegenständlichen Bewußtseyns zum Selbstbewußtseyn erhoben hat, glaubt er dieses nur dadurch als Gewißheit seiner selbst erfassen zu können, daß er in dieser subjectiven Wahrheit alle objective Wahrheit des Bewußtseyns verschwinden läßt. Daher sagt er S. 105: „Das Seyn der Meinung, die Einzelnheit und die ihr entgegengesetzte Allgemeinheit der Wahrnehmung (er bestimmte diese selbst als sinnliche Allgemeinheit und mithin als Wahrheit der sinnlichen Einzelnheit) so wie das leere Innere des Verstandes sind nicht mehr als Wesen sondern als Momente des Selbstbewußtseyns, das heißt als Abstractionen oder Unterschiede, welche für das Bewußtseyn selbst zugleich nichtig oder keine Unterschiede und rein verschwindende Wesen sind.“ So sehr es nun aus dem Begriffe des Selbstbewußtseyns folgt, daß es sich nur in seiner Selbstunterscheidung vom Andersseyn oder vom gegenständlichen Seyn und von einem andern Selbstbewußtseyn erfaßt und realisirt, so sehr widerspricht es der Wahrheit dieses Verhältnisses, daß das selbstbewußte Subject sich, wie Hegel meint, nur in der Begierde auf das äußerliche Seyn beziehe (sich mithin praktisch eben so negativ zur Natur verhalte wie theoretisch) und als abstractes ausschließliches Fürsichseyn nur auf Kosten eines andern Subjects sich behaupte. Aber dem Principe der Negativität, welches von Hegel als der Grund alles geistigen wie natürlichen Lebens vorausgesetzt wird, entspricht es vollkommen, daß er nur von einer Bearbeitung und Aufzehrung der Objecte durch das selbstbewußte Subject, nicht aber von der Veredlung und Verschönerung der Natur durch den Menschen weiß, und die „Anerkennung“ der Subjecte nur durch einen Kampf auf Leben und Tod, dessen Resultat im besten Falle das Verhältniß von einseitiger Selbständigkeit und Unselbständigkeit, von Herrschaft und Knechtschaft sey, zu Stande kommen läßt. Die Nothwendigkeit dieses Kampfes sucht Hegel aus dem Begriffe der Anerkennung selbst zu deduciren, indem er von der unbegründeten Voraussetzung ausgeht, „daß ein Selbstbewußtseyn dadurch, daß ein anderes Selbstbewußtseyn für es (das erstere) sey, außer sich gekommen sey,“ und daß es nur „durch Negation des andern sich zur Gewißheit seiner selbst erheben“ könne. Da nun aber ein Subject nur dadurch, daß es sich wie im Auge, so im Bewußtseyn des andern als seines Gegenbildes spiegelt, seiner selbst wahrhaft bewußt wird; — daher z. B. in Wildnisse gerathene Kinder nur zur Selbstempfindung, nicht aber zum Selbstbewußtseyn gelangen können —; so kommt ein Subject durch sein wahres Verhältniß zum andern, nicht außer sich, sondern erst wahrhaft zu sich oder es findet sich im andern, und die Entwicklung des Selbstbewußtseyns wird mithin um so wahrer seyn, je entschiedner es das andere Selbstbewußtseyn, das für es ist, anerkennt. Je negativer sich aber das eine verhält, und je unselbständiger mithin das andere ist, desto weniger wird das erste in ihm und an ihm sich zu finden und zu bilden vermögen. Daher denkt man sich auch das ursprüngliche patriarchalische Verhältniß der selbstbewußten Individuen nicht unmittelbar in der dem Begriffe der Einheit widersprechenden Weise, in welcher sie sich als egoistische Subjecte befehden und sich nothwendig als selbständig und unselbständig in dem von Hegel bezeichneten despotischen und servilen Sinne verhalten, wenn gleich die Ueberwindung dieses negativen Verhältnisses den Uebergang zu höheren Bildungsstufen begründen kann.

Die weitere Realisirung des Selbstbewußtseyns ist nach Hegel seine Gestaltung zum Stoicismus und von diesem zum Skepticismus und das von ihm sogenannte unglückliche, in sich entzweyte Bewußtseyn, worunter sein Schüler Rosenkranz „die Schilderung der Religiosität des Mittelalters“ versteht, soll den Uebergang des Selbstbewußtseyns zur Vernunft begründen, welche Hegel als „Gewißheit des Bewußtseyns in seiner Einzelnheit absolut an sich oder alle Realität zu seyn (S. 161) bestimmt.

Wenn es nun schon billig auffallen muß, daß Hegel von der Schilderung des Kampfes um Herrschaft und Knechtschaft, welcher sich in jeder Sphäre der Weltgeschichte wiederholt, zu den eigenthümlichen Gestalten des philosophischen Bewußtseyns, als welche wir den Stoicismus und Skepticismus ken-

nen, übergeht, so wie dird Verwunderung des denkenden Lesers nicht wenig gesteigert, wenn er S. 140 liest: „Im Skepticismus erfährt das Bewußtseyn in Wahrheit sich als ein sich in sich selbst widersprechendes Bewußtseyn, es geht aus dieser Erfahrung eine neue Gestalt hervor, welche die zwey Gedanken: der absoluten Einheit oder des Unwandelbaren und der Verwirrung und Zufälligkeit des Daseyns, die der erstere auseinander hält, zusammen bringt, wodurch es für sich das gedoppelte Bewußtseyn seiner als des sich befreyenden, unwandelbaren und sich selbst gleichen, und seiner als des absolut sich verwirrenden und verkehrenden und das Bewußtseyn dieses Widerspruchs ist: das unglückliche Bewußtseyn."

Man kann es geistreich und selbst treffend finden, daß Hegel den Stoicismus als die Bewußtseynsstufe der abstracten Freyheit des reinen Gedankens bestimmt, welcher erst im Skepticismus seine ertreme Vollendung gefunden habe, da erst dieser zur dialektischen Vernichtung der Objectivität fortgegangen sey; und wir finden die Darlegung, in welchem Widerspruche der letztere befangen sey, um so wahrer, als Hegel demselben objectiv nachweist, daß er auf die concrete Bestimmtheit des Bewußtseyns, die er auf dem Standpunkte der abstracten Identität des Denkens für nichtig hält, in der Erfahrung doch nicht resigniren könne, und diesen Widerspruch seiner selbst nur dadurch auseinander halte, daß er, wenn ihm die Gleichheit oder die abstracte Einheit aufgezeigt werde, die Ungleichheit oder Differenz, und wenn ihm diese vorgehalten werde, jene aufzeige. Aber daß das unglückliche Bewußtseyn, dessen modern-religiöse Gestaltung in seiner Schilderung unverkennbar ist, aus der Erfahrung jenes Widerspruchs, in dem der Skepticismus befangen sey, hervorgehe, dieß konnte Hegel nur dadurch und in so fern behaupten, als er das concrete Verhältniß des menschlichen Bewußtseyns zur Gottheit und die bestimmten Principien der mittelalterlichen und der christlichen Religiosität überhaupt auf die abstracten Kategorien der Beziehung des endlichen relativen Daseyns zum Unwandelbaren, Unendlichen reducirt, das ihm ex hypothesi, wornach das Wesen des Gegenstandes überhaupt nur für das Bewußtseyn ist, nicht transcendentes, sondern immanentes Princip ist. Durch diese petitio principii aber wird alle Religiosität negirt, und seine Dialektik des unglücklichen religiösen Bewußtseyns besteht daher darin, daß er ihm zu beweisen sucht, wie unklug es sey, daß es in seinem Verhältnisse zu dem absoluten Wesen und zu dem gestalteten Unwandelbaren sich durch religiösen Cultus, Asceſe und Dank seiner selbst entäußere, statt sich seine Absolutheit zu vindiciren oder, wie sich Hegel nach den erwähnten Worten ausdrückt, „sich in seiner Einzelnheit als an sich absolut oder als alle Realität zu erfassen." So verkehrt nun jedem, der das: Erkenne dich selbst, nicht im Lethe einer falschen trunkenen Speculation vergessen hat, diese Zumuthung erscheinen muß, und so offen die Sophisterey dieses Uebergangs am Tage ist, so ist die sogenannte Dialektik, durch welche Hegel das unglückliche Bewußtseyn zur Vernunft: dieser von ihm sogenannten „Gewißheit ihrer selbst als aller Wahrheit" übergehen läßt, doch zu eclatant, als daß wir den Lesern den Schluß davon nicht mittheilen sollten: (S. 160) „Die Einheit des Gegenständlichen und des Fürsichseyns, welche im Begriffe des Thuns ist, und welche darum dem Bewußtseyn als das Wesen und Gegenstand wird, — wie sie ihm nicht der Begriff seines Thuns ist, so ist ihm auch dieß nicht, daß sie als Gegenstand für es wird, unmittelbar und durch es selbst, sondern es läßt sich von dem vermittelnden Diener diese selbst noch gebrochne Gewißheit aussprechen, daß nur an sich sein Unglück das verkehrte, nämlich sich in seinem Thun selbstbefriedigendes Thun, oder seliger Genuß; sein ärmliches Thun eben so an sich das verkehrte, nämlich absolutes Thun; dem Begriffe nach, das Thun nur als Thun des Einzelnen überhaupt Thun ist. Aber für es selbst bleibt das Thun, und sein wirkliches Thun ein ärmliches, und sein Genuß der Schmerz, und das Aufgehobenseyn derselben, in der positiven Bedeutung ein Jenseits. Aber in diesem Gegenstande, worin ihm sein Thun und Seyn als dieses einzelnen Bewußtseyns, Seyn und Thun an sich ist, ist ihm die Vorstellung der Vernunft geworden, der Ge-

wißheit des Bewußtſeyns in ſeiner Einzelnheit abſolut an ſich, oder alle Realität zu ſeyn.“

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Schluß.)

Dr. G. E. Heimbach, Die Lehre von der Frucht nach den gemeinen in Deutſchland geltenden Rechten. Leipzig 1843.

A. Volkmann, Die Stände Sachſens über die Reform des Strafproceſſes. Leipzig 1843.

Dr. H. G. Heumann, Handlexikon zum Corpus Juris civilis. Lief. 1. Jena 1843.

Dr. F. W. Nolte, Atlas der Hautkrankheiten. Abth. 1 — 3. Leyden 1842. Fol.

Walter Hayle Walſhe, Die phyſikaliſche Diagnoſe der Lungenkrankheiten. Berlin 1843.

Dr. H. Vezin, über die Krätze und ihre Behandlung nach der engliſchen Methode. Osnabrück 1843.

Dr. N. H. Julius, Beyträge zur britiſchen Irrenheilkunde aus eignen Anſchauungen im Jahre 1841. Berlin 1843.

Ph. Car. Hartmann, Institutiones medico-practicae. P. I. Viennae 1843.

Dr. C. Aberle, Tussis convulsiva, illustrata passim observationibus ex epidemiis Salisburgensibus annorum 1816 — 1840. Vindob. 1843.

Dr. M. P. Erdl, Tafeln zur vergleichenden Anatomie des Schädels. München 1841.

Dr. C. G. Carus, Atlas der Craniosкopie. Heft 1. Leipzig 1843.

Dr. G. Biedermann Günther, Operationslehre am Leichname. Heft 1 — 3. Leipzig 1843. 4.

C. F. L. Wildberg, Entwurf eines Codex medico-forensis. Berlin 1842.

James Seaton Reid, The history of the Presbyterian church in Ireland. Vol. 1. 2. London 1837.

Andr. Lozano Parreno y Navarro, Compendio hist. chron. geogr. en que se explica el numero de Dignidades, canonicatos . . . y beneficias de todas Iglesias Metropolitanos de España. Madr. 1756.

Dr. J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik oder Darſtellung der geſammten chriſtlichen Kirche nach ihrem gegenwärtigen äußern und innern Zuſtande. Bd. 2. Hamburg 1843.

Dr. H. Alt, Der chriſtliche Cultus nach ſeinen verſchiedenen Entwicklungsformen und ſeinen einzelnen Theilen hiſtoriſch dargeſtellt. Berlin 1843.

F. Bertran, Coleccion de las cartas pastorales y edictos. Vol. 1. 2. Madr. 1783.

Dr. J. N. Briſchar, Beurtheilung der Controverſen Sarpi's und Pallavicini's in der Geſchichte des Trienter Concils. Bd. 1. Tübingen 1843.

J. Buchmann, Antimosler oder Beyträge zu einer gerechten Würdigung der Lage der ſchleſiſchen Proteſtanten unter öſterreichiſcher Herrſchaft. Heft. 1. Speyer 1843.

W. M. Hetherington, History of the Westminster Assembly of Divines. Edinb. 1843.

Vier Documente aus römiſchen Archiven. Ein Beytrag zur Geſchichte des Proteſtantismus vor, während und nach der Reformation. Leipzig 1843.

P. A. Alletz, Konzilien-Lexikon, enthaltend ſämmtliche General-, National-, Provinzial- und Partikular-Konzilien. Bd. 1. Augsburg 1843.

Dr. E. Hallmann, Die Geſchichte des Urſprungs der belgiſchen Beghinen u. ſ. w. Berlin 1843.

Jacobi a Voragine, Legenda aurea, vulgo historia Lombardica dicta. Fasc. 1. Lips. 1843.

Rot. Isaac Wilberforce, Church Courts and Church Discipline. London 1843.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

System der Wissenschaft von G. Wilhelm Fr. Hegel.

(Fortsetzung.)

III. Die Vernunft.

Obgleich die Vernunft „an sich absolutes Wesen (S. 162) zu seyn sich bewußt ist," daher ihr Denken „unmittelbar selbst die Wirklichkeit sey, zu welcher sie sich als Idealismus verhalte," und obwohl sie „gewiß ist, nur sich in aller Realität zu finden," so ist sie doch (S. 173) an sich erst die Gewißheit alle Realität zu seyn, daher sie sich getrieben findet, ihre Gewißheit zur Wahrheit zu erheben und (durch die denkende Besitzergreifung der Objectivität) das leere Mein zu erfüllen." In ihrem unmittelbaren Verhältniß zur Objectivität verhält sich die Vernunft „beobachtend" und muß S. 175 „fordern, daß der Unterschied oder das mannigfaltige Seyn ihr als das ihrige selbst werde, daß sie sich als die Wirklichkeit anschaue, um sich als Gestalt und Ding gegenwärtig zu seyn." Aber der Triumph, die Natur nur als Andressеyn oder als Widerschein ihrer selbst zu erkennen, wird der hegel'schen Vernunft nicht wenig verkümmert. Hegel findet nämlich in der Beobachtung der Natur Gränzen und Schranken von der Art, welche nicht nur der begrifflosen Empirie, sondern seiner eigenen Naturphilosophie die Freude, das Universum durch das Wissen erobert zu haben, nicht wenig verderben, und in gewisser Beziehung geräth seine Dialektik in größere Confusion, als die Empirie, auf die er so verächtlich herabsieht. Er beschränkt sich nicht darauf, die Schwierigkeit und in seinem Sinne die Unmöglichkeit, ein System der organischen Natur zu entwerfen, nach denselben unkritischen Gesichtspunkten wie in der Naturphilosophie darzulegen, er geht sogar zu der Behauptung fort, S. 204, der Organismus habe „die Sensibilität und Irritabilität auf gleiche Weise an ihm," daher eine „organische Erscheinung eben so sehr nach der einen wie der andern Seite aufgefaßt oder, wie man wolle, erklärt werden könne," eine Verwechslung entgegengesetzter Functionen, die alles Begreifen unmöglich macht und über die jeder Physiolog lachen wird.

Zu Hegels Ehre muß jedoch hinzugefügt werden, daß er in seiner Naturphilosophie dieses negative Resultat selbst zurück genommen und die Sensibilität des organischen Subjects von seiner Irritabilität unterschieden hat.

Seine Kritik des Selbstbewußtseyns in der Bestimmung der logischen und psychologischen Gesetze ist in Beziehung auf den philosophischen Standpunkt der Zeit, in welcher er die Phänomenologie entwarf, treffend, aber woraus anders, als eben daraus, daß zu derselben Zeit die Physiognomik und Schädellehre großes Aufsehen erregten, ist es zu erklären, daß er diesen Untersuchungen, deren wissenschaftlicher Gewinn der Natur der Sache nach nicht groß seyn kann, mehrere Bogen widmet, während er unendlich wichtigere Probleme unberührt läßt. So wahr es nun ist, daß die Physiognomik eine unendlich individuelle Bedeutung hat und daher mehr Sache des gemüth- und geistvollen individuellen Blickes als einer eigentlichen Wissenschaft

seyn kann, so beweist Hegel doch zu viel und mithin nichts, wenn er S. 252 sagt: „Das, was Ausdruck des Innern seyn soll, ist zugleich seyender Ausdruck und fällt hiemit selbst in die Bestimmung des Seyns herunter, das (warum?) absolut zufällig für das selbstbewußte Wesen ist. Es ist daher wohl Ausdruck, aber zugleich auch nur wie ein Zeichen, so daß dem ausgedrückten Inhalte die Beschaffenheit dessen, wodurch es ausgedrückt wird, vollkommen gleichgültig ist. Das Innere ist in dieser Erscheinung wohl sichtbares Unsichtbares, aber ohne an sie geknüpft zu seyn; es kann ebensowohl in einer andern Erscheinung seyn, als ein anderes Inneres in derselben Erscheinung seyn kann.“ —

Gegen diese Bemerkung, wornach das Innere gegen das Aeußere als bloßes Zeichen vollkommen gleichgültig wäre, und wonach es mithin ebensowohl Inneres einer andern Erscheinung seyn könne, gilt, was Aristoteles gegen die Präexistenz sagt, daß nach dieser Lehre der Leib der Seele zufällig sey, eine Ansicht, welche das allgemeine Interesse an der äußeren Erscheinung und Darstellung oder Abbildung denkwürdiger Charaktere ziemlich überflüssig machte. Darin, daß die Leiblichkeit seyender Ausdruck oder äußere Naturbestimmtheit des Geistes sey, liegt allerdings deßhalb ein Grund gegen die physiognomische Wissenschaft, weil der Geist im Gegensatze zu seiner Leiblichkeit und deren Erscheinung, die er nicht umzubilden vermag, sich selbst umändern kann, eine Schranke der Physiognomik, die selbst Lavater anerkannt haben soll. Außerdem kann zu den vielen Unvollkommenheiten des Menschen auch der Mangel einer adäquaten Herausbildung der Innerlichkeit in die Aeußerlichkeit des physiognomischen Ausdrucks gerechnet werden. Auch in der Dialektik der Schädellehre, in welcher Hegel bis zur Frivolität negativ wird, behauptet er zu viel, wenn er den Phrenologen vorwirft, sie „sehen einen Knochen des Schädels für die Wirklichkeit des Menschen an“, da sie den Schädel in seiner bestimmten Gestaltung doch nur, obwohl nicht mit vollem Recht, für den vollkommenen Abdruck des Hirns und seiner Organe halten. Aber so geistlos die Eintheilung der Seele in ein Fachwerk von Vermögen und Eigenschaften ist, welche sich an bestimmten Erhabenheiten des Schädels (dessen wesentlichste Organisation nicht an der Oberfläche liegt) absehen oder abfühlen lassen solle, so ist doch die Gestaltung des Schädels in Beziehung zum Hirn, diesem vollkommensten Organ der Seele, nicht so zufällig, daß man nicht selbst in Uebereinstimmung mit den Untersuchungen eines Carus zu der Annahme berechtigt wäre, das vordere Gehirn vermittle das intellectuelle Geistesleben, während das mittlere und hintere Gehirn in ihrer Beziehung zum Brust- und Bauchnervensystem dem Gemüthsleben und dem sinnlichen Leben entsprechen.

Die Verwirklichung des vernünftigen Selbstbewußtseyns durch sich selbst, zu welcher Hegel von der beobachtenden Vernunft übergeht, durchläuft die Bildungsstufen des vorigen Jahrhunderts, auf welches Hegel die Hauptphasen der Entwicklung des Weltgeistes beschränkt.

Nach dem Principe der Negativität und des Widerspruchs läßt er das vernünftige Selbstbewußtseyn sich unmittelbar in eine seinem Begriffe sehr widersprechende Gestalt des Bewußtseyns, welche er die Lust und die Nothwendigkeit nennt, sich verwirklichen oder vielmehr sich entäußern, indem die Umkehrung der Vernunft in Unvernunft ihre aus der immanenten Dialektik des Begriffs sich ergebende Verwirklichung begründen soll. Das Subject dieser Stufe wolle nur sich in seiner sinnlichen Einzelnheit, und obwohl Hegel an Göthe's Faust erinnert, zeigt es doch keine Spur von dem prometheischen Feuer, das diesen durchglühte, sondern es stürzt sich, wie Hegel sagt, ins Leben und genießt dieses, wie eine reife Frucht gepflückt wird, macht aber die sehr triviale Erfahrung, daß aus Lust Last wird und die Willkühr in Nothwendigkeit übergeht. Die zweite Stufe, welche aus der Dialektik der erstern sich ergeben soll, sey das Gesetz des Herzens und der Wahnsinn des Eigendünkels. Sie erinnert, aber ebenso unbestimmt wie die erste, an Göthe's Faust, an Rousseau, welcher allerdings das Gesetz seines Herzens, d. h. seiner empfindenden Individualität dem Gesetz und der Organisation der Wirklichkeit entgegensetzte, aber im Versuch, das Gesetz seines Herzens auf Kosten der allgemeinen Ordnung, die er und

seine Anhänger als „eine von fanatischen Priestern, schwelgenden Despoten und für ihre Erniedrigung hinabwärts durch Erniedrigen und Unterdrücken sich entschädigenden Dienern derselben erfunden“ aussprach, allerdings als ein Thor erschien. Aber die Kälte und der Hohn, womit Hegel in diesem Abschnitte die Theilnahme des Herzens für das Wohl der Menschheit als „Herzklopfen“ für dasselbe bezeichnet, zeigt, wie entschieden seine Denkweise das andere Extrem zu dem der sogenannten Philanthropen bildet. Aus dieser Denkweise erklärt sich die Dialektik oder vielmehr Sophistik, womit er die Tugend im Kampfe mit dem Weltlaufe die Erfahrung machen läßt, „daß dieser, obgleich er die Gaben und Fähigkeiten mißbrauche, so übel nicht sey, wie er aussehe, indem er das Gute, welches die Tugend durch Aufopferung der Individualität zu realisiren strebe, wahrhaft verwirkliche“, eine Consequenz, die er aus den Prämissen ableitet, daß „die Individualität als solche das Princip der Wirklichkeit sey, und das an sich Gute S. 325 nach seiner Wahrheit und Realität gefaßt, vielmehr das Seyn (oder die Wirklichkeit) und mithin das Werk des siegenden Weltlaufs selbst“ sey. Dasselbe Resultat hat er in der Vorrede zur Rechtsphilosophie in den Worten: „was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig“, plan und platt ausgesprochen. Wer sieht jedoch nicht leicht ein, daß dieser Standpunkt nur das andere Extrem zu dem Standpunkt der von Schiller sogenannten „Weltverbesserer“ ist, für die das Gute nur seyn soll und nur durch den Kampf mit der Welt verwirklicht werden soll, aber in keiner Weise und Stufe als wirklich anerkannt wird. — Die letzte und höchste Stufe oder Gestalt endlich, in welcher sich das vernünftige Selbstbewußtseyn durch sich selbst verwirkliche, soll aus der Erfahrung der Unwahrheit der vorhergehenden hervorgehen, ist aber in der That eine so unendlich triviale Denk- und Handlungsweise, daß ihr durch Hegel's Bezeichnung: „das geistige Thierreich und der Betrug oder die Sache selbst“ kein Unrecht geschieht. „Die Individualität, welche sich an und für sich selbst reell“ ist, äußert nämlich ihre Natur durch ihr Thun mit solcher Rücksichtslosigkeit und Selbstgenugsamkeit, daß die treffende Schilderung ihres deterministischen und eudämonistischen Bewußtseyns, die Hegel S. 341 von ihr entwirft, vollkommen paßt. Es sey diesem von Hegel sogenannten „ehrlichen Bewußtseyn“ nur um das Thun und die Sache selbst zu thun, aber seine Ehrlichkeit, so wie die Befriedigung, welche es allenthalben erlebe, bestehe in der That S. 351 darin, daß es seine Gedanken nicht zusammenbringe. Die Sache selbst sey ihm ebensowohl seine Sache, wie gar kein Werk oder das reine Thun und der leere Zweck oder auch seine thatlose Wirklichkeit. Der Trost über die Vernichtung des Zwecks, doch gewollt oder doch rein gethan, so wie die Befriedigung, den andern etwas zu thun gegeben zu haben, mache das reine Thun oder das ganz schlechte Werk zum Wesen, denn dasjenige sey ein schlechtes zu nennen, welches gar keines sey. Es sey S. 356 also ebenso Betrug seiner selbst und der andern, wenn es nur um die reine Sache zu thun seyn soll“; ein Bewußtseyn, „das eine Sache aufthut, fährt Hegel fort, macht vielmehr die Erfahrung, daß die Andern, wie die Fliegen zu frischaufgestellter Milch, herbeyeilen und sich dabey geschäftig wissen wollen; und sie an ihm, daß es ihm ebenso nicht um die Sache als Gegenstand, sondern als um die seinige zu thun ist. Hingegen, wenn nur das Thun selbst, der Gebrauch der Kräfte und Fähigkeiten oder das Aussprechen dieser Individualität, das wesentliche seyn soll, so wird ebenso gegenseitig die Erfahrung gemacht, daß alle sich rühren und für eingeladen halten und statt eines reinen Thuns, oder eines einzelnen eigenthümlichen Thuns vielmehr etwas, das ebensowohl für andere ist, oder eine Sache selbst aufgethan wurde.“ Das Resultat sey „ein Wesen (S. 357), dessen Seyn das Thun des einzelnen Individuums und aller Individuen, und dessen Thun unmittelbar für andere, oder eine Sache ist, und nur Sache ist das Thun Aller und Jeder; das Wesen, welches das Wesen aller Wesen, das geistige Wesen ist. Was also dem Bewußtseyn der Gegenstand sey, habe die Bedeutung, das Wahre zu seyn und die absolute Sache sey in der Einheit mit dem Selbstbewußtseyn die sittliche Substanz, welche sich in Massen oder Gesetze unterscheide, ohne dadurch getrübt zu werden.“ Durch diese Dialektik läßt Hegel die Gestalt und Tendenz des Bewußtseyns, dessen Particularität und Subjectivität er durch den Titel: „das gei-

stige Thierreich und der Betrug oder die Sache selbst" hinlänglich charakterisirt hat zur gesetzgebenden Vernunft sich erheben, deren innere Wahrheit und Allgemeinheit er S. 360 nur anerkennt, um „von den unmittelbar seyenden Massen oder Gesetzen zu sehen, wie sie beschaffen seyen." Es werden demnach sogleich die Gebote; „Jeder soll die Wahrheit sprechen" und „liebe deinen Nächsten als dich selbst" erwähnt, ohne daß Hegel den geringsten Versuch machte, sie zu deduciren, während er doch sonst Nichtigkeiten und Verkehrtheiten aller Art immanent oder aus dem Begriffe selbst zu entwickeln versucht. Aber man traut seinen Augen kaum, wenn man S. 361 liest, daß er die Allgemeinheit und Nothwendigkeit des ersten Gebotes durch die Einwendung, es sey zufällig, ob man die Wahrheit wisse, bestreitet und behauptet, es sey damit weiter nichts gesagt, als daß „Wahres und Falsches durch einander, wie es kommt, daß es einer kenne, meine und begreife, gesprochen werden müsse", und wenn man S. 365 belehrt wird, „das zweite berühmte Gebot sey an den Einzelnen im Verhältnisse zum Einzelnen gerichtet, und gehe darauf, Uebel von einem Menschen abzusondern, und ihm Gutes zuzufügen. Dieß könne aber nur auf eine verständige Weise geschehen, und das verständige wesentliche Wohlthun sey das allgemeine Thun des Staates, mit welchem verglichen das Thun des Einzelnen etwas überhaupt so Geringfügiges werde, daß es der Mühe nicht werth sey, davon zu sprechen." Wer sieht nicht leicht die Sophisterey ein, mit welcher der Standpunkt des ersten Gebotes, welches sich (im Gegensatze zur Lüge und Sophisterey) nur auf das Bekenntniß gewußter Wahrheit bezieht, verkehrt wird, und gilt nicht in Beziehung auf das zweyte Gebot, daß *Jeder* ein Einzelner ist, und daß nur durch die *geistige Liebe* alles und selbst das Thun des Einzelnen als Organes des Staates geweiht wird, während die, welche nichts thun, als was ihnen als „Werkzeugen des Staates vorgezeichnet und ausgesprochen ist*)" und von Andern nichts

*) Vergl. § 150 der Rechtsphilosophie, wo Hegel die Sittlichkeit und die sittlichen Pflichten eines Jeden darein setzt, daß er nichts thue, als was ihm in seinen Verhältnissen durch den Staat als dem sittlichen Gemeinwesen vorgezeichnet ist.

erwarten, als was sie rechtlich fordern können, über die Sphäre der unerläßlichen Schuldigkeiten und Rechte sich nicht erheben und sich auf keine Weise zu Gliedern eines universellen Reiches bilden, welches sich in den Sphären der Religion, der Kunst und der Wissenschaft verwirklicht.

Mit einer ähnlichen Sophisterey bestreitet Hegel in dem folgenden Abschnitt „die gesetzprüfende Vernunft" den Widerspruch, der in der Aneignung eines fremden Besitzes liegt. Das einzelne Ding, sagt er S. 368, das *mein* Eigenthum ist, gilt *damit* für ein allgemeines, befestigtes, bleibendes; dieß widerspricht aber seiner Natur, die darin besteht, gebraucht zu werden und zu verschwinden. Es gilt zugleich (allerdings!) für das *Meinige, das alle andern anerkennen, und sich davon ausschließen*. Aber darin, daß ich anerkannt bin, liegt vielmehr meine *Gleichheit* mit Allen, das Gegentheil der Ausschließung. — Was *ich* besitze, ist ein Ding, d. h. *ein Seyn für Andere überhaupt, ganz allgemein und unbestimmt* nur für mich zu seyn; daß *Ich* es besitze, widerspricht seiner allgemeinen Dingheit. Eigenthum widerspricht sich daher nach allen Seiten eben so sehr als Nichteigenthum; jedes hat diese beyden entgegengesetzten, sich widersprechenden Momente der Einzelnheit und Allgemeinheit an ihm." Diese Dialektik beruht auf der unmittelbaren Neutralisirung der Bestimmtheit zur unbestimmten Allgemeinheit. Die Anerkennung des Eigenthums, die nach Hegel aus dem Begriff desselben (als des Meinigen) folgt und die Anerkennung dessen, der es besitzt, bezieht sich eben auf die besondere Bestimmtheit oder Bestimmung des erstern (des Eigenthums) und auf die Respectirung des letztern als *bestimmten* Besitzers; daher es allerdings ein unläugbarer Widerspruch ist, wenn man den Besitz eines Andern als herrenloses Ding, auf das jeder Anspruch machen könne, betrachtet und den *bestimmten* (diesen) Besitzer nach dem Principe des Communismus mit *allen andern* gleich setzen will.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

System der Wissenschaft von G. Wilhelm Fr. Hegel.

(Fortsetzung.)

Während nun Hegel die oben erwähnten Gebote auf die angegebene Weise dialektisch widerlegt, beruft er sich in Beziehung auf die Sphäre der von ihm sogenannten gesetzprüfenden Vernunft auf das „ungeschriebne und untrügliche Recht der Götter," indem er an das unmittelbare sittliche Gefühl der Antigone des Sophokles erinnert. „Nicht darum also," schließt er diesen Abschnitt, „weil (S. 374) ich etwas sich nicht widersprechend finde, ist es Recht, sondern weil es das Rechte ist, ist es Recht. Daß etwas das Eigenthum des Andern ist, dieß liegt zum Grunde; darüber habe ich nicht zu räsonniren, noch mancherley Gedanken, Zusammenhänge, Rücksichten aufzusuchen oder mir einfallen zu lassen; weder ans Gesetzgeben, noch ans Prüfen*) zu denken; durch solcherley Bewegungen meines Gedankens verrückte ich jenes Verhältniß, indem ich in der That nach Belieben meinem unbestimmten tautologischen Wissen das Gegentheil ebensowohl gemäß, und es also zum Gesetze machen könnte. Sondern ob diese oder die entgegengesetzte Bestimmung das Rechte sey, ist an und für sich bestimmt; ich für mich könnte, welche ich wollte, und eben so gut keine zum Gesetze machen, und bin, indem ich zu prüfen anfange, schon auf unsittlichem Wege. Daß das Rechte mir an und für sich ist, dadurch bin ich in der sittlichen Substanz; so ist sie das Wesen des Selbstbewußtseyns; dieses aber ist ihre Wirklichkeit und Daseyn, ihr Selbst und Willen." Mit diesen Worten macht Hegel den Uebergang zur Sphäre des Geistes.

Er gesteht mithin seine willkührliche oder unwillkührliche Unfähigkeit, die Einstimmung des Rechtes oder Gesetzes mit der Vernunft und den Widerspruch seiner Verletzung mit derselben wissenschaftlich zu beweisen, und doch dringt sonst Niemand mehr auf die Rechtfertigung der praktischen wie theoretischen Wahrheit durch das Denken, als eben Hegel, so sehr, daß er sonst überall die Anerkennung der erstern vom letztern abhängig macht. Wenn nun gleich die religiöse und sittliche Wahrheit nicht von dem Siegel abhängt, das die Schule auf ihre ewige Schrift drückt, so wäre es doch ein seltsamer Widerspruch, wenn der denkende Geist die geglaubte Wahrheit nothwendig bestreiten müßte, da vielmehr aus der Einheit von Kopf und Herz (nach der jeder, der sich vollständig und wahrhaft bilden will, zu streben hat,) folgt, daß das Denken des erstern, wenn und so weit es sich bewährt, den an sich selbst begründeten Glauben des letzteren bestätigen wird.

IV. Der Geist.

Die Sphäre des Geistes beginnt Hegel mit der imposanten Behauptung: „Die Vernunft ist Geist, indem die Gewißheit, alle Realität zu seyn, zur Wahrheit erhoben und sie sich ihrer selbst als ihrer Welt und der Welt als ihrer selbst bewußt ist" —, eine

*) Man erinnere sich, daß Hegel die gesetzgebende und gesetzprüfende Vernunft als Princip dieser Sphäre bestimmt.

Behauptung, die wir um so eher zu bezweifeln berechtigt sind, da wir gesehen haben, wie sehr nicht nur die Gestalten, durch welche sich die Vernunft zum Geiste verwirklichen soll, dem hohen Zwecke, nothwendige wesentliche Stufen ihrer Bildung und Vollendung zum Geiste zu seyn, unangemessen erscheinen, sondern auch die Hegelsche Kritik derselben sich nicht geeignet erwies, die wissenschaftliche Erkenntniß ihrer Wahrheit, welche der Geist seyn soll, zu vermitteln.

Die sittliche Substanz sey das Wesen des Geistes, welcher sich seine subjective Sphäre in der Familie, seine objective Wirklichkeit aber im Staate gestalte.

In der Schilderung der Familie charakterisirt Hegel das Verhältniß ihrer Glieder zu einander auf eine geistreiche, aber etwas willkührliche Weise. Wie subjectiv aber auch in dieser Sphäre seine Dialektik wird, erhellt daraus, daß er S. 386 die Erziehung des Einzelnen *) zur Tugend „eine Bestimmung nennt, welche nicht in die Familie falle, sondern weil sie auf das Gemeinwesen gehe, negativ gegen jene sey. Der der Familie eigenthümliche positive Zweck sey der Einzelne als solcher. Der Inhalt der sittlichen Handlung gegen ihn müsse substanziell und ganz allgemein seyn, und könne daher nur auf den ganzen Einzelnen oder auf ihn als allgemeinen gehen, die Handlung der Blutsverwandtschaft, welche die ganze Existenz des Blutsverwandten umfasse und ihn als ein allgemeines, der sinnlichen d. h. einzelnen Wirklichkeit enthobenes Wesen zu ihrem Gegenstande habe, betreffe demnach nicht mehr den Lebenden, sondern den Todten," eine Deduction, deren Willkührlichkeit sich zu unmittelbar aufdringt, als daß wir es der Mühe werth fänden, sie nachzuweisen. Wenn er in dieser Deduction die Kritik der That der Antigone des Sophokles vorbereitet, so deducirt er gewiß ebenso willkührlich das Schicksal des Oedipus in folgenden Worten aus dem Begriffe des Entschlusses S. 411: „Dem Handeln liegt nur die eine Seite des Entschlusses überhaupt an dem Tage; er ist aber an sich das Negative, das ein ihm Anderes, ein ihm, der das Wissen ist, Fremdes gegenüberstellt. Die Wirklichkeit hält daher die andere dem Wissen fremde Seite in sich verborgen, und zeigt sich dem Bewußtseyn nicht, wie sie an und für sich ist, — dem Sohne nicht den Vater in seinem Beleidiger, den er erschlägt, — nicht die Mutter in der Königin, die er zum Weibe nimmt." Wer sollte es nun aber für möglich halten, daß derselbe Denker, der wenige Seiten zuvor die Berufung der Antigone auf „der Götter ungeschriebene und untrügliche Gesetze" als absolute Instanz gegen alle Zweifel an dieser sittlichen Gewißheit erwähnt hatte, von der Schilderung des Oedipus'schen Schicksales S. 412 zu der Beurtheilung der That der Antigone, die sie nach seinem eigenen Geständnisse in Folge des göttlichen Gesetzes der Pietät vollbracht hatte, in den Worten übergeht: „Es kann seyn, daß das Recht, welches sich im Hinterhalte hielt, nicht in seiner eigenthümlichen Gestalt für das handelnde Bewußtseyn, sondern nur an sich in der innern Schuld des Entschlusses und des Handelns vorhanden ist (wie kann das Recht in innerer Schuld vorhanden seyn?). Aber, fährt er fort, das sittliche Bewußtseyn ist vollständiger, seine (des sittlichen Bewußtseyns!!) Schuld reiner (entschiedner), wenn es das Gesetz und die Macht vorher kennt, der es gegenüber tritt, sie für Gewalt und Unrecht, für eine sittliche Zufälligkeit nimmt und wissentlich wie Antigone das Verbrechen begeht." Folgt denn daraus, daß Antigone das Gesetz des thebanischen Staates oder das Gebot Kreons für Menschensatzung (oder gar für „Gewalt, Unrecht und sittliche Zufälligkeit") hielt, daß sie durch die Vollziehung der Pflicht der Pietät, die sie ihrem ermordeten Bruder bewies, wissentlich ein Verbrechen beging? oder folgt nicht vielmehr hieraus ihre zweifellose Gewißheit von der Heiligkeit ihrer durch das göttliche Gesetz gebotenen That? Sagt sie nicht selbst in der an Verzweiflung gränzenden Klage über ihr schreckliches Loos (V. 912): „Wie soll ich Unglückselige zu den Göttern noch aufschauen, wen als Helfer anflehen, da ich mir des Frevels Vor-

*) Was ist denn die Erziehung, wenn sie nicht Erziehung zur Tugend ist, welche sich eben so sehr im Verhältnisse des Einzelnen zum Ganzen, oder zum Gemeinwesen wie zur Sphäre des individuellen oder Privatlebens bewährt?

wurf zuzog durch die Frömmigkeit? Doch wenn das wirklich recht ist nach der Götter Spruch, (wie ihr meint) würde ich gestehen, daß ich leide wegen Schuld. Sind aber diese schuldig, möge Härteres nicht sie treffen, als das Unrecht, was sie mir gethan.*)" Wenn nun Andere z. B. ein Ottfried Müller**) in „der erhabenen Sicherheit der Antigone in dem Vertrauen auf die Heiligkeit ihrer That", durch die sie die würdige Vertreterin einer heiligen Pflicht, oder, wie Hegel selbst sagt, „des göttlichen Gesetzes" war, die Größe ihrer Seele erblicken, so geht Hegel in der Phänomenologie so weit, daß er sie nicht nur ein Verbrechen begehen, sondern sie ihre Schuld sogar in Worten gestehen läßt, in denen er den Text falsch übersetzt***) und die sie nicht gesprochen haben konnte, ohne sich selbst und ihrer innersten Ueberzeugung auf eine Weise untreu zu werden, wodurch sie aufhörte, im sophocleischen Sinne tragischer Charakter seyn. Die unwesentliche Schuld, in die sie als tragische Person geräth, liegt nicht in ihrer Pietät gegen das göttliche Gesetz und in dessen Vollziehung, sondern darin, daß ihr heiliges Pathos in Leidenschaftlichkeit gegen ihre Schwester Ismene und gegen Kreon übergeht. Der Grund, warum Hegel das göttliche Gesetz dem menschlichen unterordnet und die Antigone zur Verbrecherin macht, liegt darin, daß er das menschliche Gesetz durch den Staat, dessen Absolutheit als der objectiven Wirklichkeit des sittlichen Geistes er aufs entschiedenste voraussetzt, sanctionirt glaubt und das von Kreon tyrannisch geltend gemachte Staatsrecht für höher achtet, als das göttliche Gesetz und deßhalb den Kreon rechtfertigt, indem er ihn als willenloses Werkzeug*) des Staatsgesetzes betrachtet, das Antigone als Menschensatzung dem ewigen Gesetze der Götter unterordnet. Dagegen zeigt Sophokles sowohl durch die objective Charakteristik der Antigone, die selbst in ihrer Leidenschaftlichkeit ein eben so edles als großes Gemüth bewährt, wie durch die Rede und die That, in welchen er einen Kreon sich selbst charakterisiren läßt, daß das göttliche Gesetz, dem sich die erstere weiht**) und opfert, die ihm Geweihten eben so sehr rechtfertigt und verklärt, wie das menschliche Gesetz als bloßes Recht des Staates, wenn es durch Negation der religiös sittlichen Verpflichtung zur absoluten Norm und Macht erhoben wird, seinen tyrannischen und durch eigne Schuld verblendeten Vollzieher dem innern und äußern Gericht, das ihm der heilige Seher Tiresias weissagt, nicht entzieht. Dieß scheint uns die dieser Tragödie immanente, in ihrer Entwicklung und Entscheidung sich objectivirende Idee zu seyn.

Von der Sphäre der Familie, deren Idee selbst in der sophokleischen Poesie nicht in der Wahrheit zum Bewußtseyn kommt, in welcher sie im Lichte der christlichen Religion erscheint, springt Hegel zur Idee der objectiven Wirklichkeit des sittlichen Geistes

*) Daß der Indicativ in dem Satze: ἀλλ' εἰ μὲν οὖν τάδ' ἐστὶν ἐν θεοῖς καλά, welchen Donner treffend durch den Indicativ des Imperfects im Deutschen wiedergiebt: „Doch wenn es also recht befand der Götterschluß", bey dieser Construction statt des Optativ gesetzt sey, damit nicht die durch den letztern ausgedrückte Möglichkeit den Schein mit sich führe, als ob der Sprechende selbst von dem Standpunkte seiner eigenen Ueberzeugung aus den Fall für möglich halte, beweist Wer, dessen Uebersetzung wir im Texte mittheilten, mit Beyspielen aus Plato vortrefflich in der Schrift: Sophoclis Antigone, Leipzig 1834.

**) Vergl. seine Geschichte der griechischen Literatur II. Bd. S. 121.

***) Er läßt sie sagen: „weil wir leiden, anerkennen wir, daß wir gefehlt", eine Uebersetzung, die schon deßhalb unmöglich ist, weil die Worte, die Donner übersetzt: so will ich dulden und des Fehls geständig seyn, παθόντες ἂν συγγνοῖμεν ἡμαρτηκότες den Nachsatz des oben erwähnten Vordersatzes, der mit εἰ anfängt, bilden.

*) Wäre Kreon der willenlose Vollzieher des Gesetzes des thebanischen Staates, wofür ihn Hegel hält, so wäre er gleichfalls kein tragischer Charakter und erschiene eher in einem komischen Lichte.

**) Man erinnere sich z. B. an ihre Worte: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!

im Rechtszustand oder im Rechtssystem, als dessen Verwirklichung er den Staat § 2 seiner Rechtsphilosophie definirt, über und schildert jenen in Beziehung auf den römischen Staat unter den Kaisern, zeigt aber richtig, wie wenig sowohl in den Herren dieses Reiches als in den Gliedern desselben die Idee des Gemeinwesens gelebt und sich realisirt habe.

Es würde zu weit führen, seine Schilderung der Feudalmonarchie im Uebergange zur spätern Monarchie, so wie der Freyheit und des absoluten Schreckens oder der französischen Revolution zu beleuchten. Es sey uns nur noch vergönnt, die Dialektik zu prüfen, mit welcher er den Glauben auf dasselbe Resultat kommen läßt, wie die Einsicht und die Aufklärung: zu dem Principe des reinen Wissens. Er definirt vorerst die reine Einsicht als negatives Fürsichseyn, dessen eigner Gegenstand das reine Ich sey und welche den Glauben als Bewußtseyn des gegenständlichen Positiven sich gegenüber habe. Das Geschäft der reinen Einsicht: die Aufklärung, bestehe nun darin, daß sie alle Bestimmtheit d. h. allen Inhalt des Glaubens als Verendlichung des absoluten Wesens und dieses als seinen eignen Gedanken als ein vom Bewußtseyn Hervorgebrachtes zu widerlegen suche. Durch diese Widerlegung seiner Positivität und Objectivität sey der Glaube dasselbe geworden, was die Aufklärung sey, und das reine Denken, zu deren Principe sie übergegangen seyen, vollende sich im Aether der speculativen Wissenschaft, deren Element die Identität des Wissens und des Seyns seyn. Diese Dialektik ist so voll von unbegründeten Prämissen und unvermittelten Uebergängen, daß Niemand ihre Realität zugestehen wird, der nicht in demselben Processe der Apotheose seiner selbst begriffen ist. Man kann zwar zugeben, daß die von Hegel sogenannte reine Einsicht den Zweck der Aufklärung d. h. Ausleerung alles positiven objectiven Gehaltes erst dann erreicht, wenn es ihr, wie Hegel am Schlusse der Geschichte der Philosophie sagt, dem Weltgeiste gelungen ist, „sich als absoluten und göttlichen Geist zu erfassen," und er behauptet daselbst, „es scheine ihm dieses jetzt durch das Abthun alles Gegenständlichen gelungen zu seyn." Aber welche elende Vorstellung vom christlichen Glauben, der seine Positivität und Objectivität in allen Epochen der neuern Geschichte bewährt, muß man haben, um sich zu bereden, er werde die Sophisterey der Aufklärung, welche ihm höchstens die Menschlichkeit*) seines religiösen Bewußtseyns nachweisen kann, für absolut oder göttlich wahr und wissenschaftlich anerkennen! Als ob es mehr als eines besonnenen Augenblicks bedürfte, um den ungeheuren, sich in jener Polemik immer wiederholenden Fehlschluß einzusehen, als ob die Religion, darum, weil sie dem Bedürfnisse — und zwar dem innigsten, heiligsten und erhabensten Bedürfnisse des menschlichen Herzens und Geistes entspricht — nur Product der Menschheit sey, ohne die Selbstoffenbarung Gottes an dem menschlichen Geist vorauszusetzen, und als könnte der letztere, der sich seiner Bedingtheit eben so sehr bewußt wird, wie des alles bedingenden und begreifenden Urwesens, seinen absoluten Gegenstand eben so willkührlich in sich zurücknehmen und sich selbst vergöttern, wie er jenen durch eine großmüthige Resignation auf seine eigene Absolutheit, außer sich und über sich setze! Zur Ehre Hegels muß gestanden werden, daß die Phänomenologie, obwohl er darin die größte dialektische Kunst beweist, doch nur ein Jugendversuch desselben zu seyn scheint, indem er in seinen spätern Werken immer positiver und objektiver wurde. Selbst der letzte Abschnitt der Phänomenologie in welchem er von der Charakteristik der alten Religionen zur Idee der absoluten offenbaren Religion übergeht, läßt unendlich mehr erwarten, als das Princip des absoluten Wissens oder des Weltgeistes, den er am Schlusse dieses Werkes „über der Schädelstätte der Weltgeschichte thronen" läßt. So interessant es nun wäre, ihm in das Gebiet der Religion zu folgen, so sind doch namentlich seine Erklärungen über die Mysterien der geoffenbarten Religion so mystisch und allegorisch, daß eine Beleuchtung derselben ungefähr eben so vielen Raum erforderte, als die Beurtheilung der bisherigen Abschnitte.

(Schluß folgt.)

*) Dadurch, daß die göttlich geoffenbarte Religion in den Symbolen einen menschlichen Ausdruck erhält, hört sie nicht auf, wesentlich göttlich zu seyn!

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Platonis Philebus. Recensuit, Prolegomenis et Commentariis illustravit Godofredus Stallbaum. (Opp. omn. Vol. IX. Sect. II.) Gothae, sumptibus Fridericae Hennings. 1842. 405 S.

Nach des Herausgebers eigener Erklärung will diese Ausgabe des Philebus nicht als zweyte verbesserte Auflage jener früheren angesehen werden, mit der Herr Stallbaum vor dreyundzwanzig Jahren seine Laufbahn als Commentator Platons begonnen, sondern macht vielmehr den Anspruch einer neuen, selbständigen Bearbeitung. Die Berechtigung hiezu liegt außer der gänzlich neuen Fassung der Noten und Prolegomena in der Unbefangenheit, mit welcher Hr. St. gerade mehreres Eigenthümliche seiner früheren Ansicht aufgiebt, und überhaupt in der unparteyischen Würdigung, die schwerlich von einer fremden Kritik an Strenge des Urtheils überboten werden dürfte, indem sie das dort Geleistete nur von dem Standpunkte einer unreifen Jugendarbeit gelten lassen will. —

Durch diese Lossagung von früher gefaßter Ansicht tritt Hr. St. wieder in wesentliche Uebereinstimmung mit dem meist zusammentreffenden Urtheile der übrigen Kritiker hinsichtlich der Stellung des Philebus in der Reihe der Platonischen Schriften, indem er nicht mehr wie ehemals diesen Dialog als die späteste schriftstellerische Frucht Platons betrachtet, sondern jetzt vor den Staat und Timäus setzt. Eben so ist von einer größeren Lücke, welche Hr. St. in der Untersuchung über die Arten der Erkenntnisse geglaubt hatte annehmen zu müssen, um den Schriftsteller vor dem Vorwurfe der Nachläßigkeit und Oberflächlichkeit zu retten, in dieser neuen Ausgabe keine Rede mehr. Hr. St. huldigt vielmehr einem entschiedenen Optimismus, der sich nicht bloß auf die Vertheidigung Platons gegen Anfeindungen und Mißurtheile älterer und neuerer Zeit erstreckt, sondern auch die Rechtfertigung alles und jedes Einzelnen in seinen Schriften sich zur Pflicht macht. Mit Glück geschieht dieß im ersten Capitel der Prolegomena in Bezug auf die richtige Würdigung des Einganges, an dem man die kunstreiche Natürlichkeit und feine Scenerie, so wie die dramatische und mimische Lebendigkeit, die man in anderen Dialogen bewunderte, nicht ohne schmerzliches Bedauern vermißte, und darum auf den Gedanken kam, die Schrift sey wohl gar in verstümmelter Gestalt auf uns gekommen, und entbehre ihres wahren Anfangs und Schlusses. Die plausibelste Wendung bekam diese Ansicht durch Ast, der mit Benutzung einiger Andeutungen in dem Gespräche die Vermuthung ausspricht, der Philebus sey vielleicht nur das Fragment einer entweder bloß beabsichtigten oder in den übrigen Gliedern verloren gegangenen Trilogie oder Tetralogie. Die Sache ist von der Art, daß sie weder bewiesen noch widerlegt werden kann. Wenigstens ist die Stelle 50 D, in welcher Sokrates die weitere Ausführung einer nicht erschöpfend behandelten Zwischenuntersuchung auf morgen ankündigt, noch nicht genügend durch Hinweisung auf die mehrfach geäußerte Eilfertigkeit des S. erklärt, da die Absicht dieser wiederholten Andeutung selbst erst einer Erklärung bedürftig ist; man müßte denn mit Schleiermacher

den eigentlichen Grund darin finden, daß der philosophische Schriftsteller eher als seine philologischen Leser und Erklärer der aus dem national-poetischen Bedürfniß herausgebildeten, aber nicht in einer innerlich nothwendigen Beziehung zu dem Gegenstande stehenden Kunstform müde geworden, ohne sich von derselben, sey es aus Gewöhnung oder aus anderen, in allgemeineren Verhältnissen des Alterthums begründeten, Ursachen losmachen zu wollen. Uebrigens soll damit keineswegs eine Zustimmung zu dem Urtheile Schleiermachers ausgesprochen werden, der in dem dialogischen Charakter der Schrift mancherley Mängel findet und gleich darin einen Vorwurf erkennt, daß die Entstehung des Gegenstandes hinter die Bühne geschoben wird. Dagegen sucht Hr. St. das Eigenthümliche des Eingangs aus der Persönlichkeit der Mitunterredner herzuleiten und als den Anforderungen der Kunst auf's vollkommenste genügend, zu rechtfertigen.

Wichtiger als diese mehr äußerlichen Verhältnisse des Werkes erscheinen Schwierigkeiten in dem inneren Zusammenhange, die nach unserem Dafürhalten weder von Trendelenburg in seiner hier zu nennenden Schrift: De Platonis Philebi consilio. Berol. 1837, noch von Hrn. St. auf eine befriedigende Weise gelöst sind. Der gemeinsame Fehler beyder Erklärungsversuche scheint darin zu liegen, daß sie die Ausgleichung unternehmen, ehe noch die Incongruenz, so zu sagen, in ihrer ganzen Schärfe und Ausdehnung dargestellt worden. Diese mit möglichster Deutlichkeit hervorzuheben und zu zeigen, was noch als Anstoß und Zweifel zurück bleibt, sey hier unsere Aufgabe, selbst auf die Gefahr, einen ungelösten Widerspruch stehen zu lassen. Wir haben vornehmlich den letzten Theil des Dialogs im Auge, und wollen nur den Zusammenhang der Untersuchung, so weit es zur Beurtheilung nöthig erscheint, in möglichster Kürze voranschicken.

Gegenstand des Gesprächs ist, ob das Gute für alle Geschöpfe in Lust oder Erkenntniß bestehe. Nachdem aus dem Begriff des Guten, der in dem Selbstgenügsamen und Vollkommenen gefunden wird, die Unzulänglichkeit beyder erkannt und das wahrhaft Gute in eine Mischung und Vereinigung von Lust und Erkenntniß gesetzt worden, entsteht die weitere Frage: welches von beyden dem Guten näher verwandt? Zum Zweck dieser Untersuchung wird aus der Physik der Pythagoräer die Lehre von den Urgründen alles Seyenden beygezogen. Als diese werden bestimmt: das Grenzlose, die Grenze, das Gemischte und das Ursächliche, welches das hervorbringende der übrigen ist. Mit diesen Principien werden nun jene Gegenstände verglichen. Das aus Lust und Erkenntniß gemischte Leben gehört natürlich dem dritten Geschlechte an, dem Gemischten. Die Lust, die das Unmäßige liebt, fällt in das Gebiet des Grenzlosen. Wohin ist nun Erkenntniß und Vernunft und Verstand zu setzen? Offenbar in das Geschlecht des Ursächlichen, wenn man anders zugiebt, daß nicht Unverstand, sondern Verstand über die Welt herrscht. — Schon hier begegnen wir Schwierigkeiten und Zweifeln, für die in der Schrift selbst schwerlich eine Lösung gefunden wird. Einmal mag es Anstoß erregen, daß, wenn das aus Lust und Verstand gemischte Leben dem dritten Principe entspricht, das in der Mischung des Grenzlosen und Grenzehaltigen (πέρας ἔχον) besteht, nicht eben so die Elemente der Mischung sich entsprechen, so daß zwar die Lust dem Grenzlosen, Verstand und Erkenntniß hingegen nicht, wie man erwarten mag, dem Grenzhaltigen, sondern dem Ursächlichen zugetheilt wird. Hr. St., der diese Schwierigkeit auch gefühlt zu haben scheint, sucht sich mit derselben so gut es geht abzufinden. Am entschiedensten äußert er sich S. 42 der Prolegg., wo er geradezu Platon Verstand und Erkenntniß in das Geschlecht des Grenzehaltigen setzen läßt: „Deinde finem ac terminum, sive τὸ πέρας, esse vult ὁπόσα παύει πρὸς ἄλληλα τἀναντία διαφόρως ἔχοντα. Quod item a Pythagorei ratione nihil omnino discrepat, praesertim quum nec Plato de nuda rerum forma et ratione cogitaverit: alioquin enim fieri non potuisset, ut in ea, quae sequitur, sermonis parte mentem ac sapientiam huic potissimum generi accensendam arbitretur.“ Wo dieß geschehe, sucht man vergebens, da in der ganzen Schrift keine directe Andeutung dafür zu finden ist, weßwegen denn auch Hr. St. in der Folge, wo er wieder darauf zu sprechen kommt, selbst diese Ansicht auf das Gebiet der Conjectur stellt (S. 63).

Hier macht er eine Scheidung zwischen Erkenntniß und den Wissenschaften, und weist letztere allein dem πέρας zu; allein auch dieses ohne genügende Begründung aus Platon selbst. Denn der letzte Theil, der über die Abstufungen des Guten handelt, enthält keine ausdrückliche Beziehung auf diese Entwickelung der Principien, und könnte schon deßwegen nicht als Beweis gelten, weil, wie schon oben angedeutet worden, gerade hier der eigentliche Sitz der Schwierigkeiten ist. Eben so wenig läßt sich diese Folgerung aus der Unterscheidung und verschiedenen Schätzung der Wissenschaften uud Erkenntnißarten entnehmen, die ja ganz parallel geht mit der Schätzung der Lust nach ihren Arten und Unterschieden, so daß z. B. die reinsten und besten Arten derselben eben so gut Anspruch machen könnten, in das Geschlecht des Grenzehaltigen gerechnet zu werden, wofür sich noch eher wenigstens ein scheinbar directes Zeugniß aus der Schrift selbst beybringen ließe. Dazu kommt, daß für den oben bezeichneten Zweck durch diese mehr als problematische Unterscheidung gar nichts gewonnen wurde, da die Elemente der Mischung nicht Lust und Wissenschaften, sondern Lust und Erkenntniß sind, für welche letztere die Ausdrücke φρόνησις, νοῦς, ἐπιστήμη promiscue gebraucht werden, und gerade an jener Stelle (28 A. C.), wo nach dem γένος der Erkenntniß gefragt wird, sie alle drey vereinigt in das γένος τῆς αἰτίας gesetzt werden. In dieser Rücksicht mag es wohl auch geschehen, daß Hr. St. an anderen Stellen sich mit einiger Beschränkung ausspricht, z. B. S. 69 durch ein beygefügtes certe, oder in der Note S. 183, wo es mit etwas zweydeutiger Steigerung heißt: mentem et sapientiam non tantum finito generi esse accensendam, sed ad caussae genus referri oportere. Aus demselben Grunde läßt sich auch die Stelle 27 D, in welcher wohl die Elemente zu einem indirecten Schlusse enthalten wären, nicht zu einer entschiedenen Folgerung benutzen, und nur so viel darf als wahrscheinlich angenommen werden, wofür die innere Bedeutung der Principien selbst spricht, daß eben so, wie in der Lehre der Pythagoräer dem Begrenzenden eine nähere Verwandtschaft mit dem Eins als Grenzlosen zugeschrieben wird, Platon sich die Grenze als dem Ursächlichen verwandter gedacht habe. Nichts desto weniger aber bleibt eine andere, von Hrn. Stallbaum nicht berührte, sehr gewichtige Schwierigkeit unerklärt. Denn wie? Verstand und Erkenntniß, welche nach solchen deutlichen Aussprüchen in das Geschlecht des Ursächlichen gehören, dessen, in dem man als dem König Himmels und der Erde (28 C) den Ausdruck des göttlichen Wesens selbst, oder in anderer Beziehung die Idee des Guten, oder auf den menschlichen Geist bezogen, ebenfalls die Ursache des Vollendeten und Vollkommenen erblickt (Prolegg. S. 43), sind doch in sich ungenügend und der Beymischung eines der Idee des Guten so fern stehenden, wie die Lust erscheint, bedürftig? Das, welches dem Hervorbringenden entstammt, demjenigen, welches, wie der beyden ersten Principien so der Mischung selbst Ursache ist, erscheint hier bloß als ein Element der Mischung? So ist diese aus der Pythagoreischen Philosophie geschöpfte Darstellung der Principien des Seyenden, wie sie von Platon hier auf ein im Alterthum vorzüglich bedeutsames ethisches Problem angewendet werden, mancher Dunkelheit und manchen Bedenken unterworfen, und der Philebus, mit Recht als eines der wichtigsten Werke zur Erkennung des Platonischen Systems betrachtet, kann demnach auch einen Beytrag geben zu der Einsicht, daß wir die höchsten metaphysischen Principien in den Schriften Platons keineswegs zu der durchgebildeten Klarheit eines Systems gebracht finden, wobey zu bedauern, daß wir auch von Aristoteles keine Aufschlüsse erhalten, welche nicht eher einen Zuwachs zu der Schwierigkeit als eine wirkliche Hülfe für die Erklärung abgäben. Was die Sprache betrifft, so ist die Umwandlung des Ausdrucks für das zweyte Princip bemerkenswerth, dessen bey dem Pythagoräer rein activische Bezeichnung: τὰ περαίνοντα, durch die Platonische so zu sagen indifferente oder neutrale τὸ πέρας ἔχον oder τὸ πέρας, zuletzt bey Aristoteles in die ganz passivische: τὸ πεπερασμένον, übergeht; denn daß diese letztere schon bey Platon in diesem Sinne vorkommt, wie Hr. St. (Prolegg. S. 39) bemerkt, erinnern wir uns nicht.

(Fortsetzung folgt.)

System der Wissenschaft von G. Wilhelm Fr. Hegel.

(Schluß.)

Dieser Mühe sind wir aber um so eher überhoben, als nach Hegels Tode seine Vorträge über Religionsphilosophie erschienen sind, die eben so klar und leicht verständlich sind, als seine phänomenologische Entwickelung dieser Sphäre den erwähnten entgegengesetzten Charakter an sich trägt. Hatte er sich durch den subjectiven Zweck und die negative Dialektik seiner Methode unfähig gemacht, die objective Wahrheit des Ganzen und der einzelnen Sphären der Geschichte des Geistes zu erkennen und zu entwickeln, so war es dagegen ein von seinem Standpunkte consequentes Verfahren, daß er die Bildungsstufen nnd Gestaltungen des Bewußtseyns nur unvollständig und unwahr auffaßte, und deßhalb die sich bewährenden, das Reich des Geistes integrirenden und realisirenden Sphären theils ignorirte, theils sie zu eben so verschwindenden übergehenden Momenten herabsetzte, wie die der Idee des Geistes widersprechenden Gestaltungen, welche den allgemeinen Fortschritt nur durch ihr Ueberwundenwerden vermitteln. Ist ihm einerseits die relative Wirklichkeit schon der Beweis der Berechtigung und Wahrheit des Daseyns, das Princip mag auch noch so unwahr seyn, so ist ihm andererseits die von jeder und selbst der wahrsten Manifestation und Sphäre des menschlichen Geistes unzertrennliche Unvollkommenheit schon Grund genug, sie in ihr Gegentheil umschlagen zu lassen, um sie ebenso schonungslos zu negiren, wie die entschiedenste Verkehrtheit, und die letztere als Instanz gegen die erstere geltend zu machen. Deßhalb behauptet einer seiner treuesten Schüler, Michelet in der Geschichte der neuern Philosophie II. Bd. S. 274: „Es ist der Fluch des Daseyns nicht aushalten zu können, denn alles, was entsteht (also auch das Hegelsche System?) ist werth, daß es zu Grunde geht," und vortrefflich charakterisirt er die alle bestimmten Begriffe „umkehrende" und alle Unterschiede „flüssig machende" Dialektik Hegels, wenn er sie S. 605 ein „heuristisches Princip nennt, durch welches man jede Consequenz nicht als etwas ausgemachtes anzusehen genöthigt sey, sondern sie immer wieder in den Schmelztiegel werfen könne, um sie nochmals daraus ablaufen zu lassen."

So sophistisch aber die phänomenologische Dialektik nach der einen Seite erscheint, so hat Hegel doch das große Verdienst, die Entwicklung einer durch den Proceß des Erkennens selbst zu realisirenden Kritik des Erkenntnißvermögens und einer Philosophie der Geschichte in seiner Phänomenologie versucht zu haben, und wenn auch die Methode und das Resultat der Idee des großen Problems nicht entspricht, so hat er doch den Begriff eines durch die Dialektik seiner wesentlichen Sphären und Stufen sich vollendenden Wissens und eines die Reiche und Sphären seiner Organisation begreifenden Systems des allgemeinen Geistes concipirt.

Allein je negativer er sich in diesem Werke gegen die Vergangenheit verhielt, und je größer dadurch seine Virtuosität im Destruiren wurde, desto weniger vermochte er das dialektisch zerstörte Reich des objectiven Geistes in den von ihm sogenannten realen Wissenschaften der Philosophie der Natur, des Staates, der Kunst, der Religion und der Geschichte aus dem Begriffe zu reconstruiren, und das wirkliche Verdienst, das er sich durch seine, wenn auch unvollkommenen Versuche, jene Sphären in den betreffenden Wissenschaften zu systematisiren, erwarb, widerlegte die negative Dialektik seiner Phänomenologie!

Fischer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Platonis Philebus etc.

(Fortsetzung.)

Wie weit diesem Wandel des Ausdrucks eine philosophische Absichtlichkeit zu Grunde liegt, ist schwer zu entscheiden, und nicht unmöglich, daß namentlich Aristoteles neben dem Platonischen τὸ πέρας auch τὸ πεπερασμένον gebraucht, aus einer ähnlichen Ungenauigkeit und sprachlichen oder sachlichen Gleichgültigkeit, wie auch deutsche Berichterstatter, τὸ ἄπειρον das Unbegrenzte übersetzend, den natürlichen Gegensatz in dem Begrenzten suchten; wogegen es nicht unwahrscheinlich ist, daß Platon den weitläufigeren Ausdruck τὸ πέρας ἔχον mit bewußter Absicht gewählt habe, als den vollkommen entsprechenden Gegensatz zu dem richtig verstandenen ἄπειρον, dessen im Gebrauche zwar vorzugsweise passive Bedeutung doch auf eine neutrale Wurzel zurückgeht. — Die Frage nach dem richtigen Verständniß der Pythagoräischen Principien, worüber sich Hr. St. S. 40 u. a. O. erklärt, berührt wegen der großen Verschiedenheit sowohl der erhaltenen Nachrichten als der Auffassungsweisen eine eben so schwierige, als weitläufige Untersuchung, weßhalb hier nur die Bemerkung, daß, da Philolaus nach Allem, was sich an Bruchstücken seines Werkes über die Natur erhalten hat, an eine Präexistenz der beyden Principien, des Bewegenden und Gränzelosen, nicht gedacht, er sich darum dieselben wohl in ihrer begrifflich reinen Entgegensetzung und Entblößung von einander denken konnte, wenn sie es auch zu einem wirklichen Seyn nur in ihrer Verbindung und gegenseitigen Zusammenwirkung bringen. — Uebrigens ist es keine gezwungene Uebereinstimmung, welche Hr. St. zwischen den Platonischen und Pythagoreischen Principien nachzuweisen sucht, indem man das γένος μικτόν leicht in dem nur naiveren Ausdruck des Philolaus: περαίνοντά τε καὶ ἄπειρα wiedererkennt, und auch das αἴτιον eine wohl begründete Vergleichung mit dem πρῶτον ἕν des Pythagoräers bietet. Minder klar ist, was Hr. St. S. 38 und 42 über die Verschiedenheit beyder bemerkt, indem er der Pythagorischen Lehre bald eine beschränktere, bald eine umfassendere Bedeutung zuschreibt. —

Wir fahren fort in der Angabe des Zusammenhangs. Nachdem auf solche Weise das summum genus der beyden in Frage stehenden Gegenstände, der Lust und Erkenntniß, gefunden worden, wird nunmehr ihre Entstehung und Erscheinung im Leben aufgezeigt, oder, wie es bey Platon heißt, ihre γένεσις ἐν τῷ κοινῷ γένει; zuerst der Lust, die nur in Verbindung mit dem Schmerze betrachtet werden kann. Dieselbe ergiebt sich zunächst als eine Wiederherstellung der Harmonie, deren Auflösung eben Schmerz ist. Gerade die größten Lüste entstehen in einer gewissen Schlechtigkeit des Leibes und der Seele, und zeigen sich immer mit Schmerz gemischt. Diese Mischung findet im Leibe oder in der Seele oder in beyden zusammen Statt, und je nach dem Ueberwiegenden in der Mischung wird das daraus Entstehende Lust oder Schmerz genannt. In Bezug auf die Wahrheit und Wirklichkeit angesehen, sind diese, die stärksten Lüste, gerade am wenigsten wahr und wirklich. Zur Wahrheit ge-

hört nicht die Stärke und Größe, sondern die intensive Sichselbstgleichheit. Wahr und wirklich sind darum nur die reinen, nicht mit Schmerz gemischten Arten der Lust, d. h. diejenigen, welche ohne das Gefühl des Mangels die Erfüllung und Befriedigung schmerzlos haben; z. B. die Lust an schönen (mathematischen) Figuren, Farben, Tönen, Gerüchen. Dazu ist auch die Lust an Erkenntniß und Wissenschaften zu rechnen, die ein schmerzloses Entstehen und Vergehen haben (im Lernen und Vergessen). — Es besteht eine Ansicht, nach welcher die Lust nur ein Werden ist ohne alles Seyn. Werden und Seyn verhalten sich aber zu einander, wie das, welches um eines anderen willen ist, zu dem, um dessen willen es ist. Nur in letzterem aber, nämlich dem, das sich selbst Zweck ist, besteht das Gute. In so fern gehört die Lust nicht in das Gebiet des Guten. — Wie die Lust, so ist auch Verstand und Wissenschaft zu prüfen. Alle Wissenschaften haben entweder Werkthätigkeit oder Bildung zum Zwecke, und stufen sich ab nach dem Grade wahrer und deutlicher Erkenntniß, die sie gewähren. Die erste Stelle gebührt der Dialektik und Philosophie, die allein das wahrhaft Seyende zum Gegenstand hat. In den übrigen Wissenschaften haben die mathematischen den Vorzug der Deutlichkeit und Genauigkeit. Je weiter sie sich von der Betrachtung des Unwandelbaren, Sich-selbst-gleichen entfernen, um so mehr haben sie es mit bloßen Meinungen, die der Gewißheit entbehren, zu thun. Verstand und Erkenntniß kommt darum vorzugsweise dem auf das wahrhaft Seyende gerichteten Denken zu. Nachdem also oben zugestanden worden, daß weder Lust noch Erkenntniß allein das Gute seyen, sondern daß dieses, zu dessen Begriff die vollendetste Selbstgenugsamkeit gehört, in einer Mischung beyder zu suchen: so wird nunmehr die Weise der Mischung betrachtet und erklärt, daß außer der höchsten Erkenntniß und Wissenschaft auch die übrigen Arten unbedenklich aufzunehmen seyen; von der Lust hingegen gerade die stärksten Arten, als mit der Vernunft, dem andern Elemente der Mischung, unvereinbar, ausgeschlossen werden müssen, und nur die reinen, gemäßigten, mit Gesundheit des Leibs und der Seele zusammenbestehenden, zuzulassen seyen. — Worin besteht nun das Wesen der Mischung, in der die Idee des Guten zum Vorschein kommen soll? Zum wahren Bestand eines jeden Dinges gehört Wahrheit. Ohne Maaß und Uebereinstimmung findet auch keine Mischung Statt. Dadurch ist aber der Begriff der Schönheit von selbst gegeben. Das Gute erscheint uns demnach in den drey Begriffen der Schönheit, Ebenmäßigkeit und Wahrheit. Damit nun die beyden Elemente der Mischung verglichen, so zeigt sich, daß einer jeden dieser drey Eigenschaften Verstand und Vernunft verwandter als die Lust. Also laut zu verkündigen, daß Lust weder das erste noch das zweyte Gut, sondern das erste besteht in dem Maaß und Mäßigen und Gemäßen, und überhaupt Allem, was von dieser Art eine ewige Natur hat. Das Zweyte ist das Ebenmäßige und Schöne und Vollendete und Genugsame und Alles, was dieser Herkunft ist. Das dritte ist Verstand und Vernunft. Das vierte Wissenschaften und Künste und richtige Vorstellungen. Das fünfte endlich die reinen Vergnügen der Seele. Weiter ist nicht zu gehen. Zusammenfassung und Schluß. —

Betrachtet man den Zusammenhang der Untersuchung, so kann man kaum anders als überrascht werden von dem letzten Theile, der gleich einem von selbst und mit Nothwendigkeit sich ergebenden Resultate, ohne Vermittelung dem Vorhergehenden sich anschließt. Allein in diesem ist eine solche Rangfolgeordnung des Guten nirgends vorbereitet, da nur von einer Gegenüberstellung und vergleichenden Würdigung der Lust und Erkenntniß in ihrem Anspruche auf den ersten oder zweyten Preis des Guten die Rede ist; und auch im Einzelnen erscheint manches dunkel und schwierig. Denn vergleicht man die beyden obersten Grade, so wird man sich wundern, eines Theils das Vollkommene, Genugsame, das wiederholt als das vorzüglichste Kennzeichen des Guten genannt worden, des ersten Ranges beraubt und in die zweyte Reihe verwiesen zu sehen, anderen Theils aber das *καίριον*, welches schwer unter einem so absoluten Begriffe zu denken, in der ersten Reihe zu erblicken; abgesehen davon, daß in dem früheren die hier gemachte Unterscheidung und Trennung des *μέτρον* und *σύμμετρον* auch nirgends bedingt und voraus erklärt ist, viel-

mehr in dem unmittelbar Vorausgehenden beyde Ausdrücke genau verbunden und in gleich bedeutender Abwechslung gebraucht werden. (64 D. E. 65 A.) —

Die vorliegenden Erklärungsversuche scheinen beyden Ansprüchen nicht zu genügen, weder der Anforderung des Zusammenhangs, noch der Erklärung des Einzelnen, weßhalb die Worte, so weit nicht ihr Verständniß sich von selbst ergiebt, unvermittelt bleiben mit dem, was man als den wahren Sinn der Stelle ausgiebt. Auch sind die Ansichten der Erklärer sehr verschieden. Von Ast's mehr geistreich hingeworfener als im Einzelnen nachgewiesener Auffassung: „daß Platon bey der Aufstellung der fünf Momente des Guten nach ihrer Rangordnung das allmählige Hervortreten des geistigen Lebens in das sinnliche und das Herabsteigen des Höheren in das Niedere andeuten wollte" nicht zu reden, so stehen sich besonders Stallbaums und Trendelenburgs Ansicht entgegen, übereinkommend zwar, daß in der ersten und obersten Stufe die Idee des Vollendeten Guten ausgedrückt sey, aber darüber uneins, ob dieselbe in ihrem allgemeinsten, absoluten Begriffe, wie Trendelenburg, mit Hermann übereinstimmend, will, oder in Beziehung und Beschränkung auf das menschliche Leben und menschliche Erkenntnißfähigkeit gedacht werden müsse, wie Hr. St. sich ausdrückt (Prolegg. p. 75): „absoluti boni ideam, quatenus mens humana eam comprehendere et ad vitam regendam moderandamque adhibere potest." Den Gründen, welche von beyden Theilen angeführt werden, ist eine gewisse, vorzugsweise negative, Wahrheit nicht abzusprechen. Mit vollstem Rechte beruft sich Hr. St. auf den ganzen Zusammenhang der Untersuchung, um zu beweisen, daß von der absoluten Idee des Guten hier nicht die Rede seyn könne. Betrachtet man vorerst die Worte, denen eine solche Bedeutung untergelegt wird, so müßte man sich wundern, wie Platon, der an anderen Stellen, wo er die Idee des Guten erwähnt, zwar mit dem größten Preise, aber zugleich einer die Unzulänglichkeit des Wortes anerkennenden Zurückhaltung sich vernehmen läßt, hier so geradezu und ohne alle weitere Andeutung den Ausdruck des Maaßes dafür gebrauchen konnte, gleich als glaubte er darin die hinreichendste, durch sich selbst klare Bezeichnung gefunden zu haben. Denn daß der Beysatz: *ὁπόσα τοιαῦτα χρὴ νομίζειν τὴν ἀϊδιον ῥῆσθαι φύσιν* diese Wirkung nicht haben kann, ist einleuchtend, da er ja das generelle Merkmal aller Ideen, keineswegs aber das specifische der Idee des Guten ausdrückt. Was demnach Hr. Trendelenburg zur Unterstützung und Rechtfertigung seiner Erklärung beybringt, dient eigentlich mehr, die Schwierigkeiten an's Licht zu stellen, als zu beseitigen. Denn wollte man auch zugeben, daß die Begriffe des Wahren und Schönen, welche Hr. T. mit Rücksicht auf das Vorhergehende als zur Idee des Guten nothwendig gehörend fordert, wirklich in dem von Platon gewählten Ausdrucke implicite enthalten seyen, obwohl dieß nur durch eine ziemlich gewaltsame Ausdeutung erzwungen wird: so wäre ja immer nur auf einem Umwege dasselbe erreicht, was in dem Vorhergehenden mit deutlichen und verständlichen Worten ausgedrückt ist. Offenbar also, daß, wenn der Philebus überhaupt sich zur Idee des Guten erhebt, dieß nirgends anders geschieht, als an der Stelle, wo Sokrates selbst erklärt, das Gute in der dreyfachen Idee der Wahrheit, Ebenmaßigkeit und Schönheit gefaßt zu haben. Dort ist der Ausdruck durchaus angemessen, sowohl in der Bestimmtheit und Klarheit, die nicht erst künstlicher Erklärungsmittel bedarf, als auch in der jener sonst ausgesprochenen Ueberschwenglichkeit des Begriffs so wohl entsprechenden, selbst erkannten Beschränkung, die es nicht wagt, den ganzen Inhalt in einem Worte und Begriffe zusammen zu fassen. Wie vortrefflich dazu die unmittelbar zusammenhängenden Worte passen: *λέγωμεν ὡς τοῦτο οἷον ἓν ὁρῶντα ἂν αἰτιασαίμεθ' ἂν τῶν ἐν τῇ ξυμμίξει, καὶ διὰ τοῦτο ὡς ἀγαθὸν ὂν τοιαύτην αὐτὴν γεγονέναι* — bedarf keiner Erläuterung. Da nun hierin die Norm aufgestellt wird, nach der Verstand und Lust geprüft und nach dem Grade ihres Antheils an dem Guten geschätzt werden: so kann die aus dieser Beurtheilung gleichsam herauswachsende und äußerlich in dem Kreis einer Periode mit derselben verbundene Rangordnung des Guten unmöglich selbst wieder die Idee des Guten enthalten. Hr. St. setzt darum dieselbe unter der Beschränkung auf das menschliche Leben

und als begriffen in dem menschlichen Geiste, über dessen Begreifen die absolute Idee erhaben sey. Allein entweder wird diese Beschränkung als eine bloß subjective gedacht, die also auch keinen objectiven Unterschied begründet; oder sie ist objectiver Geltung, es ist eine der Idee selbst durch diese Beziehung auferlegte Beschränkung; dann ist sie aber nicht mehr die Idee selbst, sondern nur eine Erscheinungsweise derselben in einem Anderen durch μίξεις; so daß die Bedeutsamkeit der von Hrn. St. gemachten Unterscheidung nicht mit Unrecht von Hermann in Abrede gestellt wird. Die Idee des Guten kann demnach weder in dem einen noch in dem anderen Sinne unter dem ersten in der Reihenfolge der Güter gemeint seyn. So viel ergiebt sich aus dem Zusammenhange der Untersuchung mit folgerichtiger Nothwendigkeit, während die Erklärung des Einzelnen auf einem weniger sicheren Boden sich bewegt. An zum Theil scharfsinnigen Combinationen hat es nicht gefehlt, wie namentlich Hr. St. durch Anwendung der Pythagorisch-Platonischen Principien mit Vergleichung der im Parmenides dominirenden und auch im Philebus angeregten Lehre des ἓν καὶ πολλά einen Conspectus gewonnen hat, dem das εὔμμετρον und καλόν nicht abzusprechen ist. Theilt man indessen nicht die Ueberzeugung, daß in dem ersten Grade die Idee des Guten ausgesprochen sey, und hält man sich einfach an die vorliegenden Worte in ihrem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, so wird man in der aufgestellten Rangordnung die Momente des Guten in der Mischung nach ihrem verschiedenen Antheile an der Idee des Guten und ihrem gradweisen Abstande von derselben erkennen, wobey es der sonstigen Anschauungsweise Platons und der griechischen Philosophie überhaupt nicht fremd ist anzunehmen, daß der Vorzug der beyden ersten Ordnungen sich auf die durchgreifendere und allgemein gültigere Wirkung in den verschiedenen Sphären des Lebens bezieht. Denn daß man zu dieser allgemeineren Beziehung berechtigt ist, zeigen Platons eigene Worte (64 A): — τὸν βουλόμενον ὅτι καλλίστην ἰδόντα καὶ ἀστασιαστοτάτην μίξιν καὶ κρᾶσιν ἐν ταύτῃ ναθεῖν πειράσθαι, τί ποτε ἓν τε ἀνθρώπῳ καὶ τῷ παντὶ πέφυκεν ἀγαθὸν καὶ τίνα ἰδέαν αὐτὴν εἶναί ποτε μαντευτέον, welche Stelle zugleich als ein Kriterion für die richtige Erklärung gelten kann. Wenn sonach in der Bezeichnung des Maaßes und der Schönheit die oben in die Einheit der Idee zusammengefaßten Begriffe hier als gesonderte Momente des Guten auftreten, so mag man allerdings versucht seyn, in der dritten Ordnung, welche Verstand und Erkenntniß einnehmen, zugleich eine Andeutung der Wahrheit zu finden, mit Beziehung auf die Stelle 65 D, wo Verstand und Wahrheit ausdrücklich als dasselbe oder doch allerähnlichste bezeichnet werden. Uebrigens bleibt der Eindruck und erscheint als wohl berechtigt, daß dieser letzte Theil des Gesprächs keineswegs bestimmt ist, die Untersuchung über das Gute als erschöpft und vollendet abzuschließen, sondern vielmehr auf eine weiter zu erwartende oder sonst gegebene Lösung hinzudeuten, wie sie auch in den Büchern vom Staate und in dem Timäus nicht zu finden ist.

Noch über einen Punkt, der einer verschiedenen Beurtheilung unterliegt, ist hier ein Wort zu sagen. Der bis jetzt geltenden herkömmlichen Ueberzeugung, welche auch Hr. St. theilt, daß die im VII. und X. Buche der Nicomachischen Ethik des Aristoteles zu lesende Bekämpfung einer fremden Ansicht über die ἡδονή vornämlich gegen den Platonischen Philebus gerichtet sey, tritt in neuester Zeit die Autorität eines genauen Kenners der Platonischen und Aristotelischen Schriften entgegen, indem Spengel in dem I. Anhange zu seiner Untersuchung über die ethischen Schriften des Aristoteles (als Vortrag in der Kgl. Bayr. Akad. d. W. deren Denkschriften einverleibt) zu beweisen unternimmt, daß nicht Platon, sondern Speusippus derjenige ist, dem die Widerlegung des Aristoteles gilt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Platonis Philebus etc.

(Fortsetzung.)

Liegt es außer dem Gebiete der gegenwärtigen Anzeige, da Hr. St., dem diese Abhandlung bis dahin unbekannt geblieben zu seyn scheint, auf eine nähere Prüfung und Begründung nicht eingeht, das Einzelne der angeregten Frage zu verfolgen, so begnügt sich Ref., seine hierüber gewonnene Ansicht mit Folgendem in Kürze darzulegen. Klar und unwidersprechlich ist, daß nicht alle der von Aristoteles gegen die Gegner der Lust geltend gemachten Einwürfe auf den Philebus passen, manche wenigstens nicht in der vorgebrachten Form; daß sogar des Aristoteles eigene Ansicht in wesentlichen Punkten mit der seines Lehrers vollkommen übereinstimmt, wie man z. B. für die am Schlusse des 5. Cap. d. X. Buches zusammengefaßte eigene Ueberzeugung des Aristoteles die Begründung im Einzelnen ganz wohl aus Platon entnehmen könnte; daß es demnach gar nicht unwahrscheinlich ist, wofür auch noch ein anderer von Sp. nicht geltend gemachter indirecter Beweis beygebracht werden könnte, daß die ganze Widerlegung einem Anderen als Platon, nämlich dem Speusippus gewidmet sey, um so mehr, als sich dadurch am natürlichsten erklärt, wie man Platon und doch nicht wieder Platon darin erkennt.

Wohl darf auch von anderer Seite nicht unbemerkt bleiben, daß ein guter Theil der Aristotelischen Gegengründe die Platonische Untersuchung im Philebus mittreffen, besonders wenn man zugiebt, daß einzelne Abweichungen des Ausdrucks in der Darstellung der gegentheiligen Ansicht auf die besondere Auffassung des Aristoteles und die damit zusammenhängende Uebertragung in die eigene ihm geläufige Terminologie sich zurückführen lassen. Auch ist sehr wohl denkbar, daß Aristoteles bey materieller Uebereinstimmung im Wesentlichen, doch die Beweisführung von ihrer formellen Seite als unrichtig bekämpfen konnte. Die literarische Frage wird nun schwerlich zu einem entscheidenden Abschluß gebracht werden können wegen Unvollständigkeit der erhaltenen oder bis jetzt aufgefundenen Quellen, aus denen sich eine genauere Kenntniß der Lehren und Ansichten namentlich gleichzeitiger Philosophen über diesen Gegenstand entnehmen ließe; ein Mangel, der um so empfindlicher wird, als die Darstellungsweise beyder Schriftsteller wenig darauf berechnet ist, den etwaigen Beziehungen auf fremde Ansichten durch deutliche Bezeichnung zu Hülfe zu kommen. Aber Dank muß man es jenem Gelehrten wissen, daß er durch genaueres Eingehen auf den Inhalt der gegenüberstehenden Sätze die von den Bearbeitern beyder Schriftsteller herkömmlich und oberflächlich angeregte Frage auf den richtigen Weg gewiesen hat, nämlich Sache gegen Sache zu stellen, und mit unparteyischer Wahrheitsliebe zu prüfen, wo und in wie weit die Resultate der im Philebus angestellten Untersuchung im Ganzen oder Einzelnen durch die von Aristoteles vorgebrachten Gründe wirklich eine Berichtigung erleiden, oder ob die Ansicht Platons als tiefer in das Wesen des Gegenstandes eindringend, in der eigenen Ueberzeugung sich gegen diesen und andern Widerspruch behauptet. Indem wir dieß als eine würdige Aufgabe für eine selbstständige

Untersuchung erkennen, soll hier nur noch einer Stelle Erwähnung geschehen, die leicht einem Mißverständniß unterworfen seyn könnte. Zum Schlusse seiner Untersuchung über das Wesen und die Arten der Lust, beruft sich Platon auf eine Ansicht, nach der das Wesen derselben in einem Werden, nicht in einem Seyn besteht. Weiß man, wie wichtig in der Platonischen Lehre dieser Unterschied der γένεσις und οὐσία ist, so kann man leicht versucht seyn, gerade hierin ein Hauptargument Platons gegen die ἡδονή zu erblicken, und der Polemik des Aristoteles gegen die Auffassung des Vergnügens als eines Werdens eben darum eine directe Beziehung auf Platon zuzuschreiben. Dieß hat man denn auch wirklich gethan, und Hr. St. spricht sich S. 58 in demselben Sinne aus. Mit Recht bemerkt dagegen Sp., daß dieser Schluß schon darum ein voreiliger, weil ja auch andere diese Ansicht gehabt haben müssen, da sie Platon ausdrücklich als eine fremde bezeichnet; daß er sich aber offenbar falsch dadurch erweist, daß Aristoteles in seiner Widerlegung gerade auf Ausdrücke ein Gewicht legt, die bey Platon gar nicht vorkommen; so daß dieser jedenfalls nur indirecte mitgemeint seyn könnte. Uebrigens kann des Aristoteles Polemik nicht einmal denen zunächst gelten, von welchen Platon diese Ansicht entlehnt zu haben gesteht, wenn es anders richtig ist, daß unter den κομψοί, denen man Dank schuldig sey, Aristippus und seine Anhänger zu verstehen sind. Und allerdings ist es wahrscheinlich und durch den Zusammenhang der Stelle beynahe gefordert, die erst dadurch Kraft und Bedeutung bekömmt, daß es Freunde der ἡδονή sind, von deren Aussage hier Platon Gebrauch macht, während eben so deutlich Aristoteles Gegner der Lust im Auge hat. Auch ist nicht zu übersehen, daß Platon sich gar nicht für die Richtigkeit dieser Ansicht erklärt, und darum auch den Folgerungen, die er daraus zieht, nur die Bedeutung eines hypothetischen Beweises giebt (54 C. D.), außerdem, daß durch die Stellung nach der Untersuchung über die reinen Vergnügen die ganze Ansicht eine sehr fühlbare Limitation bekommt. Gerade in diesem Punkte aber zeigt sich deutlich der Grund sowohl der Uebereinstimmung als der Verschiedenheit beyder Philosophen. Denn während Platon, der eben so wie Aristoteles reine und unreine Arten der ἡδονή unterscheidet, bey der Wesensbestimmung derselben sich vorzugsweise an die stärkeren, d. i. schlechteren und unreineren Arten hält, so läßt Aristoteles diese in seiner Beurtheilung durchaus zurücktreten und hebt überall die edelsten und geistigsten Formen, indem er das Beste als maaßgebend betrachtet (X. 5. s. f. ἔστιν ἑκάστου μέτρον ἡ ἀρετὴ καὶ ὁ ἀγαθὸς ἢ τοιοῦτος, καὶ ἡδοναὶ εἶεν ἂν αἱ τούτῳ φαινόμεναι).

Manche andere hier nicht berührte Gegenstände werden in den reichhaltigen Prolegomenis, welche 90 Seiten umfassen, besprochen.

Den Prolegomenis folgt der Text mit untergesetzten Anmerkungen, in denen der andere Theil der Leistungen des Herausgebers besteht. In der Texteskritik, zu welcher die kurzen kritischen Noten, hatte Hr. St. zwey bedeutende Vorarbeiten in der Bekker'schen und Zürcher Ausgabe, die er mit selbstständigem Urtheile benutzt, die Bekker'sche mit ihrem kritischen Apparate wie billig zu Grunde legend, jedoch ohne andere Hülfsmittel und namentlich die sogenannten Editiones criticae zu vernachläßigen. Das hauptsächliche Verdienst aber besteht in den exegetischen Erläuterungen, in denen sprachliche und sachliche Schwierigkeiten sorgfältig und gründlich erörtert werden und dadurch ein besseres Verständniß mancher Stelle gewonnen wird, was um so größere Anerkennung verdient, als Hr. St. in diesem Geschäfte eigentlich selbst sein einziger Vorgänger ist. Daß damit nicht allen Ansprüchen genügt oder jeder Zweifel beseitigt erscheint, liegt in der Natur der Sache und wird sich aus folgenden Bemerkungen zu einzelnen bestrittenen Stellen ebenfalls ergeben.

12 D. läßt sich Hr. St. durch die kritische Rechtfertigung des von Galerus ausgelassenen ἄνθρωπον zu unrichtiger Anwendung einer an sich richtigen Beobachtung über den Gebrauch dieses Wortes verführen, indem das unmittelbar folgende ἡδέσθαι δὲ καὶ τὸν σωφρονοῦντα αὐτῷ τῷ σωφρονεῖν auch bey dem vorhergehenden ἡδέσθαι μὲν φαμεν τὸν ἀπολασταίνοντα ἄνθρωπον an eine verächtliche Bedeutung unmöglich denken läßt.

In der Stelle 18 B. ist die Verwerflichkeit der Lesart ἕκαστον keineswegs so ausgemacht, als Hr. St. annimmt; nur darf man es freylich nicht

mit πλῆθος verbinden, sondern mit ἀριθμόν, in dem Sinne, den man durch die Aenderung in ἑκάστοτ' beabsichtigt: von dem Unendlichen ist nicht gleich auf das Eins überzugehen, sondern auf eine Zahl, die jede eine Menge hat. Für die Erklärung der sehr ungewöhnlichen Construction κατανοεῖν ἐπί τι hat Hr. St. den einzig möglichen Weg eingeschlagen, der vielleicht ein zuverläßigeres Resultat ergeben würde, wenn die Grammatik auf diesem Gebiete der griechischen Syntax umfassendere Zusammenstellungen analoger Spracherscheinungen aufzuweisen hätte.

23 C. Mit Recht wundert sich Hr. St., daß die Zürcher Herausgbb. seine Conjectur τούτω statt τούτων verschmäht haben, deren Richtigkeit ebenso evident ist, als die Falschheit der Vulgata, und nicht weniger anerkannt zu werden verdiente, als kurz darauf die von Schütz empfohlene Ausschließung des Wortes βίον, welches in beyden Ausgaben in Klammern gesetzt ist.

24 A. schreibt Hr. St. mit grammatischer Nothwendigkeit οἰκοῦντε statt οἰκοῦν, und behält mit Recht das von den Z. Herausgg. auf die Autorität der drey besten Handschr. ausgestoßene οὐκ ἄν vor ἐπιτρεψαίτην im Texte, dem die natürliche Form der Rede den Vorzug giebt.

24 D. ist es wohl dem Gebrauche von ξυνέπεσθαι angemessener, dasselbe absolute mit einer gewöhnlichen Ellipse von τῷ λόγῳ als durch Ergänzung von αὐτοῖς aus dem ταῦτα zu erklären. Vergl. Hr. St's. Note zu 23 E. und Soph. 238 E.

30 E. ist die Stelle, welche das sonderbar gebildete Wort γενούστης aufzuweisen hat. Von Bekker ausgewiesen, wird es von Hrn. St. und den Z. Herausgg. in Schutz genommen mit Berufung auf die Autorität der griechischen Grammatiker und Scholiasten, die das Wort als ein Platonisches erwähnen in der Bedeutung von ξυγγενής oder γεννήτης. Hr. St. sucht es außerdem zu rechtfertigen als eine Art Wortspiel durch Lautassimilation mit dem Worte νοῦς, etwa ähnlich wie man im Deutschen sagen könnte: der Verstand ist ein Standesgenosse des Ursächlichen. Allein offenbar ist hier ein wesentlicher Unterschied übersehen, der darin besteht, daß das deutsche Wort ein nicht nur gut und richtig gebildetes, sondern auch gebräuchliches ist, während das griechische in Form und Gebrauch ein inauditum ist, wie Hr. St. selbst gesteht, so daß man, um eine wirkliche Aehnlichkeit zu erzielen, etwa sagen müßte: die Vernunft ist ein Nunftgenosse, statt Namens- oder Zunftgenosse, wodurch die Lächerlichkeit eines solchen Wortspieles sich freylich fühlbar genug machte. Die anderen Beyspiele, welche Hr. St. anführt, wie 64 A., wo von dem νοῦς gesagt wird, ἐμφρόνως καὶ ἐχόντως ἑαυτὸν ἀποκρίνασθαι u. a., leiden eben so wenig als die Ableitungen im Cratylus und Politicus eine hieher passende Vergleichung. Es bleibt also nur noch die Autorität der Grammatiker und Scholiasten. Bedenkt man aber, daß diese gewohnt sind einer den andern abzuschreiben, so schmilzt die tanta testium multitudo auf wenig mehr als das Zeugniß des Hesychius oder eines anderen zusammen, so daß wir weniger befürchten, uns an einem berechtigten Zunftgenossen zu versündigen, wenn wir mit Bekker, dem Grammaticorum bene gnaro, den γενούστης verweisen und an seiner Stelle lesen: ὅτι νοῦς ἐστι γένους τοῦ πάντων αἰτίου λεχθέντος, wie im folgenden: οὗ μὲν γένους ἐστί und ὅτι νοῦς μὲν αἰτίας ἦν ξυγγενὴς καὶ τούτου σχεδὸν τοῦ γένους u. a.

Ein sehr merkwürdiges Beyspiel für die eigenthümliche Schwierigkeit der Platonischen Ausdrucksweise bietet die Stelle 32 C. D., in deren Erklärung uns Hr. St. weniger befriedigt hat. Es ist nöthig, die Worte im Zusammenhange anzuführen. Nach den Arten der Lust und des Schmerzes, welche im Körper ihren Sitz haben, werden andere erwähnt, die bloß in der Seele, und zwar in einer Erwartung und Vorausempfindung angenehmer und unangenehmer Zustände bestehen. Ἐν γὰρ τούτοις οἶμαι, fahrt S. fort, κατά γε τὴν ἐμὴν δόξαν, εἰλικρινέσι τε ἑκατέροις γιγνομένοις, ὡς δοκεῖ, καὶ ἀμίκτοις λύπης τε καὶ ἡδονῆς, ἐμφανὲς ἔσεσθαι τὸ περὶ τὴν ἡδονήν, πότερον ὅλον ἐστὶ τὸ γένος ἀσπαστόν, ἢ τοῦτο μὲν ἑτέρῳ τινὶ τῶν προειρημένων δοτέον ἡμῖν γενῶν, ἡδονῇ δὲ καὶ λύπῃ, καθάπερ θερμῷ καὶ ψυχρῷ καὶ πᾶσι τοῖς τοιούτοις, τοτὲ μὲν ἀπαστέον αὐτά, τοτὲ δὲ οὐκ ἀσπαστέον, ὡς ἀγαθὰ μὲν οὐκ ὄντα,

ἐνίοτε δὲ καὶ ἔνια δεχόμενα τὴν τῶν ἀγαθῶν ἔστιν ὅτε φύσιν. An der Construction der ersten Worte nahm man Anstoß, den Ast zu beseitigen suchte, indem er εἰλικρινοῦς τε ἑκατέρου γιγνομένου καὶ ἀμίκτου zu lesen vorschlägt. Dagegen erklärt Hr. St. in Uebereinstimmung mit der Auffassung Schleiermachers, den Genitiv λύπης τ. κ. ἡ. in dem Sinne wie sonst der Dativ mit ἄμικτος verbunden wird durch: ἄνευ συμμίξεως οὔσι λύπης τε καὶ ἡδονῆς. Allein es bleibt doch immer eine sehr unklare Bezeichnung, zu sagen: in diesen Zuständen, welche nicht mit Schmerz und Lust gemischt sind, statt: in Zuständen, von denen diese, die Hoffnung eines Guten, nicht mit Schmerz, und jene, die Erwartung eines Schlimmen, nicht mit Lust gemischt sind. Natürlicher scheint es, ἀμίκτοις absolute zu fassen, so wie es in diesem Zusammenhange wiederholt und vorzugsweise gebraucht wird, und den Genitiv λύπης τ. κ. ἡ. so mit dem Vorausgehenden zu verbinden, wie es ganz gewöhnlich geschieht mit den Neutris der Adjectiva; also in der Bedeutung: in diesen reinen und ungemischten Zuständen des Schmerzes und der Lust u. s. w. was, wie es das einfachste ist, so auch dem Zusammenhang am besten entspricht. Im Folgenden ist es ungenügend, wenn Hr. St. zu ἡδονῇ τε καὶ λύπῃ bemerkt: int. δοτέον s. συγχωρητέον, da die Hauptsache unberührt bleibt, nämlich die Vermittelung mit ἀσπαστέον αὐτά, obwohl diese Art der Attraktion und Anakoluthie keine Schwierigkeit bildet. Eben so wenig gründlich ist die Erläuterung der gehäuften Ausdrücke ἐνίοτε-ἔνια-ἔστιν ὅτε durch Beziehung der angeführten Stellen, die gar nicht hieher passen, und also auch nicht dienen können die sermonis elegantia zu erklären. Sollte noch mehr geschehen, als die Interpretation: „interdum tantummodo, sed rarius“ giebt, so müßte darauf hingewiesen werden, wie, da der griechischen Sprache überhaupt in besonderem Grade solche Verstärkungen durch Häufung des Ausdrucks zusagen, hier die Beyfügung des ἔστιν ὅτε gerade durch das nach ἐνίοτε eintretende ἔνια veranlaßt und bedingt wird, bey dem vorwaltenden Bestreben, die Limitation recht hervortreten zu lassen und möglichst genau zu bezeichnen, wozu noch der oratorische Numerus das Seinige beyträgt.

Nach Maaßgabe sonstiger Erläuterungen hätte die eigenthümliche Construction des δεῖν mit dem Dativ in der besondern Stellung nach dem Infinitiv (33 B.) wohl eine Bemerkung verdient, da andere bekannte Beyspiele keine vollkommene Aehnlichkeit darbieten, auch nicht die Stelle in Soph. Antig. v. 736 mit χρή.

In der Stelle 36 E. verfuhren die Zürcher Herausgg. vorsichtiger als Hr. St., der ohne Anstand das ἔστιν nach ὡς φῄς einklammert, während es doch eine Erklärung zuläßt, nur ist nach ἔστιν ein Komma zu setzen, um die folgenden Worte als eine angereihte Steigerung zu bezeichnen.

Eine sehr sorgfältige Behandlung widmet Hr. St. der Stelle 46 D., um zu beweisen, daß die Vulgata ἔύστασιν vor der von den drey besten Handschr. gebotenen und von den neueren Herausgebern recipirten Lesart ἔύντασιν den Vorzug verdiene. Die Gründe sind überzeugend und wohl geeignet, ἔύντασιν zu verdrängen, welches nach dem ἀγανάκτησιν jedenfalls zu schwach ist, während ἔύστασιν mit dem ὕστερον die entsprechende Steigerung ausdrückt.

47 E. hatte Hr. St. schon in der früheren Ausgabe die Homerische Stelle von dem Zusatz: τοῖς θυμοῖς καὶ ταῖς ὀργαῖς befreyt, und findet Beystimmung von den 3. Herausgg., gewiß mit Recht, da die von Stephanus versuchte Umstellung, wozu das doppelte τό einlädt, ebenfalls auf einen schiefen Sinn führt, wenn man nicht eine sehr ungewöhnliche Structur annehmen will, und bey der Entfernung der fraglichen Worte jedenfalls die geringste Schwierigkeit zurückbleibt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Platonis Philebus etc.

(Schluß.)

In ähnlicher Weise eines strengen Heilverfahrens bedürftig zeigte sich die Stelle 49 C., die Hr. St. durch Ausscheidung des Wortes ἐχθρούς mit seinem καί, und durch Billigung der von Schütz empfohlenen Aenderung des ἰσχυρούς in αἰσχρούς trefflich hergestellt hat. In der Erklärung ist jedoch ein Versehen begangen, indem nicht, wie Hr. St. behauptet, in dem folgenden τῶν ἰσχυρῶν das φοβερούς ausgedrückt ist, sondern vielmehr das frühere δυνατούς, worauf dem φοβερούς das ἐχθρά und dem αἰσχρούς das αἰσχρά entspricht, nicht wie Hr. St. das ἐχθρά nur „rei accuratius declarandae gratia" mit αἰσχρά verbunden seyn läßt. Es bedarf nur einer sorgfältigen Beobachtung des ganzen Parallelismus der Stelle, um darin einen sichern Maaßstab zu finden, wie ihn die Conjecturalkritik nur selten besitzt. Zu verwundern ist, daß die Zürcher Ausgabe die Vulgata ganz unverändert wiedergiebt.

Nicht einverstanden können wir uns mit Hrn. St's. Ansicht über die Stelle 50 B. erklären, die bisher so gelesen wurde: μηνύει δὴ νῦν ὁ λόγος ἡμῖν ἐν ὀρήνοις τε καὶ ἐν τραγῳδίαις, μὴ τοῖς δράμασι μόνον ἀλλὰ καὶ τῇ τοῦ βίου ξυμπάσῃ τραγῳδίᾳ καὶ κωμῳδίᾳ, λύπας ἡδοναῖς κεράννυσθαι. Diese Worte enthalten die Zusammenfassung der Untersuchung über die Mischung von Lust und Schmerz, welche in der Seele allein Statt finden, wobey außer den gewöhnlichen Affektionen des Gemüthes das Verhalten der Seele in der Tragödie und Komödie besprochen wird. Der Sinn und das richtige Verständniß kann keinem Zweifel unterliegen, aber an den Worten hat man Anstoß genommen und Hr. St. ist mit andern überzeugt, daß die Stelle an einem Verderbniß leide, das nur durch die von Gottf. Hermann empfohlene Einschaltung von καὶ κωμῳδίαις nach τραγῳδίαις beseitigt werden könne, wogegen er seine frühere Vermuthung, daß τραγῳδίαις in κωμ. zu verwandeln, weil diese viel ausführlicher behandelt werde, zurücknimmt. Schleiermacher dagegen nimmt die Stelle, wie sie ist, in Schutz, und zwar mit vollstem Rechte. Es ist nämlich einer der in jeder Sprache, namentlich in der griechischen und vorzugsweise bey Platon häufigen Fälle, wo durch einen dazwischentretenden Gedanken mit einer gewissen Präoccupation verbunden, die ursprünglich beabsichtigte Form, wenn auch nicht gleich zu einem grammatischen Anakoluthon, verändert wird. Platon, der bey dieser Zusammenfassung die Komödie allerdings nicht übergehen wollte, wird durch das Wort τραγῳδίαις zu dem erläuternden Beysatze angeregt, den er sofort ausspricht, fährt aber dann nicht mehr in dem früheren Zusammenhange fort, sondern zieht die Komödie in diesen Gedanken, weil er auch auf sie Anwendung findet. Die Form des Satzes gewinnt dadurch wesentlich an Lebendigkeit, und sollte darin ein ineptum zu finden seyn, so wäre zu fürchten, daß Platons Schriften pleni ineptiarum würden. Orelli's τρυγῳδίαις ist für nichts mehr als einen lusus ingenii oder besser doctrinae anzusehen und wird seinen Platz in einer kritischen Ausgabe schwerlich behaupten.

In der Stelle 51 B. ist die von Hrn. St. empfohlene Ausstoßung des καθαρὰς λυπῶν kaum abzulehnen. Weniger sicher erscheint gleich darauf die Ausschließung der Worte καλὰ καὶ ἡδονάς, die man nach Vorgang der ficinischen Uebersetzung besser in καλὰ καὶ ἡδέα verwandelt und auch anders verbindet als Hr. St., nämlich nicht mit dem unmittelbar Vorhergehenden, auf welches sich das τοῦτον τὸν τύπον ἔχοντα bezieht, sondern durch Anreihung an das frühere ἀλλ' εὐθύ τι λέγω κτέ.

Wenige Zeilen weiter unten (51 D.) wird man kaum umhin können, mit Hr. St. φθύγγων in φωνῶν zu verwandeln, da zu τάς auf keine Weise ἡδονάς gedacht werden kann; oder man müßte φθογγή als ein Platonisches Wort anerkennen und mit geringerer Aenderung φθογγῶν schreiben wollen.

Ebenso verdient gemacht hat sich Hr. St. um die Stelle 52 C. durch eine dem Zusammenhang ganz entsprechende Conjectur: καὶ τὰς τὸ μέγα καὶ τὸ σφοδρὸν αὖ δεχομένας, wenn man nicht der in der früheren Ausgabe aufgestellten, nach welcher das folgende γιγνομένας in δεχομένας verwandelt, und statt τοιαύτας-ταύτας geschrieben und mit dem Nachfolgenden verbunden wird, als leichter und auf den Vorgang des Ficinus sich stützend den Vorzug geben will.

53 C. möchte doch wohl das μεμιγμένης schwer zu vermissen seyn; nur darf man es nicht mit Heindorf nach μεγάλης setzen, wo es den äußern und inneren Rhythmus stört, sondern nach oder statt λύπης, wo es von Ohr und Verstand vermißt wird.

Ausführlich, wie zu erwarten, wird die schwierige Stelle 56 A. besprochen, wo Hr. St. frühere Vermuthungen aufgebend, nunmehr auf die Autorität einer Handschrift von geringerem diplomatischen Werthe, die schon an einer andern Stelle erwünschte Hülfe geboten, des Cod. E. rec., καὶ ξύμπασα αὐτῆς αὐλητικὴ καὶ κιθαριστικὴ – zu schreiben vorschlägt. Es ist ein Auskunftsmittel, bey dem man sich immerhin beruhigen mag, da es manche Uebelstände beseitigt, welche bey jenem ἀνδρῶν χαριεστέρων εὕρημα zurückblieben; obwohl auch so nicht alle Zweifel beschwichtigt werden, da man einer tadelnden Hervorhebung der αὐλητικὴ sich immer von Platon gewärtigt und deßhalb auch jetzt noch sich versucht fühlt, auf Hrn. St's. Vorschlag in der ersten Ausgabe einiges Gewicht zu legen.

Mit Uebergehung einiger anderer Stellen, in denen wir meist mit Hrn. St's. Verfahren übereinstimmen, möge nur kurz die grammatische Schwierigkeit angedeutet werden, welche 60 C. das ἑκάστων enthält, und der Hr. St. wohl ein Wort hätte widmen sollen, um der Vermuthung, daß etwa ἑκατέρων gelesen werden müsse, zu begegnen. (Vergl. Buttm. 3. Alcib. I. p. 123.) Dagegen gebot die Vorsicht, 63 A. nicht sofort an die Stelle des λέγωμεν — λέγομεν zu setzen, wie Hr. St. und die 3. Herausgg. thun, mit eben so wenig Recht als in Soph. Oed. Col. 1443 εἰ in ἦν verwandelt wird. Warum sollte denn der Gebrauch des Conjunctivs, in selbstständigen und Fragesätzen nicht auch in das hypothetische Verhältniß eintreten können, bey der nahen syntaktischen Verwandtschaft beyder Redefügungen?

Alle Wahrscheinlichkeit hat Hrn. St's. Vermuthung, daß a. d. St. 63 D. statt διὰ τὰς μανικὰς ἡδονάς — ἐπιθυμίας zu lesen sey; wie auch 65 E. richtig aus Eusebius γενόμενον statt γιγνόμενον aufgenommen ist. — Dagegen zweifeln wir an der Nothwendigkeit, 66 D. ἀποδοῦναι in ἐπιθεῖναι zu verwandeln, da zwar letzteres das verbum legitimum ist mit κεφαλήν verbunden, allein das allgemeinere ἀποδοῦναι leicht entschuldigt wird durch solche Ausdrücke wie: τὰ προσήκοντα, τὰ ὀφειλόμενα ἀποδοῦναι. Gleich darauf nimmt Hr. St. an den Worten: τὸν ἐξ ἀρχῆς ἐπαναλαβεῖν δεῖν λόγον Anstoß und verlangt statt τὸν-τό und dagegen vor λόγον den Art. τὸν eingeschaltet; gewiß mit Unrecht, da, wäre eine Aenderung nothwendig, die freylich auch durch Verbesserung entstandene Lesart des Cod. E.: τὸ τὸν ἐξ ἀρχῆς κτέ. den Vorzug verdiente — diplomatisch und stylistisch.

Nicht entziehen wird man sich dagegen können der von Hrn. St. empfohlenen Aenderung des λό-

γων in λόγους 67 B., da der nothwendige Parallelismus des Gedankens nicht erlaubt, an eine Tilgung des τῶν vor τούς zu denken, um hier ein anderes Beyspiel zu 66 C. für den pleonastischen Gebrauch des ἤ zu finden.

Der Schluß des Dialogs, durch ein gewaltsames Abbrechen von Seiten des Sokrates herbeygeführt, wird von Hrn. St. in den Prolegg. gegen den Verdacht der Unvollständigkeit gerechtfertigt. Außerdem kommt ein Wort in Frage: ob nämlich Protarchus zu Sokrates sagt: οὐ γὰρ δήπου σύ γε ἀπαρεῖς πρότερος ἡμῶν oder ἀπερεῖς. Hr. St. vertheidigt ersteres, welches die ältere Vulgata ist, gegen das Urtheil der neueren Kritiker, welche einstimmig letzterem den Vorzug geben. Unrichtig ist, wenn Hr. St. eine diplomatische Bekräftigung seiner Ansicht in der Lesart der besten Handschrift ἀπορεῖς erblickt, welche ein zwischen den beyden andern Lesarten indifferent stehender Schreibfehler ist. Die handschriftliche Autorität spricht also wohl für ἀπερεῖς, und, wenn wir nicht irren, auch Form und Zusammenhang der Rede. Denn wenn es auch an sich nichts Anstößiges hat, daß Pr. zum S. sagte: „Du wirst doch nicht vor uns aufbrechen," und damit noch keineswegs ein solcher das Aufhören des Gesprächs unmöglich machender Zwang ausgedrückt ist, wie ihn Hermann darin sieht, so muß man doch gestehen, daß die ganze Situation, wie sie aus den wiederholten Aeußerungen des Sokrates hervorgeht, nicht an einen beabsichtigten gemeinschaftlichen Aufbruch denken läßt. Noch mehr aber spricht das σύ γε gegen ἀπαρεῖς; denn da es sich S. ausdrücklich vorbehalten, wegzugehen, sobald er die Hauptfrage zu Ende gebracht, würde der Nachdruck auf dem σύ ganz schief und bedeutungslos erscheinen. Ganz angemessen ist derselbe hingegen, wenn man ἀπερεῖς liest. Protarchus sagt dann: Du, der Gegner der weichlichen Lust, und Freund des Verstandes, dem die Untersuchung und Rede das höchste seyn muß, wirst doch nicht vor uns ermüden und dich lossagen von dieser Aufgabe. Sokrates mag aber doch nicht weiter das Gespräch fortsetzen, aus Gründen, die von Hrn. St. bestens entwickelt sind. Richtig verstanden hat er seine Verpflichtung ja doch erfüllt. Cron.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

I.

Geschichte des Baunach-Grundes in Unterfranken.

Vom Herrn G. L. Lehnes, kgl. Archivsfunctionär in Nürnberg.

Mit Ausnahme weniger Blattseiten ist dieß ganze Heft des vorliegenden Archivs von Unterfranken der Geschichte des Baunach-Grundes gewidmet. Hr. L. hat diesen Gegenstand in 8 §en abgehandelt. §. 1. Ansicht des Baunach-Grundes. §. 2. Geschichte der Gegend vor der Erbauung von Ortschaften. §. 3. Aelteste Bewohner, erste Landeskultur, Völkerwanderung, Folgen derselben, heidnische Grabhügel, Religion und kirchliche Verfassung. §. 4. Ausbreitung der Christenthums, Kirchen, Schulen, Spitäler. §. 5. Diöcesan- und Capitelsverhältnisse. Diöcesan-Verband. Reformation. Dekanats-Verhältnisse nach derselben. §. 6. Gau-Verfassung. Gerichts-Verhältnisse, Schlösser und Burgruinen des Adels. Ritterkanton Baunach. §. 7. Die alten Hochstrassen, Handel und Gewerbe. Kulturstufe. Verfall derselben. §. 8. Kriege und Fehden der Ritter. Folgen derselben.

Es sind also hier nach gegebener Urgeschichte die kirchlichen Verhältnisse vorangestellt, von der Einführung des Christenthums bis auf die Reformation und bis auf die Zeiten nach diesem Ereignisse; dann wendet sich Hr. L. zu den weltlichen Verhältnissen von der Gau-Verfassung bis zum Ritterkanton Baunach, worauf Handelsstraßen, Gewerbe und Kultur geschildert werden, an welche sich die das Baunach-Thal heimsuchenden Fehden und Kriege der Ritter, aber auch, und dieß besagt die Ueberschrift des §. 8. nicht, der verderbliche Bauernkrieg, die Albertinischen Wirren, und in willkommener, durchgehends den Akten entnommener Ausführlichkeit der 30jährige Krieg mit seinem gränzenlosen Jammer anschließen. Die Zeit des 7jährigen, des Revolutionskrieges führen uns zu denen unter Napoleonischer Herrschaft und in unsere Tage.

Wir wollen Hrn. L. die Art und Weise, wie er seinen Gegenstand zu bequemerer Behandlung eingetheilt, nicht beanstanden; glauben aber doch, daß das Abtheilen der Geschichte in drey Hauptperioden: A) äl-

teste Geschichte, B) Mittelalter, C) die letzten drey Jahrhunderte, auch ihr Zweckmäßiges und Wiederholungen Ersparendes gehabt haben müßte, wo man dann das Kirchliche und die übrigen Kulturmomente bey jedem Abschnitte hätte unterbringen können.

Die Schilderung beginnt mit dem den Namen verleihenden Fluß, der Baunach, sammt ihren Nebenflüßchen und den beyden das Baunach-Thal begränzenden Bergrücken, den Haßbergen und Zeilbergen, welche erste bey Dörfleins am Maine, letztere aber bey Daschendorf gleichfalls am Maine endigen. Das höchste Gebirge des Baunachthales ist links der Büchelberg, rechts der hohe Stachel und Eichelberg. Das Thal zieht sich von Nordwest gegen Südost und zeichnet sich durch ein gesundes, auch selbst der Rebe günstiges Klima aus. Weinbau war vor dem 30jährigen Kriege zu Ebern, Rotenhan, Rentweinsdorf u. a. betrieben worden.

In den ältesten Zeiten, vielleicht vor Jahrtausenden, war das ganze Baunachthal tief unter Wasser gestanden, aus dem nur die eminentesten Punkte gleich Inseln hervorragten. „Die Abrundung des Eichelberges," sagt Hr. L., „zeigt jedem Beobachter, daß lange ihn die Wellen umspült haben müssen. Denkmäler des Aufsteigens des Wassers bis zu bedeutender Höhe, wo die Sandfelsen sich schon gebildet, zeigen die ausgespülten und umgestürzten Sandsteinfelsen, die man rechts am Fußwege von Rentweinsdorf nach Eichelberg auf dem Eichelberge findet." — Nicht zu sagen ist, wie lange nach Ablauf der Wasser das Baunachthal wüste gelegen. Um die Zeit, als Christus lebte, mochte es wahrscheinlich von Germanen bewohnt worden seyn, vielleicht schon einige Jahrhunderte vor Christi Geburt. Die bekannten Urbewohner des von der Baunach durchströmten Landes wären, nach Hrn. L., in den ersten christlichen Jahrhunderten die Hermunduren gewesen, die im Jahre 58 nach Christus namentlich hier nachzuweisen sind, mit Berufung auf Gensler, Geschichte des fränkischen Gaues Grabfeld, und Haas, die Grabhügel bey Schweßlitz. Wenn denn doch in einer Geschichte des Baunachthales die älteste Bevölkerung angeführt werden soll, warum wird der keltischen Stämme nicht erwähnt, die erweislich vor den Germanen in den Maingegenden, d. h. südlich und nördlich dieses Stromes und darum auch wohl im Baunachgrunde angesessen waren und erst in Folge des großen Kampfes zwischen dem germanischen und keltischen Volkselemente dem erstern gewichen sind? — Auch die Markomannen, bevor sie aus den Maingegenden in den umgürtenden hercynischen Wald vor den Römern zurückgegangen, gehören noch hieher; dann erst folgen die von Domitius Ahenobarbus in die *Marcomanni* eingewiesenen Hermunduren (s. Archiv von Oberfranken, Bayreuth, Band II. Heft II Seite 42 ff. — Ueber Sentius Saturninus Zug, gel. Anz. 1812, 3. Febr. Nro. 24, p. 200, Nro. 25, 4. Febr. p. 206.)

Das Vordringen slawischer Stämme bis zur Baunach läßt Hr. L. nach Auflösung der Hunnenmacht und beym Untergange des römischen Reiches, also nach dem Jahre 476 geschehen. „Die Hermunduren," sagt er, „folgten zur Zeit der Völkerwanderung — vom vierten bis zum achten (?) Jahrhundert — dem allgemeinen Zuge der nördlichen Völkerstämme, und slavische Stämme nahmen von den erledigten Wohnsitzen Besitz." — An dieß Fortziehen der Hermunduren glaubt aber Hr. L. selbst nicht, indem er S. 7. diese Gegend Ostfrankens von einem und demselben Volksstamm der Hermunduren, und nachher des großen Thüringer Reichs bewohnt seyn läßt. — Die sich aufdrängende Frage: „Welchem Volke gehören unsere Grabhügel" (bey Kirchlauter, Eichelberg, Schießberg, an der alten Hochstraße des linken waldigen Bergrückens der Baunach, an der Wegscheide von Ottenneuses nach Zaugendorf und Zeigenhof) und wie bestimmt man deren Alter? beantwortet Hr. L. kurz dahin: „Da die meisten Ortschaften slawischen Ursprungs sind, — werden es auch die meisten Grabhügel seyn, so zwar, daß darunter germanische nicht ausgeschlossen." —

Daß suevische Hermunduren und überhaupt Sueven ein und dasselbe Volk mit Slaven und Wenden gewesen seyen, scheint uns trotz der unten angeführten Gewährsmänner rein unmöglich; und dann wäre doch in Bestimmung der Völker, die hier ihre Todten begraben, auch auf die oben angeführte keltische Bevölkerung, überhaupt auf die Folge der Volksstämme von den Kelten bis zu den Slawen herab zu achten. In dieser Beziehung, und wenn nicht andere Gegenstände, als die bisher aus den Gräbern gewonnenen, zu Tage gefördert werden, bleibt es immer eine höchst schwierige Sache, das Alter solcher Gräber bestimmen zu wollen. Urkundlich kommen Slawen in den ostfränkischen Gauen vor bey Errichtung des Bisthums Wirzburg 711; in der Epistola S. Bonifacii bey Serrar. Nro. 112 zum J. 751, 4. November (nicht zum J. 750, wie S. 11 zu lesen ist); 824, Regio Slavorum (Torphilum), 846, 5. Juli, 889, 21. November, 889, 1. December, 908, 9. Juli, 911, 10. November (oppida Slaviena), dann 1007 und 1058, endlich 1136.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Karl von Spruners historisch-geographischer Hand-Atlas. Fünfte Lieferung. Gotha bey Justus Perthes 1842. Sechste Lieferung 1843.

Handatlas der Geographie und Geschichte des Mittelalters für den Schul- und Privatgebrauch von S. Valerius Kutscheit. 1. Lieferung Berlin 1844. T. Trautwein'sche Buch- und Musikalienhandlung. (J. Guttenberg.)

Das Erscheinen einer neuen Lieferung von Spruners historischem Atlas ist für den Historiker ein wahres Fest. Das Werk, welches schon anfänglich so viel versprach und mit seltener Einstimmigkeit als einem dringenden Bedürfnisse abhelfend, mit freudiger Anerkennung begrüßt wurde, hat sich auf der Stufe wohl verdienten Rufes zu erhalten gewußt und schreitet von November zu November in schöner Ausstattung und richtiger Auswahl ruhig gemessen fort. Seine gründliche Haltung sichert ihm eine bleibende Dauer und dem Verfasser wie dem Verleger den Dank aller Freunde geschichtlicher Studien. Wird das Werk vollendet seyn, so darf man mit Stolz darauf blicken, und obwohl freylich den Deutschen noch nicht zugemuthet werden kann, daß sie sich des Franzosen Lesage entschlagen, wenn die deutsche Literatur etwas Besseres bietet, so wollen wir doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß, wenn einst Franzosen oder Engländer gegen unsern Landsmann gerechter seyn werden als wir, sich in Deutschland auch Andere als bloß Fachgelehrte des Oberlieutenantes in Würzburg erinnern werden, dessen gediegenes Werk in der National-Literatur eine so rühmliche Stelle einnimmt.

Nachdem die ersten vier Lieferungen den orbis antiquus, Italien, Deutschland, Frankreich, England in den verschiedenen Entwicklungsstadien begriffen darstellen, führt die fünfte Lieferung (Bl. 35 — 41) die iberische Halbinsel vor. Erst die westgothische Herrschaft in ihrer größten Ausdehnung, als jenseits der Pyrenäen und der Meerenge von Cadiz, noch nicht von Gibraltar, Küstenstriche dazu gehörten; dann das Emirat von Cordova durch Benützung der Vorarbeiten des Dr. Mölter in Gotha mit besonderer Bestimmtheit erfaßt, und dazu die christlichen Reiche im Norden bis zum Tode des Grafen Sancho von Castilien, 1028, dessen Land sodann an K. Sancho den Großen von Aragonien fiel. Das nächste Blatt stellt die Folgen der Theilungen des arabischen Reiches, die Fortschritte der Christen innerhalb zweyer Jahrhunderte dar. Der Cid hat gelebt; die Schlacht von Naves de Tolosa ward geliefert, Morabethen und Almohaden sind gekommen und wurden verjagt und nun steht die christliche Herrschaft in vollster Blüthe da, die saracenische bis auf Granada reducirt, Portugal, Leon, Castilien, Navarra, Aragonien gegegenüber. Die vierte Karte dient zur Darstellung der inneren Kämpfe in den spanischen Reichen, weßhalb auf die Besitzungen des vornehmen Adels besondere Rücksicht genommen wurde. Beygegeben sind in größerem Maaßstabe ein Plan Granada's, nach Alexander de la Bordes, jedoch ohne die Vega; eine Karte von Andalusien und dem Königreiche Granada, endlich

die Nordgränze von Catalonien, die der Schauplatz so vieler Einfälle und Streitigkeiten war. Das sechste Blatt zeigt die spanische Monarchie, wie sie sich in der iberischen Halbinsel seit Ferdinand dem Katholischen erhoben und ausgebildet hat, mit der farbigen Abgränzung der von dem großen Ganzen verschlungenen kleineren Reiche; die afrikanische Küste von Mazagan bis Oran ist zwar nicht farbig, aber mit großer Bestimmtheit gegeben. Lissabon hat mit seiner Umgebung ein besonderes Kärtchen erhalten, und die baskischen Provinzen erhielten der neueren Vorfälle wegen eine Karte mit möglichst genauer Darstellung des Terrains und der Ortschaften. Eine angenehme Zugabe ist No. 40, die kirchliche Eintheilung der iberischen Halbinsel mit Angabe der römischen und gothischen Bischofsitze, so wie der ältesten und wichtigeren Klöster. Das letzte Blatt enthält die Besitzungen der Spanier und Portugiesen im 16. Jahrhunderte, mit besonderen Darstellungen von Hindostan, Mexico, Tenochtitlan, Veracruz, den Besitzungen des Hauses Habsburg in Europa um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Bey den auswärtigen Besitzungen ist die Jahreszahl angegeben, wann die einzelnen Orte entdeckt und besetzt wurden *).

Die sechste Lieferung eröffnet in zwey sorgfältig gearbeiteten Karten die Ansicht des Kalifenreiches in seiner größten Ausdehnung von der afrikanischen und spanischen Küste des atlantischen Meeres bis zur Gränze von Mawaralnahr. Gerade solche Karten lassen erst die Schwierigkeiten der Ausbreitung und die Größe ihrer Ueberwindung begreifen, was auf den gewöhnlichen Schulkarten gar nicht zu ersehen ist, indem hier ein Land aussieht wie das andere. Eben deßhalb hat man auch sehr Unrecht, wenn man diese Karten als nur dem Historiker vom Fach dienlich erachtet. Sollte nur ihm es gestattet seyn, eine Kenntniß des Terrains und der einzelnen Reiche, wie sie wirklich waren, zu erlangen und allen übrigen soll eine illusorische Darstellung genügen? An den physikalischen Verhältnissen haftet etwas, wenn auch nicht Ewiges, doch erst mit dem Erdballe selbst Vergängliches, welches eben so sehr auf alle Unternehmungen und politische Ereignisse der alten, wie der neuen und einer zukünftigen Zeit einwirkt. Dieß muß man kennen, wenn man auf Bildung Anspruch machen will; es wird diese aber nicht erworben werden können, wenn nicht schon der erste Unterricht auf gediegene Weise erfolgt. — Niemals war aber wohl für Europa größere Gefahr, als in der Kalifenzeit, die das mittelländische Meer in ein Binnenmeer verwandelte, und nur noch eine verhältnißmäßig kleine Strecke im Norden und Osten offen ließ. Alle größeren Inseln waren in der Gewalt der Saracenen, die noch freyen Küsten wurden jahraus jahrein geplündert, von Spanien und der kleinasiatischen Küste aus wurden die ernstlichsten Versuche zur Vernichtung der europäischen Staaten unternommen und dennoch wurden alle diese Stürme siegreich abgeschlagen und erhob sich Mitteleuropa herrlicher als je. Das zweyte Blatt, der östliche Theil des Kalifenreiches, hat als Nebenkärtchen die beyden Iraks eingeschlossen.

Bl. 44 zeigt Europa in der zweyten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, als das Kaiserthum nach 38jährigem Interregnum in dem deutschen Stamme wieder hergestellt wurde. Mit Freude weilt der Blick auf dem gelben Mittellande, das den Osten wie den Westen in Ehrerbietung hält, dem deutschen Reiche, das Deutschland und Italien, das Herz von Europa umfassend, Leben und Kraft dieses Erdtheiles dem Centrum zuwies und in den äußern Kreisen keine, die harmonische Entwicklung des Organismus störende Bewegung gestattete. Es war ein mühsames Leben das eines deutschen Kaisers; aber wenn halbwegs gut vollbracht, von unermeßlicher Bedeutung. Da fast sie nur auf ein moralisches Ansehen rechnen konnten, mochte auch in der Regel wohl Niemand, der nicht einen inneren Beruf dazu hatte, sich der gewaltigen Last unterziehen; ihnen

*) In Bezug auf die Besitzungen der Portugiesen in Afrika und Indien hat Hr. Dr. Kunstmann sich während seines Aufenthaltes in Portugal in den Besitz höchst schätzenswerthen Materials, sowohl an ungekannten geschichtlichen Daten, als an Karten zu setzen vermocht. Auch die mannheimische Karten-Sammlung der hiesigen k. Bibliothek enthält wenig gekannte, aber sehr wichtige Karten.

kann kein Horaz den Vorwurf machen, daß sie die Früchte der Erde umsonst gegessen. Es gab in dem Reiche eine große Anzahl von Staaten und dennoch nur wenige Zersplitterung; der eine Geist, der alles durchdrang, ließ eine schädliche Vielherrschaft nicht aufkommen und wie im Anfange ihrer Entwicklung und in der Zeit ihres Verfalles die respublica christiana sich noch immer tüchtig erwies, Saracenen und Mongolen zurückzuschlagen, so trug sie auf dem Höhepuncte ihrer Macht ihre siegreichen Waffen nach dem Oriente und erkämpfte sich im heißen Rachekriege das allerchristliche Königreich. Zu diesem und überhaupt auf den Schauplatz der Kreuzzüge: Syrien und die angränzenden Länder führt das nächstfolgende Blatt. Die Nebenkarten enthalten das Königreich Jerusalem, den Plan von Antiochia für die Belagerung von 1098, von Jerusalem für die Belagerung von 1099, von Ptolemais für die großen Kämpfe des Jahres 1185 — 1191. Für die letzte Belagerung, die Ptolemais auszuhalten hatte, als mit dem Besitze dieser Stadt auch Besitz und Verlust der Ueberreste aller christlichen Eroberungen im Oriente verbunden war, dürfte ein Plan von Wichtigkeit seyn, welchen Ref. einem Codex des Vaticans aus dem dreyzehnten Jahrhunderte entnahm. Neben Jerusalem zur Zeit der Kreuzzüge, Parma, das durch die denkwürdige Belagerung Friedrichs II. eine große Bedeutung erlangte, und dem im ersten Bande der deutschen Päpste mitgetheilten Plane des mittelalterlichen Roms enthält die Mappa mundi, cod. Vat. 1960, noch einen ziemlich weitläufigen Plan von Ptolemais mit Angabe der Quartiere der einzelnen Orden und Nationen. Da Ptolemais der Ort war, von wo aus sich die Fehden der handeltreibenden christlichen Völker nach dem Occidente zogen, ist ein getreuer Plan dieser Stadt, die selbst der Schauplatz so vieler Fehden war, nicht unwichtig und Ref. zu einer Mittheilung gern erbötig.

Blatt 46 zeigt Europa zur Zeit der Kreuzzüge. Es sind aber noch die wichtigsten asiatischen und afrikanischen Gränzländer mit aufgenommen, um die Kreuzzüge selbst auf diesem Blatte vollständig verfolgen zu können. Das letzte Blatt der sechsten Lieferung stellt Rußland in seiner allmähligen Vergrößerung dar. Es ist eine Generalkarte, die sich über Europa, Asien und Amerika erstreckt, und bey jeder Provinz die Jahreszahl angiebt, wann sie der nationellen Entwicklung entrissen und dem erstarrenden Colosse eingefügt wurde. Ein recht interessantes Nebenkärtchen macht anschaulich, wie das Großfürstenthum Moskau bis zum Jahre 1460 die kleinern russischen Fürstenthümer an sich brachte und somit den Kern bildete, um den sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt neue Erwerbungen anschlossen. Man sollte sich in Betreff Rußlands, wenn möglich, keiner anderen Karten bedienen, als solcher, welche eben so scharf diese stete Zunahme hervorheben, als man in neuerer Zeit bemüht ist, sie selbst durch Ausmerzung der alten Namen in Vergessenheit zu bringen.

Der Kutscheitsche Atlas des Mittelalters ist nur auf 15 Blätter berechnet. Das römische Reich von Constantin dem Großen bis zum Untergange des weströmischen Reiches; das oströmische Kaiserthum und die germanischen Reiche im 6. Jahrhundert, der Süden und die Mitte Europa's im 8. Jahrhundert; die christliche und muhamedanische Welt zur Zeit Karls des Großen; Mitteleuropa vom 9. bis 12. Jahrhunderte; Deutschland in denselben Jahrhunderten; Deutschland unter den Hohenstaufen; die Länder am mittelländischen Meere zur Zeit der Kreuzzüge; Vorderasien zu derselben Zeit; Asien zur Zeit der Mongolen-Herrschaft; das byzantinische Kaiserthum vom Einbruche der Seldschucken bis zu seinem Untergange; Scandinavien und die Ostseeländer bis zur Calmarischen Union; Spanien und Nordwestafrika bis zur Vertreibung der Mauren aus Spanien; Mitteleuropa vom 13. bis zum 16. Jahrhunderte; Uebersicht der slavischen Völker und Reiche in demselben Jahrhundert.

Gegen diese Auswahl dürfte wohl manches Erhebliche eingewendet werden; ehe jedoch die Karten fertig vor uns liegen, und über die Art der Ausführung des Planes das Geeignete bemerkt werden kann, wollen wir unser Urtheil zurückhalten. Eine auch nur flüchtige Vergleichung der bis jetzt erschienenen 4 Karten mit denen des eben besprochenen historischen Atlas, in wie fern ihr Gegenstand zusammenfällt, verleiht aber dem letztern einen so entschiedenen Vorzug, daß, ganz abgesehen von der

Ausstattung und technischen Behandlungsweise die Kutscheitschen Karten den Vergleich nicht auszuhalten vermögen. Die Eintheilung insbesondere ist ganz zum Vortheile des Spruner'schen Werkes, welches selbst in den Uebersichtskarten viel bestimmter und historischer zu Werke geht. Man darf nur Spruner Nro. 3 mit Kutscheit Nro. 2 zu diesem Endzwecke vergleichen, um sich von der Wahrheit dieses Ausspruches zu überzeugen. Die Reiche, welche daselbst S. für den Anfang des VI. Jahrhunderts aufzeichnet, sind hiefür ganz richtig. Wenn aber K. in seinem Blatte II.: das oströmische Kaiserthum und die germanischen Reiche im VI. Jahrhundert, dieselben Staaten bestehen läßt, wie S., so ist dieß ein großer Irrthum, da im Laufe des VI. Jahrhunderts manches Reich umgestürzt wurde, welches im Anfange desselben noch bestand. Die Karte von Mitteleuropa vom 5. bis zum 12. Jahrhundert scheint mit Zugrundelegung von Spruners Nro. 12 verfertigt; bietet aber durchaus nicht jene Klarheit der Uebersicht dar, welche hiebey das erste Erforderniß ist, wenn nicht vor der Menge von Namen und Ländern eine allgemeine Verwirrung eintreten soll. Besser wäre es gewesen, eine besondere Karte des carolingischen Reiches, eine Karte von Europa für die Zeit der Ottonen, eine gleiche für die Zeit der Hohenstaufen zu geben. Für die Kreuzzüge hätte eine Karte genügt; für das byzantinische Reich aber dürfte eine allein nicht hinreichen. Deutschland allein, ohne Italien, im Zeitalter der schwäbischen Kaiser ist zu wenig. Asien unter der mongolischen Herrschaft ist wohl interessant; so lange aber viel wichtigere Abschnitte der europäischen Geschichte leer ausgehen, gleicht das Blatt einem Lückenbüsser. Die Manier mit großen, in's Unbestimmte gezogenen Linien Gränzen zu ziehen, dürfte für den Unterricht nicht zu empfehlen seyn, da sich der Lernende zu leicht an das Unbestimmte und Vage gewöhnt.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

Ueberreste des Heidenthums der deutschen Hermunduren, und zwar auf den germanischen Waldcultus hindeutend, finden sich, nach Hrn. L., bey Altenstein im Walddistrict die Altenburg, die Bürg oder die Birkich genannt, wo nach Mr. Gg. Christoph Metz, Pfarrer zu Ditterswind, hernach Pfarrer und Professor zu Schweinfurt, große gehauene und mit Moos überzogene Steine gefunden, die er für heidnische Altäre gehalten. Das hohe Alter Altensteins (823, 25. September, vielleicht richtiger 860, Altun-Steti bey Pfarrweisach, dann 1232, siehe Beylage I. p. 183) macht die Sache um so glaubwürdiger. Die Kirche von Ebern soll auf der Stelle eines einstigen Heidentempels stehen, und in Lichtenstein ist noch der Heidentempel und die Christenmarter zu sehen, letztere auch noch vor einiger Zeit in dem Burgkeller zu Rentweinsdorf. Der Heidentempel zu Lichtenstein, meint Hr. L. in der Note, könne kaum was anderes, als eine zur Bekehrung der Slawen bestimmte Kapelle gewesen seyn.

In Ausbreitung des Christenthums werden vom Hrn. L. die Verdienste des hl. Bonifacius gebührend hervorgehoben und auf den Brief des Papstes Gregor III. hingewiesen, worin derselbe anerkennt, daß 100,000 Seelen der Gewalt des Heidenthums entrissen, und durch Bonifacius und des Frankenfürsten Karl Bemühungen in den Schooß der Kirche gebracht worden seyen. Dieser Brief ist nicht vom Jahre 739, sondern vom 29. October 740. Ueber S. Burkards Weihe und die Errichtung Wirzburgs, so wie des Papstes Bestätigung vom 1. April 743 verweisen wir auf gel. Anz. 1842, 11. März Nro. 50, S. 403, 406, 407, 408.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Geschichte der Ilchane, das ist der Mongolen in Persien, von Hammer-Purgstall. Zweyter Band. Darmstadt 1843.

Unter den vielen historischen Thatsachen, deren Ursache und Bedeutung wir nur selten erfahren, behaupten die Völkernamen eine der ersten Stellen. Und doch wäre es so wichtig, hierüber sichere Aufschlüsse zu erhalten; denn der Name ist die Urquelle des Daseyns; nur durch ein richtiges Verständniß des Wortlautes erhalten wir nicht selten die gewünschte Einsicht über die ursprünglichen Zustände, über die Entstehung und das Wesen der Dinge. An widersprechenden Meinungen und zahlreichen Hypothesen fehlt es freylich nicht; denn wir wissen ja Alle, daß es eine traurige Eigenschaft des Menschen ist, gerade solchen Gegenständen seine Aufmerksamkeit zu widmen, über die wir vielleicht niemals zu einer vernünftigen Sicherheit durchdringen können. Werden diese Ansichten und Deutungen als dasjenige gegeben, was sie in Wahrheit sind, dann mögen sie, sobald sie nur auf einem wissenschaftlichen Fundamente beruhen, ungehindert vorüberschreiten. Lustige Einfälle und Wortspiele sollten aber immer, sobald sie von tüchtigen Gelehrten herrühren, deren Namen leicht zum sicheren Geleite dienen könnte, mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Man nahm sich deßhalb, bey Gelegenheit der Anzeige, des ersten Bandes der Ilchane (Gel. Anz. 1843 S. 131) die Freyheit, das Willkührliche in der Umprägung der Tocharen in Tataren und dann wieder zu Tschacharen nachzuweisen. Herr von Hammer bemerkt in dem Schreiben, mit welchem er den Unterzeichneten beehrte, er wäre bloß den Byzantinern gefolgt, welche „die Tataren nicht anders als Tocharen heißen.“ Die Chuldschi, wird dann hinzugefügt, seyen nicht die afghanischen Gildschi, sondern Türken (Ilchane II. 99) und im Sinne der orientalischen Historiographie zu den Ghuriden gerechnet worden. Mein Tadel trifft also die unkundigen Byzantiner und „die beste Universalgeschichte der Türken, Araber und Perser.“ Man wird aber wohl den Irrthum verzeihlich finden; denn ich glaubte bis jetzt, der verehrte Verfasser der Ilchane sey unser Zeitgenosse und ein kritischer Geschichtsforscher Frankistans, welcher weiß, daß Ghuride im Allgemeinen Bergbewohner bedeutet, im engern Sinne aber die Familie des kabalischen Gebirgslandes, welche die bekannte Dynastie dieses Namens gründete. Bey der Auflösung des Reiches traten nach einander bald türkische Sklaven, bald auch afghanische Landsleute, wie die Gildschi, an die Stelle der Gebirgsdynastie, welche nach ihrer Abstammung gesichtet und geschieden werden müssen. Man weiß ja, daß die muselmanischen Schriftsteller Türke und Mongole in solch allgemeinem Sinn brauchen, wie die Alten Skythen und Saken. Welcher Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts möchte sich aber nachsagen lassen, daß er die ältern und neuern Ergebnisse der Völkerkunde mißachte und sich mit dem Abschreiben der Byzantiner und Morgenländer begnüge? Scharil, fährt Herr v. Hammer in seinem verehrlichen Schreiben fort, sey deßhalb geschrieben worden, weil der Verfasser sich an den Ausdrücken halten wollte, die in Persien üblich wären; die Mongoley kümmere ihn hier nicht; doch bemerke er zum Ueberdrusse, daß Ra-

schideddin, „der gewiß sehr gut mongolisch verstand," dreymal das Wort in derselben Weise und nicht anders schreibe. Was kümmert uns hier die mongolische Sprachkenntniß Raschids? Scharil oder richtiger Scharira ist ein Wort der Sanskritsprache — im Pali Sarira — und bedeutet ursprünglich Körper, dann bey den Buddhaisten die Reste des Körpers, die Reliquien Buddha's und der Heiligen. Es findet sich in mannigfachen, aus Unkenntniß hervorgegangenen Verwandlungen bey den verschiedenen Völkern, die zu Schakiamuni bekehrt wurden; so wird in Pallas' Sammlungen über die mongolischen Völkerschaften das Wort bald Schalir bald auch Schallir (vergl. z. B. II. 304, 305) geschrieben.

Das Wichtigste, d. h. wohl im Sinne des berühmten Orientalisten und Geschichtschreibers das Irrigste meiner Anzeige sey aber, „was Tschengischans Geburtsjahr betrifft. Sie beschuldigen mich sehr ungerechterweise, daß ich mich vorzüglich an d'Ohsson's Arbeit gehalten, welcher doch ausdrücklich sage, man wisse das Geburtsjahr nicht genau; ich habe dasselbe (sehen Sie nur die Geschichte der goldenen Horde S. 56 nach) nicht bloß nach Raschideddin, sondern einstimmig mit demselben nach Dschuweini, Binaketi, Ghaffari angegeben; was aber die Stelle Raschideddin's betrifft, so steht in demselben hier eben so wenig als an andern Orten, was ihn Hr. v. d'Ohsson sagen läßt, keine Sylbe von on ne sait pas précisément, sondern ganz das Gegentheil: „bey den Mongolen ist es ausgemacht und allgemein gang und gäbe, daß Tschengischan zweyundsiebzig Sonnenjahre lebte u. s. w. Eben so bestimmt sind Dschuweini, Binaketi, Ghaffari, das Güsides und Wassaf; es wird also wider diese Bestimmtheit aller persischen Quellen mongolischer Geschichte wohl um so weniger etwas einzuwenden seyn, als die chinesische nach Ihrem eigenen Geständnisse hier lückenhaft ist." Im Gegentheil, es heißt in den Geschichtsbüchern der Mongolen ausdrücklich, Juen sse Buch I. Bl. 10 r. in der siebenten Zeile: Scheu lu schi lu, tsang ki-lien ko (1769. 613. 993. 613. 9961. 10562. 10916. 10331. nach dem Wörterbuche des Basilius), d. h. nach einem Leben von sechsundsechzig Jahren ward er in dem Thale Kilien (nicht Kinien, wie Mailla schreibt) begraben. Man hält es jedoch für überflüssig, das Lebensalter des Tschinggis hier ausführlich zu besprechen; dieß geschah bereits in einer Weise, die zum Glück in unseren modernen Kulturzuständen als Ausnahme dasteht, in den Beylagen zur goldenen Horde (S. 614 ff.), wo der denkende Geschichtsforscher aus den ärgerlichen Reden und Gegenreden der Herren Schmidt und v. Hammer mit leichter Mühe ein selbstständiges Urtheil gewinnen wird. Der Unterzeichnete hegt zwar, wie bekannt, keine besondere Verehrung für die geist- und gemüthlose Thatsachenstoppeley der Hofschranzen des Mittelreiches, welche der Welt lange genug als ein historisches Meisterstück gerühmt wurde; doch würde er sich einer Sünde fürchten, diese Geschichtsföldlinge mit Hrn. v. Hammer (Goldene Horde 618. 621.) in erdkundlichen und chronologischen Angaben einer absichtlichen Fälschung und Täuschung zu beschuldigen. Man weiß ja, daß Leute dieser Art gerade in solchen Dingen, welche das Gedächtniß beschweren und den Geist nicht aufklären, besonders genau zu seyn pflegen, daß sie gerade hierin ihre Anerkennung und ihren Ruhm bey der Nachwelt finden wollen. Es sey mir vergönnt, bey dieser Gelegenheit noch einen andern strittigen Punkt der östlichen Geschichte zu berühren. Ich war nämlich vor einiger Zeit so frey, die Worte drucken zu lassen: „es würde wohl niemals mit Sicherheit angegeben werden können, woher der Name Mandschu stamme. Daß sie von Mandschusri, dem Weltheiland der Buddhaisten so genannt sind, wie ein russischer Gelehrter gefunden haben will, müsse erst durch historische Zeugnisse nachgewiesen werden." Herr J. J. Schmidt war so artig, diese Bemerkung nicht zu übersehen; er erfüllte meinen Wunsch und lieferte bald hernach in einer eigenen Abhandlung, die mir erst vor kurzem zu Gesichte kam, die erbetene Nachweisung*). Es ist nicht die Schuld des gelehrten Akademikers, daß die vorgebrachten hi-

*) Bulletin scientifique publié par l'Académie imperiale des sciences de Saint-Pétersburg. VIII. 376. folg.

storischen Zeugnisse sich verflüchtigen, sobald sie mit kritischen Salzen in Verbindung gebracht werden; es bestehen nämlich diese Zeugnisse bloß in Hypothesen derselben Historiographen des Mittelreiches, von welchen wir so eben sprachen, die nicht selten unter dem Schutze irgend eines Gewalthabers ihre windigen Einfalle in die gangbare Landesmünze umprägen oder umprägen lassen, damit sie im ganzen Lande eine ungestörte Circulation erhalten möchten. Dieß geschah unter andern auch vor ungefähr hundert Jahren an dem Hofe des trefflichen Himmelssohnes, welchen wir Leute des Westens gemeinhin mit dem Titel seiner Regierungsperiode Kien long, Himmelshülfe bezeichnen, in Betreff des Namens Mandschu. Dieser Fürst war nicht bloß ein großer Beförderer aller Zweige der chinesischen Literatur, sondern auch gleichwie sein Großvater Kang hi ein Freund der Sprachen, der Geschichte und Geographie aller ihm unterworfenen Länder. Auf seinen Befehl wurden mehrere Hofkommissionen angeordnet, die sich mit der Abfassung oder Sammlung einer großen Anzahl Werke aus allen Theilen der Wissenschaft, was man nämlich am chinesischen Hofe so nennt, beschäftigten, welche dann auf Kosten der Regierung dem Drucke übergeben wurden. In dieser Weise entstanden Compilationen von einem Umfange, der ganz im Verhältnisse steht zur Riesengröße wie zur außerordentlichen Bevölkerung des Mittelreiches. Da war nichts zwischen Himmel und Erde, worüber diese Hofgelehrten nicht zu sprechen, was sie nicht zu erklären vermochten. Sie erkannten die wahre Natur der Dinge und verstanden es, sie mit der orthodoxen Hofphilosophie des Tschuhi in Einklang zu bringen; sie wußten die Wörter ausgestorbener Sprachen und sogar den Grund aller Völkernamen zu deuten. Der gute Kaiser hatte seine wahre Freude daran; genoß er ja schon bey Lebzeiten die Freude, sich als den Anfang einer neuen Epoche der Wissenschaft gepriesen zu sehen! Nun mochte aber diesen gelehrten Tausendkünstlern der Ursprung und die Bedeutung des Namens Mandschu viel Kopfbrechens machen; man wußte und weiß nun einmal nicht, durch welchen wunderlichen Zufall diese Abtheilung des tungusischen Volkes zu dem Namen gekommen ist. Da verfielen diese Herren, die sämmtlich Buddhaisten und zum Theil geistlichen Standes waren, auf den köstlichen Gedanken, da der Stammbaum des regierenden Hauses schon längst bis zu dem himmlischen Genius, dem goldenen Gioro, hinaufgeführt war, auch das ganze Volk der Mandschu mit dem Weltgeiste der Buddhaisten in Verbindung zu bringen. Und dieß ist ihnen auch, wie aus dem Nachfolgenden erhellt, durch einige Kniffe, die sophistischen Geschichtsforschern immer zu Gebote stehen, so ziemlich gelungen — freylich nur für die Gläubigen.

Bevor Schakiamuni die Leiden des Daseyns überstanden und in das Nichts des Universums zurückgekehrt war, so lautet die Satzung des Buddhaismus, ließ er der Welt zwey Bodhisatwas oder Genien zurück, den Genius des Geistes und den der Materie, Awalokiteswara und Mandschufri geheißen, damit sie die schwache Menschheit auf die Bahn des Glaubens und der Liebe leiten möchten. Diese Genien wurden und werden in dem Dalai Lama zu Lhassa (29° 40′ n. Br. 91° 6′ östl. L. v. London) oder richtiger Potala*) und in dem Bandjin Erdeni verkörpert, welcher zu Djaschi-Lumbho, von den Engländern gewöhnlich Teschu Lumbu genannt (29° 7′ n. Br. 80° 2′ östl. L. v. London) residirt. Diese beyden geistlichen Herren der Götterwohnung und der Wohnung herrlicher Freude (dieß bedeuten die Namen der Städte Lhassa und Djaschi Lhumbo) hätten nun im Jahre 1632**) dem großen Ahnen der jetzt über

*) Die Residenz des Dalai Lama oder des Weltmeeres der Vortrefflichkeit wird Potala genannt, nach einer ehemaligen Stadt gleichen Namens, an der Mündung des Indus gelegen (heutigen Tages Thatha), wo, wie es in der Legende heißt, Awalokiteswara selbst residirt haben soll. Potala bedeutet im Sanskrit einen Hafen. Es ist dieß das Patta der Griechen.

**) In den verschiedenen Jahreszahlen der mongolischen Geschichte Tübets bey Herrn Schmidt bemerkt man durchgängig einen Irrthum von zehn Jahren. So steht auch 1642 statt 1632. Der große Ahne regierte bekanntlich bloß von 1626 1636. Die Mongolen verstehen sich im Allgemeinen, wie aus der Geschichte des Ssanang Ssetzen hinlänglich bekannt ist, sehr schlecht auf die Chronologie.

China herrschenden Dynastie eine Gesandtschaft geschickt mit einem Glückwünschungsschreiben, worin sie den weltlichen Fürsten, sonderbar genug, den großen erhabenen Gebieter Mandschufri nannten. Taitsong wäre hierüber sehr erfreut gewesen und hätte sich alsbald, wie unsere tübetanisch-mongolischen Geschichtsforscher hinzufügen, chinesisch Wentschu Buddha genannt, woraus in der Folge Mandschu oder Mantscheu entstanden sey. Der Volksname Mandschu, man merke die fromme Schlauheit, wird also glücklicher Weise durch diese Deuteley in unmittelbare Verbindung mit dem Statthalter Buddha's auf Erden, mit dem heiligen Mandschufri gebracht. Es kümmert die Gläubigen in Buddha wenig, daß die Wörter Wentschu und Mantscheu dem Klange nach gar sehr verschieden sind, daß sie auch im Chinesischen mit ganz verschiedenen Charakteren geschrieben werden; haben die Herrn doch ein gutes Werk gethan; sie haben der Religion einen großen Dienst geleistet. Das Volk der Mandschu wird wohl künftig dem Buddhaismus noch mehr ergeben seyn, wenn es glaubt: Mandschufri selbst habe die zwey ersten Sylben seines Namens hergegeben, um seine Lieben und Getreuen damit zu bezeichnen. Warum aber der mitleidige Genius nicht seinen ganzen Namen spendete und das Volk sich nicht Mandschufri nannte; aus welchen Gründen man die auffallende Verwechselung der Leute und Schreibweisen vorgenommen und gutgeheißen hat, solche gottlose Kritik wird wohl fromme Buddhaisten nicht irre machen. Wer möchte sich nun nicht verwundern, daß ein so trefflicher scharfsinniger Gelehrter, dem wir so ausgezeichnete Arbeiten auf dem Felde der mittelasiatischen Literatur verdanken, der eitlen Sprachmengerey seiner mongolisch-tübetanischen Scholastiker beystimmen und drohend fragen konnte: „Ob der gelehrte Sinologe die unter Kienlong verfaßten Werke à la Klaproth gleichfalls für nichtssagend erklären möchte? Wenn aber, fügt Hr. Schmidt gutmüthig warnend hinzu, so ein kühner Gedanke ihm kommen sollte, so möge er doch zuvor bedenken, ob ein unter der Aufsicht eines Kaisers, wie Kienlong, niedergesetztes Tribunal, welches seine Werke und auch dieses nicht bloß in mongolischer, sondern auch in mandschurischer und chinesischer Sprache redigirte, einem solchen Kaiser mir nichts dir nichts ein Mährchen in Betreff seines eigenen Volkes und dessen Namens anhängen könnte? —“ Die aufmerksamen Leser sind zwar bereits von dem Gezwungenen und der Unwahrscheinlichkeit dieser ganzen Etymologie überzeugt; man ist aber so frey, dem gelehrten Akademiker noch überdieß zu bemerken, daß der Schreiber dieses das Schicksal aller der vielen Missionäre und Sinologen theilt; auch er hat in den zahlreichen chinesischen Werken, die ihm zu Gebote stehen, nicht die leiseste Andeutung über diesen historischen Ursprung des Namens Mandschu gefunden; die handschriftliche Geschichte der jetzt im Mittelreiche regierenden Dynastie leitet im Gegentheile den Titel Mandschu bis auf den fabelhaften Gründer der Dynastie, Aischin Gioro, zurück. Man bedenke doch, daß Mandschu nicht das einzige unerklärbare Wort ist in der so dunkeln Urgeschichte dieses tungusischen Volkes. Wer weiß denn, was Gioro bedeutet und die andern in seiner Legende erwähnten Wörter? Alle Chinesen und Mandschu, die ich darüber befragte, selbst die aus der Familie des Gioro, so sagt Amiot, der gründliche Kenner des Mandschurischen *), bekannten ihre Unwissenheit.

(Schluß folgt.)

*) Eloge de Moukden 225. In der bändereichen Sammlung, welche den Namen Mingsse, Jahrbücher der Ming führt, wird (Buch XVI. Bl. 18 v.) unter dem Jahre 1616 (Mailla's Angabe ist demnach unrichtig) ganz einfach die Erhebung des Urahnen der jetzt regierenden Dynastie erzählt und daß er seiner Regierungsperiode (1616 — 1626) die Ehrenbenennung Tien ming, des Himmels Auftrag gegeben habe. Man findet hier auch nicht im Entferntesten eine Andeutung über das Volk der Mandschu und den Ursprung seines Namens.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. May.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Geschichte der Ilchane, das ist der Mongolen in Persien.

(Schluß.)

Die Ableitung Klaproth's, nach welcher Mantscheu ein stark bevölkertes Land heiße, ist ein leichtfertiger Einfall, deren sich dieser Mann gar viele zu Schulden kommen ließ. Und glaubt denn der gelehrte Akademiker zu St. Petersburg, die Majestät des hohen Ahnen, des reinen erhabenen Herrschers — diesen Ehrentitel erhielt Kienlong von seinem Sohne und Nachfolger — hätte Alles, was unter Ihrem Schilde von den tausend und abermal tausend Doktoren und Magistern während hochdero langen Regierung bekannt gemacht wurde, prüfend durchlesen können? Wer in aller Welt vermöchte den Inhalt einer halben Million Bände in mongolischer und tübetanischer, in chinesischer und mandschurischer Sprache zu prüfen und dabey ein großes Reich regieren! Der Name des gelehrten Kaisers, der in seiner Lobschrift auf Mukden Gelegenheit genug gehabt hätte, den heiligen Ursprung des Namens Mandschu, wenn er ihn gekannt oder daran geglaubt hätte, zu erwähnen, vor den zahlreichen Compilationen und Chroniken, die während seiner Regierung erschienen, darf uns so wenig über ihren Werth blenden, wie die Aufschrift „mit allerhöchsten Privilegien" auf europäischen Werken. Auch ist diese wunderliche Etymologie nicht das Einzige, das wir in diesen uns gütigst mitgetheilten mongolisch-tübetanischen Jahrbüchern zu tadeln finden. Es beginnt die Beschreibung Tübets gleich mit einem argen Verstoß; anstatt das westliche Dschu, was Herr Schmidt nicht zu erklären weiß, muß „das westliche Tsang" gelesen werden, — ein bekannter Name Tübets bey den Chinesen. Tsang ist jedoch kein chinesisches, sondern ein tübetanisches Wort, das Reinheit oder Klarheit bedeutet; dann ward Indien von den Chinesen in den ältesten Zeiten niemals Tjanju, sondern Tientschu genannt. Man könnte noch einige andere Irrthümer dieser Bruchstücke der tübetanischen Jahrbücher rügen, wenn hier der Ort dazu wäre. Es ist aber Zeit, daß wir nach dieser langen Ausschweifung zur Geschichte der Ilchane zurückkehren.

Der zweyte Band dieser Geschichte, welche, mit Uebergehung der zerstreuten westlichen Quellen, fast ausschließend nach östlichen muhammedanischen Quellen dargestellt ist, beginnt mit der Kinds- und Jugendgeschichte des Friedensfürsten Chasan (geb. 4. Nov. 1271, gest. 17. Mai 1304), dessen erste Amme Moghaldschin, das Weib des Chinesen Ischik, gegen das mongolische Herkommen sich während des Säugens ihrem Gatten nahete, schwanger ward und zur Strafe abgedankt wurde; das schon in der Wiege lallende Kind war dann so glücklich, die Mutter Hasan's, des nachmaligen Emirs der Roßschweifträger, zu erhalten. Man begreift wohl, daß es leicht ist, dicke Bände zu füllen, wenn man Begebenheiten dieser Art ausführlich erzählt. Der Prinz verließ, nachdem er herangewachsen war, aus Staatsrücksichten (Hayton bey Ramusio II. 61 a) die einfache Naturreligion seiner Väter (1295), nahm den Namen Mahmud an und setzte sich noch in demselben Jahre nach der Ermordung Beidus, der nach Hethum Christ ward, auf den Thron.

Vergehen wurden aber immer noch nach der Jasa des Tschinggis bestraft. Die Bekehrung Chasan's macht Epoche in der Geschichte der Mongolen Persiens; der Islam blieb die Religion aller Ilchane, welche jetzt, von selbstsüchtigen Mullah und der dummen Menge beherrscht, nicht selten gegen ihren Willen Christen und Juden, Parsen und Buddhaisten verfolgen mußten und dadurch die Zerrüttung und den Untergang ihres Reiches beschleunigten. Dieser Chasan, welcher, wie es heißt, allein in und um Damaskus hunderttausend Bürger und Bauern zu Todte prügeln und foltern ließ, ist dem Verfasser der Ilchane „einer der größten Herrscher morgenländischer Geschichte, ein Freund der Wissenschaften, der Historie und der Redekünste; denn der Fürst ermunterte Wassaf „das unübertreffliche Muster persischen Styles im höchsten Schmucke der Rede," sein Werk fortzusetzen und verlieh ihm sogar „ein goldenes Kleid der Ehre, welchem das goldene Hemd der Sonne und der perlenbesäete Nachtüberzug des Himmels nur als Unterfutter zu dienen würdig wäre." Wassaf, bestallter Schmeichler der Majestät, dankte jedoch für die Einladung, den Feldzug nach Syrien mitzumachen, damit er ihn als Augenzeuge beschreiben könne. „Als das Heer," erzählt er uns, „begann nach Syrien zu eilen und er sah, daß weiter keine Zeit zu verweilen und mehr oder weniger den Hof zu machen, der noch vollkommen geehrt und kein Wunsch ungewährt ward von den erlauchten Wesiren die Entlassung nach Hause begehrt" (II. 124). Die Mongolen wurden auf diesem zweyten Zuge Chasans gegen Syrien, welchem viele Armenier und Georgier beywohnten, von Malek el Naser Muhammed und seinen Aegyptern in einer blutigen entscheidungsvollen Schlacht geschlagen (1303). Die zwey Emire, welche zuerst flohen, wurden hingerichtet und die andern Großen erhielten nach den Worten der Jasa Prügel von drey und sieben bis siebenundsiebzig und siebenundachtzig, „auf den Ort," wie sich der Schönredner Wassaf ausdrückt, „welcher sonst durch goldenen Stoff ein wohl verwahrter Hort." Hethum, der uns den ganzen Vorfall ausführlich erzählt, war Augenzeuge. Die vielen, zum Theil einsichtsvollen Verordnungen Chasan's über Finanzen, Gerechtigkeit, Kriegswesen und andere Gegenstände sind wohl, wie in despotischen Staaten gewöhnlich, unter den unaufhörlichen Wirren entweder niemals ausgeführt worden oder bald in Vergessenheit gerathen, obgleich uns Hethum ausdrücklich das Gegentheil versichert. Man stellt nämlich die Natur der Dinge und die allgemeine Welterfahrung über das Zeugniß eines einzelnen Mannes. Auf Chasan, dessen lebendige Schilderung bey dem armenischen Geschichtschreiber auffallender Weise ganz übergangen ist, folgte (1304) Chodabende oder Oldschaitu, der von seiner frommen christlichen Mutter Nikolaus getauft und auch unter andern Namen bekannt wurde. Hethum nennt ihn Carbanda. Chodabende richtete sich durch grobe Sinnlichkeit zu Grunde, und das Reich gieng jetzt schnell seiner Auflösung entgegen. Sein Nachfolger Abusaid (1316), ein schwachsinniger, von Günstlingen und Frauen beherrschter Tyrann, starb an beygebrachtem Gifte (1335). Arpak Chan, ein Nachkomme Tuli's, ward jetzt auf den Thron der Ilchane erhoben, von dem er bald herab und in das Grab gestürzt wurde. Eben so ergieng es vielen seiner Nachfolger und einer Menge Kronprätendenten; das Reich zerfiel, und eine Anzahl Räuberhauptleute, sie verdienen den Namen der Fürsten nicht, theilen sich in die unglücklichen Provinzen und Distrikte der Achämeniden und Seleuciden, der Artaschir und Schapor. Die Geschichte der Räuber, Serbedar genannt, ist den europäischen Geschichtschreibern nicht so verborgen geblieben, wie (Ilchane II. 324) berichtet wird; man kennt sie seit längerer Zeit durch den Auszug aus Dauletschah von Sacy (Notices et Extraits des Manuscrits IV. 251). Abderressak, der Sohn eines vermögenden Landmannes im Distrikte Sebsawar*),

*) Sebsawar, ehemals eine sehr bedeutende Stadt auf dem Wege von Kandahar nach Herat, liegt innerhalb einer auf hundert englischen Meilen von Nordost nach Südost sich erstreckenden Ebene. Es heißt, die Stadt sey von Sassan, nach welchem die Sassaniden sich nannten, gegründet worden. Die Bewohner sind strenge Schiiten. Der Ort war lange Zeit ganz öde und ist auch jetzt nicht stark bewohnt; er liegt 36° 12′ 45″ nördl. Br. Fraser Journey into Khorasan 248. 380.

wußte sich an dem Hofe des Ilchan Abusaid zu einer bedeutenden Stelle emporzuschwingen; er ward nach Kerman geschickt, um die Erträgnisse dieser Provinz einzusammeln. Als Abderressak den größten Theil der Einnahmen bereits vergeudet hatte, hörte er zu seiner großen Freude, Abusaid sey gestorben, und baute nun seine Hoffnungen auf die Wirren, welche im Lande entstanden. Es herrschen Unordnungen und Bedrängnisse auf Erden, so sprach der treulose Rentmeister zu seinen Freunden und Landsleuten, warum sollten wir alle diese Unbilden gutwillig ertragen? Die Bekannten waren leicht gewonnen. Gleich in der folgenden Nacht mordeten sie den Statthalter des Districts und hiengen seinen Kopf an den Galgen. Dieser nichtswürdigen That rühmten sie sich überdieß und nannten sich Sarbedar, Haupt auf einem Galgen *). Die Bande, welche Abderressak als ihren Hauptmann erkannte, war bereits 700 Personen stark. Durch glückliche Beutezüge wuchsen die Räuber schnell auf mehrere Tausende an; der Anführer ließ nun das Kanzelgebet in seinem eigenen Namen lesen und Münzen schlagen. Die Grausamkeit Abderressaks ward aber auch den Raubgenossen unerträglich; sein eigener Bruder Massud ermordete ihn und setzte sich an dessen Stelle (1337).

Masud war ein würdiger Nachfolger des ersten Räubers; er trat mit einem von der blöden Masse hoch verehrten Schech in Verbindung und erweiterte dadurch die Herrschaft der Sarbedarier über einen großen Theil Chorasans und Afghanistans. Der zweyte Hauptmann hatte bereits siebenhundert türkische Sklaven und ein Heer von zwölftausend Mann, aus wilden und tollkühnen Kerlen bestehend, welche, mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfend, die größten Heere zerstäubten und sich mit ihrem Raube sättigten. Nach Masuds Gefangenschaft und Hinrichtung (1344) rissen die Hauptleute und nächsten Diener des Herrn die Macht an sich; mehrere wurden schnell nach einander von den eigenen Banden, zu welchen sich eine Rotte wilder Derwische gesellte, ermordet (Ilchane II. 340). Schemseddin Ali versuchte es, nachdem mehrere Hauptleute erhoben und gestürzt waren, durch unmenschliche Grausamkeit diese sittenlosen Rotten zu bändigen; fünfhundert liederliche Weiber wurden lebendig in einen tiefen Brunnen geworfen; jeder, der vor den Gebieter gefordert wurde, nahm von den Seinigen Abschied und rüstete sich, als wenn seine letzte Stunde geschlagen hätte. Aber auch diese gränzenlose Barbarey vermochte ihn nicht gegen einen gewaltsamen Tod zu schützen; sie hat ihn vielleicht beschleunigt (1354). Es folgte nun neuerdings schnell nach einander eine Reihe gläubiger und frommer, aber sehr grausamer und treuloser Fürsten — dieß sind die Worte des östlichen Geschichtschreibers, dem wir folgen — welche sich gegenseitig bald durch offene Gewalt, bald durch heimliche List verdarben. Ali Mujad, der letzte Fürst dieses Hauses, blieb jedoch längere Zeit an der Regierung; es war sein Streben, das wilde Bettlergesindel durch Güte und Herablassung, durch Geschenke und Duldung der größten Ausschweifungen zu gewinnen. Am Tage konnte sich jeder an seiner Tafel sättigen, und des Nachts vertheilte er eigenhändig Geld und Nahrungsmittel an arme Wittwen. Ueberdieß gab er jedes Jahr sein ganzes Besitzthum den unbändigen Horden zur Plünderung. Diese wirren Zustände benutzte ein anderer benachbarter Hauptmann, zog gegen Ali und belagerte ihn in seiner Hauptstadt Sebsawar. Der Fürst der Sarbedarier unterlag, rief dann Timur zur Hülfe herbey und überließ ihm, wie erzählt wird, freywillig die Herrschaft. Timur soll dem Fürsten mehrmals die Statthalterschaft Chorasans angeboten haben; Ali hatte jedoch das Gemüth des eifersüchtigen Tyrannen durchschaut; anstatt des gefährlichen Geschenkes wählte er ein sicheres Sklavenleben im Gefolge des Weltzerstörers.

Durch den Verrath eines solchen Serbedar fiel der letzte Fürst Irans aus dem Hause des Tschinggis (14. December 1353), Tochai Timur, der den Titel besaß, nicht aber die Macht eines Ilchans. Gedankenlose Willkühr und feiler Knechtssinn, blutige Gewalt und verrätherische Hinterlist, entner-

*) Hammer Ilchane II. 325, übersetzt das Wort durch „die den Kopf daran Setzenden" — was sehr unwahrscheinlich klingt. Ich folge der Erklärung Sacy's.

vende Sinnenluſt und ſtumpfe Gläubigkeit ſteht an der Stirne des mongoliſchen Jahrhunderts der iraniſchen Geſchichte geſchrieben. Von vierzehn Weſiren, welche während dieſer Zeit (1257 — 1353) den launenhaften Tyrannen dienten, iſt nur ein einziger eines natürlichen Todes geſtorben. Und doch war, ſagt uns Hr. v. Hammer, das Jahrhundert der Ilchane das des höchſten Flores perſiſcher Bildung, des glänzenden Triumphes des Wortes in gebundener und ungebundener Rede. Ganz anders möchte ſich freylich ein weſtlicher Geſchichtſchreiber ausdrücken, eingedenk der Worte des edelſten unſerer Dichter, daß

Wo Sklaven knien, Deſpoten walten,
Wo ſich eitle Aftergröße bläht,
Dort kann die Kunſt das Edle nicht geſtalten.

Die geiſtigen Erzeugniſſe Irans, ſo ungefähr würde er ſagen, verdienen von unſerem Standpunkte aus kaum dieſen Namen; denn es fehlt ihnen, und es iſt dieß eine nothwendige Folge der ſtaatlichen, religiöſen und bürgerlichen Verhältniſſe des Landes, jeder Sinn für Menſchenwürde und Menſchenwohl; ſelbſt die natürlichen Regungen eines gutgearteten Gemüthes werden hier nur ausnahmsweiſe gefunden. Die ſchreibenden ſchmeichleriſchen Knechte ahnten niemals, daß nur Wahrheit einen haltbaren Grundpfeiler bildet für alle Thaten des äußerlichen Lebens wie des innern Geiſtes, daß nur ſie allein, gleichviel ſey ſie eine hiſtoriſche oder poetiſche, unſerem Thun und Treiben einigen Werth verleiht. Im Widerſpiele zu dieſem Fundamentalgeſetze der Menſchheit nennen Türken und Perſer, Mongolen und Chineſen die ſchlaue Verdrehung der Thatſachen Geſchichte; gedankenloſe Reimereien, elende Wort- und Witzſpiele heißen ihnen Gedichte. Der gereifte europäiſche Geiſt wendet ſich, mit Eckel und Abſcheu erfüllt, von dieſem erlogenen Larvenleben und ſucht nach einem verdumpfenden Gange in dieſem Schattenreiche Erquickung und Stärkung bey Tacitus und Gibbon, bey Kant und Shakespeare.

Neumann.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

Daß unter Chunegeshofe, welches nebſt Halazesſtat in der Urkunde von 889, 1. December genannt wird, gerade Königshofen im Grabfeld zu verſtehen ſey, wäre doch noch die Frage. Es giebt nämlich ein Königshofen im Taubergau, eines im Badanachgau (Gaukönigshofen), wieder eines im Grabfelde, und ein viertes im Radenzgau. In Aufzählung derjenigen 24 oder 25 Königshöfe, welche den Zehent (decimam de fiscis dominicis) an die Wirzburger Kirche gleich nach ihrer Errichtung reichen, ſind nur drey von obigen vier Orten, die die Benennung Chunigeshofe tragen, aufgeführt, 1) Chuningeshofa mit Sundrunhofa und Gollhofa, alſo Gaukönigshofen, dann 2) neben Halazesſtat im Radenzgaue Chungeshofe im ſelben Gau, welches noch im Jahre 1157 Chunigishouen, aber ſchon 1163 Chunesuelt genannt wird und dem heutigen Königsfeld bey Hollfeld entſpricht, 3) item Chunigeshofe, welches das Grabfeldiſche ſeyn wird. Wahr iſt, daß der Sprengel des Wirzburger Bisthums durch die Errichtung des Bisthums Bamberg geſchmälert worden, aber auch eben ſo gewiß, daß der Bamberger Sprengel zu keiner Zeit in das Baunachthal ſich erſtreckt hat. Deßhalb kann die bekannte Stelle im Briefe des Biſchofs Arnold von Halberſtadt an Biſchof Heinrich von Wirzburg (1007) „Si Rex ibi facere vellet episcopatum . . . . totam illam terram pene silvam esse, Sclavos ibi habitare, te in illa longinqua vel nunquam vel raro venisse,“ und jene im Synodalbriefe 1007: „ut et paganismus Sclavorum destrueretur, ſo wie jene in Günthers Rede auf der Synode von 1058: „Erat enim plebs hujus episcopii: utpote ex maxima parte Sclavonica, ritibus gentilium dedita, abhorrens a lege christiana etc.“ nicht füglich auf die Bewohner des Baunachgrundes angewendet werden, welche durch die Mönche von Fulda und durch die Prieſter der Wirzburger Kirche lange vor dem eilften Jahrhundert ſchon Chriſten waren, wie das am deutlichſten aus den Traditt. Fuldens. bey Piſtor und Schannat hervorgeht. Die in obigen Stellen gemeinten Slawen, welche noch immer, allen Bekehrungsverſuchen zum Trotze, am Glauben ihrer Väter hiengen, ſind weiter im Oſten und Nordoſten des Radenzgaues zu ſuchen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. May.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Studi sul secolo decimoterzo di Giuseppe da Farina. Firenze stabilimento artistico-tipografico Fabris 1842.

Zu den gründlichsten Werken, welche die unermüdliche Literatur Italiens gegenwärtig an den Tag fördert, gehört unstreitig dieses Werk. Zwar greift es unsers Erachtens beynahe zu weit aus; erst mit der zwölften Lieferung befindet sich der Verfasser auf dem Boden, der dem Titel zufolge der Gegenstand seiner Untersuchungen werden sollte. Allein es läßt sich dagegen bemerken, daß das dreyzehnte Jahrhundert als der Höhepunkt des gesammten Mittelalters nicht gehörig gewürdigt werden kann, ohne genaue Schilderung der inneren Verhältnisse der zunächst vorhergehenden Jahrhunderte, und da der Verfasser das dreyzehnte Säculum als „eine Recapitulation (riepilogo) des ganzen Mittelalters betrachtet, als einen Vorläufer der neuen Aera, als eine aufgezogene Brücke zwischen einer sinkenden und einer beginnenden Civilisation," ist sein weites Ausgreifen hinlänglich entschuldigt. Nach einer kurzen Einleitung über die inneren Zustände der christlichen Periode der Geschichte führt der Verf. den Leser zu den Reformen, welche in der zweyten Hälfte des eilften Jahrhunderts durch P. Leo IX. begonnen wurden, schildert dann ausführlich den Kampf Heinrichs IV. mit der Kirche, den Ausbruch der Kreuzzüge. Die deutsche Literatur hierüber ist dem Verf. nicht bekannt, wohl aber die französische. Er weiß aber sich sein eigenes Urtheil zu bewahren, und während z. B. Michelet in den Kreuzzügen „den Kampf der heiligen Freyheit wider die sinnliche und gottlose Natur" erblickt, erklärt sich la Farina gänzlich dagegen und sieht in ihnen nur die natürliche Sühne, den Rachekrieg des Christenthums gegen den Islam, der Jahrhunderte hindurch auf alle Weise die christlichen Staaten beeinträchtigt hatte. Als causa morale aber gilt ihm die Verbindung des ritterlichen Sinnes mit dem religiösen, des Mönchthums und des Ritterthums. Man kann aus diesem Beyspiele ersehen, daß die Italiener auch ohne die deutsche Literatur auf Resultate kommen können, welche diese noch nicht einmal zur allgemeinen Annahme zu bringen vermochte. Die Kreuzzüge, setzt er hinzu, retteten die europäische Gesellschaft vor einem neuen Einbruche der Barbarey. Er hätte noch sagen können, als sie in Folge der inneren Zerwürfnisse der europäischen Völker aufhörten, begann der Offensivkrieg des Islams aufs Neue; wie die Christen das Kreuz auf dem Tempel zu Jerusalem aufgepflanzt, ward dann der Halbmond auf der Sophienkirche erhoben, und wurden die Occidentalen zu den Türkenkriegen auf europäischem Grund und Boden gezwungen, die sie mit der Hälfte der Anstrengungen früher hätten abwehren und siegreich in den Gefilden Asiens zu Ende bringen können.

Bis zu dem Constanzer Frieden wird ohne Unterbrechung von Seite des Verf. die Erzählung fortgeführt, von diesem aber gesagt, er habe die Usurpationen des roncalischen Reichstages gestürzt und die Unabhängigkeit der italienischen Municipien gesichert, nicht aber gegründet (non fondò), da die republikanischen Formen sich immer erhalten hatten und von Zeit zu Zeit mit Waffengewalt behauptet

worden waren. Der zweyte Theil der Einleitung beschäftigt sich sodann mit der Entwicklung der Literatur, der Bildung der Universitäten und deren Einfluß auf ihre Zeit, mittels der bedeutenden Männer, die aus ihrer Mitte hervorgegangen waren und insbesondere als Päpste eine große Bedeutung gewannen. Auch in dieser Entwicklung zeigt sich ein lobenswerthes Eingehen in die Zustände jener Zeit, die nicht nach dem willkührlichen Maaßstabe individueller Ansichten beurtheilt, sondern aus sich selbst erklärt und dann mit denen der Gegenwart verglichen werden, ein lebendiges Gefühl für alles Bedeutende und Charakteristische, ein seltener Sinn für das Feine und Sinnige, das in tausendfachen Gestaltungen des Mittelalters befindlich nur dem Empfänglichen erkennbar ist. Stellen wir die Resultate seiner Einleitung zusammen: „Im zwölften Jahrhunderte gab es in Italien weder eine Nation, noch eine Regierung, wohl aber alle Grundlagen, auf die eine Regierung errichtet werden konnte. Es gab Könige, Kaiser, Lehensherren, eine bürgerliche Hierarchie; es gab Päpste, Cardinäle, Bischöfe, Aebte und eine geistliche Hierarchie; es gab Gemeinden, Consuln und eine städtische Hierarchie. Die Kaiser wollten aus Italien eine große Monarchie, die Päpste eine theocratische Regierung, die Gemeinden hundert unabhängige Republiken machen. Die Kaiser begünstigten die Freyheit der Gemeinden, indem sie ihre Emancipation von den Bischöfen begünstigten, und die Päpste begünstigten sie, um dadurch der kaiserlichen Macht ein Hinderniß zu bereiten. Sehr bedeutend war die Anzahl der individuellen Kräfte, es fehlte jedoch eine allgemeine Kraft. Es gab die der Kaiser, der Päpste, der Lehensherren, der Bischöfe, der Aebte, der Gemeinden, der Corporationen, der Bruderschaften . . . aber es fehlte die Macht der Nation. Die Kaiser bewiesen mit dem Texte der römischen Gesetze und mit zahlreichen Heeren, daß ihnen die unumschränkte Herrschaft über Italien gebühre. Sie liefen von einem Ende der Halbinsel zum andern, verbrannten und zerstörten Städte und Burgen und dann schlossen kleine Ortschaften ihnen die Thore vor ihren Augen. Die Päpste erhoben die entferntesten Könige Europa's, setzten ihren Fuß auf den Nacken der Kaiser (?), und mußten alle Augenblicke aus Rom fliehen, während das römische Volk sich wenig um das Anathema kümmerte. Eine Thatsache allein trug in jener Epoche einen allgemeinen Charakter — die Kreuzzüge. Die christliche Gesellschaft war nur in dem Gebete und in den Concilien vereinigt. Ihre Verbindung zeigte sich in der moralischen Ordnung; die Kreuzzüge bethätigten sie auch in der materiellen Ordnung. Jetzt sah man zum ersten Male, wie Völker, die durch Berge und Meere getrennt waren, für eine und dieselbe Sache kämpften, von einem Gefühle geleitet. Noch mehr. Jeder hatte bis zu diesem Augenblicke für die Interessen seiner Kaste gekämpft; aber bey dem Rufe der Kreuzzüge kämpften alle nur mehr für ein Interesse, — die nationale Einheit zeigte sich als möglich.

Es ist für das 13. Jahrhundert charakteristisch, daß alle in der Souverainetät des römischen Kaisers in Betreff der Reichsfrage übereinstimmten. Nur die Bestimmung ihrer Gränzen war streitig. Die Päpste wollten sie sich unterworfen wissen; die Lehensherren beschränkt durch die Aristokratie der Barone, die Gemeinden durch Herkommen und Concessionen. Fiel ein Kaiser, so dachte man nicht, sich seiner zu befreyen, sondern die Fürsten beeilten sich, einen neuen zu wählen, die Päpste ihn zu krönen, die Gemeinden, ihre Privilegien durch ihn bestätigen zu lassen. Kaum entstanden Streitigkeiten, so bannten diesen die Päpste, die Völker bekämpften ihn, alles salva dignitate imperii.

Alle kamen darin überein, daß die Souverainetät des Kaisers und der Könige eine bedingte sey. Der König wird König genannt, sagte ein Concil, damit er recht regiere (rex — regat). Wenn er mit Gerechtigkeit handelt, besitzt er den Namen König mit Recht; wenn mit Unrecht, verliert er ihn. Der Grundsatz: rex eris si recte facis, si autem non facis, non eris, war im Munde aller. Die Päpste, nachfolgend P. Gregor VII., machten aus den Priestern eine compacte und mächtige Kaste; da diese nicht heirathete, war sie gut wie eine Miliz zum Kampfe, nicht aber eine Kaste, die sich fortpflanzte. Die Kaiser, welche die Macht der Päpste mindern wollten, gaben dem Volke eine Waffe in die Hand, welche bald gegen sie selbst gekehrt wurde. Die Italiener, bedroht nicht als

Nation, sondern in Städten, erhoben sich nicht als Nation, sondern als Städter, und bildeten mit den Resten römischer Einrichtung ihre Republiken. Die Wissenschaften und Künste waren inniglich priesterlich, erhielten sich und erstarkten unter dem Einflusse des Clerus. Als aber die Stunde schlug sich auszubreiten, giengen sie aus den Cathedralen und Kreuzgängen hervor und wurden weltlich. Wann diese große Veränderung eintrat, wird im Verlaufe dieser Studien sichtbar werden."

Von den auf die Einleitung folgenden studi liegen bis jetzt fünf vor, die von dem Constanzer Frieden bis zu der Eroberung von Constantinopel durch die Kreuzfahrer und der Gründung des lateinischen Kaiserthums daselbst reichen. Ueberall trifft man eine genaue Bekanntschaft mit den Quellen, eine lebhafte Erzählung, die sich mit Vorliebe an die Ereignisse Italiens und der Kreuzzüge hält und jene Gesinnung, welche wir die historische nennen möchten, — ein richtiges Eingehen in den Geist älterer Zeiten, ohne eine besondere Färbung durch ein philosophisches System oder vorgefaßte Parteyansichten, die den Deutschen beynahe nie verläßt. Von Wichtigkeit für die italienischen Verhältnisse jener und einer späteren Zeit ist besonders die Auseinandersetzung des politischen Zustandes, in welchem sich die Saracenen unter der Herrschaft der Normanen in Unteritalien befanden. Nicht nur behielten sie ihre Verfassung und Sprache, sondern die Normanen sahen es nicht einmal gerne, wenn die Saracenen das Christenthum annahmen. Die Normanen selbst adoptirten Vieles von arabischen Sitten und Gebräuchen; auf den Münzen war bis Friedrich II. die Aufschrift arabisch und zwar auf denen Roger's und Wilhelm's I. das bekannte: es ist kein Gott außer Gott ꝛc. Sie wurden selbst zu manchen Aemtern, insbesondere als Zolleinnehmer gebraucht, ja unter Wilhelm I. und II. erhielten sie Hofämter, die Verwaltung und Bewachung des k. Palastes, und die Benennung ihrer Oberhäupter wurde der Name eines Hofamtes (Caites, τοῦ μεγάλου παλατίου Καϊτης). In der Minderjährigkeit Wilhelms II. vertraute seine Mutter die Verwaltung des Reiches einem solchen Gaito an; nach dem Tode Wilhelms II. entstand wegen dieser Begünstigung der Saracenen ein Aufstand von Seite der Christen, welche diese zwangen, sich in die Berge zu flüchten, von wo sie dann Friedrich II. nach Nocera verpflanzte. Die Begünstigung aber, die ihnen von diesem zu Theil wurde, erregte dann gegen ihn den heftigen, aber wie Spinelli's Diurnale lehrt, nicht unbegründeten Tadel der Päpste Gregor IX. und Innocenz IV.

Mit dem Texte Hand in Hand ist die Publication eines weitläufigen Commentars gegangen, welcher sowohl die einschlägigen Documente, als auch kleine Abhandlungen über einzelne Gegenstände enthält. Haben diese auch für deutsche Gelehrte nicht immer großen Werth, da ja die beyden letzten Bände von Raumers Hohenstaufen und Hurters Innocenz IV. des Bedeutenden so vieles enthalten, so sind sie doch tüchtige Beweise der gepflogenen ernsten Studien. Zudem spricht gar Vieles den italienischen Genius mehr an als den Deutschen, und ist deßhalb von La Farina ausführlicher behandelt worden. Neue Documente hat Ref. unter den mitgetheilten nicht entdecken können; sondern sie sind theils Muratori, Ughelli ꝛc., theils den Briefsammlungen einzelner Päpste entnommen.

Das studio secondo beschäftigt sich anfänglich hauptsächlich mit der Entwicklung städtischer Genossenschaften in Italien, der lega Toscana im Jahre 1197, an deren Spitze sich P. Innocenz III. stellte und geht dann über auf diesen gewaltigen Papst, zu dessen Schilderung der Verfasser die französische Uebersetzung von Hurters Innocenz benützte. Erfreulich ist es hiebey zu sehen, daß La Farina sich auch der Autorität Sismondis*) entschlägt, der, in Italien einheimisch, so lange daselbst als Orakel in Bezug auf die Geschichte des Heimathlandes seiner Vorältern angesehen wurde. Ueberall steht der Verf. auf eigenen Füßen und selbst, wo tüchtige Vorgänger ihm das Studium erleichterten, sind es nicht sowohl sie, aus denen er schöpft, als die Quellen, die er unabläßig zu Rathe zieht.

Man kann somit dem Werke nur einen raschen Fortgang wünschen. Bis jetzt hat es große Schwierigkeiten mit Geschick und Fleiß glücklich besiegt.

*) Er stammte aus Peschia zwischen Lucca und Pistoja.

Allein noch größere stehen bevor, bey denen selbst eine tüchtige Kenntniß der gedruckten Quellen nicht ausreicht. Dieß ist Friedrich II. und seine Zeit. Gelingt es dem Verfasser, auch diesen Höhe- und Wendepunkt des Jahrhunderts richtig zu erfassen, so wollen wir ihm bey so schönen Anfängen die Palme gerne gönnen. Dann haben auch die Italiener ihre Geschichte der Hohenstaufen und es steht sodann den Deutschen frey, in ihrer Unparteylichkeit zwischen der deutschen und der welschen Bearbeitung zu wählen.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

Hr. L. wendet sich sodann zur Pfarrey Baunach, die er eine von den 11 Slawenpfarreyen nennt. Schade, daß die Urkunde diese 11 Pfarrkirchen nicht mit ihren Namen aufführt! — Gewiß ist, daß schon am 4. Juli 801 Baunach urkundlich erwähnt wird. Ein anderes Bunahu erscheint 814, 21. Februar in den Fulder Traditt. des Schannat S. 115, Nro. 265, welches, wie wir sehen, Hr. L. in Bundorf angesetzt hat (vgl. Junker Geogr. der mittl. Zeiten S. 230, und Deinhards Vorrede zur Sammlung seltener Schriften ꝛc. Thl. I.) Das Wachsthum dieser uralten Kirche, welche bereits 1488 neben dem Oberpfarrer noch 2 Geistliche anstellen und besolden konnte, ward durch fromme Gutthäter aus dem Adel, dem Magistrate und den Bürgern gefördert. Die S. Maria Magdalena Kirche vor dem Bamberger Thor und über den Felsenkellern verdankt ihren Ursprung einem Baunacher Bürger, welcher in jener Kapelle begraben liegt und vom Volke als ein Heiliger verehrt wird. Er machte häufige Fahrten mit 2 Pferden nach Rom und nach San Jago de Compostella, und verwendete sein erworbenes Vermögen nach Christi Lehre für die Armen.

Hierauf wird die Geschichte der 3 zur Pfarrey Baunach gehörigen Filialkirchen, Lauter, Reckendorf und Gerach kurz erzählt. Das erste urkundliche Vorkommen des erstern Ortes ist zum Jahre 1251 (Lewther? oder Wickerslawter?). Reckendorfs Alter setzt Hr. L. jenem von Baunach und Sendelbach gleich. Indessen geschieht erst zum J. 1438 Erwähnung eines Hans von Schöffstatt zu Reckendorf, und vor 1461 bestand in der dem hl. Nicolaus geweihten Kirche besagten Ortes eine Frühmesse. — Auch die Kirche von Gerach hält Hr. L., wo nicht für das älteste, doch gewiß für eines der ältesten Baudenkmäler in der Umgegend der Baunach, ja des Landes.

Zur Pfarrey Baunach gehören auch noch 2 Kapellen in Dorgendorf (Turwigsdorf 1057) und Neusig, welch' letzterer Ort durch Markgraf Albrecht von Brandenburg verbrannt wurde.

Die zweyte, aber um Vieles größere Pfarrey des Baunachthales ist die Pfarrey Pfarrweisach oder Ebern. Von vielen Ortsnamen dieses Thales z. B. von Gerach, Wisach, Rentweinsdorf, ja, von dem dem ganzen Grunde den Namen verleihenden Flusse Baunach behauptet Hr. L. im Hinblick auf die im zweyten Jahresbericht des hist. Vereins von Mittelfranken von C. H. v. Lang gegebenen Derivationen, dieselben seyen aus dem slawischen entsprungen, während von Wisaha, Wisach, Rentwigesdorf u. a. m. der rein deutsche Ursprung nachgewiesen werden könnte, ohne daß man an Wichoz oder Rana zu denken brauchte. — Wisach scheint die älteste Pfarrey in der Gegend zu seyn, denn selbst Ebern war früher Filial von Wisach. Erst 1232 erfolgte die Trennung in 2 Pfarreyen, und die unter Beylage I. mitgetheilte Urkunde über diese Trennung giebt uns die bey der Pfarrey Wisach verbliebenen Orte, es sind: die Villen und Burgen Altenstein und Lichtenstein, die Villen Birke, Gmeinfelt, Cressselberc, Marbagk (das alte Mirebach vom Jahre 800), Tabermansdorff, Thichenhoffstetten, Rodenmullelendorff, Lare, Bischoffswinden, Albolddorff, Neuses, Brunenbresdorff, Frickendorff, Vilpach (Vispach?), Hergoldsdorf, Ruthe, Buntorff, Rabenoldorff, Junkerstorff, Phaffendorff, Breitenbegge, Totenwissa, Gugelhurne, Lerbrechindein, Waccenberge, Wisenbirke, Linthe, wozu das in besagter Urkunde von 1232 nicht erwähnte, bereits 783, 800, 3. Februar und 860 vorkommende Greifesdorf, südwestlich von Pfarrweisach zu zählen wäre. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. May.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Relations de Voyages en Orient, de 1830 à 1838 par Aucher Eloy, revues et annotées par M. le Comte Jaubert. Paris 1843.

Der Mann, dessen Andenken das eben genannte, 6 Jahre nach seinem Tode erschienene Werk gewidmet ist, hat auch in unsrem Vaterlande, sowohl durch seine Schicksale als durch seine ausgezeichneten Verdienste um die Wissenschaft die öffentliche Theilnahme erregt, und viele Freunde gefunden. Er gehörte zu jenen Helden der Wissenschaft, deren namentlich die Geschichte der Naturkunde nicht wenige zählt, die sich aus innrem Drange in den Kampf mit allen Entbehrungen, Beschwerden und Gefahren des Lebens begeben, um irgend ein neues Stück Feldes für das Reich des Forschens zu gewinnen, oder eine schon gemachte Eroberung dieser Art durch bessere Erkenntnisse zu sichern. Ein solcher heldenmüthiger Sinn verdient um so mehr unsre Anerkennung, wenn, wie dieß bey Aucher Eloy der Fall war, kein persönliches, sondern vorherrschend das Interesse der Wissenschaft ihn hervorrief und bekräftigte.

Das vor uns liegende Werk ist keineswegs eine gewöhnliche, fortlaufende Reisebeschreibung. Den Genuß, den die Ausführung einer solchen Arbeit gewährt, sollte der kühne Wanderer durch so manche dürre Wüste der Völker und Länder nicht erleben; er ward in der Mitte seiner Forschungen, so wie der Lebensjahre, von dem giftigen Einfluß des Klimas der persischen Niederungen dahingerafft, starb fern von den Seinen, in fremdem Lande. Was der Herausgeber dieser Relationen vorfand: einzelne kurze Notizen in den Tagebüchern des Verstorbenen und die etwas ausführlicheren Briefe desselben an Freunde und Verwandte, das hat er, zum Theil nicht einmal in chronologischer Ordnung, zusammengestellt, weil manche dieser Materialien erst im Fortgang des Abdruckes des Werkes in seine Hände kamen. Wir geben hier eine gedrängte Uebersicht über die Ergebnisse der einzelnen Reisen, so wie zuvörderst, nach des Herausgebers Jaubert Vorgang über die Lebensschicksale des wackern Naturforschers.

Peter Martin-Remi Aucher war am 2. October 1793 zu Blois geboren, wo sein Vater als Weinhändler lebte. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er in der Schule seiner Vaterstadt, wendete sich dann zum Studium der Pharmacie, welchem er zuerst in Orleans, dann seit 1812 in Paris oblag. Unter Jussieu's und Desfontaine's Leitung gab er sich mit ganz besonderer Neigung und feurigem Eifer der Pflanzenkunde hin, und legte schon im Jahre 1813, im Dienst der Hospitäler der in Spanien stehenden Armee, den ersten Grund zu seinen schätzbaren Herbarien. Seitdem er im Jahre 1817 durch seine Vermählung mit einer Tochter des bürgerlich-einfachen Hauses Eloy, dessen Namen er nach der Sitte seiner Vaterstadt dem seinigen anfügte, die Sorgen eines Familienvaters übernommen hatte, trat er als Theilhaber zuerst in das Geschäft einer Buchhandlung, dann als Inhaber in das einer Buchdruckerey ein, mit welchem er seit 1826 auch den Besitz ei-

ner Buchdruckerey in Paris verband. Er selber beschäftigte schon damals seine Presse mit mehreren Werken, die zugleich ein Zeugniß seiner guten Kenntnisse der Litteratur des klassischen Alterthums geben, so wie seiner fortwährenden Beschäftigung mit der Länderkunde und Naturwissenschaft.

Diesen Kreis der ihm äußerlich sehr zuträglichen Beschäftigungen vertauschte Aucher Eloy bald nachher mit Aussichten, die man ihm in St. Petersburg eröffnete zur Befriedigung seiner Lieblingsneigung: die Pflanzenkunde durch Reisen in ferne Länder zu erweitern. Obgleich keine dieser Aussichten sich verwirklichte, bot der Aufenthalt in der großen russischen Hauptstadt dennoch eine andre unerwartete Gelegenheit dar, im Orient nicht nur das Zelt eines Wanderers, sondern ein festes Unterkommen zu finden. Der Großsultan Machmud wollte gerade damals die Herausgabe einer türkisch-französischen Zeitung für seine Hauptstadt begründen; sein Gesandter am Petersburger Hofe, Halil Pascha, erkannte bald in Aucher Eloy den tauglichsten Geschäftsführer für ein solches Unternehmen, und dieser ließ sich ohne langes Bedenken hierzu bereit finden. Er zog dann mit Halil Pascha nach Konstantinopel, wohin ihm bald nachher seine treue Gemahlin und seine Tochter folgten. Er hatte jetzt, obgleich auch die türkischen Versprechungen meist unerfüllt blieben, dennoch an den Pforten des Morgenlandes selber einen festen Punkt gefunden, von welchem seine an wissenschaftlicher Ausbeute so reichen Reisen ihren Ausgang nahmen, und nach welchem er immer wieder mit seinen gesammelten Schätzen zum Ausruhen und Ordnen zurückkehren konnte. Die Lebensbeschreibung des Aucher Eloy fällt von hier an mit der Beschreibung seiner Reisen zusammen, wir geben deßhalb zunächst diese letztere in einem gedrängten Abrisse.

Versehen mit Aufträgen der Akademie der Wissenschaften von St. Petersburg, trat unser Reisender im November 1830 seine erste größere Schifffahrt, nach Aegypten an. Ein Brief desselben an Hrn. Naudin in Blois läßt uns vorher noch einen Blick in die Leiden einer vielfach getäuschten Hoffnung und einer aufs Aeußerste beschränkten häuslichen Lage thun, welche den Aucher Eloy zu seinem kühnen Umzug von Petersburg nach Konstantinopel bewog; das Tagebuch von 1830 — 31 giebt uns aber dann eine kurze Beschreibung jener ersten Reise.

Auf einem Schiffe, welches türkische Pilgrime nach Mekka zu führen bestimmt war und deren an verschiedenen Hafenplätzen immer noch mehrere aufnahm, beendigte unser Reisender die Seefahrt von Konstantinopel bis an die Küste von Aegypten schon in 11 Tagen. Der Wind war fast immer günstig gewesen, kein griechischer Seeräuber, von welchen gerade damals alle türkischen Fahrzeuge und Seereisenden das Aeußerste fürchten mußten, war dem Schiff begegnet, nur daran konnte man bemerken, daß der Kapitain kein griechischer, sondern ein türkischer Seemann war, daß man sich am 27. Novbr. auf einmal nicht an der Küste bey Alexandria, sondern vor Rosette befand; ein Versehen, welches übrigens auch fränkischen Kapitänen (am seltensten griechischen) zu begegnen pflegt. Wir wollen hier nicht bey bekannten Dingen verweilen, nur ein Vergleich zwischen den ägyptischen Arabern und Türken, welchen unser Reisender anstellt, sey hier erwähnt, weil er auf ganz besonders bezeichnende Weise das ausdrückt, was sich wirklich der Beobachtung jedes Reisenden aufdringt, der von einer türkischen Stadt in eine vorherrschend von Arabern bewohnte kommt. Im Allgemeinen ist der Türke ernst, religiös und gutherzig; er verabscheut Zank und Streitigkeiten, liebt vorzugsweise die Ruhe. Dagegen ist der Araber der ägyptischen Städte lebhaft, leichtsinnig, nachläßig in Erfüllung seiner religiösen Pflichten, dem Trunk und andern Ausschweifungen ohne große Scheu ergeben, dabey ein so lauter Schreyer und Zänker, daß ein einziger Araber mehr Lärm macht, denn 20 Türken. Wenn man in eine türkische Stadt kommt, wird man überrascht durch die tiefe, friedliche Stille; da stört keine laute Stimme die Ruhe der guten Muselmänner, kommt man dagegen in eine arabische, da meint man, indem man das laute allgemeine Geschrey hört, nicht anders als die ganze Stadt sey in heftigem Aufruhr.“

Seinen dreywöchentlichen Aufenthalt in Alexandria suchte unser Reisender auf's Vortheilhaf-

teste zur Vermehrung seiner Sammlungen wie der Erkenntnisse zu benutzen. Er hatte zu diesem Zwecke nicht das günstigste Wetter getroffen, denn es gab in der letzten Hälfte des Decembers mehrere starke Regengüsse, die Luft war feucht und von salzigen Theilen erfüllt. In desto besserem Lichte zeigte sich die immer grünende Natur des Landes bey Rosette, wohin Aucher Eloy am 23. December kam. Rosenstöcke von ungewöhnlicher Höhe und voller Blüthen schmückten hier die Ufer des herrlichen Nilstromes; zwischen den Rosen zeigten sich die prachtvollen Blüthen der Kahiriniſchen Winde (Convolvulus cairicus Del.), hin und wieder am Boden Dolichos nilotica. Auch bey Rosette drängt sich zwar die Wüste bis an die Mauern der Stadt heran, aber das üppige Grün der Gärten, welche gedrängt voller Palmen, Orangen, Citronen, Bananen und Granatenbäume, Hennagesträuche, Colocasien, Opuntien und Erdmandeln stehen, lassen erkennen, welches reichen Anbaues diese Gegend bey hinreichender Bewässerung fähig wäre.

Den größesten Theil des Januars brachte unser Reisender in Kairo zu; den darauf folgenden Monat wendete er zu einer Reise nach Oberägypten an. Die kurzen Bemerkungen, welche sich in seinem Tagebuch finden über die Herrlichkeiten der Kunst, die er in Girgeh, Denderah, Theben, Luxor und Karnak gesehen, sind nur Denkzeichen zur Erleichterung des Erinnerns für ihn selber, welche in dem fremden Leser kaum eine so deutliche Vorstellung erwecken, als die ebenfalls nur im Vorüberfahren gemachte Beobachtung des ägyptischen Kapperstrauches (Capparis aegyptiaca), der die Felsenwände des Nilufers oberhalb Tahaneh überkleidet. Die Fahrt war auf der ganzen Hin- und Herreise von ziemlich gutem Wind begünstigt, so daß sie, mit dem Aufenthalt an den genannten Orten, nicht viel über 6 Wochen Zeit gekostet hatte. In Kairo, wohin der Reisende am 14. März zurückkam, sahe er die Feyer des großen Beiramfestes. Doch lag ihm jetzt Alles daran, noch vor dem Beginn der heißeren Jahreszeit weiter zu kommen. Er sollte aber schon hierbey und selbst unmittelbar vor Beginn der Reise nach dem Sinai und nach Palästina einen Vorschmack bekommen von den vielfachen Hemmungen und Geduldsproben, die von jetzt an fast täglich seiner warteten. Der fränkische Knecht, den er in seine Dienste genommen, mußte als unverbesserlicher Trunkenbold entlassen und ein andrer für seine Stelle gesucht werden; endlich da Alles zum Abmarsch bereit scheint, machen die Kameltreiber Schwierigkeiten, durch welche der Auszug bis nahe vor Sonnenuntergang verspätet wird. Noch ist es nicht Zeit zum Schließen der Thore, die wachthabenden Soldaten aber, da sie den Zug kommen sehen, schließen die Pforte um eine halbe Stunde früher, doch giebt man zu verstehen, daß durch ein kleines Trinkgeld ein Ausweg zu finden sey, verlangt zuerst 2, dann 3, dann 8, endlich 20 Piaster, bis den Reisenden seine Geduld verläßt, und er nach einem kurzen, heftigen Wortwechsel mit den Soldaten sich entschließt, noch einmal in seine bisherige Wohnung an die andere Seite der großen Stadt zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1115 wurde die Kirche zu Ebern und jene zu Pfarrweisach durch Bischof Johannes zu einer Pfarrey vereint, „die über Menschengedenken wieder als solche angesehen wurden, obschon einst Ebern von der Mutterkirche getrennt und zu einer selbständigen Pfarrey erhoben worden war“ (s. Beylage I. 1232. Ecclesiam in Ebern que et filia matrem parochiam Wisach recipiebat, a jure subjectionis antique eximentes et ipsam filiam fecimus parochiam, sagt Bischof Hermann von Wirzburg, a nobis et a successoribus nostris plebano ibidem residenciam facienti libere conferendam. Die Urkunde nennt auch den Pleban von Ebern, welcher diese Ausscheidung der Gränzen und Einkünfte (distincionem terminorum et redituum . . que facta est per Albertum Sacerdotem ejusdem parochiae, vorgenommen, was auch Hr. L. p. 28 und 194 richtig bemerkt, so wie den gleich anzuführenden Cunradus decanus. Dieser Albertus kommt in einer Banzer Urkunde als Plebanus in Ebern an

der Spitze der Zeugen 1234 vor; dann erscheint 25. Febr. 1299 Cunradus Decanus in Ebern; derselbe Cuenradus heißt in einer Urkunde vom 9. Juni 1301 Decanus in Wisach). Erst dem Pfarrer Thomas Warmut zu Pfarrweisach und Ebern erlaubte Bischof Johann 1422, daß er und seine Nachfolger in Ebern wohnen dürfe; für Wisach aber einen Vicepleban mit gewissen Einkünften präsentiren sollte, um daselbst zu wohnen; Warmut präsentirte den Priester Nicolaus Leo oder Lebe von Koßau.

Ebern, dessen einstige Kirche nach einer weit verbreiteten Volkssage ein Heidentempel gewesen, fängt seine urkundlichen Nachrichten als Pfarrey 1232 an, in welchem Jahre, laut oben citirter Urkunde die Trennung Eberns von Wisach durch Albert vorgenommen wurde. Als Stadt erscheint Ebern bereits 1230 (civitas nostra Ebern, sagt Bischof Herimann von Wirzburg, und 1231, 16. Oct. kommt Scultetus noster in Ebern vor). Die durch die Trennung an Ebern gekommenen Orte sind: Steine, Mercebach, Kutzenwinden, Mercebach, Ruche, Rechelndorf, Bennendorff, Waxendorff, Betelstat, Virsche, Linthe, Rentwigesdorff, Hiwach, Eichelbere, Rentsprunnen (Reutsbrunn), Sunde (Sande), Iringerstorff, Krocenbach, Breitbach, item Breitbach, Beminde, Welchendorff, Wisenbrunnen, Gesendorff, Trusendorf, Egelosdorff, Welsperg, Bugk, Ruche (?), Rubach, Lutzelebern, Treinefelt auf der einen Seite des Flusses, und dazu noch die Burgen Ruenecke und Rottenbagen, und das im Jahr 1232 vielleicht verodete Sigelfeld, welcher Ort in einiger Entfernung des heutigen Sigelfeld gelegen war. Eine Erleichterung für die sehr umfangreiche Pfarrey Ebern war die Errichtung von 8 Beneficien der Pfarrkirche und von mehreren Vicarien in eingepfarrten Ortschaften. Folgt nun eine Aufzählung der Wohlthäter für Stiftung von Frühmessen, Vicarien, Beneficien, Engelmessen und Jahrtagen. Erzählt wird die Errichtung einer Bruderschaft Corporis Christi durch 10 Einwohner von Ebern, und einer andern, der Marienbruderschaft, welche beide der eben damals im J. 1471 in Wirzburg anwesende Cardinallegat Franz, erstere mit 100tägigem, letztere mit 250 tägigem Ablaß beschenkte.

Das mit einem Betsal versehene Spital zu Ebern wurde vom Bürger Dietrich Waltmann und Hedwig seiner Frau auf eigenem Grund und Boden außerhalb der Stadt und bey einem fließenden Brunnen, zu Unsres Herrn Pforte genannt, gestiftet, und war zur Aufnahme und Unterhaltung dürftiger, vorzüglich aber kranker Bürger, Insassen und Reisender bestimmt und Bischof Albrecht bestätigte diese Stiftung 1352. Vikar dieses Spitals war der frühere Pfarrer (von 1429 — 1459) von Ebern, Johann von Helb, der auch in seinem Testamente von 1463 dasselbe bedachte; aber 1470 wieder als Pfarrer von Ebern auftritt. Durch alle Stürme des Bauern-, Albertinischen und Schweden-Krieges hat sich dieß wohlthätige Institut, dessen Verwaltung von jeher dem Bürgerrathe unter Mitwirkung des Pfarr- und Justiz-Amtes und unter der Oberleitung der Landesregierung stand, bis auf unsere Tage erhalten, und noch i. J. 1823 wurden daselbst 13 (früher 24) Pfründner erhalten. Der Spitalmeister hatte seine Rechnung alljährlich dem ganzen Rathe schon 1423 vorzulegen.

Im J. 1411 wurde ein Seelbad für Arme in der obern Vorstadt an der Baunach zu Ebern errichtet, welches Bischof Johann von Wirzburg 1462 erneuerte und bestätigte. In der Bestätigungs-Urkunde heißt es: „Auch soll der Bader, seine Wirthin und Erben das Seelbad haben an dem Montag über Jahre als es vor Alter Herkomen ist alle die Menschen die da begehren zu baden durch Gotteswillen, die sollen sie lassen baden und sollen ihnen gütlichen thun, und sollen die armen Leuth nicht aufhalten, oder niemandt von ihren wegen ungewerd, und sollen von niemands Lohn nicht nehmen, die anders durch Gotteswillen begehrn zu baden, wäre es aber Sach, daß man fenerte an dem Montag, oder sonst also gelegen wäre, daß man nicht baden dürfte, so soll er Bad haben hernach am Donnerstag in derselben Wochen, wäre aber daß man die vorgenannten zwen Tag in einer Wochen beyde fenern muß, so wäre dem Bader nicht darein zu reden." — Die Vernachlässigung einer Person hatte eine Strafe von 15 Pfg. zur Folge, die der Pfarrer zum Nutzen der Armen des dasigen Spitals verwenden sollte.

Außerst wohlthätig wirkte in seiner Stellung als Pfarrer und Vikar der um Ebern so vielfach verdiente Johann von Helb; ihm verdankte die Stadt die Almosenpflege (auch das „reiche Almosen" in Urkunden von 1496 und 1510 genannt), die er mit einem Kapitale von 880 fl. fundirte: er unterstützte das Haus der Sondersiechen, welches sehr wahrscheinlich im 30jährigen Kriege niedergebrannt worden ist, und bedachte das von der Jungfrau Sophia Pfaffendorferin gegründete, vom Bischof Johann 1457 bestätigte Jungfrauenhaus in seinem Testamente. Es war dieß ein Asyl für Jungfrauen und Wittwen, die in diesem von der Stifterin am Kirchhofe zu Ebern neuerbauten Hause ehrbar und christlich zusammen lebten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. May.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Relations de Voyages en Orient de 1830 à 1838 par Aucher Eloy etc.

(Fortsetzung.)

Der Weg nach Suez gab dem eifrigen Sammler noch immer manche Ausbeute an Pflanzen; selbst an den dürren Felsen blühten die Capparis aegyptiaca, Lavandula pubescens, Fagonia mollis, Cleome droserifolia. Desto ärmlicher war die Flora auf dem Wege zwischen Suez und Tor bestellt, denn es war gerade damals seit 5 Jahren in diesem Landstrich des Küstensaumes kein Regen gefallen. Nur im Thale Garandel, das durch einige Quellen befeuchtet wird, konnte das Auge auf dem Grün der Palmen, der Tamarisken (Tamarix gallica) und einiger andren Gewächse ausruhen (Fagonia cretica, Zygophyllum morgana, Trichodesma africanum, Calligonum comosum, Reseda mediterranea). Aber erst jenseits dem ärmlichen Tor, im Thale Abraham, öffneten sich die Schatzkammern der eigentlichen arabischen Pflanzenwelt. Drinnen im Gebirge mochte der lang ersehnte Regen schon begonnen haben, denn im Felsenthale grünten und blüheten die herrlichsten Gewächse. Aber der Regen, der diesem Grün sein Leben gab, zerstörte dasselbe auch wenige Tage nachher und hemmte den Sammler mitten in seiner Ernte, denn die dortige Natur bewegt sich immer zwischen den gewaltigsten Extremen. Auf den lang anhaltenden Mangel an Regen trat jetzt unter furchtbarem Donner und Blitzen ein solcher mächtiger Erguß desselben ein, daß alles tiefere Land der Thäler überfluthet wurde. Namentlich bildete das ablaufende Wasser im Wadi Abraham einen so mächtigen, reißenden Strom, daß alle Papiere und das ganze Gepäck unsers Reisenden davon hinweggeschwemmt wurden; die Papiere, mit dem größten Theil der gemachten Pflanzensammlung, giengen bey dieser Gelegenheit verloren; die Kisten und Koffer wurden mit Mühe in ihrem durchnäßten Zustand wieder aufgefunden. Am meisten beklagte H. Aucher die Zerstörung eines, noch wenige Tage vorher in voller Blüthe prangenden Stockes des Convolvulus armatus, des einzigen seiner Art, den er bis dahin gesehen. Obgleich dieser Stock in einer Höhe von 20 Fuß über der Sohle des dort sehr engen Thales stund, war er dennoch bis auf die letzte Spur hinweggeschwemmt worden; nur einige, auf dem Lauf durch die Gesträuche abgerissene Blüthen hatte die Fluth übrig gelassen. Der Orkan hatte hie und da ganze Felsenmassen von den Höhen des Gebirges abgerissen, deren stürzendes Gestein den Wanderer im Engthale nicht selten in große Gefahr brachte.

Der Genuß, welchen der Aufenthalt im Kloster am Sinai sammt den Auswanderungen in die majestätisch schöne Umgegend (vom 6. bis 25. April) auch unserm Reisenden gewährte, war diesem zwar durch einen Anfall von Fieber in etwas getrübt worden, dennoch fand er sich durch seine reiche wissenschaftliche Ausbeute für alles entschädigt. Es begannen aber jetzt neue Mißhelligkeiten mit den Beduinen, deren Gewaltthätigkeiten damals noch nicht so wie in den darauf folgenden Jahren durch die Furcht vor Mehemed Ali's strenger Polizey im Zaum gehalten wurden. Nachdem er mit Mühe das über-

lästige Gefolge dieser zudringlichen Schaaren bis auf eine geringere Zahl vermindert hatte, wollte er den geraden Weg nach Gaza einschlagen. Aber schon am dritten Tag der Reise überzeugte er sich von der Wahrheit des Gerüchtes, daß diese Straße unsicher sey, als eine ihm begegnende Rotte von Beduinen ihn dadurch brandschatzte, daß sie ihm ein Schaf um 100 Piaster zum Ankauf aufdrang. Doch selbst auf dem scheinbar sicherern Weg über Suez nach Gaza entgieng er solchen Gewaltthätigkeiten nicht; eine Schaar von 20 bewaffneten Beduinen überfiel ihn am Bergpasse Helles und erzwang sich von ihm eine Abgabe von 3000 Piastern (über 700 Franken) in Gold. Noch an dem nämlichen Tage wollte es sogar ein einzelner Beduine versuchen, von unserm Reisenden Geld zu erpressen; da er jedoch sah, daß seine Drohungen ohne Wirkung blieben und daß man darauf gefaßt sey, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, entfernte er sich endlich. Selbst in den bewohnten Gegenden, bey Gaza, war damals keine Sicherheit zu finden; ganz Syrien war voller Räuber. Bey einem Dorfe jenseits Gaza entgieng der Reisende der Gefahr von den Arabern ganz ausgeplündert zu werden, gewarnt durch einige Türken, nur durch eilige Flucht, bey welcher er einen Theil seiner gesammelten Pflanzen zurücklassen mußte; auch noch an den Gebirgen Judäas wäre derselbe ohne die Dazwischenkunft einer Karawane, welche von türkischen Soldaten begleitet war, durch eine Schaar von Bauern beraubt worden. Selbst in Jerusalem und seiner Umgegend, wo sich Aucher einen Monat lang aufhielt, hatte zu jener Zeit der fränkische Christ nur wenig Schutz gegen die Beleidigungen zu erwarten, welche derselbe zuweilen selbst von den dortigen Griechen erfahren mußte. Und so fährt der Brief an Herrn Coquebert de Montbret (auf S. 732 des 2. Bandes) fort ohne hierauf auszugehen, der guten Polizey, welche im Verlauf einiger späterer Jahre Mehemed Ali in diesen Gegenden hielt, eine indirecte Lobrede zu halten, indem er uns den auffallenden Unterschied vor Augen stellt, der sich rücksichtlich der Sicherheit des Reisens in Syrien zwischen den Jahren 1831 und 1836 oder 37 kund gegeben hat. Jeder Tag der Reise war in der erst erwähnten Zeit durch Unfälle und erlittene Mißhandlungen bezeichnet; so wurde Aucher namentlich auf dem Wege über Naplous und Samaria nach Damaskus von einem Marabu oder Muselmann der höheren Weihe so geschlagen, daß er die Folgen davon noch lange nachher an seinem Leibe spürte; die Bewohner von Damaskus, denen damals Ibrahim Pascha noch keine bessere Duldsamkeit gelehrt hatte, begleiteten unsern Reisenden auf jedem seiner Schritte mit Verwünschungen und Schimpfreden, und zeigten ihren fanatischen Haß durch thätliche Mißhandlungen an seinem Knechte. Nur unter dem theuer erkauften Schutz eines fanatischen Türken selber, der übrigens die brutale Verachtung gegen seinen Schützling bey jeder Gelegenheit kund gab, war es möglich, ohne Lebensgefahr die reiche Umgegend von Damaskus zu durchforschen.

Nach all diesen Erfahrungen von einem Haß der Menschen, welche ein durch den Wahn von Selbstheiligkeit verblendetes Vorurtheil beherrscht, mußte der Aufenthalt unter den befreundeten Maroniten des Libanons ein liebliches Ausruhen gewähren. Unser Reisender verweilte gegen einen Monat in diesen friedlichen Gegenden, bestieg mehrere der höchsten Gipfel der Gebirgszüge, welche das Thal von Balbeck als Libanon und Antilibanon in Osten und Westen begränzen, verweilte in Eden und besuchte den Hain der Cedern, unter denen etwa ein Dutzend der dicken, mehr als 50 Fuß im Umfang haltenden Stämme zu den ältesten Bäumen des Landes gehören.

Es war gerade die heißeste Zeit des Sommers (der 20. Juli), als Aucher in das wegen seiner schwülen Luft so berüchtigte Beyrut kam. Deßhalb begab er sich sobald als möglich zur See, und kam auf einem Schiff aus Triest, Anfang Augusts, nach Cypern. Zwölf Tage Zeit hatte ihm der Kapitän des Schiffes zu seinen Auswanderungen nach den interessanten Gegenden der Insel vergönnt, er benutzte diese Zeit, um von Carnaca aus Nicosia, Cytherea, Paphos, Coukla (das alte Golgos) und Limasol zu besuchen. Seine, wenn auch nur kurzen Beschreibungen der Fülle und Schönheit der Natur von Cypern, regen in jedem dafür empfänglichen Leser ein Verlangen auf, jene überreiche, und dennoch unter dem Joche der Barbarey in Elend

schmachtende Insel mit eignen Augen zu sehen. Zu der Fahrt von Cypern nach Stanchio (Cos) hatte das Schiff wegen der häufigen Windstillen und ungünstigen Winde einen ganzen Monat gebraucht. Das Verweilen auf dieser Geburtsinsel des Hippokrates und des Apelles gewährte nach einer solchen beschwerlichen, langweiligen Seefahrt eine große Erheiterung. Noch wird hier die (angebliche) Platane des Hippokrates gezeigt und selbst von den Türken in hohen Ehren gehalten; ein Baum von ungeheurem Umfang, dessen gewaltige Dicke, weit ausgebreitete Aeste, gestützt auf die Säulen eines alten Tempels des Aesculap einen großen, öffentlichen Platz beschatten, auf welchem sich, unter dem Schirm des Baumes, in welchem ganze Schaaren von Turteltauben nisten, viele Kaffehäuser angebaut haben. Hin und wieder finden sich noch schöne Votivaltäre, griechische Inschriften, Trümmer von Säulengängen. Die Stadt ist reichlich mit gutem Wasser versehen, welches durch eine Wasserleitung aus der Quelle des Hippokrates vom Gebirge her ihr zugeführt wird. Die Insel hat einen Ueberfluß an herrlichen Früchten, unter denen die getrockneten Feigen und Rosinen einen Hauptartikel der Ausfuhr bilden. Dergleichen Gegenstände sind hier zu überaus wohlfeilem Preise zu haben, namentlich das Hundert Citronen um 14 Kreutzer ($\frac{1}{2}$ Franken).

Das kleine Tagebuch, welches sich unter dem Nachlaß unsres Reisenden über eine andre, im Jahre 1832 gemachte Reise nach der Insel Rhodos und der gegenüber gelegenen Küste von Kleinasien vorfand, enthält nur kurze Andeutungen, aus denen sich für die Geschichte jener Gegenden nichts Neues entnehmen läßt. Etwas reichere Mittheilungen finden wir in den vor uns liegenden Briefen und Tagebüchern über die Reisen, welche Aucher Eloy im Jahre 1834 in Gesellschaft seines Freundes, des H. Coquebert de Montbret zuerst durch einige südlichere Gegenden des westlichen Asiens, dann durch Armenien und nach dem oberen Euphratgebiet machte. Die Größe der Beschwerden auf diesen Wanderungen stund mit jener der gemachten Ausbeute im Verhältniß, und die ersteren hatten auf Aucher Eloy in solchem Maaße eingewirkt, daß ein Freund, der ihn das Jahr vorher in Konstantinopel gesehen hatte, H. Charles Texier, als er diesem auf der Rückreise in Trebisond begegnete, Mühe hatte, ihn wieder zu erkennen, denn der vierzigjährige Mann hatte das Aussehen ein Greises angenommen; sein Haar war ganz weiß geworden. Wir entnehmen den damaligen Reiseberichten nur einige für unseren Zweck geeignete Züge.

Von dem beliebten Sommeraufenthalt der reichen Griechen am Bosporus, von Therapia aus, wo damals die Gemahlin und Tochter des H. Aucher Eloy eine französische Pension unterhielten, und zugleich die Erziehung einiger Töchter aus den vornehmsten Häusern der Hauptstadt leiteten, hatte unser Reisender mit H. Coquebert schon manche botanische Wanderung in die reichsten Gegenden von Kleinasien gemacht, als sie der beginnende Frühling zu einem Unternehmen von größerer Art ermuthigte. Um diese Zeit gleicht die Umgegend des alten Nicomedia und Heraclea einem Garten; selbst die Felsen sind mit den Blüthen der Clematis cirrhosa geschmückt, am Abhang der Gebirge blühen der Galanthus plicatus, Arbutus Andrachne, Daphne oleifolia, Muscari pallens und die bekannten Frühlingszierpflanzen unsrer Gärten aus der Familie der Tulpen und Narcissen. Namentlich ist das alte, jetzt ganz verarmte Nicäa, dessen Panagia Kirche, ehrwürdig durch das einst dort gehaltene Concilium, damals gerade sehr ungeschickt reparirt und zum Verderben ihrer uralten Fresken übertüncht wurde, malerisch schön an einem See gelegen.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

Nach dem furchtbaren, die ganze Stadt bis auf 3 Häuser verzehrenden Brand vom 28. April 1430 wurden die Bürger dieser Stadt auf 4 Jahre von Steuer und Beth befreyt, und sie erbauten die jetzt noch beste-

hende Kirche, ein schönes, majestätisches Gebäude. Dieser Pfarrkirche schenkte Johann von Helb, als Vikar des Spitals eine nicht unbeträchtliche Büchersammlung, auf welche Hr. L. im Archiv des hist. Ver. für Unterfranken VI. Bd. 1. Hft. (siehe gel. Anz. 1813, 28. Januar S. 167, 168) aufmerksam gemacht. „Gegenwärtig," sagt Hr. L. in der Note, „befinden sich auf dem Thurm der Pfarrkirche 42 angekettete Folianten Manuscripte, und 11 Bände alter Drucke. Wo sind aber die 8 fehlenden?" — Diesen noch vorhandenen Büchern wäre jedenfalls eine nähere Untersuchung ihres Inhalts, aber auch zugleich ein besserer Aufenthaltsort, als der Pfarrkirchthurm zu wünschen!

Was Hr. L. vom Aufenthalte der Juden zu Ebern, und von der ersten Spur ihrer Ansiedlung berichtet, „daß nämlich im J. 1133 Bischof Johannes 2 Judenfamilien mit Bürgerrechten in Ebern wohnen zu dürfen begnadigte" (auch Greb hat dieß Unglaubliche!), das kann der Unterzeichnete in solcher Fassung nimmermehr glauben, es sey denn, man überzeuge ihn, wie man zu sagen pflegt, mit Brief und Siegeln.

Vom großen Umfang der Pfarrey Ebern (auf mehr als 6 Stunden) ist derselben nicht mehr verblieben, als die einzige Stadt Ebern und die beyden Orte Fierst (1182, 11. August, Virste, M. B. 29. 1. S. 441) und Lützelebern (1151). Als Grund dieser bedeutenden Schmälerung giebt Hr. L. die Erhebung von 5 Filialkirchen zu selbstständigen Pfarreyen an. Auch die vom Hrn. L. zu den betreffenden Jahren aufgezählten Meßpfründen, gegen welche sich das Conc. Trid. Sess. XXV. cap. 16. de reform. ausgesprochen und verordnet, daß die einfachen Meßpfründen in eigentliche Seelsorgerpfründen umgewandelt werden sollten, verschwanden in Kurzem durch die auf das Tridentinum gestützten Maßnahmen der Bischöfe Friedrich und Julius, und wurden namentlich in Ebern zur Verbesserung der Pfarr- und Schul Einkünfte verwendet. So kam es, daß bereits vor dem Schwedenkrieg nur noch 3 Geistliche — Pfarrer, Kaplan und Vikar — in Ebern angestellt waren. Interessant ist die am 1. Januar 1428 geschehene Aufzeichnung sämmtlicher Gefälle der Pfarrey Ebern: auch vom J. 1453 findet sich der Ertrag derselben verzeichnet; so wie die diesem Gotteshause eigenen Güter zu Heubach, Kotzenwind, Specken, Staffelstein u. s. w. hier vorgeführt sind.

Die Pfarrey Rentweinsdorf, Filial von Ebern, war seit 1317 bloß eine Kapelle; seit 1344 wurde für die Gutsherren von Rotenhan Gottesdienst durch einen Priester gehalten. Als selbstständige Pfarrey erscheint Rentweinsdorf erst zur Zeit der Reformation im J. 1533. Die Kirche war eine Schloßkapelle und befand sich in jenem Theil des sogenannten vorderen Schlosses, welcher an den Markt gränzt, sie befand sich unter einem Dache mit dem Schlosse. 1564 bekam sie Thurm und Uhr, Chor und Emporkirche. Die freundliche Pfarrkirche auf dem Markte ist neu und der h. Dreyfaltigkeit gewidmet (die alte im Schlosse dagegen dem h. Kreuz, der h. Kunigund und dem h. Pangraz), der Bau wurde 1597 begonnen und 1600 vollendet, die Einweihung geschah 19. Januar 1601. Die Stifter dieser unter dem Widerstreben der vormaligen Mutterkirche Ebern erbauten Kirche waren 5 Freyherrn von Rotenhan, 3 der Rentweinsdorfer, 2 der Eiringshöfer Linie, deren Gedachtniß auf den Denkmälern zu beyden Seiten des Eingangs vom Markte für die Nachwelt angeschrieben ist. 1612 wurden die Epitaphien aus der alten Kirche in die neue gebracht, unter welchen sich das des Dr. Sebastian von Rotenhan auszeichnet, welcher hochberühmte Ritter und Gelehrte am 10. Julius 1532 gestorben ist. Ueber seine Verdienste bey Vertheidigung des Marienberges im Bauern-Aufruhr sehe man Gropp. Collect. III. 177—179 und 98. Regino's erste Ausgabe, Moguntiae 1521 fol., dankt die gelehrte Welt demselben ausgezeichneten Manne, auf den man Calderon's Spruch vom Ulysses: „mit dem Degen, wie mit der Feder, gleich gewandt" füglich anwenden kann. Hr. L. hebt mit Recht das wohlthätige, segensreiche Wirken der Herren von Rotenhan für Kirche und Schule und für Linderung des Elendes ihrer Mitmenschen hervor.

Kirchlauter, ein Pfarrdorf mit 64 Häusern, trennte Bischof Gottfrid, 1446 nebst andern Orten von der Mutterkirche Zeil und erhob es zur selbstständigen Pfarrey mit Einwilligung des Niclaus von Rotenhan, Chorherrn zu Wirzburg und Oberpfarrers in Eltmann, dem das Präsentationsrecht über die Pfarrey zustand, und des Michael Lanifex, Oberpfarrers in Zeil. — Unterpreppach (Breitbach 1232) war früher ein Filial von Ebern und der nach Preppach gepfarrte Ort Reutersbrunn (1232), welcher schon 1452 eine mit einem Ablasse versehene Kapelle hatte, wurde nebst dieser Kapelle im Bauernkriege in Asche gelegt. — Noch sieht man in den Ruinen des Schlosses Raueneck die ehemalige Pfarrkirche, woselbst laut einem Vergleiche vom J. 1135 die Bewohner von Jesserndorf, Bischofswinden u. a. ihren Gottesdienst beym Kaplan der dortigen Kirche zu suchen hatten, der dem Pfarrer von Ebern jährlich entweder 5 Pfund Häller, wie vor Alters her reichen, oder auf Widerruf des Pfarrers zu Ebern die Seelsorge in genannten Orten, bis auf Raueneck und Vorbach, aufgeben soll. Bis 1715 wurde die Rauenecker Kirche noch benützt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. May.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Relations de Voyages en Orient, de 1830 a 1838 par Aucher Eloy etc.

(Fortsetzung.)

Nach all diesen Genüssen der warmen, reichblühenden Frühlingsauen, die auf dem Wege nach Angora nur wenige Male durch wüste Landstriche unterbrochen wurden, fiel der Contrast desto lästiger auf, den das Gebirge zwischen Ajaß und Angora mit den niedern Küstengegenden bildete. Hier lag am 14. März noch tiefer Schnee und ein schneidend kalter Wind machte den Marsch über die Höhe sehr beschwerlich. Doch die freundliche Bewirthung und Pflege im Haus eines reichen Armeniers zu Angora, an welchen die Reisenden empfohlen waren, ließ die nur kurz dauernden Mühseligkeiten bald wieder vergessen. Namentlich erwähnt Aucher Eloy der außerordentlich großen Aepfel, die er dort kennen lernte, und rühmt den Wohlgeschmack des nationalen Helvakuchens: eines mit Honig vermischten Buttergebäckes. Jene langhaarigen Ziegen und Katzen, welche von Angora, wohin Soliman Schach, und nach dem Tode desselben sein Sohn Togrul im 13. Jahrhundert mit sich und seinem Volke aus dem alten, im Osten des kaspischen Meeres gelegenen turkomannischen Wohnsitz hieher verpflanzte, finden sich nur über einen Landstrich verbreitet, der sich um Angora herum etwa 24 Lieuen weit erstreckt. Der alte schöne Tempel des August wurde gerade damals abgebrochen, um aus seinem Material ein Bad für den Gouverneur zu errichten. Eben so hat man die herrlichsten Statuen, Basreliefs und Tafeln mit Inschriften zum Bau der türkischen Festungswerke verwendet. Diese letzteren übrigens fand unser Reisender eben nicht auf's Zweckmäßigste versorgt; im Zeughaus der Citadelle lagen statt anderer Kriegsgeräthschaften ganze Massen von zerlumpten Waffenröcken, an denen kleine Stücke Eisenblech befestigt waren, so wie von Pfeilen aufgehäuft: Ueberreste aus jenen Zeiten, da sich die Türken noch keiner Feuergewehre im Kriege bedienten. Aber auch etliche Kanonen aus späterer Zeit lagen im Schutte halb vergraben im Hofe der Citadelle da.

Gegen äußere Feinde hatte das Land eine lange Ruhe genossen, desto weniger gegen die inneren. Denn die Plackereyen des türkischen Gouvernements waren so unerträglich, daß ganze Dorfgemeinden auswanderten, um etwa in einem andern Paschalik ihr Glück zu versuchen, wo ihnen wenigstens jene türkische Einrichtung zu statten kam, nach welcher der Einwanderer im ersten Jahre nach seiner Ansiedelung von Abgaben frey ist. Eine große Verödung und Verwilderung des von der Natur so reich begünstigten Bodens ist die Folge dieser beständigen Auswanderungen, zu denen noch der Uebelstand kommt, daß die zahlreichen christlichen Einwohner von Galatien weder Grundbesitz haben, noch Ackerbau treiben dürfen, während zugleich ein ansehnlicher Theil der jungen mohamedanischen Mannschaft zum Kriegsdienste hinweggenommen wird, aus welchem nur selten Einer in seine Heimath zurückkehrt.

In der Stadt Angora selber wurde damals die Zahl der türkischen Bewohner auf 8000 und eben so groß oder noch größer die der armenischen Christen geschätzt, von denen der bey weitem größeste

Theil unirt ist. Griechische Christen mochten gegen 1200 in der Stadt wohnen, Judenfamilien, zum Theil zahlreich an Individuen, gegen 100. An den Armeniern rühmt Aucher Eloy die zuvorkommende Freundlichkeit und Zuneigung, welche sie gegen ihn und alle seine Landsleute kundgaben. Namentlich erfuhren die nach dem Feldzug in Aegypten hieher gekommenen gefangenen Franzosen viele Beweise jenes Wohlwollens, das sich zum Theil auf die unter den eingeborenen Christen noch fortbestehende Sage gründet, daß sie selber von den Galliern abstammen, von denen einst Galatien seinen Namen empfing. Auf dem Kirchhofe eines armenischen Klosters, das seine Begründung von dem Apostel Paulus herleiten will, finden sich Grabesmonumente von Franzosen, Holländern und Engländern, deren Gebeinen die Väter des Conventes eine Ruhestätte unter den ihrigen einräumten.

Noch war der Gebirgspaß über den Elma-Dagh durch den Schnee unzugänglich; selbst im tieferen Lande fiel am 22. Marz noch Schnee. Bey Kakchiana jenseits des Kisil Irmak (Halys) zeigten sich Ueberreste großer Waldungen von Juniperus thurifera und Eichen. Das ganze Gebirge, besonders der Argeh, über welchen der Weg von Angora nach Cäsarea (Anazarbus) führt, scheint von vulkanischer Natur. Zu einer ansehnlicheren Ernte an Frühlingsblumen gelangten unsere Reisenden doch erst in der Gegend des vormals so ansehnlichen, jetzt tief gesunkenen Tarsus, das sie in der zweyten Woche des April erreichten, und dessen Nachbarschaft, vor Allem die Gegend hinaufwärts am Cydnus, von hohem Reiz ist. Einen desto ungünstigeren Eindruck macht die Lage des ganz von Morästen umgebenen und durch die Sumpfluft überaus ungesunden Alexandrette, das sich, wenn Ibrahim Pascha's Bemühungen, die Sümpfe durch Ableitungsgräben trocken zu legen, mit gleichem Eifer wären fortgesetzt worden, bald zu einem der wichtigsten Hafenorte erhoben hätte, denn es ist der gelegenste Seeplatz, namentlich für den Handel mit Aleppo.

Die Sicherheit der Wege für Reisende wurde im Jahre 1834 durch Ibrahim Pascha's kräftig rohe Hand schon ungleich besser aufrecht erhalten, als zwey Jahre früher, als Aucher Eloy zum ersten Male in diese Länder kam. Die Christen in Antiochia erkannten dieß, so wie andere einseitige Vortheile der ägyptischen Gewaltherrschaft an, dagegen beklagten sich die Bewohner von Aleppo über den nachtheiligen Einfluß, welchen das in Syrien eingeführte Monopolwesen der ägyptischen Regierung auf ihren Handel habe. Uebrigens hatte auch hier Ibrahim Pascha der öffentlichen Sicherheit einen wesentlichen Dienst geleistet, indem er die räuberischen Beduinen, welche vorher bis vor die Thore von Aleppo streiften, ganz aus der Gegend vertrieb und zum Zurückzug in ihre heimathliche Wüste zwang.

Es war jetzt, gegen Ende des May, die günstigste Zeit für das Sammeln von Pflanzen gekommen; unsere Reisenden benützten die dargebotene Gelegenheit aufs Beste, sowohl bey Aleppo als auf der Weiterreise nach Aintab. Ohnehin schwand diese Gelegenheit im weitern Fortgang der Reise bald dahin, denn jenseits des reich bepflanzten Malatia und dem grünenden Flußgebiet des Tockmafu, bey dem fast ganz von seinen Bewohnern verlassenen Dorfe Murad, am Euphrat, begann ein Landstrich, dessen Boden ganz von der Sonnenhitze versengt und zum Theil nur dürrer Sand war. Die wenigen Leute, die noch, genöthigt hiezu durch Ibrahim Pascha's Machtgebot, in Murad geblieben waren, hatten kein anderes Nahrungsmittel als die Früchte der weißen Maulbeeren, die in ihrer Nachbarschaft noch ziemlich häufig gedeihen. Auch weiterhin, da wo jenseits der erwähnten dürren Ebene, am Fuße des Entschirtti-Gebirges die Gegend wieder wasserreicher und hiedurch fruchtbarer wird, ist der weiße Maulbeerbaum das gewöhnlichste Holzgewächs des Landes, von welchem man, in der Nähe der meist armenischen Ortschaften weit ausgedehnte Pflanzungen sieht und dessen Früchte sowohl frisch im Sommer, als zu einer Latwerge eingesotten im Winter ein Hauptnahrungsmittel der Eingebornen sind.

Eine Wanderung nach dem Muzur Dagh, dessen Höhen noch von Schnee bedeckt waren, konnte nur dazu dienen, die Luft zum Sammeln auf's Höchste zu steigern, ohne sie zu befriedigen. Denn

jenes Gebirge ist von einem kriegerischen Stamme der Kurden bewohnt, welche sich Jedem, der es wagt, ihren Gränzen zu nahen, so furchtbar machten, daß die Männer aus Artenik, die sich den beyden Botanikern zu Führern und Schützern angeboten hatten, aus Furcht vor einem feindlichen Ueberfall schon zum Aufbruch ermahnten, als so eben die Flora des Hochgebirges recht interessant zu werden anfing. Uebrigens zeigten sich wenig Tage nachher diese gefürchteten Kurden gegen unsere Reisenden in einer sehr freundlichen Gestalt, indem sie denselben, bey ihrem Uebergang über den Erge-Su-Gebirgspaß sich friedlich nahten, ihren ärztlichen Rath für mehrere Kranke in Anspruch nahmen und zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit die Fremden reichlich mit Käse und Milchrahm beschenkten. Zwischen dem vorhin erwähnten Entschirtti-Gebirge, das seinen Namen von der an seinem Fuße gelegenen Ortschaft führt, und dem Erge-Su führt eine Bergkette den Namen des „gelben Blumenberges", weil sich auf ihr eine ganz besonders große Menge gelber Blumen, namentlich in der damaligen Jahreszeit (des July) das Hypericum scabrum und eine noch unbeschriebene Art von Ginster findet.

Der Wechsel zwischen der Hitze eines orientalischen Sommertages, und der Kälte einer nordischen Winternacht, den unsere Reisenden mehrmalen, bey dem Uebergang aus der glühend heißen Ebene in die Region der schneebedeckten Alpengebirge, namentlich vom 13. bis zum 15. July auf ihrem Wege über das Kedschidsch-Gebirge erfuhren, mußte allerdings auch die kräftigste Gesundheit erschüttern. Dazu kam einige Tage nachher das Verirren in den Morästen jenseits Baibut und das Regenwetter. Dennoch ersetzten sich bald hernach die verlorenen Kräfte durch einige Tage der Ruhe in Erzerun, das so eben von den Drangsalen des Krieges mit Rußland sich wieder zu erholen anfing und welches gerade damals von fremden Handelsleuten so überfüllt war, daß unsere Reisenden in keinem Khan, sondern nur in einem Kaffeehaus noch Unterkunft fanden. Das für den Handel mit Persien sehr wichtige Erzerun liegt nach Teriers Messungen fast 5900 Fuß (1962 Metres) hoch über der Meeresfläche; die Winterkälte erreicht deßhalb dort

einen bedeutend hohen Grad und hält gegen 8 Monate an. Von einer Anhöhe in der Nachbarschaft der Stadt genossen unsere Reisenden den imposanten Anblick des schneebedeckten Ararat, ohne sich diesem ersehnten Zielpunkt wegen des damaligen feindlichen Verhältnisses der Türken und Kurden nahen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

Auf dem Stammschlosse der Herren von Rotenhan, auf der Burg Rotenhan, war, wie sicher angenommen werden darf, eine Kapelle und ein Priester für dieselben; also mag so gut, wie auf Ranneck und Lichtenstein, schon im J. 1232 eine solche bestanden haben, wenn gleich die Urkunde, Beylage I., diese nicht ausdrücklich anführt. Nach der im J. 1321 erfolgten Zerstörung — der Wiederaufbau war untersagt — erhob sich unten im Baunachthale das Schloß Eirmgshofen mit einer Kapelle darin, in welcher allwöchentlich von Ebern aus die Messe gelesen wurde. Der Vater des 1558 geborenen Sebastian II. von Rotenhan, „der Krone des fränkischen Adels an Tapferkeit", — Johann II. führte die protestantische Lehre im J. 1533 ein. Sebastian II. ließ im Schlosse zu Eirmgshofen durch Jakob Hermann, Kandidaten der Theologie und Lehrer seines im 30jährigen Kriege so berühmt gewordenen Sohnes, Adam Hermann von Rotenhan, Luthers Lehre predigen und ward so der Stifter der Pfarrey Eirmgshofen. Die urkundlichen Nachrichten dieser Pfarrey als solcher beginnen mit dem Jahre 1579. Die jetzige Pfarrkirche wurde auf die Stelle der alten „in Rauch aufgegangenen" 1685 und 1686 durch die beyden Baumeister Keßler und Gerbich erbaut und 1686 eingeweiht. Eirmgshofen ist der Geburtsort des berühmten Historikers Meusel. Fischbach im Norden von Eirmgshofen, hatte schon 1334 eine Kirche, die nun ein Filial von Eirmgshofen ist. 1601 gründete Johann Georg v. Rotenhan, da das Hochstift Würzburg die Gründung einer Dorfpfarrey wehrte, eine Schloßpfarrey in Fischbach. Nach den Verwüstungen des 30jährigen Krieges bauten Adam Georg von Rotenhan und sein Sohn Valentin das Schloß daselbst wieder auf. Die jetzige Kirche ist 1756 erbaut.

In Untermerzbach am rechten Itz-Ufer war bereits 1225 eine Kirche und 1108 ein Kaplan vorhanden. 1439 wurde die Filialkirche zur h. Maria in Untermerzbach mit den dazu gehörigen Orten zur selbstständigen Pfarrey erhoben. In ältester Zeit gehörte sie zur Pfarrey Lahm, seit 1232 wenigstens zu der von Ebern. Die Reformation führte Ludwig von Rotenhan daselbst ein, und bestellte einen Pfarrer. Als aber Georg Wolf und Johann Christoph von Rotenhan, die zur katholischen Religion übergetreten waren, im J. 1668 den katholischen Gottesdienst als Simultaneum in der Kirche zu Untermerzbach einführen wollten, und der Act der Einführung am 16. October durch den Keller von Ebern, den Subregens des Alumnats zu Wirzburg und den Pfarrer und Kaplan von Ebern vorgenommen werden sollte, besetzten 50 Musquetiere unter dem Befehl des Ludwig von Ostheim des Jüngern Gottesacker und Thurm, ihnen dieß zu wehren. Bischof Johann Philipp schlug 1669 einen Vergleich vor: auf Seite der von Lichtenstein war auch der Ritterort Baunach dagegen. Im J. 1691 war bereits der katholische Ritus neben dem lutherischen eingeführt, der noch auf einem Seiten-Altar (vom Pfarrer von Kaltenbrunn) ausgeübt wird. — Obermerzbach und auch früher Gereuth waren Filiale von Untermerzbach.

Lichtenstein, 1½ Stunde von Ebern, auf der linken Anhöhe des Baunachthales gelegen, bietet, nach Hrn. L., die ältesten und sichersten Spuren eines vorchristlichen Religionsgebrauches dar, indem in den großen Ruinen des dortigen Schlosses noch der Heidentempel und die Christenmartern gezeigt werden (siehe oben). Die bereits 1232 erwähnte Burgkapelle ist mit dem Schlosse verfallen. Die jetzige Kirche steht neben den Schloßruinen.

Bischwind, ein Pfarrdorf mit Lichtenstein, gehörte in alter Zeit (1182) und noch 1619 zum St. Theodors Kloster in Bamberg.

Ueber Altensteins erstes urkundliches Vorkommen zum 25. Septemb. 823 haben wir oben schon das richtigere Jahr 860 angegeben. Auch hier war schon 1232 eine Schloßkapelle, deren Erhebung zur selbstständigen Pfarrey im J. 1438 durch Bischof Johann geschah. In den Zeiten des 30jährigen Krieges war das damals sehr feste Schloß die gewöhnliche Zufluchtsstätte der Bewohner des Baunachthales, bis dasselbe 1632 im Herbste in Asche gelegt ward. — Es werden nun weiter Nachrichten über die Kirchen zu Junkersdorf, Pfaffenreuth, Maroldsweisach, Ermershausen (Ermansbausen 1232), Birkenfeld (811, 7. Octob.), Lohr, Leuzendorf, Burgprepbach (Burgbreitbach), Bischwind (1232), Gemeinfeld (1231, 1232), Birkach (1348 vom Bischof Albert zur selbstständigen Pfarrey erhoben), Uschersdorf, Dittersdorf, Ditterswind (1182), Manau, Walchenfeld, Schweinshaupten (1151 und 1170) Stöckach, Bundorf in der Kürze und gerade in der Weise, wie die zeither beschriebenen, mitgetheilt. Hr. L. hat mit unverdrossenem Fleiße Alles durchsucht und zu seiner Geschichte benutzt.

Die Diöcesan-Verhältnisse betreffend, so gehörten die Gegenden an der Baunach, Weisach und Lauter zu den Archidiakonaten Münnerstadt, Gerolzhofen und Mellerichstadt des Bisthums Wirzburg. Im J. 1153 war das Archidiakonat Münnerstadt eines der größten; aber im Jahre 1524 wurde ein Theil desselben getrennt und daraus das Kapitel Ebern gebildet, worüber die Urkunde von 1524, Beylage V., den erwünschten Aufschluß giebt. Durch die Einführung der Reformation kamen natürlich in diese Kapitels-Verhältnisse Aenderungen, die eifrigsten Beförderer der neuen Lehre waren die adeligen Gutsbesitzer und schon 1523 wurde Luthers Lehre zu Königshofen und Sulzfeld gepredigt. Gewiß wären hier an dieser Stelle Notizen willkommen gewesen, welche uns über die Art und Weise der Verbreitung der neuen Lehre aufgeklärt hätten, und Niemand wäre besser im Stande gewesen, dieß aufklärende Amt für die Baunachgegenden zu verrichten, als Hr. L.

Jetzt erst, nachdem alles Kirchliche abgethan, geht Hr. L. zum reinweltlichen über, d. i. zur Gauverfassung, den Gerichtsverhältnissen, Schlössern des Adels und den Ritterkanton Baunach. — Die Gauverfassung — hier für das östliche Grabfeld, welches urkundlich 813, 15. December erscheint, und für den Haßgau (741) — dauerte bis gegen Ende des XI. Jahrhunderts, wo die Grafengeschlechter allmählig sich nach ihren festen Schlössern zu benennen anfiengen. Weil das Bisthum Wirzburg einen großen Theil des Landes umfaßte, so konnte sich hier im östlichen Grabfelde kein solches gräfliches Territorium bilden. Dazwischen lagen die Besitzungen vieler edler Geschlechter, welche jedoch entweder ihre Güter dem Bisthum zu Lehen auftrugen, oder an dasselbe veräußerten, z. B. die 1583, 25. December († Georg Ernst) ausgestorbenen Grafen von Henneberg.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. May.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Relations de Voyages en Orient, de 1830 a 1838 par Aucher Eloy etc.

(Fortsetzung.)

Viele liebliche Erinnerungen an den Genuß, den in der Jugendzeit das Lesen von Xenophons Anabasis gewährt hatte, regte jenseits Balaha der Uebergang über das Gebirge auf. Dort war es, wo die zurückkehrenden Griechen in freudiger Bewegung zuerst wieder das schwarze Meer erblickten. Unseren Reisenden trübte zwar der Nebel diesen Anblick, nicht aber die Theilnahme an der Freude eines längst vorübergegangenen Geschlechtes. Ueberdieß war die Alpengegend, durch welche sie jetzt kamen, von so reichem Grün bedeckt und so reizend schön, daß sie in unseren beyden Botanikern, die in den europäischen Alpengegenden so manchen frohen Tag verlebt hatten, in doppeltem Sinn ein heimathliches Wohlgefühl erregte. Auch das Thal, durch welches sie der Weg jenseits des Gebirges nach Trebisond führte, war an Naturschönheit den gepriesensten Thälern der Schweiz zu vergleichen.

Die Lage von Trebisond wird als gesund gerühmt. Die Nebel, welche aus dem schwarzen Meere aufsteigen, ziehen sich nach den nachbarlichen Gebirgshöhen von Lazistan hinauf und geben dort jenen zahlreichen Quellen Nahrung, aus deren Bächen selbst das niedere Küstenland reichlich getränkt wird. Für unsere beyden Botaniker hatte der Landweg von Trebisond nach Konstantinopel einen besonders anziehenden Reiz; sie legten denselben, obgleich er gegen 300 Lieuen beträgt, in Begleitung eines Tataren auf Postpferden in zwölf Tagen zurück. Die Küstengegenden des schwarzen Meeres, durch welche sie bey dieser Gelegenheit kamen, zeigen eine Fülle der Vegetation, welche an die der Urwälder von Brasilien erinnert. Der Weinstock, der hier wild wächst, schlingt sich in reichen Ranken an den Stämmen der unübersehbar weit ausgebreiteten Waldungen hinan, deren Dickig nur hie und da durch jene Holzhauer gelichtet wird, welche das Bauholz für Konstantinopel liefern; wie der Weinstock, so bieten hier überall dem Menschen die wild wachsenden Kirschen-, Zwetschgen-, Birn- und Aepfelbäume ihre Früchte dar, welche an Wohlgeschmack denen unserer Gärten gleichkommen, in die ja auch die meisten dieser Obstarten, vor allen die Kirschen von dorther eingewandert sind. Auf den Bergen wachsen in Menge das Rhododendron ponticum, so wie die Azalea pontica, aus deren Blüthen der Stoff zu jenem Honig kam, von dessen Genuß die zehntausend heimkehrenden Griechen die betäubende Wirkung erfuhren.

Herr Coquebert de Montbret kehrte noch in demselben Herbst über Semlin und Wien in die Heimath zurück. In Aucher Eloy aber, obgleich er auf dieser Reise körperlich sehr viel gelitten hatte, war die Lust zum Reisen und zum Durchforschen der noch nicht gesehenen östlichen Länder stärker geworden denn jemals; schon im Februar 1835 machte er sich auf zu einer neuen Tour nach Persien. Dem Tagebuche, das er bey dieser Gelegenheit führte, merkt man, wenigstens auf seinen ersten Seiten den guten Humor an, von welchem sich sein Verfasser beseelt fühlte, als er sich wieder draußen

in der freyen, weiten Welt sah; die Beschreibung der bunten Reisegesellschaft auf dem Schiffe, die Begebenheiten mit der türkischen Mauth, der Aufruhr im Schiffe, bey einer plötzlich eintretenden Gefahr, dann jene der Abendunterhaltung bey einem wohlhabenden Griechen in Brussa, gehören zu den lebendigsten Schilderungen ihrer Art. In Konieh (Iconium), der Residenz des Ordensmeisters der tanzenden Derwische, dessen verfallene Gassen und Gebäude gerade damals von einem türkischen Truppencorps ganz überfüllt waren, half unserm Reisenden die längere Bekanntschaft mit den Sitten des türkischen Volkes aus einer nicht geringen Verlegenheit. Er hatte, mit dem neugekauften Fez auf seinem Haupte sich auf einem der öffentlichen Plätze unter die Menschenmenge gemischt, war hier, trotz der vornehmen türkischen Kleidung als Franke erkannt und mit Schimpfwörtern überhäuft worden, als er, von aufwallendem Unmuth übermannt, einem der höhnenden Türken eine so derbe Ohrfeige versetzte, daß derselbe zu Boden taumelte. Augenblicklich sah er sich von dem wüthenden lautschreyenden Volkshaufen umringt, welcher Rache an dem Christenhund nehmen wollte. Er aber erhob muthig seinen Stock und rief auf türkisch: „schweigt ihr Hunde oder ihr sollt Schläge genug haben.“ Einer solchen Kühnheit hielt man nur einen Mann von großem Einfluß und hohem Stande fähig; die Schreyer schwiegen augenblicklich und ließen den verhaßten Fremdling ungestört wieder in seine Herberge zurückkehren, die er aus Mangel eines andern Unterkommens in einem Stall genommen hatte.

Jenseits des Engpasses der syrischen Pforte (Boghaz) am Saume des Taurusgebirges gegen Adana hin, begegnete endlich unser Botaniker der ganzen Frühlingsflora des wärmeren orientalischen Himmels, nachdem ihn kurz vorher noch die beschneiten Gipfel des Taurusgebirges umgeben hatten. Es war am 9. März, als er in das tiefer gelegene Land gegen Adana hinabstieg; hier dufteten die sanften Abhänge der Hügel von blühenden Veilchen und Hyacinthen, auf den Wiesen prangten in unzähligen Farbenverschiedenheiten die Anemone coronaria, neben ihr vier Arten von Crocus, das Cyclamen persicum und andere Herrlichkeiten der Blumenwelt. Auch Aleppo, wohin der Reisende am 13. März kam, war noch von der Flora des Frühlings umgeben. Der dießmalige längere Aufenthalt in dieser Gegend gab dem Naturforscher eine mannichfache Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. Der Boden, dessen Natur von dort an bis in ohngefährer Richtung gegen den persischen Meerbusen hin immer dieselbe bleibt, gleicht auch an jenen Stellen, wo er ganz verödet und wüste ist, nicht dem der afrikanischen oder arabischen Sandwüste, sondern erscheint durch seinen Eisengehalt roth gefärbt, mit Steingeröllen überstäet, überall aber, wo er Bewässerung haben kann, dem Anbau höchst günstig. Auch Palmyra liegt auf ähnlichem Boden, der, wenn die Menschenhand seiner Culturfähigkeit zu Hülfe käme, noch jetzt Schaaren von Bewohnern ernähren und bereichern könnte. Das Klima von Aleppo selber ist übrigens für die Cultur von manchen Südgewächsen nicht so günstig, als man erwarten sollte. In den Monaten December, Januar, Februar fällt öfters Schnee, der zuweilen gegen 8 Tage lang liegen bleibt, und obgleich hierbey die Temperatur nicht leicht auf 1 bis 2 Grad unter den Nullpunkt sinkt, sind dennoch die Winde, welche dann von den beschneiten Gipfeln des Taurus herabwehen, von so schneidend frostiger Art, daß sie öfters die Orangenbäume beschädigen, welche deßhalb nur im Schutz der hoch ummauerten Gärten den Winter aushalten können. Selbst noch im März, wenn die Hitze zuweilen so groß ist, daß sie dem Europäer schon sehr beschwerlich fällt, erhebt sich wohl plötzlich ein so schneidend kalter Wind, daß der Fremdling seine Unvorsichtigkeit in der Bekleidung, die der Eingeborne wohl zu vermeiden weiß, durch starkes Erkranken büßen muß.

Nach einem Verweilen von 16 Tagen in Aleppo und seiner Umgegend trat Aucher Eloy seine Weiterreise mit einer nach Mardin (dem alten Merida) bestimmten Karawane an. Die Ufer des Kaik (welcher südlich von Aleppo in einen kleinen See ohne Ausfluß sich verliert), wie ein großer Theil des fruchtbaren Landstriches zwischen hier und dem Euphrat so wie seinen Nebenflüßen ist gut angebaut und grünte so eben, im April, im Schmuck des Frühlinges. Der weitre Weg über Orfa, dessen jetziger

Name dem ursprünglichen ältesten (Ur) ähnlicher lautet, als jener, den es von den Griechen empfieng (Edessa), führte zum Theil an Ortschaften vorüber, in deren von ihren menschlichen Bewohnern verlassenen Gemäuern nur Katzen zurückgeblieben waren, die sich, um Nahrung schreiend, den Zelten der Karawane naheten. Orfa hat durch seine Lage an einem Engpaß eine militärisch wichtige Lage; ein Vorzug, auf welchen gerade damals Ibrahim Pascha große Aufmerksamkeit wendete, während Mardin (Merida) von einem kriegerischen Corps der Türken besetzt war. Zwischen hier und Mosul ist das Land zum Theil von unabhängigen Kurden bewohnt.

Die Flora zwischen Aleppo und Mosul ist im Ganzen noch die der südöstlichen Mittelmeeresküsten; die Zahl der neuen Arten unter jenen von unserm Reisenden so oft gesehenen Formen, war verhältnißmäßig gering. In manchen Gegenden nahm eine einzelne Art, wie vor Mardin die Leontice chrysogonum, und jenseits demselben die Centaurea Behen so wie Sinapis Oliveriana ganze Strecken fast für sich allein in Besitz und bildete mit ihren zahllosen Blüthen einen einfarbigen Teppich. Vor Mosul, am 1. Mai zeigten sich schon die Verwüster des Landes, die Heuschrecken, obwohl noch im Zustand der Larve, als unübersehbar große Schwärme.

Die christlichen Bewohner von Mosul, welche vielleicht den fünften oder sechsten Theil der gesammten Bevölkerung ausmachen, beklagten sich gegen unsern Reisenden bitterlich über die harten Bedrückungen und willkührlichen Gelderpressungen des türkischen Gouvernements. Dazu sind auch die Muselmänner in der Stadt beständig in Parteyen getrennt, die sich gegen einander feindlich benehmen und unaufhörliche Unruhen erregen, bey welchen die unschuldigen Christen gewöhnlich am meisten zu leiden haben. Für unsern Reisenden war es ein höchst peinlicher Zufall, daß gerade alle die größeren Flöße, auf deren einem er sich so gerne zu seiner Weiterfahrt auf dem Tigris nach Bagdad eingeschifft hätte, mit einem Truppentransport nach dieser Stadt bereits abgegangen waren und mit ihnen zugleich die Ruderer und Steurer, deren man sich bey solcher Fahrt bedient. Er war hierdurch zu einem vierzehntägigen Verzug in dem für ihn genußlosen Mosul gezwungen, denn an einem Ausflug nach dem benachbarten Amadiahgebirge, auf dessen Gipfeln noch Schnee lag, hinderten ihn die kriegerischen Feindseligkeiten der Kurden; nur zu einer kleinen botanischen Wanderung nach der Stätte des alten Ninive und nach dem 5 Stunden von Mosul entfernten Maklubberge fand sich Gelegenheit. Die Ortschaft Bagtschika, in der Nähe von Maklub ist von Verehrern des bösen Princips, den Yeziden und von den Schyiten, den muselmännischen Verehrern des Omar bewohnt. Auf dem Berge selber findet sich ein christliches Klostergebäude von mächtigem Umfang und höchst merkwürdiger Bauart; in seiner Nähe, im Schatten von Oelbaumpflanzungen, Felsengrotten voll Trinkwasser, — in solch heißem Lande ein lieblicher Punkt des Ausruhens und für unsren Pflanzensammler nicht ohne besonderes Interesse.

Für die Weiterförderung nach Bagdad blieb zuletzt kein anderer Ausweg übrig als das Miethen von einem Abra, einem kleinen Floß, dessen Holzwerk, bestehend aus Baumästen, bedeckt mit Rohrlagen, durch aufgeblasene Schläuche getragen wird. Für jenes elende Fahrzeug mußte unser Reisender 3mal mehr als gewöhnlich (1540 Piaster oder 186 Gulden Reichswährung) bezahlen, und noch überdieß eine Menge ungerechter Anforderungen an seinen Beutel erleiden; ein Schicksal, das jeder Fremde, der nicht unter mächtiger Bedeckung reist, in jenen Ländern zu erwarten hat. Die Ufer des Tigris sind meist reich bewachsen, unter Andrem sieht man da häufig die Tamarix gallica, Populus euphratica, Capparis leucophaea, Sinapis glabrata u. a. Je mehr man sich Bagdad nähert, desto ausgedehnter und zahlreicher werden die Dattelwälder, welche selbst auf dem sonst ungünstigen Boden der Umgegend der alten Khalifenstadt ganz vortrefflich gedeihen.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

Hierauf wird kurz angegeben, wie die Gerichte besetzt waren und gehalten wurden. Die Einrichtung der Schöppen habe bis 1809 bestanden, während das Abhalten der Zentgerichte unter freyem Himmel schon früher durch das Gerichthalten „unter Dach" verdrängt worden war. Noch heutigen Tages stehen die steinernen Sitze für Richter und Schöpfen, so wie der Tisch von der Zent in Medlitz (am linken Itz-Ufer) und noch leben 2 Schöpfen von dieser Zent. Des Skultetus in Ebern 1231 ist schon oben gedacht. Laut einer vom Kaiser Ludwig dem Bayer an Friedrich von Truhendingen und seinen erstgebornen Sohn Conrad ertheilten Urkunde erhielt Baunach neben dem Rechte der Befestigung als Stadt (civitatem munitam) und eines Wochenmarktes, auch noch ein Gericht (judicium) 1341. Siehe Beylage II. — Beym Rittergute Rentweinsdorf bestand frühe schon eine eigene Zent mit einem Richter und 12 Schöpfen. Gleiches Recht übte Altenstein. Bey andern Schlössern genoß nur die nächste Umgebung der Zentfreyheit. Die Orte an der obern Baunach gehörten zur Zent Königsberg, wie z. B. Schweinshaupten, und erst 1451 verstattete Bischof Gottfried den Gebrüdern Jorgen und Hansen Fuchs zu Schweinshaupten, daselbst ein „Gericht ufzurichten, — und mit bequemen Urteilsprechern zu besetzen, und die sollen Macht haben, zu richten über Hals und Hand, Leute und Gute, in allermaßen und rechten als in andern halsgerichten in unsern Stifft recht und gewohnheit ist" (Beylage III).

Am Ausgang des Baunachthales standen zu größerem Schutz des Landes drey nahe liegende Schlösser: Stufenberg, Baunach und Taschendorf. Sie mögen, nach Hrn. L., um 800 erbaut worden seyn, in welchem Jahre, wie Karl der Große selbst in der von ihm mitunterzeichneten Stiftungsurkunde des Klosters Milz erzählt, die heidnischen Slawen, welche aus Böhmen häufig heraus ins Grabfeld fielen, die Landleute gefangen nahmen und zum Knechtsdienst hinwegführten. Dieser Periode gehört auch die Burg Königsberg mit dem Heidenthurm, Lichtenstein mit dem Heidentempel und der Christenmarter an. — Wir verweisen hinsichtlich dieser angeblich von Karl dem Großen mit unterschriebenen Stiftungsurkunde bloß auf Tenzel, Hennebergische Zehenden, in Reinhards Sammlung, I. Z. 7 — 11 und S. 22, wo die mit Recht verdächtige Stelle sich befindet; sodann auf S. 21 — 36, woselbst Tenzel zeigt, daß diese Urkunde mit der Slawen-Invasion von Brower unterschoben sey. — Das Meranische Stufenberg kam an die Truhendingen, von welchen es 1390 Bischof Lamprecht von Bamberg erkaufte. Auch das Burggut bey Reckendorf veräußerten die Truhendingen früher an die Familie Schiffstatt u. s. w. Das Stift Bamberg bildete aus der Burg Stufenberg mit den dazu gehörigen Ortschaften ein Oberamt, Stufenberg genannt. Stufenberg ward an die Rotenhane verpfändet, 1135 verkauft und wieder erkauft. Albrecht von Brandenburg zerstörte es 1552, und die Steine dieser Ruine wurden ungeachtet der vom hist. Verein zu Bamberg im J. 1838 gemachten Anzeige bey der k. Regierung von den angränzenden Bewohnern nach Willkühr fortgeschafft und benutzt. Nach der Zerstörung ward der Amtssitz nach dem benachbarten Baunach verlegt.

Dieser Ort, im karolingischen Zeitalter vorkommend, war der Sitz eines edlen Geschlechts. 1135 verschenkt Diether von Baunach einige seiner Unterthanen an den Altar des hl. Georg in Bamberg. Der Letzte dieses Geschlechtes, Heinrich, war 1356 Domherr zu Bamberg. Vor dem Erlöschen der Baunacher schon erschienen die Truhendingen bis 1390, hierauf Hans von Giech zu Baunach als Zeuge in einem Diplome von 1391. Unter den Truhendingen, besonders unter Friedrich, erhielt die Stadt vom Kaiser Ludwig dem Bayer die Rechte der Stadt Bamberg; des Befestigungs-, Markt- und Gerichtsrechtes durch die Urkunde von 1341 ist schon gedacht worden. 1446 war die Familie Rotenhan im Besitze von Baunach, deren Wappen neben dem Stadtwappen noch jetzt an dem Thore gesehen wird. Die Schöffstaller besaßen als Vasallen der Truhendingen eine eigene Gasse, ein Jagdhaus, Schadeck genannt, ein Wirthshaus und sonst viele Güter (1446, 26. Juli erscheint unter den Burgen einer im hiesigen Stadtarchive verwahrten Originalurkunde Oswalt Schefstaler zu Baunach). Das Rittergut Reckendorf besaß 1319 Eckhart von Schöffstall. Im Bauernkriege gieng das Schöffstaller Archiv zu Grunde und die Familie litt beträchtlichen Schaden; das zerstörte Schloß am Laßberg und südlich von Gerach blieb in Ruinen, das neue ward 1535 in Reckendorf aufgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Relations de Voyages en Orient, de 1830 a 1838 par Aucher Eloy etc.

(Fortsetzung.)

Wer könnte in Bagdad seyn, ohne die Ruinen von Babylon (bey Hilla) zu besuchen? Auch unser Reisender machte sich am 24. Mai dahin auf den Weg. Es war so eben jene Zeit, in welcher viele jüdische und persische Pilgrime die Gräber bey Kefeli und Kerbela besuchen. Denn nach einer jüdischen Tradition findet sich bey Kefeli das Grab des Propheten Ezechiel, welcher während des babylonischen Exils hier starb; bey Kerbela aber das des Imam Hussein. Kerbela ist ein Sammelplatz all des schlechten Gesindels, das die benachbarten Länder und großen Städte von sich ausstoßen; denn der Credit der Heiligkeit, in welchem der Ort steht, hat seinen Bewohnern Befreyung von allen Abgaben an die türkische Regierung und Straflosigkeit für frühere Verbrechen verschafft; überdieß bringen die vielen mohamedanischen Pilgrime aus Arabien, Persien und selbst aus Indien mit ihren Lastern zugleich viel Geld dahin und begründen einen lebhaften Verkehr. Die Ruinen des Birs Nimrod wie Babylons selber können ja nur Entsetzen erregen; an wenig andren Orten ist die Herrlichkeit der alten Zeiten so ganz in Staub zerfallen und begraben, denn hier; auch kein Grün will auf diesem Schutt gedeihen, einsam stehet auf einem der Erdhaufen der viel von den Reisenden besprochene Baum vom Geschlecht der Tamarisken (Tamarix articulata).

Die eigentlichen Mühseligkeiten dieser Reise begannen für Aucher Eloy erst bey seinem Eintritt in Persien. In der That, wenn irgend eine Reisebeschreibung geeignet seyn könnte, auch dem reiselustigsten Leser seine Neigung zum Wandern in ferne Länder zu benehmen, so wäre es diese da. Fast jeder Tag war mit neuen Unannehmlichkeiten und bittren Erfahrungen bezeichnet; gab Gelegenheit, sich über die Bosheit und ungeheure Schlechtigkeit der Menschen zu ärgern, welche gegen den einzelnen Reisenden sich Alles erlaubten, was der rohe Eigennutz und die Gehässigkeit gegen Fremde ihnen eingaben. Was war alle Brutalität, alle Plackerey und Gewinnsucht der Türken gegen die gleisnerische Schlangentücke und Treulosigkeit der Perser, in denen unser Reisender mit Recht eines der entartetsten Völker der Erde erkennt. Der Türke, bey all seiner Brutalität und selbst Grausamkeit, steht noch immer auf einer Art von religiösem Grund, welcher dem Perser fast durchgängig fehlt.

Unser Reisender hatte sich an eine nach Kermanscha ziehende Karawane angeschlossen. Schon am 3. Tag der Reise (am 7. Juni) brachte ihn seine Lust am Pflanzensammeln in Gefahr, von 2 berittenen Räubern eingeholt und getödtet zu werden; die Schnelligkeit seiner Füße rettete ihn; am Tag darauf, bald nach dem Eintritt ins persische Gebiet, ward die Karawane von einer Räuberschaar angefallen, welche jedoch durch die Menge der bewaffneten Begleiter sich zurückschrecken ließ. Neue Geduldsübungen kamen am dritten Tage durch einen Wegweiser, der den Reisenden, statt auf den Hügel, den er zu besteigen wünschte, nur zu Leuten

seines Volkes führte, die den Fremden bestehlen wollten, welches Geschäft am 4. Tage etliche persische Beutelschneider in der Karawane selber mit so glücklichem Erfolg an ihm übten, daß er darüber seine Uhr verlor. Einen Trost gegen all diese Widerwärtigkeiten gewährte die botanische Wanderung, welche unser eifriger Sammler am 11. Juni nach den noch mit Schnee bedeckten Höhen des Nalkou-Gebirges machte, denn die Ausbeute dieses Tages war für ihn die reichste auf der ganzen bisherigen Reise.

Die Stadt Kermanscha, in welcher der Reisende bis zum 19. Juni verweilen mußte, war zwey Jahre vorher von der Pest so stark heimgesucht worden, daß ihre Bevölkerung von 20,000 auf 5000 sich vermindert hatte. Auch Hamadan, in dessen Nähe das alte Ekbatana lag, zählte damals nicht mehr als etwa 15,000 Einwohner, welche zwischen den Ruinen der vormaligen herrlichen Bauwerke ihre meist ärmlichen Häuser angelegt haben. Man zeigt da noch das Grabmahl des berühmten Arztes Ebn Sina oder Avicenna, so wie unter den Trümmern einer großen Moschee das angebliche Grab der Königin Esther und des Mardochai. Ueberhaupt trifft der Reisende von Hamadan bis Ispahan allenthalben, wohin er kommt, Ruinen und verlassene Wohnungen an, was übrigens auch in jener Gewohnheit des dortigen Volkes seinen Grund hat, die baufälligen oder zerstörten Häuser nicht wieder zu repariren, sondern lieber ganz neue aufzuführen. Denn so viel Uebles sonst auch Aucher Eloy den Persern nachsagt, läßt er ihnen doch darin Gerechtigkeit wiederfahren, daß sie als wahrhaft fleißige und geschickte Anbauer des Landes (hierin ganz das Widerspiel der Türken) nicht so leicht eine Gegend verlassen, die der Cultur fähig ist.

Das Elend unsres Reisenden sollte schon jetzt eine hohe Stufe erreichen. Eine botanische Wanderung nach dem Elwend Gebirge, auf welcher er mehr als einmal in Gefahr gerathen war, durch Mörderhand zu sterben und überdieß durch sein Verirren zu einer Anstrengung gezwungen ward, welche seine Kräfte überstieg, zog ihm einen heftigen Fieberanfall zu, aus welchem sich die damals im Lande herrschende Cholera mit mehreren ihrer furchtbaren Symptome entwickelte. Der Kranke führte kein einziges der wirksameren Arzneymittel bey sich; da kam ihm seine Kenntniß der Heilkräfte jener Naturkörper zu statten, welche er theils im getrockneten Zustande in seinen Sammlungen mit sich trug, theils sonst noch um sich her fand. Als er sich, tief ermattet, versenkt in Gedanken des ihm wahrscheinlich nahen Todes, am 8. Juli wieder auf den Weg begeben hatte, da weckte ihn ein Seitensprung seines Pferdes aus seinen melancholischen Träumereyen; das Thier war vor dem Leichnam eines von Räubern ermordeten Mannes scheu geworden, der in seinem Blute am Boden lag.

So wie man von Hamadan her der Hauptstadt von Persien sich nähert, wird die Gegend, durch die man kommt, immer mehr zur gräulichen Wüste, zuletzt führt der Weg 3 Stunden lang nur durch Ruinen. Auch jetzt noch erregt Ispahan mit seinen verfallenen Tempeln und Palläſten, mit seinen Gärten und weit ausgedehnten Straſſen die Bewunderung des Fremden. Man sieht da eine der höchsten Majestäten des neueren Asiens, frühe verblüht, in ihren letzten Zügen liegen. Die Zahl der Einwohner, welche vor noch kaum anderthalbhundert Jahren eine Million betrug, ist auf höchstens 60,000 herabgesunken, von den Häusern, deren Zahl auf 30,000 geschätzt wird, ist der bey weitem größte Theil verlassen und unbewohnt. Unser Reisender fand in dem katholischen Kloster der armenischen Vorstadt Djulfa eine wahrhaft brüderliche Aufnahme und Pflege. So sehr er dieser, so wie der Ruhe, nach seiner schweren Krankheit bedurfte, trieb ihn dennoch der brennende Eifer zu forschen und zu sammeln immer wieder hinaus in's Freye. Noch hatte er an jedem Nachmittag Anfälle von Fieber und war so schwach, daß er kaum zu gehen vermochte. Aber eine kräftige Anregung des Willens ist schon öfter den Heilversuchen zu Hülfe gekommen, welche die Natur in der Form des Fiebers zur Beseitigung der an der Wurzel des Lebens nagenden Uebel macht; eine botanische Wanderung auf das Keisgebirge, zunächst zwar zu Pferde, dann aber doch auch zu Fuße, nahm zwar scheinbar den letzten Rest der Kräfte in Anspruch, gewährte aber auch zugleich dem Gemüth durch die Freude an den neuen Entdeckungen, zu denen sie

geführt hatte, eine solche Stärkung, daß für dießmal die Krankheit ein Ende nahm.

Hätte sich nur jetzt unser Sammler an den Ergebnissen seiner persischen Reise genügen lassen. Aber die Hoffnung eines noch reicheren Gewinnes für seine Wissenschaft verleitete ihn zu dem gewagten Unternehmen, den Schutz eines Häuptlinges der großentheils mit Persien in Krieg stehenden Bakhtiaris zu suchen, damit er die Höhen des gelben Gebirges (Koh-i-Zerd) ungehindert bereisen könne, welche noch von keinem neueren Reisenden aus Europa bestiegen waren. Der Aufwand an Geld, an Zeit, an Kräften, den dieser Abweg nach den Wohnstätten des bengalischen Tigers (denn dieser ist dort schon zu Hause) erforderte, der tägliche Aerger über die Treulosigkeit und den unersättlichen Eigennutz der Führer, konnte nur in den Augen eines solchen eifrigen Naturforschers, als Aucher Eloy war, einigermaßen durch die beyläufig gemachte, wissenschaftliche Ausbeute aufgewogen werden. Nur wenige Tage der Ruhe vergönnte sich, nach solcher Anstrengung, der unermüdliche Mann in Ispahan; gegen Ende des Augustmonats trat er seine Rückreise über Kaschan, Teheran und Tabris nach Trebisond an, wo er von heftigem Fieber und starker Augenentzündung befallen ein Schiff bestieg, das ihn im November 1835 zu den Seinigen nach Konstantinopel brachte. Auf dem letzten Theil dieser Reise, vor Tabris, war er auch durch die Stadt Miané gekommen, in welcher sich, nach einer unter den Naturforschern noch immer gangbaren Sage, eine Art von Wanzen finden soll, deren Biß jedem Fremdem nach kürzerer oder längerer Zeit den Tod bringe. Er erkennt in dieser Sage die Erfindung jenes Hanges zum Wunderbaren, welcher, weil ihm das größeste, alltäglichste, offenkundigste Wunder des Lebens nicht genügt, seine Sättigung in der Welt der Dichtungen sucht.

Selbst in Konstantinopel, welches damals für ihn und seine Familie Heimath geworden war, konnte der Ruhe bedürfende Mann einer neuen Unruhe nicht entgehen, als der große Brand im März 1836 auch seine Wohnung im Fanar ergriff, und dort seine köstliche, auf den bisherigen Reisen gemachte Insektensammlung verzehrte, welche mehr denn 50,000 Exemplare umfaßte. Zum Glück hatte gerade in jener Zeit seine Pflanzensammlung, von welcher bald nachher gegen 4000 Arten an 8 verschiedene öffentliche und Privatmuseen in Frankreich und England abgesendet wurden, einen sicheren Bergungsort in Therapia gefunden. Eine Reise nach Griechenland: nach Syra, Athen, Euböa, Thessalien und den Berg Athos gewährte dem Niedergebeugten allerdings eine wohl verdiente Erholung; das äußerliche Fieber hatte seine Glieder verlassen. Wäre nur mit diesem äußerlichen Fieber auch das innre, der unersättlichen Reiselust beseitigt gewesen! Weder der Tod seines Freundes und hülfreichen Gönners, des H. Coquebert de Montbret, der vielleicht noch an den Folgen der gemeinsamen Reise im J. 1836 zu Paris starb, noch das Abrathen andrer Freunde konnten den neuen Ausbruch jenes innren Fiebers verhindern; er hatte in Persien noch nicht alle die Trophäen der neuen Entdeckungen erbeutet, die daselbst zu erlangen sind, hatte den Becher der dort einheimischen Todesgefahren noch nicht bis auf seinen letzten Tropfen geleert — dieß sollte nun geschehen, als er im März 1837 seine dritte Reise in jenes für ihn unselige Land antrat. In seiner Gesellschaft befand sich dießmal ein französischer Zoolog, H. Dufaud, ein Dragoman, Namens Nicolas und ein für die ganze Reise gedungener Diener, von Geburt ein Franzose. Für alle die Theilnehmer an dieser Reise war dieselbe, nach menschlichem Urtheil, eine sehr unglückliche: H. Dufaud starb in Teheran, als ein Opfer des bösartigen Fiebers von Ghilan und einer fehlerhaften ärztlichen Behandlung; bey dem Dragoman hatte dasselbe Fieber eine Anlage zur Wassersucht hinterlassen, er mußte in Ispahan zurückbleiben; der Diener war durch unvorsichtige Handhabung eines Feuergewehres zum Krüppel und hierdurch aller Dienste unfähig geworden; er selber, Aucher Eloy, fand, schon auf der Rückreise begriffen, sein Grab in der Mitte von Persien.

Der größere Theil des geraden Weges nach dem Caspischen Meere hin, dessen südwestlichen Küstengegenden unser Reisender dießmal einen Besuch zugedacht hatte, war demselben schon von den früheren Reisen her bekannt; er nahm seine Richtung über Angora Tokat, Baibut und Erzerum. Die

ganze Eigenthümlichkeit des persischen Volkscharakters im Gegensatz mit dem der Türken machte sich dießmal schon jenseits Bajazid, der letzten türkischen Station in den persischen Gränzorten Kilissé, Seide u. a. merklich. Der Türk ist vorherrschend in einem Zustand des Ausruhens begriffen; man mag am Morgen, am Mittag oder Abend in eine türkische Ortschaft kommen, jederzeit sieht man da den größten Theil der Männer in voller Ruhe ihre Tabakspfeife rauchen, und obgleich der Türk, wie sich dieß noch in Bajazid zeigte, wo man die Fremden mit den dort sehr verhaßten Russen verwechselte, gar leicht in grobe Ausbrüche des Fanatismus gerathen kann, dabey auch bey Gelegenheit geldgierig genug ist, hat er dennoch meist noch Scheu und Furcht vor der gestrengen Zucht seiner Aga's und Pascha's, hält sich fern von der geschäftigen Hinterlist der äußerlich zuvorkommenden, betrügerischen, schamund zuchtlosen (so schildert sie wenigstens unser Reisender) Nationalperser. Der Türk ist im Allgemeinen keineswegs zuvorkommend zu nennen, dagegen drängt sich der Perser mit seinen Anerbietungen alsbald zu jedem Fremden hin, nicht zunächst um diesem zu dienen, sondern um an ihm zu gewinnen. Dem bemittelten Reisenden, den noch dazu die Macht der Waffen gegen die fast täglich zu erwartenden Angriffe der Räuber schützt, mag diese eigennützige Dienstfertigkeit des persischen Volkes sehr bequem erscheinen, dem unbemittelten und schutzlos einsam Reisenden fällt sie desto beschwerlicher. Es würde ermüden, wenn wir hier von den immer sich wiederholenden Schurkereyen und den Gefahren berichten wollten, denen Aucher Eloy auch auf seiner dießmaligen Reise durch Persien begegnete, wir geben deßhalb nur noch eine kurze Uebersicht über seine weitern Unternehmungen.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

Die von Schöffstall starben 1544 aus und Reckendorf kam durch Heirath einer Schöffstallischen Tochter an Fritz von Wiesentau. Im Albertinischen Krieg erlitt dieser im Dienste des Fürstbischofs einen auf 4000 fl. geschätzten Schaden durch Ausplünderung und Niederbrennen seines Schlosses. Im Jahre 1629 bezweckten Bamberg und Wirzburg eine Religionsreformation in Reckendorf mit gewaffneter Hand (Ausschuß), welche furchtbar mit Plündern und Zerschlagen hauste, so daß der von Wiesentau zu Bamberg seinen Schaden auf 4168 fl. specificirte; ohne jedoch etwas erlangen zu können. 1649 verkaufte Hans von Wiesentau alle Besitzungen dahier an Oberst Martin von Modersbach, der sie im Jahre 1671 an die Lechnerische Familie verkaufte; dann erwarb sie die der Freyherrn von Greifenklau; in neuerer Zeit gelangten sie an den Hofbanquier von Hirsch. — Zu Untermanndorf, welches Christoph von Wiesentau 1573 an Hans Schmidt zu einem Gülthof überließ, befand sich ein See, in welchem zuvor „ein erbauter adeliger Ansitz gewesen, welchen das Geschlecht derer von Helm innen gehabt und bewohnt." — Der See ist jetzt eine Wiese, in deren Mitte noch der Schutthaufen hervorragt.

Sendelbach, das alte Sentinabach vom J. 804, 4. Juli der Fuldaer Traditt., gedieh durch Kauf an Bamberg und wurde von diesem Stift wieder an Ritterfamilien verliehen; 1507 an Bibra. Im Bauernkrieg ward das Schloß zerstört, so daß 1746 nur noch der Wallgraben sichtbar war.

In Rudendorf stand noch 1778 auf dem Schloßberg ein Schlößchen, welches bisweilen von einer Nebenlinie des Geschlechts von Rotenhan bewohnt wurde. Das hiesige Rittergut verkaufte Graf Hans von Truhendingen auf Stufenberg an das Geschlecht von Giech, und dieß in der zweyten Hälfte 15. Jahrhunderts an jenes von Rotenhan. S. 102 — 103 wird eine Beschreibung der alten Burg von Rentweinsdorf gegeben, welche Burg aus 4 Schlössern bestand; sehr sehenswerth ist das große Kellerwerk, ein merkwürdiges Denkmal des Mittelalters. In einer Ecke desselben waren vor nicht langer Zeit noch die Ueberreste einer sogenannten Christenmarter zu sehen, d. i. ein enger Raum, vor welchem ein Herdstätte, um den Verbrecher durch des Feuers Hitze darin zu peinigen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Relations de Voyages en Orient, de 1830 a 1838 par Aucher Eloy etc.

(Schluß.)

Auffallend erschien es, daß in der Nähe des Caspischen Meeres auf einmal die Flora der östlichen Gränzländer des Mittelmeeres von einer andern verdrängt wurde, welche mit unserer heimathlichen mitteleuropäischen die größte Uebereinstimmung zeigte. In dem Caspischen See finden sich weder die Algen noch die Zoophyten des eigentlichen Meeres, auch an Conchylien ist jenes Gewässer überaus arm. Desto reicher dagegen ist dasselbe an Fischen, deren Fang an der ganzen Westküste von den Russen in Besitz oder Pacht genommen ist. Dieser Fang beginnt im September und dauert bis zum April, denn im Sommer, wie dieß auch unsere Reisenden erfuhren, erreicht die Hitze jener feuchten Küstengegenden einen fast unerträglichen Grad. Erst in der Nähe von Mendschil finden sich wieder Oelbäume, deren Früchte die Bewohner nur auf unvollkommene Weise zu benutzen wissen, und mit der Myrte zugleich mehrere Formen der Flora mediterranea. Erzevil, in welchem ein russischer Consul residirte, liegt an der Gränze zwischen der wasserleeren, von der Sommerhitze ausgedorrten Gegend und der wasserreichen Waldregion, auf welcher ein beständiger Nebel lastet. Aucher Eloy, wie sein Begleiter Dufaud, wurden hier vom Fieber befallen, doch der erstere, mit allen Vorsichtswaßregeln gegen diesen Feind wohl bekannt, entkam ihm. Dufaud aber dagegen, der auf seine gute Natur trotzend, den Genuß des Weines und des Punsches, so wie dazwischen der halbreifen Früchte des Landes sich nicht versagen wollte, und der in Teheran in die Behandlung eines europäischen Arztes fiel, welcher ihn in seinen Versuchungen zum Genuß geistiger Getränke noch bestärkte, bekam eine Darmentzündung und mußte den kühnen Trotz gegen die Macht des Klimas mit dem Leben büßen.

Aber auch Aucher Eloy schleppte sich lange Zeit mit den Folgen des überstandenen Fiebers, von denen er sich niemals ganz vollkommen wieder erholte. Man begreift kaum, wie der kränkelnde Mann die Ersteigung des Demawend, bis hinan an den Krater dieses erloschenen Vulkans so rüstig bestehen konnte, während selbst die einheimischen Führer von dem Wagstück abstanden; noch weniger begreift man, woher ihm die Kräfte zu den späteren Mühseligkeiten seiner Reise gekommen. Wir lernen auch an seinem Beyspiel, was der Wille des Menschen über sein Fleisch vermöge.

In Teheran hatte Aucher Eloy den ganzen Spätherbst bis zum 20. December zugebracht und benützte jetzt die kühlere Jahreszeit zur Weiterreise nach Süden. Unter den lauten Beschimpfungen des Pöbels zog er am 31. December zu Ispahan ein, in dessen Vorstadt Djulfa er abermals auf etliche Tage seine Wohnung nahm. Die hohe Lage von Ispahan (4500 Fuß über der Meeresfläche) läßt es dem Reisenden im December und Januar schon fühlbar werden, daß es jetzt Winter ist, erst zwischen den unvergleichbar schönen Ruinen von Persepolis und ihrer Nachbarstadt Schiras, in der Mitte des Januar, meldete sich der Frühling mit seinen grü-

nenden Auen an, auf denen ein Bulbocodium in Menge blühte. So reizend schön und reich die Lage von Schiras, umgeben von quellenreichen Bergen auch erscheinen mag, wird sie dennoch den Fremden nicht über die natürlichen Mängel täuschen können, die sich ihm, schon bey einem kurzen Aufenthalt in dem viel besungenen Schiras merklich machen. Unter gleicher Lage mit Kairo hat dieses zwar in seinem feuchten Bergkessel eine fast unerträgliche Sommerhitze zu erleiden, dagegen sinkt die Temperatur im Winter so tief, daß nur noch der Orangenbaum im Freyen ausdauert; an ein Palmenklima wie das in Aegypten ist hier nicht zu denken. Den nachtheiligsten Einfluß auf die Gesundheit sowohl der Einheimischen, als noch mehr der Fremden hat jedoch das, was der Gegend ihren höchsten natürlichen Reichthum gewährt: die Menge des Wassers. Denn diese ist es, welche durch ihre Ausdünstung im Herbste jene furchtbaren Fieber erzeugt, die gewöhnlich schon beym zweyten oder dritten Paroxismus tödtlich werden. Auch das Trinkwasser, mit Ausnahme dessen, das aus der Quelle Kazir kommt, ist ungesund und wirkt, wenigstens auf den Fremden, gleich einer Purganz. Desto köstlicher ist der Wein von Schiras, dessen Genuß sich das hiesige, sittenlose Volk täglich, oder vielmehr allnächtlich, denn der Lärm der Gassen beginnt erst nach Sonnenuntergang, bis zur Berauschung hingiebt.

Eine angenehme Ueberraschung gewährte es unserm Reisenden, als ihn ein Beamter in Schiras zu sich einlud, und er in der Frau dieses Hadschi Abbas eine Französin kennen lernte; eine Nichte des General B**. Ihr Gemahl hatte vor fast 20 Jahren eine Reise nach Frankreich gemacht, war im Hause seiner nachmaligen Schwiegerältern, denen er glauben machte, er sey ein Prinz von unermeßlichem Reichthum, bekannt geworden und hatte die Neigung der damals 15jährigen Tochter so zu gewinnen gewußt, daß diese mit Einwilligung der Aeltern ihm ihre Hand reichte und mit ihm nach Schiras zog. Allem Anschein nach war sie Mohamedanerin geworden; sie hatte vortrefflich persisch wie arabisch sprechen, schreiben und lesen gelernt, war mit ihrem gerade nicht sehr glänzenden häuslichen Loos zufrieden, nur beklagte sie, daß sie unter dem hiesigen Volke sich niemals einheimisch fühlen könne und ein beständiges Heimweh nach ihrem Vaterland habe.

Am 18. Januar brach unser Reisender von Schiras auf, um jetzt auch noch die Küstengegenden des persischen wie des arabischen Meerbusens zu durchforschen. Die Bewohner von Buschir, das einen guten Hafen, dabey aber wenig Verkehr hat, scheinen von arabischer Abkunft. Die Landschaft gegen Südosten baut viele Datteln; in Ahram verkaufte man dem Fremden zehn Pfund der besten Früchte dieser Art um etwa 7 Kreuzer. Auf einem Umweg, der sich landwärts zuerst östlich gegen Firuzabad hinzog, dann südwärts wendete nach Lar, in dessen Nähe die Tamarix articulata ganze Waldungen bildet, näherte sich der Reisende einem südlicheren Punkt der Küste. Es war jetzt die Mitte des Februar gekommen, und bey der Ankunft in Bender Abassy hatte schon die letzte Woche dieses Monats begonnen. Indeß war der Wechsel der Hitze des Tages und der Kälte der Nacht, so wie der öfter sich erneuernde Unmuth über das Volk des Landes dem Reisenden noch nicht nachtheilig gewesen; Dieser hatte sich fast ganz wieder erholt und auch in Bender Abassy, welches erst in der heißen Jahreszeit von bösartigen Fiebern heimgesucht wird, erquickte er sich ungestört an dem guten Trinkwasser der Gegend, so wie an den vortrefflichen Fischen, von denen sein armenischer Knecht zwey große, die zusammen 20 Pfund wogen, um etwa 6 Kreuzer kaufte. Die Seefahrt auf einem arabischen, mit Myrthenblättern und der übelriechenden Asa foetida befrachteten Schiffe, das am 3. März in Mascat landete und die ersten Wanderungen ins Innere des Landes, dessen arabische Bewohner durch ihre uneigennützige Gastfreundlichkeit einen auffallenden Gegensatz gegen die habsüchtigen Perser bilden, waren glücklich vorübergegangen. Weder die Anstrengungen noch die Entbehrungen und die Sorgen, welche der Geldmangel für unsern Reisenden mit sich brachte, hatten auf die geschwächte Gesundheit desselben einen so verderblichen Einfluß gehabt, als die heißen Westwinde (Schemal genannt), deren giftige Wirkung erst nach der Frühlingsnachtgleiche merklich wird. Aucher Eloy gönnte sich auch in dieser Zeit keine Ruhe; er und sein Armenier wurden vom Fieber ergriffen, dessen Heftigkeit der

Gebrauch des Chinin zwar für die äußere Erscheinung etwas linderte, das aber, weil sich der Kranke fortwährend die größesten Anstrengungen in der Hitze zumuthete, desto mehr zu einem gefahrvollen, inneren Feind wurde. Selbst in Bender Abassy, wohin er zu Schiff am 23. April zurückkehrte, fand er jetzt die Hitze fast unerträglich, die Luft höchst ungesund. Besser als aus dem Tagebuch lernen wir die Anstrengungen, so wie die furchtbaren Leiden unsers Reisenden auf seinem Wege von Bender Abassy bis Schiras aus dem Briefe kennen, den er in Ispahan wenige Wochen vor seinem Tode an H. Naudin zu Blois schrieb. Bey all seiner leiblichen Schwäche wollte der unermüdete Sammler dennoch von Bender Abassy noch eine Landreise gegen Süd und Südost unternehmen. Am zweyten Tage dieser Reise überfiel ihn der heiße Wind der Wüste (der Schemal), der ihn zu jeder Bewegung unfähig machte und nach wenig Stunden das Wasser in seinen Schläuchen und den Weingeist in seinen Amphibiengläsern ganz austrocknete. Dennoch raffte sich der unbeugsame Mann wieder auf zu einer viertägigen Wanderung in das Guenaugebirge, ward aber durch diese unmäßige Anstrengung so erschöpft, daß er mehr denn jemals dem Tode nahe schien. Seine große Ermattung war zum Theil Folge des mehrtägigen Wassermangels, deßhalb gab ihm ein Trunk Regenwasser, das ihm ein Araber aus einem Felsenbach schöpfte, wieder so viel Lebensmuth, daß er sich zur Weiterreise nach Schiras entschloß. Jetzt aber, an der Gränze von Persien, begannen erst die schwersten Leiden für ihn. Seine wackern arabischen Kameeltreiber durften ihn nicht weiter als zur Gränzstadt Sazeh begleiten; er war nun in den Händen der habsüchtigen Perser, die sich schon in Sazeh für jedes Kameel auf eine Tagreise von 4 oder 5 Lieuen 12 Franken, in Tarun aber gar für einen Esel dieselbe Summe bezahlen ließen. Bey der Ankunft in Darap war die Noth des armen Reisenden aufs Höchste gestiegen. Er hatte bis Schiras noch einen Weg von 75 Lieuen zurückzulegen, ein schleichendes Fieber zehrte an der Wurzel seines Lebens, sein Reisegeld war bis auf einen kleinen Rest erschöpft, dazu sah er sich von Menschen umgeben, die an seiner Noth ihre Lust hatten, und sich wie Mörder und Diebe gegen ihn benahmen. Denn nur mit großer Mühe und nicht ohne Wunden entgieng er der Gefahr, von ihnen gesteinigt zu werden. Mitten in der Tiefe dieses Elendes kam ihm Hülfe durch einen Mann, der früher im Dienst des Oberst Shee, eines Freundes des Aucher Eloy gewesen und der im Besitz einiger Maulthiere war, mit welchen er die Weiterförderung des Reisenden übernahm. Als dieser krank und matt durch das höhnende, mordlustige Volksgedränge von Darap hinausritt, rief er auf Persisch: „Ein zum Sterben müder Fremdling kam in eure Mauern, um da einige Augenblicke auszuruhen; ihr habt ihn gemißhandelt und verwundet; Gott ist gerecht, er wird euch strafen.“ Die vorhin so laute Menge, als sie diese Worte hörte, schwieg, aber mitten in dieser Stille vernahm man in der Luft ein Geräusch, wie beym Ausbruch des Hagels; ein merkwürdiger Zufall war es, daß gerade jetzt eine dichte Wolke von Heuschrecken sich über die Landschaft warf. Der Pöbelhaufe zerstreute sich eilig, um wo möglich die verheerenden Thiere von seinen Gärten und Feldern abzutreiben; aus dem Munde einiger der Fliehenden hörte man das Wort Peigamber (Prophet). — Zwey Tage später, als der bedauernswürdige Kranke, der übrigens mitten in seiner großen Schwäche noch immer Pflanzen und Insekten gesammelt hatte, in die Nähe von Fasa kam, und aus Furcht vor dem persischen Pöbel in einiger Entfernung von der Stadt sein Nachtlager aufschlug, ergieng es ihm noch schlimmer, als in Darap. Das mörderische Volk schlich sich bey Nacht an das Zelt, schnitt die Seile desselben ab und warf einen so mächtig großen Stein nach der Lagerstätte des Fremden hin, daß dieser abermals in nahe Todesgefahr gerieth. Ja, hiermit nicht zufrieden, kamen am andern Morgen, während der armenische Knecht in der Stadt war, um einige Einkäufe zu besorgen, fünf solche Raubmörder und nahmen dem gerade an einem heftigen Fieberanfall darniederliegenden Manne den ganzen Rest seines Geldes, seine gute Taschenuhr und seine besten Kleidungsstücke. So ist die Sitte der Perser gegen den schutzlos reisenden Fremdling!

In Schiras konnte er nur gegen 12 Procent Interessen auf jeden Monat (144 auf das Jahr),

eine Summe zum Darlehen erhalten; man nannte den persischen Kaufmann, der dieses gab, noch sehr billig. Wie ein Sterbender kam er am 24. Juni in dem lang ersehnten Ruhesitz, in dem armenischen Kloster zu Djulfa bey Ispahan an. Doch die Leidenschaft unsers Sammlers war nicht mit den Kräften des Leibes zugleich vergangen; noch einmal, nach kurzer Ruhe raffte er sich auf zu einer botanischen Wanderung in die Gebirgsgegenden der kriegerischen Baktiaris. Aber ein neuer Ausbruch feindseliger Unruhen unter diesem Volke nöthigte ihn zur Rückkehr nach seinem Ruhesitz und es war höchste Zeit zu dieser Rückkehr, wenn der glimmende Docht seiner Lebenskraft nicht schon auf dieser Gebirgsreise verlöschen sollte. Nur zu einigen Briefen, aus denen noch immer Hoffnung zur glücklichen Heimkehr hervorblickt, wendete er die letzten Kräfte an; bald konnte er das Bett nicht mehr verlassen und am 6. Oct. 1838 verschied er, zwar fern von den Seinen, jedoch mitten unter der freundlichen Pflege der geistlichen Väter des Klosters zu Djulfa und des theilnehmenden Arztes Bertoni.

Wer es noch nicht weiß, welche übergewöhnlichen Kräfte selbst schon die Begeisterung für die Wissenschaft der Menschennatur verleihen könne, der lese diese Reiseberichte des Aucher Eloy.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

Ebern erhielt auf die Bitte des Bischofs Hermann von Wirzburg vom K. Ludwig dem Baier d. d. Nürnberg, Dienstag vor Pfingsten 1335 die Erlaubniß, sich gleich der Reichsstadt Gelnhausen zu befestigen. Dort in Ebern wohnten sehr viele adelige Rittersleute, oder waren in derselben begütert. Die Gasse, wo die Ritter ansäßig oder eingebürgert waren, heißt noch heute die Ritterstraße. Unter den Bäumen der Haube, einem waldigen Berge von ziemlicher Höhe zwischen den Gründen der Preppach und Baunach, schimmern die Ruinen einer alten 3stöckigen Burg hervor. Im Südwesten am Fuße dieses Berges krümmen sich die zerstreuten Häuser des Dorfes Vorbach hin. Es folgt nun die Beschreibung der interessanten Ruine von Raueneck. Im 13. Jahrhunderte war die stattliche Burg das Eigenthum der Dynasten von Raueneck, ohne daß jedoch zuverläßige Urkunden bekräftigen, ob besagte Burg von einem Dynasten dieser Familie erbaut, oder ob einer derselben den Namen der Veste mit ihrem Besitze angenommen. Das Letztere dünkt Hrn. L. das Wahrscheinlichste; „da," wie er sagt, „das Wappen der Herren von Raueneck ihre Abkunft von dem Hause Rotenhan bezeugt." — „In Königsbergs Umgebung, wo ein Oberreichsvogt, waren im Mittelalter viele Burgvögte, namentlich zu Raueneck, Bramberg, Rotenstein, Lauringen, Mainberg ꝛc., welche im 12. Jahrhunderte, als die Gauländer erblich wurden, sich zur Selbstständigkeit erhoben, ihr eigenes Haus gründeten, und im Grabfelde vor allen andern Landbesitzern hervorragten." — Ohne Zweifel, meint Hr. L., habe das Geschlecht der Rauenecke schon im 12. Jahrhunderte geblüht; doch nennen die vorliegenden Diplome diesen Namen noch nicht. Im zweyten Viertel des 13. Jahrhunderts kommen Rauenecke urkundlich vor. Die Burgbesitzer hatten das Namen-spendende Schloß mit Vorbach, Güter zu Gemeinfeld, Bramberg, Marbach, Erlsdorf, Hunefurt, Unfind, Gosmannsdorf, Dalmannsdorf, Frickendorf, Ebern, Tramersdorf, Sand, Heimbach, Lintech, Rügheim, Oberbreitbach, Gemünd, Weisenbrunn, Altenbramberg, den Wald Steinhard, das Gemeindeholz die Harthab genannt, Lentershausen, Brunn, Reuses, Bischwinden, Hofstädten, Schedlint, Albersdorf, Immenwinden und Birkach. Auch hatten sie zahlreiche Lehenleute vom Adel (Aufzählung derselben), woraus sich folgern läßt, daß der Burgherr durch Verleihung des Eigenthums seiner nächsten Umgebungen an wehrhafte Vasallen seinem Stammschloß größere Sicherheit zu verschaffen gesucht habe. Die Burghut von Raueneck hatten noch überdieß Ritter, denen Burggüter auf der Burg selbst für diesen Dienst eingeräumt wurden. Davon haben die Cämmerer, ein altes fränkisches Geschlecht, bereits 1299 erscheinend, ihre Namen genommen. Im 14. und 15. Jahrhundert erscheinen auf den Burggütern daselbst die Familien von Memelsdorf, von Füllbach, von Wiesen, von Marschall und von Fuchs. „Friedrich von Raueneck starb nach 1550 ohne männliche Descendenz; seine Burg und die zu dieser gehörigen Besitzungen fielen daher dem Hochstifte Wirzburg als ein offenes Lehen heim." —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. May.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

The Highlands of Aethiopia described during eighteen months' residence of a British Embassy at the Christian Court of Shoa. By Major W. C. Harris, H. E. J. C. Eng. III Vol. London 1844.

Seit einigen Jahren sind die Länder des östlichen tropischen Afrika wieder das Feld mühsamer Erforschung geworden. Engländer, Franzosen und Deutsche haben je nach ihren Mitteln und Gelegenheiten zur Kenntniß kleinerer Landstriche wesentliche Beyträge geliefert, welche schon dadurch ein großes Verdienst haben, daß sie ihres großen Vorgängers, Bruce, oft bezweifelte Wahrhaftigkeit bestätigen. Was dieser talentvolle und glückliche Reisende für die Länder des nördlichen Abyssiniens und Oberägyptens geleistet, hat ihm ein ebenbürtiger Forscher, unser Landsmann Dr. Rüppel gesichert; und durch seine eigenen wichtigen Entdeckungen und Arbeiten ist die Kenntniß der von ihm bereisten Theile Aethiopiens weit vorgeschritten. Die südlichen Theile des christlichen Abyssiniens und die Galla-Länder in Central-Afrika ermangelten jedoch bis jetzt solcher Forscher, und es war Major Harris vorbehalten, auf der Reise, von welcher in den ersten Blättern des heurigen Jahrganges dieser Anzeigen Nachricht gegeben worden ist, die ersten ausführlicheren Nachrichten über zum Theil ganz unbekannte Striche zu sammeln, und in den drey vorliegenden Bänden kund zu geben, welche, wie wir hoffen, nicht nur den Eifer anderer Reisenden zur Erforschung des geheimnißvollen Innern von Afrika anspornen, sondern auch eingreifende Maßregeln wohlthätiger Gesellschaften seines Vaterlandes veranlassen werden. Die Stellung des Major Harris und seiner Begleiter erlaubte zwar nicht, daß sie ihre persönlichen Untersuchungen weit über die Gränzen des Königreiches Schoa ausdehnten; aber die fleißig zusammengestellten Aussagen der Eingebornen über die Hochländer zwischen dem 30. und 35. Grad östlicher Länge von Paris, und dem 5. bis 10. Grad nördlicher Breite, welche ohne Zweifel den Mittelpunkt des äthiopischen Alpenlandes bilden, rechtfertigen genugsam den gewählten Titel.

Trotz gehäufter Amtsgeschäfte, vielfacher Unterbrechungen, gänzlicher Entblößung von literarischen Hülfsmitteln, und anderer Nachtheile, welche in einem barbarischen Lande der Ausarbeitung eines Werkes entgegenstehen, das seiner Natur nach für einen größeren Kreis von Lesern bestimmt seyn sollte, gelang es Major Harris, in der Hauptstadt des Königreiches Schoa, also an Ort und Stelle selbst, diese kurz nach seiner Rückkehr gedruckten, inhaltsvollen Skizzen in ihrer gegenwärtigen Form niederzuschreiben, von welchen er selbst in der Vorrede sagt, daß man sie frey von dem Geruche nach der Studirlampe finden wird. Ihren Hauptwerth bezeichnet er zwar mit Recht als darin bestehend, daß sie Nachweise über eine Reihe von eifrigen Versuchen geben, genauere Verbindungen mit einem christlichen Volke herzustellen, das noch weniger von der übrigen Welt weiß, als diese von ihm, die Gränzen unseres geographischen Wissens zu erweitern, Handel zu befördern, und das Loos eines der am wenigsten begünstigten Theile des menschlichen

Geschlechtes zu verbessern; aber auch abgesehen von dem großen Werthe seines Inhaltes ist das vorliegende Werk ein neuer Beytrag zu den durch eleganten Styl und gewählte Sprache ausgezeichneten Schriften des Verfassers, welchem eben die besonderen Verhältnisse, unter welchen es geschrieben wurde, eine Frische leihen, die so oft bey nachmaliger Ausarbeitung in veränderter Umgebung verloren geht.

Neben einer seinen Verhältnissen angemessenen Erzählung der Reisebegebenheiten und des Fortganges der ihm anvertrauten Unterhandlungen beschäftigt sich der Verf. ausführlich mit drey größeren Volksstämmen und ihren Sitzen, mit den Adaiel, die auf Beduinenweise das ebene wüstenreiche Küstenland behaupten, den Amhara oder christlichen Bewohnern des südlichen abyssinischen Gebirges, und den Galla, den meist noch heidnischen Eindringlingen in die Hochebenen des Westens und Südens. Während die genaue Schilderung der beyden ersten die Folge eines längeren Verweilens unter ihnen ist, gründen sich die Nachrichten über das letzte Volk nur zum Theil auf eigene Anschauung: denn unbezwungene Galla-Stämme sind noch nicht von Europäern besucht worden; die unterjochten, zum Christenthume oder Islame bekehrten aber haben wenig Eigenthümliches mehr vor ihren Unterdrückern, und sind ein Theil der Habeschi, d. i. des gemischten Volkes geworden.

Die nähere Bekanntschaft mit den Adaiel-Stämmen wurde hauptsächlich durch den Umstand herbeygeführt, daß durch ihr Gebiet der nächste Zugang zu den Christen gefunden wird, deren Landstriche bis jetzt das vorgesetzte Ziel der Reisen in Aethiopien gewesen sind. Mit moslemitischer Unduldsamkeit verbinden diese Nomaden eine Rohheit, welche kaum von den wilden Galla-Horden übertroffen wird. Der letzteren großer Vorzug ist, daß sie sich dem göttlichen Gebote der Arbeit unterworfen haben, während die Adaiel einen solchen Dünkel in ihrem Elende besitzen, daß sie die Arbeit des Landmannes verachten, und wenn in trockenen Jahren der Ertrag ihrer Heerden sich mindert, und nicht mehr zum Lebensunterhalte hinreicht, auf Raubzügen das Nöthige sich suchen. Sie sind wegen ihrer Laster sogar sprüchwörtlich geworden; nach dem Verf. werden sie von ihren christlichen Nachbarn nicht mit Unrecht folgendermassen geschildert: „Ihre Zungen sind lang zum Lügen-Schwatzen, ihre Arme zum Stehlen fremden Eigenthumes, und ihre Füße zum Davonlaufen wie Memmen am Tage der Gefahr und Vergeltung.“ Der letzte Vorwurf scheint nicht weniger begründet als die beyden ersten; nur werden nach den Schilderungen, die der Verf. von den Kriegszügen der Amhara giebt, dieselben eben so oft dieser Niederträchtigkeit schuldig. Es fehlt beyden Völkern jener unternehmende und ritterliche Geist, und jene gänzliche Mißachtung persönlicher Gefahr, welche ihren Erbfeinden, den Galla, eine hauptsächlich kriegerische Richtung gegeben haben, worunter Adaiel und Amhara viel zu leiden hatten, und deren sie nur Meister geworden sind, nachdem die Galla sich feste Wohnsitze erobert und friedlichen Beschäftigungen obzuliegen begonnen hatten.

Die vielfach verzweigten Stämme der Adaiel oder Danakil erstrecken sich der ganzen abyssinischen Küste entlang, und überschreiten nicht die alpengleichen Gebirgsrücken; daher ist ihr Gebiet im Norden sehr schmal, erweitert sich aber im Süden zu einer Ausdehnung von 60 deutschen Meilen nach Westen. Wasserlose Einöden sind nur selten durch Weideplätze und dünne Wälder unterbrochen. Landbau ist ganz unbekannt in ihren meisten Gränzen, wäre auch gegenwärtig nicht mehr möglich auf dem dürren unbewässerten Boden, der auch nur sparsam von oben befeuchtet wird. Die zahlreichen Heerden von Groß- und Kleinvieh, welche den Hauptreichthum der Adaiel ausmachen, müssen mit vorrückender Jahreszeit von den gewöhnlichen Triften zu den wenigen, oft weit entlegenen Thälern getrieben werden, die sich eines beständigen Wasserzuflusses und üppigen Graswuchses erfreuen. Diese wandernde Lebensweise bringt die einzelnen Stämme in eine Berührung, die nicht selten in einem Kampfe um den Besitz des unschätzbaren Striches endigt; daher zu solchen Gründen, auf welchen vertragsgemäß mehrere Stämme sich begegnen müssen, nur die Weiber und Kinder der Betheiligten zugelassen werden, während Handelsreisen oder Pilgerfahrten die streitsüch-

tigen Männer entfernt halten. Außer den Seehäfen, die von Kaufleuten und Fischern bewohnt sind, finden sich nur wenige Dörfer im Binnenlande, unter welchen Aussa, in der fruchtbarsten und wasserreichsten Gegend gelegen, wegen des Reichthumes, der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit seiner Bewohner weithin berühmt ist.

Das sonst so armselige Land besitzt einen unerschöpflichen Vorrath von Salz. Erdbeben und vulkanische Ausbrüche, denen zum Theile auch der auffallende Mangel an Quellwasser und Strömen zugeschrieben werden muß, haben an der Küste merkwürdige Veränderungen herbeygeführt, wodurch frühere Theile des Meeres von demselben abgegränzt und in Binnenseen verwandelt worden sind. Der merkwürdigste dieser Salzseen, der Bahr Assal im Südwesten von Tadschura, an welchem dem Reisenden besonders diese Bildung deutlich wurde, war einst das Ende einer Bucht, deren Fahrwasser am meisten zur Erklärung der statt gefundenen Veränderung dienen mag.

Die Bucht von Tadschura ist ein tiefes enges Becken, von steilen Ufern umfangen, und erstreckt sich in einer Richtung nach Südwest gegen 45 engl. Meilen, worauf die beyden Küsten sich plötzlich dergestalt nähern, daß sie nur einen engen Kanal übrig lassen, der zu einer zweyten inneren Bucht führt. Dieser Kanal ist kaum drey Viertel einer Meile breit, und wird noch durch ein felsiges Eiland verengert; Strudel zur Zeit der Ebbe und Fluth machen die Durchfahrt sehr gefährlich. Die innere Bucht, 12 Meilen lang und 5 breit, hat zwar so salziges Wasser, daß es ein Brennen auf der benetzten Haut bewirkt; doch soll Schlamm, der in einer Tiefe von hundert Faden sich an das Senkbley legt, gar keine Salztheile enthalten. Von vier darin befindlichen Inseln sind zwey unfruchtbare Felsen; die dritte, dreyhundert Fuß hoch und unersteigbar, ist mit Erde und Pflanzenwuchs bedeckt, während die Abhänge der nächstgelegenen vierten ganz kahl sind und unverkennbare Spuren einer späteren vulkanischen Entstehung darbieten als die übrigen Klippen. An dem äußersten westlichen Ende der Bucht befindet sich eine Lagune, dreyhundert Ellen im Durchmesser mit sechzehn Faden Wasser, fast ganz von steilen vulkanischen Klippen eingeschlossen; der Zugang ist durch ein Corallenriff abgesperrt, das während der Ebbe ganz trocken liegt. Manchmal soll das Wasser dieses kleinen Beckens in Strudeln aufkochen, und mit Macht sich über das Riff ergießen; die Eingebornen schreiben dieß einem Zusammenhange mit den Fluthen des benachbarten großen Salzsees zu, dessen Fläche von der Höhe des sie trennenden Lavadammes sichtbar ist.

Es ist also wahrscheinlich, daß diesem kleinen Becken, das den sonderbaren Namen „Quelle des Meeres“ führt, so wie der größeren inneren Bucht, genannt Meerbusen der Gefahr, dieselbe Absperrung von dem Meere gedroht hat; ja es gehört nicht viel dazu, den Kanal, der die letztere Bucht mit dem Meerbusen von Tadschura verbindet, auszufüllen. Daß noch gewaltige Umwälzungen eintreten können, beweisen manche Erscheinungen. Ganz nahe dem Eingange des Kanales noch unterhalb der Fluthmarke findet man während der Ebbe eine heiße Quelle, in deren Wasser hineingeworfene Krabben sogleich umkommen; in den Höhlen des zerklüfteten Lavagesteines wird öfter ein Brausen aus der Tiefe vernommen, ähnlich einem rollenden Donner, doch hat seit Menschengedenken kein Ausbruch Statt gefunden. Für die vergleichungsweise kurze Dauer der späteren Eruptionen in dieser Gegend spricht der Umstand, daß die Lavaströme nicht aus alten, von Auswürflingen aufgethürmten Kratern, sondern aus Spalten in dem Wackengesteine hervorgebrochen sind, das hinwiederum auf Porphyr ruht. Erdbeben haben vielfältige Zerstörung in den mauerartigen Massen angerichtet, die übrigens noch wenig verwittert sind.

Von diesem Damme führt ein sehr abschüssiger, für Kamele kaum gangbarer Pfad hinab an die Ufer des Salzsees. Der Verf. beschreibt den keineswegs erfreulichen Anblick folgendermaßen:

Ein elliptisches Becken, sieben Meilen in der Queracbse, halb gefüllt mit spiegelglattem Wasser im tiefsten Himmelblau, und halb mit einer festen Decke von glänzendem schneeweißem Salze, eingeschlossen von drey Seiten von hohem, heiß aussehendem Gebirge, dessen Fuß sich gäh in die Tiefe des Beckens senkt, und an der vierten von rohen halb gebildeten Lavamassen, zerrissen und getrennt durch unerklärliche Spalten, bot das Aussehen einer verdorbenen, oder wenigstens unvollendet gebliebenen Schöpfung. Bey dem gänzlichen Mangel des Pflanzenwuchses und der Thierwelt muß der Anblick dieser Wüsteney und dieses Pfuhles, über welche ein dumpfes Schweigen herrschte, und die für Jahrhunderte der Dürre, Oede und Unfruchtbarkeit geweiht erscheinen, jeden Beschauer miß-

muthig machen. Kein Laut wurde gehört, kein Kräuseln der Wellen gesehen; die geschmolzene Oberfläche des Sees, gleich polirtem Stahl, lag hier unbewegt von irgend einem Lüftchen. Der Himmel war wolkenlos, und die drohende Sonne, wie eine metallene Kugel in Weißglühhitze, erreichte triumphirend den Zenith in voller Glut mittägigen Glanzes, der in blendendem Schimmer auf das suchende Auge des müden Wanderers von den heißen schwefeligen Bergen zurückprallte. Etwas wie ein weißer Schaum an den abschüssigen Ufern des ruhigen Wassers schien für wenige Augenblicke Bewegung und Fluß zu haben; aber bey genauerer Beobachtung blieb es ganz unverändert — eine krystallinische Efflorescenz. Vampyre und Ghouls fehlten nur, um die Schrecknisse dieses schauerlichen Ortes zu vollenden, der wegen seiner öden Einsamkeit füglich für den letzten der bewohnbaren Erde gehalten werden mag. Ein starker mephitischer Geruch, der das Athmen beengte, erhob sich aus den salzschwangeren Ausdünstungen des stagnirenden Wassers. Ein furchtbarer, blendender Widerschein von der Salzkruste und den Gypshügeln bedrohte das Sehvermögen, und eine entkräftende Schwere in der beladenen Atmosphäre wurde eher vermehrt als gehoben durch das feurige Wehen eines versengenden Nordwestwindes, der ohne Unterbrechung den ganzen Tag anhielt. Die Luft war entzündet, der Himmel funkelnd, und Wirbel von heißem Sande, die in kurzen Zwischenräumen sich hoch in die Lüfte erhoben, wurden so beleuchtet, daß sie wie Feuersäulen erschienen.

Wer wird nicht bey dem Lesen dieser und der folgenden Stelle unwillkührlich zu dem Ausrufe gezwungen:

Heu! heu! quantus equis, quantus adest viris
Sudor!

Nicht zu sprechen von dem gänzlichen Mangel an Trinkwasser und Futter in einem brennend heißen Striche von fünfzig Meilen, von den vielen verworrenen Pässen, kaum weit genug, um ein beladenes Kamel durchzulassen, von dem bittern Hasse der blutdürstigen Stämme, die hier hausen, von der schlechten Beschaffenheit der Strasse, wenn man anders einen Pfad so heißen darf, der oft mit ungeheuren Lava-Blöcken gesperrt ist, und an gefährlichen Abgründen hinführt, so mußte schon der erstickende Sirocco, der während der heißeren Monate über die ungesunde Salzfläche hinstreicht, binnen 48 Stunden den abgehärtetsten europäischen Reisenden niederwerfen. Einigen Begriff von der Temperatur dieser schrecklichen Gegend mag die Thatsache geben, daß fünfzig Pfunde wohlverpackter Wallrathkerzen auf dem kurzen Wege von Tadschura bis an den Salzsee vollkommen schmolzen. Selbst die Adaiel, welche von Kindheit an gewohnt sind, die heiße Tehama zu durchwandern, sprechen davon immer in Verbindung mit dem verzehrenden Elemente, mit welchem es so manches gemein hat, und wenn sie des Salzsees erwähnen, heißen sie ihn geradezu Feuer.

Die Gesandtschaft war in dem ungünstigsten Monate an diese gefährliche Stelle gekommen; andere Reisende haben in den Wintermonaten weniger Beschwerden daselbst gefunden. Alle Karawanen, die von Tadschura nach Aussa oder nach Schoa ziehen, schlagen den Weg über den Salzsee ein, nicht weil er der nächste ist (denn um Zeitverlust kümmern sich die Adaiel nicht), sondern weil sie hier ihre Ladungen mit Salz vervollständigen. Doch gewöhnlich kostet der kurze Aufenthalt an den verrufenen Ufern einige Menschenleben; und die Karawanenführer der Gesandtschaft waren geneigt, das schreckliche Unglück, das Meuchelmörder in den Reihen der schwer geprüften Reisenden anrichteten, als eine Art schuldigen Tributes anzusehen. Um vierzig Tage lang eine weiße Feder im Haare und andere auszeichnende Abzeichen führen zu dürfen, trägt der hinterlistige Adaiel kein Bedenken, wehrlose Fremdlinge, für deren Blut keine Rechenschaft gefordert wird, zu morden. Nur die Furcht vor der unausbleiblichen Rache der Verwandten und Stammesgenossen eines Ermordeten hält noch diejenigen, welche Ruhm und Ehre in der Anzahl der von ihnen Erschlagenen suchen, zurück von blutigen Thaten an allen, die das Unglück haben, ihnen in dieser Abenteuerwuth zu begegnen. Keiner darf muthwillig seine Familie und seinen Stamm in blutige Fehden verwickeln; er würde nicht nur keine Unterstützung finden, sondern selbst aus seinem Stamme ausgestossen werden. So sind auch unter den gesetzlosesten Völkern gewisse nothwendige Beschränkungen der Leidenschaften gegeben, die sich eben so wirksam beweisen, wie die Gesetze der geordneten Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. May.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

The Highlands of Aethiopia etc.

(Fortsetzung.)

Auf dem folgenden Marsche durch die traurige Einöde, welche als eine abschreckende Wildniß, ausgedorrt von der unerträglichen Hitze einer senkrechten Sonne, und ganz ähnlich dem Runn von Cutsch beschrieben wird, wurden die Reisenden in nicht geringe Verlegenheiten gesetzt durch öfteren Wassermangel, den Verlust vieler Lastthiere, und die fortgesetzte Feindseligkeit der rohen Bewohner. Breite Thäler mit ausgetrockneten Strombetten, deren Verlauf meistens von S.W. nach N.O. gefunden wurde, Hügelketten von Trapp- und Porphyrgesteinen, durch Erdbeben zerrissen und zerklüftet, waren nur sehr arm an Pflanzen und Thieren. Die Acacia planifrons, Hyperanthera Moringa, Cadaba rotundifolia, Balsamodendron Myrrha und Opobalsamum, Tamarix africana, Rhamnus Napeca, Cissus quadrangularis, Euphorbia antiquorum, Calotropis gigantea, Stapelia pulvinata, sind die characteristischen größeren Pflanzen dieser Gegend. Der Acanthus carduifolius liefert das einzige Kameifutter; Pferde und Maulthiere sind auf ein Andropogon angewiesen, das ihnen wegen seines starken Geruches widerlich ist. Antilopen (Mhorr, Saltiana), wilde Esel, die ganz denen der indischen Salzebene gleichen sollen, und Straußen bewohnen die weiten Strecken, welche für zahmes Vieh zu sparsam bewachsen sind. Sie halten sich in so zahlreichen Heerden zusammen, wie sie der Verf. in den ergiebigen Jagdgründen Südafrikas oft gefunden hatte; doch die große Ermattung seiner Pferde hinderte ihn hier, eine ähnliche Niederlage unter dem schnellfüßigen Heere anzurichten, wozu ihn theils eigene Lust, theils eingetretener Mangel an Schlachtvieh für die zahlreiche Begleitung einlud. Ein Feld von ausgebrannten oder wenigstens ruhenden Vulkanen, die weithin den Boden wie mit Metallguß bedeckt haben, begränzt in S.W. diese unwirthliche Gegend, jenseits welcher Quellen und Teiche, und damit auch Pflanzen und Thiere häufiger werden. Nirgends aber hat sich der Adaiel Wohnhütten gegründet, sondern als ein wahrer armentarius Afer wandert er umher mit aller seiner Habe und Familie, unbekümmert um die Zukunft.

Abwechselnder wurde die Scene, als die Gesellschaft an die Ufer des Stromes gelangte, der alle Wasser des Ostabhanges der südabyssinischen Gebirgsreihe sammelt, und in einen See ergießt, welcher wahrscheinlich mit dem nahen Meere in unterirdischer Verbindung steht. Die Bänke dieses Flusses, Hawasch, sind mit Waldungen von Acacien, Tamarinden, Tamarisken, Feigen- und Citronenbäumen bedeckt, deren Stämme noch durch Schlinggewächse zu einem Dickichte verflochten sind, durch welches nur die riesige Stärke des Elephanten und Nashornes sich Bahn brechen kann. Der Verf. beschreibt eine Nachtwache in der Mitte von wilden Thieren aller Art, die zum Theil durch einen sonderbaren Zufall herbeygelockt waren.

Viel Schwierigkeit fand man, die Pferde und Maulthiere über den tiefen Fluß zu bringen. Ein eigensinniger Esel, der nur zu gut seine Unfähigkeit zu schwimmen kannte, und durchaus nicht in das Wasser wollte, wurde mit Gewalt an einem Stricke hinübergezogen; aufgeblasene Schläuche ließen ihn zwar

nicht sinken, da er aber seinen widerspenstigen Kopf nicht über der Oberfläche hielt, landete er mit zum Bersten gefüllten Seiten von verschlucktem Wasser. Sein Besitzer, ein alter Wäscher aus Indien, der ihn wie seinen Augapfel liebte, folgte in seiner Einfalt dem scherzhaften Rathe, durch Aufhängen an den Hinterfüßen das Wasser wieder auslaufen zu lassen. Ein Blutschlag war die Folge. Unter lauten Klagen des betrübten Besitzers wurde der Leichnam etwa zwanzig Fuß über das Lager hinausgeschleppt, und kaum war die Nacht hereingebrochen, als schon die gräulichen Würger sich sammelten, und ungeachtet eines lodernden Wachfeuers, das man unterhielt, um den Besuch des Herrn der Wildniß abzuhalten, ihren Fraß begannen mit dem eigenthümlichen Bellen der Befriedigung. Während der Regen in Strömen herabfiel, ertönte ein beständiges Lachen der höchsten Lust, das durch alle die verschiedenen Töne einer reinen Kehle lief, unter dem Zermalmen von Knochen und Verschlingen von Fleisch. Manchmal unterbrach das tiefere Brummen eines größeren Raubthieres die höllische Musik, worauf wieder ein gellendes Gelächter einfiel, wie von einer wahnsinnigen Rotte. Blendende Blitze erleuchteten die Scene dieses Mitternachtsmahles; das Krachen der Aeste im nahen Walde kündigte den nächtlichen Einbruch des Elephanten und Nilpferdes an; lautes Gebrüll und Schnauben fehlte nicht, um das Concert am wilden Hawasch zu vollenden, und lange ehe der Morgen graute, war das Aas gänzlich verschwunden, begraben selbst bis auf den Schädel in dem Magen der lachenden Hyäne.

Der Hawasch schwillt in der Regenzeit bedeutend an, und wo die Karawanen gewöhnlich übersetzen, überfluthet er seine Bänke, die aus angeschwemmtem Lande bestehend nur 18 — 20 Fuß hoch sind. Er läßt dann auf beyden Ufern kleine Seen zurück, von denen einige auf dem linken so tief sind, daß sie nicht austrocknen, und zahlreiche Nilpferde bergen. Den allzeit hungrigen Kameltreibern und Führern verschaffte hier die sichere Hand des geübten Jägers eine seltene Mahlzeit durch die Erlegung eines solchen Ungeheuers, das mit einer einzigen in ein Auge beygebrachten Kugel gefällt wurde. Mit nicht geringerer Gier, als kurz zuvor die Hyänen gezeigt hatten, schritten sie an die Zerstückung und Vertheilung des fettigen Fleisches; und nicht lange währte es, so war von dem gewaltigen Thiere nur noch ein Haufen Knochen übrig, indem selbst die zolldicke Haut zu Schilden und Peitschen ausgeschnitten wurde. Die Waffen der Adaiel sind ganz unzureichend zur Bewältigung der größeren Dickhäuter; und da ihnen auch die nöthige List und Energie mangelt, womit andere jagdlustige Stämme ihre eben so einfachen Angriffswaffen den unbändigsten Thieren furchtbar machen, müssen sie den ungleichen Kampf vermeiden, und die besten Striche ihres Landes, die Flußufer, dem Wilde überlassen.

Von dem linken Ufer des Hawasch dehnt sich eine sanft ansteigende Ebene aus bis an den Fuß der Gebirge von Schoa. Obwohl der vorzügliche Boden durch periodische Regen und oft austretende Bäche ausnehmend fruchtbar gemacht wird, und bey einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß über dem Meere die mittlere Temperatur des Jahres gemäßigt erscheinen muß, ist doch dieser Strich fast gänzlich verlassen, und wird als neutrales Gebiet zwischen den Adaiel-Stämmen und den Argobba, den Bewohnern der schoanischen Provinz Efat, betrachtet. Räuberische noch nicht angesiedelte Gallahorden streifen häufig bis zu den Gränzdörfern, die am Saume der großen Wildniß Pflanzungen von tropischen Gewächsen besitzen. Als das abyssinische Reich noch nicht zersplittert und verarmt war, geboten kaiserliche Statthalter über das ganze Stromgebiet des Hawasch, und führten ihre Heerhaufen auch nicht selten in die Wüsteneyen der damals schon drohenden Adaiel. Die folgenden unglücklichen Kriege zwischen den Christen und Muhamedanern, in welchen beyde Theile so furchtbar litten, daß sie aus Erschöpfung den Kampf unentschieden lassen mußten, führten zur Einwanderung der Galla, zuerst in die entvölkerten Ebenen des Hawasch, später sogar in die Mitte des wankenden Kaiserreiches. Ihr Auftreten war so allmählig und im Anfange so wenig Schrecken erregend, daß sie von den Abyssiniern für Stammesgenossen gehalten wurden, die durch Umgang und Vermischung mit heidnischen Gränzvölkern verwildert wären. Aber nach kurzer Zeit traten sie als Eroberer auf; zahllose Schwärme brachen herein, und nahmen eine Provinz nach der andern, so daß von dem ganzen südlichen Reiche nur die unzugänglichsten Gebirgsrücken den Christen verblieben. Gurague, Enarea, Damot, Schoa und selbst ein Theil von Amhara fielen in ihre Hände,

und wurden sogleich dauernd besetzt. In wenigen Jahrzehnden jedoch war die Eintracht, welche sie unüberwindlich gemacht hatte, dahin; sie schieden sich in zahlreiche Stämme, welche die bisher an dem gemeinsamen Feinde so siegreichen Waffen gegeneinander kehrten; die einen hatten sich friedlichen Beschäftigungen hingegeben, während die anderen für ihre annoch kriegerischen Neigungen Befriedigung suchten. Damit war auch der Schrecken ihres Namens gewichen; es war den abyssinischen Fürsten ein leichtes, mit Hülfe geworbener Gallatruppen die in ihr Gebiet eingedrungenen Fremden zu vertreiben. Jedoch die entlegeneren Provinzen des aufgelösten Kaiserreiches, aus welchen sich die Christen fast gänzlich zurückgezogen hatten, blieben fortan in der Gewalt der Einwanderer, und nur in der neuesten Zeit gelang es einzelnen christlichen Häuptlingen, in denen ritterlicher Geist wieder erwacht ist, aus der Zersplitterung und Uneinigkeit des Volkes der Galla Nutzen zu ziehen, und zahlreiche Stämme derselben zinspflichtig zu machen. Aber nicht allein die Christen litten unter dem Einbruche der Galla; auch den Muhamedanern machten sie sich furchtbar durch Eroberung einiger Oasen der Wüste, und durch häufige räuberische Ueberfälle; und obwohl neuerdings viele Stämme ihren Götzendienst mit dem Islame vertauscht haben, bewahren sie dennoch dieselbe Feindschaft gegen die muhamedanischen Adaiel, wie gegen die christlichen Amhara.

Diese in Abyssiniens Geschichte so wichtigen Ebenen des Hawasch sind noch jetzt häufig der Schauplatz blutiger Kämpfe. Die Amhara steigen herab von ihren uneinnehmbaren Felsen, und rauben die Viehheerden der Galla, die im Winter daselbst weiden; mit unmenschlicher Grausamkeit rächen sich die letzteren an dem nächsten wenn gleich ganz unschuldigen Dorfe. Auch die Adaiel lassen kein Jahr vorübergehen, ohne sich an den Galla zu versuchen, deren Kinder auf den arabischen Sklavenmärkten besonders gesucht sind. Hart bedrängt von beyden Seiten können die unglücklichen Stämme auch keine Hülfe finden bey anderen, die nach Abstammung, Sprache und Sitte ihre Verbündeten seyn sollten; und sie werden in Kurzem gezwungen seyn, sich einem ihrer mächtigen Feinde zu unterwerfen.

Die bergbewohnenden Abyssinier haben keine Neigung dauernde Niederlassungen in der Ebene zu gründen. Sie fürchten mit Recht das ungesunde Klima der Niederungen, die daselbst schwer auszurottenden wilden Thiere, und die Leichtigkeit eines plötzlichen Ueberfalles. Der Anblick der Gränze von Schoa gegen die Wildniß des Hawasch führt den Verf. zu folgenden Betrachtungen:

Von allen natürlichen Gränzen, die im Stande sind, Nachbarvölker zu trennen, ist sicherlich die Reihe alter und neuer Zeugen der ungestümen Macht des unterirdischen Elementes, wie sie die östliche Gränze von Schoa nachweist, die geeignetste, den geschiedenen Völkern zu zeigen, daß dem Ehrgeize gewisse Beschränkungen von dem Allmächtigen gesetzt worden sind. Das abyssinische Gebirge erhebt sich wie ein Bollwerk aus der oceangleichen Ebene der Adaiel zu einer Höhe, die in einem Aufsteigen von wenigen Stunden einen Unterschied von 26 Graden des Reaumur'schen Thermometers zeigt. Die hochgelegenen Landschaften verlangen ein anderes Geschlecht, als die niedrigen, da sie so wesentlich verschieden sind in Boden und Atmosphäre; und wirklich werden sie von so durchaus unähnlichen Stämmen bewohnt, als ob ein weites Meer sie trennte. Ehrsucht führt zuweilen den einen oder den andern Theil über die bestimmte Gränze, aber eine kurze schreckliche Erfahrung auf dem verbotenen Gebiete verfehlt nie, die Unhaltbarkeit der Eroberung darzuthun. Nur der abgehärtete Wanderer und der Seelenverkäufer suchen ihren einsamen Weg durch das neutrale Gebiet. Seine verrätherische Oberfläche ist bald mit üppigem Pflanzenwuchse bekleidet, der nur der Unform des Elephanten, Büffels und Rhinoceros nachgiebt — bald zeigt sie eisengleiche Lava, womit in nicht sehr ferner Zeit die gähnende Kluft das Land ringsum überschüttete; und während einige dieser Schichten in den Spalten ihrer dunkeln Abgründe die Regenwasser sammeln, um die riesenhaften Bewohner der Wildniß zu erfrischen, entsenden andere aus ihrem heißen Busen heilsame Quellen, um die Leiden des menschlichen Geschlechtes zu lindern. Aber selbst das Gedenken der gegenwärtigen Generation spricht davon, daß der Verheerungen noch kein Ende. Vorhandene Krater nehmen in langen Zwischenräumen ihr altes Werk der Zerstörung wieder auf, und gewaltige Erdbeben erschüttern von Zeit zu Zeit das Land bis zu den Grundvesten des unzerstörbaren Walles, der von dem Allmächtigen im Herzen des heidnischen Afrika um die Wohnstätten einer Million von Christen ist aufgerichtet worden.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

So Hr. L. Dagegen erließ nun Hr. G. R. W. Müller von Rauneck, Ritter, Rechtsconsulent, Historiograph, auch Mitglied vieler gelehrten Vereine, unter dem 1. August 1842 von Schleusingen aus an Hrn. L. ein offenes Sendschreiben, welches als Beylage IV. des sechsten Jahresberichtes des hist. Vereins zu Bamberg, S. 65 — 67 abgedruckt ist, in welchem er das Aussterben der Rauenecke in der Person Friedrichs geradezu in Abrede stellt und die Linea recta descendens der Friedrich von Rauneckischen Kinder, Enkel, Urenkel u. s. w. bis auf seine Person, und, nimmt man hinzu, was er über Friedrichs Vater, Georg, und Urgroßvater, Simeon sagt, vom Sterbejahre Simeons 1491 bis herab auf seine Zeit geführt hat.

Wenn Jemand mit beharrlichem Fleiß und vom Glück begünstigt die Urkunden seiner Familie gesammelt, durchlesen und geprüft hat, so steht ihm in einer solchen Materie ein glaubenerwerbendes Wort vor allen andern, die nicht so an der Quelle sitzen, mit vollem Rechte zu. Wir halten dafür, daß Hr. Müller von R. sich in diesem Falle befinde, und sehen den von ihm versprochenen näheren Aufklärungen begierig entgegen. Auch Hr. L. wird mit seiner Gegenrede nicht ausbleiben, wenn es, was wir im Augenblicke nicht wissen, nicht bereits geschehen seyn sollte. Dadurch aber kann die Wahrheit nur gewinnen. Es sagt Hr. L., was wir gegen Hrn. M. v. R. bemerken müssen, nicht, daß Friedrich von R. im Jahre 1550 ohne männliche Nachkommen gestorben, sondern es heißt bey ihm, er sey nach dem Jahre 1550 gestorben. Und so wäre des Hrn. M. v. R. Angabe des Todesjahres Friedrichs nur ein näherer Nachweis dieses vom Hrn. L. allgemein gehaltenen Ausdruckes.

Zwischen Fierst und Hemmendorf, nordwestlich von Ebern, in einem Waldbezirk soll der Sage nach eine Burg gestanden seyn. Bis in die neuere Zeit wurden auf dieser Stelle die Eberner Zentgerichte ausgerufen. Jetzt gräbt man die Grundmauern aus und verwendet sie zu Häuser- und Straßenbauten. Es ist dieß ohne Zweifel die Burg Gutenfels, die schon 1225 eine Ruine war; der dem alten Castrum naheliegende Wald (Castrum Gvtenfels cum adjacente silua) hat sich auch über die Burgstätte verbreitet und ist nach langem Streite im 18. Jahrhunderte unter die benachbarten Gutsbesitzer und Gemeinden in 9 Theile vertheilt worden.

Die Burg Rotenhan, das Stammhaus eines der reichsten und begütertsten Geschlechter Frankens, „welchem das Vaterland nicht nur große Thaten der Tapferkeit, sondern zugleich eine seltene Pflege der Religion, Wissenschaft und Kunst und unausgesetzte Sorge für den Wohlstand verdankt", wurde nach heftiger Gegenwehr und einjähriger Belagerung am 7. Julius 1321 durch Bischof Wolfram von Wirzburg zerstört. Hr. L. setzt das erste erweisliche Auftreten der Rotenhane mit Heinrich von Rotenhan in das Jahr 900. Aber erst von Wernher 1190 (vergl. österreich. Stammtafel, Banz II. Anhg. IV.) an und von seinem Bruder Winther, Schenk von Rotenhan (1229) ist eine zusammenhängende Folge vom Vater auf den Sohn richtig aufzuführen, welcher Letztere als Stammvater sämmtlicher Rotenhane zu betrachten ist, wozu auch die Grafen von Rotenhan zu Untermerzbach gehören, denn sie haben mit den Freyherren von Rentweinsdorff gleichen Ursprung.

Eiringshofen, von jeher der adeliche Ansitz der freyherrlich von Rotenhanischen Familie, soll Wolfram II. nach Zerstörung des Stammschlosses erbaut und bewohnt haben. Nach Oesterreichers genealog. Tabelle wäre es wohl eher Wolfram III. von 1303 – 53 gewesen, als Wolfram II., dessen Todesjahr Oesterr. zum J. 1303 setzt. Die aufrührerischen Bauern zerstörten das Dorf Eiringshofen, wofür die 3 Brüder von Rotenhan die Entschädigungssumme von 1495 fl. erhielten. Das Schloß, in den Jahren 1559, 1588 und 1749 erbaut, gewährt durch diese Mischung der verschiedenen Bauarten einen ganz besonderen Anblick.

Das alte Schloß Fischbach, welches die von Rotenhan im zweyten Viertel des 11. Jahrhunderts besaßen, ward im Bauernkriege zerstört und von dem durch Johann Georg von Rotenhan im J. 1605 neu erbauten steht gegenwärtig nur das untere Stockwerk.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. May.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

The Highlands of Aethiopia etc.

(Fortsetzung.)

Ganz augenscheinlich sind diese Christen für ihr getreues Ausharren in den Tagen der Versuchung gesegnet worden. Sie haben sich ihrer Dränger, der Bekenner des falschen Propheten, und der Heiden entledigt und ihr lange vorenthaltenes Erbtheil wieder eingenommen. Aber während sie mit Glück äußere Feinde von ihren Gränzen abhalten, nähren sie verderbliche Zwietracht in ihrem Innern. Sie haben offenbar nicht alle Unreinigkeit verbannt, womit sie während ihrer langen Botmäßigkeit unter den Ungläubigen angesteckt worden sind. Der Verf. urtheilt folgendermaßen über den Bildungszustand und die Bildungsfähigkeit des abyssinischen Volkes:

In ihrem gegenwärtigen Zustande bieten die Abyssinier die sonderbarste Vermischung von Eitelkeit, Demuth und Verwilderung, von Frömmigkeit, Aberglauben und Unwissenheit dar. Aber im Vergleiche mit anderen Völkern Afrikas stehen sie unzweifelhaft auf einer hohen Stufe; sie zeichnen sich in Künsten, Ackerbau, Gesetzen, Religion und gesellschaftlichen Einrichtungen vor allen den verfinsterten Völkern dieses Erdtheiles aus. Das wenige vorhandene Gute mag mit Recht den Resten des Christenthumes zugeschrieben werden, das, wenn auch auf felsiger Küste gestrandet, und in Stürmen von Jahrhunderten herum geworfen, doch noch nicht ganz versunken ist. Aber von der gegenwärtigen Entartung dieses Volkes, das christliche Glaubenslehren als Erbgut verwahrt, kann man lernen, wie gänzlich unwirksam das Bekenntniß und die Befolgung der äußeren Formen des Christenthumes ist, wenn es nicht unterstützt wird durch hinlängliche Geistesbildung, um dessen Geist und Wahrheiten in dem Herzen des natürlichen Menschen Wurzel schlagen, und an seinem Charakter Früchte bringen zu lassen. Es giebt vielleicht keinen anderen Theil des ganzen Festlandes, welchem man mit besserem Enderfolge europäische Bildung beybringen könnte; und obgleich Abyssinien jetzt zu einem unbedeutenden Reiche herabgesunken ist, könnte es doch unter gehöriger Leitung und Führung die Verbesserung des Looses aller Nachbarvölker erzielen, während es selbst seine frühere Stellung als erste Monarchie Afrikas einnehmen würde.

Die ausgezeichnete Fruchtbarkeit des Bodens, das glückliche Klima, die Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe der Bevölkerung versprechen allerdings viel, und die Abyssinier wären wohl würdig, in die Reihe der handeltreibenden Nationen des Ostens einzutreten. Aber bis jetzt hat ehrlicher Handel noch mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen, da noch keine in das Innere des Landes schiffbaren Flüsse aufgefunden, keine Strassen in den unwegsamen Gebirgen gebaut, keine Sicherheit in den Gestadeländern hergestellt, und kein Verbot des Sklavenhandels erwirkt ist. Diese zum Theil natürlichen Hindernisse eines regelmäßigen und lebhaften Verkehres mit überseeischen Nationen werden wohl den erwünschten Zeitpunkt noch weit hinausrücken, wann Wohlstand und damit auch Bildung bey dem noch auf sich selbst angewiesenen Volke einzieht, und dasselbe befähigt zu seiner Aufgabe, ein Licht unter den Heiden zu seyn.

Der natürliche Reichthum des abyssinischen Gebirgslandes besteht mehr in der Fruchtbarkeit der Oberfläche, als in Ergiebigkeit der noch wenig aufgeschlossenen Tiefe, oder in besonderen Vorzügen der jagdbaren Thiere und der Viehzucht. Bis jetzt

zwar hat sich der Landbau fast nur auf Getreide und Baumwolle beschränkt, da andere Bodenerzeugnisse nur geringes Bedürfniß im Lande selbst, und keine Nachfrage im auswärtigen Handel finden. Aber in der Cultur dieser beyden Ackerpflanzen leisten die Abyssinier Außerordentliches. Nicht nur einige, dem Osten eigenthümliche, sondern fast alle in Europa cultivirten Cerealien werden in einer Mannigfaltigkeit, Güte und Menge erzeugt, wie vielleicht an keinem andern Punkte der Erde. Von Waizen allein unterscheidet man vierundzwanzig Sorten, von Gerste sechzehn, von Roggen zwey, von Haber zwey, von hirseähnlichen Samen vier, von Mais zwey, und von Moorhirse achtundzwanzig. Die drey letzteren gedeihen am besten in den tiefen Thälern, während die übrigen die Seiten der Berge bis zu den höchsten bewohnten Punkten, gegen 9000 Fuß über der Meeresfläche, bekleiden. Bey der großen Regelmäßigkeit der Jahreszeiten ist Mißwachs des Getreides selten; aber durch Hagelschlag, heftige Regengüsse, Heuschrecken-Fraß und Mehlthau werden öfter bedeutende Striche ihrer Ernte beraubt. Mit Ausnahme des Habers dienen sie alle zum Gebrauche des Menschen als Mehl und Malz; Gerste und Moorhirse sind auch Pferdefutter und werden zu den Adaiel verführt. Das Mahlen des Getreides, ein Geschäft der Weiber und Sklavinnen, geschieht auf einer rohen Handmühle. Die Abyssinier haben die Tradition, daß in uralter Zeit die Kunst Mehl zu mahlen unbekannt, dafür der noch jetzt häufige Gebrauch, die ganzen Getreidekörner ohne weitere Zubereitung zu essen, allgemein gewesen sey. Da schickte Gott in der Gestalt einer armen Magd eine Wohlthäterin, welche nicht nur die unschätzbare Erfindung, wie sie jetzt besteht, lehrte und verbreitete, sondern auch durch andere Wunder sich als eine nicht geringe Heilige erwies. Als sie nämlich eine große Masse Getreides, das sie mahlen sollte, durch einfache Berührung in Mehl verwandelt hatte, wollte der Dienstherr den bedungenen Lohn ihr vorenthalten, weil nicht durch ihre Arbeit das Werk geschehen sey. In dem Streite, der sich deßwegen entspann, verhalfen ihr die Schäfer zu ihrem Rechte; und aus Dankbarkeit gegen dieselben legte sie den Gläubigen die Pflicht auf, jährlich an einem gewissen Feste die Schäfer mit Brod zu speisen; über den harten Dienstherrn aber, und alle seine Freunde und Besitzungen brachte sie die Strafe von Sodom und Gomorrha; der geheimnißvolle, gefürchtete See Alobar in der nordwestlichsten Provinz von Schoa birgt den Schauplatz dieses Wunders.

Waizenbrod ist, da es auch im heiligen Abendmahle als Hostie genossen wird, für eine so kostbare Gabe Gottes geachtet, daß wenn zufällig ein Stück im Feuer ungenießbar wird, oder gar einem Hausthiere zur Beute fällt, Mangel und Hungersnoth befürchtet wird. Nur die Wohlhabenderen genießen gesäuertes Waizen- und Roggenbrod. Das Mehl der hirsenartigen Samen wird zu ungesäuerten Kuchen und einer Art Polenta verwendet. Der Verbrauch von Gerste und Moorhirse zu einem wenig gegohrenen, geschmacklosen Biere ist allgemein, um so mehr, da die Bereitung des Methes nur dem königlichen Haushalte zusteht, und außer diesen beyden kein anderes Getränke bekannt ist.

Der Baumwollenstrauch erfordert gegen Wind und Wetter geschützte, leicht zu bewässernde Felder; daher wird er selten an den Bergabhängen, gewöhnlich in den Thälern an den Flußufern angepflanzt. Zwey sehr auffallend verschiedene Arten werden auf einem Felde vermischt angetroffen; die eine erreicht eine Höhe von sieben Fuß, hat tief gespaltene, kleine Blätter, eine kleine Blumenkrone; die Samenkörner sind vollkommen mit einem dichten Filze überzogen. Die andere Art bleibt niedrig und wächst in dem Schatten der ersteren; sie hat größere Blätter und Blumen, und ihr Same ist nur mit wenigen kurzen Haaren besetzt. Bey dem Einsammeln der Kapseln werden beyde Sorten sorgfältig unterschieden, da sie nicht von gleicher Güte sind. Die Wolle der ersteren ist kurz und grob, und heißt Baumwolle von Efat, da sie in dieser Provinz einheimisch seyn soll; die zweyte, genannt Gondar-Baumwolle, da sie erst aus dem nördlichen Abyssinien hieher verpflanzt worden, ist lang, leicht, fein, seidenglänzend, die ostindische übertreffend, und der amerikanischen gleich. Beyde Pflanzen dauern sechs bis sieben Jahre, gewöhnlich aber werden sie nach dem vierten Jahre nahe der Wurzel abgeschnitten, worauf die neuen Schößlinge noch mehrere ergiebige Ernten tragen. Von einem Strauche der gröberen

Sorte erhält man zweymal jährlich zwischen vier und fünf Pfund Wolle, von der vorzüglicheren Art etwas weniger. Die Samenkörner läßt man einige Zeit in Asche liegen, und reibt sie vor dem Stecken mit Lehm, damit sie schneller keimen. Wo es thunlich ist, werden die Felder oft überschwemmt. Die Heuschrecken berühren den Strauch nicht, Vieh nnd Wild aber muß sorgfältig abgehalten werden. Die Samen sind Nahrungsmittel und Futter in Zeiten des Mangels. Adaiel und Galla kleiden sich in die starken Zeuge, welche der abyssinische Weber auf einem sehr kunstlosen Webestuhle zu bereiten weiß.

Schotengewächse sind nach dem Getreide und der Baumwolle die wichtigsten Culturpflanzen in Schoa. Pferdebohnen bilden frisch und roh eine Lieblingsspeise aller Klassen; trocken werden sie den bevorzugten Maulthieren verfüttert. Kichererbsen, Linsen, gewöhnliche Erbsen und Bohnen verhelfen dem Abyssinier zu einer Abwechselung in den Gerichten während der schweren, langwierigen Fastenzeit, in welcher auch Nesseln, Sauerampfer, Kohl und Kürbisse genossen werden. Die Kartoffel, Eierpflanze, Tomata und Yam sind noch nicht eingeführt. Weniges Zuckerrohr wird an den heißesten Stellen der östlichen Provinz gebaut, jedoch nur roh verzehrt, so wie auch die ausgezeichnet zuckerhaltigen Halme einer gewissen Art Moorhirses. Tabak als perennirende Pflanze liefert ein sehr geringes Blatt. Brennöl wird gewonnen aus den Samen des Leines, einer gewissen Kohlart, des Safflors und der Polymnia abyssinica, vorzüglich aber aus den beyden letzteren. Die Benützung der Indigopflanze und des Flachses ist nicht bekannt, eben so wenig Seidenzucht. Koriander, Schwarzkümmel, Senf, und besonders spanischer Pfeffer sind die einheimischen Gewürze; die sehr beliebte, als Tausch-Artikel begierig gesuchte Frucht der Pfefferrebe muß noch von auswärts bezogen werden.

An Obstfrüchten hat Abyssinien einen auffallenden Mangel. Der Dattelbaum und andere Palmen gehen nicht über die Seeküste hinaus; außer dem Pisange, der eingebürgert ist, werden als große Seltenheit hie und da Granatäpfel, Pfirsiche, Pomeranzen und Weintrauben gezogen. Von wildwachsenden Früchten ist nicht viel Brauchbares vorhanden; kleine Citronen, geschmacklose Feigen, die Steinfrüchte des Rhamnus Napeca, der Cordia abyssinica und einer Flacourtia, und die Beeren einiger Rubus-Arten werden selten den Affen streitig gemacht. Kaffee der besten Sorte, der im europäischen Handel Mokka-Kaffee heißt, wächst wild in den von Muhamedanern bewohnten Bezirken; die Christen lassen den Strauch nicht aufkommen und verabscheuen die Benützung der Bohne als einen wesentlich muhamedanischen Genuß.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

Lichtenstein, das Stammhaus der einst so blühenden Freyherren von Lichtenstein ward gleichfalls durch die Bauern zerstört, und, wie es scheint, nicht wieder erbaut. Die malerischen Ruinen, darunter ein riesiger Wartthurm, überschauen die weite Hochebene und das breite Baunachthal. Die Lichtensteiner treten bereits in der letzten Hälfte des XI. Jahrhunderts an der Baunach auf. Den Abt Karl von Banz aus der Familie von Lichtenstein hat Oesterreicher S. 157 geradezu geläugnet und ebenso den Eberhard, als von welchem keine Urkunde Meldung macht, aus der Reihe der Banzer Aebte gestrichen, S. 160. Die Lichtensteiner Besitzungen hat in neuerer Zeit Hr. Graf von Rotenhan in Merzbach an sich gebracht.

Die größte Ruine in Deutschland ist nach der Heidelberger die von Altenstein, von deren Trümmern herab eine herrliche Fernsicht sich darbietet. Diese Burg war das Stammhaus der Freyherrn von Stein zu Altenstein. Die Bauern haben sie gebrochen; sie wurde jedoch wieder aufgebaut; im Schwedenkriege wurde der Burgherr Caspar von Altenstein am 8. Dezbr. 1631 von feindlichen Reitern erschossen. Hans von Altenstein soll bereits 938 vorkommen? — Die Geschichte von den nach geschehener Einnahme der Burg auf Befehl des Wirzburger Bischofs enthaupteten eilf Gebrüdern von Altenstein, und wie der Bischof dem zwölften, Herdegen von A. die altensteinischen Güter zu Lehen auftrug, ist hier mit Hinweisung auf Gropp II. 107 kurz erzählt.

Gelegentlich des Schlosses Birkenfeld, welches spä-

ter an die Familie von Hutten kam, wird dieß edle Geschlecht gleichfalls vom Hrn. L. in sehr alter Zeit vorkommend angegeben. Ehrenreich von Hutten wäre als Marschalk des Abtes von Fulda gegen die Hunnen dem Kaiser zu Hilfe gezogen? — Hr. L. zählt sodann von den Orten Leuzendorf, Weisenbrunn (Herold von Wizenbrunn, 1177), Burgpreppach (Breitebach 1158, Rumold und Gerung de Br.), Ditterswind (1182), Bettenburg (meranisch, dann Bambergisch, hierauf Hennebergisch, endlich dem Geschlechte der Truchseße von Wetzhausen seit 1343 bis heute zuständig), Walchenfeld, Schweinshaupten (1170, das Geschlecht derer von Schw. starb mit Wilhelm von Schw. 1600 aus), Stöckach und Bundorf (800, 811, 24. Febr.) die merkwürdigsten geschichtlichen Momente und den Wechsel ihrer Besitzer auf, wie sich dieselben aus Urkunden und Akten herausstellen.

Um 1517 vereinigte sich die zahlreiche Ritterschaft zum Canton Baunach, der im J. 1807 aufgelöst worden ist. Seine Kapitalien wurden dem Staatsärar überwiesen, und von allen Adelsgeschlechtern des Mittelalters in dieser Gegend haben sich nur 4, die von Rotenhan, von Altenstein, von Truchseß und von Fuchs erhalten.

Die alten Hoch- oder Heerstraßen sind überall auf den Bergrücken gebahnt und ziehen sich daher immer zwischen zwey Thälern hin, nur im unvermeidlichsten Fall senken sie sich in die Thäler, um bald wieder die Höhen zu gewinnen. Sie halten, wie die römischen viae militares, die geradeste Richtung ein und gehen entweder über heidnische Grabhügel oder doch in deren Nähe vorüber. Eine solche Straße ist der sogenannte Rennweg oder Rennsteig, auch die hohe Waldstraße geheißen. Nach J. Wern. Krauß in Hildburghausen: „gründlicher Nachricht von dem alten Pago Hassgau. 1762. 4.“ Manuscript, sind diesem Gelehrten noch oben auf dem Haßberg die Marksteine gezeigt und daben gemeldet worden, daß derselbe (Rennweg) sich nordwestwärts gegen Hessen, und südostwärts gegen den Böhmerwald erstrecke. Vom Haßberg geht diese Straße auf Manau, an den Bramberger Wald oberhalb Goßmannsdorf, Unfind, Königsberg auf Göslau, und von da weiter durch den Stettfelder Wald nach Bamberg oder dasige Gegend, nirgends von einem Fluße durchschnitten, immer auf den Höhen fortlaufend. Diese Hochstraße, bemerkt Hr. L., und auch Greb, endigt sich bey Dörfleins, wo sich der Uebergang noch bis auf den 30jährigen Krieg durch eine feste (?) Brücke bey Hallstadt erhalten hat. Wahrscheinlich die vom Feldmarschall Horn abgebrannte hölzerne Brücke (Ludewig scptt. rer. Bbgens. S. 1031), deren Pfähle der Unterzeichnete bey niederm Wasser noch gesehen hat. — Die zweyte Hochstraße zieht sich von Königshofen bis Baunach meistens durch Waldungen, keine Orte berührend; bey Baunach gieng sie über diesen Fluß und verband sich mit der von Magdeburg und Erfurt auf Forchheim (805) ziehenden. Diese Baunachstraße (hier ist wohl die Abtheilung von Königshofen bis Baunach gemeint), welche von Niedersachsen nach Nürnberg führte, war in früherer Zeit sehr besucht; durch die neu angelegten, obgleich weitumführenden Chausseen der Nachbarschaft ist sie — bis auf die neuesten Zeiten — ganz verödet, der Handel und die Gewerbe gesunken und die Gegend fast verarmt. Aus dem zeither über die Geschichte Vorgetragenen ergiebt sich, daß die Baunachgegend die Stätte alter Orte und Schlösser sey.

Kriege und Fehden der Ritter ꝛc. sind der Gegenstand des letzten Hrn. Die Bewohner dieser gesegneten Gegend wurden gar sehr durch häufige Kriege und die in ihrem Gefolge befindlichen Morde, Verwüstungen, Hungersnoth und Krankheiten heimgesucht. — Der Möglichkeit, daß Hunnen bis hieher im Jahre 955 (im August desselben Jahres die Lechfeldschlacht) vorgedrungen, wird mit Bezug auf den Hunnenberg bey Untermerzbach erwähnt, so wie der Wanderzüge nach dem hl. Grabe und der Faustrechtszeit. — Vor ihr schon ließ der große Barbarossa 1168 (M. B. 29. 1. S. 387 und 392) das Raubschloß Bramberg zerstören. Wie das Schloß Rotenhan gebrochen wurde, ist oben erzählt. — Ebern schloß sich im Jahre 1397 gegen den Bischof Gerhard zu Wirzburg an den fränkischen 11 Städtebund (Wirzburg, Gerolzhofen, Karlstadt, Haßfurt, Meiningen, Königshofen, Mellrichstadt, Fladungen, Schwarzach, Seßlach und Ebern), um sich in den Schutz des Kaisers und Reiches zu begeben; aber schon 1399 kehrte die Stadt zur Unterthänigkeit unter den Bischof zurück, der ihr auch alle ihre „Rechte, Freyheiten und Gewohnheiten, die sie von Alters her von Uns,“ — sagt der Bischof —, „und Unserm Stift gehabt haben,“ wieder gab. Auch mit mehreren Rittern hatten die von Ebern Fehde zu bestehen, z. B. mit Heinzen Hosenknopf 1398, der die Urphed schwören mußte (die Original-Urkunde auf Pergament befindet sich noch in Ebern), mit Martin Loßberg, welchen die Bürger von Ebern sammt seinem Knecht 1399 fiengen und der sich mit 212 fl., nach Hrn. L. mit 302 fl., lösen mußte, nebst dem Versprechen, seine Helfershelfer niederzulegen (Greb).

Im Jahre 1500 wurden die von Rotenhan von den Lichtensteinern und Rauneckern überfallen. Ob der Baunachgrund Hussiten gesehen, bezweifelt Hr. L.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. May.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

The Highlands of Aethiopia etc.

(Fortsetzung.)

Von den wilden Arzneygewächsen, die in Abyssinien sich finden, sind nur wenige daselbst bekannt und in allgemeinem Gebrauche, hauptsächlich solche, die gegen die beschwerliche und häufige Helminthiasis wirksam gefunden werden. Andere sind in der Hand des Beschwörers von Krankheiten bald unschädliche, bald gefährliche Mittel, deren Anwendung theils auf sehr zweifelhafter Erfahrung, theils auf entwürdigendem Aberglauben beruht. Nicht nur auf den Tag und die Stunde der Einsammlung, sondern auf noch viel geringere Nebenumstände wird Gewicht gelegt, z. B. ob ein silberner Ring an dem Finger sich befand, der das Kraut pflückte; ob der Schatten des Sammlers nicht vorher auf die Pflanze gefallen war, und ob dieser durch Fasten und Gebet gehörig sich vorbereitet hatte. Die unter Beobachtung der gehörigen Formen gesammelten Arzneyen sollen nicht nur das ausgebrochene Leiden augenblicklich heben, sondern selbst, wenn am Körper als Amulet getragen, jede Wiederkehr des Uebels verhüten. Weniger graß sind die Vorstellungen der Muhamedaner von der Wirksamkeit der wenigen, einfachen Mittel, deren sie sich bedienen.

Die dichte Bevölkerung von Schoa hat allmählig die Wälder bis auf wenige beschränkt, die nur durch die schlechte Beschaffenheit des Bodens, auf welchem sie stehen, geschützt sind. Sie bestehen hauptsächlich aus einem riesenhaften Wachholder (Juniperus excelsa), einem wilden Oelbaume und mehreren Feigenarten als Hochstämmen, und einem Unterholze von Eiben (Taxus elongata), Flacourtia, Rosa abyssinica, Rubus pinnatus, Berberis tinctoria und vielen baumartigen Pflanzen aus der Familie der Compositae. Der Wachholder ist als ein Baum der Trauer um die Friedhöfe gepflanzt, wie in der Levante die Cypresse, und mit seinen Zweigen wird das frische Grab ausgekleidet, ehe es den Leichnam aufnimmt. Die Nähe der Eibe wird vorsichtig gemieden, da ihr Schatten und ihre Ausdünstung schädlich seyn soll. Der Oelbaum trägt sehr kleine unbenützte Früchte, von denen der zierliche, harmlose Colobus Guresa sich nährt.

Die Zahl der in den Gebirgen von Schoa hausenden Raubthiere ist nothwendig sehr beschränkt bey der großen Ausbreitung der Bodencultur, dem Mangel an ausgedehnten Waldungen und anderen Bergungsörtern, und der unablässigen Verfolgung, während in der dünn bevölkerten Ebene der Adaiel dem Menschen noch immer die Herrschaft streitig gemacht wird. Der Löwe hat sich in die Wildnisse am Fuße der Gebirge zurückgezogen, wo ihm der Büffel und die verschiedenen Antilopen zur Beute fallen. Aber die Leoparden sind weder vertrieben noch ausgerottet; mit vieler List entgehen sie Fallgruben, Fußeisen und anderen Schlingen, und retten sich aus allgemeinen Treibjagden. Wenn sie aber umstellt sind, verlieren sie allen Muth, und werden ohne Gefahr für die Jäger gespießt. Da ein Fell des Löwen oder Leoparden einen unentbehrlichen Theil der Kleidung eines Vornehmen oder ehrgeizigen Kriegers ausmacht, suchen manche die Schlupfwinkel derselben in den Niederungen auf,

wobey der Sieg gar oft dem gereizten Thiere bleibt. Uebrigens bilden solche Felle auch einen bedeutenden Einfuhrartikel aus den westlichen Galla-Ländern, wo die Löwen jung gefangen und groß gezogen werden sollen. In den Gebirgen westlich vom blauen Nile wird ein schwarzer Leopard seines überaus geschätzten Felles wegen gejagt. Hyänen (Crocuta) und Schakale sind sehr häufig und vielmehr nützlich als schädlich, da sie in ihren nächtlichen Einbrüchen die Strassen von allem Aase, und in Ermangelung desselben von den verwilderten Hunden reinigen. Diese letzteren sind meist herrnlos, wie überhaupt im Osten; nichtsdestoweniger kommt Wasserscheue sehr häufig unter ihnen vor, und wird Menschen und Vieh mitgetheilt. Ein Wolf (Canis Anthús) ist als ein arger Würger unter den Schafheerden mehr gefürchtet, als alle anderen reißenden Thiere.

Das abyssinische Hornvieh ist von kleinem Schlage mit dem Höcker des Zebu, und so leicht, wie dieses gebaut. Bald nach der Entwöhnung des Kalbes hört die Milchsecretion auf; Milch und Butter sind überhaupt kein wesentlicher Theil der abyssinischen Kost. Die Ochsen werden zum Pflügen und Getreide-Austreten verwendet, hauptsächlich aber nur als Schlachtvieh angesehen. Die Galla geben sich viel mehr Mühe mit der Verbesserung der Viehzucht; einige Stämme besitzen eine edle Race von Rindvieh, die sich durch vier Fuß lange Hörner, besondere Größe und Stärke auszeichnet. Ebenso ist das ungehörnte Schaaf der Galla weit vorzüglicher in Fließ und Fleisch, als das der Abyssinier, dem der Fettschwanz, der bis zu sechs Pfund schwere, geschätzteste Theil des geschlachteten Galla-Lammes, mangelt.

Mit Recht wird in dem steilen unwegsamen Gebirge das sicher fußende, leichter bergan steigende Maulthier dem Pferde vorgezogen, obgleich auch dieses nicht von unedler Art und dem oberägyptischen ähnlich ist. In den Hochebenen gegen Westen wird der Werth des Pferdes mehr anerkannt als in Schoa, wo es wie der Esel Lasten tragen muß. Der beyspiellos wohlfeile Preis von zehn Thalern für die besten Hengste, und von zwölf für die Stuten macht ihre Verführung nach Arabien sehr gewinnreich für die Adaiel, obgleich der Mangel und die Hitze in der Wüste manches edle Thier verderben. Nach der Tradition erkannte schon Adam den hohen Werth des Maulthieres, indem er zehn derselben mit sich aus dem Paradiese nahm.

Von Vögeln hat der Abyssinier nur das Huhn in seinen Haushalt aufgenommen, da Enten und Gänse für unreine Speise geachtet sind, und der Genuß von Perl- und Rebhühnern, Tauben, Trappen und Schnepfen ist zwar nicht untersagt, aber als schädlich gemieden. Ueberhaupt ist Vogelstellen keines der üblichen Vergnügen, da nur selten die Felder in bemerkbarem Grade von den körnerfressenden leiden, und die Raubvögel durch Vertilgung von Heuschrecken und Feldmäusen ausgezeichnete Dienste leisten. Aus dem Vogelfluge nimmt der Wanderer und der ausziehende Krieger Wahrzeichen ab; die Bürzelfedern des Marabu, die Schwungfedern des Hornvogels, die Mantelfedern mehrerer Reiher, die Schwanzfedern des Fliegenschnappers und Papageys werden als Auszeichnungen für tapfere Thaten in dem Haare getragen.

Die Größe und Anzahl der vorhandenen Süßwasserfische ist so gering, daß sie kaum als Nahrungsmittel in Anschlag kommen; übrigens verbietet die Strenge der abyssinischen Fasten auch ihren Genuß an den meisten Tagen der Enthaltsamkeit von Fleisch. Alle Reptilien sind Gegenstände abergläubischer Furcht und unverständiger Verfolgung, obgleich behauptet wird, daß in uralter Zeit ein Mönch von ausgezeichneter Heiligkeit alles giftige Gewürm aus dem Lande verbannt habe. Wirklich werden keine Giftschlangen in den volkreichen Provinzen gefunden, wohl aber in den Gränzbezirken und der Wüste, wo die Cerastes häufig vorkommt, und in ihren Hornwarzen ein gesuchtes Geheimmittel liefert. Um das Elend und die Wildheit gewisser Negerstämme auf das grellste auszudrücken, sagt der Abyssinier, sie sind so von Gott verlassen, daß sie sich nicht scheuen, Schlangen zu essen, und ihre Personen mit den Gebeinen derselben zu verzieren.

Bienenzucht bildet einen wesentlichen Theil der Geschäfte des Landmannes, da seine Abgaben an die Krone und unfreywilligen Geschenke an die Obrigkeit hauptsächlich in Honig und Wachs bestehen,

deren Verbrauch zu Meth und Kerzen in dem königlichen Haushalte sehr bedeutend ist. Der König hat sich nämlich die Verbindlichkeit auferlegt, für den Unterhalt aller Fremden, die sich an seinem Hoflager aufhalten, und solcher Beamten, deren Geschäfte keinen Oekonomie-Betrieb erlauben, zu sorgen; demnach empfangen aus seinen Küchen und Vorrathshäusern täglich über vierhundert Personen an Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen so viel als der frugale Sinn des Volkes für nöthig erachtet zu einem behaglichen Leben, und unter die besondern Annehmlichkeiten eines solchen wird mit Recht das nach dem reinen Wasser vorzüglichste Getränk des Landes, der Meth, und eine Kerzen-Beleuchtung bey dem abendlichen Genusse der dicken, trüben Flüssigkeit gerechnet. Die Menge des in einigen weidereichen Distrikten gewonnenen Honiges ist erstaunlich, so zwar, daß einer derselben seinen Namen „Es verdrießt mich" davon erhalten haben soll. Als nämlich der Verwalter dieser Provinz einem der früheren Könige eine ungewöhnlich große Masse von Honig als Tribut überbracht hatte, erhielt er statt der gewöhnlichen Dankesformel: „Gott schenke euch mehr", den Bescheid: „die Menge des bey euch erzeugten Seimes verdrießt mich" (wörtlich: „stinkt vor mir").

Von schädlichen Insekten werden die Felder und Wiesen oft heimgesucht, besonders von Heuschrecken, die in zahllosen Schwärmen je nach dem herrschenden Winde das ganze Land durchziehen, bis sie von den Stürmen, die den Eintritt der Regenzeit verkündigen, in die Wüste geführt werden. So gram sind die Abyssinier diesen verderblichen Insekten, daß sie es für unmöglich halten, daß Johannes der Täufer sich ihrer als Speise bedient haben sollte. Wenn ein neuer Schwarm im Anzuge ist, umgehen die geängsteten Bewohner mit ihren Priestern an der Spitze in feyerlicher Procession die bedrohten Fluren, und schreyen zu ihren Heiligen um Abwendung der Plage, bis sie entweder durch das dichte Niederfallen der unersättlichen Fresser vertrieben werden, oder dieselben eine andere Richtung nehmen sehen; wenn aber die Gefahr ohne Schaden vorüber ist, vergessen sie gar leicht die unbedachtsamen Gelübde, womit sie sich loszukaufen wähnten.

Außer Eisenerzen und ein wenig Kobalt besitzt das Königreich Schoa keine Metalle. Gold wird aus den westlichen Gallaländern als Sand oder in Barren gebracht, und ist sowohl roh als verarbeitet alleinige Zierde der königlichen Person und Schatzkammer. In den nördlichen Staaten von Abyssinien, wo es öffentlich verkauft werden darf, gilt es acht- bis neunmal sein Gewicht in gemünztem Silber. Dieses kommt allein aus Arabien als Maria Theresia Thaler, in deren Annahme die Abyssinier außerordentlich behutsam und ängstlich sind. Sie halten alle Stücke, die nicht eine gewisse Jahreszahl und andere Merkzeichen tragen, für unächt: wenn solche nichts desto weniger in Curs gekommen sind, werden sie von den Silberschmieden zu niedrigen Preisen aufgekauft, und zu allerley Zierrathen verarbeitet. Kupfer, Zink, Zinn, Bley müssen ebenfalls aus Arabien gebracht werden. An der östlichen Gränze von Schoa finden sich reiche Schwefelgruben, welche der König zur Bereitung des wenigen Schießpulvers ausbeuten läßt. Ein noch viel wichtigeres bis jetzt ganz unbeachtetes Fossil geht eben daselbst an mehreren Stellen zu Tage aus — Steinkohlen von ziemlicher Güte und wahrscheinlich von großer Mächtigkeit. Aber in Salz sind die Abyssinier ganz abhängig von den Adaielstämmen. Steinsalz in wetzsteinförmigen Stücken von beyläufig einem Pfunde Gewicht, gewonnen in der Salzebene der Schoho, cursiren in ganz Abyssinien als Geld, indem an Ort und Stelle dreyßig, in Gondar fünfundzwanzig, in Schoa zwanzig, in Enarea und anderen Gallaländern nur neun derselben auf einen Thaler gehen. Seesalz in kleinen Trümmern aus dem Bahr Assal und anderen Seen der Wüste der Danakil ist etwas billiger als das Geldsalz, aber immer noch viel theurer als in den meisten anderen Ländern, 6 Kreuzer das Pfund. Daher kann der gemeine Mann seine Speisen nicht gehörig mit dem natürlichsten Gewürze versehen, und behilft sich zum augenscheinlichen Schaden seiner Gesundheit mit spanischem Pfeffer.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

Wie in allen Theilen des Frankenlandes, so wüthete auch an den Ufern der Baunach der furchtbare Bauernkrieg von 1525. Nicht 80 Schlösser zerstörten die meuterischen Bauern im Bambergischen, sondern deren bey weitem mehr, wie aus einer im hiesigen k. Filialarchive befindlichen gleichzeitigen und amtlichen Verzeichnung zu ersehen, welche 131 Schlösser namhaft macht. Ueberhaupt hätten wir dieser Darstellung vom Bauernkriege eine größere Ausführlichkeit gewünscht, etwa wie sie Hr. L. vom 30jährigen Kriege gegeben. Das hiesige Filial-Archiv vermöchte in dieser Beziehung manche anziehende Daten zu liefern, und wir sind recht gern erbötig, dem Hrn. L. aus unsern Auszügen aus den hiesigen Bauernkriegsakten die einschlägigen Mittheilungen, z. B. über Reckendorf, Baunach, Stufenberg, Rattelsdorf und Taschendorf zu machen.

Die fast ganz Europa bedrohende Türkengefahr gab in Deutschland der Türkensteuer ihren Ursprung, welche auch für die Baunachgegenden sehr drückend wurde. Die Verordnung von 1512 und 1515: „daß täglich Mittags um 12 Uhr durchs ganze Reich eine Betglocke geläutet werden soll, um das Volk zum Gebet für die Abwendung der Türkengefahr zu ermuntern," kam auch in den Ortschaften an der Baunach zum Vollzug, und in der Rentweinsdorfer Kirchenordnung von 1612 wird noch befohlen, daß mit der großen Glocke um 12 Uhr zum Türkengebet geläutet werden soll u. s. w.

Den Verwüstungen und Gräueln des Bauernkrieges folgte nach kurzer Ruhe der Albertinische Krieg. Im J. 1553 zog Albrecht von Brandenburg durch das Baunachthal und richtete großen Schaden an, das Bambergische Schloß Stufenberg wurde in einen Trümmerhaufen umgewandelt, Neuses niedergebrannt, Reckendorf zerstört, nur Rotenhanisches Gebiet blieb von Plünderung verschont, wahrscheinlich weil dessen Besitzer dem Markgrafen eine bedeutende Summe vorgeliehen hatte.

Der entsetzlichste aller Kriege war jedoch unstreitig der 30jährige, vorzüglich seit Gustav Adolph nach der Leipziger Schlacht in die fränkischen Bisthümer vorgerückt war. Doch im Jahre 1626 schon wüthete in Ebern eine Hungersnoth; das Jahr vorher zeigte sich zu Fischbach und Umgegend eine ansteckende Krankheit, die Pest genannt, woran viele Menschen starben; dazwischen die Durchmärsche kaiserlicher Kriegsvölker, welche oft auf längere Zeit z. B. in den Winterquartieren zur äußersten Beschwerniß der Bewohner hier verweilten. Mitten unter diesen Drangsalen der Versuch von Seite der geistlichen Fürsten, die zum Protestantismus abgefallenen Bewohner der Orte Mirspach, Merzbach, Pfarrweisach, Leuzendorf, Gereuth, Bundorf, Reckendorf u. s. w. wieder katholisch zu machen, was natürlich durch die schwedischen Waffen und seit der förmlichen Besitzergreifung des Bisthums Wirzburg durch die Krone Schweden vereitelt ward. Das Elend in diesen Gegenden, vorzüglich in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts war gränzenlos. „Die Männer waren fast selten geworden, manche Aecker sind mit Holz bewachsen." „In Neusig waren alle Leute weg, bis auf eine Wittwe" u. s. w. Und noch lange hinaus fühlte man die Nachwehen dieses unheilvollsten aller Kriege, welche jemals in Deutschland gewüthet, so daß auf der Flur ganzer Ortschaften Nichts gebaut ward; an andern Orten z. B. in Treinfeld wußte man im Jahre 1681 nicht mehr, wie viel Aecker und Wiesen zu jeder Sölde gehörten. Rentweinsdorf zählte 1646 nur 3, das folgende Jahr 4 Einwohner; der Gottesdienst wurde ein halbes Jahr lang nicht abgehalten, da der Pfarrer zu Koburg war. Die Leute zogen wegen Mangels an Vieh selbst den Pflug, ansteckende Krankheiten streckten die Bevölkerung ganzer Dörfer auf das Lager und rafften sie hinweg; die Gesunden giengen betteln. Der Pfarrer von Jesserndorf hatte von seinen Zehnten an Gänsen und Schafen in 3 Jahren gar keine solche Thiere gesehen; „sintemal die Bauern gar nichts haben, und nicht einmal die groben Gleiekuchen zu essen haben." —

Man aß Kleienbrod, darunter Eicheln und dürre Feldbirn gemischt. „Die Bauern haben nichts gesäet, davon man in diesem (1634) Jahr leben könnte." — „Leute, die sonst 4 — 5000 fl. Werth hatten," heißt es aus dem Amte Raueneck, „gingen mit Weib und Kind davon nach dem lieben Brod." Die Hungernden zogen mit dem Kriegsvolk. So fielen 50 Reiter in Seßlach ein; in ihrem Gefolge waren 100 Bauern, die im Städtchen 50 Wagen beluden, die Bürger plünderten und die Vorräthe, wo solche etwa augenblicklich aufgehäuft waren, hinwegnahmen. Nirgends Sicherheit.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

The Highlands of Aethiopia etc.

(Fortsetzung.)

Die Bevölkerung dieses also ausgestatteten Landes kann keinen Anspruch machen auf hohe geistige Anlagen und Schönheit der Körperbildung. Kaukasische Gesichtszüge sind vorherrschend unter den Amhara; aber die Farbe geht durch alle Schattirungen von dem Olivenbraun des Egyptiers bis zum Kohlschwarzen des Negers. Eine Annäherung an die dicke Lippe und platte Nase des letzteren sieht man nicht selten, aber die Länge und Feinheit des Haares bezeichnet unveränderlich den großen Unterschied, der zwischen den beyden Racen Statt findet. Die Männer sind groß, stark und wohlgebaut, durchaus schwarzhaarig, mit spärlichem Barte; die Weiber, obgleich ebenmäßig, sind kaum weniger männlich. Schönheit ist unter ihnen eine Seltenheit, und ihre Bemühungen, das breite, von Natur ausdruckslose Gesicht zu verunstalten, gelingen ihnen in der That. Alle Barbaren halten gewisse Ungestalten und Fratzen für Vollkommenheit, und suchen durch eine Vermehrung ihres wilden Aussehens ihre Schönheit zu heben. So reißt das Amhara Mädchen die Augenbrauen aus, und malt sich an deren Stelle zwey lange schmale Bögen mit einer dauernden blauen Farbe. Die Folge ist ein gedankenloses, aberwitziges Aussehen, welches in der vornehmen Dame noch erhöht wird durch ein Bepflastern der Wangen bis unter die Augen mit einem Pigmente von Ocker und Fett. Wenn das Haupt nicht glatt geschoren ist, wie bey allen jungen Leuten, besteht der Haarputz aus vielen Reihen künstlicher Löckchen, die von dem Scheitel als Mittelpunkte ausgehen, und reichlich mit Unschlitt bedeckt werden, wovon ein Geruch ausstrahlt, dem ein Europäer nothgedrungen ausweichen muß. Kopfbedeckung durch eine Art von Turban ist nämlich nur ein Vorrecht der Priester, Mönche und Nonnen; diejenigen jungen Männer, welche sich noch nicht durch Kriegsthaten hervorgethan haben, und die unverheiratheten Weiber und Sklavinnen müssen sich des natürlichen Schutzes des Hauptes gegen Sonnenstrahlen und Kälte begeben; ohne eine Salbung mit dem widerlichen Fette könnten sie sich nicht wohl in das Freye wagen. Die sehr kleidsame aber freye Bewegung der Glieder hindernde Tracht der Männer besteht aus einem Leibrocke und einem weiten Umschlagetuche, das oft in Unordnung kommt, und von neuem um die Schultern geworfen werden muß, von welchen es herabgenommen wird zum Zeichen der Hochachtung gegen jeden vorübergehenden oder empfangenden Vorgesetzten. Wenn die Anwesenheit böser Geister zu befürchten steht, besonders in Unterredungen mit Fremden, wird der untere Theil des Gesichtes verhüllt, um die Oeffnung, wodurch sie am leichtesten eindringen könnten, den Mund zu vertheidigen. Uebrigens ist zum großen Nachtheile der ehrbaren Zucht Verschleyerung und Zurückgezogenheit unter dem weiblichen Theile der Bevölkerung nicht üblich, mit Ausnahme bey der Mutter des Thronerben, die ängstlich den Blicken der Fremden und gemeinen Leute entzogen wird.

Die wenigen Künstler, bezeichnet als „Besitzer von Geheimnissen," gehören sämmtlich einer Sekte an, welche der Hinneigung zum Judenthume be-

zichtiget wird. Sie verheimlichen ihren Glauben wie ihre Kunstgriffe; doch weigern sie sich nicht, Kreuze aus mancherley Material zu verfertigen, welche die Abyssinier allenthalben anbringen, an dem Sattelzeuge, Schilde, Krückenstocke, Hals- und Stirnbande, Arm- und Fußspangen, Rosenkranze und Haarkamme; leider ist dieses Zurschautragen ihres Glaubens nur eine Bemäntelung seiner Seichtigkeit. Bey großer Unvollkommenheit ihrer Werkzeuge liefern die Tebib oder Künstler ganz erträgliche Arbeit nach alten Mustern; neue Erfindungen gehen nicht von ihnen aus, gewinnen auch schwer Eingang bey dem ungebührlich fest am Alten hangenden Volke. Weniger geschickt sind die Grobschmiede in chirurgischen Hülfsleistungen, welche ausschließlich ihnen übertragen werden. Ihre Naht für klaffende Wunden besteht aus einigen durch die Wundlefzen in der Tiefe des Canales gestochenen Dornen, welche liegen bleiben, und deren Enden durch Faden gesichert werden; also im Ganzen wie unsere umschlungene Naht; direkte Vereinigung wird aber geradezu verhindert durch die beliebte Salbe, Fett oder Butter, welche die Wunde überschwemmt. Die Aderlässe geschieht an den oberflächlichen Venen der Stirne; als Vorbereitung muß sich der Patient den Hals zuschnüren lassen; mit einem scharfen Messer führt dann der Operateur einen leichten Zug quer über die Stirne, und durchschneidet so mehrere der am meisten angeschwollenen Blutgefässe. Schadhafte Zähne werden mit dem Stemmeisen entfernt; abgehende Knochensplitter aus complicirten Fracturen sucht man durch frische Thierknochen zu ersetzen, natürlich nicht nur ohne Erfolg, sondern auch zum größten Nachtheile des leidenden Gliedes. Reduction von Hernien und Lurationen wird nicht unternommen, Amputation unter keinerley Umständen als Heilmittel ausgeführt. Der Grund des allgemeinen Vorurtheiles gegen Gliederabsetzung ist der Umstand, daß das Gesetz einem Beschädigten buchstäbliche Wiedervergeltung als Sühne zuspricht, welche zwar abgekauft werden kann, aber doch in manchen Fällen zur Ausführung kommt. Einige Fürsten des nördlichen Abyssiniens, Ungeheuer, die täglich an blutigen Schauspielen sich ergötzen, bestrafen auch ganz geringe Verbrechen mit Verstümmelung durch die Art und das Glüheisen des Nachrichters. Den Aerzten der brittischen Gesandtschaft in Schoa war es selbst in den dringendsten Fällen nicht verstattet, deformirende Operationen vorzunehmen. Unter andern wurde ein armer Sklavenknabe herbeygetragen, der in Folge eines comminutiven Beinbruches schon seit einem Jahre bettlägerig, durch den andauernden Säfteverlust aus mehreren Fisteln in ein äußerst bedenkliches hektisches Fieber verfallen war. Unverweilte Amputation wurde vorgeschlagen, aber zugleich auf die Hoffnungslosigkeit des Falles hingewiesen. Allgemeine Entrüstung über das grausame Vorhaben bewog endlich die Obrigkeit, den Patienten aus den Händen der Fremden zu entfernen, denen eine einflußreiche Person wissen ließ: „Enthaltet euch solcher gewagter Unternehmungen, die euch nicht nützen, nur schaden können; denn wenn ein Kranker unter eurer verstümmelnden Behandlung sterben sollte, wird es ohne Zweifel heißen, ihr habt ihn umgebracht; genest er aber, so wird die Heilung viel eher dem Wunder eines Schutzheiligen, als eurer Bemühung zugeschrieben werden.“ Wenn eine Pocken-Epidemie ausbricht, lassen sich viele Personen wahres Blatterngift einimpfen; Vaccine ist nicht bekannt, und Inoculation derselben wurde ebenfalls verhindert.

Gerechtigkeit und Milde zeichnet die Regierung des gegenwärtigen Königes von Schoa aus. Theils nach geschriebenen Gesetzen, theils nach eigenem Ermessen spricht er den vor ihm erscheinenden Parteyen Recht, und einige seiner Entscheidungen sind weit berühmt. Jedoch war der Verf. Augenzeuge einer sonderbaren Procedur, die einen Begriff giebt von dem niedrigen Aberglauben, in welchem selbst der als „eine richtige Waage“ gepriesene Fürst annoch befangen ist.

Unter den wenigen Vorfällen, die das Einerley des leidigen Aufenthaltes gelegenheitlich unterbrachen, war auch die Ankunft des Lebaschi oder erblichen Dieb-Fängers des Reiches. Mehrere Stunden lang war die kleine Stadt in Unruhe und Angst. Ein Einbruch war verübt worden, etliche Salzstücke abhanden gekommen, und die Ankunft des Polizeycommissärs schien eben so unangenehm für den Unschuldigen wie für den Dieb.

Die versammelten Zuschauer bildeten einen Kreis auf dem Marktplatze, und der Wahrsager brachte seinen Gehülfen, einen blödsinnig aussehenden Knaben,

der sich mit einer Miene voll Resignation auf eine ausgebreitete Ochsenhaut setzte. Ein berauschendes Mittel wurde unter vielen Beschwörungen aus einem geheimnißvollen ledernen Beutel gezogen, und in ein Horn voll frischer Milch geworfen; und dieser Trank, unterstützt durch einige schnelle Züge eines narkotischen Rauches (der Blätter des Stechapfels) hatte die augenblickliche Wirkung, den Knaben tobsüchtig zu machen. Er sprang auf, stürzte schäumend vor Wuth in die Menge, schlug kräftig um sich, bis man sich seiner vermittelst eines um die Lenden geworfenen Strickes versicherte, worauf er seinen Meister, der ihn hielt, durch eine Straße nach der andern schleppte, indem er in den dunkeln Kammern jeder Hütte wie ein Bär durch die Nase schnuffelte, und keinen Winkel undurchforscht ließ. Nachdem er eine Zeit lang mit seinen Nägeln unter der Wand einer Hütte, worin er den Dieb vermuthete, gescharrt hatte, gieng er hinein, sprang auf den Rücken des Eigenthümers und fiel in Ohnmacht. Der auf diese Weise Bezeichnete wurde sogleich vor Gericht gestellt, und obgleich alle Beweise mangelten, und er mehrere Male bey dem Leben des Königs seine Unschuld betheuerte, wurde er doch von den gerechten Richtern zu einer Buße von vierzig Stücken Salz verurtheilt. Dieß war gerade das Doppelte der Summe, die er gestohlen haben sollte; und ein Viertel davon fiel dem Dieb-Fänger zu. Die Dienste dieses erblichen Beamten sind allgemein in Anspruch genommen. Wenn das verlorene Eigenthum nicht in lebloser Habe, sondern in Hausthieren besteht, geschieht es nicht selten, daß der Gehülfe regungslos liegen bleibt; dann sind alle Betheiligten vollkommen überzeugt, daß das fehlende Stück sich verlaufen habe oder von Raubthieren zerrissen worden sey, und die Kosten der Beschwörung fallen auf den Beschädigten. Um die Geschicklichkeit des Beschwörers zu prüfen, hieß der König einmal einen seiner vertrauten Knaben einige Kleidungsstücke aus der königlichen Kleiderkammer entwenden und verbergen; nach einer Untersuchung von vier Tagen wurde der Thäter mit gebührender Förmlichkeit bezeichnet, wodurch der Ruf des Fängers zu einer Höhe stieg, die er seitdem zu bewahren gewußt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

Die Bamberger fielen in das Ritterschaftliche, die Katholiken beraubten die Protestanten und umgekehrt. Ebern erlitt innerhalb 5 Tagen eine 5malige Plünderung; und obwohl sehr hart von den Kriegsdrangsalen heimgesucht, war doch, nach der Behauptung eines Neueren, der Magistrat von Ebern vollständig besetzt und hatte seine Raths- und Klagtage abgehalten, Kauf- und andere Contracte gerichtlich aufgenommen u. s. w. Das ist freylich schwer zusammen zu reimen mit dem Inhalt eines Schreibens des schwedischen Amtskellers und öffentlichen Notars Johann Krüger, der unterm 5. Mai 1634 berichtet: „die brieflichen Documenta liegen in der Kellnerey alle über einen Haufen. Den Förster über den Eberer Wald sammt seinem Weib haben die Soldaten erschossen und des Todtengräbers Weib, als sie ihren ermordeten Mann begraben, auch umgebracht, den Stattschreiber dermaßen beschädigt, daß er sein Lebtag nicht wieder zur Gesundheit kommen wird. Da ich nicht entronnen, wäre es mir auch also ergangen. — — Die Burger, ist der eine hier, der andere dort hinaus gelauffen, die sich in Gehültzen und Wäldern aufhalten." — Ist diese Schilderung richtig, wie kaum zu bezweifeln, so begreift man wohl, daß von einer ruhigen und ungestörten Handhabung des städtischen Regiments damals die Rede nicht seyn konnte. Eberner Bürger waren nach Kronach geflohen. In einem Berichte des Bürgermeisters Georg Röming zu Ebern vom 14. Juli 1634 sagt dieser unter anderm, daß, wenn man mit der militärischen Execution (wegen der Rekrutengelder für das blaue Regiment) verfahren werde, „so hätten wir uns nichts anders zu getrösten, denn daß wir mit sambt Weib und Kind das Stättlein verlassen, und wie die arme ganz und gar verderbte Leute auf den Dörfern müssen auf und davon gehen, die Häußer gleich den Dörfern öd und leer stehen lassen." — Zum Jahre 1634 heißt es von Ebern: „jetzo sind keine Leuth vorhanden, die Häuser und Felder alle öde und wüste." — Was von den Gebäuden in den Dörfern die Wuth der Flammen verschont, das fiel zusammen, weil, wie z. B. in Korzenwind, kein Mensch in denselben wohnte. Erst 1659 befanden sich wieder 2 Unterthanen hier. Nach der Nördlinger Schlacht flüchtete Adam Hermann von Rotenhan

als k. schwedischer Statthalter von Wirzburg nach Königshofen, welches der Feldmarschall Graf von Hazfeld einnahm. Von Rotenhan starb zu Koburg, 5. März 1637, fern von seinen Gütern. Von allen Ortschaften, die dieser entsetzliche Krieg heimgesucht, sind hier von Hrn. L. Notizen gegeben. Er schließt dieselben mit den Worten: „Diese urkundlichen Nachrichten, die uns bekannt geworden, reichen hin, zu beweisen, daß der Zustand des Baunachthales am Ende des 30jährigen Krieges der unglücklichste muß gewesen seyn, in den eine Gegend kommen kann. Durchgängig war sie verwüstet, und die Bewohner verarmt."

Endlich brachte der westphälische Friede die sehnlichst gewünschte Ruhe, und es galt nun, die Wunden des Krieges zu heilen. Die geflüchteten Bewohner kehrten zur Heimath auf die verödeten Güter; aber auch eingewanderte Böhmen erhielten Land zum Anbau, und erst nach einer langen Reihe von Jahren ist es der Hand des Fleißes gelungen, alle Spuren des Krieges zu tilgen.

Hr. L. kommt nun auf die Durchzüge und Kriegsleiden der neueren Zeit, den 7jährigen Krieg, Revolutionskrieg und die Zeit der Säcularisation, und wie die Baunachgegend, als Theil des Hochstifts Wirzburg erst an Churpfalzbayern, dann an den Großherzog Ferdinand von Oesterreich, und durch den Tractat vom 19. Junius 1814 an die Krone Bayern gekommen; berührt noch den großen Kampf gegen Napoleon, und ist auf diese Weise mit seiner Schilderung bey der heiteren Gegenwart angelangt.

II.

Zusätze zur Abhandlung II. im Bd. VI. Heft 3, S. 59 — 61 dieses Archivs.

Vom k. Appellationsgerichtsrathe Hrn. Dr. G. Fr. Ludwig Lippert.

Hr. L. beschreibt 3 ihm bekannte Schillinge aus Sigismunds von Sachsen Regierungszeit.

III.

Mannigfaltiges.

Vom k. Legationsrathe Hrn. Dr. C. G. Scharold.

Ein Aufruf der fürstlich wirzburgischen Landesregierung vom 6. Juni 1746, den diese auf Befehl des Fürstbischofs Friedrich Karl kurz vor dessen Tod in viele auswärtige (französische, holländische, der deutschen nicht zu gedenken) Zeitungen einrücken ließ, wodurch Künstler, Handelsleute, Fabricanten und Handwerker, die sich in der Residenzstadt Wirzburg, in der Handelsstadt Kitzingen oder in andern von ihnen auszuwählenden Landstädten niederlassen wollen, unter Bietung ansehnlicher Vortheile hiezu eingeladen werden, mit dem Bemerken, sich bey Burgermeister und Rath der fürstlichen Residenzstadt Wirzburg mündlich oder schriftlich anzumelden.

Hr. Prof. Dr. Reuß macht Anzeige von einem wahrscheinlich in Wirzburg gedruckten Gedichte in Folio auf den Bauernkrieg, welches er von einem alten Einbande löste.

Nibelungen. Als ein Beytrag zu Mone's fleißiger Sammlung aller Vorkommnisse dieses Wortes, und zugleich als Beweis, wie allgemein verbreitet und volksmäßig dieser Name früher gewesen, giebt Hr. Dr. R. die Notiz, daß sich auch in einem latein. Instrumente des Stifts zu St. Burkhard dahier vom Jahre 1483 ein „Johannes Nibelung, clericus Herbipolensis dioeceseos et publicus imperiali auctoritate notarius" unterzeichnet findet. (Schon in einem Notariats-Instrumente, Pergament, im hiesigen städtischen Archive vom 28. October 1474 erscheint dieser Notar Johannes Nibeling.)

Weiterer Fund von Pergamentstreifen einer untergegangenen schönen Nibelungen-Noth, gleichfalls vom Hrn. Dr. R. mitgetheilt, der auch die von der Lachmann'schen Ausgabe abweichenden Lesearten angegeben hat.

Die Beylage enthält den 11. Jahresbericht des histor. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg für 1840/41, erstattet 26. August 1841 vom zeitlichen Director des Vereines, Hrn. Dr. K. G. Scharold.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. May.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

The Highlands of Aethiopia etc.

(Fortsetzung.)

Die Abschließung von der civilisirten Welt, unter welcher die Abyssinier so viele Jahrhunderte zu leiden hatten, ist nicht ohne verderbliche Folgen für ihren Karakter geblieben. Zu schwach, die zugleich mit der christlichen Lehre überkommenen Wissenschaften und Künste unter sich fortzubilden, ist es ihnen kaum gelungen, spärliche Reste derselben zu bewahren; aber obgleich sich in den erhaltenen schriftlichen Denkmälern jener wichtigen Zeit hinreichende Beweise finden, daß damals die sichtbarlich von Gott gesegnete Cultur der geistigen Anlagen durch einige fremde Wohlthäter ist eingeführt worden, denen das gegenwärtige Geschlecht das Wenige zu verdanken hat, wodurch es sich noch von den Barbaren unterscheidet; und obgleich ihm in neuester Zeit dieselbe Wohlthat wieder von uneigennütziger Hand angeboten wird, sind doch wenige ehrlich genug, die Ueberlegenheit der Europäer ihrer eigenen Rohheit gegenüber einzugestehen. Die Leiden, welche die gewaltthätigen Versuche der Abendländer im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte über das ganze Land gebracht haben, sind zwar vergessen und vergeben; aber schon die Nichtbeachtung absurder Satzungen reicht hin, alles Thun und Lassen des Fremdlinges zu verdächtigen. Eine Nächstenliebe, die Gut und Blut an die Verbesserung des Looses von vergleichungsweise ferner stehenden Mitmenschen setzen kann, ist den Abyssiniern noch ein Räthsel; davon geben sie einen traurigeu Beweis in der furchtbaren Vernachläßigung der mit ihnen in nähere Berührung getretenen Gallastämme; aber daß sie selbst, die Klugen und Selbstzufriedenen, auswärts bedauert und der Hülfe bedürftig erklärt werden sollten, ist ihnen noch unbegreiflicher. Nur wenige reicher begabte und höher anstrebende Naturen erkennen die Gebrechen ihres Volkes, und es ist höchst erfreulich und viel versprechend, unter diesen Wenigen den mächtigsten Fürsten Abyssiniens, den König von Schoa, zu wissen, von welchem der Verf. folgenden Ausspruch anführt: „Die Sonne scheint in verschiedenen Gegenden mit größerem oder geringerem Glanze; die Vögel und Thiere sind verschieden, und dasselbe ist mit den Pflanzen der Fall. Ich liebe neue Erfindungen, wäre es auch nur um sie zu beschauen, und sollten sie gleich, wenn geprüft, geringer sich zeigen als die alten."

Vielfältige Erfahrung hat gelehrt, daß Völker, die lange Zeit im Besitze einer Halbbildung gewesen sind, weit schwerer zu bewegen seyen, eine Vervollkommnung derselben zu versuchen, als ganz wilde Stämme, ihre Rohheit abzulegen, und mit den dargebotenen Mitteln eine gründliche, durchgreifende Verbesserung bey sich einzuführen. Wenn daher die Abyssinier auch in ihrer Verblendung die angebotene Hülfe abweisen sollten, ist doch noch keineswegs die Hoffnung aufzugeben, in den Hochlanden von Aethiopien ein Volk der Barbarey zu entreißen, und zu einem Lehrmeister von Nationen zu bilden. Die Galla, noch unbefangen von Vorurtheilen gegen Fremde, und unangesteckt von der Sucht als eine besondere, abgeschlossene Nation zu erscheinen, sind ganz besonders geeignet, in den Kreis der Völker

gezogen zu werden, deren Elend und Armuth das reich gesegnete Europa abzuhelfen beginnt. Ihre Vorstellungen von einem höchsten Wesen, von einem Leben und einer Vergeltung nach dem Tode, von einem erwarteten Erretter aus der Knechtschaft und von einer Wiederkehr glücklicher Zeiten sind wichtige Anknüpfungspunkte für den christlichen Lehrer; die Einfachheit ihres Götzendienstes, ihr offenes, gerades Wesen ohne alle Heuchelei und knechtischen Sinn, ihr ausdauernder Fleiß zeichnen sie so vortheilhaft aus vor allen bekannten Stämmen des östlichen Afrika, daß die bisher bestandene Schwierigkeit zu ihnen zu gelangen sehr zu beklagen war. Aber, Dank den sorgfältigen Nachforschungen des Major Harris, diese Schwierigkeit ist so gut wie beseitigt. Ein schiffbarer Strom von der Größe der Donau, welcher wenige Meilen nördlich von dem Aequator in den indischen Ocean mündet, durschneidet theils das Gebiet der Galla, theils trennt er sie von südlichen Negervölkern. Mehrere bedeutende Nebenflüsse auf der linken Seite sind gleichfalls schiffbar bis in die fernsten, ehemals abyssinischen Provinzen, Enarea und Zingero.

Es wäre ganz überflüßig, sagt der Verf., viele Worte zu machen über die Wichtigkeit einer solchen Communication, wie sie der Goschob den Gegenden verspricht, welche er durchströmt oder leichter zugänglich macht. Man hat schon genugsam und mit gebührender Anerkennung von jener klugen Vorausberechnung gesprochen, die in manchem barbarischem Lande den zukünftigen Markt eines ausgedehnten, gewinnreichen Handels erkannt hat, den Mittelpunkt, von welchem aus die den Handel begleitenden Segnungen, Wissen, Bildung und Reichthum, sich über wilde Horden verbreiten würden. Hier sind keine Wüsteneyen, sondern Völker schon vorbereitet für Veredelung, und Länder, die sich eines angenehmen Klimas erfreuen, mit einer unbegränzten Ausdehnung von unausgesogenem Boden, wo Indigo und eine Theepflanze wild wachsen, und wo Pflanzungen von Zuckerrohr und anderen tropischen Gewächsen ohne Ende angelegt werden können - Gegenden, schon jetzt überschwenglich reich an Getreide, Baumwolle, Kaffee, Gewürz, Elfenbein, Goldsand, Pelzwerk und Apothekerwaaren, kurz an allem, das einen Tauschhandel lebhaft und gewinnreich machen kann.

Alle eingezogenen Nachrichten lassen vermuthen, daß die das mittlere Stromgebiet des Goschob bewohnenden Gallastämme weniger roh und grausam sind, als diejenigen, welche Theile von Abyssinien eingenommen haben. Schon ihre Vereinigung zu wenigen, sehr mächtigen Staaten spricht dafür; ein anderer Beweis ist der Umstand, daß sie außer kriegsgefangenen Negern nur Verbrecher aus ihrer eigenen Mitte an die sie besuchenden weißen Sklavenhändler verkaufen, während unter den Gallastämmen am Hawasch und blauen Nile Väter und Brüder ihre nächsten Angehörigen feil bieten. Die unerhörten Gräuel, welche dieselben schwachen Stämme an ihren Kriegsgefangenen verüben vor deren Hinrichtung oder Verkauf, sind eine nothwendige Folge der mörderischen Kriege, womit die wieder erstarkenden Abyssinier sie alljährlich überziehen; und sehr oft läßt auch der siegreiche Amhara sich zu ähnlichen Grausamkeiten gegen wehrlose Feinde hinreißen.

Die frühern Wohnsitze der Galla, so wie die Veranlassung ihrer Auswanderung sind noch unbekannt.

Unter dem Namen Oroma leiten sie ihren Ursprung von dren Schwestern ab, Töchtern aus Jerusalem, von denen Aehnliches berichtet wird wie von den Kindern Lots. In ihrer eigenen Sprache bedeutet Galla „die Eingedrungenen;" sie erzählen, daß ihr gemeinschaftlicher Vater Wollabu von den Ländern jenseits Bargamo, des großen Wassers, gekommen sey, und neun Söhne gezeugt habe (mit Namen, die noch jetzt Hauptabtheilungen des Volkes bengelegt werden), von welchen die unzähligen besonderen Stämme und Familien ausgegangen sind, welche den größten Theil des tropischen östlichen Afrika bewohnen. Die Muhamedaner jedoch behaupten, daß der Nama Galla dem Ilma Oroma, d. i. Samen Oromas, vom Propheten selbst bengelegt worden sey, der, nachdem er Wollabu beschickt hatte, den neuen Glauben anzunehmen, eine abschlägige Antwort erhielt. „Gal-la," er sagte Nein, war die Nachricht des abgewiesenen Boten. „Laß dieß denn," rief der Erzbetrüger, „künftig den Namen der Ungläubigen seyn, welche die himmlischen Offenbarungen des Erzengels Gabriel nicht annehmen wollen."

Obgleich entstanden auf den unerforschten Höhen von Aethiopien sind doch viele der Gewohnheiten dieser wilden, roben Götzendiener sehr nahe und auffallend verwandt mit Gebräuchen einiger der feineren Völker des Alterthumes. Sie suchen wie die Römer und Etrusker Vorbedeutung im Vogelfluge und in

den Eingeweiden der Opferthiere; sie tragen das Haar geflochten wie die alten Aegyptier, und schlafen wie sie das Haupt auf einer hölzernen krückenartigen Unterlage ruhend; sie heirathen die kinderlose Wittwe eines Bruders, wie das mosaische Gesetz vorschreibt, und beugen ihre Kniee der alten Schlange, die ihnen als Vater des Menschengeschlechtes gilt. Eine nähere Bekanntschaft mit diesen wilden Eindringlingen bietet dem Forschungsgeiste neue Aufschlüsse über ihren Ursprung mit Hinsicht auf eine gemeinsame Abstammung des ganzen Menschengeschlechtes von einem Paare; und nicht wenig werden diese bestärkt durch das Vorhandenseyn einer Weissagung, daß einst ihre Horden die eroberten Gebirge verlassen und gegen Osten und Norden ziehen werden, um das Erbe ihrer jüdischen Vorfahren zu erobern.

Zu seinem Götzendienste braucht der Galla nothwendig einen Baum, unter dessen Zweigen seine Anbetungen und Opfer Statt finden. Bey dem Begräbnisse eines Priesters wird eine Sykamore oder ein Kaffeestrauch auf den Grabhügel gepflanzt, und für immer heilig gehalten. An den Ufern des Hawasch steht eine ehrwürdige Sykamore, zu welcher die Stämme von nah und fern pilgern, um Gelübde abzulegen und ihre Kriegsthaten zu erzählen. Während sie sonst nur Stock und Stein anbeten, und ihre Kniee gegen Götzenbilder und Schlangen beugen, verschwenden sie hier Weihgeschenke von Butter und Honig, um die Gottheit zu versöhnen, hängen an die Zweige die empörenden Siegeszeichen über ihre Feinde, und unter Anrufung von Sar, dem Fürsten der Dämonen, schlingen sie um ihre Hälse die Därme der Opferthiere, welche günstige Vorzeichen gewährt haben. Zwey große jährliche Opfer werden den Gottheiten Ogli und Ateti gebracht. Nachdem eine Anzahl von Ziegen geschlachtet worden, beginnt der Priester, welcher einen Haarschopf auf dem Scheitel, und ein kupfernes Stirnband trägt, und eine Glocke hält, aus dem Fette, Netze und Därmen zu weissagen, ob die Krieger in der Schlacht obsiegen werden. Wenn dieser Punkt ausgemacht ist, fährt die versammelte Menge fort, unter entsetzlichem Schreyen und Heulen sich mit rohem Fleische anzufüllen, Bier zu trinken, und bis zu Betäubung Rauch einzuziehen, unter Anrufung von Wak, dem höchsten Wesen, um zahlreiche Nachkommenschaft, langes Leben, reichliche Ernte, und nicht minder um Glück im Gefechte; und wenn sie der Ateti, der Göttin der Fruchtbarkeit, opfern, rufen sie oft: Herrin, wir übergeben uns dir! Bleibe immer mit uns!

In der neuesten Zeit hat der Bekehrungseifer muhamedanischer Händler wichtige Veränderungen unter einigen Stämmen bewirkt; mit dem Islame wurde Königthum eingeführt, und der Grund zu großen Reichen gelegt. In der Begeisterung für die neue Religion hat der König von Enarea seine Waffen weit über das Gebiet seines Stammes hinausgetragen, und wird in Bälde mit den christlichen Fürsten von Abyssinien zusammenstossen, von welchen ihn nur noch wenige schwache Stämme trennen. Diese zu unterjochen schlug er vor einigen Jahren dem Herrscher von Godscham und Damot ein Bündniß vor, wurde aber mit folgenden kurzen Worten abgewiesen: „Du verkaufst Sklaven und bist noch dazu ein Moslem. Es kann nicht seyn.“ Enarea gehört zu den höchsten Gebirgsländern von Afrika; der Hauptzug läuft von S.O. nach N.W. mit Seitenzweigen gegen S.W. Bedeutende Ströme, die theils in den Nil, theils in den Goschob fallen, haben daselbst ihren Ursprung. Die Hauptstadt Saka enthält zehn bis zwölftausend Einwohner, Heiden und Muhamedaner, zwischen welchen kein großer Unterschied und keine Feindschaft zu bestehen scheint.

Obgleich ein großer Theil der Bevölkerung von Enarea zum Islame sich bekehrt hat, werden doch noch immer am Michaelistage im November dem Wak Opfer gebracht, welcher Tag zugleich mit dem Sabbate von allen Gallastämmen als Festtag gefeyert wird. Der Wodabaum (heilige Sykamore) ist in Betcho; kein Weib darf ihm nahen; unter seinem Schatten werden die Priester geweiht, und selbst die Anhänger des Propheten bestreichen ihn mit Blut als Opfergabe. Wenn sich viele Tausende der Heiden versammelt haben, besprengt der Priester die Menge zuerst mit Bier, dann mit einem Gemische von Kaffee und Butter, und endlich mit einer andern Mischung von Mehl und Butter. Dann wird ein weißer Ochse geschlachtet und sein Blut umhergespritzt, um die Ceremonien zu vollenden, worauf Essen, Trinken und Völlerey folgt.

Enarea ist sehr reich an Vieh, Getreide, Pelzwerk, Elfenbein, Myrrhe und Weihrauch. Die Zibethkatze wird in vielen Häusern gehalten, und mit rohem Fleisch und gesottenem Mais gefüttert. Täglich wird dem Thiere die secernirte Feuchtigkeit genommen, indem man es in seinem Käfige einer starken Hitze aussetzt, und dann mit einem hölzernen Spatel den Beutel entleert. Bey jeder Operation gewinnt man zwey Drachmen.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

I.

Geschichte der k. schwedischen und herzogl. sachsen-weimarischen Zwischenregierung im eroberten Fürst-Bisthume Würzburg, in besonderer Beziehung auf das reformirte Religions-, Kirchen- und Schulwesen.

Vom k. Legationsrath, Hrn. Dr. C. G. Scharold.

Die erste Abtheilung dieser interessanten Abhandlung beginnt mit dem Auftreten des 36jährigen Schweden-Königes Gustav Adolph auf deutschem Boden (Junius 1630, Usedom) und mit dem Abschluß des Vertrages zu Beerwalde zwischen Schweden und Frankreich (13. Januar 1631), und schließt in diesem Hefte des Archivs von Unterfranken ꝛc. mit den Neutralitäts-Unterhandlungen zwischen Schweden und der katholischen Liga, welche trotz aller Bemühungen der französischen Gesandten, dieselbe zu Stande zu bringen, aus Mißtrauen und Uebermuth Gustav Adolphs sich zerschlugen. Hr. Sch. hat in seiner Darstellung neben den allgemeineren Quellen-Schriftstellern, wie z. B. Chemnitz, Theatrum Europaeum, u. a. auch ganz specielle Actenstücke z. B. Hofkammerzahlamtsrechnung, Burkarder Stifts-Archiv, Stift Haugisches Receßbuch, viele königliche Mandate, die zwar alle im Druck erschienen sind, von denen aber die meisten zu den literarischen Seltenheiten gehören, ferner die bey Gropp III., 115 ff. befindliche „summarische Beschreibung ꝛc.", sehr viele Bittschriften der früher verjagten protestantischen Geistlichen und Schullehrer: von Neueren, Wigands Ebrach, Mühlich's und Hahn's, so wie Beck's Schweinfurter Chroniken, Stumpf's Geschichte der kathol. Liga sehr gut benutzt und aus diesem Allen ein lebenvolles Bild gefertigt, bey dessen Beschauen wir mitten in die Verhältnisse jener schweren Zeiten uns versetzt wähnen. Die, daß ich so sage, allgemeine Geschichte des Schwedenkrieges bildet den Faden, an welche die Einzelnheiten, die das Hochstift Würzburg betreffen, angereiht sind. — Es ist nicht unsere Absicht, dem Hrn. Sch. Schritt für Schritt in seiner Darstellung zu folgen, sondern wir begnügen uns bloß, die Ueberschriften der einzelnen §§ anzugeben, aus denen die Leser entnehmen können, was sie in dieser Abhandlung zu suchen haben.

Die vorangestellte Einleitung schildert kurz die Ereignisse von Gustav Adolphs Auftreten in Deutschland bis zur Leipziger Schlacht 7. September 1631, und die für die katholische Liga so verderblichen Folgen derselben. Das Vorrücken der Schwedischen gegen Würzburg auf „der Pfaffenstraße" in 2 Heeresabtheilungen über Gotha und Schmalkalden und über Arnstadt und Schleusingen, und die gänzliche Wehrlosigkeit des Hochstifts einem solchen Feinde gegenüber.

Der I. Abschnitt von 1631–1632 erzählt im § 1 die Einnahme der Festung Königshofen und die Besetzung der Reichsstadt Schweinfurt. Schon die Umzingelung der erstern Stadt am 7. October, noch mehr deren Uebergabe an den König den 10. October verbreitete panischen Schrecken durch das ganze Hochstift, zumal in der Hauptstadt Wirzburg, aus welcher sich der Fürstbischof Franz von Hatzfeld, — ungeachtet der am Morgen des 11. Octobers seinen im Juliusspital versammelten Bürgern ertheilten Versicherung: „er werde stets gegenwärtig bleiben und Alles zur Beschützung der Hauptstadt aufbieten" — um Mitternacht mit einer Summe von 300,000 fl. gegen Frankfurt a. M. flüchtete. Auch die Jesuiten flohen von dannen, nachdem sie zuvor 110 Seminaristen zur Auswanderung (ohne bischöfliche Erlaubniß) beredet. Schweinfurt nahm am 12. October schwedische Besatzung ein.

§ 2. Uebergabe der Stadt Wirzburg. Schon am 14. October erschien der schwedische Vortrab auf dem Greinberge von Wirzburg, bemächtigte sich, in das Thal herabsteigend, der Vorstadt, und bereits am andern Morgen, 15. October, um 8 Uhr öffnete die Stadt dem Feinde ihre Thore; die entwaffneten Bürger huldigten im Juliusspitale dem Könige.

§ 3. Erstürmung des Schlosses Marienberg ob Wirzburg. Nach zweymaliger, vergeblicher Aufforderung ward der Marienberg am 18. Oct. in Zeit von ¾ Stunden mit stürmender Hand genommen. Eine Hauptwaffe bey den Mordscenen, die auf die Einnahme des Schlosses folgten, waren die „schwedischen Bailer" (Gropp III. 435, 437, 438). Innerhalb 8 Tagen waren Königshofen, die Stadt Wirzburg und das feste Bergschloß Marienburg in des Schwedenkönigs Gewalt und nichts hinderte die Besitzergreifung des ganzen Fürst-Bisthums.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. May.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

The Highlands of Aethiopia etc.

(Schluß.)

Im S. O. von Enarea liegt das alte Königreich Zingero, das bis in die letzten Jahre seine Unabhängigkeit von den Galla bewahrt hatte; jetzt ist es dem Suppera oder Könige von Enarea unterthan. Die Hauptstadt Anger liegt auf einem hohen Berge; die übrige Gegend ist viel niedriger, reich und fruchtbar. Folgende Einzelnheiten werden von den Bewohnern erzählt.

Vor der Eroberung von Zingero wurden daselbst nie Männer als Sklaven verkauft, wohl aber Weiber, aus folgender Veranlassung. Ein gewisser König in alter Zeit befahl einem Manne von Rang sein Weib zu schlachten, da ihr Fleisch ihm von den Zauberern als Heilmittel angerathen worden war. Der Mann gieng nach Hause, um den königlichen Befehl zu vollziehen, und da er sein schönes Weib schlafend fand, entwaffnete ihn ihre Anmuth dermassen, daß seine Hand sich der mörderischen That weigerte. Darüber wurde der Despot zornig, und befahl dem Weibe ihren Mann zu tödten; dieß that sie ohne Mitleid und Zaudern, und brachte so Vorwurf über ihr ganzes Geschlecht, das forthin nur zum Sklavendienste tauglich geachtet wurde.

Menschenopfer waren immer, und sind noch sehr gewöhnlich in Zingero. Wenn die Sklavenhändler Menschen von dort ausführen, werfen sie immer die schönste der Sklavinnen in den See Umo als einen Tribut oder eine Versöhnungsgabe für die Gottheit des Wassers. Ein großer Theil der Bevölkerung muß die Erstgeborenen der Gottheit als blutiges Opfer darbringen, ein Gebrauch, den die Sage dem Rathe der Zauberer zuschreibt. Vor alter Zeit nämlich geriethen einmal die Jahreszeiten in Unordnung: es gab weder Sommer noch Winter, und die Früchte des Landes zeitigten nicht. Der König versammelte seine Wahrsager und hieß sie angeben, wie man diesem Zustande am besten abhelfen und Ordnung in den Jahreszeiten herstellen könnte. Ihr Spruch fiel dahin aus, daß man eine gewisse große eiserne Säule, die vor dem Thore der Hauptstadt stand, und deren Fuß noch bis auf den heutigen Tag vorhanden ist, abtragen müßte. Dieß hatte den gewünschten Erfolg; um aber einen Rückfall in die frühere Unordnung zu verhüten, schrieben sie noch ferner vor, daß der Fuß der Säule sowohl als der Fußschemel des Thrones jährlich mit menschlichem Blute befeuchtet werden sollte; und sofort wurde diese Abgabe der Erstgeborenen auferlegt, die an der bezeichneten Stelle geopfert werden.

Der Thronfolger wurde aus der Mitte der Edlen des Landes genommen. Nach dem Tode des Königs versammelten sich diese auf offenem Felde, und derjenige, über dessen Haupt zuerst eine Biene oder ein Geier flog, wurde einstimmig zum König erklärt.

Eine etwas abweichende Nachricht von diesem letzten Gebrauche, und von dem Glauben an Zauberey, in welchem das Volk von Zingero befangen ist, hat schon der erste und einzige Europäer, der so weit vorgedrungen ist, der Pater Alvarez im Jahre 1613 gegeben. Indem er den Namen des Landes, im Amharischen „Affe", benutzte, schilderte er den König als mehr einem Affen ähnlich denn einem Menschen. Einige Sklaven aus Zingero, von welchen der Verfasser die obigen Nachrichten erhielt, zeigten an ihren Personen gar keinen Unterschied von dem gewöhnlichen abyssinischen Schlage, außer daß ihnen die Brustwarzen fehlten, welche als unmännlicher Theil dem neugebornen Knaben abgeschnitten werden. Obwohl sie sich weder zum Chri-

stenthume von Aethiopien noch zum Islame bekennen, haben sie doch Beschneidung, den Sabbath und einige mit christlichen Festen zusammenfallende Tage.

Gerade östlich von Zingero liegt Cambat, ein kleines, sehr gebirgiges Land, das ausschließlich nur von Christen bewohnt ist, die unter erblichen Königen bisher der Galla sich erwehrt haben. Die Hauptstadt heißt Karembza und liegt auf einem hohen Berge gleiches Namens. Obwohl die nördliche Gränze von Cambat nur acht Tagereisen von des Königs von Schoa südlichsten Besitzungen entfernt ist, stehen doch beyde Reiche in keinem Verkehre, denn die dazwischen wohnenden Galla sind gräßliche Ungeheuer. Südlich von Cambat und südöstlich von Zingero befindet sich ein anderes christliches Königreich, Wollamo, mit der Hauptstadt Wofana, das mit den beyden obigen Staaten in beständigem Kriege liegt. In seinen hohen Gebirgen entspringt ein bedeutender Fluß, Uma, der in den Goschob fällt. Die Bewohner sind von heller Farbe und als Sklaven in Schoa sehr gering geschätzt wegen ihrer Trägheit und ihres Hanges zum Selbstmorde.

Das Königreich Kaffa liegt südlich von Enarea, in dem Winkel, den die Vereinigung des von S. W. kommenden Flusses Omo mit dem Goschob bildet. Die Einwohner sind theils Heiden, theils Christen, und sprechen eine ganz eigenthümliche Sprache. Das ganze sehr gebirgige Land ist mit Wäldern bedeckt, in welchen Elephanten, Nashorne, Büffel und andere wilde Thiere hausen. Kaffee wird in ungeheurer Menge und von der besten Sorte gewonnen; man sagt, daß er hier zuerst einheimisch gefunden, und von arabischen Händlern in ihr Vaterland verpflanzt worden sey. Eine Esselsladung gilt ein Pfund Salz, werth in Schoa sieben Kreuzer, in Kaffa etwa achtzehn, womit nur die Mühe des Auflesens der überreifen, herabgefallenen Beeren bezahlt wird. Die Entdeckung des schiffbaren Stromes Goschob, der die Nordostgränze dieses reichen Landes bildet, ist von besonderer Wichtigkeit für diesen Artikel europäischer Consumtion, der bisher in Mokka als arabisches Produkt zu den bekannten hohen Preisen verkauft wurde.

Im Westen gränzt an Kaffa das große christliche Königreich Susa mit der Hauptstadt Bonga. Eine der bedeutenderen Quellen des Goschob, Gitché genannt, entspringt in den hohen Gebirgen von Susa, das sehr kalt ist, und drey Monate ununterbrochenen Regen hat. Gegen Westen sieht man hohe Schneeberge, ohne Zweifel das berühmte Mondgebirge der alten Geographen, von welchem der Nil, der Zaire und der Goschob, und viele ihrer Zuflüsse ausgesendet werden. Der König von Susa ist mit den Königsfamilien von Enarea und Kaffa verwandt und in gutem Vernehmen, und hat durch die Provinzen von Enarea einen Verkehr mit dem nördlichen Abyssinien begonnen, der sich zwar meistens nur auf Austausch von Marktartikeln beschränkt, aber auch Gelegenheit gegeben hat, ein geistliches Bedürfniß der Susaner zu befriedigen.

Eine Deputation der Priester von Susa begab sich nach Gondar zu dem Patriarchen der abyssinischen Kirche, um sich ordiniren zu lassen. Derselbe blies den Athem des heil. Geistes in einen ledernen Sack, welcher wohl verwahrt nach Bonga gebracht, und in der Hauptkirche aufgehangen wurde. Viele Priester sind seitdem ordinirt worden, damit, daß man diesen Sack öffnet und daraus ein wenig Luft über das Gesicht des Adspiranten streichen läßt. Sie haben alte Kirchengewänder und silberne Mitren; ihre Kirchen und gottesdienstlichen Gebräuche scheinen in jeder Hinsicht dieselben zu seyn wie in Schoa.

Das Volk ist sehr kriegerisch, wohlberitten und oft mit der Jagd beschäftigt. Große Kuppeln von Hunden werden gehalten zur Jagd auf Rhinoceros, Elephant, Büffel, Löwe, Leopard, Giraffe, Zebra und Strauß, die nebst andern für die Naturgeschichte noch neuen Thieren häufig seyn sollen.

Im Westen und Süden von Susa beginnen die Wohnsitze der Neger, welche die alten Sagen von den Pygmäen zu bestätigen scheinen, wenn man dem übereinstimmenden Zeugnisse vieler in Schoa vernommenen Sklaven trauen darf, die aus Enarea, Zingero, Kaffa und Gurague gebürtig, vor dem Verluste ihrer eigenen Freyheit jenen hülflosen Geschöpfen nachgestellt haben.

Jenseits der weiten Wildniß, welche die südliche Gränze von Kaffa und Susa bildet, wohnen die Doko, ein zwergartiges und ganz wildes Geschlecht, nicht über

vier Fuß hoch, dunkel olivenbraun, und in Gebräuchen noch näher den Thieren des Feldes, als selbst die Buschmänner des südlichen Afrika. Sie haben weder Götzenbilder, noch Tempel, noch heilige Bäume, besitzen aber eine dunkle Vorstellung von einem höchsten Wesen, an welches sie im Unglücke, z. B. wenn einer unter ihnen von dem Sklavenjäger erschlagen wird, ein Gebet richten, indem sie auf dem Kopfe stehen und ihre Füsse gegen einen Baum lehnen. „Vere", sagen sie, „wenn du wirklich bist, warum lässest du zu, daß wir erschlagen werden. Wir essen nur Ameisen, und verlangen weder Nahrung noch Kleidung. Du hast uns aufgerichtet: warum wirfst du uns zu Boden?"

Das Land der Doko ist mit einem dicken Walde von Bambus bedeckt, in dessen Gründen die Leute ihre rohen Hütten aus gebogenen Stäben und Gras aufrichten. Sie haben keinen König, keine Gesetze, keine Künste, keine Waffen; besitzen keine Heerden, sind nicht Jäger, bebauen auch nicht das Land, sondern leben allein von wilden Früchten und Wurzeln, Mäusen, Schlangen, Eidechsen, Ameisen und Honig; beyde letztere lecken sie von ihren Armen und Händen, wie die Bären. Durch Pfeifen locken sie Schlangen an, zerreißen sie mit ihren langen Nägeln und verschlingen sie roh. Sie gehen ganz unbekleidet und haben dicke, wulstige Lippen, kleine Augen und platte Nasen. Das Haar ist nicht wollig und reicht bey den Weibern bis auf die Schultern; die Männer haben keinen Bart. Sie kennen den Gebrauch des Feuers nicht. In der Jugend durchbohren sie die Ohren mit einem zugespitzten Stücke Bambus, so daß nur ein schmaler Ring übrig bleibt; aber sie tättowiren sich nicht, noch durchbohren sie die Nase; ihre einzige Zierrath ist ein Halsband aus den Wirbelknochen einer Schlange.

Da sie sehr fruchtbar sind und sich vermehren wie die Thiere, bereichert ihr zahlreiches Volk den Menschenverkäufer. Große Sklavenjagden werden jährlich von den nächstgelegenen Galla-Stämmen unternommen, und die dicken Bambuswälder bilden oft den Schauplatz heftiger und blutiger Kämpfe zwischen eifersüchtigen Räuberbanden. Große Strecken werden umringt, und die Räuber näher rückend zwingen die Bewohner sich in die Mitte zu flüchten. Sie halten ein buntes Gewand vor sich, und tanzen und singen auf eine besondere Weise; dann nahen die wehrlosen Zwerge, wohlwissend aus trauriger Erfahrung, daß alle, die zu entfliehen suchen, unbarmherzig gejagt und vielleicht erschlagen werden, und lassen sich die Augen verbinden. Hundert Sklavenjäger können auf diese Weise tausend Doko fangen; und obgleich dieselben noch lange ihre Liebhabereyen für Ameisen, Mäuse, Eidechsen und Schlangen behalten, suchen sie doch selten zu entfliehen. Ihre Gelehrigkeit und Brauchbarkeit sammt ihren wenigen Bedürfnissen machen sie so geschätzt, daß nie einer aus den Gegenden, die an den Goschob gränzen, ausgeführt wird, und seinen Weg nach Abyssinien findet.

Wenn auch manches in dieser Beschreibung übertrieben scheint, so ist doch so viel gewiß, daß jenseits Susa Nigritien beginnt, und daß die Sklaven in Kaffa, Enarea, Susa und andern Ländern des Quellgebietes des Goschob Neger sind, wie die Sklaven in Schoa nur Galla. Der Werth eines feil gebotenen Menschen steigt mit der größeren Entfernung von seinem Heimathlande und mit der geringeren Gefahr ihn durch Flucht zu verlieren. Dieselben Leute, welche die Doko sich holen, verkaufen ihre Angehörigen an fremde Händler zur Transportation durch Abyssinien nach Arabien, wo ihrer eine nicht zu harte Knechtschaft wartet.

Südlich von Zingero, bedeutend tiefer an dem großen Fluße und auf dessen beyden Ufern, liegt das Königreich Kuscha, mit einer Galla-Bevölkerung, die einen lebhaften Handel mit weißen Männern (wahrscheinlich portugiesischen Sklavenhändlern) treibt. Man erreicht die Mündung des Stromes auf Flößen in fünfzehn Tagen; das Doppelte dieser Zeit braucht man in Ruderbooten stromaufwärts bis nach Kuscha.

Was nun auch immer die wirkliche Größe des Flusses seyn mag, so viel ist sicher, daß er weit hinauf von weißen Leuten befahren wird, die insgeheim reichen Gewinn machen, aber das Land entvölkern durch einen Handel, der die größte Schande auf den Namen eines civilisirten Volkes wirft, und in diesem Falle noch viel schändlicher wird durch die Thatsache, daß viele ihrer eingekauften Sklaven Christen sind.

Bereits hat die englisch-ostindische Regierung in Folge dieser Entdeckungen des Major Harris die Mündung des Flußes Juba oder Goschob durch ein Kriegsschiff untersuchen lassen. Von den Berichten des Kapitän Christopher, der diese Untersuchungen zu leiten hatte, werden die nächsten Maßregeln zu einer Beschiffung des Stromes und einem Besuche bey seinen wilden Anwohnern abhängen, denen im Interesse der Wissenschaft und Humanität ein glückliches Zustandekommen und Gedeihen zu wünschen ist.

Dr. Joh. R. Roth.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

§ 4. Anfang der königlich schwedischen Zwischenregierung. Begünstigung der Protestanten. Wie es nicht ausbleiben konnte, fand nun nach dem Siege der schwedischen Waffen gegen die früheren Bedrückungen der Protestanten und die Rekatholisirungs-Versuche der Fürstbischöfe von Wirzburg die Reaction statt. Die katholischen Pfarrer wurden vertrieben und lutherische Prediger eingesetzt, Klostergüter ohne weiters vergabt, die Klöster ausgeleert, ganze Aemter verschenkt, wie z. B. Bischofsheim vor der Rhön an die junge Tochter des schwedischen Obersten Adolph Dietrich von Effern, und zwar wie die Worte des Schweden-Königs in der Urkunde lauten: „Das Ambt Bischoffsheim — — —, wie solches die Bischöfe von Würzburg inne gehabt — — — —, Wir aber nunmehr durch Gottes des Allmächtigen alleinigen Gnatten und Volchen christlichen Siegs in unsere rechtmäßige Gewalt bracht, auch damit nach Unsern königlichen gerechten Willen zu disponiren undt zu verordtnen haben."

§ 5. Bedrängnisse der äußern Klöster und katholischen Pfarrer.

Nach Ausplünderung dieser Klöster wurden auch sie vom Könige seinen vornehmen Offizieren geschenkt. Kurz erzählt sind hier die Bedrückungen, welche die Klöster Theres, Bildhausen, Ebrach, Schwarzach, Neustadt a. M., Brunnbach, Schönthal erlitten. Auch die katholischen Pfarrer wurden bis auf den Tod verfolgt, und wahrhaft Grauen erregend und alles menschliche Gefühl empörend ist die Ermordung des Pfarrers Liborius Wagner zu Altenmünster.

§ 6. Verfahren gegen die Bewohner der Hauptstadt.

Es war ebenso schonungslos, wie jenes, unter welchem das ganze platte Land seufzte. Gustav Adolph war schon im Begriffe, die Güter des berühmten Juliusspitals zu veräußern und dessen beträchtliche Schätze an Gold und Silber, Getreide und Wein wegzunehmen; aber auf flehentliches Bitten des Spitalmeisters ließ er sich den Stiftungsbrief des Bischofs Julius vorlesen, und „nachdem er die darin enthaltenen schweren Drohungen gegen die Verderber seiner frommen Anstalt hörte, sagte er: „„Ich will mit diesem Pfaffen in jener Welt nichts zu schaffen haben: lasset ihm das Seine!““

Doch mußte nebst den erkrankten schwedischen Soldaten das Juliusspitol noch ein ganzes Regiment gesunden Fußvolks verpflegen. Sehr interessant sind die Einzelheiten über das Walten der Schweden in der Stadt, z. B. über die hier abgehaltenen Märkte von solchem Viehe, welches auf dem Lande war geraubt worden.

§ 7. Zustand des öffentlichen Gottesdienstes in Würzburg. Wiedereinsetzung der vertriebenen protestantischen Prediger und Schuldiener auf dem Lande.

Gegen des Fürstbischofs Philipp Adolphs Religions- und Reformations-Mandat vom 18. Februar 1628 (Beylage I.) erließ der siegende Gustav Adolph unter dem 17. October 1631 ein Mandat, wodurch die durch den bischöflichen Befehl und mit Gewalt vertriebenen lutherischen Prediger und Schuldiener jetzt wieder in ihre vorigen Aemter und Stellen sollten eingesetzt werden. Sofort machten sich die katholischen Seelsorger und Schulmeister schnell aus dem Staube, um den befürchteten Mißhandlungen zu entgehen. Alle Welt- und Kloster-Geistlichen der Stadt Wirzburg in der Kanzley am 31. October 1631 laut königlichem Befehl vom 26. October den Eid der Treue, jedoch mit ausdrücklicher Wahrung des Gewissens und Glaubens schwören (Beylage II.).

§ 8. Bessere Befestigung Wirzburgs und Königshofens. Anzug Tilly's gegen Franken. Abzug der Schweden nach dem Rheine.

Tilly's Heranzug beunruhigte den Schwedenkönig nicht wenig, so versichert der Schotte Monro. Zum erstenmale sah man ihn unschlüssig und gegebene Ordres zurücknehmen. Was Tilly hinderte, das viel schwächere Heer des Königs anzugreifen, berichtet aus Khevenhüller und aus einem Briefe des Kurfürsten Maximilian von Bayern Geijer, Gesch. Schwedens, Bd. III. 201. Not. 1. Nach dieser Gefahr, das ist richtig, glich Gustav Adolphs Zug den schönen und fruchtbaren Ufern des Mains entlang durch das herrliche Frankenland (the pleasant and fruitfull river of the Maine, that runnes though faire Franconia (Monro II. 68 bey Geijer III. 199, Not. 5) einem wahren Triumphzug. Die schwedischen Soldaten waren in das Land des Ueberflusses gekommen. „Unsere finnischen Bursche", schreibt Salvius an Per Bauer, „gewöhnen sich ans Weinland da oben. In den liefländischen Kriegen mußten sie oft mit Wasser und verschimmeltem groben Brode zur Biersuppe vorlieb nehmen; nun macht sich der Finne sein „Kallskål (kalte Schale) in der Sturmhaube aus Wein und Semmeln."

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. May.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 9. März d. J. las Herr Prof. Schafhäutl folgende drey Abhandlungen:

1. Analyse des Vanadin-Bronzits von Bracco.

Das Mineral ist ziemlich großblätterig mit einem sehr deutlichen oder vielmehr offenen und zwey andern, weniger ausgezeichneten Blatterdurchgängen. Auf den etwas gekrümmten Spaltungsflächen ist es perlmutterartig glänzend; in dünnen Blättchen durchscheinend, grünlich-grau, kaum so hart wie Flußspath; an einigen Stellen ziemlich weich, sehr leicht zersprengbar.

Wird dasselbe mit etwas verdünnter Salzsäure behandelt, so verwandelt sich seine grünlich-graue, durch beginnende Verwitterung entstandene, in eine licht apfelgrüne Farbe. Specifisches Gewicht für den luftleeren Raum und $+ 4^{\circ} = 3{,}254693$.

Vor dem Löthrohre zertheilen sich dünne Blättchen der Länge nach in Fasern und schmelzen am Rande schon in der äußern Flamme; in der innern schmilzt das Blättchen unter starkem Leuchten zu einer braunen Kugel.

Mit Borax auf Platindraht schmilzt das Mineral zu einem, im heißen Zustande gelben Glase, das bey einiger Sättigung auch nach dem Erkalten gelb bleibt. In der innern Flamme giebt es gleichfalls, so lange die Perle noch heiß ist, ein gelbes Glas, das jedoch nach der Abkühlung blaulich-grün wird, und in der äußern Flamme sich in Gelb verwandelt.

Mit Phosphorsalz erhält man in der äußern Flamme unter Abscheidung von Kieselerde ein gesättigt gelbes Glas, dessen Farbe unter der Abkühlung verschwindet; eben solch ein Glas in der innern Flamme, dessen Farbe nach dem Erkalten entweder ganz verschwindet, oder höchstens etwas in's Grünliche spielend wird. — Vorkommen bey Bracco im Steatitgebirge an der Küste von Genua.

Das Mineral wurde durch kohlensaures Natron auf gewöhnliche Weise aufgeschlossen. Die abgeschiedene Kieselerde war grau und blieb es auch nach dem Glühen. Sie wurde nun noch einmal mit kohlensaurem Natron geschmolzen, hierauf mit verdünnter Salzsäure behandelt, und bis zur staubigen Trockne abgedampft. Nach dem Befeuchten mit Salzsäure erhielt ich eine schöne grüne Lösung, die von Ammoniak grünlich braun gefällt wurde. Der Präcipitat mit Salmiak gewaschen und geglüht wurde auf einem Platinbleche der Einwirkung von Fluorwasserstoffgas ausgesetzt, dann in Salzsäure gelöst, und mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak versetzt; es fiel ein unbedeutender Niederschlag, der nicht gewogen werden konnte, und wie Chrom zu reagiren schien. Aus der Lösung wurde Vanadin mittelst Schwefelsäure gefällt u. s. w. Die nach Abscheidung der Kieselsäure erhaltene sehr saure Lösung fällte man mit Ammoniak. Der Niederschlag wurde hierauf noch feucht mit kaustischer Kalilösung

im Silbertiegel gekocht, bis die Lösung bey Erkaltung sich mit einer Haut zu überziehen anfieng. Der nach dem Filtriren zurückgebliebene braune Rückstand wurde hierauf im Silbertiegel mit kaustischem Kali und etwas Salpeter geschmolzen, das vanadinsaure Kali hierauf mit Wasser ausgezogen, mit Salzsäure vorsichtig neutralisirt, und mittelst eines Stückes Salmiak das Vanadin als vanadinsaures Ammoniak gefällt. Der zweyte Niederschlag wurde nun der Einwirkung von flußsaurem Gase ausgesetzt, geglüht und dann noch mit dem von der Kieselerde abgeschiedenen in einem Strome von Wasserstoffgas zu Vanadin-Suboxyd reducirt und gewogen.

Eine zweyte Portion wurde zur Bestimmung des Kaligehaltes im Brunner'schen Apparate der Einwirkung gasförmiger Flußsäure ausgesetzt, die Bittererde vermittelst Schwefelbaryum abgeschieden u. s. w.

Die Analyse gab in 100 Theilen:

	Vanadin-Bronzit		Bronzit aus dem Salzburgischen.
$\dddot{Si}$	49,5000.		51,338.
$\dddot{Al}$	5,5500.		4,388.
$\dot{Ca}$	18,1259.		18,284.
$\dot{Mg}$	14,1183.		15,692.
$\dot{Fe}$	3,2769	$\dot{F}$ et $\dot{Mn}$:	8,230.
$\dot{Vn}$	3,6500.		0,000.
$\dot{Na}$	3,7500.		0,000.
$\dot{H}$	1,7700.		2,107.
	99,7411.		

Die Aehnlichkeit mit dem Bronzit fällt von selbst in die Augen; der einzige Unterschied scheint zu seyn, daß, statt einer gewissen Quantität Eisenoxyduls, Vanadin und Natron in die Zusammensetzung getreten sind.

II. Ueber den Thonstein der Geologen.

Syn.: verhärteter Thon.

Hauy nannte ihn zersetzten compacten porphyrischen Feldspath, womit zugleich sein vermeintlicher Ursprung angedeutet ist. Er bildet, wie bekannt, oft mächtige Lager im rothen Todtliegenden in der Gegend von Chemnitz, Baden im Schwarzwalde, Botzen in Südtyrol. Schließt er Feldspathkrystalle ein, die gewöhnlich verwittert sind, nebst Quarzkrystallen, so hat man ihm den Namen Thonsteinporphyr gegeben, als eine feldspathartige geschmolzene aus dem Eingeweide der Erde heraufgestiegene Masse, die (später?) ihr Kali verloren und eine Verbindung von Kiesel und Thonerde als ein Gemenge von Bi- und Trisilicaten zurückgelassen habe.

Der Umstand, daß die so bedeutend vorwaltende Feldspath-Grundmasse ihr Kali verloren, die kleinen eingewachsenen Feldspathkrystalle unverändert geblieben seyen, oder nur wenig verwittert erschienen, so wie die eigenthümliche Structur des Gesteines, das an Härte alle verwitterten Feldspatharten bey weitem übertrifft, — sollte schon längst zu Zweifeln über die Natur des Gesteines Veranlassung gegeben haben, wenn es unsere Geologen nicht bequemer gefunden hätten, sich die Weise selbst zu ersinnen, nach welcher die Natur ihre Bildungen vor Aeonen hervorgebracht haben müße, anstatt mühsam, aber consequent auf Newtons Wegen die Gesetze zu studiren, nach welchen die Natur noch gegenwärtig unter unsern Augen wirkt, bildet und schafft. Sie sprechen, sagt Liebig, über die Entstehung der Felsarten und kennen ihre Zusammensetzung nicht u. s. f. Der Geologe hatte aus der rauhen, matten Oberfläche des Gesteines geschlossen: der Thonstein könne nichts anders als verhärteter Thon seyn; — dagegen hat Fuchs als eigentlicher durchgebildeter wissenschaftlicher Mineraloge beym ersten Anblick die Natur des Gesteins errathen, und sich auch in seiner Naturgeschichte des Mineralreichs p. 231 geäußert: der meiste Thonstein scheint ein inniges Gemenge von unausgebildetem Quarz und Feldspath zu seyn.

Der Thonstein, der zu gegenwärtiger Untersuchung diente, ist von dem mächtigen Thonsteinlager in der Umgegend von Meissen. Er ist rauh anzufühlen, von feinkörnigem erdigem Bruch und Gefüge und von kreidenartiger gelblich weißer Farbe. Merkwürdig ist sein Verhalten vor dem Löthrohre. Nach nicht sehr langer Einwirkung der Flamme nimmt er ein glänzendes Gefüge an von beynahe krystallinischem Ansehen, und verändert seine Farbe in milchweiß, die sich von dem daran gränzenden erdigen Gefüge des der Wirkung der Flamme entgangenen Thonsteines sehr deutlich unterscheidet. In der innern Flamme schmilzt er an den Kanten zu einer milchweißen Kugel. Schon aus diesem Verhalten kann man mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß ein Mineral, das so leicht vom Feuer verändert wird, nicht feuerflüßig den Tiefen der Erde entstiegen seyn könne.

Noch entscheidender spricht für den Ursprung des Thonsteins auf nassem Wege das Mikroskop; denn dieser Thonstein zeigt in seiner ganzen Masse zerstreute Ueberreste von Panzern der Gaillonella distans und die körnige Structur der Xanthidien unverkennbar.

Auch die chemische Analyse unterstützt das Gesagte auf eine sehr interessante Weise.

Ein reines, weißes Stück des Minerals gab mir, einmal durch kohlensaures Natron aufgeschlossen, dann zur Entfernung der Kieselsäure mit Fluorwasserstoffsäure behandelt in 100 Theilen:

$\dddot{Si}$	76, 45.
$\dddot{Al}$	14, 88.
$\dddot{Fe}$ $\dddot{Mn}$	0, 90.
$\dot{K}$	6, 60.
$\dot{H}$	0, 93.
	99, 76.

Wenn wir das Eisen als Oxydul berechnen, erhalten wir:

72	Aequivalente.
12	
6	
1	

Wir könnten demnach die Formel bilden:

$$6\,\dddot{Al}\,\dddot{Si}^3\;6\,\dot{K}\,\dddot{Si} + 6\,\dddot{Al}\,\dddot{Si}^6 + \left.\begin{matrix}\dot{Fe}\\ \dot{Mn}\end{matrix}\right\}\,\dddot{Si}$$

Hätte man anstatt über die Entstehung der Porphyre zu speculiren, den Thonstein einer auch nur oberflächlichen Analyse unterworfen, so hätte der bedeutende Kaligehalt gewiß nicht verborgen bleiben können. Die chemische Analyse hat also die Vermuthungen von Fuchs ganz vollkommen bestätigt; anstatt dem Thongeschlechte gehört er dem Feldspathgeschlechte an, und kömmt in seiner Zusammensetzung ganz mit der des Weißsteines überein, da nach 3 Analysen von Klaproth der Weißstein im Durchschnitt 77,5 Proc. Kieselerde, 12,7 Thonerde, 5,6 Kali enthält, oder, wenn wir unser sächsisches Specimen mit einem von Klaproth analysirten Exemplare vergleichen wollen, so war die Zusammensetzung des Weißsteins von Reichenstein:

$\dddot{Si}$	73, 50.
$\dddot{Al}$	15, 00.
$\dot{Ca}$	1, 00.
$\dddot{Fe}$	1, 50.
$\dot{K}$	6, 50.
$\dot{H}$	0, 75.
	98, 25.

Bilden wir aus unserm Thonsteine den gemeinen Feldspath, so erhalten wir:

$\dot{K}$	6, 10.
$\dddot{Al}$	6, 63.
$\dddot{Si}$	23, 876.
	36, 606 Proc.

Feldspath; die übrig bleibende Kieselerde und Thonerde bilden dann ein Thonerdesilicat aus $\dddot{Al}\,\dddot{Si}^6$ bestehend.

Um die gegenwärtige Gestalt des Thonsteins und der Thonsteinporphyre, so lange man diese Ge-

steine bloß für verhärteten Thon ohne Kali hielt, auf vulkanischem Wege herleiten zu können, mußte man zu der später einwirkenden zersetzenden Kraft des Wassers seine Zuflucht nehmen, welches das Kali wegführte und die Thonerde zurückließ. Die große Quantität Kali, die jedoch in diesen Gesteinen enthalten ist, giebt denselben ihre Urselbstständigkeit wieder. Der Thonstein in seiner gegenwärtigen Form und Zusammensetzung kann jedoch nur auf nassem Wege entstanden seyn, (er umhüllt aufrecht stehende Stücke von Bäumen) was auch die Plutonisten theilweise zugegeben haben, als sie an der Urselbstständigkeit des Thonsteines zweifelten. In gewisser Art consequent hat man alle die Thone und die ungeheuern Thonablagerungen als Ueberreste durch den Verwitterungsproceß zerstörter granitischer und überhaupt Thonschiefergebilde erklärt. Die Zersetzung wäre dann entstanden durch Wegführung des Kali vermittelst der Wirkung der Atmosphärilien eingeleitet.

Fuchs hat zuerst die Selbstständigkeit der Thonbildungen nachgewiesen, indem er zuerst ihren Kaligehalt entdeckte in seinen meisterhaften Untersuchungen über den hydraulischen Kalk, wodurch dem Thone seine Stellung neben allen ältern und jüngeren granitischen Bildungen unbestritten eingeräumt werden mußte. Daß aber die thonigen granitischen Bildungen nicht durch Feuer entstanden seyn können, wird auch der wahnsinnigste Verfechter des Plutonismus nicht behaupten, der auch nur in einer Töpferwerkstätte die Veränderungen beobachtet hat, die das Feuer auf unsere Thone ausübt.

Es scheint überhaupt mit dem Feuer im Erdinnern immer schlimmer und schlimmer zu werden, je mehr die eigentliche strenge Wissenschaft und unparteyische Beobachter den Zustand des Erdinnern ihrer Aufmerksamkeit widmen.

Ich habe schon in meiner Festrede: „Ueber die Geologie in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Naturwissenschaften“ auf die nicht abzuläugnenden Beobachtungen des Engländers Moyle aufmerksam gemacht, die man natürlich, als höchst unwillkommen, von Anfang her zu ignoriren für gut fand*). Der Brunnen des Kaufmanns Schergin zu Jakutsk liefert noch überdieß ein merkwürdiges Beyspiel, wie zuverläßig die Daten seyen, auf welche sich die Zunahme der Wärme nach dem Erdmittelpunkte basirt. Bischof berechnete die Tiefe, in welcher der Thaupunkt in den dortigen sibirischen Erdschichten gefunden werden würde, auf 230 – 256 preußische Fuß. Als sich der Thaupunkt da nicht fand, berechnete ihn Ermann, in seiner Reise um die Welt, auf eine Tiefe von 600 Fuß, und sollte er sich auch da noch nicht finden, so kann man noch 600 Fuß, oder so viel man überhaupt will, hinzurechnen. In einer Tiefe von 54 Saschen 2 Arschinen = 359,05 paris. = 382 englischen Fußen steht das Thermometer noch immer auf — $\frac{1}{2}^{0}$ R.

Es wird überhaupt keinem eigentlichen Mathematiker im Ernste einfallen, aus unsern gegenwärtig bekannten Beobachtungen über die Wärme des Erdinnern ein Gesetz über die Zunahme der Wärme nach dem Erdmittelpunkte ermitteln zu wollen, so lange die ungeheuren Differenzen und die Widersprüche zwischen den einzelnen Beobachtungen lehren, daß hier der Zufall die Oberhand habe, der mit dem Reich der Wissenschaft in keiner Gemeinschaft steht.

*) Es waren zwar For und Forbes bemüht, durch ein paar das Wesen der Frage gar nicht berührende Experimente Moyle's Resultate zweifelhaft zu machen, und sie haben zu diesem Zwecke sogar ihre Rechnungsweise geändert; allein Moyle trat ihnen hierauf mit einer ganzen Reihe von Experimenten entgegen, gegen welche sich bis jetzt keine Stimme mehr erhoben hat.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. May.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

In der Sitzung am 9. März. d. J. las Herr Prof. Schafhäutl folgende drey Abhandlungen:

III. Ueber den Salzthon.

Das alpinische Salzgebilde im Salzkammergute besteht bekanntlich aus dem sogenannten Haselgebirge der Grubenarbeiter. Dieß Haselgebirge selbst zerfällt mechanisch in körniges Steinsalz und in eine graue, von Salz durchdrungene Masse, die v. Humboldt Salzthon genannt hat.

Das Liegende ist das sogenannte Lebergebirge, glänzend schiefriger Thon und Mergelschiefer, immer mehr und mehr von Gyps durchdrungen, bis er zum eigentlichen sogenannten Thongyps wird.

Der Humboldt'sche Salzthon ist gleichfalls bloß nach seinem Aeußern beurtheilt und charakterisirt worden. Von seiner eigentlichen chemischen Constitution war noch gar nichts bekannt. Da sich eine wahrscheinliche Theorie der Bildung des Steinsalzes nur durch eine so vollständig als mögliche Kenntniß der mit ihm zugleich entstandenen oder meistens mit ihm zugleich vorkommenden Gebirgsarten bilden läßt, so beschloß ich zuerst, den v. Humboldt'schen Salzthon zu untersuchen.

Dieser trockne lichtgraue Thon wurde fein zerrieben, was nur mit einiger Mühe geschehen konnte, und dann auf dem Filtrum so lange mit destillirtem Wasser behandelt, bis aller Gyps ausgewaschen war.

Der so von allen im Wasser löslichen Theilen befreyte Thon bildete eine, naß ziemlich zähe, lichtgraue Masse, die sich jedoch nach dem Trocknen leicht zwischen den Fingern in feines Pulver zerreiben ließ.

Im bedeckten Platintiegel über der Lampe geglüht, färbte sich das Pulver schwarz, unter Luftzutritt erhitzt erglühte es leicht durch seine ganze Masse unter starker Entwicklung von schwefliger Säure. Es hatte zuletzt seine graue Farbe in eine röthliche verwandelt, und regelmäßig 12,85 Procente an Gewicht verloren. Mit concentrirter Salzsäure war es in diesem Zustande leicht in der Wärme zu zersetzen unter Zurücklassung von weißer Kieselerde; aber auch das ungeglühte Pulver wurde durch Behandeln mit concentrirter Salzsäure in der Wärme unter Entwicklung von Kohlensäuregas vollkommen zersetzt; die Kieselerde blieb jedoch hier von Bitumen grau gefärbt zurück.

Das ungeglühte Pulver wurde in einem verschließbaren Kolben mit rauchender rother Salpetersäure behandelt zur Abscheidung und Bestimmung des Schwefels, so wie zu der des noch zurückgebliebenen Chlores.

Die auf die gewöhnliche Weise durchgeführte quantitative chemische Analyse gab folgende Bestandtheile:

$$\left.\begin{array}{ll} \dddot{Si} & 45{,}50 \\ \dddot{Al} & 15{,}000 \end{array}\right\} = 60{,}5\ \dddot{Al}\dddot{Si}^3$$

$$\dot{Mg}\ddot{C}\ 26{,}56 = \left\{\begin{array}{ll} \dot{Mg} & 12{,}830 \\ \ddot{C} & 13{,}730 \end{array}\right.$$

$$\left.\begin{array}{ll} \acute{F}e & 6{,}900 \\ Mn & 0{,}270 \\ S & 2{,}210 \end{array}\right\} = \acute{F} + \acute{M}n$$

2,350 Bitumen

NaCl 1,060

99,850

Man sieht, der Schwefel reicht eben hin, das zweyte Arfvedson'sche Eisensubsulphurat zu erzeugen, so wie mit Mangan das sulphuretum Manganosum. Dieses Schwefeleisen rührt wahrscheinlich von Infusorien her, die auch hier eine wichtige Rolle gespielt zu haben scheinen; denn unter dem Mikroskope erscheint die feingeschlammte Salzthonmasse aus Ueberresten von Infusorien zusammengesetzt, die zum Theil zu Gaillonella, zum Theil zu Monas gehört zu haben scheinen. Aus dieser Zusammensetzung des sogenannten Salzthons geht hervor, daß er aus 60,5 Proc. neutraler kieselsaurer Thonerde bestehe, gleichartig mit der Zusammensetzung des Thones von Höganäs in Schoonen und von Stourbridge in England, dann aus 26 Proc. kohlensaurer Bittererde. Es wären also wieder 2 Atome neutraler kohlensaurer Bittererde mit einem Atome neutralem Thonerdesilicat verbunden.

Wir haben gesehen, daß der Salzthon seine Kohlensäure schon über der Lampenflamme verliere. Wäre nun das Salz durch Feuer verflüchtigt aus den Tiefen der Erde heraufgestiegen und hätte den Thon durchdrungen, so würde die Kohlensäure des Thons längst verflogen seyn. Man könnte hier wie bey andern Gelegenheiten versuchen, einzuwenden: der Druck des auf dem Thon liegenden Gebirges habe die Entweichung der Kohlensäure verhindert. Allein hätte ein solcher Druck wirklich stattgefunden, so würde es dem gasförmig aufsteigenden Kochsalze überhaupt unmöglich gewesen seyn, den Thon zu durchdringen, da die Tension der Salzdämpfe gar vielmal geringer ist, als die der Kohlensäure; nicht zu gedenken, daß die 8,95 Proc. Unterschwefeleisen gleichfalls im glühenden Thone nicht hätten bestehen können, der überhaupt das gasförmige Natriumchlorid zersetzt haben müßte, kieselsaures Natron bildend, Chloreisen und dergleichen, wie wir dieß noch täglich in unsern Steingutöfen vor sich gehen sehen. Das Bitumen selbst, das alle Steinsalzlager begleitet, und gleichfalls ein Nebenprodukt der Steinsalzbildung seyn muß, wäre natürlich zersetzt worden, wo es mit dem gasförmigen Salze in Berührung kam, demselben willig seinen Platz überlassend, u. s. f.

Welche wichtige Rolle überhaupt die Bittererde bey der Bildung des Steinsalzes gespielt haben müsse, beweiset die Analyse eines zweyten Lagerstückes aus derselben Gegend, das von Bitumen schwarz gefärbt härter als der Salzthon gleichfalls für Thon gehalten worden ist.

Geglüht verlor es 20 Proc. und brannte sich weiß. Mit Salzsäure übergossen entwickelte das Pulver in der Wärme Kohlensäure, nach dem Glühen Schwefelwasserstoffgas.

In 100 Theilen bestand dieses Lagerstück aus

$\dot{Ca}\ddot{C}$	32,400
$\dot{Mg}\ddot{C}$	34,045

und 14,3 Proc. Thon, wovon 2,7 in Salzsäure auflöslich waren, und gegen 5,5 Procente Bitumen.

Ein nie fehlender Begleiter der Steinsalzniederlage ist die schwefelsaure Kalkerde, oder der Gyps.

Die meisten Geologen nehmen seine Bildung auf nassem Wege an, da, wo er in Begleitung von Steinsalz vorkommt; jedoch, wo er ohne Steinsalz gefunden wird, muß er der Tiefe der Erde entstiegen seyn. Und warum? Weil sich gewöhnlich Verrückungen oder Verschiebungen im Hangenden des Gebirges zeigen und weil sich gleichfalls nicht selten die Schichten selbst mehr oder weniger gegen den Horizont neigen.

Da es nun unter den meisten Geologen zu einer Art Monomanie geworden ist, keine Veränderung in der Schichtenstellung ohne hebende, der

Schwerkraft widernatürlich entgegen wirkende Kraft von unten zu denken, so hat man auch den Gyps feuerflüssig gemacht, ihn trotz seines Wassergehaltes aus den Tiefen der Erde hervorsteigen und die Schichten so ganz bequem verrücken lassen. Da man noch nie feuerflüssigen Gyps, gleich den Basalten, aus den Spalten der Erde hervordringen und überlaufen gesehen, so hat man sich einstweilen begnügt, denselben ganz langsam sich bloß zwischen die Schichten einschieben zu lassen.

Trotz den mehrfachen Vorkommnissen von Kochsalz, das unläugbar auf nassem Wege da abgesetzt worden seyn müßte, hat man überall, wo sich irgend eine Neigung der das Salzgebirge begleitenden Schichten vorfand, auch das Kochsalz in Gasform aus der Tiefe der Erde hervorsteigen, und es, wie zu Cardona, zu einem meilenlangen Klumpen plötzlich erstarren lassen, nachdem es die darauf liegenden Schichten emporgehoben, und sich gar leicht, wenn es gewollt, einen Ausweg hätte bahnen können.

So sagt z. B. Walchner: — „wollen wir anders der Natur keine Gewalt anthun, und eine vorurtheilfreye, den ächten Naturforscher auszeichnende Betrachtung der Verhältnisse bewahren, so sehen wir uns gleichsam genöthigt, dieses Steinsalz von Cardona als von unten herauf und zwischen die Schichten des Kreidegebirges getrieben anzusehen", — und warum? — weil die Schichten der Sandsteine und Kalkmassen des Gebirges mantelförmig um den Salzberg liegen!!!

Das Knisterſalz in Wieliczka hat schon den Ursprung wenigstens dieser Steinsalz-Lagerstätte auf nassem Wege außer allen Zweifel gesetzt, so wie überhaupt Philippi neuerdings sogar die Versteinerungen in eben diesem Steinsalze selbst zu bestimmen im Stande war.

Nun sind aber in den neuesten Tagen Marcel de Serres und Joly aufgetreten und haben bewiesen, daß die rothe Farbe des Steinsalzes von Monas Dunalii und das grünliche Steinsalz von Cardona, welches man sich, „ohne der Natur Gewalt anzuthun, feuerflüssig oder gar gasförmig aus den Tiefen der Erde hervorgestiegen denken mußte," seine deutlich grünliche Farbe eingeschlossenen Infusorien verdanke. Diese Infusorien, sagt der Beobachter, sind bey ihrer Geburt weiß, werden im mittleren Alter grün, und im hohen Alter purpurfarben. Auch in den Mergeln, die dem Steinsalze als Unterlage dienen, fanden sie dieselben Infusorien. Compt. rend. X. 322. 477.

Also nicht allein in den die Salzniederlage begleitenden Schichten, sondern auch in dem Salzstocke selbst hatte ein organisches Leben seine Werkstätte aufgeschlagen, und er kann schon deßhalb nicht durch Einfluß der Hitze in Gasform an seinen jetzigen Platz gelangt seyn.

Nicht genug, die meisten unserer bedeutenden Steinsalzniederlagen als vulkanische Produkte zu erklären, hat man auch den Salzgehalt des ganzen Meeres vulkanischen Wirkungen zuzuschreiben versucht.

Eine kurze, etwas nähere Betrachtung und Schätzung des Salzgehaltes des Meeres wird uns von dem Werthe dieser Hypothese sogleich überzeugen.

Nehmen wir den mittlern Salzgehalt des Meerwassers zu 39,15 in 1000 Theilen und geben davon 26,91 dem Kochsalze, 5,645 dem Chlor-Magnesium, 4,660 dem schwefelsauren Natron, dem kohlensauren Kalk 1,279, und nehmen die Oberfläche des Meeres zu 6173666 Quadrat-Meilen an. Was die Tiefe des Meeres anbetrifft, so hat sie der große Laplace, der als Mathematiker das Ganze umfaßte und von diesem Standpunkte aus über die vereinzelten Maulwurfshügel unserer Vulkane hinwegsah, aus allgemeinen Gesetzen in Bezug auf Gleichgewicht und Bewegung hergeleitet und dargethan, daß die Tiefe desselben ohngefähr der mittleren Höhe der Continente gleich seyn müsse. Da damals noch nichts Bestimmtes über diese mittlere Höhe der Continente vorlag, so hat sie Laplace etwa zu 1000 Meter angenommen.

Allein Humboldt hat eine genaue Uebersicht über die mittlere Höhe der Continente gegeben und gezeigt, daß sie Laplace um $\frac{2}{3}$ zu groß angenommen. Pogg. Ann. d. Phys. 1842. LVII. 407 — 419.

Nehmen wir deßhalb die mittlere Tiefe des Meeres zu 300^{m}, so erhalten wir einen Cubikinhalt des Meeres von 2500215,4 geographischen Cubikmeilen, und darin wären enthalten im festen Zustande

3051,3420	Cubikmeilen	Chlornatrium,
633,64436	„	Glaubersalz,
441,81180	„	kohlensaure Magnesia,
109,33944	„	kohlensaurer Kalk.

Wenn wir ferner unsere Gebirgssysteme als ein dreyseitiges Prisma betrachten, dessen Querschnitt ein gleichschenkliches Dreyeck bildet, in welchem die senkrechte Entfernung des Scheitels von der Basis durch die mittlere Höhe der Gebirge ausgedrückt ist, so erhalten wir den Cubikinhalt der

südlichen Cordilleras	41666,5
für den eigentlichen Himalaya	5169,825
für die Alpen	685,125
für die Pyrenäen	119,350 Cubik-

Meilen, und deßhalb eine Salzmasse von etwa fünfmal größerem Umfange als unsere Alpen, von gegen $\frac{1}{5}$ kleinerem Umfange als der Himalaya. Eine Masse Glaubersalz, nahe so groß als unsere Alpen, eine nicht viel kleinere Masse kohlensaurer Bittererde, und kohlensauren Kalk so viel, daß man die Pyrenäen daraus bilden könnte.

Bey einer mittleren Tiefe des Oceans von 1000 Toisen hätten wir 13309,00 Cubikmeilen Kochsalz, also $\frac{1}{5}$ des ganzen Anden-Gebirges, und bey einer Tiefe von 10000 Toisen, wie noch Einige die mittlere Tiefe des Meeres schätzen 133090,0 Cubikmeilen, also nahe dreymal so viel Kochsalz, als das ganze Anden-Gebirge Raum einnimmt.

Es giebt keine analoge Erscheinung bey vulkanischen Ausbrüchen, in welchen das eine Alkali in solcher Quantität über das andere vorgewaltet hätte. Nehmen wir das Salz des Meerwassers durch Eindringen von Wasser mittelst vieler Meilen tiefer Spalten auf den hypothetischen flüssigen Erdkern, so müßten, wenn nicht der ganze Erdkern aus Kochsalz besteht, Gebirgsmassen zu Tage gefördert worden seyn, die das ganze Bett des Oceans ausgefüllt hätten, um so viel Kochsalz daraus auslaugen zu können, als das Meerwasser gegenwärtig enthält.

Das Kali scheint seinem größten Theile nach mit der Kieselerde zu Silikaten sich verbunden zu haben, oder zuerst im freyen Zustande erschienen zu seyn, worauf das Natron folgte, das sich entweder mit Schwefelsäure zu schwefelsaurem Natron oder mit Chlor zu Chlornatrium verbunden haben mußte. Gewiß waren beyde zuerst im Wasser gelöst, und die Gyps- und Salzstöcke und Flötze mit ihrem Bitumen sind der Rückstand eines vertrockneten partiellen Urmeeres.

Es ist dieß Bitumen das Residuum eines einst von Legionen lebender animalischer und vegetabilischer Wesen erfüllten Meeres. Es würden wieder ähnliche Rückstände entstehen, wenn wir uns unsere gegenwärtigen Meere immer mehr und mehr vertrocknend vorstellen. Auch wenn wir uns alle Mollusken und Wirbelthiere aus ihren Wassern wegdenken, so würde die organische Materie der Legionen Infusorien, Polypen, Quallen, See-Algen, die in ihrer raschen Vergrößerung und Vervielfältigung keinen Winter kennen, der sie zu beschränken im Stande wäre, als Rückstand des noch gegenwärtig wenigstens 2500000 Cubikmeilen Wasser enthaltenden Oceans die durch Verdampfung entstehenden Gyps- und Kalkniederschläge mit einer ungeheuren Masse von sogenanntem Bitumen erfüllen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 30.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. May.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 9. März d. J. las Herr Prof. Schafhäutl folgende drey Abhandlungen:

III. Ueber den Salzthon.

(Schluß.)

Die Verrückung und Zerstücklung der die Salz- und Gypsniederschläge überdeckenden Schichten, auch wenn wir uns dieselben wirklich horizontal abgesetzt denken, läßt sich beym Wiedereintreten einer neuen Fluth sehr leicht denken. Das Chlorcalcium wurde zuerst vom Wasser aufgelöst, und zuletzt das Chlor-Natrium ganz oder theilweise. Durch die ganze oder theilweise Fortführung des Kochsalzes, Chlorcalciums, Chlormagnesiums entstanden Höhlungen, Lücken, die später oder früher unter ihrer eigenen Last zusammenbrechend jene Zertrümmerungen und Verrückungen der die Salzlager begleitenden Schichten veranlaßt hatten, welche uns heut zu Tage noch so viel zu rathen geben. Da, wo alles Kochsalz fortgewaschen wurde, blieb der Gyps allein zurück, zugleich mehr oder weniger vom Wasser angegriffen, da auch er in demselben auflöslich ist.

Nehmen wir auch wirklich die Schichten, die den Steinsalzstock von Cardona ummanteln, ursprünglich horizontal abgesetzt, so werden diese Schichten, unter welchen das Wasser auf eine cubische Salzmasse auflösend nur von außen nach innen wirkt, sehr bald so viel von ihrer Salzunterstützung verloren haben, daß sie auf den gegenwärtigen, nur als Kern eines ehemals mächtigeren Steinsalzlagers zurückbleibenden Salzstock zusammenbrachen, und so der weitern auflösenden Wirkung des Wassers Gränzen setzten.

Man hat jedoch überdieß durch die neuesten Beobachtungen ausgemittelt, daß sich Schichten von mechanisch im Wasser aufgelösten Stoffen auch noch auf unter einen Winkel von 30° geneigten Ebenen absetzen können, hat aber vergessen, daß Materien, sich in einem Ocean von mehreren Tausend Fußen Tiefe absetzend, von dem comprimirten Wasser getragen, sehr leicht der attractorischen Kraft der nahe gelegenen Felsarten folgend sich auch regelmäßig auf sehr stark gegen den Horizont geneigten Flächen absetzen konnten, gleichsam schalige Incrustationen bildend, wie wir sie in der organischen und unorganischen Natur sich noch täglich bilden sehen. So legen sich Incrustationen an die mehr vertikalen oder oft sogar gegen die Horizontal-Ebenen des Wassers geneigten Innenwände eines wagenförmigen oder cylindrischen Dampfkessels an, und sogar gerade wie über den sogenannten massigen Gebirgen, d. i. schichtenweise. Ein Geologe würde diese Schichten aus einer jedesmaligen Revolution entstehen lassen, die im Meere des Dampfkessels vor sich gegangen. Solche Revolutionen übrigens entstehen immer, sobald das Wasser des Kessels so viel von Salzen aufgelöst enthält, als es in dieser Temperatur halten kann. Die Salze fallen dann beynahe mit Einemmale in pul-

verförmiger Gestalt nieder, eine Schichte bildend, worauf das Wasser sich wieder mit Salzen schwängert, bis es dem Sättigungspunkte nahe dieselben aufs Neue fallen läßt.

Möchte man doch bald auch in diesem, aus einer crassen Empyrie erst zur Wissenschaft sich emporarbeitenden Zweige der Naturforschung einsehen lernen, daß mit Hypothesen, im unendlichen Reiche der Möglichkeiten herum taumelnd, nichts für die eigentliche Wissenschaft gewonnen werden kann, und daß nur durch geduldiges ausharrendes Studium der Kräfte der Natur und durch wissenschaftliche Beobachtung der Weise, wie die Natur noch gegenwärtig bildet und schafft, sich eine Basis gründen lasse, von welcher aus man logisch und also wissenschaftlich rückwärts schließen kann, auf welche Weise die Natur, die Unveränderliche, ihre früheren Bildungen hervorgebracht habe!

In der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J. hielt Hr. Dr. v. Martius, Secretär der zweyten Classe, folgenden Vortrag.

Seitdem es Akademien und gelehrte Gesellschaften giebt, hat sich der Charakter ihrer Thätigkeit, sofern sie in öffentlichen Schriften erscheint, nicht unwesentlich geändert. Aus dem Stadium einer gleichsam patriarchalischen Abgeschlossenheit sind auch diese Vereine und zumal die Akademieen mehr und herausgetreten. Der Zeitgeist drängt einen großen Theil ihrer Arbeiten auf das viel bewegte Gebiet des Journalismus hinüber. Wenn gleich manche, und namentlich diejenigen akademischen Studien, die langsame Reife und kräftige Unterstützung durch das corporative Vermögen erheischen, auch gegenwärtig mit Eifer und Erfolg im Schooße der gelehrten Gesellschaften getrieben werden, so finden auch viele Fragen, vermöge der lebhafteren Bewegung aller Wissenschaften, eine schnellere Erledigung. Zahlreiche wissenschaftliche Resultate entwickeln sich mit solcher Schnelligkeit, daß die gel. Vereine sie nicht mehr, wie ehemals, lediglich durch das Organ ihrer in längeren Zeitabschnitten erscheinenden Denkschriften dem Publicum mitzutheilen gezwungen werden. In Folge hievon mußte sich der Journalismus auch innerhalb der gelehrten Vereine mehr und mehr ausbreiten, und fast jede der thätigen Akademieen und größeren gel. Gesellschaften besitzt gegenwärtig eine besondere Zeitschrift, wodurch sie ihre Forschungen alsbald dem großen Kreise wissenschaftlichen Fortschrittes einverleibt, oder bringt ihre Resultate durch die periodische Erscheinung von Protokollen, Auszügen, Uebersichten u. s. w. schnell zur allgemeinen Kenntniß. Dieses Verhältniß machte es auch nöthig, daß unser Verein sich ein ähnliches Hülfsmittel in seinen „Gelehrten Anzeigen“ verschaffte; anderseits aber gebot es auch einen bey weitem mehr ausgedehnten Verkehr mit verwandten Vereinen in Nähe und Ferne einzuleiten, als er früher statt gefunden hat.

Ganz vorzüglich nothwendig erschien eine solche Verbindung unserer Akademie nach Aussen in Beziehung auf die zweyte Classe. Hier werden zahlreiche rechnende, messende und beobachtende Doctrinen repräsentirt, welche sowohl wegen ihres ausserordentlichen Umschwunges, als wegen ihres immer wichtiger werdenden Einflusses auf große Zeitfragen nichts mehr von dem ignoriren dürfen, was auf demselben Gebiete an andern Orten geleistet wird.

Unter Berücksichtigung der Nothwendigkeit eines solchen von Tag zu Tag zunehmenden Verkehrs dieser zweyten Classe mit andern Vereinen von ähnlicher Beziehung hat das hohe Präsidium mir den ehrenvollen Auftrag ertheilt, mich der ausländischen Correspondenz, dem angedeuteten Bedürfnisse gemäß, anzunehmen, und ich habe um so weniger gesäumt, diesem Rufe zu entsprechen, als auch von Seiten der beyden andern Classen eine beträchtliche Ausdehnung ihres Verkehrs eingetreten ist. Es dürfte nun nicht uninteressant für die Gesammtakademie seyn, eine Uebersicht von allen unseren Verbindungen zu erhalten, und ich beehre mich daher folgende Mittheilung über diesen Gegenstand zu machen.

Die Verbindungen der Akademie erstrecken sich über folgende Staaten:

Bayern, wo 25 Stellen die akademischen Schriften erhalten.
Oesterreich, wohin solche an 10 Orte geschickt werden.
Preußen, wohin an 15 Orte.
Der übrige deutsche Bund, wohin an 21 Orte.
Schweiz, wohin an 6 Orte.
Frankreich, wohin an 11 Orte.

Spanien, wohin an 2 Orte.
Portugal, wohin an 1 Ort.
Belgien, wohin an 2 Orte.
Niederlande, wohin an 1 Ort.
Großbritanien und seine Colonien, wohin an 24 Orte.
Dänemark, wohin an 3 Orte.
Schweden, wohin an 1 Ort.
Rußland, wohin an 3 Orte.
Kirchenstaat, wohin an 3 Orte.
Neapel, wohin an 2 Orte.
Nordamerika, wohin an 3 Orte.
Brasilien, wohin an 1 Ort.

Summa der außer Bayern, 109 Orte.

Die Empfänger der Schriften unserer Akademie sind größtentheils gelehrte Gesellschaften, welche vermöge ihrer Publicationen in ein Verhältniß litterärischer Reciprocität mit der Akademie zu treten im Stande sind und derselben auch ihre Schriften zu übersenden pflegen. Außerdem aber empfangen auch einige Bibliotheken die Publicationen unserer Akademie. Unter dem gegenwärtigen Präsidio hat die Correspondenz mit gelehrten Gesellschaften an Ausdehnung beträchtlich gewonnen und die Akademie ist dadurch mit manchen schätzbaren litterarischen Producten bereichert worden. Indem sie aber ihre Verbindungen vielseitig ausdehnte, erschien es auch doppelt nothwendig, bestimmte Kategorien für diejenigen Mittheilungen aufzustellen, welche den jenseitigen Vereinen je nach deren Bestimmung und der Ausdehnung ihrer Publicationen mitgetheilt werden sollten. Hiernach haben sich folgende Abtheilungen ergeben.

I. Im Inlande erhalten a) alle Schriften der Akademie:

Die Hof- und Staatsbibliothek zu München.
Die Universitätsbibliothek zu München.
Die Universitätsbibliothek zu Erlangen.
Die Universitätsbibliothek zu Würzburg.
Die Benediktiner-Abtey zu Scheyern.
Die Bibliothek der Studienanstalt zu Speyer.
Die Bibliothek der Studienanstalt zu Zweybrücken.
Die öffentliche Bibliothek zu Bamberg.
Die öffentliche Bibliothek zu Dillingen.
Die öffentliche Bibliothek zu Neuburg.

Dürfte auch an die öffentlichen Bibliotheken zu Augsburg, zu Bayreuth und Nürnberg eine ähnliche Abgabe zu machen seyn.

b) Die Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Classe nebst einschlägigen kleineren Druckschriften erhalten:

1) Die k. b. botan. Gesellschaft zu Regensburg.
2) Die pharmaceutische Gesellschaft in Kaiserslautern.

c) Die Abhandlungen der historischen Classe nebst einschlägigen kleineren Schriften erhalten:

1) Historische Verein in Anspach.
2) Historische Verein in Augsburg.
3) Histor. Verein und k. Archiv in Bamberg.
4) Histor. Verein in Bayreuth.
5) Oeffentl. Bibliothek in Dillingen.
6) Histor. Verein in Landshut.
7) Histor. Filial-Verein zu Neuburg.
8) K. Archiv zu Nürnberg.
9) Histor. Verein zu Passau.
10) Histor. Verein zu Regensburg.
11) Histor. Verein zu Speyer.
12) Histor. Verein zu Würzburg.
13) K. Archiv zu Würzburg.

II. Im Auslande. Alle akademischen Schriften, nämlich die Denkschriften in ihren drey Abtheilungen, die Gelehrten Anzeigen, die Bulletins aus denselben, die Observationes astronomicae, alle Reden und Almanache werden an folgende Institute übermacht:

Amsterdam, Societät der Wiss. oder k. niederländ. Institut.
Berlin, Akademie der Wissenschaften.
Bonn, Kaiserl. Akademie der Naturforscher.
Brüssel, Akademie der Wissenschaften.
Brüssel, K. Bibliothek.
Kopenhagen, Societät der Wiss.
Dublin, K. irische Akademie.
Edinburg, Royal Society.
Görlitz, Oberlausitz'sche Gesellschaft d. Wiss.
Göttingen, Societät d. Wiss.
Insbruck, Ferdinandeum.
Lille, Société Royale des sciences, agriculture et arts.
Lissabon, Academia R. das Sciencias.
London, Royal Society.
Mailand, Istituto Imp. R. Lombardo-Veneto.
Modena, Società italiana dei Quaranta.
Modena, R. Accademia di Scienze, Lettere ed Arti.
Nancy, Société R. des sciences, lettres et arts.
Paris, Institut de France.
Pesth, Societas erudita Hungarica.
Petersburg, Kaiserl. Akademie d. Wiss.
Prag, Gesellschaft des vaterländ. Museums für Böhmen.
Rouen, Académie R. des sciences, belles lettres et arts.
Stockholm, k. Akademie d. Wiss.
Wien, k. k. Bibliothek.

2) Die Abhandlungen und Reden der ersten Classe, so wie die Bulletins und den Almanach erhalten:

London, Royal Society of litterature.
London, Asiatic Society.
Caen, Société française pour la conservation et la description des Monumens nationaux.
Rom, Istituto archeologico.
Rom, Bibliotheca Vaticana.
Neapel, Reale Accademia della scienze, sectione della Società R. Borbonica.
Schulpforte, Bibliothek.

3) Die Abhandlungen und Reden der zweyten Klasse nebst Bulletins und Almanach werden an folgende gesendet:

Berlin, Gartenbaugesellschaft für den preußischen Staat.
Bern, Schweizerische Gesellschaft der Naturforscher.
Bordeaux, Société Linéenne.
Breslau, Gesellsch. für vaterländische Cultur.
Calcutta, Medical and Physical Society.
Catanea, Accademia Gioenia.
Danzig, Naturforschende Gesellschaft.
Edinburg, Highland and agricultural Society.
Frankfurt, Senkenberg'sche Naturforschende Ges.
Genf, Société de Physique.
London, Astronomical Society, zugleich mit Observat. astronomicae.
London, Royal Geographical Soc., ebenfalls mit Observ. astronom.
London, Agricultural Society.
London, Ornithological Soc.
London, Geological Soc.
London, Medico-botanical Soc.
London, Zoological Soc.
London, Institute of Civil Engeneers.
London, College of Physicians.
London, Entomological Society.
London, Society of Arts etc.
London, College of Surgeons.
Lyon, Société Royale d'agriculture.
Madrid, Deposito hydrographico.
Moskau, Société Imp. des Naturalistes.
New-York, Lyceum of Natural History.
Paris, Académie R. de médecine.
Paris, Muséum d'histoire naturelle.
Petersburg, Kais. medicin. chirurg. Akademie.
Philadelphia, American Academy of Natural Sciences.
Philadelphia, American Philosophical Society.
Rio de Janeiro, Instituto Imp. historico-geographico do Brazil.
Siena, Accademia dei Fisiocritici.
Straßburg, Société du Muséum d'histoire naturelle.

1) Die Abhandlungen und Reden der dritten Klasse nebst Bulletins und Almanach werden gesendet nach:

Altenburg, Geschichts- und Alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Basel, Gesellsch. für vaterländ. Alterthümer.
Berlin, Gesellsch. für Alterthumskunde.
Berlin, Altmärkischer Verein.
Bern, Allgemeine geschichtsforsch. Ges. der Schweiz.
Bonn, Verein für Alterthumsforschung in den Rheinlanden.
Cassel, Verein für Geschichte.
Copenhagen, Ges. für Nordische Alterthümer.
Darmstadt, Historischer Verein.
Dresden, Verein für vaterländ. Alterthumskunde.
Emden, Ges. für Geschichte.
Frankfurt, Verein für Geschichtskunde.
Halle, Alterthumsverein.
Hamburg, Verein für hamburg. Geschichte.
Hannover, Historischer Verein.
Hohenleuthen, Voigtländisch. Alterthumsforscher-Verein.
Kiel, Holstein-Lauenburg'scher Verein.
Königsberg, Deutsche Gesellsch.
Leipzig, Alterthumsverein.
Linz, Museum Francisco-Carolinum.
Luzern, Verein für Geschichte in den 5 Cantonen: Luzern, Uri, Zug, Schwyz und Unterwalden.
Madrid, Academia de historia.
Meiningen, Henneberg'scher Alterthumsforscher-Verein.
Münster, Gelehrte Gesellschaft.
Ottweiler, Alterthumsverein.
Paderborn, Gelehrte Gesellsch.
Paris, Société d'histoire de France.
Rottweil, Archäologischer Verein.
Sinzheim, Ges. zur Erforschung der Denkmäler.
Schwerin, Geschichtsverein.
Stettin, Ges. für pommer'sche Geschichte.
Stuttgart, Geschichtsverein.
Stuttgart, Neuer württemberg'scher Alterthumsverein.
Ulm, Verein für Kunst und Alterthümer.
Wetzlar, Verein für Geschichte.
Wiesbaden, Nassau'sche Ges. für Geschichte.
Zürch, Ges. für vaterländ. Alterthümer.

5) Die Observationes astronomicae und die Bulletins werden gesendet nach:

Edinburg, Observatorium.
Glasgow, Observatorium.
Oxford, Observatorium.
Wien, K. K. Sternwarte.

Aus dieser Uebersicht geht hervor, daß unsere Akademie allerdings in der Lage ist, ihre Verbindung noch auf mehrere andere gelehrte Vereine auszudehnen. Die Bestimmung aber, wie weit dieß geschehen sollte, ist eine Angelegenheit, welche der Erwägung der einzelnen Classen unterworfen bleibt.

Als eine, wie ich hoffe, nicht unnütze Vorarbeit für eine solche Auswahl, zugleich aber als einen Beytrag der Statistik der gelehrten Gesellschaften überhaupt lege ich hier der k. Akademie eine Liste aller literarischen Vereine vor, welche dermalen in Frankreich bestehen. Ich werde eben so auch die der übrigen Länder Europas und der andern Welttheile zusammenzustellen Gelegenheit finden, und schmeichle mir dadurch nach und nach für jedes Mitglied unserer Akademie und für jeden Leser unserer gel. Anzeigen einen um so brauchbareren Wegweiser auf ein Gebiet der allgemeinen Literargeschichte, an die Hand zu geben, als ähnliche Zusammenstellungen nur das Resultat eines lang fortgesetzten, vielgliedrigen brieflichen Verkehrs seyn können.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. May.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Ueber Mineralquellen in allgemein wissenschaftlicher Beziehung und Beschreibung aller in der österreichischen Monarchie bekannten Bäder und Gesundbrunnen in topographischer, historischer, physikalisch-chemischer und medicinischer Beziehung. Von E. J. Koch, Dr. der Medicin, Mitglied der medicinischen Facultät in Wien. Wien, gedruckt bey A. Pichler's sel. Wittwe. gr. 8. 468 S. 1843.

Diese, dem k. k. Leibarzte Franz Güntner gewidmete Schrift wurde zunächst durch den Mangel eines vollständigen dem jetzigen Standpunkte der Physik und Chemie entsprechenden Werkes über die Mineralquellen des österreichischen Kaiserstaates veranlaßt. Der Verf. giebt an, daß er sich nicht zu einer alphabetischen Aufzählung der Mineralquellen, noch zu einer classenmäßigen Eintheilung nach ihren chemischen Bestandtheilen habe entschließen können, da in dieser Weise ganz nahe und oft in demselben Orte gelegene Heilquellen getrennt abgehandelt werden müßten. Er hat es daher vorgezogen, die Quellen nach der geographischen Lage der einzelnen Provinzen zu classificiren, wodurch nicht nur eine schnellere Uebersicht der in einem Lande entspringenden Mineralquellen gewonnen, sondern auch die Wahl der für einen gewissen Krankheitsfall angezeigten erleichtert wird.

Bey dem großen Reichthum an Mineralquellen, dessen sich fast alle Provinzen des ausgedehnten östreichischen Kaiserstaates zu erfreuen haben, und deren Gesammtsumme die Zahl 800 übersteigt, mußten manche der weniger bekannten und bisher nicht benutzten Quellen ganz kurz, oft nur mit Angabe des Kreises, in welchem sie liegen und der Classe, zu welcher sie gehören — wodurch auch ihre Wirkung angedeutet ist — angeführt werden.

Das ganze Werk zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste Abtheilung enthält die Mineralquellen im Allgemeinen, die zweyte die Mineralquellen der östreichischen Monarchie.

In der ersten Abtheilung hat der Verf. sechs Abschnitte aufgestellt.

Erster Abschnitt. Geschichtlicher Ueberblick der Bäder und Mineralquellen. Durch die nähere Bekanntschaft der Römer mit den Griechen, vorzüglich aber durch die nach den punischen Kriegen mitgebrachten Aerzte wurden die Römer mit dem Gebrauch der warmen Bäder vertraut. Nach dem Muster der griechischen Bäder wurden öffentliche und Privatbäder erbaut, welche anfangs sehr einfach waren, aber bald darauf und namentlich unter den Kaisern, entstanden großartige an Pracht und Luxus Alles überbietende Bäder, sogenannte Thermen. So hatten die Bäder des Caracalla einen solchen Umfang, daß ihre Ueberreste den Ruinen einer zerstörten Stadt gleichen und in ihrem Schutte noch zur Bewunderung hinreißen. Die östreichischen Bäder zu Gastein, Baden, Tyffer und Mehadia waren den Römern schon bekannt. Von Karl dem Großen weiß man, daß er mit seinen Söhnen und Verwandten, oft mit seiner ganzen Leibwache von mehreren hundert Personen in den Bädern zu Aachen badete. Im Mittelalter

wurden in Klöstern und Hospitälern Badeanstalten errichtet (balnea animarum, Seelenbäder), durch die man sich sogar von Sünden zu reinigen glaubte. Späterhin wurde Niemand in einen geistlichen Orden aufgenommen oder zum Ritter geschlagen, der nicht zuvor ein Bad genommen hatte, was auch Braut und Bräutigam vor der Trauung zu thun genöthigt waren.

Im 15. und 16. Jahrhundert wurde der Gebrauch der Mineralquellen durch Paracelsus und andere Aerzte, so wie durch ihre im Druck erschienenen Schriften allgemeiner und häufiger. Jedoch sind die aus der damaligen alchymistischen Zeit zu uns gelangten chemischen Untersuchungen größtentheils unverständlich und mangelhaft. Als Bestandtheile der Mineralquellen wurden zu jenen Zeiten angegeben: Gold, Silber, Merkur und Ambra, wovon sich aber nach den Erfahrungen unserer Tage keine in den Mineralwassern finden.

Die ersten genaueren Kenntnisse der Mineralquellen, namentlich der Säuerlinge, sind van Helmont zuzuschreiben. Sie fallen mit der Entdeckung des kohlensauren Gases zusammen. Von großer Bedeutung in der Geschichte der Mineralquellen ist die von Dr. Struve in Dresden ausgeführte Bereitung künstlicher Mineralwasser. Der erste Versuch, Eisensäuerlinge nachzuahmen, ist indessen schon früher von Fr. Hoffmann angestellt worden. Die von Struve in den Trinkkuranstalten verfertigten künstlichen Mineralwasser haben nicht nur in ihren physischen und chemischen Eigenschaften, sondern auch in ihrer Wirkungsweise mit den natürlichen die größte Aehnlichkeit. Es sind derley künstliche Trinkanstalten in Dresden, Berlin, Königsberg, Hamburg, Petersburg, Moskau ꝛc. errichtet worden.

Der zweyte Abschnitt, welcher das Wasser im Allgemeinen behandelt, enthält durchaus nichts der Erwähnung Würdiges und hätte füglich ganz weggelassen werden können.

Im dritten Abschnitt ist vom Ursprung der Mineralquellen die Rede. Nachdem der Verf. die verschiedenen über den Ursprung der Quellen aufgestellten Theorien erklärt hat, nämlich die mechanische, die Theorie der Haarröhrchen, die electrogalvanische ꝛc. kömmt er auf die neueren Ansichten von Berzelius und Cuvier. Diese erklären die Bildung der Mineralwasser durch das Eindringen der Meteorwasser in das Innere der Erde, wobey sie die erdigen Substanzen entweder als solche, oder in einem durch chemische Thätigkeit veränderten Zustande aufnehmen; durch den Druck des nachfolgenden Wassers wird dann das Mineralwasser zu Tage gefördert. G. Bischof und Struve haben dieser Ansicht beygestimmt und sie eifrigst vertheidigt. Letzterer insbesondere hat durch directe Versuche dargethan, daß viele Mineralquellen sich durch künstliche Extraction der benachbarten Felsarten den natürlichen vollkommen gleich darstellen lassen. Demnach würde das Wasser der Mineralquellen seine Bestandtheile nur durch Auslaugung der die Gebirgsmasse bildenden Felsarten erhalten.

Bey Anlegung artesischer Brunnen ist man durch angestellte Bohrversuche zu dem Resultat gelangt, daß die Temperatur der Erde nach dem Mittelpunkte zu in einem bestimmten Verhältniß und zwar bey je 96 Fuß Tiefe um 1° R. zunehme, was in einer Tiefe von beyläufig einer Viertelmeile die Temperatur des siedenden Wassers seyn würde. Die Alten leiteten schon die Wärme der Quellen von einem Centralfeuer der Erde ab und die Forscher der neuern Zeit kehrten endlich, nachdem sie ihren Scharfsinn in der Aufstellung der verschiedensten Hypothesen versucht hatten, zur Meinung der Alten zurück. In der That lassen sich durch die Annahme eines beständigen Fortglühens im Innern der Erde alle auf der Oberfläche statt gefundenen und noch statt findenden Veränderungen, die Entstehung der Gebirge, der Quellen und Thermen am genügendsten erklären und diese Annahme steht, nach der Ansicht des Verf., mit den Erfahrungen der Geologie, der Physik und Chemie im innigsten Einklange. Hieraus deducirt der Verfasser, daß heiße Quellen überall da entstehen müssen, wo Meteorwasser so tief in die Erde dringen, bis sie mit heißem Gestein in Berührung kommen, dadurch erwärmt und als Thermalwasser durch hydrostatischen Druck des nachfolgenden Wassers wieder gehoben werden, was vorzüglich nur in Gegenden vulkanischer Gebirgsformationen geschieht.

Im vierten Abschnitt wird der innere Gebrauch der Mineralwasser oder die Brunnenkur und im fünften Abschnitt der äußere Gebrauch oder die Badekur abgehandelt, wohin auch die Dampfbäder, die Gasbäder aus kohlensaurem Gas oder Schwefelwasserstoffgas und die Schlammbäder gerechnet werden.

Der sechste und letzte Abschnitt umfaßt Eintheilung, Wirkung und Anwendung der Mineralquellen. Obgleich man die Mineralwasser bisher in vier Klassen eingetheilt hatte, nämlich in Eisen-, Schwefel-, Salzquellen und Sauerbrunnen, so hat der Verf. doch vorgezogen, eine andere Eintheilung zu entwerfen und zu dem Ende hat er die Quellen unter acht Klassen aufgeführt.

1) Chemisch indifferente Quellen, in denen kein chemischer Bestandtheil, weder ein fester, noch flüchtiger besonders vorwaltet und in denen die vorhandenen Quantitäten nicht über 4 Gran in 16 Unzen Wasser vorkommen, so daß das Wasser dieser Quellen sich mehr oder weniger der chemischen Reinheit nähert.

2) Säuerlinge. Hierher gehören alle Mineralquellen, welche Kohlensäure in freyem Zustande in größerer Menge und zwar wenigstens 12 Cub. Zoll in 16 Unzen Wasser enthalten. Befindet sich in 16 Unzen eines Säuerlings über einen halben Gran Eisen so wird er zu den Eisenwassern gezählt.

3) Schwefelwasser, in welchen der Schwefelwasserstoff entweder für sich als Gas oder an Basen gebunden vorkommt. Sie sind an ihrem eigenthümlichen hepatischen Geruch leicht zu erkennen.

4) Eisenhaltige Mineralwasser. In diesen ist das Eisen, wenn auch nicht immer der vorwaltendste, doch die Wirkung dieser am meisten bestimmende Bestandtheil. Das im Verhältniß zu andern Stoffen nur in den sehr kleinen Mengen von 0,1 bis 1 Gran in 16 Unzen Wasser, höchst selten darüber, vorkommende Eisen, äußert seine eigenthümliche Wirkung sehr schnell und kräftig im Vergleich der größeren Mengen von künstlichen Eisenpräparaten. Wenn das Eisenoxydul an Kohlensäure gebunden ist in dem Wasser, so nennt man es Stahlwasser.

5) Alkalische Mineralwasser. Als solche betrachtet man diejenigen, deren wirksamsten Bestandtheil das kohlensaure Natron ausmacht.

6) Bittersalzwasser. In diesen ist der vorwaltende Bestandtheil die schwefelsaure Magnesia oder das sogenannte Bittersalz.

7) Glaubersalzwasser. Hier ist, wie der Name andeutet, das schwefelsaure Natron oder Glaubersalz der vorwaltende Bestandtheil. Die Menge dieses Salzes ist oft sehr groß, und beträgt bey manchen, wie z. B. bey der Quelle von Püllna, über 100 Gran in 16 Unzen Wasser.

8) Kochsalzwasser oder Soolen. Der vorwaltende Bestandtheil in denselben ist das Chlornatrium (Kochsalz). Jod und Brom kommen in diesen Wassern als begleitende Bestandtheile vor. Diese beyden Substanzen ertheilen den Wassern einen eigenthümlichen Charakter der Wirkung. Auch das Meerwasser muß zu dieser Klasse gezählt werden, da es als eine verdünnte Salzsoole zu betrachten ist. Der Verf. giebt bey dieser Gelegenheit an, daß die Seeluft nach Hermstädt mancherley flüchtige animalische und vegetabilische Bestandtheile enthalte, so wie auch freye Salzsäure, weniger Oxygen, aber mehr Kohlensäure, als die Landluft. Der letztere Punkt ist indessen schon längst als unrichtig erwiesen, da nach des Rec. eigener Erfahrung an der Ostsee gerade der umgekehrte Fall statt findet.

Die zweyte Abtheilung behandelt die Mineralquellen der österreichischen Monarchie.

So wie die Gebirge Oestreichs drey abgesonderte Züge bilden, so lassen sich auch die Mineralquellen, die aus diesen Gebirgen entspringen, in drey Gruppen abtheilen. Unter diesen bilden die Alpen das Hauptgebirg. In der Schweiz und Savoyen ihre Riesenhäupter erhebend, betreten sie unter dem Namen der Rhätischen Alpen Oestreichs Gränzen, durchziehen Tyrol, Oestreich, Steyermark, Illyrien und das lombardisch venetianische Königreich. Die in diesen Ländern entspringenden Mineralquellen bilden die erste Gruppe, nämlich die Mineralquellen des Alpengebietes.

Einen zweyten abgeschlossenen Gebirgszug bildet das im Norden der Donau sich erhebende böh-

misch-mährische Gebirge, welches Böhmen und Mähren unter dem Namen des Böhmerwaldes, des Erz- und Riesengebirges und der Sudeten einschließt, begränzt und durchzieht. Die hier entspringenden Quellen bilden die zweyte Gruppe, nämlich die Mineralquellen der böhmisch-mährischen Gebirge.

Ein drittes für sich bestehendes Gebirge, das Karpathengebirge, erhebt sich an den Gränzen Ungarns und Galliziens, zieht, eine natürliche Scheidewand zwischen diesen Ländern bildend, ostwärts und schließt das Land Siebenbürgen ein. Die Mineralquellen, die in den von diesem Gebirge durchzogenen Ländern Gallizien, Ungarn, sammt den Nebenländern Siebenbürgen und der Militärgränze entspringen, bilden die dritte Gruppe, nämlich die Mineralquellen des Karpathengebirges.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

§ 9. Einsetzung neuer königlicher Landesstellen. Angabe der am 3. December im Namen des Königs durch Graf von Solms installirten Vorstände der Landesregierung des Herzogthums Franken, so wie der Regimentsräthe und des Kriegsraths-Collegium. Wenn es S. 59 heißt: Gustav Adolph habe in seiner kurz vor dem Abmarsch nach dem Rhein erlassenen Proklamation die Gründe angeführt, warum er im verflossenen Jahre mit einer Armee auf der Insel Rügen gelandet, so ist dieß ein Versehen; des Königs Landung geschah auf der Insel Usedom, und zwar im nordwestlichen Theil dieser Insel, an der Penemündung, nicht gar sehr ferne von der alten im 12. Jahrhunderte untergegangenen Handelsstadt Wineta, in dessen Gassen man bey ruhiger See noch hinabschauen kann.

§ 10. Excesse des schwedischen Militairs. Eine allgemeine Verfügung der Landesregierung vom 15. November 1631 (Beylage VII.) suchte den Exactionen der schwedischen Soldaten Einhalt zu thun, allein nicht allerwärts mit Erfolg. Gustav Horn erließ einen scharfen Befehl gegen Verschleuderung der Getreid- und Weinvorräthe (Beylage VIII.). Des Schwedenkönigs „Nebeninstruction" d. d. Höchst 27. November 1631 (Beylage IX.) war gegen die vielen schreienden Unordnungen gerichtet, welche bald nach dem Abzuge des schwedischen Heeres im Rücken desselben in Bezug auf Einquartirungs- und Verpflegungswesen, Salva guardia, sogenannte „Preßreiter oder Tribulirsoldaten", Musterplätze u. a. m. eingerissen waren.

§ 11. Beschlagnahme der Güter des entwichenen katholischen Klerus. Reclamationen protestantischer Gemeinden und ihrer vertriebenen Prediger.

§ 12 und 13. Fortsetzung dieser Reclamationen.

Bey weitem die anziehendsten §§ der ganzen Darstellung! Hier sind die Details jener schon oben besprochenen Reaction, welche nun in Folge des königl. Mandates vom 17. October gegen die früheren gewaltsamen Maßnahmen der Wirzburger Fürstbischöfe eintrat. Von den Gemeinden, die mit ihren oft in sehr energischen Ausdrücken gegen die Katholiken abgefaßten Reclamationen an die Landesregierung sich wandten, sind hier aufgezählt: Marktherrnheim und Hüttenheim, Herbolzheim und Krautostheim, Burgpreppach, Wilanzheim, Uettingen, Mainstockheim und Alberhofen, Prichsenstadt, Kitzingen, Rödelsee, Biebergau, Halburg bey Volkach, Hirschfeld, Etwashausen, Oberndorf, Neuses am Berg; sämmtliche Berichte sind vom 4. bis 24. December d. J. 1631. Hr. Sch. hat aus ihnen das Wissenswürdigste mitgetheilt.

§. 14. Gustav Adolph wird Herr des Mittelrheins. Verleihung einer Schenkungs-Urkunde an Schweinfurt. Abstellung der Unordnung in der fränkischen Zolladministration. Blick auf den Fürstbischof Franz.

Der Fürstbischof Franz hatte sich von Frankfurt nach Mainz und Köln geflüchtet und auf Maximilian's von Bayern Rath an den Hof des französischen Königs nach Metz sich begeben (1632, 25. Januar), woselbst er etwa 11 Tage verweilte. Das Zerschlagen der Neutralitäts-Unterhandlungen zwischen Schweden und der Liga macht den Schluß dieses Paragraphen, sowie dieses ersten Abschnittes.

Es folgen hierauf die Beylagen von I—XI.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. May.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Ueber die Mineralquellen in allgemein wissenschaftlicher Beziehung und Beschreibung aller in der östreichischen Monarchie bekannten Bäder und Gesundbrunnen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Erster Abschnitt. Mineralqellen des Alpengebietes. A. Die Mineralquellen des Erzherzogthums Oesterreich. Unter den Mineralquellen des Erzherzogthums Oesterreich giebt es zwey sehr berühmte und sehr besuchte Thermen, nämlich die erdig-salinischen Schwefelquellen zu Baden bey Wien mit einer Temperatur von 29° R. und das Wildbad Gastein mit einer Temperatur von 37° bis 38° R. Außer diesen findet man noch mehrere kalte Schwefelquellen, einige Eisenwasser von geringem Eisengehalt und eine kleine Anzahl schwacher, an Kohlensäure armer Säuerlinge. Unter den Salzsoolen, zu deren Bildung die mächtigen Salzlager von Hall, Hallstadt, Hallein und Salzburg wesentlich beytragen, ist vor allen das in neuerer Zeit stark besuchte Ischl zu nennen. Der Markt Ischl liegt an beyden Ufern der Traun in einem schönen Thale fast in der Mitte des k. k. Salzkammergutes 1588 P. Fuß über der Meeresfläche. Die Badanstalt, um die sich Dr. Wirer von Rettenbach sehr verdient gemacht hat, trat erst im Jahre 1822 ins Leben und erlangte bald einen großen Ruf. Die in Ischl zum Baden gebrauchte Soole wird durch Hineinleiten von süßem Wasser in die an Kochsalz reichen Thonlager und Mergelschichten gewonnen. Die dadurch erhaltene Soole ist ziemlich stark und enthält in 16 Unzen:

Chlornatrium	223,00	Gran.
Chlormagnesium	7,11	„
Chlorcalcium	0,78	„
Schwefelsaures Natron	7,85	„
Schwefelsaure Magnesia	1,82	„

Daß in der Soole Chlorcalcium enthalten sey, müssen wir bezweifeln, denn dieses Salz würde durch das schwefelsaure Natron, wenigstens beym Abdampfen der Soole zersetzt werden. Es ist auch nicht angegeben, von welchem Chemiker diese Analyse ausgeführt wurde.

Außer den genannten Quellen entspringt eine warme Mineralquelle von 25° R. zu Vöslau, eine Stunde von Baden; ferner befinden sich kalte Quellen zu Mödling, Meidling, Heiligenstadt, Oberdöbling bey Wien, zu Mannersdorf 2 Meilen von der ungarischen Stadt Eisenstadt ꝛc.

Die jodhaltige Salzquelle im Markt Hall, in der Nähe des Salzbaches, wurde schon seit langer Zeit von den Bewohnern der salzburgischen Umgegend gegen die daselbst häufig vorkommenden Kröpfe empirisch angewandt und auch in Flaschen als kropfheilendes Wasser versendet, ohne den darin enthaltenen auf das Lymphsystem wirkenden Bestandtheil zu kennen. Nach einer Angabe des Ritter von Holger soll dieses Wasser außer einer großen Menge von Kochsalz begleitet von Chlorcalcium und Chloraluminium, in 16 Unzen noch folgende Substanzen enthalten: Chlorlithium 6,86 Gran, schwefelsaures Lithium 0,53 Gran und Jodnatrium 5,53 Gran. Ein an Jod so reich seyn sollendes Wasser hat wohl seines Gleichen auf Erden nicht und wir können Hrn. Ritter von Holger nur Glück wün-

schen, ein an Lithium und Jod so reiches Wasser aufgefunden zu haben. Unser Heilbrunner Wasser in Bayern bey Benediktbayern, in welchem der Unterzeichnete vor 20 Jahren etwa nur den zehnten Theil so viel Jod entdeckte, seit welcher Zeit dieses Wasser wegen seiner Heilkräfte bedeutend in Aufnahme gekommen ist, würde vor diesem Wasser in Hall, wenn die Analyse des Hrn. Ritter von Holger auf Genauigkeit Ansprüche machen könnte, sehr in Hintergrund zu treten haben.

Die Mineralquelle von Wolfsegg im Hausruckkreise besitzt seit 1825 eine treffliche Heilbadanstalt, welche in kurzer Zeit einen solchen Ruf erlangt hat, daß jetzt im Verlauf des Sommers mehr als tausend Bäder bereitet werden. Nach der Analyse von Vielguth enthalten 16 Unzen des Wassers 8,544 Gran feste Bestandtheile, unter welchen sich 7,360 kohlensaures Natron befinden.

Das Wildbad Gastein, in einem von der Acha durchschnittenen Thale gelegen, wurde schon im 16. Jahrhundert von Paracelsus gegen verschiedene Krankheiten empfohlen. Gegenwärtig wird dieser berühmt gewordene Kurort jährlich von mehr als 1000 Kurgästen besucht. Die einzelnen warmen Quellen, deren vier vorzüglich genannt zu werden verdienen, sind: 1) die Prinzen- oder Fürstenquelle, 2) die Doctorsquelle, 3) die Franzens oder Kaiserquelle, 4) die Spital- oder Hauptquelle. Die hohe Temperatur von 36° bis 38° R. und der große Wasserreichthum machen es möglich, daß auch in dem angenehmer gelegenen Markte Hof-Gastein eine Filial-Badeanstalt gegründet werden konnte, wohin das Wasser durch Röhren geleitet zum Baden noch hinreichend warm gelangt. Das Wasser enthält nach Soltmann's neuester Analyse in einem Pfunde von 16 Unzen nur 2½ Gran feste Substanzen, weßhalb diese Thermen zu den chemisch indifferenten Quellen zu zählen sind. Der Verf. theilt die Meinung nicht, daß die große Wirksamkeit des Gasteiner Wasser einer besonderen specifischen Wärme zuzuschreiben sey, oder daß sie auf magnetischen, elektrischen und überhaupt geheimen Kräften beruhe.

B. Unter den Mineralquellen des Herzogthums Steyermark ist vor anderen zu bemerken die Constantin-Quelle 7 Meilen von Grätz zu Gleichenberg, dem Landsitz des Grafen Constantin von Wickenburg, Gouverneur von Steyermark. Das Wasser enthält nach Professor Schrötter in 16 Unzen:

Kohlensaures Natron	18,400	Gran.
Schwefelsaures Natron	0,685	„
Chlornatrium	14,230	„
Kohlensauren Kalk	2,726	„
Kohlensaure Magnesia	3,205	„
Kieselerde	0,407	„
	39,653	„
Kohlensaures Gas	20,68	Cub. Zoll.

Dieser Analyse zufolge hat das Wasser große Aehnlichkeit mit dem Selterserwasser. Die jährliche Versendung desselben ist sehr bedeutend.

Die Resultate, welche nach einer Analyse von Sueß über die Bestandtheile der Mineralquelle zu Rohitsch angegeben werden, scheinen uns kein volles Vertrauen zu verdienen; 58 Cub. Zoll Kohlensäure auf 16 Unzen Wasser ist jedenfalls eine mehr als glaubliche Quantität.

C. Königreich Illyrien. Das Land besitzt zahlreiche Quellen, darunter auch einige warme. Am häufigsten besucht sind die Mineralquelle zu Monfalcone, die laue Quelle zu Villach, der Preblauer Sauerbrunnen und die Mineralquellen des Fellathales.

Die heißen Quellen von Monfalcone entspringen 4 Meilen nordwestlich von Triest. Schon die Römer kannten und gebrauchten sie. Das Wasser hat einen hepatischen Geruch und eine Temperatur von 29° – 30° R. In 16 Unzen Wasser sollen 112 Gran fester Bestandtheile enthalten seyn. Die von Vidali 1804 angestellte Untersuchung verdient kein Vertrauen, was auch von der Analyse der Quelle im Fellathale, des Lienzmühler Sauerbrunnen und der Mineralquelle von Ebviach gesagt werden muß.

Der Preblauer Sauerbrunnen im Lavaothale westlich von St. Leonhardt gehört zu den berühmtesten des Landes und ist sehr besucht. In 16 Unzen Wasser sollen 66 Cub. Zoll Kohlensäure und 21 Gran kohlensaures Natron enthalten seyn, welche übermäßige Menge wohl übertrieben ist.

D. Tyrol. Nach G. Bischoff zählt Tyrol gegen hundert und fünfzig Mineralquellen, worunter sich 50 Eisensäuerlinge und 30 Schwefelquellen befinden. Eigentliche Thermen giebt es in Tyrol nicht. Die wärmsten, die Quellen auf dem Brenner 4500 Fuß über der Meeresfläche, haben nur eine Temperatur von 18° R. Die meisten der Tyroler Quellen haben noch keine zweckmäßige Einrichtung und sind auch größtentheils noch nicht chemisch untersucht, weßhalb sie nur von Eingebornen besucht werden.

In der Nähe von Meran, zu Verdins, befindet sich ein Säuerling, dessen Wasser nach Ragazini in 16 Unzen folgende Bestandtheile enthält:

Doppelt kohlensaures Natron	6,458	Gran.
Schwefelsaures Natron	0,067	„
Chlornatrium	17,650	„
Doppelt kohlensaure Magnesia	0,384	„
Doppelt kohlensaurer Kalk	2,319	„
Doppelt kohlensaures Eisenoxydul	0,913	„
Kieselerde	0,138	„
Organische Materie	0,023	„
	27,952	„

Kohlensaures Gas 18,10 Cub. Zoll.

E. Lombardisch venetianisches Königreich. Unter den Mineralquellen dieses Landes sind die heißen Quellen von Abano die besuchtesten. Außerdem giebt es im Venetianischen bey Bataglia und Caldiero, im Lombardischen bey Massino im Valtelin, zu St. Martino und mehreren Orten warme Quellen. Unter den kalten ist der Eisensäuerling von Recoaro am bekanntesten. Nach Melandri enthält er in 16 Unzen Wasser 10,82 Gran freye Kohlensäure und 0,18 kohlensaures Eisenoxydul.

F. Im Königreich Dalmatien giebt es nur eine geringe Zahl von Quellen, welche chemisch untersucht sind. Die Schwefelquelle zu Spalato, welche zur Klasse der kalten Schwefelquellen gehört, ist die besuchteste.

Zweyter Abschnitt. Mineralquellen der böhmisch-mährischen Gebirge.

A. Quellen im Königreich Böhmen.

Dieses von der Natur mit den verschiedensten Gaben so reich gesegnete Land birgt in seinem Schooße einen Schatz der wirksamsten Mineralquellen. Vorzüglich reich daran ist der südliche Abhang des Fichtel- und Erzgebirges, aus welchem die heißen Quellen von Carlsbad und Teplitz, die kalten von Marienbad und Franzensbrunnen entspringen. Vorzüglich reich ist Böhmen an Säuerlingen, deren es gegen 100 zählt; auch besitzt es mehrere der kräftigsten Bittersalz- und Glaubersalzquellen. An Schwefelquellen und Salzquellen leidet Böhmen Mangel und wegen der Abwesenheit größerer Salzlager enthalten die meisten böhmischen Wasser nur unbedeutende Spuren von Kochsalz.

Carlsbad. Der Ruf, welchen sich die heißen Quellen von Carlsbad erworben haben, ist weit über Europa hinausgegangen. Seit 1335 ist das Wasser von Dr. Payer, Leibarzt Kaiser Carl IV., für eine kräftige Heilquelle erklärt. Die Zahl der Curgäste beläuft sich jährlich im Durchschnitt auf 4500. Es entspringen um Carlsbad 16 bis 18 heiße Quellen, welche sich nur durch geringe quantitative Differenzen ihrer festen und flüchtigen Bestandtheile von einander unterscheiden. Sie gehören sämmtlich zur Klasse der Glaubersalzthermen und haben, nach der großen Uebereinstimmung in ihren Bestandtheilen zu schließen, wahrscheinlich eine gemeinschaftliche Ursprungsstätte. Der sogenannte Sprudel ist die ergiebigste unter den heißen Quellen. An der Bohröffnung ist die Temperatur 59° bis 60° R. und die Wassermenge 25,74 Eimer in der Minute. Die neuesten Analysen der heißen Quellen sind von Berzelius, Steinmann, Reuß, Pleischl und Wolf. In allen Quellen ist Glaubersalz, aber auch kohlensaures Natron in bedeutender Menge enthalten.

Franzensbrunnen ist durch eine schöne Allee mit der Stadt Eger verbunden. Fünf kalte Quellen enthalten nach der Analyse von Berzelius und Trommsdorf als Hauptbestandtheile Glaubersalz, Kochsalz und kohlensaures Natron.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

II.

Zwiespalt der Domkapitel zu Bamberg und Würzburg mit ihrem Fürstbischofe Peter Philipp von Dernbach.

Vom k. Legationsrath Hrn. Dr. C. G. Scharold.

Streitigkeiten zwischen den Fürstbischöfen und ihren Kapiteln haben die Geschichten fast aller Bisthümer zu berichten; sie wurden größtentheils hervorgerufen durch die eigenthümliche Stellung des Bischofs zu seinem Kapitel und umgekehrt. Der hier umständlich dargelegte Zwiespalt ist weder von den Wirzburgischen noch von den bambergischen Historikern erwähnt worden. Peter Philipp von Dernbach, zum Fürstbischof von Bamberg am 21. März 1672, und zu jenem von Wirzburg am 27. Mai 1675 erwählt, ist am 22. April 1683 gestorben. Die Zeit, in welcher die hier mitgetheilten Streitigkeiten vorgefallen sind, ist das Jahr 1680 und zwar vom Januar bis in den August und October desselben Jahres. Schon vor dieser Periode jedoch waren die Differenzen so lebhaft, daß die beyden Kapitel von Wirzburg und Bamberg die Vermittelung des römischen Hofes nachsuchten und erlangten, wodurch ein Vergleich zwischen beyden Parteyen zu Stande kam, welcher die Beschwerden der Kapitel gegen ihren Bischof heben sollte, aber in der That nicht alle hob. Die Kapitel strebten dahin, ihren Fürstbischof zur vollständigen Erfüllung des eingegangenen Vergleiches, somit zur Erleichterung des auf den beyden Hochstiftern liegenden Druckes und zur Herstellung der zwischen Haupt und Gliedern gestörten Harmonie zu bewegen. Die ihrem Neujahrswunsche angehängten 4 Beschwerdepunkte betrafen die Befreyung von den bisher getragenen, höchstbeschwerlichen „außerordentlichen Anlagen", die Entlassung der Kriegsvölker, wie dieß von andern Reichsfürsten bey nun eingetretenem Frieden auch geschehen sey; in wichtigen Reichs-, Kreis- und andern Stiftsangelegenheiten solle man der Kapitel Gutachten erholen, das mit dem Kaiser bestehende Bündniß sollte aufgehoben und der kostspielige Festungsbau zu Wirzburg eingestellt werden. In Bezug auf diesen letztern Punkt antwortete der Fürstbischof von Bamberg aus unter dem 24. April 1680 an seinen Vicekanzler Papius zu Wirzburg, daß die Befestigungen vorzüglich des Marienberges beschleunigt werden möchten: Papius solle die Herrn vom Kapitel erinnern, daß das Fortifikationswesen von ihnen selbst begutachtet und beschlossen worden sey, selbes mittelst einer Anleihe von 100,000 Rthlr. mit größerem Eifer und Ernst anzugreifen. Der tiefer blickende, politische Fürstbischof hatte nämlich gar wohl erkannt, daß der zwischen Frankreich und dem Kaiser und Reiche am 5. Februar 1679 abgeschlossene Friede (von Nimwegen) nur von sehr kurzer Dauer seyn würde. Und wirklich wurden in demselben Jahre, in welchem Peter Philipp mit seinen Kapiteln die Streitigkeiten hatte, von Ludwig XIV. von Frankreich die berüchtigten Reunionskammern errichtet. Der Fürstbischof wies hin auf den unsichern Frieden, auf eine nahe, gefährliche Zukunft, gegen welche er das Land und die Nachkommenschaft durch den Fortifikationsbau sicher stellen wollte.

Beyde Kapitel verabredeten eine gründliche Erörterung der Angelegenheiten in ihren nächsten Hauptperemtorien Kiliani und Henrici und die wechselseitige Mittheilung der gefaßten Beschlüsse. In einer gemeinsamen Vorstellung vom 17. August 1680 äußerten sie mit Berufung auf ihr Gewissen und schwers Pflichtgefühl: wie sie vom Bischofe ganz gegen die alte Observanz der vorigen Regenten, gegen die allgemeinen geistlichen Rechte und gegen die von ihm selbst beschworene Wahlkapitulation, so wie gegen den neuerlichen Vergleich in allen Hochstiftsangelegenheiten umgangen und gleich als ob sie gar nicht auf der Welt wären, für Nichts geachtet würden. Seine Regierungsweise falle den beyden Hochstiften zu unerträglicher Beschwerde und ließe besorgen, die sonst so reichen und heilvollen Fundationen, welche nicht bloß dem zeitlichen Regenten, sondern auch den Dom-Kapiteln und dem ganzen Clerus gewidmet seyen, würden in labyrinthische Unordnung und ungeheure Schuldenmasse gerathen, aus denen weder sie noch ihre Nachkommen sich winden könnten. Seine Hofhaltung übersteige jene der Vorzeit um mehrere 1000 fl.; er begünstige seine Nepotes, überhaupt seine Freunde und Verwandte, für welche Letzteren er in beyden Hochstiften die Aemter vermehre; unerträgliche Ausgaben auf unnöthige Gebäude und auf die Unterhaltung von Chemikern seyen bisher geschehen ꝛc. Zum Schlusse äußerten beyde Kapitel, noch mehr andere ihnen höchst angelegene Beschwerden wollten sie für dießmal nicht erwähnen. Sie, „auf denen die Nachfolge der beyden Hochstifte beruhe", bäten den Fürstbischof dringend, er möge den drückenden Zustand seiner Hochstifte beherzigen. Vor Allem thue Noth die Abdankung der theuren Reiter und Dragoner und die Herabsetzung der zweyfachen Contribution auf das Einfache.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. May.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Ueber die Mineralquellen in allgemein wissenschaftlicher Beziehung und Beschreibung aller in der österreichischen Monarchie bekannten Bäder und Gesundbrunnen ꝛc.

(Schluß.)

Püllnaer Bitterwasser. Das Dorf Püllna, welches die Bittersalzquellen besitzt, liegt bey Brix auf der Strasse von Carlsbad nach Teplitz. Nach den Untersuchungen von Pleischl und Struve ist das Wasser sehr reich an Bittersalz und Glaubersalz. Diesem reiht sich die in der Nähe von Püllna entspringende Seidlitzerquelle an, welche in 16 Unzen 104 Gran Bittersalz, aber kein Glaubersalz enthält.

Thermalquellen in Teplitz. Die Stadt hat den Namen von dem böhmischen Worte tepli (warm) erhalten und verdankt ihre Entstehung den warmen Quellen, deren Entdeckung in das Jahr 762 gesetzt wird. Die vielen in und um Teplitz entspringenden Quellen gehören sämmtlich in die Klasse der alkalisch-salinischen Thermen, enthalten kohlensaures Natron als vorwaltenden Bestandtheil und haben eine Temperatur von 20° bis 39° R. In 16 Unzen Wasser wurden nach Analyse von Prof. A. Wolf aus Prag nur 4,854 Gran feste Bestandtheile gefunden.

Sauerbrunnen zu Bilin. Die Stadt Bilin, 3 Meilen von Leitmeritz am linken Ufer der Dila, hat zwey Quellen, welche gebraucht werden, nämlich die Josephs- und Carolinenquelle. Erstere enthält nach Steinmann in 16 Unzen 39 Gran feste Bestandtheile, unter welchen sich 23,9 Gran kohlensaures Natron befinden und außerdem 33,5 Cub. Zoll kohlensaures Gas. Das Wasser wird theils an Ort und Stelle getrunken, theils und zwar in sehr großer Menge durch ganz Europa versendet. Die jährliche Ausfuhr beträgt im Durchschnitt hundert tausend Krüge.

Das Dorf Saidschütz, 2½ Meile von Bilin gelegen, besitzt eine Quelle von Bitterwasser, welche nach Steinmann in 16 Unzen 78 Gran Bittersalz, außerdem 26 Gran salpetersaure Bittererde und 22 Gran schwefelsaures Kali enthalten soll. Der Gehalt der beyden letzteren Bestandtheile ist, in der angegebenen Quantität wenigstens, sehr zu bezweifeln. Das Wasser wird jährlich in vielen tausend Krügen versendet und in Bilin zur Darstellung der kohlensauren Magnesia verwendet.

Die Mineralquellen von Liebwerda enthalten nach Reuß in 16 Unzen 21 Cub. Zoll kohlensaures Gas und 0,7 Gran kohlensaures Eisenoxydul.

Marienbad. Der Kurort, 5 Meilen von Carlsbad entfernt, liegt in einem ringsum von Bergen eingeschlossenen Thale. Die vorzüglichste Quelle ist der Kreutzbrunnen. Sie liefert in 24 Stunden 1439 Wiener Cub. Fuß Wasser, dessen Temperatur 9,5° R. ist. Nach Berzelius sind in 16 Unzen Wasser enthalten:

Schwefelsaures Natron	38,1158	Gran.
Chlornatrium	13,5636	„
Kohlensaures Natron	7,1332	„
Kohlensaure Kalkerde	3,9345	„
Kohlensaure Magnesia	2,7187	„
Kohlensaures Lithion	0,1144	„
Kohlensaures Eisenoxydul	0,1759	„
Kohlensaures Manganoxydul	0,0384	„
Kohlensaures Strontian	0,0038	„
Kieselerde	0,3878	„
Phosphorsaure Thonerde	0,0031	„
	66,1892	„

Reuß fand in 16 Unzen Wasser 8 Cub. Zoll kohlensaures Gas.

Der Ambrosiusbrunnen, der Carolinenbrunnen, die Marienquelle und der Waldbrunnen enthalten weniger feste Bestandtheile, als der Kreutzbrunnen, sind aber statt dessen mit etwas mehr kohlensaurem Gas versehen. Der Ferdinandsbrunnen nähert sich hinsichtlich seiner festen Bestandtheile dem Kreutzbrunnen, ist aber schwächer als letzterer, und enthält außerdem nach Berzelius Spuren von Jodnatrium. Unter allen Quellen von Marienbad ist der Kreutzbrunnen am stärksten. Hinsichtlich seiner chemischen Bestandtheile ist er den Carlsbader Thermen ähnlich, weßhalb er auch das kalte Carlsbad genannt wird.

Die Mineralquellen von Königswarth, einem fürstlich Metternich'schen Marktflecken, sind sehr arm an festen Bestandtheilen, enthalten aber viel kohlensaures Gas.

B. Mineralquellen der Markgrafschaft Mähren. Das Land besitzt nur eine einzige Therme, das Schwefelwasser bey Ullersdorf mit einer Temperatur von 25° R. Nach Schrötter enthält dieses Wasser in 16 Unzen nur 1,208 Gran feste Bestandtheile, aber 2'6 Cub. Zoll Schwefelwasserstoffgas. Im Säuerling zu Andersdorf, zwey Meilen von Sternberg entfernt, sind 3,11 Gran feste Bestandtheile, u. 22,5 Cub. Zoll kohlensaures Gas enthalten. Zu Olmütz entspringt eine kalte Schwefelquelle, welche nach Schrötter in 16 Unzen 2,2 Cub. Zoll Schwefelwasserstoffgas enthält. Die Quellen von Luchatschowitz, im Besitz des Grafen Sereny, sind sehr reich an festen Bestandtheilen, enthalten auch Spuren von Jod und Brom. Der Verf. erwähnt hier der Wasserheilanstalt Gräfenberg, welche durch ihren Besitzer, den bekannten Vincenz Prießnitz, eine große Berühmtheit erlangt hat. Da dieses Wasser aber kein Mineralwasser ist und auch nicht als solches angewendet wird, so kann es auch hier nicht abgehandelt werden.

Dritter Abschnitt. Mineralquellen des Karpathengebietes.

A. Königreich Galizien. Unter den Mineralquellen Galiziens befindet sich keine Therme. Die berühmtesten und am meisten besuchten sind: die Schwefelquellen zu Lubien, Sklo, Konopkowka und die Säuerlinge zu Szczawnica, Krynica und Dorna. Das Schwefelbad Lubien, 3 Meilen von Lemberg, gehört zu den besuchtesten. Torosiewicz fand in 16 Unzen des Wassers 19,5 Gran feste Bestandtheile und 2,4 Cub. Zoll Schwefelwasserstoffgas. Die Säuerlinge sind alle sehr arm an festen Bestandtheilen; der Säuerling von Dorna Kandreny soll in 16 Unzen 49 Cub. Zoll kohlensaures Gas enthalten. In der Mineralquelle von Iwonicz, 2 Meilen von Krosno, hat Torosiewicz Bromnatrium und Jodnatrium gefunden nebst Kochsalz und kohlensaurem Natron in größerer Menge, weßhalb er glaubt, das Wasser mit der Adelheidsquelle in Bayern vergleichen zu dürfen.

B. Mineralquellen des Königreichs Ungarn und der damit vereinigten Königreiche Slavonien und Croatien.

Das mit allen Gaben der Natur so verschwenderisch gesegnete Ungarn ist auch an Mineralquellen sehr reich. Die meisten finden sich in den Gespannschaften am südlichen Abhange der Karpathen. Besonders reich ist Ungarn an Thermen der verschiedensten Art; die bedeutendsten sind: die chemisch indifferenten Thermen Davuvar, Lippik; die Schwefelthermen von Harkany, Ofen, Tronchin, Toplika, so wie die so seltenen Eisenthermen von Szliacs, Topuszko und Vichnyn. Unter den kalten sind zu bemerken die Schwefelquellen Balff, Szobranz und die jodhaltigen Salzquellen von Kis-Sarmas, Ezignelka ꝛc.

Die warmen Quellen von Pösteny, 9 Meilen von Preßburg, haben einen hepatischen Geruch und eine zwischen 46° und 51° R. wechselnde Temperatur. Nach Jacquin und Scholz sind in 16 Unzen Wasser 9,75 Gran feste Substanzen enthalten, wovon Glaubersalz den Hauptbestandtheil ausmacht. Der schwarze Badeschlamm enthält nach Scholz 11 Proc. Eisenoxydul. Es ist zu bedauern, daß der Verf. es hat über sich gewinnen können, von einigen ungarischen Mineralwassern Analysen anzuführen, die nicht allein kein Vertrauen verdienen, sondern deren Resultate rein unmöglich sind. So wird unter andern von der Schwefelquelle zu Büdösko gesagt, daß eine halbe Maaß Quellwasser 176 Cub. Zoll Schwefelwasserstoffgas, 10 Gran Schwefelkalium, 2,5 Gran schwefelsaures Eisen, 6 Gran kohlensaures Kali, 4 Gran Schwefel, 1 Gran wenig oxydirten Schwefel und 3 Gran Thonerde enthalte. Ein solcher Unsinn hätte höchstens als historische Merkwürdigkeit angeführt werden können.

Die Trentschiner Bäder befinden sich im Dorfe Teplis, eine Meile von der königlichen Freystadt Trenchin und sind Eigenthum des Freyherrn von Sina. Sie werden am häufigsten von Russen, Polen und Türken besucht. Die Temperatur des Wassers beträgt 27° bis 30° R. und dasselbe enthält nach Aloys Carl in 16 Unzen 1,6 Cub. Zoll Schwefelwasserstoffgas.

Die Mineralquellen von Neusohl gehören zur Klasse der Säuerlinge und werden häufig mit Wein gemischt getrunken.

Die Mineralquellen zu Ofen nämlich das Blocksbad, das Bruckbad, das Neun- oder Raizenbad, das Königsbad und das Kaiserbad sind sämmtlich Thermen. Die drey ersten haben eine Temperatur von 35° bis 39° R., die Temperatur der beyden letztern ist aber 46° bis 48° R. Die Menge der festen Bestandtheile in 16 Unzen variirt zwischen 5 und 11 Gran. Alle enthalten nach Oestreicher und Schrötter eine geringe Menge von kohlensaurem Gas und Spuren von Schwefelwasserstoffgas. Als Ofen im Jahre 1540 in die Hände der Türken fiel, wurde es der Sitz türkischer Pascha's, welche die meisten der zum Theil noch jetzt in der ursprünglichen Form bestehenden Badanstalten erbauten. Nach der im Jahre 1686 erfolgten Wiedereroberung fielen sie dem Staate und auch Privaten anheim. Die meisten dieser Bäder werden zahlreich besucht.

In der Gömerer Gespannschaft finden sich mehrere von Marikowsky untersuchte Säuerlinge. Die Analysen scheinen aber kein Vertrauen zu verdienen.

Die Schwefel- und Stahlquellen von Parad bey Erlau sind an Ort und Stelle von Prof. Meisner in Wien, welcher als ausgezeichneter Chemiker bekannt ist, untersucht worden. Er fand in 16 Unzen einer der Schwefelquellen 2 Cub. Zoll Schwefelwasserstoffgas und 31 Cub. Zoll kohlensaures Gas: die festen Bestandtheile sind vorzüglich kohlensaures und schwefelsaures Natron. In einer der stärksten Parader Stahlquellen giebt Meisner an, in 16 Unzen 4,8 Gran kohlensaures Eisenoxydul gefunden zu haben. Die Schwefelthermen von Harkany, welche nach Patkowich in 16 Unzen die fast unglaubliche Menge von 15 Cub. Zoll Schwefelwasserstoffgas enthält, hat eine Temperatur von 47° R.

In Croatien kömmt nur eine warme Quelle vor, welche den Namen Toplika (Töplitz) führt. Sie entspringt mitten im Markte Toplika, südlich gelegen von Warasdin. Die Bäder waren schon den Römern bekannt und führten den Namen der constantinischen Thermen. Das Wasser hat einen hepatischen Geruch und salzigen Geschmack. Die Temperatur beträgt im Bassin 45° bis 47° R. Nach Halter sollen in 16 Unzen 13,6 Gran feste Bestandtheile, hauptsächlich Glaubersalz, und Schwefelwasserstoffgas in großer Menge enthalten seyn.

Das Sztubiczer oder Droslauerbad liegt 6 Stunden von Agram, und hat eine Temperatur von $+31\frac{1}{2}$° R. Es enthält nur sehr geringe Quantitäten fester und flüchtiger Bestandtheile, weßhalb es den indifferenten Thermen zuzuzählen ist.

Der Sauerbrunnen von Jamnicza entspringt am linken Ufer des Kulpaflusses. Nach Augustin sollen in einer halben Wiener Maaß Wasser 23 Gran kohlensaures Natron und nur 1,16 Cub. Zoll kohlensaures Gas enthalten seyn. Wenn diese Angabe richtig ist, so kann dieses Wasser kaum zu den Säuerlingen gerechnet werden.

Die warmen Quellen von Davuvar im Königreich Slavonien haben eine Temperatur von 34°

bis 37° R. Der Zufluß des Wassers ist bedeutend; einige dieser Quellen liefern in der Stunde 837 Cub. Fuß Wasser. Sie enthalten in 16 Unzen 4 Gran feste Bestandtheile und nur 1,5 Cub. Zoll kohlensaures Gas.

Die Termalquellen von Lippik entspringen westlich von Pakraz; sie haben eine Temperatur von 35° bis 37° R. In 16 Unzen Wasser sind 19,9 Gran feste Bestandtheile enthalten, unter welchen sich nach Dr. Wagner 0,3 Gran Jodcalcium und 10 Gran kohlensaures Natron befinden.

Die Eisenthermen von Topuszko haben eine Temperatur von 45° bis 49° R. Das Wasser enthält nach Müller in 16 Unzen 27 Gran feste Bestandtheile, worunter sich 1 Gran kohlensaures Eisenoxydul befindet.

Siebenbürgen ist sehr reich an Mineralquellen, vorzüglich an Sauerbrunnen, unter welchen der Borszecker Säuerling der bekannteste und berühmteste ist. Thermalquellen befinden sich zu Gyogy und Kiskalany; Bittersalzquellen zu Kis-Czey und Oelves. Es sind bis jetzt nur noch wenige Quellen dieses Landes mit hinreichender Genauigkeit chemisch untersucht worden.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Verf. ein sehr verdienstvolles Werk unternommen hat, alle Mineralquellen der österreichischen Monarchie, so weit dieß möglich war, zu beschreiben, eine Arbeit, welche gewiß mit Dank aufgenommen wird. Man ersieht aus dem vorliegenden Werke, daß viele der österreichischen Quellen noch nicht mit der gehörigen Umsicht untersucht sind, weßhalb der Verf. bey Anführung der chemischen Analysen leider öfters zu solchen seine Zuflucht nehmen mußte, welche keine Aufklärung über die Natur des Wassers und überhaupt keine Belehrung gewähren. Wenn die österreichische Regierung durch diese Schrift veranlaßt würde, die vorzüglichsten Quellen durch Männer von Fach untersuchen zu lassen, so wird es für den Verf. erfreulich und eine wohlverdiente Anerkennung seiner Bemühungen seyn, ein eben so wichtiges als interessantes Unternehmen angeregt zu haben.

A. Vogel.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

Von Bamberg aus d. d. 30. August 1680 schickte ihnen Peter Philipp ihr Schreiben wieder zurück, weil er schon früher erklärt, kein gemeinschaftliches Schreiben der beyden Kapitel mehr anzunehmen. Wollten sie mit dem Fürstbischofe handeln, so habe solches durch die gewöhnlichen Relationes bey den Peremptoriis zu geschehen.

Darauf beschlossen beyde Kapitel: Jedes für sich wolle ein außerordentliches Peremtorium halten, und nach den darin gefaßten Beschlüssen seine Beschwerden und Wünsche auf dem vorgezeichneten Weg abermals an den Fürsten gelangen lassen, um die ihnen zustehende Befugniß, des Fürstbischofs Regierungshandlungen zu beleuchten, fest zu behaupten. Alles, was man auf dem Herzen habe, sollte dießmal vorgebracht werden. Die Erinnerungen des Wirzburger Domkapitels liegen in beynahe 16 Punkten vor, die dem Wesen nach mit denjenigen gleich lautend sind, welche bereits oben angeführt wurden. Die Deputirten (Mensuales) und der Syndicus des Domkapitels lasen sie dem Fürstbischofe in Gegenwart seines Vicekanzlers Papius, des Lic. Manstetter und des Dr. Ganzhorn in einer Audienz vor. Peter Philipp hörte sie zwar mit Ruhe, aber zu wiederholtenmalen den Kopf schüttelnd an und vertheidigte sich sofort nach folgendem kurzen Exordium: „Es gehe mir zu Herzen, daß man mich solcher Dinge beschuldigen will“ ꝛc. in einer Rede, nach welcher er die kapitelische Deputation mit den Worten entließ: „da ich bald wieder nach Bamberg reise, so wünsche ich vorher noch eine Conferenz mit meinem Wirzburger Domkapitel, wobey ich dann alle und jede Erläuterungen geben werde.“ –

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern. Von Ludwig Steub. München, literar.-artistische Anstalt. 1843.

Der Verfasser dieses Buches hat ein kühnes Wagstück unternommen, er will die Tyroler mit völliger Hintansetzung der im Lande altherkömmlichen Begriffe auf neuem und gleichsam revolutionärem Wege und in einer noch nicht versuchten Methode über ihre uranfängliche Vergangenheit belehren. Dem Tyroler flößt aber die Grammatikal-Weisheit der deutschen Philologen beynahe unheimliche Empfindungen ein, es ist ihm, als würde selbst in den ernsthaftesten Angelegenheiten des Menschen längst Entschiedenes von neuem in Frage gestellt und als zöge man ihm gleichsam den festen Boden unter dem Fuße weg. In der Landeskunde wie in der Analysis der Eigennamen und der Dialekte hat es der Verf. freylich zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht. Kennt er aber auch den Geist, der die derb geprägten Gesichtszüge und die hart geschmiedeten Leiber dieser Gebirgsleute belebt? Fremde Sitten und ausländisches Wissen sind ihnen in gleichem Maße unwillkommen und widerlich. Was sie selbst nicht wissen und ergründen, soll ihrem Wunsche nach auch von Andern unberührt gelassen werden, besonders wenn es Dinge betrifft, welche Tyrol allein angehen. Daß es unter solchen Umständen an Ansichten eigener und oft sogar etwas sonderbarer Art nicht fehle, wird man begreiflich finden. Wer immer in Tyrol von der Orthodoxie der alten Zucht nicht abgefallen ist, glaubt bis zu dieser Stunde die drey sprachverschiedenen Stämme unserer Berge, der deutsche, der italische und der romansche (vulgo „Krautwälsche") seyen unmittelbar nach der Sündfluth von der Ebene Schinear und dem Thurmbau zu Babel gemeinschaftlich und in regelmäßigen Etapen in ihre Quartiere nach Tyrol gewandert, wo sich der Romansche sogleich in Fassa und an der Gader, der Italer um Trient, der Deutsche aber an Eisack und Inn niedergelassen habe. Ja, die Opposition gegen das Unstäte, Chaotische und Auflösende der modernen Wissenschaft ist im Lande so schneidend und das Bestreben, bleibende Grundlagen zu schaffen, so heiß, daß man sich nicht von der Vorstellung trennen kann, „es habe in der Burg zu Innsbruck von jeher einen General-Gouverneur, zu Brixen einen Fürstbischof, zu Wilten einen Prälaten und zu Imst in Oberinnthal vom Anbeginn der menschlichen Dinge ein Hospitium ehrwürdiger Kapuziner gegeben. Imbecill ist der Tyroler deßwegen nicht, aber er handelt auch nicht wie die Russen, die sich ihrer etwaigen Schattenseiten und Privatansichten schämen und sie vor den Fremden zu verhüllen suchen. Glauben und Wissen erklärt man dorten laut für unvereinbar, für exclusiv und unversöhnlich. Hier wäre nicht der Ort, den Tyrolern diese Thesis wegzudisputiren, auch will man die Frage, ob das philologische Wissen, wie es sich in diesem nicht unmerkwürdigen Buche des Verf. darstellt, die Summe öffentlicher Glückseligkeit vermehre, lieber unerörtert lassen. Wenn aber nebenher bemerkt wird, daß man selbst diesem Volke angehört, daß man ächter Rätier aus dem Kern des Landes ist, aber auch zeitlich und mit aufrührerischem Sinn die heimischen Dämme durchbrochen

hat, so geschieht es nicht, um eine unbedeutende Persönlichkeit ans Licht zu stellen, es geschieht nur, um dem Leser Vertrauen einzuflößen, daß er hier nicht etwa Zerrbilder, sondern wahre und wohlgetroffene Umrisse einer „granitenen", durch Sophistenkünste nicht zu demolirenden Nationalität erblickt. Die Byzantiner zum römischen Katholicismus und die Tyroler zum progressiven Rationalismus zu bekehren, wären sicherlich die hoffnungslosesten Probleme unserer Zeit. Und doch hat man sich Beydes so leicht gedacht! Man mag das loben oder tadeln, man mag es nach Standpunkt und Geschmack selbst lächerlich finden, ich sage nur, daß man die Tyroler eher ausrotten als in diesem Punkte zur Nachgiebigkeit bewegen könnte. Weit entfernt, die leiseste Anwandlung von Zorn und Abneigung gegen die Hüter und Lenker des unerbittlich-schroffen Tylerthums zu empfinden, kann man im Gegentheil dem Landes-Clerus, auf welchem hier natürlich alles beruht, seine besondere Achtung nicht versagen, und wer dieser ehrwürdigen Körperschaft an Unbescholtenheit und sittlicher Vollendung einen vorzüglich hohen Rang in der katholischen Hierarchie zuerkennt, erweist ihr nur Gerechtigkeit.

Ganz und gar konnte man sich indessen den Forderungen der Umstände und der Macht der Zeiten nicht entziehen. Es geschahen sogar verschiedene — freylich nur mäßig geniale Versuche, das Fremdklingende der Tyroler Nomenclatur zu deuten; aber natürlich wagte sich bey diesem Geschäft Niemand über das orthodoxe Latein hinaus und man glaubte ungemein witzig zu seyn, wenn man z. B. die Dorfnamen Kollman und Elvas aus Collis manans und Elevatio erklärte. Doch wird in der neuesten Zeit, wie verlautet, auch dieser kurz gemessene Seitensprung der Tyroler Sprachphilosophie schon als revolutionäre Neuerung und als bedenkliches Treiben unzufriedener Gemüther betrachtet, dem man sich mit Weisheit und feinem Takt prophylaktisch widersetzen müsse. Die Thesis, daß in Tyrol je ein vom gegenwärtigen Deutschen verschiedenes Element einheimisch gewesen sey, wird nicht mehr geduldet, und Leute von gutem Ton und probater Gesinnung erklären heute alles Fremdartige unbedingt aus dem Germanenthum, was z. B. in Blisadona, Schännis, Genaun, Tschirgant und Gargazon ungemein sinnreich und erquickend klingt.

So ungefähr ist das Volk beschaffen, für welches Hr. Steub sein neues Buch geschrieben hat. Was sagt nun aber Hr. Steub in seinem neuen Buche? Obgleich manierlich und warmer Freund des Tyrolerlandes, beweist der Verf. gleichsam bis zur Evidenz, daß einst, i. e. vor dem Einzug der deutschen Barone, ja vor der Ankunft der Legionen, von Ober-Wallis bis ins Norische Gebirge um Salzburg, und vom bayerischen Karwendel bis tief ins Pothal hinab das Volk und die Sprache der Räter (oder Rasener) alles Land beherrscht nnd besessen habe. Dieses Volk habe weder deutsch, noch ladin (krautwälsch), noch italienisch, sondern ein von diesen dreyen verschiedenes Idiom — „das Rasenische" — gesprochen, was eines und dasselbe mit der von den Romanen etruskisch genannten Sprache sey. Ja die Rätier seyen mit den Etruskern, die sich selbst „Rasener" nannten, und in der italischen Urzeit eine so bedeutende Rolle spielten, ein und dasselbe Volk und letztere offenbar aus dem rätischen Alpenlande erobernd und bildend gegen den Apenninus hinabgestiegen. Auf historischem Wege, d. h. durch Citate aus dem Alterthum ist man zum Theil schon früher auf diese Meinungen verfallen und in so weit hat dieses Buch der gelehrten Welt noch nichts absolut Neues verkündet, nur hat man vor Hrn. Steub die besagten Thesen aus dem Materiale, das der Boden selbst liefert, zu beweisen und zu befestigen noch gar keine oder doch nur schwache und übel verstandene Versuche gemacht. Hr. Steub hat nun die für Tyrol und für die Geschichte der italischen Vorzeit überhaupt nicht gleichgültige Frage ernsthaft und wie uns scheint von der rechten und allein ersprießlichen Seite, der grammatikalischen Analysis, in Angriff genommen. Hr. St. zergliedert die Ueberbleibsel der rätischen Sprache, wie sie sich in einigen Tausend Localnamen von Tyrol und der südöstlichen Schweiz bis auf unsere Zeiten erhalten haben, mit der vollen Schärfe der neuern Philologie und in einer Weise, die nicht nur sein Argument zu voller Klarheit erhebt, sondern auch einen wesentlichen Zuwachs historisch-philologi-

schen Wissens in Aussicht stellt. Beym Mangel schriftlicher Denkmale der alten Räter ist diese Art Beweisführung der einzige Weg, zur Erkenntniß historischer Wahrheit zu gelangen, weil der Satz: „Wo die Berge, Alpen, Orte, Bäche, Einödhöfe ꝛc. rätische Namen haben, dort muß auch das Volk, welches diese Eigennamen ursprünglich schöpfte, rätisch gewesen seyn“, nicht wohl anzufechten ist. Man hat in der neuern Zeit um ein bey den Deutschen noch immer nur wenig beliebtes Thema durchzufechten, ungefähr denselben Weg eingeschlagen und in seiner Art auch dieselben Resultate erzielt, zu welchen Hr. St. freylich mit Besiegung größerer Hindernisse gekommen ist. Im Gegensatze mit den fashionablen Adepten des heutigen Tyrols lassen sich die vorbezeichneten alträtischen Lokalnamen, nach Steubs Behauptung, aus dem Germanischen durchaus nicht, aber auch eben so wenig aus dem Lateinischen oder Romanischen erklären, finden aber ihre vollständige Lösung im Etruskischen, ergo haben Räter und Etrusker dieselbe Sprache — das räto-rasenische — geredet und waren dasselbe Volk und dasselbe Blut.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

Diese Conferenz wurde den 5. October 1680 im Kapitelssaale zu Wirzburg gehalten. Von Seite des Kapitels wohnten demselben der Domdechant, die Kapitularen von Wernau und von Bechtolsheim nebst dem Syndikus, bischöflicher Seits der Vicekanzler Papius, Dr. Karg und Lic. Mayfetter bey. In dem vom Letztern gehaltenen Vortrage wurden alle obigen Erinnerungen und Wünsche des Kapitels Punkt für Punkt vorgebracht und, nicht ohne Einwand des Domdechants, des Bischofs zeitheriges Verfahren vollkommen gerechtfertigt.

Mit diesen von Peter Philipp gegebenen Erläuterungen endigte die Conferenz, und seitdem hat, so viel bekannt, das wirzburger Domkapitel weiter keine „Erinnerungen“ über dieses Fürstbischofs Regentenhandlungen von sich gegeben.

III.

Beyträge zu einer kritischen Geschichte der Salzburg.

Vom Hrn. Dr. Gutenäcker, Professor am k. Gymnasium zu Münnerstadt, o. V. M.

Die 11te Säcularfeyer des Bestandes des Bisthums Wirzburgs, bekanntlich am 12. Julius 1841 auf der alten Salzburg begangen, hat einige auf diese Feyerlichkeit bezügliche Schriften ins Leben gerufen, die sich in ihrer Darstellung im Punkte des Reingeschichtlichen zunächst an v. Eckhart's Abhandlung: „gründliche Nachricht von der ꝛc. alten Salzburg,“ und des Freyherrn August Voit von Salzburg Schrift: „die uralte Kaiserburg Salzburg a/S“ gehalten haben. Daß das letztere Werk auch von Schriftstellern zu Grund gelegt wurde, welche über die Salzburg vor der Säcularfeyer geschrieben, z. B. Gottschalk, Schneider, und G. Krieg von Hochfelden (in seiner ersten Abtheilung), behauptet Hr. G., der diese Beyträge selbst als einen schwachen Beweis inniger Theilnahme an Ereigniß und Fest betrachtet wissen will, und sie deßhalb, manches Irrige in den historischen Darstellungen seiner Vorgänger berichtigend, der Publicität übergeben hat.

In einem Vorworte bespricht der gelehrte Hr. Verfasser kurz die Anfänge des Christenthums in Unterfranken. Bey dieser Gelegenheit macht er auf einen Aufsatz des verdienten Oberthür aufmerksam, in welchem dieser unter dem Titel: „14. October 741“ (in seinem Taschenbuch für die Geschichte ꝛc. Frankenlands, 1798) die Bedeutung dieses Ereignisses hervorgehoben. „Daß die Stimme dieses Patrioten,“ sagt Hr. G., „damals unter dem Getöse feindlicher Waffen verhallen mußte, ist wohl leicht begreiflich, daß aber Oberthür's Name bey der 11. Säcularfeyer nicht genannt wurde, möchte doch einiges Befremden erregen.“ —

In 6 §en faßt Hr. G. zusammen, was er über die Salzburg seit ihrem ersten urkundlichen Vorkommen bis zu den Jahren 895 und 897 in den hierher gehörigen Schriften zu berichtigen und zu ergänzen fand. Gleich der 1. §. „Name der Burg“ nimmt den urkundlichen Ausdruck: castrum Salz, Castellum Salz, palatium, curtis Salce gegen die gezierte Neuerung „Salisburg“ kräftig in Schutz. Der 2. §. ist dem Beweise gewidmet: „König Pipin hat 768 das Osterfest auf unsrer Salzburg nicht gefeyert.“ Hier zeigt Hr. G. die gänzliche Unmöglichkeit einer solchen Feyer auf der fränkischen Salzburg. Natürlich! Wie sollte auch Pipin von den Ufern der Garumna, wohin er mit dem Frühlinge,

als der zum Kriege gegen Waifar von Aquitanien geeigneten Zeit —, den Winter (Weihnachten) hatte er zu Bourges gefeyert —, vorgedrungen war, schon zur Osterzeit d. i. den 10. April auf der fränkischen Salzburg angekommen, wie von dieser immer im selben Jahre und kurz nach Ostern wieder nach Saintes gelangt, dann nach Perigueux gegen Waifar (durch Waratto's List den 2. Junius 768 an einem Donnerstag Nachts getödtet) gezogen und im Junius wieder in Saintes eingetroffen seyn? Man begreift, daß das Castrum Sels auf südfranzösischem Boden gelegen seyn müsse, und daß es weder das an der Gränze von Elsaß befindliche Sels, noch viel weniger die fränkische Salzburg seyn könne. Es dürfte am wahrscheinlichsten Selles en Berry hier angenommen werden, „welcher Ort auf der geraden Linie von Bourges nach Tours fast genau in der Mitte dieser beyden Städte und von jeder derselben etwa 9 geogr. Meilen entfernt liegt."

§. III. Pipin, König von Longobardien, und Ludwig, König von Aquitanien, werden im J. 793 von ihrem Vater, Karl dem Großen, auf unsrer Salzburg auf das freundlichste empfangen.

Mit Ausnahme Eckhart's in seiner Salzburg und in seinen Commentarien haben alle Neuern diese Zusammenkunft der drey Könige auf der Salzburg mit Stillschweigen übergangen. Die Quellen, nach welchen Hr. G. dieß Ereigniß vorträgt, ist des Anonymus Vita Ludovici Imperatoris bey Pertz II. 609, 610, woselbst es heißt: Concite ergo pergentes in partibus Baioariae ad patrem venerunt in loco cujus est vocabulum Salz (Saltz) et ab eo gratissime sunt recepti. Quicquid autem superfuit aestatis, autumni et hiemis cum patre rege rex Hludowicus exegit." Wenn man aus andern Quellenstellen z. B. den Annales Laurissenses (Pertz I. 35) den Zug der beyden königlichen Brüder nach Benevento und zwar im Winter 792/93 erfährt, so sollte des obigen Biographen Aussage von der Rückkehr zum Vater nach Bajoarien allen Glauben verdienen (Salz ist vielleicht ungenaue Schreibung für das allerdings in partibus Baioariae liegende Salzpurc oder Salzburc). Ueber den Aufenthalt Karls des Großen von dem Jahre 791 an sind wir ziemlich genau unterrichtet. Ostern des Jahres 793 (7. April) feyerte er, ebenso wie Weihnachten des abgelaufenen Jahres (25. December 792) in Bajoarien; er rüstete zur gewöhnlichen Zeit zum avarischen Zug; also wohl um und nach Ostern; als er mitten unter diesen Vorbereitungen (cum rex bellum a se inchoatum conficere cuperet, et Pannoniam iterum petere disposuisset) die Nachricht von des Grafen Theodorichs Niederlage erhielt (der pagus hrusti oder Riustri ist an der westlichen Seite der Wesermündung). Um diese Zeit kehrten, wie Hr. G. nach dem Anonymus bemerkt, die beyden königlichen Brüder aus Italien zum Vater zurück. Ist nun Salz die fränkische Salzburg, so hat Hr. G. ganz recht wenn er sagt, daß Karls Söhne, da sie den Vater nicht mehr in Regensburg trafen, wohl aber dort seinen Aufenthalt erfuhren, nach der Salzburg sich begeben. Nehmen wir das Einstellen des hunnischen Kriegszuges für die zweyte Hälfte des Aprils oder den Beginn des Maimonats an, so bleibt ein bestimmter Nachweis des Aufenthalts Karls des Großen durch Urkunden und Chronisten von besagter Zeit an kaum möglich; man müßte denn statuiren, er habe an die Ostgränze Baioariens Reisen unternommen, was jedoch kaum mehr als eine Vermuthung ist. Was aber nebst der Stelle des Anonymus des Hrn. G. Behauptung von Karls Reise nach der Salzburg sehr unterstützt, ist, daß Karl auf die Nachricht von der Niederlage Theodorichs unverweilt sich dorthin begeben habe. Hier war er der sächsischen Gränze näher und konnte, obwohl die Entfernung der Gegend, in welcher die Sachsen Theodorichs Heerhaufen vernichtet, auch von der Salzburg aus noch sehr bedeutend war, doch eher Etwas über dieß Unglück erfahren, als zu Regensburg oder Salzburg. Daß Karl der Große im Herbste das Fossatum graben ließ, daß ihm dort duo valde displicentia (der Sachsen- und Saracenen-Einfall) gemeldet wurden, deßgleichen seine Reise zum hl. Kilian (wo er Weihnachten zugebracht) und nach Frankfurt a/M., wo er den Winter über still lag, ist hinlänglich bekannt. Hr. G. hat Recht, wenn er v. Eckhart's Folge der Begebenheiten tadelt; die Ereignisse können, wenn man nicht nachzuweisen im Stande ist, daß Karl der Große auch den Sommer über in Bajoarien durch unaufschiebliche Geschäfte zurückgehalten worden sey, kaum anders, als in der von Hrn. G. angegebenen Weise sich aneinander gereihet haben. Nach dem Anonymus wäre Ludwig die ganze übrige Zeit des Sommers, Herbstes und Winters um des Vaters Person geblieben, d. h. ihm nach Regensburg, zum Fossatum, nach Wirceburg und Franconofurt gefolgt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. May.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern.

(Schluß.)

Der Leser fühlt wohl selbst, daß es einer langen und sorglich gegliederten Kette leider nur wenig amüsanter Untersuchungen bedarf, um in einer solchen Sache feste Resultate zu gewinnen. Hr. St. unterwarf sich mit Ausdauer und Muth der lästigen Vorbedingung und stellte vorerst mit Beystand der etruskischen Epigraphik (Grab- und Vasen-Inschriften) ein Grammatical-Schema der rasenischen Eigennamen auf und sucht dann die mit der aufgestellten etruskischen Grundnorm nach den Regeln streng geometrischer Congruenz zusammenfallende Structur der bisher für unerklärbar gehaltenen rätischen Eigennamen klar und faßlich auseinander zu legen. Sogar rasenische Namensformen primitiver und secundärer Gestaltung glaubt Hr. St. erkannt und überdieß noch die Priorität der alpenrätischen Gebilde vor den tuscischen entdeckt zu haben. Ohne in die Beweisführung des gelehrten Verf. näher einzugehen oder eines seiner Argumente kritisch zu prüfen und anzugreifen, will man hier nur Hauptinhalt und Ideengang des Buches angedeutet haben. Wer neue Wege geht und ungewohnte Wendungen erfindet, darf über eigenes Irren und über fremden Widerspruch nicht verdrießlich seyn. Hr. Steub indessen gehört nicht in die Classe jener unerquicklichen Sylbenmeister, die mit algebraischer Trockenheit und Ruhe leere Formen hinter einander stellen und die Entdeckung einer Variante, die meistens nichts erklärt und auch an sich nichts bedeutet, für den Triumph menschlichen Wissens halten. Hr. St. würzt sein trockenes Thema mit dem Reichthum vielseitiger und mehr als gewöhnlicher Belesenheit, bringt Notizen aus vergessenen Zeiten und unbegriffenen Verwandlungen, für jeden Leser anziehend und belehrend zugleich. Sogar attisch Salz und urbanes Spiel tritt zuweilen leise und fein hervor. Von Kultur, von politischen Einrichtungen, von Historien und Gesetzen der alten Räter meldet Hr. St. freylich nichts, weil Hr. St. klug ist und nur von Dingen redet, die man wissen kann. Die Romanisirung des Landes durch die Legionen, das successive Erlöschen der einheimischen Redeweise, die Zersetzung rätischer Localnamen zuerst durch die Lateiner und nach ihrer Vertreibung durch die vordringenden Kolonien der Deutschen, neue Formen mit rätischem Kern veranlassen eine Fülle überraschender Bemerkungen und entwickeln nicht selten ganz unerwartete Combinationen zwischen Gegenwart und Vergangenheit, deren Gesetz und Typus mit logischer Consequenz nachgewiesen sind. Daß sich z. B. die Gothen-Kolonie, welche König Theodorich unter die Breunen schickte, zu Gossensaß am Brenner niederließ; daß man in den Schluchten dieses tyrolischen Pyrenus wenigstens bis ins IX. Jahrhundert herab und lange nach der Ueberschwemmung Rätiens durch die Germanen sogar in den Seitenthälern des Innstromes noch Romanisch geredet habe, ist gewiß selbst in Tyrol nicht allgemein bekannt. Begierig bin ich nur, welche Aufnahme St's. Behauptung, daß unsern rätischen Urvätern mehrere Laute des lateinischen Alphabets, namentlich o, b, g, und d gänzlich mangelten, bey den Tyroler Gelehrten findet,

und was man in Briren, in Gufidaun, in Gargiz und zu Ladurns zu solchen Theorien sagen wird? Noch mehr aber muß es verzagte Gemüther verwirren, wenn ihnen Hr. St. vordemonstrirt, die heutigen Localnamen Tschöfs, Tschölis und Tschötsch haben auf rätisch Cafusa, Calusa und Cacusa; Gschlis aber gar Cacalusa geheißen und heißen müssen; ferner daß ein und dasselbe Calurusa nach Maßgabe rätischer Betonung bey den Deutschen in Schalders oder in Gleirsch, Vularusa in Blars und Volders, Vulacatura bey den Romanschen in Blatschadura, bey den Deutschen in Vilgader, Vuluturusa in Pfluders und Vuluturununsa in Velthurns übergingen. Und doch beruhen diese Metamorphosen auf unumstößlichen Gesetzen des menschlichen Sprachorgans, dessen mehr oder weniger vollständige Action auf die rätische Nomenclatur sowohl durch Romanen als Germanen Hr. St., wie uns deucht, nicht ohne Gewandtheit und Schärfe ausgemittelt hat. Bequemer wäre es freylich, Serfaus auf den gothischen Landpfleger Servatius und Velthurns auf das germanische Feld-Thurm zurückzuführen, als das alt-rätische Saravusa und Vulaturununsa herauszufinden. Die Tyroler Zweifler sollen aber gefälligst bedenken, daß sich in Dingen der Wissenschaft die Erklärungsweise löblicher Handwerker und Künstler in mehreren und in wesentlichen Punkten von der Methode freyer Forscher unterscheidet. Sicher wird man auch fragen, — denn wer in Tyrol kennt des scharfsinnigen Diez romanische Grammatik? — wie man etwa wissen könne, daß die rätische Sylbe Ca im Munde der Romanen in die Zischlaute tscha, tsche oder tschö übergehe und wie man auf die scharfsinnige Bemerkung verfallen sey, daß die verschiedene Lage des rätischen Accentes im nämlichen Worte auch verschieden lautende deutsche Wortformen, z. B. Ems und Matsch aus dem urkundlichen Amates, Vels und Fließ aus Velusa erzeugen konnte?*)

*) Das Proparoxytonon Ámates giebt Ems, das Paroxytonon Amátes aber Matsch, wie aus Vélusa Vels und aus Velúsa Fließ, aus Cáfusa Tschöfes, aus Cafúsa Gfeiß, aus Cálusa Tschöls, aus Calúsa Schleiß entstand.

Das eben ist die wundervolle Frucht des bessern Wissens, der in Tyrol so gefürchteten Gedanken-Arena und als häretisch verschrieenen Disciplin! Statt die oft genialen, oft aber auch etwas gewagten Combinationen dieser Untersuchung muthlos und erschrocken ohne nähere Prüfung zu verurtheilen und zu verwerfen, wird man bey gewissenhafter und bedächtiger Lesung der ohnehin kaum 185 Seiten zählenden Broschüre den geistigen Gehalt und den innern Zusammenhang der neuen Ansichten leicht entdecken, zugleich aber auch die starken und gründlichen Stellen von den schwankenden und bloß systematischen unterscheiden lernen. Bedenken muß die Sache bey den Tyrolern jedenfalls erregen, und mancher ärgert sich vielleicht gleich eingangs des Buches über das Argument, daß die Urväter der Tyroler und die Etrusker deßwegen eines und desselben Stammes waren, weil sich die erstern Rätier, die letztern aber „Rasener" nannten, als wenn diese beyden Namen gemeinsame Wurzel und Bedeutung hätten!

So ist es aber in der That, beyde gehen auf den Stamm Ra zurück und sind davon — nach Hrn. Steub — eben so sprachrichtig abgeleitet wie Caieta, Ca-eta und Cae-sena von Ca, Velete und Velsuna von Vel, Caluta und Calusuna, Caruta und Carusuna von Cal und Car. Ja selbst die Form Ῥασένα kommen als Rasuna und Rasana, als Ras, Rasen, Rosein, Rosanna, Rosenna und Raschein unter den rätischen Namen jetzt noch vor.

Dieses Zurückführen zweyer Wortfamilien auf eine gemeinschaftliche Wurzel ist etwa nicht bloß ein mögliches und auf Hypothesen gestütztes, sondern ein unbestreitbares und zwingendes, denn das bewegliche ingenium des Hrn. St. demonstrirt uns unbarmherzig, es müsse so seyn, es sey unentfliehbare Nothwendigkeit und logische Consequenz. Wahrhaft, die Wissenschaft hat zu Zeiten etwas Impertinentes. Ungleich mehr Hoffnung auf Erfolg hätte das Buch, wenn der Verfasser die formell so schön secirten Localnamen der alten Rätier auch in Sinn und Bedeutung zu erklären wüßte. Das liegt aber

bis jetzt nicht im Umfang unsers Wissens, denn es giebt keinen Anhaltspunkt, die appellative Bedeutung der rasenischen Wurzeln zu bestimmen, und so vermag es auch Hr. St. nicht, oder doch nur in wenigen Stellen und da nur unvollkommen. Daß z. B. Car auf rätisch Berg und Vul oder Vel Wasser bedeute, hat Hr. St. herausgebracht und dadurch allerdings den Schlüssel zu vielen von Car und Vul abgeleiteten Namen gefunden. Nach dieser Vorlage begreift man freylich, wie die Rätier ihre Einödhöfe auf der waldigen Bergseite oberhalb Briren Caruta (Gareit) nennen konnten.

Wäre Hr. St. mit den Hauptresultaten seiner Forschung und ihrem nächsten Corollar nur auch zufrieden! Aber nein, in der Lösung einer Frage liegt ihm schon der Keim zu einer zweyten und des Fragens und Antwortens ist kein Ende abzusehen. Geben wir Hrn. St. auch in so weit nach und lassen uns überzeugen, daß vom Adula und dem Berner Oberlande bis an die Pinzgauer Tauern und vom Karwendel bis Verona ein und dasselbe Volk seßhaft war und daß dieses Volk mit den Etruskern am Arno die gleiche Sprache redete, so ist ihm diese Nachgiebigkeit und dieser Glauben noch viel zu wenig, Hr. St. will auch sogar vermuthen, daß nicht nur keltisches Blut in Rätien niemals eingedrungen und folglich keltischer Schnitt und keltische Färbung in Rätien nirgend zu entdecken sey, sondern daß sogar die ehmaligen Carner und Noriker, die Helvetier, Rauraker und Ligurer ursprünglich „rasenischer Sippschaft“ angehören, was ihm die Keltomanen auch niemals verzeihen werden.

Nachdem uns Hr. St. eine eben so zahlreiche als respektable Verwandtschaft zusammen demonstrirt, untersucht der Vermessene am Ende des Buches auch noch die Frage, ob die „Räto-Rasener“ einen eigenen, zwischen Kelten und Pelasgern eingeschobenen, von beyden unabhängigen Hauptstamm bildeten, oder ob sie einer dieser beyden Racen beyzuzählen seyen? Die Ehre, ein Hauptvolksstamm zu seyn, wird den Rätern zwar abgesprochen, dagegen auf ihre Descendenz von den Pelasgern nicht ohne Zuversicht hingedeutet. Die Pelasger aber, wie bekannt, waren die unmittelbaren Vorgänger, Coäven und Vettern der Hellenen zu beyden Seiten des ägäischen Meeres und füllten einst die ganze illyrische Halbinsel bis herauf zu den Carnischen Alpen mit ihren Colonien und ihren rohen Monumenten. Auf diesem neuen, noch undurchforschten Boden tritt Hr. St. allerdings etwas leise und behutsam auf. Nur ein Problem, eine Ansicht legt er vor und erwartet erst von der Zeit vollständigere Lösung, wozu er indessen provisorisch und ganz im Geiste der etruskischen Argumentation (pag. 150 — 156) einige Präludien giebt. Schon die Neugierde, wie es Hr. Steub anstelle, um zu beweisen, daß der Tyrolische Bach Pfluw und der griechische Berg Olympus auf pelasgisch gleichmäßig Vuluva, Flains oberhalb Briren und Olynth im macedonischen Erzdistrikt aber Vulunisa heißen, soll wißbegierige Leute allein schon bewegen, den kurzen Anhang zur Diatribe ganz und aufmerksam durchzulesen. Wie die Romanen und Germanen ihrerseits die räto-pelasgischen, so zersetzten und verwandelten andererseits die Hellenen die thrako-pelasgischen Namen, und vielleicht ließe sich aus diesem gemeinschaftlich geführten Verwandlungsproceß die in der neuesten Zeit noch, wie man weiß und täglich sieht, zwischen Griechen und Deutschen so warm und innig hervortretende Bruderliebe erklären.

Fallmerayer.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortsetzung.)

§. IV. Kaiser Ludwig der Fromme besucht im J. 810 kurz vor seinem Tode zweymal unsere Salzburg.

Auch dieses Ereignisses gedenkt nur Eckhart, und zwar nicht in seiner Salzburg, sondern in seinen Commentarien, während die Neuern es übergehen. Das erstemal berührte Kaiser Ludwig die Feste Salzburg auf seinem Zuge nach Thüringen, seinen gleichnamigen Sohn Ludwig verfolgend, im April 810. Nachdem er diesen zur Flucht in die slawischen Länder gezwungen, aus denen er nur mit großer Beschwerde nach Baiovarien ge

langte, kehrte der Vater Ludwig nach der königlichen Villa Salz zurück, woselbst er die Bittage und Christi Himmelfahrt feyerte (im Mai 840).

§. V. König Arnolf empfängt 895 eine friedliche Gesandtschaft der Obodriten auf der Salzburg.

Von allen Neuern, Böhmer ausgenommen, selbst von Eckhart ist diese Anwesenheit König Arnulf's auf der Salzburg mit Stillschweigen übergangen. Die Zeit seines Aufenthaltes fällt zwischen den 25. Mai und die Mitte des Julius, und die Pars V. Annalium Fuldensium (Pertz I. 411) berichtet seine Anwesenheit nicht nur in diesem, sondern auch im J. 897, was Hr. G. schon S. 156 mit Berufung auf Böhmer erwähnte. Vom Kloster Fulda, woselbst er seine Andacht verrichtet, kam er zur Curtis Salz; dort fanden sich sorabische Gesandte mit Geschenken ein, die er, nachdem er sie angehört und beschieden, zur Heimath entließ. (Pertz I. 413.) Den 14. Julius war Arnulf zu Tribur, den 7. August zu Frankfurt; nach dieser Zeit wird seine Reise nach Fulda, und von da nach der Salzburg zu setzen seyn; im Herbste war er zu Regensburg und Umgegend.

§. VI. Die Münze auf der Salzburg. Im Munde des Volkes wird das stattliche, mit Spitzbogenfenstern gezierte Gebäude gleich beym Eintritt in das Innere der Burg mit dem Namen der Münze belegt; ja, die Sage will sogar Thaler, in dieser Münzstätte geprägt, kennen! Allerdings liegt hierbey Geschichtliches zu Grunde. Es ist nämlich aus dem Capitulare vom December d. J. 805, cap. 18 (Pertz III, 134) bekannt, daß Karl der Große verordnete: „ut nullo alio loco moneta sit, nisi in palatio nostro.“ Mithin ist dieß Regale auf unsrer Salzburg, die gewiß zu den bedeutenderen königlichen Burgen gehörte, ausgeübt worden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der von der Sage noch heute als Münze bezeichnete Bau auch zu diesem Zwecke bestimmt war. Nur dürfte es unmöglich seyn, zu ermitteln, welche Gepräge aus dieser Münzstätte hervorgegangen und wie lange dieselbe benutzt wurde. Sicher wünschen mit dem Referenten die Sachkundigen eine Fortsetzung dieser Beyträge! —

IV.

Manuscriptenkatalog der vormaligen Dombibliothek zu Würzburg.

Mitgetheilt vom k. Professor Hrn. Dr. Reuß.

Schon im VI. Bande Heft III. Nro. IX. dieser Zeitschrift wurde vom Hrn. Legationsrathe Dr. Scharold die Wiederauffindung der alten, vor den meuterischen Bauern und vor den Schweden auf den Dachstuhl der Cathedrale versteckten Dombibliothek erwähnt, über welche der damalige Universitätsbibliothekar Gg. Conrad Sigler einen Catalog verfertigte, der indessen nicht gedruckt ward. Hier ist uns nun vom Hrn. R. dieß Verzeichniß geboten, bestehend aus 183 Handschriften, welche, mit Ausnahme der mit einem * bezeichneten 51 Nummern, gegenwärtig auf der k. Universitätsbibliothek zu Wirzburg aufbewahrt werden. Hr. R. wünscht (und wir mit ihm) eine genaue diplomatische Beschreibung dieser durch Alter und Inhalt ausgezeichneten Handschriften in dem Archiv von Unterfranken zu veröffentlichen. Wir ersehen aus vorliegendem Verzeichniß, daß Nro. 93. Codex Theodosianus membr. vetustissimus, fol. minori forma quadrata literis semiuncialibus leider! nicht mehr auf der Wirzburger Universität sich befindet. Welchem Jahrhunderte gehört die unter Nro. 106 verzeichnete Vita B. Emmerani, 1. membr. an? — Ist wohl Nro. 123 Homelia B. Gregorii, 4. membr. jener Codex aus dem achten Jahrhundert mit seiner halben Zeile angelsächsischer Runenschrift? Vom vorzüglichsten Interesse wären nähere Beschreibungen (auch nach Eckhart's und Oegg's Arbeit nicht überflüßig) der Nummern 180 — Liber Evangeliorum, quo usus S. Chilianus. membr. 1. —. und 181 Quatuor Evangelia totidem voluminibus, fol., qui tempore S. Burckardi scripti creduntur. Einer recht baldigen Kundmachung der diplomatischen Beschreibung der Manuscripte im Vereinsarchive sehen wir begierig entgegen.

V.

Mannigfaltiges.

a) Vom k. Legationsrathe Hr. Dr. Scharold.

Zug der Stadt Würzburg gegen die Hussiten im J. 1431.

Vom Mittwoch nach St. Johannstag Baptiste (Ende Juni) zogen die Wirzburger gegen die Ungläubigen zu Beheim und blieben 8 Wochen aus. Die 47 Mann, wobey 2 Hauptleute, der Spitalmeister, der Koch, der Schmied, Zimmermann und 2 Knechte mit eingerechnet werden müssen, kosteten in der angegebenen Zeit 202 fl.! —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juny.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Michael Beheim's Buch von den Wienern 1462 — 1465. Zum erstenmale nach der Heidelberger und Wiener Handschrift herausgegeben von Th. G. v. Karajan. Mit Facsimile und Notenbeylage. Wien XC und 477 Seiten gr. 8.

Es ist mitunter geklagt worden, daß sich in der deutschen historischen Literatur Weniges der Art finde, was die Franzosen mémoires nennen, Aufzeichnungen Einzelner über das, was sie selber erlebt, handelnd oder leidend mit angesehen haben. In Michel Beham's Buch von den Wienern ist uns über eine verhängnißvolle Epoche der Hauptstadt des deutschen Reiches ein Ueberbleibsel solcher Art geboten, welches durch die Eigenheit, daß es in Reimen verfaßt ist, eben so wenig einen Anspruch auf poetisches Verdienst gewonnen als den Werth nackter prosaischer Erzählung verloren hat. Letzteres scheint früherhin bezweifelt worden zu seyn, weil Reim und Dichtung (Fiction) in der Regel als unzertrennlich gedacht werden. Auch mochte bey solcher vorgefaßten Meinung die Beschaffenheit der Handschriften, in denen nach und nach dieses Werk gefunden wurde, besonders der zu Wien und der erst 1814 aus Rom wieder nach Heidelberg gekommenen, nicht sehr geeignet seyn, zu genauerer Durchgehung des Ganzen besondere Lust zu machen. Und wenn selbst ein Hormayr nur Auszüge der Mühe des Abdruckens (im historischen Taschenbuch für 1825 — 26) werth gehalten, so ist um so verdienstlicher die Unverdrossenheit, mit welcher der Herausgeber nun das Ganze in einer Gestalt darbietet, die zu jedermans bequemem Gebrauch und Genuß nicht einladender seyn könnte. Dieses Verdienst wird recht anschaulich, wenn man das vorangegebene Facsimile der Handschrift, die als älteste, vom Verfasser selbst herrührende der Ausgabe zu Grunde liegt, mit den geräumigen Blattseiten vergleicht, auf welchen uns Beham's aus 13105 Reimzeilen bestehende Arbeit in 2169 Strophen von je sechs Versen und in 196 mit eignen Ueberschriften versehene Kapitel reinlich abgetheilt, gehörig beziffert und interpungirt, in netter lateinischer Schrift entgegentritt. Auf diesen 417 Blattseiten sieht sich der Leser mit allen Nöthen des Kritikers verschont, denn die abweichenden Lesarten der beyden vom Herausgeber benutzten Handschriften sind auf S. 418 — 454 verwiesen, worauf S. 455 — 477 ein für ein Buch solcher Art höchst wesentliches Verzeichniß der Namen von Personen und Orten folgt, die im Verlaufe der Erzählung erwähnt werden.

In der Einleitung aber wird reichliche Auskunft gegeben über die Beschaffenheit und den Werth von dieser Arbeit Behams im Allgemeinen, sodann über dessen Leben und bisher bekannt gewordene Werke und die davon vorkommenden Handschriften, endlich insonderheit über die Handschriften dieses Buches von den Wienern, ihr Verhältniß unter sich und zur vorliegenden Ausgabe. Wirklich benutzt hat übrigens der Herausgeber unter diesen nur die Heidelberger (ehedem Vaticanische) Nro. 386 als Beham's Autographon, das er durch A bezeichnet, und die wohl ein Jahrhundert jüngere erst seit dem J. 1816 (durch J. M. Schottky) öffentlich bekannt

gewordene des Archivs der niederösterreichischen Landstände zu Wien, die er durch B andeutet. Die nach der Heidelbergischen älteste zu Gotha (ch. B. nr. 50) liegende und schon in Cypriani's Catalog von 1714 erwähnte Handschrift aber und die wahrscheinlich durch Gottsched's Frau von derselben genommene Abschrift zu Dresden sind nicht förmlich zu Rathe gezogen worden. Durch den Besitz des Autographons war der Herausgeber wohl gerechtfertigt, wenn er Späteres für weniger wesentlich ansah; dennoch möchte die beynahe gleichzeitige Gothaische Handschrift, schon wegen ihrer Orthographie, die derjenigen, welche Beham selbst zur Schau stellt, vorzuziehen scheint, zur Bestätigung oder Berichtigung manches seltnern, jetzt zweifelhaft dastehenden Wortes und Namens dienlich gewesen seyn.

Michel Beham schildert, wie der Herausgeber seine Einleitung anhebt, einen traurigen Abschnitt der österreichischen (und somit auch deutschen) Geschichte. „Zwey Brüder im Kampfe um ein Reich, das keiner von beyden wahrhaft zu beglücken die Befähigung besaß, beyde vereint aber in unheilvollem Streite nur doppelt zerfleischten. Ein Reich, das an ererbten, zum Theil durch fremde Schuld herbeygeführten Uebeln siechend, der kräftigen Hand eines weisen Lenkers bedurfte, hier aber nur die traurige Wahl zwischen einem rohen Despoten und einem zwar gutmüthigen, aber schwachen Regenten hatte, der, eingeschüchtert durch die moralischen Gebrechen seiner Zeit, störrisch sich zurückzog, überhaupt aber nicht jenen gewaltigen Geist besaß, der unerschrocken eingreift in seine Zeit und siegt oder — untergeht.“ Es sind die fürstlichen Brüder Friedrich (als Kaiser der vierte, von M. Beham der dritte genannt) und Herzog Albrecht, die auch für Oesterreich den Beweis geliefert, daß der frühere Gebrauch fürstlicher Kinder, wie gemeines Erbe an Hab und Gut, so auch Volk und Land unter sich zu theilen, für Volk und Land und für sie selber Segen zu bringen, selten geeignet war. Man findet das Nähere über den mit allen Gräueln eines innern Krieges befleckten Streit der Brüder in Kurz' Oesterreich unter Friedrich IV. und in Chmel's Geschichte Friedrichs IV.

Am übelsten fuhr dabey die Hauptstadt selbst, deren Bürger von Albrecht bearbeitet, sich gegen Friedrich auflehnten, ihn mit den Seinigen zwey Monate lang in ihrer Mitte, in der kaiserlichen Burg, strenge belagert hielten und sich, wie Beham treffend darstellt, am Ende eben kein besser Loos als das der Frösche der Fabel, statt des Königs Klotz einen König Storch, errangen.

Für M. Beham, den schwäbischen Meistersinger (geboren 1416 und zu seines Vaters Nahrungszweig, dem Webestuhl, erzogen zu Sulzbach bey Weinsberg), der sich um diese Zeit unter des Kaisers Hofgesinde befindet, und, die Bedrängnisse der Belagerung theilend, seinem Diensteifer durch Wachtstehen und durch Feuerpfeile, die er auf der „falschen Wiener“ Dachungen sendet, noch mehr aber durch scharfe Reime Luft macht, gilt natürlich die altbewährte Regel: Des Brod ich ifs, des Lied ich sing. Er läßt an Keinem, der es mit dem Widerpart hält, auch nur ein gutes Haar. Daß dabey Wolfgang Holzer, Burgermeister und das Haupt der Aufständischen, am schlimmsten wegkommt, ist ganz in der Ordnung. Dennoch heißt es S. 255 von diesem, da ihn Herzog Albrecht, vor dem er zuletzt als Gefangener steht, einen Böswicht gescholten:

Der Holczer sprach: Herzog, sag mir,
welcher ist under mir und dir
der allergröfseft böswicht hie,
des solt du mich beschaiden; wie
du bist von vater und muder
des kaisers rechter bruder,
so bin ich nur sein undertan,
schau, wer die gröfsten schuld mög han!
wann allz daz, daz ich han erdacht
und tun, darzu hast du mich bracht,
mir den rucken gehebet!
ich torst nicht han erlebet,
daz ich solch grofs ding het volent,
het ich dein hilff nit hie erkent!
Der herzog sprach aus zornes trub:
du loter, schalk und leichter bub,
wie tarst mit solchen türsten
reden zu ainem fürsten?
Diser Holczer für sein bruft flug,
er antwurt im und sprach: Herczog,

hie han ich da ich mit bezal!
des wil ich hie uf difer wal
mir genug darumb reden
und nit vorchten kain ſcheden.
Der herzog ſprach: red dir genug
nach allem deinem ſinn und fug,
wann dein reden ſol han ain end!
er lebt nit, der das widerwend!
Die herczoger in lieſsen
in die gevanknus flieſsen,
darnach lieſs man in martern, und
des beſten vragen das man kund
und auch verdammen in den tot,
des mocht nit anders werden rât,
das was das man in sailet
und im den leib vertailet.

(Er wurde lebendig geviertheilt.)

Es liegen in dieſen Reden Züge hochtragiſchen Gehaltes.

S. 250 wird das Verfahren Albrechts gegen einen andern Gefangenen, einen Böhmen, auf folgende Weiſe erzählt:

Do derſelbig Behame
für den herzogen kame,
do fiel er nider auf die knie,
den herczog er anrufft und ſchrie
umb gnad und auch barmherzikait,
das er die ankert und lait
durch den, der an dem kreuze
laid des todes geſcheuze,
der dann durch uns vollbracht den ſtreit,
und durch willen der hailgen zeit!
[wann diſes rumoren und das
gleich in der marterwochen was,
als ſie dann da zuſamen
in die gevanknis kamen].
Der herzog sah an diſe lait,
und erzaigt ſein barmherzikait
an dem armen gevangen man!
Ain ſcharpfen sabel er da an
ſeiner ſeiten het hangen
ainen braiten und langen,
den rucket er bald auff der ſtat,
gen diſem Behem er da trat
und flug im das haubet von ain
das es hin hing mit ſtucken zwain . .

Gerade in dieſer befangenen und nur die Anſicht ſehr Untergeordneter ausſprechenden Unmittelbarkeit der Erzählung liegt mit eine Art Gewähr für ihre Wahrheit, wie ſie denn ſo manche Einzelheit der geſchilderten Vorgänge ſowohl, als der damaligen Gebräuche in Krieg und Frieden, durch die lebendigſten Bilder vergegenwärtigt.

Als es den in dem „Gloſs“ hart Bedrängten darum zu thun ſeyn mußte, jedes Mittel der Vertheidigung aufzubieten, legte Alles Hand an,

ich ſah, daz der kaiſer ſelb
ain buchſen half in ain gewelb
ziehen auf ainen turen hauch.
Dar zu ſtund ich aines tages auch
und half pulver zerſtoſsen
mit ainem morſer groſsen.
Do gieng er her und ſprach alſo:
Michel Beham, was tuſtu do?
Ich ſprach: durchleuchtigeſter fürſt,
hie ſtan ich, daz ich ſtoſs und mürſt
köler, ſwefel, ſalıter,
wann graven, hern und riter
sich alſament greifen an,
warumb ſolt ich denn müſsig gan?
Da kam er und nam ſelber mir
den ſtoſsel aus den henden ſchir,
und ſtieſs das pulver klainer
recht als der andern ainer.
Der kaiſer und die kaiſerein
muſten ſelber in mangel ſein . . .
Auch mocht der jung furſt (Maximilian) an dem ort
nit haben was im zugehort,
er het gerſt und arwaiſs die zwai,
und aſs nit ger der kainerlei . . .
Ains tages bracht man im arwaiss,
und e daz er ir ye enbaiſs,
ſprach er, „er het ir ain genug,
das man ſie wider dannen trug,
die ſpeiſs wär im nit eben,
man ſolts den veinden geben“ . . .
Ains mals gieng der fürſt hochgenant
in der veſt und trug an der hant

ain ſtucklin brots und aſs davun
als dann die jungen kinder tun . . .

Ein Knecht, der ohne Zweifel noch ernſtern Hunger hatte, als der künftige römiſche Kaiſer, erſah den Augenblick, in welchem nur eine alte Frau in der Nähe war,

der knecht dis brot zucken began
und lief vil ſchnelliglich von dann,
und lobet got von himel ja,
das im das brot was worden da,
„lob hab ain ſolcher junger,
der mich troſtet in hunger!“
Des was aber dem jungen hern
nit mit willen, in diſen maern
er ain wenig erzurnet wart
und ſprach nauch ſeinr kindiſchen art:
„ai! brot nehmen, brot neme!“

Den „valſchen Wiener Tauben“ (Wütenden) wird unter anderm nachgeſagt, wie ſie in der Stillmeſs das Gebet für Pabſt und Kaiſer ketzerlich wollten abgeſchafft haben, ſie hätten geſprochen:

„wes wolt wir biten für den babſt?
ſein weſen iſt doch auf das grobſt,
und der kaiſer damite
er hat nit unſer bite,
wann er uns all zeit ſetzet nach“ . . .
Der babſt wolt ſie haben getan
in den verdampten ſweren ban,
unſer herr kaiſer ſetſ in d' echt.
Daz wart allez von in verſmecht,
ſie ſprachen: „was iſts danne
ob wir ſein in dem banne?
wann wir der banen nimer han
ſo well wir in die arwaifs gan!
Wie tun die Venediger, die
ſein lang im bann geweſen hie?
wie tun dan die von Behen,
den auch ſolchs iſt beſchehen?
Nem wir den Rakendon (Rokycan) zu hof
für unſern obriſten biſchof
und den Waczla zu official,
ſo wirt denn unſer ding zu mal
gar alles recht beſtellet,
niemant wir fürchten wellet.“

Der ban gab in zu ſchaffen klain
ſie triben nur irn ſpot dagain,
desgleich war in die echt verſmecht,
ſie ſprachen: „echt und aber echt,
die bringen wol ſechczehen!“

Solcher Frevel wegen ſind ſie aber auch nirgends ſo gut als bey „herrn Lucifer“ angeſchrieben, wie ein gemeiner aus einer „Frawen in Siebenbürgen“ getriebener Teufel dem Beſchwörer offenbart, indem er bittet:

Günn mir nur, daz ich var in jen
verdampten, verfluchten ſtat Wien.
Auf aller diſer erden kraiſs
ich kainen flecken nirgen waiſs,
da ich gerner welt ſeine
bei den geſellen meine,
wann in derſelben Wienerſtat
iſt es mit teufeln baſs ersat
wann ſuſt auf aller erden nirn..

Da am Ende der Kaiſer Gnade für Recht ergehen läßt, ſo weiß ſich auch „unsers hern kaiſer tichter“ darein zu fügen, denn, ſagt er,

kain ſünder auf erden
mocht nie ſo übel werden,
reuts in, got der vergeits im alls;
ſo teten die Wiener des mals.
Das ich ſie vor geſcholten han, ſetzt er bey,
das iſt mich auch not gangen an,
wann ich was auch beſeſſen
on trinken und auch eſſen
bei andern leuten in der veſt,
darumb bin ich zornig geweſt.
Vil ich des ſelb geſehen han
und warhaft leut gehort davon,
als ich dan han getichtet
und in dem buch berichtet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Archivio storico italiano ossia raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi risguardanti la storia d'Italia. Tomo V. Firenze 1843. XLI. 505 S. Storia arcana ed altri scritti inediti di Marco Foscarini aggiuntovi un catalogo dei manoscritti storici della sua collezione. Volume unico.

„Ich habe, was nicht immer leicht war, des Foscarini storia arcana bis auf das letzte Stückchen gelesen, schrieb im Jahre 1803 Johann von Müller an den Abbate Morelli. Ich gestehe, daß ich für ihn eine große Ehrfurcht und eine wahre Vorliebe für diesen Mann hege, dessen Genie und Geschmack seinem Wissen gleich kommt. Ich wage es, Sie, der ihn kannte, zu bitten, mir mit wenigen Worten zu sagen, was ich in seinen Papieren nicht finden konnte: wie seine Gestalt war, ob seine Gravität dem Adel seiner Ideen und seines Styles entsprach? welche Achtung man vor seinem Charakter hatte, denn die erleuchtetsten Menschen haben manchmal Schwächen, die sich den unsern nahern und Gott verhüte, daß ich sie bekannt machen wollte, aber ich wünschte sehr, sie gründlich zu kennen. Endlich wie ist er gestorben? Denn der Tod drückt oft dem Leben das Siegel auf. Giebt es ein Porträt von ihm?" —

Die storia arcana, der eigentlich dieses Lob gilt, ist die Darstellung des Zustandes von Oestreich vor dem Ausbruche jenes verhängnißvollen Krieges des Jahres 1735, der Oestreich mit einem Male von jener Höhe herabzustürzen schien, welche ihm durch das Aussterben des habsburgischen Zweiges in Spanien zugefallen war. Foscarini deckt die geheimen Gründe des urplötzlichen Umschwunges der Dinge zum Nachtheil Carls VI. auf, der nicht bloß sein Vertrauen, sondern auch seine Macht spanischen Günstlingen vergabt hatte, die nun die Provinzen nach Willkühr beherrschten und aussogen. Wer die Uebel kennen lernen will, welche sich im Innern eines Staates, ins Geheim und von der Regierung selbst nicht einmal bemerkt, zu bilden vermögen, der lese diese Geschichte, welche für Herrscher wie für Beherrschte gleich lehrreich ist. Das Platensche Wort

es ist an manchem hohen Stamme
die Wurzel faul,

hat hier eine merkwürdige Bethätigung gefunden, und man begreift, daß später eine ganze Reformirungswuth eintreten konnte, um die Uebelstände zu heben, die man dann freylich meist auf einem anderen Gebiete suchte, als wo sie wirklich vorhanden waren. Man macht sich nur schwer eine Vorstellung, bis zu welchem Grade eine kleine Anzahl von Personen mit dem Kaiser und Habe und Gut der Unterthanen zu spielen vermochten. Der Schluß des ersten Buchs insbesondere, wo Foscarini auf die Handelsunternehmungen der Oestreicher zu sprechen kommt, gehört zu dem interessantesten und lehrreichsten, was man in dieser Beziehung lesen kann. Welche Summen von dem Kaiser in der besten Absicht verschwendet wurden, die nachher alle den Weg in den Säckel seiner Günstlinge fanden! und alle Erfahrung, die zu machen gewesen wäre, wie nicht vorhanden. Foscarini durchgeht die Ursachen, welche den einst so

blühenden Handel der Deutschen den Holländern zuführten und schildert hierauf die Bemühungen der Oestreicher, an dem Seehandel activen Antheil zu nehmen. Das zweyte Buch enthält eine Schilderung der vorzüglichsten Personen des kaiserlichen Hofes, der Unterhandlungen wegen der pragmatischen Sanction, der Bemühungen, die Wahl des Polenkönigs Stanislaus zu vereiteln und der Unfähigkeit der Minister, welche der Kaiser an den verschiedenen Höfen accreditirt hatte. Viele Hoffnungen setzte Foscarini auf die Kaiserin. Ihr allein wäre es möglich gewesen, ihren Gemahl aus der Unempfindlichkeit zu reißen, in welcher sein Gemüth erstarrte. Wäre dieses gelungen, so hätte das ganze politische System eine Aenderung erlangt, indem es in der deutschen Natur liege, daß das Beyspiel des Herrschers genüge, auch noch so eingewurzelte und zur zweyten Natur gewordene Uebel zu verbessern. Allein die Vorsehung habe es anders gewollt und es habe, um den kranken Körper der östreichischen Herrschaft zu Grunde zu richten, genügt, daß ein zufälliges Ereigniß seine Weisheit und seine Stärke auf die Probe setzte! „Und wer die Zwietracht in der Regierung, die Mischungen einander entgegengesetzter Völker, den heillosen Zustand des Aerars, das schlaftrunkene Benehmen der Minister, die Verzögerung in den Geschäften, den Haß, den die anderen Höfe hatten, die ganze Lebensweise, den Verfall der Miliz, die Raubsucht von so vielen, die fast allgemeine Heucheley (dissimulazione, eigentlich das Nichtsehen wollen) und die Verschwendung des Kaisers durchgieng, welcher Gold an Verdienstlose, Ansehen an Müssiggänger vergeudete, nicht mehr zu strafen und keinen Entschluß zu fassen vermochte; der wird gestehen müssen, daß ein auch noch so großes Reich, sobald es von seinen Feinden angegriffen wurde, von der Höhe seines mißbrauchten Glückes herabfallen mußte."

Wenn das frühere Leben und die Schicksale eines Reiches in den Stand setzen, die Gegenwart zu erkennen, die Richtung, die Bedürfnisse, die Aufgabe derselben klar zu machen, so dürfte von allen Geschichtschreibern des östreichischen Staates keiner lehrreicher seyn als Foscarini. Die Zeiten und die Männer haben sich geändert, die Völker sind geblieben und es ist in diesen etwas unvergängliches, was auch den verschiedensten Zeiten und Umständen zur geheimen Richtschnur dienen kann. Dieses darzustellen ist eine der lehrreichsten Seiten der Geschichte; es aufzufassen bewährt den Staatsmann. Das eine wie das andere ist Sache des Talentes, der Reife des Geistes, der Durchdringung der Verhältnisse. Das Vorhandenseyn dieses Talentes ist es auch, was die Lektüre dieser storia arcana so überaus lehrreich, wie der Mangel desselben das Förstersche Buch über dieselben Männer und Zeiten so schaal und unerquicklich macht.

Außer mehreren Briefen Foscarini's wird von dem Herausgeber dieses Bandes auch noch ein räsonnirender Catalog der herrlichen Sammlung von Handschriften mitgetheilt, die Foscarini veranstaltete und welche gegenwärtig eine Zierde der kaiserlichen Bibliothek zu Wien sind. Hr. Gar hat sich durch Mittheilung des Catalogs alle Literaten zu hohem Danke verpflichtet; wir lernen dadurch eine Bibliothek kennen, welche für venetianische Geschichte einzig, für Geschichte der drey letzten Jahrhunderte von der größten Bedeutung ist.

Wir wollen nur Einiges hervorheben, ohne von der reichen, in ihrer Art wohl einzigen Sammlung von Relazionen über europäische Höfe und Staaten, der großen Sammlung von Instructionen an päpstliche und andere Gesandte mehr als vorübergehende Erwähnung zu machen. Nur als für die Reformationsgeschichte von Bedeutung heben wir cod. CLXII n. 6259 Carduins Relazion von dem politischen und religiösen Zustande von Genf hervor. Cod. CCLXI n. 6443 enthält eine Liste des Einkommens der verschiedenen italienischen Mächte im Anfange des 16. Jahrhunderts. Es bezog K. Ferdinand von Neapel 450000 Duc.
Das Herzogthum Mailand trug 330000 „
Die Republik Florenz 260000 „
Die Republik Siena 120000 „
Die Republik Bologna 60000 „
Die Republik Lucca 25000 „
Das Herzogthum Savoyen 77000 „
Die Markgrafschaft Monferrato 35000 „
Die Markgrafschaft Saluzzo 17000 „
Die Markgrafschaft Mantua 60000 „

Das Herzogthum Modena und Ferrara	120000	Duc.
Die Herrschaft Forli	10000	„
Die Herrschaft Imola	6000	„
Die Herrschaft Rimini	8000	„
Die Herrschaft Pesaro	7000	„
Die Grafschaft Urbino	25000	„
Total	1620000	Duc.

Unter den Manuscripten befinden sich auch mehrere Portefeuilles mit besonders werthvollen Papieren; z. B. enthält cod. CLXX n. 6620 Instructionen des Königs Ferdinand von Neapel an seine Gesandten und Minister, so wie viele Instructionen P. Julius III. an seine Gesandten. Ein Codex (CXLVII n. 6164) ist überschrieben dello stato di Roma presente, (1626); cod. CLXXIII n. 6625, discorso del Cardinal Commendone circa l'andar a servir alla corte di Roma, al Sgr. Gerol. Savorgnano. Cod. CL n. 6189 enthält unter Anderem Anmerkungen zu der Lebensbeschreibung Fra Paolo Sarpi's von dem in den Briefen du Plessy's Mornais so oft erwähnten Fra Fulgentio. Man erfährt hiebey, daß dieser Mönch, welcher durch seine slavische Hingebung an Sarpi und eine bis zur Wuth gesteigerte Opposition gegen Rom bekannt ist, „ein so skandalöses Leben führte, daß er eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterließ und seine Kinder auf seinen Namen im Angesichte der ganzen Stadt Venedig verheyrathete." Cod. CLXXXVIII n. 6820 ist ein discorso sopra la lega fatta tra li Francesi, Inglesi, Heretici d'Alemagna, Venetiani, Duca di Fiorenza, duca di Mantova et il Turco contra la potenza del Re di Spagna, la quale lega è stata scoperta col mezzo delle differenze seguite tra il Papa Paolo V. et li Signori Venetiani l'anno 1606. Port. X. 83 N. 6656 enthält auch für Bayern und die kirchlichen Zustände Deutschlands im J. 1740 mehreres Wichtige, nebst einer Relazion über Spanien v. J. 1730. Unter den Codici, welche von der mailändischen Bibliothek di Brera im J. 1837 nach Wien geschickt wurden und deren Verzeichniß gleichfalls hier beygegeben ist, befindet sich ein Ms. (134), avvisi di Germania dal 1619 al 1621 betitelt. Dem Herausgeber zufolge enthalten sie Documente della massima importanza, an 500 Originalbriefe. Eine zweyte höchst werthvolle Lieferung italienischer Codices aus der Brera nach Wien erfolgte im Jahre 1842. Sie sind besonders für das 17. Jahrhundert von großer Bedeutung, für welches sie auch eine fortlaufende Reihe von venetianischen Annalen in sich schließen. Cod. 99 ist folgendermassen bezeichnet. Raccolta di leggi, senza frontispizio, col titolo in fuori: libro gotico antico di leggi del 1252. In pergamena, quasi tutto scritto coi cosi detti caratteri gotici, legato in assicella.

(Schluß folgt.)

Michael Beheim's Buch von den Wienern 1462 — 1465.

(Schluß.)

Unter den vielen Namen österreichischer und böhmischer Hohen und Niedern, die der Erzähler, je nachdem sie zu einer Partey gehörten, lobend oder schmähend vorführt, mögen mehrere seyn, die sich als bayerische auch in Hunds Stammbuch werden finden lassen. So kommt als des Kaisers Hofmeister ein Hans von Preisingen nebst einem Laurenz von Preisingen, ein Ritter Hans von Rorbach, als des Kaisers Rath ein Maister Ulrich Riederer Tumprobst von Freisingen vor. Herzog Ludweig in Bairlant (zu Landshut), welcher bekanntlich eine Zeitlang ein Helfer Herzog Albrechts gewesen, versagt diesem endlich (July 1463) seinen Beystand, indem er ihm auf ein deßhalb empfangenes Schreiben entbietet:

er (Ludwig) welt ganz unbekumert sein,
und sunder mit der sach allain
die dann antreff die Wiener;
auch vermöcht der noch jener
durch kain sach nummer mer, das er
wider sein hern den Kaiser wär.
Er wär vast wider in gewest,
das in gerawet het zu lest.

Von Behams Styl und Versificirung haben wir hiemit hinlängliche Proben gegeben, die da zeigen, daß er sichs in diesen Aufzeichnungen, bey denen es ihm zunächst um die Sache zu thun war, mit der Sprache und dem Reime so bequem als möglich gemacht habe. Wenig verlegen, auf den seltsamsten Eigennamen einen Reim zu finden (was er nicht findet, schafft er gleich selber) ist ers noch weniger im Gebrauch, Aendern, Anflicken, Weglassen grammatischer Momente. Auf Cuncze macht er sich einen struncze, auf Holczer einen grolczer, auf Schneberger einen materger, auf Sweiczer einen weiczer, auf Winkler einen quinkler und zwinkler. Auf Kürbes reimt fürbes (statt fürbaß), so ist fraiser ein gewöhnlicher Reim auf kaiser, wiederspiener auf Wiener. In andern Fällen helfen Conjunctionen, Präpositionen und Fürwörter aus. Im Abgesang, wo zweysylbiger Reim vonnöthen, legen sich wesentlich einsylbige Wörter ohne Anstand ein e zu, aus da oder dau wird dawe, aus bei beie, aus aus ause, aus das, was, wir, dir wird dase, wase, wire, dire, aus ist iste, aus spricht sprichte, aus den Participien ermort, bedeut, gemacht wird ermorte, pedeute, gemachte, aus den Präteriten gedaih, laih, belaib, schraib wird gedaihe, laihe, belaibe, schraibe, ja offenbares Präsens wird, als wäre es ein ablautendes Präteritum, hingestellt z. B. 146, 29 bis in die stat zu Prauge der rais in nit betrauge (v. beträgen verdrießen), 297, 3 ain grofs gruben sie wielen (wol v. wüelen) darein sie selber vielen.

Viele seiner Reime verdankt Beham lediglich seinem eigenen, dem schwäbischen, Dialekte (echt für acht, ell, els für all, alles, aubet, wellet für âbend, wellen; bestaune für bestân; maul für mâl; begaubet für begâbet; brauchen, stauchen für brâchen, stâchen), aber außerdem greift er nach Bedürfniß ohne weiters auch zu Formen und Ausdrücken des Dialektes, in dessen Bereiche er sich zur Zeit eben bewegt. Wenn diese seine Arbeit dem Sammler zu einem oberdeutschen Sprachschatz allerdings manche Ausbeute liefert, so wird doch manches mit kritischer Vorsicht zu behandeln seyn.

Daß aber M. Beham, wo es darauf ankam, in der edeln Kunst der deutschen Poeterey auch weit besseres zu leisten fähig war, und in der That geleistet hat, zeigt sich in seinen übrigen Werken, welche, noch größtentheils ungedruckt zu Nürnberg „im Stadtarchiv", dann in den Bibliotheken zu Dresden, zu Heidelberg und (was dem Herausgeber unbekannt geblieben war) zu München aufbewahrt werden.

Auch auf letzterer nämlich befindet sich eine HS. aus der 2. Hälfte des XV. Jahrhund. von 420 Blättern in Folio, welche 370 Gedichte Beham's enthält und in der Hauptsache ohne Zweifel mit der Heidelbergischen Nr. 312 und mit der als M. Behams Gesangbuch angegebenen Nürnbergischen übereinstimmt. Sie beginnt mit der Rubrik: Hie hebt sich an ein gesangpuch so Michel Peham gemacht hat und die geticht in dem anuang sten in seiner zugweis und sagt das erst nachgeschriben vom heiligen geist. Die Gedichte sind wie in der genannten Heidelberger nach den verschiedenen Tönen des Meisters geordnet, und zum ersten Stück jedes Tones ist in Noten die Sangweise gegeben. Das auf einem eigenen Blatt voranstehende Wappen, augenscheinlich ein colorirter Holzabdruck, mit eingeschriebenem Namen Michel peham, zeigt sich von dem, welches, aus dem Heidelberger Cod. 386 entlehnt, der gegenwärtigen Ausgabe vorgesetzt ist, wesentlich verschieden, und scheint, so weit aus der auf S. LXXVIII. gegebenen Beschreibung geurtheilt werden kann, auch mit der des Heidelberger Cod. 312 nicht ganz überein zu kommen.

Was die Sirene, welche die Helmzierde bildet, in den Händen hält, ist eine Scala von drey gelben Linien im schwarzen Felde, an welchen sechs weiße Punkte als Noten auf-, und eben so viele, mit jenen einen rechten Winkel bildend, absteigen, eine Figur, welche ohne Wiederholung der Sirene auch den Hauptschild ausmacht.

Auch von M. Behams Reimchronik des Churfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, Heidelberger HS. Nr. 335, besitzt die Münchner Bibliothek eine im J. 1759 zu Rom genommene Abschrift.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

1) Chartes et Manuscrits sur papyrus, de la bibliothèque royale. Collection de facsimile, accompagnés de notices historiques et paléographiques et publiés pour l'école royale des chartes etc. par M. Champollion-Figeac. Livr. 2. Paris, Firmin Didot. 1842. gr. fol. (27 Platten.)

2) Paléographie universelle ou Collection de facsimiles d'écriture de tous les peuples et de tous les temps etc. par J. B. Silvestre. Paris, 18[illegible]. Theil 2. gr. fol.

3) Libellus aurarius sive Tabulae ceratae et antiquissimae et unicae romanae etc. Lipsiae, T. O. Weigel. 1840. gr. 4.

Obige drey mit älterer Schriftkunde und vorzugsweise lateinischen Urkunden sich beschäftigenden Werke brachten, ohne von einander zu ahnen (besonders 1. u. 3), ziemlich gleichzeitig Papyrusbruchstücke mit eigenthümlichen lateinischen Schriftzügen zu Tage, die in ihrer Mischung mit griechischen Buchstaben (besonders *u* und *μ*) nur während römischer Herrschaft auf ägyptischem Boden entstanden seyn konnten; wie denn Champollion auch in Nr. 1. (S. 14.) bestimmt aussagt, daß die von ihm bekannt gemachten Bruchstücke im Anfange dieses Jahrhunderts aus Aegypten gekommen seyen und das in Nr. 3. als Anhang mitgetheilte ziemlich große dreyspaltige Papyrusbruchstück im ägyptischen Museum zu Leyden thatsächlich aus Phila stammt.

Im selben Herbste 1839, als Referent an Ort und Stelle die Leydener Papyrus auflöste, waren von Champollion-Figeac in der oben unter 1. aufgeführten Sammlung von Abbildungen (Tafel XIV, Nr. 27) zwey, vielmehr drey ganz gleichartige, von Ein und derselben Hand geschriebene, ohne allen Zweifel zur Leydener Urkunde gehörige Papyrusbruchstücke aus Paris bekannt gemacht worden. Der verehrte Herausgeber forderte damals alle Schriftkundige zur Lösung derselben auf, die sich ihm entzogen hatte. Inzwischen erschien des Referenten Libellus aurarius (3) und richtig muthmaßt Champollion in seinem Texte zu Silvestre's Facsimile von dem einen der Pariser Bruchstücke (in 2), daß, da Ref. in seinem Libellus auf Champollion's Werk (1) noch nicht Rücksicht genommen, Ref. dasselbe noch nicht gekannt haben möchte: er lernte dasselbe wirklich erst aus Silvestre's Schriftwerke (2) kennen und es blieb ihm wirklich bis heute und hier unerreicht, wo ihm dasselbe nur die Privatbibliothek des Herrn Geheimen Rathes Dr. Pertz darbot.

Champollion spricht im Silvestreschen Werke, wo er, nach des Referenten Entzifferung, Z. 1. u. 4. des dort wieder gegebenen Einen Pariser Bruchstückes auflöst, den Wunsch aus, daß die Pariser Bruchstücke richtig an das Leydener Hauptstück angereiht werden und dadurch der Sinnzusammenhang der ganzen Urkunde vervollständigt werden möchte. Schon das eine, von Silvestre in Kupferstich wiederholte Blatt, welches zweifelsohne nach

vorn hingehört, trägt wesentlich zur Aufhellung der Urkunde bey. Schwieriger wird die Frage darüber, ob das zweyte größere Bruchstück bey Champollion (1) vorn oder hinten an das längere Leydener Stück anzureihen seyn möchte, während das schmalere dritte sich mit seinen Zeilen, Schriftzügen und Ausbrüchen auf das Allergenaueste an die Schlußspalte des Leydener Hauptstückes anlegt und so dessen Sinn ergänzt. Indem ich hiernach die Urkunde erneut zusammenzustellen beabsichtige, kann ich nicht umhin vorher noch zu bemerken, daß sich in Stück 1. bey Champollion und in Silvestre's Kupferstiche desselben gegenseitig Manches zwar erfreulich ergänzt, des letztern Nachbildung jedoch auch Manches außer Acht gelassen hat, was jener schärfer in's Auge faßte und mit in den Kauf gab. Zwar fehlt bey Ch. Z. 1. dem ersten *t* in de/entatoribvs der Querstrich, wie Z. 4. dem *r* in pertinentibus und bey beyden in Z. 2. dem *a* in etiam, und wie in praefatvm (Z. 2.) bey beyden nicht nur das erste a fehlt, sondern das ganze Wort fast unerkennbar ist; dennoch tritt dasselbe bey Ch. in deutbareren Zügen entgegen und Z. 3. hat Ch's Abbildung ohne Zweifel das *r* in per richtiger wiedergegeben, während S. dem *p*, aus dem Oberschwunge des *r* einen falschen Hacken aufsetzte. Vom gleich darauf folgenden *vim*, das S. ganz übergieng, sind die Spuren aller seiner drey Buchstaben bey Ch. noch ganz wohl angedeutet; eben so erscheint bey Ch. noch ganz deutlich das bey S. in Z. 3. fehlende Schluß *m* von inimicam, so wie in Z. 4. der Ausgang in confece-(rint), was S. nur bis zum *f* nachbildete *). In Z. 6. zeigt Ch. noch das *t* von dat(vm), in Z. 1. das *d* von debilis, welche Buchstaben S. wegläßt; eben so sieht man bey Ch. noch *bus* vor frvct(i)-bvs, und Z. 6. vor qvod noch (p)retio, was S. wie jene Züge wohl nur wegließ, weil sein Auge keinen graphisch klaren Zusammenhang der Züge mehr erkannte. Auch in Z. 2. ist in fibi bey Champollion noch recht gut jeder Buchstabe zu erkennen, bey S. fast nur f. b.; die Aneinanderschleifung von instrvment(v)mqvo . . . in Z. 3. tritt bey S. auch nicht klar heraus: vom Schluß v im ersten Worte und vom *d* in qvod ist bey Ch. noch recht gut eine Zugspur vorhanden. — In Bl. 2. bey Champollion bleiben dagegen die Anfangsbuchstaben der Z. 4. vor . . . rea frater, in Z. 7. die nächsten Wörter nach -siones und vor *extorsisse* unklar, in welchen ich, wenn es nicht quas timor heißt, den Namen des Besitzers der (posses)-siones zu vermuthen geneigt wäre, der ägyptisch zu seyn scheint, wie der in Bl. 1, 2 beginnende weibliche Name *Thermuth*, der mehrfach im Alterthum vorkommt, wie auch *Isidorus* (in L. II, 2 = P. 3, 2) ein in Aegypten entsprungener Name ist; durch welche Namen wie durch ihre griechische und römische Buchstaben mischende landeseigenthümliche Schriftzüge sich unsre Urkunde als eine wirklich auf ägyptischem Boden zur Zeit römischer Herrschaft entstandene beurkundet.

Die beyden größeren von Champollion bekannt gemachten Pariser Bruchstücke gewähren, während die Leydener Spalten acht, nur sieben Zeilen, ja das dritte, schmalere, das sich an Leyden. III. eng anschließt, gar nur sechs. Doch endete die achte Zeile in L. III. sicherlich schon mit dem an ihrem Schlusse ausgebrochenen Worte ivd(icio), und nach der bey Ch. mit abgebildeten Umgränzung der beyden größeren Papyrusbruchstücke könne unten keine Zeile weiter weggefallen oder gestanden seyn, vielmehr zeigt Bl. 2. wirklich oben zweymal noch nach unten gehende Züge (eines *g* oder *h* ꝛc.) von einer weggefallenen ersten Zeile.

Was endlich die Anreihung der Pariser Bruchstücke an die unter sich zusammenhängenden drey Leydener Spalten, und somit die Anordnung des urkundlichen Textes überhaupt betrifft, so fügt sich, wie schon gesagt, das schmalere Stück 3 bey Champollion unmittelbar an den (Schluß Sp. III.) des Leydener Papyrus; das größere Blatt 1 aber bey Ch. stellt sich durch seinen Inhalt weiter nach vorn gegen den Anfang der Urkunde; denn es enthält offenbar einen Theil des, nach dem verlornen (Regierung und Zeit enthaltenden) Eingange der Urkunde und der darnach ohne Zweifel gefolgten Erzählung

*) Champollion löst bey S. bloß *cons* auf; sein eigener Steindruck hätte ihm sicher confece(rint) ergeben.

des zur Beſchwerde veranlaſſenden Thatbeſtandes (der memorata narratio nach L. II. 4) ganz angemeſſen ſich anreihenden Bittgeſuches (A) des Klägers um Wiedererſtattung des ihm vom uſurpator (L. I. 2) Iſidorus (L. III. 7) ungeſetzlich abgedrungenen Eigenthumes, wie zurückgehaltenen Sklaven (L. II, 1. P. 1, 2). Er bittet, ſein Antheil an dieſen (portionem ei debitam L. II, 2) und Eigenthum (poſſeſſiones ad ſe pertinentes: vgl. L. II, 4) ab iniquis eorum (d. i. mancipiorum L. II, 1) detentatoribus ſibi reſtitui (= L. 1, 2, II, 5); inſuper etiam praefatum (vgl. L. II, 4) emptionale inſtrumentum (= L. II, 3), quod per vim (= L. II, 4) ac neceſſitatem legibus inimicam, vili pretio (vgl. L. II, 5) dato ſuper poſſeſſionibus ad ſe pertinentibus (= L. II, 4) confecerint (= L. II, 3), nullum ſibi praejudicium (= L. II, 3) generare, ſed ſ(uo p)retio, quod re vera datum eſt (vgl. L. II, 5) cum legitimis uſuris (= L. II, 6), rebus o(mnibus).... debitis fructibus (= L. II 4) ſuperare....

Nach dieſem Geſuche iſt der Beſcheid des kaiſerlichen (?) Richters (B) zu gewärtigen, deſſen weſentliche Trümmer wir denn auch wohl in den drey Spalten des Leydener Hauptſtückes aufbewahrt finden. Hier wendet ſich der Beſcheidende an die experientia tua (L. I, 4) des Richters oder Prätors, den Befehl zu vollziehen. Daſſelbe geſchieht noch klarer in Br. 2 bey Ch., wo er nicht nur die auctoritas tua (P. 2, 5) anredet, ſondern den Angeredeten ſogar frater amantiſſime (Z. 4) nennt, wonach in L. II, 3, vielleicht auch in L. I, 3 (frater amantiſſi)me ac jucundiſſime zu ergänzen und jener jedenfalls eine hochgeſtellte Perſon ſeyn dürfte. Nach allem dieſem werden wir ſomit, ſo viel auch im Einzelnen unklar bleibt, nicht Unrecht thun, wenn wir das Ganze ſo ordnen, daß P. 1, nach vorausgedachter Lücke, beginnt, ſodann, nach abermals gedachter Spaltenlücke, P. 2, darauf (wahrſcheinlich fiel wieder wenigſtens Eine Spalte aus) L. I, II, III, endlich (als die Ergänzung von L. III.) P. 3 folgt*):

A. (P. 1.)

1. . . . . .
2. |ab iniqvſ eorvm detentatoribvſ ſibi reſtituj|
3. |inſvp(e)r etiam pr(a)efatvm
4. |empti(on)ale inſtrvmentvm qvod per vim ac neceſſitatem legibvſ inimicam|
5. |vili p(r)etio dato ſvper poſſeſſionib(v)ſ ad ſe pertinentibvſ confece[rint] . .|
6. |nvll(vm) ſibi praeivdiciv(m) gen(er)are|
7. |ſed ſ(vbſ)(p)retio qvod re vera dat(vm) eſt cvm legitimiſ vſvriſ rebvſ o[mnibvſ]|
8. |. . . . . debitiſ frvct(i)bvſ (re)cvperare| **)

B. a. (P. 2.)

1. . . . . .
2. |thermvth iam i(n l)ibertate de[gentem?]|
3. |qvamqvam ingratam ad priſtinvm ſt(a)tvm ſervitvtiſ retrahere|
4. | . . rea frater amantiſſime|
5. |[il]l(v)ſtriſ itaqve avctoritaſ tva|
6. |[. . . . .a]d ſvam ivriſdictionem pertin(er)e cognoverit|

*) Die in runde Klammern geſchloſſenen Buchſtaben ſind erloſchen oder abgelöst, die eckig eingeklammerten als ganz weggefallen ergänzt, curſive Buchſtaben waren noch halb ſichtbar, punktirte Stellen ſind weggebrochen.

**) Superare iſt weniger gut und füllt die vorausgehende Lücke nicht.

7. |[poſſeſ]ſionef (*quaſ timor extorſiſſe detegitvr antiqvari*|
8. |[. . . . . q]vae svb certa ca(vſa?) dv*b*(ie?) deteſtatur|

b. (L. I.)

1. | . . . . . de]ſiderat ſolacia ex militia ſv*a* debita|
2. | . . . . . v]ſvrpatore ſibi reſtitvi|
3. |frater amantiſſi]me ac ivcvndiſſime|
4. | . . . . . e]xperentia tva|
5. | . . . . .]ſ ineſi|
6. | . . . ad ivriſdi]ctionem fvam pertineret|
7. | . . . . . a]d ſolvtionem debiti vix tandem ſine vlla vana dilatione|
8. | . . . . . i]vxta legvm tenorem constringi|

(L. II.)

1. |iniqvoſ detentatoreſ mancipiorvm ad evm pertinentivm|
2. |portionem ipſi debitam refarcire|
3. nec vllvm precatorem ex inſtrvmento emptionali
4. |pro memorata narratione per vim confecto praeivdicivm pati|
5. |ſed hoc viribvſ vacvato|
6. |poſſeſſioneſ ad ipſvm pertineteſ cvm debitiſ frvctibvſ|
7. |minimo pretio qvod re vera accepiſſe probatvr|
8. cvm legittimiſ vſvriſ reddito ab iniqviſ detentatoribvſ

(L. III. P. 3.)

1. evm recipere praecipiat[vr . . . . . .
2. |praefato ſcilicet iſidoro|*)
3. ſolacia ſive emolvmenta ex *militia ſcpi*[. . . . . |
4. qvae perperam in ſvvm l*ucrum dicitur* [vertiſſe?
5. reſtitvere compell*endo*
6. ita tamen vt perſonae *ad ivſ ſpectabili trib*[. . . . . |
7. |ceſſante militari appa*ritioniſ ſvae r.mb*[. . . . . |
8. in provinciali ivd[icio|

Möge nun ein Juriſt die Urkunde in die Hand nehmen; Champollion aber ſich zur Darſtellung des Ganzen von ſeiner Seite, nach ſeiner Leſung und Anſicht, oder doch zur Mittheilung des vierten im Louvre aufbewahrten**), ſo wie des kleineren ihm ſelbſt gehörigen Bruchſtückes angeregt fühlen.

Berlin, am 18. Februar 1844.

H. F. Maßmann.

*) Die von hier an durch Z. 2 — 7 laufende Curſiv-Schrift am Ausgange der Zeilen drückt die Ergänzung durch P. 3. aus.

**) Oder iſt dieſes das in Stück 3 ſeiner XIV. Tafel abgebildete ſchmalere Bruchſtück?

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juny.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Rußlands Gesammt-Bevölkerung im Jahre 1838, von P. v. Köppen. In den Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de Saint-Pétersbourg. VIième Série. Sciences politiques, histoire, philologie. Tome VI. Livraison 1 — 3. Saint-Pétersbourg 1843.

Es giebt auch in der Wissenschaft viele Lehrsätze, welche keineswegs Ergebnisse äußerlicher oder innerlicher Wahrnehmungen sind, sondern auf dem Grunde willkührlicher Voraussetzungen hervorwuchsen und dessen ungeachtet, gleich wie die mühsamsten Eroberungen des menschlichen Geistes, von Geschlecht auf Geschlecht als kostbare Vermächtnisse fortgeerbt werden. Kein Zweig der menschlichen Kenntnisse ist wohl so reich an solchen windigen Ueberlieferungen als die verhältnißmäßig so junge Staatenkunde. Nicht nur daß es auf diesem Felde eine Menge Gegenstände giebt, die, weil sie moralischer Natur sind, sich weder wiegen, zählen noch messen lassen; nicht nur daß viele Staaten ein großes Interesse dabey haben, die wichtigsten Angelegenheiten, die eigentlichen Hebel dieser Wissenschaft, mit dem Schleyer des Geheimnisses oder der Täuschung zu verhüllen: so liegt es überdieß bey vielen für sie gleichgültigen Fragen gar nicht in der Macht der Regierungen, diese auch nur einigermassen mit Sicherheit und Schärfe zu entscheiden. Für den Kundigen bedarf es der Bemerkung nicht, daß die in allen unsern geographischen und statistischen Werken enthaltenen Angaben über die Bevölkerung der verschiedenen Staaten des Morgenlandes, das chinesische und das japanische Reich allein ausgenommen, nicht bloß auf mehr oder weniger verständigen Berechnungen, sondern auf Heischesätzen, hie und da sogar auch wohl auf Erdichtungen beruhen. Aber nicht bloß die Statistik der außereuropäischen Reiche leidet an diesen Gebrechen; auch die Bevölkerungslisten einiger der größten europäischen Staaten, wie Rußlands, sind hievon nicht freyzusprechen. Man muß zur Steuer der Wahrheit hinzufügen, daß die wissenschaftlichen russischen Statistiker an den Täuschungen, die unsere geographischen Handbücher über die Bevölkerung des großen Slavenreiches enthalten, unschuldig sind. Sie ließen es nicht an Warnungen fehlen, daß man doch den Angaben, und kämen sie auch von den obersten Behörden des Reiches, nicht unbedingt vertrauen möchte. „Es herrscht bey uns," sagt der russische Akademiker Herrmann, „durchgängig eine Ungewißheit über die Anzahl der Frauen, und noch mehr über die Anzahl der Rasnotschinzi, der Juden, Tataren, Türken und Nomaden, geschweige denn über die Bevölkerung der neuerworbenen Länder in Asien. Daher die Verschiedenheit in der Bestimmung der ganzen Bevölkerung des Reiches, welche bald achtundvierzig, bald achtundfünfzig Millionen betragen soll. Es ist aber eben so unnütz sich hierüber zu streiten, wie über die Chronologie der Zeiten vor Cyrus." (Mémoires de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. VIième Série. Sciences politiques. 1834. II. 288). Man wird diese Schwankungen ganz natürlich finden, sobald man weiß, zu welchem Zwecke Zählungen unternommen werden und auf welchem Wege man zu dem scheinbaren Ergebniß

der Bevölkerung des ganzen Reiches gelangt. Vor Peter dem Großen ward in Rußland, so viel ich weiß, keine Zählung irgend einer Volksklasse vorgenommen. Die erste Zählung oder Revision, wie sie genannt wird, vom Jahre 1723 ward durch die Kopfsteuer hervorgerufen, zu der jeder männliche, zum Bürger- oder Bauernstande gehörige Einwohnwohner des Reiches verpflichtet ist. Sie erstreckte sich also weder über alle Stände noch über alle Volkerschaften des Reiches; der Adel, die Geistlichkeit, der ganze Militar- und Civilstand, der Hofstaat, die Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, die meisten nomadischen Völker so wie das ganze weibliche Geschlecht sind hievon ausgenommen. Bey dieser ersten Zählung fielen überdieß die lievländischen und kleinrussischen Lande weg, welche damals noch keine Kopfsteuer bezahlten. Diese Volkszählungen wurden seitdem von zwanzig zu zwanzig Jahren erneuert und in der letztern Zeit zum Behuf des Steuerkatasters selbst jährlich revidirt. Die erste Zählung ergab 5,794,928 kopfsteuerpflichtige Personen mannlichen Geschlechtes; die zweyte (1743) 6,643,335; die dritte (1763) 7,363,348, wornach dann Schlözer und Storch die gesammte Bevölkerung des Reiches zu der Zeit auf ungefähr zwanzig Millionen berechneten.

Die vierte Zählung, die in einem halben Jahre (vom Ende 1781 bis Juli 1782) vollendet wurde, war nach besseren Grundsätzen und mit größerer Genauigkeit vollzogen worden. Die Kopfsteuer blieb zwar auch hiebey die Grundlage; die Zählung ward aber über alle dem russischen Scepter damals unterworfenen Länder ausgedehnt, so wie über mehrere bisher übergangene Stände, Völkerschaften und über das weibliche Geschlecht, dessen Anzahl aber nur von einigen Gouvernements bekannt geworden ist. Nach dieser Zählung fanden sich damals in Rußland:

Kaufleute	107,408
Bürger	293,793
Freye Bauern	773,656
Steuerfreye Personen	310,830
Kronbauern	4,674,603
Privatbauern	6,678,239
Im Ganzen	12,838,529

Verdoppelt man wegen des weiblichen Geschlechtes diese Summen, so erhält man eine Bevölkerung von ungefähr sechsundzwanzig Millionen — eine Annahme, die sicherlich eher zu klein ist als zu groß. Rußland schritt, wie jeder weiß, seit der Zeit mit Riesenschritten sowohl auf der Bahn der Verbesserungen nach Innen wie der Erweiterungen nach Außen in der Art vorwärts, daß der kundige Storch bereits im Jahre 1796 die Bevölkerung des Reiches auf wenigstens sechsunddreyßig Millionen berechnen konnte. Man ersieht jedoch aus dem Allen zur Genüge, wie unsicher alle diese Angaben über die Bevölkerungsverhältnisse des russischen Staates sind. Es hätte sich wohl geziemt, daß Herr Berghaus hierauf aufmerksam gemacht hätte; denn liest man in seiner bändereichen Länder- und Völkerkunde (V. 509) die Worte: „Als die Kaiserin Katharina den Thron bestieg, betrug die Bevölkerung fünfundzwanzig Millionen Seelen, beym Tode dieser Fürstin dreyunddreyßig und nach den im Finanzministerium gesammelten Nachrichten vom Jahre 1836 nahe an neunundfünfzig Millionen;“ so ist jeder versucht zu wähnen, diese Angaben wären so zuverläßig wie etwa die Bevölkerungslisten von Frankreich. Ganz unrichtig ist es aber, wenn Hr. Berghaus hinzufügt: „Die Zählung des weiblichen Geschlechtes werde nicht mit der gehörigen Sorgfalt betrieben.“ Es ward bis jetzt auch noch kein Versuch gemacht, das weibliche Geschlecht in allen Gouvernements des Reiches zu zählen. Man höre nur den Hrn. Staatsrath v. Köppen, welchem wir die neuesten und genauesten Forschungen über die Gesammt-Bevölkerung des russischen Reiches verdanken, die in den letzten vorliegenden Lieferungen der Denkschriften der Petersburger Akademie mitgetheilt wurden. Die Quellen des Hrn. von K. waren die summarischen Uebersichten der Bevölkerung und Abgaben, welche jährlich von den Cameralhöfen der einzelnen Provinzen der obersten Steuerbehörde zugesandt werden, um hiernach das Steuerbuch des Reiches auszuarbeiten. Diese Uebersichten enthalten jedoch, heutigen Tags wie ehemals, in der Regel bloß die männliche Bevölkerung, und auch diese nicht vollständig. Es fehlen gewöhnlich die Individuen, welche aus diesem oder jenem Grunde keine Abgaben zu entrich-

ten haben. Um die Gesammtbevölkerung zu erlangen, muß dann die weibliche Bevölkerung in einem gewissen Verhältniß zu der männlichen angenommen und hinzugefügt werden. Zu wünschen ist, daß die Personen, welche jetzt die Aufnahme der steuerbaren Bevölkerung besorgen, ehrlicher seyen als ihre Vorgänger vor einem Jahrhundert waren, sonst würde selbst auch die Zuverläßigkeit der Angaben über die männlichen steuerbaren Individuen verschwinden. Man höre nur den in diesen Dingen so erfahrenen Büsching. „Die Kopfsteuer, um welcher willen diese Zählung geschieht, wird für die kleinsten Kinder männlichen Geschlechts eben so wohl als für die erwachsenen Mannspersonen entrichtet. Man kann aber auch für gewiß annehmen, daß allzeit eine große Anzahl Leute nicht angeschrieben, sondern verschwiegen werde. Die Personen, welche die Zählung verrichten, haben Gelegenheit, wenn sie wollen, sich für diese Verschweigung ansehnlich bezahlen zu lassen. Ein Hauptmann von einem gewissen Dragonerregiment, welcher bey der 1745 geendigten Zählung in der Jeniseiskischen Provinz in Sibirien gebraucht wurde, erwarb sich bey diesem Geschäft 90,000 Rubel. Er ward verrathen und beym Kopf genommen; er rettete sich aber dadurch, daß er die Hälfte der erworbenen unrechtmäßigen Summen verschenkte.“ (Büsching, Magazin für die neue Historie und Geographie. II. 468). Den Ergebnissen dieser Zählungen und Berechnungen werden dann die unter der Domänen-Verwaltung stehenden Bauern hinzugefügt, deren Zahl der Herr Staatsrath aus den amtlichen Berichten entnommen hat. Die Angaben in dem Journal des Ministeriums der Reichsdomänen seyen aber selbst, wie bemerkt wird, bloß als annähernde Data zu betrachten; ganz genaue Nachrichten könnten erst nach Jahren erzielt werden. Mit diesen beyden Quellen verglich v. K. die Uebersichten der Branntweinpachten von 1835 — 1839; die Bevölkerung der Militäransiedlungen ward nach den Angaben der betreffenden Behörde hinzugefügt.

(Fortsetzung folgt.)

Archivio storico italiano etc.

(Schluß.)

Der vierte Band des Archivs, dessen Druck hinter dem fünften zurückgeblieben ist, wird demnächst erscheinen, steht aber, den allgemeinen Titel ausgenommen, in keinem inneren Zusammenhange mit diesem.

Wir können jedoch diese Anzeige nicht schließen, ohne einer höchst erfreulichen Thatsache zu erwähnen. Diese ist die Bildung einer historischen Gesellschaft im Königreiche Neapel zum Behufe der Herausgabe von Quellenschriften und anderen historischen Werken. Das Programm, welches vor uns liegt und dessen ernste, würdige Haltung einen feinen Tact und tüchtige Kenntnisse neben der ehrenwerthesten Gesinnung verräth, spricht das Vorhaben aus, ungesäumt zur Herausgabe von Documenten und Elaboraten der Geschichte des Herzogthums Benevent bis zur Thronbesteigung der Bourbonen zu schreiten. Während die Forschungen in Mittelitalien meist erst mit dem 15. oder 16. Jahrhunderte beginnen, in Unteritalien bisher die Herrschaft der Normannen als der Anfang der Geschichte galt, so greifen die Neapolitaner tiefer und erklären geradezu, ihnen sey es um eine recostruzione der Geschichte zu thun. Sie wollen durch die umfassendste Benützung von Urkunden der Geschichte „breitere Basen“ geben und beginnen deßhalb mit der so sehr vernachläßigten longobardischen Epoche. Zu diesem Behuf hat H. Carlo Troja, dessen italienische Geschichte von einem höchst anerkennenswerthen Studium Zeugniß giebt, einen großen codice diplomatico longobardo zum Drucke vorbereitet. Viele Documente sind zwar schon bekannt, aber auch neue, besonders von dem alten Kloster Farfa sind dazu gekommen und die einen wie die andern werden nun chronologisch geordnet und mit Anmerkungen versehen herausgegeben. Dadurch soll dem Streite über den Zustand der Römer unter den Longobarden und das Verhältniß der letztern zu den übrigen deutschen Völkern, wie man hofft, ein

Ende gemacht werden. Allein dadurch soll die Forschung noch nicht begränzt seyn, sondern vielmehr noch ein neues Gebiet eröffnet werden, durch welches der „Zusammenhang des Orients mit dem Occidente, die Ausbreitung des philosophischen Studiums während des Mittelalters“ ins Licht gesetzt wird. Es ist dieß eine richtige Darstellung der Herrschaft, welche die griechischen Kaiser in Unteritalien besessen haben. Daran soll sich die Geschichte der Völkerschaften in den Herzogthümern Amalfi und Gaeta anschließen und somit die vornormannische Geschichte von Unteritalien der Nacht der Vergessenheit entrissen werden. Alle diejenigen, welche longobardische Documente bis zur Zeit Carls des Großen in Händen haben, werden gebeten, sie Hrn. Troja zuzusenden. Nicht minder interessant ist zu erfahren, daß die Benedictiner-Mönche zu Monte Cassino jetzt in ihrem uralten Kloster eine eigene Druckerey organisirt haben, in welcher zwey Bände der Geschichte dieses Klosters bereits gedruckt wurden *), und eine Reihe von Werken ist für den weiteren Druck bestimmt. So die vollständige Ausgabe der storia degli Ipati di Gaeta von P. Friderici, der storia della badia della Pomposa v. P. Placido Frederici, i Commentari della guerra di Cipro di Fra Bartolomeo Sereno, erst Ritter und dann Mönch von Monte Cassino, Lettere risguardanti il negoziato di pace dopo la guerra pel marchesato di Saluzzo e l'acquisto di Ferrara fatta dalla Santa Sede; i discorsi di mons. Ciampoli. In Ravenna wie in Venedig ist eine Anzahl älterer Reisebeschreibungen im Drucke erschienen; die annali d'Italia von Coppi (Muratori's Fortsetzer) haben den VII. Band (1820 — 1829) erreicht; in Florenz endlich ist der zweyte Band der vollständigen Ausgabe aller Werke des Galileo Galilei von Alberi erschienen. Das Werk ist dem regierenden Großherzog Leopold gewidmet und besonders durch Manuscripte der großherzoglichen Bibliothek, die authentischen Handschriften Galilei's, vervollständigt worden.

Faßt man aber diese literarische Thätigkeit in Italien zusammen, so darf man nicht vergessen, daß dieß eine im eminenten Sinne nationale Entwicklung, eine höchst bemerkenswerthe Aeußerung der Kraft und des Strebens der Nation ist, jenen Rang wieder zu erlangen, den die Italiener früher unter den andern Völkern Europa's behaupteten. Für's zweyte, daß die Regierungen, mit Ausnahme der in Turin, welche die Herausgabe der monumenta historiae patriae auf das glänzendste begünstigte, und der römischen, welche, so viel bekannt ist, nicht nur dem Card. Mai die Vaticana erschloß, sondern ihn auch mit Vorschüssen unterstützte, nichts dafür thaten. Ja im Gegentheil es ist selbst zu fürchten, daß die neapolitanische schon deßhalb dagegen seyn werde, weil durch diese kernhafte literarische Entwicklung dem flachsten Liberalismus entgegengetreten wird, der bisher in Neapel das gehätschelte Schooßkind war. Es sind dieß alles Zeichen der Zeit, für Verständige nichts weniger als unverständlich; für den großen Haufen vielleicht nicht einmal der Beachtung werth. Was die Frucht seyn wird, läßt sich jedoch schon aus dem Keime schließen. Von einer Treibhauspflanze scheint jedenfalls hier keine Rede zu seyn; wohl aber wissen wir, daß die Gegenwart die Kraft hat, schneller zur Reife zu bringen, als irgend eine frühere Periode. Wie schön, wenn in dem Wettstreite der Nationen bald auch Italien sein Gewicht einzulegen vermöchte und der Schwerpunkt von Europa, der an die äußersten Kreise gerückt worden ist, dem Centrum wieder zurückgegeben werden sollte!

Höfler.

*) Seitdem der Verf. dieser Anzeige Obiges geschrieben, ist ihm auch der dritte und letzte Band dieser Geschichte von M. Cassino zugekommen und es werden die gel. Anzeigen noch im Laufe dieses Sommers von dieser gründlichen Arbeit des trefflichen P. Tosti Kunde geben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juny.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Rußlands Gesammt-Bevölkerung im Jahre 1838 ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auch hat Hr. v. K. mehrere Privatmittheilungen und die Nachrichten in verschiedenen gedruckten Beschreibungen einzelner Gouvernements zu Rathe gezogen. Nach allen diesen Daten und Berechnungen hätte Rußland im Jahre 1838, in welchem die letzte allgemeine Revision vorgenommen wurde, eine Bevölkerung von 62½ Millionen Seelen gehabt, die in folgender Weise über die verschiedenen Gouvernements des Reiches vertheilt gewesen wären:

Amerikanische Besitzungen	61,100	Individ. b. G.
Archangelsk	230,000	„
Astrachan	258,000	„
Bessarabien	720,000	„
Bjelostok	251,000	„
Char'kow	1,334,000	„
Cherson	696,800	„
Cis-Kaukasien	365,700	„
Land der donischen Kosaken	640,300	„
Estland	282,200	„
Grodno	791,700	„
Jakutsk	162,400	„
Jarosslaw	916,500	„
Jekaterinosslaw	721,100	„
Jenissejsk	205,800	„
Irkutsk	507,300	„
Kaluga	914,900	„
Kamtschatka	4,500	„
Kasan	1,220,800	Individ. b. G.
Kertsch	2,800	„
Kijew	1,459,800	„
Kostroma	958,700	„
Kurland	503,000	„
Kursk	1,527,300	„
Livland	740,100	„
Minsk	1,034,800	„
Mohilew	846,600	„
Moskau	1,249,700	„
Nischnij-Nowgorod	1,071,100	„
Nowgorod	825,400	„
Ochotsk	7,700	„
Odessa *)	69,000	„
Olonez	239,200	„
Omsk	599,300	„
Orel	1,366,300	„
Orenburg	1,771,400	„
Pensa	988,400	„
Perm	1,488,800	„
Podolien	1,548,200	„
Poltawa	1,621,600	„
Pskow	705,300	„
Rjasan	1,241,700	„
St. Petersburg **)	585,200	„

*) Der Herr Graf Serristori berechnet die ganze Bevölkerung des südlichen Rußlands in den Notes statistiques sur le littoral de la mer noire. (Vienne 1832) auf 1,993,000 Seelen, wovon ungefähr die Hälfte aus Türken, Bulgaren, Griechen, Deutschen, Juden und Zigeunern bestünde. Hammer in den Wiener Jahrbüchern LXV, 21.

**) Hier ist sonderbar genug die Bevölkerung der Residenz nicht mitgerechnet, welche sich, wie Hr. Staats-

Saratow	1,562,400	Individ. b. G.
Simbirsk	1,199,000	„
Smolensk	1,064,200	„
Taganrog	69,900	„
Tambow	1,591,700	„
Taurien	517,400	„
Tobolsk	684,900	„
Tomsk	478,400	„
Trans-Kaukasien	2,000,000	„
Tschernigow	1,300,000	„
Land der Tschernomorschen Kosaken	112,800	„
Tula	1,115,500	„
Twer	1,297,900	„
Wilna	1,315,800	„
Witebsk	717,700	„
Wjatka	1,511,600	„
Wladimir	1,133,200	„
Wologda	747,500	„
Wolynien	1,314,100	„
Woronesch	1,507,200	„
Ueberhaupt	53,977,200	Individ. b. G.

Rechnet man zu dieser fast 54 Millionen starken Bevölkerung noch:

Das stehende Heer und die Seemacht, nebst den Cantonisten und alle unmittelbar oder nur mittelbar zum Kriegswesen gehörenden Individuen sammt den Familien derselben, etwa $1\frac{1}{5}$ Mill.

Die innerhalb der Gränzen des russischen Reiches befindlichen Bergvölker des Kaukasus, gegen $1\frac{1}{2}$ „

Das Königreich Polen, mit $4\frac{1}{5}$ „

Das Großfürstenthum Finnland, mit $1\frac{1}{5}$ „

so würde die Gesammtbevölkerung des russischen Reiches im Jahre 1838 ungefähr $62\frac{1}{2}$ Millionen Individuen beyderley Geschlechts betragen haben.

---

rath v. K. sagt (120), im Jahre 1838 auf 469,720 Seelen belaufen haben soll; man müßte also die Bevölkerung des ganzen Gouvernements auf wenigstens 900,000 Seelen rechnen. Herrscht nun in dem Kreise, wo die Centralregierung ihren Sitz hat, eine solche Unsicherheit, in welchem Grade wird dieß erst in den entfernten Gegenden des Reiches der Fall seyn?

Aus dieser Summe der Gesammtbevölkerung kommen, nach Hrn. v. K., gegen $56\frac{1}{4}$ Millionen auf die europäischen, die übrigen $4\frac{1}{4}$ Millionen auf die außereuropäischen Besitzungen.

Die 42 Bezirke der Militäransiedlungen, von welchen in den zwanziger Jahren so viel die Rede war, enthalten jetzt, nach einer amtlichen Angabe, die uns ebenfalls hier mitgetheilt wird, eine Bevölkerung von 692,000 Seelen.

Man glaube aber nicht, daß der Verfasser selbst diese Angaben als genügende Ergebnisse betrachtet; er verhüllt uns den wankenden Boden nicht, auf welchem sie emporwuchsen, und sucht deßhalb durch wiederholte Nachträge und Ergänzungen festere Stützen zu gewinnen. Auch werden wir hie und da über die gänzliche Unzuverläßigkeit einzelner Nachrichten besonders belehrt. Herr K. erzählt (S. 144), daß die Bevölkerungsliste der im Jahre 1834 zu St. Petersburg lithographirt erschienenen Karte des Kaukasus darauf beruhen solle, daß die approximativ ermittelte Zahl der Wohnungen oder Feuerstellen mit fünf multiplicirt wurden; wir erfahren, daß die amtlichen Angaben über die Tschuwaschen im Gouvernement Simbirsk zwischen 1835 und 30,000 Seelen wechselten; jetzt habe man aber aus dem Verzeichnisse des Ministers der Apanagengüter, welche hier an der untern Wolga sehr zahlreich sind, ersehen, daß bloß die männliche Bevölkerung über 45,000 Seelen hinaufreiche. Alle Apanage-Bauern im ganzen Reiche beliefen sich aber auf ungefähr 1,600,000, wovon die finnischen Mordwinen, die türkisirten Tschuwaschen und die eigentlichen Türken, gemeinhin fälschlich Tataren genannt, 340,000 Seelen ausmachen (S. 227). Die Bevölkerung der sibirischen Gouvernements ist natürlich, im Verhältniß zu ihrem Umfange, sehr unbedeutend. Sie vermehrt sich aber durch die große Anzahl der Missethäter aller Art, welche jährlich dahin gesandt werden, in einem größern Maaßstabe als die in den andern Theilen des Reiches. Es werden im Durchschnitt jährlich acht bis neun tausend Personen dahin gesandt. Nach einer amtlichen Angabe (Köppen 83) belief sich die Anzahl dieser Gebannten in den Jahren 1822 — 1833 auf 83,699 Personen, wovon 72,904 dem

männlichen und 10,795 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß viele Völkerschaften, welche in diesen Listen als die Unterthanen Rußlands aufgeführt sind, sich bis jetzt noch der russischen Oberherrlichkeit mit mehr oder weniger Glück widersetzen. So namentlich beynahe sämmtliche Bewohner des Kaukasus, dann die Tschuktschen im äußersten Nordosten Asiens, welche es ebenfalls verstehen, hinter ihren Bergen der ganzen Macht des Slavenreiches zu trotzen. Man kennt deßhalb, genau genommen, weder die Größe dieser Länder noch die Anzahl ihrer Bewohner. Ich bemerke, daß bey den verwandten Völkern der Tschuktschen und Korjäken, deren Sprachen bloß dialektisch verschieden sind, ein Verhältniß statt findet, aus welchem wohl in den Urzeiten bey den Hindu das Kastenwesen hervorgegangen ist. Tschuktschen und Korjäken — der erste Name bedeutet kleine Leute *) und der andere Rennthiere (Steller's Beschreibung von Kamtschatka. Frankfurt 1774, 8.) — sind nämlich aus den südwestlichen Gegenden nach Nordosten gewandert und haben die dort einheimischen Völkerschaften, welche, wie die Aleuten, zur amerikanischen Race der Eskimos gehören, — sich selbst nennen sie, nach dem russischen Journal des Ministeriums des Innern, Namollo, was wohl mit der koräkischen Benennung der Kamtschadalen, Namalan, Höhlenbewohner gleichbedeutend ist — unterworfen und sie gezwungen, ihnen Sklavendienste zu leisten. Das herrschende Volk, von seinen Knechten starke wilde Leute genannt, führt die Benennung Rennthier- oder nomadisirende Tschuktschen und Korjäken; die Unterworfenen erhalten, aus demselben Grunde wie ehemals die Slaven, nach den herrschenden Normannen und Finnen, Russen und Bulgaren genannt wurden, nach ihren Gebietern ebenfalls die Namen Tschuktschen und Korjäken, sind jedoch durch den Zusatz: ansässige Tschuktschen, ansässige Korjäken von ihnen unterschieden *). Diese Leute stehen in demselben Verhältnisse wie die Tadschik in Mittelasien zu den herrschenden Turkmanen und Usbeken.

Rußland und England werden mit Recht Weltstaaten genannt; denn sie umfassen solch einen großen Theil der Erde und sind in völkerkundlicher und religiöser Beziehung von solcher Wichtigkeit wie kein anderer Staat in dem ganzen Verlaufe der Weltgeschichte, — das römische Reich allein ausgenommen. Eine genaue Erforschung und Beschreibung aller Länder und Bewohner des Slavenreiches in Europa, Asien und Amerika wäre die größte Bereicherung, welche auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde nur erzielt werden könnte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Menschen, welche die Normänner in Weinland oder dem nördlichen Amerika fanden — es waren wohl Tschuktschi oder Eskimo — nannten sie Skrällinger d. i. Zwerge. Dahlmann Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte. Altona 1822 I. 172.

*) Bergbaus rechnet die Tschuktschen ganz irrig zu den Tungusen; er scheint überhaupt diese nordasiatischen Verhältnisse gar nicht zu kennen, sonst hätte er doch (Länder- und Völkerkunde V. 637) nicht bloß sagen können: „Das Land der Tschuktschen gehört zum Seedistrikt Ochotsk." Die Verhältnisse der Nomaden wechseln natürlich sehr. So wird jetzt bestimmt versichert, die Küste des Eismeeres und namentlich das Mündungsgebiet der Piässida und Chatanga sey ganz unbewohnt, während früher ziemlich zahlreiche Haufen hier herumzogen. Bähr und Helmersen, Beyträge. St. Petersburg 1841. IV. 287.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Schluß.)

b) Vom k. Professor Hrn. Dr. Reuß.

Würzburgische Handschriften in der Bibliothek zu Gotha.

Dahin kamen sie während der schwedischen Occupation (1631 — 1631) und einige derselben führen auf dem Einband das Inscript: Liber Ernesti Ducis Saxoniae, huc missus e Franconia, 1632. Es sind im

Ganzen 6 Papier-Codices, darunter des Laurenz Frieß Historia der Bischofen zu Würtzburg, 2 Bände, Fol. In einer Note theilt Hr. R. das officielle Urtheil über Fries Chronik mit, welches sich in den Actis in Sachen Würtzburg contra Brandenburg, die Auslösung der Pfandschaft Kitzingen betreffend, 1629, befindet. Da heißt es unter andern: „Die fürstlich würtzburgischen Abgeordneten wissen und erkennen ihrs theils keinen Historicum, welcher Frisius genennet, und ein Würtzburgischer Secretarius gewesen seyn solle; ohn ist es nicht, daß etliche Scartecken in dem Franckenland herumb und vor Lorentz Friesen Chronik angegeben werden ꝛc. — kein verständiger man werde aber demselbigen Convolut einen mehreren glauben, dan eines jedwedern privatschreib-Calenders beyzulegen bedacht seyn"!

c) (Vom k. Studienlehrer Hrn. Dr. G. J. Keller.)

1) Ehrenbezeugungen der Vorzeit.

Bey seiner Reise zur Einnahme der Erbhuldigung (30. Mai 1618) im Hochstifte Wirzburg wurden dem Fürstbischof Gottfried von Aschhausen herkömmlicher Weise Geschenke dargebracht, die er je nach der Seelenzahl der Amtsuntergebenen gewöhnlich mit einigen Fudern Wein und mehreren Maltern Getreide erwiederte. Hier sind nun von etlichen Städten, als Dettelbach, Sulzfeld, Karlstadt, Volkach, Untereisenheim, Königshofen, Haßfurt die Geschenke angeführt. Auch ist der bey Gelegenheit des Einzugs des Fürstbischofs veranstalteten Festlichkeiten gedacht, wie z. B. zu Karlstadt, woselbst „32 Schützen in der Stadtfarben gewöhnlichen Lideren mit Partisanen" die Ehrenwache hatten, denen der Bischof 8 Goldgulden reichen und einen Schild fertigen ließ, in welchem das Bild des hl. Sebastian mit dem fürstlichen Wappen eingestochen war. Wer den besten Schuß thut, der darf den Schild am Hals hangend alle Sonntag ein und austragen. Bey der Erbhuldigung zu Mellerichstadt hatte der dortige Amtmann „bey Leibesstrafe verbotten, das kein Weibsperson uff der Gassen sich sollte betreten . . . lassen: das ware die Ursach, daß Ihre fürstliche Gnaden von den Jungfrauen mit Krentzen und Schneckhen (Blumensträußen, wie ich denke), wie andern Orts, nicht empfangen worden."

2) Selbstkenntniß.

Die Glieder der im fränkischen Kreis- zusammengerotteten „Diebs- und Raubsbande" (1645) nannten sich untereinander selbst die „Maus-Buben." —

d) Vom k. Gymnas. Professor, Hrn. Dr. Joseph Gutenäcker.

1) Dernbach's Thaler.

Vom Jahr 1680, der, nach des Hrn. G. Versicherung, bisher völlig unbekannt war. Die Randschrift: „candide, cordate, constanter" enthält des Fürstbischofs Wahlspruch.

2) Das wandernde Steinbild.

Hr. G. rügt hier das vandalische Verfahren mit den Monumenten in der Pfarrkirche zu Münnerstadt, von welchen Denkmälern viele theils zertrümmert, theils fortgeschleppt wurden. Unter die ersteren gehört der Grabstein des Gegenbischofs Berthold von Henneberg, 29. September 1282, von welchem uns Salver zum Glücke noch eine Abbildung erhalten hat; unter die letzteren zählt ein vor dem Crucifixe knieender und betender Ritter, der nach Lebenbahn gebracht wurde. Da der Winterfrost den sehr erhaben gehauenen Ritter von der Platte abgesprengt hatte, wurde er mittelst Bindnägeln wieder darauf befestigt. Von Lebenbahn ward der also Befestigte nach der Salzburg gebracht und im Raum der Burgkapelle an der westlichen Wand derselben aufgestellt. Das ritterliche Steinbild wurde in seinem neuen Locale bald zum kaiserlichen promovirt, indem der ehemaliae Amtmann von Münnerstadt, — einen solchen mochte das Bild sehr wahrscheinlich vorstellen —, zu Karl dem Großen umgestempelt und als solcher den neugierigen Besuchern der Salzburg mit dem Beysatze gezeigt wurde: Man habe dieß Monument, Karln den Großen darstellend, in der Burgkapelle ausgegraben. Hr. G. wunscht durch die Veröffentlichung solcher Thatsachen ähnlichen Verunglimpfungen vorzubeugen, so wie daß das Steinbild an seinen ursprünglichen Platz in der Münnerstadter Pfarrkirche zurückkehre.

3) Die Glasmalereyen in der Pfarrkirche zu Münnerstadt.

Das städtische Archiv, die vielen alten Waffen, die vielen Monumente in der Pfarrkirche sind in ganz neuer Zeit verschwunden und meist zu Grunde gegangen. Vor einem ähnlichen Schicksale den kostbaren Schatz zu bewahren, welchen diese Pfarrkirche noch besitzt, nämlich die Glasmalereyen der 7 Fuß hohen Fenster des einfach gothischen Chores durch fensterartige Drahtgitter gegen weitere Beschädigungen zu schützen, und die neu entstandenen Lücken durch Münchener Künstler wieder zu ergänzen, ist die Bitte des Hrn. G.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Rußlands Gesammt-Bevölkerung im Jahre 1838 ꝛc.

(Fortsetzung.)

Solch eine Arbeit ist freylich sehr schwierig; sie wird aber mit jedem Tage nothwendiger, damit auch die Nachkommen erfahren mögen, wie ehemals der Norden unserer Erde beschaffen war. Es ist ja bekannt, daß man aus staatlichen Rücksichten sucht, nach und nach alle die Verschiedenheiten innerhalb des Reiches abzustreifen und die mannigfachen Völker und Völklein zu einer großen einzigen Nation zu verschmelzen. Diese Mischung geht aber jetzt rascher denn jemals von Statten, und es wird bald die Zeit kommen, wo die Nachkommen bloß durch unverständliche oder dunkle Namen von längst verschollenen Völkerschaften Kunde erhalten. Sind doch jetzt bereits ganze Horden und Völklein in dem großen Slavenreiche untergegangen oder wenigstens nahe daran, ihre angestammte Sprache, ihre Religion und eigenthümlichen Culturzustände zu verlieren! So wird der Name Bulgar, obgleich sich die Zare ehemals Fürsten von Bulgarien nannten, jetzt nicht mehr gehört längs der Ufer der Wolga; nur in Mittelasien und bey den Osmanen hat sich eine Erinnerung an die ehemaligen Zustände um das uralische Völkerthor erhalten. Es wird der Türke aus Kasan von ihnen heutigen Tags noch Bulgar genannt. Der bulgarisch-finnische Stamm der Chwalissen, welcher an den Mündungen der Wolga hauste, — die Chalisci des Cinnamus (Stritter Mem. pop. III. 640. 676) — ist längst verschwunden, aber heutigen Tags noch wird der kaspische See von den Russen nicht selten Chwalissisches Meer genannt. Zu diesen Bulgaren gehören auch die in den russischen Chroniken mehrmals erwähnten Bissermeni, über deren Namen Herr v. K. in Zweifel ist (204. 205). Bissermeni ist nämlich aus einer Verderbung von Moslimin, wie bereits Sprengel (Geschichte der geographischen Entdeckungen 281) und Schlözer (Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen 187) nachgewiesen haben, hervorgegangen. Sie sind ja heutigen Tags noch eifrige Muselman, das einzige, was sie mit den umwohnenden Türken gemein haben *). Die rohen finnischen Völklein, welche ehemals den ganzen Norden Europa's durchzogen, scheinen durchaus geneigt, ihre Sprache wie ihre sonstigen Eigenthümlichkeiten aufzugeben und sich mit dem herschenden Volke zu verschmelzen. Die Baschkiren, die Vorväter der Ungarn, sprechen jetzt türkisch; so auch, wie gesagt, die Tschuwaschen. Von der andern Seite haben mehrere Mordwinenhäuflein, ringsum von Russen umgeben, ihre Sprache ganz vergessen und sind vollkommene Slaven geworden. Bey Neu- und Alt-

*) Auch die Bissermeni des Johannes von Plano Carpin in Mittelasien sind türkische Muselman. J. E. Fischer sagt bereits (Quaestiones Petropolitanae. Gottingae 1770, 31.): Musulmani, quos vulgus quoque Russonum depravata pronunciatione Busurmanos, et uero si recte memini convicii causa, appellare consuevit. Der Missionär hörte diesen Namen von den gemeinen Russen und bezeichnete damit die Völker Mittelasiens. Wieder ein Beyspiel, aus welchen wunderlichen Ursachen Völkernamen entstehen können.

Salis in Livland sollen jetzt nur noch 17 Personen leben, welche livisch verstehen, und die Kreewingen in Kurland, ein anderes finnisches Völklein, das noch vor ungefähr siebzig Jahren seine eigene Sprache redete (Schlözers Nachrichten von den Liven in Haigold's Beylagen zum Neuveränderten Rußland II. 357), hat sie jetzt vergessen und ist bis auf einige Individuen zusammengeschmolzen (Köppen 93. 218). Die Bewohner Livlands und Kurlands sind nun bey weitem zum größten Theil — $\frac{9}{10}$ der ganzen Bevölkerung — Letten oder Esthen. Am Schlusse des Jahres 1842 befanden sich in Livland, nach der Angabe des Civilgouverneurs, 762,729 Individuen beyderley Geschlechts. Kurland wird auf 503,000 und Esthland auf 282,000 angegeben, wovon $\frac{3}{4}$ aus Esthen bestehen sollen. Die ganze deutsche Bevölkerung in den drey Ostsee-Provinzen würde sich nach dieser Darstellung doch auf 100,000 Seelen belaufen. Schafarik's Schätzung ist geringer; er rechnet die deutsche Bevölkerung dieser Länder bloß auf 80,000 Seelen. Es ist der Slave, das muß man bey seinen Angaben immer bedenken, dem Deutschen nicht gewogen und immer geneigt, seine Anzahl und Macht zu verkleinern. Ueberdieß muß man sich erinnern, daß die Deutschen den herrschenden Adel bilden, welchem beynahe das ganze Land gehört. Auch die Ingermanländer, die ursprünglich Karelier sind, und andere finnische Völklein waren noch am Ende des vorigen Jahrhunderts im St. Petersburger Gouvernement sehr zahlreich; sie haben sich aber jetzt bedeutend vermindert und verschwinden mehr mit jedem Tage. Georgi beschreibt sie uns noch, wenigstens zum Theil, als Lutheraner (Beschreibung des russischen Reiches II. 69), während sie sich jetzt sämmtlich zur griechischen Kirche bekennen. In derselben Weise wie die finnische Bevölkerung im Westen, vermindert sich auch die asiatische im Osten, die Kurilen, die Kamtschadalen u. s. w. Freylich müssen auch die amtlichen Angaben, wie v. K. an einem denkwürdigen Beyspiele zeigt, von der Auflösung der einzelnen Völkerschaften in dem herrschenden slavischen Stamme mit mißtrauischer Vorsicht betrachtet werden; denn man ist aus politischen Gründen gar sehr geneigt, die fremdartige Bevölkerung zu verkleinern oder, was häufig der Fall ist, ganz zu verschweigen und sie alsbald zu den Russen zu zählen. So heißt es in den offiziellen Quellen, die Mordwinen, welche östlich nicht weiter als bis zur Oka gehen, seyen im Nischegorodischen Kreise in Glauben und Sprache, in Sitten und Gewohnheiten Russen geworden. Hr. v. Köppen zeigt aber im Gegentheil, daß jetzt noch wenigstens 13,000 Seelen dieses finnischen Völkleins hier wohnen. Der fleißige gewissenhafte Forscher mußte nicht selten, weil ihn die amtlichen Quellen hierin gewöhnlich verließen, um die nicht russische Bevölkerung zu erfahren, eigene Nachforschungen anstellen und sich zu diesem Endzwecke mit verschiedenen Personen auf Privatwegen in Verbindung setzen.

Eine Ausscheidung der Bevölkerung dieses ungeheuren Reiches nach Abstammung und Sprache, nach Farbe und Gestalt, nach Religionen und Beschäftigungen, nach Ständen, Freyen und Hörigen in größerem oder minderem Grade, wozu uns zum Theil Hoffnung gemacht wird, würde nicht nur unsere Kenntniß, sondern auch unsere Einsicht in die Zustände und Kräfte des russischen Reiches außerordentlich fördern. Es könnten dann wohl diese mannigfachen Verhältnisse und Zustände, der leichteren Uebersicht wegen, nach der Weise Schafarik's auch kartographisch dargestellt werden. Soll aber solch eine Arbeit nur einigermassen genügend ausfallen, so muß sie von einem Manne unternommen und durchgeführt werden, welcher entweder selbst, was freylich das Beste wäre, in den verschiedensten historischen und ethnographischen Wissenschaften bewandert wäre oder dem wenigstens mehrere Kundige als Gehülfen zur Seite stünden. Es giebt in Rußland eine große Anzahl kunstgerechter Ausdrücke, womit die ständischen und Eigenthumsverhältnisse bezeichnet werden. Diese müßten natürlich zuvor in ihrem Ursprunge wie nach ihrer historischen Entwicklung nachgewiesen werden *). Hr. v. K. hat sie bloß verzeichnet, ohne sich auf eine Erklärung einzulassen, die freylich auf staatsrechtliche und staatsgeschichtliche

*) So nennt man z. B. die Freybauern, welche adeliger Herkunft und Besitzer eines einzelnen Gehöftes sind, Einhöfer oder Einhöfler.

Untersuchungen und Ergebnisse führen möchte, welche nicht allenthalben genehm seyn könnten. Solche Untersuchungen dürfen aber, wenn wir in der Folgezeit eine wahrhafte Staatskunde Rußlands erhalten sollen, nicht vermieden werden; denn man weiß ja, daß sich die Bevölkerungslisten zur wissenschaftlichen Statistik wie die Zahlen zur Mathematik oder die Buchstaben zur Algebra verhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Das römische Bayern, in antiquarischer Hinsicht. Zweyte, gänzlich umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage, von Dr. Jos. v. Hefner, Prof. am k. alten Gymnasium zu München. München, 1842. 8. S. XII. u. 116.

Es ist hinsichtlich der römischen Alterthümer, welche sich in dem Boden Altbayerns bisher gefunden haben, bereits manche gediegene Arbeit einheimischer Gelehrten erschienen. Seit Aventin, welcher die Reihe der Forscher in diesem Zweige der Wissenschaft eröffnet, sind Inschriften gesammelt, Kunstdenkmale aufgezeichnet, Römer-Straßen aufgesucht, Feld- und Standlager nachgewiesen, die Richtungen und Züge der „Teufelsmauer“ verfolgt, Antiquarien angelegt und überhaupt nichts unterlassen worden, was dieses Studium fördern und die gewonnenen Ergebnisse vor der Vergessenheit oder dem Zahne der Zeit schützen konnte.

Die vorliegende Schrift, bey ihrem ersten Erscheinen (1841) ein Schulprogramm, doch schon im folgenden Jahre in sehr vervollkommneter Gestalt erschienen, reiht sich nicht nur in Hinsicht auf unverdrossenen Fleiß der Bearbeitung ihren Vorgängerinnen würdig an, sondern sie hilft auch einem wissenschaftlichen Bedürfnisse ab und muß darum Jedem willkommen seyn. Denn da die bisherigen Forschungen und ihre Resultate in verschiedenen Geschichtwerken, Monographieen und Zeitschriften niedergelegt waren, so daß ein Ueberblick des gesammten bisher Gewonnenen schwer oder nicht zu erzielen war: so mußte wohl in Vielen der Wunsch rege werden, daß in einer eigens diesem Zwecke gewidmeten Schrift die bisherigen Ergebnisse antiquarischer Forschungen zusammengestellt und so eine leichte Uebersicht wenigstens des Wichtigsten geboten werden möchte. Diesem Bedürfnisse ist nun durch obenangezeigte Schrift abgeholfen, indem sie die längst wünschenswerthe Zusammenstellung enthält.

Im ersten § (S. 1 — 5) sind die bayerischen Gelehrten, sowie die der nächsten Nachbarstaaten aufgeführt, welche sich um bayerische Geschichts- und Alterthumsforschung verdient gemacht haben. Es ist dieses kein trockenes Namen- und Schriftenverzeichniß, sondern die Leistungen und Verdienste Einzelner so wie des Staates um diese Wissenschaft sind in geeigneter Weise gewürdigt. Nur möchten wir dem Verfasser bemerken, daß der salzburgische Gelehrte, welcher die werthvolle Juvavia geschrieben, nicht „Kleinmayer“ hieß, wie S. 4. steht, sondern „von Kleinmayrn“; auch S. 58 ist daher dieser Name nicht ganz richtig angegeben.

Der zweyte § (S. 5 — 12) handelt von den militärischen Schutzanstalten, Verschanzungen, Thürmen, Straßenzügen, Meilensteinen, Straßenbermessen und Brücken, und bietet ein Gemälde dar, welches zwar, namentlich hinsichtlich der Straßenzüge, allerdings vollständiger und ausführlicher seyn könnte, aber immerhin Leben genug besitzt, um einen klaren Ueberblick der römischen Herrschaft und ihrer Behauptungsmittel in den Gauen unsers Vaterlandes zu gewähren. Wo der Vers. von den Verschanzungslinien der Römer längs der Donau spricht (S. 7), wurde der schon lang gehegte Wunsch in uns wieder rege, daß doch der jenseits der Donau in der Richtung von Roding nach Viechtach laufende sogenannte „Pfahl“ (vallum) einmal seinen Erforscher und Erklärer finden möchte, wie ihn die Teufelsmauer in Buchner und Mayer gefunden. Seine Spuren sollen längs dem Donau-Strome bis über Wien hinunter sichtbar seyn, und der Gedanke liegt nicht ferne, daß er zu den mächtigen Bollwerken gehörte, durch welche Trajan und Hadrian die Barbaren im Norden der Donau in Respect halten und die Besitzungen an der Donau sichern wollten. — Mit besonderm Fleiße finden sich die bis jetzt auf bayerischem Boden aufgefundenen Meilensteine aufgezählt, und in den zahlreichen angehängten Noten sind viele Inschriften wörtlich mitgetheilt, was der Schrift einen besondern Werth giebt.

Die Colonisation, der Anbau des Landes und der Handel sind der Gegenstand des § 3 (S. 12 — 27), nebst einem eigenen Abschnitte über Götterverehrung und was darauf Bezug hat. Jener erstere Abschnitt (S. 12 — 16) entwirft ein gelungenes Bild des römischen Treibens und Lebens auf unserm Boden, besonders hinsichtlich der Colonieen und des Handels; spärlicher ist die Agricultur bedacht, wo es gewiß jedem Leser angenehm gewesen wäre, die Anlegung einer römischen Colonie, das kunstgemäße, gesetzlich be-

stimmte Verfahren der Agrimensoren bey der Vermessung und Vertheilung der Grundstücke, die sorgfältige, durch eigene porcitores jedesmal vorgenommene Bereitung der Ackerbeeten (porcae) nach des verewigten Schlett interessanter Beschreibung in seinen „Römern in München" dargestellt zu finden. Wir tadeln darum den Vers. nicht, sondern erlauben uns nur den Wunsch auszusprechen, für den Fall einer ferneren Auflage seiner schätzbaren Schrift diesen Punkt etwas ausführlicher berührt zu sehen. Der Hauptzweck dieses Buches ist allerdings die Aufzählung der in Bayern gefundenen römischen Alterthümer; aber auch die imposanten „Hochäcker," eben jene Ackerbeeten gehören, sowie auch die Straßenzüge, zu den Alterthümern, nur freylich leider nicht zu denen, welche man ihrem Fundorte entheben und in Antiquarien gegen die Injurien der Zeit und der Menschenhand sichern kann. — In dem Abschnitte über die Götterverehrung ꝛc. wird der Leser alle auf bayerischem Grunde und Boden aufgefundenen Gelübde-Tafeln, welche bey Gelegenheit der Erbauung oder Wiederherstellung von Tempeln und Kapellen errichtet wurden, ferner sämmtliche Aren oder altarförmigen Monumente (es sind dieser allein 95) einzeln aufgeführt finden.

Der folgende § enthält (27 — 39) die sämmtlichen in Bayern gefundenen römischen Denk- und Grabsteine, und zwar 159 an der Zahl. Diesen folgen im nächsten § (S. 39 — 44) Basreliefs, größere und kleinere Statuen. In den letzten vier §§ (S. 44 — 52) sind noch die römischen Gebäude, Mosaikböden, Bäder, Anticaglien, Erzeugnisse der Töpfereyen und Ziegelbrennereyen, so wie die Münzen abgehandelt, und schließlich die Verdienste bayerischer Fürsten, besonders König Ludwigs, um römisch-bayerische Geschichts- und Alterthumsforschung in gebührender Weise gewürdigt.

Hiemit schließt eigentlich die Schrift. Es folgt nun als Anhang die bey Bearbeitung derselben benützte Literatur, welche, beyläufig gesagt, wohl so ziemlich Alles umfaßt, was von einzelnen Gelehrten sowohl als von Vereinen über hieher Einschlägiges in Bezug auf Bayern bis auf unsere Tage erschienen ist, und daher schon als bloßes Verzeichniß dieser Schriften jedem Freunde vaterländischer Alterthümer sehr willkommen seyn muß. An diese Literatur schließen sich nicht weniger als 313 Noten zum vorangegangenen Texte, welche hinsichtlich der Hinweisungen auf die Quellen und der wörtlichen Anführung der wichtigeren Inschriften an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Den Schluß bilden endlich nebst dem Inhaltsverzeichnisse der Schrift selbst ein Verzeichniß sämmtlicher Fundorte römischer Denkmäler und Alterthümer, ein index über die anni Consulum, d. h. über die Jahreszahlen derjenigen Consuln, deren Namen auf den früher aufgeführten Alterthümern vorkommen; dann ein index geographicus, index nominum, index rerum und einige Nachträge bis zu S. 117.

Werfen wir nun einen Blick auf das Ganze, so stellt sich diese Schrift als eine Arbeit dar, welche ihre Aufgabe gelöst hat. Wer das römische Bayern kennen lernen will, findet hinlängliche Belehrung; wer namentlich das Detail der Inschriften und Denkmale aller Art kennen will, dem bietet diese Schrift in gedrängter Kürze, was er sonst aus vielen Bänden zusammensuchen müßte. Unsere Desiderien hinsichtlich dieser wackeren Arbeit in Bezug auf die Straßenzüge und die Anlegung von Kolonieen haben wir bereits ausgesprochen; das Werk könnte bey einer neuen Auflage durch diese Beygabe nur gewinnen.

Schließlich noch ein Wort über eine Meinung, welche man bezüglich der Bemühungen unserer Alterthums-Freunde oft genug aussprechen hört. „Was gewinnt denn die Menschheit durch aufgefundene Meilensteine, Penaten, Münzen u. dgl.?" Die Antwort ist nicht schwer: die früheste Vaterlandsgeschichte gewinnt eben dabey. Nicht als ob so besonders viel daran läge, ob eine Münze von Trajan oder Caracalla am Lech oder am Inn gefunden wurde, oder ob man hier oder dort auf eine einzelne Statue oder ein Gebäude stieß, da ja das ganze Land, so weit es die Römer besaßen, nothwendig auch die Spuren ihres Daseyns darbieten muß: aber liegt denn wirklich nichts daran, ob wir z. B. durch aufgefundene Denkmale mit den Göttern unserer Altvordern bekannt werden, wie wir auf diese Art bereits mehrere kennen gelernt haben? ob uns alte Straßen, Meilensteine, bedeutende Ruinen, interessante Inschriften, Hochlager u. dgl. jenes geographische Bild unsers Landes in jener frühen Zeit entwerfen helfen, welches noch so sehr der Vervollständigung bedarf? Werden wir je eine genaue Kenntniß unsers Bodens unter den ersten Agilolfingern erzielen, ohne jene früheren Zustände zu kennen, aus welchen, wenigstens zum Theile, die späteren hervorgehen mußten? Danken wir also jenen Alterthumsfreunden, wenn sie mit sorgsamer Mühe die Reste längst entschwundener Jahre aus Schutt und Moder zu Tage fördern, beschreiben, ordnen, aufbewahren. Sie sammeln das Material, dessen die Geschichte bedarf.

Mußl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Rußlands Gesammt-Bevölkerung im Jahre 1838 ꝛc.

(Fortsetzung.)

Erst dann, wenn alle geistigen und moralischen Elemente hinzukommen, vermag man diesen an sich todten Massen Sinn und Bedeutung abzugewinnen. Es ist auch nothwendig, ein völkerkundliches System aufzustellen, nach welchem die verschiedenen Nationen des Reiches am füglichsten aufgezählt und dargestellt werden könnten. Man vermißt dieß ungerne in der vorliegenden Abhandlung, die bloß mit einem alphabetisch-ethnographischen Register versehen wurde. Den Zug werden natürlich die entwickeltern Völker und Sprachen des arischen Stammes eröffnen; der slavischen Familie wird, weil sie die herrschende ist, der Vorrang gestattet, an welcher sich dann, nach dem Grade der Verwandtschaft, die Letten und andere Arier anschließen. Hierauf folgen die finnischen Völklein, welche, wie die Völkertafel Nestor's zeigt, seit Menschengedenken mit den Slaven zusammen wohnten. Beyde, Tschuden und Slaven, sandten ja auch den normannischen Russen die bekannte Botschaft von welthistorischen Folgen, welche folgendermassen lautete: Unser Land ist groß und gesegnet, nur Ordnung mangelt darin; kommt denn, seyd unsere Fürsten und herrscht über uns. Deutsche waren es, das möge man niemals vergessen, welche die wilden oder verwilderten slavischen Stämme zu einem Staate ordneten und Deutsche waren es, welche den Samen der Cultur, der aufgegangen ist und Früchte getragen hat, in slavische Erde versenkten. Man kann im Allgemeinen als Grundsatz annehmen, daß die geographische Verbindung der Länder die Völker- und Sprachverwandtschaft bedingt; die Ausnahmen von dieser Regel beruhen auf Naturverhältnissen oder geschichtlichen Ereignissen, die sich nachweisen lassen. Man vermuthete deßhalb schon früher, daß die kaukasischen Sprachen, namentlich die tscherkessischen und lesghischen Idiome mit den finnischen zusammenhängen, — eine Vermuthung, welche durch die genauere Bekanntschaft mit dem Kaukasus zur Wahrheit erhoben wird. Auf die finnische Familie folgen deßhalb die kaukasischen Sprachen. Türken, Mongolen und Tungusen sind sowohl sprachlich wie geschichtlich innig befreundete Völker; sie haben sich auch im Laufe der Jahrhunderte wiederholt und mannigfach gemischt. Selbst die Mythe zeugt von dieser Verwandtschaft; sie läßt Oghuz, den allgemeinen Vater der zahlreichen türkischen Stämme von Mogulchan abstammen. Die Mongolen greifen zuerst folgenreich in die Weltbegebenheiten ein; denn Hunnen sind Mongolen, weßhalb diese auch den tatarischen Sprachstamm eröffnen mögen; ihnen folgen Türken und Tungusen, wobey aber die ursprünglich türkischen Völkerschaften von den finnischen Mischlingen, welche im Laufe der Zeit selbst ihre Sprache verloren haben, genau unterschieden werden sollten. Von den Mongolen und Tungusen zu den Samojeden findet sich in sprachlicher, physikalischer*) und geographischer Beziehung

*) Die Samojeden haben nach Kestinin (Busse, Journal von Rußland. St. Petersburg 1794. I. 378)

ein natürlicher Uebergang; dasselbe gilt von den Samojeden zu den Ainos und von diesen zu den Eskimos. Vorzügliche Sorgfalt möge man überdieß auf die Erklärung der Völker- und Hordennamen verwenden; man weise nach, wie sich Leute selber nennen und wie sie ringsum bey ihren Nachbarn heißen. Es wird sich dann wohl nicht selten herausstellen, daß manche Völker bloß in der Einbildung vorhanden sind, weil nämlich eine und dieselbe Masse bloß nach örtlichen Verhältnissen, Zuständen oder Umständen in verschiedene Völkerschaften zerlegt wird. So machen Russen und Polen heutigen Tags einen Unterschied zwischen Deutschen und Schwaben, und verstehen unter dem letztern Namen alle Ansiedler germanischen Stammes, sie mögen von der Donau oder der Elbe herkommen (Kohl, Reisen in Südrußland II. 2). Bey weitem die meisten Völkernamen können auf Berg und Thal, auf Meer und Land, Wald und Sand, Sumpf und Moor, dann auf die Bezeichnungen und Titel der Anführer, auf hoch und nieder und die vier Weltgegenden zurückgeleitet werden. Leute und Menschen, Männer, Bewohner und Redende, so nannten und nennen sich gewöhnlich bloß die verschiedenen Völkerschaften auf Erden; die Namen anderer Bedeutung sind beynahe durchgängig in den Nachbarlanden entstanden und bestehen nicht selten in Spitz- und Spottnamen. Ich erinnere bloß an die Kisilbasch oder Rothköpfe, an die Karakalpak oder Schwarzmützen, und an die Ostjaken, welcher Name einen Fremden oder Wilden bedeutet (Fischer, sibirische Geschichte I. 140), und den verschiedensten Völkern, Finnen, Samojeden und Ainos gegeben wurde und gegeben wird (Lehrberg, Untersuchungen zur Erläuterung der älteren Geschichte Rußlands 7). So sind die Wogulen und die obischen Ostjaken ein und dasselbe Volk und beyde nennen sich auch mit dem gemeinschaftlichen Namen Mansi. Die Korjäken heißen eine Abtheilung der Jukagiren nach ihren Rennthieren, die Gesprenkelten (Fischer, sibir. Geschichte I. 297), ein Name, den Klaproth (Asia Polyglotta 315) irrthümlich auf alle Jukagiren überträgt. Diese und eine Menge anderer Fehler wird eine sorgfältige Forschung zu vermeiden und zu verbessern wissen. Höchst beachtungswerth für die Culturgeschichte eines Volkes ist auch der Uebergang seines Eigennamens zu einer allgemeinen Bezeichnung. So heißt der Lügner bey den Slowaken Zigan, Zigeuner und der Krämer bey den Serben Gak, Grieche (Schafarik Slavische Alterthümer I. 49). Endlich möge man auch auf die Rechtschreibung dieser Namen eine große Sorgfalt verwenden, damit nicht dem einen eine slavische, dem andern eine deutsche Endung hinzugefügt werde. Man schreibe Karaïm, was der semitische Plural ist, und nicht Karaïmen, nicht einmal Kasi-Kumyk, dann wieder Kasi-Kumyken u. s. w.

ein flachrundes Gesicht von gelbbrauner Farbe, schmale schwarze Augen, schwarze Haare und Augenbraunen, sehr dünne und öfters auch gar keine Bärte.

Verzeichniß der Völker und Stämme, welche jetzt ganz oder theilweise innerhalb der Gränzen des russischen Kaiserstaates leben.

I. Slaven.

1) Großrussen *).
2) Kleinrussen.
3) Lechen.
4) Bulgaren.
5) Serben.
6) Kosaken **).

*) Der Name Russen ist bekanntlich erst nach 862 von den skandinavischen Russen oder den gebietenden Warägern auf ihre Unterthanen, eine Menge slavischer Stämme, die Schafarik einzeln aufzählt, übergegangen.

**) Man muß freylich bedenken, daß der Name Kosak einen Räuber bedeutet; „Kosaki werden" heißt heutigen Tags noch in Mittelasien den Banden des gesetzlichen Lebens entsagen und ein Freybeuterleben führen; die Kosaken sind deßhalb im strengen Sinne des Wortes kein slavischer Stamm, sondern bestehen größtentheils aus Kleinrussen und aus Freybeutern aller umwohnenden Völker, aus Finnen und Türken. Sie erhalten jetzt nach den

II. Letten.

1) Litauer.
2) Letten.

Schafarik (Slavische Alterthümer I. 448) verbindet beyde Völker unter dem Namen des windischen Stammes.

III. Andere Arier.

1) Deutsche.
2) Schweden und andere Germanen.
3) Griechen.
4) Osseten (Alanen, Jassen oder Asen).
5) Kurden.
6) Bucharen (Sarti) und Perser.
7) Armenier.
8) Zigeuner.
9) Walachen und andere Romanen.
10) Hindu (Agrdschan'sche Tataren).

Die Osseten oder Alan im Kaukasus, d. h. Gebirgsbewohner, sind Nachkommen der deutschen Alanen, nennen sich heutigen Tags noch, wie ehemals alle Germanen (Tacit. German. c. 43), Ir oder Arier und zählen ungefähr 36,000 Seelen.

IV. Finnen.

1) Finnen (Tschuden).
2) Karelier.
3) Esthen.
4) Permier.
5) Syrjänen.
6) Mordwinen (Mokscha).
7) Tscheremissen *).
8) Wotjäken.
9) Wogulen.
10) Ostjaken (von Ob, vergl. weiter oben).
11) Bessermeni.
12) Lappen.
13) Tepteren.

Der Name Finne ist deutschen Ursprungs und bedeutet einen Bewohner morastiger Gegenden, in welchem Sinne das Wort noch von Shakespeare (Macbeth IV. I. v. 12) gebraucht wird. Die Finnen und Lappen — ein Name, der höchst wahrscheinlich, wie Lehrberg zeigt, der Aeußerste, der Letzte bedeutet und ebenfalls deutschen Ursprungs ist — bedienen sich dafür eines Wortes ihrer Sprache, Same oder Suomi, welches denselben Sinn hat. Karjelase, wie die Karelen sich selber nennen, bedeutet wohl einen Heerdenbesitzer; die Pferdezucht wird nämlich mit großer Sorgfalt von diesem finnischen Stamme betrieben (Lehrberg Untersuchungen 148, 220). Tschud, eine allgemeine Bezeichnung der Finnen bey den Slaven, hieß ursprünglich ein jeder Fremde, in welchem Sinne dieß Wort noch jetzt im Polnischen vorhanden ist. Sonderbar ist, daß dasselbe Tschud gleichwie Obr oder Avar in den Sprechweisen der nordöstlichen Slaven einen Riesen bedeutet (J. Grimm, deutsche Mythologie. Göttingen 1843 I. 493), da doch die Finnen im Durchschnitt keine große Leute sind. Bey den Avaren ist dieß ganz natürlich, da sie Nestor als groß von Körper und stolzen Sinnes (Nestor II. 117 Schlözer) beschreibt. Die Tepteren sind Mischlinge aus finnischen und türkischen Völkerschaften und belaufen sich in den Gouvernements Orenburg, Wjatka und Perm auf ungefähr 130,000 Seelen. Der Name ist türkischen Ursprunges und bedeutet einen Steuerfreyen. Viele dieser finnischen Völkernamen kommen bereits bey Jordanis gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor, wenn auch in kaum kennbarer Gestalt, wie Thuid für Tschud, Sremniscans für Tscheremissen, und Mordens für Mordwinen. In Others Reisebericht heißen die Permier, Beormas.

V. Kaukasier.

1) Georgier (Grusier).
2) Lesghier.
3) Mizdschegier (Tschetschenzen, Inguschen).
4) Tscherkessen } Adige.
5) Abchasen }

Ländern und Flüssen, wo sie angesiedelt wurden, verschiedene Zunamen, wie Kosaken vom schwarzen Meere, vom Don u. s. w.

*) Die Tscheremissen nennen heutigen Tags noch die Wolga Rhau oder Rha, ein Name, der sich zuerst bey Ptolemäus findet und sicherlich mit den andern Flußnamen Rhin, Rhone, Rhodanus u. s. w. zusammenhängt.

Jede dieser Familien bildet einen gesonderten Sprachstamm. Der Name Kaukasier ist bloß geographisch und deutet auf keine sprachliche Verwandtschaft.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erstes Quartal. Januar — März.

Manuscripte.

Breve compendio del Escorial, medidas, y coste de sus principales trozos de Arquitectura y adornos, con una muy sucinta razon de sus pinturas y autores, y otras varias noticias curiosas. Codex chartaceus in 8.

Bischoffdorf im Weilhart, Gericht im Innviertel. Urkunden und Acten von 1365 an bis 1468, diese Pfarre und die Zukirchen Helfau, Uttendorf und Auerbach betreffend, zusammengeschrieben von Fr. Peterlehner, Chirchherren daselbst circa 1391 — 1450. Codex chartaceus.

Druckwerke.

Literarische Monatsschrift. Revue der Literatur der Gegenwart, herausgegeben von Dr. Steinmann. Jahrgang 1844.

Bent, First Appendix to the London Catalogue of books. 1811 — 1839. Lond. 1840.

L. M. Minciotti, Catalogo dei codici manoscritti esistenti nella biblioteca di Sant' Antonio di Padova. Padova 1842.

Guil. del Rio, Monumentos literarios del Peru. Lima 1812.

A. Mauritius, Polens Literatur und Kulturepoche seit dem Jahre 1831. Posen 1843.

Encyclopédie du dix-neuvième siècle. T. V. 1. 2. Paris 1843.

Annuaire de l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. 9. année. Bruxelles 1843.

Annuaire historique pour l'année 1844. Paris 1843.

Verhandlungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien. Bd. 1. 2. Wien 1843.

B. G. Niebuhr, kleine historische und philologische Schriften. Zweyte Sammlung. Bonn 1843.

Opere scelte di Ugo Foscolo. Malta 1839.

The works of Jonathan Swift; containing interesting and valuable papers not hitherto published. With memoir of the author by Th. Roscoe. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

The works of Charles Lamb. Lond. 1842.

Fr. Creuzer, Deutsche Schriften. Symbolik und Mythologie. Bd. 4. Leipzig 1843.

Fliegende Blätter für Fragen des Tages. VI. Zur vergleichenden Politik. 1) Die englische Verfassung und ihr „it works well!" Berlin 1843.

Percy Byshe Shelley, Essays, letters from abroad, translations and fragments. Vol. 1. 2. London 1840.

Ch. Magnin, Causeries et méditations historiques et littéraires. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Samuel B. Wylie, An introduction to the knowledge of greek grammar. Philad. 1838.

Ramon Cabrera, Diccionario de etimologias de la lengua Castellana. Vol. 1. 2. Madrid. 1837.

Fr. Noël, Dictionarium latino-gallicum. Paris 1839.

Dr. K. Bernhardi, Sprachkarte von Deutschland. Kassel 1844.

Jak. Grimm, Grammatik der hochdeutschen Sprache unserer Zeit, bearbeitet von Eiselein. Belle-Vue 1843.

J. E. Smolerja, Njemsko-Serski Slownik, Z wulozenjom powsitkomneho Serskeho prawjepisanja. W Budesini 1843. (Deutsch-Wendisches Wörterbuch.)

J. Lempriere, Bibliotheca classica, or a dictionary of all the principal names and terms relating to the geography, topography, history, literature and mythology of antiquity and of the ancients, with a chronological table. New-York 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juny.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Rußlands Gesammt-Bevölkerung im Jahre 1838 ꝛc.

(Schluß.)

VI. Semiten.

1) Hebräer.
2) Karaiten.
3) Araber.

Die Karaiten oder Karaim sprechen unter sich bloß türkisch und gleichen sowohl in ihrem Aussehen wie in ihrer Handlungsweise den Türken (Kohl, Reisen in Südrußland II. 260. 262). Wahrscheinlich sind sie Reste der Chasaren, die sich im neunten Jahrhundert zum Judenthume bekannten.

VII. Mongolen.

1) Kalmüken.
2) Dsongaren (Dirat oder Delet).
3) Buräten.

Die mongolische Bevölkerung Rußlands wird sich auf kaum 230 — 250,000 Seelen belaufen, wovon man nur die Anzahl der Kalmüken etwas genauer angeben kann; sie bekennen sich entweder zum Buddhaismus oder noch zur alten Naturreligion ihrer Ahnen, dem sogenannten Schamanismus, wie namentlich die Kalmüken am Altai, welche zum Gouvernement Tomsk gehören *). Die Mongolen hausen in folgenden Gouvernements:

Kalmüken	in Astrachan	88,000
„	in Cis-Kaukasien	13,000
„	im Lande der donischen Kosaken	17,000
„	in Jenisejsk	25
„	in Saratow	168
„	in Ssimbirsk	500
„	in Tobolsk	300
„	in Tomsk	150
„	in Perm	38
Burjäten	in Jakutsk	—
„	in Irkutsk	—
Dsongaren	in Tomsk (russische Unterthanen	8000
„	doppelzinspflichtige, d. h. solche, welche auf der Gränze der beyden Weltreiche wohnend, den Chinesen und den Russen Zins entrichten	3000

Alle andern Mongolen stehen unter der chinesischen Herrschaft und werden nach ihren Lagern, diesseits und jenseits der Gobi, in innere und äußere, die Chalka-Mongolen, dann in Mongolen vom blauen See (Kökonor) und solche, die in verschiedenen Strichen Mittelasiens wohnen, eingetheilt.

VIII. Türken.

1) Die fälschlich sogenanten Tataren (d. h. Türken) in den verschiedenen Gouvernments des Reiches.

*) Ein lehrreicher Aufsatz über sie und ihren Schamanismus, der von Unkundigen nicht selten mit dem Buddhaismus verwechselt wird, findet sich in dem Magazin für die Literatur des Auslands, 1841. No. 114.

2) Kirgis-Kaisaken.
3) Buruten.
4) Nogaien.
5) Baschkiren.
6) Meschtscheren (Magyaren). *)
7) Tschuwaschen.
8) Teleuten (Telenguten).
9) Basianen.
10) Kumüken.
11) Jakuten.
12) Kara-Kalpak (Schwarzmützen).
13) Truchmenen (Turkmanen).
14) Usbeken (Freiherren, Chiwajer).

Die Türken innerhalb des russischen Reiches beginnen östlich von St. Petersburg dicht bey Kostroma an der Wolga **) und erstreckten sich über das ganze nordöstliche Asien bis jenseits des Mündungsgebietes der Lena, von wo aber die Jakuten in den neuesten Zeiten durch die Buräten wieder weiter hinab gen Südwesten zum Jenissei gejagt wurden. Sie sind erst in verhältnißmäßig später Zeit, von Mongolen und Russen gedrängt, dem Ob und der Lena, dem Amur und dem Eismeer zugewandert. Im Südosten erstreckt sich der Turkstamm über die Gobi nach den nordwestlichen Kreisen des chinesischen Reiches. Die aufrührerisch gesinnten Muhammedaner dieser Gegenden sind sicherlich türkisch-uigurischer Abstammung. Sie sind in ihrem Aussehen, wovon ich mich durch den Augenschein überzeugte, ganz verschieden von den mongolischen Chinesen.

IX. Tungusen.

1) Rennthiertungusen.
2) Hundetungusen.
3) Viehtungusen.
4) Pferdetungusen.
5) Waldtungusen.
6) Lamuten oder Meertungusen; Pomorjanen.

Diese Benennungen hängen mit den verschiedenen Zuständen der Civilisation dieses Volkes zusammen und haben also mehr eine culturgeschichtliche als völkerkundliche Bedeutung. Die Tungusen, ein Name, der höchst wahrscheinlich aus den chinesischen Wörtern Tong hu, östliche Barbaren, entstanden ist, ziehen in den weiten Ländergebieten des Ob bis zum östlichen Meere herum; westlich vom Ob giebt es keine Leute dieses Volkes. Sie zerfallen in folgende Stämme: Dauren, Ssolonen, Karagassen, Natken, Gilaken, Tschuwanen, Koräken, wozu einige selbst alle Jukagiren rechnen, und Lamuten, — sämmtlich sehr gering an Anzahl. Jakuten und Buräten sind, wie gesagt, neue Ankömmlinge in dem nordöstlichen Asien, welchen die schwachen Tungusen vor Ankunft der Russen Tribut entrichten mußten. Nach einer unverbürgten Angabe nennen sich die Tungusen Ewenki, — ein Wort, über dessen Bedeutung wir keine Aufschlüsse erhalten.

X. Samojeden.

XI. Ainos oder Kurilen.

XII. Eskimos.

Die Samojeden werden von ihren Nachbarn, den Syrjänen und Permiern, Jaran genannt und erhielten diesen ihren jetzigen Namen von den Russen, wo sie schon im eilften Jahrhundert vorkommen, in deren Sprache das Wort einen Lachsesser oder Verzehrer rohen Fleisches bedeutet. Der

*) Diese vier Völkerschaften müssen jetzt vermöge ihrer Sprache zu den Türken gerechnet werden; die drey erstern sind aber nach ihrer Abstammung Finnen und ich glaube, in den Meschtscheren die Magyaren wieder zu finden. Die letztere gehört ihrem Ursprung nach zu den Kalmüken, weßhalb die Teleuten auch jetzt noch von den Russen weiße Kalmüken genannt werden. Sie sind in der Thot etwas weißer als die gewöhnlichen Kalmüken. Müller's Sammlung russischer Geschichte VI. 136. 530. Johann Eberhard Fischer, ein großer Kenner der nordasiatischen Völkerzustände, fällt folgendes Urtheil über die Sprache der Tschuwaschen und Baschkiren: Tschuwaschis, sermo inter Scythicum Tataricumque (Fennicum Turcicumque) medius; Baschkirorum contra hodie totus est Tataricus (Turcicus). Quaestiones Patropolitanae 18. Ueber die Tschuwaschen findet man lehrreiche Bemerkungen in dem Journal für die Kunde Rußlands 1843.

**) Sie sind in Schafarik's ethnographischer Karte nicht angegeben.

Ob ist nämlich reich an Lachsen; sie wurden auch Robbenesser genannt (Lehrberg Untersuchungen 64). Der bekannte Sendbote Johannes de Plano Carpin nennt sie ebenfalls bereits Samojed. Sie selbst nennen sich bloß Männer, Chassowo in ihrer Sprache *), und erstreckten sich von der Halbinsel Kanin im Westen über Archangel nach dem Gouvernement Wolgoda, wo jetzt aber deren keine mehr gefunden werden; nur Namen der Flüsse und Städte zeugen von ihrem ehemaligen Daseyn. Von hier aus ziehen sie sich über Wjatka und Perm nach Tobolsk und Jenissejsk bis unfern des nördlichen Eismeeres. Dieses Volk saß ursprünglich weiter gen Süden noch jenseits des Baikal- und Upsasees bis herab zum neunundvierzigsten Grad der Breite, wo auch heutigen Tags noch schwache, ihrem Erlöschen entgegeneilende Reste, die Sojoten — Urianghai von den Chinesen genannt — vorhanden sind. Sie belaufen sich, nach dem Staatshandbuche des Mittelreiches, auf 1880 Familien, also ungefähr 9000 Seelen und stehen unter den chinesischen Markgrafschaften Ulijasutai und Chobdo, wohin diese Samojeden ihren jährlichen Tribut an allerley Pelzwaaren, mit dem mongolischen Worte Jassak genannt, entrichten. Die südlichsten Samojeden im russischen Reiche sind die Sojoten um Tunkinsk an der Südwestspitze des Baikal zwischen dem fünfzigsten und einundfünfzigsten Grad der Breite. Es wäre voreilig, diese Völker und Stämme jetzt schon nach ihrer physikalischen oder sprachlichen Verwandtschaft einreihen zu wollen; man wird sich vor der Hand mit einer bloßen geographischen Anordnung begnügen müssen. Es heißt, die russische Regierung, welcher wir in den letzten Jahrzehnten so große Erweiterungen der Erd- und Völkerkunde verdanken, gedenke jetzt eine ethnographische Mission nach dem Nordosten der Erde zu senden, an deren Spitze ein gelehrter Finne, Prof. Castren, gestellt werde. Ein Finne ist hiezu sicherlich am besten geeignet; denn die Sprachen der Samojeden, Ainos und Eskimos stehen den finnischen Idiomen am nächsten. Auf die Gefahr hin, Irrthümer zu begehen, wobey mehrere hunderttausend Seelen betheiligt sind, wagt man es, am Ende eine völkerkundliche Schätzung der Bevölkerung des russischen Reiches mitzutheilen, welche von den vorhandenen Annahmen in wesentlichen Punkten abweicht.

1)	Slaven	52,000,000 *)
2)	Türken	3,000,000
3)	Finnen	1,800,000
4)	Littauer und Letten	1,740,000
5)	Kaukasier	1,500,000 **)
6)	Juden, Karaiten nnd Araber	1,072,000
7)	Deutsche im ganzen russischen Reiche	450,000 ***)
8)	Grusier	370,000
9)	Armenier	330,000
10)	Tunguſen, Eskimos, Ainos und andere Völklein	250,000
11)	Mongolen	230,000
12)	Samojeden, Jukagiren, Jtälmen und Tschuktscht	152,000
13)	Griechen und Romani	42,000
14)	Kurden und Perser	40,000
15)	Zigeuner	24,000
	Summa	63,000,000

Die ganze Bevölkerung des russischen Kaiserstaates, innerhalb der durch Friedensschlüsse festgesetzten Gränzen, hätte demnach am Ende des Jahres 1843 die Anzahl von dreyundsechzig Millionen Seelen erreicht.

*) Krestinin, Nachrichten über die Samojeden in Busse's Journal von Rußland I. 375.

*) Schafarik, immer geneigt, die Slaven auch durch ihre Anzahl zu verherrlichen, rechnet im russischen Reiche 53,502,000; Berghaus hingegen sagt, die Slaven Rußlands betragen mehr als sechsundvierzig Millionen.

**) In der sogenannten Unabhängigkeitserklärung der Tscherkessen wird ihre Bevölkerung allein auf vier Millionen angegeben, was sicherlich bedeutend übertrieben ist. Neumann, Rußland und die Tscherkessen 67.

***) Alle deutsche Ackerbau treibenden Kolonisten in Rußland berechnet Herr Kohl (Reisen im südlichen Rußland I. 150) auf 250,000 Seelen, welche dem Staat ungefähr zwey Millionen Rubel eintragen sollen. Die reichsten sind am asowischen Meere; es giebt an der Molotschna Bauern, die Heerden von 20,000 Schafen besitzen.

Die Anzahl der Georgier und Armenier scheint zu gering angenommen; doch ist die Bevölkerung sicherlich nicht so bedeutend, wie die übertreibenden Nationalen behaupten. So sagen die Armenier gewöhnlich, ihre Nation belaufe sich auf neun Millionen, was auch Schafarik (Slavische Alterthümer I. 31) ihnen nachschreibt. Ich habe gute Gründe anzunehmen, daß das über die ganze Erde zerstreute Volk der Hait sich kaum auf zwey Millionen Seelen belauft. Der Herr Graf Serristori giebt in seinen Notes sur les provinces russes au-delà du Caucase, écrites dans les années 1823 et 1824, (Odessa 1829) folgende Bevölkerungslisten: Imiretien 125,000; Kartalinien, Kachetien und Somchetien 300,000; Scheki 100,000; Schirwan 125,000; Abscheron 5000; Kuba 46,000; Elisabethpol (Gendsche) 12,000; das Chanat Eriwan 120,000. Die Bevölkerung Abchasiens, wird hinzugefügt, sey unbekannt; in Mingrelien, Imiretien, Kachetien und Somchetien wohnten bloß Georgier. Hammer in den Wiener Jahrbüchern LXV. 21. Einer meiner Freunde, der sich längere Zeit in Constantinopel aufhielt, vortrefflich armenisch versteht und mit vielen Armeniern verkehrte, schätzt die ganze Anzahl der Armenier im türkischen Reiche nicht höher als auf ungefähr 90,000 Seelen, wovon 75,000 sich zur Nationalkirche und 15,000 zum Katholicismus bekennen mögen.

Neumann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

J. A. Cramer, Anecdota graeca e codd. Manuscriptis Bibliothecarum Oxoniensium. Vol. 4. Oxonii 1837.

Aben Mohamed Ben Ahmed Ebn El Awam Abu Zacaria Jahia Libro de agricultura, traducido al castellano y anotado por Don Josef Ant. Banqueri. T. 1. 2. Madrid 1802.

W. Colton, Visit to Constantinople and Athens. New York 1836.

Reise eines Norddeutschen durch die Hochpyrenäen in den Jahren 1841 und 1842. Th. 1. 2. Leipzig 1843.

Baron de Reiffenberg, Nouveaux souvenirs d'Allemagne. Vol. 1. 2. Bruxelles 1843.

J. Perkins, A residence of eight years in Persia among the Nestorians christians, with notices of the Muhammedans. Andover 1843.

E. Norder, Janus oder Erinnerungen einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. Th. 1 — 5. Hamburg 1836 — 1841.

Dr. J. F. Kniewel, Reiseskizzen, vornämlich aus dem Heerlager der Kirche, gesammelt auf einer Reise in England, Frankreich, Belgien, Schweiz, Oberitalien, Deutschland im Jahre 1842. Th. 1. Leipzig 1843.

Journals of the Mission. Isenberg and Krapf, Missionaries of the church missionary society, detailing their proceedings in the Kingdom of Shoa, and journeys in other parts of Abyssinia, in the years 1839, 1840, 1841 and 1842. London 1843.

Fred. Dubois de Montpéreux, Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases en Colchide et en Crimée. Vol. 6. Schluß des Textes. Paris 1843.

J. G. L. Dorst, Württembergisches Wappenbuch oder die Wappen des immatriculirten Adels im Königreiche Württemberg. Heft 1. 2. Halle 1843.

— —, Schlesisches Wappenbuch. Heft 1. 2. Görlitz 1843.

J. D. Gerlach, Die römische Censur in ihrem Verhältniß zur Verfassung. Basel 1843.

Dr. C. F. Geppert, Die altgriechische Bühne. Leipzig 1843.

G. F. Burkhardt, Handbuch der klassischen Mythologie nach genetischen Grundsätzen. Abth. I. Griechische Mythologie. Bd. 1. Die Mythologie des Homer und Hesiod. Leipzig 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Plantarum imagines et descriptiones Floram rossicam illustrantes. Confecit Dr. E. R. Trautvetter, Botanices P. p. o. in Univers. St. Vladimiri Kioviensi etc. etc., Fasc. I et II. Monachii 1844. Impensis auctoris. 4°. Cum tab. X lapid. incisis.

Wenn von der Flora des russischen Reiches als von einer selbstständigen Provinz in dem Gebiete der Pflanzenkunde gesprochen wird, so schließt man dabey gleichsam von selbst das große ebene oder hügelige Land aus, welches gegen Westen von Preußen und der Ostsee, gegen Norden von Lappland, dem weißen und dem Eismeere, gegen Osten vom Uralgebirge umgränzt, in seiner Pflanzenproduktion sich von der Flora Norddeutschlands und Scandinaviens kaum anders als nur durch noch verminderte Artenzahl unterscheidet und erst in seinem südlichen Theile, in den unteren Flußgebieten des Dniester, Dniepr, Dons und der Wolga einen gesteigerten Reichthum und differente Formen zeigt. Das europäische Rußland mit Ausnahme seiner südlichsten Provinzen erscheint in Beziehung auf seine Vegetation lediglich als eine homogene Fortsetzung der nordwestlichen europäischen Länder und die vielen schätzbaren Specialfloren, welche wir seit fast zwey Jahrhunderten nach und nach über einzelne Distrikte jenes Reiches erhielten, haben uns vielmehr Aufschlüsse über die Verbreitung der europäischen Pflanzenarten geliefert als ihre Anzahl vermehrt. Erst jenseits der Wolga und des Urals in dem unermeßlichen Gebiete Nordasiens, das gegen Norden vom Eismeere, gegen Osten von den Meeren von Kamtschatka und Ochozk umspült, gegen Süden endlich von der mächtigen Gebirgskette des Altai und seiner westlichen und östlichen Fortsätze umgürtet wird, tritt eine eben so eigenthümliche als reiche, wenn gleich noch an vielen Orten mit europäischen Arten gemischte Vegetation auf, deren südlicher Fortsetzung nachzugehen die bisherige feindselige Abgeschiedenheit des angränzenden chinesischen Reiches noch nicht gestattet hat. Diese nordasiatische Vegetation war denn auch gemeint, wenn früher von dem Reichthum der russischen Flora gesprochen ward, bis in neuerer Zeit auch die blühenden Länder um das schwarze und kaspische Meer mit den östlich anstoßenden Steppenstrecken als wieder differente Bestandtheile noch hinzu traten. Zwar verstrich noch mehr als ein Jahrhundert bis nach der ersten Entdeckung und Eroberung Sibiriens durch den Kosaken-Hetman Jermak Timopheyew i. J. 1584 Naturforschern gestattet war, die durch Kriegs-, Jagd- und Handelszüge eröffneten Pfade nach ihrer Weise zu begehen und weiter zu verfolgen, aber schon unter Peter dem Großen und seitdem unausgesetzt durch das ganze 18. und 19. Jahrhundert war die russische Regierung eifrig darauf bedacht, jene Gegenden auf das Sorgfältigste untersuchen zu lassen. Die zahlreichen zu diesem Behufe auf einander folgenden Expeditionen gaben ehrenvolles Zeugniß für die hiebey vorwaltende Tendenz des Gouvernements, welches neben der Erweiterung seines Bergbaues, Fischfanges und Pelzhandels die wissenschaftliche Bedeutung solcher Ausrüstungen in naturhistorischer, geographischer und ethnographischer Hinsicht nie aus den Augen ließ und in allen seinen Instructionen

hervorhob. Die Reihe der hiezu verwendeten Männer, die zum Theil Märtyrer ihres Forschungseifers wurden, begann, was Pflanzenkunde betrifft, noch unter Peter dem Großen mit Daniel Messerschmidt aus Danzig, der vom Jahre 1719 bis 1726 Sibirien durchzog. Gleichzeitig war Gottl. Schober südlich an die Ufer der Wolga, am das kaspische Meer und nach dem Nordwesten von Persien gesendet worden, während Joh. Christ. Buxbaum die Küsten des schwarzen Meeres und Klein-Asien bereiste. Auf sie folgten in Sibirien und den angränzenden Ländern Gerber und Heinzelmann, (deren Nachlaß mit dem von Messerschmidt und Schober J. Amann herausgab,) Bering, Steller, Krascheninnikow, J. G. Gmelin, J. Jak. Lerche, Sam. Gottl. Gmelin, Larmann, Lepechin, Güldenstadt, Falk, Georgi, Sievers, Hablizl und als der wichtigste unter Allen Sim. Pallas. Die erste umfassende Arbeit über die Flora von Sibirien lieferte J. G. Gmelin, der nicht abgeschreckt durch die Feuersbrunst, die i. J. 1738 ihm in Jakuzk alle seine seit dem J. 1733 erworbenen Herbarien und Manuscripte verzehrte, seine Sammlungen wieder ersetzte und bis zum Jahre 1743 bereicherte, dann aber von 1747—69 in 4 Quartbänden seine Flora sibirica (die letzten 3 Bände von seinem Neffen S. G. Gmelin besorgt) herausgab. Aber der erste Versuch zu dem großen Unternehmen, eine Flora des ganzen ungeheuren russischen Reiches mit Abbildungen herauszugeben, war Pallas vorbehalten, dessen Reisen fast alle Provinzen desselben umfaßt hatten. Leider erschienen nur 2 Bände dieser ausgezeichneten Arbeit. Der größte Theil der Pallas'schen Entdeckungen blieb auf diese Weise der gelehrten Welt verborgen und mußte im 19. Jahrhundert von den Männern erst wieder aufgefunden werden, welche nun die von ihren Vorläufern begonnenen Arbeiten fortsetzten und erweiterten. Es würde zu weit führen, hier die Namen aller derer aufzuführen, welche seither theils auf eigenen Reisen, theils durch die wissenschaftliche Bearbeitung von Sammlungen Anderer sich Verdienste um die Flora des außereuropäischen Rußlands oder der südlichsten europäischen Provinzen des Reiches erworben haben.*) Wir übergehen deßhalb selbst die in den letzten Decennien gelieferten großen monographischen Arbeiten über die Flora des Kaukasus, des Altai, der Baikal-Region, Dauuriens u. s. w., um zu bemerken, daß seit Pallas erst v. Ledebour im Jahre 1841 es wieder unternahm, eine Flora rossica sive Enumeratio plantarum in totius imperii rossici Provinciis europaeis, asiaticis et americanis hucusque observatarum, eine möglichst vollständige Flora der ganzen Monarchie aus diesen Materialien zusammenzustellen und durch seine eigenen reichen Beobachtungen und Entdeckungen zu ergänzen. Die Schwierigkeiten, eine solche Aufgabe für ein Reich zu lösen, welches lediglich als politische Einheit die differentesten Zonen und Klimate umfaßt und dessen Marken in drey Welttheilen stehen, sind an und für sich groß genug, aber bey Rußland steigern sie sich noch theils durch die immer fortschreitende Erweiterung der Gränzen, theils durch die fortwährende Ausbeutung des bereits erworbenen Gebietes, die noch weit von ihrer Vollendung steht. Aber eben deßhalb verpflichtet sich der hochverdiente Hr. Verf. das naturforschende Publikum auch zu doppeltem Danke, daß er so rasch und rüstig in seiner großen Arbeit fortfährt und uns mit Zuversicht hoffen läßt, in wenig Jahren eine Uebersicht des Pflanzenschatzes der ganzen russischen Monarchie zu besitzen, so vollständig als dieselbe am Schlusse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu erlangen war. Mögen dann reiche Nachträge die Zahl der Arten immerhin noch so beträchtlich erweitern, ihm bleibt für alle Zeiten das Verdienst, die Masse der bis zu seiner Zeit aufgehäuften Materialien zum Erstenmale in eine Einheit gebracht, und damit zugleich auf die noch vorhandenen Lücken aufmerksam gemacht und deren Ausfüllung angebahnt zu haben.

Zu letzterem Zwecke liefern die oben angeführten Imagines et Descriptiones des Herrn Profes-

*) Wie Adams, Besser, Marschall v. Bieberstein, Bongard, v. Bunge, v. Chamisso, Eichwald, Erdmann, Eschscholz, F. Fischer, Gebler, Hoffmann, Hohenacker, Karelin, v. Ledebour, Lessing, Mertens, C. A. Meyer, v. Nordmann, Parrot, Postels, Rupprecht, Schrenk, Steven, Trautvetter, Trinius, Turczaninow u. A.

sor Trautvetter in Kiew einen sehr schätzbaren Beytrag. Der Herr Verfasser beabsichtiget, in derselben diejenigen russischen Pflanzen, welche noch gar nicht oder nicht genügend abgebildet sind, in Original-Umrissen mitzutheilen und durch Beschreibungen zu erläutern. Er steckt seinem Unternehmen, welches demnach eine Iconographia florae rossicae beabsichtiget, vorläufig keine Gränzen weder in Beziehung auf den Umfang, noch durch eine bindende systematische Reihenfolge und sucht das Werk durch die Wohlfeilheit des Preises so viel möglich allen Freunden der Pflanzenkunde zugänglich zu machen. Indem wir aber alles dieses mit dem größten Danke anerkennen, können wir doch auch den Wunsch nicht verhehlen, daß auf die Ausführung der Tafeln, besonders der Analysen mehr Sorgfalt in Rücksicht auf die Darstellung der Details verwendet seyn möchte. Wir sind mit dem verehrten Herrn Verf. darin ganz einverstanden, daß das Koloriren von Pflanzenabbildungen eigentlich nur Luxussache und oft sogar bey nicht strenger Gewissenhaftigkeit der Wissenschaft eher nachtheilig als nützlich sey; aber andererseits glauben wir auch, daß lediglich schwarze Umrisse besonders in den Analysen wenigstens für schwierige oder artenreiche Gattungen nicht mehr zu sicherer Unterscheidung ausreichen. Unter den vorliegenden Tafeln ist uns dieses besonders bey Tab. 6, 7 und 8 fühlbar geworden. Indem wir aber dieses Bedenken äußern, verkennen wir auch die großen Schwierigkeiten nicht, welche der Hr. Verfasser bey der isolirten Lage und Entfernung seines Wohnortes in Herausgabe eines Kupferwerkes zu überwinden hat und die solche Gebrechen fast unvermeidbar machen. Im Uebrigen ist die Ausstattung des Werkes in jeder Weise genügend und wir sehen der Fortsetzung mit Verlangen entgegen.

Die vorliegenden beyden Hefte enthalten 10 Tafeln (5 Tafeln bilden jedesmal ein Heft) und stellen dar: Tab. 1. Fritillaria Dagana Turcz. aus Transbaikalien. 2. Plecostigma pauciflorum Turcz. (Tulipa ornithogaloides Fisch.) von Baikal und der Angara. 3. Allosurus minutus Turcz. Eben daher. 4. Corylus heterophylla Fisch. vom Argun. Die Pflanze ist in Beziehung auf ihre Verbreitung interessant, da sie auch im v. Siebold'schen Herbarium aus Japan vorliegt. 5. Betula Gmelini Bunge aus Daurien. 6. Thujaecarpus juniperinus Trautv. aus den kaukasischen Gebirgen (Junip. oblonga M. Bieb.). Der Herr Verfasser trennt die Pflanze von Juniperus, weil die Schuppen des weiblichen Zäpfchens nicht wie bey letzteren zur Reife in eine Scheinbeere verwachsen, sondern zwar fleischig werden, aber bis zur Hälfte ihrer Höhe hinab von einander getrennt bleiben und die Samen deshalb frey stehen. Diese Abweichung von den übrigen Juniperus-Arten rechtfertigt allerdings die Aufstellung einer künstlichen Gattung, die aber dadurch noch sehr merkwürdig würde, wenn, wie der Text es angiebt, die Samen mit den Fruchtschuppen alternirten, statt wie bey allen übrigen Coniferen ihnen gegenüber zu stehen. 7. Cupressus americana Trautv. Von der Insel Sitcha an der Nordwestküste von Amerika und früher von Bongard als Thuja excelsa aufgeführt. Der Herr Verfasser weist aus der schildförmigen Gestalt der Fruchtschuppen nach, daß die Pflanze eher zu Cupressus als zu Thuja gezählt werden müsse. Doch weicht sie auch von ersterer Gattung durch nur zwey breitgeflügelte Samen in der Achsel jeder Schuppe ab und scheint so zu dem von uns aufgestellten genus Retinispora (Flora japon. II. p. 36. Tab. 121—23) zu gehören, welches demnach von Japan nach der amerikanischen Küste übersetzte. Nur fehlen die Harzstreifen auf der Samenschale, die den japanischen Arten zukommen. 8. Ribes pulchellum Turcz. aus der chinesischen Mongolei. 9. Statice graminifolia Ait. aus den Wolga-Steppen. 10. Orithya nutans Trautv. (Ornithogalum uniflorum Bess.) von der Angara.

Dieses der Inhalt der ersten beyden Hefte. Möge ein der Wichtigkeit so wie dem billigen Preise des Werkes entsprechender Absatz den Herrn Verfasser ermuntern, so rasch als möglich in seinem verdienstlichen Unternehmen fortzufahren!

Z.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Dr. Ed. Burckhardt, Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit von der Stiftung der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelm III. 1815 — 1840. Abth. II. Lief. 7—9. Schluß des Werkes. Leipzig 1843.

Alb. Forbiger, Handbuch der alten Geographie aus den Quellen bearbeitet. Bd. 2. Schluß. Leipzig 1844.

Ad. Fergnson, The history of the progress and termination of the roman republic. Philad. 1838.

Dr. A. Wittich, Erinnerungen an Lissabon. Berlin 1813.

Juan de Echeverria, Paseos por Granada y sus contornos o descripcion de sus antiguedades. Vol. 1. 2. Granada 1814.

Bernardo Desclot, Relacion historica de la famosa invasion del exercito y armada de Francia en Cataluña en 1285. Madr. 1793. 4.

Censo de poblacion de las provincias y partidos de la corona de Castilla en el siglo XVI. Madr. 1829. fol.

Melch. Delfico, Memorie storiche della republica di San Marino. Capolago 1842.

Carlo Cuneo, Memorie sopra l'antico debito publico, mutui e banca di S. Georgio in Genova. Genua 1842.

Louis Blanc, Histoire de dix ans. 1830 — 1840. Vol. 4. Paris 1843.

Thomas Carlyle, The French Revolution. Vol. 1 — 3. London 1842.

M. Tournois, Histoire de Louis-Philippe-Joseph, duc d'Orléans et du parti d'Orléans dans ses rapports avec la révolution française. Vol. 1. 2. Paris 1840 — 43.

Ph. Jaffé, Geschichte des deutschen Reiches unter Lothar dem Sachsen. Gekrönte Preisschrift. Berlin 1843.

D. E. Willkomm, Sagen und Mährchen aus der Oberlausitz. Th. 1. 2. Hannover 1843.

Lübeckisches Urkundenbuch. Mit 1 Facsimile und 1 Siegeltafeln. Lübeck 1843. 4.

Dr. Jos. Aschbach, Geschichte der Grafen von Wertheim von den ältesten Zeiten bis zu ihrem Erlöschen im Mannsstamme im Jahre 1556. Aus den urkundlichen Quellen bearbeitet. Th. 1. 2. Frankf. 1843.

Tombleson, Upper Rhine. London 1840.

Dr. Steiner, Ludewig I. Großherzog von Hessen und bey Rhein, nach seinem Leben und Wirken. Offenbach 1842.

G. W. Leibnitz, Gesammelte Werke aus den Handschriften der k. Bibliothek zu Hannover, herausgegeben von G. H. Pertz. 3. Folge. Geschichte. Bd. 1. Hannover 1843.

L. Graf von Thun, Die Stellung der Slowaken in Ungarn beleuchtet. Prag 1843.

Chr. A. Peschcck, Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Nach Urkunden und seltenen gleichzeitigen Quellen bearbeitet. Bd. 1. Vorgeschichte bis 1621. Leipzig 1844.

Oesterreich im Jahre 1843. Hamburg 1843.

F. W. Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern. Th. 1. Bd. 1. vom Auftreten der Hohenzollern in der Mark Brandenburg (1411) bis zur Rückkehr Bogislaws X. vom heil. Grabe (1498). Hamburg 1843.

J. G. Hoffmann, Sammlung kleiner Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts. Berlin 1843.

Dr. J. N. Buchinger, Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof von Würzburg und Herzog von Franken. Lief. 1. 2. Würzburg 1843.

Dr. F. C. Hirst. De levens-geschiedenis van Orland de Lassus. S Gravenhage 1841.

Chr. Mor. Engelhardt, Naturschilderungen, Sittenzüge und wissenschaftliche Bemerkungen aus den höchsten Schweizeralpen in Süd-Walis und Graubündten. Basel 1840.

Collection de Chroniques Belges inédites. Les gestes des Ducs de Brabant, en vers Flamands du quinzième siècle, publiés par J. F. Willems. T. II. Bruxelles 1843. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juny.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Der Organismus der philosophischen Idee in wissenschaftlicher und geschichtlicher Hinsicht. Von Dr. Joseph Hillebrand. (Ὁ μὲν φιλόσοφος περὶ τὰς ἰδέας σπουδάζει. Aristotel. Problem. XXX. 9.) Dresden und Leipzig. 1842.

Philosophische Systeme sind Versuche, die Einheit zu denken, in der Alles beschlossen und begriffen ist. Eine solche allumfassende Einheit, alles Seyns und Denkens Principium kann in Wahrheit nur ein Wesen seyn, was, in sich selber vollkommen, sich selbst denkend und wollend, um seiner Liebe genug zu thun, eine Welt erschafft zu seiner selbst Darstellung. Denn nur ein solches Wesen kann als ursprünglich und ewig, als selbstständig bestehend und sich selbst bestimmend, als sich selbst mittheilend und sich selbst verherrlichend gedacht werden. Nur die allumfassende Fülle erklärt die Mannigfaltigkeit der einzelnen Wesen, Thatsachen und Erscheinungen; nur in der Idee der göttlichen Vollkommenheit sind die Thathandlungen des Geistes und die Harmonie der sittlichen Welt beschlossen und begriffen.

Indessen da jeder Allgemeinbegriff, jede Kategorie der Natur und des Geistes als in dieser Einheit begriffen, dieser Universalität in mittelbarer Weise theilhaftig wird und von jedem Einzelnen aus die Zusammengehörigkeit aller Einzelnen angeschaut werden kann, ist eine unendliche Mannigfaltigkeit von Anschauungsweisen und Denkprincipien möglich, die ebenso relativ wahr, als sie einseitig und beschränkt sind. Die Geschichte der Philosophie ist die Entwicklung und Darstellung dieser Mannichfaltigkeit, welche unter einem höheren Gesetze steht, unter einem Gesetze, das allen in der geschichtlichen Bewegung begriffenen mehr oder weniger verborgen bleibt.

Die herrschende Kategorie der neuern Philosophie war bis jetzt der Gegensatz von Denken und Seyn. So gewiß dieser Gegensatz relativ wahr ist und so gewiß das Bewußtseyn über diesen Gegensatz in der kritischen Philosophie und in der Philosophie der Identität zu den wichtigsten Entdeckungen geführt und uns zur Selbsterkenntniß gebracht hat, so ist er doch ein beschränkter und, für sich fest gehalten, ein beschränkender Gesichtspunkt. Den Gedanken oder das Seyn einerseits zu isoliren und sie andererseits zum Principe der Welt zu machen, ist der vollständigste Widerspruch: das Seyn als abstractes Object ist vollkommen unfähig, Freyheit und Wahrheit zu erzeugen, und der abstracte Gedanke ebenso unfähig, Leben hervorzubringen und Seligkeit.

Aber auch die Einheit von Denken und Seyn ist noch nicht der höhere Gesichtspunkt, den wir suchen, — wir suchen die selbstständige Einheit, in welcher die Identität von Seyn und Denken begründet ist, die Idee selbstständiger Genugsamkeit. Die Identität von Denken und Seyn, der Gegensatz von Freyheit und Nothwendigkeit sind Kategorien und Probleme, deren Lösung vorzugsweise der Vergangenheit angehört; wir suchen die Einheit der Freyheit und der Liebe, die Einheit der Wahrheit und des Friedens.

J. G. Fichte und Hegel haben das Ich, die absolute Thätigkeit, die Subjectivität, den reinen Gedanken — das eine Moment jenes Gegensatzes — zum Principe gemacht. Wir erkennen den Gedanken an als Urheber und Gesetzgeber der Welt, als selbstständigen Endzweck der Freyheit — aber nicht dem Gedanken im Sinne jenes Gegensatzes, nicht dem abstracten Gedanken können wir die Prädikate der Ursprünglichkeit, der Selbstständigkeit und Selbstbestimmung beylegen, sondern, daß der Gedanke Urheber der Welt sey, dazu ist erforderlich, daß er in seiner ewigen Einheit mit der Liebe gedacht, daß er im unendlichen Geiste begriffen werde. Der Gedanke ist Princip der Welt als Gedanke der göttlichen Liebesvernunft, als der Geist der göttlichen Wahrheit.

Der Verf. aber folgt Fichte und Hegel. Er macht, wie er sagt, den Versuch „das philosophische Denken nach seiner selbstinnerlichen und nothwendigen Entwicklung und Bestimmung, sowohl in wissenschaftlicher, als auch und zwar vornämlich in geschichtlicher Beziehung vorzuführen.“ Die philosophische Idee ist ihm „das absolute Denken, der Geist, in so fern er als freye Subjectivität den reinen Begriff des Seyns sucht.“ Der Ausgangspunkt ist ihm der Gedanke der absolut thätigen Subjectivität, wie er auch in früheren Schriften (S. Philosophie des Geistes p. 65) den Geist als das „subjective Seyn, in so fern es sich selbst als Objectivität hat und seine eigenen Bestimmungen an sich setzt,“ bestimmt. Für den Verf. ist die „absolute Thatsache, d. h. diejenige, welche keine Voraussetzung hat, als sich selbst, der reine Gedanke, denn alle andere Thatsächlichkeit, innerliche wie äußerliche, wird von ihm erst als solche gesetzt und bestimmt, während er ursprünglich nur sich selber setzt.“ „Er bildet die höchste und letzte Instanz, von welcher jede gegebene Wirklichkeit das Recht der Wahrheit zu erwarten und zu nehmen hat. Als absolute Thatsache enthält derselbe aber auch wesentlich die absolute Position, oder, indem er sich schlechthin setzt, setzt er auch das Seyn. Er ist hiemit zugleich auch sein absoluter Anfang, und in diesem eben so sehr seine Unmittelbarkeit, als Mittelbarkeit, denn in seiner schlechthinigen Selbstbejahung liegt die Nothwendigkeit, auch schlechthin sich auf sich selbst zu beziehen.“

Es ist eine grundfalsche Vorstellung, daß der „reine Gedanke“ einer Voraussetzung, eines prius nicht bedürfe. An sich selbst und für sich isolirt kann der reine Gedanke nicht gedacht werden, — ein solcher abstracter Gedanke als für sich bestehend ist ganz undenkbar: er ist nur denkbar als die Thätigkeit, als die Selbstbestimmung, als die Selbstbethätigung eines Wesens, das in sich selbst befriedigt ist, das Gedanke ist, indem es Friede ist, das denkt, indem es liebt. Diese ursprüngliche Einheit des Gedankens und des Gefühls, der Freyheit und der Liebe, welche das prius und die Voraussetzung für den Gedanken ist, wird durch jede psychologische Erfahrung bestätiget, durch jedes ethische Postulat bewiesen: der große, der gute, der hochgesinnte Mensch ist die ebenbildliche Darstellung jener ursprünglichen Einheit. Nur die Liebe macht uns frey, die Hingebung, die Selbstvergessenheit, die Selbstaufopferung. — Platon erfüllt diese höheren Forderungen an ein wahres Principium in der Idee des Guten. Die Idee des Guten (Republ. VI. und VII. Phileb.) sey der Gedanke, auf den Alles bezogen werden müsse, alles Rechten und Schönen Grund, in der sichtbaren Welt das Licht, in der übersinnlichen Welt Wahrheit und Vernunft hervorbringend. Wie die Sonne dem, was wir sehen, nicht nur die Fähigkeit, gesehen zu werden, mittheilt, sondern auch Leben, Wachsthum und Gedeihen, so sey die Idee des Guten für das Erkannte nicht nur der Grund der Erkennbarkeit, sondern auch seines Seyns und Wesens Grund; das Wesen aber ist nicht selbst das Gute, sondern das Gute ist erhabener, ehrwürdiger und mächtiger, als das Wesen.

Bey dieser dialektisch unrichtigen Vorstellung und Voraussetzung ist „das Absolute“ nach dem Verf. „die in der Universalität der Wirklichkeit vermittelte Identität der Allgemeinheit und Besonderheit des Seyns, oder die in ihrer vollen Concretion sich selbst adäquate absolute Thätigkeit, die in der Wirklichkeit schlechthin vollkommene Thätigkeit.“ Wenn auch der Verf. fortfährt, das Absolute könne

weder eine reine Abstraction, noch eine isolirte Concentration seyn, so reicht, bey jenen Voraussetzungen, diese Bestimmung nicht hin, den Begriff des Absoluten wahrhaft und wirklich d. h. dem Gehalte nach zu erweitern. Der gehaltvolle Begriff des Absoluten ist der Begriff der Vollkommenheit; der Begriff der Vollkommenheit aber wird durch die Dialektik des Verf. auf den Begriff der Realität reducirt. Das „Absolute" ist nicht dadurch das Vollkommene, daß es Alles, was zu ihm gehört, was von ihm ausgehen kann, seine ganze Möglichkeit als Wirklichkeit affirmirend von sich aus setzt und zu seiner Bestimmung hat, u. s. f. — sondern vollkommen ist Gott, so fern er die Wahrheit ist, die Heiligkeit, die Liebe, die Seligkeit. Auf diese gehaltvollen Bestimmungen kommt es an.

Nach den Principien des Verf. beginnt der „wissenschaftliche Organisationsproceß" mit der „abstracten Selbstbestimmung der Idee oder mit dem reinen Selbstanfange und der allgemeinen Selbsterfassung des Denkens, gewissermassen (!) mit dem Denken des Denkens." „Der nächste Fortschritt ist sodann dieser, daß sich die Idee zur objectiven Bestimmtheit bringt, d. h. die Natur als Moment ihrer Selbstbestimmung nimmt und an derselben ihre abstracten Kategorien realisirt findet." „Die dritte Richtung erweist sie darin, daß sie sich in ihrer eigenen Subjectivität bestimmt, d. h. sich selbst als freye Wirklichkeit faßt, somit eben so sehr ihre abstracte Allgemeinheit als ihre objective Naturbestimmtheit an sich aufhebt und sich als Einheit beyder, damit aber als die positive Existenz der Freyheit, als das sich selbst setzende und selbst bewußte Seyn begreift." „Die Wissenschaft der Idee zertheilt sich also in drey Wissenschaften: I. Dialektik, II. Naturgeschichte, III. Geistesphilosophie."

Ist diese Systematisation eine reale, im Wesen der Natur und des Geistes begründete? Sie ist vielmehr nur die Darstellung und Entfaltung der Idee in dem abstracten Sinne, in welchem der Verfasser die Idee faßt. Die Idee ist in Wahrheit nicht bloß formelle Selbstbejahung, sondern Act des Geistes, der sein Wesen selbst bezeugt, — der Act, in welchem der Geist sich seines Wesens bewußt wird. Des Geistes Wesen aber ist Einigkeit seiner mit sich selbst, gehaltvolle, friedensvolle Einigkeit, Einheit der Freyheit und der Liebe. In diesem Sinne ist die Idee des Geistes Selbstbewußtseyn, — nicht ein abstractes Wesen ohne Leben und Productionskraft, sondern der Grund und die Macht der Wirklichkeit.

Der Verf. sagt: „Der Begriff der Dialektik hat die Bedeutung des sich selbst zu seinem reinen Selbstbewußtseyn vermittelnden und so sich in seinen eigenen Bestimmungen begreifenden Denkens." Die Dialektik umfaßt zwey besondere Seiten, als die speculative Dialektik das allgemeine Princip der Wahrheit, als die methodische Dialektik die allgemeine Form derselben. Die methodische Dialektik umfaßt den logischen Proceß, die logischen Gesetze und die logischen Formen; die speculative die Begriffe Seyn, Werden und Wirklichkeit.

Nun sind zwar Seyn, Werden und Wirklichkeit, wie alle Kategorien der objectiven Welt, indem sie dieß sind, zugleich Formen des Gedankens; wie Cartesius gesagt hat: „Verum existimo etiam rebus inesse necessario illud omne, quod in illarum ideis reperitur" — und Spinoza: „Ordo et connexio idearum idem est, ac (atque) ordo et connexio rerum." Diese Einheit der Idee und der Dinge beruht auf einem selbstständigen Grunde, sie ist im Wesen des Geistes begründet, des concreten, Seyn und Denken umfassenden Geistes. Wie aber Seyn, Werden und Wirklichkeit Bestimmungen des reinen Gedankens, wie der Verf. ihn faßt, ohne ihn aus einem selbstständigen Princip abzuleiten oder als selbstständig nachzuweisen, wie jene Kategorien Bestimmungen des reinen Gedankens seyen, aus dem reinen Gedanken hervorgehen sollen, hat der Verf. nicht gezeigt. Denn die allgemeine Bestimmung, daß im reinen Gedanken das Denken sich als Seyn bestimme (sich also bestimme als das, von dem abstrahirend er geworden ist, was er ist) — ist nur eine scheinbare Lösung dieses Problems.

Wie in der speculativen Dialektik die philosophische Idee als der Gedanke der ontologischen Wesenheit aufgezeigt wird, so bestimmt sie sich

nach dem Verf. in der methodischen Dialektik als allgemeine Form der Wahrheit, als ihre eigene Regel in der Vermittlung der Wahrheit. Der Begriff ist demnach „das Resultat der absoluten Selbstthätigkeit des Denkens.“ In dieser Sphäre unterscheidet des Verf. dialektischer Scharfsinn 1) die Selbstbewegung des Denkens oder den logischen Proceß, 2) die Selbstgewähr des Denkens oder die logische Gesetzmäßigkeit, 3) die Einheit des Gedankens mit sich selbst oder die Form. Der logische Proceß beginnt in der logischen Thesis, im Entschluß zum Gedanken, in der logischen Absicht, — setzt sich fort in der logischen Antithesis, in der Auflösung der reinen Thesis in der Reflexion, in der dialektischen Beziehung der Subjectivität des Denkens auf ihre objective Bestimmtheit, — und findet seinen Abschluß in der logischen Synthesis, in der Selbsteinigung des Denkens als nothwendiges Resultat seiner Selbstvermittlung. „Die logische Synthesis ist deßhalb auch die eigentliche Abstraction, indem das Denken in ihr die Vereinzelung der Bestimmungen, die reflexive Gegenüberstellung als solche aufgiebt und somit von seiner Bestimmtheit im Einzelnen absieht, um sich als immanente Totalität zu haben.“

Als ein Beyspiel, wie sich der „logische Proceß“ im concreten Geiste darstellt, diene die Lehre von der Kunst. „Die dritte Richtung der psychischen Subjectivität betrifft die Wesenbedeutung der Form und ist als Phantasie bezeichnet worden. Die objective Construction der subjectiven Phantasie vollzieht sich in der Kunst.“ „Der wahre Endzweck der Kunst besteht demnach darin, die Idee als den substantiellen Endzweck aller natürlich-existentiellen Unmittelbarkeit in dieser selbst zur Erscheinung zu bringen. Die Kunst ist mithin die Idee oder die Freyheit in ihrer Selbstverwirklichung. Die wesentlichen Factoren der Kunst sind die ideale Substanz und die Individualisirung derselben in concreter Form oder die Gestaltung. In der organischen Einheit beyder beruht die wahre Kunsthandlung — die Poesie.“ — „Die Wissenschaft der Kunst hat, nachdem sie den Begriff derselben im Allgemeinen bestimmt hat, noch die weitere Aufgabe, jenen Proceß auch an ihr als wesentlich aufzuweisen.“ Die künstlerische Thesis, der ideale Anfang und Ausgang der Kunst ist nun dieß, „daß die Idee rein mit sich selbst anfange oder von sich aus die Hineinbildung in die sinnliche Existenz motivire, mit andern Worten, sich als das Princip ihrer objectiven Versinnlichung oder sinnlichen Construction bejahe,“ — „damit die Idee sich als ihre eigene sinnliche concrete Gegenwart habe, und somit ihre Allgemeinheit als das Wesen der formellen Unmittelbarkeit wahrhaft setze.“ „Die Kunstthesis hat nun ihre wesentliche Bestimmung in der Conception,“ die „mit der Erfindung zusammenfällt.“ „Aus diesem Selbstanfange drängt sich die Kunstidee aber von selbst fort zur Entwicklung ihrer besondern objectiven Momente, zur concreten Gliederung ihrer Allgemeinheit. Hierin liegt die Bedeutung der künstlerischen Antithesis. Da nun dieselbe ganz eigentlich (?) die Vermittlung der wirklichen Kunstgestalt enthält, so fallen in ihren Kreis alle diejenigen Beziehungen, welche als wesentliche Bestimmungen der idealen Wicklichkeit gelten müssen, der Kunststoff, die Specification, die Technik, die künstlerische Synthesis aber ist die immanente Totalisirung der gesammten Kunsthandlung in der Existenz des Werkes.“

Zur hauptsächlichen Aufgabe seiner Darstellung macht der Verf. den „historischen Organismus der philosophischen Idee.“ „Die Geschichte der Philosophie ist aber wesentlich systematische Entwicklung, als die Philosophie an sich selbst. Die Idee bleibt sich selbst Princip und Substanz in dem zeitlichen Fortschritt ihrer Selbstbestimmung, sie ist hiemit ihre eigene Immanenz in diesem Processe und so auch ihr eigener Organismus.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juny.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Der Organismus der philosophischen Idee in wissenschaftlicher und geschichtlicher Hinsicht.

(Schluß.)

Nachdem eine solche Construction der Geschichte der Philosophie von Mehreren war gefordert und versucht worden, — begann eine neue Epoche für die Geschichte und Philosophie durch Hegel, der nicht nur die Geschichte der Philosophie in sich selbst als eine systematische Entwicklung faßte, sondern auch in der Aufeinanderfolge der Systeme die Entwicklung der logischen und metaphysischen Kategorien darzustellen unternahm. Gewiß! die Principien der philosophischen Systeme entsprechen in ihrer geschichtlichen Aufeinanderfolge und ihrer innern Entwicklung den Kategorien der Metaphysik und der Logik, — sie sind die Momente einer Totalität, die in sich selbst ebenso eine Einheit ist, als sie einen unendlich reichen Gehalt aus sich entwickelt: und Hegels Darstellung der Geschichte der Philosophie verdient durch die kühne Consequenz, mit welcher diese innere Einheit der Geschichte der Philosophie festgehalten ist, jedem ähnlichen Constructionsversuche vorgezogen zu werden. Aber derselbe Grundirrthum, der andern constructiven Darstellungen zu Grunde liegt, ist auch in Hegels Geschichte der Philosophie die herrschende Voraussetzung, — ein Princip, welches gerade das, was es hervorgebracht, selbst wieder aufhebt. Der Widerspruch zwischen der Unendlichkeit des Gegenstandes und der Beschränktheit jedes geschichtlich besondern Gesichtspunktes macht alle diese Darstellungen so sich in sich selbst widersprechend: von einem beschränkten Gesichtspunkte aus wollen sie die Totalität der Geschichte überschauen und zwar jedes Einzelne in der Ordnung und Stellung erblicken, die es an sich hat. Die Totalität der Geschichte in ihrer harmonischen Vollendung zu schauen, ist nur des allwissenden Gottes. Uns ist gegeben, die göttliche Wahrheit zu lieben, an sie zu glauben, nach ihr zu streben, sie zu erkennen; wir erkennen sie aber jeder in einer beschränkten Form, aus einem besondern Gesichtspunkte. — Die Principien der philosophischen Systeme sind die besondern Kategorien, durch welche wir die Wahrheit denken, uns anschaulich machen und darstellen. Den vollständigen Zusammenhang und die innerlich vollkommene Einheit aller dieser Principien zu erkennen, war Hegel unmöglich, weil er selbst nur ein beschränktes Princip zu Grunde legte, das ganz unfähig ist, die Mannigfachheit der physischen und metaphysischen, der logischen und ethischen Kategorien zu umfassen. Die Idee der hegelischen Logik, welche auch in der Geschichte der Philosophie sich selbst gewinnen und hervorbringen, sich selbst darstellen und beweisen soll, — wie sollte dieß Princip der absoluten Formthätigkeit, der absoluten Negativität, in lebendiger Entwicklung den Stoicismus in sich begreifen, und überhaupt ethische Systeme erklären, wie sollte dieß Princip die Forderungen einer lebendigen Wissenschaft der Wahrheit in sich aufnehmen, wie sollte es selbst eine Zukunft verheißen, Gewähr leisten für eine geschichtliche Fortbildung der Wissenschaft? Die Geschichte der Philosophie, aus dem Gesichtspunkte der hegelischen Logik, dem Gesetze der hegelischen Logik unterworfen, kann uns nicht befriedigen, weil sie nur eine einseitige, beschränkte

Ansicht der Geschichte gewährt. „So lange die Geschichte der Philosophie nicht abgelaufen (sagt Brandis, Handb. der Gesch. der griechisch-römischen Philosophie S. 13), vermag eines ihrer Systeme weder die Gesammtheit der Resultate philosophischer Forschung als vereinzelte Momente vollständig in sich zu vereinigen und jedem die ihm zukommende Stelle anzuweisen, noch uns in den Stand zu setzen, auch nur die hauptsächlichen Theorien in ihrer Bestimmtheit hinlänglich zu begreifen und zu beurtheilen. Gerade darum ist Geschichte der Philosophie eine nothwendige Ergänzung aller Speculation, weil sie den Kreis der zu behandelnden Probleme erweitert, uns veranlaßt solche, die der gegenwärtigen Philosophie abhanden gekommen oder zu sehr in den Hintergrund getreten sind, wiederum ans Licht zu ziehen, selbst veraltete Methoden hie und da von neuem zu versuchen, und zu umsichtig unbefangener Beurtheilung sowohl eigener als fremder Gedankenreihen uns anleitet.“

Der Verf. aber läßt sich genügen an abstracten Principien, an der νόησις νοήσεως. „Der Geist, als die Subjectivität des Seyns und damit die Freyheit, sucht eben in der Philosophie sich als diese Subjectivität des Seyns, nicht bloß an, sondern auch für sich d. h. sich als das freye Seyn selbst zu begreifen, oder das reine Wissen, die subjectiv-objective Selbsterkenntniß des Geistes, die νόησις τῆς νοήσεως, ist das nothwendige Ziel aller Philosophie.“ Wie das Princip, so die Eintheilung. „Es ergiebt sich hieraus (hieraus?), daß der Geist in seinem historischen Processe sich zuerst als die unmittelbare Einheit mit der Realität hat, sich gleichsam als seine reine Thesis des Seyns selbst geltend macht, daß er sodann zu der abstractiven Selbstbestimmung übergeht, d. h. sich mehr oder minder in abstracter Subjectivität und reflexiver Antithese setzt, und daß er endlich die Einheit seiner und des Seyns in der Weise selbstbewußter Bestimmtheit zu erfassen strebt oder sich zur freyen Synthesis des Denkens und Seyns erhebt.“ Dieser „allgemein typische Cursus“ ist, so wie man sich von selbst vorstellt, durchlaufen, und der „philosophische Beruf der Gegenwart scheint der zu seyn,“ — „die mannichfaltigen Bestimmungen, welche sich der freye Gedanke in der Consequenz seines Fortschrittes gegeben hat, unter verschiedenen Gesichtspunkten auf einander zu beziehen“ u. s. f.

Warum sollte das reine Wissen, die νόησις τῆς νοήσεως das Ziel der Philosophie seyn? Indem wir erkennen, wollen wir nicht die νόησις allein erkennen, sondern auch das Wesen der Liebe, des Friedens, der Seligkeit, und um die Kategorien dieser entgegengesetzten Ordnungen, des selbstthätigen und des im eignen Frieden ruhenden Geistes zu begreifen, müssen wir den Geist denken in seiner persönlichen Einheit und lebendigen Wahrheit. Der Philosophie Ziel, das Ziel der Geschichte der Philosophie ist nicht jenes reine Wissen des Wissens, sondern Erkenntniß und Gefühl Gottes, seiner Freyheit und Liebe, seiner Seligkeit und Genugsamkeit, und Erkenntniß der Welt als seines Geistes Schöpfung.

In solchem abstracten Sinne stellt der Verf. die Geschichte dar; und wenn er auch im Allgemeinen die Nothwendigkeit, die im Wesen der Geschichte liegt, das die innere Geschichte durch eine äußere zu ergänzen ist, zugiebt, wenn er auch sagt, daß die wahre constructive Methode der Geschichte der Philosophie nothwendig diese zwey Momente enthalte, das speculative wahrhafter Erfassung der Immanenz der Idee in ihrer Entwicklung, und das empirische richtiger Erkenntniß der historisch concreten Bestimmtheit derselben, — so hat dieses Zugeständniß doch keinen wesentlichen Einfluß auf seine Darstellung. Er sagt, daß „die psychologische Eigenthümlichkeit der individuellen Repräsentanten der Philosophie mitstimmt,“ dürfe nicht unbeobachtet bleiben. In Wahrheit aber hat die „psychologische Eigenthümlichkeit,“ und die sittliche Gesinnung und der sittliche Charakter der Philosophen für die Geschichte der Philosophie nicht nur diese untergeordnete Bedeutung, sondern diese sittlichen Persönlichkeiten sind ein wesentlicher Theil dieser Geschichte. Der charaktervolle, der gesinnungsvolle Mensch stellt in sich selbst, im lebendig persönlichen Bilde vor, was er denkt, was ihm Wahrheit ist. Anaxagoras, Heraklit und Sokrates, Jakobi und Fichte sind Ebenbilder der Tugend, wie ein Jeder von ihnen sie begriff und erkannte. Philosophische

Ueberzeugungen müssen sich in sittlichen Charakteren darstellen und bewähren; wenn Sokrates sagt, daß er lieber sterben wolle, als seinen Beruf zur Wahrheitsforschung verläugnen, so ist dieser Muth des Todes ein specifisch anderer Todesmuth, als der des Achilleus, der sterben will, um Patroklos zu rächen, als der des Mucius, der zum Tode entschlossen ist, um Rom zu befreyen. Der Muth des Weisen ist ein anderer, nicht ein leidenschaftsloser, denn auch in ihm wirkt ein Affect, die uneigennützigste, die mächtigste und beglückendste Leidenschaft, die Liebe der Wahrheit.

Von des Verfassers Princip aus ist es eine Inconsequenz, daß er, wie Andere nach ihren Principien mit Fug und Recht gethan haben, die antike Philosophie nach den aus dem Gesichtspunkt des Verfassers unwesentlichen Gesichtspunkt der Nationalität in die Periode der rein nationalen griechischen Philosophie und in die Periode der griechischen Philosophie in ihrer Auflösung eintheilt. In der ersten Periode unterscheidet er drey Epochen: 1) die ontologisch-kosmologische Stellung der philosophischen Idee bey den Griechen und zwar a) den Standpunkt der materiellen Objectivität in Thales, Anarimander und Anarimenes, b) den Standpunkt der abstract ideellen Ontologie bey den Pythagoräern und den Eleaten, c) den Standpunkt der ontologisch-objectiven Vermittlung bey Heraklit, den Atomistikern, Empedokles und Anaragoras. — 2) Die Epoche der theologisch-anthropologischen Stellung der Idee: a) den Standpunkt des anthropologischen Subjects bey den Sophisten, b) den Standpunkt der anthropologischen Subjectivität als solcher in Sokrates und den Sokratikern, — 3) die Epoche der ideologisch-theologischen Stellung der Philosophie und zwar a) den transcendent-theologischen Idealismus Platons, und b) den immanent-theologischen Idealismus der aristotelischen Philosophie. In der Periode der Auflösung der griechischen Philosophie unterscheidet der Verf. 1) die Epoche der abstracten Subjectivität bey den Stoikern, bey Epikur und im systematischen Skepticismus, — 2) die Epoche des reproductiven Eklekticismus in der römisch-griechischen Philosophie, — 3) die Epoche des speculativen Synkretismus im Neuplatonismus.

Die moderne, die christlich germanische Philosophie umfaßt nach dem Verf. die Periode des theologischen Idealismus und die Periode des transscendentalen Idealismus. Der theologische Idealismus umfaßt die Philosophie des Mittelalters, die Scholastik mit dem Aristotelismus und die Antischolastik. Der transcendentale Idealismus aber soll umfassen 1) die Epoche des logisch-subjectiven Transcendentalismus in Cartesius, Spinoza und Leibnitz — 2) die Epoche des psychologischen Transcendentalismus in Locke und Berkeley, in Hume und in der französischen Philosophie. — Die dritte Epoche des absoluten Transcendentalismus: a) den psychologischen Transcendentalismus in Kant und Fichte, b) den ideologischen Transcendentalismus in Schelling und Hegel.

Diese Uebersicht über den Entwicklungsgang der Geschichte der Philosophie wird unser Urtheil vollkommen bestätigen, daß der Gesichtspunkt, aus dem der Verf. die Geschichte überblickt, eben so beschränkt als täuschend ist. Es ist uns nicht der Raum gestattet, diese Verkehrung des wahren Verhältnisses der philosophischen Systeme unter einander in allen einzelnen Punkten nachzuweisen. Ein Beyspiel möge zeigen, wie wenig diese Betrachtung der Geschichte aus dem Standpunkte Hegels, dem „ideologischen Transcendental-Absolutismus des absoluten Begriffs," diejenigen Systeme zu erklären und zu beleuchten im Stande ist, die nicht der Logik als solcher angehören: — daß diese Betrachtung unfähig ist, ethische Systeme zu erkennen und zu würdigen.

Von Sokrates sagt der Verf., er stelle dar den Standpunkt der anthropologischen Sub-

jectivität als solcher — im Unterschied von den Sophisten, welche den Standpunkt des anthropologischen Subjectes vertreten. Und doch führt er selbst aus Aristoteles die bekannte Stelle an über des Sokrates ethischen Standpunkt, doch sagt er selbst: „in der That war Sokrates der Erste, welcher den substantiellen Inhalt der Idee in dem Sittlichen als solchem oder in der sittlichen Wesenheit fand.“ „Sokrates erhob das Sittliche zum selbständigen philosophischen Grundgedanken und zwar in der Form des Begriffes; denn er suchte das Was desselben zu bestimmen oder seine Allgemeinheit zugleich als ein Bestimmtes zu erkennen.“ „Obwohl Sokrates auf diese Weise die Idee des wissenschaftlichen Wissens zuerst in ihrer Wahrheit bestimmt hat, so darf doch nicht behauptet werden, daß hierin, wie überhaupt in der dialektischen Thätigkeit seine vorzüglichste und wesentlichste Bedeutung für die Philosophie zu suchen sey. — Das Ethische bildet somit den Kern der sokratischen Philosophie.“ Wenn nun Sokrates Urheber der Ethik ist, — wie mag der Verf. seinen Standpunkt als den der „anthropologischen Subjectivität als solcher“ bezeichnen? Der sittliche Geist ist nicht in der Sphäre anthropologischer Subjectivität beschlossen, — die Idee des Guten ist so universell, so erhaben, so göttlichen Wesens, als der Wahrheit Idee. — Dem Verfasser war es möglich, des Sokrates Verhältniß zu den früheren und späteren Systemen so aufzufassen, weil er den sinnlichen Geist, die Idee des Guten nur als Moment seines „reinen Gedankens“ begreift, weil er die Ethik der Logik unterordnet, weil er den „ideologischen Transcendental-Absolutismus der Naturphilosophie und des Hegelianismus nicht nur, wie es recht ist, als wesentliche Entwicklungsmomente des Geistes sich denkt, sondern sie als wirkliche Zielpunkte des „historischen Organismus“ der Philosophie vorstellt.

Die Systeme der Naturphilosophie und der hegelischen Logik lassen uns gerade auch deßhalb unbefriedigt, weil sie in sich selbst kein Princip der Sittlichkeit haben, weil das Absolute dieses Absolutismus nicht gedacht und erkannt ist als der heilige Gott. Die Sittlichkeit und die Tugend galten zu der Zeit, als diese Systeme die Geister beherrschten, als Bedürfniß einer beschränkten, kleinlichen, persönlichen Weltanschauung und Gesinnung: — das Princip der Tugend und Sittlichkeit im göttlichen Geiste zu denken, war jener Richtung nicht gegeben. Wir aber bedürfen einer ethischen Philosophie zugleich mit der logischen Wissenschaft — als einander coordinirte Wissenschaften von gleicher Würde, Berechtigung und Bedeutsamkeit, die ihren gemeinschaftlichen Grund in der Wissenschaft des unendlichen Geistes, ihre gemeinschaftliche Quelle in der Metaphysik des persönlichen Geistes haben. Kant und Fichte haben das Sittengesetz und das sittlich reine Selbstbewußtseyn gedacht, — wir müssen, um den wahren Begriff des sittlichen Geistes, um die wahre Idee des persönlichen Geistes zu gewinnen, das Resultat der sittlichen Freyheit durch das Gebot der Liebe ergänzen, und die Lehre von den Postulaten der praktischen Vernunft berichtigend, ergänzend, erweiternd auch die theoretische Vernunft als Organ evidenter Wahrheit erkennen.

K. Bayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Nachgelassene Schriften B. G. Niebuhr's, nicht philologischen Inhalts. Hamburg 1842. X. und 526 S. 8.

Die größere Hälfte dieser Sammlung, welche den ganzen literarischen Nachlaß des berühmten Niebuhr, mit Ausnahme der philologischen Arbeiten, (deren zweyte und letzte Lieferung im vorigen Jahre erschienen ist,) begreift, nehmen die Briefe aus Holland ein, wo N. im Jahre 1808 bedeutende Aufträge der preußischen Regierung zu besorgen hatte. In diesen an Verwandte und Freunde gerichteten Briefen ist natürlich vieles nicht eben Denkwürdige, dem jetzt der Reiz der Neuheit fehlt, womit es gleichwohl früher anziehen konnte; allein das haben diese Briefe mit allen andern, die man gesammelt hat, von Cicero und Plinius bis Voltaire und Lessing, kraft der Natur der Sache, gemein. Dagegen findet sich darin auch vieles von bleibendem Werthe. Bey aller Entschiedenheit der Grundsätze und bey aller Stärke in Zuneigung und Abneigung war Niebuhr ein unbefangener Beobachter; so begierig als geschäftig und geschickt, das Land gründlich kennen zu lernen, in welchem er fast ein volles Jahr zubringen mußte. Von diesem Lande erhält man daher durch seine Mittheilung eine Vorstellung wie sie kaum aus einem andern Buche zu schöpfen seyn möchte; nicht eingeschränkt auf den augenblicklichen Zustand, sondern großentheils auch die frühere Zeit umfassend und besonders das innerste Wesen aufdeckend, das unter allem äußern Wechsel fortdauert. Zum Belege mag folgende Stelle dienen, die einen Bürger aus Haarlem redend einführt und mit einer furchtbar anmuthigen Betrachtung schließt.

„Seit 1793, sagte er, habe er in seinem gewöhnlichen Erwerb, ein Jahr ins andere gerechnet, ein Minus von jährlich über 2000 fl. gehabt, ohne die Lasten zu rechnen, die seit 1793 bloß an Vermögens-Steuern circa 35 pCt. vom Capital betragen haben, wovon zwar etwas mehr als die Hälfte gezwungenes Anleihen verzinst worden ist, aber so niedrig, daß die Obligationen nur etwa den dritten Theil des Capitals werth sind. Je nun, sagte er, ich mußte darauf sinnen, meinen Verlust durch einen anderen Erwerb zu decken, und das muß dem fleißigen Manne nicht fehlschlagen. Jede neue Belastung von Vermögens-Steuer konnte ich kommen sehen; ich war darauf bedacht, wenn es möglich war, es mir wieder zu verdienen. Und so haben es die Meisten allenthalben bey uns in Holland gemacht, und dadurch haben wir uns erhalten, und werden uns, will's Gott, auch einmal wieder erholen. Ehemals war es bey uns ein Grundsatz, daß, wer feste Einkünfte hatte, die reichlich waren, so haushälterisch lebte, daß er ein Drittel seiner Revenuen auflegte, (und ich, Schreiber dieses, muß hinzufügen, daß dieß nicht auf Kosten der Menschlichkeit geschah;) kam nun ein Unglück, so schränkte er sich ein, aber das Capital griff man nicht an. — O hätte doch unser Landmann in den reichen Jahren so gedacht! denn jetzt werden ihm die magern Kühe wohl alles verschlingen. Aber hier, wo die freye Verwaltung, die immer noch in einem gewissen Grade besteht, den Municipalbehörden bürgerlich moralische Verpflichtungen auflegt, die man in der absoluten Monarchie nicht kennt; hier, wo ein Oberbeamter, wenn er in einer kleinen Stadt Luxus und Leichtsinn einführen und begünstigen wollte, statt ihn mit Strenge niederzuschlagen, nicht allein verachtet, sondern auf immer ineligibel geworden seyn würde; hier, wo die föderative Theilung der Administra-

tion jedem Ort, jedem District eine allgemeine gemeinschaftliche Thätigkeit und Interesse anwies; hier fand der gute Same guten Boden und Pflege. Ich bleibe und werde immer fester in meiner alten Ueberzeugung, daß es nicht Lesen und Schreiben und sogenannte Kenntnisse sind, die dem Volk und den Menschen im Allgemeinen wohl thun, sondern alte ererbte Maximen; darunter die, daß Verschuldung Schande und ehrliche Vermehrung seines Vermögens für den, der Zeit hat, dafür zu sorgen, ehrenvoll ist; daß jeder für seinen Beruf geschaffen ist und ganz für ihn leben muß, wodurch sich Verstand und Urtheil von selbst entwickelt, wenn es da ist; besonders wenn die Regierungen die freye gemeinschaftliche Behandlung aller Communal-Angelegenheiten den Gemeinen selbst überlassen, deren Begriff dieß nicht übersteigt. Denn jedes Geschäft, welches man völlig versteht, ist wohlthätig, und wer unverdorben ist und Interesse dabey hat, wird es gut machen; jedes Geschäft, was man nicht vom Kern aus kennen lernt, geräth nicht allein schlecht, sondern man verdirbt auch dabey; und daher sind die Gelehrten, wenn sie sich später in die Direktion der allgemeinen Staatsgeschäfte mischen, nicht allein traurige Pfuscher, sondern sie verderben auch moralisch dabey." S. 88. 89.

Unter den übrigen Bestandtheilen dieses Bandes sind mehrere zuvor nicht gedruckte Aufsätze, zum Theil nur Bruchstücke. Von Gedrucktem ist, was aus dem in Oberdeutschland wenig bekannt gewordenen Preußischen Correspondenten von 1813 und 1814 wiedergegeben wird, das gehaltreichste. Ref. kann sich nicht versagen, auch daraus eine Stelle über den jüngern Pitt auszuheben, in der sich Niebuhr's ächt conservative Gesinnung vielleicht klarer und stärker als sonst irgendwo äußert.

„Pitt lenkte den Staat unter so außerordentlichen Umständen, daß er Jahre lang das allgemeine Heil als höchstes Gesetz geltend machen mußte: und daher konnten seine Feinde die meisten Zeitgenossen, die immer nur die Oberfläche des Augenblicks sehen, überreden, er sey Tory, und es sey Heucheley, wenn er für Erweiterung der Freyheit auftrete. Er war aber ein reiner Whig, und der Plan zur Parlaments-Reform, welchen er im J. 1785 vortrug, eben so gewiß wie seine Reden für die Aufhebung des Sklavenhandels, und nicht weniger seine Bestrebungen für die irländischen Katholiken innigster Ernst. Weil er aber so weise war und sein stürmisches Leben in jene entsetzliche Zeit fiel, wo ein epidemischer Wahnsinn die Gemüther ergriffen hatte, so durchschaute er früher als fast alle andern die Unangemessenheit der Zeit für eine sonst heilsame Veränderung und gab sie auf. Er war überzeugt, daß der theoretischen Projectmacherey der Jacobiner nur durch eisernes Festhalten an dem Historischen Einhalt geschehen könne, bis die Zeit des Wahnsinns ausgetobt haben werde. — Pitt hat nie ein anderes Urtheil geachtet als den Ausspruch seiner Vernunft und seines Gewissens. Nichts ist einer revolutionären Faction unerträglicher, als wenn sie auf diese Weise ganz unfähig ist, ihren Widersacher irre zu machen. Bey großer Tiefe gehen scheinbare Widersprüche aus einer Wurzel empor, die aber auch nur für den seichten Beurtheiler so erscheinen, dessen Meinung von Worten abhängt, ohne Fähigkeit der Anschauung. Pitt verabscheute, wie Burke, den Jacobinismus; schon den der ersten Nationalversammlung; weil diese historisch und anschaulich gebildeten Staatsmänner vom Anbeginn in ihm die Eröffnung der Pforten der Hölle zur Zerstörung und zu willkührlichen Einrichtungen ohne allen Bestand, und den geraden Weg zum Despotismus erblickten. Denn das ist der Geist des Jacobinismus: der Traum von einer objectiven Vernunftmäßigkeit in Staats-Einrichtungen, die gegen alle bestehende Rechte, gegen die Neigungen beynahe der gesammten Nation, gegen ihre Gewohnheiten, ihr aufgedrungen werden soll; was sich dagegen empört, ist der wahre Geist der Freyheit: in einer herkömmlich durch Neigung, Liebe und Gewohnheit bestehenden strengen Monarchie ist es der Geist der Freyheit, der einem Verfassungskünstler auf Tod und Leben für ihre Erhaltung zu begegnen bereit ist. Die Vendeer waren die ächten Söhne der Freyheit in Frankreich."

Geschichte der englischen Revolution von F. C. Dahlmann. Leipzig Weidmann. Buchhandl. 1844. 8. 393 S.

Napoleon soll einmal gesagt haben: „eine gute Geschichte Frankreichs müßte vier Bände füllen oder hundert.“ Auf den ersten Blick mag der Umfang, welchen er dem kleinen Werke anwies, zu beschränkt und der dem großen zugedachte zu gedehnt erscheinen; wenn man aber bedenkt, wie gar verschieden die Bestimmung beyder wäre, so wird man in dem gesetzten Unterschiede des Umfanges kaum noch ein Mißverhältniß finden. Die meisten Geschichtswerke sind für den Zweck der Uebersicht und des Behaltens zu ausführlich, aber bey weitem nicht reichhaltig genug für den, der sich über Einzelnes gründlich belehren will.*) Ein Buch zum Lesen sollte kurz, ein Buch zum Nachschlagen weitläufig seyn.

Vorliegendes ist ein Buch zum Lesen und Wiederlesen. Nach diesem Maßstabe bearbeitet würde die ganze englische Geschichte nicht mehr als vier mäßige Bände geben. Gegenstand ist nicht bloß die englische Revolution in dem engeren, hergebrachten Sinne, (in welchem damit nur der Sturz Jacob's II. und die Erhebung Wilhelms III. verstanden wird), sondern auch die Regierungszeit Carl's I., (welche man von 1642 an die Rebellion nennt,) und seiner Söhne (die Restauration, 1660—1688) und dazwischen die Republik (commonwealth 1649—1660). Voran geht eine Einleitung, die mehr als ein Drittel des Buches einnimmt; Abriß der englischen Geschichte von Wilhelm dem Eroberer an. Zum Verständnisse der Revolutionszeit ist dieß eine unentbehrliche Vorkenntniß, die der Verf. wohl gethan hat selbst zu geben. Kein Werk ist vollständig und selbständig zu nennen, das auf andere verweist. Aber freylich ist der Raum für die Hauptsache durch die Aufnahme dieser Vorbereitung geschmälert.

Wirklich ist das schöne Buch etwas zu klein. Zwar dürfte auch bey scharfer Prüfung kaum etwas Wesentliches ganz vermißt werden. Aber zu vieles zeigt sich so zu sagen nur augenblicklich und macht, eben da man wünscht, es recht betrachten zu können, schon einem andern Platz. Das ad eventum festinare, sonst namentlich bey deutschen Schriftstellern selten, scheint hier etwas übertrieben. Dem Verf. lag, wie er im Vorworte sagt, am Herzen, Alles, was nicht geradezu zur Sache gehörte, zurückzudrängen, sich durch keine reizenden Abwege verlocken zu lassen. Er hätte aber auf dem geraden Wege bleibend nur seiner Eile etwas Einhalt thun dürfen, um seine allerdings vortreffliche Auswahl der Sachen noch durch manche bedeutende Züge zu bereichern. So wäre z. B. Lord Falkland's Tod ein schönes Gegenstück zu Hampden's S. 210; und S. 358 würde die Weigerung des Herzogs von Somerset mehr hervortreten, wenn die Antwort, die er auf die Zumuthung Jacob's II. gab, angeführt wäre. Der König fragte ihn nämlich: Bin ich nicht über dem Gesetze? Ja wohl, antwortete der Herzog, aber ich nicht.

Eine andere Ausstellung, die Ref. zu machen hat, betrifft die Schreibart, eigentlich nur einige Auswüchse derselben. Der Vortrag ist, wie in den früheren Arbeiten des Verf., einfach, klar, gedrängt, lebendig. Ein Mann von so verdientem Ansehen, wie der Verf., sollte aber, wie Ref. bedünkt, Alles

*) Um ein Beyspiel zu geben, findet sich in Smollets Geschichte Englands keine Erwähnung des Gesetzes aus dem 6. Jahre der Königin Anna, kraft dessen als Hochverräther bestraft werden sollte, wer in Schrift oder Druck behauptete, daß irgend jemand sonst, als die durch die gesetzliche Erbfolge-Ordnung berufenen, ein Recht auf die englische Krone habe; noch der Vollziehung dieses Gesetzes an einem Buchdrucker zu London, der 1719 zum Tode verurtheilt wurde, weil er eine Schrift vox populi vox Dei gedruckt hatte, worin jene Behauptung aufgestellt war.

was an das Unedle oder an das Rohe ſtreift, deſto ſorgfältiger vermeiden, weil die Neigung zu ſolcher Unzier in der Literatur des Tages überhand nimmt. Ref. meint Stellen wie die folgenden. S. 297 „da niſteten ſich nun vollends die Schmeißfliegen ein, die in jedes Vertrauen ſo gern ihr Ey legen.“ S. 364. „Wer von den engliſchen Katholiken etwas zu verlieren hatte, ſah die Sache in demſelben Lichte, hätte gern die raſſelnde Eile gemäßigt, mit welcher Jacob's Roſſe vorwärts wollten.“ S. 355. „Die Hauptbevölkerung (Irlands) wünſchte ſich nichts beſſeres als jene Fülle der Gaben, welche Jakob brachte, allein man band damit dem Volke die Flügel los, nur ſollte es ja nicht davon fliegen.“ Solcher, gegen die Würde der Geſchichtſchreibung verſtoßenden Stellen ſind jedoch nicht viele. Dagegen könnten viele ausgehoben werden, in welchen dem Gehalte der Gedanken die Angemeſſenheit des Ausdruckes entſpricht. Eine der treffendſten iſt folgende Charakteriſtik der Regierung der Königin Eliſabeth S. 136.

„Philipp war durch die Eroberung von Portugal der Herr von beyden Indien geworden, und ſtarb ſo zu ſagen als Bettler, ließ ein durch Acciſe, gezwungene Anleihen und Donative ausgeſogenes Land zurück; Eliſabeth beſaß keine Gold- und Gewürzländer, gab auch nicht, wie ihr Großvater, viel auf eine volle Schatzkammer; ſie liebte das Geld, um es zu brauchen, ſah es ſonſt, wie ſie ſich ausdrückte, am liebſten im Kaſten ihrer Unterthanen, muthete dieſen wenig außerordentliche Laſten zu. Darum aber trat der allgemeine Wohlſtand auch in Blüthe und es ward die Luſt des Engländers, ferne Meere halb handelnd halb freybeutend zu durchſchweifen. Schon auch rühmte ſich England der ſchönen Erfindung des Strumpfwirkerſtuhls. Einen ſchweren Mißbrauch verſchuldete Eliſabeths Regierung, die häufige Ertheilung von Monopolen an Günſtlinge, die dadurch das Recht erhielten für eine Anzahl Jahre ausſchließlich z. B. mit Weinen aus dem Süden, mit Eſſig, Oel, Salz und dergleichen mehr zu handeln, ſo daß alle Kleinhändler dieſe Artikel von ihnen beziehen mußten. Als aber das Parlament nicht ruhte mit Beſchwerden, vorſtellte, daß dadurch die Preiſe bis auf das Doppelte hinaufgiengen, gab die Königin nach, widerrief, wie es ſich traf, oder ſuspendirte die Monopole. Und ſo kommen ihre Geſchichtſchreiber halb wider Willen doch immer auf ihr Lob zurück. Dem achten Heinrich war es eigen, ſtets das Staatswohl ſeinen Leidenſchaften zum Opfer zu bringen, und das ſtempelt ihn zum ſchlechten Herrſcher, welcher ohne ſein Verdienſt im Machtgewinne ſtarb. Eliſabeth hatte alle Leidenſchaften ihres Vaters, ſeinen Hochmuth, ſeine Sinnlichkeit geerbt, dazu ein reichliches Maaß von der Unliebenswürdigkeit ihres Großvaters, allein nach den wildeſten inneren Kämpfen trug bey ihr mit wenig Ausnahmen der Staat den Sieg davon. Darum wird ſie als große Regentin geprieſen.“

Dazu gehört auch folgender ſchöner Spruch, der von Allen, die ſich mit hiſtoriſchen Arbeiten befaſſen, wohl beherzigt zu werden verdient:

„Man ſoll ſich den freyen Blick auf das wenige Große, das in der Welt gedeiht, nicht trüben laſſen durch die einzelnen Flecken und Seltſamkeiten, welche daran haften.“

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Die Feldzüge Karls des Kühnen, Herzog von Burgund, und seiner Erben. Mit besonderem Bezug auf die Theilnahme der Schweizer an denselben. Von Emanuel von Rodt. Erster Band mit Karten und Planen. Schaffhausen, Hurtersche Buchhandlung. 1843. VIII. und 602 S. in 8.

Hr. von Rodt, Patricier des vormaligen souveränen Standes Bern, ist durch eine Geschichte des Kriegswesens seiner Vaterstadt als fleißiger und gründlicher Forscher schon seit längerer Zeit rühmlich bekannt. Mit Recht begrüßen wir dieses neue Erzeugniß seiner gelehrten Thätigkeit als eine höchst dankenswerthe Gabe, als ein Werk, welches in der Geschichtschreibung eine längst bemerkte Lücke in erfreulicher Weise ausfüllt, indem es die Kriegsthaten eines Fürsten behandelt, dessen weitaussehende Plane, wären sie durch glückliche Erfolge gekrönt worden, den europäischen Staaten ganz andere Beziehungen und Stellungen zu einander angewiesen hätten, als dieselben durch den Untergang des burgundischen Hauses nachmals gewonnen haben. Wäre Karls Macht nicht an Ludwigs XI. Schlauheit und an der Herzhaftigkeit der Eidgenossen zerschellt, so würde er zwischen Frankreich und Deutschland ein Reich gegründet haben, von den Ufern der Nordsee bis hinauf zu den Hochgebirgen über den gesegnetesten Landstrich sich ziehend, gewaltig durch die Kraft und den Muth seiner Bewohner, stark durch dessen natürliche Beschaffenheit, reich, wie durch die Erzeugnisse seines Bodens, so durch die Betriebsamkeit und den regen Verkehr der Menschen, jene beyden Hauptländer Europa's trennend, also daß willens- und thatkräftige Regenten desselben, die Hegemonie über unsern Erdtheil leichter an sich reißen und sicherer hätten behaupten mögen, als erst das habsburgische Haus und nach diesem das bourbonische Königsgeschlecht; ja wer weiß, ob dann jenes je zu anderer Bedeutung gelangt wäre, als z. B. das sächsische Haus, ob nicht „der erste Herzog des heiligen Reiches", oder einer seiner nächsten Nachfolger dessen Krone ebenso an das Haus Burgund gebracht hätte, wie die Habsburger dieselbe an das ihrige brachten, ob diese Regenten Frankreich gegenüber einst in diejenige Stellung getreten wären, welche dieses seit Richelieus Tagen in Beziehung zu Deutschland durch so mancherley Mittel angestrebt?

Ueber Karls Kriegen mit den Schweizern, in denen er Macht, Heer und zuletzt selbst das Leben verlor, sind — wie der Vers. richtig bemerkt — seine übrigen Waffenunternehmungen in den Hintergrund getreten und ist auf den innern Zusammenhang zwischen jenen und diesen weniger Rücksicht genommen, Karls Stellung zu den damaligen europäischen Verhältnissen weniger erwogen, das Ziel, nach welchem er gestrebt, minder scharf ins Auge gefaßt worden, als dieses alles es verdient hätte. Dieses Ziel war (das vorliegende Geschichtswerk giebt die Belege hiefür an die Hand) kein anderes, als Frankreich zu demüthigen und, durch Begründung einer ansehnlichen Macht auf dessen Kosten, es darniederzuhalten. Diese Entwürfe sind eben so sehr an der kalten Berechnung und an der unergründlichen Verschmitztheit

Ludwigs XI. als an der schnell aufflammenden Kriegslust der Schweizer gescheitert; diese waren mehr das Werkzeug, jene die bewegende Kraft; denn es haben doch Ludwigs Bestechungskünste in diese den Zunder geworfen, und, ohne selbst allzu viel aufs Spiel zu setzen, hiedurch des ungestümen und kecken Gegners sich entledigt.

Der Verfasser theilt sein Werk in drey Zeiträume: I. der Kampf zwischen Frankreich und Burgund bis zur Eroberung von Lothringen — 1476; II. von da bis zum Tage von Nancy (Karls Kriege mit den Schweizern) — 1477; III. die Kriege zwischen Frankreich und Karls Erben bis zum Friedensschluße von Senlis, 1494. Daß Hr. v. Rodt neben den allgemein zugänglichen Quellen bis auf die neuesten, wie Gingins Lettres sur les guerres des Suisses contre les Bourguignons, und selbst weniger allgemein bekannte, wie Duvernoy Ephémérides du Comté de Montbeliard, auch viele handschriftliche und archivalische Nachrichten in und außer seinem Heimathlande benützte, sehen wir aus den in den Anmerkungen mitgetheilten Belegen.

Einem Ueberblick über Burgunds Ursprung und frühere Staatsverhältnisse folgt eine kurze Darstellung der Ausbildung der spätern burgundischen Macht seit der Belehnung Philipps des Kühnen, Johanns von Frankreich vierten Sohnes. Diesem schließt sich an ein Blick auf den Zustand der schweizerischen Eidgenossenschaft in der Mitte des XV. Jahrhunderts, auf deren Kriegswesen und auf ihre auswärtigen politischen Verhältnisse, die seit dem Tractat von Ensisheim (vom 28. Oct. 1444) mit dem damaligen Dauphin immer mehr zu Frankreich hinüber gezogen wurden. Anziehend und lebendig ist die darauf folgende Schilderung von Karls Persönlichkeit, seiner Lebensweise, seines Hofstaats, vornämlich des durch ihn geordneten Kriegswesens, worüber vielleicht kein Fürst so genaue Verordnungen erlassen, welchem kein anderer Regent jener Zeit eine so durchdachte innere Gliederung gegeben.

Die beyden Meuchelmorde, der erste (1407) durch Anstiften Johanns von Burgund an dem Herzog von Orleans, der andere (1419) durch des Dauphins Betreiben auf der Brücke zu Monterau an jenem verübt, legten zur Feindschaft zwischen beyden stammesverwandten Fürstenhäusern und (durch Verbindung mit den Engländern) zu Vergrößerung des burgundischen Hauses und zu dessen gänzlicher Trennung von Frankreich den ersten Keim. Noch als Graf von Charolois drängte Karl, im Bunde mit andern großen Kronvasallen, Ludwig ansehnlichere Abtretungen ab, als sein Vater bereits erworben. Kaum war Philipp der Gute gestorben, so hetzte Ludwig XI. die Lütticher wider Karl auf, nachdem er ihm, seiner bekannten Politik gemäß, dieselben kurz zuvor Preis geben zu wollen versprochen hatte, sofern er dem Herzog von Bretagne keine Hülfe leisten werde. Als Karl dieses verschmähte, erklärte sich Ludwig offen zum Bundesgenossen der Lütticher, ließ aber dieselben im Stich und Karls Rache bloß gestellt. Hierauf folgte eine Zusammenkunft beyder Fürsten, der Vertrag von Peronne, ein gemeinschaftlicher Zug gegen die inzwischen wieder aufgestandenen Lütticher, endlich Trennung in beydseitiger Mißstimmung.

An diesen Kriegszug reihte sich wenige Monate später, in Folge des Waldshuter Friedens mit den Schweizern, Herzog Sigmunds Verpfändung der österreichischen Besitzungen im Elsaß und am Oberrhein, die wesentlichste Veranlassung aller nachmaligen Verwickelungen Karls mit den Eidgenossen und des Wendepunkts seiner Macht. Daß Ludwig selbst Sigmunden mit dem Antrag zu dieser Verpfändung und voraus „wohlberechneter Absicht“ an seinen Vetter von Burgund gewiesen habe, mag wohl etwa von einem Schriftsteller als consilium ab eventu behauptet worden seyn; uns ist es nicht wahrscheinlich, daß jener die bedenkliche Vergrößerung eines solchen gefährlichen Nachbars so zuvorkommend werde gefördert haben, unmöglich aber, das, was erst sieben Jahre später beharrlichem Bemühen gelang, als endliche Folge so frühe schon vorauszusehen; wiewohl sich zu jener Zeit mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen ließ, daß die Nachbarschaft eines so unternehmenden, mächtigen und persönlich so ausgezeichneten Fürsten, wie Karl war, den Eidgenossen weniger zusagen werde, als diejenige des machtlosen und durch sie vollends geschwächten Herzogs von Oesterreich; was denn auch den Vertrag der Eidgenossen mit Frankreich (13. Aug.

1470) für den Fall eines Bruches mit Burgund befördert haben mag.

Während Frankreichs Beherrscher, mißmuthig über den Vertrag von Peronne, bald wieder beygelegte Feindseligkeiten gegen den Herzog von neuem anhob, suchte Herzog Sigmund durch denselben an den Schweizern sich zu rächen, ohne bey Karl, der jeden Bruch mit ihnen stets zu vermeiden sich befliß, seinen Zweck zu erreichen. Mochte er damals schon eine Verbindung derselben mit Frankreich fürchten, gegen welches seine Entwürfe vorzüglich gerichtet waren? Denn nach Ablauf des Waffenstillstandes mit Ludwig (May 1472) fiel er neuerdings in dessen Land ein, fand aber an dem wohl befestigten und muthvoll vertheidigten Beauvais (die Kriegsthaten um dasselbe sind S. 131 – 144 anschaulich geschildert) das unübersteigliche Hinderniß gegen weiteres Vorrücken. Längere Waffenstillstände, die nach dergleichen Feldzügen geschlossen wurden, dienten beyderseitig nur als Fristen, um entweder neue Bundesgenossen zu suchen, oder dem Feinde Gegner auf einer andern Seite zu erwecken, zu Anzettlung neuer Machinationen Zeit zu gewinnen.

Pilgrims von Höwdorf (des bittersten Feindes der Eidgenossen) Gefangennehmung von eilf Basler Kaufleuten in der Nähe der burgundischen Pfandherrschaften, das Benehmen des stolzen, gewaltthätigen und sarkastischen Peters von Hagenbach, Karls Statthalters in denselben, weckten zu allererst bey den Schweizern Mißtrauen wider den Herzog. Doch wurde jetzt noch gegenseitig viel unterhandelt, zugleich aber durch den Einfluß der französischen Partey in Bern zu Ende des Jahres 1473 mit Ludwig abermals ein Bundesvertrag gegen jenen abgeschlossen, der Herzog von Lothringen in denselben inbegriffen, bald darauf mit Herzog Sigmund die ewige Richtung eingegangen, von den elsässischen Städten unter Frankreichs Gewährleistung die Summe zur Lösung der verpfändeten habsburgischen Herrschaften zusammengebracht, zu Basel hinterlegt und Karl aufgefordert, sie dort in Empfang zu nehmen. Seiner Weigerung, dieses in Basel statt in Besançon zu thun, und der Werbung an die Eidgenossen, Burgunds Freundschaft nicht der Zuneigung zu Oesterreich, als ihrem alten Feinde, zu opfern, folgte der Aufstand im Elsaß, dann Hagenbachs Verurtheilung und Hinrichtung, gegen deren Rechtsgültigkeit Zweifel nicht unterdrückt werden können.

Karls Entwürfe zur Machtvergrößerung traten unverhüllter hervor durch einen Anschlag auf die ihrer Lage wegen für ihn wichtige Grafschaft Mömpelgard, worüber er jedoch den Blick von Frankreich nicht abwendete, sondern sich angelegen seyn ließ, mit dem schwachen König von England, Eduard IV., ein neues Bündniß gegen Ludwig zu schließen, zugleich auch dem vertriebenen Erzbischof Ruprecht von Cöln gegen Zusicherung der Schirmvogtey über das Erzstift, Wiedereinsetzung durch seine Waffenmacht, mit der er sofort das feste Neuß belagerte, zu versprechen. Dieß alles wußte Ludwig gewandt zu benützen, um durch Niklaus von Diesbach, Haupt der französischen Partey in Bern und in der Eidgenossenschaft, entgegen dem würdigen Alt-Schultheiß Adrian von Bubenberg, der einem Bruch mit Burgund abgeneigt war, die Schweizer erfolgreich wider den Herzog aufzustacheln. Dazu wurde noch mit Herzog Sigmund eine Verbindung eingegangen und Karln die Absagebriefe beyder in das Lager vor Neuß gebracht, zugleich von dem Kaiser, der hiezu ebenfalls mit Frankreich sich verbündete, der Reichskrieg ihm angesagt. Dafür suchte Carl Lothringen an sich zu reißen und gewann eine Verbündete an der Herzogin Jolanta von Savoyen, Ludwigs Schwester, die hiedurch das altbestandene gute Vernehmen mit den Eidgenossen zerriß und somit zum Verlust der waatländischen Herrschaften ihres Hauses den ersten Anstoß gab.

Schon zwey Tage nach Abgang der Absagebriefe (28. Oct. 1474) brach das Banner der Berner auf, nahm im Vorübergehen Erlach, savoysches Lehen, und sammelte sich alsbald die Gesammtmacht der Eidgenossen, der Fürsten und Städte des niedern Bundes und Herzog Sigmunds vor Hericourt, vor welchem am 13. Nov. der erste Sieg derselben über die Burgunder erfochten, Stadt und Schloß dem Herzog von Oesterreich übergeben wurde.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

The letters of Junius. London 1813.

Ireland and its Rulers since 1829. Part. 1. London 1813.

Henri Jouffroy, Constitution de l'Angleterre. Leips. 1843.

Aug. von Oldekop, Geographie des Ruſſiſchen Reichs. Leipzig 1842.

Cyprian Robert, Les slaves de Turquie, Serbes, Monténégrins, Bosniaques, Albanais et Bulgares. Leurs ressources, leurs tendances et leurs progrès politiques. Vol. 1. 2. Paris 1844.

The history of modern Greece. Boston 1827.

E. Mühlenpfordt, Verſuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejico beſonders in Beziehung auf Geographie und Statiſtik. Bd. 1. Hannover 1843.

Dr. K. Ch. G. Schmidt, Richard Baxter. Sein Leben und Wirken nebſt einigen ausgewählten Stellen ſeiner Schriften. Leipzig 1843.

Dr. G. F. Pohl, Das Leben der unorganiſchen Natur. Breslau 1843.

A. Hercolani, Biografie e ritratti di uomini illustri di tutto lo stato pontificio. Serie Picena. Fasc. 1 — 22. Serie Romagnuola. Fasc. 1 — 12. Serie Bolognese. Fasc. 1. 2. Forlì 1843.

Bibliothek des literariſchen Vereins in Stuttgart. VI. 6te Publication. Briefe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louiſe 1676 — 1722. Herausgegeben von Wolf. Menzel. Stuttg. 1843.

W. Lohmeyer, Theorie der Kreisgewölbe. Berlin 1843.

El. H. Burrit, The geography of the heavens and class book of astronomy, accompanied by a celestial atlas. New-York 1840.

K. Kreil, Ueber die Natur und Bewegung der Kometen. Prag 1843.

L. Fr. Kämtz, Lehrbuch der Meteorologie. Bd. I. 1. 2. Halle 1843.

Archives du Muséum d'histoire naturelle, publiées par les Professeurs-Administrateurs de cet établissement. Vol. III. 1 — 3. Paris 1843.

Oliv. Goldsmith, History of Man and Quadrupeds, with interesting original notes by Bell. chambers. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

Suites á Buffon. Histoire naturelle des Zoophytes. Acaléphes, par René-Primevère Lesson. Paris 1843.

Dr. Rud. Wagner, Lehrbuch der Zootomie. Anatomiſche Charakteriſtik der Thierklaſſen als Einleitung in das Studium der Zoologie, vergleichenden Anatomie und Phyſiologie mit Hinweiſung auf die Icones zootomicae, Lief. 1. Leipzig 1843.

E. J. Pictet, Histoire naturelle générale et particulière des insectes nevroptères. Première monogr. Famille des Perlides. Paris 1841.

M. Schäfer, Moſelfauna oder Handbuch der Zoologie u. ſ. w. Th. 1. Wirbelthiere: Säugethiere, Vögel, Reptilien und Fiſche. Trier 1841.

Dr. W. F. Erichſon, Bericht über die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1841. Berlin 1843.

Dr. R. Blum, Die Pſeudomorphoſen des Mineralreiches. Stuttgart 1843.

J. Ph. E. L. Jaeger, Die Land- und Forſtwirthſchaft des Odenwaldes. Eine gekrönte Preisſchrift. Darmſtadt 1843.

F. L. M. Maupied, Prodrome d'éthnographie. Paris 1843.

S. R. Bosanquet, Principia: a series of essays on the principels of Evil manifesting themselves in these last times in religion, philosophy and politics. Lond. 1843.

Dr. R. H. Lotze, Logik, Leipzig 1843.

Dr. Leop. George, Syſtem der Metaphyſik. Berlin 1841.

G. Campbell, The philosophy of rhetoric. New-York 1841.

Nicasio Alvarez Cienfuegos, Obras poeticas. Vol. 1. 2. Madr. 1816.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Die Feldzüge Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund, und seiner Erben.

(Schluß.)

Niemand zog aus diesem Erfolg größern Vortheil als der König von Frankreich. Er fand jetzt die Eidgenossen zu seinen Absichten lenksamer, deren Häupter mittelst reichlicher Jahrgehalte geschmeidig. Nun erfolgten unausgesetzte Einbrüche in die burgundischen Herrschaften; die Eroberung von Illingen, der Zug gegen Pontarlier, die Einnahme von Grandson, Orbe, Echallens, Joigne, alles Herrschaften burgundischer Großen, wobey unstreitig viel Mannhaftigkeit, aber nicht geringere Raublust und noch größere Zerstörungssucht sich hervorthat; anneben die Spannung mit der Herzogin von Savoyen, wegen gestatteten Durchzug lombardischer Hülfsvölker für den Herzog von Burgund, dem Punkt des offenen Bruches immer mehr sich näherte.

Inzwischen lag Carl immer noch vor Neuß, war der Kaiser mit dem Reichsheere im Anzug gegen ihn und wurde endlich nach unentscheidenden Waffenthaten am 28. May ein Waffenstillstand, darauf nach mancherley Unterhandlungen zwey Monate später ein neuer auf neun Monate geschlossen, weil ein Einfall der Franzosen in sein Land das Augenmerk und die Streitkräfte des Herzogs nach diesem zog, auch Renat von Lothringen sich mit jenem verbündete, die luxenburgischen Plätze angriff, endlich Bern durch Boten von Straßburg zu einem neuen Einfall in die burgundischen Herrschaften leicht sich bereden ließ. Da ward manch Städtchen in Asche gelegt, wie des stattlichen Blamont auch festes Schloß gebrochen. Alles dieses wird mit vielen eingeflochtenen Partikularitäten umständlich beschrieben, das Anziehende der Erzählung dadurch erhöht, daß der Verfasser sich in den Fall gesetzt sieht, den Leser bald wieder auf andere Kampfplätze, unter andere Umgebungen zu versetzen, wie unmittelbar nach diesem Einbruch der Schweizer in die Freygrafschaft auf den Landungsplatz von Calais zu dem englischen Heer, von dessen Einrichtung er uns umständliche Nachricht ertheilt. Diese Landung der Engländer war Folge des früher erwähnten Bundes Eduards IV. mit dem Herzog von Burgund, aber ohne Nutzen für diesen, weil nach unbedeutenden Zügen in dem betretenen Lande beyde Könige schon am 13. August (die Landung war im Juli erfolgt) die Bedingnisse eines Friedensvertrages verabredeten, welcher am 29. des gleichen Monats zu Prequigny an der Somme geschlossen wurde, dem 14 Tage später ein neunjähriger Waffenstillstand zwischen Ludwig und Carl folgte, durch welchen dieser sowohl gegen den obern (die Eidgenossen) als gegen den niedern Bund, so wie gegen den Herzog Sigmund freye Hand behielt, so daß die Wiedereroberung der österreichischen Pfandschaften durch den König nicht gehindert, sogar der Herzog von Lothringen hülflos gelassen wurde.

Gegen diesen nun wendete Carl sich zuerst, so daß die meisten Städte des Landes ihre Thore ihm öffneten und er schon am 25. Oct. 1475 vor der Hauptstadt Nancy stand, in die er am 30. Nov. nach langer Belagerung und muthiger Vertheidigung einzog. Was Ludwig bewog, diesen Nachbar Preis

zu geben, um den andern weit mächtigern, unternehmendern und gefährlichern auf dessen Kosten doppelt, durch Zuwachs an Land und die wichtigen strategischen Vortheile, welche diese Eroberung darbot, sich verstärken zu lassen, wird nirgends angedeutet.

Die andauernden Durchzüge lombardischer Söldner durch Savoyen führten endlich zum Bruch der Eidgenossen auch mit diesem. Zuvörderst wollte Bern jenen Bewaffneten den Paß über den Bernhardsberg entziehen, darum wurde unverweilt die Burg von Aelen, savoyisches Leben, besetzt; darauf mit Wallis ein Bündniß geschlossen. Als dann gleichzeitig der Graf von Romont, Herr der Waat und Carls Statthalter in Burgund, feindselig gegen die Berner und ihre Verbündeten sich erwies, kam die Veranlassung, gegen ihn losbrechen zu können, sehr erwünscht: am 14. Oct. gieng ihm der Absagebrief zu, setzte ein ansehnlicher Kriegshaufe gegen seine Herrschaften sich in Bewegung und wurde schon am folgenden Tage Murten eingenommen, sodann Peterlingen besetzt, dann abermals einen Tag später das feste, wohl vertheidigte Stäffis erstürmt, wobey Mordlust und Raubsucht wetteiferten: nur 20 Personen, die Priester mit inbegriffen, sollen mit dem Leben davon gekommen seyn, also, daß „der böse Tag von Stäffis" lange im Munde des Volkes blieb. Doch dürfen wir nicht übergehen, daß ein ernstliches Mißfallen über „die mancherley Grobheiten," die da, der Weise „Unser löblich Vorderen" entgegen, geübt worden, von Bern aus bey der Mannschaft eintraf. Eben so rasch wurden noch andere Burgen eingenommen, Yverdon besetzt, die beynahe unbezwinglich scheinende Feste des Cloes eingenommen, und von den 70 übrig gebliebenen Vertheidigern, die sich ergeben hatten, am folgenden Tage 39 kalten Blutes enthauptet, 31 anderen, da man endlich des Blutwerkes müde geworden, das Leben geschenkt. Hierauf wurde die Burg Cassarez erstürmt und in Brand gesteckt; Lausanne sandte 2000 Gulden, um sich von Brandschatzung loszukaufen; Morsee sah sich von seiner Besatzung verlassen, in seinen Mauern die Heerhaufen aller Cantone vereinigt. Da kam von Bern die Weisung, „auch Genf nicht unbesucht zu lassen." Eine unberichtigte Geldforderung sollte jetzt durch Waffenübermacht beygetrieben werden. Umsonst sträubte sich Freyburg gegen den Angriff einer nicht mitschuldigen Stadt. In dieser wurden kräftige Vertheidigungsanstalten getroffen, mehr noch auf Unterhandlungen gebaut. Uebermüthig forderten die eidgenössischen Heerführer 100,000 Gulden Brandschatzung. Aber von den Hauptleuten, die Stimmung der Mannschaft kennend, wohl erwägend die Folgen eines Sturmes, bemerkten manche: ob die Unschuldigen für die Schuldigen büssen müßten? „Man solle bedenken, wie große Heiligthümer, wie kostbare Zierden die Kirchen Genfs bewahrten! Bedenken den empfindlichen Schaden, den die nürnbergischen und andere Kaufleute befreundeter deutscher Städte durch den Verlust ihrer ansehnlichen Waarenlager, denjenigen, den selbst Bern leiden würde an Zöllen und Geleiten, durch eine Verwüstung Genfs." Das, daneben ein Geschenk an die Gewalthaber des Heeres, wirkte; gegen das Versprechen einer Brandschatzung von 28,000 Thalern und vier Geiseln bis zu deren Tilgung ersparte man sich eine Schmach, welche wahrscheinlich die Jahrbücher der Eidgenossenschaft auf ewige Zeiten würde befleckt haben. Nach der Plünderung von Morsee trat man unter den lodernden Flammen des dortigen stattlichen Schlosses die Heimkehr an, ließ in den bedeutendern Plätzen Besatzung, und nahm das eroberte Land unter Verwaltung der Sieger.

Obwohl die Regentin von Savoyen ihrem Vetter, dem Grafen von Romont, keine Hülfe geleistet hatte, fielen ihr die Walliser dennoch in das Land, und als die Truppen der Herzogin durch einen Zug gegen Sitten diesen Friedbruch vergelten wollten, glaubten die Stände Bern, Freiburg und Solothurn den casus foederis mit Wallis eingetreten, sandten eilends Hülfe, und brachten in der Nähe jener Stadt den Savoyern eine blutige Niederlage bey. Darauf wurden Friedensunterhandlungen angebahnt.

Noch ehe das Heer von seinem Zuge in die Waat zurückgekehrt war, wurde den Eidgenossen der zu Soleuve zwischen Frankreich und Burgund geschlossene Waffenstillstand kund gemacht, für den Fall sie demselben beytreten wollten. Ihnen fiel aber die Ausschließung des Herzogs Sigmund, des

Herzogs von Lothringen und des niedern Bundes schwer. Sie verlangten deren Aufnahme, worüber Unterhandlung eröffnet, und Geneigtheit zu einem Friedensschlusse gezeigt wurde. Dieß aber lag nicht in Karls Sinn. Seine Absicht gieng nicht allein auf Eroberung von Lothringen, sondern auf Wiedererwerbung der österreichischen Pfandherrschaften und auf (verdiente) Züchtigung der Eidgenossen, die ihm seine Lande ohne alle zureichende Veranlassung verwüstet. Durch Verträge gegen seine frühern Gegner sicher gestellt, durch ein wohlgerüstetes Heer in seiner Kampflust gestärkt, stellte er an die Unterhandler (der Markgraf Rudolf von Hochberg, Graf von Neuchatel, stand an deren Spitze) Forderungen, worüber nachher die Eidgenossen erkannten, „daß es fürohin das Beste seyn werde, so zu handeln, wie es zur Behauptung eidgenössischer Ehre, Leibes und Gutes erforderlich." Selbst von einer Verlängerung des Waffenstillstandes wollten sie absehen, zuletzt bloß bis 2. Febr. 1476 eine solche sich gefallen lassen, wahrscheinlich ohne daß Karl hiezu sich verstand; denn noch vor jenem Tage wurden von seiner Seite Anschläge in's Werk gesetzt, welche Yverdon und Grandson den Eidgenossen beynahe entrissen hätten. Da sah in Karls Rüstungen der Markgraf Rudolf, zwar unter den burgundischen Vasallen einer der Ersten, zugleich aber für seine Grafschaft Neuchatel mit Bern und Solothurn im Burgrecht, den nahen Sturm sich bereiten, schlug dem Herzog, zu dessen großem Verdruß, den Durchzug durch die Grafschaft ab, gieng nach Bern und übergab den Bundesgenossen seine Herrschaften, „bis zu Ende des Krieges damit zu schalten und zu walten nach Gutfinden." Wie der Herzog zur Heerfahrt alles bereitete, so dachten auch die Schweizer in Wehrverfassung sich zu setzen. — Hiemit schließt dieser erste Band.

Blicken wir nochmals zurück auf die Anfänge dieser Kriege, deren Ausgang der nachmaligen Gestaltung Europas wenigstens für lange die Richtung gab, einem selbstständigen burgundischen Hause ein Ende machte, die Eidgenossen mit strahlendem Waffenglanze umzog, zugleich aber die einigende Kraft aus der innern Gesinnung hinaus trieb in die äußeren Formen, und, durch vergiftende Bestrebungen hervorgerufen, diese selbst zum durchdachten und nachhaltig angewendeten System sich gestalten ließen, so müssen wir in unbefangenem Urtheil bekennen, daß der Krieg derselben gegen Karl den Kühnen in seinem Ursprung weder zum Schutz bedrohter Freyheit, noch zur Rettung gefährdeter Rechte, noch zur Sicherstellung der angegriffenen Landmarchen, sondern bloß für Frankreichs Geldsendungen und durch das Betreiben gewonnener Häuptlinge unternommen worden sey, und daß aller Ruhm, welchen die Bundesgenossenschaft aus demselben davongetragen, nicht an die mannhafte Vertheidigung einer gerechten Sache, sondern bloß an den Erfolg und den ungestümen Muth, womit die Siege errungen worden, sich knüpfe.

Was nun die Behandlung des gewählten Stoffes betrifft, so haben wir der treuen Forschung, der sorgfältigen Benützung des reichlich aufgefundenen Materials bereits Erwähnung gethan. Hie und da, besonders da wo er den Zügen der Heerhaufen folgte, hätte der Verfasser, aller Deutlichkeit, Vollständigkeit und Lebendigkeit unbeschadet, etwas kürzer sich fassen können. Der Periodenbau, der im Anfang Sonderbarkeiten bemerken läßt, wird im Fortschreiten des Werkes fließender und gelenkiger. Auch enthält sich der Verfasser — was nicht zu übersehen — alles unnöthigen Pragmatisirens, aller subjectiven Urtheile, und beschränkt sich einfach auf Berichterstattung über Rath und That, des im Felde Vollführten, und unter den Staatslenkern Verhandelten. — Wir freuen uns zu vernehmen, daß der zweyte Band bereits unter der Presse sich befindet.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Alberto Lista, Lecciones de literatura dramatica española. Madr. 1839.

F. A. Pischon, Denkmäler der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt. Th. 1 — 3. Berlin 1838 — 1843.

Gustav Pfizer, Der Welsche und der Deutsche Aeneas Sylvius Piccolomini (Pius II.) und Gregor von Heimburg. Stuttgart 1841.

Chr. Oeser, Geschichte der deutschen Poesie. Th. 1. 2. Leipzig 1843.

L. J. Rhesa, Dainos oder Litthauische Volkslieder. Berlin 1843.

Locke, Original letters; Algernon Sidney and Anth. Lord Shaftesbury, by T. Forster. Lond. 1840.

Dr. J. Helferich, Von den periodischen Schwankungen im Werth der edeln Metalle von der Entdeckung Amerikas bis 1830. Nürnberg 1843.

Dr. C. W. Ch. Schütz, Grundsätze der Nationalökonomie. Tübingen 1843.

Frhr. Carl du Jarrys de La Roche, Geschichte der Kriegskunst seit dem 19. Jahrhundert, die Periode von 1800 — 1815. Mannheim 1844.

Neues Archiv für die homöopathische Heilkunst. Herausgegeben von Dr. C. Stapf und Dr. G. W. Groß. Bd. 1. Leipzig 1811.

Dr. M. Troschel, Lehrbuch der Chirurgie. Th. 1 — 3. Berlin 1840.

Dr. J. Weiß, Handbuch der Wasserheilkunde. Leipzig 1844.

M. A. N. Gendrin, Vorlesungen über die Herzkrankheiten. Leipzig 1843.

Bibliothèque du médecine-praticien, ou résumé général de tous les ouvrages de clinique medicale et chirurgicale de toutes les monographies. T. I. Maladies des femmes. Paris 1842.

M. Jacobi, die Hauptformen der Seelenstörungen in ihren Beziehungen zur Heilkunde nach der Beobachtung geschildert. Bd. 1. Leipzig 1844.

Dr. W. Hübbe, Das Hammerbröker Recht, aus den Findungen des Landgerichts von 1486 bis 1615 zusammengestellt und erläutert. Hambueg 1843.

Dr. W. L. Volz, Entwurf eines Gesetzes über die Benützung der Gewässer für Landwirthschaft und Gewerbe. Tübingen 1843.

Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Unter Mitwirkung von Boeckh, J. und W. Grimm, Pertz und Ranke, redigirt von A. Schmidt. Berlin 1841.

Dr. Ant. Bauer, Abhandlungen aus dem Strafrechte und dem Strafprocesse. Bd. 3. Theorie des Anzeigenbeweises. Göttingen 1843.

F. G. Bunge und C. O. von Madai, Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Esth- und Curlands. Abth. 1. Quellen des Revaler Stadtrechts. Lief. 1. Das alte und neuere Lübische Recht. Dorpat 1842.

C. G. Wilke, Die Hermeneutik des neuen Testaments systematisch dargestellt. Th. 1. Leipzig 1843.

Rud. Anger, Beyträge zur historisch-kritischen Einleitung in das Alte und Neue Testament. Bd. 1. Ueber den Laodicener Brief. Leipzig 1843.

Dr. H. J. Royaards, Geschiedenis der Invoering en Vestiging van het Christendom in Nederland. Gekrönte Preisschrift. Utrecht 1842.

A. Vinet, Essai sur la manifestation des convictions religieuses et sur la séparation de l'église et de l'état etc. Paris 1842.

Hispanorum orationes in concilio Tridentino habitae. Vol. 1. 2. Matriti 1768.

F. R. Hasse, Anselm von Canterbury. Th. 1. Das Leben Anselms. Leipzig 1843.

Aponi scriptoris vetustissimi in Canticum Canticorum explanationis libri duodecim, curantibus D. Hieronymo Bottino — D. Jos. Martini. Romae 1843. 4.

E. G. Förstemann, Monumenta rerum Ilfeldensium. Nordhaus. 1843.

Werner Hahn, Das Leben Jesu. Eine pragmatische Geschichtsdarstellung. Berlin 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Relação da viagem da India que fez por terra para Portugal o padre Manuel Godinho. Publicada pela sociedade propagadora dos conhecimentos uteis. Lisboa 1842. 8. Seiten IX und 234.

Die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche seit wenigen Jahren in Lissabon besteht, hat sich unter Andrem auch die Aufgabe gestellt, werthvolle jetzt selten gewordene Werke der portugiesischen Litteratur zu äußerst wohlfeilen Preisen wieder abdrucken zu lassen, um sie dadurch gemeinnützig zu machen. Ihre Wahl fiel mit vollem Rechte auf die Beschreibung der Reise, welche der Jesuit Manoel Godinho aus portugiesisch Indien auf dem Landwege nach Lissabon machte, ein Buch, das reich an historischen Notizen ist, und sich auch in sprachlicher Beziehung an die besseren Erzeugnisse der portugiesischen Litteratur anreiht.

Manoel Godinho wurde im Jahre 1630 zu Montalvão, im jetzigen Bezirke von Portalegre geboren, und trat mit fünfzehn Jahren in das Noviziat der Jesuiten zu Coimbra (3. Juni 1645), von wo er nach Indien als Missionär gesendet wurde. Bey den wenigen Nachrichten, die wir über seine Lebensgeschichte besitzen, läßt sich nicht ermitteln, wann er dahin abgieng und wie lange sein Aufenthalt in Indien dauerte. Der Vicekönig Antonio de Mello e Castro sandte ihn gegen das Ende des Jahres 1662 nach seinem Vaterlande mit dem geheimen Auftrage zurück, Alphons dem Sechsten die Zunahme des Verfalles der portugiesischen Macht in Asien und die Nachtheile vorzustellen, die ihr von Holländern und Engländern zugefügt würden. Godinho langte im October des Jahres 1663 in Lissabon an, und verließ Portugal nicht wieder.

Er erhielt, was zu den seltenen Fällen gehört, die päpstliche Erlaubniß, aus dem Orden treten zu dürfen, bekleidete hierauf mehrere Stellen in der Seelsorge, und starb als Pfarrer von Santa Maria de Loures in der Nähe von Lissabon im Jahre 1712.

Godinho hat mehrere Werke, größtentheils ascetischen Inhaltes, geschrieben, unter denen die Beschreibung der von ihm gemachten Reise nach Inhalt und Form den ersten Platz einnimmt. Sie umfaßt in dreyßig Capiteln die Schilderung des Zustandes von portugiesisch Indien, wie er war, als Godinho es am 15. December 1662 verließ, beschreibt die Begebenheiten auf der Reise, und schließt mit seiner Landung zu Cascaes am 25. October 1663.

Wie Lucius Florus die Geschichte Roms, so theilt auch Godinho die des portugiesischen Indiens, denn nur von diesem ist hier die Rede, nach den vier Stufen der menschlichen Lebensdauer ein. Indiens Kindheit setzt er in die Regierungszeit Don Manoels, da im zweyten Jahre seiner Regierung Vasco de Gama den Seeweg dahin entdeckte. Sie umfaßt nach seiner Annahme die vierundzwanzig Jahre von dieser Entdeckung bis zum Tode des Königes, eine Zeit, von welcher er unter näherer Ausführung dieses Bildes bemerkt, sie könne nur

dem Namen und der Dauer nach das Kindesalter heißen, denn unter Don Manoel wurden Goa und Malacca erobert, zu Ormuz, Cochim, Calecut, Maldiva, Socotorá, Angediva, Cananor, Coulam, Columbo, Chaul, Pacem, Ternate, Cranganor und Sofala Festungen angelegt, und die Könige von Ormuz, Tidore, Ceylon, der Malediven, von Coulam, Melinde, Zangibar, Quiloa, Batecala, Pacem tributpflichtig gemacht. Es war die Zeit der Siege, in der alle Stämme Indiens den Triumph Portugals verherrlichten, so männlich war die Kindheit von Indien.

Die fünfunddreyßig Regierungsjahre Johann des Dritten nimmt der Verfasser als Jünglingsalter Indiens an, seine Macht wuchs und dehnte sich nach allen Seiten aus, Städte und Flecken wurden in abgetretenen oder eroberten Landstrichen erbaut. Damals wurden Meliapor-, Negapatnam, Jafnapatam, Bacaim und Daman Städte, Gale, Negumbo, Baticaloa, Triquimale, Diu- und Macao Festungen, die Könige Indiens besiegt und viele tributpflichtig gemacht, die türkische Macht an der Küste von Indien, die spanische an den Molukken geschlagen, und die geistige Bildung drang zugleich mit dem Fortschritte der Waffen vor, denn die Könige von Butuano, Casimino, Pimilarano, Ternate, Travancor, Tutucory, Tanor und Bungo empfiengen die heilige Taufe.

Das Mannesalter Indiens umfaßt nach Godinho die Periode von 1561 bis 1600, in welcher Don Sebastian, der Cardinal Heinrich und der spanische Philipp II. regierten, es war schon mehr die Zeit, das Erworbene zu sichern, als Neues zu erobern, doch wurden noch an der zum Staate von Indien gehörigen Küste von Ostafrika die Festung Mombaça und die Forts Sena und Tete, in dem indischen Reiche Canara die Festungen Mangalor, Barcelor und Onor, in Pegu die zu Sirião angelegt, und in Bengalen die Stadt Golim gegründet, alle Besitzungen wurden gegen die wiederholten Anfälle kräftig vertheidigt, noch war die Seemacht bedeutend und der Handel blühend.

Mit 1600 beginnt der Verfall des Staates von Indien, von da an verlor er seine Kräfte und nahm so ab, daß man, wie Godinho sagt, nur aus den Chroniken seine bewunderungswürdige Stärke kennen lernen, nur aus den Ruinen auf die ehemalige Größe schließen kann. Es begann das Greisenalter, Indien sah sich plötzlich ohne die Flotten, welche einst die Meere beherrschten, ohne den Muth seiner Truppen, ohne Klugheit seiner Heerführer, ohne Glück in seinen Unternehmungen, ohne Erfolg seiner Waffen, ohne Eifer seiner Diener. Von Allem blieb nur Goa, Macao, Chaul, Bacaim, Daman, Diu, Mocambique und Mombaça mit einigen kleinen Festungen und unbedeutenden Ländern, der greise Staat hörte nicht ganz auf, weil sich kein Grab fand, das eine solche Größe hätte aufnehmen können. Das Wenige hatten ihm seine Feinde gelassen entweder zur Erinnerung an den großen früheren Besitz, oder aus Geringschätzung des Unbedeutenden.

Der Verfasser giebt die Verluste an, welche die Portugiesen zuerst durch die Engländer bey der Einnahme von Ormuz, dann durch die Holländer und die verschiedenen Könige Indiens, besonders aber durch die Ersteren erlitten hatten; und beschließt das erste sehr lehrreiche Capitel über den Zustand Indiens zu seiner Zeit mit der Hoffnung, es werde Portugal wieder dahin gelangen, den Holländern Widerstand leisten zu können, denn alle Eingebornen würden sich gegen die mehr gefürchteten als geliebten Holländer erheben, wenn sie auf die Unterstützung der Portugiesen rechnen könnten.

Mit dem zweyten Capitel beginnt die Beschreibung der vom Verfasser gemachten Reise; er trat sie von Bacaim (Bassein) aus an, das später theilweise durch Brand zerstört, damals eine ansehnliche wohl befestigte Stadt war, in welcher die Zahl der Feuerstätten der Portugiesen 300, die der eingebornen Christen 400 betrug, die der heidnischen und muselmännischen Bevölkerung wird vom Verfasser nicht angegeben. Es befanden sich in ihr ein Capitain, ein Richter und ein Faktor, vier Klöster der Augustiner, Franziskaner, Dominikaner und Jesuiten, und der Distrikt von Bacaim zählte 2000 Ortschaften, bewohnt von Christen, Muselmännern und Heiden.

Godinho begab sich über die portugiesischen

Besitzungen Trapor, Maim und Danu nach der Festung Daman, von da als Muselmann verkleidet nach dem mongolischen Surate, um nach Persien überzuschiffen. Er giebt von Daman (Damão), noch jetzt einer Besitzung der Portugiesen, und Surate weitläufige, aber werthvolle Beschreibungen, und schildert das damalige Surate als den größten Handelsplatz Indiens, von welchem aus nach Vorder- und Hinterindien, China, Ostafrika, Persien und England ein lebhafter Verkehr statt fand (cap. II — VIII).

Von der Beschreibung Surates geht er auf die des ganzen mongolischen Reiches und der Hauptstadt Agra über, in welcher die Jesuiten damals ein Ordenshaus besaßen.

Fünfundsechzig Königreiche begriff das Reich des Großmoguls, es gränzte gegen Norden an Persien und die Tartarey, gegen Süden an den indischen Ocean, das Reich Melique, das des Hidalkan in Dekan, an Arracan und Pegu, gegen Osten an ein heidnisches Reich sanalaca probata, was Godinho mit 120,000 Gebirge übersetzt; seine Breite betrug von Cambaya gegen Norden 400, von Bengala bis zum Sind 600 Meilen.

Am 5. Februar 1663 schiffte sich Godinho in Surate ein, und langte nach einer mühevollen Reise an der Einfahrt von Mascate an, wo er nur um hohen Preis es durchsetzen konnte, daß der muselmännische Schiffseigenthümer nicht in den Hafen von Mascate einfuhr, welches Portugiesen in jener Zeit nur mit Lebensgefahr betreten konnten, denn Mascate war früher das Haupt der portugiesischen Besitzungen in Arabien, die von dem letzten Könige von Ormuz an Portugal überlassen, sich auf 86 Meilen hin an der Küste ausgedehnt hatten, Sitz eines Generalcapitains, unter welchem die Capitaine der zehn portugiesischen Festungen in Arabien: Curiate, Matara, Libo, Borca, Soar, Quelba, Corfacão, Libidia, Mata und Doba standen.

Melchior Calaça hatte die Festung Mascate im Jahre 1588 auf Befehl des Generalstatthalters von Indien, Don Manoel de Sousa Coutinho gebaut. Nach Godinhos ins Einzelne gehendem Bericht war sie mit trefflichen Vertheidigungsmitteln versehen, dennoch gieng sie, und mit ihr alle portugiesischen Besitzungen in Arabien im Jahre 1648 an den Imam von Baila verloren (cap. VIII — XI).

Am 1. März landete das Schiff zu Comorão (Gomron, Bender-Abassi), früher gleichfalls Eigenthum der portugiesischen Krone.

Traurige Erinnerungen erweckte diese Fahrt in der Brust unsres Reisenden, er befand sich am 1. März zwischen den Inseln Ormuz und Larec; wandte er seine Blicke von Ormuz ab, so fielen sie auf Queirome und Angen, alle einst im Besitze seines Vaterlandes. Affonso de Albuquerque hatte im J. 1514 den König von Ormuz tributpflichtig gemacht, und eine Festung auf der Insel angelegt. Von da an blieb sie bis zum Jahre 1622, wo Schach Abbas von Persien, von den Engländern unterstützt, sie eroberte, im Besitze der Portugiesen; mit ihr giengen auch die Nachbarinseln verloren (cap. XI — XIII).

Veranlaßt durch den Verlust dieses früheren Besitzes erstattet der Verfasser (cap. XIII) Bericht über die Macht und Ausdehnung des persischen Reiches. Es erstreckte sich damals vom Indus bis zum Euphrat, gränzte im Norden an die Länder des großen Chan der Tartaren, im Süden an den persischen Meerbusen.

Die vorzüglichsten Provinzen dieses Reiches giebt Godinho mit folgenden Namen an: Hierach, Parc, Aderbajon, Gueylon einst Hyrcanien, Mazandaron, Strabat, Bostan, Sazabah, Nirabur, Charason, Chermon, Sagistan, Tabaristan, Chablestan, Nimeruz, Stabar, Sistan, Curdestan, Lorestan und Candahar. Die Bevölkerung der damaligen Hauptstadt Ispahan berechnet er zu 250,000 Einwohnern. Für die Missionen befanden sich drey Klöster in Ispahan; eines der Augustiner aus der portugiesischen Provinz Indien, eines der Jesuiten und ein drittes der französischen Capuziner.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

The English Hexapla, exhibiting the six important translations of the new testament scriptures, Wiclif 1380. Tyndale 1534. Cranmer 1539. Genevan 1557. Anglo-Rhemish 1582. Authorised 1611. The original greek text after Scholz. Lond. 1841. 4.

Het instituut of verslagen en mededeelingen, uitgegeven door de vier Klassen van het K. nederland. instituut van wetenschappen, letterkunde in schoene kunsten over den Jare 1842. Nr. 1. Amsterd. 1843.

Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. 1—6 enthält zugleich: Beyträge zur Landeskunde von Oeſterreich ob der Enns und Salzburg. Lief. 1—3. Linz 1840—42.

Mittheilungen der Zürcheriſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Alterthümer. Bd. 1. Zürich 1841.

Dr. H. A. Oppermann, Die Göttinger gelehrten Anzeigen u. ſ. w. Hannover 1841.

Histoire littéraire de la France, ouvrage commencé par des religieux Benedictins de la congrégation de Saint-Maur et continué par les membres de l'institut (acad. roy. d. inscript. d. belles lettres). T. 20. Suite du treizième siècle depuis l'année 1286. Par. 1842. 4.

Obraz bibliograficzno historyczny literatury i Nauk w Polsce. od wprowadzenia do nieji druku po rok 1830 Wlacznie. T. III. 12. Wilno 1843.

J. Möſer, ſämmtliche Werke. Neu geordnet durch B. R. Abeken. Th. 7. 8. Osnabrückiſche Geſchichte. Th. 4. Urkunden. Berl. 1843.

Dr. F. L. O. Roehrig, Spécimen des Idiotismes de la langue turque, recueillis, classés par ordre de matières et expliqués. Breslau 1843.

K. Jacobitz, Handwörterbuch der griechiſchen Sprache. Bd. 1. 2. Leipz. 1843.

Fl. Lecluse, Grammaire basque. Toulouse 1826.

M. Wocher, Die Entwickelung der deutſchen Sprache vom 4. Jahrhundert her bis auf unſere Zeit. Ein Beytrag zur deutſchen Phonologie. Ulm 1843.

Eras. Rask, A grammar of the Icelandic or old norse tongue. Translated from the swedish by G. Webbe Dasent. Lond. 1843.

J. E. Klemm, Die magyariſche Sprache und die etymologiſche Sprachvergleichung. Preßburg 1843.

M. F. Blácel, Počatky wědecké Mluwnictwí ceskeho. W. Brně 1843.

L'Abbé Jean Eiben, Nouvelle grammaire hongroise. Lemb. 1843.

Lor. Klanco, Saggio della semiografia dei volumi Ercolanensi. Napoli 1842.

Fr. Vater, Unterſuchungen über die dramatiſche Poeſie der Griechen. Heft 1. Berlin 1843.

Mohammed Beha-eddin ben Alhossain aus Amul, Eſſenz der Rechenkunſt, arabiſch und deutſch herausg. von Dr. G. H. F. Neſſelmann. Berl. 1843.

Gregorii Bar Hebraei (Abulpharag) Grammatica linguae syriacae in metro ephraemeo. Textum e cod. bibl. Gottingensis edidit, vertit, annotatione instruxit Ern. Bertheau.

J. J. Schmidt, Der Weiſe und der Thor. Aus dem Tibetiſchen überſetzt und mit dem Originaltexte herausgegeben. St. Petersb. 1843. 4.

C. Rieu, De Abul-Alae poetae Arabici vita et carminibus secundum Codices Leidanos et Parisiensem commentatio. Bonn 1843.

W. v. Meyer, Reiſen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841. Hamb. 1843.

J. G. Kohl, Reiſen in England und Wales. Th. 1. Birmingham, Liverpool und Wales. Leipz. 1844.

H. F. Mannſtein, Ober- und niederſächſiſches Adels-Lexikon. Heft 1. Leipzig 1843.

Juan Felix Franc. Rivarola y Pineda, Monarquia Española. Vol. 1. 2. Madr. 1736. Fol.

Th. Panofka, Bilder antiken Lebens. Heft 1. Schluß. Berl. 1843.

Dr. F. Hofmann, De aedilibus Romanorum. Berl. 1842.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juny.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Relação da viagem da India que fez por terra para Portugal o padre Manuel Godinho.

(Fortsetzung.)

Von Comorão setzte Godinho seine Reise nach dem persischen Congo zu Lande fort, um dort Portugiesen zu treffen, und von den Mühen der Reise auszuruhen. Congo, früher ein armseliges Fischerdorf, war durch den portugiesischen Generalstatthalter von Mascate, Ruy Freire de Andrade, der dort einen Hafen anlegen ließ, ein Handelsplatz geworden, der dreyhundert Einwohner arabischer Bevölkerung, und einige Baneanen und Portugiesen zählte. Schiffe aus dem Sind, von Daman, Diu, Surate und andern Theilen Indiens besuchten seinen Hafen. Der ganze Ertrag der Perlenfischerey an der Insel Baharem (Bahrein) wurde in Congo verkauft. Statthalter in Congo war ein Sohn des Khans von Lara; doch die Hälfte der Zolleinnahme gehörte noch dem Könige von Portugal, denn nach dem Verluste von Ormuz hatte Ruy Freire an den Küsten des persischen Meerbusens einen Verwüstungskrieg geführt, und den Schach zu einem Friedensschlusse genöthigt, in welchem er einen jährlichen Tribut von fünf Pferden und die Hälfte der Zollgefälle an Portugal bewilligen mußte, so lange, als Ruy Freire mit seinem Geschwader die Schiffe, die von Indien kamen, nöthigte, in den Hafen von Congo einzulaufen.

Portugal hatte dort eine Faktorey, mehrere Beamte und einen Pfarrer aus dem Orden der Augustiner; später gieng der Handel an die Holländer über, denn Valentyn erwähnt in seinem alten und neuen Ostindien (Th. V. S. 221) einer holländischen Faktorey in Congo. Von Congo schiffte er an der Ostküste des persischen Meerbusens, an welcher er die Caps Nabão und Verdestan, die Küste Dolestão, und die Städte Chilão, Verdestan und Reyret angiebt, hin nach Bassora *).

Die Zahl der Einwohner Bassoras, Araber, Türken, Perser, Armenier, Jakobiten, Johanneschristen, Hindus giebt Godinho zu hunderttausend an. Früher von eingebornen Königen regiert, die von den Portugiesen gegen die Türken unterstützt wurden, befand sich die Stadt erst seit 1547 in der Gewalt der Türken, welche sie erobert hatten, die Einwohner aber bewahrten, eingedenk der früher geleisteten Hülfe, noch immer eine freundliche Gesinnung gegen die Portugiesen und duldeten die Mission der unbeschuhten Carmeliten, deren Gastfreundschaft der Verfasser in Anspruch nahm, in der Stadt. Die Zahl der Johanneschristen in Bassora und den Nachbarländern wird von ihm zu 30,000 Familien angegeben.

Während er sich in Bassora aufhielt, kamen von Comorão aus Briefe an die Generalstaaten Hollands, um ihnen die Einnahme Cochims anzuzeigen. Diese Briefe gelangten an die Mission der Carmeliten, die von den Holländern bezahlt wurden, um sie nach Aleppo an den holländischen

*) Nabam, Verdestan, Chilão und Reyrel finden sich auf dem Atlas des Vaz Dourado angegeben.

Consul zu befördern. Cochim war am 10. Januar 1663 für Portugal verloren gegangen, und Godinho sah wohl ein, wie sehr es im Interesse seines Vaterlandes gelegen sey, diese Nachricht noch vor dem bevorstehenden Friedensschlusse mit Holland zu erhalten; deßhalb entschloß er sich, aller Gegenvorstellungen ohngeachtet, zu der eben so beschwerlichen als gefahrvollen Reise durch die Wüste nach Bagdad (cap. XIV — XVIII).

Er verließ Bassora am 9. April 1663 mit drey Begleitern, und langte am 19. in Bagdad an. Nach einer allgemeinen Schilderung des wüsten Arabiens giebt er ein vollständiges Tagebuch über diese mühevolle Reise und ihre Gefahren, eine Beschreibung Bagdads und einen genauen Bericht über die einzelnen Provinzen der ganzen türkischen Monarchie (cap. XVIII — XXII).

Schon am 21. April unternahm er die eben so gefahrvolle Weiterreise nach Aleppo, von demselben Araber, der ihm von Bassora aus als Führer gedient hatte, geleitet, und traf am 3. May in dieser Stadt ein (cap. XXII — XXIV).

Im vierundzwanzigsten Capitel beschäftigt er sich mit den verschiedenen Routen, die man auf dem Landwege von Indien nach Europa nehmen könne.

Verschieden, sagt Godinho, sind die Routen, um auf dem Landwege von Indien nach Europa zu kommen, hinsichtlich der Leichtigkeit, Sicherheit und Dauer der Reise; ich will sie alle angeben, und die Wahl dem Reisenden überlassen. Der kürzeste, aber unsicherste Weg ist von Indien nach Mekka und von da nach Suez zu schiffen, um über Cairo nach Alexandrien zu gehen, wo stets französische, holländische und englische Schiffe für die Ueberfahrt nach Europa bereit sind.

Länger, aber sicherer ist der Weg durch Persien; man schifft von Indien nach Comorão oder Congo, reist von da zu Lande nach Lara und Schiras, von Schiras nach Ispahan oder Romus, von Romus in 3 Meilen an den Fluß Gopal, der Persien von Arabien scheidet, von da in 5 Tagen an den Fluß Charom und in einer Tagreise an den Fluß Carca, auf dessen jenseitigem Ufer die Stadt Euthu liegt, von wo man nach $1\frac{1}{2}$ Meilen an den Fluß Cocam, nach $\frac{1}{2}$ Meile nach Lasa, und in 18 Tagen nach Bagdad kömmt; oder man kann von Schiras nach Ispahan, Tauris, Erzerum, Smyrna gehen, um sich dort einzuschiffen, oder von Tauris den Weg über Diarbekr nach Bagdad und Aleppo einschlagen.

Die gewöhnlichste Art zu Godinhos Zeit, von Indien auf dem Landwege nach Europa zu gelangen, war die, sich nach Bassora ohne Aufenthalt, oder über Comorão und Congo einzuschiffen, um von Bassora auf dem Euphrat bis nach Hait zu schiffen, und von dort zu Lande Damascus oder Aleppo zu erreichen; nach Damascus giengen keine Carawanen, aber man konnte sich unter dem Schutze des Topschi von Bagdad und Damascus, der damals ein griechischer Christ war, und jährlich einmal die Zeughäuser von Bagdad untersuchte, zur Fastenzeit aber unter starker Bedeckung nach Damascus zurückkehrte, sicher dahin begeben, und von Damascus in vier Tagen die Reise nach Sidon oder Beirut fortsetzen, wo es nicht an französischen, englischen und holländischen Schiffen fehlte, welche nach der Levante Handel trieben. Von Bagdad nach Aleppo aber giengen jährlich 2 Carawanen, eine große von 1000 Kameelen, Pferden und Maulthieren, und eine kleinere, welchen der Reisende sich anschließen konnte.

Ein vierter Weg, auf welchem man aber nach Godinhos Angabe mit Empfehlungen des Königs von England versehen seyn mußte, war, sich von Lissabon nach Hamburg einzuschiffen, von Hamburg über Riga nach Moskau zu reisen, die Fahrt auf der Moskwa bis Kolomna zu unternehmen, auf der Oka bis Nischnei-Novogorod und von da auf der Wolga bis Astrachan fortzusetzen, um von Astrachan nach Resecht in Persien zu schiffen, zu Lande über Tauris und Ispahan nach Congo oder Comorão zu kommen, und sich dort eines Schiffes nach Surate, Bassein oder Daman zu bedienen.

Ohne Empfehlungen des Königes von England, bemerkt der Verfasser, könne man auf dieser Route nicht fortkommen, da der Eintritt in das russische Reich den Fremden gesetzlich verboten sey; auch räth er, sich die Begleitung eines oder zweyer

griechischer Mönche aus dem Orden des heiligen Basilius zu verschaffen, welche bey den Moskowitern sehr angesehen seyen, um in ihrer Gesellschaft ungehindert reisen zu können.

Wolle man aber von Astrachan aus über China nach Indien reisen, so gehe der Weg zu Lande von Astrachan in das Nachbarland Ablai, von wo 1656 ein russischer Gesandter mit voller Sicherheit in drey Monaten nach Pecking gereist sey, oder man könne aus einem Hafen des Reiches Astrachan sich nach dem Meerbusen Aniano (freto Aniano ?) einschifften und auf ihm immer gegen Osten an einen wasserreichen und schiffbaren Fluß gelangen, der aus den chinesischen Reichen Corea und Leamtum komme, und sich in den Meerbusen Aniano münde. Diese Reise hätten im Jahre 1649 zwey moskowitische Schiffe mit 500 Soldaten gemacht, von denen am Ufer dieses Flusses eine hölzerne Festung angelegt, und von ihr aus drey tartarische Reiche, Vasallenländer des Kaisers von China: Ula, Varka und Solom erobert worden seyen.

Der fünfte Weg, den Godinho angiebt, ist der von Angola aus zu Lande nach Indien. Er bemerkt von ihm, er sey noch nicht bekannt, aber man werde ihn noch kennen lernen, und er werde leicht zu bereisen seyn, denn von Angola bis zum kleinen See (lagoa Zachaf), der sich in der Wüste von Aethiopien befinde, 15 Meilen in der Breite habe, dessen Länge man aber noch nicht kenne, seyen weniger als 250 Meilen.

„Diesen See, sagt Godinho, setzen die Cosmographen unter 15° 50′ und nach einer Karte, welche ich sah, verfaßt von einem Portugiesen, der sich viele Jahre hindurch in den Reichen Monomotapa, Manica und Butua aufhielt, befindet sich dieser See nicht weit von Zimbavé d. h. der Residenz von Mesura oder Marabia. Aus ihm kommt der Fluß Anoi, der oberhalb unsres Forts Tete sich in den Zambeze ergießt, und der Fluß Chire, der, nachdem er viele Länder, zuletzt Rondo, durchschnitten hat, sich oberhalb Sena mit dem Cuama vereinigt.

Nach diesen Voraussetzungen sage ich also, wer von Angola nach Mocambique, von da nach Indien reisen, und die Wüste des Kaffernlandes durchschneiden will, muß vor Allem nach dem See Zachaf sich richten; wenn er ihn gefunden hat, dem Laufe der Flüsse nach zu unsren Forts Tete und Sena herabsteigen, von da nach Quilimane, von Quilimane nach Mocambique gehen, von Mocambique kann er in einem Monate nach Goa kommen. Daß dieser See existirt, sagen nicht nur die Kaffern, sondern auch die Portugiesen, welche sich bereits dort befanden, indem sie gegen den Lauf der Flüsse schifften; nur aus Mangel einer Belohnung hat man diesen Weg bisher nicht entdeckt. Die Eigenschaften, die bey einem solchen Entdecker zusammentreffen müssen, die Macht, die er mit sich nehmen, die Art, wie er sich in den Ländern, die zu durchreisen sind, benehmen soll, habe ich in einer andren Schrift schon erwähnt, welche man mir zu Gunsten dieser Entdeckung abverlangt hat.“

Leider ist die hier von dem Verfasser citirte Schrift bisher nicht aufgefunden worden, sie würde einen nicht unwichtigen Beytrag zu der Geschichte der Versuche bilden, welche die Portugiesen unternahmen, um von der Westküste Afrikas durch das Innere zur Ostküste, und von dieser zu jener zu gelangen.

Schon König Don Manoel hatte den Plan gefaßt, von Congo aus einen Weg nach Habesch zu finden, um mit dem Kaiser von Abyssinien in Verkehr treten zu können; er sandte deßhalb im Jahre 1520 den Gregorio de Quadra nach Congo, der auch hierüber Unterhandlungen eröffnete; aber die Räthe des Königes, größtentheils Portugiesen, sahen in diesem Plane Gefahr für Congo, und Quadra kehrte unverrichteter Dinge wieder nach Lissabon zurück, wo Don Manoel indessen gestorben war *).

(Schluß folgt.)

*) Damião de Goes chronica del rey D. Manoel p. IV p. 54.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

Gio. Pietro Campana, Antiche opere in plastica discoperte raccolte e dichiarate. Distribuzione 1—4. Roma 1842. fol.

Antike Marmorwerke. Zum Erſtenmale bekannt gemacht von Emil Braun. 1. und 2. Decade. Leipz. 1843. fol.

J. H. Strack, Das altgriechiſche Theater-Gebäude. Potsdam 1843.

Fr. Perez Bayer, De nummis Hebraeo-Samaritanis. Valent. 1781. fol.

L. Saez, Demonstracion historica del verdadero valor de todas las monedas, que corrian en Castilla durante el Reynado del Señor Don Henrique IV. Madr. 1805. fol.

L. Cibrario, Della economia politica del medio evo. 2. edizione emendata ed accresciuta. Vol. 1 — 3. Torino 1841 — 42.

K. H. Hermes, Geſchichte der letzten 25 Jahre. Th. 1. 2. Braunſchweig 1843.

G. La Farina, Studi sul secolo XIII. Fasc. 1 — 15. Florenz 1842.

Diego Barbosa Machado, Memorias para a historia de Portugal que comprehendem o governo del rey D. Sebastiaõ. T. 1 — 4. Lisb. 1736 — 41.

Aph. Viollet, Histoire des Bourbons d'Espagne. Par. 1843.

Juan Franc. de Masdeu, Historia critica de España y de la cultura Española. T. 1 — 20. Madr. 1783 — 1805.

Mariana, Historia general de España. Vol. 1 — 3. Valencia 1794. fol.

Pablo de Espinosa de los Monteros, Primera y segunda parte de la historia de Sevilla. Vol. 1. 2. Sevilla 1627. fol.

Juan Dameto, La historia general del reyno Balearico. Vol. 1. 2. Mallorca 1654. fol.

Gius. del Re, Cronisti e scrittori sincroni Napoletani, dalla fondazione della Monarchia fino alla venuta di Carlo III. Dispensa 1 — 10. Neap. 1842 — 1843.

Jac. Nardi, Istorie della città di Firenze. Per cura e opera di Lelio Arbib. Vol. 1. 2. Firenze 1842.

G. v. Martens, Italien. Lief. 1. Stuttgart 1841.

Fr. Guicciardini, Storia d'Italia. Vol. 1. 2. Milano 1843.

Ad. Michel, L'ancienne Auvergne et le Velay; histoire, archéologie, moeurs, topographie. Vol. I. livr. 3 — 6. Moulins 1843. fol.

Comte Maxime de Choiseul-Daillecourt, 1688 — 1830, ou paralléle historique des révolutions d'Angleterre et de France sous Jacques II. et Charles X. Par. 1844.

de Rostaing, Origine des institutions et conditions sociales en France, dans les temps anciens et modernes. Par. 1843.

Fr. Backhaus, Die Sagen der Stadt Leipzig. Nach geſchichtlichen Ueberlieferungen mitgetheilt. Leipzig 1844.

Dr. Joſ. Bader, Markgraf Rudolph I. von Baden. Nach den Quellen bearbeitet. Karlsruhe 1843.

Dr. M. Zimmermann, Allgemeine Geſchichte des großen Bauernkrieges. Nach handſchriftlichen und gedruckten Quellen. Bd. 1 — 3. Stuttg. 1841 bis 1843.

Neue Croquis aus Ungarn. Bd. 1. Peſth 1843.

Briefe aus Wien. Von einem Eingebornen. Bd. 1. Hamburg 1844.

F. Beda, Vertheidigung der Deutſchen und Slaven in Ungarn. Leipz. 1843.

Die Beſchwerden und Klagen der Ungarn über die geſetzwidrigen Uebergriffe der Magyaren. Leipzig 1843.

L. Fr. von Auguſtin, Das Pinzgau. Peſth 1844.

von Minutoli, Beyträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III., ſo wie einiger Staatsdiener und Beamten ſeiner nächſten Umgebung. Berl. 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Relação da viagem da India que fez por terra para Portugal o padre Manuel Godinho.

(Schluß.)

Referent hat in der collectio Vaticana in der Bibliothek zu Ajuda zwey Aktenstücke gefunden, welche beweisen, daß man auch unter der spanischen Herrschaft gestrebt habe, diesen Plan zu erneuern.

Das erste enthält einen Bericht ohne Datum an den päpstlichen Nuntius Octavio Accorambono in Lissabon, dessen Verfasser nicht genannt ist, der aber in die Jahre 1611 bis 1620 fallen muß, weil Accorambono in dieser Zeit Collektor der Kreuzbulle für Portugal mit den Vollmachten eines päpstlichen Nuntius war *).

Der Bericht beginnt ohne Einleitung mit der Angabe der Route: Dalla città chiamata del Salvadore dove risiede il re di Congo, sino al regno di Baba posseduto da un Vassallo suo ponno essere da 70 a 80 leghe.

Dalla città di Baba fino al regno di Ocanga posseduto da un suddito del detto rè di Baba ponno essere da 80 a 90 leghe.

Dalla città d'Ocanga fin dove risiede il prete Giani saranno da 300 leghe secondo dicevano gli antichi.

Però à Tempi nostri il padre Licenziato Raffaello di Castro naturale di Tucuman nella nuova Spagna, huomo curioso e di grande sperienza andò al detto regno di Ocanga e passò molto piu oltre per haver notizia della gente che portavano croce di legno al collo, et erano del paese del preste Giani, et arrivo piu dentro.

Der Verlauf dieses Berichtes zeigt, daß der Verfasser desselben ohne Zweifel ein italiänischer Missionär am Hofe des Königs von Congo war. Gli domandarno di dove veniva e dove andava et esso li rispose, che veniva da regni di Manicongo, il cui re era christiano et andava per convertire e far cristiani, e loro gli dissero che havrebono da esser fatti cristiani per mano sua. Ma como già non intendenva la lingua di quei paesi, ne haveva interprete se retorno a Congo e fece la relazione al ré di quanto haveva veduto, et io mi ci trovai presente, et affermava, che dal regno di Ocanga sin dove lui era arrivato ci potevano essere da 200 leghe in circa.

Der Bericht schließt mit der Ansicht des Verfassers, daß der König von Congo gewiß den Verkehr mit Abyssinien öffnen, und Alles hiefür thun würde, wenn der Papst ihn schriftlich, oder durch einen Gesandten hiezu ermuntern wollte, denn der König habe große Ehrfurcht vor den päpstlichen

*) Relazione data a Monsignore Accorambono collectore di Portogallo circa la strada, che si pretende del regno di Congo a quello del Prete Giani.

Schreiben, trage nach der Gnade des Papstes Verlangen, und hege den sehnlichen Wunsch, den Kaiser von Abyssinien in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen.

Dem ersten Actenstücke entspricht das zweyte, ein Schreiben des päpstlichen Protonotars Johannes Baptista Vives, seit dem Jahre 1613 Orators des Königs von Congo an den Kaiser von Abyssinien vom 18. April 1617, in welchem er ihm den Wunsch vorträgt, es möchte der Zugang zu seinen Staaten durch die des Königes von Congo eröffnet werden, wodurch der Kaiser mancherley Vortheile erlangen würde; er würde seine Gesandten leichter nach Rom schicken können, um das ihm Nöthige zu erhalten, und der Papst würde eine weit sicherere Gelegenheit erlangen, für den Zuwachs des christlichen Glaubens zu sorgen, auch könnte er weit schneller die christlichen Fürsten Europa's von den Beunruhigungen der Türken und seiner übrigen Feinde in Kenntniß setzen und schneller ihrer Hülfe theilhaftig werden; leicht lasse sich ein gegenseitiger Verkehr zu Stande bringen, wenn der Kaiser hierüber ernstlich mit dem Könige unterhandeln wolle, um alle Schwierigkeiten durch gemeinsame Uebereinstimmung zu heben, deßhalb wolle er auch seinem Herrn schreiben, und ihn auf das dringendste um die Eingehung dieser Unterhandlungen bitten, damit zur selben Zeit von beyden geleistet werde, was beyden Reichen fromme. *)

*) Joannis Baptistae Vives protonotarii apostolici et utriusque juris referendarii oratoris regis Congo apud sanctam sedem epistola ad magnum Ethiopiae imperatorem de aperienda via ad regnum Habessynicum per regna et dominium regis Congi deque foedere adversus infideles cum principibus christianis ineundo. Datum Romae die 18. Aprilis 1617. Cum serenissimi regis Congi in hac romana et ecclesiastica curia negotia geram et tractem, constitutus utpote et electus ab ejus majestate apud sedem apostolicam et sanctissimum dominum papam orator et continuus assistens legatus, saepe concupivi dari mihi occasionem, qualis in praesentia opportune ex discessu harum litterarum latoris oblata est, debitam reverentiam et obsequium majestati vestrae tanquam regi christiano magno et potentissimo praestandi et eadem opera exponendi quod animo jampridem conceperam votum et desiderium, ut via et aditus per regna et regis longi dominia ad majestatis vestrae ditiones et imperium aperieretur etc.

Von Angola aus sandte im Jahre 1606 der Statthalter Manoel Pereira Forjaz einen entschlossenen Offizier, Baltazar Rebello, mit dem Auftrage ab, den Weg an die Ostküste zu erforschen, aber Rebello mußte wegen eines Aufruhrs der Neger aus der Provinz Mosseque wieder zurückkehren.

Im Jahre 1648 erbot sich der Capitain Salvador Correa de Sá gegen den König Don Pedro II. den Verkehr vom Flusse Cuama und von Monomotapa aus bis Angola zu eröffnen, aber Mißgunst verweigerte ihm die Mittel zur Ausführung.

Zwischen 1676 und 1680 versuchte Ayres de Saldanha de Menezes e Sousa dasselbe von Angola bis Benguela und von da bis Sena zu thun, aber der von ihm abgesandte Capitain Jozé da Rosa kehrte der Schwierigkeiten wegen, welche ihm die Negerhäuptlinge (Sovas) entgegenstellten, wieder unverrichteter Dinge zurück.

Im Jahre 1798 ernannte der Marineminister D. Rodrigo da Sousa Coutinho den Doctor Francisco José de Lacerda e Almeida einen Mathematiker mit demselben Auftrage zum Gouverneur am Flusse Sena, Lacerda versah sich mit den nöthigen Mitteln und Instrumenten und gelangte bis in die Länder des Königes Cazembe, wo er starb; er empfahl sterbend seinen Begleitern die Fortsetzung der Reise, aber diese kehrten wieder nach Sena zurück, und selbst Lacerdas nachgelassene Papiere wurden nie gehörig benützt.

Antonio de Saldanha da Gama, Gouverneur von Angola, jetzt Graf von Porto Santo ernannte den Obrist der Milizen Francisco Honorato da Costa im Jahre 1806 zum Director des Marktes von Cassange im Nordosten Angolas, um von dem Inneren Afrikas nähere Kenntniß zu erlangen, er kam mit einer Gesandtschaft der Molluas zurück, durch die man einige Nachrichten über den König Cazembe

und die Gewißheit erhielt, daß sie mit der Ostküste in Verbindung stehen.

Saldanhas Nachfolger, José de Oliveira Barbosa, sandte hierauf einen Neger Henriques ab, der auch wirklich nach Mocambique gelangte, und Briefe des dortigen Gouverneurs zurückbrachte, aber, da er aller Bildung entbehrte, nicht im Stande war, die gewünschten Aufschlüsse zu geben.

Wirft man den Portugiesen des fünfzehnten Jahrhundertes, sagt der gelehrte Patriarch von Lissabon Frey Francisco de San Luiz, Unwissenheit und Unfähigkeit vor, und rügt man den Mangel an Fortschritten in der Kenntniß der Völkerstämme und der Geographie Afrikas an ihnen, so möchten wir dagegen fragen, worin die übrigen Nationen, die sich unserer Colonien bemächtigten, und die Früchte unserer Arbeiten benützten, glücklicher gewesen, worin sie weiter fortgeschritten seyen.

Doch kehren wir zum Reiseberichte unsres Verfassers zurück, so finden wir ihn in Aleppo; seinem Aufenthalte daselbst widmet er 2 Capitel, die Beschreibung der Stadt (Cap. 25) und eine Erörterung über die Verzögerung seiner Reise (Cap. 26), da ihn die Geldgier türkischer Beamten dort gewaltsam zurückhielt, von welcher er sich loskaufen mußte, die Mission der Jesuiten veranlaßt ihn, im folgenden Capitel (Cap. 27) eine vollständige Aufzählung aller Missionen zu geben, welche sein Orden damals in Asien und Afrika versah.

Am ersten Juny verließ er Aleppo und kehrte über Alexandrien und Marseille in sein Vaterland zurück (Cap. 28 — 30).

Godinhos Schilderungen sind anziehend und belehrend zugleich, er weiß das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden; vergleicht man aber den jetzigen Zustand des portugiesischen Indiens mit dem damaligen, den Godinho geschildert, so bleibt auch jetzt noch der Wunsch des Verf. übrig, es möchte von Indiens Zukunft gesagt werden können, was Florus von Rom unter Trajans Regierung sagte: Sub Trajano principe praeter spem omnium senectus imperii quasi reddita juventute revireseit.

Friedrich Kunstman.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Materialien zur Regierungs-Geschichte Friedrich Wilhelms IV. vom 7. Juni 1840 bis zum 18. Octbr. 1842. Königsberg 1843.

Ludw. Steub, Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern. München 1843.

Luciliburgensia sive Luxemburgum Romanum. etc. Ill. a Al. Willhemio. Luxemb. 1842. 1.

F. Derschau, Finnland und die Finnländer. Leipzig 1843.

Feldzug der Kaiserl. Russischen Armee von Polen in den Jahren 1813 und 1814. Von einem Augenzeugen beschrieben. Hamburg 1843.

Dr. J. E. Wappäus, Die Republiken von Süd-Amerika, geographisch-statistisch, mit bes. Berücksichtigung ihrer Produktion und ihres Handelsverkehres. Abth. 1. Götting. 1843.

Fr. Hurter, Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts. Schaffhausen 1840.

Dr. J. B. Bandlin, Pestalozzi, seine Zeit, seine Schicksale und sein Wirken. Schaffhausen 1843.

J. J. Herzog, Das Leben Johannes Oekolampad's und die Reformation der Kirche zu Basel. Bd. 1. Basel 1843.

A. Fabretti, Biografie dei capitani venturieri dell' Umbria. Vol. 1. fasc. 1 — 9. Montepulciano 1842.

Guil. Libri, Histoire des sciences mathématiques en Italie depuis la renaissance des lettres jusqu'a la fin du 18ieme siécle. Vol. 1 — 4. Par. 1841.

Dr. J. Ph. Kulik, Lehrbuch der höheren Analysis. 2. Aufl. Bd. 1. 2. Prag 1843.

Dr. L. Putterich, Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Abth. 1. Lief. 3 - 9. II. Lief. 11 — 14. Leipz. 1843. fol.

Fr. di Giorgio Martini, Trattato di architettura civile e militare. P. I. et II. Torino 1842. Atlas in Fol.

Dr. G. A. Jahn, Geschichte der Astronomie vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zu Ende des Jahres 1842. Bd. 1. Leipz. 1844.

P. A. Hansen, Ermittelung der absoluten Störungen in Ellipsen von beliebiger Excentricität und Neigung. Th. 1. Gotha 1843.

Dr. H. Buff, Grundzüge der Experimentalphysik mit Rücksicht auf Chemie und Pharmacie. Lief. 1. Heidelberg 1843.

Dr. A. Bertrand, Die Revolution des Erdballs. Kiel 1844.

C. Duchemin, Experimentaluntersuchungen über die Gesetze des Widerstandes der Flüssigkeiten. Deutsch herausg. von Dr. H. C. Schmuse. Braunschweig 1844.

Natural history of New York. Part V. Geology of New York. P. III. comprising the survey of the third geological district by Lardner Vanuxem. Albany 1842.

v. Th. Kotschy, Abbildungen und Beschreibungen neuer und seltener Thiere und Pflanzen in Syrien und im westarabischen Taurus. Text. Lief. 1. Atlas Lief. 1. Stuttg. 1843.

C. Dejean, Catalogue des Coléoptéres. Par. 1837.

Dr. H. Burmeister, Zoologischer Handatlas. Lief. 1 — 7. Berl. 1843.

A. J. C. Corda, Anleitung zum Studium der Mycologie. Prag 1842.

Fr. L. v. Babo, Der Weinstock und seine Varietäten. Lief. 1. Frankf. 1843.

Dr. M. J. Schleiden, Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik, nebst einer methodologischen Einleitung als Anleitung zum Studium der Pflanze. Th. 1. 2. Leipz. 1843.

F. A. Guil. Miquel, Systema piperacearum. Fasc. I. Roterod. 1843.

Dr. J. G. Krünitz, Oekonomisch-technologische Encyklopädie. Th. 183. Thee — Thier. Berl. 1844.

J. Grimm, Deutsche Mythologie. 2. verb. Auflage. Abth. 1. Göttingen 1843.

K. F. Wiborg, Fremstilling of Nordens Mythologi for dannede Laesere. Kjöbenhavn 1843.

Dr. Strümpell, Die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte, Herbart. Braunschweig 1843.

Theod. Heinsius, Zeitgemäße Pädagogik der Schule. Berlin 1844.

Const. Frantz, Speculative Studien. Heft 1. Ueber die Freyheit. Berlin 1843.

Chr. Aug. Brandis, Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie. Th. II. Abth. 1. Berl. 1844.

J. G. von Quandt, Vorträge über Aesthetik für bildende Künstler. Leipz. 1843.

G. Casti, Die redenden Thiere, ein episches Gedicht. A. d. Ital. übers. von J. A. Stiegler. Bd. 1. 2. Aachen 1843.

Die Sagen von den Abenteuern Carls des Großen und seiner Paladine, den Ritter von der Tafelrunde. Aus den ältesten spanischen Romanzen im Versmaaße der Originale übersetzt. Leipz. 1843.

The Mabinogion, from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient Welsh manuscripts, with an English translation and notes by Ch. Guest. P. V. Containing the Dream of Rhonabwy and the tale of Pwyll Prince of Dyved. Lond. 1843.

M. Beheim's Buch von den Wienern. 1462—1465. Zum erstenmale herausgegeben von Th. G. v. Karajan. Wien 1843.

Allemannia. Gedichte in allemanischer Mundart von Darn, Schneider und Dr. Hagenbach, nebst einer Correspondenz zwischen Hebel und Gysser. Lörrach 1843.

J. Rank, Vier Brüder aus dem Volke. Th. 1. 2. Leipz. 1844.

K. Gödeke, Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843. Hannover 1844.

Bibliotheek van Nederlandsche Dichters. Bijdragen tot de kennis van de XVIIe Eeuw. Verzameld door J. Tideman. Deel I. Gedichten van Simon van Beaumont. Utrecht 1843.

Trattato dell' epigrafia latina ed italiana del P. D. Raffaele Notari. Barnabita. Parma 1842.

Isid. Täuber, Entwurf einer Geschichte der zeichnenden Künste im Erzherzogthume Oesterreich. Wien 1844.

A. R. Mengs sämmtliche hinterlassene Schriften. Herausgegeben von Dr. G. Schilling. Bd. 1. Bonn 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Der Prometheusmythus von Prof. Dr. von Lasaulx. Würzburg, 1843. S. 52. gr. 4.

Es freut uns um so mehr, daß Hr. Prof. Dr. v. Lasaulx den Stoff zu den Abhandlungen, welche er dem Lections-Verzeichnisse der Universität zu Würzburg vorausschickt, aus dem großen, im Verhältnisse zu anderen Zweigen der Alterthums-Wissenschaft, immer noch zu wenig angebauten Gebiete der griechischen Mythologie wählt, als er seine allseitige Tüchtigkeit auf demselben bereits durch viele ausgezeichnete Abhandlungen bewährt hat. Der Mythus, dessen Aufhellung er sich in der bezeichneten Schrift zum Ziele setzte, gehört zu den wichtigsten und schönsten, welche sich aus der griechischen Urzeit erhalten haben, und der Weg, den er zur Erklärung desselben einschlägt, ist nach unserer Ueberzeugung der einzig richtige. Er beschränkt sich nämlich nicht darauf, die Angaben desjenigen Dichters in Erwägung zu ziehen, welcher diesen Mythus am ausführlichsten behandelte, sondern stellt alle wichtigen Zeugnisse, welche sich über denselben erhalten haben, nach der chronologischen Reihenfolge der Schriftsteller mit den eigenen Worten derselben zusammen, und liefert auf diese Weise einen sprechenden Beweis, daß trotz der großen Zerstörungen, welche die alte Litteratur im Schiffbruche der Zeiten erlitten hat, des Erhaltenen doch so viel sey, daß wir, wie anderes Wissenswürdige aus dem Leben der alten Völker, so auch diesen Mythus in genügender Vollständigkeit erfassen und durch einen Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden verfolgen können.

Der älteste uns erhaltene Dichter, bey welchem der Prometheusmythus erscheint, ist Hesiodus. Die Nachrichten dieses so ehrwürdigen Sängers scheinen uns um so bedeutungsvoller zu seyn, als der Name seines Vaters mit der äolischen Colonie Kyme in sehr naher Beziehung steht. Es möchte wohl eben so wenig einem gegründeten Zweifel unterliegen, daß die Einwohner von Kyme bey ihrem lebhaften Verkehre mit vielen Ansichten und Ueberlieferungen des Orients bekannt wurden, als daß mancher Aeolier aus der neuen Heimath nach Böotien zurückkehrte, und daß, abgesehen von diesem Umstande, durch die Verbindung, in welcher Böotien mit Kyme stand, manche alte Ueberlieferung aus dem Morgenlande nach Böotien gelangte, so daß es uns nicht befremden kann, wenn bey zwey Dichtern dieses Volkes, bey Hesiodus und Pindarus, Mythen sich finden, welche uns die großen Wahrheiten, die sie enthalten, in einer viel einfachern, der ursprünglichen Bedeutung natürlichern Form veranschaulichen, als dieß bey vielen andern Sängern der Fall ist, bey denen der Sinn einer Sage oft durch die Entstellungen, welche sie durch irrige Auffassung im Laufe der Zeit erhielt, kaum mehr zu erkennen ist.

Bey Hesiodus nun erscheint (S. 7 ffg.) Prometheus als Gott und Mensch zugleich. Gott und eine dem Zeus coäterne Persönlichkeit ist er seiner Abstammung nach, indem beyde Geschwister-Kinder sind, und in Uranos und Gaia ihre gemeinsamen Großältern haben. Als Mensch aber oder vielmehr als Repräsentant der Menschheit erscheint er in Allem, was er sinnt und thut, in der schlauen Listigkeit des Geistes, welche im Alterthume,

wie noch heute den Bauern, Ausdruck menschlicher Klugheit war, in dem Feuerdiebstahl, in Erleidung der darauf folgenden Strafe und in seiner endlichen Erlösung durch Herakles. Neben ihm erscheint sein Bruder Epimetheus, wie die andere Hälfte seiner selbst, und wenn die Jungfrau Pandora als erstes Weib geschildert und berichtet wird, daß durch sie Krankheiten und Tod in die Welt gekommen seyen, so bemerkte schon Tertullianus (de corona milit. c. 7.), daß uns in ihr die griechische Eva begegne. Wenn dagegen Herodotus erzählt, daß des Prometheus Weib Asia geheißen und von ihr der Erdtheil seinen Namen erhalten habe, ja wenn nach Anderen Asia auch die Mutter des Prometheus gewesen seyn soll, so ist hierin nur die geographische Wahrheit ausgedrückt, daß Asien die Urheimath der Menschen sey.

Unter den späteren Darstellungen des Prometheusmythus ist keine großartiger ausgebildet, als die, welche der Vater der griechischen Tragödie gegeben hat. Die Abweichungen seiner Behandlung dieses Mythus von der Hesiodischen sind, wie der Herr Verfasser (S. 9 — 14) zeigt, in den Hauptpunkten, auf welche Alles ankommt, nicht groß; aber der ganze Mythus erscheint bey Aeschylus geistiger aufgefaßt und stärker ausgeprägt. Der Umstand, daß er dem Prometheus statt der Klymene die schicksalskundige Gaia-Themis zur Mutter, statt der Pandora die Okeanide Hesione zur Gemahlin giebt, ändert das Wesen des Mythus nicht, sondern hat seinen Grund bloß darin, daß die einzelnen Orte den Prometheus in verschiedene genealogische Verbindungen brachten, von denen wir später sprechen wollen. Wichtig für die Bedeutung des Ganzen ist es aber, daß Aeschylus den Opferbetrug, dessen sich Prometheus nach Hesiodus schuldig machte, nicht ausdrücklich erwähnt, vielleicht auf denselben gar nicht anspielt, sondern alles Gewicht darauf legt, daß Prometheus die Menschen, welche Zeus vertilgen wollte, gerettet, und indem er das Feuer ihnen listig zugewendet, mit demselben ihnen jede Kunst und Wissenschaft, also eine Erkenntniß mitgetheilt habe, welche Zeus ihnen vorenthalten wollte. Daß unter dem Feuer geistige Erkenntniß, Gnosis, zu verstehen sey, haben schon die Alten ausgesprochen. Als Ort, wo Prometheus gefesselt ist, nennt Aeschylus statt der Hesiodischen Säule den Kaukasus. Wie tief er aber den Kern des Mythus erfaßte, zeigte er darin, daß er alle Menschen, die Lebendigen wie die Todten, ja selbst die ganze Natur die Strafleiden ihres Wohlthäters mitempfinden läßt, ferner darin, daß Herakles, welcher den Prometheus durch Erlegung des Adlers, der an seiner Leber nagt, von seinen langen Leiden erlöst, der Gerechtigkeit des Zeus in der Person des Cheiron erst einen Stellvertreter geben muß. Was das Mitleiden der Natur anbelangt, so läßt sich dasselbe keineswegs als Erfindung des Aeschylus betrachten, sondern es bildet einen wesentlichen Bestandtheil der Sage. Bey Apollonius dem Rhodier (Argon. III. 845 ffg.) und seinem Nachahmer Valerius Flaccus (VII. 356 ffg.) lesen wir, daß aus den Blutstropfen des Prometheus, welche auf den Kaukasus herabflossen, ein Zauberkraut erwachsen sey, das nicht bloß gegen Schwert und Feuer schütze, sondern auch die Eigenthümlichkeit habe, daß, wenn man es ausreiße, die Erde in ihrer innersten Tiefe erdröhne, und Prometheus in Schmerzen erseufze (S. 24), eine Angabe, durch welche das Strafleiden des Prometheus als ein fortdauerndes bezeichnet ist. Ueberdieß erzählen die Tscherkessen am Kaukasus noch gegenwärtig von einem Riesen, dessen Wissen Alles umfasse, was die Erde und der Himmel biete, und der die Kühnheit dieses seines Strebens seit Jahrtausenden in einem tiefen Felsenthale büße, das kein Sterblicher betreten könne, weil jedem, der sich nahet, ein plötzlicher Sturmwind, wie aus der Brust eines Titanen gehaucht, entgegen brause.

Wenn man früher, sagt der Herr Verfasser (S. 15 fg.), nur den gefesselten Prometheus im Auge habend, glaubte, die höchste Bedeutung dieser Tragödie sey der Triumph des Unterliegens, indem der Tyrannis des Zeus gegenüber der freye Titan nur äußerlich bezwungen, innerlich ungebrochen, wie ein fallender Held besiegt siege, so wurde dabey übersehen, daß dann Aeschylus, weit entfernt, ein theologischer, Pythagorischer Dichter zu seyn, vielmehr selbst ein anderer Titan gewesen wäre, während doch derselbe Dichter als Schluß des gefesselten

Prometheus einen befreyten, mit Zeus versöhnten Prometheus gedichtet hat. Gerade darin, daß Aeschylus den gefesselten Prometheus alle Wildheit seiner titanischen Natur und seines von Zorn strotzenden Gemüthes austoben läßt, bewies er die bewunderungswürdige Ueberlegenheit seines Dichtergeistes, und zeigte, wie sehr er sich einer höhern Lösung und Versöhnung dieser feindlichen Gegensätze bewußt war; denn nur wer des Sieges gewiß ist, kann alle Kraft des Gegners, ohne sie zu fürchten, ruhig sich entwickeln lassen.

Die dritte Hauptform des Prometheusmythus (S. 17 ffg.) findet sich zwar in den uns erhaltenen Denkmalen der alten Litteratur schon vor Aeschylus, läßt sich jedoch nicht mit Sicherheit bis in das Zeitalter des Hesiodus zurückverfolgen. Während in der Hesiodischen Erzählung Prometheus als Schwager, ja als Gemahl der Pandora, ganz wie ein griechischer Adam erscheint, bey Aeschylus aber als geistiger Vater der Menschen, der das dem Untergange bestimmte Geschlecht gerettet und ihm mit dem Feuer alles wahrhaft Menschliche, Kunst und Wissenschaft, mitgetheilt hat, legt jene dritte Hauptform des Mythus ihm die ganze Schöpfung des Menschen nach Leib und Seele bey. Die merkwürdigste Darstellung dieser Seite des Mythus findet sich bey Fulgentius (Mythol. II, 9.), einem der Zeit nach allerdings späten Schriftsteller; allein sie ist, wie der Verfasser richtig bemerkt, sicherlich nicht von ihm erfunden, sondern aus ältern Quellen geschöpft worden, und lautet also: Prometheus habe den Menschen aus Lehm gebildet, seelenlos und unempfindlich. Da sey Minerva gekommen, habe sein Werk bewundert, und ihm, wenn er davon für die Sterblichen Gebrauch machen wollte, solche Gaben verheißen, wie die Unsterblichen besäßen, worauf Prometheus erwiedert habe, ihm sey unbekannt, welche Gaben die Unsterblichen besitzen; sie möge ihm diese zeigen, damit er die, welche ihm die beßten schienen, wählen könne. Minerva habe ihn dann auf dem Rande ihres siebenfältigen Schildes in den Himmel emporgehoben, und als er hier gesehen, daß von der lodernden Flamme des Feuers Alles zum Leben beseelt werde, habe er das Feuer in der Ferula, die er an den Rädern des Sonnenwagens angezündet, zur Erde herabgebracht, auf die Brust der von ihm gebildeten Menschen gelegt, und also das Leben in sie eingeströmt.

Wir treten ohne Bedenken der Vermuthung des Herrn Verfassers bey, daß Fulgentius, wie andere seiner Erzählungen, so auch diesen Mythus aus dem Pythagorischen Dichter Epicharmus, vielleicht aus dessen Pyrrha und Prometheus, entlehnt habe, welcher bekanntlich lehrte, des Menschen Vernunft stamme aus der göttlichen Vernunft, der Leib sey Erde, der Geist Feuer, aus der Sonne genommen, und im Tode kehrten beyde dahin zurück, woher sie genommen, der Leib zur Erde, der Geist aber aufwärts.

Besonders findet sich Prometheus sehr häufig auf antiken Bildwerken als Menschenbildner vorgestellt, gewöhnlich so, daß er auf einem Felsen sitzend, ein Lehmgebilde vor sich hat, und Athene dieses entweder durch Berührung mit der Rechten oder dadurch beseelt, daß sie demselben einen Schmetterling als Symbol der Seele auf das Haupt setzt. Auf einer altgriechischen Gemme hält er in der einen Hand einen Menschenfinger, in der andern einen Feuerstab, hinter ihm schlägt, seine Bestrafung andeutend, ein Blitzstrahl herab. Die übrigen Sagen und Gebräuche, welche zum Verständniß des ursprünglichen Sinnes des Prometheusmythus nicht nothwendig sind, wollen wir hier übergehen, und die Erklärung, welche der gelehrte Herr Verfasser giebt, so weit anführen, als wir mit ihm übereinstimmen; jene Punkte aber, in welchen wir von ihm abweichen, später berühren, um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

L. J. Guenebault, Dictionnaire iconographique des monuments de l'antiquité chrétienne et du moyen âge depuis le bas empire jusqu'à la fin du 16 siècle. T. I. Livr. 1. Par. 1843.

Dr. Ph. v. Holger, Die Staatswirthschafts-Chemie. Heft 1 — 3. Wien 1843.

W. Roscher, Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft. Nach geschichtlicher Methode. Göttingen 1843.

Dr. C. A. Platner, Grundzüge einer allgemeinen Physiologie. Jena 1844.

Dr. Lud. Fick, Lehrbuch der Anatomie des Menschen. Heft 1. 2. Leipz. 1843.

Dr. Lud. Türck, Abhandlung über Spinal-Irritation. Wien 1843.

Dr. Fr. Pauli, Untersuchungen und Erfahrungen im Gebiete der Chirurgie. Leipz. 1844.

Dr. W. Hennemann, Ueber eine neue Reihe subcutaner Operationen. Rostock 1843.

L. Arndt's Grundriß der juristischen Encyklopädie und Methodologie. München 1843.

Dr. G. Beseler, Volksrecht und Juristenrecht. Leipz. 1843.

Dr. Rob. Osterloh, Der ordentliche bürgerliche Proceß nach königlich sächsischem Rechte systematisch dargestellt. Bd. 1. Leipzig 1843.

J. D. H. Temme, Kritik des Entwurfs des Strafgesetzbuches für die Preußischen Staaten. Th. 1. 2. Berlin 1843.

J. K. J. Maucher, Systematisches Handbuch des österreichischen Strafgesetzes über Verbrechen und die auf dasselbe sich unmittelbar beziehenden Gesetze und Anordnungen. Lief. 1. 2. Wien 1843.

Fred. Murhard. Nouveau recueil général de traités, conventions et autres transactions remarquables, servant à la connaissance des relations étrangères des puissances et états dans leurs rapports mutuels. T. I. Götting. 1843.

Dr. H. L. Schier, Handbuch des k. sächsischen Civilprozeßrechts. Bd. 1. Der ordinarische Civilprozeß nach k. sächsischem Rechte. Arnold 1843.

Dr. J. A. Möhler, Die Einheit in der Kirche oder das Princip des Katholicismus, dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drey ersten Jahrhunderte. Tübingen 1843.

K. Fr. Gaupp, Die Union der deutschen Kirchen. Breslau 1843.

E. Perthel, Pabst Leo's I. Leben und Lehren. Ein Beytrag zur Kirchen- und Dogmengeschichte. Jena 1843.

Dr. J. T. Beck, Umriß der biblischen Seelenlehre. Stuttgart 1843.

Louis de Leon, Obras reconocidas y cotejadas, con varios manuscritos por el Fr. Ant. Merino. T. 1 — 5. Madr. 1804 — 6.

Dr. H. Hupfeld, Ueber Begriff und Methode der sogenannten biblischen Einleitung nebst einer Uebersicht ihrer Geschichte und Literatur. Marburg 1844.

K. B. Moll, Die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preußens, deren Ursachen und die Mittel zu ihrer Abhülfe. Pasewalk 1843.

Dr. J. H. Möller, Urkundliche Geschichte des Klosters Reinhardsbrunn. Gotha 1843.

Dr. Ant. Jos. Binterim, Pragmatische Geschichte der deutschen National-, Provincial- und vorzüglichsten Diöcesanconcilien vom vierten Jahrhundert bis auf das Concilium zu Trient. Bd. 1. Mainz 1840.

Dr. J. A. G. Hoffmann, Versuch einer Darstellung des in den sächsischen Herzogthümern geltenden Kirchenrechts. Hildburghausen 1843.

Dr. Fr. Lübker, Die Organisation der Gelehrtenschule, mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Leipzig 1843.

Bart. José Gallardo, El Criticon, papel volante de literatura y bellas artes. Madr. 1835.

Hedendaagsche vaderlandsche Bibliotheek van wetenschap, kunst en Smaak, voor het jaar 1805 — 1811. Amsterd. 1805 — 11.

Nieuwe vaderlandsche Bibliotheek van Wetenschap, Kunst en Smaak. Deel 1 — 8. Amstel. 1797 — 1804.

Dr. J. W. Schäfer, Handbuch der deutschen Literatur. Th. 2. Von Opitz bis auf die neueste Zeit. Bremen 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juny.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Der Prometheusmythus von Prof. Dr. von Lasaulx.

(Fortsetzung.)

In der Hesiodischen Erzählung bedeuten Prometheus und Epimetheus ihren Namen, wie ihren Thaten nach nur die beyden Seiten des Urmenschen und der Menschen überhaupt als denkender Wesen (S. 27 ffg.): Prometheus heißt der Vorweise, Vorbedenker, Vorausdenkende, auch der Vorwitzige; Epimetheus der Nachweise, Nachbedenker, erst nach der That, wenn es zu spät ist, Gewitzigte. Beyde Brüder zusammen stellen den Menschen dar, wie er von jeher aus Weisheit und Thorheit gemischt ist. Ihr Weib Pandora ist die griechische Eva, deren Natur niemals poetischer geschildert wurde, als es Hesiodus gethan hat. Der Feuerdiebstahl ist ein sinnliches Bild der gestohlenen Erkenntniß des Guten und Bösen, und wenn in Folge dieser That ein Adler, der Sohn des Typhon und der Schlange Echidna, beständig die Brust des Prometheus so lange zernagt, bis einst in der Fülle der Zeiten nach dem Rathschlusse des Zeus, der seinen geliebten Sohn darin verherrlichen wollte, Herakles des Prometheus Erlöser wurde, so sehen wir auf der einen Seite die Unruhe und das namenlose Elend des von Gott abgefallenen Menschen in der Lage des Prometheus, auf der andern Seite aber die ewige Erbarmung in Herakles und Cheiron, welcher sich freywillig in den Tod hingiebt, um die Gerechtigkeit des Zeus zu versöhnen, klar bezeichnet, oder, um mit Bacon und Görres zu reden, die weltgeschichtliche Wahrheit der Erlösung der durch die Sünde in Elend und Unglück gestürzten Menschen durch Christus angedeutet.

Wenn die Argiver die Erfindung des Feuers dem Phoroneus beylegten (S. 27 Not. 112), so zeigt sich indirekt auch in dieser Angabe, daß Prometheus und sein Feuerdiebstahl ursprünglich nichts anderes ausdrückten, als den Sündenfall unserer Stammältern. Wenn ferner in der dritten Hauptform des Mythus einige Dichter den Menschenbildner Prometheus die menschliche Natur aus Theilen aller Art, auch der Thierwelt, mischen lassen, so ist in dieser Ausdrucksweise die Wahrheit enthalten, daß der Mensch als letztes Glied der Schöpfung alle vorhergehenden Stufen des Lebens, wie in einem Mikrokosmus, in sich beschlossen habe.

Wir wollen nun diejenigen Punkte in Kürze bezeichnen, in welchen wir von der Ansicht des gechrten Herrn Verfassers abweichen, und zum Schlusse einige Theile des Prometheusmythus anführen, welche vielleicht als Zusätze zu betrachten sind, die er durch irrige Auffassung erhielt. Hr. Professor von Lasaulx legt der Sage vom Opferbetruge, welchen sich Prometheus erlaubt haben soll, eine Bedeutung bey, welche sie nach unserer Vermuthung nicht zu haben scheint. Unter der Herrschaft des Zeus entstand jener Erzählung zu Folge (S. 5) einst in der Stadt Mekone, welches nach Strabo das spätere Sicyon ist, und von Callimachus (fragm. 195) Sitz der Religion genannt wird, zwischen Göttern und Menschen darüber ein Rechtsstreit, welcher Theil von den Opfern den Göttern gegeben werden, welcher den Menschen verbleiben solle. Bey dieser

Gelegenheit soll Prometheus einen großen Stier geschlachtet, und, um den Sinn des Zeus zu täuschen, einerseits das Fleisch und Fett in die Haut eng verhüllt und den Magen des Stieres daraufgelegt, gegenüber aber die Knochen mit etwas glänzendem Fette bedeckt, künstlich aufgehäuft haben. Zeus habe über die ungleichen Theile gescholten, Prometheus aber lächelnd ihn wählen heißen. Da sey Zeus, der den Trug wohl durchschaut, beym Anblick der enthüllten Knochen gegen die Menschen in Zorn ergrimmt, und habe ihnen seitdem zur Strafe für den Betrug die Kraft des rastlosen Feuers nicht mehr gegeben, sondern das Leben so schwer gemacht, daß sie im Schweiße des Antlitzes ihr Brod essen mußten, bis Prometheus den Zeus abermals täuschte, und ihm des Feuers fernstrahlende Flamme in einem hohlen Narther heimlich entwendete.

Der Herr Verfasser bringt auch diese Erzählung, wie jene vom Feuerdiebstahl, mit dem großen Fall der ersten Menschen in Verbindung. Der Betrug beym Opfer, sagt er (S. 28 fg.) und der darauf folgende Feuerdiebstahl sind sehr bezeichnende Bilder für jene unvordenkliche Schuld, die in den Sagen der Völker am Anfange der Geschichte steht. Der Mensch, der als Geschöpf seinem Schöpfer mit seinem ganzen Seyn verpflichtet war, hat, als er in die Schiedlichkeit des Willens getreten, statt diesen zu opfern, ihn vielmehr sich eigen zu machen gesucht, und da er das geforderte Opfer seines selbstischen Willens nicht brachte, allerdings Gott um das, was Ihm gehörte, betrogen, Ihm statt des Fleisches nur die Knochen mit etwas Fett umwickelt dargebracht.

Wenn dieser Sinn der Sage von dem Opferbetruge, dessen sich Prometheus schuldig machte, zu Grunde liegt, so ist, wie uns scheint, der große Fall unserer Stammältern durch zwey verschiedene Bilder ausgedrückt. Wir können uns dann diese Erscheinung nur durch die Annahme erklären, daß, was man an einigen Orten durch den Feuerdiebstahl bezeichnete, in Mekone durch jenen Betrug ausgedrückt ward, und daß man später diese beyden Sagen in der Art mit einander verknüpfte, daß man den Zeus erst in Folge jenes großen Verbrechens den Menschen das Feuer entziehen ließ. Es ist aber auch sehr wohl möglich, daß jene Erzählung von dem Opferbetruge anfänglich eine sehr untergeordnete Bedeutung hatte und bloß erfunden wurde, um zu erklären, wodurch Prometheus zu dem Feuerdiebstahl veranlaßt wurde, und dieß dürfte dann geschehen seyn, als man die ursprüngliche Bedeutung des Mythus nicht mehr erkannte. Der Umstand, daß die Griechen ihren Göttern seit der frühesten Zeit bloß die Knochen, in Fett gehüllt, verbrannten, bot ein vortreffliches Mittel zur Erklärung der von Zeus über die Menschen verhängten harten Strafe, indem man jenen Opfergebrauch, welcher in das tiefste Alterthum hinaufreichte, auf den Repräsentanten der Menschen, auf Prometheus selbst zurückführte. Die Theile, welche die Menschen schon in der Urzeit den Göttern von dem geschlachteten Thiere darbrachten, standen allerdings mit jenen, welche sie für sich behielten, in keinem Verhältnisse, und deßhalb lag die Vermuthung sehr nahe, daß Prometheus, dieser Repräsentant der Menschheit, den Zorn des Zeus durch die Art und Weise, wie er ihm beym Opfern bedachte, auf sich geladen, dadurch die Entziehung des Feuers veranlaßt, und nun ein neues Verbrechen verübt, nämlich jetzt erst das Feuer gestohlen habe.

Ferner drängt sich uns die Frage auf, wie es wohl gekommen seyn möge, daß Prometheus, der ursprünglich doch nur den ersten Menschen bezeichnet, als Gott und als Menschenbildner angesehen wurde. Wir wollen zuerst die Erklärung des Herrn Verfassers anführen, und dieser unsre Vermuthung beyfügen. In den Darstellungen des Ovidius, Lucianus, Fulgentius und in den Werken der bildenden Kunst scheint nach des Herrn Verfassers Ansicht Prometheus mit Athene allerdings so aufzutreten, wie Tertullian ihn gefaßt hat, als alttestamentlicher Schöpfer, d. h. als der Zweyte unter den kosmogonischen Potenzen, der, wie die alten Theologen ihn nennen, als zweytrr Gott und großer Mitberather im Rathe der Elohim der eigentliche Demiurg und Vater aller Creatur ist. Allein genauer betrachtet, ist doch auch hier Prometheus nach des Herrn Verf. Ansicht nicht der wirkliche Schöpfer des Menschen. Wenn es heißt, er

habe den Menschen nach dem Ebenbilde der Götter gebildet, so ist damit nach seiner Annahme im Grunde nicht mehr gesagt, als daß der prometheische Mensch das Ebenbild Gottes sey; der Menschenbildner Prometheus ist selbst der Mensch, ohne den die Schönheit des Weltalls ohne Zeugen wäre. Großes Gewicht legt er auch darauf, daß die eigentliche Beseelung der Menschen nicht ihm, sondern der schöpferischen Weisheit der Athene zugeschrieben wird; denn während bey Hesiodus und Aeschylus das Feuer gleich Kunst, Wissenschaft, Erkenntniß genommen ist, wird hier durch das Feuer Leben, Seele, Geist überhaupt bezeichnet, Begriffe, die freylich in allen Sprachen in einander übergehen. Ueber die Göttlichkeit des Prometheus bemerkt der Herr Verfasser (S. 29 fg.) noch insbesondere: „Wenn gleich in der ersten Gestalt des Mythus Prometheus als eine dem Zeus coäterne Persönlichkeit bezeichnet wird, so ist das ganz im Geiste des philosophischen Heroismus der Hellenen, wie er sich schon bey Hesiodus ausspricht, daß aus derselben Wurzel Götter und sterbliche Menschen geworden sind, und bey Pindarus, daß Ein Geschlecht ist der Götter und der Menschen, und aus Einer Mutter Beyde das Leben haben. Wenn auch Aeschylus (S. 30) den Prometheus einen Gott nennt, und dieser sich rühmt, daß durch seine Rathschläge Zeus über die Titanen gesiegt, und daß er den neuen Göttern die Ehrenämter ausgetheilt habe: so spricht sich darin unter anderer Form derselbe Stolz der griechischen Heroenwelt aus, die, auf der fest gegründeten Erde stehend, ihren Göttern ebenbürtig sich fühlte, wie ja diese auch in Wahrheit nur durch und in dem Menschen, der an sie glaubte, Realität hatten."

So gerne wir die Tiefe des Geistes und den Scharfsinn anerkennen, welchen der Herr Verfasser bey der Erklärung dieses nach unserer Ansicht schwierigsten Punktes des Prometheusmythus bewies, so können wir doch nicht verhehlen, daß uns hier das Resultat seiner Erörterungen nicht ganz befriedigt. Es ist sehr wohl möglich, daß der Umstand, daß man das Feuer, dieses schöne Bild der Erkenntniß, bald vorzugsweise als Symbol des Geistes oder der Seele gebrauchte, welche nicht dieser Erde, sondern dem Himmel angehört, also die Entwendung des Feuers auf die Verpflanzung der Seele in einen irdischen Körper bezog, Veranlassung gab, daß man den Prometheus als Menschenbildner und als Gott betrachtete. Für diese Vermuthung spricht jene Feyer, welche dem Prometheus zu Athen veranstaltet wurde. In der Nähe des Ortes Colonus und der Akademie, innerhalb des geweihten Gebietes der Athene (S. 25), stand ein Altar des Prometheus. Auf dem alterthümlichen Sockel desselben waren er und Hephästus abgebildet; Prometheus als der erste und ältere mit einem Scepter in der Rechten, Hephästus als der jüngere und zweyte. Auch stand dort, von Pisistratus errichtet, eine Bildsäule des Eros. Vor dem Altar des Prometheus nun hielten sie, nachdem zuvor die Fackeln bey der Bildsäule des Eros angezündet worden waren, im Hochsommer jedes Jahres einen Fackelwettlauf in die athenische Töpfervorstadt Keramikos in der Art, daß stationenweise die brennende Fackel von einem Läufer dem andern überliefert wurde, bis der letzte sie lodernd ans Ziel brachte. Um den Sinn dieses Gebrauches zu erschließen, verweist der Herr Verfasser sehr passend auf eine Stelle des Plato (legg. VI. p. 455 — 459), welcher äußert, es sey Pflicht eines jeden guten Bürgers, sich zu verheirathen, um an seiner Statt in seinen Kindern Diener Gottes zu hinterlassen, und damit (setzt er hinzu) nach dem Gesetze der ewigen Natur das Leben, wie eine brennende Fackel einer dem andern überliefere. Zugleich erinnert er an die Erklärung Creuzers (Symb. III, 546), der in diesem Fackellaufe ein Bild des bald lodernden, bald erlöschenden Lebensfunkens erkennt, und erklärt sich gegen die Annahme (S. 26) einiger Gelehrten, welche aus der Oertlichkeit dieses Fackellaufes vom Altar des Prometheus in den Keramikos schließen, daß die ganze Festfeyer von den Töpfern, die man, da sie Prometheus als ihren Schutzpatron verehrt, scherzweise auch Prometheuse genannt, ausgegangen, also nichts anders, als ein Töpferfest gewesen sey.

Uns scheint der Umstand, daß die Fackel bey der Bildsäule des Eros angezündet wurde, besondere Berücksichtigung zu verdienen. Es ist bekannt, welch' eine große Bedeutung Eros in den samothracischen Weihen hatte, wo er besonders als schaffendes We-

sen, als Urheber der Dinge erscheint. Die ganze Feyer möchte also ursprünglich die Versetzung der menschlichen Seele, welche man als geistiges Lebensprincip unter dem Bilde des Feuers veranschaulichte, in dieses zeitliche Leben versinnlicht haben. Wie die Fackel, das Symbol des geistigen Lebens, bey der Bildsäule des nach den Vorstellungen der Griechen alles Leben begründenden Eros angezündet und eine lange Strecke getragen wird, bis sie unausgelöscht ihr Ziel erreicht, so durchwandert auch die Seele, das Ebenbild des Alles schaffenden Gottes, bey ihrer Versetzung auf die Erde eine fast unermeßliche Strecke, bis sie mit ungeschwächter Kraft ihr Ziel, d. h. den Körper, welchen sie beleben soll, erreicht. Durch jene Feyer wurde auf der einen Seite die Länge des Weges, den die Seele zurücklegt, bis sie auf die Erde gelangt, und die Schnelligkeit, womit sie dieselbe trotz der weiten Entfernung erreicht, auf der andern aber durch die stets lodernde Fackel ihre unvertilgbare Natur versinnlicht. Sobald man nun den Prometheus wegen dieser Auffassung des Feuerdiebstahles für den geistigen Vater der Menschen ansah, war es wohl sehr natürlich, daß man ihn auch als Bildner seines Leibes erklärte, in so ferne ein Geist auf dieser Erde ohne irdische Hülle nicht bestehen kann. Zur Veranschaulichung des Ursprunges und der Hinfälligkeit unsers Körpers ließ man ihn, wie einen Künstler, denselben aus Lehm oder Erde gestalten.

Indeß ist es auch sehr wohl möglich, daß eine andere Auffassung des Feuers, welches man bald für gewöhnliches Feuer hielt, zur Entstehung der Sage, daß Prometheus den Menschen gebildet habe, Veranlassung gab. Es ist bekannt (S. 30), daß selbst der tiefdenkende Pythagoreer Aeschylus der Erzählung folgt, nach welcher Prometheus das Feuer aus dem lemnischen Krater Mosychlos entwendete; ebenso bekannt ist, daß eine Menge griechischer Mythen schon zur Zeit des Homerus durch irrige Auffassung so sehr entstellt wurde, daß man ihre frühere Bedeutung kaum mehr errathen kann. Sobald man nun das Feuer, welches Prometheus entwendete, vom gewöhnlichem Feuer nicht mehr unterschied, mußte er eine von seiner früheren Natur sehr verschiedene Bedeutung erhalten. Es wurden ihm Eigenthümlichkeiten beygelegt, welche die Griechen sonst nur dem Sonnengott, dessen Kugel sie für lauteres Feuer hielten, zuschrieben. Wie sie diesen zur Versinnlichung der schaffenden Kraft des Sonnenlichtes als Ordner, Baumeister und Künstler überhaupt darstellten, so reihten sie auch an die durch Prometheus bewerkstelligte Verpflanzung des Feuers auf die Erde nicht bloß die Erfindung und Uebung aller Künste, sondern sie trugen auf ihn auch Vorzüge und Kunstfertigkeiten über, welche in andern Mythen von Hephästus geübt werden. Hieher gehört die bey Euripides und Apollodor erwähnte attische Sage (S. 23 fg.), daß Prometheus den Zeus bey der Geburt der Athene das Haupt geöffnet habe, in welcher er als Feuerkünstler erscheint, wie Hephästus, der Meister in allen Künsten ist, und überall, wo die Götter eines in den Geschäftskreis eines Feuerkünstlers einschlägigen Dienstes bedürfen, seine Geschicklichkeit erprobt. Wenn der Herr Verfasser (S. 24) glaubt, in der Erzählung des Duris von Samos, nach welchem Prometheus die Athene liebte, und wegen seines Versuches, ihr Gewalt anzuthun, an den Kaukasus geschmiedet wurde, sey nichts anders ausgedrückt, als in dem Feuerdiebstahle, nämlich der titanische Versuch des Menschen, die adulterirte göttliche Weisheit an sich zu reißen, so können wir ihm schon deßhalb nicht beystimmen, weil von Hephästus derselbe Versuch erzählt wird, dieser aber ursprünglich vom Prometheus wesentlich verschieden war. Wir vermuthen vielmehr, daß seine Liebe zu Pallas, wie jene des Hephästus, nur das nahe Verhältniß, in welchem sie als Künstler zu jener kunstgeübten Göttin standen, bezeichnet oder sich auf die innige Verbindung bezogen habe, in welche man die Lichtgötter zur Versinnlichung der nahen Beziehung, in der Sonne und Mond am Himmel stehen, zu einander brachte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Der Prometheusmythus von Prof. Dr. von Lasaulx.

(Schluß.)

Die Kunstfertigkeit, welche man ihm als Feuerbringer zuschrieb, möchte vielleicht auch Veranlassung gegeben haben, daß er in die Reihe der Kabiren (S. 25) gesetzt ward, und wenn vielleicht das ihm von Demeter nach einer Sage anvertraute Kistchen, über dessen Inhalt Pausanias schweigt, den Phallus des erschlagenen Kabirenbruders oder des Dionysius enthielt, so möchte dieser Phallus, in dessen Besitze Prometheus ist, ursprünglich wohl nichts anders als die schöpferische Kraft des Feuers, namentlich des Sonnenlichtes, veranschaulicht haben. Die höchste Kunstfertigkeit bezeichnet in dem durch irrige Auffassung des Feuers wesentlich veränderten Prometheusmythus die Bildung des Menschen, welcher unter allen lebendigen Wesen auch in körperlicher Beziehung das Vollendetste, das Meisterstück der Schöpfung ist. Nach dieser Ansicht dürfte also die Erzählung von der Menschenbildung durch Prometheus nichts anderes bedeutet haben, als den höchsten Grad oder den Gipfel aller jener Kunstfertigkeiten, deren Uebung durch den Gebrauch des Feuers bedingt ist, eine Vermuthung, zu welcher besonders die innige Verbindung, in der Pallas mit dem mit der Bildung des Menschen beschäftigten Prometheus steht, hinführt. Da man aber wohl einsah, daß der Geist einen ganz andern Ursprung habe, als der hinfällige Körper, so setzte man zur Hindeutung auf die unsterbliche Natur der menschlichen Seele und zur Bezeichnung der Heimath, welcher sie angehört, einen Schmetterling, dieses sinnreiche Symbol der ψυχή bey den Griechen, auf das von Prometheus aus Erde oder Lehm geformte Gebilde. Hätte man dem Prometheus später nicht in vieler Beziehung gleiche Geschicklichkeit mit Hephästus eingeräumt, so ließe sich nicht leicht erklären, warum man ihm, wie dem Hephästus, Hera (S. 24) zur Mutter gegeben habe.

Auf eine irrige Auffassung der ursprünglichen Bedeutung des Prometheusmythus beziehen wir auch jene Angaben, die ihn als Erfinder der Weisheit und der Vorsehung bezeichnen, und die Isis ihm zur Tochter geben (S. 24). Wir vermuthen, daß man ihn deßhalb Erfinder der Weisheit genannt habe, weil man das Feuer oder Licht, dieses alte Symbol der Erkenntniß, als das Mittel betrachtete, welches die Finsterniß des Geistes zerstreut und diesem das Wesen und die Bedeutung aller Dinge erschließt. Die Angabe aber, daß er Erfinder der Vorsehung gewesen sey, dürfte zunächst die verkehrte Auffassung seines Namens veranlaßt haben. Auch möchte er wohl bloß aus diesem Grunde Vater des Zeus genannt worden seyn.

Sobald man den Prometheus wegen der Bedeutung, in welcher man das Feuer später gewöhnlich auffaßte, als Künstler und Erfinder der Weisheit darstellte, und ihn aus diesem Grunde, wie den Hephästus, als Gott betrachtete, mußte er natürlich in die Genealogie der griechischen Götterwelt verflochten werden, wozu, abgesehen von andern Umständen, schon seine Verbindung mit Hera beytrug; diese genealogische Verknüpfung aber mußte die Meinung, daß er schon ursprünglich Gott gewe-

sen sey, um so fester begründen. Allein in jener Genealogie, welche ihn Vater des Deukalion und selbst des Hellen nennt, tritt er noch recht deutlich als das auf, was er ursprünglich war, nämlich als Repräsentant der Menschheit, als der griechische Adam. Wenn die Sage den Deukalion zu seinem Sohne macht, so überspringt sie, wie man leicht einsieht, eine Reihe von Geschlechtern, und knüpft diesen zweyten Stammvater der Menschen, den griechischen Noah, sofort an den ersten, an Adam, an. Den Namen Deukalion leitet der Herr Verfasser (S. 8 Nr. 23) von δεῦκος = γλεῦκος (süßer Most) ab, und glaubt, daß Deukalion vielleicht den Griechen, wie Noah den Hebräern, als erster Weinpflanzer galt (Genesis 9, 20). Wir können uns an keine unter den über Deukalion erhaltenen Sagen erinnern, durch welche sich diese Ansicht erweisen ließe, und treten deßhalb der Vermuthung Welckers (Nachtrag zur Aeschyl. Trilog. S. 317 not.) bey, nach welchem Δεύκαλος einen bezeichnet, der in die See geht. Dieser Gelehrte erinnert zugleich, daß, wenn Odysseus seinen Großvater Deukalion nennt, (Odyss. XIX, 183), dieses sehr bedeutsam sey, in so ferne dieser Name auf sein eigenes langes Schifffahren hinweise. Welckers Erklärung scheint uns sowohl durch die Ableitung des Namens Deukalion, als auch durch die Stelle, welche dieser als Noah bey den Griechen einnimmt, vollkommen gerechtfertigt zu seyn. Wenn endlich Hellen als Sohn des Prometheus bezeichnet wird, so hat die Sage abermals eine Reihe von Geschlechtern übersprungen, indem sie den Stammvater der Hellenen unmittelbar an den ersten Menschen anreiht, statt ihn mit dem griechischen Noah in Verbindung zu setzen.

Zu diesen Erörterungen fügen wir einige über zwey Ansichten des Herrn Verfassers, deren Inhalt sich nicht auf diese Abhandlung über den Prometheusmythus beschränkt, sondern auf das ganze Gebiet der griechischen Mythologie ausdehnt. Zuvörderst tritt er nämlich (S. 27 not. 112) der Behauptung entschieden entgegen, daß die heidnischen Sagen aus Verunstaltungen unsers alten Testamentes entstanden seyen, und erklärt die auf diese Voraussetzung gegründeten Systeme von G. J. Vossius und P. D. Huet für historisch unerweislich und im Principe verfehlt. Sodann glaubt er (S. 4), daß sich aus der Geschichte und den Religionen des Heidenthums ein zweytes apokryphisches altes Testament herstellen lasse, deren beyder Fortsetzung und Erfüllung das neue Testament enthalte. Mit dieser letztern Ansicht hängt eine Bemerkung auf das innigste zusammen, welche der Verfasser an einer andern Stelle (S. 27) ausspricht. Er glaubt nämlich, daß, wie das, was im Knaben verborgen ist, der Jüngling zeigt, was in diesem liegt, im Manne offenbar wird, so auch in jeder der nachfolgenden Hauptgestalten des Prometheusmythus der Inhalt der vorhergehenden sich verklärt zeige, und dieser Proceß sich so lange wiederholt habe, bis das dem Mythus eingeborne Feuer, nachdem es jeden fremdartigen Stoff verzehrt hatte, zuletzt wie ein Blitz der Wahrheit durchgeschlagen habe.

Mit diesen Ansichten des Herrn Verf. können wir nicht ganz einverstanden seyn. Allerdings wäre es sonderbar, wenn man in allen griechischen Sagen nichts als Verunstaltungen von Lehren und Wahrheiten des alten Testamentes erkennen wollte, da dieselben größtentheils dem Gestirndienste der Griechen und den Eigenthümlichkeiten ihres Cultus, so wie ihrer Anschauungsweise ihre Entstehung zu verdanken hatten. Auf der andern Seite läßt sich aber schwerlich verkennen, daß sich in ihnen auch viele Ueberreste alter Offenbarung vorfinden, und in so ferne diese nicht in ihrer ursprünglichen Einfachheit dargestellt, sondern durch verschiedene Bilder ausgedrückt, und später durch eine Menge fremdartiger Zusätze verzerrt wurden, kann man allerdings sagen, der ursprüngliche Sinn derselben sey entstellt worden. Für diese Ansicht spricht nicht bloß die Auctorität der Kirchenväter, sondern auch jene der größten Forscher und Theologen neuerer Zeit, unter denen wir statt vieler nur zwey nennen, Stolberg und Möhler, dessen Abhandlung über das Heidenthum (Hist.-polit. Blätter v. 1838 Th. 2 S. 185 ffg.) die besten Aufschlüsse giebt. Möhler sagt unter Anderm eben so schön, als wahr: „Mit der ersten Sünde war der Keim alles Irrthums gegeben. Der Ungehorsam des Willens hatte sogleich Verdunklung der Vernunft im Gefolge, die

wieder rückwärts auf den Willen wirkte, der hinwiederum die Vernunft verschlimmerte, und so gieng es in gegenseitiger Wechselwirkung fort, bis das Gebäude des Heidenthums in seiner furchtbar gräßlichen Gestalt sich darstellte. Welche Gestalt das Heidenthum ursprünglich gehabt, ist für uns hier gleichgültig, ob es zuerst den Menschen oder dem Menschen göttliche Verehrung gezollt; das aber ist wichtig, daß wir den nun von Gott abgefallenen Menschen so betrachten, daß er anstatt Gott die Natur verherrlichte, anstatt den Schöpfer das Geschöpf als Gottheit anbetete." Wir sind von der Wahrheit der Ansicht des seligen Möhler so fest überzeugt, daß wir es für unmöglich halten, daß sich aus der Geschichte und den Religionen des heidnischen Alterthums ein zweytes apokryphisches altes Testament herstellen lasse. Vielmehr glauben wir, daß die Geschichte der griechischen Mythen von der Zeit ihrer Entstehung bis zu ihrer Auflösung ein großes Drama genannt werden könne, in welchem wir den von Gott losgerissenen Menschen in beständigem Kampfe mit dem Irrthum und einem mächtigen Ringen nach Wahrheit erblicken, ohne daß er, obschon er auch alle Kräfte aufbietet, das Ziel seiner rastlosen Anstrengung eher erreicht, als bis die ewige Liebe ihren Sohn auf die Erde herabsendet, welcher den furchtbaren, durch keine menschliche Kraft zu entwirrenden, Knoten eben so schnell, als vollständig löst, und das Drama auf das glücklichste endet.

Endlich können wir uns, wir mögen den Prometheusmythus allein, oder das gesammte Gebiet der griechischen Mythologie betrachten, nicht überzeugen, daß ein Mythus im Laufe der Zeit eine solche Fortbildung erhalten habe, daß sein Kern am Ende von der Schale sich trennte, und in seiner ganzen Vortrefflichkeit hervortrat. Wahr ist es, daß uns oft bey einem ganz späten Schriftsteller eine Sage in einer Vollständigkeit, Einfachheit und Klarheit entgegentritt, welche wir bey frühern vergeblich suchen. Diese Erscheinung hat, wie der Herr Verfasser bey der aus Fulgentius angeführten Erzählung von der Beseelung des von Prometheus gebildeten Menschen selbst bemerkt, ihren Grund darin, daß solche Schriftsteller aus Quellen schöpften, welche für uns verloren gegangen sind. Allein aus dem Umstande, daß einige Dichter oder Philosophen den ursprünglichen Sinn einer oder der andern Sage tiefer erfaßten oder klarer ausprägten, als dieß viele ihrer Vorgänger thaten, können wir nicht schließen, daß alle Mythen nicht bloß von Seiten einzelner Schriftsteller, sondern von Seite der gesammten griechischen Nation mit jedem Jahrhunderte vollständiger erfaßt wurden. Wir glauben, daß, wenn diese Annahme gegründet wäre, das Heidenthum im Laufe der Zeit sich so von allen ihm anklebenden Schlacken gereinigt hätte, daß bey der Erscheinung des Christenthums nur noch seine letzte Verklärung, nicht aber eine neue Herstellung der im Heidenthume am Ende fast ganz verlorenen Wahrheit, nothwendig gewesen seyn würde.

Allerdings ist auch in den Heiden das Bewußtseyn des tiefen Falles in Folge der ersten Sünde nie ganz erloschen, und deßhalb begegnen wir auch so vielen Sagen und Angaben, welche theils auf diese Thatsache hinweisen, theils zeigen, wie lebhaft sie die Nothwendigkeit einer Erlösung aus Irrthum und Sünde fühlten. Allein jenes Bewußtseyn und diese Sehnsucht treten weder mit jener Stärke, noch auch bey allen Gliedern des griechischen Volkes in der Art hervor, wie dieß bey den Hebräern der Fall war. Ließe sich aber aus den griechischen Mythen ein zweytes apokryphisches altes Testament herstellen, hätte sich der Inhalt derselben mit jedem Jahrhunderte verklärt, so müßte nach unserer Ansicht jene Sehnsucht nach dem Erlöser sich nicht bloß mit jedem Jahrhunderte steigern, sondern auch allmählig in dem ganzen Volke hervorbrechen, eine Erscheinung, welche wir zwar in der Geschichte der Hebräer sehen, in jener der Griechen aber nicht auf gleiche Weise wahrnehmen.

Wir schließen unsere Anzeige dieser Abhandlung, welche einen der sinnreichsten und schönsten Mythen des Alterthums aufschließt und in seiner hohen Bedeutung darstellt, mit dem innigen Wunsche, daß der Herr Verfasser auch ferner seine herrlichen Talente und gründlichen Kenntnisse einem Theile der Alterthumswissenschaft zuwenden möge, dessen Aufhellung ihm bereits sehr viel verdankt. Ungemein würde es uns aber im Interesse der Wis-

senschaft freuen, wenn er seine Ansicht über Inhalt und Bedeutung der gesammten griechischen Mythologie und ihr Verhältniß zur ersten Offenbarung recht bald ausführlich entwickelte.

Uschold.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Blik op den toetstand der Nederlandsche letterkunde. s. l. 1842.

Satire di Lodovico Ariosto. Edizione critica riveduta da Gio. Gasp. Orelli. Zurigo 1842. 4.

The annual register or a view of the history and politics of the year 1842. Lond. 1843.

Sab. Berthelot, Extrait du rapport fait à la société de géographie de Paris pour l'année 1839. Paris 1840. 8.

Address to the royal geographical society of London, delivered at the aniversary meeting on the 22. May 1843. by W. R. Hamilton. London 1843.

Fr. Diez, Grammatik der romanischen Sprachen. Dritter und letzter Theil. Bonn 1843.

Dr. Th. H. Jacobi, Beyträge zur deutschen Grammatik. Berlin 1843.

Lor. Blanco, Epitome de volumi Ercolanesi. Napoli 1841.

A. Alexander, Quaestionum naturalium et moralium ad Aristotelis philosophiam illustrandam. ex rec. L. Spengel. Monachii 1842.

Emendationes Theocriteae. Scripsit H. Lud. Ahrens. Gotting. 1841.

Comédies d'Aristophane. traduites du grec par M. Artaud. Paris 1841.

Averrois, Commentarius in Aristotelis de arte rhetorica libros tres. Hebraice versus a Todroso Todrosi Arelatensi. Nunc primum ex codice biblioth. senat. Lipsiensis cum prolegomenis copiosiss. ed. Dr. J. Goldenthal. Lipsiae 1842.

Vendidad Sadé, l'un des livres de Zoroastre lithographié d'après le Manuscrit Zend de la bibliothèque du Roi et publié par M. E. Burnouf. Livr. 10 et dern. Paris 1843. fol.

Ed. Silesius, Spaziergang durch die Alpen von Traunstein zum Montblanc. Th. 1 — 3. Wien 1841.

W. Cornwallis Harris, The Highlands of Aethiopia described during eigtheen month's residence of a british Embassy at the christian court of Shoa. Vol. 1 — 3. London 1841.

Viaggi di Amerigo Vespuci con la vita, l'elogio e la dissertazione giustificativa di questo celebre navigatore di Stanislao Canovai. Vol. 1 — 4. Firenze 1832.

James Albot, Narrative of a journey from Heraut to Khiva, Moscow and St. Petersburgh, during the late Russian invasion of Khiva and the Kingdom of Khaurism. Vol. 1. 2. London 1843.

L'art de vérifier les dates depuis l'année 1770 jusqu'à nos jours. Publié par M. le Marquis de Fortia. Vol. 17. Paris 1842.

Rud. Frhr. v. Stillfried, Monumenta Zollerana. Quellensammlung zur Geschichte des Erlauchten Hauses der Grafen von Zollern und Burggrafen von Nürnberg. Th. 1. Monumenta Zollerana. I. Documenta. Vol. I. Saec. XI — XIII. Halle 1843.

Ueber den niederen Adel und dessen politische Stellung in Deutschland. Stuttgart 1842.

J. Voigt, Namen-Codex der deutschen Ordens-Beamten, Hochmeister, Landmeister, Großgebietiger, Komthure, Vögte, Pfleger &c. in Preußen. Königsberg 1843.

P. Gauger, Der Ritterorden des heiligen Johannes von Jerusalem oder die Maltheser. 1. Abth. Geschichte des Ordens. Karlsruhe 1841.

Dr. H. Büttner, Geschichte der politischen Hetärieen in Athen von der Zeit der kylonischen Verschwörung bis zum Ausgange der Dreyßig. Leipzig 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juny.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Prolegomena et annotationem in Theaetetum, Platonis dialogum, scripsit D. Burger junior etc. Lugduni Batavorum. H. W. Hazenberg et Soc. 1843.

Als eine Stimme aus dem gelehrten Nachbarlande bringen wir vorliegende Schrift zur Kenntniß der Leser dieses Blattes. Ihr Gegenstand fällt in das Gebiet philologisch-philosophischer Forschungen, als deren Vertreter in jenem Lande zuletzt van Heusde einen wohl verdienten Ruhm und auch in Deutschland geachteten Namen besaß. Bekannt ist das Bestreben dieses Mannes, die Sokratisch-Platonische Philosophie nicht etwa bloß als eine Quelle philosophischer Bildung für alle Zeiten darzustellen, sondern in dem Sinne zu reproduciren, um dieselbe als die allein rechte und heilsame Form der philosophischen Betrachtung in's Leben einzuführen und als Präservativ zu gebrauchen gegen die Speculationen der neueren Metaphysik, die sammt und sonders als unnütz und verderblich bezeichnet werden. Bedarf es nur einiger Unbefangenheit des Urtheils, um sofort den inneren Widerspruch dieses Bestrebens zu erkennen und einzusehen, daß die Ausführung dieses Gedankens nicht nur auf Beseitigung der neueren, sondern aller und jeder Philosophie, vornehmlich aber der Sokratisch-Platonischen im Sinne ihrer Urheber hinausliefe: so versteht es sich auch von selbst, daß eine Nation, in der eine solche Ansicht zur Geltung einer allgemeinen Ueberzeugung gelangen könnte, sich eben dadurch jedes Antheils an philosophischem Geiste entäußern würde. Daß dieß nicht der Fall, und daß sich in jenem Lande selbst mehrfache Stimmen gegen diesen Versuch van Heusde's ausgesprochen, ersehen wir aus einem Berichte von dort „über den dermaligen Zustand der Philosophie in den Niederlanden," welcher unlängst in einer bekannten philosophischen Zeitschrift Deutschlands *) mitgetheilt wurde. Auch der Verfasser vorliegender Schrift gehört in diesem Sinne nicht zu den Anhängern van Heusde's, wie sich gleich aus den ersten Worten der Introductio entnehmen läßt, die mit deutlicher Beziehung auf van Heusde's Ansichten geschrieben zu seyn scheinen. Andere Aeußerungen des Verf., so wie der eigentliche Grundgedanke seiner Schrift, bezeugen, daß er dem Studium der neuern Philosophie nicht fremd geblieben. Dieser Grundgedanke, den der Verf. in der ausdrücklich als Kern der Schrift bezeichneten Analysis Argumentationis ausspricht, ist der des dialektischen Processes. Dieser bietet den einzig richtigen Aufschluß für manche bis jetzt ungenügend erklärte Schwierigkeiten im Verständniß des Theätetus, der dem Verf. mit Recht als ein vorzügliches Muster der dialektischen Methode Platons gilt. Daraus ergiebt sich, daß die Untersuchung in diesem Dialoge nicht etwa bloß in polemischer Absicht sofort auf eine Darstellung und Widerlegung der Protagorischen Lehre eingeht, sondern dieses Moment der Entwickelung des gesuchten Begriffes von Wissenschaft, auch wenn es in der Geschichte nicht in der falschen Stellung eines selbständigen Princips hervorgetreten

---

*) Fichte's Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie.

wäre, nicht übergehen konnte. Die objektive Wahrheit dieses Gedankens, in dem Bewußtseyn der Gegenwart durch den Einfluß der neueren Philosophie mannigfach angeregt, ist auch für die Geschichte der Philosophie nicht unfruchtbar geblieben, indem selbst diejenigen, welche ihn, wie Brandis, in der bestimmten Fassung des Hegel'schen Systems bekämpfen, denselben in seiner Geltung mehr beschränkt als verläugnet wissen wollen. Weniger ist er allerdings bisher als Maaßstab der Erklärung und Beurtheilung einer besonderen Schrift angewendet worden, wie dieß hier von dem Verf. geschieht.

Was die Art der Durchführung betrifft, so ist freylich der Knoten oft leicht geschürzt, für den die Auflösung bereit gehalten wird. So bemerkt der Verf., die Widerlegung der Protagorischen Lehre werde so geführt, als sey sie die Hauptsache; allein in dem letzten Theile des Dialogs würden auch andere Ansichten bekämpft. Er schließt daraus: Consilia igitur multiplicia in hoece opere edendo fuisse videntur. Doch ist dieß nur scheinbar. Haec omnia, fährt er fort, ut uno libro, sic una notione comprehendi posse credo. Allein selbst der Schein ist nur ein erkünstelter; denn abgesehen von der auch zum Zwecke des Ganzen mitwirkenden Episode, wird die Einheit der Untersuchung in der Frage nach dem Begriffe der Wissenschaft vielmehr eher zur Schau gestellt, als irgend verhüllt und unkenntlich gemacht. Aehnliches gilt von anderen Bemerkungen des Verf., wie S. 37, wo er in den Worten Platons (187 A) τοσοῦτόν γε προβεβήκαμεν eine ausdrückliche Bestätigung der Richtigkeit seiner Erklärung finden will. —

Ueberhaupt wäre der Verf. im Irrthum, wenn er damit den Begriff der Platonischen Dialektik erschöpfend dargestellt zu haben glaubte; vielmehr ist dieß nur eine, obgleich wahre und wirkliche Seite derselben, die sie mit dem Gesetze jeder wahren Entwickelung theilt — ja, man könnte glauben, unbewußt theilt; da Platon, so oft er von seiner Methode und dem Wesen der Dialektik spricht, gerade diesen Zug nicht erwähnt. Auch besteht das Bedeutende der gewonnenen Erkenntniß vorzüglich in der erkannten Allgemeingültigkeit des Gesetzes, wodurch für das Begreifen von Natur und Geschichte sowohl im großen Ganzen als im Einzelnen ein wichtiges Erklärungsprincip gefunden ist. So wäre es also wohl denkbar, daß auch in einer wissenschaftlichen Untersuchung dieses Princip fortschreitender Entwickelung durch seine natürliche Wahrheit eher sich in der Anwendung geltend machte, als es selbst wissenschaftlich erkannt worden, um so mehr, als dem Alterthum seiner ganzen Stellung nach die Einsicht in eine solche umfassende Analogie nothwendig ferner liegen mußte als der neueren Zeit, die eine größere Reihe von Entwickelungsmomenten vor sich hat und zu überblicken vermag. —

In so fern die philosophische Analyse nicht bloß ein Conspectus des Inhalts, sondern zugleich eine Prüfung der Beweisführung seyn will, hätte der Verf. allerdings gründlicher auf die Frage eingehen müssen, ob und wie die Behauptung des Protagoras, daß der Mensch das Maaß aller Dinge, in der Meinung des Urhebers wirklich den Sinn habe, der in dem von Theätetus ausgesprochenen Satze enthalten ist, daß Wissenschaft sinnliche Wahrnehmung sey. Wenigstens war die Möglichkeit einer anderen Auffassung zu erwähnen, wenn auch in Ermangelung genügender Quellen der Geist sophistischer Denkweise und des Aristoteles übereinstimmende Beurtheilung als eine hinreichende Autorität gelten darf. Auf Anderes, was einer Berichtigung und näheren Bestimmung wohl bedürfte, gehen wir hier, um Weitläufigkeit zu vermeiden, nicht ein, und erwähnen nur noch eine Bemerkung, in der uns der Verf. ein sehr richtiges Urtheil zu bewähren scheint. Sie betrifft die zu unbeschränkte Bedeutung und Ausdehnung, die man in der neuesten Zeit der Ironie und Persiflage in den Schriften Platons eingeräumt hat, wodurch leicht eine willkührliche, nach dem Maaßstab eigener Billigung oder Mißbilligung berechnete, Mischung von Scherz und Ernst entsteht, und der richtige Begriff der philosophischen Ironie, wie er einmal gefunden worden, als der persönlich subjectiven Form der Dialektik, verkannt wird. Insbesondere erklärt sich der Verf. gegen Stallbaums Auffassung jener scherzhaften Vergleichung gewisser Seelenkräfte mit einem die Eindrücke aufnehmenden und besser oder schlechter be-

wahrenden Wachse, und dann mit einem Vogelbauer oder Taubenschlag, der die Begriffe, jedoch als unbegriffen — in potentia — in sich enthält, so daß es zum wirklichen Wissen und Begreifen noch erst des Ergreifens und Festhaltens bedarf; — in so fern gewiß mit Recht, als man darin eine Verspottung anderer erkennen wollte, von denen diese Vergleichungen als lächerliche und abgeschmackte entlehnt seyen. Abgesehen davon, daß man den Urheber nicht kennt und es also eine reine Hypothese ist, die durch den Ton der Stelle gar nicht unterstützt wird, wäre es vielmehr das Richtige, sie als ironische Vergleichungen in dem oben bezeichneten Sinne zu nehmen, durch welche der Schriftsteller eine Ansicht, die sich in dem dialektischen Fortgange sogleich als ungenügend erweist, anschaulich machen will. Der Verf. thut in so fern auch nicht ganz unrecht, sich auf den Gebrauch der μῦθοι zu berufen, wenn er auch darin zu weit geht, diese παραβολαὶ selbst μῦθοι zu nennen, da ihnen ein wesentliches Element der letzteren abgeht.

Vorausgeschickt sind die Abschnitte: De tempore, De personis, und ein Argumentum, die wir uns zu nennen begnügen, da sie nicht nur in Inhalt und Resultat mit den Stallbaum'schen Prolegomenis übereinstimmen, sondern auch in der Form auf den Charakter einer gründlich und selbständig geführten Untersuchung keinen Anspruch zu machen scheinen. Von philologischer Seite zeigt sich der Verf. in der Annotatio, einer Reihe Bemerkungen zu einzelnen Stellen, die sich in theils ergänzender, theils berichtigender Absicht an den erläuternden Commentar Stallbaums anschließen, ohne jedoch von grammatischen und sonstigen Irrthümern frey zu seyn. So behauptet Hr. B., in der Stelle 148 C. εἶτα διαλέων τοῦ ἀκμάζοντος καὶ ταχίστου ἡττήσης sey τοῦ nicht als Artikel, sondern als pron. indef. zu fassen und schlägt deßhalb eine Umstellung vor, während die richtige Erklärung des Artikels, den schon der Superlativ ταχίστου fordert, sowohl bey Stallbaum als in den cursirenden grammatischen Lehrbüchern zu finden war. Dennoch ist die Stelle belehrend in lexikalischer Hinsicht für die Bedeutung des ἀκμάζειν, die durch: validum esse nicht erreicht wird.

Eben so unbegründet ist es, wenn der Verf. in der Stelle 153 C. τὸν κολοφῶνα ἀναγκάζω προσβιβάζων κτέ gegen die von van Heusde und Heindorf geltend gemachte und auch von Stallbaum anerkannte richtige Erklärung des ἀναγκάζειν, evincere, die unnöthige Conjectur des Dobraeus: ἀναγαγὼν oder ἀνάγων wieder zu Ehren bringen will. Das Absurdum, welches der Verf. nachzuweisen sucht, entsteht nur dadurch, daß er, die Eigenthümlichkeit der griechischen Wortstellung verkennend, irrthümlich κολοφῶνα mit ἀναγκάζω verbindet statt des folgenden von τὴν χρυσῆν σειρὰν an.

Richtig dagegen und wohl begründet ist des Verf. Widerspruch gegen ein ähnliches Versehen Stallbaums, der, um eine vermeintliche Absurdität zu beseitigen, in der Stelle 161 A: ὅτι με οἴει λόγων τινὰ εἶναι δύλακον καὶ ῥᾳδίως ἐξελόντα ἐρεῖν κτέ. — μὲ in μοὶ verwandeln will, wogegen Hr. B. auf die Nothwendigkeit hinweist, das μὲ um des ἐξελόντα willen zu bewahren, und mit Recht bemerkt, daß es der Natur einer solchen scherzhaften Vergleichung entgegen sey, sie eine so strenge Nagelprobe bestehen zu lassen, statt dasjenige, was durch dieselbe anschaulich gemacht werden soll, in's Auge zu fassen. Sokrates vergleicht sich nicht mit einem Sacke, in so fern er die Reden herausnimmt, sondern in so fern er sie in sich hat und nur aus sich herauszunehmen braucht.

Die beyden angehängten Observationes übergehen wir als unwichtig.

Der Preis der Schrift scheint übrigens dafür zu sprechen, daß bey den holländischen Sofiern die Gelehrsamkeit noch in höherem Werthe steht als bey unsern Landsleuten.

C.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

C. Duteil, Notice archéologique sur le Dolmen de Montguyon. Bordeaux 1840.

C. Braun, Vaso Apulo del real Museo Borbonico in Napoli con dipinture di subbietti nuziali. Roma 1836.

Musei Etrusci quod Gregorius XVI. Pont. Max. in aedibus Vaticanis constituit monimenta. pars I. II. Romae 1842. fol.

C. Leemans, Papyri graeci musei antiquarii publici Lugduni - Batavi. Tom. I. Lugd. Bat. 1843. 4.

Fr. Carrara, Teodóra Ducaina Paleologhina, piombo unico inedito. Vienna 1840.

Jos. Arneth, Synopsis numorum Romanorum qui in museo caesareo Vindobonensi adservantur. Vindob. 1842.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausg. von Dr. G. Bacherer. Geschichte des Jahres 1842. Darmstadt 1843.

Fr. de Moncada, Espedicion de los Catalanes y Aragoneses contra Turcos y Griegos. Barcelona 1623. 4. (Iste seltene Ausgabe.)

E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Leipzig 1843.

D. do Couto, Observaçoes sobre as principaes causas da decadencia dos Portuguezes na Asia. Lisb. 1790.

Joaq. Maria Bovér de Rossello, Del origen, progreso y actual estado de la agricultura, artes y comercio en la isla de Mallorca. Palma 1841.

Eug. de Tapia, Historia de la civilizacion española desde la invasion de los Arabes hasta la epoca presente. Vol. 1 — 4. Madr. 1840.

Pasqual Salmeron, La antigua Carteia, ó Carcesa hoy cieza villa del reyno de Murcia. Madr. 1777. 4.

P. Gab. Henao, Averiguaciones de las antiguedades de cantabria enderezadas principalmente á descubrir las de Guipuzcoa. Vizcaya y Alava. Salamanca. 1689.

Gasp. Escolano, Decada primera de la historia de la insigne y coronada ciudad y Reyno de Valencia. P. 1. 2. Valencia 1610. fol.

F. Moise, Due Cronache Catalane inforno a fatti importantissimi sulla storia d'Italia del secolo XIII. e XIV. una di Raimondo Muntaner l'altra di Bernardo d'Esclot. Fasc. 1 — 10. Florenz 1843.

Morichini, Des institutions de bien faisance publique et d'instruction primaire à Rome, traduit par Bozelaire. Paris 1841.

Compte definitif des dépenses de l'exercice 1840. Paris 1842. 4.

Compte rendu par le ministre de l'agriculture et du commerce. Paris 1841.

Georges Duval, Souvenirs Thermidoriens. Vol. 1. 2. Paris 1841.

Budget des recettes et dépenses de l'exercice 1842. Paris 1841. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

BINDING SECT. APR 6 - 1967

AS
182
M82
Bd.17-18

Akademie der Wissenschaften,
Munich
Gelehrte Anzeigen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY